PRO
VERITATE
ET
REGNO
DEI
CHARLES HOLBROOK LIBRARY
Pacific School of Religion

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

1905

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Marburg i. H.
Verlag der Christlichen Welt
1905

75455

v.19
1905

Inhalt

A. Gedichte

Spalte

Summa theologiae (Reuter) 320
Du Nirgendwo und Ueberall (Philippi) 625
Kannst du vorübergehen? (Köstlin) 1009
Am Tage der Verklärung (Hunnius) 1033
Muspilli, das ist: der Weltbrand 1105
Leid (Haake) 1108
Lebens Ziel und Ende (Reuter) 1119
Gegenkönige (Lehn) 1129
Weihnachtsmysterium (Köstlin) 1216
Hirtensang und Kindelwiegen 1220

Erzählungen

Sozial-Aristokrat (Köstlin) 426
Der Sargnagel (Christaller) 738
Legende (Rose) 961
Schönheit. Eine Weihnachtsgeschichte (Oeser) 1212
Erinnerung (Christaller) 1221
Ein neues Jahr (F Daab) 1185

B. Erbauliches

Drei Neujahrswünsche für die Kirche (v Broecker) . . 1
Nicht sorglos, aber sorgenlos! 1. Petr. 5, 7 (Herzog) . 25
Zwei Psalmen. Ps. 137 und 126 (Furrer) 49

Gott (Niebergall)

1. Gott unser höchstes Glück. Matth. 13, 44—46 . . 73
2. Gott und Jesus. Matth. 11, 20 100
3. Vollkommenheit. Matth. 7, 48 121
4. Der liebe Gott. Matth. 6, 8 193
5. Die Macht Gottes. Mark. 10, 27 385
6. Der Zorn Gottes. Röm. 1, 18 409
7. Der barmherzige Gott 433
8. Gott unser Erzieher. Röm. 8, 28 457

Schillers Räuber. Predigt. Joel 3, 1; 2. Kor. 3, 6 (Burggraf) 145

Schillers Lied an die Freude. Predigt. Psalm 16, 10—11; 71, 20—23; 84, 4—7 (Burggraf) 217

Schillerpredigten (R) 25 163

Altes und Neues. Matth. 13, 52 (Wilhelm) 169

Der Todesweg Jesu (Liechtenhan)

1. Der Beginn des Todesweges. Mark. 8, 27—33 . 241
2. Unterwegs. Mark. 10, 32. 35—45 265
3. Der Abschied. Mark. 14, 22—25 289
4. Gethsemane 313
5. Jesu Schweigen. Mark. 15, 1—5 337
6. Tod und Sieg 361

Wie er ein Kämpfer war (Classen) 468

Elias (Schöttle)

1. Sturm. 1. Könige 19, 11 481
2. Stille. 1. Könige 19, 12—13 505
3. Stärkung. 1. Könige 19, 15. 18. 529

Aus dem ersten Buche Mose (Beckmann)

1. Die Schöpfungsgeschichte. 1. Mos. 1—25 553
2. Buße. 1. Mos. 1, 24—31 577
3. Sonntag. 1. Mos. 2, 2—3 601
4. Mann und Weib. 1. Mos. 2, 5—25 649
5. Die Erkenntnis. 1. Mos. 3, 1—7 673
6. Das Menschenleben — Menschenleid. 1. Mos. 3, 8—24 697

Spalte

7. Gottes Geist in der Geschichte der Menschen. 1. Mos. 4, 1—16 721
8. Arbeit. 1. Mos. 4, 17—22 745
9. Zorn und Rache. 1. Mos. 4. 23—24 769
10. Frömmigkeit. 1. Mos. 4, 25 f. 841
11. Die gute alte Zeit. 1. Mos. 5, 1—32 865
12. Lebensgenüsse. 1. Mos. 5, 29 889
13. Geister und Engel. 1. Mos. 6, 1—4 913
14. Sünde. 1. Mos. 6, 5—9, 18 985
15. Kultur. 1. Mos. 11, 1—9 937
16. Gehorsam gegen Gott. 1. Mos. 12, 1—4 . . . 1009

Brot. Mark. 8, 6 (Hackmann) 817
Vorlaufende Gnade. Jes. 65, 24 (B Daab) 1153
Furcht und Liebe. Matth. 10, 28; 1. Joh. 4, 18 1057 1081 1107
Komm o mein Heiland Jesu Christ (S) 1185
Fürchtet euch nicht (J Bauer) 1211
Zum Jahreswechsel (Liechtenhan) 1233

C. Stimmen der Väter

August Neander 344
August Hermann Franke: Nikodemus 731
Schwedische Sage (Grimm) 745
Theodor Gottlieb von Hippel 778 793

D. Biblisches

Textbibel des Alten und Neuen Testaments (W Bauer) 774

Die Bibel- und Babel-Litteratur [vergl. 1902 40 44; 1903 10 11 12 21 25 34 44; 1904 3 13 27] (Küchler) 155 446 1112 1238

Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte. Drei Vorlesungen (Harnack) 170 314 434

Von der Krisis in der gegenwärtigen Erforschung des Urchristentums und wie wir aus ihr herauskommen sollen (Wernle) 130

Biblische Zeit- und Streitfragen (Vollmer) 1090

Neue Pfade zum alten Gott (Glock) 689 715

Jesus Christus im Lichte der allgemeinen Religionsgeschichte (Furrer) 818

Neuere Litteratur zu den Gleichnissen Jesu [Weinel, Schullerus, Fiebig] (Wernle) 558

Jesus — ein vegetarischer Abstinent? [Winsch] (Traub) 351

Die Erscheinungen des auferstandenen Herrn vom psychologisch-naturwissenschaftlichen Standpunkt aus betrachtet (Wepfer) 536

Der Taufbefehl (Krüger) 698

E. Geschichtliches und Biographisches

Die Aegyptische Religion [Erman] (Gunkel) 553

Verhandlungen des Zweiten Internationalen Kongresses für Allgemeine Religionsgeschichte in Basel (R) 453

Die siebentägige Woche im Gebrauche der christlichen Kirche der ersten Jahrhunderte (Schürer) 345

Zu dem Gedicht vom Weltbrand oder „Muspilli“ (Bonus) . 1120

Luthers Tischreden (Thiele) 112

Zu Luthers Vorreden auf die Biblischen Bücher (Nestle) 857

Zu Luthers Vorreden auf die Heilige Schrift (Kleinert) . . 1029

Spalte

Die Straßburger Reformation nach ihrer religiösen Eigenart und ihrer Bedeutung für den Gesamtprotestantismus (Anrich) 583 602 630
Zum Gedächtnis Philipp Jakob Speners (von Schubert) 97
Der evangelische Geistliche in der deutschen Vergangenheit [Drews] (Simons) 1167
Die Entstehung der subjektiven öffentlichen Rechte des Individuums [Jellinek] (Foerster) 152
Nachklänge zur Kantfeier (Katzer) 462
Schiller als Prophet (Nithack-Stahn) 410
Schillerschriften (Stephan) 428 907
Goethe, Schiller, Schleiermacher (Burggraf) . . 366 386
Herrnhut [Schleiermacher und von Brinkmann] (Sulze) 60
Der junge Ernst Moritz Arndt als Menschenbildner (Müsebeck) 938 968 986
Jung Stilling und Arndt (Stephan) 1003
Rankes religiöse Anschauungen (Varrentrapp) . . . 531
Zur Erinnerung an Karl Christian Planck (Traub) . . 1017
1. Eine Mystifikation über Kierkegaard (Bonus) . . . 458
2. Die Papiere aus der Verlobungszeit Kierkegaards (Drachmann) 755
3. Vom Unterschied der lebendigen Werke und der philologischen und ästhetisch-technischen Dokumente (Bonus) 758
Eine Wuppertaler Diakonissin ohne Mütze [Hanna Faust] (Landgrebe) 400
Ein später Kranz. Hermann Schultz zum Gedächtnis (Bornemann) 1108
Naumann (Sieveking) 734
Delbrücks Erinnerungen, Aufsätze und Reden (von Oertzen) 35
Weihnachten im Kriege 1870 (Georg Schiele) . . . 1216

F. Religiöse und ethische Fragen

Fall Fischer siehe unter H
Briefwechsel zwischen Crome und Rade siehe unter H

Zur Wunderfrage [Vergl. 1904 Nr. 36 47 und 1906]
1. Gespräch des Sokrates mit Aristodemos (Kneisel) 157
2. Warum wir Naturwunder ablehnen (Friedrich) . 183
3. Zum Kampf um das Wunder (Blankenburg) . 300
4. Wunder und Naturgesetz (Laßwitz) 301
5. Ist die Ablehnung des Naturwunders religiös gleichgiltig? (Bruns) 611
6. Zur „modernen Wunderbeurteilung“ (Keßler) . 914
7. Religion, Offenbarung, Wunder (Faure) . . . 1034
Religion und Naturwissenschaft (Petersen) 928
Das „atheistische Denken“ der neueren Theologie. Zur Verständigung (Jaeger) 577
Die Absolutheit des Christentums. Zur Verständigung 722
Die Kreuzzeitung über das „atheistische Denken“ (R) . . . 742
Theologische Wissenschaft und „atheistisches Denken“ (Kalweit) 770
Muß die theologische Wissenschaft atheistisch denken? (Gallwitz) 795
Antwort und Schlußwort in Sachen des „atheistischen“ Denkens (Jaeger) 800
Die Erörterung über das sogenannte atheistische Denken in der Theologie (R) 814
Vom atheistischen Denken in der Theologie (R) 862
Ein Mann und ein Wort der Verständigung [Schmidt-Cannes] (O Gerok) 74
Kritik und Glaube (R) 1219
Gedanken über Ewigkeit (Hoffmann) 3
Ostergespräch (Scholz) 363
Was ist ein religiöses Erlebnis? (Fuchs) 483
Do We Believe? (J M) 453
Buddhistischer Verlag (R) 453
Geistige Bewegungsgesetze 650
Das Gebet zu Jesus (Faut) 866
Unsere Stellung zur Religion (Steinmann) 746
Der Artikel von Steinmann über „Unsere Stellung zur Religion“ (R) 814
Der Steinmannsche Aufsatz (R) 862
Unbewußtes Christentum (Ehlers) 828

Spalte

Darf die Religionswissenschaft ein Sonderbesitz der Fachleute bleiben? (Schiele) 82
Lepsius und die Religionsgeschichtlichen Volksbücher (Wernle) 637
Neue Pfade zum alten Gott (Glock) 689 715
Biblische Zeit- und Streitfragen (Vollmer) 1090
Ethik und Kapitalismus [Traub] (Troeltsch) 320
Protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus [Weber] (Traub) 942
Der Wirklichkeitssinn im modernen Geistesleben (Weichelt) 842
Ob das Sittengesetz feststehe? [Zu Nr. 36, Sp. 845] (Stuckert) 922
Kunst und Sittlichkeit (Fuchs) 414
Ergänzungen zu dem Aufsatz: Kunst und Sittlichkeit (R) . . 430
Das Ausnehmen von Vogelnestern — keine Sünde (R) . . 766
Der Simplizissimus und das evangelische Pfarrhaus (G Gerok) 644
Der Simplizissimus und das evg. Pfarrhaus (Bohn, Gerok) 836
Mutterschutz (Beckmann) 1001 1058 1082
Zensurpsychologisches (A) 764
Zur Beurteilung der Prozesse wegen Gotteslästerung [Royer-Collard] (Lobstein) 442
Allgemeine Pastoralkonferenz in Straßburg [Erklärung gegen den polizeilichen Schutz des Christentums] (R) . . . 669
Wie soll der § 166 umgestaltet werden? (Harder) . . 761
Quidam dictus Jesus [Prozeß Westmeyer] (Müller) . . . 763
Die Abschaffung der Todesstrafe (Reuß) 87 136
Zur Eidesfrage (Weizsäcker) 900 923
Zur Eidesfrage (R) 909

G. Erziehung und Schule

Volksbildung und Bildungsideal (Rösener) 511
Merksprüche für Erziehende (Henning) 441 472
Autorität und christliche Gewißheit in ihrer Bedeutung für den Religionsunterricht erwachsener Schüler (Richert) 824 850
Die Kirchengeschichte in den Oberklassen höherer Schulen (Thrändorf) 724
Die paulinische Erlösungslehre im Konfirmandenunterricht [Niebergall] (Kabisch) 271
Ein frommer Wunsch für die kommenden Zeiten aus Preußen 21
Erbaulich (Lohmann) 189
Eine Frühandacht der freireligiösen Kinder im Berliner Rathaus (R) 93
Der Religionsunterricht auf dem Zweiten Deutschen Erziehungstag (G Liebe) 652
Der Religionsunterricht auf dem Zweiten Deutschen Erziehertage. Eine Berichtigung (Steudel) 710
Nochmals vom Deutschen Erziehertag (G Liebe) 718
Ueber Bonus Buch vom Kulturwert der deutschen Schule (Schiele) 296
Ein Dokument zur religiösen Zeitgeschichte. Die Denkschrift der Bremer Lehrerschaft (Schian) [vgl. 980] 971
Religionsunterricht oder nicht? Noch ein Wort zur Bremer Denkschrift (Schiele) 990
Das neue preußische Schulgesetz (Schiele) 1189
Weihnachten im Kindergottesdienste (J Bauer) . . . 1155

H. Evangelisch-Kirchliches

Leipzig und Worms (R) 16
Schmaltz, Fischer, Weingart (R) 38
Die Diakonissenhäuser und der Fall Schmaltz (R) . . . 43
Disziplinarprozeß Schmaltz (R) 622
Geschichte der Lehrprozesse gegen evangelische Geistliche im neunzehnten Jahrhundert (R) 44
Fromme Bedenken zu dem Bescheide des Brandenburgischen Konsistoriums gegen Pfarrer D. Fischer (R) . . 52
Saalezeitung 116
Erklärung zum Fall Fischer (Scholz, von Soden) [Vgl. Beiblatt zu Nr. 3] 79
Zu unserer Kundgebung zum Fall Fischer (Scholz) . . 78
Eine neue Religion? (R) 101
Vom Brandenburger Konsistorium (Fischer und Heyn) (R) . 115
Heyns Greifswalder Predigten (Baltzer) 200
Die Entscheidung des Falles Heyn (R) 571

Spalte

Zum Streit der Richtungen (R) 162
Stimmen kirchlicher Laien zum Konsistorialbescheid in Sachen Fischer 180 232
Stimmen kirchlicher Laien zum Fall Fischer 260
Gemeinschaft der Ungläubigen (R) 189
Ist noch etwas Gemeinsames vorhanden, ist noch eine Verständigung möglich zwischen der altgläubigen evangelischen Kirche und der radikal-modernen Theologie? (Crome) 242
Unsre religiöse Abhängigkeit von Christus. Antwort auf Cromes Brief (Rade) 246
Verwahrung gegen Crome (Bousset) 290
Zu dem Briefwechsel in Nr. 11 (Crome, Bousset, Weinel) 357
Was nun? Einigung oder Scheidung? (Crome, Rade) 392
Der Bescheid des Evangelischen Oberkirchenrates an D. Fischer (von Soden) 305
Kirchliche Duldung der natürlichen Ketzereien (Weizsäcker) 326
Noch einmal der Bescheid des Evangelischen Oberkirchenrats zu Berlin an Pfarrer Fischer (R) 327
Hefte zur Christlichen Welt (Weizsäcker) 423
Die Landeskirchliche Versammlung (R) 454
Die Aktenstücke zum Fall Fischer (R) 500
Seelische Katastrophen junger Theologen (R) 189
Ein Brief [Ordinationsverpflichtung] 541
Antwort (Rade) 565
Die Professorenliste der Evangelischen Kirchenzeitung (R) 475
Die Berufung Harnacks an die Spitze des Bibliotheksdienstes in Preußen (R) 957
Von Herrn Pastor Mauritz (R) [vgl. 105] . . . 165 214 281
Die von Pastor Mauritz abgehaltenen Taufen (R). . . . 501
Die Bremer Sensation (R) 521
Bremen (R) 542
Randbemerkungen zum Fall Mauritz (R) 597
Der Bremer Kirchenstreit (Veeck) 673
Hannover und Goslar (R) 615
Das Recht einer freien Theologie in der Kirche (Naumann) 620
An den Reichsboten. Gespräch (R) 621
Offener Brief an den Herausgeber der Deutsch-evangelischen Blätter Konsistorialrat Prof. D. Haupt (von Soden) 659
Antwort auf den Offenen Brief des Herrn Professors D. Freiherrn von Soden (Haupt) 752
Die Neuorganisation der preußischen Mittelpartei (Schian) 661
Zur Abwehr. Gespräch mit D. Haupt (R) 668
Herr Konsistorialrat D. Haupt (R) 766
Gottesfriede im Gottesdienst (Haupt und Rade) . . . 691
Der Reichsbote über Weinel (R) 694
Herr Dr. Conrad Müller (R) 742
Der Eisenacher Bund (R) 742
Wer hat angefangen? (R) 813
Lepsius (R) 813
Die jüngeren Geistlichen (Schian) 834
Die Aufnahme meiner Schrift „Weshalb wir in der Kirche bleiben!“ (Foerster) 867
Unverrückbare Grenzsteine [D. Ecke] (R) 882
Ueber die Predigten des Pfarrers Jatho in Köln (R) . . 883
Ein Wort zum Frieden in elfter Stunde (Hackenschmidt) 946
Preußische Kirchenzeitung (R) 1030 1074
Die preußischen Provinzialsynoden (R) 1098
Die Provinzialsynoden in Königsberg und Posen (R) . . 1122
Der Evangelische Kirchenbauverein in Berlin (Becker) . 831
Zur Domweihe (von Soden) 236
Schleiermacher-Kirche (R) 837
Der Pfarrer Mörike (Bs) 189
Der geistliche Stand — ein notwendiges Uebel (Kübel) 468
Ein notwendiges Uebel? (E B) 572
Predigten über Schillers Dichtungen (R) 21
Arbeiter-Predigten [Dörries] (Petsch) 257
Predigten [Jatho, Lühr, Rocholl, Kögel] (Kerler) . . . 448
Moderne Predigten [Meyer, Weingart, Spörri, Cordes] (Schian) 596
Zur Konfirmation (J Bauer) 331
Zur Verteilung am Totenfest (R) 1004
Weihnachten im Kindergottesdienste (J Bauer) . . . 1155
Die Theologische Schule zu Bethel (R) 116
Statistik der Theologiestudierenden (R) 668
Auch ein Vikar ohne Vaterland [Bernstein] (Schian) . . . 281
Herr Vikar Bernstein (R) 284
Prozesse [Ebeling, Kunert] (R) 645
Der Kirchenvorstand von St. Nikolai (R) 931

Spalte

Die neue Klage gegen Pastor Ebeling (R) 957
Die moderne Gemeinschaftsbewegung (Gelshorn) 854 873 890
Zu unserm Artikel über die Gemeinschaftsbewegung (R) . . 885
Die moderne Gemeinschaftsbewegung (R) 909
Der dritte Internationale Kongreß für liberales Christentum in Genf (Keller) 926
Petition christlicher Frauenvereine um das kirchliche Stimmrecht (R) 1122
Das kirchliche Wahlrecht der Frau und der Deutsch-Evangelische Frauenbund (Martin) 1186
Was ist den Reichsdeutschen an den kirchlichen Zuständen der Schweiz interessant? (Stuckert) 949
Was ist den Reichsdeutschen an den kirchlichen Zuständen der Schweiz interessant? (Bornemann) 1045
Bretten (R) 1030

I. Römisches und Protestantisches, Diaspora, Gustav Adolf-Verein, Evangelischer Bund

Zum Toleranzantrag des Zentrums (Otto Mayer) . . 338
Der sogenannte Toleranzantrag des Zentrums [Wortlaut] . . 355
Entscheidung in dem Friedhofsstreit von Fameck (R) . . . 381
Die Vorgänge in Metz (R) 500
Ueber konfessionelle Verbindungen und akademische Freiheit (R) 164
Das katholische Staatslexikon und die Syllabus-Kontroverse (Köhler) 159 176 205 225
Neue Stimmen zum Syllabus (Köhler) 759
Nochmals der Syllabus (Köhler, Rade) 860
Reliquienverehrung. Die Krüge von der Hochzeit zu Kana (R) 284
Die jüngsten Wahlen in Bayern (R) 694
Zur konfessionellen Lage (R) 949
Konnivinenz gegen Rom? (Traub, Rade) 1039
Der Bruch zwischen Frankreich u. dem Vatikan (Lachenmann)
1. Der Konflikt 12
2. Wer trägt die Schuld? 27
3. Was nun? Die Projekte für die Trennung . . 54
4. Die Regierung und die Trennung 84
5. Zur Wiederanknüpfung 634
6. Die Katholiken und die Trennung 679
Aus Rom (Sell) . . . 507 559 587 606 686 702 726
Monsignore Bonomelli (Sell) 780
Don Bartolo Longo (Sell) 903
Evangelisch-Soziales aus Oesterreich (Kappus) 706
Offener Brief an Dr. Karl Lueger, Bürgermeister von Wien (Oesterreichischer Pfarrerverein) 1194
Der Evangelische Bund (Friedrich) 492
Die neunzehnte Generalversammlung des Evangelischen Bundes (Hermens) 1070
Die Einweihung der Christuskirche in Turn (Weil) . . 1096
Kolportageverbote des preußischen Ministers des Innern (R) 406 430
Die deutschen Auslandsgemeinden und der Gustav Adolf-Verein (Weil) 808
In Sachen des Neuen Allgemeinen Gustav Adolf-Kalenders (R) 141

K. Innere Mission und Soziales

Ethik und Kapitalismus [Traub] (Troeltsch) 320
Kapitalismus 1026
Zum sozialen Frieden [Tarifgemeinschaften] (Traub) . . 399
Naumann (Sieveking) 734
Eine werdende Wissenschaft [Volkspflege] (Zimmer) . . 106
Werde gesund! (Herzog) 735
Arbeiterverkehr (Röthig) 31 185
Wohlfahrtspflege (Nobbe) 63 88
Wohlfahrtspflege [Richtigstellung] (Nobbe) 309
Volksbildung und Bildungsideal (Rösener) 511
Die Sächsische Evangelisch-soziale Vereinigung (R) . . . 478
Fragebogen der Evangelisch-sozialen Vereinigung Schleswig-Holsteins (R) 478
Religiöse Schriften im Arbeiterhaushalt (Johannsen) . 567
Ueber den zweiten sozialen Ausbildungskursus (Just) . 568
Hannover und Goslar (R) 615
Wo bleibt das Protokoll des Evangelisch-sozialen Kongresses (Sch) 694
Evangelisch-Soziales aus Oesterreich (Kappus) . . . 706
Oeffentliche religiöse Diskussionen (Röthig) 741
Kaplan Brauns, Doktor der Staatswissenschaften (R) . . . 765

Spalte

Volksakademie (Fuchs) 1021
Evangelische Arbeitervereine und Gewerkschaften (Tischendörfer) 1051
Die Diakonissenhäuser und der Fall Schmalz (R) 43
Diakonissenhausprinzipien (Zimmer) 272
Erinnerungen aus meinem Diakonissenleben [Leithold] (Paulsen) 592
Der Kongreß für Innere Mission in Leipzig (Röthig) . 975
Konferenz der Deutschen Sittlichkeitsvereine (Braasch) . 1025
Das Spremberger Eisenbahnunglück [Deutscher Verein abstinenter Eisenbahner] (R) 837
Fürsorge für die schulentlassene Jugend (Röthig) 880 897
Zur Steuer der Not im Ruhrkohlengebiet (R) 93
Der Bergarbeiterstreik (Traub) 108
Erklärung der Dortmunder Pfarrkonferenz 116
Für die Streikenden im Ruhrgebiet 116
Die Not im Streikgebiet (R) 141
Riesenstreik im Ruhrkohlengebiet (R) 165
Nach dem Bergarbeiterstreik (Traub) 209
Die Beratungen über das Berggesetz in der Kommission des preußischen Abgeordnetenhauses 356
Zur Berggesetznovelle (Traub) 546
Ueber die Berggesetznovelle (Traub) 573

L. Ausland. Koloniales. Mission

Christliche Politik in Holland (Schowalter)
1. Kuyper und seine Partei 962
2. Die „christliche" Regierung und ihre Gegner . 1010
3. Die christliche Schule 1062
4. Schlußwort. [Vgl. Jahrgang 1906!] . . . 1235
Die letzte Burenhilfe (R) 21
Ein Original. Aus Ultima Thule (Monrad) . . . 952
Was ist den Reichsdeutschen an den kirchlichen Zuständen der Schweiz interessant? (Stuckert, Bornemann) 949 1045
Aus der Vereinigten Freikirche von Schottland . . . 65
Der schottische Kirchenstreit (Münchmeyer) 373
Die Erweckung in Wales und der schottische Kirchenstreit 473 497
Buchgewerbe und Theologie auf der Weltausstellung zu St. Louis (Schiele) 786
Aus Rom (Sell) . . 507 559 587 606 686 702 726
Ueber die Bedeutung der Freimaurer in Italien (Zimmer, Sell) 718
Monsignore Bonomelli (Sell) 780
Don Bartolo Longo (Sell) 903
Der Bruch zwischen Frankreich und dem Vatikan (Lachenmann) 12 27 54 84 634 679
Ein trauriges Jubiläum [Pobjedonoszeff] (Brüschweiler) 485
Das russische Toleranzedikt und seine Folgen (Brüschweiler) 655
Selbstherrschertum [Zilliacus, Ganz] (von Rohden) . . 732
Judenverfolgung in Rußland (R) 1099
Wir Christen und die Judenmetzeleien in Rußland (R) 1191
Die Lage in den baltischen Provinzen (R) [vergl. 1192] . . 1246
Zu dem Aufruf für die evang. Deutschen aus Russisch-Polen 837
Von den evangelischen Deutschen in Russisch-Polen . . 996
Aus Russisch-Polen 1116
In Sachen der evangelischen Deutschen im russischen Polen 1164
Armenien (Stier) 303
Rußland und die Armenier (Abeghian) 488
Armenien (Stier) 1020
In Japan (R) 669
Zur Kenntnis Japans (Christlieb) 782
Post Bellum. Gedanken über das Christentum in Japan (Ostwald) 1048 1069 1114 1242
Korea (Sch) 1075
Ueber Heidenmission [Bonus, Frankfurter Thesen] (R) . 561
Die Kundgebung der Kontinentalen Missionskonferenz gegen die moderne Theologie (R) 590
Zur Kundgebung der Bremer Missionskonferenz (Maurer, Billig, R) 712
Für die Heidenmission (R) 625
An den Vorstand der Kontinentalen Missionskonferenz . 1240
Eine Krisis in der Brüdermission (Schulze) . . 228 253
Die Missionsschuld der Brüderkirche 357
Die Aufgabe des Christentums gegenüber dem Buddhismus (Hackmann) 565

Spalte

Das Defizit des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins (R) 548
Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein . . 1030
Die Deutsche Kolonialschule (Faure) 955
Die deutschen Auslandsgemeinden und der Gustav Adolf-Verein (Weil) 808

M. Kunst und Litteratur

Bücher und Schriften siehe unter O

Kunst und Sittlichkeit (Fuchs) 414
Ergänzungen zu dem Aufsatz: Kunst und Sittlichkeit (R) . . 430
Schillers Räuber (Burggraf) 145
Schillers Lied an die Freude 217
Schillerpredigten (R) 163 1168
Goethe, Schiller, Schleiermacher (Burggraf) . . 366 386
Schiller als Prophet (Nithack-Stahn) 410
Schillerschriften (Stephan) 428 907
Cottas Säkular-Ausgabe von Schillers Werken (Christlieb) 450
Schillerbildnisse (R) 428
Nachlese zu den Früchten des Herdergedenktages (Stephan) . 355
Zu Conrad Ferdinand Meyers Biographie (Heine) . . . 835
David Elginbrod [Mac Donald] (Herzog) 122
Multatuli als Beunruhiger [Vgl. 1904 Nr. 34 36 38 und 39] (Oeser) 194 266 291
Multatuli (Oeser) 304
J. N. R. I. [Rosegger] (Drews) 33
Roseggers Leben Jesu und die Theologen (Teutsch) . . 517
Um Roseggers J. N. R. I. (R) 573
Ein Brief Roseggers 925
Jeremia [Fritz Philippi] (Schiele) 1153
Frenssens Hilligenlei (Schian) 1159
Die von Wintzigerode [Schreckenbach] (K Wenk) . . . 1244
Wagnerforschung (Petsch) 813
Chöre zum Totenfest (R) 1004
Aus Kunst und Kunstgeschichte (J Bauer) 1196
Bibel mit Holzschnitten nach Schnorr von Carolsfeld (J Bauer) 331
Acht Märchenbilder [Walter Caspari] (Schiele) 381
Originalfarbenätzungen von Arthur Illies (W G B) . . . 1175
Verkündigung bei den Hirten (v Uhde) 1209

N. Selbstanzeigen

Classen: Christus heute als unser Zeitgenosse 476
Clemen: Die Apostelgeschichte 477
" Schleiermachers Glaubenslehre 499
Elsenhans: Kants Rassentheorie 477
Hahn: Der Theologe auf Schleichwegen 522
Haupt: Religionsbuch 523
Heuck: Zum Religionsunterricht an höheren Schulen . . . 499
Rade: Unbewußtes Christentum (vergl. 828) 523
Rolffs: Persönliches Leben 477
Schwartzkopff: Gott in uns und Gott außer uns . . . 477

O. Bücherbesprechungen

Abrahamß: E. Douwes Dekker 304
Achelis: Schillerpredigt 907
Adler, G: Immanuel Kant zum Gedächtnis 462
Adler, M: Richard Wagner 814
v. Alberti: Eigenmächtige Unrechtshemmung abgesehen von Notwehr und Notwehrhilfe 452
Albrecht: Handbuch der sozialen Wohlfahrtspflege 106
Algenstaedt: Frei zum Dienst 593
Allier: La séparation des Églises et de l'État 685
Altherr: Eine Amerikafahrt 1199
Altmann: Richard Wagners Briefe 813
Anderson: Aus Multatulis Leben 304
Apel: Immanuel Kant 462
Arndt: Fragmente über Menschenbildung; Briefe an Freunde 939
Ascher: Ausflüge in das Reich des Geistes und der Seele . . 789

Baelz: Die Ostasiaten 782
Bäumer: Die Frau in der Kulturbewegung der Gegenwart 1082
Bärwinkel: Verträgt s. d. Naturwissensch. m. d. Gottesglauben 928
Balmer: Die Romfahrt des Apostel Paulus 1076
Barck: Aus der Lebensquelle 1121
Barner: Liturgische Weihnachtsfeier 1156
Bahr: Die babylonischen Bußpsalmen und das Alte Testament 1238
Barth: Das Johannesevangelium und die synopt. Evangelien 1090

Spalte

Bauch: Glückseligkeit und Persönlichkeit in der kritischen Ethik 462
„ Luther und Kant 462
Bauer, Joh.: Schleiermachers letzte Predigt 1121
Baumgarten: Herders Lebenswerk 355
„ u. A.: Die evangelischen Kirchen und der Staat 423
„ u. A.: Die Schriften des Neuen Testaments 1229
Beethoven: Briefe 1169
Beissel: Fra Angelico 1198
Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion . . 1176
Bellermann: Schiller als protestantischer Dichter 907
Berg: Deutsche Märchen 380
Berger: Schillerbiographie 428
Bernstein: Vorträge über die Unsterblichkeit 282
Berthold: Die Bilder des Meister Eltz 692
Bertholet: Verhandlungen des II. Kongresses für Allgemeine Religionsgeschichte 453
Bevir: Bibel oder Babylon? 1238
Bezold: Die Keilinschriften u. ihre Bedeutung f. d. A. Testam. 446
„ Babylonisch-assyrische Texte 1238
Bidlingmaier: Zu den Wundern des Südpoles 1175
v. Birkenfeld: Die neue Pfarrerin 1203
Birt: Schillerrede 908
v. Bismarck: Gedanken und Erinnerungen 1053
Bithorn: Blicke in Jesu Seelenleben; Religiöse Lebensfragen 91
Blanckmeister: Festschriften für Gustav-Adolf-Vereine . . 92
v. Blomberg: Gedanken der Stille 1203
Bode: Ueber den Luxus 980
Böhm: Friedrich Hölderlins gesammelte Werke 1168
Böhmer und Kropatscheck: Biblische Zeit- und Streitfragen 133 717 1090
Böthlingk: Schiller und das kirchliche Rom 429
Bompard: Le pape et le droit des gens 705
Bonomelli: Il Culto religioso 780
Bonus: Der lange Tag 212
„ Vom Kulturwert der deutschen Schule 282 296
Bourrier: Ceux qui s'en vont 694
„ Warum wir austraten 1201
Bousset: Jesus 131
„ Das Wesen der Religion 1053 1229
Brachvogel: Die Erben 188
Brandes: Gesammelte Schriften 460
Briand: La Séparation des Églises et de l'État 685
Brieger-Wasservogel: Immanuel Swedenborgs Theologische Schriften 1226
Brierley: Wir und das Weltall 1200
Brüssau: Auf zum Dienst 43
Buchwald: Lutherlesebuch 1173
Buchwart 1204
Deutsche Bücherei 1144
Budde: Das Alte Testament und die Ausgrabungen 1238
Büttner: Meister Eckharts Schriften und Predigten . . . 1226
Burdach: Schiller-Rede 908
Burggraf: Schillerpredigten 1053 1168
Busch: Tante Hanna 400

Caine, Hall: Der verlorene Sohn 453
Carlyle: Friedrich der Große 1201
Casoli: Intorno al recentissimo opuscolo etc. 686
Chamberlain: Immanuel Kant 1226
Charriaut: Après la Séparation 685
Christaller: Magda 1076
„ Meine Waldhäuser 1170
Christlieb: Die abendländische Kultur und die gelbe Gefahr 783
„ D. mod. Kultur u. d. Aufgabe d. Mission in Japan 783
„ Sogoro von Sakura 785
Christoterpe, Neue 1174
Classen: Christus heute als unser Zeitgenosse . . 381 468 476
„ Großstadtheimat 1144
Clemen: Die Apostelgeschichte 477
„ Schleiermachers Glaubenslehre 499
Cohen: Rede am Todestage von Immanuel Kant 462
Conrad: Der verlorene Himmelsschlüssel 1175
Cordes: Unsere Gemeinschaft am Evangelium 596
Correvon: Aux pieds de Jésus 332
Crestey: L'esprit nouveau 680

Daab und Wegener: Das Suchen der Zeit 1174
Dalton: Lebenserinnerungen 1228
Dechent: Herder und die ästhetische Betrachtung d. h. Schrift 355
Delbrück: Erinnerungen, Aufsätze und Reden 85
Denkschrift [des Kirchenausschusses] über den Entwurf eines Reichsgesetzes, betreffend die Freiheit der Religionsübung 338
Dennert: Es werde! 956
Deussen: Vedanta und Platonismus 462
Dibelius: Vom heiligen Kreuz 980
Dörries: Botschaft der Freude 258
Dose: Der Muttersohn 478
Drews: Der evangelische Geistliche in der Vergangenheit 909 1167
Drömann: Zwei liturgische Weihnachtsfeiern 1156

Spalte

Dryander: Das Evangelium Marci 681
du Moulin-Eckart: Deutschland und Rom, ein[e] historischer Rückblick 405

Eckehart: Schriften und Predigten 1226
Ehlers: Konfirmanden-Unterricht für Konfirmierte 331
Eibach: Unser Volk und die Bibel 1238
Elsenhans: Kants Rassentheorie 477
Elster: Schillerrede 908
Eltze: Liturgische Passionsgottesdienste 237
„ Reformations-Fest-Feier 931
„ Liturgische Weihnachtsfeiern 1156
Emerson: Seid fröhlich und weise! 1200
v. Engelhardt: Weltferne Klänge 980
Erdmann: Immanuel Kant 462
v. Erffa: Reise- und Kriegsbilder von Deutsch-Südwestafrika 1225
Erman: Die Aegyptische Religion 553
Ernst: Zur gelben Gefahr 783
Ertl: Die Leute vom Blauen Guguckhaus 1170
Erzieher zu deutscher Bildung 908 1227
Eschelbach: Der Volksverächter 1202
Eyth: Hinter Pflug und Schraubstock 1147

Faber: Das Christentum der Zukunft 354
v. Falkenhausen: Ansiedlerschicksale 595 1225
Fichte: Ein Evangelium der Freiheit 1227
Fiebig: Altjüdische Gleichnisse 558
Foerster, E.: Der evangelische Sinn unserer Kirchenverfassung 423
„ u. A.: Die evangelischen Kirchen und der Staat 423
Foerster, Fr. W.: Jugendlehre 1201
Florenz: Geschichte der japanischen Litteratur 785
Frenssen: Hilligenlei 1159
Die Freude 1174
Freudenthal: Immanuel Kant 463
Freund: Zur Gerechtigkeit und Buße! 622
Frey: C. F. Meyer 835
Freydank: Buddhistisches Vergißmeinnicht 453
Fried: Handbuch der Friedensbewegung 886
Friedwaldt: Katholische Studenten 1028
Frost: Bilder aus dem Leben Gustav Adolfs 93
Fuchs: Kaiser Wilhelm, Professor Delitzsch und die Babylonische Verwirrung 1238
Furrer: Das Christentum die einzige Weltreligion . 1204 1229

Gallwitz: Die Grundlagen der Kirche 68
Ganz: Vor der Katastrophe 732
Gerhard: Eine Schneesturmpredigt 1238
Gerstung: Neue Pfade zum alten Gott 689
„ Die Welt an sich — und für mich 690
Giesebrecht: Friede für Babel und Bibel 446
Gillhoff: Bilder aus dem Dorfleben 1004
Giordano Bruno-Bund: Flugschriften 788
Glaß: Stumme Musikanten 1170
v. Gleichen-Rußwurm: Schillers Aesthetische Erziehung . 908
Globuli: Professor Dr. Delitzsch als zweiter Balaam 1238
Goehre: Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters . . 1202
Goes: Die Friedhofsfrage 1028
Götz: Der Ultramontanismus als Weltanschauung 759
Goldschmidt: Kant über Freiheit, Unsterblichkeit, Gott . . 463
Gomperz: Die Lebensauffassung der griechischen Philosophen 4
Gottsched: Sören Kierkegaards Buch des Richters 461
Granjon: Erlebnisse eines Gewissens 862
Graue, Dietrich: Die Religion des Geistes 715
Graue, Paul: Unabhängiges Christentum 62 403
Grimm: Rede auf Schiller 429
Grimme: Unbewiesenes 1238
Groskopf: Das Christenleben in Wort und Tat 452
Grünberg: Spener [vgl. Sp. 97] 94
„ Spener-Gedenkbuch 97
Gunkel: Genesis-Kommentar 573
Guyot: Le bilan social et politique de l'église 1902 . . . 680

Haack: Die Kunst des 19. Jahrhunderts 1199
Haas: Geschichte des Christentums in Japan 785
Hackenberg: Am heiligen Abend 1156
Hahn: Der Theologe auf Schleichwegen 522
Hanotaux: Histoire de la France contemporaine 681
v. Hanstein: Gott und Unsterblichkeit 928
Harnack und die Naturwissenschaft 930
Harnack: Reden und Aufsätze 1147
Hartwig: Aus dem Leben eines deutschen Bibliothekars . . 1201
Hasse: Leitfaden für weibliche Jugendpflege 880
Haupt: Religionsbuch 523
Hausrath: Luthers Leben 1146
Hearn: Kokoro 784
Heeren: Deutsch-evangelisches Leben in Brasilien 811
Heim: Das Weltbild der Zukunft 1120
Heine: Verschneite Seelen 1144
„ Aus der silbernen Zeit unserer Litteratur 1201

Spalte

Henning: Die Sturmflut 1175
Herder: Ueber das Studium der Theologie 906
„ Ideen 1227
Hering: Persönliches Christentum 716
Herzfeld: Leonardo da Vinci 1168
Heuck: Zum Religionsunterricht an höheren Schulen . 499 726
Heuser: Die japanische Lyrik 786
Heussi und Mulert: Atlas zur Kirchengeschichte 1172
v. d. Heydt: Die ultram. Propaganda in und um Berlin . 1074
Heyn: Der Herr ist der Geist 201
Hilm: Giordano Bruno; Kain; Hypatia; Der Sklavenkrieg 788
Hilprecht: Die Ausgrabungen in Assyrien und Babylonien 1238
Hinneberg: Die Kultur der Gegenwart 1146
Hölderlin: Gesammelte Werke 1168
Hohrath: Fintje 1225
Holl: Die geistlichen Uebungen des Ignatius von Loyola . 861
Hommel: Die altorientalischen Denkmäler und das Alte Testament 1238
Hoppe: Aus dem Tagebuch eines brasilian. Urwaldgeistlichen 811
Horovitz: Babel und Bibel 1238

Jacobsen: Die letzten Menschen 1171
Jahrbuch, Kirchliches 835
Jahrbuch des Ostdeutschen Jünglingsbundes 880
Jastrow: Die Religion Babyloniens und Assyriens . . . 1238
Jatho: Predigten 448
Jellinghaus: Das völlige gegenwärtige Heil durch Christum 890
Jenner: Johannes Brahms 1169
Jeremias, A: Das Alte Testament im Lichte des alten Orients 1112
„ Babylonisches im Neuen Testament 1112
„ Monotheistische Strömungen in der bab. Religion 1112
Jeremias, J: Moses und Hammurabi 1238
Imle: Gewerbliche Friedensdokumente 399
Jobst: Klaus Winkler 189
Jünger: Heimgefunden 789
„ Ungehaltene Predigten eines Altmodischen . . . 789
Juncker: Das Gebet bei Paulus 1090
Jung-Stilling: Briefe an seine Freunde 1003

Kaftan: Kant der Philosoph des Protestantismus 463
Kaiser: Für Gustav Adolf-Vereins-Versammlungen . . . 92
Kalender, Neuer Allgemeiner Gustav-Adolf- 43
„ Neuer Luther- 1146
„ des Deutschen Protestantenvereins 1146
Kalthoff: Christusproblem; Die Entstehung d. Christentums 676
Kalweit: Kants Stellung zur Kirche 463 1227
Kant: Kritik der reinen Vernunft 980
„ Kritik der Urteilskraft 463
„ Ethik und Religionsphilosophie 1226
Katzer: Kants Lehre von der Kirche 467
„ u. A.: Die evangelischen Kirchen und der Staat . . 423
Kautzsch und Weizsäcker: Textbibel 141 774
Keller: Schillers Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Humanismus 428
Kerler: Christliche Gedanken für die Suchenden 449
Kierkegaard: Buch des Richters; Entweder — Oder; Philosophische Bissen; Stadien 461
Kirchbach: Ziele und Aufgaben des Giordano Bruno-Bundes 789
Kitasato: Sakura Sogo 785
Klassiker der Kunst 1197
Klaveneß: Zwanzig Predigten 1173
Klingender: Passionsbüchlein 237
Klitscher: Mensch Heiland 1171
Knabenbuch, Deutsches 1204
Knodt: Ein Ton vom Tode und ein Lied vom Leben . . 1226
Koch: Theodor Schütz 1196
„ Peter Cornelius 1199
Köberle: Das Rätsel des Leidens 717 1090
Kögel: Zion fahre fort im Licht 449
Kohler und Peiser: Hammurabis Gesetz 1238
König, A: Jesus, was er uns heute ist 690
König, G: Bilder aus Luthers Leben 1175
König, K: Gott. Warum wir bei ihm bleiben müssen . . 689
Köster: Worin besteht die bleibende Bedeutung Ritschls für die Theologie? 885
Koppen: Heitere Bilder aus dem Bodenstedter Pfarrhause . 1203
Krauß: Pastoraltheorie 1228
Krebs: Dornblüten 980
Kroker: Luthers Tischreden 112
Kronenberg: Kant 980
Kropatscheck und Böhmer: Biblische Zeit- und Streitfragen 133 717 1090
Krüger: Philipp der Großmütige als Politiker 19
„ Das Dogma v. d. Dreieinigkeit u. Gottmenschheit. 698
Kühnemann: Schiller 429
„ Schiller und die Deutschen der Gegenwart . 907
„ Ausgewählte Briefe von Friedrich Schiller . 1201
Kuhlenbeck: Giordano Bruno 789
Kulemann: Die Eidesfrage 900

Spalte

Die Kultur der Gegenwart 1146
Kurth: Menzel und sein Vaterunser 1197
Kurz: Im Zeichen des Steinbocks 1076
Kuyper: Reformation wider Revolution 966

Labanca: Il Papato 726
Lahusen: Festpredigt 1074
Landauer: Meister Eckeharts mystische Schriften 1226
Langewiesche: Und wollen des Sommers warten 1204
Langmesser: C. F. Meyer 835
La Roche: Das Positive in D. Fischers Vortrag 883
Lasson: Zions Sieg über Babel 1238
Laßwitz: Wirklichkeiten 300
„ Religion und Naturwissenschaft 300 928
Lauterer: Das Land der aufgehenden Sonne 783
Lebensfragen 381 698 1176
Lee: Genius Loci 1199
Lehn: Gegenkönige 1204 1230
Lehr und Wehr fürs deutsche Volk 789
Leimbörfer: Der Jahweh-Fund von Babel — in der Bibel 1238
Leitholb: Erinnerungen aus meinem Diakonissenleben . . . 592
Lemire: Manning et son action sociale 507
Lemp: Schillers Welt- und Lebensanschauung 428
Leonardo da Vinci, der Denker, Forscher und Poet . . . 1168
Lepsius: Verhandlungen der zweiten Eisenacher Konferenz . 856
Lhotzky: Religion oder Reich Gottes 68
Liebe: Werde gesund! 735
Liebmann: Immanuel Kant 463
Lira e Spada: I 109 millioni del Pontifice 704
Lobstein: Wahrheit und Dichtung in unserer Religion . . . 789
Löber: Die geltenden Ordinationsverpflichtungen 402
Löhr: Seelenkämpfe und Glaubensnöte vor 2000 Jahren . . 717
Löser: Herostrat von Ephesus 886
Longo: Il Santuario di Pompeji ded. alla Vergine del Rosario 903
Lühr: Dein Reich komme 448
Luther-Kalender, Neuer 43
Luther: Werke (für das christliche Haus) 860 907 1204
„ Tischreden, Hrsg. v. Kroker 112

Mac Donald: David Elginbrod 122
Mädchenbuch, Deutsches 1204
Manskopf: Böcklins Kunst und die Religion 1197
Marcus: Kants Revolutionsprinzip 463
May: Goethe, Humboldt, Darwin, Haeckel 956
Meerkerk: Multatuli 305
Meerwein: Weihnachtsfreude 1156
Meister: Zeitbetrachtungen 789
Menger: Das bürgerliche Recht u. d. besitzlosen Volksklassen 1027
Merkle: Die theol. Fakultäten und der religiöse Friede . . . 861
Messer: Die Kritik der reinen Vernunft von Immanuel Kant 980
„ Kants Ethik und Religionsphilosophie 1227
Meyer, Arnold: Die Auferstehung Christi 381
Meyer, Betsy: Conrad Ferdinand Meyer. In der Erinnerung seiner Schwester 835
Meyer, E. R.: Schleiermachers und von Brinkmanns Gang durch die Brüdergemeine 60
Meyer, Friedrich: Kampf und Sieg des Christen 596
„ Die Lage des Protestantismus 1074
Meyer-Benfey, Heinrich: Friedrich Naumann 734
Meyer, Raphael: Kierkegaard und sein Verhältnis zu „ihr“ 460 1755
Meynier: Problemi Sociali contemporanei 508
Meyr: Erzählungen aus dem Ries 1225
Minden: Der Humor Kants 463
Mörike: Gesammelte Schriften 1201
Mosapp: Charlotte von Schiller 1168
Müllenhoff: Abseits 1145
Müller, Ed.: Hin und zurück 692 765
Müller, Johannes: Von den Quellen des Lebens 572
„ Die Bergpredigt 1173
„ Beruf und Stellung der Frau 1228
Müsebeck: E. M. Arndt u. das kirchlich-rel. Leben seiner Zeit 1004
Mulert: Die Lehrverpflichtung i. d. evg. Kirche Deutschlands 52
„ und Heussi: Atlas zur Kirchengeschichte 1172
Multatuli: Werke 304
Münz: Es werde Licht. Aufklärung über Bibel und Babel . 1238
Munzinger: Die Japaner 784
„ Aus dem Lande der aufgehenden Sonne . . . 785

Nakamura: Nozomi no Hoshi 785
Natorp: Zum Gedächtnis Kants 463
Naumann: Demokratie und Kaisertum 734
„ u. A.: Die evangelischen Kirchen und der Staat 423
Netto und G. Wagner: Japanischer Humor 786
Neumaerker: Der Mensch, wie er sich selber findet 690
Neumann: Jesus, wie er geschichtlich war 690
Nickel: Die Christnachtfeier 1156
Niebergall: Die paulinische Erlösungslehre i. Konf.-Unterricht 271
„ Wie predigen wir dem modernen Menschen? . 573
„ Pastoraltheorie von Alfred Krauß 1228

Spalte

Niebergall: Welches ist die beste Religion? 813
Nippold, Fr: Die internationale Lage des Protestantismus 1074
Nippold, Otfr: Die Entwicklung Japans in den letzt. 50 Jahren 783
Noeldeke: Die kirchliche Beerdigung der Selbstmörder . . . 451

Oldenberg: Die Litteratur des alten Indien 597
L'ora presente etc. 702
Ostwald: Bunte Blätter aus Japan 785
Otto, F. W.: Entwicklung. Woher? Wohin? 928
Otto, Rudolf: Leben und Wirken Jesu 540

Pank: Was Jedermann vom Gustav Adolf-Verein wissen sollte 92
Pastor: Gustav Theodor Fechner 813
Patria 1906 1173
Patrizi: La dotazione imprescrittibile etc. 704
Paul, Karl: Was tut d. evg Deutschland für seine Diaspora in überseeischen Ländern? 809
Paul, Max: Für Herz und Gemüt der Kleinen 452
Perlbibel 1176
Petran: Das Gewissen 789
Neue Pfade zum alten Gott 689 715
Pfennigsdorf: Christus im modernen Geistesleben . . 184 1172
Philippi: Unter den langen Dächern 1170
„ Jeremias 1153
Physikus: Warum ich in die Kirche gehe? 1081
Piltz: Was berühmte Männer über die Bibel sagen 789
Pio X, Suoi Atti e suoi Intendimenti 587
Pistorius: Dr. Fuchs und seine Tertia 1203
Planck: Testament eines Deutschen 1018
„ Deutsche Geschichte und deutscher Beruf 1020
Platzhoff-Lejeune: Werk und Persönlichkeit 693
Pöllmann: Rosegger und sein Glaube 20
Porger: Schatzkästlein moderner Erzähler 1144
Poscoli: La Messa d'Oro [Bonomellis] 780
Prellwitz: Michel Kohlhas 187
Preuschen: Kirchengeschichte für das christliche Haus 1172
Protestantentag 1904, Verhandlungen 40

Questioni politico-religiose 606

Rade: Unbewußtes Christentum 523
Ragaz: Du sollst 715
Rathgen: Die Entstehung des modernen Japan 783
Raupp: Kalender des Deutschen Protestantenvereins 1185
Reimann: Deutsche Bücherei 1144
Rein: Japan nach Reisen und Studien 783
Renaud: Legenden 1171
Richter, Otto: Nationale Bewegung und nationale Erziehung in der Gegenwart 405
Richter, Paul: Bannerträger d. Evangeliums i. d. Heidenwelt 1146
Riehm: Hat die christliche Weltanschauung die Naturwissenschaft zu fürchten? 928
Riforme!! . . . Note di un Sacerdote 686
Riggenbach: Die Auferstehung Jesu 1090
Rocholl: Unser Heil 448
Rolffs: Persönliches Leben 477
Rosegger: J. N. R. J. 33 517 573 925
„ Wildlinge 1170
Rubanowitsch: Dr. Johannes Lepsius' Ein menschlicher Tag 855
Rüegg: Auf heiligen Spuren 283
Ruskin: Werke 1199

v. Salburg: Judas im Herrn 862
Salomon: Ecce homo 598
v. Salzmann: Im Kampfe gegen die Herero 1225
Sauerland: Bildwerke des Giovanni Pisano 1198
Schatzkästlein für das christliche Haus 979
„ moderner Erzähler 1144
Scheel: Luthers Werke 1204
Schenkel: Hans Klaus 1170
Schian u. A.: Die evangelischen Kirchen und der Staat . . . 423
Schiele: Sang und Spruch der Deutschen 333
„ Deutscher Glaube 380
Schieler, Die Babel- und Bibelfrage 1238
Schiller: Werke 450
„ Briefe an den Herzog von Augustenburg 908
„ Ausgewählte Briefe 1201
„ Aesthetische Erziehung 908 1227
Schillerbuch, Marbacher 428
Schiller: Das heutige Japan und das Christentum 785
Schlatter: Lauter Freunde 1225
Schlegel: Fragmente 1227
Schleiermachers letzte Predigt 1121
Schlözer: Inneres Leben 1173
Schmaltz: Predigten und Ansprachen 39
Schmid: Neuer Luther-Kalender 1186
Schmidt-Cannes: Zur Entwicklung Jesu 75
Schmiedel: Eine Woche in den japanischen Christengemeinden zu Tokio 785

Spalte

Schmitt: Religion und Kultur 783
Schnedermann: Die bleibende Bedeutung Kants 468
Schneider: Kirchliches Jahrbuch auf das Jahr 1905 835
Scholten: Die Taufformel 546
Schottmüller: Die Werke Donatellos 1198
Schreckenbach: Die von Wintzingerode 1202 1244
Schreiber: Settlements 186
Schrenk: Pilgerleben und Pilgerarbeit 1146
v. Schubert: Feiern wir Gustav Adolf mit Recht als Glaubenshelden? 93
Schüler: Andacht und Freude 1226
Schullerus: Warum durch Gleichnisse? 558
Schultz, Hermann: Predigten; Apologetik 1109
Schulz, Hans: Schiller u. d. Herzog v. Augustenburg i. Briefen 908
Schulze-Berghöf: Schiller und die Kunsterzieher 908
Schwaner: Germanen-Bibel 406
Schwartzkopff: Gott in uns und Gott außer uns 477
Seeberg: Das Abendmahl im Neuen Testament 1090
Seidel, Heinrich: Erzählende Schriften 1169
Seidel, L.: Christkinds Geburt 1156
Seidenstücker: Der Buddhist 523
Sell: Lothringer Friedhofsgeschichten und Anderes 500
Selle: Die Bedeutung der evang. Schule in Oesterreich . . 1074
Simmel: Beiträge zur Erkenntnistheorie der Religion . . . 581
Simon: Immanuel Kant 463
Simrock: Deutsche Weihnachtslieder 1156
Singer: Soziale Fürsorge 106
Smend: Der evangelische Gottesdienst 42
v. Soden u. A.: Die evangelischen Kirchen und der Staat 423
v. Soden, Eugenie: Haidekraut 1226
Söderblom: Die Religionen der Erde 813
Sonnenberg: Wie es am Waterberg zuging 1225
Spitta: Drei kirchliche Festspiele 1156
„ Ein feste Burg ist unser Gott 1203
Spitteler: Olympischer Frühling 1226
Spörri: Reisepredigten; Unvergessene Worte 596
Stange: Die ältesten ethischen Disputationen Luthers . . . 353
„ Die Heilsbedeutung des Gesetzes 353
„ Was ist schriftgemäß? 354
Stead: Are there any Free Churches? 68
Stier: Jesus von Nazareth 382
Stilgebauer: Götz Krafft 814
Stockhausen: Luthers Weihnachtslied 1156
Storck: Beethovens Briefe 1169
Storia di un Opuscolo 686
Strasburger: Kinder-Lieder für das Volk 1175
Strauß: Kreuzungen 477
Studemund: Gibt es einen Gott? 789
Das Suchen der Zeit 1174
Suck: Fürsorge für die schulentlassene Jugend 880
Sulze: Die Beendigung des Kampfes um das Lehrgesetz . . 691
Supper: Da hinten bei uns 1145
Swedenborg: Theologische Schriften 1226
Synodalentag zu Worms, Protokoll 16

Tassi: Riposta all' opuscolo Pio X etc. 686
Teichmann: Vom Leben und vom Tode 956
Thiemann: Weihnachten im Dichtermund 1156
Thoma: Kinderweihnachtsfeier 1157
Thoreau: Walden oder Leben in Wäldern 1200
Thrändorf: Beiträge zur Methodik des Religionsunterrichts 726
„ Die soziale Frage in Prima 726
Tiesmeyer und Zauleck: Buch der Weihnachtslieder . . . 1157
„ Die Weihnachtsfeier der Kinder . 1157
Titius: Religion und Naturwissenschaft 928
Tönnies: Schiller als Zeitbürger und Politiker 908
Traub: Ethik und Kapitalismus 116 320
Trine: Was alle Welt sucht; Das Größte 1200
Trommershausen: Die wissenschaftliche Berechtigung der christlichen Weltanschauung 928
Trommershausen, Marie: Sanftmut 1203

Utschimura: Wie ich ein Christ wurde 785

Unser Vaterland Japan 783
Versluys: Eins und das Andere über Multatuli 305
Viebig: Naturgewalten 1225
Vömel: Briefe Jung Stillings an seine Freunde 1003
Vogel: Spinnweiblein 1203
Vogt: Schlesische Weihnachtsspiele 1229
Voigt-Diederichs: Schleswig-Holsteiner Landleute . 1220 1203
Religionsgeschichtliche Volksbücher . 82 131 637 689 717 813
Vollmer: Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend . . 1175
Vorwerk: Harzluft 693
Vosmaer: Ein Sämann 305

Wagner an Mathilde Wesendonk 20
Walter: Babel, Bibel — und Bebel 1238
Walther, Fr.: Verstandesentwicklung und Religion 741

	Spalte
Walther: Wilhelm: Für Luther wider Rom	1053 1146
Weber: Theologie und Assyriologie im Streite	1238
Weber, Max: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus	322 942
Weber-M.Gladbach: Christentum und Kulturfortschritt	789
Weber Theodor: Trinität und Weltschöpfung	742
Wegener und Daab: Das Suchen der Zeit	1174
Weichelt: Religion und Kunst	1197
Weinel: Die Gleichnisse Jesu	558
" Lebensfragen	689 1176
Weingart: Suchen und Finden	596
Weiß, B.: Die Geschichtlichkeit des Markusevangeliums	1090
Weiß, J.: Die Schriften des Neuen Testaments	1229
Weitbrecht: Jugendblätter	1204
Wendt: Sogoro	785
Werner: Haeckels „Welträtsel"	789
Wernle: Quellen des Lebens Jesu	131 638
" Anfänge unsrer Religion	638
" Synoptische Frage	638
Wette: Simson	836
" Krauskopf	1202
Wichern: Alte und neue Weihnachtslieder	1147 1157
Widmann: Der Heilige und die Tiere	1145
Wiegand: Philipp der Großmütige als evang. Christ	19
Wilde: De profundis	836
Wille: Auferstehung	789
Wimmer: Geisteskämpfe und Gewissensfragen	689
Winkler: Die Gesetze Hammurabis	1238
" Keilinschriftliches Textbuch zum Alten Testament	1238
Windelband: Immanuel Kant und seine Weltanschauung	463
Winsch: Mein Christusbild; Die Lösung der Abendmahlsfrage; War Jesus ein Nasiräer?	351
Winternitz: Geschichte der indischen Litteratur	597
Wohlfahrt: Beten und moderner Mensch sein	715
Wolf: Der Protestantismus in Elsaß-Lothringen	1074
Wrede: Paulus	131
Wünsche: Die Schönheit der Bibel	1171
Wurster: Die Lehre von der inneren Mission	106
Zahn: Helden des Alltags	1145
Zauleck und Tiesmeyer: Die Weihnachtsfeier der Kinder	1157
" Das Buch der Weihnachtslieder	1157
Biblische Zeit- und Streitfragen	717 813 1090
Zemlak: Die in Finsternis wandeln	1203
Zimmern: Keilinschriften und Bibel	446
Zilliakus: Das revolutionäre Rußland	732

P. Zeitschriften

Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik	942
Blätter für die deutsche Erziehung	653
Historisch-politische Blätter	761
Der Buddhist	453 523
Deutsch-Evangelisch	811
Evangelisch-Sozial	356 741
Hammer	406
Hibbert-Journal	404
Hochland	1004
Preußische Jahrbücher	37 44 453
Bremer Kirchenblatt	164
Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung	165 261
Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft	282
Monatsschrift für kirchliche Praxis	500
Mutterschutz	1088
Der Christliche Orient	492
Reformation	628
Reich Christi	637
Reichsbote	621 694 742 860
Simplizissimus	644
Kölnische Volkszeitung (Litterarische Beilage)	760
Die Wahrheit	909
Werde gesund	735
Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik	581
Zeitschrift für die Neutestamentliche Wissenschaft	351
Norddeutsche Allgemeine Zeitung	617

R. Druckfehler

Nr.	4	Sp.	79	Z. 23 v. u.	lies	unzulänglicher für unzugänglicher
"	5	"	97	" 4 v. u.	"	nur für auch
"	10	"	237	" 2	"	erweicht für erweist
"	21	"	485	" 12 v. u.	"	allrussischen für altrussischen
"	27	"	642	" 23	"	sinaitische für semitische
"	43	"	1013	" 23 v. u.	"	Frei-Antirevolutionäre für Frei-Revolutionäre
"	44	"	1033	" 7 v. u.	"	himbeerfarbner für wunderfarbner
Nr.	48	Sp.	1144	Z. 4	lies	Dr. für D.
"	48	"	1145	" 7	"	Indergand für Sudergand
"	48	"	1145	" 14	"	Berena für Berona
"	50	"	1201	" 27	"	Sicherheit für Wahrheit

S. Quittungen

44. 117. 165. 190. 261. 381. 622. 669. 766. 931. 1099. 1122

T. Verfasser

Dr. Artaschess Abeghian Tiflis 488
Professor D. Anrich Straßburg i. E. 583. 602. 630
Pfarrer F. Anspach Kreuznach 1203

Pfarrer Lic. Otto Baltzer Guben 200. 354. 1170
Frau Mathilde Battenberg Frankfurt a. M. 694
Professor D. Johannes Bauer Marburg 42. 331. 1155. 1172. 1175. 1196. 1211
Lic. Walter Bauer Marburg 774
Kandidat W. G. Becker Friedberg 831. 1175
Pfarrer Heinrich Beckmann Hennstedt 553. 577. 601. 649. 673. 697. 721. 745. 769. 841. 865. 889. 913. 937. 985. 1001. 1009. 1058. 1082
Else Beling Frankfurt a. M. 572
Pfarrer Ernst Bender Crefeld 1228
Pastor Bickerich Lissa 1228
Pfarrer Otto Billig Erfurt 713
Pfarrer Johannes Blankenburg Emleben 300
Pastor Lic. Bohn Berlin 836
Pfarrer a. D. Arthur Bonus Dresden 189. 458. 561. 758. 764. 1105. 1120.
Pfarrer D. Wilhelm Bornemann Frankfurt a. M. 1045. 1108
Kandidat Karl Bornhausen Heidelberg 908
Professor D. Wilhelm Bousset Göttingen 290. 357
Pfarrer Dr. Ernst Braasch Niederndodeleben 1025
Pastor Arthur von Broecker Halle a. S. 1
Pfarrer Lic. Albert Bruckner Bremgarten 742
Pfarrer Paul Brüschweiler Moskau 485. 655
Pfarrer Bruns Gladigau 611
Superintendent Richard Bürkner Auma 1202. 1203
Pfarrer Friedrich Burbach Gotha 693
Pfarrer Julius Burggraf Bremen 145. 217. 366. 386

Frau Helene Christaller Jugenheim 738. 1170. 1203. 1221. 1225
Dr. Max Christlieb Marburg 450. 597. 782. 908. 1169. 1201
Prediger Walter Classen Hamburg 468. 476
Professor Lic. Dr. Carl Clemen Bonn 477. 499
Frau Elisabeth Mac Connachie Beechgrove b. Glasgow 65. 473. 497
Pastor Hermann Crome Celle 242. 357. 392

Pfarrer Bernhard Daab Friedland, N.-L. 1153
Oberpfarrer Friedrich Daab Alsleben a. S. 1245
Pastor Heinrich Danneil Schönebeck 43
Pfarrer Dr. Dechent Frankfurt a. M. 1171
Professor Dr. A. B. Drachmann Kopenhagen 755
Professor D. Paul Drews Gießen 33
Freiin Helene von Dungern Oberau bei Staffelstein 1145

Professor D. Karl Eger Friedberg i. H. 353
Oberkonsistorialrat D. Rudolf Ehlers Frankfurt a. M. 828
Dr. Martin Ehrentraut Plauen i. V. 1173. 1175
Dr. Theodor Elsenhans Heidelberg 477

Pastor Lic. Alexander Faure Witzenhausen 955. 1034
Pfarrer Dr. Faut Nagold 866
Professor Lic. Gerhard Ficker Halle 861
Pfarrer Erich Foerster Frankfurt a. M. 152. 188. 429. 862. 867. 1144. 1145
Oberlehrer Dr. Fritz Friedrich Schneeberg i. S. 183. 492. 930
Pastor Georg Fritze Nordhausen 1225
Hofdiakonus Dr. Otto Frommel Karlsruhe 333. 477. 1144. 1145. 1225
Pfarrer Lic. Emil Fuchs Rüsselsheim a. M. 414. 483. 1021. 1201
Professor D. Konrad Furrer Zürich 49. 818

Superintendent Hans Gallwitz Salza b. Nordhausen 795
Pfarrer Lic. Gelshorn Benedig 854. 875. 890
Pfarrer Gustav Gerok Stuttgart 644. 837. 886. 1076. 1170. 1226
Vikar Otto Gerok Heilbronn 68. 74
Pfarrer Wilhelm Glock Reihen Kr. Heidelberg 689. 715
Pfarrer E. Goes Langenbeutingen 451. 500
Professor D. Hermann Gunkel Friedenau b. Berlin 553. 717

Edda Haake Oldenburg 1108
Pfarrer D. Hackenschmidt Straßburg 946
Pfarrer Lic. Heinrich Hackmann London 523. 565. 817
Kandidat Joh. F. Hahn Schmargendorf b. Berlin 523. 836

Pfarrer Professor D. R. Handmann Basel 1199
Pastor R. Harder Kiel 761
Professor D. Adolf Harnack Berlin 170. 314. 434
Konsistorialrat Professor D. Erich Haupt Halle 691. 752
Walther Haupt Haubinda 523
Oberlehrer Dr. Gerhard Heine Bernburg 835. 1202
Frau Frieda Henning Trochtelfingen 441. 472. 1204
Konsistorialrat Dr. Hermens Cracau b. Magdeburg 1070
Pastor Rudolf Hermes Hamburg 1199. 1200
Pfarrer Johannes Herzog Enzberg 25. 122. 572. 735. 789. 1173
Oberlehrer Dr. Franz Heuck Berlin 499
Pastor Dr. Hoepel Buckau b. Magdeburg 20
Pfarrer Dr. Alfred Hoffmann Gruibingen 3. 742. 788
Pastor Karl Hunnius Riga 1033

Pfarrer Paul Jaeger Freiburg i. B. 212. 282. 404. 577. 800. 1004. 1200. 1201. 1203. 1226
Dr. Johann Johannsen Augsburg 567
Professor D. Adolf Jülicher Marburg 1076
Pastor A. Just Breslau 568

Seminardirektor Lic. Richard Kabisch Uetersen 271
Lic. Dr. Paul Kalweit Naumburg a. Qu. 770. 1120
Pfarrer Eugen Kappus Hausen o. V. 706
Pastor Prim. Dr. Ernst Katzer Löbau i. S. 462
Pfarrer Adolf Keller Genf 283. 926. 1199
Frau Anna Kerler Würzburg 448. 1173. 1203. 1225
Lina Keßler Salem Neutorney bei Stettin 914
Oberkonsistorialrat D. Paul Kleinert Berlin 1029
Professor Dr. Kneisel Hirschberg i. Schlesien 157
Professor Lic. Dr. Walther Köhler Gießen 19. 159. 176. 205. 225. 759. 860. 861
Therese Köstlin Cannstadt 426. 1009. 1216
Professor D. Gustav Krüger Gießen 698. 1168
Militärgeistlicher J. Kübel München 468
Dr. Friedrich Küchler Charlottenburg 155. 282. 446. 1112. 1238

Pfarrer Eugen Lachenmann Schrozberg 12. 27. 54. 84. 634. 679. 1201
Pfarrer W. Landgrebe Aachen 332. 400
Professor Dr. Kurd Laßwitz Gotha 301
Frau Emma Lehn Offenbach a. M. 1129
Dr. med. Georg Liebe Waldhof Elgershausen 652. 692. 718
Oberlehrer Dr. Reinhard Liebe Freiberg i. Sa. 813
Pfarrer Lic. Rudolf Liechtenhan Buch a. Irchel 241. 265. 289. 313. 337. 361. 1233
Professor D. Paul Lobstein Straßburg 332. 442
Oberlehrer Dr. E. Lohmann Friedrichshagen 189

Oberlehrerin Marie Martin Schöneberg-Berlin 1186
Pfarrer Karl Maurer Büst i. Elsaß 712
Professor Dr. Otto Mayer Leipzig 338
Pastor Johann Mintzen Conradswaldau 453
Pfarrer a. D. Olaf Peder Monrad Kopenhagen 952
Arthur Müller Berlin 763
Kandidat Johannes Müller Basel 862
Pastor Münchmeyer Stettin 373
Archivar Dr. Ernst Müsebeck Queuleu b. Metz 938. 968. 986
Cand. rev. min. Hermann Mulert Leipzig 402. 1227

D. Friedrich Naumann Schöneberg-Berlin 620
Frau Lili Naumann Stollberg 595
Professor D. Eberhard Nestle Maulbronn 857
Lic. Friedrich Niebergall Heidelberg 73. 100. 121. 193. 385. 409. 433. 452. 457. 1203
Pfarrer Nithack-Stahn Görlitz 410. 787. 836. 886
Landesökonomicrat M. Nobbe Berlin 63. 88. 309

Landgerichtsrat Friedrich von Oertzen Freiburg i. B. 35
Seminardirektor Dr. Hermann Oeser Karlsruhe 194. 266. 291. 304. 1212. 1225.
Dr. Wilhelm Ohr Tübingen 405
Pfarrer Martin Ostwald Tokyo 1048. 1069. 1114. 1242

Vikar Hans Paul Karlsruhe i. B. 1121
Frau Clara Maria Paulsen Schöneberg-Berlin 592
Direktor Dr. Johannes Petersen Hamburg 928. 956
Dr. Robert Petsch Heidelberg 257. 813

Pfarrer Dr. August Pfannkuche Osnabrück 1027
Pfarrer Fritz Philippi Diez a. d. Lahn 625. 979. 1145. 1225

Professor D. Martin Rade Marburg 16. 38. 52. 101. 162. 180. 232 [260]. 246. 327. 395. 475. 521. 542. 561. 565. 590. 615. 625. 691. 713. 722. 949. 1041. 1057. 1081. 1107. 1191. 1219. 1240
Pfarrer Heinrich Reuß Hamburg 87. 136
†Professor D. Max Reischle Halle 452
Bibliothekar Dr. A. Reuter Marburg 320. 1119
Oberlehrer Hans Richert Bromberg 824. 850
Pastor Karl Rösener Heuersen 511
Kandidat Paul Röthig Dresden 31. 185. 741. 880. 897. 975. 1144 1173. 1174. 1246
Pastor Dr. Georg von Rohden Düsseldorf-Derendorf 732
Pfarrer Lic. Ernst Rolffs Osnabrück 477
Elisabeth Rose Hamburg 961
Peter Rosegger Krieglach 925

Pfarrer Lic. Dr. Martin Schian Görlitz 189. 281. 453. 573. 596. 661. 789. 814. 834. 885. 971. 1159. 1170. 1203
Lic. Friedrich Michael Schiele Marburg 82. 296. 380. 692. 694. 786. 990. 1004. 1026. 1153. 1169. 1175. 1185. 1189
Prediger Walter E. Schmidt Prag 405
Professor Otto Schmiedel Eisenach 20
Redakteur Carl Schneider München 1075
Pfarrer A. Schöttle Knittlingen 481. 505. 529
Pfarrer D. Hermann Scholz Berlin 78. 363
Pfarrer August Schowalter Jettenbach 962. 1010. 1062. 1235
Pfarrer Adolf Schreiber Wedlitz 68
Konsistorialrat Professor D. Hans von Schubert Kiel 97. 1172
Professor D. Emil Schürer Göttingen 345
Diakonus Adolf Schulze Nieský 228. 253
Professor Dr. Paul Schwartzkopff Wernigerode 477
Maria Sell Rom 507. 559. 587. 606. 686. 702. 718. 726. 780. 903
Professor Dr. Heinrich Sieveking Marburg 734
Professor D. Eduard Simons Charlottenburg 1167
Pfarrer Professor D. Freiherr von Soden Berlin 236. 305. 65. 1229
Dozent Lic. Theodor Steinmann Gnadenfeld 746
Gymnasialoberlehrer Lic. Horst Stephan Leipzig 355. 428. 906. 907. 1003. 1121. 1168. 1199
Pfarrer Friedrich Steudel Bremen 710
Pfarrer Ewald Stier Alten b. Dessau 303. 1020
Pfarrer Lic. Karl Stuckert Neunkirch, Ct. Schaffhausen 922. 949
Pastor D. Emil Sulze Dresden 60. 403

Christian Teutsch 517
Pfarrer Dr. E. Thiele Magdeburg 112. 1146. 1173
Gymnasialoberlehrer Peter Thomsen Dresden 187
Professor Dr. E. Thrändorf Auerbach i. S. 724
Lithograph Christian Tischendörfer Berlin 1051
Pfarrer Lic. Georg Traub Dortmund 91. 108. 209. 351. 399. 546. 573. 942. 980. 1017. 1039
Professor D. Ernst Troeltsch Heidelberg 320

Professor Dr. Conrad Varrentrapp Marburg 531
Pfarrer Dr. Otto Veeck Bremen 673
Pfarrer Willy Veit Frankfurt a. M. 1203
Oberlehrer Lic. Dr. Hans Vollmer Hamburg 1090. 1175

Oberlehrer Gerhard Wauer Plauen i. V. 1171
Oberlehrer Hans Weichelt Chemnitz 842. 1174. 1228
Oberbibliothekar Dr. Rudolf Weil Berlin 92. 808. 1096
Professor Lic. Dr. Heinrich Weinel Jena 357
Hedwig Weiß Berlin 1209
Landgerichtsrat Hugo Weizsäcker Marburg 326. 423. 900. 923
Professor Dr. Karl Wenck Marburg 1201. 1244
Professor Lic. Johannes Wendland Basel 1172
Frau Else Wentscher Königsberg 693
Oberbergrat a. D. Gustav Wepfer Stuttgart 536
Professor D. Paul Wernle Basel 130. 558. 637
Lic. Dr. Gustav Westphal Marburg 1169
Pfarrer Wilhelm Neckartenzlingen 169
Professor Lic. Georg Wobbermin Steglitz-Berlin 354

Referendar Constantin von Zastrow Breslau 765
Professor D. Friedrich Zimmer Zehlendorf-Berlin 106. 272
Dr. Franz Zinkernagel Tübingen 1168

Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, Bildende u. angew. Künste

Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.
Mit Bildern und Notenbeilagen.

Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den Ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.

Abonnementspreis Mk. 3.50 f. d. Vierteljahr

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Hefte zur Christlichen Welt

Herausgegeb. von D. **Martin Rade**, Prof. in Marburg

••• Neue Folge •••

Heft 51. Foerster, E., Der evangelische Sinn unserer Kirchenverfassung. 1904. 25 Pf.
52. Die evangelischen Kirchen und der Staat. Leit-, Zeit- und Streitsätze von Schian, Foerster, Naumann, Katzer, von Soden, Baumgarten. 1905. M. —.50.
53. Rade, M., Unbewußtes Christentum. 1905. M. —.30.
54. Foerster, E., Weshalb wir in der Kirche bleiben! Ein Wort zur Verständigung an die Veranstalter und Besucher der Landeskirchlichen Versammlung in Berlin 2c. 1905. M. —.40.

Unter der Presse:
55. Stuckert, K., Was ist den Reichsdeutschen an den kirchlichen Zuständen der Schweiz interessant? 1906.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen

Chronik der Christlichen Welt

herausgegeben von Lic. **Fr. M. Schiele**

Wöchentlich eine Nummer. Haltegebühr viertelj. 1 M. 50 Pf.
Erscheint seit 1891

Nr. 52. Das preußische Volksschulgesetz. Text mit Anmerkungen — Jahresregister.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft

Organ des Allgem. Evang. Protest. Missionsvereins

Herausgeber: Prediger D. Kind, Berlin

Verlag: Evangelischer Verlag, Heidelberg

5 Mark der Jahrgang, monatlich ein Heft

Dezemberheft: Die Verhandlungen der elften Kontinentalen Missionskonferenz zu Bremen (D. Aug. Kind) — Die Japaner in der neuesten (3.) Auflage der Religionsgeschichte von Chantepie de la Saussaye (Pfr. D. Haas-Tokio) — Die Religion der alten Aegypter. Autorisierte Uebersetzung aus Prof. D. Allan Menzies' History of Religion von H. Lehmpfuhl — Bei den russischen Kriegsgefangenen in Japan. Von Pfr. E. Schiller in Kyoto.

Evangelisch-Sozial

Mitteilungen des Evangelisch-sozialen Kongresses

Im Auftrage des Aktionskomitees herausgegeben von

Lic. W. Schneemelcher

Nr. 11/12. Dezember 1905. Inhalt: Schiele, Die Berliner Konferenz ländlicher Arbeitgeber im Jahre 1872. Zur Erinnerung an Theodor v. d. Goltz — Lehmann, Macht und Recht im Leben des Volks und der Völker (Schluß) — Schneemelcher, Aufruf der christlichen Gewerkschaften — Schwen, Religiöse Diskussions-Abende II (Schluß) — Elfe Beling, Die Volksakademie. Ein Versuch — Soziale Streiflichter: Ländliche Notstände — Kongreßnachrichten — Bücherschau — Petition der Bodenreformer um nationale Wohnungsfürsorge.

Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35

Theologische Literaturzeitung

Herausgegeben von **Harnack** und **Schürer**

Verlag: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig

Jährlich 26 Nummern. Preis 18 Mark

Nr. 24. Conférences faites au Musée Guimet par Lafaye, Berger, Lévi, Menant (Berthelot) — Gotamo Buddho's Reden etc. übersetzt von Neumann (Oldenberg) — Diettrich, Ein Apparatus criticus zur Pešitto zum Propheten Jesaja (Nestle) — Meyer, Arnold, Die Auferstehung Christi (Holtzmann) — Horner, The Statutes of the Apostles or Canones Ecclesiastici, ed. from Ethiopic and Arabic MSS (von der Goltz) — Leipoldt, Didymus der Blinde von Alexandria [Texte und Untersuchungen von Gebhardt und Harnack, N. F. XIV, 3] (Krüger) — Schiktanz, Die Hilarius-Fragmente (Jülicher) — Weigl, Die Heilslehre des hl. Cyrill von Alexandrien (Harnack) — Bernhardt, Bruder Berthold von Regensburg (Schian) — Traub, Die Wunder im Neuen Testament (Niebergall) — Platzhoff-Lejeune, Religion gegen Theologie und Kirche (Niebergall).

Nr. 25. Atti del congresso internazionale di scienze storiche, vol. XI (Holtzmann) — Trabaud, La loi Mosaïque (Volz) — Wiener, Studies in Biblical Law (Volz) — Jampel, Die Wiederherstellung Israels unter den Achämeniden (Volz) — Haupt, Koheleth oder Weltschmerz in der Bibel (Volz) — Neumark, Lexikalische Untersuchungen zur Sprache der jerusalemischen Pentateuch-Targume, 1. Heft (Bacher) — Weinel, Die Gleichnisse Jesu, 2. Aufl. (Holtzmann) — Souter, A study of Ambrosiaster [Texts and Studies, ed. by Robinson VII, 4] (Jülicher) — Augustini de civitate Dei libri XXII, ed. Dombart vol. II (Jülicher) — Kalb, Kirchen und Sekten der Gegenwart (v. d. Goltz) — Laberthonnière, Essais de philosophie religieuse (E. W. Mayer) — Bergmann, System des objekt. Idealismus (Tröltsch) — Erklärung von Kawerau, Burdach, Harnack.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig

Aus Natur und Geisteswelt

Preis des Bdchens. nur 1 Mk. | Sammlung wissenschaftl.-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens | Geschmackv. geb. nur 1.25 Mk.

In erschöpfender und allgemeinverständlicher Behandlung werden in abgeschlossenen Bändchen auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende Darstellungen wichtiger Gebiete in planvoller Beschränkung aus allen Zweigen des Wissens geboten, die wirkliche Befriedigung und dauernden Nutzen zu gewähren vermögen

Erschienen sind bis jetzt 90 Bändchen, darunter:

Religionswissenschaftliche Bibliothek:

Geffcken, Aus der Werdezeit des Christentums. — Braasch, Die religiösen Strömungen der Gegenwart. — Boehmer-Romundt, Die Jesuiten. — Weinel, Die Gleichnisse Jesu. — v. Soden, Palästina und seine Geschichte. — Giesebrecht, Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte.

Auf Wunsch ausführlichen illustrierten Katalog umsonst u. postfrei

Zur **Laubsägerei**

Kerbschnitzerei, Holzbrandmalerei lief. am billigsten sämtl. Werkz., Vorl., Holz 2c.

J. Brendel, Maxdorf 35 Pfalz.

Reichh. Katalog über 2000 Abbild. geg. 40 Pf. in Briefm. frk.

Laubsägeholz per qm von 1 Mk. an

Bütten! Verlobungsbriefe, Einladungen, Festschriften, Liedertexte u. dgl. in stilgerechter altdeutscher Ausführung auf echten Büttenpapieren liefert als Spezialität

Druckerei Bauer, Marburg

Einbanddecken

für die Jahrgänge der Christlichen Welt

oder ohne Preisunterschied der **Christlichen Welt** und der **Chronik** zusammen für 1,60 Mark und dazu 0,30 Porto direkt vom Verlag, für 1,60 durch jede Buchhandlung.

Auch die Decke für den Jahrgang 1906 (zur Aufbewahrung der Nummern) kann schon jetzt bezogen werden.

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 1 Marburg i. H., den 5. Januar **1905**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Drei Neujahrswünsche für die Kirche — Gedanken über Ewigkeit — Der Bruch zwischen Frankreich und dem Vatikan. I. Der Konflikt — Leipzig und Worms — Verschiedenes: Philipp der Großmütige als evangelischer Christ (Wiegand): Philipp der Großmütige als Politiker (Krüger); Richard Wagner an Mathilde Wesendonk (Golther); Rosegger und sein Glaube (Pöllmann); Ein frommer Wunsch an die kommenden Zeiten aus dem Königreich Preußen; Die letzte Burenhilfe; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Drei Neujahrswünsche für die Kirche

Ein neues Jahr! Wie ergreifend das klingt! Des Alten haben wir genug gehabt im persönlichen Leben nicht minder wie im kirchlichen Leben. Schon die Losung „Ein neues Jahr!“ rüttelt auf, soll energisch aufwecken, donnergleich in das Einerlei, den Schlendrian, den Ballast hineinfahren: ein neues Jahr! Nicht das Alte, Welke, Niederzerrende wieder ins neue hineinschleppen — nein, endlich neues Jahr, neue Zeit, neuer Anfang. Das muß sich uns einschneidend aufs Gewissen legen: es sei neue Zeit, andere Epoche, höheres Wollen! Bis in die Ecken und Winkel des Herzens und der Kirche hinein mögen diese heiligen Entschlüsse flammen.

Aber wunderbar — der Anfänger einer neuen Zeit ist rätselhafterweise kein Anderer als der Segner der alten Zeit. Als tiefer, gewaltiger, unentbehrlicher Frühlingbringer, als ewig immer wieder epochemachend, aufschreckend, verzehrend, Alles neu machend steht doch immer wieder nur Christus an der Jahresschwelle. Er ist im heiligsten Sinne der ewig Modernste. Sein Reichtum ist nicht versiegt. Er hat uns noch Großes zu sagen, vielleicht noch Größeres als bisher. Er ist nicht mit guten, alten Begriffen und Dogmen alter Zeiten erschöpft — er bringt neue, reinere Werte, Gedanken, Gesinnungen unendlich lebensschwer immer wieder ans Licht. Er klopft mächtig an unsere Zeit an. Und die ernsteren Gemüter wollen ihn gerne sehen, wie er ist.

Darum drei Neujahrswünsche der Kirche: Mehr Christusgeist! Mehr Weite! Mehr Gerechtigkeit!

Ein Blick auf unsere kirchlichen Verhältnisse zeigt: wir spinnen Luftgespinnste und suchen viele Künste und kommen weiter von dem Ziel. Der Not der Zeit, der kirchlichen Entfremdung gegenüber soll Rückkehr zum Bibelbuchstaben, zum Dogma, Vermehrung der Geistlichen, Pflege kirchlichen Vereinswesens, Verschönerung der Gottesdienste, kirchliche Zucht und Anderes helfen. Was aber hat die Geisteskirche aus dem kahlen Boden heraus gegründet? Die Gesinnung Christi, schlicht und schwer. Christi Geistesmacht, Reinheitsmacht, Liebesmacht, in Rettertaten siegend, das schlug der alten Welt die Ruinen ein, das erbaute einen wunderbaren Geistestempel eines gänzlich neuen, hohen, ewigen Lebens in der Menschheit, das gewann zu allen Zeiten wahre Christusjünger, das allein kann zu allen Zeiten die tiefsten Nöte stillen, in der Kälte der modernen Zeit die Entfremdeten, Zweifelnden, Zögernden mit Sonnenkraft anziehen. Also mehr Christusgeist der Kirche! Das ergreifende, übermächtige, nicht zu vergessende Geistesbild Christi den Gemütern vormalen, das Christentum der Gleichnisse, des Vaterunsers, der Bergpredigt, des Pharisäerkampfes und der Zöllnerrettung, der Worte am Kreuz und der Ostergewißheit in den Jüngerherzen, Christus selbst, wie er sich gab, angesehen sein wollte und zündete: das gilt es für die Kirche mit Wucht und Feuer zu predigen und zu lehren. Und das genügt noch nicht. Die Kirche ist nicht auf das Wort, sondern auf die Tat gegründet: mit der Tat muß Christi Geist ins private, ins kirchliche, ins öffentliche Leben hineingebrannt werden — der Geist kühnster, allumfassender hehrer Liebe, der Wahrhaftigkeitsgeist, der Geist besiegenden, nicht zu ertötenden Gottvertrauens, der Geist zartester und kernigster Reinheit bis in die Tiefen der Tiefen. Christus muß siegen; die äußere Kirche soll nicht siegen, sondern nur Christi Sinn auf heiligem Gesinnungsherde glühen lassen, dienen, Vielen sympathisch werden, Vielen Christus lieber werden lassen. Mehr Christusgeist, das muß das Bußgebet der Kirche, das Panier der neuen Kirche sein.

Und aus dem Christusgeist, den wir und die Kirche als das Eine, was not ist, bitter nötig haben, folgt Weite. Warum stehen so Viele, Tausende, Hunderttausende — mehr als wir denken — ernster Herzen der Kirche fern? Ja, weshalb viele Rohe, Leichte, Harte von der Kirche Nichts wissen wollen, läßt sich denken. Aber warum so viele Tiefe, Ernste, Innerliche, Sehnsüchtige? Es gibt Leute, die nicht deshalb von der Kirche Nichts wissen wollen, weil die Kirche zu ernst ist, sondern weil sie zu wenig ernst ist. Sie vermissen an den Predigten oft die Echtheit, Lauterkeit, Natürlichkeit, Kraft und Mut, Lösung wirklicher heutiger Seelenfragen und Seelenängste, sie setzen am Religionsunterricht nicht allzu selten aus, daß zu wenig Charakterstahl, zu wenig Begeisterndes, Entflammendes, Tapferes, zu wenig Praktisches, Erlebbares, Denkbares geboten wird, sie rügen an manchem Geistlichen Salbaderei, Phrase, Geziertheit, Süßlichkeit, Priesterstolz, Uebergeistlichkeit oder Ungeistlichkeit, sie forschen nach dem Edel-Menschlichen, nach dem wahren Christusjüngertum der Prediger und finden es nicht immer. Wollen wir auf all das erwidern: das ist Geschwätz, Ausrede, im Grunde ist es nur die Sünde, wenn die Leute der Kirche fremd oder feindlich sind? O wir Heuchler! Wir wollen einmal ganz natürlich und menschlich die Entkirchlichten studieren, verstehen, lieben. Wir wollen endlich lernen, die Kirche und ihre Praxis und Art nicht als ein „Rühr mich nicht an“ anzusehen — das ist katholisch, zu deutsch kirchliches Pharisäertum — wir wollen am Christusgeist uns und alles Kirchliche mit größter Freimütigkeit messen. Weite des Blicks, Weite des Herzens, das tut uns not. So kann es allein in der Kirche besser werden. Darum mehr Weite! Ein ganz entschiedener zweiter Neujahrswunsch und wahrhaftig kein unedler.

Aber die Kirche ist nicht vom Volksleben hermetisch abgeschlossen, sie ist ins soziale Leben hineingeschleudert. Da wogen Klassengegensätze, Standesbestrebungen, sozialpolitische macht-

volle Pflichten und Wahrheiten. Sich auf Seelenpflege im Hinterstübchen der Zeit zu beschränken, ziemt der Kirche nicht. Denn Christus war ein Kämpfer. Beschäftigung mit sozialpolitischen Dingen als inopportun vermeiden, ist Feigheit. Kirche, was gibst du auf die große Auseinandersetzung über das künftige Verhältnis der Klassen, von Reich und Arm, auf die schweren Fragen der Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot und wie sie alle heißen für Antworten? Gewiß, die evangelische Gesinnungskirche soll nicht zu einem zweiten politischen Zentrum der Macht werden. Die evangelische Kirche geht die politische Gesinnung ihrer Glieder an sich nichts an, wenn nur die Christusgesinnung in ihnen blüht und Frucht trägt. Aber diese hohe Gesinnung erfordert etwas sehr Einschneidendes für die politischen und sozialen Kämpfe. Nämlich Gerechtigkeit! Das Wort „Was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch" bezieht sich wirklich nicht bloß auf das Privatleben! Das öffentliche, soziale Leben soll ganz von ihm erfüllt werden. Ein Christentum der Brüderlichkeit, ohne Kastengeist, ohne Klassenbegriffe, ein Christentum, das die einfachen Leute, die Arbeiter als vollwertig, als gleichberechtigt nimmt und behandelt, das ein Anwalt ihrer Würde und ihrer geistigen Selbständigkeit ist, ein Christentum freier sozialer Gesinnung — das darf nicht bloß als eine Art Sport von Liebhabern sozialer Interessen unter den Pastoren erscheinen, das ist nicht fakultativ, sondern obligatorisch für das rechte, tiefe, helle Christentum in Christi Sinn. Darum ein großzügiges Brechen mit all den erbärmlichen, kleinen Standesanschauungen, die, ohne daß er es weiß, auch manchen ernsten Christen noch leise stark beeinflussen! Wir sind bei aller äußerer Verschiedenheit der Verhältnisse, unter denen wir leben, nichts als Brüder — muß das denn noch gesagt werden? Darum Freiheit der Entwicklung für alle aufstrebenden Klassen und Persönlichkeiten, nicht bloß Wohltätigkeit und Almosen, kurzum Gerechtigkeit! Und um sie wahrhaft zu üben, der Kirche die genauesten Kenntnisse der wirklichen wirtschaftlichen, sozialen Volksverhältnisse, der Geistes- und Bildungsströmungen in den Massen! Diese Parolen zu verbreiten, sei im neuen Jahre Pflicht der Kirche.

1905 ist angebrochen — laßt uns 1905 kräftiger durchbrechen zum Christusgeist, zur Weite, zur Gerechtigkeit!

Artur von Broecker

Gedanken über Ewigkeit

„Ewigkeit" hat bekanntlich einen gewissen Doppelsinn, kann mehr quantitativ oder mehr qualitativ verstanden werden. „Ewiges Leben" kann bedeuten das Leben, welches im Unterschied vom irdischen keinem Tod unterworfen ist; es kann bedeuten auch ein „Leben im Ewigen" im Unterschied vom „Leben im Zeitlichen". Das Leben ohne Tod wiederum hat verschiedenen Charakter, wenn man es gründet auf eine ursprüngliche „Unsterblichkeit der Seele", und zwar der Seele allein; oder wenn man es bezeichnet als Fortdauer des Christenlebens, und dann je danach auch als Fortdauer der ganzen Persönlichkeit. — Es sei gestattet, einige Gedanken vorzutragen, die im Wesentlichen darauf hinauslaufen: daß Ewigkeit in irgend einer der eben genannten Bedeutungen in viel höherem Grade Voraussetzung unseres Vorstellens und Strebens ist, als man sich gewöhnlich bewußt zu sein pflegt.

1

„Ewiges Leben", auf natürliche Unsterblichkeit begründet, möchte ich den klassischen Typus dieser Idee nennen; dasselbe als bloß bedingte Fortdauer ihren prophetischen Typus. Dies bedarf freilich einiger Einschränkung. Auch der griechische Weise ließ seine Unsterblichkeitsüberzeugung irgendwie von der Art der Seele abhängen; der Gedanke einer unterschiedslosen Ewigkeit wäre ohnehin nicht aufrichtend, sondern verwirrend und überwältigend, ähnlich wie göttliche Allmacht, wenn wir sie nicht als irgendwie bedingt und gesetzlich gegliedert uns vorstellen. Und es wurde bei dieser Unsterblichkeit eben wesentlich an die Seele des Weisen gedacht; wenn Platon auf die andern Kreise zu sprechen kommt, muß er auch gleich auf die mythischen Volksvorstellungen von Fortdauer nach dem Tod, Seelenwanderung und dergleichen rekurrieren. Andrerseits ist die Idee einer „Auferweckung der Gerechten", oder „zum Gericht", ja wohl nicht innerhalb des Prophetismus selbst, sondern aus Berührung mit andern Religionen entstanden. Ich nenne aber die erste Form des Ewigkeitsgedankens klassisch, weil sie gerade dem klassischen Geist und Lebensideal entspricht; und so die zweite dem prophetischen Geist und Lebensideal.

* *

Beginnen wir mit dem klassischen Ideal.*) Klassisch sind eigentlich nicht Personen, sondern Werke; und so ist Person und Leben, Charakter und Schicksal des Weisen klassisch, sofern sie sein eigenes Werk und damit auch ein „unsterbliches Meisterwerk" sind. „Natürliche" Unsterblichkeit bedeutet also im Grunde: daß diese Unsterblichkeit von äußeren Umständen und Schicksalen, von anderen Menschen, ja von den Göttern unabhängig ist; sie bedeutet die Selbstgewißheit und Selbstgenugsamkeit des Weisen in Gestaltung seines Lebenswerks. Der Tod ist hierbei kein Hindernis, sondern sogar ein notwendiges Requisit; es steht bei dem Weisen wie er sterben will; und die Art seines Sterbens bildet den krönenden Abschluß seines Lebenswerks, das damit vollends allen Zeiteinflüssen entnommen ist. Man könnte darauf das Wort anwenden: „Was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergehn", wenn darin nicht noch eine Rücksichtnahme auf Nachruhm und Nachwelt ausgesprochen wäre, die wohl dem Helden, dem Staatsmann, dem Künstler, aber nicht dem Weisen ziemt. Sein Lebenswerk ist, was es ist, und bleibt, was es ist, mag es von Mit- oder Nachwelt anerkannt oder verworfen oder ignoriert, überliefert oder vergessen werden. Das ist eigentlich selbstverständlich; und diese Selbstverständlichkeit spricht sich auch aus in der gern gewählten, wenn ich so sagen darf, ontologischen Form des Unsterblichkeitsbeweises: man brauche sich bloß darauf zu besinnen, was die Seele ist und was sie vermag, so müsse man auch einsehn, daß sie unvergänglich ist. — Es ist nun aber auch klar, daß diese Unsterblichkeit nicht als eine Fortentwicklung zu denken ist; eine Symphonie kann zwar wiederholt werden, allenfalls mit verstärktem Orchester, aber nicht fortgesetzt. Sokrates stellt sich sein Leben im Elysium so vor, daß er nur anstatt der Athener die Weisen und Heroen der Vorzeit ausfragen werde; und fühlen wir nicht auch alle: der alte Sokrates ist klassisch, so wie er ist, und nicht, wie er noch werden soll?

* *

Die prophetische Form des Ewigkeitsgedankens könnte man auch die „geschichtliche" nennen; ist doch mindestens für die Redaktoren und Sammler der biblischen Schriften der Prophet nicht bloß vorwärts, sondern auch rückwärts gewandt als inspirierter Geschichtsschreiber; überhaupt als gegenwärtiger Offenbarungsträger der Vermittler zwischen Vorher und Nachher. Und während der klassische Weise sich sein Lebenswerk schafft, unabhängig von Vor-, Mit- und Nachwelt, hat das ewige wie das irdische Leben des biblischen Frommen seinen spezifischen Sinn und Wert nur als Teil einer Familiengeschichte zwischen Weltschöpfung und Weltende. Dies gilt auch vom Leben Christi; der moderne Theolog mag ein „Charakterbild Jesu" zeichnen und ihm den höchsten Eigenwert zuerkennen: für die biblischen Schriftsteller ist dieses Leben so einzigartig nur durch seine Verknüpfung mit dem was vorher und nachher geschah, beherrscht freilich andrerseits auch den gesamten biblischen Geschichtsverlauf, indem es ihm erst die definitive Richtung gibt. Christus überragt alle andern Offenbarungsträger dann schon deshalb, weil er als Logos bei der Schöpfung und

*) Vgl. hierzu auch das höchst lehrreiche und vorzüglich geschriebene Werk: Die Lebensauffassung der griechischen Philosophen und das Ideal der inneren Freiheit. Zwölf gemeinverständliche Vorträge. Von Heinrich Gomperz. Jena, Diederichs 1904. 322 S. 8, gebunden 10 Mk.

der alttestamentlichen Geschichte beteiligt, als Erhöhter gegenwärtig und beim Weltende zukünftig ist, also für sich allein schon die Kontinuität zwischen Anfang und Ende herstellt; noch mehr aber, sofern das Vor oder Nach Erscheinung Christi einem jeden Lebenslauf in der Geschichte seine besondere Bedeutung und Interesse gibt. Dieses Vor oder Nach Christo, die christliche Aera oder Chronologie, schärft aber den Blick überhaupt für das Früher oder Später, für Entwicklungsstufen, für die Betrachtung nach Mittel und Zweck, nach Ursache und Wirkung; man kann sagen, daß wir die Völker in gewissem Grade schon dadurch christianisieren, daß die Teilnahme an unserer Kultur zugleich Teilnahme an unserer Chronologie ist. Freilich wird durch diese Betrachtungsweise der Geschichtsinhalt vereinseitigt, und, wie wir sehn werden, vereinzeitigt.

* *

Damit hängt zusammen ein anderer Unterschied. Es besteht bekanntlich ein gewisser Zwiespalt zwischen der Erwartung: jeder Mensch werde nach seiner Todesstunde sogleich „an seinen Ort“ kommen; und zwischen der Erwartung einer allgemeinen Auferstehung „am jüngsten Tag“, wobei dann erst Jedem seine Stelle zugewiesen wird. Beide Ideen haben im christlichen Vorstellungskreis eine viel zu feste Begründung, als daß die eine einfach auf die andere könnte reduziert werden; auch sind sie ja mannigfach vermittelt z. B. durch die Hoffnung auf das „Wiedersehn“ engerer Kreise, die sich auf Erden gekannt und geliebt haben. Aber es kann kein Zweifel darüber sein, daß die zweitgenannte dieser Erwartungen in der prophetisch-biblischen Anschauungsweise dominiert, und dominieren muß. So wie die Lebensrichtung des Einzelnen, so ist auch seine Lebensfortsetzung nach dem Tod als eine christliche nur verbürgt durch den Gesamtverlauf der christlichen Weltzeit, die im Weltende und der Welterneuerung gipfelt. Demgegenüber ist der Tod des Einzelnen nur ein provisorisches Familienereignis, für einen engern oder engsten Kreis bedeutsam. Darum ist auch eine „Auferstehung des Leibes“ unerläßlich. Als auf mich selbst gestellte Einzelpersönlichkeit könnte ich allenfalls als reiner Geist Gott, dem reinen Geist, gegenüberstehn; im Verhältnis der Verewigten unter einander aber muß, wenn auch der Unterschied Mann—Weib, Grieche—Jude, Sklave—Freier wegfallen wird, doch der Unterschied der Generationen bestehn bleiben, wenn nicht die ganze christliche Geschichtsbetrachtung hinfällig werden soll. Ein Verhältnis von Generationen aber ist ohne leibliche Vermittlung nicht denkbar, und so ist der Leib auch nötig als Organ des Ausdrucks für die empfangene Seligkeit oder Unseligkeit beim Weltgericht: „Die Leiber der Gläubigen werden herrlich, der Gottlosen aber erschrecklich sein.“

* *

Das historische Christentum ist kompliziert und fruchtbar genug, um auch dem klassischen Ewigkeitsideal einen gewissen Raum zu gewähren; fließend sind ja die Uebergänge vom einzelnen Christlich-Frommen zum „Mystiker“ und von da aus wieder zum indischen Asketen und zum klassischen Weisen. Es fragt sich nur, ob auch umgekehrt das geschichtliche Ewigkeitsideal als eine Abart oder Erweiterung des klassischen begreifbar ist. Dann wäre die gesamte prophetische Weltentwicklung von der Schöpfung bis zum jüngsten Tag ein abgeschlossenes Gesamtlebenswerk, welches als solches in die Ewigkeit hineinfiele. Um einen Träger für dieses Lebenswerk brauchten wir nicht in Verlegenheit zu sein. Zwar der präexistente, Mensch gewordene, erhöhte und wiederkommende Christus wäre dazu nicht geeignet; mit richtigem Gefühl wird er im kirchlichen Gleichnis bezeichnet nicht als der Geist des Gesamtleibs, sondern als dessen Haupt, welches zwar in besonderem Maße Sitz des Geistes ist, und die Glieder „dirigiert“, dem Gesamtlebenslauf die Richtung gibt, neben und außer welchem aber die Glieder noch ihre Einzelheit und Selbständigkeit behaupten. Sondern Träger des gesamten Lebenswerks der gottgeweihten Menschheit wäre dann der „heilige Geist“; von Gott mitgeteilt, aber zugleich die Persönlichkeiten, denen er mitgeteilt ist, je länger, desto mehr verselbständigend.

Ließe sich so im kirchlichen Sprachgebrauch und Vorstellungskreis ein Anknüpfungspunkt finden für einen Versuch, den christlichen Geschichtsverlauf zu begreifen als ein Gesamtlebenswerk im Sinne des klassischen Ewigkeitsideals, so möchte andrerseits aber diese Betrachtungsweise auch wieder ihre Gefahren für die ausschließliche Giltigkeit christlicher Zeitrichtung und Zeitrechnung haben. Mindestens bleibt dabei die Eigenzeit des persönlichen Lebenswerks bestehen; und wenn der einzelne christliche Lebenslauf in den gesamten christlichen Geschichtsverlauf hineinfällt, so auch umgekehrt dieser in jenen. Nicht bloß beim Mystiker wird das Historische leicht depotenziert im Vergleich mit seiner gegenwärtigen Gotteserfahrung, sondern auch höchst moderne, antimystische Theologen, wenn sie verlangen, daß der historische Offenbarungsinhalt in Vergangenheit und Zukunft mir „lebendige, persönliche Erfahrung“ werde, setzen damit voraus, daß der christliche Geschichtsverlauf auch seinerseits Teil meines Lebenslaufs werden kann. Ja, wenn man das Weltgeschehn nicht speziell als Christ, sondern als Mensch überhaupt, oder gar als „reines Weltauge“ betrachtet, so werden neben der gesamtchristlichen Eigenzeit noch eine Unzahl Eigenzeiten Giltigkeit beanspruchen. Wir haben schon darauf hingewiesen, wie sich die christliche Zeitrechnung des gesammten Geschichts- und Weltverlaufs zu bemächtigen sucht: zuerst der Religions- und Völkergeschichte durch die Geschichtstheoreme eines Paulus, Augustin, Hegel; dann aber auch des ganzen lebendigen Geschehens in der Form des Darwinismus; schließlich des Universums, wenn die Kant-Laplacesche Kosmogonie darauf ausgedehnt wird. An außerchristlichen Ansätzen zum gleichen Ziele fehlt es ja nicht: auch Seelenwanderungsglaube und Astrologie wollen für alle Lebewesen und für alle Weltkörper im Grunde eine gemeinsame Geschichte herstellen. Aber die systematische Durchführung dieses Gedankens blieb der christlichen Aera vorbehalten. Schon daß es sich hierbei um eine wissenschaftliche Theorie handelt, beweist jedoch, daß andere Möglichkeiten wenigstens denkbar sind; und wenn wir uns alles Geschehen noch so genau auf sein Höher oder Niedriger, Früher oder Später ansehn: wenn wir es nur überhaupt als real gelten lassen, setzen wir voraus, daß es daneben noch eine Gegenwart in seiner eigenen Zeit habe. Wenn wir darüber klagen, daß wir uns nicht in außermenschliche Wesen, nicht in fremde Zeitalter und Völker, ja nicht einmal ins Innerste unserer Vertrautesten, und dann wiederum auch nicht in das Innere einer Zelle, einer Molekel, eines Atoms versetzen können: so heißt dies eben nichts Anderes, als daß alle diese Wesen und Komplexe neben der ihnen mit mir gemeinsamen noch eine eigene Zeit haben. Und da hilft es nichts, die Art, wie geschichtslosen Völkern, oder wie den Indern ihre Zeit vorkommt, als „Irrtum“ innerhalb unserer eigenen Chronologie zu bezeichnen; ein Christ weiß am besten, daß ein Irrtum nicht dadurch aus der Welt geschafft wird, daß man ihn als solchen bezeichnet; und überhaupt haben wir uns einmal auf den Boden zu stellen: messen Zeit gelten soll, das ist nicht eine Frage nach Realität oder Irrealität, sondern nach dem Wertunterschied von Qualitäten.

* *

So ist also die Zeit des christlichen Geschichtsverlaufs, so ist die Eigenzeit meines Lebenslaufs, so ist schließlich die Zeit jedes Einzel- oder Gesamtgeschehens eine Qualität unter Qualitäten. Die Frage, wie diese Qualitäten unter einander zu werten sind, kommt auf unsere zweite, Anfangs genannte Hauptfrage hinaus; zuvor aber müssen wir begreifen, wieso man sie überhaupt vergleichen kann. Offenbar nicht durch Bildung eines allgemeinen, sie alle in sich fassenden Zeitbegriffs, denn dieser ist, wie alle Allgemeinbegriffe, ja selbst erst ein Resultat solcher Vergleichung; Zeit überhaupt gibt es nur in dem Sinne, wie es Farbe oder Ton oder Eigenschaft überhaupt gibt; Zeit als Allgemeinbegriff ist der Allgemeinbegriff des zeitlichen Verhaltens. Freilich wird Jeder, der seinen Kant gelesen hat, einwerfen: Zeit ist doch kein Begriff, sondern, wie der Raum, eine Anschauungsform! Allerdings, im Vergleich mit dem was in der Zeit oder im Raum ist, sind beide Anschau-

ungsformen; aber sie sind auch beide nicht reine Anschauungsformen, sofern sie selbst wieder Qualität haben. Nur dadurch, daß Zeit Qualität hat, wird, wie wir gesehn haben, Chronologie ermöglicht; nur sofern der Raum Qualität hat, ermöglicht er die Mathematik; oder, Kantisch ausgedrückt, ermöglichen sie beide synthetische Urteile über die darin enthaltenen Verhältnisse. Sollen also Eigenzeiten beisammen und vergleichbar sein — und sie sind beisammen und vergleichbar, sonst wären sie nicht einmal unterscheidbar — so müssen sie in einer andern Anschauungsform als Raum oder Zeit beisammen sein. Und diese reine Anschauungsform, in welcher Zeiten (und auch Räume) als Qualitäten beisammen sind — das ists eben, was ich Ewigkeit nennen möchte.

* *

Zur Veranschaulichung des Enthaltenseins aller persönlichen und geschichtlichen Eigenzeiten in der Ewigkeit möchte ich eine Analogie brauchen, die, wenn sie trivial klingt, desto besser fühlen läßt, wie es sich hier keineswegs um überempirische Spekulation, sondern um die Voraussetzungen alltäglicher Erfahrung handelt. Das Haus, in dem ich mich aufhalte, ist ein Raum; aber Niemand wird den Raum als eine „Fortsetzung" des Hauses bezeichnen; eher setzt umgekehrt der Raum sich durch das Haus hin fort und hätte gleiche Qualität, auch wenn das Haus gar nicht da stände. So ist auch Ewigkeit keine Fortsetzung irgend einer Zeit, sondern setzt sich selbst durch jede Zeit hin fort, so daß, was in der Zeit ist, von selbst auch in der Ewigkeit ist. Aber ich bin nicht dadurch im Raum, daß ich im Hause bin; das ist zwar auch ein räumliches Verhältnis, aber ich habe auch außer dem Hause ein Verhältnis zum Raume. Das heißt: es läßt sich zwar auch in Ewigkeitswerten ausdrücken, daß ich in einen gemeinsamen geschichtlichen Lebenslauf eingeschlossen bin; aber ich habe nicht nur vermöge der Geschichte ein Verhältnis zur Ewigkeit. Wenn wir darauf reflektieren, daß ja auch umgekehrt der Geschichtsverlauf als meine persönliche Erfahrung in meinen Lebenslauf hineinfällt, so versagt hier freilich die Analogie; man kann wohl sagen: das Haus ist auch in mir, sofern ich es wahrnehme, aber das „in" hat dann nicht denselben räumlichen Sinn mehr, wie wenn ich sage: ich bin „im" Hause. Die räumliche Kategorie ist eben zu beschränkt, als daß man das Erkenntnisproblem darin ausdrücken könnte; dieses faßt in sich die beiden Unterprobleme: daß ich in der Außenwelt und die Außenwelt wiederum meine Innenwelt ist; daß meine Zeit in die gemeinsame Zeit und diese doch wieder in meine individuelle Zeit hineinfällt; nur in der gegenseitigen Bedingtheit des Innen-Außen-Problems und des Individuum-Gemeinschaft-Problems liegt die Möglichkeit der Lösung des Erkenntnisproblems. Hier aber begnügen wir uns mit der Feststellung: daß das klassische und das prophetische Ewigkeitsideal gleich giltig sind, daß die Ewigkeit aber eben deswegen gegen beide zunächst gleichgiltig ist.

2

Wie wollen wir nun aber, unserer zweiten Hauptfrage zu genügen, einen Wertunterschied des Ewigen vom Zeitlichen nachweisen, wenn aller Inhalt des Zeitlichen zugleich schon in die Ewigkeit mit eingeschlossen ist?

Nun, es liegt da nahe, umgekehrt zu fragen, ob auch aller Ewigkeitsinhalt eo ipso zeitlich ist?

Für uns jedenfalls, mag man sagen; denn alles Dasein ist für uns ein Geschehen, und alles Geschehen ist nur in einer Zeit denkbar. Wirklich? Müssen wir nicht wenigstens unterscheiden zwischen einem Geschehen, das zugleich ein Werden ist, und einem solchen, für welches der Unterschied von Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft gar keinen Sinn hat? Man denke sich ein Atom mit immer gleicher Geschwindigkeit von jeher bis immer sich bewegen; wir werden es ja unwillkürlich in unsre geschichtliche Zeit versetzen, es am Wirbel des Urnebels und dann wieder an der Ruhe des Gleichgewichtszustands teinehmen lassen; aber selbst in diesem Falle bleibt noch die Frage: was die Zeit dann für das Atom bedeutet, sofern man es für sich allein nimmt und ihm nicht

irgend welche „innere" Teilnahme an dem Gesamtzustand imputiert? Oder man denke sich einen bewegten Körper an einen ruhenden stoßen und ihm „seine Kraft mitteilen"; man mag den Ausdruck noch nicht wissenschaftlich genug finden, aber man mag es drehen, wie man will: es handelt sich schließlich um den Uebergang eines Geschehens von einem Körper auf den andern, das mindestens im Augenblick dieses Uebergangs keinem von beiden angehört. „Trägerloses" Geschehn aber ist mindestens in dem Sinne zeitlos, daß es in keine Geschichte einreihbar ist, daß man nicht weiß, „wo man es hintun soll". Aehnlich, wenn ich einem Andern Etwas mitteile und er meine Mitteilung versteht; dann ist der Sinn derselben keinem von uns zuteilbar, er ist „zwischen" oder „über" uns Beiden, weder in meiner noch in seiner Zeit speziell enthalten. Es sind das nur Analogien; es würde hier zu umständlich sein, ein zeitloses Geschehen im strengen Sinn nachzuweisen. Jedenfalls aber zeigen sie, in welcher Richtung es zu suchen wäre, und daß es noch ein zeitliches Geschehen im engem Sinne gibt, welches seinerseits ein zeitloses Geschehen voraussetzt: das wäre das „Werden" oder der zeitlose Uebergang eines Ewigkeitsinhalts von einer Zeit in eine andere. Man sieht, daß hierbei nicht bloß die Möglichkeit eines zeitlosen Geschehens, sondern auch eine Verschiedenheit der Zeiten vorausgesetzt wird; nur wenn die Zeit, in die ein Werden fällt, qualitativ sich verändert, kann man das Werden real nennen.

Da Zeitlichkeit also eine Qualität ist, welche, wie andere Qualitäten, wieder unterschiedliche Arten in sich begreift, so werden wir vor der Hand sagen können: zeitlich gesinnt ist, wem an jedem Weltinhalt bloß die Zeitlichkeit oder eine Art derselben interessant ist; ewig gesinnt, wem Zeitlichkeit oder eine Art derselben nur als Qualität innerhalb der Ewigkeit wichtig ist.

* *

Abgesehen von der, vorläufig unvermeidlichen, abstrakten Allgemeinheit dieser Formel wird man überhaupt noch lange nicht zufrieden sein. Es liegt uns ja, als Christen namentlich, gar nicht Viel daran, daß Alles, was in der Zeit ist, zugleich auch in der Ewigkeit ist; vielmehr erkennen wir einigen Gegenständen, Geschehnissen, Taten, Persönlichkeiten mit Freuden die Zeitlichkeit im Sinne der Vergänglichkeit zu, während sie uns als Merkmal der wertvollsten Weltinhalte, die wir kennen, durchaus widersinnig erscheint. Mag es eine „Erhaltung des Sinnes" geben, wird man sagen, wie es eine „Erhaltung der Kraft" gibt: was hilft mir das, wenn alle Kraft latent wird, wie in dem hypothetischen Endzustand der Welt; und was hilft mir der Sinn, wenn er sich allmählich aus meiner Geschichte herauszieht und irgendwo aufbewahrt wird, etwa in einer Welt platonischer Ideen, zu der ich keinen Zugang habe? Ich will von diesem Leben das bloß zeitlich Wertvolle abstreifen, will das einer Ewigkeit Werte fortsetzen, und zwar zusammen mit den Gleichgesinnten, denen ich in unserer Welt und Geschichte begegnet bin, von denen ich aber durch den Tod getrennt wurde.

Denken wir nun zuerst daran, daß alle Zeitlichkeit Eigenzeitlichkeit ist, daß sie das Mittel darstellt, Individuum von Individuum, Individuum von Gemeinschaft, Gemeinschaft von Gemeinschaft, Zeitalter von Zeitalter abzugrenzen; wenn Sinn und Kraft auch zeitlos und trägerlos denkbar sind, so können sie doch nur innerhalb der Zeit einem bestimmten Subjekt zugerechnet werden. Somit können wir jedenfalls nicht dawider sein, wenn alle Weltinhalte mindestens provisorisch auch Zeitlichkeit an sich nehmen; eben die Personen und Geschichtskreise, die wir lieben und verehren, lieben und verehren wir erst recht deshalb, weil sie ihre Schätze in irdenen Gefäßen trugen. Und was die Scheidung durch den Tod anbelangt, so sind wir ja eigentlich schon im Leben, sofern wir getrennte Individuen sind, nur durch die Ewigkeit verbunden; gibt es aber tatsächlich schon jetzt einen Verkehr, eine gemeinsame Welt zwischen eigenzeitigen Individuen, so ist nicht einzusehn, wie der Tod das ändern soll, der ja die Eigenzeitigkeit nicht steigern, sodern nur abschließen kann. „Aber das

nützt mir grade so wenig; nicht darauf kommt mirs an, daß in der Ewigkeit, oder mit Gottes Augen gesehn, ich mit diesen Andern noch beisammen bin und bleibe; ich will mit ihnen verkehren, wie ich in dieser Zeit mit ihnen verkehrte, ja noch innerlicher; ich will mit ihnen eine gemeinsame Geschichte haben und behalten." Auch dieser Wunsch hat seine Berechtigung; sehen wir nur zu, in welchem Sinn.

„Es ist Jemand gestorben" heißt: gewisse Lebenserscheinungen, deren Träger ein menschlicher Leib war, sind verschwunden, ähnlich wie eine Beleuchtung des Morgens entsteht und des Abends verschwindet. Daß nun Etwas in unserm Bewußtsein entsteht und wieder verschwindet, kann zweierlei Gründe haben: entweder es erreicht eine Erscheinung der Außenwelt den Grad der Intensität, daß sie für uns bemerkbar wird, und sinkt dann wieder darunter hinab oder steigert sich so, daß auch wieder der für uns zugängliche Grad überschritten wird. Das ist dann der mehr „objektive" Grund. Oder eine Erscheinung ist für mich da oder verschwindet, je nachdem ich ihr mein Interesse zuwende; dies ist der mehr „subjektive" Grund. Jedenfalls aber ist eine solche „Enge des Bewußtseins", d. h. daß für mein Bewußtsein nicht aller Inhalt zugleich da ist, und daß Inhalt in ihm entsteht und verschwindet, eine Bedingung jedes Einzelbewußtseins. Es mag diesseits und jenseits der Farbenskala noch Farben geben, die sich ja auch z. B. an gewissen lichtempfindlichen Platten bemerklich machen; aber für gewöhnlich werde ich nur mit den menschlichem Auge zugänglichen rechnen. Es gibt unendlich viel Interessantes; will ich mich aber irgendwie betätigen, so muß ich mein Interesse konzentrieren. So ist es auch mit dem geschichtlichen Bewußtsein im Großen: soll ein solches in eigentümlicher Bestimmtheit zu stande kommen, so müssen die Lebensläufe in ihm entstehn und vergehn. Es ist damit nicht in Abrede gestellt, daß sie auch außerhalb der Schwelle des geschichtlichen Bewußtseins eine Erscheinungsform haben können, aber wir haben in unserer Geschichte nicht damit zu rechnen. Und ebenso muß in der Geschichte „der Lebende Recht haben"; d. h. soll die Geschichte als Lebenswerk darstellbar sein, so muß sich das Gesamtinteresse jeweilig auf eine Generation konzentrieren. Es ist also durchaus vernünftig, wenn wir auch andere Welten und Weltgeschichten außer der von uns chronologisch fixierten vorbehalten; es ist auch durchaus nicht widervernünftig, wenn wir annehmen, daß der Inhalt unserer Geschichte auch in einer andern Weltzeit wiederkehren könne; widersinnig aber wäre es, wenn ich, wie das allerdings ja meist aus Mißverständnis geschieht, diese andere Weltzeit die Ewigkeit selbst nennen, oder auch als eine bloße Fortsetzung meiner gegenwärtigen Geschichte ansehn wollte. Einen Uebergang gibt es nicht von Zeit in Ewigkeit, sondern wieder in eine andere Zeit, die so gut wie die unsrige, nicht die Ewigkeit ist, sondern in der Ewigkeit liegt, wenn auch dieser Uebergang freilich nur durch das Enthaltensein in der Ewigkeit möglich ist. Dieser Uebergang erscheint dann allerdings als ein solcher durch das „Nichts" hindurch, so wie der leere Raum gegenüber dem Raumfüllenden als Nichts erscheint und doch seinerseits erst Raumerfüllung möglich macht. Eine „Fortsetzung" meiner Welt aber ist die andere Welt ebenso wenig, als das Bewußtsein meines Nachbarn Fortsetzung meines Bewußtseins ist; und die Welt des Wiedersehns in der „Zukunft" vom Jahr 1905 gerechnet suchen, ist ebenso, wie wenn man sie nordwestlich vom Sirius suchen wollte.

„Ganz recht", wird man noch einwenden, „hier in unserer Geschichte muß jede Persönlichkeit und jede Gemeinschaft ihren Wert bewähren, seis durch gute Erfolge, seis wenigstens durch Streben danach; aber wer bürgt uns dafür, daß dieser Wert dann auch noch in der andern Welt gelte, wenn diese nicht eine Fortsetzung und Vollendung der gegenwärtigen ist? Wer weiß, wie sich unser Grün für ein Auge ausnimmt, dem auch die ultravioletten Strahlen zugänglich sind? Wer bürgt mir dafür, daß ein solches Jenseits nicht zugleich ein Jenseits von Gut und Böse ist? Und dafür würde ich mich bedanken." Nun ist allerdings jeder Inhalt, in eine andere Zeit übergegangen, immer auch anders nuanciert, wie ein Wort in einem

andern Satze auch einen andern Sinn bekommt; aber damit ist nicht ausgeschlossen, daß ein Wort auch für sich allein Etwas bedeute. So ist eben durch das Enthaltensein in der Ewigkeit verbürgt, daß jedes Geschehen auch in unserer Welt für sich allein genommen werden kann, oder im Zusammenhang unserer ganzen Geschichte, oder endlich in einer andern Weltzeit, und daß es jedesmal ist, was es ist, und seine Bedeutung nicht einfach ausgelöscht werden kann. Die Rede, eine andere Welt werde erst verwirklichen und vollenden, was wir hier nur erstrebt, aber nicht erreicht haben, kommt in Konflikt mit der andern ebenso geläufigen: in magnis voluisse sat est; und „es ist in aller Welt nichts gut als ein guter Wille." Entweder es kommt auf den Erfolg an: dann muß dieser aber auch in diese Welt und ihre Geschichte fallen, da nur innerhalb ihrer die Scheidung von Absicht und Erfüllung einen Sinn hat; oder es kommt nur auf die Gesinnung an: dann braucht es auch keine Verwirklichung in einer andern Welt. Man muß nur bedenken, daß der Gegensatz Absicht—Erfüllung den andern: Innen- und Außenwelt voraussetzt; von diesem aber haben wir schon gesehn, daß er, mathematisch zu reden, eine Funktion des Unterschieds von Eigenzeit und gemeinsamer Zeit ist; verschiebt sich das eine Verhältnis, so immer auch das andere. Gehen wir in eine andere Chronologie über, so wird auch unsere Grenze zwischen Innen- und Außenwelt nicht mehr passen, vielleicht dafür eine andere, aber jedenfalls nicht so, daß in unsre Zeit das Streben, in die andere die Verwirklichung fiele. Was in unsrer Geschichte bis zu ihrem natürlichen Abschluß gut war als Wille oder Leistung, ist gut und bleibt gut auch in Ewigkeit; nur das darf man nicht behaupten, daß „gut" die einzige Qualität sei, die in der Ewigkeit vorkommen kann; oder gar, daß, wer auf Erden Gutes wolle und leiste, damit erst die Möglichkeit einer Ewigkeit begründe, deren Wirklichkeit doch vielmehr ihrerseits die Voraussetzung auch des alltäglichsten Erlebnisses ist.

* *

„Aber es handelt sich doch nicht bloß um Gutsein, sondern auch um Glücklichsein; um Ausgleichung des Mißverhältnisses zwischen Gut- und Glücklichsein, sowie des Unterschieds in den Glücksumständen der Einzelnen, und daß wir bei unserer unbegrenzten Glücksfähigkeit doch noch das bischen Erdenglück schwer erkaufen und durch den Tod einbüßen." Auch solche Glücksforderung hat ihren guten Sinn, und wir wollen ihr nicht entgegenhalten, daß ein unendliches Glück für ein endliches Wesen gar nicht zu ertragen wäre: in ein und derselben, etwa unserer geschichtlichen Zeit freilich nicht, wohl aber durch Uebergang von einer Zeit in die andre, womit das Glück zugleich seine Art wechselt, gleichsam durch Austausch desselben. Aber wenn so das Glück nicht aus der Welt zu schaffen ist, wenn bei der prinzipiell unbegrenzbaren Verschiebbarkeit von Innen- und Außenwelt, von Möglichkeit und Wirklichkeit in den verschiedenen Zeiten alles mögliche Glück prinzipiell auch ein wirkliches ist: so gilt das Gleiche auch vom Schmerz; die Hölle ist zwar immer in einer Zeit, wie dies zum Ausgleich dienende Glück, aber wie alles Zeitliche zugleich in der Ewigkeit und also nicht aus der Welt zu schaffen. Der „Optimismus" hat nur insofern, dann aber auch definitiv, seine Geltung vor dem „Pessimismus", als es zwar eine trägerlose Seligkeit, nicht aber eine trägerlose Unseligkeit geben kann; als jeder Weltinhalt, sofern er nicht in einer Zeit gedacht wird, uns erheben und damit beseligen kann. Die Analogie des ästhetischen Schauens, etwa eines echten Dramas, bei welchem uns Glück und Schmerz gleich erhebt, liegt nahe, und wenn man diese ästhetische Analogie verwirft, so möchte ich wissen, wie man sich „ewige Seligkeit" ohne ästhetisches Moment vorstellen will! Nicht der Inhalt soll ja speziell ästhetisch sein, sondern die Beleuchtung; Ewigkeit ist nicht Seligkeit selbst, aber das Beseligende, die Anschauungsform, in welcher aller Inhalt erhebend ist. Für die Aenderung aber, welche Glück und namentlich Schmerz bei ihrer Verlegung in verschiedene Zeiten erfahren, haben wir alle Tage Beispiele, zumal wenn wir uns klar machen, daß schon unser individueller Lebenslauf ein Ueber-

gang von einer Zeit in die andere ist. Jeder Tag ist schon qualitativ etwas Anderes als der vorhergehende und künftige.

„Aber wir wollen keine so regellose Verschiebung in Zeiten herum, wobei man unversehens vom Himmel wieder in die Hölle geraten könnte; wir wollen einen Zustand, bei welchem aller Schmerz endgiltig hinter uns, alles Gute vor uns liegt, kurz, wir wollen den Fortschritt." Auch gut; nur suche man doch nicht notwendig den Fortschritt in der „Zukunft." Qualitativ betrachtet liegt Alles in der Vergangenheit, was Voraussetzung unserer Betätigung ist, auch Zukunftszwecke, die dann eben sozusagen futura exacta sind; gegenwärtig ist Alles, was uns interessiert, welche Jahreszahl es auch tragen mag; in der Zukunft aber liegt der Abschluß für alles Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige. Eher kann man umgekehrt sagen: unsere ganze Zeit mit samt ihrer Zukunft liegt im Fortschritt. Ich denke mir das aber so. Wie noch den Meisten Raum und Zeit als die reinsten Anschauungsformen erscheinen, die, an sich qualitätslos, mit ihrem Inhalt verglichen „nichts" sind, so mag es zwischen ihnen und der Ewigkeit selbst noch unzählige Anschauungsformen geben, die uns auch zunächst „rein" vorkommen, bis sie als enthalten in einer noch reinern selbst Qualität bekommen. Je reiner die Anschauungsform ist, worin wir die Dinge betrachten, desto mehr erheben sie uns, desto mehr leben wir sub specie aeternitatis; und das ist unser „Fortschritt". Daß wir aber diesen Fortschritt nicht einfach erleben, indem wir älter werden, oder auch „mit der Zeit gehen", „uns der Entwicklung anschließen", und „unentwegt die Fahne des Fortschritts hochhalten" — darüber brauche ich kein Wort zu verlieren.

* *

Aber gibt es denn keine Regel für diesen Fortschritt? Kann man nicht seinerseits Etwas dazu tun, um daran teilzunehmen? Und ist ein solcher Ewigkeitsgedanke nicht bloß einem Philosophen, einem Platon, Spinoza, Fichte zugänglich, unzugänglich aber einem einfachen Frommen, der doch eine Ewigkeit gerade so gut braucht und verdient?

Zunächst möchte ich betonen, daß, wenn es eine solche Regel, eine „Anweisung zum seligen Leben" gibt, eine solche keinesfalls als Zumutung zu fassen ist, daß Jemand „die niedere Stufe" verlasse und auf die „höhere" übertrete. Die Vorstufen sind ja nicht bestimmt zu verschwinden, sondern werden erst recht konkret; so wie Raum und Zeit nicht verschwinden, wenn mir der Gedanke der Ewigkeit aufgeht, sondern in ihrem qualitativen Charakter erst recht offenbar werden. Man frage sich einfach: wenn mein persönliches Lebenswerk, wenn das geschichtliche Werk unserer christlichen Chronologie und Kultur abgeschlossen ist: was dann? wo ist dann mein Gott? Habe ich dann noch Etwas mit ihm gemein? Kann man sich aber einen Verkehr mit ihm nur innerhalb dieser Geschichte denken — und das gilt von viel mehr Christen, ja Theologen, als es vielleicht sich selbst klar machen —, nun auch dann kann man, mit Kant zu reden, „vergnügt und beifallswürdig leben", ja wirklich Etwas „fürs Reich Gottes leisten", sofern ja das, was in der Zeit und für die Zeit geschieht, immer auch in der Ewigkeit enthalten ist. Es handelt sich weniger um den Unterschied des „Höhern" und „Niedern", sondern um eine gewisse Einseitigkeit der „zeitlichen" Betrachtungsweise, daß Einer sich Alles auf seine Chronologie hin ansieht, wie wenn ein Anderer Alles nur auf seine geometrische Gestalt hin ansähe. Wer aber eine Mehrheit von Zeiten in der Ewigkeit, oder wenigstens in einer reinern Anschauungsform, zu vergleichen gewohnt ist, der kennt diese Betrachtungsweise auch, aber er ist damit „fertig", d. h. sie beherrscht ihn nicht. Darin liegt zugleich sein Friede, den, wie Erfahrung zeigt, Menschen der verschiedensten Zeitalter und Stände haben können; es gibt philosophische Bauern wie es mystische Philosophen gibt, und grade innerhalb des Christentums zeigt diese Sinnesweise eine Fülle von Varianten. Daß man solche Leute gern „Quietisten" nennt, müssen sie hinnehmen; sie verstehen aber eigentlich nur unter Aktivität etwas Anderes, als die „Männer der Praxis". Fromm können beiderlei Individuen sein, denn das Maß der Frömmigkeit ist ja die Bezogenheit unserer Erlebnisse auf Gott; und auch in der Zuversicht können sie — wenn auch nicht mit gleich klarer Einsicht in die gemeinsame Voraussetzung — einig sein: daß wir aus Gottes Welt nicht hinausfallen, es gehe nun von Zeit zu Zeit, oder von Ewigkeit zu Ewigkeit. Alfred Hoffmann

Der Bruch zwischen Frankreich und dem Vatikan

Uebersicht: 1. Der Konflikt. — 2. Wer trägt die Schuld? — 3. Was nun? Die Projekte für die Trennung von Kirche und Staat. — 4. Die Regierung und die Trennung. — 5. Die Katholiken und die Trennung. — 6. Die Protestanten und die Trennung. — 7. Die Kammer und die Trennung.

Am Freitag, den 29. Juli 1904, beschloß der im Elysée versammelte französische Ministerrat den Geschäftsträger beim Vatikan, Herrn de Courcel, abzuberufen und dem Nuntius Lorenzelli seine Pässe zuzustellen. Damit ist das Band, das die älteste Tochter der Kirche seit 100 Jahren mit der Kurie verknüpft hat, zerrissen und das nie verstummte Verlangen der radikalen Parlamentarier der dritten Republik scheint in Erfüllung zu gehen: Abschaffung des Konkordats und Trennung von Kirche und Staat. Zwar wäre es gar nicht undenkbar, daß die beiden Schmollenden des Haders müde die alten Beziehungen wieder aufnehmen. Der Vorschlag, man möge es auch für das künftige Verhältnis zwischen Kirche und Staat bei den durch das Konkordat gegebenen gesetzlichen Grundlagen belassen, ist — so unmöglich es heute scheint — unter den vielen Vorschlägen zur Lösung des Konflikts noch lange nicht der törichteste, aus verschiedenen Gründen. Vertrug man sich doch auch bisher nicht sowohl auf Grund des Konkordats, sondern trotz des Konkordats auf Grund der Zugeständnisse, zu denen gegen die Bestimmungen des Konkordats und der organischen Artikel in Paris guter Wille vorhanden war. Dieser gute Wille scheint nun allerdings erschöpft zu sein auf beiden Seiten. Das energische Vorgehen der französischen Regierung gegen die Kongregationen, die Haltung der Regierung im Investiturstreit, die Entfernung der christlichen und kirchlichen Embleme auf den Friedhöfen und andern öffentlichen Gebäuden, die Beseitigung des klerikalen Einflusses auf die Schule sind Beweise genug dafür, daß man an der Seine auf ein gutes Einvernehmen ebensowenig Wert mehr legt als im Vatikan, wo man rebellische Mönche und renitente Kirchenfürsten in demonstrativer Weise steifte, gegen rein politische Akte der französischen Regierung — und das war der Besuch Loubets in Rom — in unerhörter Weise protestierte und nur noch unter vielen Tränen von der verkommenen Tochter sprach. Unter diesen Umständen genügt ein zündender Funke, um eine Katastrophe herbeizuführen. In minder aufgeregten Zeiten hätte ein Handel von so untergeordneter Bedeutung, wie die Angelegenheit der Bischöfe Geay von Laval und Le Nordez von Dijon es ursprünglich war, nicht zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen geführt.

1. Der Konflikt

In der Provinz Mayenne, im Lande der Chouans, ist nicht gut Bischof sein. Die dritte Republik stößt dort noch auf den ungebrochenen Widerstand royalistischer Gesinnungen. Deshalb muß sie darauf bedacht sein, im bischöflichen Palais zu Laval stets einen politisch zuverlässigen Mann zu wissen. Da sich aber für die Ueberzeugung der Bevölkerung Treue gegen die Kirche deckt mit der Treue gegen den „König", so hat ein Bischof, der es mit der „Revolution" hält, einen schweren Stand. Auch der Vorgänger des Bischofs Geay hatte böse Tage in Laval zu durchleben. Unter seinem Nachfolger riß völlige Anarchie ein. Schon vor vier Jahren hallten die Zeitungen wider von den skandalösen Zuständen, die in der Diözese herrschten. Bischof Geay, der die gegen bischöfliche Autorität und Staatsgesetze rebellierende Klerisei zur Ordnung wies und gegen die reaktionären Schloßjunker seiner bürgerlichen Freiheit sich erwehrte, wurde in der empörendsten

Weise verunglimpft und auf der Straße insultiert. Bereits ein Jahr nach seinem Amtsantritt soll die Losung ausgegeben worden sein: nous le ferons crever ou partir. Ein Komité habe 5000 Franken zusammengebracht, um auf den Bischof so viel Schmutz zu werfen, daß er darin ersticke. Schon am 26. Januar 1900 war Geay durch den Kardinal Parrochi, den damaligen Sekretär des heiligen Offiziums der Inquisition, aufgefordert worden, auf seine bischöflichen Funktionen zu verzichten. Und wirklich reichte auch Geay am 2. Februar 1900 seine Demission ein. Nur knüpfte er daran die Bedingung, daß ihm eine andere Diözese, und wäre es die geringste und bescheidenste, übertragen werde. Dies war aber nach dem Osservatore Romano unmöglich, weil die Demission nicht wegen lokaler äußerer Schwierigkeiten verlangt wurde, sondern aus intimen persönlichen Gründen — man munkelte von allzu häufigem Verkehr in einem Nonnenkloster —, die es Geay überhaupt unmöglich machten, noch länger Bischof zu sein. Doch schlug Leo XIII. schließlich die ganze Sache nieder. Aber des Bischofs Feinde ruhten nicht. Sie brachten Pius X. dazu, daß er die Akten durch das Offizium der Inquisition noch einmal prüfen ließ. Dieses fand so gravierende Dinge, daß es am 17. Mai 1904 durch den Kardinal Vanutelli den Bischof brieflich auffordern ließ, er solle die Leitung der Diözese innerhalb eines Monats freiwillig niederlegen; andernfalls sehe sich die heilige Kongregation der Inquisition genötigt ad progrediendum ad ulteriora. Statt diesen Brief geheim zu halten — das Geheimnis des heiligen Offiziums hat nach dem Univers vom 21. Juli 1904 ähnlich bindende Kraft wie das Beichtgeheimnis — übergab ihn der Bischof der französischen Regierung, die durch den Minister der auswärtigen Angelegenheiten am 28. Mai dagegen protestieren ließ als gegen eine Verletzung des Konkordats und im Fall der Nichtzurücknahme mit ernsten Maßregeln drohte. Dabei berief sich die Regierung auf Artikel V des Konkordats, wonach die Ernennung der Bischöfe durch den Ersten Konsul [oder dessen Rechtsnachfolger] erfolgt und dem heiligen Stuhl nur die kanonische Institution zukommt. Wie die bischöflichen Funktionen nicht ohne den Willen der Regierung übertragen, so können sie auch nicht einseitig von der Kurie entzogen werden.

Am 10. Juni erwiderte der Staatssekretär Merry del Val, es sei ein unbestreitbares Recht des Papstes, durch das heilige Offizium über die Integrität des Glaubens und die Reinheit der Sitten des Klerus und zumal der Bischöfe zu wachen. Der Ausdruck ad ulteriora progredi bedeute im Kurialstil nicht die Androhung der Absetzung, sondern der Einleitung des kanonischen Prozesses und der Ladung nach Rom. Eine Verletzung des Konkordates würde nur vorliegen, wenn die französischen Bischöfe reine Staatsbeamte wären. Dann würden sie aber durch das Konkordat außerhalb der Kirche gestellt. Auf diese Erklärung des Staatssekretärs erfolgte von Paris aus zunächst keine Antwort. Nun schrieb Geay, ohne irgendwie den Brief Vanutellis vom 17. Mai zu erwähnen, am 24. Juni an den Papst, daß er im Oktober nach Rom kommen werde. Er hoffe bis dahin für den Petrespfennig eine erkleckliche Summe sammeln zu können und dann einen 75jährigen Kanonikus, der noch einmal den heiligen Vater sehen möchte, aber die große Hitze nicht ertragen könne, mitnehmen zu können. Darauf stellte ihm der Staatssekretär am 2. Juli noch einen Termin von 15 Tagen unter Androhung der Suspendierung ab exercitio ordinis et iurisdictionis. Auch diesen Brief übergab Geay der Regierung, die ihn aufforderte, er solle gemäß den Bestimmungen des Konkordats in seiner Residenz verbleiben. Am 19. Juli kam dann von Rom das Ultimatum: wenn der Bischof bis 28. Juli sich in Rom nicht stelle, sei die angedrohte Suspension ohne weitere Eröffnung eingetreten. Statt nach Rom zu gehen, schickte der Bischof diesen Brief, wie die vorhergehenden, nach Paris. In einer Note an den Minister Delcassé bezeichnete Combes das Vorgehen der Kurie als un véritable parti pris de provocation et une sorte de dénonciation du Concordat par la méconnaissance publique des droits qu'il confère au Gouvernement français. Zugleich sprach er den Entschluß aus, wenn diese Briefe nicht purement et simplement zurückgenommen werden, dem nächsten Ministerrat den Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit dem heiligen Stuhl vorzuschlagen.

Unter den Dokumenten, die Combes mit dieser Note Delcassé vorlegte, befand sich außer den an den Bischof von Laval gerichteten Briefen Vanutellis und Merry del Vals auch eine Korrespondenz des Letzteren mit dem Bischof Le Nordez von Dijon. Auch dort gehe es seit Anfang des Jahres drunter und drüber. Der Bischof wurde als Freimaurer gebrandmarkt; auch warf man ihm vor, daß er in den kostbaren Bänden seiner Weinbibliothek zu gründliche Studien mache. Die Seele des Widerstands gegen den Bischof bildeten sein Generalvikar Abbé Bizouard und die das Priesterseminar leitenden Sulpizianerpatres. Es kam sogar so weit, daß die Seminaristen sich weigerten, aus des Bischofs Hand die Ordination entgegenzunehmen. Sofort verfügte der Kriegsminister, die widerspenstigen Jünglinge in den bunten Rock zu stecken. Le Nordez verwandte sich für sie, so daß sie im Seminar bleiben durften. Von der Ordination war nicht mehr die Rede. Warum? Am 10. März hatte Merry del Val den Nuntius in Paris telegraphisch beauftragt, unverzüglich dem Bischof von Dijon die Verschiebung der Ordination bis auf weitere Ordre anzubefehlen. Le Nordez antwortete, daß er sich dem Wunsche des heiligen Vaters willig füge. Einige Wochen später, am 24. April, erhält er durch den Staatssekretär den Befehl, unverzüglich nach Rom zu kommen, ohne nähere Angabe des Grundes. Der Bischof gab ausweichende Antwort: von Mitte Juni an stehe er zur Verfügung des Papstes. Seine Abreise in diesem Augenblick hätte die größte Verwirrung zur Folge, weil er vor einer Firmungsreise stehe, die schon seit einem Monat in allen Gemeinden angekündigt sei.

Aber der Monat Juni verging, ohne daß der Bischof nach Rom kam. So wiederholte Merry del Val seine Aufforderung am 9. Juli und drohte, falls der Bischof im Laufe der nächsten 15 Tage nicht nach Rom komme, mit der Suspension ab exercitio ordinis et iurisdictionis. Inzwischen hatte die Regierung von dem Telegramm des Staatssekretärs an den Nuntius (10. März) durch die Presse Wind bekommen. In einer Note des Ministerpräsidenten wird dasselbe als formelle und materielle Verletzung des Konkordats für null und nichtig erklärt und dem Bischof aufgetragen, die Briefe des Staatssekretärs vorzulegen. Le Nordez befand sich damals im Norden Frankreichs auf Urlaub. Auf dem Heimwege stieg er in Paris aus und übergab am 19. Juli der Regierung die Briefe Merry del Vals. Gleichzeitig schrieb er an diesen, daß er nicht nach Rom kommen werde. J'en éprouve une douleur profonde; je vois les maux qui menacent l'Eglise de France, les complications déplorables que cet incident ajoute à l'état de choses religieuses déjà si gravement compromis. Mais je ne puis. Voilà sept mois que je suis l'objet d'outrages aussi odieux que grossiers de la part de quelques prêtres de mon diocèse. Ils ont ameuté contre moi les jeunes clercs de mon séminaire, de jeunes laïcs de dévotion, des femmes pieuses et crédules. Ils ont récemment employé le mensonge, la menace et l'argent pour amener de pauvres enfants à refuser de mes mains le sacrement de confirmation. Ils ont fondé leur action sur l'accusation haïssable autant qu'imbécille que je faisais partie d'une secte dont je n'ai jamais connu un membre et dont je rougirais d'écrire ici même le nom [Freimaurer]. Der Staatssekretär gab nicht nach. Am 22. Juli wiederholt er in einem ausführlichen Schreiben die Ladung nach Rom. Er beschwört den Bischof, nicht länger ungehorsam zu sein: j'ose ajouter, Monseigneur, pour ma part, que je vous écris d'un cœur bien affligé et que j'aurais voulu vous épargner cette lettre si j'avais pu le faire sans manquer aux ordres reçus. Je vous conjure d'agir comme évêque, comme évêque français sincèrement attaché au Siège apostolique, et de ne pas ajouter à l'amertume qu'éprouve en ce moment le cœur du Pontife et que partagent si vivement tous ceux qui aiment l'Eglise et la France.

Der formelle Protest des französischen Ministerrats gegen

die Korrespondenz des Staatssekretärs mit dem Bischof von Dijon wurde Merry del Val zugleich mit dem Protest gegen die Briefe an den Bischof von Laval durch Herrn von Courcel am 23. Juli zugestellt. Am 26. Juli antwortete der Staatssekretär. In zwei fast gleichlautenden Noten unterscheidet er zwischen dem Konkordat und den organischen Artikeln, die ein einseitiger Akt der französischen Regierung seien, gegen den der heilige Stuhl jederzeit protestiert habe. In keinem der 17 Artikel des Konkordats sei gesagt, daß der Papst erst die Genehmigung der Regierung einholen müsse, wenn er von einem Bischof den zeitweiligen Verzicht auf seine amtlichen Funktionen oder sein Erscheinen in Rom zur Verantwortung über seine Amtsführung verlangen wolle. In der Ausübung ihrer Jurisdiktion hängen die Bischöfe vom Papst ab, der sie ihnen durch die kanonische Institution übertragen habe. Diese Abhängigkeit könne der Papst nicht der Einwilligung der weltlichen Behörden unterstellen. Eine Zurücknahme der fraglichen Briefe käme einer completa abdicazione della Autorità Pontifica sul l'Episcopato gleich. Doch will der Papst, um einen neuen Beweis seiner versöhnlichen Gesinnung zu geben, die den Bischöfen von Laval und Dijon gesetzten Termine um einen Monat verlängern unter der Voraussetzung, daß diese in der Zwischenzeit zu ihrer Rechtfertigung nach Rom sich begeben, und daß die Regierung, falls sie sich weigern oder sich nicht rechtfertigen können, zu einer Verständigung mit dem heiligen Stuhl über die künftige Verwaltung der beiden Diözesen geneigt ist. Der heilige Vater, der gleich seinem glorreichen Vorgänger von einer ganz besonderen Vorliebe zu dem edlen französischen Volke beseelt sei, würde es überaus schmerzlich empfinden, wenn die Regierung der Republik, um die Rechtfertigung eines Bischofs vor der zuständigen Autorität zu verhindern, sich zu ungerechtfertigten feindseligen Maßregeln hinreißen ließe, für die der heilige Stuhl keine Verantwortung weder vor Gott noch vor den Menschen übernehmen könnte.

Die französische Regierung antwortete darauf mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen: da Seine Eminenz, der Staatssekretär, die Schritte nicht zurücknehme, die er ohne Wissen der Regierung, mit der das Konkordat abgeschlossen worden sei, getan habe, lege die Regierung der Republik keinen Wert mehr darauf, die offiziellen Beziehungen aufrecht zu erhalten, die nach dem Willen des heiligen Stuhles gegenstandslos geworden seien.

Der Ministerrat, der sich mit der Note Merry del Vals vom 26. Juli beschäftigen sollte, war ursprünglich auf den 2. August angesetzt. Combes wollte bis zu diesem Tag in seiner Heimat Pons bleiben und Loubet sollte am 29. Juli Paris verlassen. Da trat ein unerwartetes Ereignis ein, das die kirchenpolitische Lage mit einem Schlag änderte und die sofortige Einberufung des Ministerrats nötig machte: in der Nacht vom 27. auf 28. Juli war der Bischof von Dijon nach Rom abgereist. Der Mut des Widerstands, den er gegen die schroffen Drohungen des Staatssekretärs gefunden hatte, versagte gegenüber den lyrischen Tönen, die Merry del Val in seinem letzten Brief an den Bischof angeschlagen hatte. Just vier Wochen später, am 24. August, machte sich auch der Bischof von Laval auf den Weg nach Rom: „nicht nur aus Gehorsam und um mich zu verteidigen, sondern um Seiner Heiligkeit mein tiefes Bedauern darüber auszudrücken, daß ich sein Vaterherz durch eine Verzögerung, deren geheimen Gründe ich ihm darlegen werde, betrübt habe." Am 30. August gab Geay seine Demission in die Hände des Papstes, „der gegen ihn von einer unbeschreiblichen Güte war." Trotzdem versuchte der Bischof — es war seine letzte offizielle Handlung — in der Semaine Religieuse de Laval (3. September) diese Güte zu beschreiben. „Da Seine Heiligkeit mit der französischen Sprache wenig vertraut ist, fand die Unterhaltung fast ganz auf lateinisch statt: carus eras mihi — sagte der Papst — nunc sum tibi pater, frater, amicus tenerrismus. Multa habebis solamina." Zunächst wurde der Bischof durch eine Pension von 8000 Franken getröstet.

Am 4. September endlich legte auch Le Nordez „freiwillig" — wie Merry del Val in seiner Empfangsanzeige betonte — sein Bischofsamt nieder. Der Staatssekretär übermittelte ihm dafür den päpstlichen Segen. Auch soll seine Pension etwas tröstlicher ausgefallen sein als die seines Kollegen von Laval.

Ueber die tatsächlichen Gründe für die Absetzung der beiden Bischöfe wird wohl immer das Geheimnis des heiligen Offiziums der Inquisition walten. Aber wir kennen sie trotzdem. Beide Männer sprachen es unverhohlen aus, daß sie das Opfer ihrer politischen Ueberzeugungen geworden sind. Vous venez voir la victime de la politique, le pauvre soldat de la liberté, frappé par tous et pour tous — sagte Geay zu dem Journalisten Jean de Bonnefon (Journal 29. Juli) und Le Nordez betont in seinem Abschiedsschreiben an seine Diözesanen (5. September): „Als Gott mich auf den Bischofsstuhl rief, machte ich es mir zum Grundsatz, der Kirche und dem Vaterland mit gleichem Eifer zu dienen. Ich glaube nicht, auch nur eine Stunde lang diesem Grundsatz untreu geworden zu sein. Das war mein Verbrechen in den Augen mancher Leute."

Die vorstehende Darstellung der Ereignisse, die zum Bruch zwischen Frankreich und dem Vatikan geführt haben, beruht auf den von der französischen Regierung im Journal Officiel und von der Kurie im Osservatore Romano veröffentlichten Originaldokumenten. Zur Beurteilung des Konflikts ist von liberaler und klerikaler Seite soviel Tinte geflossen, daß es dem unbeteiligten Beobachter ungemein erschwert ist, von kirchenpolitischen Neigungen unbeeinflußt sich die Frage zu stellen: wer trägt die Verantwortung an diesem Bruch? Wir wollen doch den Versuch wagen. Eugen Lachenmann

Leipzig und Worms

Ueber Werdendes, Unfertiges öffentlich zu urteilen steht nicht wohl an. In diesem Gefühl haben wir bisher geschwiegen. Aber auch unser Schweigen wird mißverstanden. Nun denn, so soll unsere journalistische Pflicht gegenüber den beiden kirchenpolitischen Ereignissen des letzten Vierteljahrs unter allem Vorbehalt, aber auch in aller Offenheit hiermit erfüllt werden. Die Aufgabe wird dadurch erleichtert, daß inzwischen von beiden Seiten gedruckte Protokolle vorliegen: das eine — „Freie deutsche evangelische Konferenz" — nur unter der Hand erhältlich, das andere im Buchhandel erschienen: Der Synodalentag zu Worms am 31. Oktober 1904. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 96 S.

Der Synodalentag zu Worms war bereits in der kirchlichen Presse viel diskutiert und auf den 31. Oktober festgelegt, als von einer Anzahl kirchlicher Notabeln die vertrauliche Einladung zu einer Beratung über verwandte Angelegenheiten in Leipzig auf den 25. Oktober an einen begrenzten Kreis von Personen erging. Man gewann den Eindruck, daß die Art, wie der Synodalentag gemeint und inszeniert wurde, bei den Unterzeichnern der Leipziger Einladung Besorgnisse erweckt hatte, und daß die Leipziger Konferenz mit besserem Rat den Wormser Verhandlungen zuvorkommen sollte. Wie dem auch sei, so haben die leitenden Männer auf beiden Seiten bald Fühlung bekommen, und der Effekt war, daß in Leipzig und Worms wesentlich im gleichen Sinne gearbeitet wurde, nur mit einem Unterschiede des Temperaments. Doch unterließ Leipzig nicht, als ein Besonderes die „Freie deutsche evangelische Konferenz" zu konstituieren: der Gedanke, in der sicher bevorstehenden Wormser Einigung aufzugehen, wurde in Leipzig nicht einmal gestreift. Umgekehrt sprach Worms unter allseitigem Beifall energisch die Hoffnung aus, daß „wo möglich innerhalb Jahresfrist die beiden Ströme in ein Bett zusammenfließen" möchten.

An eine so rasche Entwicklung ist kaum zu denken. Der Unterschied des Temperaments und des Milieus ist zu groß. Auch haben bereits am 25. und 31. Oktober 1904 die Aufgaben und Formen, auf die hin man dort und hier seine Zukunft gründete, sich stark differenziert. Dort in Leipzig wurden fernere vertrauliche Zusammenkünfte mit Zuziehung ausgewählter Persönlichkeiten ins Auge gefaßt. Hier in Worms forderte der

von vornherein herrschende demokratische Zug freie offene Entfaltung auf breitester Basis: zwar drang die Idee, die Teilnahmeberechtigung an ein synodales Mandat zu knüpfen, sieghaft und wie selbstverständlich durch, aber man öffnete die Tür nicht nur den im Besitz eines Mandats befindlichen, sondern auch den gewesenen Synodalen, und nicht nur den Mitgliedern der höheren Synoden, sondern auch der Kreis- und Bezirkssynoden niederster Stufe. Nimmt man hinzu, daß unter den Leipzigern sich Männer befanden und befinden werden, die nie einer Synode angehörten, so sieht man leicht, daß ein schlichtes Zusammenfließen beider Vereinigungen nicht wohl denkbar ist, sondern höchstens ein Sichauflösen von Leipzig zu Gunsten von Worms.

Ueberlassen wir die Entscheidung darüber der Zukunft und nehmen wir umso mehr Kenntnis von der Tatsache, daß die beiden Organisationen sich jedenfalls von vornherein friedlich neben einander gestellt und, durch Personalunionen herüber und hinüber verbunden, gleich im ersten Lebensmoment Grüße und Segenswünsche ausgetauscht haben.

Was bedeuten nun beide für unser kirchliches und politisches Leben? Oder welche Bedeutung können sie gewinnen?

Unser Blatt und die Meisten, die zu ihm stehen, sind von jeher der Kirchenpolitik abhold gewesen. Wir unterschreiben noch heute das Wesentliche von dem, was anno 1887 einer unserer Freunde, Bornemann, in eingehenden, heute noch wie damals lesenswerten Artikeln über das Hammerstein-Stöcker-KleistRetzowsche Kirchenprogramm usw. niedergelegt hat. (1887, Nr. 9—12. 14. 16. 17.) Aber so kühl wir grundsätzlich noch immer der Kirchenpolitik als einem für uns Protestanten erst hinter anderen rangierendem Interesse gegenüberstehen: wichtiger ist sie uns doch geworden, und williger sind wir darum heute als damals, mit in ihrem Dienste zu arbeiten. Nur eben mit dem lauten Vorbehalt, daß uns diese Angelegenheiten immer solche zweiten und dritten Ranges bleiben werden.

Unter solchem Vorbehalt ist es keine Beleidigung, wenn wir auch Worms und Leipzig keine sonderlich hohe Wichtigkeit beilegen. Und es ist keine Zweideutigkeit, wenn wir, an diesen Veranstaltungen teilnehmend, eifersüchtig darüber wachen, daß im Zuge dieser Tätigkeit keine höheren Interessen Schaden leiden.

Fassen wir das Einzelne ins Auge, das in Worms und Leipzig verhandelt wurde, so hatte man nicht nur einmütig in Worms, sondern offenbar fast einmütig auch in Leipzig das größte Verlangen nach einer *synodalen Ergänzung* des Kirchenausschusses. Nicht um eine „Reichssynode" kann es sich handeln, das wurde von allen Seiten ausgesprochen. (Eine Minderheit würde aber vor ihr nicht zurückschrecken, wenn man sie haben könnte. Andere perhorreszieren mit uns den Gedanken einer Reichssynode und Reichskirche als solchen. Es lohnt in der Tat nicht, darüber zu streiten.) Wider Erwarten schnell und vollzählig ist, am 13. Juni 1903, der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß zu stande gekommen als der erste Ansatz einer organischen Einigung der deutschen evangelischen Landeskirchen. Die Fortentwicklung und Stärkung dieses Organs durch Zuschuß synodaler Kräfte stößt heute noch auf allerhand Schwierigkeiten, die in Leipzig offenbar stärker empfunden, peinlicher respektiert wurden als in Worms. Genug, daß man hüben und drüben, ob auch in verschiedenem Tempo, das gleiche Ziel anstrebt. Und vermutlich haben die recht, die da meinen, es werde diese synodale Ergänzung rascher kommen als bei weiser Berechnung aller Umstände heute wahrscheinlich ist. Die Forderung hat eine gewisse Logik für sich, und die Zeitströmung ist ihr günstig.

Im Uebrigen will der *Synodalentag* — das liegt in der Konsequenz seiner Gründung — sich des Synodalwesens überhaupt annehmen. Der ursprüngliche Gedanke war dies schwerlich; die Urheber dachten gewiß in erster Linie an große Politik. Aber hier, auf dem Gebiet des synodalen Wesens überhaupt, liegen ohne Zweifel unermeßliche, wichtige Aufgaben. Wie viel Halbheit und Hohlheit macht sich unter dem Titel von Synoden breit! Wägt man die Schwächen auf beiden Seiten ruhig und redlich, so bin ich durchaus geneigt, im

Allgemeinen unsre Kirchenbehörden für gesundere Gebilde zu halten als unsre Synoden. Aber die Synoden sind, was die Zukunft betrifft, in einem großen Vorteil. Sie können, wenn sie wollen, sich rasch und ernstlich reformieren; unsre Kirchenbehörden sind kaum in der Lage, ihren Charakter aus freiem Willen eingreifend zu ändern. Aber wie dem sei, jedenfalls begrüßen wir den Synodaltag ehrlich und mit Freuden, wenn es ihm gelingt, mehr Leben, Tiefe, Gehalt in die Synoden zu bringen, und zwar durch alle Stufen!

Dagegen hat Leipzig sich den Charakter einer *vertraulichen Konferenz* gegeben. Denken wir diesen Gedanken durch, so hat auch damit unsre Kirche ein Organ gefunden, das sie bisher nicht besaß. Männer des Kirchenregiments und der Synoden, der Praxis und der Wissenschaft, von verschiedenster kirchlicher und politischer Richtung treffen sich alljährlich zu intimem Austausch. Es ist nicht wünschenswert, daß der Kreis numerisch groß werde. Es ist aber wünschenswert, daß er qualitativ die größte Mannigfaltigkeit der Geister umfasse. Es ist wünschenswert, daß möglichst dieselben immer wieder kommen. Denn man muß sich persönlich wirklich kennen lernen. Und die Voraussetzung ist ja, daß Männer zusammenkommen, die sonst nicht zusammenkommen. Die wider einander standen, weil sie sich nicht kannten. Die sich also erst in einander gewöhnen müssen. Dann aber darf es auch für sie keinen Gegenstand geben, der nicht zu ihrer Kompetenz gehörte. Natürlich müssen „theologische" Fragen ausgeschlossen sein, Fragen der Zunftgelehrsamkeit. Auch verbietet die einfachste Klugheit, mit der Verhandlung der großen Wahrheitsfragen einzusetzen, deren verschiedene Beantwortung uns trennt und gar verfeindet. Gewiß muß das praktisch Wichtige vorangestellt und von einer Seite angefaßt werden, die Verständigung und Einigung erleichtert. Aber je öfter wir uns treffen, je besser wir uns kennen lernen, desto tiefer müssen wir an die zentralen Fragen heran. Es hängt doch Alles zusammen! Das Peripherische schwebt doch nicht in der Luft! Wenn ich auf die Dauer zu solchen Zusammenkünften kommen soll, so *will* ich von Andern auf das angeredet werden, was sie an meiner öffentlichen religiös-kirchlichen Haltung stört. Ich will erklären, rechtfertigen können, ich will Andre hören und sie besser verstehen. Nur wenn es so zu einem redlichen intimen Austausch kommt über das, was Jedem am meisten am Herzen liegt, hat die beabsichtigte Intimität einen Wert, eine Berechtigung. Nur dann ist Leipzig eine originelle Schöpfung, auf der großer Segen ruhen kann.

Endlich noch Eins. Ganz unmaßgeblich, aber von Herzen. Man hat in Worms und Leipzig viel von der römischen Gefahr gesprochen. Das ist heute selbstverständlich. Wir leugnen auch diese Gefahr gar nicht. Sie besteht politisch in der Bedeutung, die das Zentrum für unser gesamtes öffentliches Leben heute hat. Aber einmal halte ich die römische Gefahr für so groß nicht, wenn wir Evangelischen uns nur auf uns selbst besinnen. Sogar ein wenig äußerer und innerer Druck schadet uns nicht. Dagegen halte ich mit vielen meiner nächsten Freunde dies für eine große Gefahr, wenn Protestanten sich darnach sehnen und darauf aus sind, die evangelische „Kirche" irgendwie an die Seite der römisch-katholischen zu „heben", damit sie in ähnlicher Weise eine „Macht" werde, wie diese. Hier liegen Differenzen vor, die könnten wir ja gleich einmal in Leipzig besprechen. In Worms hat man, wenn man sich des Synodalwesens annimmt, damit und mit der Organisation des Verbandes zunächst so viel zu tun, daß die Frage dort nicht so brennend ist. Aber was ich nun eben zum Schluß ganz unmaßgeblich bemerken wollte: für die römische Gefahr haben wir doch den Evangelischen Bund. Und es geht nicht an, daß das, was sein eigentlichstes Arbeitsgebiet ist, nun von andern Instanzen in Angriff genommen wird, als wäre da Nichts geschehn. Tut man dies dennoch, so werden ihm auch einige Komplimente und Personalkonzessionen über diese harte Tatsache schwerlich hinweghelfen. Und zuweilen klang es wirklich sowohl in Leipzig wie in Worms, als hätte man die Freie deutsche Konferenz und den Synodalentag nur nötig „zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen." Das soll man nun schlechterdings dem Evangelischen Bunde nicht antun. Die Christliche Welt hat ihm manchmal kritisch

gegenübergestanden und ist sich seit Dresden nicht klar über seinen gegenwärtigen Kurs. Aber sie hat doch mit Freude und Genugtuung verfolgt, wie die einstigen, zum Teil recht zufälligen und kurzsichtigen Bedenken wider ihn sich zerstreut haben, wie er eine allgemein anerkannte und wohltätig empfundene Macht ist im evangelischen Deutschland. Und den Kampf gegen Rom als solchen soll man ihm nun als seine Spezialität erhalten, wie wir anderen Organisationen die ihre nicht antasten. Findet man aber, daß die deutsch-protestantischen Interessen eine noch kräftigere und wirksamere Vertretung bedürfen, so soll man vor allem in ihm selber mit Rat und Tat dafür einstehn. Und so kann ja weder die Freie deutsche evangelische Konferenz noch der Synodalentag daran denken, dem Evangelischen Bunde Arbeit abzunehmen. Sondern nur das kann der Sinn jener Reflexion auf die römische Gefahr sein, daß *jede* Stärkung der evangelischen Kirche im Innern allerdings *auch* die Bedeutung haben wird, sie zu mindern. Der Evangelische Bund wird seinerseits gegen diese Arbeitsteilung nichts haben können. Denn wenn auch manche seiner Enthusiasten jeweilen getan haben als könne und müsse der Evangelische Bund *Alles* machen, auch alle nötige Reformarbeit nach innen, so wird das heute kaum einer seiner Sprecher vertreten. Sind aber dem deutschen Protestantismus nun diese alten und neuen Organe neben einander gewachsen, so liegt viel daran, daß über ihre gewiesenen Funktionen Klarheit herrscht.

Möge ein jedes in seiner Art, in größter Verschiedenheit der Aufgaben und der Leistung, sich entfalten, zur Bewährung und Mehrung des geistigen Reichtums unsrer evangelischen Kirchen — das ist der Wunsch, mit dem wir die Beschlüsse von Worms und Leipzig ad acta nehmen. R

Verschiedenes

Philipp der Großmütige als evangelischer Christ. Festrede von D. Friedrich Wiegand, Professor der Theologie. Marburg, Elwert 1904. 33 S. 60 Pf.

Außerordentlich frisch und begeisternd mutet Wiegands Festrede an, am 26. Juli im Rittersaale des Marburger Schlosses gelegentlich der Philippfeier des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde gehalten, in aller Kürze ein Lebensbild in festen markigen Strichen, ohne, worauf der Titel führen könnte, erbaulichen Beigeschmack. Die Formulierung ist sehr glücklich, pointiert, auch witzig. Philipp „litt an einer Ueberfülle von Plänen und Ideen", „Philipp war Fürst und gewohnt, die Dinge unter dem Gesichtspunkte der Macht anzusehen", die Wittenberger Konkordie „wurde das hessische Symbol schlechthin". Ueber die politische Wendung infolge der Bigamie urteilt Wiegand treffend: „Im vorliegenden Falle liegt das Gravierende nur darin, daß man von einem Landgrafen Philipp nach seiner ganzen Vorgeschichte eben doch mehr verlangte als von einem sonstigen protestantischen Dutzend-Fürsten, und sodann darin, daß die Motive jenes Abkommens sehr stark persönlicher Natur waren." Gegen Herrmann wird Philipps Stellung zum Interim als „Selbstbetrug" — wohl richtig — charakterisiert.

Das Haltmachen nach Herzog Ulrichs Restitution wird auch hier etwas zu stark idealisiert, man erfährt nicht, daß es Vorstufe war zum späteren Pakt mit dem Kaiser. Etwas zu schlecht kommt der „franziskanische Bußprediger" Lambert von Avignon weg, er ist mit seinem Kirchenideal doch nur guter Lutheraner gewesen. Und gerne sähe man das Moderne in Philipp etwas stärker betont, das den Konfessionalismus überwindet. So gewiß der Konfessionalismus und Dogmatismus unvermeidlich war, ich würde doch lieber sagen: die Zeit war für Philipps Ideale noch nicht reif, als mit Wiegand: „es fehlte ihm an Verständnis für das, was der Gegenwart not tat."

Walther Köhler

Philipp der Großmütige als Politiker. Festrede von D. G. Krüger, Professor der Theologie. Gießen, Ricker 1904. 24 S. 80 Pf.

In prächtigem Festschmuck präsentiert sich die in Gegenwart des Rector magnificentissimus, des Großherzogs von Hessen, gehaltene Gießener akademische Festrede. Krüger wirft die Frage auf, ob Philipp von Hessen, „ein bedeutender Mensch, der mit geringen Hilfsmitteln und unter zerfahrenen Verhältnissen, viel behindert und wenig unterstützt, die gewaltige Kraft einer die Völker erschütternden religiösen und politischen Bewegung klar erkannt und in einzigartiger Weise gefördert hat", als Politiker gewertet werden darf? Wenn man im Politiker nur den Diplomaten sieht, dann jedenfalls nicht. Undiplomatisch bis zum höchsten Grade waren sowohl die Doppelehe — „ein Weg, von dem er sich bei einiger Ueberlegung hätte sagen müssen, daß, wenn er seinen Kredit erschüttern wollte, er es nicht besser anstellen konnte als so" — wie seine Vertrauensseligkeit in den sogenannten Packischen Händeln. In beiden Fällen zeigt er eine „Naivetät" — ein von Krüger sehr glücklich herausgehobener Zug an Philipp —, wie sie einer impulsiven Natur eigen ist, kein „Erst wägen, dann wagen!" Wenn aber Politiker und Diplomat verschiedene Dinge sind, so verdient der Landgraf in hervorragendem Maße den Namen eines Politikers. Von ihm geht der Gedanke aus, „daß die von Wittenberg ausgehende religiöse Bewegung nur dann segensreich und von Erfolg begleitet sein könne, wenn sich die weltlichen Gewalten im Reich und in den Einzelstaaten ihrer annehmen würden." Die einzelnen Phasen dieser Politik (Gotha-Torgauer Bündnis, Bund mit Zwingli, Schmalkaldischer Bund, Bund mit Butzer) werden geschildert und fein detailliert abgewogen. Sie enthüllen ein tragisches Geschick: er kann nicht erreichen was er will, — so vollzieht sich schon 1535, nicht erst mit der Doppelehe, die Hinwendung zum Kaiser. „Der Landgraf mußte sich von Vertrauen getragen sehen, sonst fiel er ab. Festhalten nur verstandesmäßiger Einsichten war seine Sache nicht." Wie der Kaiser das landgräfliche Entgegenkommen benutzt, um die Schlinge den Schmalkaldenern zuzuziehen, ist bekannt. Dieser Mißerfolg Philipps führt Krüger zu der Frage: worin liegt denn nun des Landgrafen bleibende Bedeutung? Und hier freuen wir uns seiner Würdigung als der eines modernen Fürsten zu begegnen — schade, daß der knappe Raum einer Festrede keine breitere Ausführung gestattete! „Die Loslösung der Politik aus der Fessel der Konfession, das Bündnisschließen mit der Macht, unangesehen die Religion, wenn auch um der Religion willen, darin beruht das eigentliche Geheimnis seiner Politik. Er hat dadurch moderner Betrachtung mit genialem Instinkt die Bahn gebrochen." Walther Köhler

Richard Wagner an Mathilde Wesendonk. Tagebuchblätter und Briefe 1853—1871. Herausgegeben von Wolfgang Golther. Berlin, Duncker 1904. 5 Mk.

In dem an Kämpfen und Enttäuschungen reichen Leben des Komponisten war die Zeit, als er nach der Mairevolution 1849 von Dresden nach Zürich geflohen war, eine der schwersten. Er machte damals die Wandlung vom Optimisten und Anhänger Ludwig Feuerbachs zum Pessimisten und Verehrer Schopenhauers durch. Seine Ehe mit Minna Planer, die ihm wohl auf seinen abenteuerlichen Lebensfahrten auch in der bittersten Not treu zur Seite gestanden hatte, aber eine viel zu hausbackene Natur war, um auch nur von ferne auf seine großen künstlerischen Intentionen eingehen zu können, war unglücklich. Da lernte er die junge Mathilde Wesendonk kennen, die in glücklicher Ehe mit ihrem Manne Otto, einem reichen Kaufmann, in Zürich lebte. Empfänglich für alles Schöne und Große, offen für Belehrung, voll Staunen vor Wagners gewaltigem Genie, wurde sie im weitesten Sinne des Wortes seine Schülerin und bereitete ihm in völligem Einverständnis mit ihrem Mann das „Asyl" dicht neben ihrer eigenen Villa, in dem der Unruhige für einige Zeit Ruhe fand. Das Verhältnis Beider ist ein künstlerisches, ideales geblieben; als es eine Störung zu erfahren drohte, lernten Beide verzichten und Wagner verließ Zürich. Wer Tristan und Isolde kennt, wird das Verhältnis von Richard Wagner und Mathilde Wesendonk, ins Künstlerische umgesetzt, verstehen. Wer die innersten Seiten von Wagners Künstlernatur erkennen und manchen unsympathischen Zug seines Charakters milder beurteilen lernen will, gehe an dem Buche nicht vorüber. Otto Schmiedel

Rosegger und sein Glaube. Zeitgemäße Betrachtungen von P. Ansgar Pöllmann. Münster, Alphonsus-Buchhandlung. 135 S. 1 Mk.

Es gewährt einen eigenartigen Reiz, den Benediktiner-Pater einmal dem Waldpoeten gegenüber als Kritiker zu sehen. Natürlich war vorauszusehen, daß Rosegger bei dem Glaubensexamen, das der Pater mit ihm abhält, schlecht bestehen würde. Aber wer wird auch bei dem Dichter nach scharf ausgeprägten theologischen Begriffen und nun gar nach korrekt römischen Anschauungen suchen! Es kommt noch hinzu, daß Roseggers konfessionelle Mittelstellung von vorn herein auf eine gewisse Unbestimmtheit angelegt ist, die wir auch auf evangelischer Seite empfinden. Aber das soll uns doch nicht abhalten, gern und dankbar das hinzunehmen, was er uns bieten kann: ein religiös angeregtes Poetenleben, das mit dem ganzen Zauber einer frischen Waldpoesie wirkt und das auch nicht ohne religiösen Segen für die Weltmenschen bleiben kann. Allein der römische Priester vermag nicht so selbstlos zu urteilen. Er sieht in dem Dichter vornehmlich den gefährlichen Nebenbuhler in der Leitung der Gemüter. Denn, so meint Pöllmann, Rosegger habe es selbst gelegentlich ausgesprochen, daß er einen heimlichen Zug zum priesterlichen Beruf von Jugend auf in sich verspürte, und da er es nun nicht zu einem berufenen römischen Priester gebracht, so sei ein unberufener Volksverführer, ein falscher Prophet daraus geworden. Und der sei umso gefährlicher, als ihm eine große poetische Gewalt über die Herzen eigne. Denn diese Macht muß Pöllmann anerkennen, trotz mancherlei ästhetischer Ausstellungen, die er auch an dem Dichter Rosegger macht. So ist es in der Tat charakteristisch, wie auf römischer Seite selbst die Fragen poetischen Geschmackes und religiöser Innerlichkeit doch zuletzt immer wieder auf kirchliche Machtfragen hinauslaufen. Daß dabei namentlich auch das protestantische Element in Rosegger nicht gut wegkommt und gelegentliche Seitenhiebe auf den bösen Protestantismus fallen, läßt sich denken. Wir aber unsererseits wollen uns dessen freuen, was Rosegger, trotz seiner römisch-katholischen Herkunft innerlich geworden ist, und wollen ihm an Theologie nicht mehr aufbinden, als was er selber zu tragen vermag. Hoepel

Nachschrift: Soeben ist von Rosegger wieder ein neues Werk erschienen: „J. N. R. J. Frohe Botschaft eines armen Sünders", eine Art Leben Jesu in Romanform. Das Buch ist trotz mancher anmutigen Einzelzüge im ganzen genommen ein Mißgriff.*)

Ein frommer Wunsch für die kommenden Zeiten aus dem Königreich Preußen. Man schreibt uns:

Eine Einrichtung von großer Rauhheit ist in Preußen die Austeilung von Zensuren an die Kinder aller Lehranstalten beim Schulschluß vor Weihnachten Wer aus einem andern deutschen Bundesstaat nach Preußen übergesiedelt ist, schaut, nachdem er sich von dem ersten Staunen über dies ungewohnte Erlebnis einigermaßen erholt hat, unwillkürlich nach den andern Vätern und Müttern, die sich der gleichen Bescheerung erfreuen. Aber Nichts rührt sich von Befremden oder gar Auflehnung. So ist es schon zu der Väter und Großväter Zeiten gewesen. Also nimmt mans hin, wie der Türke das Schicksal. Ja, sind wir denn nicht die freien Bürger des Staats, der uns so Etwas antut? Müßte denn nicht ein Petitions-Sturm diese Einrichtung hinwegfegen, wenn sie nicht an ihrer eigenen Bosheit sterben will? Man erwäge doch! Es sind Weihnachtsferien. Morgen ist heiliger Abend. Unter dem Christbaum kann und darf es nur liebe Kinder geben. Nun bringt der Sohn, das Töchterlein die Zensur mit heim. Vielleicht ist sie schlecht. Oder doch minder gut als die letzte. Im Betragen fehlt es diesmal hart. Im Fleiß, in der Aufmerksamkeit. Im Französischen, Griechischen, in der Mathematik droht Gefahr für Ostern. Der vorbedachte Lehrer hat absichtlich strenger zensiert, damit in dem kommenden Vierteljahr vor der Versetzung noch besondere Anstrengungen gemacht werden. Und nun all die Enthüllungen am Tage vorm heiligen Abend! Welcher Tyrann hat sich das für seine Untertanen einst ausgesonnen? Man behalte nur die Fälle im Sinn, die wirklich ernst sind. Was sollen Eltern nun tun, die es mit der Erziehung ernst nehmen? Die Festfreude eindämmen, um eine pädagogische Wirkung zu erzielen? Oder ihren Kummer verbergen und sich geben, als wäre Nichts passiert? als wäre ihnen die Meinung der Schule gleichgiltig? Für das Ignorieren spricht unter Anderm, daß im Trubel der Vorbereitungen gar keine Zeit ist, auf die Angelegenheit nach Gebühr zu achten. Kurz, weg mit dieser gedankenlosen, zweischneidigen Einrichtung! Muß die Zwischenzensur sein, dann bitte acht Tage vor Weihnachten. Oder gleich nach den Ferien. Gewiß empfinden schon längst viele Lehrer, wie wir Eltern alle empfinden müssen. Haben nicht auch Lehrer eigne Kinder in den Schulen?

Ein Vater für viele und für die Mütter dazu.

Die letzte Burenhilfe. Der Aufruf für das Burenwaisenhaus im Anzeigenteil dieser Nummer sei warm befürwortet. Nur allzu wirkungslos ist die Burenbegeisterung in unserm Volk einst verpufft. Wo nichts weiter dahinter war, als blöder Englandhaß, da war das ein gerechtes Schicksal. Aber wo die Sympathie tiefer ging, hätte sie doch mehr reelle Frucht schaffen müssen. Für uns deutsche Protestanten liegt der Weg der Pflicht, den wir gehen sollen, klar vorgezeichnet. Es ist die Burenkirche, die wir mit unsrer hilfreichen Liebe umfassen müssen. Und es ist die dieser Kirche verbundene Schule. Es ist innerhalb des Schulsystems endlich Schule und Heim der beklagenswerten Waisen, für die wir ein Herz und eine offene Hand bewähren sollen. Der Aufruf des Hilfskomitees spricht davon, daß bis zum 25. Januar die Sammlung geschlossen sein müsse. Das kann kein bindendes Gelöbnis sein für die Zukunft, sondern nur ein praktischer Entschluß für die Gegenwart. Es ist gut, daß ein solcher Termin für das laufende Hilfswerk gesetzt ist. Aber wenn wir diese Zeilen überschrieben: Die letzte Burenhilfe, so meinten wir, daß es Kirche und Schule der Buren sind, auf die wir zu guter letzt, aber auch künftighin ein Auge haben sollen. R

Kleine Mitteilungen. In Bremen kündigt Pfarrer Burggraf Predigten über Schillers Dichtungen an, die von Neujahr bis Pfingsten währen sollen. Es ist ein sehr feines Programm. Auf dem Boden Bremens mag solch ein Unternehmen weniger Wagnis sein, als sonstwo. Und es ist gut, daß es Kirchen gibt, in denen der Versuch möglich ist.

Die Gedanken über Ewigkeit in dieser Nummer werden manchen unsrer Leser vielleicht zu schwer dünken, zumal neu hinzutretenden. Aber von Zeit zu Zeit müssen wir unsern Lesern so Etwas zumuten, und der Aufsatz gehörte, unzerteilt, in eine erste Jahresnummer. D H

*) Eine eingehende Besprechung des Buches aus andrer Feder folgt in nächster Nummer. Da sie im Urteil mit Hoepels übereinstimmt, versagen wir uns den Abdruck der wenigen Sätze, mit denen Hoepel das seine notiviert hat. D H

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Montag 16. Januar in Stadt Gotha: Die sittliche Berechtigung der Frauenfrage (Else von Graba).

Cöthen. Mittwoch 18. Januar 6 Uhr im großen Saale von Rumpfs Hotel: Oeffentliche Versammlung. Naturgesetz und Glaube (Pfarrer Lic. Traub aus Dortmund). Die Mitglieder werden gebeten, mit ihren Damen vollzählig zu erscheinen.

Gießen. Montag 16. Januar 7½ Uhr Hotel Viktoria: Ueber Religion und Kultur.

Hamburg. Montag 9. Januar Abends 8 Uhr Restaurant Tucherhaus Jungfernstieg 39/40: Kants letzte Gedanken über die Erkennbarkeit Gottes (Jänisch).

Lüttringhausen. Montag 9. Januar 5 Uhr im Düringer Hof: Die Abfassungszeit und Bedeutung der Thessalonicher-Briefe. (Senftius-Barmen)

Magdeburg. Mittwoch 11. Januar 3½ Uhr Stadtmissionshaus, Hasselbachstr. 1: Schulkompromiß.

Marburg. Dienstag 10. Januar 8½ Uhr im Hause der Christlichen Welt Rotergraben 8¾: Unbewußtes Christentum.

Reformierte Kirche Stuttgart

Da Herr Pfarrer Mayii infolge Berufung als Geistlicher nach der Schweiz sein Amt an der reformierten Gemeinde niederlegt, wird die Stelle zur Bewerbung ausgeschrieben. Der Pfarrer muß auf dem Boden der heiligen Schrift und des Heidelberger Katechismus stehen und befähigt sein, auch in französischer Sprache zu predigen. Gehalt 3000 Mark. Pfarrwohnung nicht vorhanden. Amtsantritt 1. Mai 1905. Meldungen wollen bis **spätestens den 15. Januar** an **Professor Belson,** Vorsteher der reformierten Kirche, **Stuttgart,** Johannesstraße 52, gerichtet werden.

Suche baldmöglichst für meine Tochter, 20 Jahre, erstmalig Stellung als **Stütze.** Dieselbe ist bewandert im Kleidermachen, Nähen und Sticken. Es wird nicht auf Gehalt gesehen, aber auf vollen Familienanschluß. Stelle nicht allzuweit von Darmstadt bevorzugt. Etwaige Angebote sind einzusenden an **Frau Knispel, Darmstadt, Victoriastraße 28.**

Le Chrétien Français

Organe de la Reforme évangélique dans le Catholicisme
Bureaux: 12 rue Vivienne **Paris**
Abonnement: 6 frs. un an
Directeur: **A. Bourrier,** 9 rue Brongniart, Sèvres

Töchter-Pensionat

für In- und Ausländerinnen. Gediegene Ausbildung in Wissenschaften und Fremdsprachen, Vorträge von Professoren der Hochschule über Literatur, Kunstgeschichte und Naturkunde. Ernste Musikpflege. Besuche guter Konzerte, Theater und Kunstsammlungen. Malen, feine Handarbeiten, Tanzen und Tennis. Auf Wunsch gründliche Ausbildung im Haushalt. Geprüfte deutsche, französische und englische Lehrerin im Hause. Angenehmes Familienleben. Beste Referenzen. Prospekte durch die Vorsteherin.

Frau Dr. W. Nagel
Darmstadt, Victoriaplatz 9

Königl. Paulinenstift Friedrichshafen a. Bodensee, Töchterpensionat

Sprachen, Wissenschaften, Musik, Zeichnen, Malen, Kerbschnitt, Handarbeit, Turnen, Tanzen, Baden, Schwimmen. Sorgfältige Erziehung. Einzigartige Lage mit Spielplätzen und großem Garten am See. Beste Empfehlungen. **Prospekt durch Vorstand und Vorsteherin.**

Für das deutsche Burenwaisenhaus!

Die deutsche Sammlung für die Burenwaisen hat bis Mitte Dezember rund 17000 Mark ertragen und wird, wenn sie im bisherigen Tempo weitergeht, bis Neujahr 20000 Mark ergeben (darunter 5000 Mark aus Bayern allein). Das ist erst ein Drittel der nötigen Summe. Nun weilen zur Zeit als Abgeordnete ihrer Kirche General Kritzinger und Pfarrer von Beerden in Europa; sie sollen aus eigener Erkundigung ihrer Kirche berichten, was sie noch von den Schwesterkirchen in Europa zu erwarten hat. Mit ihnen reist am 25. Januar der, Gott sei Dank, wieder genesene „Märtyrer Südafrikas" Präsident Steyn zurück. Bis dahin muss also die Sammlung abgeschlossen sein. Aber wie könnte das gescheben mit einem Ergebnis von nicht mehr als 20000 Mark? Der weitaus grösste Teil der Amtsbrüder, insonderheit der norddeutschen, hat auf das November-Rundschreiben hin kein Lebenszeichen von sich gegeben. Und doch könnte gewiss jeder von ihnen durch Ankündigung von der Kanzel oder durch Rücksprache mit seinem Gemeindekirchenrat oder Presbyterium leicht die erbetene Gabe von 10 oder 20 Mark als Beitrag seiner Gemeinde erlangen. Es sind nicht mehr Zirkulare versandt, als Beiträge nötig sind. Wir bitten darum nochmals einen jeden Leser dieser Zeilen herzlich, sofern er noch nicht beigesteuert hat, um einen Beitrag zu Händen der Leitung dieses Blattes*) oder an Pastor Schowalter in Jettenbach (Pfalz), damit das Hilfswerk wirklich zu einem Werke der evangelischen Kirche Deutschlands werde.

*) Bei der Christlichen Welt sind bisher eingegangen 1045,34 Mark.

Das Hilfskomitee

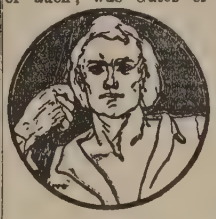
Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, Bildende u. angew. Künste

Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.
Mit Bildern und Notenbeilagen.

Herausgeber: FERDINAND AVENARIUS.

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den Ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.



Abonnementspreis Mk. 3.50 f. d. Vierteljahr

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Comenius-Seminar
Bonn a. Rh. G. m. b. H.

Lehrerinnen-Bildungsanstalt mit Internat, Uebungsschule und Kindergarten

Dreijähriger Kursus zur Vorbereitung auf die Lehrerinnenprüfung für mittlere und höhere Mädchenschulen nach staatlich genehmigtem Reformlehrplan.

Zweijähriger Kursus zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen.

Beginn der nächsten Kurse: Ostern 1905

Prospekte und nähere Auskunft durch die Vorsteherin
***Fräulein Helene L. Klostermann**, Riesstr. 1*

Preußischer Beamten-Verein
in Hannover
(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamte, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 259127038 M. Vermögensbestand 85180000 M. Ueberschuß im Geschäftsjahre 1903: 2606796 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Verlag v. Gustav Fischer in Jena

Soeben erschien:

Robert Owen

Sein Leben und seine Bedeutung für die Gegenwart

Mit einem Bildnis Robert Owens

Von

Helene Simon

Preis: brosch. 7 Mk., geb. 8 Mk.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das

Nachrichten-Bureau

Adolf Schustermann

BERLIN O. 27

Illust. Broschüre, Referenzen etc. gratis und franko

„Die Hilfe"

Nationalsoziale Wochenschrift

Herausgeber D. **Fr. Naumann**

Preis: Mk. 1,50 vierteljährlich

Die „Hilfe" vertritt die gemeinsamen Interessen von Arbeit und Bildung in Stadt und Land, hat auf politischem, wirtschaftlichem und unterhaltendem Gebiet hervorragende und angesehene Mitarbeiter, ist frisch, leicht und anregend geschrieben und überall verbreitet.

Bestellungen nimmt jede Postanstalt oder Buchhandlung entgegen, Probenummern versendet auf Wunsch gerne gratis

die Geschäftsstelle der „Hilfe"
Berlin-Schöneberg

Quaker Oats wird am besten und vorteilhaftesten in einem Quaker Oats Kocher zubereitet.

Wir senden Gratis einen Quaker Oats Kocher

an jede beliebige Adresse in Deutschland falls uns die unten angegebene Anzahl Schutzmarken, die aus der Vorderseite der Packete zu schneiden sind und so aussehen, **franco** in einer Sendung und vor dem 31. Dezember 1905 zugehen.

50 Schutzmarken von **1** Pfd. Packeten oder
100 „ „ ½ „ „

Um deutliche Angabe des Namens und Adresse wird höfl. gebeten.

ABTEILUNG: HD
THE AMERICAN CEREAL COMPANY,
Kaiser Wilhelmstrasse 82, Hamburg.

Alkohol-

Entziehung durch Land-Aufenthalt in abstinenter Umgebung. Preis 6 Mk. pro Tag. **Arzt: Dr. med. G. Keferstein.** Prospekte frei durch **Alfred Smith**
Rittergut Niendorf am Schallsee bei Ratzeburg.

Venedig Damenhospiz. **Campo S. Angelo.** Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Flügel, Pianos, Harmoniums
Nordisches Musikhaus

in **Flensburg** ist auf Anregung mehrerer Pastoren mit der Tendenz gegründet, insonderheit Geistlichen, Beamten, Lehrern, Diakonen und christlichen Vereinen erstklassige Fabrikate zu **kleinstmöglichen** Preise zu verschaffen. Jeder überzeuge sich durch illustrierten Katalog (gratis).

Inhaber **H. Simonsen,**
Pastor a. D.

Probenummern

der Christlichen Welt versendet gratis **der Verlag**

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 2 Marburg i. H., den 12. Januar **1905**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Nicht sorglos, aber sorgenlos — Der Bruch zwischen Frankreich und dem Vatikan. 2. Wer trägt die Schuld? — Arbeiterverkehr — I. N. R. I. Frohe Botschaft eines armen Sünders. Von Rosegger — Hans Delbrücks Erinnerungen, Aufsätze und Reden — Schmaltz, Fischer, Weingart — Verschiedenes: Der evangelische Gottesdienst (Smend); Auf zum Dienst (Brüssau); Die Diakonissenhäuser und der Fall Schmaltz; Zu unsrer Warnung vor dem Neuen Allgemeinen Gustav Adolf-Kalender; Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Nicht sorglos, aber sorgenlos!

Alle eure Sorge werfet auf ihn; denn er sorget für euch! 1. Petr. 5, 7.

Von Sorgen ist das Leben voll im neuen, wie im alten Jahre, so sehr, daß man ihre Einzelerscheinungen zu einer großen Macht zusammengefaßt, zu einem bösen Dämon, der den Menschen durchs Leben begleitet, personifiziert hat. In diesem Sinne redet und schreibt man von der „Frau Sorge". Ganz richtig. Aber eben von der Sorge in dieser Bedeutung, von diesem Dämon sagt der Apostel, daß ein Christ nichts mehr damit zu schaffen habe: „Alle eure Sorge", d. h. die Sorge in jeder Gestalt kann er nur wegwerfen! Entweder versteht man diesen herrlichen Zuspruch des Jüngers Jesu an seine Brüder in diesem Vollsinn, oder man versteht ihn gar nicht.

Aber eben hier beginnt die Schwierigkeit. Ist denn der Rat ausführbar, ja nur denkbar? Ist nicht die Sorge ein Hebel, der aus dem Gefüge des Lebens gar nicht auszuschalten ist, wie die Unruh in der Uhr? Antwort: Es ist ein Unterschied zwischen Sorge und Sorge. Vorsicht, Fürsorge, Interesse, Bemühung, Berechnung — das alles ist des Menschen Pflicht und Beruf. Aber, was darüber ist: Beunruhigung, Ohnmachtgefühl, daraus folgende Angst und das „Leiden unter dem Leben", das ist vom Uebel, das ist die Sorge, die nicht sein soll. Das wird im Grunde jeder Christ unterschreiben. Denn das Wort und die Tat, das Leben Christi ist der Kommentar dazu. Wir sollen die Sorge abwälzen, die für uns eine Last bedeutet, darunter das Leben erstickt als unter einem schweren Druck, weil sie unerträglich ist.

Aber nun, wenn wir diesen Freibrief ergreifen und von ihm Gebrauch machen wollen, steigen neue Fragen auf: Wie soll man das anfassen? Wer vermag es? Und kann man wirklich „aller" dieser belastenden Sorgen, die Lebenshemmungen sind, los und ledig werden?

Die erste Frage ist noch am einfachsten zu beantworten. Des Apostels Worte schildern gewissermaßen den inneren Vorgang: da ist die Last der Sorge: sie gilts nicht nur abzuwerfen (das hülfe nichts!), sondern aufzuheben und auf den Herrn zu „wälzen". Das ist eine innere Tat, zu der die Zusammenfassung der Seelenkräfte gehört, eine Glaubenstat, zu der Ueberlegung und Klarheit, Mut und Entschluß gehört. Das Geheimnis, oder genauer: der große Vorteil der Sache, ist aber, daß die Energie der Sorge, die sich vorher zerstörend gegen den Menschen selbst gewendet hat, nunmehr die wichtige Frontveränderung genommen oder bekommen hat, sich Gotte zuzuwenden, also zu anderen und stärkeren Schultern hin. Das heißt ein Denker mit bezeichnendem Ausdruck: „sich durchsichtig gründen in Gott".

Damit ist auch die zweite Frage aufgehellt: darf man das Wort Jedem zusprechen, den Rat Jedem geben? Die Antwort lautet selbstverständlich: Nein! Aber der Spruch gibt auch Auskunft darüber, wer ihn wirklich befolgen und ausführen kann. Es ist ein Meisterstück in Luthers Uebersetzung, daß er das Wort „denn er kümmert sich um euch" wiedergegeben hat durch das stärkere: „denn er sorget für euch." Das heißt: Gottes Sorgen treibt euer eigenes Sorgen aus. Der Schluß ist bündig — für den, der glauben kann: „ich steh in seinen Sorgen." Wer so glauben kann, ist selig dran. Dieses Glauben ist kein Meinen, sondern ein Wissen. So hat es der Herr selbst verstanden und seinen Hörern in die Seele gesenkt mit dem Wort: Euer himmlischer Vater weiß, was ihr bedürfet. Die Frage: Wer kann die Sorgen auf Gott wälzen? ließe sich also auch kurz und gut so beantworten: Das Kind Gottes, das seinen Vater sorgen läßt. So ist der Geist der Kindschaft die reine Höhenluft, in der der Sorgenbazillus nicht mehr fortkommt.

Ist es nach diesem noch nötig, die dritte Frage zu stellen und zu beantworten: Bezieht sich denn die Zusage wirklich auf alle Sorgen, wie der Apostel versichert? Es ist vielleicht nicht unnütz, weil es im Gebiet der Sorge, die Alles grau in grau malt, Selbsttäuschungen und Verwechselungen genug gibt. Die nächste und entscheidende Antwort auf die Frage lautet einfach: Ja! wirf alle Sorgen auf Gott, nämlich alle, die du auf ihn wälzen kannst und darfst. Ob es auch andere gibt, die er auf dich zurückwälzen müßte, darüber entscheidet dein Gewissen als eines Christen, der ein Kind Gottes sein soll und darf, hoffentlich auch will! Kann aber sein, daß manche Sorge auf dein Haupt zurückfällt oder dir ins Gewissen geschoben werden muß. Selbstgemachte Sorgen, d. h. Sorgen, die irgend ein Wahn, Menschenfurcht oder -Gefälligkeit, Hoffahrt oder Eitelkeit, irgend welcher verkehrte Trieb oder Standpunkt dem Menschen aufhalsen, können nicht direkt auf Gott gewälzt werden, daß er die Last abnehme und trage. Der Christ wird ihrer nur auf einem Wege los und ledig: er muß von dem verkehrten Trieb und Standpunkt, also von sich selber los, so fallen diese Sorgen von ihm herunter, wie abgetragene Gewänder, die er satt ist. Also gilt Jedem, der ehrlich und redlich will mit den Sorgen fertig werden, der Zuruf: Sorget nicht!

J. H.

Der Bruch zwischen Frankreich und dem Vatikan

2. Wer trägt die Schuld?

Nachdem der seit dem Protest des Papstes gegen die Romreise Loubets drohende Bruch mit dem Vatikan zur Tatsache geworden war, ging durch die katholische Presse die Frage: Wie hat es so weit kommen können? Hat denn der Herr das katholische Frankreich ganz verlassen? Ich glaube, man kann, um die Verantwortlichkeit festzustellen, füglich den Himmel außer dem Spiel lassen. Die gesta Dei per Francos in der Kirchengeschichte lassen sich je und je aus dem Zusammenspiel oder Widerspiel menschlicher, manchmal allzu menschlicher Faktoren begreifen: auch zur Erklärung dieser neuesten Wendung der Dinge kommen wir ohne die Annahme einer besonderen göttlichen Fügung aus. Es mußte so kommen. Wunderbar ist höchstens, daß diese Katastrophe nicht früher eintrat.

Sehen wir zunächst von den Lebenden ab, so trägt die Hauptschuld an den gegenwärtigen kirchenpolitischen Wirren in Frankreich ein längst Gestorbener — Napoleon Bonaparte, der Urheber des Konkordats von 1801. Er würde sich wohl selbst zu dieser Schuld bekennen. Hat er doch das Konkordat schon wenige Jahre nach dessen Abschluß als den größten Fehler seines Lebens bezeichnet. Gewohnt, die groben Realitäten des Lebens skrupellos und stets erfolgreich in seinen Dienst zu zwingen, hatte er kein Organ für die Wertung geistiger Mächte und keine Ahnung von der zähen Widerstandskraft des religiösen Gefühls. Wie er in Aegypten geglaubt hatte, durch einen Tagesbefehl alle französischen Soldaten zu Muhammedanern machen zu können, so glaubte er das Papsttum heute mit dem Gespenst einer französischen Nationalkirche schrecken zu können und morgen mit der Drohung, er trete mit dreißig Millionen Franzosen zum Protestantismus über. Zwar wußte er mit der politischen Macht des Papsttums wohl zu rechnen. Er schätzte Pius VII. so, als ob er 200000 Bajonette hinter sich hätte. Aber für die geistige Macht des Papsttums als den Repräsentanten der katholischen Religion hatte er kein Verständnis. Er hielt es für eine alte, verrostete Maschine und sah in den Priestern und Bischöfen Nichts als Pfaffengeschmeiß und schwachköpfige Narren. Gelang es ihm aber, den Klerus umzubilden zu einer Polizeitruppe, die ihm die Verwirklichung seiner politischen Absichten garantieren mußte, dann war die katholische Religion auch in seinen Augen ein moralischer Hebel von großer Bedeutung. In solchen Erwägungen lagen für Bonaparte die stärksten Motive für den Abschluß des Konkordats. Es war — nach Nippolds scharfem Wort — nichts Anderes als „eine verbrecherische Ausbeutung des religiösen Lebens." Als politisches Instrument für den Augenblick geschaffen und auf Bonapartes Persönlichkeit zugeschnitten, entbehrte es nach Form und Gehalt aller Qualitäten, um einen dauernden Bau tragen zu können, und barg von Anfang an die Keime zu unlösbaren Konflikten in sich. Um das Aufgehen dieser Keime zu ersticken, war nicht einmal Napoleons Hand schwer genug. Der Streit um die Ernennung und Investitur der Bischöfe, der im Grunde auch zu dem gegenwärtigen Konflikt den äußeren Anlaß gab, ist verewigt durch die Fassung des 5. Artikels des Konkordats, wonach die Ernennung der Bischöfe der Regierung, die kanonische Institution dem heiligen Stuhl zugewiesen wird. Napoleon scheint die letztere für eine quantité negligeable gehalten zu haben. Jedenfalls hatte die Kurie gewonnenes Spiel dadurch, daß versäumt wurde, eine Frist anzugeben, innerhalb welcher die kirchliche Investitur auf die staatliche Ernennung zu folgen habe. So kann der Papst, ohne das Konkordat zu verletzen, die ihm nicht gewogenen Bischöfe ignorieren und dadurch ihre Ernennung illusorisch machen. Einen Bischof, dem vom Papst die Investitur versagt wurde, auf die Dauer durchzudrücken, ist weder Bonaparte noch einer späteren Regierung gelungen. Als Napoleon III. im Jahre 1868 den Pfarrer Guerin zum Bischof von Grenoble gemacht hatte, ohne die kanonische Institution für ihn erlangen zu können, bewohnte dieser wohl das bischöfliche Palais von Grenoble bis zum Sturz des Kaiserreichs: die Regierung der défense nationale hob einfach das kaiserliche Ernennungsdekret auf. Aus guten Gründen.

Dazu kommt noch, daß das von Bonaparte erlassene Ausführungsgesetz zum Konkordat, die Organischen Artikel, vom Papst nie anerkannt worden sind. Das beweist noch Nichts gegen sie. Der westfälische Friede und das italienische Garantiegesetz sind vom Papst auch nicht anerkannt worden. Der moderne Staat kann über päpstliche Proteste gegen gesetzgeberische Akte zur Tagesordnung übergehen. Aber doch nur dann, wenn er die moralische Macht und die politischen Mittel hat, um seinen Gesetzen auch ohne und gegen den Papst zur Geltung zu verhelfen. Diese Macht hat aber Frankreich hinsichtlich der Organischen Artikel nie gehabt. Tatsächlich hat sie weder Bonaparte noch eine spätere Regierung als authentische Interpretation des Konkordats durchführen können. Herrschte gutes Einvernehmen zwischen beiden Parteien, so hatte man vorher den gesetzlichen Boden verlassen.

Wenn nun in Wirklichkeit die Beziehungen zwischen Kirche und Staat in Frankreich nie streng nach dem Konkordat und den Organischen Artikeln geregelt worden sind, dann ist offenbar auch in dem gegenwärtigen Streit die Frage nach der Schuld noch nicht beantwortet damit, daß man feststellt, wer das Konkordat übertreten habe. Gewiß ist eine derartige juristische Konstatierung auch nötig. Aber wir müssen doch das Problem zugleich weiter und tiefer fassen. In den Erklärungen, die bis jetzt der französische Kultminister und der Papst zu ihrer Verteidigung abgegeben haben, geschieht das nicht. Beide stellen die juristische Frage in den Vordergrund.

In seiner Allokution an die Kardinäle im Konsistorium vom 14. November sagte Pius X.:

> Die Kirche hat sich Nichts vorzuwerfen. Kann der Staat von sich dasselbe sagen? Der erste Artikel des Konkordats besagt, daß die katholische Religion in Frankreich frei ausgeübt werden kann. Läßt sich nun sagen, daß diese Freiheit heute besteht, wenn man den Bischöfen untersagt, ohne Wissen der Regierung den Papst aufzusuchen oder auch nur ihm zu schreiben, ihm, der höchsten Autorität und dem Hüter des Katholizismus, wenn die römischen Kongregationen, die im Namen des Papstes und auf Grund seiner Autorität vor den Augen und mit Wissen aller Welt die Angelegenheiten der Universalkirche verwalten, Gegenstand öffentlicher Beleidigungen werden, wenn man ihre Akte verwirft, ja wenn man gar beinahe kaum die Akte des Papstes schont? Besteht die Freiheit, wenn man offen zugibt, man wolle die Religion schwächen, indem man die Stützen vernichtet, welche die göttliche Vorsehung für ihre Kirche mit Rücksicht auf ihre Aufgabe erweckt hat?

Nicht mit Unrecht ist bemerkt worden, in diesen Sätzen räsonniere der Papst wie ein Kanonist. Allerdings besagt der erste Artikel des Konkordats, daß die katholische Religion in Frankreich frei ausgeübt werden könne, aber mit der ausdrücklichen Einschränkung: son culte sera public en se conformant aux règlements de police que le gouvernement jugera nécessaires pour la tranquillité publique. Ferner und nach den Worten des Papstes könnte es scheinen, als ob das Verbot des direkten Verkehrs der Bischöfe mit dem Papst eine vexatorische Maßregel des Kabinets Combes wäre. In Wirklichkeit handelt es sich um eine auch von früheren Regierungen angewandte Bestimmung der Organischen Artikel, wonach (Art. I und II) kein Breve, kein Erlaß, kein Dekret, keine Bulle oder Hirtenbrief — même ne concernant que des particuliers — ohne Ermächtigung der Regierung angenommen, veröffentlicht und zur Ausführung gebracht werden darf und wonach (Art. XX) die Bischöfe ohne Erlaubnis der Regierung ihre Diözese nicht verlassen dürfen. Das ist keine Frage: es ist die Kurie, die in der Affäre der Bischöfe von Laval und Dijon den bestehenden Rechtsboden verlassen, oder vielmehr gar nicht betreten hat. Sie war im Unrecht, wenn sie unter Androhung von Zensuren französische Bischöfe aufforderte, auf ihre Stellung zu verzichten. Denn wenn das Konkordat der Regierung das Ernennungsrecht für die Bischöfe zuerkennt — daß nommer oder nominare im Geist des Konkordats „ernennen" und nicht nur „vorschlagen" bedeutet, ist außer Zweifel —, so kann man von Rom aus unmöglich ohne Wissen der Regierung Bischöfe zur Amtsniederlegung zwingen. Ebenso war die Kurie im Unrecht, wenn sie

ohne vorhergehende Verständigung mit der Regierung diesen Bischöfen die Reise nach Rom anbefahl. Wenn Combes dagegen protestierte, so war er hiezu durch das Gesetz ermächtigt und durch das gleiche Verhalten früherer Kultminister gedeckt. Endlich war die Kurie im Unrecht, wenn sie durch den Nuntius direkt mit den Bischöfen verkehrte. Dazu hat der Nuntius, der wie die übrigen Diplomaten bei der Regierung akkreditiert ist, keinerlei Vollmacht, und kein moderner, selbstbewußter Staat wird sich eine derartige Einmischung gefallen lassen. Daß die Kurie sich ins Unrecht gesetzt hat, gibt auch der Temps, der im Uebrigen mit Combes' Kirchenpolitik durchaus nicht einverstanden ist, unumwunden zu: „Daß in einem tief katholischen Lande, wo die Einigung zwischen Thron und Altar eine enge ist, der heilige Stuhl nonchalant mit den Bestimmungen eines die Beziehungen von Kirche und Staat regelnden Vertrags umginge, wäre schon ungeschickt und unklug. Aber daß er, wo es sich um Frankreich und das Kabinett Combes handelt, in so schwerer Weise gegen die Stipulationen des Vertrags sich versündigt, das hat etwas Verwirrendes."

Andererseits wird schwer zu bestreiten sein, daß Combes in der Affäre der beiden Bischöfe sich vom Standpunkt der bestehenden Gesetzgebung aus korrekt benommen hat. Er hatte ein Recht, zum Korrespondenten der Wiener Neuen Freien Presse zu sagen: pendant deux ans que je suis ministre des cultes, j'ai, quant à moi, observé avec la ponctualité la plus stricte le Concordat dans sa lettre et dans son esprit. Je l'ai dit un jour au Sénat et je puis le redire encore: qu'on me montre la moindre stipulation du Concordat violée par moi. Tandis qu'on ne pourrait m'opposer aucun manquement à ce traité, l'Eglise ne cesse d'y contrevenir.

Aber lag nicht gerade darin der Fehler des französischen Kultministers, daß er „mit der peinlichsten Pünktlichkeit" das Konkordat nach seinem Buchstaben und seinem Geist gehalten hat, wenn doch die Durchführung der in Frankreich zu Recht bestehenden kirchenpolitischen Gesetzgebung den Bruch mit dem Vatikan bedeuten mußte? Mit andern Worten: entspricht es den liberalen Grundsätzen des modernen Staates und den toleranten Anschauungen des zwanzigsten Jahrhunderts, die Artikel eines tatsächlich in wesentlichen Punkten in Vergessenheit geratenen Gesetzes wieder in Geltung zu setzen und die kirchenpolitische Entwicklung zurückzuschrauben auf den Stand unter der Tyrannis des Ersten Konsuls? Gewiß hat diese Entwicklung in Frankreich einen Charakter angenommen, daß der Staat der katholischen Kirche gegenüber sich in der Notwehr befindet. Fassen wir außer dem Handel der beiden Bischöfe, der doch nur symptomatische Bedeutung hat, die ganze kirchenpolitische Lage ins Auge. Das Vorgehen gegen die Kongregationen und gegen den klerikalen Unterricht war im Prinzip ein Akt der Notwehr. Aber bei der Ausführung der betreffenden Gesetze machte sich doch da und dort ein Geist des Jakobinertums geltend, der in Rom erbitternd wirken mußte. Es hätte dem Ansehen der Regierung Nichts geschadet, wenn sie einen Teil der Kongregationsschulen so lange hätte bestehen lassen, bis sie selbst genügend Lehrer und Schulen zur Aufnahme der nun an die Straße gesetzten Kinder zur Verfügung gehabt hätte. Die Ausweisung der katholischen Schwestern, deren aufopfernde Pflege über alles Lob erhaben ist, aus den Spitälern war eine durch Nichts gerechtfertigte Brutalität. In Madagaskar wurden die evangelischen Diakonissinnen aus den Aussätzigen-Asylen vertrieben und durch Laienpfleger (!) ersetzt. Die Entfernung der Kruzifixe aus den Gerichtssälen am Karfreitag war eine rohe Verletzung des religiösen Gefühls.

Trotz dieser unfreundlichen Haltung der französischen Regierung hätten es Leo XIII. und Rampolla wohl kaum zum Aeußersten kommen lassen. Pius X. ist offenbar zu wenig Politiker, um einen offenen Bruch zu scheuen, wo nach seiner Ueberzeugung ein ehrliches Einvernehmen nicht mehr möglich ist. Oder hat er den Bruch deshalb gewollt und beschleunigt, weil er im Gegensatz zu seinem Vorgänger des Glaubens ist, daß mit Frankreich überhaupt Nichts mehr anzufangen sei? weil er das Heil für die katholische Kirche von einer andern Seite

erwartet? In maßgebenden Kreisen Frankreichs sieht man in Pius X. den Papst des Dreibunds. Selbst ein so ernstes und besonnenes Blatt wie der Temps schreibt: „Seit seiner Wahl bemerkt man in den Beziehungen des Heiligen Stuhls zu Frankreich einen auffallenden Mangel an jener Geschmeidigkeit und Gewandtheit, die mit der würdigen Haltung und dem festen Vorsatz nicht unvereinbar sind. Und um das Unglück voll zu machen, kann Pius X. sich nicht direkt über die Sachlage in Frankreich unterrichten, da er unsere Sprache nicht kennt." Und der Eclair, der in vatikanischen Dingen gut unterrichtet ist, sagt es gerade heraus: „Unter Pius X. hat sich die Achse der Papstpolitik nach Deutschland verlegt."

Die päpstliche Politik — heißt es in einem von einem seit langer Zeit in Rom residierenden Kirchenfürsten (Kardinal Mathieu?) stammenden Artikel — ändert sich mehr und mehr zu Gunsten Deutschlands, dessen Kaiser, der stets geschickt aus allen französischen Fehlern Nutzen zu ziehen weiß, seine berechnenden Dienstanerbietungen dem Oberhaupt der Kirche gegenüber unaufhörlich wiederholt. Letzthin machte ein französischer Journalist darauf aufmerksam, daß Deutschland 17 Millionen Katholiken gegen 27 Millionen Protestanten zähle, und fügte hinzu: „Das von Wilhelm II. erstrebte große Deutschland würde ein katholisches Reich sein." Es ist nun sehr ernst für uns Franzosen, daß die augenblicklich im Vatikan vorherrschende Partei der Kardinäle auf die Verwirklichung dieses Traumes fest rechnet, und daß sie tief von der Ueberzeugung durchdrungen ist, der deutsche Kaiser werde selbst an dem Tage, da der größte Teil seiner Untertanen der katholischen Religion angehören werde, sich offen zum Katholizismus bekennen. Man hofft auch, daß die Bekehrung des Kaisers viele andere Bekehrungen nach sich ziehen werde, und der heilige Stuhl fände so in Deutschland, das ein großes katholisches Reich würde, genügende Kompensierungen für den Abfall der ältesten Tochter der Kirche.

Die Kölnische Volkszeitung gibt zu, daß in kirchlichen Kreisen Frankreichs und Italiens tatsächlich derartige Phantastereien in gewissem Grade Glauben finden. Daß Pius X. zu der Widerstandskraft der französischen Katholiken kein Vertrauen mehr hat, ist in der Allokution vom 14. November zwischen den Zeilen zu lesen. Sie verrät mit keiner Silbe die Hoffnung auf einen Umschwung der Dinge, auf eine wirksame Reaktion der „vielen ergebenen Söhne der Kirche, die wir in Frankreich zählen." Trifft nach des Papstes Meinung auch sie eine Mitschuld an der Katastrophe? In der deutschen katholischen Presse wird diese Frage unumwunden bejaht. „In Wirklichkeit trifft die kirchlichen Kreise in Frankreich und die französischen Katholiken überhaupt ein großes Maß von Mitschuld an der Entwicklung der Dinge und ohne ihre eigene Mitwirkung wird es auch sicher nicht anders werden." Worin besteht diese Schuld?

Kirchliche Kreise haben durch extremes und unkluges Gebaren mit dazu beigetragen, die radikal-kirchenfeindliche Stimmung in dem ganz katholischen Lande zu erzeugen und zu verstärken. Man denke nur an die Auswüchse im kirchlichen Leben, welche auf dem Priesterkongreß in Bourges bloßgelegt wurden. Es war ein Generalvikar,*) ein ernster, streng kirchlich gesinnter Geistlicher, welcher dort das Wort von den „Schmarotzerandachten" prägte, welche vielfach die Betätigung gesunder Frömmigkeit überwuchern und in der eigentümlichen Art der Verehrung einzelner Heiligen, man wäre versucht zu sagen: Modeheiligen, geradezu abstoßend wirken. In einzelnen „Erbauungs"schriften finden sich zu diesem Kapitel geradezu widerwärtige Mitteilungen. Auch die Abneigung gegen die Orden und Kongregationen erklärt sich keineswegs ausschließlich aus kirchenfeindlichem Fanatismus der augenblicklichen Machthaber. Ein Teil der Genossenschaften, besonders die Assumptionisten, hat dazu das Seinige beigetragen. Auch denjenigen, welche den Wert und Segen des katholischen Ordenswesens vollauf anerkennen, tritt in Frankreich ein gewisses Uebermaß von Ordensgründungen entgegen, wie es hier und da schon in den gesuchten, gekünstelten Namen einzelner sich darstellt; dazu kommt eine gewisse Erwerbstätigkeit einzelner Genossenschaften, auf welche Gerichtsverhandlungen der letzten Jahre mehrfach sehr unliebsame Schlaglichter geworfen haben. Und dann die Verketzerungssucht in manchen kirch-

*) Die Kölnische Volkszeitung meint offenbar den Abbé Birot, den liberalen Generalvikar des liberalen Erzbischofs Mignot von Albi. Das ist ein Irrtum. Nicht Abbé Birot, sondern der Pariser Abbé Hemmer ist, zuerst in der Semaine religieuse de Paris und dann auf dem Priesterkongreß in Bourges 1901, mit großem Freimut gegen die dévotions parasitaires aufgetreten (Protokoll des Kongresses S. 317—323). Er meint damit besonders die auch in Deutschland immer mehr um sich greifende Verehrung des heiligen Antonius von Padua. Sein Protest soll ihm aber nicht gut bekommen sein.

lichen Kreisen Frankreichs, welchen die Gemeinschaft der „ganz Korrekten“ nie eng genug sein konnte, anstatt daß man auf das sorgfältigste Alles sammelte, was auch nur lose noch mit der Kirche zusammenhing; die verhängnisvolle Neigung, in Allen, die nicht mit den eigenen Anschauungen und Schulmeinungen völlig übereinstimmen, verdächtige „Freimaurer“ zu sehen... Und was die französischen Katholiken überhaupt anlangt, so haben sie so ziemlich alle Torheiten begangen, die sich in diesen kritischen Zeitläuften begehen lassen: Spaltung in die verschiedensten Parteien (Legitimisten, Orleanisten, Bonapartisten, Republikaner mit und ohne Beinamen), Unterstützung aller Abenteuer, an welchen die neuere innere Geschichte Frankreichs so reich ist (Boulangismus, Dreyfushetze, Vaughanismus, Nationalismus), Verzicht auf jeden Versuch geschlossener politischer und namentlich sozialpolitischer Tätigkeit, durch welche sie den so sehr verlorenen Einfluß auf die Massen langsam wiedergewinnen könnten.

Kein antiklerikales Blatt könnte die Fehler der französischen Katholiken schärfer zeichnen, als es in diesen Sätzen geschieht. Wenn aber das rheinische Blatt immer wieder versichert, die französischen Katholiken haben bis jetzt keine politische Arbeit getan, sie machen den Eindruck von politischen Analphabeten, so kann man sich eines Lächelns nicht erwehren. Politisch gearbeitet haben sie freilich, sogar mit fieberhaftem Eifer, aber nur mit einem negativen Programm. Der Haß gegen die „Revolution“, der offene und versteckte Kampf gegen die Republik hat sie verleitet, in allen Töpfen zu kochen. Dadurch haben sie in der Kammer und in der Presse, in der Armee und in der Schule die katholische Kirche schwer kompromittiert. Der Wunsch eines französischen Zentrums, das in der deutschen katholischen Presse als Heilmittel für die zerfahrene politische Haltung der französischen Katholiken immer wieder empfohlen wird, bleibt deshalb ein Traum, weil die Mehrzahl der überzeugten Katholiken in der Gruppierung der politischen Parteien Frankreichs eben tatsächlich nicht im Zentrum steht, sondern auf der Rechten, und je strenger katholisch, desto weiter rechts, weil ihre Führer mit einer schweren monarchischen Vergangenheit belastet sind, und weil die Männer, die ein ehrliches Verhältnis zur Republik und eine positive Mitarbeit an den politischen und sozialen Aufgaben anstreben, sich die bittersten Verdächtigungen müssen gefallen lassen, ohne bei den maßgebenden kirchlichen Autoritäten auf Schutz hoffen zu dürfen. Die Bischöfe von Laval und Dijon sind nicht die einzigen, die von solchen Erfahrungen zu erzählen wüßten. Darum fällt auch die Schuld für das verhängnisvolle politische Gebaren der französischen Katholiken zu einem guten Teil auf die Kirche und ihre Vertreter in Soutane und Kutte zurück.

Eugen Lachenmann

Arbeiterverkehr

Keine Zeit hat den Wert der Persönlichkeit so hoch gestellt wie unsere. Was ist uns Jesus? Früheren Geschlechtern war er der fleischgewordene Sohn Gottes, der vom Himmel auf die Erde kam, die Menschen zu erlösen. Uns ist er die reinste und gewaltigste Persönlichkeit in der ganzen Welt. Darum überwältigt er uns. Darum verehren wir ihn. Worin sehen wir das Gut des Christentums? Frühere Geschlechter sahen es in der Vergottung der menschlichen Natur, Luther faßte es schon persönlich, bestimmte es aber noch sachlich als die Rechtfertigung allein aus dem Glauben, wir rühmen als das Wertvollste am Christentum, daß es religiös-sittliche Persönlichkeiten schafft. Das persönliche Leben, das man früher brach, wenn es sich nicht den geltenden Anschauungen eingliedern ließ, wir pflegen es durch Blätter und Vorträge und Vereinigungen, und am allerwenigsten ist den Kreisen der Christlichen Welt die hohe Schätzung der Persönlichkeit fremd.

Persönlichkeit ohne Sittlichkeit gibt es nicht. Das Beständige im Wesen des Menschen, sein sittlicher Charakter macht ihn ja eben zur Persönlichkeit. Und Sittlichkeit ist nicht denkbar ohne eine bestimmte Weltanschauung, die — gleichviel ob Gott in ihr eine Stelle einnimmt oder nicht — nicht anders als religiös bezeichnet werden muß. Denn der sittliche Mensch unterwirft sich einer Ordnung, einem Gesetz, oder wie man es nennen mag, das nicht seinem eigenen Verlangen entstammt, sondern seinem Gewissen gebietet. Und die Ehrfurcht vor etwas den Menschen Bestimmendem ist religiös. Jede Persönlichkeit ist also immer in gewissem Grade sittlich und religiös.

Daher ist die Schätzung der Persönlichkeit so hoch gestiegen, daß Viele unter uns einen aufrichtigen Atheisten für religiöser halten als einen gewohnheitsmäßigen Christen. Das heißt: wir sehen die Religion nicht mehr in irgend einer Sache oder der Zustimmung zu ihr, sondern in der Aufrichtigkeit der Gesinnung oder, was dasselbe ist, in dem Grade von Persönlichkeit, den ein Mensch erreicht hat. Wollten wir einen aufrichtigen überzeugten Atheisten *überreden*, doch wieder zu „glauben“, so würden wir ihn von der Stufe persönlicher Ueberzeugung, die er erklommen hat, auf die tiefere Stufe unpersönlichen Fürwahrhaltens zurückwerfen; wir würden uns also nicht nur gegen ihn, sondern auch gegen die Religion schwer versündigen. Wenn wir als überzeugte Christen trotzdem den innigen Wunsch haben, daß die, die wir lieben, auch überzeugte Christen sein möchten, und wenn es ausgeschlossen ist, daß wir sie zu Christen *machen* können, weil wir damit ihr Heiligstes, ihre Persönlichkeit, antasten würden, so bleibt uns nur der eine Weg: ihnen die Möglichkeit zu schaffen, durch eigene Erfahrungen, also durch Vervollkommnung ihrer Persönlichkeit, überzeugte Christen zu *werden*. Wir schaffen ihnen aber diese Möglichkeit, wenn wir uns ihnen gegenüber als christliche Persönlichkeiten beweisen.

So selbstverständlich diese Forderung eigentlich ist, und so sehr sie auch von Einzelnen geübt wird, prinzipiell als der *einzige* Weg, unserm Volke religiös aufzuhelfen, ist sie noch kaum anerkannt. Es ist eine Aufgabe, die uns Freunden der Christlichen Welt ganz besonders auf der Seele brennen sollte. Es sind in unserem Volke Viele zu eigenem Leben erwacht und haben im jungen Gefühl ihrer Kraft wonnetrunken alle Bevormundung abgestreift, unter der sie früher gestanden hatten. Statt sich über dieses Werden von Persönlichkeiten aus ganzem Herzen zu freuen, klagt man über die Entkirchlichung der Massen und glaubt vielfach auch aus religiösen Gründen die Bewegung unterdrücken zu müssen! Man erkennt nicht, daß dieser zeitweilige Atheismus ein notwendiges Durchgangsstadium aus der sachlichen zur persönlichen Religion „im Geist und in der Wahrheit“, also in Wirklichkeit ein Fortschritt der Religion ist. Offenbart sich nicht in dem großen Abfall vom Christentum eine *religiöse* Kraft? Ist es nicht religiös, wenn Viele die Gedankengänge alter Zeiten, denen sie nicht mehr folgen *können*, verwerfen? Ist es nicht religiös, wenn sie aus Aufrichtigkeit ihres Herzens nicht mehr in die Kirche gehen, weil ihnen so Vieles darin nicht nur fremd, sondern knechtend und verdummend vorkommt? Oder sollen wir sie darum verdammen, weil sie Kirche und Religion nicht zu scheiden wissen? Wer hat ihnen den Unterschied zwischen Kirche und Religion gelehrt? Wer sagt ihnen, daß ihre Selbständigkeit im Denken religiös ist? Wer bestärkt sie in ihrem Vorhaben, eigene Wege zu gehen und selbständige Persönlichkeiten zu werden?

Alle die sind dazu berufen, die, selbst freie Persönlichkeiten, Verständnis haben für Persönlichkeit und Freiheit. Sie müssen die persönliche Entwicklung jener freiheitdurstenden Menschen, die sich selbst nicht weiter finden, vollenden helfen. Sie müssen ihnen aus der Not des Materialismus heraushelfen, nicht zurück zu irgendwelcher Bevormundung, sondern vorwärts zur Freiheit der Kinder Gottes.

Persönlichkeit rankt sich an Persönlichkeit empor. Tausend Reben liegen am Boden. Sie wollen empor, der Sonne entgegen. Aber es fehlen die Stämme in ihrer Nähe, an denen sie sich emporranken können, um zuletzt erstarkt selbständig zu stehen in Wetter und Wind und Andern als Halt dienen zu können. Darum ist es die religiöse Aufgabe aller Freien und Frommen unter den Gebildeten, sich hineinzustellen in das Volk, ihr Leben zusammenzuschmieden mit dem einer Anzahl von Arbeitern, Freude und Leid mit ihnen zu teilen, herüber und hinüber. So könnten sie die Führer werden in der persönlichen Entwicklung Vieler. Es bedarf keines speziell religiösen Wortes, keiner Predigt, keiner Vorträge und Evangelisations-

reisen, sondern nur des Einen: des persönlichen freundschaftlichen Verkehrs mit den emporstrebenden Arbeitern. Damit beweisen wir uns ihnen gegenüber als christliche Persönlichkeiten. Und sollte dann nicht das, was uns das Wertvollste ist, auch ihnen wertvoll werden? Sollten nicht Stunden kommen, in denen wir auch über das Tiefste, das uns bewegt, sprechen könnten? Wahrlich, noch hat das Evangelium die Kraft, jeden aufrichtigen Menschen zu begeistern. Röthig

---

I. N. R. I

Es ist für uns ein schmerzliches Erlebnis, wenn ein von uns geschätzter Schriftsteller, irregeleitet durch den Beifall des Publikums, in das Fieber der Ueberproduktion gerät, sich Stoffe wählt, denen er nicht gewachsen ist, Erzeugnisse auf den Markt bringt, die nicht ausgereift sind, und so selbst ein Blatt nach dem andern aus dem Lorbeerkranz, den er sich ehrlich errungen hat, herausbricht. Ich fürchte, bei diesem unglückseligen Geschäft treffen wir auch den verdienten und geliebten Peter Rosegger. Er hat ein Buch erscheinen lassen: I. N. R. I. Frohe Botschaft eines armen Sünders (Leipzig, Staackmann 1905; 4, gebunden 5 oder 5,50 Mk.), von dem wir wünschen müssen: wäre es doch nicht erschienen!

Es ist ein Leben Jesu. Rosegger legt die Erzählung einem armen, unglücklichen Menschen in den Mund, einem Arbeiter, der in anarchistische Umtriebe sich hat verwickeln lassen, im Grunde unschuldig, fromm und gut. Das Todesurteil ist über ihn gefällt, aber noch ist es nicht bestätigt. Im Gefängnis, in der Unsicherheit, die mehr ist als der Tod, schreibt dieser Unglückliche aus der Erinnerung an die Erzählungen seiner Mutter die Geschichte Jesu nieder. Ein Neues Testament hat er nicht zur Hand; der Priester — wir befinden uns auf katholischem Boden — gibt ihm wohl Erbauungsschriften, aber keine Bibel, und so schreibt der Mann zur eignen Erbauung und Tröstung dies Leben Jesu nieder. Als er es eben vollendet hat, stirbt er; als er eben gestorben ist, kommt die Bestätigung des Todesurteils. Indem Rosegger seinem Leben Jesu diese Umrahmung gibt, will er offenbar Zweierlei verständlich machen. Einmal den Zweck des Ganzen: ein Erbauungsbuch soll es sein für trostbedürftige Seelen. Der Priester sagt einmal:

> Ich habe gedacht, daß diese Aufschreibungen auch Andere lesen könnten, die nach einem einfältigen Gotteswort suchen und nichts Rechtes finden können. In Krankenhäusern und Armenherbergen und Gefangenhäusern gibt es genug solche Leute.

Daß Rosegger nur an diese Leute als Leser gedacht haben sollte, können wir nicht ernstlich glauben. Doch dem sei wie ihm wolle, jedenfalls soll das Buch ein Erbauungsbuch sein. Sodann will Rosegger offenbar durch die Form der Umrahmung es entschuldigen oder verständlich machen, warum im Einzelnen wie im Großen so frei mit dem biblischen Stoff verfahren ist.

Ists nun ein wirklich gutes Erbauungsbuch, das wir erhalten? Ich will gern zugeben, daß dieses Lebensbild Jesu auf katholische Leser, die mit dem Neuen Testament nicht vertraut sind, Eindruck machen kann — ich weiß es nicht gewiß; das aber glaube ich sagen zu können, daß in evangelischen Kreisen für dieses Buch kein Boden sein wird. Wenn darin mit dem biblischen Stoff sehr frei geschaltet und gewaltet wird, so wäre das am Ende noch erträglich; aber wenn die wunderbare Schlichtheit und majestätische Einfachheit der neutestamentlichen Erzählung vertauscht ist mit einer weitschweifigen, wässerigen Redseligkeit, in der eine Menge legendenhafter Ausschmückungen sich breit machen, so wird der evangelische Leser das Buch sehr rasch wieder auf die Seite legen, er müßte es denn dem Rosegger zu Liebe lesen.

Daß sich Rosegger mit der wissenschaftlichen Leben Jesu-Forschung hätte bekannt machen sollen, verlangen wir nicht. Aber was wir von einem Dichter, der sich an diesen ungeheuerlichsten Stoff heranwagt, verlangen müssen, das ist eine gesunde Psychologie und ein wirklich künstlerisches Empfinden. Beides

gerade muß man auf das Schmerzlichste vermissen. Das Buch ist voll von Geschmacklosigkeiten, Trivialitäten, zwecklosen Ueberraschungen, kraftloser Detailmalerei. Man lese z. B. die Schilderung des Tages in Bethanien (S. 308 ff.). Hier treffen wir Martha verheiratet mit einem alten gelähmten Manne, Namens Amon, den Jesus zwar nicht geheilt, wohl aber mit seiner unheilbaren Krankheit versöhnt hat. Lazar (so wird Lazarus stets genannt) ist bereits von dem Tode, offenbar einem Scheintode, auferweckt; er ist ein einfältiger Bursche, der seine Erweckungsgeschichte zu jeder passenden und unpassenden Gelegenheit an den Mann bringt und damit lästig fällt. Maria ist zur Maria Magdalena geworden. In diesen Kreis kommt Jesus mit Petrus und Johannes, und obwohl er dicht vor seiner Katastrophe steht, ist er von fröhlichster Laune. Frau Martha hat für ein treffliches Mahl gesorgt. Nach dem Essen halten sie alle Mittagsruhe:

> Nach Tische ruht Jesus auf Kissen, den zartesten, die Frau Martha hat aufbringen können im Hause. An seiner Brust lehnt das Lockenhaupt des jungen Johannes, zu seinen Füßen sitzt Magdalena. Nebenan auf einem Teppich liegt Petrus, weiterhin im Rollstuhl sitzt Amon, der von Frau Martha sich das weiße Haar streicheln läßt.

Ein kurzes Gespräch spinnt sich an zwischen Jesus und Johannes. Da klingt vom Hofe herauf durch die offenen Fenster heller Kinderlärm.

> Jesus wendet sich zur Hausfrau und sagt: Martha! Gut und fein hast du mich bewirtet in deinem Hause. Willst du mir nicht noch ein Nachfest veranstalten?

Er bittet darum, daß sie die Kinder heraufrufen möge. Sie kommen und trippeln schüchtern zur Tür herein, zwei schwarze Mädchen und ein blonder Knabe, der ein geschnitztes Kamel in der Hand hat. Als Jesus seine Arme nach ihnen ausbreitet, kommen sie heran, sind bald zutraulich und halten die roten Mäulchen auf, in die er ihnen Früchte vom Nachtisch legt. Petrus, der auf seiner Teppichbank gerne ein Schläfchen gemacht hätte, ist über die kleinen Gäste nicht gerade erbaut, freut sich aber, daß der Meister so seelenvergnügt mit ihnen kost und scherzt:

> Wenn er sich Derlei gönnen wollte, dachte der Alte, weder ihm noch uns würde es schaden. Ueber schlechte Ehen ist er oft erzürnt, wie, wenn er ihnen das Beispiel einer guten gäbe? Weitum brauchte er vielleicht nicht zu suchen . . .

Noch andere Gedanken beunruhigen den Jünger, allein über gewisse Dinge ist es schwer, mit ihm zu sprechen. Da sagt Jesus zum Knaben: „Benjamin, setze dich nun einmal auf dein Kamel, reite zu jenem Manne dort hinüber und frage ihn, weshalb er so schweigsam ist?“ Da bricht Petrus sein Schweigen und berichtet von den Beschwerden, die über Jesus im Volke laut werden. Es folgt ein längeres Gespräch darüber. Endlich der Schluß der Szene:

> Die Kinder werden von ihrer Mutter gerufen, um die Haggadah zu lesen. Die Kleinen verziehen mißmutig ihr Gesichtchen. Die Haggadah lesen! murrt der Knabe träge gedehnt, viel zu geringschätzig für das heilige Osterbuch. Liesest du denn nicht gerne von Gott, mein Kind? frägt Jesus. Nein, antwortet der Knabe trotzig. Johannes kneipt ihn an der roten Wange: Schlingel! von Gott sollten brave Jungen immer gerne hören. Aber nicht immer lesen! begehrt der Kleine auf; die Haggadah ist langweilig zum Totwerden. Hierauf Jesus: Auch das ist schon einer der Unglücklichen, denen Gott verleidet wird mit den Buchstaben. Bleibet ihr nicht lieber bei mir, Kinder, als die Haggadah zu lesen? Ja, ja, wir bleiben bei dir! Und alle drei hängen an seinem Halse. Frau Martha berichtet der Mutter: „Sie lesen die Haggadah mit sechs Armen!“

Die Probe genügt. Ist es nicht unerträglich, dieses Hineinziehen jener biblischen Gestalten in eine halb moderne Welt? Dieses Ausspinnen von Szenen, die sich groß geben und doch recht erbärmlich klein sind? Und welche Mißgriffe gestattet sich die dichterische Phantasie sonst! Ich will gar noch nicht reden von den Ausschmückungen der Jugendgeschichte Jesu, in denen der wunderschöne Jesusknabe recht naseweis erscheint und nur durch den Blick seines einzig schönen Auges Zauberkraft ausübt. Wie trivial ist es, den Satan in der Versuchungsgeschichte zu einem arabischen Häuptling, einem Wüstenräuber, Namens Barab, werden zu lassen, der Jesus den Messias (!) zur Aufrichtung eines mächtigen Reiches gewinnen will:

Ich werde nicht siegen mit diesem Arm [seinem Heer], und du wirst nicht siegen mit deinem Wort. Denn mir fehlt zum Arm das Wort und dir zum Wort der Arm. Mir fehlt der Prophet und dir das Heer. Der König mit dem Sprecher, und wir nehmen Jerusalem!

Wie geschmacklos ist es, in diesem Barab den einen der Schächer wieder erscheinen zu lassen! Zu was für einem Roman ist die Geschichte des reichen Jünglings ausgesponnen! Man fragt: wozu? Dient das der Erbauung? Dient es dazu, die Gestalt Jesu höher zu heben, sie in scharfe Beleuchtung zu rücken? Und Jesus selbst! Nein, mit soviel frommer Andacht Rosegger auch zu ihm aufblickt, daß er ihn uns näher gebracht, daß er ein kraftvolles, eindringliches Bild gezeichnet hätte, davon kann nicht die Rede sein. Die Gestalt Jesu verträgt es eben nicht, romanhaft behandelt zu werden. Denn dazu muß er ins Leben mit seinen Einzelheiten und Kleinlichkeiten hineingestellt werden, und dabei wird er selbst klein, eng. Anscheinend ist es dem Dichter, der in unvergleichlicher Weise uns die Bauern der Alpentäler zu schildern weiß, nicht gegeben, bis zu einer solchen Kraft sich zu erheben, daß er ein packendes Jesusleben schreiben könnte. Das Buch wird wirkungslos verklingen. Schade! Aber es verdient kein anderes Schicksal.

Drews

Hans Delbrücks Erinnerungen, Aufsätze und Reden

Berlin, Georg Stilke 1902. V, 625 S. 3 Mk.

Ein sehr großer Teil unsers Leserkreises kennt den kampflustigen Herausgeber der Preußischen Jahrbücher, wenn nicht aus dieser seiner Zeitschrift oder aus seinen größeren Schriften, dann persönlich aus den Tagungen des Evangelisch-sozialen Kongresses, zu dessen treuesten Besuchern und ergibigsten Debattern Delbrück gehört. Und gerade denen, die ihn persönlich kennen, ist die Lektüre der hier angezeigten Sammlung besonders anzuraten, da sie — eine Erhöhung des sachlichen Interesses — die scharf umrissene Individualität des Verfassers nahezu auf jeder Seite wiedererkennen werden. Das gilt nicht nur von den Erinnerungen aus seinem Leben — unter denen besonders die an Kaiser und Kaiserin Friedrich, zu deren Hause er jahrelang gehörte, lebhafte Teilnahme erregen —, nicht nur von den Gelegenheitsreden, die naturgemäß ein stärkeres Hervortreten des Redners gestatten, sondern auch von den geschichtlichen und politischen Abhandlungen. Delbrück ist, unbeschadet seines umfassenden Wissens, kein Gelehrter, der in seinem Gegenstand aufginge, oder dessen starke Seite Rankesche Objektivität wäre; dafür hat er zu viel Temperament, das ihn überall mit zwingender Gewalt nötigt, für oder gegen Partei zu nehmen. Da dies immer mit Geist und häufig mit guten Gründen geschieht, so ergibt sich, daß er niemals langweilig ist, daß der Leser stets angefaßt wird, sei es zu warmer Zustimmung oder zu ebenso lebhaftem Widerspruch. Letzteres wird namentlich dann der Fall sein, wenn den Verfasser die Kampffreudigkeit seiner Natur dazu treibt, einer allgemein feststehenden Anschauung eine möglichst davon abweichende ohne hinreichende Begründung entgegen zu stellen, oder uns durch gewagte Paradoxien zu überraschen. Er wird seine Leser nicht überzeugen, wenn er die heute allgemein gewordene Auffassung, daß der Kulturkampf fehlerhaft, insbesondere ohne hinreichende Kenntnis der Wesensart und Stärke des Gegners, geführt worden sei, durch die neue zu ersetzen versucht, daß Bismarck überhaupt nur gekämpft habe, um das Zentrum zu nationaler Haltung zu erziehen, und daß dieser Hauptzweck ihm gelungen sei. Eben so wenig wird es (auf einem ganz anderen Gebiet) ihm trotz geistvoller Ausführungen gelingen, die Sympathie des deutschen Volks für das Berliner Kaiser Wilhelm-Denkmal zu gewinnen, das uns Alle deshalb verletzt, weil es mit der schlichten Persönlichkeit unseres ehrwürdigen alten Kaisers in so schreiendem Widerspruch steht. — Als Beispiel der häufigen Paradoxien sei nur die folgende hier erwähnt. Es ist eine bekannte, bisher wohl kaum bestrittene Erfahrung, daß ein mit Wahrheit vermengter oder in Verbindung gesetzter Irrtum

doppelt gefährlich ist, weil der Zusatz von Wahrheit dem Irrtum mit durchhilft. Delbrück aber erklärt (S. 168): Das Gegenteil ist der Fall. Weil man einen mit Wahrheit vermengten Irrtum nur dadurch wirksam bekämpfen kann, daß man zunächst die Wahrheit aus der Verbindung losschält und anerkennt, und weil man dies Verfahren bei einem Irrtum, der gar keinen Beisatz von Wahrheit hat, nicht vornehmen kann, deshalb ist ein Irrtum der letzteren Art überhaupt unwiderlegbar; der reine Unsinn ist somit der gefährlichste Irrtum. Also die Vermengung von Wahrheit und Irrtum muß, wenn sie vorhanden ist, behufs Klarstellung beseitigt werden; aber viel schlimmer ist es, wenn sie gar nicht existiert. Nur die Freude am Paradoxen kann wohl einen so scharfen Denker zu einem so wunderlichen Denkfehler verleiten. — Selbstverständlich sind aber von denjenigen Fällen, in denen der Verfasser seine Paradoxien augenscheinlich ernst nimmt, die anderen zu unterscheiden, in denen sie nur als Mittel einer feinen Ironie, die Delbrück in hohem Maße zu Gebote steht, Verwendung finden. Der Aufsatz über „die gute alte Zeit“ und die fingierten sozialdemokratischen Denkschriften sind geistreiche und höchst belustigende politische Satiren, eine Spezialität, in der unsere Litteratur nicht eben reich ist.

Ebenfalls eigentümlich, aber dem Referenten durchaus sympathisch ist Delbrücks sozialpolitische Stellung. Sein hier abgedrucktes Referat auf dem Stuttgarter Evangelisch-sozialen Kongreß über „Arbeitslosigkeit und Recht auf Arbeit“, dessen sich manche unserer Leser noch erinnern werden, beginnt mit dem Bekenntnis als Anhänger der individualistischen Wirtschafts-Ordnung, im Gegensatz zum kosmopolitischen nicht nur, sondern auch zum nationalen Sozialismus; aber der in sich berechtigte Individualismus muß sich den Anforderungen fügen, welche das Gemeinwohl, welche die staatliche Fürsorge für die Schwächeren im wirtschaftlichen Kampf stellen; Delbrück ist „Sozialreformer im Sinn der ausgleichenden Gerechtigkeit“. — Schließlich wird ja keiner von uns Kongreß-Leuten das relative Recht sowohl des Individualismus wie auch des Sozialismus bestreiten; nur bezüglich der Grenzlinie, die zwischen beiden zu ziehen ist, werden unsere Meinungen auseinandergehen.

Bemerkenswert sind das psychologische Verständnis und die Kunst der Darstellung, kraft deren Delbrück uns die Charakteristik hervorragender Persönlichkeiten, insbesondere unserer großen Zeitgenossen, vermittelt. Bismarck und Moltke sind ihm vorzüglich gelungen; interessant ist namentlich die schon von Anderen gezogene, aber bisher wohl nie so gut durchgeführte Parallele zwischen Bismarck und dem Kardinal Richelieu. — Bekannt ist endlich der auch in dieser Sammlung hervortretende ganz singuläre Standpunkt Delbrücks in der Polenfrage. Gewiß ist seine Kritik der heutigen Polen-Politik auf Argumente aufgebaut, die sich hören lassen; aber sie befriedigt nicht, weil sie rein negativ ist, keine besseren Maßregeln zur Abwehr der sehr ernsthaften slavischen Gefahr anzugeben weiß. Und schließlich will uns die in den letzten Jahren erfolgte Ansiedelung tausender deutscher Bauern-Familien doch nicht als so unbedeutend erscheinen, wie der Verfasser sie hinstellt, vielmehr als das Wirksamste, was bisher zum Schutz unseres bedrohten Volkstums an der Ostgrenze geschehen ist.

Wie diese Zeilen ergeben, haben die „Erinnerungen, Aufsätze und Reden“ bei den Referenten Zustimmung und Widerspruch in buntester Reihenfolge ausgelöst. Die Wirkung wird wohl bei jedem selbständigen Leser eine ähnliche sein. Delbrück ist kein Schriftsteller, der einen größeren Leserkreis zu unbedingter Gefolgschaft heranziehen wird, er erstrebt das wohl selber nicht; aber seine Ausführungen werden allen Gebildeten, die mit unserer neueren Geschichte und unserem heutigen öffentlichen Leben in einer mehr als oberflächlichen Weise sich beschäftigen, reiche Anregung bieten. — Der Preis ist ganz erstaunlich billig.

Friedrich von Oertzen

Bei dieser Gelegenheit möchten wir eine Zuschrift veröffentlichen, die uns aus eigenem Antriebe des von uns sehr

geschätzten Verfassers schon vor einiger Zeit zuging, unsre Leser auf die Monatsübersichten der Preußischen Jahrbücher aufmerksam zu machen.

Man liebt es, Delbrück mit dem Stichwort „Einspänner" abzutun. Man benennt aber damit nur die psychische Grundvoraussetzung für ein Werk wie das, um das es sich hier handelt. Was will man? Wissenschaft? Wissenschaft dem Tagesleben gegenüber? Natürlich, wer uns das Tagesleben als Politik verstehen lehren will, soll Wissenschaft sozusagen im Leibe haben, er soll mit wissenschaftlichem Sinn die Dinge beschauen. Vor allem aber doch, er soll nicht einer Partei verschworen sein. Er soll Einspänner sein. Vielleicht wird man finden, daß wissenschaftlicher Sinn dem Tagesleben gegenüber einen zum Einspänner macht. Delbrück pflegt zu sagen, welche Parole ihm taktisch die richtige zu sein scheint. Er versteht aber auch, welche Parole unter anderen Gesichtspunkten richtig ist. Und er wägt ab. Er sucht den Leser in das Verständnis des politischen Lebens einzuführen. Er sagt uns, wieso die einzelnen Parteien so oder so entscheiden, mit welchem Recht, mit welchen Rechenfehlern seiner Meinung nach. Wir wissen keinen Unterricht, der besser, lebhafter, beteiligter, unbefangener, tiefer eindringen lehrt in das Geflechte. Sodaß es entziffert ist, klar liegt. Auch wenn man persönlich sich anders entscheidet, anderen Kräften die Vorhand zuweisen möchte. Aber sie sind genannt, gezeigt, ausgebreitet.

Und dazu ein Zweites, das uns im Besonderen interessiert. Delbrück arbeitet die Dinge auch ethisch durch. Seine Uebersichten enthalten ein ganz starkes immanentes Ethos. Und zwar — was uns besonders wertvoll ist — das Ethos keines bestimmten Moralkodex. Wenn wir uns den Urteilen einer Person anvertrauen sollen, auch nur soweit, daß wir uns ernstlich mit ihnen beschäftigen wollen, so müssen wir in dieser Person ein kräftiges Gran Skepsis entdecken. Ohne das würden wir immer den Argwohn haben, daß uns irgend welche moralische Prinzipien erläutert oder veranschaulicht werden sollen, von denen wir nicht wissen, weshalb sie vorausgesetzt werden, mit welchem Recht sie vorausgesetzt werden können. Bei Delbrück hat man sehr bald den starken Eindruck, daß ein aufmerksames eindringendes Verständnis an den moralischen Vorurteilen vorbei das den Dingen und Entwicklungen einwohnende innere Ethos entdeckt und vorzeigt. Ein direktes Verhältnis also zu den Dingen und ihrem Gehalt. Ohne Umwege. Ethische Sachlichkeit.

Darin liegt das Letzte: Persönlichkeit. Wir sehen Persönlichkeit im Gegensatz zur gewöhnlichen Auffassung nur da, wo eine Sache als solche wirkt und aufgefaßt wird. In oder von einer bestimmt gearteten Psyche, sodaß man bei anders gearteter Psyche die nötigen Uebersetzungen ohne weiteres einempfinden kann. Beides bedingt einander. Eine Sache kann sich nicht klar und sachlich widerspiegeln in einem psychologisch trüben Brei, sondern nur in einem hellen Organismus. Wo aber wie in der gewöhnlichen Auffassung des Begriffs der Persönlichkeit ein Komplex von moralischen und sonstigen Prinzipien das persönliche Leben ersetzen muß, da gibt es überhaupt keine Spiegelung, sondern nur eine monotone unerquickliche Etikettierung. Ein richtiges Prinzipientier sieht überhaupt weder Leben, noch Sache mehr. Es verfällt gar nicht darauf, daß Etwas nach eigenen Gesetzen sein oder sich bewegen kann. Es sieht nur sein Schema und alle Dinge in seinem Schema.

Es gibt mehr Beurteiler der öffentlichen Lage, die sie eigenartig sehen. Aber wir haben selten den Eindruck, daß die Eigenart aus einer kräftigen und in sich einigen Persönlichkeit reflektiert wird. Wir haben gar zu oft den fatalen Eindruck von Koketterie, Pikanterie, Sensationsrechnung. In den Uebersichten der Preußischen Jahrbücher haben wir die Eigenart ohne diese Unart und mit dem Gewicht eines ehrlichen Willens. Wir wiederholen, daß wir ihnen Wenig oder Nichts von fortlaufender Verständigung über öffentliches Leben und Politik an die Seite zu stellen wüßten.

Schmaltz, Fischer, Weingart

1. Von Gleichberechtigung der Richtungen

In Leipzig wie in Worms (vgl. Nr. 1) hat man vermieden, die „Gleichberechtigung der Richtungen" in der evangelischen Kirche anzuerkennen, ja auch nur zu diskutieren. „Theologische" Fragen sind ausgeschlossen vom Interessenbereich der neuen Vereinigungen, damit soll auch dieser Punkt glücklich hinausverlegt sein. Dem innern Zusammenhang der Dinge wird man damit nicht gerecht, aber praktisch war es wohl das zunächst allein Mögliche.

Unserer unmaßgeblichen Meinung nach könnte und sollte man die sogenannte Gleichberechtigung der Richtungen früher oder später mit aller Ruhe und Gründlichkeit erörtern. Die Gefahr, der man damit die Einigungsbestrebungen aussetzt, ist gar nicht so groß, wenn diese Bestrebungen selber echt sind. Denn wir werden uns als evangelische Christen leicht darüber verständigen, daß „Gleichberechtigung der Richtungen" als reine Idee genommen eine Unmöglichkeit ist. Es gibt nur Eine Wahrheit, nur Ein Evangelium, nur Einen rechten Glauben. Es kann nicht die Rede davon sein, weder für den Längsschnitt aller in der Kirchen- und Religionsgeschichte von jeher aufgetretenen Glaubensmeinungen noch für den Querschnitt der heute außerhalb und innerhalb unserer evangelischen Kirchen vorhandenen Richtungen, daß sie religiös gleichberechtigt sind. Sie stehen dem Ziel der Wahrheitserkenntnis verschieden nahe, und je näher desto berechtigter, je ferner desto minder berechtigt sind sie. Ihre Berechtigung aber und Nichtberechtigung weist sich im Laufe der Geschichte im Kampf der Geister aus.

Diesen moralischen Sinn hat das Wort „berechtigt" für uns Alle zunächst, wenn es in unser Ohr fällt. Wir leben in unserer Religion, wenn wir überhaupt lebendig sind, vom Ringen um eine berechtigte Glaubensstellung und kämpfen, welcher Richtung wir auch sein mögen, um den Sieg unseres Glaubens über die Andersgläubigen. Nicht im Sinne hierarchischer Gelüste, sondern in der Hingabe an die Eine, ewige Wahrheit. Merken wir, daß wir irren und Andere der Wahrheit näher sind, so verzichten wir auf unsere „Richtung" und nehmen die der Andern an. „Gleichberechtigung der Richtungen" ist vor dem Forum der Religion selber ein Nonsens. Nur der Skeptiker kann so reden.

In begrenztem Umkreis mag jedoch das Schlagwort „Gleichberechtigung der Richtungen" einen gewissen Sinn haben. Man betone die Silbe „recht" und versetze sich in die Sphäre der staatlichen oder kirchlichen Gerichtsbarkeit. Ich halte es aber auch da für kein glückliches Schlagwort. Man kann es nicht brauchen, ohne es mit Kautelen zu umgeben. Und es ist, wenn eine Gerichtsbarkeit für religiöse Richtungen überhaupt zugestanden wird, doch auch wiederum ein Nonsens. Kirchliche Rechtshandhabung wird, vor die Entscheidung über die kirchlichen Richtungen gestellt, sich schwerlich darauf einlassen, sie alle als gleich berechtigt anzuerkennen; sie wird nach notwendigen Erfordernissen für die erwünschte Berechtigung suchen und diese der einen mehr, der andern weniger zuerkennen.

Aus solchen Erwägungen verzichten wir schlechterdings ein für allemal auf das Schlagwort „Gleichberechtigung der Richtungen" und bekennen uns lieber zu der klaren und bestimmten Losung, daß in Glaubenssachen das Recht überhaupt nicht mitzusprechen habe. Es ist kein aussichtsloses Unternehmen diese Losung allen irgend für religiöse Beweggründe zugänglichen Instanzen liebens- und begehrenswert zu machen, mag das in meiner Schrift „Reine Lehre eine Forderung des Glaubens und nicht des Rechts!" (Tübingen 1900) auch noch so unvollkommen geschehen sein.

2. Schmaltz

Daß dieser Mann als Mittelpunkt eines Falls durch die Spalten der Blätter geschleift wird, kann einem besonders leid tun. Wohl nur in Mecklenburg konnte ihm das geschehen. Die Mecklenburger sind empfindlich dagegen, wenn man ihre Verhältnisse als ganz besonders rückständige behandelt. Und so, wie sie ihr Land und ihre Zustände lieben, beweisen sie ja,

daß sie sich offenbar ganz behaglich fühlen. Aber was an Konflikten von dort her offenbar wird, wirkt auf den Fernerstehenden — seit Michael Baumgartens Tagen — überaus peinlich. Die Energie, mit der sich die lutherische Landeskirche Mecklenburgs als orthodoxe zu behaupten versucht, in allen Ehren: sie verdankt es nur ihrer Kleinheit, daß sie sich von dem modernen Leben noch so abgeschlossen erhält. Und von Zeit zu Zeit muß sie, wie in diesem Fall, dafür ein Opfer bringen. Es fragt sich nur, ob es Gott wohlgefällig sein kann.

Friedrich Schmaltz, 1868 geboren, wirkte seit 1897 als Hilfsprediger, seit 1901 als Pastor und Leiter am Diakonissenhause Bethlehem in Ludwigslust. Er gab als solcher den Bethlehemsboten heraus: und „was da aus seiner Feder geflossen war", das machte auf einen Korrespondenten des Reichsboten „durchaus den Eindruck, daß der Verfasser auf gut evangelischem, durchaus positivem Boden stehe." Der Reichsbote hat sich überhaupt des Mannes gegen seine Verkläger und Richter wacker angenommen. Was er gebracht hat an Für und Wider, ist in Nr. 50 und 52 der Chronik der Christlichen Welt zusammengestellt. Wer den Mann noch näher kennen lernen will, greife zu seinen Predigten.*) Schmaltz war durch sein Studium mit der heutigen Theologie vertraut, hatte gegen gewisse Dogmen (genannt werden vaterlose Geburt und leibliche Auferstehung) Bedenken und Zweifel, aber der Besitzstand, den er mit seiner Heimatskirche und mit seinem Schwesternhause teilte, war groß genug, um ihn zum freudigen Verkündiger des Evangeliums an dieser Stätte zu machen. Das, worin er mit der kirchlichen Anschauung übereinstimmte, predigte er, das Andre stellte er gewissenhafterweise zurück als einer, der sich „nicht fertig" fühlte. Seit 1903 wurde von außen her Mißtrauen gegen seine Rechtgläubigkeit in die Schwesternschaft gesät; der Same ging auf: ein Teil der Schwestern entfremdete sich, ein andrer vertraute ihm. Sowie der Pastor das spürt, bittet er durch seinen Superintendenten den Oberkirchenrat um Versetzung in ein andres Pfarramt. Nach mancherlei Hin und Her kommt die Sache an das Konsistorium zu Rostock als die zuständige Disziplinarbehörde niederer Instanz. (Der Oberkirchenrat zu Schwerin hat überhaupt keine Disziplinargewalt; auch die Disziplinarbehörde höherer Instanz, das Oberkirchengericht, ist vom Oberkirchenrat unabhängig.) Schmaltz, vorher schon suspendiert, wird vom Rostocker Konsistorium zu Amtsentsetzung und Tragung der Kosten verurteilt. „Der Mann ist also mit Frau und Kind brotlos gemacht, bis sich für ihn etwa eine andere Anstellung außerhalb seines Vaterlandes findet. Und das Alles weshalb?" So fragt der Berichterstatter des Reichsboten.

Dergleichen Fälle müssen kommen, um auch unsre konservativen Kirchenmänner an der moralischen Berechtigung juristisch unanfechtbarer Lehrprozesse irre zu machen. Was die Leitung des Reichsboten in Nr. 282 (leider nicht mit abgedruckt Chronik Nr. 50) von sich aus hinzufügt, beweist, wie weit doch ein gemeinsames Empfinden solchem Fall gegenüber geht. Es heißt da unter Anderm:

> Während der erstere [der fingierte auf antikirchliche Lehren seiner Professoren stolze Kandidat!] zweifellos vom Amt zurückgewiesen werden muß, muß man mit den anderen [denen, die schwer am Zwiespalt zwischen Theologie und Kirchenlehre tragen und Zurückhaltung üben] aus Respekt vor der persönlichen ehrlichen Wahrhaftigkeit, welche sie durch ihre Haltung auch dadurch betätigen, daß es ihnen ehrlicher sittlicher Ernst mit dem heiligen Predigtamt ist, Nachsicht üben. Solche sind für die Kirche mehr wert, als manche Orthodoxe, welche sich das orthodoxe Bekenntnis ohne innere Wahrheitskämpfe äußerlich angeeignet haben und es dann ebenso äußerlich ohne seelische Bewegung an die Hörer heranbringen. Das Evangelium ist uns nicht gegeben als geistiges Joch und Gesetz, sondern als Heilswahrheit, die wir mit ehrlicher Ueberzeugung uns als unser religiös-sittliches Eigentum aneignen sollen. Wir müssen in der evangelischen Kirche dieses Ringen um die Wahrheit dulden, soviel Kämpfe es auch mit sich bringt — alles Leben ist Kampf —, wir dürfen das Bekenntnis nicht wie ein Prokrustesbett und wie ein Gesetzesjoch für die Gewissen aufstellen. Aber es muß ein sittlich-ernstes Ringen sein und darf nicht in eine fertige selbstbewußte Orthodoxie des Unglaubens ausarten. . . . Die Kirchenbehörden dürfen nicht vergessen, daß sie keine Richterkollegien sind, sondern daß sie auch ihre Rechtsprechung als einen Teil ihres pädagogischen und seelsorgerlichen Oberhirtenberufes auszuüben haben.*)

Uns beschäftigt angesichts dieses weitgehenden Konsensus in der Beurteilung des Falls durch die kirchliche Presse die traurige Tatsache, daß Pastor Schmaltz dennoch durch seine Amtsentsetzung so arg stigmatisiert ist, daß er es schwer haben wird, „eine andre Anstellung außerhalb seines Vaterlandes", will sagen außerhalb Mecklenburgs in einer andern deutschen Landeskirche zu finden. Wir leben so sehr vom Schein, von der Hochschätzung äußerer Qualitäten, daß das Unglück, Firma eines Falles zu werden, heute sehr groß ist. Von einem bis auf die Knochen liberalen Magistrat ist uns bekannt, daß er auf Anstellung Schmaltzens verzichtete, weil dieser keine unbescholtene Vergangenheit mehr habe. Und das Konsistorium einer Landeskirche, in der Schmaltz zu den Orthodoxen gehören würde, denkt nicht daran, ihn unter ihre Geistlichkeit aufzunehmen, — aus kollegialer Rücksicht gegen die Entscheidung einer befreundeten Kirchenbehörde. Da haben wir ja eine Folge des engeren Zusammenschlusses unsrer Kirchenregimenter, die wir sogleich vorausgesagt haben; es bedurfte dazu keines prophetischen Geistes. Und so schließen wir dies Kapitel Schmaltz mit dem Ausdruck unsers herzlichen Mitleids: wer wird sich des Mannes annehmen? und mit dem Bekenntnis, daß wir gegenüber solchem Falle in der Tat wenigstens die Versuchung spüren, an dem Rennen um die Macht in der Kirche uns auch mit zu beteiligen.

3. Fischer

Ganz anders liegt der Fall Fischer. Noch wills Gott, gibt es ihn eigentlich nicht, sondern es soll nur nach den Wünschen und Agitationen bestimmter Kreise ein Fall Fischer werden.

Max Fischer, 1847 geboren, Prediger an der Markuskirche in Berlin, Mitherausgeber des Protestantenblattes, der besten liberalen Kirchenzeitung die wir haben, im vorigen Jahr beim Kantjubiläum von der Königsberger Fakultät zum Doktor der Theologie gemacht, hatte auf dem Deutschen Protestantentag in Berlin am 5. Oktober 1904 das Korreferat über das Thema: „Die christliche Lehre nach dem gegenwärtigen Stand der theologischen Wissenschaft und ihre Vermittlung an die Gemeinde."**) Wenn wir den Vortrag hier zu rezensieren hätten, so würden wir Manches beanstanden. Z. B. wenn für die Gemeinde „nicht nur uneingeschränkte Kenntnisnahme von geschichtlichen Forschungsergebnissen, sondern ein möglichst weitgehender Anteil am religiösen Erkenntnisprozeß selbst" gefordert wird, und zwar von der Kanzelpredigt und vom Konfirmandenunterricht, so bleibt die Frage uns auf der Seele: was sind „Ergebnisse" der geschichtlichen Forschung, und inwieweit ist die Anteilnahme an dem vom Verfasser sehr theologisch gemeinten religiösen Erkenntnisprozeß für die schlichten Gemeindeglieder eben „möglich"? Aber daß der Vorsicht und Zurückhaltung insgemein in unsrer Kirche eher zu viel ist als zu wenig, daß hier eine große Aufgabe wartet, wenn das Laienelement wirklich lebendig werden soll, darin sind wir mit Fischer einverstanden. Ferner: Fischer bekämpft unter andern theologischen Rückständigkeiten, ohne Namen zu nennen, deutlich und direkt auch die Theologie, welche die Christliche Welt ihrerseits von ihren Anfängen her vertreten hat, mochte sie auch niemals sich einer Theologie ausschließend verschreiben. Er tut das mit seinen Ausführungen wider den christozentrischen Standpunkt, der Gott selbst nicht zu seinem Rechte kommen lasse. Da liegen ernste Differenzen, ernste Probleme, um die zu streiten sich lohnt. Aber wie minderwertig nun, dawider nach dem Oberkirchenrat zu rufen!

*) Predigten und Ansprachen von Friedrich Schmaltz, Pastor in Ludwigslust. Güstrow, Opitz u. Co. 82 S. 1 Mk. — Elf Stücke aus den Jahren 1898 bis 1904, darunter Karfreitag und Ostern 1904.

*) Die Sperrungen sind von uns. D H

**) Vgl. unsern Artikel über den Protestantentag in Nr. 45 des vorigen Jahrgangs. Die Verhandlungen insgesamt sind für 2,50 Mark zu beziehen; außerdem einzeln Mehlhorns Predigt (30 Pf.), Dorners und Fischers gleichbetitelte Vorträge (jede 50 Pf.), Sulzes und Mayers Vorträge über den Kampf wider den Atheismus (zusammen 80 Pf.) — alles bei C. A. Schwetschke und Sohn erschienen.

Die Agitation hat echt Berlinisch mit großen Protestversammlungen eingesetzt: eine gerechte Würdigung des Gegners ist bei derlei Versammlungen immer ausgeschlossen. In „Kellers Festsälen“ sprach jüngst Pastor Lasson von Bartholomäus, eingeladen von dem „positiven Parochialverein“ von St. Markus, d. h. er sprach auf dem Boden der Gemeinde Fischers. Wir können über seine Rede nur nach dem Bericht des Reichsboten urteilen. Ein Stück daraus zur Probe:

„Die Offenbarungswelt“, sagt Fischer, „ist versunken.“ „Wir wissen jetzt, das Weltall ist anders gebaut und ist das Wort von der Wohnungsnot Gottes ernsthaft zu nehmen.“ (Bewegung.) Diese Beleidigung müssen wir uns verbitten, die uns eine so materialistische Anschauung zuweist, als sei nach unserer Ansicht Gott an einen Raum gebunden. Fischer kennt wohl den Satz nicht: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ Wenn Gott also mit der Erde auch den sichtbaren Himmel geschaffen hat, so ist für den Christen der sichtbare Himmel nicht die Wohnung Gottes, von dem wir bekennen: „Wenn ich dich nur habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde.“ (Bravo!) Diese einfachen Gedanken bringt jeder Konfirmand zusammen, aber das moderne theologische Denken anscheinend nicht mehr (stürmischer Beifall), und wenn die evangelischen Fakultäten solch Unvermögen mit dem Ehrentitel eines Doktors der Theologie auszeichnen (stürmischer Beifall und Heiterkeit), so soll uns das nicht hindern, kindliche Unreife und unwissenschaftliche Unverblümtheit mit ihrem rechten Namen zu nennen. (Bravo!)

Nun, die inkriminierten Sätze Fischers haben im Zusammenhang ihren guten Sinn, und in diesem Sinne könnten wir sie auch aussagen. Konnte Pastor Lasson sie mit gutem Gewissen dem Gelächter seines Publikums preisgeben? Und derlei demagogisches Gerede soll die Berliner Kirchenbehörden in Aktion bringen?

Da man „positiverseits“ durchaus den „Fall Fischer“ haben wollte, provozierte man den Vizepräsidenten des Oberkirchenrats, Propst von der Goltz: er habe gesagt, der Oberkirchenrat werde künftighin keinerlei Disziplinaruntersuchungen gegen evangelische Prediger wegen ihrer Lehre einleiten. (Kreuzzeitung Nr. 586, Chronik Nr. 52.) Eine derartige Aeußerung war zwar völlig unmöglich. Weder der Oberkirchenrat, noch irgend ein einflußreiches Mitglied ist heutzutage im stande, solche Aussichten zu eröffnen. Etwas Andres ist, ob die Kirchenbehörden in Berlin sich so leicht dazu entschließen. Sie wissen doch ganz genau, daß damit nichts Positives erreicht wird.*) Auch wahrhaft konservative Kirchenchristen könnten es wissen. Selbst in dem Fall daß den Angeklagten ein strenges Gericht trifft, führt solch ein Prozeß immer nur zur Förderung von Scheingläubigkeit und Scheinkirchlichkeit; er stärkt moralisch die Betroffenen, denn um so ernster besinnen sie sich auf die starken Gründe ihrer Sonderstellung, um so mehr wird ihre Sache ihnen Gewissenssache.

Wenn doch auch unsre Altgläubigen einsehen wollten, daß sie durch Anrufung des Rechts in diesen geistigen Kämpfen ihre Sache nur kompromittieren. Sie haben genug starke Waffen sonst zur Verfügung. Sie haben die Kindschaft, die Herrlichkeit, den Bund, das Gesetz, den Gottesdienst, die Verheißungen! Sie haben das alles aus erster Hand! Mögen sie damit wuchern, mögen sie uns moderne Christen immer wieder durch die Macht ihrer Predigt, durch die Fülle ihres Liebeswerks beschämen! Es soll uns zur heilsamen Zucht, zur immer erneuten Selbstbesinnung dienen! Wir wissen sehr gut, daß wir unsern Anspruch auf das Erbe Jesu Christi beweisen müssen: die Tradition ist wider uns. Aber das Tribunal, vor dem unser Erbstreit entschieden wird, ist keine Disziplinarbehörde, und wäre sie mit den besten, gerechtesten und kundigsten Richtern besetzt.

4. Weingart

Hermann Weingart, 1866 geboren, wurde am 9. November 1899 seines Amtes als Pfarrer an St. Marien in Osnabrück vom hannoverschen Landeskonsistorium enthoben. Auf den Erkenntnisgründen ruht bis heute ein zweideutiges Dunkel.*) Inzwischen ist Weingart Pfarrer der Bremer Landgemeinde Borgfeld geworden. Neuerdings aber hat er auf eine an seiner alten Kirche eingetretene Vakanz hin, von vielen Wählern aufgefordert, sich wieder um das Osnabrücker Pfarramt beworben. Es ist, wie man hört, eine Mehrheit für ihn gesichert. Und wenn das nicht der Fall wäre, würde er sich schwerlich gemeldet haben.

Wir können diese Neueröffnung des Streites um Weingart nur beklagen. Zwar, Weingart hat durch seine einstmalige Amtsenthebung (nicht Amtsentsetzung!) die Wiederanstellungsfähigkeit im Hannöverschen keineswegs eingebüßt. Und eine Sühne begangenen Unrechts durch ein reines Gemeindevotum würden wir herzlich begrüßen. Aber erstens hat Weingart durch seinen Uebertritt in reformierten Kirchendienst (Borgfeld ist reformiert) seinen Rechtsanspruch auf ein lutherisches Amt im Bereich der hannöverschen Kirchengesetze verloren. Wäre dies Hindernis zu beseitigen, wie soll man erwarten, daß alle Instanzen in diesem Fall dazu mitzuwirken willig sein werden? Zweitens aber liegen die Bedingungen für seine Wahl in der Gemeinde zu Osnabrück keineswegs rein. Es ist in Osnabrück Herkommen, daß an jeder Kirche zwei von den drei Pfarrern der liberalen, einer der konservativen Richtung angehören. Man mag das ideal finden oder nicht, es entspricht ungefähr der Seelenzahl, die sich in Osnabrück zu der einen und zu der andern Richtung hält. Nun ist es ein orthodoxer Pfarrer, für den jetzt Ersatz zu schaffen ist. Nach altem Herkommen muß also ein orthodoxer an seine Stelle gewählt werden. So stehen in Osnabrück nicht wenige liberale Wähler für das Herkommen wider Weingarts Wahl. Und wir würden es auch tun. Es war keine gute Stunde, in der Weingart sich, dem Drängen Etlicher willig, zu seiner Bewerbung entschloß. Für alle Folgen ist er selbst verantwortlich. Die Sachlage scheint uns so klar, daß wir keine Ursache sehen, mit dieser unsrer Meinung zurückzuhalten.

5. Schluß

Zündstoff genug, an dem der innerkirchliche Streit in jedem Augenblick aufflammen kann. Dennoch haben wir Hoffnung, daß der Streit auf dem Prozeßwege immer mehr in Mißkredit kommen wird, wo es sich um Ueberzeugung und Lehre handelt. Auch Leipzig und Worms stärken uns in dieser Hoffnung. Denn es können wohl die, die drin als Freunde zusammen tagen, sich draußen messen im heiligen Streit um die Wahrheit. Aber daß die Einen sich dann als Richter über die Andern auf den Richtstuhl setzen sollten, will nicht wohl anstehn. Und merkwürdig genug: in Worms hielt Pfarrer Veesenmeyer von Wiesbaden zur Einsegnung des Ganzen die Festpredigt, einst auch vom hannöverschen Landeskonsistorium gerichtet und verurteilt, und das hinderte den Geh. Kirchenrat Lemme von Heidelberg, einen leidenschaftlichen Kämpfer für die Alleinberechtigung der Orthodoxie, nicht, am Lutherdenkmal seine treffliche Rede zu halten; ja eben der Berliner D. Fischer sprach in der Wormser Debatte unter Beifall, vier Wochen nach dem Protestantentag, obwohl sein Vortrag inzwischen bereits gedruckt vorlag. Derlei Einzeltatsachen ließen sich noch mehr aufzählen: es tut nicht not. Genug, daß „Fälle“ immer wieder vorkommen werden, daß aber ihre Behandlung, ihre Erledigung in Zukunft eine brüderliche, sachliche sein wird, das ists, was man von einer nahen oder ferneren Zukunft erwarten darf. R

Verschiedenes

Der evangelische Gottesdienst. Eine Liturgik nach evangelischen Grundsätzen in vierzehn Abhandlungen dargestellt. Von Julius Smend. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1904. 210 S. 3,60 Mk.

Ein Buch, entstanden aus Vorlesungen eines theologischen Ferienkursus, aber nach Inhalt und Form für jeden Leser der Christlichen Welt, nicht etwa für die Theologen allein, geeignet und empfehlenswert. Wenn Smend es in seinem Buch (S. 140) einmal als die wichtigste aller Fragen bezeichnet, wie man von evangelischen Grundsätzen aus die Pflicht des Kirchenbesuches einleuchtend

*) Was ist denn durch die Maßregelung Sydows einst für unsre evangelische Kirche wirklich erreicht worden?

*) Vgl. Christliche Welt 1900, Nr. 13, Sp. 305. — Vgl. sonst zur Sache Christliche Welt 1900, Nr. 2. 3. 4. 6. 8. 10. 17. 18. 29. Hefte zur Christlichen Welt Nr. 41 (v. Kügelgen) und 42 (Sulze). Chronik der Christlichen Welt 1899, Nr. 47 ff.

machen könne, so hat sein Buch selbst eine ausgezeichnete Antwort auf diese Frage gegeben. Gewiß entsteht das zwingende Pflichtgefühl zur Teilnahme am Gemeindegottesdienst durch die persönliche Erfahrung der Gottesgemeinschaft im Glauben. Eine Theorie des evangelischen Gottesdienstes wird die Zahl der gottesdienstlichen Teilnehmer nicht erheblich vermehren, obschon Mancher, der jetzt noch ferne bleibt, sicher durch das Studium dieses Buches Lust bekommen wird, die Stätte der gemeinsamen Andacht wieder aufzusuchen. Aber Smends Buch kann die verständnisvolle Teilnahme erhöhen, kann die Freude am Besitz unsrer öffentlichen Feiern und Feste stärken, — so Vielerlei es mit Recht auszusetzen hat an den gegenwärtigen Formen.

Die Einsicht in das Wesen und den Zweck unseres Gottesdienstes, die wirkliche Kenntnis seiner Ausdrucksformen ist bei uns Protestanten, — nicht zum wenigsten bei den Gebildeten, — viel geringer als das Verständnis der Katholiken an ihren kultischen Einrichtungen. Daher kommt es auch, daß bei Reformen die Mitwirkung der „Laien" so oft versagt.

Und die Theologen? Mir hat schon manch Einer gesagt, daß ihm die Wichtigkeit der in einer Liturgik behandelten Fragen erst im Pfarramt deutlich geworden sei. Auch ihn wird das Buch in reichem Maße fördern.

Nicht als ob es eine Art von „offizieller" Liturgik wäre. Es enthält nicht bloß viele subjektive, sondern, wie ich glaube, auch viele anfechtbare Urteile. Aber es regt an, es zwingt den Leser zum Durchdenken der Probleme, es faßt ihn mit seiner anziehenden Sprache persönlich an, es bleibt nie bei einer rein geschichtlichen Darstellung, sondern gibt überall praktische Vorschläge — mag man manche auch nicht überall für durchführbar halten.

Es dürfte den Leser wenig interessieren, in diesem Zusammenhang die Hauptpunkte kennen zu lernen, wo ich mit Smend einverstanden oder nicht einverstanden bin, oder wo ich etwa eine andere Darstellungsform gewählt hätte (wie z. B. S. 62). Aber eine Frage kann ich hier nicht unterdrücken: Wäre nicht eine andre Anordnung des Buches zweckentsprechender? Auf das vortreffliche Anfangskapitel über die Bedeutung des evangelischen Gottesdienstes, dessen Grundsätzen ich zustimme, folgt ein Kapitel über die Predigt, dann Gebet und Glaubenbekenntnis, Taufe, Konfirmation, Abendmahlsfeier, Trauung, Begräbnis, Kirchweihe und endlich die Kapitel über Ort und Zeit des kultischen Handelns, über das Verhältnis von Kunst und Kultus. Ich meine nicht, ob diese letzten nicht passender vor die Behandlung der Einzelfeiern gestellt würden. Darüber kann man ja zweierlei Meinung sein. Sondern hauptsächlich die Stellung des zweiten, dritten und sechsten Kapitels. Mir will scheinen, als ob das erste Kapitel, gerade mit den Gedanken, die Smend hier ausgesprochen hat, unbedingt als nächstes eben sein drittes und vielleicht auch das sechste Kapitel verlangt hätte. Erst wenn Gebet und Glaubensbekenntnis (und Lied, füge ich dazu) behandelt sind, wird das Problem, das sich durch die Stellung der Predigt im evangelischen Gottesdienst ergibt, recht deutlich und dann auch — lösbar. Vgl. S. 21 ff., 42, 47, 83.

Möge das Buch recht viele Leser finden — dankbar werden sie gewiß alle sein. Johannes Bauer

Auf zum Dienst. Ein Ruf zur Mitarbeit am Gemeindeleben. Von O. Brüssau. Hamburg, Schlößmann. 64 S. 60 Pfg.

Ein prächtig frisches Heft, das wir gern in den Händen derer sähen, die in erster Linie zur Arbeit in der Gemeinde berufen sind: Mitglieder des Gemeindekirchenrats oder der Gemeindevertretung. Im Anschluß an das Gleichnis vom barmherzigen Samariter redet Brüssau von Pflicht und Recht des Dienstes an der Gemeinde, von der Quelle für solchen Dienst, seiner Gelegenheit, seinen Mitteln, seinem Ziel, seinen Kosten und seiner Grenze. Die praktischen, nüchternen Worte verdienen Beachtung. Danneil

Zu unsrer Warnung vor dem Neuen Allgemeinen Gustav Adolf-Kalender schreibt uns ein Diasporapfarrer im Ausland:

Herzlichen Dank für die Besprechnng des Neuen Allgemeinen Gustav Adolf-Kalenders in Nr. 53. Ich bin Neujahr 1903 mit diesem Machwerk hereingefallen, habe mir 100 Exemplare bestellt — verleitet durch die glänzende Schar der im Titel genannten Mitarbeiter —, wollte die Vereinssache durch Verbreitung des Kalenders in meiner Gemeinde bekannt machen, habe aber, als ich das Opus durchgesehen hatte, tief beschämt den Verkauf suspendiert und den Verlust als gerechte Strafe getragen. — —

Auch unser Eintreten für den Neuen Luther-Kalender wider den alten Luther-Kalender hat ein lebhaftes Echo gefunden. Der Neue Luther-Kalender (Abreißkalender) ist verfaßt von Charlotte Schmid, einer Tochter des Mitherausgebers der Erlanger Luther-Ausgabe, des 1885 verstorbenen Professors der Theologie in Erlangen, Heinrich Schmid. Er ist erschienen in der Schriftenvertriebsanstalt Berlin SW 13, Alte Jakobstraße 129 und kostet 75 Pf.

Die Diakonissenhäuser und der Fall Schmaltz. Wir haben uns in unserm obigen Artikel absichtlich über die Bedeutung nicht geäußert, die der Fall Schmaltz für unsre Diakonissenhäuser hat. Es wäre uns lieber gewesen, die Vertreter der Diakonissensache hätten auch unterlassen, öffentlich dazu Stellung zu nehmen. Pastor Gustav Schulze von Bethanien in Berlin schreibt aber in Nr. 1 der Evangelischen Kirchenzeitung sieben Spalten darüber. Von einem so engen Standpunkt und so verständnislos für jede freiere Regung unter dem Bekenntnis, daß man erschrickt vor dem Gewissenszwang, den solche Theologen in den Diakonissenhäusern pflegen. Die Herren können überzeugt sein: man hört schon des Klagens genug davon, und nur die Rücksicht auf den auch uns kostbaren Frieden des gesegneten Werks hält uns davon ab, den immer wieder vernehmbaren Klagen ernster Schwestern Mund und Stimme zu geben. Wundern aber sollen sich die Pfleger dieses engen Geistes nicht, daß der Zuzug aus den gebildeten evangelischen Familien zu ihrem Dienst immer mehr ausbleibt. Es ist nicht Mangel an Glaube und an Liebe, aber Furcht vor geistiger Gefangenschaft! R

Kleine Mitteilungen. Zu der obigen Empfehlung der Preußischen Jahrbücher noch dies, daß kein Monatsheft erscheint, das nicht einen für Theologen und religiös interessierte Laien interessanten Artikel enthielte. So das neueste Januarheft: Kirchenreform von Sulze und Nordischer Naturalismus und seine Ueberwindung von Ipsen. Die Jahrbücher kosten vierteljährlich 6 Mk.

Die vorhandenen oder möglichen „Fälle," von denen wir oben reden mußten, drängen uns aufs neue das Desiderium in die Feder, es möge uns endlich eine Geschichte der Lehrprozesse gegen evangelische Geistliche im neunzehnten Jahrhundert beschert werden. Die Akten müssen gesammelt und verglichen, die Rechtsgrundsätze und die Praxis der Rechtsprechung dargestellt, die Konsequenzen gezogen werden. — R

Quittung

Für die Bodelschwinghschen Anstalten: 2,80 Mk. von L, Caden.

Für das Wolfer Waisenheim: 10 Mk. von W H, Marburg; 3 von C K, Marburg.

Für die Evangelischen in Oesterreich: je 18 Mk. vom Jünglingsverein in Weißensee; je 10 von R H, Königsberg; durch G, Schmalförden; 9 gesammelt bei einem Familienabend in Liemehne; 7 von H Th, Wüsten; 5 von S, Althütte.

Für die evangelische Missionskirche in Belgien: 10 Mk. von W H, Marburg.

Für das Waisenheim in Transvaal (vergl. Nr. 31, 1904 und Nr. 1, 1905): 27 Mk. von M W, Woldegk; 15 durch L, Busdorf; je 10 von N N; R H, Königsberg; aus den Gemeinden Gr. Jehser, Buckow und Kemmen; H W, Lübeck; 5 von A, Marienschloß; je 3 von Sch, Aweyden; Sch, Schw. Gmünd; 2,10 von den Konfirmanden in N. Modau i. O.; 1,50 von B in L; 1 durch S, Althütte.

Für das notwendige Liebeswerk: 25 Mk. durch F L, Busdorf; 15 durch B, Gotha; 10 von K B, Marburg; 5,20 von den Freunden der Christlichen Welt in Gießen; 4,20 von W, Marseille; 4,15 aus der evang.-reformierten Gemeinde in Elbing; je 3 von E L, Schrozberg; W E S, Prag; E O, Frankfurt a. M.; F, Maienfels; je 2 von F K, Marburg; M, Emlichheim; H in M; M in R; H in L.

Für den gleichen Zweck gingen bei Herrn Pfarrer Stier in Alten bei Dessau ein: 110,50 Mk. von den Freunden der Christlichen Welt in Dresden; je 10 von A H, Straßburg; G, Tübingen; L, Leipzig; Gustav Adolf Frauenverein Zell i. W.; 6 von E, Lissabon; je 5 von Sch, Halle; B, Neudietendorf; Z, Neumarkt; S, Althütte; St, Leipzig; St, Weißensee; J, Hoppenstedt; M, Waldau; 3,50 von Lehrerinnen in Königsfeld; je 3 von A W, Godesberg; Sch, Heckershausen; E F, Gießen; H, Niederfüllbach; T, Pillau; St, Alten; Th, Leipzig; J C, Dresden; B, Heiligkreuzsteinach; Lehrerinnen in Gnadau; Sch, Kummelsburg; B, Tränheim; je 2 von R, Freiberg; E K, Dembowalonka; M, Gumbinnen; je 1 von E, Schönbach; R N, Wernshausen.

Für armenische Waisen: 5 Mk. von R, Niederwenigern.

Für den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein: 3 Mk. von F K, Marburg.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Montag 16. Januar in Stadt Gotha: Die sittliche Berechtigung der Frauenfrage. (Else von Graba)

Cöthen. Mittwoch 18. Januar **6 Uhr** im **großen Saale** von Rumpfs Hotel: **Oeffentliche Versammlung.** Naturgesetz und Glaube (Pfarrer Lic. Traub aus Dortmund). Die Mitglieder werden gebeten, **mit ihren Damen** vollzählig zu erscheinen.

Dresden. Mittwoch 25. Januar 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Religion und Schule. Im Anschluß an Bonus Schrift: Vom Kulturwert der deutschen Schule. (Henseling)

Frankfurt a. M. Montag 23. **(nicht 16.)** Januar 5 Uhr Kursaal Milani, Friedberger Anlage: Religion und Volkscharakter in England und Deutschland.

Gießen. Montag 16. Januar 7½ Uhr Hotel Viktoria: Ueber Religion und Kultur.

Görlitz. Donnerstag 26. Januar 8 Uhr Hotel zur Krone: Religion Jesu und Glaube an Christus. (P. Lic. Wendland-Görlitz)

Fortsetzung Spalte 45

Volksbund zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild

Aufruf

Wir leben in einer Zeit wilder Gärung. Die Zukunft ist dunkel, und unser Volk kann gegen seinen Willen plötzlich in Kämpfe verwickelt werden, von deren Ausgang sein Geschick abhängt. In diesen Tagen der Entscheidung wird es *stark* sein müssen.

Es gilt deshalb, Alles zu bekämpfen, was die geistige und leibliche Gesundheit des Volkes, die leider schwer geschädigt ist, noch mehr untergräbt und einen ernsteren mehr pflichtbewußten Geist zu wecken, daß er alte Schäden heile, neue verhindere.

Zu den gefährlichsten Feinden unserer Entwickelung gehört der Schmutz in Wort und Bild, der im tiefsten Wesen kunst- und gesittungsfeindlich heute unzählige junge Seelen vergiftet. Er schmückt sich mit Worten falscher Wissenschaftlichkeit; er entlehnt der Kunst und Dichtung Mittel, um zu verführen, aber er tritt auch in rücksichtsloser Gemeinheit auf die Straßen und Märkte, dringt in das deutsche Haus der Wohlhabenden ebenso wie der schlichten Arbeiter und vergiftet oben und unten die gesunde Schamhaftigkeit, die Selbstachtung und verkündigt nackte entnervende Genußsucht. Kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht ist gefeit vor den verderblichen Wirkungen, die heute schon die frühe Jugend ergreifen und ihr die besten Kräfte rauben. Eltern aller Stände, Lehrer, Erzieher, Geistliche aller Bekenntnisse, Leiter der Gefängnisse und Zwangserziehungsanstalten wissen von Erfahrungen zu berichten, die das Herz jedes Vaterlandsfreundes mit Schmerz erfüllen. Aber die Erkenntnis hat, nicht nur bei uns in Deutschland, den Mut zum Kampfe geweckt.

Der neubegründete „Volksbund zum Kampfe gegen den Schmutz in Wort und Bild" verhehlt sich nicht die Schwierigkeit des Werkes; er weiß, daß große echte Kunst und Dichtung ebenso wie die Wissenschaft nicht in Fesseln gelegt werden dürfen. Aber er weiß auch, daß Alles, was er bekämpft, weder mit jener Kunst und Dichtung noch mit Wissenschaft etwas zu tun hat. Er will nur bekämpfen, was aus unreinem Geiste geboren, nichts bezweckt, als durch Aufreizung der unreinsten Triebe Geld zu verdienen. Sittliches Elend, frühzeitiger Verfall des Leibes, krankhafte Entartungen des Geschlechtstriebs, Wahnsinn und Verbrechen, unglückliche Ehen, im Keime schon vergiftete Kinder: diese ganze Kette unsagbaren Elends ist mit dem ersten Gliede angeschmiedet an jenen Schmutz in Wort und Bild. Darum muß er, gleichgültig welche Feinde sich dem „Volksbunde" entgegenstellen mögen, bekämpft werden mit Wort und Tat.

Es handelt sich *nicht* um eine Sache irgend einer Sippe, sondern um eine Angelegenheit des ganzen Vaterlandes und der Menschheit. Wie der Ungeist sich in alle Stände eingeschlichen hat, in Paläste, Bürgerhäuser, Werkstätten und Bauernhütten; wie er seine Opfer unter Fürstensöhnen und den Kindern des Arbeiters fordert, so müssen auch die Bekämpfer aus allen Schichten sich vereinen zu gemeinsamem Kampfe, verbunden von dem gleichen Geiste sittlichen Ernstes und edlen Pflichtgefühls.

So fordern die Unterzeichneten zum Eintritt in den **„Volksbund"** auf. Beitritts-Erklärungen nehmen die Mitglieder des geschäftsführenden Ausschusses entgegen.

Der geschäftsführende Ausschuß:

Otto von Leixner, Gr. Lichterfelde. — Lic. **Bohn,** Generalsekretär der deutschen Sittlichkeitsvereine, Berlin, Beusselbrücke. — Dr. **Lange,** Direktor des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums, Berlin. — Dr. med. **Marcinowski,** Sanatorium Woltersdorfer Schleuse bei Erkner. — **Marx,** Landgerichtsrat, Mitglied des Hauses der Abgeordneten, Köln. — **Philipps,** Pastor, Vorsteher des Evangelischen Johannesstifts, Pölzensee. — Dr. **Schoel,** Professor a. D., Charlottenburg. — Dr. **A. Sternfeld,** Professor an der Berliner Universität, Friedenau. — Dr. **Schroeder,** Verleger im Hause Costenoble, Jena.

Geldsendungen sind zu richten an den Schatzmeister des Volksbundes Lehrer **Hoßbach, Berlin 87, Postamt.**

Der weitere Ausschuß:

Ober-Bürgermeister **Becker,** Köln, Mitglied des preußischen Herrenhauses. — Fabrikant **F. Brandts,** 1. Vorsitzender des Volksvereins für das katholische Deutschland, M. Gladbach. — **v. Brentano,** Mitglied des hessischen Landtags, Notar und Rechtsanwalt, Offenbach a. M. — Exzellenz D. **Dryander,** Oberhofprediger, Berlin. — **Euler,** Kunsttischlermeister, Mitglied des Reichstages und des Hauses der Abgeordneten, Bensberg bei Köln. — **Graf Finckenstein,** Trossin. — **Gäbel,** Präsident, Berlin. — Prof. Dr. **H. Gierke,** Geh. Justizrat, Berlin. — Prof. Dr. **Goldscheider,** Berlin. — D. Freiherr **v. d. Goltz,** Vizepräsident des Evangelischen Oberkirchenrats, Berlin. — Dr. **Max Gruber,** Professor der Hygiene und Vorstand des Hygienischen Instituts an der Universität München. — Prof. D. **Hermann Gunkel,** Berlin. — Landgerichtsrat Dr. jur. **E. Heitz,** Berlin. — Prof. D. **Kahl,** Geh. Justizrat, Berlin. — Dr. **L. Keller,** Geh. Archivrat, Charlottenburg. — Stadtschulrat Dr. **Kerschensteiner,** München. — Prediger D. Dr. **Kind,** Berlin. — Realgymnasialdirektor **Julius Koch,** Grunewald. — Professor **Maximilian Koch,** Direktor des Leibnitz-Gymnasiums, Berlin. — Verlagsbuchhändler Dr. **Heinrich v. Korn,** Breslau. — **J. Jakobskötter,** Schneidermeister, Mitglied des Hauses der Abgeordneten, Erfurt. — Prof. Dr. **Hans Meyer,** Bibliographisches Institut, Leipzig. — Prof. D. **Paulsen,** Berlin. — **Wilhelm Freiherr v. Pechmann,** Direktor der bayrischen Handelsbank, München. — Prof. Dr. **Pietrich Schäfer,** Geh. Regierungsrat, Berlin. — **Prinz Emil Schönaich-Carolath,** Haseldorf. — **Freiherr v. Schorlemer,** Lieser a. d. Mosel. — Städt. Turnwart **H. Schroer,** Berlin. — Verlagsbuchhändler **O. Schuchhardt** i. F. — **J. Guttentag,** Schöneberg. — General-Major **Freiherr v. Sell,** Potsdam. — Prof. Dr. **R. Steig,** Berlin. — Schulrat **R. Stier,** Berlin. — Eisenbahn-Direktor a. D. **de Terra,** Marburg. — Kommerzienrat **Vorster,** Mitglied des preußischen Landtags, Köln. — Professor Dr. **W. A. Wagner,** Berlin. — Kgl. Forstmeister a. D. **A. Wiesmann,** Berlin. — **Hans v. Wolzogen,** Bayreuth. — Oberstudien-Direktor Dr. **Julius Ziehen,** Gr. Lichterfelde. — Prof. D. Dr. **Zimmer,** Zehlendorf.

Freunde der Christlichen Welt

Fortsetzung

Leipzig. Donnerstag 19. Januar 8 Uhr bei Kitzing und Helbig (Passagensaal): *Die Bedeutung der Kirche für die Erhaltung der Religion.* (Pastor Mensing-Dresden)

Stuttgart. 31. Januar 7 Uhr (Herzog Christof): *Einiges aus der Geschichte der heiligen Schrift.* (Stadtpfarrer Plieninger-Stuttgart)

Am Morgen des Epiphaniasfestes wurde uns ein

kräftiges Mädchen

geboren.

Pastor **Moebius** und **Frau**
Goslar

Suche baldmöglichst für meine Tochter, 20 Jahre, erstmalig Stellung als **Stütze.** Dieselbe ist bewandert im Kleidermachen, Nähen und Sticken. Es wird nicht auf Gehalt gesehen, aber auf vollen Familienanschluß. Stelle nicht allzuweit von Darmstadt bevorzugt. Etwaige Angebote sind einzusenden an **Frau Knispel, Darmstadt, Victoriastraße 28.**

18 jährige junge Dame sucht von Ostern 1905—06 Pension in gebildeter Familie Süddeutschlands zur Vervollkommnung im Haushalt und den gesellschaftlichen Formen. Erwünscht ist große Stadt. Gefl. Angebote unter **E. K. 18** an den Verlag erbeten.

Töchterinstitut mit **Pensionat** in bayrischem Städtchen, gut frequentiert und renommiert, freie gesunde Lage, wird unter günstigen Bedingungen **sofort zu verkaufen** gesucht. Angebote unter **H. A.** befördert die Expedition der Christlichen Welt.

Probenummern

der Christlichen Welt versendet gratis **der Verlag**

Predigerwahl zu St. Martini in Braunschweig

Die zweite Pfarrstelle zu St. Martini hier ist baldigst zu besetzen. Das Einkommen der Stelle besteht außer freier Wohnung und ca. 200 Mark Stolgebühren in einem Anfangsgehalte von jährlich Rm. 4100, steigend von 3 zu 3 Jahren um Rm. 300, bezw. Rm. 500 bis zum Höchstbetrage von Rm. 6500. Bewerbungen sind bis zum 14. Februar d. J. bei dem Unterzeichneten einzureichen.

Nennecke,
I. Provisor zu St. Martini

Sofort neu zu besetzen ist die Stelle eines **Religionswanderlehrers** der Metzer Diaspora durch einen **Kandidaten,** der die erste theologische Prüfung bestanden hat. Gehalt 2000 Mk. jährlich. Nähere Auskunft erteilt Pfarrer **Michaelis** in **Metz,** Kapitelstr. 19.

Schriften des christlichen Asketen **Wilhelm Winsch** in Halensee-Berlin:

1. **Die Lösung der Abendmahlsfrage.** Preis 1 Mark.
2. **Wie ist der heutige Kirchenglaube inbetreff des Abendmahls entstanden?** Preis 20 Pfg.
3. **War Jesus ein Nasiräer?** Preis 20 Pfg.

Zu beziehen durch die Buchhandlung von **Max Breitkreuz, Berlin C. 2,** Neue Promenade 7.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9

Soeben wurde ausgegeben:

Monatschrift für Pastoraltheologie

zur

Vertiefung des gesamten pfarramtlichen Wirkens

unter Mitwirkung von namhaften Männern der Wissenschaft und der Praxis herausgegeben von

D. Dr. Heinrich Adolf Köstlin und **Dr. Paul Wurster**

ord. Prof. der Theologie a. D., Geh. Kirchenrat (Cannstatt-Stuttgart) — ord. Prof. der Theologie und Direktor am Prediger-Seminar in Friedberg

(Neue Folge der Zeitschrift „Halte, was du hast") I. Jahrgang. Heft 4:

Inhalt: Betrachtung über Mat. 25, 29 (13, 12). (Köstlin) — Zum Gedächtnis † D. Riegels. (Köstlin und Wurster) — Predigt schreiben oder nicht? (Friz) — Uebersicht über die wichtigste homiletische Literatur der Gegenwart. (Achelis).

Jährlich 12. Hefte. Abonnementspreis M. 6.—. Für Postbezug: Zeitungsliste 113. Nachtrag

Deutscher Verein für Gasthaus-Reform

Verwaltung in Weimar (Dr. W. Bode). Aufgabe: Ein Gasthaus nach dem andern in gemeinnützigen Besitz zu bringen; erste Gasthäuser seines Systems in Frisefd (Nordschleswig), Suschenhammer (Bez. Breslau), Apolda („Schwan"), Neuwallendorf bei Weimar, Krampe (Hinterpommern), Altenderne-Niederbecker (Kr. Dortmund). Schriften des Vereins: Adreßbuch der Reform-Gasthäuser (40 Pf.), Offene Briefe über Gasthaus-Reform (50 Pf.), Gasthaus-Reform durch die Frauen (60 Pf.), Bilderbuch der Gasthaus-Reform (20 Pf.). Der Verein bittet um Unterstützung durch Mitgliederbeiträge, Geschenke, Hypotheken und andere Darlehen.

Ev. Fröbelseminar Cassel

Sozial-pädagogisches Seminar mit Erziehungsheim **für Töchter der gebildeten Stände.** 1. Einjährigfreiwilligen-Jahr in der Wohlfahrtspflege. 2. Kurse für Kindergärtnerinnen und Bräute. 3. Kurse für Volkserzieherinnen. 4. Fröbelkurse für Lehrer und Lehrerinnen. Näheres siehe Broschüre **„Die Arbeit im Fröbelseminar".** Auskunft durch das Kuratorium: **Generalsuperintendent Pfeiffer** und die Leiterin **Hanna Mecke-Cassel.**

Töchter-Pensionat

für In- und Ausländerinnen. Gediegene Ausbildung in Wissenschaften und Fremdsprachen, Vorträge von Professoren der Hochschule über Literatur, Kunstgeschichte und Naturkunde. Ernste Musikpflege. Besuche guter Konzerte, Theater und Kunstsammlungen. Malen, feine Handarbeiten, Tanzen und Tennis. Auf Wunsch gründliche Ausbildung im Haushalt. Geprüfte deutsche, französische und englische Lehrerin im Hause. Angenehmes Familienleben. Beste Referenzen. Prospekte durch die Vorsteherin.

Frau Dr. W. Nagel
Darmstadt, Victoriaplatz 9

Evangelische Kirchenzeitung

für Oesterreich

Herausgeber: D. **Arthur Schmidt**
evangelischer Pfarrer in Bielitz

Erscheint am **1.** und **15.** jeden Monats

Zu beziehen durch die Schriftleitung des Blattes, sowie durch alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes.

Vertretung für Deutschland: **Paul Stiehl,** Buchhandlung in **Leipzig**
für Oesterreich: **W Fröhlich,** Buchhandlung in **Bielitz**

Bezugspreis jährlich 6 K. (6 M.)
Probenummern auf Verlangen unentgeltlich und postfrei

Evangelisch-Sozial

Im Auftrage des Aktionskomitees des Evangelisch-sozialen Kongresses

herausgegeben von

Lic. W. Schneemelcher

Nr. 9/10 (November 1904): **A. Harnack,** Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende, statistische Studie zur Frauenfrage von Elisabeth Gnauck-Kühne (Schluß). — **W. Schneemelcher,** Der erste soziale Ausbildungskursus zu Berlin. Eine kritische Betrachtung. — Sächsische Evangelisch-soziale Vereinigung: Hauptversammlung zu Chemnitz am 28. September. — Kultur und Glück, Worte von John Ruskin. — **Georg Müller,** Arbeiterbildung. — Soziale Streiflichter. — **Otto Gerok,** Sie müssen. Ein offenes Wort an die christliche Gesellschaft. Von H. Kutter. — Bücherschau.

Nr. 11/12 (Dezember 1904): **Marie Martin,** Barmherzigkeit und Egoismus. — **Adolf Harnack,** Der Evangelisch-soziale Kongreß und die Frauen. — **Otto Gerok,** Sie müssen. Ein offenes Wort an die christliche Gesellschaft. Von H. Kutter (Schluß). — Sächsische Evangelisch-soziale Vereinigung: **Georg Liebster,** Die öffentlichen religiösen Diskussionen in Leipzig. — Crimmitschau, Tatsächliches. Zusammengestellt von **W. Schneemelcher.** 4. Der Brief des Pfarrers Schink und seine Folgen. 5. Die ökonomische Durchführbarkeit des Zehnstundentages. 6. Lohnverhältnisse und Lebenshaltung. 7. Entstehung des Streiks. 8. Kampfesstimmen und Terrorismus. 9. Aussprache des Textilarbeiterverbandes über den Streik. 10. Schlußwort. — Kongreßnachrichten.

Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35

Die Freunde der „Chr. Welt" wollen es mir gestatten, für etwaigen Bedarf an Moselwein unsere

Kellerei Wolfer Waisenheim
Wolf a. d. Mosel

in freundliche Erinnerung zu bringen. Dieselbe ist aufrichtig bet müht, allen berechtigten Ansprüchen gerecht zu werden; sie arbeite auf streng geschäftlicher Grundlage und scheut keine Konkurrenz. Wer bei uns bezieht, dient sich selbst am besten, wendet nur den üblichen Händlergewinn einer gemeinnützigen Sache zu.

Bestellungen von Preislisten oder Probekisten **nur** an obige Firma. — Es bittet um der Kinder willen

Wolf a. d. Mosel, Station: Traben-Trarbach
Superintendent **Berenbruch**

Venedig Damenhospiz. **Campo S. Angelo.** Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Flügel, Pianos, Harmoniums
Nordisches Musikhaus
in **Flensburg** ist auf Anregung mehrerer Pastoren mit der Tendenz gegründet, insonderheit Geistlichen, Beamten, Lehrern, Diakonen und christlichen Vereinen erstklassige Fabrikate zu kleinstmöglichem Preise zu verschaffen. Jeder überzeuge sich durch illustrierten Katalog (gratis).
Inhaber **H. Simonsen,** Pastor a. D.

Zeitungs-Nachrichten
in Original-Ausschnitten
über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das
Nachrichten-Bureau
Adolf Schustermann
BERLIN O. 27
Illust. Broschüre, Referenzen etc. gratis und franko

Ganz umsonst und portofrei
kann sich Jeder von uns für entsprechenden Wert Waren erwerben.

Man verlange neuesten Prachtkatalog mit 2500 Abbildungen nebst näherer Angabe ebenfalls gratis und franko (ohne Kaufzwang).
Derselbe enthält grosse Auswahl in Rasirmessern, Rasirutensilien, Haarmaschinen, Taschen-, Tafelmessern und Gabeln, Damen-, Haar- und Schneiderscheeren, Reben- oder Gartenscheeren, Sensen, Gärtnermessern, Brod-, Schlacht-, Gemüse-, Hack- und Wiegemessern, Uhren, Uhr- und Halsketten, Broschen, Ringen, Portemonnaies, Pfeifen, Spazierstöcken, Fernrohren, Feldstechern, Schuss- und Stichwaffen, Musik-Instrumenten und sonstigen Schmuck- und Haushaltungsartikeln etc. etc. Gleichzeitig offerieren wir, damit sich Jeder von der Güte und Qualität unserer Waren überzeugen kann, franco **Rasirmesser No. 30** aus magnetisiertem Silberstahl, fein hohlgeschliffen, fertig zum Gebrauch, mit feinem schwarzen Heft und Etuis für **nur Mk. 1.75 30 Tage zur Probe mit 5 Jahren Garantie.** — Besteller verpflichtet sich, den Betrag einzusenden oder das Messer zu retournieren.
Mehr wie ein Stück nur gegen Nachnahme. Bitten genau auf unsere Firma zu achten.
Gebrüder Bell, Gräfrath 245 **bei Solingen,** Ältestes Fabrikversandhaus am Platze, gegründet 1876.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 3 Marburg i. H., den 19. Januar **1905**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Zwei Psalmen — Fromme Bedenken zu dem Bescheide des Brandenburger Konsistoriums gegen Pfarrer D. Fischer — Der Bruch zwischen Frankreich und dem Vatikan. 3. Die Projekte für die Trennung von Kirche und Staat — Herrnhut (Meyer, Schleiermacher; Grane, Unabhängiges Christentum) — Wohlfahrtspflege 1 — Aus der Vereinigten Freikirche von Schottland. Briefe einer Pfarrfrau — Verschiedenes: Religion oder Reich Gottes (Lhotzky); Die Grundlagen der Kirche (Gallwitz); Kleine Mitteilungen — Anzeigen — Hierzu ein Beiblatt mit einer Erklärung

Zwei Psalmen

An die Flüsse Babels, dahin hatten wir uns gesetzt
Und dann geweint, indem wir Zions gedachten.
Unsere Harfen hängten wir auf an die Weiden mitten im Fluß,
Als unsere Häscher Liederworte von uns verlangten,
Und die, welche uns weggeschleppt, Freude.
„Singet uns ein Lied von Zion!"
Wie könnten wir Jahves Lied singen auf fremder Erde!
Wenn ich dein vergesse, Jerusalem, möge meine Rechte ihren Dienst vergessen;
Meine Zunge möge an meinem Gaumen kleben,
Wenn ich deiner nicht gedenke,
Wenn ich nicht Jerusalem über das Haupt meiner Freude erhebe.

Gedenke, Jahve, den Söhnen Edom den Tag Jerusalems,
Da sie sprachen: „Decket auf, decket auf bis auf ihren Grund!"
Tochter Babels, wenn du einmal wirst überwältigt sein,
Wohl dem, der dir vergilt, wie du uns vergolten!
Wohl dem, der deine Säuglinge packt und sie am Stein zerschmettert!

Psalm 137 und der ihm nahe verwandte Psalm 126 sind von Dichtern verfaßt, in deren Herz noch das volle Weh über den Untergang ihrer heißgeliebten Stadt Jerusalem nachzittert. Man muß wenig Gefühl für den Pulsschlag des Lebens haben, wenn man diese Lieder, wie einige Gelehrte getan, als Stilübung eines Rabbiners aus späteren Jahrhunderten betrachtet.

Zahlreiche breite Kanäle durchzogen einst das Weichbild der großen Stadt Babel. Um die Einförmigkeit des Landschaftsbildes zu mildern, ragten da und dort Inseln und Halbinseln mit Pappeln, Tamarisken und Weiden, oft auch nur mit hohem Schilf bestanden, über die dunkeln Wasser empor. Nach des Tags harter Frohnarbeit suchte eine Schar verbannter Juden eine der schattigen Inseln auf, in der Absicht ihren Gefühlen in ernsten wehmutvollen Gesängen freien Lauf zu lassen, etwa so wie einst die verfolgten Huguenotten im Westen der Gironde ihre gedämpften Melodien über der Flut des Ozeans erklingen ließen.

Doch als die armen Sänger unter die Weiden sich setzen wollten, deren lange Schatten im Spiegel des ruhigen Wassers sich abmalten, erschienen ihre Dränger, wahrscheinlich Soldaten, die ihre Aufseher waren, und forderten sie auf, Zionslieder zu singen. Das waren aber hohe herrliche Freudenlieder. Wie könnten die Unglücklichen solche Lieder singen im fremden Land? Als Antwort auf die Aufforderung der Heiden hängten sie ihre Harfen an den Weiden auf und gaben sich stumm und still ihrem Schmerze hin. Mit all ihren Gefühlen und Gedanken klammerten sich sie an die alte Heimat, an ihre einstige so wehevoll zertrümmerte Größe. Eher könnte die rechte Hand ihres Dienstes vergessen und der Mund vor Durst sprachlos werden, als daß die armen Verbannten Jerusalems vergessen und nicht die Freude an der herrlichen Stadt hoch über alle andere Freude setzen.

Welch grimmige Schadenfreude hatten Judas Nachbarn, die Söhne Edoms, am Tage des Falles vor Jerusalem gezeigt! „Decket die Häuser auf bis auf den Grund; denn dort sind Schätze verborgen", so riefen sie den in die Gassen einbrechenden Soldaten Nebukadnezars zu. Viel hatte einst Edom von Juda gelitten; darum jubilierte es über sein grausames Geschick. In diesen Jubel mischte sich der Hohn über den schwachen Gott auf Zion, der sein einziges Heiligtum auf Erden nicht zu schützen vermocht hatte. Diesen Hohn möge der Gott Israels, der doch der Allmächtige ist, zu seiner Zeit rächen. Aber möge auch für Babel die Stunde der göttlichen Vergeltung schlagen. Wohl hatte einst der König von Babel den Treubruch der jüdischen Könige zu bestrafen; aber er tat es zu furchtbar, zu entsetzlich. Daher wünscht der Dichter den Tag herbei, wo die turmhohen Mauern die Weltstadt am „großen Flusse" nicht mehr schützen, wo die Feinde sengend und mordend durch die Straßen stürmen werden. Welch eine Freude für den Dichter! Er ruft den erbarmungslosen Siegern zu: „Heil euch, die ihr die zarten Kindlein Babels bei den Füßen packt und ihre Köpfer an den Ecken der Gassen zerschmettert." So endet des Dichters brennendes Heimweh in glutheißem Rachegefühl.

* * *

Wenn Jahve die Wegführung Zions wenden wird,
Werden wir sein wie Träumende.
Dann wird sich füllen mit Lachen unser Mund,
Und unsere Zunge mit Jauchzen.
Dann werden sie unter den Heiden sprechen:
„Jahve hat sich groß gezeigt durch das Tun an diesen."
Groß wird sich Jahve zeigen durch das Tun an uns.
Wir werden fröhlich sein.

Wende, Jahve, unsere Wegführung
Wie die Bäche im Mittagland.

Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten.
Es geht Einer und geht und weint,
Indem er den Samen zu Streifen ausschwingt.
Er kommt und kommt mit Jauchzen
Hochhebend seine Garben.

Einen milderen Geist als der 137. Psalm atmet dieser Psalm 126, obgleich auch dessen Dichter zu den Söhnen Zions gehörte, die paarweise, die Hände auf den Rücken gebunden, die lange Schmerzensstraße von Jerusalem nach Babel

hatten durchwandern müssen. Er denkt daran, wie die Frühlingsbäche im Süden seiner Heimat, in der Gegend von Beerseba, zwar in Sommer verschwinden, aber nach Monaten wiederkehren. Im Hochsommer übt dort der Tod seine unbestrittene Herrschaft aus. Keine Blume blüht, kein Grashalm grünt, und das Schweigen des Grabes lagert über der öden Landschaft. Doch Geduld, von Westen her ziehen Wolken auf, und in Strömen fällt der Regen auf die lechzende Erde. Welch eine Umwandlung in wenigen Tagen: die Steppe ist mit einem Teppich von Millionen der schönsten Blumen geschmückt, tauschwer leuchtet das saftige Gras im Lichte der Morgensonne, und der Hirte in Abrahams Heimat vernimmt die süße Melodie eines rauschenden Baches. Ein Wunder ists in den Augen des frommen Israeliten, ein Zeugnis von der Allmacht Jahves.

Dem sonnenverbrannten Mittagland gleicht Judas verbanntes Volk. Aber der Allmächtige, der die Bäche im Mittagland wiederbringt, der kann auch Zions Söhne und Töchter wiederbringen und die zu neuem Leben wecken, die in den Staub des Todes gebettet schienen. Auch ein Volk kann durch Gottes Gnade einen neuen wunderschönen Frühling erleben, wo alles Leid in Freude verklingt, wo alle Schmerzenstöne in Jubel und alles Weinen in Lachen sich wandelt. Ja dann, dann werden wir sein wie Träumende. Es wird uns beinahe unfaßbar vorkommen, daß solch ein Frühling Wirklichkeit sei und kein Traumgebilde. Dann wird Jahves Größe auch den Heiden offenbar sein, während sie jetzt, da sein Volk in Schmach und Armut darniederliegt, seiner spotten. O, wie werden wir dann fröhlich sein!

Und noch ein anderes Bild aus der alten Heimat zieht an der Seele des Dichters vorüber. Es ist Spätherbst, der erste Frühregen hat den Boden durchweicht, das Pflügen ermöglicht. Nun streut der Landmann den Samen aus und zwar so, daß er in hohem Bogen die Körner auswirft und auf diese Weise mit kundiger Hand Samenstreifen um Samenstreifen auf dem Acker zieht.*) „Dem dunkeln Schoß der heiligen Erde vertraut der Sämann seine Saat." Aus dem Schoß der Mutter Erde war das Korn hervorgegangen, nun kehrt es als Samenkorn wieder zu ihm zurück. Alles Leben geht wieder ein zur Mutter Erde, an deren Herzen ihre Kinder den ewigen Schlaf schlafen. Darum legte man in ältester Zeit auch in der Heimat stets die Gestorbenen in der Lage, die das Kind im Schoße der Mutter einnimmt, ins Grab. Alles Leben muß sterben, auch unsere Liebsten müssen von uns scheiden, das empfindet der israelitische Landmann, dem ein tiefes und sonniges Naturgefühl eigen ist, mit stiller Trauer, und Tränen füllen seine Augen. Aber so viel Wehmut die Aussaat erregt, so viel Freude die Ernte. Jauchzend trägt der Schnitter Garbe um Garbe („er kommt und kommt") mit erhobenen Armen auf die Tenne mitten im Feld.

Nicht umsonst müssen Zions Kinder leiden. Jauchzend werden sie einst die Frucht all ihres Elends heimtragen. Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten.

So sangen Verbannte, deren Mund an den Wassern Babels nicht stumm geworden, und in ihrem Gesange mischte sich mit der Wehmut freudige Hoffnung. Es löste sich der dumpfe Schmerz der Seele, die Augen hatten wieder Tränen. Die frommen Herzen fühlten wieder den erfrischenden Hauch einer unzerstörbaren Lebensgemeinschaft mit Gott.

In der Richtung von Jerusalem verschwand die Sonne hinter dem letzten Horizont der weiten babylonischen Ebene, begleitet von der Sehnsucht der armen Sänger. Die Nacht bricht herein. Der Purpur des Abendhimmels verglüht. Aber einst wird die Morgensonne mit all ihrer Pracht über die neugebaute heilige Stadt aufsteigen. Dann werden die Sänger sein wie Träumende. Ihr Mund wird sich füllen mit Lachen und ihre Zunge mit Jauchzen. Konrad Furrer

*) Er wirft also, wie die antiken Abbildungen zeigen, den Samen anders aus als der Landmann bei uns, der in einer Zickzacklinie den Samen ausstreut.

Fromme Bedenken zu dem Bescheide des Brandenburger Konsistoriums gegen Pfarrer D. Fischer

Fromme Bedenken, ich hätte auch sagen können: religiöse Bedenken, möchte ich aussprechen, die der Bescheid des Brandenburger Konsistoriums in Sachen des Pfarrers Fischer in mir geweckt hat. Das Kirchenpolitische und das Moralische möchte ich bei Seite lassen, in letzterer Hinsicht nur mein schmerzliches Bedauern bekennen, daß das Konsistorium keinen anderen Ton für seine Zurechtweisung eines älteren Mannes und allgemein geachteten Pfarrers gefunden hat. Was sollen die Leute davon denken, daß eine Kirchenbehörde so mit ihren Pfarrern redet! Welche Schlüsse müssen sie daraus ziehn! Die Achtung des Pfarrerstandes durch die kirchlichen Behörden gehört mit zu der Selbstachtung, die die Kirche sich schuldig ist. Wenn insbesondere die theologische Bildung Fischers beanstandet ist — war das Richterkollegium für diese Zensur kompetent? und was sagt die Königsberger Fakultät dazu, die den so Zensierten soeben erst zum Doktor der Theologie erkoren hat? Wenn aber sein pfarramtliches Wirken beanstandet wurde — die behördliche Kompetenz ist hier nicht in Frage —: hat denn das Brandenburgische Konsistorium keine Kenntnis gehabt von dem glänzenden Zeugnis, das einst das Breslauer Konsistorium ihm über seine kirchliche Arbeit in seinen schlesischen Gemeinden ausstellte? (1894 in der Kreuzzeitung abgedruckt.) Kurz, wenn das Konsistorium schon diese Entscheidung treffen mußte, weshalb vermied es nicht solch kompromittierenden Ton?*)

Aber das ist eine nebensächliche, wenn auch noch so bedauernswerte Aeußerlichkeit. Nehmen wir an, die Form des konsistorialen Bescheides wäre die gütigste und zarteste gewesen, die sich denken läßt, und der Inhalt, die Sache wäre dieselbe. So erst kommt der religiöse Notstand rein zu Tage, der mich bewegt und, wie ich sicher bin, alle unsre Freunde und Leser mit mir.

Das Konsistorium spricht dem Pfarrer Fischer die Würdigkeit ab, sein Amt in der Landeskirche zu führen, und legt ihm nahe, freiwillig darauf zu verzichten, wenn eine Sinnesänderung ihm nicht möglich sei. Dergleichen Zumutungen sind wir gewohnt in den Blättern bestimmter kirchlicher Parteien zu lesen, ganz allgemein an die Theologen bestimmter Richtungen adressiert, auch der unsrigen. Das Konsistorium ist wenig darauf bedacht gewesen, den Fall Fischer zu isolieren, und sofern es das doch tun mußte, fühlen gleichwohl ungezählte evangelische Theologen in Brandenburg und Preußen sich mit betroffen. Wie ist nun, wenn ich im Namen dieser aller reden darf, unsre Lage?

Ich rede nicht von der kirchenrechtlichen. Ob das Kirchen-Recht einfach auf Seite unsrer kirchlich Konservativen steht oder auch uns Freiheit zum Atmen und Wirken in der Landeskirche gönnt, mögen Andre ausmachen.**) Ich nehme an, unsre Lage wäre juridisch bemessen so ungünstig als möglich, und halte mich an rein religiöse Erwägungen.

Da muß ich zuerst sagen: unsre Gegner (so will ich kurz und ohne allen Haß die Gesinnungsgenossen des Brandenburger Konsistoriums nennen) *ahnen nicht die Fülle von Frömmigkeit, die auf unsrer Seite da ist.* Das mag hochmütig klingen, aber Honny soit qui mal y pense. Die Zeiten sind zu ernst für falsche Bescheidenheit. Zum Beweise ihrer geringen Meinung von unsrem Christentum pflegen die Gegner auf schlechten Kirchenbesuch bei freier gesinnten Geistlichen und auf die Unterbilanz an Liebeswerken auf Seiten des freieren Protestantismus hinzuweisen. Es ließe sich die tatsächliche

*) Der Bescheid wird voraussichtlich durch die ganze Presse gegangen sein, wenn diese Zeilen in den Händen der Leser sind. Die Chronik der Christlichen Welt wird ihn aufheben in Nr. 3 und die weiteren Aktenstücke zum ganzen Fall in Nr. 4 sammeln. Den Bescheid hier abzudrucken hat keinen Zweck, da die folgenden Ausführungen meines Artikels, auf die allein es mir ankommt, mit seinem Wortlaut nichts zu tun haben.

**) Vgl. Nr. 39 des vorigen Jahrgangs: *Bekenntniszwang und Landeskirche.* Von einem Juristen (*Weizsäcker*). Aus Anlaß von *Mulert's* Buch: Die Lehrverpflichtung in der evangelischen Kirche Deutschlands. Tübingen, Mohr 1904.

Richtigkeit dieses zwiefachen Vorhalts bestreiten. Aber nehmen wir ihn einmal hin als richtig, beklagen wir, daß wir da nicht ganz anders mit dem Beweise des Geistes und der Kraft aufwarten können: unsre Gegner sehen offenbar den wahren Grund unsers Mangels nach dieser praktischen Seite hin nicht oder wollen ihn nicht sehen. *Unsere Frömmigkeit verzehrt sich zu einem guten Teil im Kampf um die Wahrheit.* Das ist nichts Geringes, was wir da für uns in Anspruch nehmen. Schwere, quälende, unermeßlich mannigfaltige, wie die Köpfe der lernäischen Schlange sich nur immer vermehrende Probleme beschäftigen ohne Unterlaß unsern ganzen Menschen. Daß wir sie so empfinden, ist unsere Frömmigkeit, daß wir in ihrer Verarbeitung nicht müde und matt werden, ist unser Christentum. Die konservative Theologie hat ihren Beruf in der unermüdlichen Pflege der Tradition. Sie hütet über dem Erbe alten Gutes, daß nichts Wertvolles davon abhanden komme. Eine unentbehrliche Arbeit; aber so Kräfte verzehrend, so viel Frömmigkeit fordernd wie die Arbeit unserer freien Theologie ist sie nicht. Wir sehen jeder Frage, jeder Schwierigkeit rückhaltlos ins Auge — und verzagen nicht und bleiben Christen. Von dem, was uns in solchem Kampfe durch Gottes Hand gegeben wird, profitiert, lebt und gedeiht auch die konservative Theologie. Die Geschichte der Theologie haben nie und nimmer die konservativen Christen gemacht, sondern die freien. Das läßt sich auf protestantischem Boden leicht nachweisen. Darum ist den konservativen Geistern ihr Daseinsrecht und Beruf nicht aberkannt, aber den freien im Protestantismus ein unentreißbares Heimatrecht zuerkannt. Und so sind wir vor Gott und vor der Geschichte, die das Gericht ist, fröhlich und getrost; wir sind auch in unserer Arbeit unserer Frömmigkeit gewiß und werden es mit jedem Kampfe, den wir durchmachen, immer mehr; wir haben unser Charisma, direkt von dem Herrn, der der Geist ist, und damit werden wir wirken, solange es Tag ist. Keine arme Kirchenbehörde wird uns daran hindern.

Dies ist das Eine, das ich sagen mußte. Das Andere ist dies. Kein Wunder, daß sich manche Christen an uns ärgern. Kein Wunder, daß solche auch in hohen Aemtern sitzen. Dann mag der Gedanke sich bei ihnen einstellen, daß sie durch die Macht ihres Arms, so stark wie sie ist, den inneren Gang der Dinge in der Kirche ändern sollen. Es mag ihnen Pflicht scheinen, Gewissenssache werden. Wenn doch diese Männer sich von ihrer Ohnmacht überzeugen wollten! Und wenn sie zugleich sehen wollten, daß sie mit ihrem Eifer Gottes Wege kreuzen! Auch daß sie in dem guten Willen, Staat und Kirche zu stabilieren, deren Wohlfahrt gefährden. — Wie will ich das bewähren? Nun, durch einen doppelten Hinweis. Der Zug zur Religion ist in unserer Zeit wieder mächtiger geworden. Weniger noch im öffentlichen Leben als im persönlichen Menschenverkehr kann man das erfahren. Ganze Schichten fangen an, sich nach Höherem, Geistigerem umzusehen, als der Arbeitszwang und der Lebensgenuß bieten. Nur das Evangelium kann ihnen geben, was sie suchen. Aber *es ist rein undenkbar, daß die altkirchliche, orthodoxe Form der Verkündigung sie gewinnen wird.* Wohl mag der einzelne konservative Pastor auch seine guten Erfahrungen machen — wenn er persönlich ein milder Mann ist. Aber das Charisma, diesen Leuten, die ich meine, Etwas zu sein, ist *uns* gegeben. Unsere Seele ist voll von der Zuversicht, daß Gott die Stunde bestimmt hat, wo wir Viele zu ihm führen dürfen, die ihm fern waren, und daß diese Stunde nicht fern ist. Um Gottes Willen, hindert diese Stunde nicht! Bannt nicht, flucht nicht, wo ihr segnen sollt! Der Ernst der Aufgabe, die unser wartet, hat durch *alle* Richtungen eines freien Protestantismus hin unsere Frömmigkeit vertieft, unser Christentum fester, entschlossener gemacht. In absoluter Offenheit und Wahrhaftigkeit müssen und wollen wir mit den Leuten reden, die zu uns kommen. *Um Gottes Willen, wälzt nicht den Schein auf uns, als dürften wir nicht reden, was wir denken, als dürften wir nicht glauben, was wir glauben.* Um Gottes Willen, versündigt euch nicht so an dem Amt, das Gott uns gegeben hat!

Ein solcher „Fall", übel ausgerichtet, kann uns Jahrzehnte

zurückwerfen. *Wir brauchen eben jetzt Freiheit!* Nicht für uns, für unsere Forschungen, oder für unsere Freigeisterei. Du liebe Zeit, wer will uns die nehmen? Nein, für unsere Frömmigkeit! Für unser christlich positives Wirken! Wir wissen ganz gut, daß formale, rechtliche Freiheit an sich kein Christentum ist und keine Kirche baut. Aber ohne sie kann evangelisches Christentum nicht leben, kann unsere Kirche nicht gedeihn. Nicht um unserer elenden Personen willen, die bald vermodern werden nach ihrem irdischen Teil, nein *um der ewigen Wahrheit willen, damit sie triumphieren könne aus der Kraft ihres eignen Inhalts über die Seelen, — gebt uns frei!* R

Der Bruch zwischen Frankreich und dem Vatikan

3. Was nun? Die Projekte für die Trennung von Kirche und Staat

Das hundertjährige Band zwischen Kirche und Staat in Frankreich ist zerrissen. Was nun? Den Gedanken, durch ein neues Konkordat eine neue, feste Grundlage für die kirchenpolitischen Beziehungen mit dem Vatikan zu schaffen, weist man in Paris weit von sich. Schließlich wird man sich, wenn auch nach langen Irrungen und Wirrungen, doch dazu verständigen müssen. Denn eine definitive Lösung des Konfliktes zwischen dem modernen Staat und der Kirche des Vatikanums ist so unmöglich als die Quadratur des Zirkels. So kann es sich nur darum handeln, einen Kompromiß zu finden, bei dem sich beide Teile beruhigen können, ohne ihren Prinzipien allzu untreu zu werden. Das wird für die kommenden Jahre das politische Meisterstück sein, des Schweißes aller französischen und päpstlichen Diplomaten wert. Für den Augenblick ist man in Rom und in Paris viel zu gereizt, um sich diesen Sachverhalt zu gestehen. Die Kurie scheint den Ereignissen in Frankreich vorerst freien Lauf lassen zu wollen. Noch in den letzten Novembertagen soll der Papst eine aus französischen Bischöfen unter dem Vorsitz der Kardinäle von Paris und Rheims bestehende Kommission eingesetzt haben, die den Maßnahmen der Kammer und der Regierung ihre Aufmerksamkeit zu schenken habe. Im Uebrigen begnügt sich Pius X. bis jetzt mit Protesten und Klagen gegen das Kabinet Combes. Eine Zeit lang hat man Combes in vatikanischen Kreisen die Dummheit zugetraut, die unbelehrbare Schwärmer in Frankreich ihm zumuteten: die Gründung einer schismatischen französischen Nationalkirche. Gewiß hat es nicht erst des Umfalls der beiden Bischöfe von Dijon und Laval bedurft, um Combes von solchen Utopien abzuschrecken. Zudem ist er Realpolitiker genug, um seine eigenen Ideen nötigenfalls der Stimmung anzupassen, die ihm in der Kammermehrheit und in der dem Bloc ergebenen Presse entgegen tritt. Diese Stimmung ist aber mit seltener Einmütigkeit für die Séparation, für die Trennung von Kirche und Staat. Nicht erst seit dem letzten schweren Konflikt mit der Kurie. Seit 1881 kehrt die Forderung der Trennung von Kirche und Staat im Programm der radikalen Parteien regelmäßig wieder und hat eine Reihe ausgearbeiteter Projekte hervorgerufen, von denen das des früheren Arbeitsministers Yves Guyot aus dem Jahr 1886 das interessanteste ist. Er will die Trennung fakultativ machen und zwar auf dem Boden der Einzelgemeinde. Die Summen des Kultusbudgets sollen unter die Gemeinden verteilt werden. Ihnen steht es frei, dieses Geld zu kirchlichen oder profanen Zwecken zu verwenden. Ebenso steht es ihnen völlig frei, nach welchem Bekenntnis sie ihre religiösen Bedürfnisse befriedigen wollen. Guyot hoffte, daß auf diesem Weg Frankreich dekatholisiert und dem Protestantismus zugeführt werde. Leider hat er vergessen, mit gutem Beispiel voranzugehen. Zunächst hatten alle diese Projekte wie das alljährlich wiederkehrende Schauspiel, daß die Forderung für die Gesandtschaft beim Vatikan in der Kommission gestrichen und im Plenum wiederhergestellt wurde, nur demonstrativen Wert. Aber seit den Kammerdebatten über das Vereinsgesetz vom 1. Juli 1901 scheint die Trennung mit Riesenschritten ihrer Verwirklichung entgegenzugehen.

Schon am 11. Juni 1901 hatte Boissy d'Anglas einen Entwurf für die Trennung dem Senat vorgelegt. Vom Juni 1902 an wurden binnen Jahresfrist nicht weniger als sieben Projekte von Mitgliedern der Deputiertenkammer eingereicht.*)

Am 7. April 1903 erhielt die Kammer Kenntnis von dem Projekt, das die Grundlage für die späteren Kommissionsbesprechungen abgegeben hat und in seinen Grundzügen für die künftige Regelung der Verhältnisse wohl maßgebend bleiben wird. Es ist das Projekt des sozialistischen Abgeordneten von Lyon, Francis de Pressensé, unterzeichnet von 56 Mitgliedern der sozialistischen Gruppe, darunter von Jaurès, Millerand, Buisson, dem Präsidenten, und Briand, dem Berichterstatter der Kommission. In den Motiven zu seinem Entwurf gibt Pressensé der Ueberzeugung Ausdruck, daß ein gutes Gesetz über die Kultuspolizei die unerläßliche Bedingung für die Trennung sei und daß sein Entwurf alle im Interesse der Ordnung und des öffentlichen Friedens nötigen Garantien gewähre. Die Ruhe des Staates und die Souveränetät der bürgerlichen Gesellschaft soll gegen alle Umtriebe der klerikalen Demagogie sichergestellt werden, ohne daß den Rechten des Gewissens Eintrag geschehe.

Es ist hier nicht der Ort, den mit großer Sorgfalt ausgearbeiteten Entwurf — er hat 103 Artikel — im Einzelnen zu besprechen. Er liefert uns den Beweis, daß die einflußreichsten politischen Freunde Combes' unter Trennung von Kirche und Staat nichts Anderes verstehen als Knebelung der Kirche durch den Staat mittelst harter Polizeigesetze. Das soll an einigen Bestimmungen des Entwurfs kurz aufgezeigt werden.

Pressensé begnügt sich nicht damit, auf die künftigen religiösen Vereine die Paragraphen des allgemeinen Vereinsrechtes anzuwenden. Er stellt sie außerhalb des gemeinen Rechts. Nach dem gemeinen Recht kann jeder vorschriftsmäßig gegründete Verein von der Gemeinde, dem Departement und dem Staat unterstützt werden. Die Kultvereine sollen aber Nichts empfangen können (Art. 28). Nach dem gemeinen Recht können gesetzmäßig erworbene Güter nur expropriiert werden, wenn es ein höheres allgemeines Interesse verlangt und nur gegen eine im voraus bestimmte Entschädigung. Die Kirchengemeinden werden aber ohne Entschädigung expropriiert. Ihre Güter gehen nach Art. 20 bis an den Staat oder an die Gemeinde zurück, d. h. sie werden konfisziert, wenn Staat oder Gemeinde irgend einen Beitrag dazu geleistet haben. Den künftigen Kultvereinen sollen sie nur zufallen, wenn sie nachweislich allein aus freien Spenden der Gläubigen stammen. Nach dem gemeinen Recht kann ein Eigentümer seine Immobilien vermieten, ohne über die Höhe des Mietpreises irgend Jemand Rechenschaft schuldig zu sein: wenn aber künftig der Staat oder eine Gemeinde eine Kirche oder ein Pfarrhaus an einen Kultverein vermietet, kann jeder Steuerzahler gegen den Mietpreis, wenn er ihm zu nieder vorkommt, Einspruch erheben (Art. 22). Bisher konnten die Kirchengebäude außer zum eigentlichen Gottesdienst zu andern religiösen Festen (von Jünglingsvereinen usw.) oder zu Vorträgen aus dem Gebiet der Kirchengeschichte, der Inneren Mission usw. benutzt werden: künftig soll darauf eine Strafe von 500 bis 5000 Franken oder Gefängnis von einem Monat bis zu einem Jahr und sofortige Kündigung des Mietvertrags gesetzt sein (Art. 40)! Dagegen sollen die Kultvereine gezwungen werden, die Kirchengebäude an bestimmten Tagen oder am Sonntag außer zum Gottesdienst auch zu bürgerlichen oder örtlichen Festen zur Verfügung zu stellen (Art. 28). Der Feier des Gottesdienstes wird jeder besondere Schutz versagt. Dagegen bestraft Art. 41 mit 500 bis 5000 Franken und Gefängnis von zwei Monaten bis zu einem Jahr und sofortiger Kündigung der Miete Jeden, der sich dem Eintritt friedlicher Personen in das gottesdienstliche Lokal widersetzt! Wer religiöse Zeremonien stört, wird nur wegen Uebertretung des Vereinsrechts belangt (Art. 47). Nach dem Vereinsrecht vom 1. Juli 1901 müssen die Vereine nur die Namen ihrer Vorstände und Verwalter bekannt geben: die künftigen Kultvereine sollen eine Liste mit Angabe des Namens, Berufs und Wohnsitzes jedes einzelnen ihrer Mitglieder, und wären es Tausende, vorlegen (Art. 27)! Weltliche Vereine können über die Beiträge ihrer Mitglieder frei verfügen: die Kultvereine sollen wie die Theater ein Zehntel ihrer Einnahmen an die öffentliche Armenpflege abtreten und jedes Jahr einen genauen Rechenschaftsbericht über Einnahmen und Ausgaben auf dem Rathaus und Amtsgericht einreichen. Jeder weltliche Verein kann so viel Immobilien erwerben, als er zur Erfüllung seines Zwecks für nötig achtet: von den Kultvereinen soll jeder nur eine Kirche und ein Pfarrhaus besitzen können. Alle Gotteshäuser in Filialgemeinden würden geschlossen werden. In Paris hätten siebzehn protestantische Tempel das gleiche Schicksal; ganz zu schweigen von den verheerenden Folgen dieser Bestimmung für die katholische Kirche (Art. 29). Während weltliche Vereine frei verfügen können über die Höhe der Tarife, die sie für gewisse Leistungen ansetzen, sollen die Kultvereine ihre Tarife öffentlich bekannt machen. Diese Tarife dürfen den zur Zeit der Trennung üblichen Betrag nie übersteigen (Art. 30). Besonders hart sind noch die Bestimmungen über das künftige Schicksal der Kirchendiener. Während andere Beamte eine im Verhältnis zu ihrem Gehalt stehende Pension bekommen, sollen die Pfarrer eine Rente von 600 Franken erhalten, aber nur, wenn sie älter als 45 Jahre sind oder mehr als zwanzig Jahre Dienstzeit haben, kein für ihren Unterhalt genügendes Einkommen besitzen, keine andere Staatsunterstützung genießen und innerhalb einer Frist von sechs Monaten nach der Ernennung darum bitten (Art. 91. 93. 96. 97). Andere Beamte treten wieder in das aktive und passive Wahlrecht ein, sobald sie aus ihrem Amte scheiden: wer zehn Jahre lang im Kirchendienst gestanden ist, kann nie mehr weder in den Senat, noch in die Kammer, noch in den Generalrat, noch in den Gemeinderat gewählt werden (Art. 70 bis)! Die beiden Staatsfakultäten für protestantische Theologie in Paris und Montauban (katholische gibt es nicht) — würden einfach aufgehoben, ihr Vermögen dem Staat zufallen, ihre Professoren bekämen 600 Franken Lebensrente unter denselben Bedingungen wie die Pfarrer.

Francis de Pressensé hat sich gewundert, daß außer seinen sozialistischen Parteigenossen Niemand den liberalen Charakter dieses Entwurfes, den Gabriel Monod kurz und treffend als un peu cosaque bezeichnete, hat entdecken können. Für die französischen Protestanten aber ist es ein bitterer Schmerz, daß ein solches Attentat auf die religiöse Freiheit von dem Sohne des Mannes hat versucht werden können, der für die Trennung von Kirche und Staat in liberalem Geiste an hervorragender Stelle sein Leben lang gekämpft hat: personne ne retarde plus — schrieb Edmond de Pressensé*) im November 1889 in der Vorrede zur dritten Auflage seines Werkes l'Eglise et la Révolution française — le triomphe de la Séparation que ce nouveau défenseur qui en ferait . . . une détestable oppression, en la transformant en une vraie machine de guerre contre les Eglises auxquelles il refuserait les libertés legitimes.

Noch unverhüllter als in dem Entwurf Francis de Pressensés tritt der Jakobinismus in zwei anderen Projekten zu Tage, die ebenfalls aus dem sozialistischen Lager kommen. Während Pressensé wenigstens diejenigen kirchlichen Gebäude und Kapitalien den künftigen Kultvereinen überläßt, die ausschließlich aus Mitteln der Kirchengenossen stammen, verlangt das Projekt Dejeante (mit 13 Unterschriften) die Konfiskation aller Kirchengüter, die zusammen mit den Einkünften des Kultusbudgets zur Gründung einer Alters- und Invaliditätsversicherung verwendet werden sollen. Das Projekt des Sozialisten Hubbard gesteht den Schenkern und deren Erben sechs Monate lang das Recht zu, die Rückzahlung ihrer Stiftungen, wenn diese aus den letzten 30 Jahren stammen, zu verlangen. Alles Uebrige wird als Gemeinde- oder Staatseigentum einem conseil communal d'éducation sociale unterstellt, der die einstigen

*) Den Wortlaut und eine eingehende Beurteilung aller Projekte bietet Armand Lods in der Revue de Droit et de Iurisprudence des Eglises protestantes, August—September 1903.

*) S. meinen Artikel Edmond de Pressensé in Herzog-Hauck, Realenzyklopädie, 3. Auflage, Band 16.

Kirchengebäude auf höchstens fünf Jahre an Kultvereine vermieten kann. Jedoch bleibt der Gemeinde immer das Recht, die Kirche für ihre fêtes civiles zu benützen!

Weniger radikal sind vier andere Projekte, die den Senator Boissy d'Anglas, den ehemaligen Kultusdirektor Flourens und die beiden Abgeordneten Réveilland und Grosjean zu Urhebern haben. Besonders die beiden Letzteren bemühen sich, die berechtigten Ansprüche des Staates und der Kirche in gleicher Weise zufrieden zu stellen. Sie machen Ernst damit, daß sie die Bestimmungen des Vereinsgesetzes vom 1. Juli 1901 auch auf die Kultvereine anwenden. Die Kirchen können demnach nicht nur deklarierte Vereine, sondern durch Staatsdekret Etablissements d'Utilité publique werden. Sie können zur Deckung der Kultuskosten Opfer und Kollekten einführen und für kirchliche Zeremonien Stolgebühren erheben. Während Pressensé den Zusammenschluß der einzelnen Vereine zu größeren Verbänden untersagt, gestatten Réveilland und Grosjean die Organisation der Kultusvereine und sichern damit den Fortbestand der Diözesen auf katholischer, der Konsistorien und Synoden auf protestantischer Seite. Um das Anwachsen der Güter der „toten Hand" zu verhindern, legt Réveilland das Gesamteinkommen aus den den Kultvereinen gehörigen Werten auf den Durchschnitt der Ausgaben der letzten fünf Rechnungsjahre fest. Es mag Réveilland, dem Konvertiten und eifrigen Vorkämpfer der Evangelisation in Frankreich, schwer angekommen sein, eine derartige Bestimmung in seinen Entwurf aufzunehmen. Denn er paralysiert dadurch auch die Arbeit der protestantischen Propaganda: dürfen die Einnahmen der Kirchen nicht größer werden, dann dürfen auch ihre Bedürfnisse nicht wachsen. Außerdem wird durch diese Klausel dem Staat ein Prüfungsrecht über die Rechnungen der Kultvereine zugestanden, dem die weltlichen Vereine nicht unterworfen sind. Aber die Furcht vor der „toten Hand" läßt auch diese wenig liberale Bestimmung begreiflich erscheinen. Dagegen will Grosjean (meines Wissens ebenfalls Protestant) eine gesetzliche Begrenzung der Einnahmen der Kultvereine nicht zulassen. Einig sind beide Abgeordnete in der Forderung völlig freier Ausübung des Kultus. Den künftigen Kultvereinen sollen alle bisher den Kirchen gehörigen beweglichen und unbeweglichen Güter zufallen; nach Grosjean ganz unentgeltlich, nach Réveilland kraft eines Mietvertrags: der jährliche Mietzins soll aber nur einen Franken für das Kirchengebäude betragen. Das Schließen der Kirchen soll nicht von der Willkür des Staates oder der Gemeinden abhängen. Um neue gottesdienstliche Räume zu eröffnen, soll eine einfache Erklärung an die Ortsbehörden genügen. Das Recht des Staates wird gewahrt durch Androhung strenger Strafen im Falle des Mißbrauchs der Kanzel zu Angriffen auf die Regierung oder zur Aufreizung gegen die bestehenden Gesetze. Den Bischöfen, Pfarrern usw. soll nicht eine lächerliche Pension, sondern eine anständige Besoldung auf Lebenszeit gewährt werden. Grosjean hofft, daß sein Entwurf die Grundlage für ein neues Konkordat abgeben könnte.

Am 17. Juni 1904 wurde von der Deputiertenkammer eine Kommission zur Prüfung der eingelaufenen Projekte gewählt. Von ihren 33 Mitgliedern sind 17 für die Abschaffung des Konkordats, 15 für die Aufrechterhaltung des bisherigen Zustandes, während der Abgeordnete Grosjean verlangt, daß zuerst das ganze Volk durch ein Referendum über seine Wünsche befragt wird, ehe sich die Kammer mit einem Problem von so weittragenden Folgen befasse. Zum Präsidenten der Kommission wurde Ferdinand Buisson (liberaler Protestant), zum Berichterstatter der sozialistische Deputierte Aristide Briand bestellt. Dann faßte die Kommission den prinzipiellen Beschluß, sich für die Abschaffung des Konkordats und die Trennung von Kirche und Staat zu erklären und in die Prüfung der verschiedenen Entwürfe einzutreten. Auf Grund dieser Prüfung hatte der Berichterstatter Briand ein Vorprojekt auszuarbeiten; noch vor den Kammerferien, im Juli, konnte Briand seinen Entwurf der Kommission vorlegen. Er schließt sich nach Anlage und Inhalt eng an das Projekt de Pressensés an. Mit den Abänderungen, die im Oktober von der Kommission daran vorgenommen wurden, wird dieses Projekt Briand die Grundlage

für die kommenden Kammerverhandlungen bilden. Wir geben es deshalb in seinen Grundzügen wieder.

Es zerfällt in 6 Titel mit 40 Artikeln. Die 2 Artikel des Tit. I. sprechen den Grundsatz der Religions- und Gewissensfreiheit aus und erklären die absolute Neutralität des Staates gegenüber allen religiösen Bekenntnissen. Sie lauten:

Art. 1. Die Republik verbürgt die Freiheit des Gewissens. Sie gewährleistet die freie Ausübung aller Kulte unter alleiniger Beschränkung durch die nachfolgenden, im Interesse der öffentlichen Ordnung getroffenen Bestimmungen.

Art. 2. Die Republik schützt, bezahlt oder unterstützt keinen Kult, weder direkt noch indirekt, unter welcher Form oder mit welchem Grunde es immer sei. Sie kennt keinen Kultusdiener und liefert umsonst kein Lokal zur Ausübung eines Kults oder zur Wohnung für dessen Diener.

Unter Tit. II (Art. 3—10) werden dann die Gesetze und Verordnungen aufgezählt, die infolge des neuen Gesetzes außer Kraft treten. Das Konkordat wird abgeschafft (Art. 3). Die Botschaft beim Vatikan wird aufgehoben, die Direktion der Kulte im Ministerium des Innern wird unterdrückt (Art. 4). Vom 1. Januar des Jahres an, das auf den Erlaß des Gesetzes folgt, hören alle öffentlichen Ausgaben für die Ausübung und Unterhaltung der Kulte von Seiten des Staats, des Departements und der Gemeinden auf (Art. 5). Die durch die Aufhebung des Kultusbudgets frei werdenden Summen sollen Verwendung finden zur Herabsetzung der Grundsteuer für solche Liegenschaften, die vom Eigentümer selbst bebaut werden. Doch soll ein Steuernachlaß nur denen zu gut kommen, die nicht mehr als 40 Franken Grundsteuer und aus ihrem beweglichen Vermögen nicht mehr als 25 Franken Staatssteuer bezahlen (Art. 5 bis).*) Vom gleichen Termin an hat die unentgeltliche Benutzung der Kathedralen, Kirchen, Tempel, Synagogen, Seminare, bischöflichen Paläste und Pfarrhäuser, die vom Staat oder den Gemeinden den Religionsdienern zur Verfügung gestellt wurden, aufzuhören (Art. 6). Das bewegliche und unbewegliche Eigentum der Diözesen und Konsistorien wird nach Verlauf von 6 Monaten von diesen Körperschaften an die Kultvereine verteilt, die sich auf Grund des Gesetzes in den betreffenden Bezirken gebildet haben. Von dieser Verteilung erhebt der Staat keine Abgaben. Die Immobilien, die aus einer staatlichen Schenkung stammen, fallen an den Staat zurück (Art. 7). Wohltätige Stiftungen sind den staatlichen Wohltätigkeitsanstalten, Spitälern usw. oder den Etablissements d'utilité publique zuzuweisen (Art. 7 bis). Sämtliche Kultusdiener, Erzbischöfe, Bischöfe, Pfarrer, Kaplane, Pastoren, Rabbiner, Direktoren und Professoren der Seminare, Dekane und Professoren der protestantischen Theologiefakultäten sollen, wenn sie wenigstens 45 Jahre alt sind und 20 Jahre lang ein vom Staat, von einem Departement oder einer Gemeinde besoldetes Amt verwaltet haben, eine Pension auf Lebenszeit erhalten, die sich nach ihren persönlichen Verhältnissen richtet, aber nicht mehr als 1200 Franken betragen darf (Art. 8—10).

Tit. III. (Art. 11—15) handelt vom Eigentum und von der Vermietung der Kultusgebäude. Gebäude, die vor dem Konkordat dem Kultus überwiesen worden sind, bleiben Eigentum des Staats oder der Gemeinden (Art. 11). Gebäude, die nach dem Konkordat errichtet worden sind, bleiben Eigentum der Gemeinden, Vereine oder Privatpersonen, die sie errichtet haben, wenn sie ausschließlich aus nichtstaatlichen Mitteln herstammen (Art. 12). Die dem Staat oder den Gemeinden gehörigen Kultusgebäude sind unveräußerlich und können höchstens zehn Jahre gegen Entgelt an Kultvereine vermietet werden (Art. 13). Der Mietpreis darf nicht mehr als ein Zehntel der Einnahmen des betreffenden Vereins betragen. Alle

*) Diese Bestimmung ist ein schlauer Schachzug. Man sucht dadurch die der Kirche noch ergebene Landbevölkerung für die Trennung zu gewinnen. Ursprünglich war geplant, die 40 Millionen des Kultusbudgets in Form einer Alters- und Invalidenversicherung den Arbeitern zukommen zu lassen. Allein man sah ein, daß von seiten der mit der Kirche meist zerfallenen Arbeiterbevölkerung kein Widerstand gegen die Trennung zu fürchten sei, und spekuliert nun auf die Habsucht des Kleinbauern, dem bei aller Kirchlichkeit sein Geldbeutel doch noch näher steht als der Priester.

Ausgaben für Reparaturen, soweit sie nicht durch Katastrophen, gegen die es keine Versicherung gibt, bedingt sind, haben die Mieter zu tragen. Werden die Gebäude nicht in gutem Stand erhalten, so kann die Miete gekündigt werden (Art. 14).

Tit. IV (Art. 16—20) beschäftigt sich mit dem Kultverein (Association pour l'exercice du culte). Die Kultvereine unterstehen im Allgemeinen dem Vereinsgesetz vom 1. Juli 1901 (Art. 16). Sie können von ihren Mitgliedern Beiträge erheben, Kollekten veranstalten, für den Gebrauch der Kultusgegenstände usw. einen Tarif aufstellen (Art. 17). Unterstützung vom Staat, Departement oder Gemeinden können sie nicht erhalten. Die Vermietung von Kultgebäuden gilt nicht als Unterstützung (Art. 18). Die einzelnen Vereine können sich zu Verbänden mit zentraler Verwaltung zusammenschließen (Art. 19). Das Mobiliarvermögen muß auf Namen lauten. Sein Ertrag darf nicht größer sein als der Durchschnitt der Ausgaben während der letzten fünf Jahre. Sollte zur Deckung unabweisbarer Bedürfnisse der Ertrag des Vermögens erhöht werden müssen, so ist hierzu die Einwilligung des Staatsrats nötig. Das Eigentum der Kultvereine unterliegt denselben Steuern wie alles übrige Eigentum und hat außerdem die Taxe der toten Hand zu bezahlen (Art. 20).

Tit. V (Art. 21—31) ist der Kultuspolizei gewidmet. Die Gottesdienste werden den öffentlichen Versammlungen gleichgestellt und unterstehen im Interesse der öffentlichen Ordnung der Aufsicht der Behörden. Eine einzige Deklaration genügt für die Gesamtheit der permanenten oder periodischen Versammlungen und Zeremonien. Jede Versammlung, die in dieser allgemeinen Erklärung nicht begriffen ist, muß zuvor angezeigt werden, ebenso jeder Wechsel des Lokals (Art. 21). Die Kultusgebäude dürfen nicht zu politischen Versammlungen gebraucht werden. Zuwiderhandelnde werden mit einer Geldbuße von 100 bis 1000 Franken und mit Gefängnis bis zu drei Monaten bestraft (Art. 22). Wer durch Drohungen oder Gewalttätigkeiten Andere zwingen will, zu den Kosten eines Kultus beizusteuern oder an bestimmten religiösen Festen sich zu beteiligen, wird mit Geldbuße bis zu 500 Franken und mit Gefängnis bis zu drei Monaten bestraft. Ebenso wer Jemanden von der Beteiligung an einem Kult oder der Beobachtung eines Ruhetags abhalten will, indem er ihn zwingt, Läden und Werkstätten offen oder geschlossen zu halten (Art. 23). Aehnliche Strafen drohen dem, der religiöse Versammlungen stört oder Kultusgegenstände in der Kirche beschimpft (Art. 24, 25). Jeder Kultusdiener, der in Ausübung seines Amts in öffentlicher Versammlung ein Mitglied der Regierung, der Kammer oder eine öffentliche Behörde sei es durch Vorlesen pastoraler Instruktionen (Hirtenbriefe) oder in seiner eigenen Rede beschimpft, wird mit Geldbuße bis zu 3000 Franken und mit Gefängnis bis zu einem Jahr bestraft. Enthält ein solches Schriftstück oder der Vortrag des Kultusdieners eine direkte Aufreizung zum Widerstand gegen die Gesetze und die öffentlichen Behörden, so ist darauf eine Gefängnisstrafe von einem bis drei Jahren gesetzt (Art. 27). Jedes Vergehen gegen das vorliegende Gesetz kann sofortige Kündigung des Mietvertrags zu Folge haben (Art. 31).

Die letzte Abteilung des Entwurfs, Tit. VI (Art. 32 bis 40) bringt noch einzelne Bestimmungen. Prozessionen bedürfen der Erlaubnis des Bürgermeisters (Art. 32). Die Form des gerichtlichen Eides ist frei; Niemand kann gezwungen werden, auf ein philosophisches oder religiöses Emblem zu schwören, oder seinen Eid in Worte zu kleiden, die der Freiheit seines Gewissens Eintrag tun könnten (Art. 33). Auf öffentlichen Plätzen dürfen keinerlei kirchlichen Embleme angebracht werden. Wo solche sich finden, können sie durch die Behörden entfernt werden, außer wenn ein besondrer historischer oder künstlerischer Wert an ihnen haftet (Art. 34). Die letzten sechs Artikel handeln von den Friedhöfen. Sie gehören den bürgerlichen Gemeinden (Art. 35) und dürfen nicht durch eine religiöse Zeremonie geweiht werden. Religiöse Embleme dürfen nur auf den einzelnen Gräbern angebracht werden (Art. 36). Wer religiöse Embleme auf Privatgräbern zerstört oder wegnimmt, wird wegen Gräberschändung bestraft (Art. 38). Selbstmördern oder Nichtgetauften oder Bekennern einer andern Konfession besondere Plätze auf den Friedhöfen anzuweisen, wird streng untersagt (Art. 39.)

Dies die Grundgedanken des Kommissionsentwurfs. Was sagt die Regierung dazu? Eugen Lachenmann

Herrnhut

Am 24. Mai v. J. hat das theologische Seminar der Brüdergemeinde sein 150jähriges Stiftungsfest gefeiert. Es ist von Barby nach Niesky, von da nach Gnadenfeld verlegt worden, um, fern von der wissenschaftlichen Arbeit der protestantischen Universitäten, ganz der Pflege Herrnhutischer Religion und Theologie zu leben. Aber es hat die Theologie der Gegenwart nun unumwunden in sich aufgenommen. Der Konflikt, der in den letzten Jahren in Folge davon zwischen dem Seminar und den Gemeinden zu entstehen drohte, ist in wahrhaft mustergiltiger Weise gelöst worden. In einer vortrefflichen Festrede sagte der verdiente Leiter der Anstalt, D. Kölbing, er habe die Lösung des Konflikts dem Gewissen seiner Schüler anvertraut. Ich habe diese Rede S. 395 und 396 der „Protestantischen Monatshefte" von d. J. besprochen. Herr D. Kölbing hat mich ersucht, mitzuteilen, daß diese Lösung nicht von ihm stamme, sondern von der konservativen Richtung in den Gemeinden ihm entgegengebracht worden sei. Diese Mitteilung des verehrten Mannes hat mich tief bewegt. Diese Haltung der konservativen Richtung der Herrnhuter Gemeinden ist ebenso musterhaft wie christlich. Man kennt in Herrnhut die Macht der Religion, die in den Herzen lebt. Man weiß, daß sie die Theologen vor Skeptizismus bewahren und daß die geläuterte Wissenschaft die Religion der Gemeinden läutern und vertiefen wird. Hätten wir in unseren Landeskirchen eine solche konservative Richtung, wie gut stünde es dann um uns. Sie ist aber eben nur da möglich, wo es ein wirklich religiöses Gemeindeleben gibt.

Diese überaus glückliche Lösung einer sehr ernsten Krisis im Leben der Brüderkirche erinnert uns aber daran, daß auch sie diese ideale religiöse Freiheit nicht mühelos errungen hat. Wir denken daran, daß der größte Theologe Herrnhuts, daß Schleiermacher 1787 die Freiheit des Geistes nur durch den Austritt aus der Gemeinschaft erwerben konnte, mit der er, „ein Herrnhuter höherer Ordnung", doch in seinem ganzen Leben innig verbunden blieb. Wir sind in der glücklichen Lage das Einst und das Jetzt mit vollkommener Einsicht in die damaligen Verhältnisse vergleichen zu können. Oberlehrer E. R. Meyer in Wohlau hat unter dem Titel „Schleiermachers und E. G. von Brinkmanns Gang durch die Brüdergemeine" (Leipzig, Janſa, VIII u. 288 S. 4, geb. 5 Mk.) eine Schrift erscheinen lassen, die uns ganz in die Verhältnisse versetzt, unter denen Schleiermachers Austritt erfolgte. Er hat mit bewundernswürdigem Fleiß eine unerschöpfliche Fülle von Material gesammelt und es so geschickt verarbeitet, daß man von der Lektüre des anziehenden Buches nicht loskommen kann, bis man am Ende ist. Er stammt aus der Brüdergemeinde und ist, so viel ich weiß, Lehrer an einem preußischen Staatsgymnasium. Auch er hat der Gemeinde die innigste Liebe gewahrt, die manche Abschnitte seiner Schrift zu wahrhaft herzgewinnenden macht. Aber vollkommen offen erkennt er die Befangenheit und die Mängel an, von denen die Gemeinden sich nur langsam befreien konnten. Es war ihm vergönnt, ein sehr reiches handschriftliches Material der Archive zu benutzen. Und es ehrt die Direktion der Brüderkirche, daß sie dem Verfasser rückhaltlos vergönnt hat darzulegen, welche Läuterungen ihres Gemeindelebens notwendig gewesen sind. Sie konnte das tun, weil ihre Kirche ein gutes Gewissen hat, und weil ihre Religion durch jeden Wechsel in ihrer Erscheinung nur immer lauterer zur Darstellung gekommen ist. Für das Verständnis Schleiermachers ist Meyers Buch von ganz unschätzbarem Wert. Wir lernen das Gemeindeleben, das ihn umgab, seine Lehrer, seine Freunde, die Entwicklung seines inneren Lebens auf das Genaueste kennen. Wir lernen vor Allem, wie die Religion

sein Lebenselement geworden und geblieben ist, die Religion, die im „Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit“ ihr Wesen fand. Schleiermacher war im Stande, die Religion den „gebildeten unter ihren Verächtern“ charaktervoll entgegenzusetzen, weil sie ihm in der Gemeinde als eine starke, der Seele unentbehrliche, Macht entgegengetreten war und in Folge davon seine ganze Seele beherrschte. Er wußte, wie sie das Leben einer Gemeinde trotz aller Mängel gestaltet und verklärt. Was ihn zum Bruche führte, das war bekanntlich die vom Protestantismus beibehaltene katholische Idee des stellvertretenden Opfers Jesu. Im Grunde stimmte sie am wenigsten zu der brüderischen Liebesgemeinschaft mit der Person Jesu. Aber auch die Christusliebe selbst, die der Herzschlag der Religion der Gemeinden war, genügte dem weltoffenen Sinne Schleiermachers nicht. Zinzendorfs Losung „mein Heiland mein Schöpfer“ schien ihm des letzten Fundamentes zu entbehren, ohne das die Religion bei aller Christusliebe nicht bestehen kann. Die Erlösung vollzieht sich nach ihm auf dem Grunde der „schlechthinigen Abhängigkeit“ von dem Allmächtigen. Aber auf diesem Grunde gewinnt die Christusliebe ihre volle Bedeutung. Schleiermacher gibt die Religion der Gemeinden nicht auf; er vertieft und befreit sie. Und geblieben ist ihm allezeit die Gewißheit, daß sie nur in der persönlichen Lebens- und Liebesgemeinschaft wahrer Gemeinden erkannt und mächtig werden kann. Noch 1831 sagt er: „namentlich ist mir das schon lange klar, daß in der Gemeinde, wie in der Kirche überhaupt, weit Weniger auf dem Hervortreten Einzelner beruht, als auf der Treue und dem richtigen Verstand am Evangelium in der Masse.“ Eindrücke wie der, den er bei seiner Aufnahme in die Gemeinde empfing, blieben wirksam in seinem ganzen Leben. Meyer berichtet darüber, wie folgt: „Der Kirchenchor grüßte ihn und seine Genossen mit den Zinzendorfschen Versen:

Im Namen des Herrn Jesu Christ,
der seiner Kirche König ist,
nimmt seines Brudervolks Verein
euch jetzt in seine Mitte ein.

Der Liturgus sang weiter:

Er geb euch seinen Friedenskuß
zu seines ganzen Heils Genuß,
der euch ein Siegel seiner Treu
und unserer Gemeinschaft sei.

Die Gemeinde fiel ein:

Wir reichen euch dazu die Hand.
Der Herr, dem euer Herz bekannt,
laß euern Gang in der Gemein
euch Seligkeit, ihm Freude sein.

Nachdem während des letzten Verses der Liturg ihn mit Handschlag (und Kuß?) aufgenommen hatte, erflehte die Gemeinde auf den Knien dem neuen Mitgliede den Segen des Herrn.“

Auch Schleiermacher war überzeugt, daß man nur in Herrnhut wirklich Abendmahl feiern kann. Seine Gymnasialzeit in Niesky, in der er im wesentlichen noch naiv in der brüderischen Religion lebte, ist für sein ganzes Leben entscheidend gewesen. Die Schule war eine Heimat christlicher Freundschaft und Liebe. Schulpedantismus kannte man nicht. Man rechnete auf die gesellige Privatarbeit der Schüler, die zu freier Produktion und dazu führte, daß Arbeit Glück war und alles Unedle dem Kreise fernblieb.

Ich kann Meyers Buch nicht warm genug empfehlen, weil aus ihm, von der Gemeinde, die er beschreibt, unendlich viel zu lernen ist. In Herrnhut ist eben so Vieles, wonach wir streben, bereits Wirklichkeit. Die Konfirmationsfrage z. B. beschäftigt uns viel. Schleiermacher hatte nur zu geloben, „sein Herz willig dem Heiland zu übergeben.“ Wir fragen, wie unsere künftigen Geistlichen auf ihren hohen Beruf vorzubereiten sind. Umgeben von den Gefahren studentischen Lebens, wissenschaftliche Vorlesungen zu hören, das genügt wahrlich nicht. Die Brüdergemeinde hat ihr theologisches Seminar. Zu Schleiermachers Zeit führte es zu Konflikten. Diese Zeit ist längst vorüber. Bei voller Freiheit und ungebrochner Fröhlichkeit verbindet wahres Christentum und innige Liebe in Gnadenfeld

Lehrer und Schüler. Sind sie der Religion der jetzigen Gemeinde gewonnen, dann läßt man sie ohne Sorge an jeder Universität, wenn sie wollen, ihre Studien fortsetzen. Man vertraut auf den, für den sie erzogen sind. Wir können nur wünschen, daß Gott die kleine Brüderkirche nach ihrer Läuterung so lange erhalten möge, bis die großen Kirchen von ihr gelernt haben, was von ihr zu lernen ist.

Dieser Wunsch ward in mir ganz besonders dadurch erweckt, daß mir gleichzeitig mit der Schrift von Meyer die im Uebrigen vortreffliche von Paul Graue „Unabhängiges Christentum“ (Berlin, Alexander Duncker 1904. 160 S. 2 Mk.) in die Hände kam. Zufällig schlug ich zuerst S. 144 auf. Hier fand ich folgende Worte:

Ganz anders müssen wir Pastoren die Predigt in den Mittelpunkt unserer Arbeit stellen, wenn die Gemeinden die verloren gegangene Achtung vor der Predigt neu gewinnen sollen. Wir sind keine Diakonen oder Stadtmissionare. Wir sind „Diener am Wort“, für die es nicht gut ist, wenn sie vom Morgen bis zum Abend „zu Tisch dienen“. Falsche Betriebsamkeit in der Inneren Mission, eine äußerliche Seelsorge, die ihre Erfolge nach der Massenhaftigkeit der Besuche mißt, hat der geistigen Höhe unseres Standes unendlich geschadet. Dazu sind wir nicht da: als christliche Hausierer von Haus zu Haus zu laufen, eine neumodische Art von Aposteln in Miniaturausgabe. Auch dazu sind wir nicht da: schöne Tauf-, Trau- und Grabreden zu halten und schmunzelnd hohe Honorare dafür einzustreichen. Die ungeheure Wichtigkeit, die man heutzutage diesen Dingen beimißt, zeigt, in was für einen Kleinbetrieb wir hineingeraten sind. Wo bleiben die großen sozialen und ethischen Probleme der Zeit, die Fragen der Kritik, der Natur- und Geisteswissenschaft? ... Der größte Teil unserer Männer würde sich ausschütten vor Lachen, wenn man ihm sagen wollte: geh zu deinem Pastor, höre seine Predigt.

Graue ist Pastor an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche. Seine Worte haben mich deshalb nicht überrascht. Ihr stolzer Bau hat es ihm angetan. Ich bekenne offen mein Banausentum, daß ich glücklich sein würde, wenn für die Millionen, die dieser Prachtbau gekostet hat, 20 oder 30 Betsäle für ebenso viele in der Liebe Jesu geeinte Gemeinden gebaut worden wären. Der religiöse und sittliche Fortschritt, der dadurch erreicht werden könnte, wäre größer gewesen. Um die Probleme, die Graue in seiner Predigt lösen will, habe ich mich, wenn auch wohl nicht mit gleichem Erfolg, doppelt so lange gemüht wie mein verehrter Kollege. Ich würde zwar nicht lachen, wenn ich, um ihre Lösung zu finden, an einen Pastor gewiesen würde, immerhin aber doch den guten alten Kant und seine Nachfolger vorziehen. In der Kirchgemeinde aber und auch in der Predigt suche ich die Lösung des Problems: wo findet die Seele die Heimat der Ruh? Lebe ich in einer Gemeinde, die das Wort erfüllt: „Herz und Herz vereint zusammen sucht in Gottes Herzen Ruh“ — dann nehme ich aus dem Gottesdienste hinweg, was ich gesucht habe. Paul Graue ist ein viel zu gewissenhafter Mensch, als daß er nicht, wenn er in seiner Prunkkirche um die Lösung jener hohen Probleme sich müht, doch die Gewissensangst in sich tragen sollte: wie viel äußeres und inneres Elend ist in deiner Gemeinde, das nur die christliche Liebe besiegen kann; wie ist in der Gemeinde die Arbeit Aller an Allen zu erwecken, um dies Elend wirklich zu mildern? Ist der Pastor das Herz dieser Liebestätigkeit, dann wird auch seine Predigt reich, viel reicher werden, als wenn er in Konkurrenz mit Kant usw. tritt. Es ist doch recht katholisch, orthodox und rationalistisch, die Kirche zu einer solchen Kulturanstalt zu machen, wie Graue es empfiehlt. Das ist der Vorzug des Protestantismus, daß er alle Lebensgebiete sich frei entfalten läßt, der Kirche aber die Aufgabe stellt, die Religion als die höchste Lebensmacht zu erweisen. Auch ich halte es für jedes Pastors heilige Pflicht, mit jenen Problemen zu ringen Tag und Nacht. In der Predigt aber muß dies Ringen selbst zu der Naivetät ihn zurückgeführt haben, die Schiller für alle Zeit mit dem Worte bezeichnet hat: und was der Verstand der Verständigen nicht sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt. Diese Forderung ist noch höher als die meines verehrten Kollegen an der Kirche, deren Existenz ich stets beklagen werde. So hat Christus selbst gepredigt. Und Schleiermacher hat doch recht: Herrnhuter höherer Ordnung zu werden, das ist unsere Aufgabe. Für uns ist das doppelt leicht, da die Herrnhuter selbst es geworden sind. Religion ist Liebe, aber nicht patho-

logische Liebe, sondern die der ernsten Pflichterfüllung am Nächsten. Diese Liebe wirkt nur dann, was sie soll, wenn sie organisiert ist. Die nichtorganisierte Liebe ergießt sich in reichem Maße über unser Leben. Daß sie aber den sittlichen Fortschritt, in dem wahre Liebe ihr höchstes Ziel sieht, ohne Organisation nicht wirklich erreicht, das ist, wie ich meine, durch die Erfahrung bewiesen. Sulze

---

Wohlfahrtspflege

1

Am 16. November feierten wir in Preußen und mit uns ein großer Teil der evangelischen Reichsgenossen unsren diesjährigen Bußtag, und bereits am 24. November schien es, als wolle die dadurch geweckte Bußstimmung im preußischen Landtage ihre erste Blüte treiben.

Man besann sich in der trüben, spätherbstlichen Zeit darauf, daß sich der preußische Staat im Verlauf seiner neuzeitlichen Entwicklung einer schweren Unterlassungssünde schuldig gemacht habe, indem er zwar durch Vermittlung der Reichsgesetzgebung zu beachtenswerten Arbeiterschutzgesetzen und zu einer in keinem andren Lande erreichten Arbeiterversicherung gelangt sei, auf dem Gebiete der Volks-Wohlfahrtspflege aber bisher noch keineswegs Gleichwertiges geschaffen habe.

Man kann die Richtigkeit dieser Behauptung zugeben und doch darüber streiten, ob diese Entwicklung der Dinge nicht eine ganz naturgemäße sei; ob nämlich die Aufgaben des Kulturstaats nicht im wesentlichen mit dem Schutze von Leben, Gesundheit, Eigentum und Erwerbstätigkeit seiner Bürger sowie mit der Bildung und Erziehung der heranwachsenden Jugend erfüllt seien.

Lägen die Dinge tatsächlich so — und wir wissen, wie oft es behauptet wird — dann würde freilich mit Recht alles darüber Hinausgehende den humanitären Bestrebungen der Vereine und der Einzelnen zu überlassen sein, zu einem staatsbürgerlichen Schuldgefühl aber wäre im Parlament wenig Grund vorhanden gewesen. Die günstige Stellungnahme sämtlicher bürgerlicher Parteien zu dem Antrage des Grafen Douglas auf staatliche Schaffung einer Landeskommission für Volkswohlfahrt läßt aber doch darauf schließen, daß man sich auf allen Seiten einer öffentlichen Verschuldung bewußt war und daß man die Notwendigkeit empfand, das Versäumte soweit als möglich nachzuholen, oder doch seine verderblichen Folgen einzudämmen.

Um über den Grund und die Richtigkeit dieser Empfindung ein Urteil zu gewinnen, wird man sich kurz vergegenwärtigen müssen, wie es in Wahrheit um die öffentliche Wohlfahrtspflege in unsrem Lande steht.

Dabei wird man zunächst einen Unterschied zwischen Wohltätigkeit und Wohlfahrtspflege machen müssen, der in der Begründung des Graf Douglas'schen Antrags leider keineswegs deutlich hervortrat und der doch für die Beurteilung der Frage von hoher Wichtigkeit ist. Denn daß schließlich die Wohltätigkeit nicht Sache des Staats ist, dürfte allgemein zugestanden werden: — was aber hat Graf Douglas in seiner, den Antrag begründenden Rede nicht alles als Aufgabe der staatlicherseits zu errichtenden Landeskommission für Wohlfahrtspflege hingestellt! Die höchsten sozialen Aufgaben marschierten in Reih und Glied mit den Erweisungen spontaner Wohltätigkeit und kirchlich organisierter Liebesarbeit, über deren Art und Umfang sich die Kirchen von keiner staatlichen Zentralkommission Vorschriften werden machen lassen. Bei der katholischen Kirche ist das von vornherein klar, aber auch die evangelische Kirche, als Mutter der Innern Mission, wird nicht geneigt sein, sich für ihre Arbeiten auf diesem Gebiet Maß und Ziel von einer derartigen Zentralkommission setzen zu lassen.

Diesen Unterschied vorausschickend, treten wir nun der Frage näher, was auf dem Gebiet der Volkswohlfahrtspflege im eigentlichen Sinne bereits von den bestehenden öffentlichen Organen geleistet worden ist.

In Wahrheit nicht so wenig als es auf den ersten Blick scheint. Man vergegenwärtige sich nur das große, schier unabsehbare Gebiet des vom Reiche, von den Regierungsorganen und von den staatlich dotierten Selbstverwaltungskörperschaften, den Provinzen, Kreisen, Städten und Gemeinden Geleisteten, also von dem Arbeiterschutz, den öffentlichen Versicherungsanstalten und der Förderung von Siedlungs- und Rentengutsbildungen an bis zu den Taubstummen-, Kranken- und Irrenanstalten der Provinzen oder bis zu dem gewerblichen und landwirtschaftlichen Schulwesen — kurz bis zu der Grenze hin, an der sich die öffentlichen Wohlfahrtseinrichtungen mit den Arbeiten kirchlicher und humanitärer Vereinigungen nahe berühren.

Gleichwohl wird Niemand bestreiten, daß auf diesem Gebiet noch unabsehbar Viel zu tun bleibt, und Graf Douglas hatte ganz recht, wenn er von der Unmöglichkeit sprach, das noch Fehlende durch die bestehenden Verwaltungsorgane gründlich in Angriff zu nehmen und zu fördern. Man denke nur an die immer notwendiger werdende, den elementarsten sozialen Bedürfnissen noch keineswegs genügende Regelung der Wohnungszustände, an die systematische Einfügung der schulentlassenen Jugend in die bürgerliche Gesellschaft, an die Fürsorge für die entlassenen Sträflinge und Arbeitslosen, an die Bekämpfung des Alkohols und, last not least, an die Notwendigkeit, dem bedrohlichen Zuge vom Lande nicht durch törichte und inkonsequente Zwangsmittel, sondern durch erhöhte ländliche Wohlfahrtspflege von innen heraus entgegenzuwirken! Das Alles und noch vieles Andre sind Aufgaben des Kulturstaats, die nur allzulange vernachlässigt sind — und darum war die Bußtagstimmung des Abgeordnetenhauses nicht unbegründet.

Freilich, ob es nun wirklich einer zentralen Landeskommission für Wohlfahrtspflege möglich sein werde, dieses enorme Konvolut von Aufgaben besser zu erfüllen und systematischer zu gestalten, oder auch nur zu vereinfachen und durch straffe Zusammenfassung der großen Bestrebungen Zeit und Kraft zu sparen — das ist ein Problem, das sich leider nicht ohne weiteres bejahen läßt. Die verwandten Einrichtungen in England bewegen sich, soweit sie mir bekannt sind, der Hauptsache nach auf dem Gebiet der Wohltätigkeit, und aus demselben Grunde dürfte auch die württembergische Zentralstelle der Wohltätigkeitsvereine nur sehr äußerlich mit der vom Grafen Douglas erstrebten Landeskommission für Volkswohlfahrt zu vergleichen seien. Die Erfolge eines besondren Wohlfahrtsministeriums für Frankreich aber, das sich hoffentlich nicht zu einem „Wohlfahrtsausschuß" nach Art seines blutigen Vorgängers auswachsen wird, sind doch erst abzuwarten.

Man wird mir einwenden, ich verfalle in den alten deutschen Fehler des Kritizismus, der zunächst nachdrücklich ein Neues fordere, dann aber soviel am dargebotenen Neuen zu tadeln wisse, daß er schließlich dem Alten den Vorzug gebe. Ich will diesen Fehler nach Möglichkeit vermeiden und daher mit meinen in der Tat schweren Bedenken gern zurückhalten; Eins aber muß ich doch schon jetzt offen bekennen, daß nämlich meiner Ansicht nach eine staatliche Zentral-Kommission für Volkswohlfahrt nur dann sozial wirksam werden wird, wenn sie mit starken, staatlichen Exekutivorganen verbunden und mit reichlichen Fonds ausgestattet wird, mit denen sie den großen sozialen Wohlfahrtsfragen nachdrücklich zu Leibe gehn kann! Und noch Eins! Die Kommission wird sich stark dezentralisieren müssen, wenn sie Ersprießliches leisten will, oder — mit andren Worten — sie wird die bereits vorhandenen, teils staatlich eingegliederten, teils freiwilligen Organisationen, die sich auf dem Gebiet sozialer Wohlfahrtspflege bewährt haben, als vollberechtigte Mitarbeiterinnen, besser noch als Glieder des eigenen Leibes ansehen und behandeln müssen, wenn sie nicht durch die naheliegende Gefahr des Reglementierens mehr abschrecken als fördern, oder durch doktrinären Formalismus mehr schaden als nützen soll, wodurch dann das alte Gewirr nur noch vermehrt werden würde! M Nobbe

---

Aus der Vereinigten Freikirche von Schottland

Von der Briefschreiberin aus der United Free Church of Scotland, von der die Zeilen in Nr. 39 vorigen Jahrgangs der Christlichen Welt stammen, veröffentlichen wir hiermit einige weitere Briefe.

4. November 1904

Mit unserer Prozeßsache steht es noch immer schlimm. Vorige Woche sind unsere Professoren und Studenten aus ihrer Universität getrieben worden, und die Wee Frees*) haben von den prächtigen Gebäuden, die mit der Assembly-Hall in engster Verbindung stehen, Besitz ergriffen. Es ist ein ganzer Komplex von großartigen Gebäuden, in dem schönsten Teil von Edinburgh gelegen. In den letzten Jahren sind noch 600 000 Mark zur Verschönerung und Erweiterung angelegt worden. Mein Schwager Jim — Ihr wißt, daß er gegenwärtig in Edinburgh Theologie studiert — war bei dem Auszug. Sie haben mit ihren Professoren einen kleinen Abschied gehalten und sind dann still von dannen gegangen.

Es bricht den alten Professoren bald das Herz, besonders unserm Rev. Robert Rainy D. D.**), dem Principal unsers Edinburgher Free Church College, und dem Bibliothekar, Professor Kennedy. Letzterer hat sein ganzes Leben in der überaus reichen Bibliothek verbracht, und sein Herz hängt an jedem Band. Alles hielt er in so großartiger Ordnung. Er kannte jedes von den Tausenden von Büchern. Vielleicht erinnert Ihr Euch, daß John***) seinerzeit, als er studierte, in einem sogenannten Missions-settlement wohnte. Das ist ein Gebäude, in welchem Studenten wohnen, die sich verpflichten, in dem Stadtteil innere Mission zu treiben. Ein größerer Saal und kleinere Zimmer sind auch dabei für allerlei Zwecke, Versammlungen, Sonntagsschule u. dergl. Es ist ungefähr wie bei uns in Deutschland ein Gemeindehaus, aber von Studenten erhalten. In dieses Gebäude ist nun vorläufig die ganze Corona gezogen. Also Jim wohnt nun auch darin. Weil aber sein Zimmer handlich gelegen ist, tritt er es tagsüber, wenn er im Kolleg ist, an Professor Kennedy als Arbeitszimmer ab. Ist es nicht erbärmlich und zum Weinen? Die medizinische und andere Fakultäten haben ihre Säle schon zur Aushilfe für die Vorlesungen angeboten. Aber das Schlimmste ist, daß nun auch all das Geld, wovon die Professoren bezahlt wurden, und daß die reichen Stipendien fort sind. Unsere Kirche hat jetzt beschlossen, Alles ohne Kampf abzugeben, was die Andern verlangen. Es ist zum Rasendwerden.

Und dabei spielen die sich noch auf, als täten sie Alles nur zur Erhaltung der „reinen Lehre". Anders möchte ich es nennen. Heuchelei! Sie ernten, da sie nicht gesäet haben.†) Doch sie säen wohl auch, nämlich Unfrieden in die Gemeinden, aber den müssen wir ernten. Mit lügenhaften, verdrehten Flugschriften, worin sie unsere Professoren verleumden und ihre Aussprüche ganz aus dem Zusammenhang reißen, sodaß ungelehrte Gemüter entsetzt werden, überschwemmen sie unsere Gemeinden. Auf nächste Woche haben wir eine öffentliche Versammlung hier in Dreghorn anberaumt, in der Jeder öffentlich seine Meinung bekennen darf und soll, und worin eine öffentliche Diskussion stattfinden soll, an der sich Jeder beteiligt. Das tun sie jetzt überall, denn in einer freien Kirche hat Jeder Stimmrecht. Wir haben nicht viel Angst für unsere Gemeinde; sie ist mit vereinzelten Ausnahmen treu. Aber ein bischen aufregend ist es doch. Die meisten Gemeinden stehen schlimmer als wir . . .

25. November 1904

. . . Ich glaube, viel grundsätzlich Neues wirds jetzt nicht mehr in unserer Kirchenangelegenheit geben, nur lange Unterhandlungen im Einzelnen. Die Bitterkeit ist groß. Ihr könnt Euch denken, wie die kleine Gegenpartei versucht, Zwiespalt in die Gemeinden zu bringen. Und natürlich überall, wo unzufriedene Elemente in den Gemeinden sind, da finden sie leicht Anhang. So z. B. in Musselburgh, wo John als Vikar war, wollen alle seine Freunde, die ihn damals zum Pfarrer haben wollten, jetzt zu den Wee Frees übergehen, weil sie den neuen Pfarrer nicht leiden mögen. Natürlich können sie dann Kirche und Pfarrhaus und Vermögen beanspruchen.

In einigen Gemeinden war nur ein einziger Wee-Freeman, und der hat dann das Ganze beansprucht. In einer Gemeinde war der U. F.-Pfarrer gestorben. Noch am selbigen Tage gehen die Wee Frees zu dem Kirchmeister und verlangen die Schlüssel zur Kirche. Der sagt, er würde sie nicht geben, ehe er die Aufforderung dazu von Edinburgh habe. Da gehen die Wee Frees zur Kirche, brechen das Schloß aus der Sakristei, öffnen die Haupttür, nehmen das alte Schloß heraus und schrauben ein neues Schloß ein, verbarrikadieren die Haupttür, ändern auch Schloß und Schlüssel der Sakristei und sind seit der Zeit Besitzer. Dergleichen kommt jetzt manchen Orts vor. Eine Handvoll Unzufriedener, jetzt Wee Frees, können gegen große Gemeinden Krieg führen und haben das Gesetz auf ihrer Seite.

Wir hatten auch einen Mann in unserer Gemeinde, einen reichen Farmer, der gegen uns arbeitete; und es war ein Gemunkel, als wenn er Anhang hätte. So etwas erschwert und ruiniert in jeder Gemeinde unsere Sache. Am Dienstag hatte nun John eine Versammlung der ganzen Gemeinde in die Kirche berufen. Die siebzehn Aeltesten saßen würdig im Chor der Kirche; John, Dr. Welsh, ein berühmter Pastor aus Glasgow, und Mr. B., ein bekannter Laie aus Glasgow, saßen mitten darunter. Trotz Kälte und Schnee war die Kirche dicht gefüllt. John war so aufgeregt. Heute durfte ja Jeder Opposition machen, und da sollte sich entscheiden, wie die Gemeinde zu der Sache stand. Die drei Männer sprachen sehr gut, besonders auch der Laie, ein feiner, scharfer Geschäftsmann, sehr reich. Er sprach sehr logisch und praktisch, während Welsh begeisternd sprach. Die Gemeinde folgte mit Spannung und applaudierte viel mit Klatschen und Trampeln — denkt Euch nur, in der Kirche! Die Aufregung war allgemein. Endlich fragte John, ob Jemand zugegen wäre, der opponieren wolle. Todesstille! John setzte sich einige Sekunden nieder, um einem etwaigen Gegner Zeit zu geben. Atemlose Spannung! Aber Niemand erschien. Dann stand er wieder auf und sprach mit so glücklichem Lächeln seine Freude aus und las eine Erklärung der Treue vor, die die Gemeinde einstimmig annahm durch Aufstehen und durch Aufheben der rechten Hand. Dann wurden wir mit dem Segen entlassen, und mein Liebster und ich waren glückselig, daß Alles so friedlich abgelaufen. Denkt Euch, ein Freund von John und seine Frau müssen in vierzehn Tagen ihr Haus räumen. Sie wissen noch nicht, wohin. In kleinen Orten gibts ja keine Mietswohnungen. Wahrscheinlich müssen sie ihre Möbel verkaufen. Ach, und so gibt es so viele Beispiele!

Als John in Edinburgh war, ging er mit Jim mal abends ans College und fand das Tor, das zu dem großen Quadrangle führt, durch Eisengitter verschlossen. Er sagte, fast hätte er geweint. Alles sah so tot aus, wo sonst so viel Leben geherrscht.

Wißt Ihr, die ganze Anfechterei wegen des Liberalismus und der Orthodoxie ist eine Schande. Wie die Sache in Wirklichkeit jetzt liegt, ist sie in einer Art nur ein Deckmantel, nämlich für die Habsucht, und eine Lockspeise in anderer Art, weil sie wissen, daß sie mit so Etwas bei manchen harmlosen Gemütern noch einige Sympathie gewinnen. Sonst hat das absolut Nichts mit der Prozeßsache zu tun, wie die Sache in den Gemeinden steht . . .

18. Dezember 1904

. . . Es ist mir kaum glaublich, daß heute in acht Tagen schon Weihnachten ist. Wir hängen kleine bunte Laternchen

*) Die „Kleinen Freien" — vgl. Sp. 1100 des vorigen Jahrgangs. Also die jetzt obliegende Minderheit. D H

**) Er ist durch den „Fall" jetzt außerordentlich populär in Schottland geworden und wird in The Review of Reviews, die Seite 228 sein Bild bringt, the Grand Old Man of Scotland genannt. Anmerkung des Einsenders [Pfarrers Lic. Jüngst in Stettin. D H].

***) Gatte der Briefschreiberin. Anm. d. Eins.

†) Natürlich haben diese kleinen und armen Hochlandgemeinden nur einen ganz verschwindend kleinen Bruchteil zu dem Gesamtvermögen der Freikirche beigetragen. Anm. d. Eins.

im Zimmer herum auf und schmücken es mit Stechpalmen aus, dann wirds auch ein bischen festlich. Einen Baum kann ich nicht kriegen . . . Nur die rechte Stimmung will doch noch nicht kommen, obwohl wir, d. h. mein deutsches Fräulein und ich, oft Weihnachtslieder singen. Die liegt in Deutschland halt in der Luft und überträgt sich von Einem auf den Andern; die ganze Welt ist in freudige Erwartung getaucht. Hier ist Nichts von Alledem, aber doch singen wir froh: „Wie soll ich dich empfangen." Die Naumannschen Weihnachts- oder Adventsbetrachtungen sind mir jeden Morgen ein Genuß. Sie helfen uns zur rechten Vorbereitung auf das Fest.

Für dieses hat das Volk hier einfach absolut kein Verständnis. Durch seine Kirchengeschichte steht es dem Halten aller Feste sogar fast feindlich gegenüber. Das schottische Volk ist doch eigenartig in seiner Religion. Es ist so dogmatisch und streng, und trotz eigensinniger Leidenschaftlichkeit in religiösen Fragen behandelt es die Religion so verstandesmäßig. Sie forschen, sie suchen und streben, aber sie suchen mehr Nahrung für den Verstand als für das Herz. Ein Mann hat mal gesagt, die Religion der Engländer lasse sich zusammenfassen in die Worte: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab" usw., die Religion der Schotten aber gehe in dem Worte auf: „Da wir nun sind gerecht geworden durch den Glauben, haben wir Frieden mit Gott." Einfach, frommgläubig der Engländer; ernst, nachdenklich, doktrinär der Schotte.*) John hat jetzt Montag abends eine Bibelbesprechstunde eingerichtet für suchende Männer, zu der stets zwanzig bis dreißig erscheinen. Da darf Jeder diskutieren, doch hält John den Faden in der Hand. Ihr habt keine Ahnung, wie interessiert die Leute sind und was für Fragen sie stellen. John muß sich tüchtig darauf vorbereiten. Er nimmt abwechselnd das Evangelium Johannes und das Buch Hiob durch, Vers für Vers. Und Manche sind so beschlagen in ihrer Bibel, daß sie dieselbe nach jeder Richtung zitieren und ihre Ansichten damit belegen. Diese Abende sind für John eine Freude, zumal sie ihn auch so recht in die Volksideen und Volksreligion hineinschauen lassen, und er lernt seine Leute dabei gut kennen. Er kommt immer ganz angeregt heim und sagt, der Gedankengang der Leute sei oft origineller und frischer als die besten Kommentare.

Der Prozeß geht noch immer seinen zerstörenden Gang. Im Hochland kommen die wunderbarsten, manchmal möchte ich fast sagen gelungensten Kämpfe vor. Morgens erobern die Wee Frees eine Kirche, und abends ist sie wieder in den Händen der United Free. Der König hat jetzt drei Lords zu einer Royal Commission ernannt. Diese sollen die Sache noch mal untersuchen, diesmal nicht vom rein gesetzlichen Standpunkt aus, sondern von dem der equity. Dann hoffen wir aufs Parlament, aber die Wee Frees machen unterdessen so viel Heu wie möglich, weil noch für sie die Sonne scheint. Wir hoffen, daß vorher das House of Commons neu gewählt wird, dann schmeißen wir die konservative Partei hinaus, die jetzt am Ruder ist, und wählen liberal. Dann nur wird uns Gerechtigkeit geschehen . . .

Jetzt fangen hier die sozialen Gemeindeabende an. Am Samstag fängts an mit einem dinner, das die Damen M . . . den achtzig Jungen der boys-brigade**) geben. Ihr glaubt nicht, was die Jungen essen können. Man rechnet dreiviertel bis ein Pfund Roastbeef auf Jeden. Nach Weihnachten ist dann jede Woche mindestens ein Versammlungsabend mit Thee usw. Heute war Kirchenkollekte an der Tür für den Emergency-fond unserer Kirche, der wegen des Prozesses gegründet worden ist. Sie ergab 350 Mark, und wir hoffen nächste Woche noch mal so viel zu bekommen. Das ist doch Viel für eine kleine Landgemeinde, denn die Damen M . . . rechnen nicht dazu; die haben eine große Summe direkt gegeben und waren heute nicht in der Kirche . . ." *)

*) Man vergleiche dazu die Skizze: „Der disputierende Schotte" bei Maclaren, Ernstes und Heiteres. (Stuttgart, Steinkopf 1904.) Anm. d. Eins.

**) Organisation der Jugend einer ganzen Kirchengemeinde, ähnlich wie sie auch in Siebenbürgen vorkommt, von unsern deutschen und den englisch-amerikanischen Jünglingsvereinen einigermaßen verschieden, volkstümlicher und jugendmäßiger. Anm. d. Eins.

Verschiedenes

Religion oder Reich Gottes. Eine Geschichte. Von Heinrich Lhotzky. Leipzig, J. C. Hinrichs 1904. 407 S. 3, gebunden 4 Mk.

„Wer Geschichten erzählen will, der soll keine Gelehrsamkeit auskramen, sondern der muß sie so wiedergeben, daß sie heute und für heute Etwas zu sagen haben, sonst bleiben sie besser in der Bibel stehen." — Diesen Grundsatz, den er in der Verteidigungsrede des Stephanus nachweist, befolgt der bekannte Verfasser selbst in der uns vorliegenden Wiedererzählung und Erklärung der Apostelgeschichte. Es hat etwas ungemein Erfrischendes, mit Lhotzky diesen altbekannten Boden zu betreten: wie Vielen von uns sinds ausgetretene Pfade, durch kritische wie durch erbauliche Führer nur noch einförmiger geworden — da kommt Lhotzky und sieht Alles mit dem entzückten Auge eines Wanderers und Entdeckers und mit wunderbarer Leichtigkeit lehrt er uns, so zu sehen. Von der Aufgabe, die Bibel uns Menschen von heute neu zu machen, kann man ja nicht hoch genug denken. Hier wird sie von einem der Wenigen hiezu nicht nur Berufenen, sondern auch Auserwählten gelöst. Die Meisterhand zeigt sich vor Allem in der maßvollen, fast konservativen Haltung, die von gesuchtem Modertntun frei ist. Aber immer spricht ein lebendiger Mensch, der alle konventionelle Bibelbetrachtung abgetan hat und ästhetische Stimmung mit religiöser Tiefe harmonisch verbindet. Als allzu konservativ mag es uns auffallen, daß die Ergebnisse der Kritik fast ganz ignoriert sind. Lhotzky ist hiezu sicher nicht durch traditionelle Befangenheit, sondern durch seine ästhetische Natur bestimmt, die ihrem Instinkt mehr zutraut als gelehrter Arbeit, um seiner Schönheit willen nicht gern einen der berichteten Vorgänge missen möchte und durch kritische Auseinandersetzungen den ruhigen, einheitlichen Ton der Darstellung für gefährdet erachtet. Immerhin hat er damit eine unabweisliche Aufgabe für Andere übrig gelassen. Als Schlüssel zur Erklärung der Schwierigkeiten dient ihm die Annahme eines mit überlegener Kunst arbeitenden Schriftstellers, dessen geistvolle und feinsinnige Persönlichkeit er auch durch den oft trockenen Bericht hindurchschimmern sieht. Diese Auffassung wirkt zwar nicht so überzeugend, wie etwa bei den Johanneischen Schriften, ist aber reich an überraschenden und fesselnden Ergebnissen. Im Grunde ist es die eigene schriftstellerische Persönlichkeit des Verfassers mit ihrem psychologischen Spürsinn, mit ihrer Verbindung von prophetischer Ueberzeugungskraft und humorvoller Gelassenheit, die sich in seinem „Lukas" wiederspiegelt. Einen ernsten Appell an das Gewissen der Kirche bildet jedenfalls die im Titel angedeutete Frage, auf die schließlich Alles hinausläuft: Soll wieder wie damals die gemachte Frömmigkeit über die erlebte den Sieg davon tragen? — eine Alternative, in deren Fassung er auffallend mit einer ganz andersartigen modernen Prophetennatur, mit Kutter, übereinstimmt. Einen Hauch solchen Geistes muß man haben, dann kann man von Lhotzky Großes lernen: nicht indem man seine Weise nachahmt, sondern indem man von ihm sich ermuntern läßt, so ganz mit eigenen Augen wie er die alten Stoffe zu betrachten und dann auch für die Menschen von heute die alten Geschichten wiederzuerzählen.

Otto Gerok

Die Grundlagen der Kirche. Von Hans Gallwitz. Eisenach, Thüringische Verlagsanstalt 1904. 228 S. 5, geb. 6,50 Mk.

Es ist nicht der Wellenschlag der eifrigen Verhandlungen der letzten Jahre im Kreise der Freunde der Christlichen Welt über das Verhältnis von Staat und Kirche, der in diesem Buche zum Ausdruck kommt, und doch ist es diesem Thema eng verwandt Es führt bis dicht an diese Auseinandersetzungen heran, indem es die überaus wichtige Arbeit leistet, die Grundlagen der Kirche zu beschreiben, mit dem offensichtlichen Bemühen, etwaigen künftigen Umbauten oder auch Neubauten tragfähigen Baugrund zu sichern. Es sind keine unerhört neuen Entdeckungen, die der Verfasser in dem Schema des Apostolikums zur Aussprache bringt, aber doch bisher aus den verschiedensten Gründen im Schatten stehende Gedankengruppen, die sicherlich zur echtesten Grundlage der Kirche gehören. Es ist im Wesentlichen das nachdrücklich ausgeführte Wort vom Schöpfergott und dem Vorsehungsglauben derer, die ihm ernstlich dienen wollen, dann die nicht dogmatisch verbildete oder überhaupt lehrhaft gedachte, sondern geschichtlich erfaßte einzigartige Heilandsgestalt mit ihrem Leben und Sterben und endlich der in der Kirche waltende Geist, der ohne fesselnde Formeln Erneuerungskräfte in sich trägt und einigende schaffende Kräfte entbindet.

*) Das sind Stimmungsbilder und wollen als solche genossen sein. Ueber die ganze Sache des schottischen Kirchenzwiespalts folgt demnächst ein allgemein unterrichtender Artikel. Das hauptsächliche Aktenmaterial über den schottischen Kirchenstreit, einen kurzen Ueberblick über die schottische Kirchengeschichte und die Gerichtsentscheidungen, auch Kartenskizze und Abbildungen, enthält die Broschüre: Are there any Free Churches? By William T. Stead. Review of Rewiew's Office 1904. 4° 116 S. Es soll das Beste sein, was über den Fall erschienen ist, wenn auch der Standpunkt der Minorität nicht immer genügend gewürdigt wird. Das Heft ist gegen Einsendung von 80 Pfennigen durch Williams und Norgate, 14 Henrietta Street Covent Garden, London W. C. zu beziehen. D H

Schon die statt einer Einleitung gebotene Auswahl von Worten so verschiedener Männer wie Goethe, Nietzsche, Harnack, Chamberlain und von der Goltz ließ die Fülle der Anregung und die Verschiedenheit der beachteten Gesichtspunkte ahnen, die das Buch bieten würde. Und es bietet sie wirklich in so geist- wie temperamentvoller Weise, daß man sich zur Auseinandersetzung festgehalten sieht auch da, wo man widersprechen muß. Das ist freilich nicht selten der Fall. Schon der Umfang, in welchem die Auseinandersetzung mit Gegnern wie Ritschl, Harnack, Herrmann zum Teil dargeboten wird, ohne doch vollen Einblick zu selbständigem Urteil zu ermöglichen, dürfte über das Bedürfnis des gebildeten nichttheologischen Lesers weit hinausgehen. Und ich meine, die werden dem Verfasser doch in erster Linie als Adressaten vorgeschwebt haben. Bei seiner Schriftauslegung, besonders was den Ausdruck Menschensohn, aber auch die letzten Worte Jesu betrifft, hat man mehr den Eindruck der geistreichen Kombination als der soliden Beweiskraft. In der überaus feinen Darstellung der schrittweisen Entwicklung Jesu zum Todesentschluß hin traut er diesem meines Erachtens viel zu viel raffinierte Reflexion zu. Auch die geistvolle Anschauung über Sünde und Sündenvergebung dürfte Manchen nicht voll befriedigen.

In dieser Richtung ließe sich noch Manches anführen, aber es wird bei weitem übertroffen von dem oft geradezu hinreißenden im Allgemeinen stark kategorischen Stil, mit dem der Verfasser über die allerverschiedensten zum Teil nur gestreiften Gegenstände sein gesundes frommes Urteil ausspricht. Die Ausführung über die Eigenart religiöser Persönlichkeiten auf S. 27 ist wundervoll. Die lebhafte Bekämpfung der lutherischen oder paulinischen Einseitigkeit der Rechtfertigung aus dem Glauben, die, falls sie nicht sittlich einschläfernd wirken soll, des Hintergrundes der Werkgerechtigkeit bedarf, ist voller Wucht und Eindruck. Für ganz besonders glücklich halte ich die Einschätzung der Freikirchen und Sekten als Gewächshäuser für bestimmte Typen christlichen Lebens, sowie die Würdigung der Volkskirche als mühseligen und doch gesegneten Landbau zur unentbehrlichen Ernährung unsers Volkslebens, trotz ihrer offenkundigen Schwächen und Gebrechen. — Bei der Ausführung über Organisation von Jugendgemeinschaften würde vielleicht ein Hinweis auf Dänemark und Siebenbürgen ein greifbareres Resultat ergeben haben.

Wozu noch weitere Einzelheiten hervorheben? Daß es kein armes Buch ist, das der Verfasser uns geschenkt hat, dürfte aus dem Gesagten genügend hervorgehen. Nur für Eins möchte ich noch besonders danken: für den tapferen frommen Sinn, der sich vor der weitestgehenden Auseinandersetzung mit dem, was unser Volk und unsere Zeit bewegt, nicht fürchtet. Da spürt mans, daß der Verfasser dieses in Ton und Ausstattung gewinnend vornehmen Buches „die Grundlagen der Kirche" unter sich fühlt. Schreiber

Kleine Mitteilungen. Die Ereignisse im Ruhrkohlengebiet folgen sich so rasch und das Nächste ist so unberechenbar, daß eine Wochenschrift im jetzigen Stadium schwer mitkommen kann. Artikel von zuverlässiger Feder kommt; heute nur dies, daß nach unsern Nachrichten vermittelndes Eingreifen der Regierung das Einzige ist, was helfen kann und muß. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Dortmund. Mittwoch 25. Januar Nachmittags präzis 8 Uhr im Bürgerhaus: Religionsunterricht im Geist der modernen Theologie. (Landgrebe)

Dresden. Mittwoch 25. Januar 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Religion und Schule. Im Anschluß an Bonus' Schrift: Vom Kulturwert der deutschen Schule. (Henseling)

Frankfurt a. M. Montag 23. (**nicht 16.**) Januar 5 Uhr Kursaal Milani, Friedberger Anlage: Religion und Volkscharakter in England und Deutschland.

Görlitz. Donnerstag 26. Januar 8 Uhr Hotel zur Krone: Religion Jesu und Glaube an Christus. (Wendland-Görlitz)

Hagen i. W. Mittwoch 1. Februar Nachmittags 5 Uhr im Lünenschloß (**Freunde des Evangelischen Gemeindeblatts u. Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt**): Geschichte und Wesen der pharisäischen Partei (Schnapp). Aussprache über die Organisation, eingeleitet von Professor Guttmann und Pfarrer Traub.

Hamburg. Montag 6. Februar Abends 8 Uhr Tucherhaus, Jungfernstieg 39/40: Religion und Naturwissenschaft. (Direktor Dr. Petersen)

Nordhausen. Mittwoch 25. Januar ½5 Uhr im Hotel Schneegaß: Bouffets Jesus. (Pastor Stadtmann)

Plauen i. V. Donnerstag 26. Januar 8 Uhr bei Trömel: Erlösung. (Jäger-Seebergen)

Stuttgart. Dienstag 31. Januar 7 Uhr im Herzog Christof: Einiges aus der Geschichte der heiligen Schrift. (Stadtpfarrer Plieninger-Stuttgart)

Bernh. Dörries

Das Evangelium der Armen. Ein Jahrgang Predigten. 3. Aufl. 1904. Geschmackvoll geb. 6 Mk., geh. Mk. 5.20.

Die Botschaft der Freude. Ein neuer Jahrgang (Evangelien-) Predigten. 1903. Geschmackvoller Leinwandbd. 6 Mk.

Der Glaube. Erklärung des 2. Hauptstückes d. kl. Katechismus Dr. Martin Luthers. Ein Beitrag zur Reform des Katechismus-Unterrichts. 3. Aufl. 1901. Mk. 4.80, Lwbd. 5.80.

Der kleine Katechismus Dr. Martin Luthers ausgelegt. 1898. 50 Pf., geb. 70 Pf.

Göttingen — **Vandenhoeck & Ruprecht**

Junge Dame,

die bis jetzt einem alleinstehenden Pfarrer den Haushalt führte, sucht zum 1. April d. J. oder für später ähnliche Stellung in guter Familie. Offerten unter **T R** an diese Zeitung.

Flügel, Pianos, Harmoniums
Nordisches Musikhaus

in Flensburg ist auf Anregung mehrerer Pastoren mit der Tendenz gegründet, insonderheit Geistlichen, Beamten, Lehrern, Diakonen und christlichen Vereinen erstklassige Fabrikate zu kleinstmöglichem Preise zu verschaffen. Jeder überzeuge sich durch illustrierten Katalog (gratis).

Inhaber **H. Simonsen,**
Pastor a. D.

Kürzlich ist erschienen:

Der evangelische Gottesdienst
Eine Liturgik nach evangelischen Grundsätzen
von **Julius Smend**

VIII, 208 S. gr. 8. Preis 3 Mk. 60 Pf.; Lwbd. 4 Mk. 40 Pf.

Christliche Welt 1905 Nr. 2: . . . . „nach Inhalt und Form für jeden Leser der Christlichen Welt, nicht etwa für die Theologen allein, geeignet und empfehlenswert. — Möge das Buch recht viele Leser finden — dankbar werden sie gewiß alle sein."

Göttingen — **Vandenhoeck & Ruprecht**

Ph. J. Spener, † 5. Febr. 1705

Soeben sind erschienen:

Spener-Gedenkbuch, der ev. Christenheit dargeboten von Lic. **P. Grünberg.** 50 Pf.
(20 Exemplare je 40 Pf., 60 je 30, 300 je 25 Pf.)

Spener als praktischer Theologe und kirchlicher Reformer. Von Lic. **P. Grünberg.** Geh. Mk. 4.60, geb. Mk. 6.—.

Göttingen — **Vandenhoeck & Ruprecht**

Chronik der Christlichen Welt

Fünfzehnter Jahrgang 1905 — Wöchentlich eine Nummer — Vierteljährlich 1,50 Mark — Verantwortlicher Herausgeber Lic. Friedrich Michael Schiele in Marburg — Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Nr. 1. Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der deutschen evangelischen Landeskirchen vom 1. Oktober 1904 bis 1. Januar 1905 — Deutsche evangelische Landeskirchen: Kirchenkassenbeiträge aus Preußen für evangelische Gemeinden im Ausland; Elsaß-Lothringen; Aus Baden (1. Konfessionelles. 2. Versammlungen); Weimar — Verschiedenes: Württemberg; Pfarrbesoldung im Herzogtum Altenburg; Die Fortschritte der christlichen Gewerkschaften; Vermischte Nachrichten (Zum Fall Schmaltz; Fall Deppe) — Personalien — Zur Beachtung

Nr. 2. Vierteljahrsübersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der römischen Kirche in Deutschland (Caritastag. Görresgesellschaft. Katholischer Frauenbund. Afrikaverein. Krausgesellschaft. Verband „Arbeiterwohl") — Evangelische im Auslande: Aus England (Nationalkonzil der Freikirchen. Kongreß der Kirche von England) — Verschiedenes: Bülow und die Mission; Die neuste Erörterung der Sozialdemokratie über die Kirchenfrage und die Konfessionsschule; Vermischte Nachrichten (Regierungsmaßregeln in Oesterreich) — Personalien

Reformierte Kirche Stuttgart

Da Herr Pfarrer Mayü infolge Berufung als Seilsucher nach der Schweiz sein Amt an der reformierten Gemeinde niederlegt, wird die **Stelle zur Bewerbung** ausgeschrieben. Der Pfarrer muß auf dem Boden der heiligen Schrift und des Heidelberger Katechismus stehen und womöglich befähigt sein, auch in französischer Sprache zu predigen oder wenigstens eine französische Predigt richtig vorzulesen. Gehalt 3000 Mark. Pfarrwohnung nicht vorhanden. Amtsantritt 1. Mai 1905. Meldungen wollen **baldigst an Professor Bellon**, Vorsteher der reformierten Kirche, **Stuttgart**, Johannesstraße 52, gerichtet werden.

Vakante Hülfspredigerstelle

Die Hülfspredigerstelle des Ministeriums stadtbremischer Pfarrkirchen ist sofort neu zu besetzen durch einen pro lic. conc. geprüften Kandidaten. Gehalt 1700 Mk. Bewerber wollen sich unter Einsendung einer beglaubigten Zeugnis-Abschrift, sowie einer Predigt gefälligst wenden an

Pastor Pieler,
z. Z. des Direktors der stadtbremischen Pfarrkirchen in Bremen, Nordstr. 129

Das Suchen der Zeit: II.

2.40 Mk. Besprochen: „Chr. W." 1904, Nr. 51. Zur Ansicht i. d. Buchhandlungen

Töchterinstitut mit **Pensionat** in bayrischem Städtchen, gut frequentiert und renommiert, freie gesunde Lage, wird unter günstigen Bedingungen **sofort** zu **verkaufen** gesucht. Angebote unter **H. A.** befördert die Expedition der Christlichen Welt.

Venedig Damenhospiz. **Campo S. Angelo.** Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

„von rosen ein krentzelein"

Man lasse sich diese neue Sammlung alter deutscher Volkslieder (1.80 M.) vom Buchhändler zur Ansicht vorlegen. Einige werden eine tiefe Freude an ihr haben. Urteile der „Chr. W."; Bonus in Nr. 50 und Schian in Nr. 49 d. vorig. Jahrg. Verlag Langewiesche, Düsseldorf.

Gelegenheitsangebot

Besonderer Umstände halber billig zu verkaufen:

1. **Marti,** Handkommentar zum Alten Testament, 20 Orig. Lwdbde., völlig unbenutzt, wie neu, statt 110 Mk. um 85 Mk.;
2. **Holtzmann,** Handkomment. zum Neuen Testament geb., 2. A., 1. Bd. fast wie neu, 2. bis 4. Bd. neu, statt 37 Mk. um 25 Mk.;
3. **Ritschl,** Rechtfertigung und Versöhnung, 3 Bde. cpl., n. A., tadellos gebunden, wie neu, statt 26 Mk. um 18 Mk.;
4. **Rolegger, I. N. R. I.,** neu, statt 5 Mk. um 3,50 Mk.;
5. **W. H. Riehl,** Erzähl. Schriften, n. Ausg. in 7 Geschenkbdn., wie neu, statt 28 Mk. um 20 Mk.
6. **Lessing,** Werke, in 6 Geschenkbdn., wie neu, statt 6 Mk. um 3 Mk.

Angebote unter **B 146** befördert die Expedition dieses Blattes.

Alkohol-

Entziehung durch Land-Aufenthalt in abstinenter Umgebung. Preis 6 Mk. pro Tag. **Arzt: Dr. med. G. Keferstein.** Prospekte frei durch **Alfred Smith Rittergut Niendorf am Schaalsee bei Ratzeburg.**

Töchter-Pensionat

für In- und Ausländerinnen. Gediegene Ausbildung in Wissenschaften und Fremdsprachen, Vorträge von Professoren der Hochschule über Literatur, Kunstgeschichte und Naturkunde. Ernste Musikpflege. Besuche guter Konzerte, Theater und Kunstsammlungen. Malen, feine Handarbeiten, Tanzen und Tennis. Auf Wunsch gründliche Ausbildung im Haushalt. Geprüfte deutsche, französische und englische Lehrerin im Hause. Angenehmes Familienleben. Beste Referenzen. Prospekte durch die Vorsteherin.

Frau Dr. W. Nagel
Darmstadt, Victoriaplatz 9

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Mit Garantie einer Aktiengesellschaft. Gegründet 1875.

Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung

Militärdienst- und Brautaussteuer-Versicherung, Sterbekasse
Gesamtreserven über 36 Millionen Mark.
Gesamtversicherungsstand 600000 Versicherungen
Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kostenfrei
Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9

Für die Passionszeit

empfehlen wir ganz besonders:

Die

Leidensgeschichte Jesu Christi

Zwölf Passionspredigten

von

D. **H. Martensen**

Dritte und vierte (Doppel-)Auflage

8°. Mk. 2.40, fein geb. Mk. 3.—

„In jeder der zwölf Reden bietet uns ein Meister psychol. Zeichnung und plastischer Schilderung ein gedankentiefes und formenklares in sich abgeschlossenes Einzelbild aus der Leidensgeschichte des Herrn, so daß das Ganze eine Darstellung der Leidensgeschichte in zwölf religiös-psychol. Gemälden genannt werden kann, die der sinnenden Betrachtung die Bedeutung der an dramatischen Momenten des inneren und äußeren Lebens so außerordentlich reichen letzten Stunden des Lebens Jesu erschließt." [Reform. Wochenblatt.]

„Sie (die Predigten) sind einstimmig von der Kritik als hochbedeutsam anerkannt; ich selbst kenne sie seit Jahren und vertiefe mich alljährlich mit neuer Freude und innerem Gewinn in die feinsinnigen Ausführungen der 12 Predigten, die es meisterhaft verstehen, die ganze Passionsgeschichte des Herrn in die Erklärung hineinzuziehen, und das gesamte Christenleben in das Licht des Kreuzes Christi zu stellen —." [P. Josephson in Theol. Lit.-Bericht.]

Verlag der Paulinus-Druckerei G. m. b. H. in Trier

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

P. L. v. Hammerstein S. J.

Begründung des Glaubens

I. Teil: **Gottesbeweise und moderner Atheismus.** 6. Aufl. XI u. 254 Seit. gr. 8° br. Mk. 2,50 geb. Mk. 3,70.

II. Teil: **Das Christentum und seine Gegner:** Judentum, Buddhismus, Dr. Paulus, David Strauss, Renan, Harnack, v. Egidy u. A. 3. Aufl. VIII und 372 Seiten gr. 8° br. Mk. 3.—, geb. Mk. 4,20.

III. Teil: **Katholizismus und Protestantismus.** 4. Aufl. XI u. 481 Seiten gr. 8° br. Mk. 3.50, geb. Mk. 4,70.

Verlag: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig

Theologische Literaturzeitung

Herausgegeben von

D. **Ad. Harnack** Prof. in Berlin und D. **E. Schürer** Prof. in Göttingen

Jährlich 26 Nummern. Preis 18 Mark

30. Jahrgang

Nr. 1. Giesebrecht, Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte (Volz). — Achelis, Joh., Der religionsgeschichtliche Gehalt der Psalmen (Nowack). — Taaks, Alttestamentliche Chronologie (Volz). — Stanton, The Gospels as historical documents. Part I (Clemen). — Bonwetsch, Drei georgisch erhaltene Schriften von Hippolytus [Texte und Untersuchungen von Gebhardt und Harnack. N. F. XI, 1a] (Krüger). — Goetz, Die Quellen zur Geschichte des heiligen Franz von Assisi (Lempp). — Briefsammlung des Hamburgischen Superintendenten Westphal, hersg. Sillem, (Cohrs). — Walther, Das Erbe der Reformation im Kampfe der Gegenwart, 2. Heft (Lobstein). — *Παλανός, Εἶναι ἡ ὀρθόδοξος ἑλληνικὴ ἐκκλησία μόνον κοινωνία λατρείας* (Ph. Meyer). — Mülinen, Die lateinische Kirche im türkischen Reiche (Ph. Meyer). — Kögel, Rudolf Kögel, 3. Bd. (Eck). — Otto, Naturalistische und religiöse Weltanschauung (Reischle). — Graue, Selbstbewußtsein und Willensfreiheit (Joh. Wendland). — Kronenberg, Kant (Elsenhans). — Simmel, Kant (Ders.) — Gönner und Sester, Das Kirchenpatronatsrecht im Großherzogtum Baden (Frantz).

Probenummern der Christlichen Welt
versendet jederzeit unentgeltlich
der Verlag

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu 2 litterarische Beilagen von Professor Lehmann-Hohenberg in Weimar und von der Verlagsbuchhandlung Greiner und Pfeiffer in Stuttgart

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 4 Marburg i. H., den 26. Januar 1905

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Gott unser höchstes Glück — Ein Mann und ein Wort der Verständigung (Schmidt, Zur Entwicklung Jesu) — Zu unsrer Kundgebung zum Fall Fischer. Aus Berlin — Darf die Religionswissenschaft ein Sonderbesitz der Fachleute bleiben? — Der Bruch zwischen Frankreich und dem Vatikan. 4. Die Regierung und die Trennung — Die Abschaffung der Todesstrafe. 1 — Wohlfahrtspflege. Schluß — Verschiedenes: Religiöse Vorträge im Lehrerverein (Bitborn); Was Jedermann von dem Gustav-Adolf-Verein wissen sollte (Pank); Festschriften für Gustav-Adolf-Vereine (Blanckmeister); Für Gustav-Adolf-Vereins-Versammlungen (Kaiser); Bilder aus dem Leben des Heldenkönigs Gustav Adolf (Frost); Feiern wir Gustav Adolf mit Recht als evangelischen Glaubenshelden? (v. Schubert); Zur Steuer der Not im Ruhrkohlengebiet; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Gott unser höchstes Glück

Matth. 13, 44—46

Wir glauben als Christen fröhlich und fest an ein großes schönes Gut, das besser und schöner ist, als was sonst in der Welt Augen und Herzen erfreuen kann. Und ob wir es auch unmittelbar nicht sehen und zeigen können, wir glauben doch daran; denn wenn wir es zeigen könnten, dann wäre es von der Welt, und von der Welt soll es ja nicht sein. Wir können auch nicht gut in Worten davon reden, um es zu beschreiben, wir können nur sagen, wie es uns stimmt und wie es auf uns wirkt. Zwar können wir es nennen; wir sagen Reich Gottes oder Gemeinschaft mit Gott; aber damit ist noch nicht klar geworden, was es ist. Es tut sich uns aber kund in dem heimlichen warmen Gefühl ganz drunten in unserer Seele, mit etwas ganz Festem, Guten und Großen zusammenzugehören. Bald merken wir Nichts davon, aber dann füllt es wieder unsere Seele ganz. Am klarsten wird uns, was wir haben, wenn andere Leute verzweifeln, weil ihnen Dies oder Jenes verloren gegangen ist oder weil sie in der Welt keinen Sinn und Zweck entdecken können. Dann fühlen wir das Feste in uns ganz deutlich. Oder wenn Jemand haltlos auf der abschüssigen Bahn des Bösen von seinen Leidenschaften gejagt dahinstürzt, dann merken wir, dieses Große und Gute in uns würde uns ein Hemmschuh sein. Manchmal zwar steht es auch in uns so fremd da, als gehöre es nicht zu uns, wenn wir uns selbst vergessen: aber dann kommen wir wieder zusammen, wir wissen nicht, zieht es uns an sich oder holen wir es an uns heran. Dann sind wir wieder froh und bekommen unser Gleichgewicht wieder. Wir wissen nicht, wie wir es mit den andern Leuten halten sollen. Am liebsten möchten wir Allen davon sagen, aber dann scheuen wir uns auch wieder davor; nur wenn wir merken, der Andere hat es auch, dann fühlen wir uns ihm gleich näher, und sprechen auch einmal mit ihm darüber.

Das ist die Perle und das ist der Schatz im Acker. Der Eine findet den Schatz so, der Andere so. Mancher zieht aus und sucht. Es fehlt ihm Etwas, er weiß selbst nicht was. Er hat Alles und hat doch Nichts; denn er ist zu der Erkenntnis gekommen, daß Alles Nichts ist. Und weil er eine leise Ahnung hat, daß es doch Etwas für sein inneres Sehnen gibt, sucht er. Und auf einmal findet er die köstliche Perle. Er findet sie an einem Menschen, der so ganz anders drein schaut als alle die leichtsinnigen, stumpfen oder verdrießlichen Gesichter. Oder er findet sie in einem Buch, in einer Kirche oder sonst wo. Und dann möchte er in die Hände klatschen und laut rufen: Heil mir, ich habe gefunden, was ich suchte. Einer geht so für sich hin, wie er alle Tage geht. Auf einmal stößt sein Fuß an den Schatz. Er hat gefunden ohne Suchen. Erst allmählich begreift er sein Glück.

Das ist also ein Finden von sonderlicher Art, wenn einem Gott in seiner Größe und Bedeutung für uns klar und verständlich wird. Aber Finden ist noch nicht Haben. Zum Haben gehört noch das Gewinnen und Behalten. Gott gewinnt man aber erst, wenn man sich erschließt für seine ganze Güte und Größe. Das geht meist recht langsam. Denn unsere Blicke hängen an den andern Dingen der Welt. Dann sind unsere Augen gehalten, daß sie durchaus Nichts von Gott sehen können. Wir müssen anfangen Gott über alle Dinge zu schätzen und zu lieben. Das geht bei dem Einen so, daß er einen Ekel an den Dingen bekommt und darum ein Verständnis für Gott, bei dem Andern aber, daß er zuerst einen Sinn für Gott bekommt und dann einen Widerwillen an den Dingen der Welt. Wenn sich nur allmählich das Herz dazu erhebt, in Gott sein Höchstes und allein Wertvolles zu sehen! Aber die Dinge kommen immer wieder und wollen, daß man sie liebe mehr denn Gott. Ich weiß nicht, ob man damit je fertig wird. Aber das ist gewiß, daß man Gott nicht ganz gewinnt samt Allem, was er uns an Gaben und Gütern zu geben hat, wenn man ihn nicht immer mehr über alle Dinge zu lieben und zu gewinnen strebt. Die Perle und der Schatz ist nur Etwas für den, der hingeht, Alles verkauft, was er hat, und dann das eine köstliche Gut erwirbt. N

Ein Mann und ein Wort der Verständigung

Wer heute den Versuch macht, zur Verständigung im Streite der theologischen Ansichten Etwas beizutragen, muß wohl darauf gefaßt sein, zum Dank von beiden Seiten den Vorwurf der Unentschiedenheit und Halbheit zu vernehmen, hier eine Torheit und dort ein Aergernis zu werden und durch seinen Friedensruf sich unversehens in einen Kampf nach zwei Fronten verwickelt zu sehen. Und eben darum könnte solche „Unentschiedenheit“ am Ende einen ungewöhnlichen Mut entschiedener und selbständiger Stellung verraten. Jedenfalls dürfen wir die tiefe Berechtigung eines solchen Versuchs nicht von vornherein bestreiten in einer Zeit, da vor allem der beiderseitige Mangel einer einheitlich geschlossenen, Tiefe und Weite zusammenfassenden Anschauung die Einigung hindert. Wenn schon Harnacks „Wesen des Christentums“ einst als Versuch zur Verständigung für möglichst viele Gruppen gemeint war, so kommt jedenfalls jetzt, nachdem die mehr scheidende als einigende Wirkung jenes Buches zur Genüge erwiesen ist, die Schrift von

Pastor Hermann Friedrich Schmidt in Cannes „Zur Entwicklung Jesu“ (Basel, Helbing und Lichtenhahn 1904, 1 Mk.) zur rechten Zeit, wenn sie, in Anknüpfung an Harnack, an diese alte und doch immer neue Aufgabe mit neuen Mitteln sich heranwagt.

Man sage nicht, der Versuch sei mit untauglichen Mitteln unternommen, sofern die Schrift, worauf gleich das Vorwort vorbereitet, kein geschlossenes Ganze, sondern eine Sammlung bei verschiedener Gelegenheit entstandener Aufsätze bildet. Im Grunde sollte es nur ein günstiges Vorurteil erwecken, daß hier nicht ein Gelehrter, nachdem er schrecklich viel gelesen, am Schreibtisch Etwas zusammengeschrieben hat, sondern daß in dieser Schrift „aus seelsorgerlichen Nöten und eigenem Herzensbedürfnis“ herausgewachsene, mitten in praktischem Wirken gereifte, vom Krankenlager aus diktierte Aeußerungen von inhaltsschwerer Kürze vorliegen. Persönliche Bekanntschaft begründet hier mehr als nur günstiges Vorurteil. Wem es Ernst ist mit dem Ruf nach Persönlichkeit — tiefbegründet, weil unsere theologischen Gegensätze weithin religiöse Gegensätze sind — der muß vor einer Erscheinung stille halten, die eine so wunderbare Lebenseinheit der theoretischen Gegensätze bedeutet. Wir müßten den Fall konstruieren, wenn er hier nicht Tatsache wäre: ein Mann von ausgesprochen wissenschaftlicher und ästhetischer Veranlagung wird durch ein schweres Leiden aus der begonnenen akademischen Laufbahn herausgerissen und, nur als Kurprediger im stande weiter zu wirken, wird er zum religiösen Praktiker echtester Art, im Tragen eigener Leiden, im Miterleben fremder Nöte, im Schaffen tatkräftiger Abhilfe. Dabei aber verfolgt er, am Spezialstudium verhindert, mit völlig ungebrochener wissenschaftlicher Unbefangenheit die theologische Entwicklung wie von einer höheren Warte, die ihm, mag auch manches Einzelne ihm entgehen, sicher einen vorurteilsfreieren und in mancher Beziehung tieferen und weiteren Blick ermöglicht als Schreibtisch, Lehrstuhl oder auch heimische Kanzel. Man wird nicht leicht eine Predigtsammlung finden, in der das Schöpfen aus der Tiefe religiösen Lebens so eng mit positiver Anerkennung und Verwertung wissenschaftlicher Kritik und mit feinem Verständnis für die sozialen Probleme der Gegenwart verbunden ist, wie in Schmidts „Christuspostille“ (in vier Bänden beim selben Verlag). Nur als Ausdruck dieser eigenartigen persönlichen Stellung kann auch die vorliegende kleine Schrift recht gewürdigt werden.

Wer die eigene Stellung für vollkommen hält, wird einem Verständigungsversuch wenig Empfänglichkeit entgegenbringen. Allein — keine Kritik ohne Selbstkritik; nötiger als der Hinweis auf die Fehler der anderen Seite ist uns die Klarheit über die eigenen Mängel. Worin besteht nun, unter Beschränkung auf das hier behandelte Gebiet der neutestamentlichen Theologie, die Notlage auf unserer Seite? Man kann durch ganz Deutschland reisen — überall treten zwei engverbundene Uebelstände in der Stellung des modernen Theologen zum Neuen Testament zu Tage. Wir leiden an einer mikroskopischen Betrachtungsweise, die vorzüglich Unterschiede und Gegensätze aus dem Text heraus-, vielfach auch in den Text hineinliest; aber darüber verlieren wir die Kraft, die gemeinsamen Lebensströme durchdringend und überschauend zu erfassen. Ueber dem erstaunlich entwickelten analytischen Denkvermögen droht das synthetische Denken zu verkümmern; notwendig, da man trotz redlichen Suchens nach dem einheitlichen Wesen des Christentums doch meist bei den mannigfachen und scheinbar widerspruchsvollen Erscheinungen stehen bleibt. Trotz der Fortschritte in der Richtung eines ästhetischen Hineinlebens in die Dinge, die etwa der Name Wernle gegenüber Holtzmann beleuchtet, wirkt die Oberflächenbetrachtung noch nach in jener bedenklichen Stimmung, die als zweiter Uebelstand unserer Lage daraus mit Naturnotwendigkeit resultiert: es ist jenes Gefühl grenzenloser Unsicherheit über die historische Glaubwürdigkeit so ziemlich aller Nachrichten über Jesus, eine Stimmung, die man am liebsten nur mündlich äußert, die man selbst durchgemacht haben muß, um ihren lähmenden Einfluß zu ermessen, eine Stimmung, von der aus Kalthoffs Auffassung des Christentums beinahe noch eine positive Leistung bedeutet. Fast eine Großmacht heutzutage — und doch eine Stimmung nur, eine — schließlich ganz gesunde — Entwicklungskrankheit, die mit wissenschaftlicher Erkenntnis ziemlich wenig zu tun hat, die uns aber zu dem Ergebnis drängt, daß Kritik allein, daß eine historisch-psychologische Methode allein, so nützlich und unentbehrlich sie ist, uns das Wesen des Christentums fast ebensowenig erfassen läßt, als blindes Vertrauen auf die Tradition.

Aber was ist nun die Kraft, die über jene Stimmung hinaus zum Ziele führt? Es ist eine Kraft, die, vielfach in eine Aschenbrödelstellung gedrängt, heute wieder erfolgreicher als lange um ihre Anerkennung ringt, bei Schmidt aber in beherrschender und siegreicher Rolle auftritt. Es ist die miterlebende und nachschaffende religiöse Phantasie — nicht nur die ästhetische Anempfindung — die im Bunde mit der Kritik das Werk vollbringt. Dieses Verfahren verdiente es, als prinzipiell berechtigt in der Wissenschaft anerkannt zu werden: es überwindet die Methode der Oberflächen und Punkte durch lebendiges, zentrales und einheitliches Erfassen des Wesentlichen, und es überspringt den Schatten dieser Methode, die Skepsis, durch ein neues Vertrauen zur Geschichte, das ein notwendiges Mittelglied zwischen historischer Wahrscheinlichkeitsannahme und religiöser Gewißheit bildet. Dies Vertrauen gründet sich auf die alte Wahrheit, daß Gleiches durch Gleiches erkannt wird, und da ist, die technische Vorarbeit der Kritik in allen Ehren, das Erleben des religiösen Praktikers dem neutestamentlichen Gegenstande doch unendlich näher verwandt, als das Studium des akademischen Theoretikers. Irgend einen Glauben an eine vernünftige Ordnung der Dinge, an eine gemeinsame, an verschiedenen Punkten des Geschehens zur Erscheinung kommende Wahrheit setzt ja doch jedes wissenschaftliche Verfahren voraus.

Und nun, was für Ausblicke finds, die uns Schmidt auf diesem Wege erschließt?

Mit dem Thema „Entwicklung Jesu“ ist die Stelle bezeichnet, wo der Streit der Meinungen ins innerste Heiligtum des Christentums, in das Selbstbewußtsein Jesu, eindringt, wo zugleich der meistgebrauchte und meistumstrittene Begriff des modernen Denkens in Frage kommt. Nicht gegen seinen Gebrauch, sondern gegen seinen Mißbrauch an dieser Stelle wendet sich Schmidt. Als typisch greift er die von dem Historiker Breißig mit Berufung auf Oskar Holtzmann ausgeführte Darstellung heraus, wonach Jesus in der Zeit des öffentlichen Wirkens eine Entwicklung von äußerlicher zu innerlicher Auffassung des Himmelreichs, vom Prophetentum zum Messiastum, von der Hoffnung weltgeschichtlichen Wirkens zur Todesbereitschaft durchgemacht haben soll. Die Unklarheit des solchen Konstruktionen der Entwicklungsfanatiker zu Grunde liegenden Entwicklungsbegriffs wird zunächst kurz und schlagend nach der ethischen Seite hin beleuchtet: an eine so tief- und weitgehende Entwicklung könnte man etwa in der Jugendzeit, in den „Entwicklungsjahren“, denken; bei dem reifen und klaren Charakter Jesu wäre eine solche Verschiebung der Grundlagen seines Selbst- und Berufsbewußtseins in der kurzen Zeit seines öffentlichen Wirkens ein moralisches Unding — damals konnte die Entwicklung nur noch im Ziehen aller Konsequenzen des feststehenden Messiasideals bestehen. Tiefer noch geht die Richtigstellung nach der metaphysischen Seite hin: daß die gewöhnlich mit dem Entwicklungsbegriff verbundene Vorstellung von einem Wachstum nur aus sich selbst und der Umwelt heraus der Eigenart des religiös-sittlichen Lebens nicht gerecht wird, sondern daß die Aufnahme einer überweltlichen Kraft (so besonders in der Taufe Jesu) wesentlich dazu gehört. Man findet bei Eucken eine tiefgehende philosophische Begründung dieser Korrektur des Entwicklungsbegriffs, wonach Entwicklung nicht im Gegensatze zur Offenbarung, sondern als Form der Offenbarung, als im Kampf sich vollziehende Durchsetzung der überweltlichen Geistigkeit in der Erscheinungswelt gefaßt wird.

Worin besteht nun aber nach Schmidt die in der Stunde des Auftretens wesentlich abgeschlossene wahre Entwicklung Jesu? Schmidt faßt seine Ansicht in die Worte zusammen:

Seine regelmäßigen Osterbesuche in Jerusalem, seine Vertiefung in die Propheten und in den Gegensatz derselben zur herrschenden Schule, die immer klarer aufsteigende Erkenntnis, daß ihn, der nach

Art eines Propheten einherging, auch der Propheten Schicksal treffen werde, und der Trost, den er für solchen Tod in Jesaias 53 fand — welches Kapitel er zur Seele seines Messiasideals machte — geben Anhalt genug für diese Entwicklung.

Er konzentriert sich dann fast ganz auf die Darlegung des einzigartigen Einflusses, den Deuterojesaias*) auf Jesu prophetisch-messianisches Selbstbewußtsein gehabt haben muß — eine höchst folgenreiche Anschauung, durch die gegenwärtige Schätzung jenes Propheten uns Allen nahegelegt, aber wieder durch die Betonung des apokalyptischen Messiasideals und allerlei Bedenken zweiten Ranges zurückgedrängt, wohl nirgends so gründlich und ausgiebig verwertet, wie hier und noch mehr in Schmidts Predigtsammlungen („Christuspostille" und „Die messianischen Psalmen und Weissagungen"). So berechtigt die Ablehnung mechanischer Verwendung messianischer Weissagungen ist, — durch eine Mißachtung der Beziehungen zwischen Propheten und Neuem Testament geht, wie Schmidt sagt, „der Schlüssel zum Verständnis des Lebens und Leidens Jesu verloren". Jetzt ist die Aufgabe, diesen Zusammenhang als einen psychologisch vermittelten wiederherzustellen. Daß Schmidt auch die Weissagungen psychologisch faßt, zeigt die Stelle:

Es sind die Stimmen der tiefsten Sehnsucht des menschlichen Herzens, die darin sich vernehmen lassen. Indem sie im Gebet vor Gott laut wurden, empfingen sie göttliche Antwort. So wurden Ahnungen zu Weissagungen geprägt.

Es ist Viel, was Schmidt mit diesem Schlüssel aufschließt, den Meisten wird er damit zu Viel, aber doch Manchen Etwas bringen. Er macht auf Grund der Vertiefung Jesu in jene Prophetie die Geschlossenheit seines Selbst- und Berufsbewußtseins glaubwürdig, d. h. Jesu Gewißheit eines rein geistigen, leidenden und doch zuletzt welterobernden Messiastums vom ersten Auftreten an; er deutet in gesunder Reaktion gegen die herrschende Neigung, die Unterschiede zwischen Jesus und Paulus zu Gegensätzen zu steigern, die gemeinsame, in Deuterojesaias angebahnte Grundrichtung an; er macht endlich (die zweite Auflage soll hier Näheres bringen) beachtenswerte Versuche, in das Dunkel der eschatologischen Reden, an denen man heutzutage allmählich verzweifelt, mit Hilfe deuterojesaianischer Stellen Licht zu bringen. Alles in Allem — eine kühne Hypothese, auf religiöse Phantasie im Bunde mit kritisch-psychologischer Methode gestützt, an Wahrscheinlichkeitsgehalt andern modernen Darstellungen zum mindesten gewachsen, eine Auffassung, die an manchen Stellen ein neues, warmes und klares Licht auf den alten Stoff wirft, die einen großen und tiefen Zusammenhang religiösen Lebens und Denkens vor uns erschließt. An das Bisherige reiht sich dann lose ein Abschnitt „Der Sohn Gottes nach der Auffassung Jesu", von historischem Boden aus die Dogmatik streifend. Hier wird Schmidt zum Verteidiger Harnacks gegenüber Kähler. Dieser hat verkannt, daß Harnack mit seinem Wort, Jesus gehörte nicht ins Evangelium, nur eine bestimmte Lehre über Jesus als Stück des Evangeliums, nicht die Person Jesu als Kraft desselben beseitigen will. Um aber das Letztere zu sichern, hält Schmidt für nötig, daß bestimmter als unter Modernen üblich, eine feste Wertschätzung Jesu der Predigt des Evangeliums zu Grunde gelegt wird. Von der Unzulänglichkeit aller philosophisch geprägten Lehren über diesen Wert ist er tief durchdrungen:

Nicht das Naturwesen Jesu, sondern sein Wert, den er für Gott hat, kommt in erster Linie in Betracht.

Hier ist nun freilich die Gefahr besonders groß, daß kein Teil zufrieden ist. Den Konservativen wird der Begriff „Wert", der ganz unphilosophisch gemeint ist, doch wieder nach Kant und Ritschl riechen, die Modernen werden vor Jesu Wert für Gott — nicht für Menschen zunächst — stutzen. Allerdings ist damit eine metaphysisch-religiöse, nicht eine historisch-religiöse Aussage über Jesus gemacht. Aber bricht sich nicht immer allgemeiner die Erkenntnis Bahn, daß wir ohne irgend eine Art von Metaphysik nicht auskommen? Jedenfalls dürfte die schlichte, biblisch bedeutsame Aussage vom einzigartigen Wert des geliebten, eingeborenen Sohnes für den Vater zum mindesten als zeitweilige gemeinsame Basis sich sehr wohl eignen. Die unter allen Umständen festzuhaltende Mittleridee fordert ja Jesu einzigartigen Wert nicht nur für uns, sondern auch für Gott. Wie weit man dann Schmidt weiter darin folgen kann, daß er auf dieser Grundlage eine Erlösungslehre aufbaut, die mit Ritschl im Gegensatz zur Orthodoxie die Verwendung rein ethischer Kategorien gemeinsam hat, aber ihren Standort nicht in der sittlichen Tat Jesu, sondern der sittlichen Tat Gottes, der Hingabe des Teuersten, nimmt und damit Jesus wieder mehr zu einem Stück als zur Kraft des Evangeliums macht, ist eine andere Frage. Auch über die damit zusammenhängende Wertlegung auf die Anbetung Jesu mag man verschiedener Meinung sein. Aber mögen hie und da die Gegensätze nur verbunden, nicht innerlich überwunden sein — überall finden wir eine Harmonie sonst feindlicher Kräfte, die uns eine völlige Vereinigung mindestens ahnen läßt. Dies harmonische Bild scheint ja nun wohl allzu bunt gewirkt zu sein, wenn Schmidt das Zusammenwirken der pietistischen, orthodoxen und historisch-kritischen Richtung zum Gedeihen der Kirche für notwendig erklärt. Aber betonen wir auch den Unterschied gegenüber Pietismus und Orthodoxie, wie sie einmal sind, schärfer als Schmidt — was er meint, ist eine tiefe Wahrheit, die auch unter uns sich heutzutage immer mehr Bahn bricht. Mit der historischen und psychologischen Wahrheit haben wir die Wahrheit an sich noch nicht in uns aufgenommen, da müssen andere Kräfte mitwirken: man sagt nur statt „pietistisch" auch nicht sehr zutreffend „mystisch" und meint damit ein nach innen und außen aktives Leben in überweltlicher Kraft, und statt „orthodox" etwa „systematisch" und wird bald offen „metaphysisch" sagen und des großen Philosophen — wir nannten ihn oben — auch nicht weiter zu warten brauchen, nach dem sich Schmidt mit Vielen sehnt, „um wieder große theologische („philosophische" ist Druckfehler) Denker zu bekommen."

Die „Kirchlichen Schlußfolgerungen" und die Bitten an Moderne und Konservative, die den Abschluß der Schrift bilden, enthalten neben wenigem Weithergeholten und Undurchführbaren eine Fülle gesunder Anregungen, darunter sogar ein Parallelformular zum zweiten Artikel des Apostolikums, das Jesu Berufswirken mit Bibelworten vielseitig und doch einheitlich charakterisiert. (Dabei sind durch ein schlimmes Korrekturversehen nach „Jesum Christum" die Worte „Gottes eingeborenen Sohn, unsern Herrn" ausgefallen.) Diese Vorschläge verdienten wohl als Grundlagen für weitere Erörterung im Auszug hier abgedruckt zu werden.

Aber dem Ziel des Verfassers, der Verständigung, können wir nur dann näher kommen, wenn wir nicht an Einzelheiten hängen bleiben, sondern den Geist der Schrift, jenes über den Gegensätzen stehende persönlich religiöse Leben in ihr auf uns wirken lassen, das sich besonders treffend in den Worten kundgibt:

Die Religion soll dem Menschen den festen Halt geben und das Bleibende und Ewige inmitten des Wechsels zur Darstellung bringen. Aber das Feste soll ein Lebendiges sein! Nicht der tote Fels, sondern der grünende Eichbaum, der da wächst und wird, einatmet und ausatmet, in dessen Schatten die Seele nicht bloß vor der Hitze geschützt ist, sondern Erquickung und Lebensluft einnimmt, ist unser Ideal!

„Habe Liebe und tue was du willst" sagt Augustinus. Sollten wir nicht eben so kühn sagen dürfen: Habe den Herrn Jesum von ganzem Herzen lieb und glaube über ihn, was du willst; er selbst wird sich dir offenbaren.

Otto Gerok

*) Jes. 40—66. D H

Zu unsrer Kundgebung zum Fall Fischer

Aus Berlin

Zu der von D. von Soden und mir zugleich für unsre Freunde von der Christlichen Welt veröffentlichten Kundgebung seien, wie es die Lage der Dinge erfordert, einige Worte hinzugefügt. Nicht um den Fall Fischer in seinen Einzelheiten näher zu erläutern, sondern um die Motive herauszuheben, die uns zu jener Kundgebung geführt haben.

Es war uns von Anfang an ausgemacht, daß der Bescheid

des Königlichen Konsistoriums, zunächst an D. Fischer gerichtet, durch die Art seiner Veröffentlichung eine Tragweite gewinne, die sich nicht mehr auf den Empfänger beschränke, und daß er zugleich durch seine Beweisführung wichtige gemeinsame Interessen des geistlichen Amtes aufs unmittelbarste berühre, für die wir einzutreten hätten.

Der erste unsrer beiden Sätze, die persönliche Behandlung D. Fischers betreffend, bedarf kaum einer Begründung.*) Als wir jung waren, waren wir sehr empfänglich dafür und verstanden es als liebreiche Konzession, wenn man uns gelegentlich in schwierigen Fällen auf unsre Entwicklungsfähigkeit und wahrscheinlich auch „-Bedürftigkeit" hinwies. Denn darin lag ein Akt der Freundschaft, der Teilnahme, des Verständnisses, der Geduld, etwa in dem Sinn, wie der alte Barbyer Seminardirektor Zembsch dem jungen Schleiermacher zugestand, er wisse wohl, „daß ein Theologus nicht anders wird als durch den Zweifel". Wenn man uns heute dasselbe widerfahren ließe, würden wir Bedenken tragen, der Rede Gehör zu geben, nicht weil wir jemals aufhören könnten, mit uns und der uns befohlenen Sache zu Rate zu gehen und immer wieder zuzulernen, sondern weil der Entwicklungsgedanke nunmehr der pädagogischen Beweiskraft entbehrt und darum nur noch als herabsetzende Kritik unsrer gesamten Lebensarbeit von uns und auch von Andern empfunden würde. Hier tritt das Wort des Apostels in Kraft, das auch jeder Pfarrer eines Tages soll von sich sagen können: Als ich aber ein Mann ward, tat ich ab, was kindisch war.

Ausführlicher muß die Motivierung des zweiten Satzes sein. Sie führt, über seinen bloßen Wortlaut hinausgehend, zu einer Analyse des Konsistorialbescheides im Ganzen und nach den ihm zu Grunde liegenden Gesichtspunkten im Einzelnen. Tritt dabei der persönliche Standpunkt dessen, der in diesem Augenblick gerade die Feder führt, naturgemäß etwas stärker hervor, so überwiegt doch bei Weitem die uns gemeinsame Fragestellung, das zu treffen und es so zu sagen, was und wie es mit der Kirche, die wir lieben, verträglich und ihr dienlich ist. Da sei denn vorweg dankbar anerkannt, daß der Bescheid unterlassen hat, ein förmliches Disziplinarverfahren herbeizuführen, und daß er, um dies zu ermöglichen, zwischen Aussprachen theologisch wissenschaftlicher Art und solchen innerhalb des amtlichen Wirkens unterschieden hat. Dies ist gewiß ein großer Fortschritt, den wir mit Freuden begrüßen dürfen. Aber der Bescheid enthält daneben Sätze, die diese Unterscheidung wieder aufzuheben drohen. Er gelangt auch zu Urteilen allgemeiner Art, die darum tief beunruhigend wirken, weil ihrer Anwendbarkeit auf alle möglichen anderen Fälle keine erkennbare Grenze gezogen ist.

In letztgenannter Beziehung weisen wir darauf hin, daß der Bescheid an mehreren Stellen von dem wahren Wesen der christlichen Religion, vom Glauben und Bekenntnis der Kirche, von dem allgemeinen Glauben der Christenheit, von der in dem kirchlichen Glauben stehenden Gemeinde redet, ohne eine Anleitung darüber zu geben, in welchen als wesentlich zu betrachtenden Merkmalen Glaube und Bekenntnis beschlossen sind. Die Annahme, es handle sich nach Lage der Dinge lediglich um die Abwehr bestimmter Meinungen, und somit sei deren Gegenteil als das Wesen des Christentums anzusehen, wird durch den Umstand erschwert, daß jene Meinungen im Einzelnen nicht genannt sind. Wir halten es für ausgeschlossen, daß Alles in dem Fischerschen Vortrag von dem Verwerfungsurteil des Bescheides gleichmäßig betroffen werden kann. Ein Satz wie der auf S. 6 des Vortrags: „Auch wo die Religionslehre nur Beschreibung der religiösen Vorgänge ist . . ., wird sich ein Ganzes religiöser Deutungen als eine Lehre ergeben, wobei es gewiß nicht gleichgültig ist, in welchen Ausdrücken gedeutet wird, vielmehr eine energische und tüchtige Lehrhaftigkeit gefordert wird, um in Klarheit der Anschauung die Gefühle und Erlebnisse innerer Art vor Verwirrung und Verflüchtigung zu schützen," dürfte z. B. im konfessionellen Lager allseitiger Zustimmung begegnen. Aber auch davon abgesehen reicht eine bloße Verneinung nicht aus, um die entsprechende Bejahung zu ersetzen. Erwägt man ferner, in wie mannigfaltiger Weise während des letzten Menschenalters bis in die neueste Zeit das Wesen des Christentums zur Darstellung gelangt ist, wie unter der Zustimmung der Einen und unter dem Widerspruch der Andern die nachprüfende Forschung auf diesem Gebiet tatsächlich Rechte und Pflichten geübt hat, die, einerlei ob ihr Ergebnis der kirchlichen Ueberlieferung näher oder ferner stand, nicht wohl beanstandet werden konnten, so fällt auf die Stellungnahme des Bescheides, als sei das Wesen des Christentums nach seiner theoretischen Seite ein für allemal feststehend, keiner weiteren Erläuterung bedürftig und schlechtweg der Entscheidung der kirchlichen Behörden unterstellt, der Schein bedrückender Willkür. Es könnten danach auf dem historischen Gebiet abweichende Beurteilungen einzelner umstrittener Heilstatsachen von vornherein und ohne besonderen Nachweis, nur kraft des allgemeinen Votums, als unkirchlich und unchristlich, als dem Glauben und Bekenntnis widersprechend hingestellt werden. Dasselbe gilt auf dogmatischem Gebiet, dem die Aeußerungen des D. Fischer vorzugsweise angehören. Daraus erwächst aber auch dem treuesten Vertreter der evangelischen Theologie im Pfarramt die Gefahr, auf Grund so allgemeiner Annahmen an irgend einem Punkt seiner theologischen Ueberzeugungen auf dem gleichen Widerspruch gegen Glauben und Bekenntnis befunden zu werden, ohne daß er in die Lage versetzt ist, diesen Befund zu prüfen.

Der Bescheid des Kgl. Konsistoriums zieht weiter die Folgerung, daß die Ausführungen des D. Fischer, da sie das vorausgesetzte Wesen des Christentums nicht nur nicht teilen, sondern bekämpfen, zu der Erwartung führen, die das Kgl. Konsistorium für sich in Anspruch nimmt, er werde bei dauerndem Festhalten daran das Amt freiwillig niederlegen. Wir betonen

*) Die Erklärung (Beiblatt zu voriger Nummer) lautete:

„Der Bescheid des Königlichen Konsistoriums der Provinz Brandenburg an den Pfarrer D. Fischer, dem die Behörde selbst durch Mitteilung an den Gemeindekirchenrat im vollen Wortlaut den Charakter eines öffentlichen kirchenregimentlichen Aktes verliehen hat, erfüllt die Unterzeichneten und ihre Freunde mit schwerer Besorgnis und veranlaßt uns, sie, zumal uns auch aus unsern Gemeinden Beunruhigung darüber entgegentritt, zum öffentlichen Ausdruck zu bringen.

„Es ist namentlich Zweierlei, worüber wir nicht schweigen dürfen.

„Wir empfinden die Behandlung, die hier einem bejahrten und in seinem Amt verdienten Geistlichen zu Teil geworden ist, als ob er ein unfertiger junger Mann wäre, als eine Herabsetzung des geistlichen Standes in der Oeffentlichkeit.

„Nicht minder beklagen wir, daß durch mehrere Ausführungen in dem ergangenen Bescheid der verbreitete, die Wirksamkeit der Geistlichen in den weitesten Kreisen lähmende Verdacht, diese würden durch ihre vorgesetzten Behörden an dem wahrheitsgemäßen Ausdruck ihrer in ehrlichem Ringen gewonnenen Ueberzeugung gehindert, neue Nahrung und scheinbar authentische Bestätigung erhält.

„Berlin, 15. Januar 1905. D. Scholz D. von Soden."

Der Bescheid des Konsistoriums an Pfarrer Fischer sei ebenfalls hier wiedergegeben:

„Sie konnten sich kaum verhehlen, daß Ihre Ausführungen in dem in Rede stehenden Vortrag das religiöse Gefühl aller bekenntnistreuen Gemeindeglieder auf das tiefste verletzen und ein weithin gehendes Aergernis verursachen würden.

„Da dieselben aber den Eindruck nicht nur mangelnder Besonnenheit, sondern auch unzugänglicher christlich-theologischer Durchbildung, Klarheit und Reife machen, so glauben wir annehmen zu dürfen, daß Sie sich noch in einem Entwicklungs- und Uebergangsstadium befinden, aus welchem es Ihnen mit Gottes Beistand gelingen kann sich zu einer Erfassung des wahren Wesens der christlichen Religion hindurchzuarbeiten.

„Sollten Sie im Gegenteil sich endgültig auf dem gegenwärtigen Standpunkt befestigen, so müssen wir erwarten, daß Sie die Folgerung ziehen und Ihr Amt in einer Kirche, deren Glauben und Bekenntnis Sie nicht nur nicht teilen, sondern sogar bekämpfen, freiwillig niederlegen.

„Jedenfalls geben wir Ihnen zu bedenken, daß wir es nicht dulden würden, wenn Sie in Ihrem amtlichen Wirken ähnliche, dem allgemeinen Glauben der Christenheit widersprechende Behauptungen zum Ausdruck bringen würden, und machen es Ihnen zur Pflicht, Alles zu vermeiden, was geeignet ist, das religiöse Gefühl der in dem kirchlichen Glauben stehenden Gemeinde zu verletzen.

Steinhausen."

Inzwischen haben Pfarrer D. Kirmß und Genossen in dieser Sache eine Eingabe an den Evangelischen Oberkirchenrat gerichtet, deren Inhalt sich mit dem der Scholz-Soden'schen Erklärung im Wesentlichen deckt. Sie ist abgedruckt in Nr. 4 der Chronik der Christlichen Welt. D H

noch einmal, daß der Maßstab nicht gegeben ist, um diese Erwartung sicher zu begründen. Aber auch wenn wir die christologischen Aeußerungen D. Fischers als den vielleicht springenden Punkt in den Erwägungen des Kgl. Konsistoriums herausgreifen wollen, vermögen wir der Folgerung des Bescheides nicht zuzustimmen, sehen vielmehr in jener Erwartung ein Vorgreifen gegenüber der persönlichen Verantwortung, die dem Träger des geistlichen Amtes zukommt, Theologie und kirchliches Leben für sich ins Einvernehmen zu setzen. Wir verhehlen keineswegs, daß die christologische Position, die D. Fischer einnimmt, auch unsern Widerspruch findet. Wir halten dafür, daß der Offenbarungscharakter der christlichen Religion an diejenige Schätzung Christi gebunden ist, die ihn auf die Seite Gottes stellt, und daß die Kraft der christlichen Frömmigkeit auf einer solchen Anschauung seiner Person beruht, durch die er als das Urbild der Gottesliebe erfaßt wird. Wir sind der Meinung, daß die evangelische Kirche als Gemeinschaft des Glaubens und Gemeinschaft des Gottesdienstes die ihr anvertrauten Güter der Reformation entwerten würde, wenn sie auf jene grundlegende Voraussetzung verzichtete. Aber wir sprechen es offen aus, daß uns für diese tiefgreifenden Gegensätze die innere Auseinandersetzung nach rein sachlichen Gründen als die einzig mögliche Form erscheint. Ins Kirchenregimentliche übersetzt ergäbe sich der Kanon, an dessen Zukunftskraft wir glauben, daß Anschauungen wie die des D. Fischer in der Kirche ertragen werden müssen, so lange ihr Vertreter von dem eingenommenen Standpunkt aus und, wie er meint, mit Hülfe dieses Standpunktes der Kirche mit innerer Freudigkeit dient, weil er ihr dienen *will*. Damit verlegt sich der Schwerpunkt der Entscheidung auf das Gebiet des Gewissens, das zwar durch Zusprache beraten, aber niemals durch Drängen Anderer, auch nicht der kirchlichen Behörde, wider Willen gemacht werden kann.

Der Bescheid des Kgl. Konsistoriums kommt zu dem Schluß, es sei Pflicht, Alles zu vermeiden, was geeignet ist, das religiöse Gefühl der in dem kirchlichen Glauben stehenden Gemeinde zu verletzen. Dieser Satz läßt die Auslegung zu, daß er auf das amtliche Wirken Bezug hat, womit wir uns zufrieden geben würden. Er läßt aber auch die Auslegung zu, daß Vorträge, wie D. Fischer sie gehalten hat, unter das pflichtmäßig zu Vermeidende gehören, wodurch die Unterscheidung von amtlichem Wirken und theologischer Kundgebung wieder zurückgenommen wäre. Wir bedauern, daß grade an dieser wichtigen Stelle der Bescheid nicht hinreichend deutlich ist. Indem er die zweite jener Auslegungen zuläßt, kann er dahin verstanden werden, als solle gegen den gehaltenen Vortrag noch einmal Nachsicht geübt, die etwaige Wiederholung aber eines solchen oder ähnlicher Vorträge unter allen Umständen geahndet werden. Was einem Vortrag recht ist, würde einer litterarischen Kundgebung billig sein. Der Schluß daraus liegt nahe. Er würde auf einen Zustand der Unfreiheit hinführen, dem zwar das theologische Denken erlaubt, seine öffentliche Aussprache aber verboten wäre, auch wenn ihr Gepräge und die sie begleitenden Umstände alle Zeichen der Sachlichkeit und Selbstbeschränkung an sich trügen. Und dies widerführe dem theologischen Redner oder Schriftsteller aus der Rücksichtnahme auf eine Gemeinde, zu der er gar nicht geredet hat, deren religiöses Gefühl er also nicht unmittelbar verletzen konnte. Wir fügen hinzu, wie außerordentlich eng das religiöse Gefühl zuweilen sich darstellt, wie wenig begründet, ja oft künstlich herbeigeführt der Fall des Aergernisses liegen kann, und wir stehen nicht an, der an sich unerfreulichen Möglichkeit, religiöse Gefühle zu verletzen, die andre ebenso unerfreuliche Möglichkeit entgegenzusetzen, nach welcher die Zuverlässigkeit, Glaubwürdigkeit und Wahrhaftigkeit des zum Schweigen verurteilten Theologen im Prediger in ernste Zweifel genommen werden könnte.

Das sind in Kürze die wichtigsten Erwägungen, die uns bewogen haben, neben den ersten die persönliche Behandlung D. Fischers betreffenden Satz unsrer Kundgebung den zweiten sachlichen zu stellen. Es würde unsre Kompetenz überschreiten, weiter zu gehen und, wie es ja wohl nahe liegen könnte, den ferneren Verlauf dieser Angelegenheit erraten, geschweige beraten zu wollen. Hermann Scholz

Darf die Religionswissenschaft ein Sonderbesitz der Fachleute bleiben?

Vorbemerkung des Herausgebers. Der Bandausgabe seiner „Religionsgeschichtlichen Volksbücher“, dem ersten Band, hat Lic. Schiele ein Vorwort vorausgeschickt, das wir — in freier Ueberarbeitung — hier wiedergeben. Es war zu erwarten, daß es Vielen, die die Volksbücher im Einzelnen beziehen, unbekannt bleiben würde. Das schien uns bedauerlich, und so baten wir den Verfasser, seine Worte in der Christlichen Welt zu wiederholen. R

Warum in neuerer Zeit die vielen Bücher theologischen und religionswissenschaftlichen Inhalts nicht für die Theologen, sondern fürs Volk? Sollte es nicht besser sein, man bliebe grundsätzlich dabei: das Theologische den Theologen, das Kirchliche dem Volk?

So gewiß eine Wissenschaft nur durch Männer vom Fach betrieben werden kann, so ungesund ist es doch für die lebendige Kultur eines Volkes, wenn sich der wissenschaftliche Betrieb *ausschließlich* in dem Fachkreis der Gelehrten abspielt. Vielmehr vermag ein gebildetes Volk sich nur dann seine Kultur zu bewahren, wenn die Nichtfachleute Interesse — nicht bloß Interessen — an der Arbeit der wissenschaftlichen Fachleute haben; und so erwächst dem Gelehrten gegen sein Volk die Pflicht, allen denen, die an seinen Arbeiten in geistiger Regsamkeit Anteil nehmen wollen und können, nun auch Anteil daran zu geben, soviel er vermag. Ihm selbst bringt das Heraustreten aus dem engen Fachkreise unter das Volk neue Anregung und Erfrischung, Klarheit und Sachbeherrschung, Zucht und Mut; aber auch ohne allen diesen Lohn ist es einfach seine Pflicht.

Die Pflicht, so an das Volk zu gehn, ist besonders ernst für den Religionsforscher. Ihm ist, wie wenigstens er selbst wissen muß, das heiligste der Kulturgüter anvertraut — wenn nicht mehr! So darf er auch hinter den anderen Wissenschaftlern, die am Volk ihre Pflicht tun, nicht zurückstehen; zumal nicht in unserer Zeit. Denn lebhafter als je ist heute in unserem Volke das Gefühl dafür erwacht, daß alle Kultur unausstehlich ist, die nicht auf Religion sich gründet, die nicht auf dem Glauben ruht an den unmeßbaren Wert des einzelnen Menschen und an das Geborgensein dieses Wertes in einer unendlichen Güte und Kraft.

Die Pflicht besteht aber nicht darin, daß nun der Religionsforscher die Religion „verteidige“, daß er sogenannte Apologetik treibe. Zu seiner Berufspflicht kann Nichts gehören, was nicht zu seinem Berufe gehört; und „Apologetik“ gehört so wenig zum Berufe der Religionswissenschaft, wie es eine apologetische Mathematik oder Anatomie oder Historie gibt. Der Religionsgeschichtler hat vielmehr dem Volke ohne alle Hintergedanken zu sagen, zu welchen Ergebnissen ihn seine Berufsarbeit geführt hat, und auf welchem Wege er zu den Ergebnissen gekommen ist. Das ist Alles. Mögen seine Mitteilungen den Glauben an die Wahrheit der Religion erschüttern; er darf das nicht verhüllen und nicht abschwächen. Mögen sie den Glauben bestätigen: er darf daran keine Ueberredungsversuche knüpfen. Sondern er gibt mit ernster Offenheit und ohne alle Tendenz Kunde von dem, was ihn und seine Mitforscher methodische Forschung hat finden lassen. Wie es für sein religionshistorisches oder theologisches Forschen keine anderen Grundsätze gibt als die eine Methode der „weltlichen“ Geschichtsforschung überhaupt, so auch für die Mitteilung dieses Forschens ans Volk keine andere als die eine „weltliche“ Regel: Sei aufrichtig! Weder die Rücksicht auf die „Schwachen“ im Glauben, die Aergernis nehmen könnten, noch viel weniger irgendwelcher Opportunismus darf die Aufrichtigkeit irgendwie einengen, darf ihr auch nur den geringsten Abstrich machen; denn jeder Abstrich verfälscht sie. Wiegt der Schaden, den schon die leiseste Unwahrhaftigkeit schlägt, nicht viel schwerer, als selbst das größeste „Aergernis“, das je ein Aufrichtiger gegeben hat?

Dann darf aber von den Religionsforschern und Theologen auch nicht verlangt werden, sie sollten dem Volke nur die „gesicherten Ergebnisse“ ihrer Wissenschaft mitteilen. Ja, was einer selbst persönlich für sicher hält, das und nichts An-

deres soll er sagen. Aber — die gesicherten Ergebnisse der Wissenschaft? Was ist das überhaupt? Etwas so Unpersönliches, wie die Wissenschaft, hat ja gar keine sicheren Ergebnisse, kann sie ja garnicht haben. Sie fängt ja vielmehr damit an, daß sie von vornherein Alles für unsicher, Nichts für sicher nimmt. Und bei aller Weiterarbeit auf dem Gebiet der Wirklichkeiten und der Tatsächlichkeiten kommt sie nie und nirgend dazu, Etwas für unbedingt sicher zu proklamieren. - Wie sollte sie auch? „Wissenschaft" kommt von „wissen". Und gibt es ein Wissen um Unbedingtes? Glauben an Unbedingtes — ja! aber Wissen? Wo in der Welt sollte das Wissen sich beruhigen, daß es dem Zweifel Valet gäbe und sagte: Jetzt bin ich satt und meiner Sache sicher? Die Welt ist Unruhe, und das Weltwissen ist Unruhe. „Gesicherte Ergebnisse" sind ein Unding in der Welt der Dinge.

Der einzelne Forscher, und im Grunde er allein, kennt freilich Etwas, das er persönlich „sicheres Ergebnis" zu nennen wagt. Die Ueberzeugungen, die sich ihm aus seinen Arbeiten heraus so gefestigt haben, daß er darauf weiter zu bauen riskiert — das, woran er glaubt. So ist dem Forscher die einzige Probe für die Sicherheit eines Ergebnisses die, ob seine wissenschaftliche Berufstreue ihm erlaubt, seine weitere Lebensarbeit vorläufig darauf zu gründen: vorläufig; denn auch für das Sicherste muß er sich die Möglichkeit der Revision vorbehalten. Das ist der gute Sinn des Schlagwortes von der „Voraussetzungslosigkeit" der Wissenschaft; der Forscher muß persönlich bereit sein, nötigenfalls jede seiner Voraussetzungen zu opfern. Da tritt kein Anderer für ihn ein, auf sich selber steht er da ganz allein. In sich selbst muß er die Sicherheit haben. Wohl kann ihm das Zusammentreffen seines Ergebnisses mit den Ergebnissen anderer Forscher die Entscheidung erleichtern; alle Arbeit ist ja Gemeinschaft, und es gibt einen Sozialismus des Erkennens und eine Arbeitsteilung der Wissenschaft, ohne die der Kulturfortschritt des Wissens unmöglich erscheinen will. Wo aber nach höchster Sicherheit gefragt wird, da versagt der Appell an die Gemeinschaft und die Erinnerung an die Ergebnisse der Anderen. Nur das einzelne Ich kann sagen: Ich weiß sicher.

So wird also das gebildete Volk, so wird der Laie, der nach gesicherten Ergebnissen der Wissenschaft fragt, dem Subjektivismus des einzelnen Gelehrten ganz preisgegeben. Das kann gar nicht anders sein. Und es ist gut so. Oder sollte hier für den Laien jenes Gesetz des geistigen Lebens eine Ausnahme erdulden, daß die Sicherheit der Ueberzeugung ein Lebenswert ist, der nur persönlich errungen werden kann? Wie soll er ihn persönlich erringen, wenn er ihm unpersönlich als gesichertes Ergebnis, mit anderen Worten als Dogma entgegentritt?

Auch bei der Popularisierung der Religionswissenschaft ist jeder Laie dem Subjektivismus der einzelnen Religionsforscher in diesem Sinne preisgegeben, und auch hier steht jeder Arbeiter in diesem Werke ganz allein nur für seine einzelne Arbeit ein. Keiner hilft dem Anderen die Verantwortung tragen. Aber darum habe nun auch Jeder die volle Freiheit, ungescheut das zu sagen, was ihn sein wissenschaftliches Gewissen als das Sicherste gelehrt hat. Der Anarchismus sollte keine größere Freiheit gewähren können! Das Bestreben, sich möglichst einer gemeinsamen Form der Lehre zu nähern, mag auf dem kirchlich-orthodoxen Flügel der Fachleute herrschen: bei uns herrsche, wie sichs gehört, offener Aufruhr gegen jede „Schule" und Empörung gegen alle Versuche, Parteiung vom politischen Gebiete auf das wissenschaftliche hinüberzuspielen. Aber die wissenschaftliche Welt ist all diesem Anarchismus zum Trotz keine Anarchie, sondern ein Staat: die Gelehrtenrepublik. Und fünf Grundgesetze hat dieser Staat:

Das Gesetz der moralischen Voraussetzungslosigkeit aller Wissenschaft im eben erläuterten Sinne.

Das Gesetz der Unverbrüchlichkeit der wissenschaftlichen Methode, die alle Weltgebiete nach ihrer Besonderheit ordnet unter den gemeinsamen Regeln der Vernunft.

Das Gesetz des Respekts vor der nackten Wirklichkeit, ohne den alle Wissenschaft, die Theologie zumal, eitel Wind und Dunst ist.

Das Gesetz der Ehrfurcht vor dem letzten Geheimnis, das allenthalben der Neugier des Wissens auf die höchsten Fragen die Antwort verweigert; oder das Gesetz der Demut der Vernunft vor der Unergründlichkeit alles Lebens, ohne welche Demut die Wissenschaft ein fades Geschwätz ist.

Das Gesetz der Aufrichtigkeit, die jede wissenschaftliche Ueberzeugung auf den deutlichsten, den deutschesten Ausdruck zu bringen sich treulich bemüht.

Steht nur das Schaffen der popularisierenden Religionsforscher unter diesen fünf Grundgesetzen, so wird ihre Arbeit trotz aller Vereinzelung schon Ordnung stiften und keine Verwirrung im Volke; nicht bloße „Arbeiten" werden sie zuwege bringen, sondern ein Werk. Und was ein Werk ist, das wird auch wirken.

Wirken heißt dienen. Und das Wirken der Religionsforscher und Theologen, die fürs Volk schreiben und reden, ist ein Dienst an den Gebildeten im ganzen Volke. Aber auch die Gebildeten übernehmen dadurch eine Pflicht. Wenn sie durch den Dienst der freien Wissenschaft etwas Befreiendes erfahren haben, so ist es nun ihre Schuldigkeit, ihre befreiten Gedanken, beflügeltem Samen gleich, weiterfliegen und weiterwirken zu lassen. Denn alles Interesse ist wertlos, das keine neuen Werte schafft, alle Anregung ein törichtes Spiel, die nicht zur Tat reift; und Nichts bleibt Besitztum der Menschenseele, das ihr nicht Werkzeug wird zum Dienste an den Anderen.

Friedrich Michael Schiele

Der Bruch zwischen Frankreich und dem Vatikan

4. Die Regierung und die Trennung

Die Regierung hat gegenüber der Frage der Trennung sich auffallend lange in Schweigen gehüllt. Die Kommission steckte schon tief in ihrer Prüfungsarbeit, die Parteien der Kammer hatten längst ihre Stellung genommen, für die Presse war die Séparation das tägliche „Thema", und noch wußte kein Mensch: ist Combes für die Trennung oder sucht er eine andere Lösung des Konflikts? bemüht er sich überhaupt um eine Lösung? Diese rätselhafte Zurückhaltung des Kultministers war schuld daran, daß ihm, besonders von klerikaler Seite, die abenteuerlichsten kirchenpolitischen Pläne zugeschrieben wurden. Aber dieses Schweigen war klug berechnet. Combes wollte abwarten, nach welcher Seite die Stimmung der Kammer und des Landes sich wenden werde. Bis dahin begnügte er sich mit der in allen Tonarten wiederholten Versicherung: Nach Kanossa gehen wir nicht! Sicher hat er, der unabsehbaren Folgen der Trennung sich bewußt, nur schweren Herzens mit dem Gedanken der Trennung sich vertraut gemacht. Aber durch das einmütige Drängen des Bloc wurde er wohl oder übel weitergeschoben. Noch am 21. März 1903 sprach er sich in einer Senatsrede, die in allen Gemeinden des Landes angeschlagen wurde, gegen die Aufhebung des Kultusbudgets aus mit der Begründung:

Das Konkordat in diesem Augenblick abzuschaffen, ohne die Geister genügend darauf vorbereitet und ohne den Nachweis geführt zu haben, daß der katholische Klerus selbst die Abschaffung will und provoziert, indem er sie unvermeidlich macht — wäre eine schlechte Politik und könnte, wenn auch unverdienterweise, bittere Gefühle gegen die republikanische Regierung im Lande wecken. Ich sage nicht, daß die Lösung des Bandes zwischen dem Staat und der katholischen Kirche sich nicht eines Tags vollziehen wird. Ich sage nicht einmal, daß dieser Tag nicht nahe ist; ich sage einfach: er ist noch nicht da. Mögen übrigens diejenigen unter meinen politischen Freunden, die die Trennung von Kirche und Staat nicht erwarten können, ihre Ungeduld bezähmen. Wenn die Dinge so weitergehen wie bisher, werden sie auf die Verwirklichung ihrer Wünsche vielleicht nicht mehr lange warten müssen. Die Regierung ist für die Aufrechterhaltung des Konkordats, weil sie glaubt, daß dasselbe der allgemeinen Stimmung und den gegenwärtigen Sitten der französischen Gesellschaft besser entspricht als die Abschaffung. Aber, meine Herren, verstehen Sie mich recht: wir sind für die ungeschmälerte Aufrechterhaltung der Bestimmungen des Konkordats. Wir würden uns aber im Einverständnis

mit der ganzen republikanischen Partei, die sich nicht mehr länger an der Nase herumführen lassen will, lieber zu seiner Aufhebung entschließen, als daß wir einen Zustand ins Unabsehbare sich verlängern lassen, der weder Krieg noch Frieden ist, aber dem Krieg unendlich mehr gleicht als dem Frieden.

Als dann im Sommer 1904 über der Angelegenheit der Bischöfe von Dijon und Laval der offene Krieg ausgebrochen war, schwand bei Combes jede Hoffnung auf längere Aufrechterhaltung des Konkordats. Im August 1904 erklärte er einem Mitarbeiter der Wiener Neuen Freien Presse:

Ich halte die Trennung für unvermeidlich. Die Idee der Trennung von Kirche und Staat hat seit zwei Jahren ungeheuere Fortschritte gemacht, und ich selbst, der ich bekanntlich anfangs nicht dafür eingenommen war, habe mich dazu bequemen müssen. Ich glaube, daß das Projekt Briand eine ausgezeichnete Grundlage für die gesetzgeberische Lösung des Problems der Trennung bietet. Nur möchte ich, daß einige Bestimmungen eine weitere und freiere Fassung bekämen.

Kurz nach diesem Interview, am 4. September, kam Combes nach Auxerre. Bei dem offiziellen Empfang blieb der katholische Klerus fern. Auf die Ansprache des reformierten Pfarrers erwiderte er: „Wir haben bis jetzt gut zusammengelebt. Wenn wir uns trennen müssen, werden wir uns hoffentlich als gute Freunde verlassen." In seiner Bankettrede verbreitete er sich eingehend über die Trennung und betonte, daß die Kirche selbst ostentativ das Konkordat zerrissen habe:

Es liegt nicht in meiner Absicht, es wieder zusammenzuflicken. Das wäre verlorene Zeit, und eine Irreführung der öffentlichen Meinung. Auch würde sich der Papst zu einer neuen Abmachung zwischen Staat und Kirche nicht hergeben, wenn sie nicht eine ausdrückliche Rechtfertigung der bisherigen Haltung des Papsttums bedeuten würde. Kein Ministerium, selbst wenn es aus den gemäßigtsten Elementen bestände, würde sich in Unterhandlungen auf solcher Grundlage einlassen können. So bleibt nur ein Weg übrig: der, welcher Ehegatten, die nicht zusammenpassen, offen steht, die Trennung, am besten die Trennung in gegenseitigem Einverständnis, nicht eine Trennung wegen Unverträglichkeit der Charaktere, sondern wegen gegenseitiger Abneigung.

Er gab dann die Versicherung ab, die republikanische Partei werde sich für die Trennung erklären im Geist des sozialen Friedens und der religiösen Freiheit. Eine wohlwollende Weitherzigkeit solle alles Mißtrauen zerstören und den Uebergang zu einer neuen Ordnung der Dinge erleichtern. Er selbst sei zu jeder vernünftigen Konzession, zu jedem Opfer, soweit es mit der Gerechtigkeit sich vertrage, bereit, damit die Trennung von Kirche und Staat eine neue und dauernde Aera der sozialen Eintracht eröffne, indem sie den religiösen Gemeinschaften eine wirkliche Freiheit unter der unbestrittenen Souveränetät des Staates garantiere.

So fest nun auch Combes zur Trennung entschlossen schien, verwunderlich blieb immerhin, daß er nicht auch seinerseits im Namen der Regierung mit einem Entwurf für die Trennung hervortrat. Als im Oktober 1904 die Kammer ihre Sitzungen wieder aufnahm, hatte der Ministerrat sich mit der Frage der Trennung immer noch nicht beschäftigt. Man munkelte davon, daß die Mitglieder des Kabinets durchaus nicht alle mit der Haltung des Ministerpräsidenten einverstanden seien. Jedenfalls war es höchst auffallend, daß die Regierung in einer Frage von so weittragender Bedeutung es unterließ, einen Entwurf vorzulegen, für den sie selbst die Verantwortung übernahm und statt dessen von der Initiative des Parlaments von Schritt zu Schritt sich treiben ließ auf einer Bahn, deren Ziel Niemand kennt. Es war darum nicht unberechtigt, als bei der Beratung der Interpellationen über den Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit dem Vatikan am 21. Oktober der frühere Kammerpräsident Paul Deschanel der Regierung vorwarf, sie habe sich, statt in einer so wichtigen Angelegenheit selbst die Richtung anzugeben, vom Bloc ins Schlepptau nehmen lassen. Das Kabinet Combes sei überhaupt keine Regierung, sondern nur ein Exekutivkomitee der radikalen Majorität. Aber auch die radikale Linke und die demokratische Union protestierten gegen den Plan Combes', das Projekt Briand zur Diskussionsbasis zu machen und dazu einige Abänderungen vorzuschlagen, und verlangten die unverzügliche Vorlage eines Entwurfs mit den Unterschriften des Kabinets. Infolge dieser Kundgebungen sprach Combes im Ministerrat vom 25. Oktober die Absicht aus, er wolle die Kommission über den Standpunkt der Regierung verständigen. Am 29. Oktober legte er die vom Kabinet angenommenen Abänderungsvorschläge zum Projekt Briand in einer einfachen, nicht unterzeichneten Note der Kommission vor. Er hoffte wohl, auf dieser Grundlage eine Debatte in der Kammer herbeiführen zu können, ohne daß die Regierung dadurch engagiert würde. Allein als der Abgeordnete Grosjean mit einer Interpellation über die Tragweite und den gesetzgeberischen Charakter dieses Textes drohte, konnte Combes darüber nicht im Zweifel sein, daß er mit der Vertrauensfrage keine Majorität finden würde. So entschloß er sich endlich, am 10. November einen vom Präsidenten der Republik unterzeichneten Gesetzesentwurf vor die Kammer zu bringen: er bestand in einer wörtlichen Wiedergabe der 25 Artikel, die er vorher als Amendements zum Projekt Briand der Kommission mitgeteilt hatte!

Es lohnt sich nicht, auf die einzelnen Artikel des Regierungsentwurfes näher einzugehen. Er ist mit ungewöhnlicher Oberflächlichkeit ausgearbeitet. Der Deputierte Reveilland, dessen Sohn Privatsekretär bei Combes ist, hat in einem Brief an die reformierte Kirchenzeitung Le Christianisme au XX. siècle vom 27. November verraten, daß das Projekt weder vom Kultminister noch vom Kultusdirektor stamme, sondern von einem Beamten des Kassationshofes, der von kirchenrechtlichen Fragen wenig verstehe. Umso mehr vom Strafrecht. Das beweist die Menge und Strenge der einzelnen Strafen, die in diesen Artikeln den Religionsdienern angedroht werden. Statt die versprochene wohlwollende Verbesserung des Kommissionsentwurfs zu bringen, erregte das Regierungsprojekt, besonders in den Reihen der Protestanten, die größte Bestürzung. Art. 8 verordnet, daß die Verbände, zu denen die Kultvereine sich zusammenschließen, nicht über den Bezirk eines Departements hinausgehen dürfen. Diese Bestimmung versetzt den protestantischen Kirchen einen Schlag, wie sie ihn schwerer seit der Aufhebung des Edikts von Nantes durch Ludwig XIV. nicht mehr erfahren haben. Während auf katholischer Seite die bischöflichen Diözesen, die in der Regel nicht über das Gebiet eines Departements hinausgehen, darnach weiter bestehen bleiben, wird mit einem Federstrich die kirchliche Organisation der über das ganze Land zerstreuten Reformierten und Lutheraner zerstört und eine große Anzahl von Gemeinden dem Hungertod überliefert. Glücklicherweise stand das Regierungsprojekt auch in anderen Bestimmungen so sehr im Gegensatz zum Kommissionsentwurf, daß eine Verständigung zwischen Regierung und Kommission auf dieser Grundlage von Anfang an unmöglich schien. Als am 1. Dezember die Erörterung über den Regierungsentwurf in der Kommission begann, erklärte die Minorität, sie werde sich fortan an der Diskussion nicht mehr beteiligen, wenn die Kommission ihr eigenes Werk verleugne pour satisfaire la fantaisie tardive d'un ministre. Auch verschiedene Mitglieder der Majorität erklärten sich gegen das Combessche Projekt. Da aber der Majorität daran gelegen war, um jeden Preis die Diskussion möglichst bald vor die Kammer zu bringen, nahm sie den ganzen Regierungsentwurf en bloc an und beauftragte den Berichterstatter Briand, sich mit dem Ministerpräsidenten über die herrschenden Gegensätze zu verständigen. Combes hatte nun, wenn er überhaupt Etwas erreichen wollte, keine andre Wahl, als der Kommission zu Willen zu sein und, was etwa an selbständigen Gedanken im Regierungsprojekt vorhanden war, durch Zugeständnisse an den Kommissionsentwurf zu ersetzen. Dabei fiel glücklicherweise auch der ungeschickte 8. Artikel: „Die Verbände der Kultvereine, so wie sie mit den kirchlichen Bezirken der zur Zeit bestehenden verschiedenen Kulte übereinstimmen, werden anerkannt."

Eugen Lachenmann

Nachwort des Herausgebers. Da augenblicklich Niemand die weitere Entwicklung der inneren Politik in Frankreich voraussehen kann, unterbrechen wir auf kurze Zeit die Folge dieser Artikel. Was wir bisher gebracht haben, erweist sich ja nun als überaus zeitgemäß! D H

Die Abschaffung der Todesstrafe

1

Als im Jahre 1870 der Entwurf eines Strafgesetzbuches für den Norddeutschen Bund beraten wurde, beantragten die Abgeordneten Fries und v. Kirchmann die Abschaffung der Todesstrafe. Die Mehrheit des Reichstags war damals für diesen Antrag. Dem entschiedenen Widerstande Bismarcks, welcher im Fall der Annahme dieses Antrags das Zustandekommen des ganzen Gesetzentwurfes in Frage stellte, gelang es, durch eine seiner bedeutsamsten Kundgebungen zur Beurteilung des Strafrechts, durch die Rede vom 1. März 1870 über die Todesstrafe, den Reichstag zur Verwerfung des Antrags zu bestimmen. In absehbarer Zeit wird der deutsche Reichstag wieder über die Zukunft des deutschen Strafrechts zu entscheiden haben. Viele politische Parteien, allen voran die Sozialdemokratie, haben die Abschaffung der Todesstrafe in ihr Programm aufgenommen. Bei der Beratung des § 211 des Reichs-Strafgesetzbuches wird eine mit allen lauteren und unlauteren Mitteln arbeitende Agitation einsetzen, um die Abschaffung der Todesstrafe zu erzwingen.

Es ist die Größe, noch mehr aber die verhängnisvollste Schwäche des deutschen Volkes, daß es in allen Fragen des praktischen Lebens dogmatisch, nicht historisch zu denken gewöhnt ist. So ist der Gedanke an eine Abschaffung der Todesstrafe einer der blendenden, orthodoxen Glaubenssätze, an denen sich ungezählte Gläubige berauschen, die in ihrem Leben niemals einem Raubmörder oder einem kühl überlegenden und mit allem Raffinement moderner Technik arbeitenden Massenmörder in das Auge geschaut haben. Nur so ist es zu verstehen, wenn vor einiger Zeit anläßlich der Hinrichtung eines 23jährigen Raubmörders, der eine 60jährige Rentnerin hinterlistig auf den Speicher ihrer Wohnung gelockt, erwürgt und um mehrere hundert Mark beraubt hatte, eine Zeitung Folgendes schrieb:

> Die Entscheidung, ob Todesstrafe oder nicht, liegt in der Beantwortung der Frage: „Stehen wir auf der kulturellen Höhe, daß der Staat auf das Rechtsmittel der Hinrichtung verzichten kann oder nicht." Wir meinen, die Fortentwicklung des deutschen Volkes, welche selbst die rückständigsten Regierungen zu einer anderen Beurteilung der Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Todesstrafe führen muß, läßt sich nicht leugnen. Sie liegt vor allem in der erhöhten Wertschätzung der einzelnen Person, welche unsre sozialpolitische Entwicklung mit sich brachte, und in der erhöhten, intellektuellen Ausbildung eines jeden einzelnen Staatsbürgers, welche die verbesserte Schulbildung mit sich bringt. War unser deutsches Volk schon nach Ansicht seiner Vertreter im Reichstag vor 32 Jahren auf der kulturellen Höhe angelangt, daß sich eine Abschaffung der Todesstrafe empfahl, so ist diese Forderung heute in einem weit höheren Maße berechtigt.

Diese Auffassung mutet Viele mit überwältigendem Zauber an, denen die Ideale der Volkserziehung und Volksbeglückung kein von öbem Pessimismus und Kleinglauben angekränkeltes Traumbild sind, die sie vielmehr in der absehbaren Zeit eines Menschenalters verwirklichen zu können glauben.

Von vornherein erachten wir es für notwendig, zu betonen, daß die Frage nach der Abschaffung der Todesstrafe sich nicht prinzipiell, sondern nur praktisch aus den Erfahrungen des Lebens heraus beantworten läßt. Brennend ist mir diese Frage zum ersten Male geworden im Jahre 1879. Damals erlebte ich, daß ein Förster von einem Wilddieb, der sein eigener Schwager war, aus dem Hinterhalt erschossen wurde. Der Wilddieb ward wegen Mordes zum Tode verurteilt, aber zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt. Zehn Jahre später lernte ich bei dem Besuch des Zuchthauses B. diesen Wilddieb kennen. Er bat seinen Seelsorger: Wenn Sie mir etwas Gutes erweisen wollen, dann lassen Sie die Strafe des lebenslänglichen Zuchthauses aufheben und der Qual unabsehbarer Hoffnungslosigkeit hinter Kerkermauern, der grenzenlosesten Grausamkeit, die es gibt, ein Ende machen. Andere ertragen die Strafe des lebenslänglichen Zuchthauses anders. Im Gefängnis zu Preungesheim lernte ich eine betagte Matrone kennen, deren Gesichtszüge das Modell eines friedlichen Madonnenbildes hätten liefern können. Als junges Mädchen war sie zum Tode verurteilt worden, weil sie ihre drei unehelichen Kinder vergiftet hatte, kaltblütig ein Kind nach dem andern, wenn es ihr ein unbequemes Hindernis zur Anbahnung eines neuen unsittlichen Verhältnisses geworden war. Wegen Mordes wurde sie zum Tode verurteilt, das Todesurteil aber in lebenslängliches Zuchthaus umgewandelt mit Rücksicht auf ihr viertes Kind, welches sie damals unter dem Herzen trug. Im Zuchthaus zu G . . . . l hat sie wie eine Furie gehaust und allen männlichen Wesen nachgestellt. Uebereinstimmend erklärten alle Aerzte sie für völlig geistig normal. Nach vierundzwanzigjährigem Aufenthalt im Zuchthaus wurde sie begnadigt, um nach kurzer Pause eines Lebens in wiedererlangter Freiheit wegen mehrfacher Diebstähle, zu denen sie nicht durch Not getrieben war, zu $2\,^1/_2$ Jahren Gefängnis verurteilt zu werden. Obdach und Brot hatte sie bei einer verheirateten Schwester gefunden und von ihrem vierten Kinde, einem braven unbescholten gebliebenen Bauernmädchen, war sie reichlich unterstützt worden. Im Gefängnis ereilte sie ein plötzlicher Tod, da ein Blutsturz innnerhalb weniger Minuten ihrem bis zuletzt mit reueloser Passivität ertragenen Leben ein Ziel setzte.

Am brennendsten wurde mir die Frage, als ich an einem Sommertag des vorvergangnen Jahres Zeuge des Augenblicks sein mußte, da einem zum Tode verurteilten Raubmörder der Beschluß verkündigt wurde, daß von dem Rechte der Gnade kein Gebrauch gemacht werde. In keinem Augenblick meines Lebens ist mir so zum Bewußtsein gekommen, daß der Staat Macht, unentrinnbare Macht ist, daß diese Macht aber nur dann sittlichen Sinn hat, wenn sie sich getragen weiß von sittlichen Zielen und Pflichten. Die erste, sittliche Pflicht eines Staates ist, wenn er Sinn haben soll, das Leben seiner Glieder gegen den frechen Eigennutz antisozialer Individuen zu schützen. Grade weil durch die Herausarbeitung der sozialen Pflichten des Staates in unserer Zeit das einzelne Leben eine erhöhte Wertschätzung erfahren hat, ist es verdoppelte Pflicht des Staates geworden, diese erhöhte Wertschätzung durch immer verschärfte Schutzmaßregeln gegen widerrechtlichen Eingriff in das Leben des Mitmenschen zum Ausdruck und zur anerkannten Geltung zu bringen. Als dann dieser Raubmörder am anderen Morgen zum Schafott geführt ward, wo er durch das Fallbeil auf fast völlig mechanischem Wege hingerichtet wurde, teilte sich dieser Eindruck, daß der Staat die Pflicht habe, das Leben einer leichtgläubigen, 62jährigen, alleinstehenden Frau gegen die Räuberhand eines 23jährigen, hünenhaft gebauten jungen Menschen zu schützen, allen Anwesenden mit. Draußen vor den Mauern war durch Schutzleute die nächste Umgebung bis auf 400 Meter gesperrt. Trotzdem und trotz der Morgenfrühe harrte eine nach Tausenden zählende Menge des Augenblicks, wo das Urteil sich vollzog. Ein Anschlag an den Säulen zeigte das vollstreckte Urteil dem Publikum an, die Zeitungen verbreiteten die Nachricht in alle vier Winde, auf den Straßen und Gassen, auf den Eisenbahnen und elektrischen Bahnen hörte man noch tagelang von diesem Ereignis sprechen, wie von einer Tatsache, welche die Gemüter aufs Tiefste erregte und bewegte. Die, welche der Pflicht gehorchend der Vollstreckung beigewohnt hatten, überkam ein ernstes Schweigen. Ihr Empfinden war dadurch nicht verroht worden, denn die Mehrzahl sah unwillkürlich still und ernst vor sich hin, um den Anblick eines Ereignisses sich zu ersparen, das in 22 Sekunden sich vollzog. Was aber in ihnen zurückblieb, war das Gefühl, daß die sittliche Gerechtigkeit eine Aufgabe ist, die von sündhaften Menschen überhaupt nur geleistet werden kann, wenn der betreffende Vollstrecker des staatlichen Gerechtigkeitswillens den Auftrag dazu aus Gott in sich fühlt und nicht nur aus Menschen.

Heinrich Reuß

Wohlfahrtspflege

2

Der Gedanke, daß völlige Zentralisierung auf diesem Gebiete vom Uebel sein würde, drängt sich mir besonders auf, wenn ich zwei in steigender Entwicklung stehende Wohlfahrts-Organisationen betracht. Die eine ist bereits im Jahre 1892 vom Ministerium für Handel und Gewerbe begründet worden und

führt den Namen „Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen“. Die andre wurde im Jahre 1896 dieser Zentralstelle als besondrer Ausschuß für ländliche Wohlfahrtspflege angegliedert, hat sich aber inzwischen zu einer besonderen Organisation entwickelt und während des letzten Jahres den Namen: „Deutscher Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege“ angenommen.

Der Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen ist durch diese Abzweigung wieder ausschließlich ihre ursprüngliche, auf die Wohlfahrt der industriellen Arbeiter gerichtete Aufgabe zugewiesen worden, und es ist nur nötig, die Namen des Geheimen Oberregierungsrats Dr. Post, der Professoren Dr. Albrecht und Hartmann sowie des Dr. von Erdberg zu nennen, um jedes weiteren Beweises für ihre erfolgreiche Wirksamkeit enthoben zu sein. Wieviel soziale Anregungen allein durch die Zeitschrift der Zentralstelle, die „Concordia“, gegeben sind, wieviel Segen dieses mit vollendeter Sachkenntnis redigierte Blatt auf den verschiedensten Gebieten der Volkswohlfahrt gestiftet hat und wie sehr es sich insbesondre um die Wachhaltung und Förderung der großen Arbeiter-Wohnungsfrage fortdauernd verdient macht, das weiß Jeder, der sich eingehend mit diesen Fragen beschäftigt und von ihrer gedeihlichen Lösung Großes für unser Land und Volk erwartet. Daß eine solche, der obersten staatlichen Verwaltung eng angegliederte Organisation nicht von der zu bildenden Landes-Wohlfahrtskommission in ihrer Wirksamkeit abgelöst werden darf, das leuchtet ein; sie wird daher die ihr bis jetzt gewährte staatliche Beihilfe hoffentlich in Zukunft nicht von der zu bildenden Kommission zu erbitten haben, sondern direkt von der obersten Verwaltungsstelle erhalten.

Dasselbe aber gilt, vielleicht sogar noch in verstärktem Maße, von dem der Zentralstelle bisher angegliederten und nun selbständig gewordenen „Deutschen Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege“, auf den ich näher einzugehen gedenke, weil seine Bestrebungen die ganz besondre Beachtung der Leser der Christlichen Welt verdienen.

Kein Geringerer als Heinrich Sohnrey ist der spiritus rector des Vereins — das genügt, um ihm das Interesse Aller zuzuwenden, denen es um das Wohl unsres Landvolks zu tun ist und die der Ansicht sind, daß die große deutsche Landfrage ohne politische oder konfessionelle Querköpferei, allein vom tief ethischen Gesichtspunkte ihres inneren Werts und ihrer hohen sozialen Wichtigkeit aus angesehen und beurteilt sein will.

Was man im wirtschaftlich-politischen Sinne unter „Landfrage“ versteht, ist nicht leicht zu definieren, und wenn mans ja versuchen will, so verdirbt häufig die politische Tendenz das Konzept; was aber Heinrich Sohnrey und sein deutscher Wohlfahrts-Verein darunter versteht, ist kurz gesagt die immer allgemeiner werdende Landflucht, also die Erscheinung, daß die Menschen das platte Land in viel größerem Umfange verlassen, als zur Sicherung seiner sozialen und volkserhaltenden Bedeutung wünschenswert oder gar notwendig ist.

Dieser Landflucht entgegenzuwirken, und zwar nicht durch ein Geheimmittel, sondern durch eine systematisch entwickelte ländliche Wohlfahrtspflege im weitesten Sinne, das ist die Riesenaufgabe, die sich der Deutsche Verein gestellt hat und für die Heinrich Sohnrey unermüdlich denkt, schreibt und arbeitet.

Ich weiß recht wohl, daß ein großer Teil meiner Leser den Kopf schütteln und im Stillen denken wird, das sei Alles recht wohl gemeint, aber selbst ein Sohnrey werde nicht im Stande sein, den Zeiger der Zeitenuhr zu wenden. Die unserem Volkskörper alljährlich zuwachsenden Millionen seien nämlich entweder an sich schon Kinder der Städte, oder sie fänden bei der Eigenart unsrer ländlichen Eigentums-Verhältnisse keinen Raum zu eigenem Besitzerwerb auf dem Lande, vielmehr nur noch Gelegenheit zu schwerer, entsagungsreicher Feld- und Hof-Arbeit, bei der ihnen die verbesserten Maschinen und fremdländische Eindringlinge noch dazu eine sehr schwere Konkurrenz machten. So sei es denn ganz natürlich, daß sich ein immer größerer Teil dieser besitzlosen und desorganisierten, des Interesses am wirtschaftlichen Gedeihen ihrer Arbeitsstelle baren Arbeiter den Fabrikbetrieben zuwende und ebenso in die großen

Städte ziehe, wie ihre Vorgänger um die Mitte des vorigen Jahrhunderts über das Weltmeer gezogen seien.

Welche furchtbare Anklage spricht sich in diesen Worten aus, und doch — wieviel Wahres liegt darin! Was anders trieb denn die 5 Millionen Deutsche, vorwiegend vom Lande, in den fünfziger Jahren über den Ozean, als die trübe Gewißheit, auf deutschem Grund und Boden das nicht erreichen zu können, was sich jeder gesund denkende und strebsame Landmann ersehnt: nämlich in den gesicherten Besitz einer dauernden — wenn auch kleinen — Landnutzung, eines eigenen Heims, und einer geachteten Stellung im Gemeinwesen zu gelangen? Die Folgen der zu Anfang des Jahrhunderts geschehenen Gesetzgebung, die zwar den Bauer von der Erbuntertänigkeit befreit, leider aber zugleich den Kleinbauernstand nahezu vernichtet, die Großgüter durch Einziehung von Bauernland noch vergrößert und einen besitzlosen Landarbeiterstand geschaffen hatte, fingen an zu wirken, das Land entvölkerte sich, und erst sehr allmählich gelangte der Großwirt zu der verständigen Ansicht, daß es nicht die Neigung zu Vergnügungen und Volksherrschaft gewesen war, die dereinst die Landbewohner einer ungewissen Zukunft entgegen nach Amerika trieb, sondern die Hoffnungslosigkeit ihres unbefriedigenden Daseins in der Heimat!

Und jetzt? Ist der Zug vom Lande nicht noch schlimmer und bedrohlicher geworden? „Das Land hat“, wie ein genauer Kenner der Verhältnisse vor einigen Jahren sagte, „Arbeit und Nahrungsgelegenheit in Fülle, und doch löst sich eine Arbeiterfamilie nach der andern auf, ein Haus nach dem andern gibt seinen Nachwuchs an die Städte ab!“ Das ist ein so beängstigender, herzbeklemmender Zustand, und das Ersatzmittel, Polen und Russen ins Land zu rufen, ist ein, das deutsche Herz so irritierender Notbehelf, daß er keinen Sozialpolitiker zur Ruhe kommen lassen sollte!

Hören wir nun einmal wie Heinrich Sohnrey in seinem „Wegweiser für ländliche Wohlfahrtspflege“ die Sache auffaßt und was ihm den Mut gibt, diesem unleugbaren Notstande mit seinem starken Willen und seinem volkstümlichen Optimismus gegenüberzutreten. Er sagt: „Hat man die rechte Zeit zur Lösung der ländlichen Arbeiterfrage verpaßt, so sind wir doch der Ueberzeugung, daß eine durchgreifende Besserung der Arbeiterverhältnisse noch möglich ist mit Hilfe einer umfassenden und tiefgreifenden Wohlfahrtspflege!“ Diese Wohlfahrtspflege aber, wie sie Sohnrey auffaßt, preist nicht ein Allheilmittel an, sondern sucht die eigentümlichen Vorzüge des Landlebens in durchaus praktischer Weise auszubauen und stellt uns eine Reihe von Abhilfsmitteln vor Augen, die im innigen, organischen Zusammenhange mit einander stehen. Die ländliche Wohlfahrtspflege kann und will keine Augenblickswirkung schaffen, sie will die Arbeiterfrage nicht von heute auf morgen lösen, sondern sie will „unter sorgfältiger Berücksichtigung der geschichtlichen und zeitlichen, der wirtschaftlichen und psychologischen Ursachen eine allmähliche sichere Besserung der ländlichen Verhältnisse herbeiführen.“

Das ist fürwahr der ganze Sohnrey; der besonnene, vielerfahrene und doch hoffnungsfreudige Mann, der seine ganze Persönlichkeit einsetzt für eine große und gute Sache und der es in seinen Schriften musterhaft verstanden hat, alle Zweige der ländlichen Wohlfahrtspflege in ein so klares, übersichtliches System zu bringen, daß es den Leser unwillkürlich gefangen nimmt und zu einem überzeugten Anhänger der Wohlfahrtsbestrebungen macht, wenn anders er die hohe Bedeutung der Landbevölkerung für das nationale Leben anerkennt. — Wer vermöchte sich auch dem wohltuenden Eindrucke der prächtigen Worte zu entziehen, mit denen Sohnrey das Ziel seiner großen und umfassenden Wirksamkeit bezeichnet hat: „Ein heimfestes und heimfrohes deutsches Landvolk, so reich an Zahl und Gliederung, so glücklich im Besitz, daß die unheilvollen Erscheinungen der »Landflucht« mehr und mehr verschwinden, das bleibe das Ziel unsrer Sorge und Arbeit, die uns in unsren Bestrebungen vereint.“

Was Sohnrey im Einzelnen zur ländlichen Wohlfahrtspflege rechnet und was er in die großen Rubriken zusammen-

faßt: „Besserung der wirtschaftlichen und sozialen Zustände“ — „Innere Kolonisation“ — „Gemeindepflege und Erziehungswesen“ — „Volkstum und Volkskunst“ — das vermag ich hier nicht einmal anzudeuten; es muß eben selbst gelesen werden, nicht nur in dem bereits erwähnten „Wegweiser“, sondern auch fortlaufend in dem offiziellen Organe des Vereins, das den Namen: „Das Land“ führt, jedem 6 Mark jährlich zahlenden Mitgliede des Vereins unentgeltlich zugeht und den Geistlichen, Lehrern wie Gutsbesitzern nicht warm genug empfohlen werden kann. Verlag von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Aber auch die übrigen periodischen Schriften, in denen Sohnrey die Grundsätze des Vereins vertritt, seien den Lesern der Christlichen Welt nachdrücklich ans Herz gelegt. Es ist das zunächst sein unter dem Doppeltitel: „Sohnreys Landbote“ und „Deutsche Dorfzeitung“ erscheinendes, in prächtig volkstümlichem Sinne redigiertes Wochenblatt, ferner „Sohnreys Dorfkalender“*) und das alljährlich erscheinende, der Jugend gewidmete Lesebuch: „Die Landjugend“, auf das ich erst vor kurzem an andrer Stelle aufmerksam gemacht habe.

Endlich aber sei noch auf die in ansprechender und volkstümlicher Weise geschriebenen größeren Schriften Sohnreys hingewiesen, die jeden deutschen Landmann erfreuen werden; insbesondre auf die Erzählungen von den Lindenhüttenleuten „Hütte und Schloß“, und „Fridesinchens Lebenslauf“, sowie auf die vielgelesenen Volksschriften: Verschworen, verloren; Hinter den Bergen; Rosmarin und Heckerling; Wanderfahrten durch das Ansiedlungsgebiet; Neues Bauernland; Der Bruderhof u. A. m.**)

Daß ein so rastlos tätiger Schriftsteller und Volksmann wie Sohnrey auch fernerhin seinen wichtigen Verein für ländliche Wohlfahrtspflege am besten selbständig leiten und zu steigender Entwicklung bringen wird, ohne daß die kaum gelöste Angliederung an die Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen durch eine neue Angliederung an die in Aussicht stehende Landeskommission ersetzt zu werden braucht, das scheint mir nicht zweifelhaft zu sein. Nur muß ihm neben der Gunst des Reichsamts des Innern und der preußischen, bayerischen und sächsischen Ministerien auch die wachsende Teilnahme sozial gerichteter Korporationen und Einzelner — Männer wie Frauen — zufallen; dann wird er, so Gott will, die Erfolge seiner Tätigkeit noch persönlich schauen können, während wir Andern uns mit ihm freuen wollen, wenn es ihm und seinem Vereine mehr und mehr gelingen wird, das Heimgefühl unsrer Landbevölkerung durch rege Wohlfahrtspflege zu heben und dem verderblichen Zuge vom Lande dadurch nach Kräften zu steuern.

M Nobbe

Verschiedenes

Religiöse Vorträge im Lehrerverein. Stiftssuperintendent Bithorn in Merseburg hat zwei kleine Hefte in Druck gegeben, welche seine volkstümlichen Vorträge enthalten, die er auf Veranlassung des Merseburger Lehrervereins gehalten hat. Wir sind ihm für diese Gabe sehr dankbar. Fromm und frei bespricht er die brennenden Fragen aus der religiösen Geschichte und dem religiösen Leben — brennend, weil Tausende von Gebildeten heute nach offener Wahrhaftigkit in diesen Fragen verlangen und es doch im ganzen recht Wenige sind, die diesen Wissensdurst befriedigen. Das erste Heftchen enthält zwei Vorträge über das Charakterbild Jesu unter dem Titel: Blicke in Jesu Seelenleben. Er wird geschildert als der Freie und der Befreier. (Merseburg, F. Stollberg 50 Pf. geb. 1 Mk.) Im zweiten Heftchen (Ebenda 1904. 47 S. 50 Pf., geb. 1 Mk.) sind Religiöse Lebensfragen behandelt, nämlich: das Wesen der Religion; Religion und Naturwissenschaft; Religion und Geschichte. Alle Vorträge sind volkstümlich im besten Sinn des Wortes, d. h. sie bequemen sich dem alltäglichen Denken nicht an, sondern heben es zur Höhe, zwingen zu neuem, furchtlosen, selbständigen Nachdenken; dabei sind sie aber durchaus verständlich geschrieben. Sie vermeiden den wissenschaftlichen Apparat und ruhen doch auf wissenschaftlicher Grundlage. Sie haschen nicht nach billigen Effekten, sondern wollen den Sinn für Wirklichkeit stärken. Sie überreden nicht, sondern suchen zu überzeugen. Jedem, der Diskussionsabende oder ähnliche Vorträge in seiner Gemeinde, besonders vor den Lehrern halten will, seien die beiden Heftchen warm empfohlen. Traub

*) Wiederholt von uns empfohlen, z. B. 1902, 1. 1903, 52.

**) Vgl. den Artikel „Heinrich Sohnrey“ 1901, 20. D H

Was Jedermann von dem Gustav-Adolf-Verein wissen sollte. Von O. Pank, Pastor an der Lutherkirche zu Leipzig. Mit 88 Abbildungen und 3 Faksimile. Leipzig, Arwed Strauch. 210 S. 1,60, gebunden 2,50 Mk.

Wiederholt ist in den letzten Jahren auf den Hauptversammlungen ein Hilfsmittel zur Einführung in die Diasporaarbeit gewünscht worden. Nun enthalten freilich die Jahresberichte, die alljährlich bei den Hauptversammlungen durch den Schriftführer des Zentralvorstandes gedruckt vorgelegt werden, Angaben über alle wichtigeren Arbeiten, an denen der Verein mitbeteiligt ist, und die in jedem Frühjahr vom Zentralvorstand veröffentlichten Auszüge über die Unterstützungsgesuche können noch als Belege zu den Jahresberichten herangezogen werden. Aber es gibt weite Kreise, die es bequemer gemacht haben wollen und in einem Nachschlagebuch das Wissenswerte aus der Arbeit des Vereins vorfinden wollen. Ihnen wird das vorliegende Buch, das der Sohn des jetzigen Vorsitzenden des Zentralvorstandes abgefaßt hat, gewiß willkommen sein. Es gibt keine Geschichte des Vereins und will keine Geschichte desselben geben. Es will aber orientieren über die Entstehung und Organisation des Vereins, über seine Aufgaben und Leistungen, über seine Wünsche und Hoffnungen. Dem Verfasser hat für seine Arbeit das Archiv des Zentralvorstandes in Leipzig offen gestanden, und er daher hat aus dem Vollen schöpfen und viele Einzelheiten einfügen können, die bis dahin nur Wenigen bekannt gewesen sein mögen. Es werden bei Versammlungen und Jahresfesten des Gustav Adolf-Vereins so häufig Predigten gehalten, die nach der formalen Seite vielleicht tadellos sein mögen, die aber gleichwohl erkennen lassen, wie wenig der betreffende Geistliche mit der Arbeit an der Diaspora vertraut ist. Gerade bei solchen Gelegenheiten wird sich das vorliegende Buch als bequemes Nachschlagemittel empfehlen. Es ist auch, und dies darf ihm zum Lobe angerechnet werden, mit Zahlen nicht übermäßig belastet; es läßt die Arbeit selber zeugen, nicht die Zahlen, mit denen auch heute noch Viele den Gemeindegliedern zu imponieren und die Arbeit gar zu fördern meinen. Das Buch wird zweifellos in den Vereinen und außerhalb bald Verbreitung finden. Kommt es zu einer neuen Auflage, so möchten wir den Verfasser bitten, die Clichés S. 67—71 und S. 73 fortzulassen, dafür aber einzusetzen ein gutes Porträt des Wasakönigs nach einem zeitgenössischen Oelgemälde oder auch nach einer der schönen gleichzeitigen Medaillen, am besten aber beides nacheinander. Unser evangelisches Volk soll wissen, wie der Mann ausgesehen hat, der bei Lützen für seinen evangelischen Glauben das Leben gelassen hat. R Weil

Festschriften für Gustav-Adolf-Vereine. In Verbindung mit Vertretern und Freunden des Gustav Adolf-Werkes herausgegeben von Franz Blanckmeister, Pfarrer an der Trinitatiskirche zu Dresden. Heft 1—36. Leipzig, Arwed Strauch. Jedes Heft 10 Pf., bei Abnahme größerer Bestände billiger.

Viele Jahre hindurch hat keine Gustav Adolf-Versammlung stattgefunden, bei der nicht die bunten Hefte „Für Feste und Freunde des Gustav Adolf-Vereins“ aus dem Verlag von Hugo Klein in Barmen zum Verkauf gelangt und gern gekauft worden sind. Aber manche der Hefte waren mit den Jahren veraltet und hätten neu bearbeitet werden müssen, neue Aufgaben in der Diaspora waren hinzugekommen und hätten eine Vermehrung der Sammlung nötig gemacht. Dies hat sich nicht ermöglichen lassen. So hat sich denn, ermuntert vom Zentralvorstand in Leipzig, der an der Diaspora wohlverdiente Pfarrer Dr. Blanckmeister in Dresden bereit finden lassen, eine neue Sammlung der gleichen Tendenz zu beginnen, die bei Arved Strauch in Leipzig erscheint. Man lasse sich das Verzeichnis der bisher erschienenen Hefte vom Buchhändler kommen. Sie wenden sich absichtlich an recht verschiedenartige Leserkreise. Recht mannigfaltig sind auch die Themata der Sammlung, aber sie müssen noch erheblich vermehrt werden, wenn sie die Wirkung üben sollen, die ihre Vorgängerin geübt hat. Die Hefte sind nicht bloß für die Gustav Adolf-Vereine im Reich bestimmt, sie sollen auch der Diaspora dienen, dazu bedarf es aber namentlich der Darstellung der evangelischen Charaktere, die im Leben unserer Kirche Bedeutung und Einfluß gehabt haben. Sie brauchen auch noch Darstellungen aus der Kirchengeschichte gerade für diejenigen Landschaften, wo später die Gegenreformation eingesetzt hat. Es braucht hier noch viele Mitarbeiter. Jeder soll von dem Seinen geben, wo und wie ihm die Diaspora lieb geworden ist, aber dies möge dabei nicht übersehen werden: das Beste ist eben gerade nur gut genug. Dem Herausgeber aber wie dem Mitarbeiter ist dringend anzuraten, die Manuskripte so zu gestalten, daß sie eine gewisse Zeitlosigkeit bewahren; die Hefte müssen in starker Auflage gedruckt werden und werden ohne Jahreszahl verkauft. Die Sammlung erscheint jetzt im dritten Jahr, sie hat aber die Verbreitung noch nicht gefunden, die angestrebt werden muß, wenn wirklich der Vereinsarbeit daraus Nutzen erspriessen soll. Sie bedarf fürder einer ungleich großen Zahl von Mitarbeitern, zumal aus der Zahl der Männer, die sich der Geschichte der evangelischen Kirche widmen.*) R Weil

Für Gustav-Adolf-Vereins-Versammlungen. Von D. Paul Kaiser, Pfarrer an St. Matthäi in Leipzig. Dresden, Franz Sturm u. Kv. 1904. 24 S. 30 Pf.

*) Wir haben mancherlei Sammlungen dieser Art, die einander Konkurrenz machen. Muß das sein? Die Unternehmer sollten da von den modernen Trusts lernen. D H

Enthält Deklamationen und Lieder, wie sie in gar vielen der Zweigvereine, auch wohl in Jünglingsvereinen, Verwendung finden können. R W

Bilder aus dem Leben des Heldenkönigs Gustav Adolf von Schweden. Von Gustav Adolf Frost, Pfarrer. Leipzig, Arwed Strauch 1904. 138 S. u. 4 Tafeln. 75 Pfg.

Eine Jugendschrift, die in gewandter Darstellung aus dem Leben des Schwedenkönigs die wichtigsten Züge erzählt. Mit den geschichtlichen Vorgängen zeigt sich der Verfasser wohl vertraut, ohne sein Wissen vorzudrängen. R W

Feiern wir Gustav Adolf mit Recht als evangelischen Glaubenshelden? Von Dr. Hans von Schubert, Professor der Kirchengeschichte in Kiel. Halle 1904. 26 S. Schriften für das Volk, herausgegeben vom Verein für Reformationsgeschichte Nr. 40.

Der bewährte Kieler Historiker antwortet mit einem freudigen Ja. Gustav Adolf ist ihm „der letzte evangelische Glaubensheld, der mit gewaffneter Hand das Evangelium hier in Deutschland zu schützen hatte . . . Er hat es unnötig gemacht, daß künftig Deutsche gegen Deutsche um den Glauben kämpften, denn er hat uns das Recht erobert." R

Zur Steuer der Not im Ruhrkohlengebiet. Die nächste Nummer bringt ausführlichen Artikel über den Kohlenarbeiterstreik. 200000 Bergarbeiter allein sind es, die streiken, und Tausende andrer Arbeiter müssen auf den Werken feiern, da „das Brot der Industrie" versagt. Die Zechenbesitzer lehnten selbst gegenüber dem Oberberghauptmann gemeinsame Beratung mit den Arbeitervertretern ab. Das bedeutet nicht nur Verschärfung des Streiks, sondern Mißachtung staatlichen Willens zur Verständigung. Der Ernst der Zeit muß empfunden werden im ganzen Volk. — Noch ist keine eigentliche Not da. Aber sie wird plötzlich da sein. Wir sammeln gern mit für die Hungernden und Frierenden unter der Million Menschen, die von dem Streik betroffen ist. Unsre Freunde dort werden uns beraten, wie wir am richtigsten unterbringen, was man uns anvertraut. R

Kleine Mitteilungen. In der Frankfurter Zeitung beschreibt ihr Berliner Feuilletonkorrespondent eine Frühandacht der freireligiösen Kinder im Berliner Rathaus am Sonntag Morgen. Darnach singen dort die Kinder dort „eine jener Umdichtungen, an denen die freireligiöse Bewegung so fruchtbar ist":

O du fröhliche,
O du selige
Sonnenwende zur Winterszeit!

„Ein Weihelied ohne jede Mythologie!" bemerkt dazu der Berichterstatter. „Dankbarkeit gegen die Natur, Liebe der Menschen untereinander müssen allein die Kosten bestreiten." Man weiß nicht recht, ob der Berichterstatter das bewundert oder beklagt. Einer unsrer Freunde sollte sich dies freireligiöse Gesangbuch doch einmal näher ansehn. Daß es mit der Religion drin nicht weit her sein wird, vermutete man schon, aber steht es wirklich so elend um seine Poesie?

Zur nahen Spenerfeier sei das Spener-Gedenkbuch von Grünberg, dem Verfasser der vortrefflichen Spener-Biographie, warm empfohlen. Siehe Sp. 94. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Gießen. Dienstag 7. Februar 7½ Uhr Hotel Viktoria: Kirchliche Aemter für Frauen.

Hagen i. W. Mittwoch 1. Februar Nachmittags 5 Uhr im Lünenschloß (**Freunde des Evangelischen Gemeindeblatts u. Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt**): Geschichte und Wesen der pharisäischen Partei (Schnapp). Aussprache über die Organisation, eingeleitet von Professor Guttmann und Pfarrer Traub.

Hamburg. Montag 6. Februar Abends 8 Uhr Tucherhaus, Jungfernstieg 39/40: Naturforschung und Glaube. (Direktor Dr. Petersen)

Magdeburg. Mittwoch 8. Februar ¼4 Uhr im Stadtmissionshause, Hasselbachstr. 1: Welchen Wert behalten die Evangelien für uns trotz der kritischen Forschung?

Stuttgart. Dienstag 31. Januar 7 Uhr im Herzog Christof: Einiges aus der Geschichte der heiligen Schrift. (Stadtpfarrer Plieninger-Stuttgart)

V. d. F. d. Chr. W.

Nr. 9 der Mitteilungen an die Freunde ist am 15. Januar versendet worden.

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 3. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Entwurf einer programmatischen Warnung der Evangelischen Vereinigung; Bescheid des Konsistoriums an Pfarrer D. Fischer; Die Solinger Bewegung im letzten Jahre — Römische Kirche: Römische Kurie — Verschiedenes: Eine Unterdrückung evangelischer Liebestätigkeit durch den Herrn Kultusminister (Erstes Stück); § 166

Junge Dame,

die bis jetzt einem alleinstehenden Pfarrer den Haushalt führte, sucht zum 1. April d. J. oder für später ähnliche Stellung in guter Familie. Offerten unter **T R** an diese Zeitung.

Sofort cand. min. als Hilfsgeistlicher gesucht. Gehalt monatlich Mk. 150. Angebote und Anfragen erbeten an

Pfarrer **Schwemking,**
Rombach (Lothr.)

Für einen Knaben im Alter von 10 Jahren wird zu Ostern ein **Hauslehrer** gesucht, der zugleich zwei 13 bezw. 14jährige Mädchen in einigen Fächern (Religion, Deutsch, Rechnen) zu unterrichten hätte. Gehalt bei freier Station (exkl. Wäsche) 1000 Mk. Zu weiterer Auskunft über die Stelle ist der jetzige Inhaber, cand. min. **Lüdemann,** bereit. Anerbieten mit Zeugnissen und kurzem Lebenslauf sind zu richten an

Graf Platen zu Hallermund Caden, Post Altzburg (Holstein)

Arbeit gesucht

Ein mir wohlbekannter, durchaus zuverlässiger und leistungsfähiger Freund d. Bl., dem sein Beruf Zeit läßt und der diese Zeit verwerten muß, sucht rechtschaffen bezahlte Arbeit, wo möglich nicht allzu mechanisch und geistlos. Persönlich vermittelt der Herausgeber d. Bl.

Konfirmandenbüchlein

für die Jugend evangelischer Gemeinden

von

K. Teichmann

Senior min. und Konsistorialrat in Frankfurt a. M.

3. verbesserte Auflage

Prüfungsexemplare franko durch die Verlagsbuchhandlung von

Moritz Diesterweg in Frankfurt a. Main

Halberstadt a. H.

Zu Ostern finden noch Schüler der höheren Lehranstalten **Pension** bei strenger Beaufsichtigung der Arbeiten durch Hauslehrer, guter Beköstigung, Familienleben. **Fr. von Prittwitz** Gröperstr. 21

Erkundigungen zu richten an Herrn **Pastor Knopf.**

Ph. J. Spener, † 5. Febr. 1705

Soeben sind erschienen:

Spener-Gedenkbuch, der ev. Christenheit dargeboten von **Lic. P. Grünberg.** 50 Pf.
(20 Exemplare je 40 Pf., 60 je 30, 300 je 25 Pf.)

Spener als praktischer Theologe und kirchlicher Reformer. Von Lic. **P. Grünberg.** Geh. Mk. 4.60, geb. Mk. 6.—.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Konfirmations-Gedenkblätter

nach Federzeichnungen und Aquarellen von Ernst Pfannschmidt, Rom

3 Reihen (je 30 St.) vielfarbig je Mk. 2.50 (1. Reihe auch zweifarbig Mk. 1.60) in je 2 Ausgaben*)
Bildfläche 20×29 cm. Blattgröße 30×39 cm
*) Ausgabe A m. Raum f. handschriftl. Eintragung des Bibelspruchs. Ausgabe B mit eingedruckten Bibelsprüchen. (30 verschiedene in jeder der drei Reihen.)
4 Probeblätter für 30 Pf. postfrei

Ein ausführlicher, mit Abbildungen u. Uebersicht der 90 Sprüche versehener Prospekt postfrei.

Christliche Welt: „In diesem Konfirmationsschein ist doch endlich einmal ein ernstes und großes künstlerisches Wollen zu verspüren."

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Billig zu verkaufen

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche von Hauck (Herzog). Neueste Auflage. Erschienen sind Band 1—14. Sämtliche Bände tadellos neu. Gefl. Off. unter **E. G. 80** an die Redaktion.

Das Suchen der Zeit: II.

2.40 Mk. Besprochen: „Chr. W." 1904, Nr. 51.
Zur Ansicht i. d. Buchhandlungen

Probenummern der Christlichen Welt
versendet jederzeit unentgeltlich der Verlag

In Folge meiner bevorstehenden Wiederverheiratung kann statt der bisherigen Hausdame ein junges Mädchen (Anf. d. 20) in meinem Hause in Planegg bei München eine Stellung finden, die sich von der durchschnittlichen einer „Stütze der Hausfrau" in mehr als einer Hinsicht sehr angenehm unterscheiden würde.

Außer Gesundheit und Frohsinn ist absolute Pflichttreue, Verständnis für Kinder (2 liebenswürdige kleine Mädchen von 8 und 6 J.) und praktisch zu betätigendes Interesse für die Küche Voraussetzung.

Da persönliche Vorstellung in Sangerhausen oder Planegg später doch unerläßlich sein würde, wolle man vorläufigen Zuschriften, die der Verlag der Christlichen Welt unter **W. L.** entgegennimmt, Photographie und Zeugnis-Originale nicht beifügen.

Töchter-Pensionat

für In- und Ausländerinnen. Gediegene Ausbildung in Wissenschaften und Fremdsprachen, Vorträge von Professoren der Hochschule über Literatur, Kunstgeschichte und Naturkunde. Ernste Musikpflege. Besuche guter Konzerte, Theater und Kunstsammlungen. Malen, feine Handarbeiten, Tanzen und Tennis. Auf Wunsch gründliche Ausbildung im Haushalt. Geprüfte deutsche, französische und englische Lehrerin im Hause. Angenehmes Familienleben. Beste Referenzen. Prospekte durch die Vorsteherin.

Frau Dr. W. Nagel
Darmstadt, Victoriaplatz 9

Institut Scheu-Hörttrich,
Bensheim (Bergstr.)

Zu Ostern finden noch einige junge Mädchen freundliche Aufnahme zur gründlichen Erlernung von Küche, Haushalt und Handarbeiten. Auf Wunsch Wissenschaften, fremde Sprachen, Musik. Eigenes Haus mit großen Räumen, Veranda und Garten am Hause. Näheres Prospekt durch die Vorsteherin.

Flügel, Pianos, Harmoniums
Nordisches Musikhaus

in **Flensburg** ist auf Anregung mehrerer Pastoren mit der Tendenz gegründet, insonderheit Geistlichen, Beamten, Lehrern, Diakonen und christlichen Vereinen erstklassige Fabrikate zu kleinstmöglichem Preise zu verschaffen. Jeder überzeuge sich durch illustrierten Katalog (gratis).

Inhaber **H. Simonsen,**
Pastor a. D.

Venedig Damenhospiz. **Campo S. Angelo.** Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Die unterzeichnete Buchhandlung bringt hiermit zur Kenntnis der sich dafür Interessierenden, daß sie die 3. neueste Auflage der

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche

begründet von **Herzog,** redigiert von Professor **Hauck,** zu ganz kleinen Teilzahlungen abgiebt. Wir versenden auf Anfragen ausführlichen Prospekt und alles Nähere portofrei.

Bormann & Greiner
Leipzig Plagwitz Fröbelstr. 8

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung Leipzig

Theologische Literaturzeitung

Herausg. **Harnack** und **Schürer**

Nr. 2. Winckler, Die Gesetze Hammurabis (Volz). — Davidson, The Theology of the Old Testament (Volz). — Orelli, Der Prophet Jesaja, 3. Aufl. (Volz). — Döller, Geographische und ethnographische Studien zum III. und IV. Buche der Könige (Löhr). — Posnanski, Schiloh, ein Beitrag zur Geschichte der Messiaslehre (Fiebig). — Monnier, La notion de l'apostolat (von der Goltz). — Bruders, Die Verfassung der Kirche von den ersten Jahrzehnten der apostolischen Wirksamkeit an bis 175 (Ders.) — Rogers, Baptism and Christian Archaelogy (Hennecke). — Augustini De consensu evangelistarum rec. Weihrich (Jülicher). — Augustini Epistulae rec. Goldbacher P. III (Ders.) — Mayer, Die Schenkungen Constantins und Pipins (Krüger). — Wiclifs De veritate Sacrae Scripturae, zum ersten Male herausg. von Buddensieg (Deutsch). — Crohns, Die Summa theologica des Antonin von Florenz und die Schätzung des Weibes im Hexenhammer (Lempp). — Detmer, Bernhard Rothmann in Münster 1525—1535 (Bossert). — Bibliotheca reformatoria Neerlandica, uitgegeven door Cramer en Pijper, I (Köhler). — Ott, Die Religionsphilosophie Hegels (Lülmann). — Trübe, Rudolf Euckens Stellung zum religiösen Problem (Lülmann). — Verhandlungen der Zweiten Eisenacher Konferenz 1903, herausg. von Lepsius (Eck).

Arbeiten und nicht verzweifeln

Auszüge aus den Werken Thomas Carlyle's. In den Buchhandlungen zur Ansicht: vornehm geheftet 1.80 M. Verlag Langewiesche, Düsseldorf. Aufl. bisher:

40 Tausend

Schwestern

werden ausgebildet für 12 sächs. Heil- Pflege- und Erziehungsanstalten. Feste Staatsanstellung mit Pensionsberechtigung. Alter 18—35 Jahre. Beginn der Kurse 1. April und 1. Oktober. Aufnahmebedingungen werden versendet.

Hubertusburg bei Wermsdorf, Kgr. Sachsen.

Pastor **Naumann,** Vorstand des Kgl. Pflegerinnenhauses

Für Gustav-Adolf-Vereins-Feste und Familienabende

Festschriften

Für Gustav-Adolf-Vereine

Herausgegeben von **Frz. Blanckmeister,** Dresden

Siehe Besprechung in dieser Nummer

Bis 1904 erschienen 36 Hefte à 10 Pfg. jedes Heft reich illustriert
Jedes Jahr erscheinen mindestens 12 Hefte
Prospekte und Proben gratis und franko.

Ansichtspostkarten für Gustav-Adolf-Vereine. 5 Sujets, bunt und schwarz in herrlicher Ausführung. **à 4 u. 3 Pfg.**

Pank, Was jedermann vom Gustav-Adolf-Verein wissen sollte. 210 S. gr. 8° m. 88 Abb. und 3 Facsimil. Preis br. M. 1.60, eleg. geb. M. 2.50.

Zauleck, Der Gustav-Adolf-Verein im Kindergottesdienst. 160 S. gr. 8° m. Notenbeilagen. Preis br. M. 2.40, geb. M. 3.50.

Wegener, Der Gustav-Adolf-Verein in der Schule. Preis M. 1.50.

Paul, Was tut das evangelische Deutschland für seine Diaspora in überseeischen Ländern? Preis M. 1.20.

Kornrumpf, Der Gustav-Adolf-Verein in der Sonntagsschule. Preis 50 Pfg.

Frost, Bilder aus dem Leben des Heldenkönigs Gustav Adolf von Schweden. Kartoniert m. farbigem Umschlag und 4 Textbildern. Preis 75 Pfg.

Luther-Porträts, **Melanchthon**-Porträts, **Gustav-Adolf**-Porträts in herrlichem Stahlstich, Papiergrösse 36><28 cm. Preis nur 25 Pfg.

Lichtbilder für Skioptikon aus dem Leben Gustav Adolfs und der Arbeit des Gustav-Adolf-Vereins laut bes. Verzeichnis.

——— Die Vereine erhalten auf alles hohen Rabatt ———

Festschriften, Ansichtskarten uud Porträts in Kommission ohne Verpflichtung der Abnahme. Sendung stets portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Arwed Strauch, Leipzig, Oststrasse 9

Preisausschreiben

Die Leitung der Gustav-Adolf-Kindergabe in Bremen hat beschlossen, möglichst alljährlich ein Preisausschreiben zu erlassen zur Erlangung guter Gustav-Adolf-Kinderschriften.

Für das Jahr 1905 stellen wir folgende Preisaufgaben:

1. Es soll die Arbeit des Gustav-Adolf-Vereins an einer Einzelgemeinde, einem Kreise oder einem Lande in Form einer Erzählung dargestellt werden, etwa unter dem Titel „Ein treuer Helfer" oder ähnlich.
2. Es soll die Geschichte des Gustav-Adolf-Vereins in einer dem kindlichen Verständnis angemessenen und für das Kindesgemüt anziehenden Weise dargestellt werden, etwa unter dem Titel „Eines großen Königs Nachfolger" oder ähnlich.

Die erste Arbeit darf nicht mehr als 10000 Silben, die zweite nicht mehr als 15000 Silben umfassen. Zu den Arbeiten sind möglichst Bilder in Fotographien, Ansichtspostkarten oder aus Büchern zu liefern resp. anzugeben; doch werden auch Arbeiten ohne solche Beigaben berücksichtigt.

Wir setzen an Preisen aus:
für die erste Arbeit einen ersten Preis von 100 Mk. und zwei zweite Preise von je 50 Mk.
für die zweite Arbeit einen ersten Preis von 150 Mk. und zwei zweite Preise von je 75 Mk.

Doch behalten wir uns das Recht vor, zu entscheiden, ob überhaupt Arbeiten der ersten Preise würdig sind, sowie auch das andere, eventuell Preise zusammenzulegen zu angemessener Verteilung.

Die preisgekrönten Arbeiten gehen in unsern Besitz über zu beliebiger Verwendung.

Die Arbeiten sind bis zum 31. März 1905 mit Motto und verschlossenem Briefumschlag, der Namen und Adresse des Verfassers enthält, an **Pastor Zauleck, Bremen,** einzusenden.

Bremen, Dezember 1904

Die Leitung der Gustav-Adolf-Kindergabe
J. A.: P. Zauleck

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 5 — Marburg i. H., den 2. Februar — 1905

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Zum Gedächtnis Philipp Jakob Speners — Gott und Jesus — Eine neue Religion? — Eine werdende Wissenschaft — Der Bergarbeiterstreik — Luthers Tischreden (Kroker) — Verschiedenes: Vom Brandenburger Konsistorium; Die theologische Schule in Bethel; Erklärung der Dortmunder Pfarrkonferenz zum Bergarbeiterstreik; Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Zum Gedächtnis Philipp Jakob Speners

† 5. Februar 1705

Das deutsche Volk rüstet sich zum Gedächtnis Speners, des am 5. Februar 1705 Heimgegangenen. Wirklich? Das deutsche Volk? Oder auch nur das Kirchenvolk? Die Pfarrer rüsten sich, und von mancher Kanzel wird am künftigen Sonntag, der mit dem Todestag durch eine glückliche Schickung zusammenfällt, Speners Lob verkündet werden. Die Theologen schreiben in die kirchlichen Blätter über die historische Bedeutung des Mannes, und in den christlichen Vereinen wird man am Abend eine Rede über ihn halten. Ich glaube nicht, daß damit einem wirklichen Bedürfnis der evangelischen Gemeinde zum natürlichen Ausdruck verholfen wird. Spener geht es ähnlich, wie es Klopstock schon zu Lessings Zeiten ging. Den sprach- und empfindungsgewaltigen Begründer der klassischen Litteraturperiode ehrt ein Jeder, aber liest ihn nicht; wer würde den Schöpfer des Pietismus nicht für eine kirchengeschichtliche Größe halten, aber wer in unserem Volke, auch unter den Gebildeten, kennt viel mehr als seinen Namen und allenfalls die äußerlichsten Daten seiner Lebensgeschichte? Das ist auch nicht nur ein Teil der allgemeinen Schuld, von der man die evangelische Christenheit nicht freisprechen kann, daß sie den Heiligenkult gar zu radikal abgetan hat und Gott zu ehren meint, wenn sie seine Werkzeuge vergißt — auch nicht nur ein Teil der speziellen Schuld, die wir Theologen von der Zunft mit unserer Vernachlässigung des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts auf uns geladen haben.*) Spener war und ist unpopulär, und keine Feier und kein Studium wird daran Etwas ändern können. Warum? Er hatte keine Spur eines religiösen Helden an sich.

Wir müssen lange suchen, ehe wir Einen finden, der Luther, dem Typus des deutschen religiösen Helden, im Temperament so fern steht, wie dieser Mann, in dessen Lebenswerk man die Fortsetzung und Vollendung von Dr. Luthers Werk gefunden hat. Da war kein Ringen mit dem Zweifel, nicht einmal ernstlich mit dem intellektuellen; kein Bruch in der Entwicklung, kein Kampf bis aufs Blut, der seine Narben im Gemüte zurückgelassen hätte bis zuletzt — Spener konnte sich rühmen nie aus der Taufgnade gefallen zu sein. Nichts von Glaubenstrotz und Weltfreude, Kunstliebe und Humor, hinreißender Beredtsamkeit und treffendem Schlagwort! Als die Welt in Flammen stand und man ihm den Feuerbrand auf Rechnung schrieb, holte sich Luther seine Käthe, auch diese letzte Konsequenz zu ziehen und die Möncherei auch mit diesem letzten persönlichen Schritt aus dem Feld zu schlagen; Spener wurde mehr geheiratet, als daß er heiratete, und war es zufrieden, wennschon es nicht die in Geduld geprüfte Witwe war, deren er sich selbst für wert hielt. Wer kennt nicht den Luther als Hausvater im Kreise der Seinen die Laute schlagend! Spener überließ die Kinder den Präceptores und aß dreimal in der Woche allein in seinem Zimmer, um ungestörter arbeiten zu können. Mit wie hellen Augen sah Luther die Vögel und die Bäume in seinem Garten und das Weben Gottes in der Natur; Spener ist im schönen Dresden ein ganzes Jahr nicht aus den Stadttoren gekommen und in Berlin während neun Jahren nur zweimal in den hinter der Propstei gelegenen Garten. Luther sah den Leuten von der Gasse aufs Maul, Spener verkehrte nicht mit dem Volke. Luther wußte, daß er den alten Kampf Deutschlands gegen die Wälschen auskämpfte; Spener schrieb ein ausgezeichnetes Buch über — Heraldik und lenkte durch eine treffliche Erläuterung des kursächsischen Wappens den Blick des Kurfürsten von Sachsen auf sich. Und so weiter, man könnte noch lange fortfahren. Ein volkstümlicher Held ist Spener nicht. Was feiern wir denn?

Sicher die Erinnerung an die große Bewegung, die er entfesselte und die ein unermeßlicher Segen gewesen ist für unser ganzes Volk. Daß wir das jetzt allgemein können, ist doch ein Großes. Obgleich der Pietismus einst eine so arge Ketzerei war wie irgend eine, erst die Orthodoxie alle Geister gegen ihn in den Kampf rief und dann die Aufklärung die Muckerei verschrie! Obgleich der lutherische Sohn des Elsaß, den die Stadt Butzers gebildet hatte, dieser Frankfurter Senior

*) Hoßbach's Werk über „Spener und seine Zeit", das aus dem Jahre 1828 stammt (dritte, fast unveränderte Auflage 1861), war bis auf die Monographie Paul Grünberg's, deren erster Band 1893 erschien, die einzige wissenschaftliche Bearbeitung von Bedeutung. Heute muß man Jeden, der sich näher zu informieren wünscht, auf dies eine letztgenannte Buch verweisen, obgleich es nach der eignen Absicht des Verfassers weniger eine abgerundete Darstellung, als eine systematische Untersuchung und damit eine zuverlässige Grundlage für weitere wissenschaftliche Beschäftigung mit Spener bieten soll. Niemand wird bestreiten, daß diese Absicht erreicht ist. Mit besonderer Dankbarkeit ist zu begrüßen, daß es dem vielbeschäftigten Straßburger Pfarrer gelungen ist, den noch ausstehenden wichtigen zweiten Band über Spener als praktischen Theologen und kirchlichen Reformer nach zwölfjähriger Pause eben vor dem Jubiläum ausgehen zu lassen. Das Bild, das man aus dem ersten Band (Leben und Theologie Speners) gewonnen, und damit das Urteil über ihn, wird nicht verändert. Möchte es dem Verfasser vergönnt sein, recht bald den Schlußband des Ganzen (Nachwirkungen und Bibliographie) zu vollenden. Daß dieser beste Kenner Speners sich entschloß, als Unterlage für die Feier dieser Tage außerdem ein kleines Spener-Gedenkbuch (siehe die Anzeigen in Nr. 3 und 4) herauszugeben, wird man auch als einen glücklichen Gedanken bezeichnen können. Straßburg hat jedenfalls das Seine getan, das Andenken dieses Elsässers, der ganz und gar ein Deutscher war, zu ehren und zu verbreiten.

anerkanntermaßen ein gut Stück reformierter Art in das reine Luthertum eingetragen hat! Obgleich dem Pietismus noch in unsern Tagen von Albrecht Ritschl die katholische Herkunft aufgerechnet worden ist! Es werden nicht Viele mehr sein, die da leugnen, daß seit der Reformation keine so lebenspendende Bewegung über unsere deutsche Kirche gekommen war. Man weiß ihre Schranken und die Formen ihrer Entartung, aber so weit ist die Fähigkeit geschichtlicher Betrachtung doch gedrungen, daß man dankbar ihre notwendige Stelle im Gange der Entwicklung erkennt und auch hier das Bleibende vom Vergänglichen sondert, auch hier das Wort von Gott sondert von den Schriften und Taten der Menschen. Und dies Bleibende ist wahrlich nicht gering, soweit es Aufnahme ursprünglicher Reformationsgedanken ist, wie der vollere, lebendigere Glaubensbegriff und damit die Wendung zur sittlichen Bewährung oder der Aufruf der Laien zur Mitarbeit auf Grund des allgemeinen Priestertums und damit die Erweckung volkstümlicher Bibelfrömmigkeit, und es kommt Manches dazu, das der Pietismus vor der Reformation voraus hat, wie die größere innere Freiheit dem Buchstaben und der Scholastik gegenüber oder die ausschließlichere Hinwendung des Blickes auf die eigene Kirche. Luther hatte es sein Lebtag mit einem noch im Katholizismus groß gewordenen Geschlecht zu tun, Spener hielt zuerst eine Generalrevision ab über das religiöse Leben eines deutsch-evangelischen Volkes. Wir alle stehen unter den Folgen dieser ersten Gesamtkritik und leben von den Gütern, für die man damals kämpfte, vor allem die, denen ein innerliches und persönliches Christentum zu pflegen das teuerste Anliegen der Seele ist. Und hat nicht dieser individualistische Pietismus gerade mit seinem Zusammenschluß der Gleichgesinnten, mit seinem Konventikelwesen zugleich auch den sozialen Trieb entfesselt, das humanistische Vereinswesen vorbereitet, eine „Brüderkirche“ vorgebildet und den Blick zuerst auf die Nöte des ganzen Volks gelenkt? Neben der Welt der inneren Erfahrungen in der Brust der Frommen öffnet sich eine ganze Welt für die suchende Liebe daheim und jenseit der Meere.

Das Gesundeste aber am Pietismus, das Bleibende sehen am reinsten wir doch bei Spener. Ob unsere Gemeinschaftsleute ihn wohl feiern? Sie täten gut daran, ihre Frömmigkeit an ihm zu orientieren.

Wir wollen ihn ehren und seinen Namen hochhalten. Es geht doch nicht an, nur den Pietismus zu feiern, aber seinen Stifter zu vergessen. Der Titel will doch noch mehr heißen als die reinste, gesundeste Verkörperung. Daß gerade er die schlummernde Bewegung zum Ausbruch brachte und seine ‚Pia desideria‘, so sehr sie gegen Luthers Weckruf abfallen, ähnlich wirkten wie die Schrift „An den christlichen Adel“, an die Spener sichtlich denkt, das kann doch nur an seiner Persönlichkeit liegen. Und hier beginnt für den Liebhaber psychologischer Betrachtung gerade diese scheue und zaghafte, diese durchaus weibliche Johannesnatur ein besonderes Interesse zu erwecken und eine tiefe Sympathie auf sich zu ziehen. Daß gerade dieser Stubenmensch einen solchen Kampf entfesseln konnte! Ich sehe also hier ab von dem, was an verhaltener Spannung in der Zeit lag und nur eines befreienden Wortes bedurfte. Wäre nur daraus der Erfolg Speners zu erklären, so hätte sich sein Einfluß nicht bis zum Ende seines Lebens noch fortwährend gehoben; er starb aber als eine Art Universal-Gewissensrat für ganz Deutschland, als das anerkannte Haupt einer mächtigen Partei.

Soweit ich sehe, ruhte Speners Eigenart und Wirkung in der ungewöhnlich zarten sittlichen Veranlagung und der unbedingten Sicherheit und Allgemeinheit, mit der er die sittlichen Forderungen seiner empfindsamen Seele mit der Religion verknüpfte. Hundert Schäden, die man sonst ertrug, die man zudeckte mit weltlichen und mit frommen Phrasen, die man mitnahm als notwendige Uebel der Gesellschaft, ertrug er nicht, und für hundert Mängel, für die die Umgebung blind war, hatte er ein Auge. Jeder Junge in seinem schönen Heimatsstädtchen Rappoltsweiler freute sich des Pfeifertags: ihn jagte es in die Stube statt auf die Gasse. Er hat in Straßburg

studiert, ohne Student zu sein: er trieb Meditationen und verschloß sich allein oder mit einigen gleichgesinnten Seelen in seine Klause. Man kannte in Frankfurt keine Seelsorge; ihm schien das Predigtamt wertlos ohne dies. Man fühlte sich in Sachsen durch seine Wittenberger Orthodoxie gedeckt, Spener fand auch hier nur „der Pharisäer ungiltige Gerechtigkeit“; die sächsische Loyalität billigte dem Kurfürsten das Recht einer Ausnahmemoral zu, Spener wagte es, am Bußtag dem „sächsischen Mars“ mit seinem Beichtrat lästig zu fallen.

Er wagte es also doch, so sauer es ihm gewiß wurde. Die Gebundenheit seiner sittlichen Empfindung an Gott nötigte ihn dazu. Das hat auch den Schwachen stark gemacht. Seine Natur hätte ihn dazu geführt, sich von der Welt abzuschließen und seinem Gott allein zu leben, sein Glaube hat ihm doch die Tapferkeit zum mindesten am Schreibtisch — auch das ist eine — und auf der Kanzel gelehrt. Der zage Mann hat es in Frankfurt und in Dresden zum Konflikt gebracht. So hat er seine Sittlichkeit gekrönt durch das oberste Gebot: des Gehorsams gegen Gott.

Und so sehen wir in dieses Mannes Leben mit merkwürdiger Klarheit die Führung Gottes. Gesucht hat er eigentlich nie Etwas. Widerstrebend ist er nach Frankfurt und nach Dresden gegangen, und erst nach den ängstlichsten Ueberlegungen; aber er ging hin, obgleich dem ungewandten dreißigjährigen Mann dort an der Spitze des geistlichen Ministeriums in einer der blühendsten und geistig bewegtesten Städte des Reiches; ein Berg von Aufgaben und Schwierigkeiten sich darstellen mußte, und obgleich er sich nicht verhehlen konnte, daß sein Auftreten hier im sächsischen Zentrum des Luthertums, wenn anders er sich nur irgend treu bleiben wollte, zu einem doppelten Aergernis werden mußte. Dadurch aber brachte er den Stein ins Rollen, brachte es zu allgemeinen Entscheidungen. In Berlin gab ihm Gott dann die Stelle, von der aus er seinen geschichtlichen Beruf auch über den Norden unseres Vaterlands erfüllen konnte. Man darf wohl sagen, daß damals mit ihm die Zukunft des Protestantismus von Dresden nach Berlin zog.

Speners letzte Predigt war über den guten Hirten, Joh. 10, und die letzte Predigt, die er sich halten ließ, war die dreimalige Verlesung des hohepriesterlichen Gebets Joh. 17 am Vorabend seines Todes. Er hatte über dies Kapitel nie predigen mögen, weil er es nicht genug verstände. Angesichts des eigenen Abschieds mußte es für ihn einen doppelten Sinn gewinnen: er tröstete sich mit dem Gedanken, daß er zu denen gehören werde, die Gott die Herrlichkeit Christi sehen lassen wolle, weil auch ihn Christus der Welt entnommen habe; aber daneben richtete er seinen inneren Blick gewiß auf die Vielen, die er selbst in der Nachfolge des Größeren gesammelt und nun seinerseits in dieser wirren Welt zurück lassen mußte, für die zu bitten nun sein letztes Anliegen war. So floß ihm sein und Jesu Werk zusammen. Ich glaube, er hatte ein Recht dazu.

Hans von Schubert

Gott und Jesus

Niemand kennet den Sohn denn nur der Vater, und Niemand kennet den Vater denn nur der Sohn. Matth. 11, 27.

Dieses Wort unseres Herren drückt seine innigste Gemeinschaft mit seinem himmlischen Vater aus. Es schlingt also ein festes Band um die beiden Personen und Gewalten, die unsere Freude und unsere Kraft sein wollen und zu denen uns immer wieder eine geheimnisvolle Gewalt zurückzieht, wenn wir uns in der Last und Lust des Lebens für eine Weile von ihnen haben wegtreiben lassen. Sie beide stellen in ihrer Vereinigung unsere höchste Autorität voll stiller Größe dar, und wenn wir im Sturm des Lebens an sie denken, dann ists, als fänden wir Ruhe dort, wie in dem von Vater und Mutter behüteten Elternhaus.

Aber nicht nur liegt in dieser Verbindung eine gewisse Gewalt über unser Herz und Gewissen, sondern auch eine Er-

leuchtung über Wesen und Willen sowohl des Vaters als auch des Sohnes. Denn der Eine wirft helles Licht auf den Andern, sodaß wir Beide in ihrer tiefsten Art an einander verstehen lernen.

Wenn uns Jesus sagt, daß ihn Niemand kenne als der Vater, so läßt er uns in die tiefe Wehmut hineinschauen, die immer das tragische Geschick der Größe bildet: er fühlt sich einsam und unverstanden unter den Menschen, nicht nur von den Feinden und von der Menge, sondern auch von seinen Jüngern und seinen Freunden. Sie haben nicht das Auge, in die Tiefen seiner Seele hineinzusehen, sondern messen ihn immer mit ihrem eigenen kleinen Maße. Aber Einer kennt ihn, Gott sein Vater. Ihm lebt er darum sein Leben dar. Es hat zwar ein der Erde zugekehrtes Antlitz, aber auch eine vor den Menschen verborgene und Gott zugekehrte Seite. Und das ist sein Trost und Halt, von Gott gekannt zu sein. Dadurch ist er der Bitterkeit entgangen, die so oft der Fluch einsamer Größe ist. Darum geht er still und froh die Bahn, die ihm Gott anweist, weil er weiß: Gott kann mich nur so führen, daß die innerste Segenskraft, die sein Auge in mir schaut, zum Heil der Welt entbunden werde. Und das Licht dieses göttlichen Auges hat jede aufstrebende Verfinsterung durch Sünde und Welt von vornherein verscheucht.

So sollen wir Jesus anschauen als den, der in Gott wurzelt und aus ihm seine Kraft zieht. Wir sollen uns daran gewöhnen, ihn immer mehr mit diesem Hintergrund zusammenzuschauen: er lebt in Gott, denn er ist aus Gott. Er ist zuletzt nicht eine Gestalt der Weltgeschichte, sondern Mund und Auge und Hand des Ewigen unter den Menschen. Dann verschwindet Allerlei, worin unser Uebermut ihn meistern will, vor dem großen Gesamteindruck, der mit Ernst und Weihe unsere Seele füllt: Wahrlich, es ist Gott an dieser Stätte. Und es zieht uns Etwas in die gleiche Gemeinschaft mit Gott hinauf, um uns gleiche Kraft und Ruhe zu schenken.

Aber es fällt auch ein Licht von Jesus auf Gott. Niemand hat so tiefe Blicke in Gott hineingetan und ihn so erhellt wie Jesus. So hat ihn der Welt noch Niemand hingestellt wie er, als den treuen und heiligen, als den über der Welt waltenden und sie zu hohen Zielen hinführenden Vater und Herren. Was ihm in stillen Stunden der Gemeinschaft vom Vater an Erkenntnis geschenkt ward, das wird ein ewiges Erbe der Menschheit werden. Und nicht nur sein Wort hat Gott ins Licht gerückt, auch seine ganze Gestalt hat er so mit Gott verknüpft, daß Freund und Feind immer die heilige Güte Jesu mitklingen hört, wenn man den Namen Gott vernimmt. Mögen noch so Viele sich an den Gott „Wunsch“ halten oder sich vor der Götter Neide fürchten, so werden sie immer doch darauf stoßen, daß es eine höhere Erkenntnis von Gott gibt. Und mag sich in der Natur und in der weiten Welt der Weltgeschichte manche neue Quelle der Erkenntnis Gottes öffnen, mag uns die Versuchung oder die Notwendigkeit ankommen, auch aus anderen Zeugnissen der Völker über ihn zu schöpfen, immer wird wenigstens die Frage im Mittelpunkt stehen, ob Gott heilige Güte ist, wie ihn uns Jesus verdolmetscht hat.

Wenn uns Jesus durch die Verbindung mit Gott in das Ewige und Unendliche hinaufgehoben wird, dann stellt uns Jesus das Ewige und Unendliche hell und klar als einen heiligen Liebeswillen vor Augen. In dieser Verbindung zwischen Jesus und Gott liegt Alles, was unsere Ehrfurcht und unseren Trost, was unsere Kraft und unsere Heimat bedeutet.

Niebergall

Eine neue Religion?

1

Es konnte nicht ausbleiben, daß im Streit über den Fall Fischer das Schlagwort von der „neuen Religion“ gegen die freiere Richtung in unsrer Kirche geschleudert wurde. Diese Formel ist geprägt worden nicht etwa nur wider extreme Erscheinungen, sondern wider die Religion der modernen, historisch-kritisch fundierten Theologie insgesamt. Sie beruht entweder auf einer großen Gedankenlosigkeit, oder bedeutet, wenn durchdacht und klug berechnet, eine Gewissenlosigkeit.

Nicht einmal Katholizismus und Protestantismus unterscheidet man als zwei verschiedne Religionen. Luther hat man zwar gelegentlich unter die Religionsstifter einreihen wollen; aber mehr wie einige interessante Lichter, die von diesem Gesichtspunkte aus auf ihn fielen, hat man dabei nicht gewonnen: die Kontinuität war zu groß. Die letzte neue Religion, die die Weltgeschichte erlebte, war der Islam. Er ist eine reine Neubildung aus den verschiedensten, bisher nicht so vereinigten Elementen heraus, mit starker Eigenart von seinem Stifter her: ernstlich wird man nicht mit seiner Entstehung vergleichen, was etwa jetzt in der modernen Theologie gährt. Weiter zurück liegt die Entstehung des Christentums; sein Zusammenhang mit dem Judentum ist offenbar; man kann beide als Mutterreligion und Tochterreligion ansehn; eine Weile schien es, als könnte die Tochter im Hause der Mutter bleiben und in Frieden ihr Erbe antreten — bald jedoch wurde das Christentum als „neue Religion“ von der alten unter Schmerzen und Verfolgungen ausgeschieden. Aehnlich stellen sich offenbar jene Protestanten, die mit dem Vorwurf einer „neuen Religion“ wider uns kämpfen, das Verhältnis zwischen sich und uns vor: das ungeratene Kind muß aus dem Hause, und geht es nicht willig, so braucht man Gewalt.

In der Tat dürfte dies der einzige Weg sein, auf dem sich unsre Religion als eine neue bewähren müßte: wenn wir aus der Gemeinschaft der alten ausgestoßen würden. Unsre Altgläubigen heißen uns ja oft genug freiwillig gehen. Neulich wieder die Kreuzzeitung (Nr. 34) versicherte, daß unsre Kirche uns „in ihrem eigenen Interesse freudig“ freigeben werde, d. h. sie werde uns nicht hindern, uns zu einer eignen „freien“ Religionsgemeinschaft zusammenzuschließen. Nun weiß die Kreuzzeitung ganz genau, und man soll es auf der ganzen Linie unsrer kirchlichen Gegner sich gründlich klar machen, daß an eine solche Sezession der freier gerichteten Protestanten nicht zu denken ist. Eine Tendenz daraufhin besteht nirgends. Uebelwollende Gegner werden sagen, es fehle uns die Kraft dazu. Vielleicht haben sie Recht, Gott weiß es. Aber wir können das nicht erproben, denn es fehlt uns jede Regung eines Willens, die Kirche unsrer Väter zu verlassen. Nicht einmal mit unserm Verstande oder unsrer Phantasie diese Möglichkeit durchzudenken, nicht einmal so weit reicht es. Mit dieser Tatsache also, daß wir in unsrer Kirche bleiben, sollen die Gegner rechnen.*) Tun sie so, als könnten wir die „Freiheit“, die wir wollen, anders meinen, so ist das nichts als müßiges oder arges Geschwätz.

Wollte man uns dennoch davon überzeugen, daß wir eine neue Religion haben, so müßte es dadurch geschehn, daß die alte uns aus sich heraus entließe. Unsre altgläubigen Gegner in unsrer evangelischen Kirche müßten die starke Empfindung unsrer Verschiedenheit von ihnen in die stärkste Tat umsetzen und uns aus ihrer Gemeinschaft ausschließen. Dann würde unsre Situation eine ähnliche sein, wie die der Lutherischen um die Zeit des Augsburger Reichstags: selber zwar überzeugt, daß sie echte Glieder der Einen römisch-katholischen Kirche seien (Augsb. Konf. Artikel 21), wurden sie von den in ihr herrschenden Mächten aus ihr herausgedrängt. Nun mögen unsre kirchlichen Gegner einmal ernstlich überlegen, ob sie das mit uns fertig bringen! Ob sie die Macht dazu haben, die Macht dazu sind! Sie mögen aber dabei erwägen, wen sie herausdrängen müßten. Arme Kandidaten ängstigen, ein oder zwei Pastoren absetzen, Professorenanträge stellen in Synoden und Landtagen, mit dergleichen Künsten schafft man keine neue Religion oder auch nur eine neue Konfession neben der alten. Und ist denn etwa durch die Maßregelung von Pfarrern wie Sydow oder Veesenmeyer, durch die Versetzung von Theologieprofessoren wie Bender oder Wellhausen in die philosophische Fakultät an dem äußern und innern Bestande unsrer Kirche nur irgend Etwas geändert worden? Man müßte schon Massen-

*) Ich verstehe hier unter Kirche die große Konfessionsgemeinschaft, lutherische, reformierte oder unierte, in der wir drin sind.

HOLBROOK LIBRARY PACIFIC SCHOOL

entlassungen moderner Theologen aus dem Amt vornehmen, und Massen von Laien ebenfalls mit aus der Kirche schieben, wenn man die sogenannte neue Religion aus der alten Kirche ausscheiden wollte. Aber dazu fehlt Macht und Recht.*) Wohl auch der Wille. Denn daß ein paar leidenschaftliche Gemüter, ein paar Politiker und Journalisten den Willen haben, bedeutet noch nichts für den Willen unsrer Altgläubigen in ihrer Gesamtheit. Zu deutlich haben viele von ihnen gerade in der letzten Zeit gesagt, daß wir zusammenbleiben wollen, daß wir trotz allem gemeinsame Güter zu verteidigen und zu verwalten haben. So ist es Tatsache, daß eine Tendenz auf Scheidung in zwei Religionen oder auch nur Konfessionen bei unsren Altgläubigen nicht besteht. Wenn aber doch, dann sage man es laut und deutlich unisono, damit wir wissen, woran wir sind, — oder man schweige von der „neuen Religion"! Das Spielen mit so ungeheuerlichen Perspektiven ist im nüchternen Zustande frivol: dem Affekt kann man ja Manches verzeihen.

2

Wir können unsern Altgläubigen nicht vorschreiben, wie stark sie den Widerstreit zwischen ihrer und unsrer Art Christentum empfinden sollen. Nur bitten können wir sie, daß sie nicht auf das Unterscheidende, auf das, was sie ärgert, zu sehr achten und darüber das, was wir an innerstem heiligstem Gut mit ihnen gemein haben, verkennen.

Was aber können, was sollen wir tun?

An unsrer Liebe zu unsrer Kirche kann im Grunde kein Zweifel sein. Mögen Manche auch von uns an der Form des Landes- oder Staatskirchentums sich stoßen: das unterscheidet uns nicht von unsern Altgläubigen; im Gegenteil, da ist drüben die Kritik der bestehenden Ordnung und die Neigung zu irgendwelchem Freikirchentum in weiten Kreisen viel stärker. Jedenfalls möchte ich feststellen, daß die Würdigung dessen, was wir an unsern heutigen Kirchengemeinschaften haben, trotz all der Unbill und des Mißtrauens, die wir in ihnen erfahren, in unsern Kreisen eher zunimmt als abnimmt.

Aber unsre Theologie! Unsre Lehre! Unsre Weltanschauung! Unsre Frömmigkeit!

Ja, was sollen wir tun? Ein doppeltes Verhalten ist möglich.

Entweder energischer Anschluß an die überkommene kirchliche Ausdrucksweise. Das geht nicht ohne Umdeutung. Die Worte und Wendungen bekommen mehr oder minder einen andern Sinn. Aber nur der Wissende merkt das. Dem Unwissenden widerfährt kein Aergernis. So hat es die ganze Vermittelungstheologie des neunzehnten Jahrhunderts, so hat es zuletzt mit besondrem Nachdruck die Ritschlsche Schule gehalten.

Man soll nicht vorschnell über solche Anpassung und Umdeutung aburteilen. Denn so ist Luther verfahren, so Paulus, so auch Jesus. Auch unser Herr Jesus Christus ist nicht mit einem neuen Wort- und Sprachschatz hervorgetreten, seine neue Lehre zu verkünden. Wie haben sich die Schriftgelehrten darüber gekränkt, daß er die alten Worte und Sprüche im Munde führte und so ganz anders meinte! Man könnte die ganze Fortentwickelung menschlichen Denkens von den ersten Anfängen bis heut darstellen als eine Geschichte der steten Umdeutung gegebner Begriffe und Formeln.

Man wird sagen: Luther, Paulus, Jesus hatten ein Recht zu solcher Deutungsfreiheit um ihrer weltgeschichtlichen Mission willen. Dann aber darf Jeder ein Recht darauf haben, der diesen Anspruch zu behaupten vermag. — Oder man wird sagen: Luther, Paulus, Jesus durften so handeln, weil sie es naiv taten; wer aber nicht naiv umdeutet, darf es nicht. In der Tat, so empfinden wir Heutigen. Dies Umdeuten, dies Gebrauchen überkommener Rede mit verändertem Sinn, gilt uns nicht als zulässig. Aber wenn die Vermittelungstheologen des neunzehnten Jahrhunderts, wenn wir Ritschlianer es doch taten, waren wir dabei nicht naiv? Meinten wir die Lutherschen Formeln nicht richtiger zu verstehen als die Lutherische Orthodoxie? Dem Sinne und Geiste Luthers näher zu kommen, ihn voller, reiner zu entwickeln mit unsrer Auslegung? Haben wir nicht auch oft genug das bessere Bibelverständnis für uns wider eine prätendierte Bibelgläubigkeit?

Wie schwer es ist, ja wie unmöglich, neuen Gebrauch alter Worte und Wendungen zu vermeiden, erkennen wir ja in dem Augenblick, wo unser Gewissen sich wider diesen Gebrauch auflehnt und wir ihn vermeiden wollen. Man kann nur in sehr geringem Maße Neues mit neuen Formeln sagen. Man kann sich wohl in längerer Rede verständlich machen; man kann sagen: ich meine dieses so, jenes so. Aber gerade gewisse große Worte und Begriffe, die ein Erbgut vieler Geschlechter gewesen sind, kann man nicht ohne Schaden fahren lassen, man verarmt dann unversehens und findet keinen Ersatz. Soll man für die großen Goldmünzen, die in der Kirche zirkulieren als Erkennungszeichen der Gemeinde, neue prägen und in Umlauf setzen? Soll man sagen, sie seien kein Gold, weil einem die Prägung nicht mehr zusagt? Soll man, um nur ja nicht zu deuten und zu deuteln, Werte leugnen, die man im Herzen doch dankbar anerkennt? Eine Kirchenlehre hat, ganz abgesehen von dem Rechte, das sie stützt, ihren Bestand; man kann sie nicht wechseln wie ein Kleid; man kann nicht herausschlüpfen und doch von ihr behalten, was man behalten will und muß. Kurz, die Sache liegt nicht so einfach.

Dennoch mahnt Vieles, den andern Weg zu gehn. Nicht immer anlehnen, anknüpfen, anpassen, sondern: neue Rede für neue Meinung. Im ganzen ist das der Zug der neuesten Theologie. Und es ist kein geringes Kraftgefühl, das sich darin ausspricht. Nicht nur in der gelehrten Diskussion siegt immer mehr: die rücksichtslose Offenheit, freimütig treten die neuen Ansichten auch vor die Laienwelt, vor die Gemeinde. Und unsre konservativen Kirchenchristen, die um des Eindeutens und Umdeutens willen erst unsern sittlichen Charakter schmähten, geraten darüber erst recht in Aufregung. Man kann es ihnen nicht recht machen.

Ich bin dennoch von Herzen für diesen zweiten Weg. Denn ich meine, der Kampf für die freimütige Aeußerung in der Kirche muß einmal durchgekämpft werden. Leicht wird der Sieg nicht sein, aber er ist sicher. Denn dieser bisherige Zustand kann nicht dauern. Dies Absprechen des Christentums gegenüber solchen, die von Herzen Christen sein wollen. Dies Herumkurieren und Amputieren an dem Leibe unsrer Kirche mit noch dazu stumpfen Instrumenten von Seiten Unberufener.*) Es hat wirklich Niemand das Amt, die göttliche Wahrheit mit menschlichem Arm zu schützen. Gott schützt seine Wahrheit schon selbst. Auch gegen uns. Er ist wirklich stärker als wir und braucht euch nicht zur Hilfe gegen uns. Worin wir irren, darin wird er uns nicht siegen lassen. Wir wollen dazu Ja und Amen sagen, so oft wir ihn anrufen. Aber er weiß auch, daß wir fromm sind. In der vielgeschmähten akademischen Theologie war vielleicht früher weniger Frömmigkeit als heut. Denn heute kann man ihr nur unter großen Anfechtungen dienen. Von innen und außen. Karriere zu machen dient sie nicht, das muß man anders anfangen. Dafür ist aber, ich darf es bezeugen, gerade in diesen jüngern Kreisen viel Hingabe und Opferfreudigkeit. Nicht für eine neue Religion, sondern für die alte, sie mit neuen Zungen zu predigen. Wenn nicht auf dem Katheder, dann gern auch auf der Kanzel oder in irgendwelcher praktischen Stellung sonst. Dabei kann man von einer irgend einheitlichen „Schule" nicht reden, besser von

*) Mit einem Verein, der auf Grund seiner Satzungen ausschließt, wie man ihm auf Grund seiner Satzungen beitritt, hat die Landeskirche (und ihr Ideal, die Volkskirche) nichts gemein.

*) Ein des Kirchenrechts sehr wohl kundiger Jurist schrieb mir auf meinen Artikel in Nr. 3: „Als Jurist, der das Suum cuique hochhält, verabscheue ich Nichts so von Grund meines Herzens als jeden Versuch, Gegensätze des Denkens und der Gesinnung durch Machtsprüche einer Verwaltungsbehörde überwinden zu wollen, und bei allen Ketzerverurteilungen schäme ich mich für die Juristen in den Konsistorien noch viel mehr als für die Theologen. Denn ein Jurist muß vor allen Dingen unterscheiden können, und muß daher wissen, was seiner Natur nach zur Behandlung und Entscheidung im Wege eines rechtlichen Verfahrens geeignet ist und was nicht."

einer gemeinsamen Gesinnung. Die aber ist weithin verbreitet auch unter die Prediger und Lehrer im Lande, und überall herrscht Freudigkeit, Zuversicht, Entschlossenheit unter mancherlei Druck.

Das sprechendste Zeichen dafür ist die popularisierende Litteratur, die von unsern Kreisen ausgeht. Plötzlich, kaum gedacht so auch schon geschrieben, war das Dutzend Religionsgeschichtlicher Volksbücher auf dem Plan. Dazu das schwerere Kaliber der Weinelschen Lebensfragen. Schier unübersehbar sind die modernen Jesusbilder, die von Fachleuten und Andern gezeichnet wurden. Altgläubige Beurteiler mögen spotten über die Mannigfaltigkeit, die Subjektivität, die Phantastik dieser Jesusbilder. „Was ist Bousſets »Jesus« Andres als ein Roman?“ sagte ein Mann zu mir, den ich schätze. Angenommen, das alles wären Romane, moderne Mythen. Bonus hat einmal gesagt: Was wir heute brauchen, ist Mythus, neuer Mythus! In der Menge und Eigenart dieser Erscheinungen, die wie von selbst hervorbrechen, liegt Kraft. Religiöse Kraft! Wille zum Glauben! Es ist nicht die ästhetische Lust an Jesus, die die Feder in die Hand zwingt. Noch weniger kalte, kritische Gelehrsamkeit. Wenn doch unsre Gegner sich nicht selber durch solche Voreingenommenheit den Blick für die Tatsachen trüben wollten! Mögen der Mängel in der Ausführung noch so viele sein, aber jene Symptome, als solche beurteilt, deuten auf Gesundheit, nicht auf Krankheit, auf Glauben, nicht auf Unglauben.

Aber auf neuen Glauben, nicht auf alten? Nun, was an konservativem Sinn unter uns da ist, wird erst zur Geltung kommen, wenn die Gewissensfreiheit für unsre Kirche vollkommen aufgerichtet ist. Denn daß dann Alles gelehrt und gepredigt werden dürfte, was den Menschen einfällt, davon kann keine Rede sein. Man wird denen, die als christlich ausgeben, was dem Christentum zuwider ist, das Gewissen schärfen. Es wird das ein Bruderdienst werden, den einer dem andern leistet. Es wird Sache der Gemeinde sein, daß sie über ihren Hirten selber wacht. Es wird eine öffentliche Stimme geben, die Unfug abwehrt. Und wenn es die nicht gibt, dann ist freilich das ganze Kirchenwesen nicht wert, daß es besteht.

Heut ist man ja durch das geltende Kirchenrecht und seine Handhabung geradezu gehindert, gegen Mißbrauch auf Kanzel und Katheder öffentlich vorzugehn. Weil Bremen davon eine glückliche Ausnahme macht, will ich auch eine Ausnahme machen. Was von den Predigten und dem Konfirmandenunterricht des Pastors Mauritz am Dom erzählt wird, scheint mir von einem Diener der evangelischen Kirche unerträglich. Ich muß es ihm öffentlich sagen, denn die Rede davon zehrt weithin als ein heimliches Gift. Mag er denn auch öffentlich hervortreten mit seinen Maximen! Auf dem freien Boden Bremens kann er uns Rede stehn und wir ihm. Vielleicht geschieht ihm bitteres Unrecht. Dann dankt er mir den Dienst, den ich ihm mit diesen Zeilen tue.

Um die Freiheit in der Kirche zu erkämpfen, die wir nötig haben, müssen wir den Schein eines Radikalismus heute auf uns nehmen, den wir nicht vertreten.*) Es ist das nächste gegebne Ziel: der kirchlichen Rede muß vor aller Welt der Charakter eines durch keine äußere Rücksicht und Schranke eingeengten Zeugnisses erobert werden. Je mehr dies erreicht ist, desto besser wird offenbar werden, daß wir Christen sind. Zwar unser Christentum ist eine Gegenwartsreligion; um gegenwärtiges Leben, um den gegenwärtigen ewigen Gott handelt es sich. Aber wir wissen so gut wie unsere altgläubigen Brüder, daß das Christentum in der Vergangenheit wurzelt, daß es als Vätererbe zu uns kommt; wir wollen die Fülle der heiligen Ueberlieferung nicht missen, sondern nur noch tiefer erschließen und reichlicher davon zehren. Unsre Ziele können nicht positiver sein; haben wir darin ein gutes Gewissen, so tragen wir gern eine Weile bösen Schein, und nur um der Gegner selbst willen protestieren wir mit aller Entschiedenheit gegen den Vorwurf, wir hätten eine neue Religion. R

*) Der erste Weg, von dem wir sprachen, hat den Vorzug größerer Kirchlichkeit und schont die Schwachen. Der zweite Weg hat den Vorzug größerer Offenherzigkeit und freut die Starken, bringt aber den Nachteil, daß man weniger fromm und christlich scheint, als man ist. Es soll ein Jeder den Weg gehen, den sein Gott ihn weist in seinem Gewissen. Vorschriften lassen sich da nicht machen.

Eine werdende Wissenschaft

Alle Wissenschaften sind aus den Bedürfnissen des praktischen Lebens hervorgegangen, sowohl die eigentlichen Wissenschaften, die Wissenschaften im strengen Sinne des Wortes, die sich auf einem Sachbegriff aufbauen, wie die praktischen Wissenschaften (Techniken, Kunstlehren), die einen Zweckbegriff zu ihrem Mittelpunkte haben. Erst kommt das Leben, dann seine methodische Betrachtung, die Wissenschaft.

So ist es kein Wunder, wenn wir bis heute noch keine Wissenschaft der Volkspflege haben. Zwar das Leben hat hier kräftig sich entwickelt; mit den mancherlei Bedürfnissen, die zu befriedigen waren, zumal mit den verschiedenen Notständen, die breitere Volksschichten treffen, haben sich — wenn auch nicht mit ihnen gleichen Schritt haltend, so doch ihnen tapfer folgend — in großer Zahl mehr oder weniger wirksame Versuche eingestellt, diese Bedürfnisse zu befriedigen und die Notstände zu beseitigen. So haben wir schon seit langer Zeit und in den mannigfachsten Gestalten eine praktische Volkspflege. Aber eine zusammenfassende Wissenschaft davon gibt es noch nicht.

Wohl haben wir in neuerer Zeit mehrere Monographieen über einzelne Seiten dieser Volkspflege, darunter hochbedeutende Schriften, sowohl geschichtliche wie systematische. Namentlich ist es die Wohlfahrtspflege, die von verschiedenen Seiten mit Glück bearbeitet worden ist. Von geschichtlichen Arbeiten nenne ich das grundlegende Werk des Abts D. G. Uhlhorn „Die christliche Liebestätigkeit“ (2. Auflage. Stuttgart, Gundert 1895. 14 Mk.), von systematischen „Die Lehre von der inneren Mission“ von Dr. Paul Wurster (Berlin, Reuther und Reichardt 1895. 8 Mk.), den bekannten Schäferschen Leitfaden über innere Mission und — von umfassenderen Gesichtspunkten ausgehend — das gediegene „Handbuch der sozialen Wohlfahrtspflege in Deutschland“ von Professor Dr. Albrecht (Berlin, C. Heymann 1902. 36, geb. 39 Mk.) und das soeben erschienene Schriftchen von Karl Singer: „Soziale Fürsorge, der Weg zum Wohltun“ (Berlin und München, Oldenbourg 1904. 4 Mk.).

Diese Werke behandeln die „Liebestätigkeit“, die organisierte Wohltätigkeit oder die freie (sei es private, sei es öffentliche, aber nicht durch Gesetz festgelegte) soziale Fürsorge oder Wohlfahrtspflege, oder aber sie behandeln wie die Lehrbücher der Innern Mission noch spezieller bloß die kirchliche Wohlfahrtspflege, die nicht nur aus kirchlichen Kreisen hervorgeht („Diakonie“, „Charitas“), sondern auch, eben als „innere Mission“, kirchliche Zwecke verfolgt. Ueberwiegend handeln sie auch nur von der Beschaffung guter äußerer Lebensbedingungen, nicht von einer inneren Erziehung; nur die innere Mission setzt ihrem Namen und Charakter entsprechend neben die kirchlichen Pflegedienste der „Diakonie“ noch die religiöse Volkserziehung der „Evangelisation“.

Nun aber ist klar: wie die Evangelisation von der religiösen Volkserziehung des evangelischen Gemeindeamtes sich nur durch die Art ihrer Organisation unterscheidet, so unterscheidet sich auch die freie Wohlfahrtspflege nur durch die Organisation von der staatlich geordneten Fürsorge, und in vielen Fällen ist sie für diese nur die Vorläuferin gewesen und dient ihr weiter noch zur Ergänzung. Beide, freie und gesetzlich gebundene Tätigkeit, zu unterscheiden, liegt also nur ein äußerer, praktischer Grund vor, aber kein innerer, wissenschaftlicher Grund. Eine wissenschaftliche Behandlung der sozialen Fürsorge hat also das Gesamtgebiet der Fürsorgetätigkeit zu behandeln, sowohl geschichtlich wie systematisch. Und andrerseits: die Wohlfahrtspflege läßt sich von der Volkserziehung nicht trennen; Fürsorge für das äußere Leben wird, wenn sie nicht erziehlich wirksam ist, leicht das Gegenteil dessen, was bezweckt wird — Armen-

pflege, die nicht die sittliche Kraft mit der wirtschaftlichen Lage zugleich hebt, ist in Gefahr Bettelpflege zu werden. Und umgekehrt, eine Erziehung, die nicht zugleich die Pflege in sich schließt, erreicht so wenig ihr Ziel, wie eine nur geistige Ausbildung, die den Körper vergißt. Das gilt nicht nur von der Erziehung der Kinder, sondern auch von der Erziehung Erwachsener.

Denn eine solche Erziehung Erwachsener ist notwendig und wird auch in den verschiedensten Formen tatsächlich geübt. Nicht bloß die Kirchen sind mit Bewußtsein und nach ihrem Zweck große Erziehungsanstalten, sondern auch sonst fällt eine große Zahl der verschiedenen Aeußerungen des kulturellen Lebens unter den Gesichtspunkt der „Volkserziehung". Vielleicht kommt uns das in der Gegenwart besonders zum Bewußtsein, weil grundwichtige Organisationen unsers Volkslebens, wie die Ehe und die Berufsgemeinschaften (Innungen), ins Wanken geraten sind oder andere Formen angenommen haben, und wir nun auf dem Gebiet der Volksmoral mit Schrecken den Ausfall ihrer bisherigen, mehr in der Stille wirkenden erzieherischen Wirksamkeit inne werden.

So tritt uns in der Gegenwart der Name und Begriff einer „Volkserziehung" häufig entgegen. Beide sind nicht neu und wurden vor schon einem Jahrhundert gebraucht, aber doch nicht annähernd so oft wie in der Gegenwart. Wir haben in der Comeniusgesellschaft eine eigene Organisation für Volkserziehung; wir sprechen von Sozialpädagogik — wenn auch teilweise mit anderer Wendung des Begriffs als soziale Erziehungslehre oder Kulturpädagogik im Unterschiede von der Individualpädagogik, so doch im Ganzen mit einer ähnlichen Begriffsbestimmung, wie wir von sozialer Psychologie und von sozialer Medizin sprechen.

Unsre großen schöpferischen Pädagogen, von Comenius anfangend, haben zwar immer mehr oder weniger die Kindererziehung im Auge, aber ihr letzter Zweck ist doch die Erziehung des Volksganzen. Die Volkserziehung schließt auch die Kindererziehung mit ein, ebenso wie die Pädagogik nicht bloß eine Lehre von der Schulerziehung ist, sondern auch die häusliche Erziehung sowie Kindergarten und Bewahranstalt mit umfaßt; denn sie ist eben Erziehungslehre.

Alle Erziehung hat es mit dem Menschen zu tun; alle Erziehung hat dasselbe Ziel, die Menschen zur Selbsterziehung fähig und willig zu machen. Weil aber die Selbsterziehung durch das ganze Leben hindurch nicht aufhört, und weil selbst der gebildete erwachsene Mensch die erzieherische Hilfe der Gemeinschaft nicht entbehren kann, darum kann unsre Pädagogik, wenn sie sich abrunden soll, nicht nur eine Theorie der Erziehung der Kinder sein, sondern muß sich zu einer Theorie der Volkserziehung erweitern. Diese aber wiederum kann ein Eingehen auf die Bestrebungen der sozialen Fürsorge oder Wohlfahrtspflege nicht unterlassen.

Und so ergibt sich ein eigenes Wissenschaftsgebiet, das wohl am zweckmäßigsten mit dem Namen „Volkspflege" bezeichnet wird.

Eine neue Wissenschaft ist dies; denn wenn auch ihre mannigfaltigsten Einzelaufgaben nicht nur praktisch sondern auch theoretisch schon in Angriff genommen worden sind, so fehlts an einer zusammenfassenden Bearbeitung des ganzen Gebiets noch völlig. Aber eine solche ist eine Forderung der Zeit. Bei der vorjährigen Hauptversammlung der Comeniusgesellschaft, die im August in Jena stattgefunden hat, wurde gelegentlich bereits ein Lehrstuhl für Volkserziehung verlangt, und einer der damaligen Referenten, der freilich wegen Krankheit ausgebliebene Oberstudiendirektor Dr. Ziehen in Berlin, hatte dieses Verlangen eingehend begründen wollen. Vorläufig haben wir von seiner Hand in den Veröffentlichungen der Comeniusgesellschaft eine wertvolle und interessante Rubrizierung der Aufgaben der Volkserziehung nach ihren Faktoren (Familie, Heer, Gemeinde, Staat, Kirche usw.) im Jahrgang 1903.

Der erste Versuch, soviel ich weiß, einer zusammenfassenden und „systematischen Einführung in das Gesamtgebiet der Volkspflege (Volkserziehung und Wohlfahrtspflege)" liegt in dem Prospekt einer Erziehungsanstalt in Berlin-Zehlendorf vor,

nach welchem behandelt werden soll: „Allgemeine Volkserziehungslehre; die Organisation der Volkspflege; Volksgesundheitspflege; wirtschaftliche und staatsbürgerliche Volkserziehung; Volkskunstpflege; sittliche und religiöse Volkserziehung." Was dort „unter besonderer Berücksichtigung der Frauentätigkeit in der Volkspflege" gelehrt werden soll, bedarf wohl nur der vollen, universellen Fassung, und wir haben dann den ersten Versuch einer das ganze Gebiet der Volkspflege behandelnden neuen Wissenschaft.

Alle Wissenschaft folgt dem Leben, aber indem sie durch ihre methodische Bearbeitung der Begriffe die Gesetze für das Leben aufstellt, kann und wird sie auch wieder das Leben bestimmen. Und wie sehr das auf dem Gebiet der Volkspflege notwendig ist, liegt für den Kundigen auf der Hand. Es sind schließlich Leistungen auf dem Gebiet der Volkspflege, die Deutschland mit seiner sozialen Gesetzgebung vollbracht hat; ihre Bedeutung für die Wohlfahrtspflege ist unbestritten: aber war diese Art sozialer Fürsorge auch ein Stück sozialer Erziehung — oder haben jene Kaufleute recht, die da meinen, von allen Arbeitern sei der deutsche einer der schlechtesten, denn er werde durch unsere soziale Fürsorge verzogen, aber nicht zur Sorge für sich selbst erzogen?

Private Wohltätigkeit und die Alters- und Invaliditäts-Versicherungsanstalten haben zahllose Millionen für die Heilstätten für Lungenleidende ausgegeben: aber die Zahl derjenigen wächst zusehends, die da meinen, jene Millionen seien nicht nur fortgeworfen, sondern hätten sogar dazu gedient, aus Invaliden noch Unzufriedene zu machen. Haben sie recht? Wir haben seit kurzem in Preußen das Fürsorgeerziehungsgesetz; hat man, wie schon der Name andeuten sollte, ursprünglich an eine wesentlich vorbeugende Wirkung dieses Gesetzes gedacht, so wird es doch in der Anwendung anscheinend immer mehr dem alten preußischen Zwangserziehungsgesetz gleich. Ist das richtig und war das notwendig?

Unter recht vielen sind das nur ein paar Fragen aus der Praxis; sie mit Sicherheit zu beantworten ist erst möglich, wenn die Grundsätze der neuen Wissenschaft durchgearbeitet worden sind, die wir fordern und die zugleich offensichtlich sich allmählich herausbildet: die Grundsätze einer Wissenschaft der Volkspflege. Friedrich Zimmer

---

Der Bergarbeiterstreik

Verehrter Freund,

Sie haben mich gebeten, im rechten Augenblick über den Bergarbeiterstreik im Ruhrrevier zu berichten. Heute, da ein gewisser Gleichgewichtszustand in der Bewegung eingetreten ist und sich die Lage geklärt hat, ist das Urteil ermöglicht, das bis dahin beim Anschwellen der Bewegung und der Entwicklung des gesamten Streiks nicht so leicht zu fällen war.

Es bedeutet ein gewaltiges Erlebnis, in einem Gebiet mitten inne zu stehen, in welchem mehr als 200 000 Arbeiter streiken. Die Wucht der nackten Zahlentatsache legt sich auf das gesamte Empfinden. Die wirtschaftlichen Fragen, die man sonst disputierend erwog, erwachsen zu leibhaftiger Riesengröße und fordern von dem Sozialethiker willensmäßige Entscheidung.

In erster Linie kann ich berichten, daß jene lebendigen Massen von Hunderttausenden jüngerer und älterer Arbeiter sich nach Ausbruch des Streiks bis jetzt im ganzen durchaus geordnet verhalten hat. Massenversammlungen, von Tausenden fordernder Menschen besucht, verliefen ohne jede Störung. Das Straßenbild z. B. von Dortmund ist fast unverändert. Nur an den Zechen sieht man die Schutzmannschaften stehen, und über das Land hin merkt man den veränderten Zustand an den patrouillierenden Gendarmen. Diese Ruhe der Streikenden ist eine hoch anzuerkennende Leistung, um so mehr, als kaum die Hälfte organisierte Arbeiter sind. Es liegt darin ein beredtes Zeugnis für die erziehlichen Möglichkeiten der Arbeiterorganisationen und die Anziehungskraft des Solidaritätsbewußtseins, dessen Wert noch vielfach unterschätzt wird. Die Behörden er-

kennen die ruhige Haltung der Bergarbeiter offen an. Die preußische Polizei unterscheidet sich wesentlich zu ihrem Vorteil von dem, was man aus Anlaß des Krimmitschauer Streiks aus Sachsen gehört hat. Den Ruf nach Militär haben die Zivilbehörden bisher in weiser Einsicht grundsätzlich überhört. Von einzelnen amtlichen Stellen wurde ausdrücklich dafür Sorge getragen, daß in den Versammlungen die Beschwerden offen zum Ausdruck gebracht werden können.

Der äußere Hergang des Streiks ist zu bekannt, als daß ich ihn nochmals schildern möchte. Den Lesern der Christlichen Welt dürfte es mehr darum zu tun sein, die letzten Motive des Streiks, die Haltung der kirchlichen Kreise, die Stellung der verschiedenen Organisationen zu einander deutlich kennen zu lernen, um ein Urteil über das Recht des Streiks zu gewinnen.

Wer trägt die „Schuld", Arbeiter oder Unternehmer? Wir werden uns immer mehr gewöhnen müssen, die Stellung zum Streik, ähnlich wie im Kriegsfall, nicht einseitig von der Erkenntnis der Schuldfrage abhängig zu machen. Das Widerspiel der Interessen wird während des „Kriegs" den Sachverhalt stets verdunkeln. In diesem Streik löst sich die Frage scheinbar leicht. Der Streik begann mit Kontraktbruch von Seiten der Arbeiter. Besonders das Ueberspringen des Streiks von Zeche Bruchstraße nach Zeche Kaiserstuhl kam so überraschend, daß der Vorwurf der Kopflosigkeit dem Bergarbeiterstand nicht erspart bleiben kann und nicht erspart geblieben ist von Seiten der eigenen Führer. Die Arbeiter gaben nicht einmal Antwort auf die Frage nach ihren Beschwerden. Oberflächliches soziales Denken begnügt sich mit dieser Tatsache, um den Streik in Bausch und Bogen zu verurteilen. Die Verletzung eines geschriebenen Gesetzes soll nicht bestritten werden. Wer freilich die „ungeschriebenen Gesetze" verletzt, handelt weit unrechter. Zudem war der erste Versuch der Seilfahrtsverlängerung auf Zeche Bruchstraße eine gleiche formelle Ungesetzlichkeit. Auch von der formell richtig angeordneten Neuerung hat der Besitzer der Zeche die Arbeiter nicht vorher verständigt. Die Bergleute berufen sich ferner darauf, daß der bergbauliche Verein unterm 18. Mai 1889 die normale Dauer der Schicht unter Tage auf 8 Stunden festgelegt und streng verordnet hatte, daß diese Frist vom Schluß der Einfahrt bis zum Beginn der Ausfahrt nicht überschritten werde. Diese Bestimmung war in der letzten Zeit vollständig mißachtet worden. Endlich hat es keinen Sinn mehr, sich hinter jenen „Rechtsbruch" zu verstecken und unter Berufung darauf jede Verhandlung abzulehnen, nachdem die Regierung, die Hüterin der Gesetze, mit denselben kontraktbrüchigen Arbeitern verhandelt hat. Sie verstand diesen Massenstreik besser. In jenem unaufhaltsamen Vorgehen der Bergleute, die ihre Forderungen erst noch formulierten, kam das Elementare der Bewegung zum Ausdruck. Die Gründe mußten tiefer liegen. Nicht die Zechenstillegungen, nicht die Erfahrungen mit der Wurmkrankheit brachten den Streik zum Ausbruch. Sie verdichteten wohl die Angst. *Aber das eigentliche Motiv war die bange Sorge, gegenüber dem Anschwellen des Grubenkapitals den Zeitpunkt zu verpassen, in welchem die Gleichberechtigung des Arbeiterstandes als verhandlungsfähiger Vertragsmacht noch erkämpft werden könnte.*

Von hier aus beurteilen wir die einzelnen Forderungen, welche die Bergarbeiterverbände aufstellten. 8 stündige Schicht einschließlich Ein- und Ausfahrt, und zwar fürs laufende Jahr wie bisher, jedoch nicht über 9 Stunden, von 1906 ab $8\frac{1}{2}$ und von 1907 ab 8 Stunden. Einschränkung der Ueberschichten. Beseitigung des Wagennullens. Wahl eines Wagenkontrolleurs. Minimallöhne. Errichtung von Arbeiterausschüssen. Einführung von Grubenkontrolleuren. Reform des Knappschaftswesens. Humane Behandlung. Anerkennung der Arbeiterorganisationen. Schon die „Soziale Praxis" (Nr. 15) hat umfangreiches Material zum Verständnis der Forderungen beigebracht. Sie sind grundsätzlich berechtigt, mag man über das Tempo der Durchführung besonders in der verwickelten Frage der Minimallöhne verschieden urteilen; teilweise sind sie in andern Ländern schon erfüllt. Warum man die Praxis des Wagennullens noch

weiter verteidigen will, ist uns unverständlich. Als Zielpunkte im Interesse des Arbeiterschutzes und der Volkswohlfahrt wird die in Aussicht gestellte berggesetzliche Regulierung der Fragen alle die Forderungen anerkennen müssen. Zur Rechtfertigung dienen folgende zwei Tatsachen: 1. Die tötliche Unfallsquote im Ruhrrevier ist während eines halben Jahrhunderts nicht im mindesten heruntergegangen. 2. Preußens Bergbau hat eine höhere Unfallsziffer als England, Frankreich, Belgien, Oesterreich. Durchgängig werden die Ruhrbergleute im Alter von 47—48 Jahren Ganzinvalide. Häufig tritt vorher Halbinvalidität ein. (Vgl. Pieper, Lage der Bergarbeiter.) Deshalb muß die Mitentscheidung über ein Stück Volkskraft den Bergarbeitern als ihr volles Recht zuerkannt werden. Freilich gravitieren alle Detailforderungen nach der einen: Anerkennung der Organisation. Davon später!

Die eigentümliche Physiognomie des Streiks ergibt die Einmütigkeit aller gewerkschaftlichen Verbände. Christliche Gewerkschaften neben freien, Hirsch-Dunkerianer neben Polen; mit ihnen die Haufen der Nichtorganisierten! Diese Tatsache genügt, um das Urteil zurückzuweisen, daß man es nur mit sozialdemokratischer Verhetzung der Massen zu tun habe. Wo die Sozialdemokratie in bombastischen Redensarten arbeitet, kann das der Bewegung nur schaden. Aber der Ton der Reden aller Verbandsvorsitzenden ist derselbe unpolitische, und jede Nummer der sozialdemokratischen Arbeiterzeitung bringt in gesperrter Schrift die Warnung: Haltet eiserne Disziplin! Laßt euch zu keinen Putschen hinreißen! Meidet den Alkohol! Es handelt sich um ein einheitliches Wollen, das nach Ausdruck ringt. *Kein parteipolitischer, sondern ein wirtschaftlicher Kampf wird ausgefochten.* Sicher wird der Streik, mag er enden wie er will, die Organisationen stärken, die sozialdemokratischen sogar vielleicht weniger als die christlichen, hinter denen Stoeckers christlich-soziale Partei arbeitet. Diese Stärkung bedeutet aber keinen Nachteil, sondern Schutz vor ähnlichen Gedankenlosigkeiten, wie sie die Führer am Anfang so scharf rügen mußten. Immer bleibt die Solidarität der Verbände ein Zeugnis für die Kraft rein wirtschaftlicher Organisation.

Wie verhalten sich nun die kirchlichen Kreise zu der Bewegung? Der Kölner Erzbischof hat für die notleidenden Familien seines Sprengels 1000 Mark gegeben.*) Er will den Streik selbst nicht beurteilen, wünscht aber ausdrücklich staatliche Vermittlung. Das war eine sehr kluge Tat. Die Gabe selbst bleibt im Rahmen der christlichen Caritas, bedeutet aber im Effekt eine Sympathieerklärung. Jedenfalls hat die oberste katholische Behörde einen unbestrittenen Vorsprung vor den entsprechenden Behörden auf evangelischer Seite im Eingreifen in wirtschaftliche Fragen. Es gibt zu denken, daß man hier auch nur von ähnlichem Eingreifen Nichts gehört hat. Wir wissen wohl, daß die einzelnen evangelischen Geistlichen die Unterstützung der Familiennot als selbstverständliche Pflicht in aller Stille ohne Aufhebens üben. Auch zerreiben sich Viele gewissenhaft an der Frage nach dem sittlichen Recht des Streiks und wollen sich durch öffentliche Spende für Familien nicht über die letzte sittliche Entscheidung hinweghelfen. Wir wissen übrigens von manchen Gaben aus Pfarrerkreisen für die Streikenden. Zudem haben die evangelischen Geistlichen in den evangelischen Arbeitervereinen sofort Stellung genommen und mit ihren Forderungen vom 15. Januar in Essen gründliches Verständnis für das, was not tut, gezeigt. Sie verlangen die Veranstaltung einer durchaus unparteiischen auf kontradiktorischem Verfahren beruhenden amtlichen Untersuchung; die Beschleunigung der Berggesetzreform und der gesetzlichen Regelung der Schichtdauer sowie der Ein- und Ausfahrt; gesetzliche Anerkennung der Arbeiterberufsorganisationen und Sicherung der Vereins- und Versammlungsfreiheit; obligatorische Einführung von Arbeiterausschüssen in den einzelnen Betrieben; baldige Schaffung von Arbeitskammern. Auch rein kirchliche Vertretungen griffen ein. Die Dortmunder Kreissynode hatte sich schon früher in einer Resolution mit der Zechenstilllegung befaßt, und die Dortmunder Pfarrkonferenz hat eine Resolution ein-

*) Neuerdings Kardinal Kopp 3000 Mk. D H

gebracht, welche von beiden Seiten williges Entgegenkommen verlangt.*) Trotz Alledem bleibt der Vorzug der Elastizität den katholischen kirchlichen Behörden. Hat die evangelische Kirche Nichts zu sagen, so wird sie auch als eine solche behandelt, die in weltbewegenden Fragen Nichts zu sagen weiß. Würde die Kirche jetzt im Sinn der kaiserlichen Botschaft das Streben der Arbeiterorganisationen nach Gleichberechtigung im Arbeitsvertrag rundweg anerkennen, so würde sie sich Nichts vergeben, würde nicht nach Volksgunst haschen, sondern ihre Pflicht im Interesse des sozialen Friedens tun.

Ich stehe grundsätzlich auf dem Boden, daß wir die modernen Konzentrationstendenzen, ob sie Syndikat oder Kartell oder Trust heißen, nicht nur als notwendige, sondern als höhere Stufen kapitalistischer Wirtschaft anerkennen müssen, die freilich nicht als der Weisheit letzter Schluß zu gelten haben. Speziell das Kohlensyndikat hat trotz aller Härten besonders gegenüber den Händlern wirkliche wirtschaftliche Verdienste. Auch die hohe technische Leistungsfähigkeit des Bergkapitals, sowie eine gewisse Großzügigkeit in der Freigebigkeit soll offen anerkannt werden. Allein diese würde sich richtiger in regelmäßiger Erhöhung der Lohnsätze bewähren. Die ganze Grundstimmung gegenüber der Arbeiterfrage ist eine durchaus rückständige. Wo es sich um Aktienbesitz und Bankkapital handelt, gibt es kein patriarchalisches System. Der bergbauliche Verein hat stets mit Schärfe abgelehnt, Organisationen anzuerkennen, ja er lehnte den Titelnamen „Ruhrbergleute“ ab. Die große Tarifbewegung, welche durch ganz Deutschland geht, soll an den größten Betrieben spurlos vorbeigehen. Man hält die Fiktion aufrecht, als ob man nur mit dem einzelnen Arbeiter verkehren wollte. Der Grund hierfür liegt darin, daß man die unbedingte Herrschaft über den Arbeitsvertrag sichern will. Arbeitsdisziplin will der Arbeiter so gut wie der Unternehmer. Aber er will seine Ware Arbeitskraft ebenso kollektiv verhandeln, wie der Arbeitgeber seine Ware, und er versteht nicht, warum sich der Arbeitgeber auf Verhandlungen einläßt, wenn es sich um Verträge über 1000 Tonnen Kohlen handelt, nicht aber, wenn es sich um Lohnfestsetzung für 1000 arbeitende Menschen handelt. Den einzelnen Arbeiter auf den freien Arbeitsvertrag verweisen heißt ihn höhnen, wo es sich um Hunderte und Tausende von Händen im Riesenwerk handelt. Der Arbeitsvertrag wird zum Arbeitsbefehl. Der freie Arbeitsvertrag, die Voraussetzung kapitalistischer Produktionsweise, wird zur Illusion, wo koalierte Unternehmer Verhandlungen mit koalierten Arbeitern ablehnen. Damit hängt auch die unwürdige Behandlung der Arbeiter zusammen. Stets werden die Arbeiter dort „schlechter“ behandelt, wo man ihnen das Recht der Mitbestimmung versagt. Dann gelten sie als lebendige Maschinenteile, nicht als Glieder einer Arbeitsgemeinschaft. Daß die Arbeiter, gerade um sich bessere Behandlung zu sichern, Anerkennung ihrer Organisation verlangen, ist durchaus verständlich. Eins bedingt das Andere. Mit dem Ersatz des absoluten Fabrikregimes durch das konstitutionelle tritt die Wendung in der Schätzung des Arbeiters sofort ein.

So handelt es sich auch in diesem Streik um die große Frage der Organisation und ihrer Anerkennung. Der Staat wird alles Gewicht darauf zu legen haben, daß er die von ihm bereits anerkannten Organisationen auch von seinen Staatsangehörigen, den Unternehmerverbänden, anerkannt wissen will. Ueber den Bergbau, als die Quelle nationalen Reichtums, übt er die Oberhoheit in besondrem Maße. Hier darf und kann der Einzelne mit seinem Eigentum nie einfach machen, was er will. Auch wenn wir die gewaltige Initiative und technische Energie des privaten Unternehmertums gerne anerkennen und wissen, daß die staatlichen Gruben im Saargebiet geringere Löhne aufweisen wie die privaten im Ruhrgebiet, so hat das Recht der Privatbesitzer seine Grenze an der Staatsgewalt und dem Volkswohl. Verhandlungen vor dem Gewerbegericht als Einigungsamt erschweren ist kein Zeichen gesetzlichen Sinns, und noch abbaufähige Zechen stillegen widerspricht jeder Rücksicht auf die Volkswohlfahrt. Werden behördliche Einigungsversuche schroff abgelehnt, so wird die Staatsautorität geschädigt. Deshalb handelt es sich um bewußte und energische Stärkung des Staatswillens. Die Achtung vor dem Staat als Letztverantwortlichem für den wirtschaftlichen, sittlichen und geistigen Fortschritt muß Gemeingut deutschen Denkens werden.

Möchte der Streik bald sein Ende finden! Währt er lange, so wird er unabsehbare Schädigungen aller Kreise des Volkes zur unausbleiblichen Folge haben. Die Entschlossenheit der Arbeiter auszuharren ist eine feste und einmütige. Die Aussichten des Streiks selbst sind, soweit sich überhaupt Etwas sagen läßt, durchaus nicht ungünstig. Das Zentrum wird seine Macht auch in dieser Sache geltend machen. Wir wünschen nur, daß es bald zu einem wirklichen Frieden auf Grund eines erkämpften großen sozialen Fortschritts kommen möge.

Dortmund, 24. Januar 1905 Ihr

Traub

*) Siehe unten Spalte 116. D H

Luthers Tischreden

Wer in den Tischgesprächen Luthers, wie sie uns von Alters gedruckt vorliegen, nur „viel herrlicher Historien und Geschichte, auch andere nötige und nützliche Dinge“ aus dem Munde eines geistreichen und welterfahrenen Mannes sucht, dem mag Aurifabers 1566 zu Eisleben erschienene, seitdem oft erneuerte und erweiterte Ausgabe genügen.*) Er trug zusammen, was er selbst aus Luthers Munde gehört, was andere Tischgenossen wie Lauterbach, Dietrich, Besold, Schlaginhauffen, Mathesius u. s. w. aufgezeichnet hatten, vermehrte es durch Auszüge aus Schriften und hat es dann „in gewisse Locos communes distribuiret und verfasset“. So hat sein Werk denn auch drei Jahrhunderten zur Ergötzlichkeit und zum Nutzen gereicht und ist bis auf die neueste Zeit immer wieder herausgegeben und bearbeitet worden. Unbeachtet, teilweise vergessen schlummerten inzwischen die Sammlungen seiner Gewährsmänner im Staube der Bibliotheken. Erst in unsern Tagen, als man anfing Luthers Leben quellenmäßig zu erforschen, treten sie nach einander wieder ans Licht. Seidemann gibt Lauterbachs Tagebuch heraus, Wrampelmeyer das des Cordatus, Preger die Tischredensammlung Schlaginhauffens, Löfche Analecta Lutherana et Melanthoniana, die er auf Mathesius zurückführt. Hin und wieder von Forschern verwertet wurde auch das handschriftliche Material, das in Gotha, Dresden, Nürnberg, Leipzig und Breslau noch der Veröffentlichung harrt. So lange wir nur auf die Aurifabersche und ähnliche Sammlungen angewiesen waren, standen der wissenschaftlichen Verwertung der Tischreden hauptsächlich drei Gründe entgegen: Unsicherheit über den Gewährsmann, über das Datum und über den ursprünglichen Wortlaut. Sie schwindet aber, je mehr wir in den Stand gesetzt sind, die noch vorhandenen ursprünglichen Aufzeichnungen mit einander zu vergleichen. Dem endlichen Ziel, das einer kritischen Ausgabe zu stellen ist: alle vorhandenen Tischreden zu sammeln, chronologisch zu ordnen, für jede einzelne Datum, Ohrenzeugen und ursprünglichen Text nach Möglichkeit zu bestimmen, sind wir ein gut Stück näher gekommen durch die vortreffliche Arbeit des Leipziger Stadtbibliothekars Ernst Kroker.**) Er selbst bezeichnet seine Veröffentlichung als eine Vorarbeit für jene größere Aufgabe, die für die Weimarer Gesamtausgabe von Luthers Werken den bewährten Händen Kaweraus anvertraut ist. Wertvoll ist Krokers Buch um des Stoffes willen und wegen seiner wissenschaftlichen Bearbeitung. Es bietet uns die lange gesuchte und schmerzlich vermißte Tischredensammlung des Joachimsthaler Pfarrers Johannes Mathesius in einer vertrauenswürdigen Abschrift. Sie erfüllt, was man von ihr erwartet hatte, daß „Mathesius seine eigenen Nachschriften und die Abschriften an-

*) Ungelehrte Leser lesen vielleicht diesen Artikel von Spalte 113 an: „Noch immer gilt beim Volke . . .“ D H

**) Luthers Tischreden in der Mathesischen Sammlung. Aus einer Handschrift der Leipziger Stadtbibliothek herausgegeben von Ernst Kroker, Bibliothekar an der Leipziger Stadtbibliothek. Leipzig, B. G. Teubner 1903. 12 Mk.

derer Tischgenossen von einander getrennt hielt," und ermöglicht es so „die einzelnen Reden zu datieren und bestimmten Tischgenossen zuzuweisen". Mit großem Scharfsinn macht Kroker es wahrscheinlich, daß der ungenannte Mann, der „1546 diese große Sammlung der Lutherschen Tischreden in Marienberg im sächsischen Erzgebirge begonnen und in den Jahren 1547 und 48 mit Unterstützung seines Lehrers Mathesius fortgesetzt hat", der Marienbergische Pfarrer Johann Krüginger war, ein 1521 geborener Joachimsthaler. In sieben Abschnitten bietet die Sammlung Tischreden nach Aufzeichnungen des Mathesius (aus dem Jahre 1540), Heydenreichs (1542 und 43), Besolds (1544), Lauterbachs und Wellers (aus verschiedenen Jahren), Abschriften aus Lauterbachs Tagebuch (1539), aus Dietrichs und Platos Sammlungen, und im achten Abschnitte Krügingers eigene Sammlung. Die Handschrift der Leipziger Stadtbibliothek brauchte nicht eigentlich erst entdeckt zu werden, denn sie war seit Jahrzehnten richtig katalogisiert, auch hatte Wustmann bereits 1885 ein kleines Stück daraus veröffentlicht, aber Kroker hat das Verdienst, zuerst ihre Bedeutung erkannt und sie auf Mathesius zurückgeführt zu haben. Die in der Einleitung anhangsweise behandelte Frage: „Ist Mathesius in den Lutherhistorien von seiner Tischredensammlung abhängig?" wird in der Weise beantwortet, daß wir genötigt sind künftig auf die Tischreden als die treueren Quellen zurückzugreifen. Die Publikation enthält aus der Leipziger Handschrift 772 Nummern, die aus andern Sammlungen auf 847 ergänzt werden. Die kleinere Hälfte davon erscheint hier zum ersten Mal gedruckt; alle erfahren gewissenhafte textkritische Behandlung, sind in ein bestimmtes Jahr verwiesen und bestimmten Tischgenossen zugeteilt. Große Sorgfalt ist auf Nachweis etwaiger Parallelen und auf die zahllosen sachlichen Erläuterungen verwandt, was dem Herausgeber jeder Leser danken wird.

Aus der reichen Fülle des Neuen hebe ich zunächst Einiges hervor, das meine besonderen Studien angeht. Nr. 714 d bringt eine Empfehlung des Aesop aus dem Jahre 1536. Daran schließt Luther 5 Fabeln; die ersten drei mit anderen Wendungen, als sie seine Handschriften bieten, die beiden letzten finden sich darin überhaupt nicht. Auffallend ist in Nr. 4 vom Löwen, der die Tiere in seine Höhle ladet und sie fragt, wie sie den Geruch finden, die Betonung des Sprichwörtlichen in: „Es stinkt", „Es reucht wohl", „Ich habe den Schnuppen" — Redensarten, die sich ebenso in Luthers Sprichwörter-Sammlung fanden. Nr. 5 von dem Jäger, der 12 Bärenhäute hat und 13 verkauft, erklärt die in der Sprichwörter-Sammlung (Nr. 436) unverständliche Wendung: „Der Peltz ist wohl verkauft [aber noch nicht überantwortet]." Ueberhaupt wird damit meine Vermutung von dem engen Zusammenhange der Arbeit Luthers an den Fabeln mit seiner Sprichwörter-Sammlung bestätigt. Nr. 714 a aus demselben Jahre zeigt, wie Luther einige „ironische" Sprichwörter verstand, die die Sammlung nur verkürzt anführt und die sich sonst bei ihm nicht nachweisen ließen: „Zeugk macht meister, sagte der Teufel, schindet ein kue mit einem nebriger (d. i. Bohrer)." „Alber feste flickt die bruche [d. i. Hose] mit einer wide."

Noch immer gilt beim Volke Luther als Urheber des Reims:

Wer nicht liebt Weib, Wein und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang.

Als Kehrreim des Liedes von K. Müchler: „Der Wein erfreut des Menschen Herz" scheint er sich so tief in das Gedächtnis der vor uns lebenden Generation hineingesungen zu haben, daß auch heute Luthers Name noch nicht von ihm zu trennen ist. Die Wahrheit ist freilich längst von Köstlin (Luthers Leben, 5. Aufl. II, 681) ans Licht gestellt. Der Reim ist bis jetzt nicht früher nachgewiesen worden als im Wandsbecker Boten vom Jahre 1775. Johann Heinrich Voß aber steht im dringenden Verdacht der Verfasserschaft. Der einzige Anklang, der sich bei Luther findet, ist früher von Seidemann mitgeteilt worden; Kroker bringt ihn aus dem Gothaischen Codex unter Nr. 711 b: „lieber Cordate, wie wollt ir jetzt anders einen Deudschen vorthuen denn ebrietate praesertim talem, qui non diligit musicam et mulieres?" [= wie wollt ihr es jetzt anders einem Deutschen zuvortun, denn durch starkes Trinken, besonders einem, der nicht liebt Musik und Weiber]. Hierzu vgl. Sirach 40, 19 f.

Aus Nr. 3 erfahren wir, daß Frau Käthe genug Latein verstand, um gelegentlich an der üblichen deutsch-lateinischen Unterhaltung teil zu nehmen. Aber Luther wirft ihr scherzend vor, daß es ihm nicht möglich gewesen sei, ihr den griechischen Wortlaut des Spruches: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben" beizubringen. 53 sagt er von ihr: „Ich bin der niedere, sie ist der höhere Herr. Ich bin Aaron, sie ist mein Moses." Und 151, sie verstehe die Psalmen jetzt besser, als einst alle Papisten. 50 tadelt Luther an seinem lieben Philippus, dem die jungen Leute keine Ruhe lassen, daß er den Sabbath nicht halte, Jedermanns Diener und Knecht der Knechte sei. 156 sagt er von der Astrologie des Freundes: „Es ist ein Dreck mit ihrer Kunst." Reiner Zufall, wie beim Würfeln sei es, wenn einmal eine ihrer Weissagungen eintreffe. 120 zeigt sich Luther gegenüber dem Aberglauben der Zeitgenossen recht kritisch. Bei dem Gerücht, die Elbe habe sich in Blut verwandelt, sieht er sich die Sache selbst an und findet keinen Unterschied gegen sonst. Er meint die Ursache der obwaltenden Augentäuschung sei in dem Widerschein sonnendurchleuchteter Wolken im Wasser zu suchen. Hübsch ist der Witz auf Bugenhagens langes Predigen (99), das auch Luther nicht gefiel: Als eine Frau ihrem Manne das Essen nicht gar gekocht auf den Tisch bringt, entschuldigt sie sich: „O, ich meinte, es werde Pommer heut predigen." Eine höchst lächerliche zoologische Vorstellung kommt 36 zu Tage: Der Storch verschlingt Schlangen. Damit sie aber nicht durch ihn hindurchgehen, stellt er sich mit dem Hinterteil gegen eine Wand. Von seinem ersten Auftreten spricht Luther 141: Er habe nicht glauben können, daß Jemand auf ihn hören werde. Nur für sich, Staupitz, Linck habe er geschrieben. Aber beim Erscheinen seines Büchleins von der Messe [1520] hätten es ihm Mehrere gedankt, daß er sie von großer Furcht befreit habe. Als die Rede darauf kommt (138), wie oft Gott die Kinder armer Leute zu hohen Würden berufe, verweist er auch auf sein eigenes Leben, daß er von Gott als ganz armes Kind von Eltern her in solche hohe Stellung geworfen worden sei. Wie hilflos er textkritischen Fragen des Alten Testaments gegenüber steht, zeigt 142. Es ist ihm unwahrscheinlich, daß ein Einzelner in einer Schlacht 800 Mann getötet habe. Aber er beruhigt sich bei dem Gedanken, daß ihm wie Simson die Engel redlich mitgeholfen hätten. Er bemerkt den Widerspruch, daß im Gesetz Mosis verboten sei, anderswo als in der Stiftshütte oder im Tempel zu opfern, während doch Gottesmänner wie Elias und Elisa Altäre bauen. Die Schwierigkeit hebt sich ihm durch die Erwägung, daß das Gesetz nur dem rohen Volk gegeben, aber den Gläubigen immer die Freiheit des Geistes geblieben sei. Anders behandelt er theologische Streitfragen mit Freunden als mit den Gegnern. 132 erhebt Severus die Frage, von wem wohl der Teufel die Bosheit habe. Luther schweigt darauf, um dann seinen stillen Gedankengang mit den Worten zu schließen: „Er wirds aber ewig bezahlen müssen." Severus wirft ein, es sei bei ihnen Jemand, der nehme an Nichts solchen Anstoß, als daran, daß Gott den Teufel und die Gottlosen ewig strafen wolle. Luther erwidert: „Ja, lieber Doktor Severus, das ist eine hohe Anfechtung von Gottes ewigem Zorn. Ich hab selbst einmal ernstlich daran gedacht. Behüt mich mein Gott, daß ich nimmermehr wieder dran denke, sondern auf Jesum Christum, in dem wir die Barmherzigkeit des Vaters sehen."

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um einen Begriff von dem reichen Inhalt zu geben. Sie mußten übrigens, wie sich das für den Kenner von selbst versteht, immer halb aus dem Lateinischen übersetzt werden. An unmittelbaren Einblicken in Luthers Seelenleben sind sie fast unerschöpflich, nur die Briefe sind ihnen an die Seite zu stellen. Aengstlichen Gemütern sei gesagt, daß Luther niemals verliert, wenn man ihm ins Herz sehen darf. E Thiele

Verschiedenes

Vom Brandenburger Konsistorium. Ernste Tageszeitungen meldeten gleichzeitig ganz ernsthaft, der Ton des Bescheides gegen Pfarrer D. Fischer an St. Markus erkläre sich daraus, daß man im Konsistorium diesen mit seinem Sohne, Pfarrer Fischer an der Jerusalemskirche, verwechselt habe. Glauben konnten wir das nicht, und es entspricht auch nicht den Tatsachen. Manche meinten schon, der Fall Fischer werde nach dieser Enthüllung in einem ungeheuren Gelächter untergehn. Ob das für die Behörde zu wünschen gewesen wäre, überlasse ich Andern zu entscheiden. Der Vorwurf, der gegen eine unzulässige Behandlung eines älteren Mannes zu erheben war, wäre freilich weg gefallen; gegen den Ton, der dem Pfarrer als solchem gegenüber angeschlagen ist, müßte Widerspruch erhoben werden, auch wenn er dem Dreißigjährigen galt. Christliche Kirchenbehörden sollen in der Sprache ihrer Erlasse die Ehrfurcht vor ihren Unterstellten und deren Amte so pflegen, daß es für alle andern Behörden vorbildlich ist. Im übrigen haben wir unserseits die Moral aus dem Fall Fischer in Nr. 3 so gezogen, daß nur der sachliche Inhalt des Entscheides für uns in Betracht kam. Wir fühlen uns diesem Lehrprozeß-Unwesen gegenüber mit dem Angeklagten unter allen Umständen solidarisch, gleichviel ob er jung ist oder alt, und haben unsre Gründe gesagt. Nicht identifizieren wir uns mit der Lehre des Gemaßregelten. Hierüber bin ich unsern Lesern und der Oeffentlichkeit, wie ich wohl weiß, eingehende Rechenschaft schuldig, und ich werde sie nicht schuldig bleiben.

Inzwischen hat uns dasselbe Brandenburgische Konsistorium den Fall Heyn neu beschert. Es scheint ja ein frischer Zug in diese Behörde gekommen zu sein unter dem neuen Präsidenten. In der Tat, daß er die seit mehr als drei Jahren schwebende Sache zum Beschluß gebracht hat, ehrt ihn nur. Denn solche Verzögerung mußte das Ansehn der Behörde bei allen Interessenten und Beobachtern schwer schädigen. Wie nun freilich die Entscheidung ausgefallen ist, das fordert nur wieder die Kritik heraus.

Bringen wir die Tatsachen in Erinnerung. Pfarrer Heyn, 1859 geboren, seit 1890 Pfarrer in Greifswald in einer der preußischen Landeskirche zugehörigen Gemeinde, dieser Gemeinde, wie wir wissen, lieb und wert, bewarb sich Anno 1902 um das zweite Diakonat an St. Petri in Berlin, also um ein Amt derselben preußischen Landeskirche. Zu wählen*) hatte der Magistrat, und dieser wählte Heyn. Da erhob der erste Geistliche an St. Petri, der Propst von der Goltz, auf Grund eines ihm zustehenden alten Privilegs Einspruch gegen den Gewählten. Daß gerade Propst von der Goltz, der zugleich Vizepräsident des Evangelischen Oberkirchenrats ist, dessen kirchenregimentliche Weisheit wir oft aufrichtig bewundert haben (vgl. die ausführliche Würdigung seiner Reden im vorigen Jahrgang Nr. 40 Sp. 233 ff.), seiner Landeskirche diesen „Fall" beschert hat, ist uns ein psychologisches Rätsel. Genug, er persönlich ganz allein erhob Einspruch, und der Berliner Magistrat übergab die strittige Sache dem Brandenburgischen Konsistorium. Unter dem 16. Januar d. J. hat das Konsistorium geantwortet, nachdem es am 11. Juli v. J. vom Magistrat um die säumige Antwort gemahnt worden war. Effekt: Konsistorium bestätigt dem Propst von der Goltz, daß Heyn in seinem Predigtbuche „Der Herr ist der Geist" sich Taktlosigkeiten habe zu Schulden kommen lassen, ja es würde von sich aus sogar noch schärfer urteilen! Heyn ist für St. Petri in Berlin unmöglich, Magistrat hat einen Andern zu präsentieren.

Nur mit diesem Bescheide des Konsistoriums haben wir es zu tun. Man gestatte uns zwei Anmerkungen.

1. Daß in derselben Landeskirche derselbe Geistliche möglich und unmöglich ist, haben wir nie begriffen. Natürlich wissen wir sehr wohl, daß der Eine besser aufs Land, der Andre besser in die Stadt paßt. Nicht Jeder eignet sich zum Hof- oder zum Universitätsprediger. Es handelt sich um Bestehen oder Nichtbestehen vor der konsistorialen Zensur. Darf Heyn nicht auf der Berliner Kanzel predigen, wie kann man ihn auf der Greifswalder dulden? Dies Einspruchsrecht der Minderheiten (hier eines Einzelnen) ist nichts als eine Quelle fortwährender häßlicher Wühlereien und Streitigkeiten. Es gibt kein vollkommenes Pfarrwahlrecht, aber diese altpreußische Bestimmung haben wir immer als möglichst unweise empfunden. Die Synoden sollten ernstlich darauf denken, ihre Abschaffung zu erlangen.

2. Auch hier wieder wie im Fall Fischer diese respektlose Behandlung eines im Amte stehenden Pfarrers! Will man denn den Pfarrerstand mutwillig ruinieren? Sollte man ihn nicht vielmehr im kirchlichen Interesse in seinem Ehrgefühl noch zu heben suchen? Die Christliche Welt hat die Versuchung, Standesinteressen der Pfarrer zu vertreten, immer abgewiesen. Sie hat die ganze Bewegung der Pfarrervereine bis heute ignoriert. Aber jetzt müssen wir sagen: es ist gut, daß sie da sind, und hoffentlich werden sie im Fall Fischer und im Fall Heyn ihre Pflicht tun. Der Vorwurf der „Taktlosigkeit" ist für einen Mann vom geistlichen Stande, so amtlich und öffentlich ausgesprochen, unerträglich. Wir wissen nicht, welche Konsequenzen Herr Pfarrer Heyn daraus ziehn wird, mindestens wird er doch den Beschwerdeweg an den Oberkirchenrat betreten. (Dessen stellvertretender Vorsitzender Propst von der Goltz ist!) Ein Offizier müßte ohne weiteres auf solchen Affront hin seinen Abschied nehmen. Freilich ist ihm gegenüber eine solche Behandlung seitens eines Vorgesetzten einfach ausgeschlossen, gegenüber einem Justiz- und Verwaltungsbeamten auch. Lassen sich denn Lehrprozesse, wenn sie denn sein müssen, wirklich nicht in einem andern Tone erledigen? Man erkenne doch auf „Irrlehre"! Das hat doch nichts Entehrendes. Das reiht den Konflikt in den großen Kampf um die Weltanschauung ein. Aber „Taktlosigkeit"? Im öffentlichen Interesse der Kirche muß hier Wandel geschaffen werden. Jede Instanz, die da mit Erfolg eingreift, soll uns recht sein; für Leipzig und Worms ist es eine gute Gelegenheit, sich die Sporen zu verdienen!

Im Uebrigen: es ist uns bitter leid, so zu einer Kirchenbehörde reden zu müssen. Denn auch unsre Kirchenbehörden sind Glieder am Leibe der Kirche, die wir gern von den Menschen geliebt und geehrt sehen möchten. Ist denn in solch einem Kollegium kein Gefühl für das, was wir wollen? Lassen sich denn die Einsichtigen immer so ruhig überstimmen? Fühlt denn keiner von den Herren, daß diese halb schwächliche halb brutale Behandlung der heikelsten aller innerkirchlichen Fragen nur Unheil anrichten muß? Daß die Lösung der hier gestellten Aufgabe über ihre Kraft geht? Und hat Keiner den Mut, das auch zu sagen und im Notfall durch seinen Rücktritt von solchem Amt öffentlich zu bekennen? R

*) Der Ausdruck ist nicht genau, trifft aber das, worauf es ankommt. Die Rechtslage ist kompliziert; auf sie näher einzugehen hat für das, was wir sagen wollen, keinen Zweck

Die theologische Schule zu Bethel soll am 15. Oktober d. J. eröffnet werden. Pastor von Bodelschwingh sagt über diese seine jüngste Stiftung, der er „den Rest seiner Tage und seiner Kraft" widmen will, im Reichsboten Nr. 21 und 22 warme Worte der Verteidigung und Werbung. Wir können nur wiederholen, was wir schon früher ausgesprochen haben: diese Weise, im kirchlichen und theologischen Streit der Gegenwart seinen Mann zu stehen, können wir nur begrüßen. Da wird nicht gescholten und prozessiert, sondern gearbeitet und geopfert. Die Schule mag, so Gott will, ihren Schülern Manches leisten, was die Universität nicht leisten kann. Die Arbeit der Fakultäten aber wird durch sie nicht ersetzt und nicht gehindert werden. Im Gegenteil ist zu hoffen, daß man auch in Bethel, je ernster man seine theologische Erziehungsaufgabe nimmt, die innere Notwendigkeit der heutigen Fakultätstheologie begreifen und würdigen wird. Es tut ordentlich wohl, inmitten der heutigen „Fälle" einer so ehrenwerten Kampfesweise unsrer konservativen Brüder zu begegnen. R

Erklärung der Dortmunder Pfarrkonferenz. Der oben Sp. 110 f. erwähnte Beschluß lautet: Dortmund, den 25. Januar 1905.

Die auf heute nach Dortmund ordnungsmäßig einberufene Pfarrkonferenz der Synode Dortmund hält es nach eingehenden Verhandlungen für ihre Pflicht, ihren Gemeindegliedern gegenüber in Sachen des Bergarbeiterstreiks Folgendes zu erklären:

1. Wir erkennen die ruhige Haltung der streikenden Bergarbeiter, welche sie nach Ausbruch des Streiks im allgemeinen bewahrt haben, mit aufrichtiger Genugtuung an, und bitten sie ferner sachlich und besonnen auf dem Boden des Gesetzes zu handeln.

2. Wir bedauern, daß die Einigungsversuche der Regierung bisher nicht zum Ziel geführt haben, bitten dringend damit fortzufahren und erhoffen nunmehr von beiden Parteien williges Entgegenkommen unter grundsätzlicher Anerkennung der Arbeiterorganisationen.

3. Wir begrüßen die Erklärung des Ministers über berggesetzliche und sozialpolitische Reformen, wie sie von verschiedenen Seiten seit Jahren gewünscht worden sind, und erhoffen schleunige und kräftige Durchführung derselben im Interesse dauernden, sozialen Friedens.

4. Wir bitten beide Parteien in dieser ernsten Zeit im Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit vor Gott, sich vom Geist christlicher Versöhnlichkeit und der Rücksichtnahme auf die Volkswohlfahrt leiten zu lassen.

Gezeichnet: Schlett, Superintendent. Bartels, Bosselmann, Brand, Burgbacher, Daub, Danz, Donsbach, Eitner, Frey, Goldberg, Große-Oettringhaus, Hennecke, Jucho, Kreft, Landgrebe, Mohme, Morgenstern, Niemeyer, Philipps, Römer, Schnapp, Schürmann, Sogemeier, Stein, Stenger, Thabe, Thiele, Traub, Ulmke, Wohwinkel, Winkhaus. [Unterschriften abwesender Pfarrer wurden später noch eingeholt.]

Kleine Mitteilungen. Da mein Artikel „Eine neue Religion?" gerade zum zweihundertjährigen Todestage Speners erscheint, will ich nicht unterlassen zu erzählen, daß die Lutheraner ums Jahr 1674 auch Spener vorwarfen, er wolle eine neue Religion aufbringen. Vgl. Grünberg, Spener 1, 173. — Das Werk Grünbergs werden wir eingehend würdigen, wenn der Schlußband da ist, worauf noch für Ende dieses Jahres Aussicht gemacht wird.

Zu Traub's Briefe in dieser Nummer sei auf sein schönes zeitgemäßes Werk hingewiesen: Ethik und Kapitalismus. Grundzüge einer Sozialethik. Heilbronn, Eugen Salzer 1904. 255 S. 4,20, gebunden 5 Mk. Besprechung ist unterwegs.

Für die Streikenden im Ruhrgebiet, d. i. für die im Streikgebiet Notleidenden, nimmt Pfarrer Lic. Traub gern Beiträge an, wie auch die Redaktion dieses Blattes sich schon in voriger Nummer dazu bereit erklärt hat. Auch der Evangelisch-soziale Kongreß fordert seine Freunde und Mitglieder zur Unterstützung der Bergarbeiter auf (siehe unten den Anzeigenteil). Die Redaktion wird den Ertrag ihrer Sammung dem Kongreß zur Verfügung stellen.

In der Saalezeitung Nr. 44 hat Herr Lic. B. einen offenen Brief an mich gerichtet aus Anlaß meines Artikels in Nr. 3. Zu meiner Genugtuung habe ich die Antwort darauf in meinem heutigen Artikel schon gegeben, ehe der Brief erschienen war. Ich werde dennoch auch in der Saalezeitung erwidern.

Die zweite Hälfte des Artikels über die Todesstrafe folgt in nächster Nummer.

Quittung

Für die Evangelischen in Oesterreich: 20 Mk. durch R S, Leipzig; je 10 von M S in H; G T, Lübeck; 5 von H A, Marburg.

Für das Waisenheim in Transvaal (vergl. Nr. 31, 1904 und Nr. 1, 1905): 300 Mk. von N N, Dresden; 125 aus der Gemeinde Westheim bei Kitzingen; je 40 von E H, Leipzig; durch E, Brackel bei Dortmund; je 20 von F K, Göttingen; B, Göttingen; M v St, Schw bei Z; E G, Bonn; 15,70 aus dem Kirchspiel Fleisbach; 15 von M und E P, Dresden; je 10 von Th R in S; H B, Lübeck; E K, Marburg; H M, Ballenstedt; F, Tuttlingen; je 6 von M S in H; O N. Friedenau; je 5 von B R, Stuttgart; Sch, Liesebow; G E, Erkerode; G T, Lübeck; 4 von R Z, Marburg; je 3 von F, Witzenhausen; U, Bielefeld; A M, Lützelstein; je 1 von W T, Ballstedt; K H, Penig. — Auf besonderen Wunsch dankt Herr Pfarrer Schowalter in Jettenbach (Pfalz) an dieser Stelle für 100 Mark, die ihm für das Burenwaisenhaus in Transvaal von G Z in M zugegangen sind.

Für das notwendige Liebeswerk: je 20 Mk. von W F, Honolulu; W H, Marburg; 15 von H G S, Schwäb. Gmünd; je 10 von M S in H; G T, Lübeck; je 3 von Sch, Königshütte; J K, Herzfelde; A, Straßburg; je 2 von G F, Nordhausen; W G, Warnitz; R S, Leipzig; 1,50 durch Verkauf des Richterbildes in Nr. 52, 1904.

Für die Streikenden im Ruhrgebiet: 30 Mk. von W T, Marburg; je 20 von A W, Marburg; W S, Marburg; M R, Marburg; B R, Wirschweiler; 12 von „einigen Marburger Studenten"; je 10 von H A, Marburg; L A, Marburg; je 3 von Sch, Usingen; M D, Dettingen; 2 von E R, Marburg.

—Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Cöthen. Mittwoch 8. Februar 4 Uhr in Rumpfs Hotel: Die biblische Schöpfungsgeschichte nach 1. Mose 1. (Pfarrer Dr. Grape-Ziebigk)

Gießen. Dienstag 7. Februar 7½ Uhr Hotel Viktoria: Kirchliche Aemter für Frauen.

Hamburg. Montag 6. Februar Abends 8 Uhr Tucherhaus, Jungfernstieg 39/40: Naturforschung und Glaube. (Direktor Dr. Petersen)

Hannover. Mittwoch 15. Februar 5 Uhr Grand Hotel, Luisenstraße 5 (Nähe des Bahnhofs): Zusammenkunft der Freunde der Christlichen Welt und der Kirchlichen Gegenwart in der Provinz Hannover. Beratung über engeren Zusammenschluß.

Leipzig. Donnerstag 16. Februar 8 Uhr bei Kitzing und Helbig (Passagensaal): Naturwissenschaftliches Denken und christliche Gotteserfahrung. (Gertrud Prellwitz)

Magdeburg. Mittwoch 8. Februar ¼4 Uhr im Stadtmissionshause, Hasselbachstr. 1: Welchen Wert behalten die Evangelien für uns trotz der kritischen Forschung?

Marburg. Dienstag 14. Februar ½9 im Hause der Christlichen Welt Roter Graben 8¾: Konfirmation.

V. d. F. d. C. W.

Den Freunden, die darauf brennen, daß die Vereinigung in Sachen Filchners sich rühre, zur Nachricht, daß uns scheint, es sei fürs erste durch die Erklärung der Nächstberufenen aus unserm Kreise, die auch dem Evangelischen Oberkirchenrat überreicht worden ist, sowie durch die Artikel in Nr. 3 bis 5 d. Bl. von unsrer Seite genug geschehn. Man wird den weiteren Verlauf abwarten dürfen; fordert er unser Handeln heraus, so wird es im rechten Moment an unserm weiteren Kreise so wenig fehlen, wie bisher an unsern Brandenburger Freunden. D V

Cand. theol. sucht für Ostern Stellung als **Hauslehrer,** am liebsten im Ausland. Angebote erbittet Cand. **Hiecke,** Einj.-Freiw. **Erlangen** Luitpoldstr. 29.

Hauslehrer

zu sofortigem Antritt gesucht, bis Juli. Theolog oder Philolog. Süddeutschland. Näheres durch den **Verlag.**

Sofort cand. min. als Hilfsgeistlicher gesucht. Gehalt monatlich Mk. 150. Angebote und Anfragen erbeten an

Pfarrer **Schwemling,**
Rombach (Lothr.)

Cand. theol. et phil., der soeben das Oberlehrerexamen gut bestanden, wünscht bis Ostern Stellung als **Hauslehrer** oder **Reisebegleiter.**

Gefällige Angebote an das **Kreisblatt, Burgsteinfurt i. W.**

Gebildetes junges Mädchen, 20 Jahre alt, erfahren im Haushalt, sucht Stelle als Stütze der Hausfrau in feinem Hause. Pfarrhaus bevorzugt. Off. u. **B. Z.** an den Verlag.

Für einen Knaben im Alter von 10 Jahren wird zu Ostern ein **Hauslehrer** gesucht, der zugleich zwei 13 bezw. 14jährige Mädchen in einigen Fächern (Religion, Deutsch, Rechnen) zu unterrichten hätte. Gehalt bei freier Station (exkl. Wäsche) 1000 Mk. Zu weiterer Auskunft über die Stelle ist der jetzige Inhaber, cand. min. **Lüdemann,** bereit. Anerbieten mit Zeugnissen und kurzem Lebenslauf sind zu richten an

Graf Platen zu Hallermund
Caden, Post Altzburg (Holstein)

Evangelisch-sozialer Kongreß

An unsere Mitglieder und Freunde

Der große im Ruhrgebiet ausgebrochene Streik ist an sich und in seinen Folgen ein nationales Unglück und muß in kürzester Frist über Hunderttausende von Arbeiter-Familien Not und Elend bringen. Wir maßen uns nicht an über die einzelnen Streitpunkte zwischen den Grubenbesitzern und den Bergarbeitern ein Urteil abzugeben. Aber wir empfinden es als eine Herausforderung nicht nur des Arbeiterstandes, sondern des gesamten deutschen Volkes, daß die Grubenbesitzer das von der Regierung an sie gerichtete Ersuchen, mit den gewählten Vertrauensleuten der Bergarbeiterschaft über ihre Beschwerden und Ansprüche zu verhandeln, rundweg abgelehnt haben.

Die Arbeitgeber sind fest organisiert; den Arbeitern verweigert man das gleiche Recht.

Da eben deshalb ein Ende des Streiks in der nächsten Zeit nicht zu erwarten ist, so richten wir an alle Mitglieder und Freunde unseres Kongresses die Bitte, durch Einsendung von Gaben an ihrem Teile die Not lindern zu helfen.

Der Generalsekretär des Kongresses, Pfarrer Lic. Schneemelcher, Rummelsburg bei Berlin, Hauptstraße 7, ist ermächtigt, solche Gaben entgegen zu nehmen. Quittung erfolgt in der Zeitschrift des Kongresses „Evangelisch-Sozial".

Das Aktionskomitee

Frau Geheimrat **Broicher.** Professor **Dr. Hans Delbrück.** Geh. Justizrat Professor **Dr. Gierke.** Professor **D. Gregory.** Professor **D. Harnack.** Ober-Konsistorialrat Professor **D. Kaftan.** Pfarrer **D. Kirmß.** Geh. Archivrat **Dr. Keller.** Landesökonomierat **Nobbe. D. Friedrich Naumann.** Pfarrer Professor **D.** Freiherr **von Soden.** Frau Professor **Schmoller.** Pfarrer **Lic. Schneemelcher.** Geh. Regierungsrat Professor **Dr. Adolf Wagner.**

Ph. J. Spener, † 5. Febr. 1705

Soeben sind erschienen:

Spener-Gedenkbuch, der ev. Christenheit dargeboten von Lic. **P. Grünberg.** 50 Pf.
(20 Exemplare je 40 Pf., 60 je 30, 300 je 25 Pf.)

Spener als praktischer Theologe und kirchlicher Reformer. Von Lic. **P. Grünberg.** Geh. Mk. 4.60, geb. Mk. 6.—.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Besondrer Umstände halber billig zu verkaufen:

1. **Förster-Harmonium** ganz neu, 2 Spiele, 5 Oktaven, 6 Register und 1 Knieschweller, statt 245 Mk. für 200 Mk.
2. **Türmer-Jahrbuch** 1905 ganz neu, statt 8 Mk. für 6 Mk.

Angebote unter **S. 150** befördert die Expedition dieses Blattes.

Probenummern
der Christlichen Welt versendet gratis **der Verlag**

„Menschen untereinander"
In den Buchhandlungen zur Ansicht! Verlag Langewiesche, Düsseldorf.
John Ruskin Auswahl
Zehntes Tausend:
1.80 Mk.!

In unserm Verlage erschien:

Vorbrodt, Past. G., **Beiträge zur religiösen Psychologie:** Psychologie und Gefühl. M. 3.60.

A. Deichert'sche Verlagshdlg. (G. Böhme) Leipzig

Halberstadt a. H.

Zu Ostern finden noch Schüler der höheren Lehranstalten **Pension** bei strenger Beaufsichtigung der Arbeiten durch Hauslehrer, guter Beköstigung, Familienleben. **Fr. von Prittwitz**
Gröperstr. 21

Erkundigungen zu richten an Herrn **Pastor Kupf.**

Preußischer Beamten-Verein
in Hannover
(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamte, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 259127038 M. Vermögensbestand 85180000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1903: 2606796 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Töchter-Pensionat

für In- und Ausländerinnen. Gediegene Ausbildung in Wissenschaften und Fremdsprachen, Vorträge von Professoren der Hochschule über Literatur, Kunstgeschichte und Naturkunde. Ernste Musikpflege. Besuche guter Konzerte, Theater und Kunstsammlungen. Malen, feine Handarbeiten, Tanzen und Tennis. Auf Wunsch gründliche Ausbildung im Haushalt. Geprüfte deutsche, französische und englische Lehrerin im Hause. Angenehmes Familienleben. Beste Referenzen. Prospekte durch die Vorsteherin.

Frau Dr. W. Nagel
Darmstadt, Victoriaplatz 9

Konfirmandenbüchlein

für die Jugend evangelischer Gemeinden

von

K. Teichmann

Senior min. und Konsistorialrat in Frankfurt a. M.

3. verbesserte Auflage

Prüfungsexemplare franko durch die Verlagsbuchhandlung von

Moritz Diesterweg in Frankfurt a. Main

Das Suchen der Zeit: II.

2.40 Mk. Besprochen: „Chr. W." 1904, Nr. 51. Zur Ansicht i. d. Buchhandlungen

Institut Scheu-Hörttrich,

Bensheim (Bergstr.)

Zu Ostern finden noch einige junge Mädchen freundliche Aufnahme zur gründlichen Erlernung von Küche, Haushalt und Handarbeiten. Auf Wunsch Wissenschaften, fremde Sprachen, Musik. Eigenes Haus mit großen Räumen, Veranda und Garten am Hause. Näheres Prospekt durch die Vorsteherin.

Man verlange
Probenummern
vom Verlag

Flügel, Pianos, Harmoniums
Nordisches Musikhaus

in **Flensburg** ist auf Anregung mehrerer Pastoren mit der Tendenz gegründet, insonderheit Geistlichen, Beamten, Lehrern, Diakonen und christlichen Vereinen erstklassige Fabrikate zu kleinstmöglichem Preise zu verschaffen. Jeder überzeuge sich durch illustrierten Katalog (gratis).

Inhaber **H. Simonsen,**
Pastor a. D.

Venedig

Damenhospiz. **Campo S. Angelo.** Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Alkohol-

Entziehung durch Land-Aufenthalt in abstinenter Umgebung. Preis 6 Mk. pro Tag. **Arzt: Dr. med. G. Keferstein.** Prospekte frei durch **Alfred Smith**
Rittergut Niendorf am Schallsee bei Ratzeburg.

Karl Schwarz-Stiftung

Das Preisrichter-Kollegium der Karl Schwarz-Stiftung, zur Zeit bestehend aus Geh. Kirchenrat Prof. D. Hilgenfeld, Geh. Kirchenrat Prof. D. Seyerlen und Prof. D. Nippold in Jena, Prof. D. Otto Pfleiderer in Berlin und dem Unterzeichneten, hatte im Jahre 1901 die Aufgabe, welche bereits 1898 zur Preisbewerbung gegeben worden war, aber eine genügende Bearbeitung nicht gefunden hatte:

„Joh. Salomo Semler in seiner Bedeutung für die Theologie mit besonderer Berücksichtigung seines Streites mit G. E. Lessing"

auch für das Jahr 1904 wieder zur Bewerbung ausgeschrieben. Die zur Preisgewährung verfügbaren Mittel beliefen sich in diesem Jahr auf 1250 Mark.

Bis zum festgesetzten Termin, dem 1. August 1904, waren acht Arbeiten eingegangen und die Preisrichter durften zu ihrer Freude die Tatsache konstatieren, daß alle diese Arbeiten, auch diejenigen unter ihnen, welchen eine Auszeichnung nicht zuerkannt werden konnte, als tüchtige, der Veröffentlichung durch den Druck würdige Leistungen zu bezeichnen sind.

Die Feststellung des Preisurteils erfolgte in einer am 18. November 1904 zu Jena abgehaltenen Sitzung, in welcher von den fünf Mitgliedern des Kollegiums vier zugegen waren. Das abwesende Mitglied hatte schriftlich abgestimmt.

Es kamen zur Verteilung zwei erste Preise im Betrag von je 500 Mark und ein zweiter Preis im Betrag von 250 Mark.

Als Verfasser der mit den ersten Preisen gekrönten Arbeiten ergaben sich Pfarrer emer. Lic. Dr. Gottwalt Karo in Aeschach bei Lindau und Pfarrer Paul Gastrow in Bergkirchen bei Hagenburg (Schaumburg-Lippe). Den zweiten Preis empfing Pfarrer Wilhelm Lutz in Böttingen bei Münsingen (Württemberg). Außerdem wurde für drei Abhandlungen öffentliche lobende Anerkennung beschlossen. Verfasser dieser Abhandlungen sind Pfarrer Robert August Kohlrausch in Großmorra bei Cölleda (Thüringen), Pfarrer J. Schauffler in Zang (Württemberg) und Pfarrer Lic. Fritz Matthiä in Gröna bei Bernburg (Anhalt), der bereits zweimal, 1895 und 1898, hervorragende Bearbeitungen von Preisaufgaben der Karl Schwarz-Stiftung geliefert und für die zweite derselben einen Preis der Stiftung erhalten hat.

Als nächste Preisaufgabe, deren Bearbeitungen bis zum 1. Juli 1907 an den Unterzeichneten, Kirchenrat D. Rudloff in Wangenheim, event. an dessen Nachfolger im Schriftführeramt des Preisrichter-Kollegiums einzusenden sind, wird hiermit das Thema gestellt:

„Christian Ferdinand Baur in seiner Bedeutung für die Theologie."

Für die beste wissenschaftliche Behandlung dieses Themas zahlt die Stiftung am 19. November 1907 einen Preis von Fünfhundert Mark.

Die Arbeiten müssen in deutscher Sprache von einer andern als des Verfassers Hand deutlich geschrieben und mit einem Motto versehen sein, und es ist ihnen ein verschlossener Zettel beizulegen, welcher den Namen des Verfassers und das gleiche Motto wie die Arbeit enthält.

Sämtliche eingereichte Arbeiten können nach Veröffentlichung des Urteils zurückgefordert werden. Auch die gekrönte bleibt Eigentum des Verfassers.

Sollte keine der gelieferten Arbeiten den wissenschaftlichen Anforderungen genügen, so behalten wir uns vor, eine neue Konkurrenz auszuschreiben.

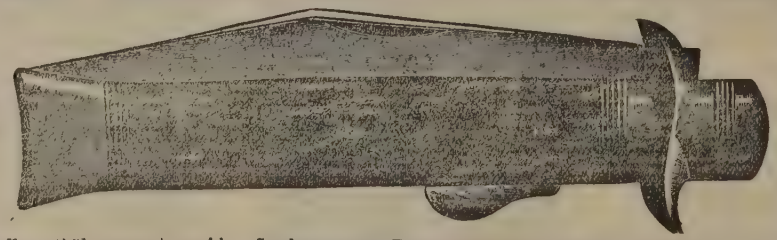
Jena, Großlichterfelde b. Berlin und **Wangenheim** b. Gotha, den 19. November 1904.

Das Preisrichter-Kollegium der Karl Schwarz-Stiftung
Im Auftrag:
D. **Gustav Rudloff,** Kirchenrat

Ganz umsonst und portofrei

kann sich Jeder von uns für entsprechenden Wert Waren erwerben

Mit Namen in Goldschrift 10 Pfg. mehr.



Man verlange neuesten Prachtkatalog mit 2500 Abbildungen nebst näherer Angabe ebenfalls gratis und franko. (Ohne Kaufzwang.)

Derselbe enthält grosse Auswahl in Taschenmessern, Rasirmessern, Rasirutensilien, Haarmaschinen, Tafelmessern u. Gabeln, Damen-, Haar- u. Schneiderscheeren, Reben- od. Gartenscheeren, Sensen, Gärtnermessern, Brot-, Schlacht-, Gemüse-, Hack- u. Wiegemessern, Uhren, Uhr- u. Halsketten, Broschen, Ringen, Portemonnaies, Pfeifen, Spazierstöcken, Fernrohren, Feldstechern, Schuss- u. Stichwaffen, Musik-Instrumenten u. sonstigen Schmuck- u. Haushaltungsartikeln etc. Gleichzeitig offerieren wir, damit sich Jeder von der Güte und Qualität unserer Waren überzeugen kann Schliess- und zugleich Jagdmesser No. 538, echt Hirschhornheft mit Neusilberbeschlag genau wie Zeichnung für nur Mk. 1.80 franko. 8 Tage zur Probe. Besteller verpflichtet sich, den Betrag einzusenden oder das Messer zu retournieren. Mehr wie ein Stück nur gegen Nachnahme. Bitten genau auf unsere Firma zu achten.

Gebrüder Bell, Gräfrath 245 bei Solingen, Ältestes Fabrikversandhaus am Platze, gegründet 1876.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 6 Marburg i. H., den 9. Februar **1905**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Vollkommenheit — David Elginbrod. Roman von George Mac Donald — Von der Krisis in der gegenwärtigen Erforschung des Urchristentums und wie wir aus ihr herauskommen sollen — Abschaffung der Todesstrafe. Schluß. — Verschiedenes: In Sachen des Neuen Allgemeinen Gustav Adolf-Kalenders; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Vollkommenheit

Ihr sollt vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Matth. 5, 48.

Wir Christen stehen unter dem Eindruck einer heiligen und vollkommenen Macht. Wir schauen zu ihr auf, wie wir zu keinem Menschen aufsehen können. Zwar hängt sich immer unser Verlangen nach anschaulicher Vollkommenheit an geliebte und geachtete Menschen, aber wir erfahren stets wieder an ihren Schranken die Unvollkommenheit alles Irdischen. Und selbst Jesus wehrt die glühende Verehrung ab, die einen sichtbaren Träger der Vollkommenheit besitzen will. Darum flüchtet unser Verlangen in eine höhere Welt. Wir glauben an Gott, den Vater im Himmel, als den einzigen Träger vollkommnen Wesens. Wenn wir „Gott" sagen, taucht neben anderen Empfindungen auch die einer ungetrübten und kampflosen Reinheit und Güte in uns auf. Und mit diesem Eindruck verbindet sich die Zuversicht zu der großen Macht und Gewalt, die im Dienste dieser Vollkommenheit steht und ihr immer wieder zur Geltung und endlich zum Siege verhelfen wird.

Wir sehen Viele, die sagen zwar „Gott", aber Nichts verrät, daß sie die Empfindung eines reinen Lichtes damit verbinden. Sie wollen sich nicht dem Eindruck einer großen Alles beherrschenden Reinheit hingeben, sondern Gott in ihre Interessen ziehen. Darum sehen sie den Vollkommnen nicht. Denn der Sinn für Reinheit und Güte überhaupt ist das Auge für unsern Gott. Wir können nur den Geist begreifen, dem wir gleichen wollen.

Dieser Eindruck von dem vollkommnen Gott ist eine Qual. Oft gelingt es uns, bei den Menschen unsere Interessen durch den Schein des Guten zu erreichen; aber dann fühlen wir ein unbestechliches Auge in die Schlupfwinkel unserer Seele schauen. Und sind wir in das helle Licht der ewigen Vollkommenheit getreten, dann schauen wir mit Schrecken in unser Inneres hinein. Viele böse Geister treiben da ihr Wesen; mit einigen haben wir gerungen, aber wir sind ihrer nicht mächtig geworden, andere haben wir zurückgedrängt, aber bei jeder Gelegenheit brechen sie wieder hervor, wieder andre sind uns zu stark und zu lieb, als daß wir den Kampf mit ihnen wagen wollten. Und das Licht der Vollkommenheit Gottes bringt eine Unruhe wie brennendes Feuer über dich: du willst so hoch kommen wie dieser und jener, du willst deine Fehler nicht nur geschickt verstecken, sondern zurückdrängen und überwinden.

Aber für Jeden, der seiner Seele und nicht seinen Interessen leben will, ist der Verkehr mit dem vollkommnen Gott dennoch ein Glück. Man hat Einen, vor dem man sich mitunter ausschämen kann, der aber hilft und Mut macht, weil er größer ist als unser Gewissen. Wir empfangen eine Ahnung, daß in der Vollkommenheit das Glück unsres Lebens und der hohe Sinn der Welt liegt. Die tiefste Bedeutung des Lebens tut sich vor unserm Blicke auf, wenn sich stets neue höhere Ideale an den verschiedenen Stellen unsres Lebens über den alten emporheben. Wir erkennen und begreifen Gott immer mehr, und in demselben Maße strömt von seinem Geiste auf uns über. Wir gleichen immer mehr dem Geiste, den wir begriffen haben. Wenn wir nicht aufhören, häufig auch einen nur ganz kurzen Gebetsgedanken zu ihm emporzusenden, gelingt es uns, in einigen Richtungen unsres Lebens unbewußt und natürlich im Sinne seiner Vollkommenheit zu leben. Es ist ein schwer zu beschreibendes Glück, bei irgend einer Entscheidung an sich zu merken, wie sich langsam die Neigung des Herzens gewandelt und vom Ich zu Gott gekehrt hat. Ueber den größten Besitz an angestammter Güte freuen wir uns nicht so, wie über den schmalsten Streifen Land, den wir dem Meere der Leidenschaften abgerungen haben. N

David Elginbrod

Von George Mac Donald

1

Im Jahrgang 1902, Nr. 6, ist uns durch R. v. Seydlitz ein Bild von George Mac Donald entworfen oder wenigstens ein Eindruck gegeben worden, der sicherlich geeignet war, das Verlangen zu wecken, diese uns Deutschen noch zumeist unbekannte Größe kennen zu lernen und seiner Gaben uns zu freuen. Aber zwei Mitteilungen mußten abschreckend wirken: einmal die, daß von seinen vielen Werken nur ein einziges „David Elginbrod" ins Deutsche übertragen sei, und daß die autorisierte Uebersetzerin „aus Treue" gegen den Verfasser wegen des Mißerfolgs des Buches sich dazu habe bestimmen lassen, alles Weitere uns vorzuenthalten: wie viele von uns Deutschen haben aber die Fähigkeit, oder gewinnen die Zeit und die Kraft sie in reiferen Jahren noch zu erwerben, die englische oder noch dazu die schottische Sprache zu beherrschen? Sodann hat Herr von Seydlitz, der sich mit seiner fesselnden Skizze kein geringes Verdienst erworben hat, es rückhaltlos ausgesprochen, daß er nicht nur mit der Qualität der Uebersetzung nicht zufrieden sei, sondern auch die Wahl gerade dieses Werkes nichts weniger als glücklich nennen könne: „Hätte ich David Elginbrod zuerst gelesen, so hätte ich kaum nach weiteren Werken Verlangen getragen."

Es sei mir gestattet, zur Ehre des englischen Meisters und zum Frommen der deutschen Leser, vielleicht auch um den

Bann dieses Mißerfolgs einigermaßen zu brechen oder jedenfalls ihn als einen unverdienten zu erweisen, den Eindruck wiederzugeben, den auf mich dieser Roman eines Schriftstellers gemacht hat, für den es nur einen Gesichtswinkel gibt, wie Herr von Seydlitz richtig sagt, „unter dem er die Menschheit und die ganze Natur betrachtet — nämlich als Kinder Gottes und als Schöpfung Gottes."

Ganz gelegentlich stieß ich auf das Buch. Mit Weihnachtseinkäufen beschäftigt, sah ich beim Buchhändler in einem Regal den Titel auf einem Originalband in schon mattem Golddruck: „Mac Donald, David Elginbrod". Ein echter Ladenhüter! Auf dem Titelblatt stand: Aus dem Englischen übersetzt von Julie Sutter. Frankfurt a. M., Verlag von Heyder und Zimmer 1873. Also ein Menschenalter vergangen, seitdem es auf den Büchermarkt geworfen war! In der Erinnerung an den Namen Mac Donald und den guten Klang, den er seit damals für mich gewonnen hatte, besann ich mich kurz und nahm den umfangreichen Band — 614 Seiten — mit. Ich kam heim, sah und — ward besiegt. Das Buch ließ mich nicht mehr los. Gleich auf den ersten Seiten entdeckt man den erhabenen Geist, der darin atmet. Und schon um dessen willen, viel mehr aber noch der reichen Fülle von Perlen der Wahrheit wegen wäre es sehr schade, wenn dieses vorerst allein dem deutschen Leser zugänglich gemachte Werk des christlichen Philosophen — denn das ist er — in den Bücherständern der Antiquariate modern müßte.

Gleich von vornherein muß bemerkt werden, daß der Roman gewisse Eigentümlichkeiten hat, die vom rein ästhetischen Gesichtspunkt aus beanstandet werden können. Nicht nur ist es in einer um die Regeln der epischen Kunst sehr unbekümmerten Weise wiederholt mit philosophischen Betrachtungen durchsetzt, die den Fluß der Geschichte durchbrechen, sondern auf höchst eigentümliche Art flicht sich der Verfasser je und je mit seiner Privatmeinung in die Gespräche seiner Helden und in die Auffassung und Beurteilung der Situationen hinein, was eine ganz originelle, mitunter auch reizvolle schriftstellerische Figur ausmacht: sie spiegelt die innige geistige Beteiligung des Autors an seinem Stoffe wider. — Was aber den stark romantischen Einschlag betrifft, den die Geschichte durch abenteuerliche und abergläubische Ingredienzien wie Gespenster und anderes Verwandte bekommt, so ist er keineswegs so vorherrschend oder so bizarr, daß er die großen ethisch-religiösen Gedanken, die das Ganze tragen, stören oder verstellen könnte. Ebenso bedarf auch die Behauptung der in dem obengenannten Artikel gegebenen Kritik von David Elginbrod einer starken Einschränkung, es sei eigentlich „ein Versuch, Hypnose, Somnambulismus und dergl. als teuflische Mächte zu schildern". Das wäre ja freilich „wissenschaftlich unmöglich und ethisch abstoßend". Aber tatsächlich wird für diese dunkeln Probleme nicht eine dämonologische Lösung geboten, sondern, wie es im tieferen Grunde ganz richtig ist, eine teils physiologische, teils ethische, und daß die positive Ueberwindung des ganzen Komplexes von spiritistischer (fälschlich spiritualistischer) Theorie und Praxis in dem entschlossenen und lauteren Gottesglauben und dem Mute des Gotteskindes gefunden und dargeboten wird, das ist bis heute der einfachste und gesündeste Weg zu diesem — noch immer nicht erreichten — Ziel.

Was aber endlich die Uebertragung betrifft, so ist sie zwar von einzelnen Unebenheiten und Härten nicht ganz freizusprechen, aber angesichts der gewiß nicht geringen Anforderungen, die der Geistesreichtum des Verfassers an sich und die mitunter schwierigen und verwickelten wie kühnen und neuen Gedankengänge stellen mußten, wirklich anerkennenswert und stellt unstreitig der Uebersetzerin das Zeugnis ebenbürtiger Geistesbildung aus. Hätte sie doch „aus Treue gegen den Verfasser" fortgefahren statt aufgehört mit der hohen Vollmacht und Aufgabe, die ihr geworden. Im Folgenden mag der Beweis angetreten und gegeben werden, daß das Fiasko des verdeutschten David Elginbrod nicht an der Qualität des Buches selbst, noch an der der Uebertragung, sondern an der Tatsache lag, daß die damalige Generation hier zu Land noch nicht reif gewesen zu sein scheint, die Haupt- und Grundideen

des englischen Meisters sich zu assimilieren. Heute, nach einem Menschenalter, sind wir philosophisch, theologisch und besonders ethisch und sozial ganz anders orientiert und für die Empfindung der Schönheiten, wie die Erfassung der Wahrheiten, die hier geboten werden, besser disponiert.

2

Der Aufriß der Geschichte, der ganz kurz skizziert sein möge, knüpft sich nicht an den Namen des Titelhelden David Elginbrod — dieser beherrscht vielmehr nur durch seinen Genius, als Original eines echten Gotteskindes, das Ganze — sondern an einen jungen Erzieher aus guter, aber armer Familie, der gezwungen ist, seinen Unterhalt als Hauslehrer zu verdienen. Derselbe, Hugo Sutherland, kommt im ersten Teil in Berührung mit der einfachen, schlichten schottischen Kerngestalt, David Elginbrod, einem Gutsaufseher, unter Ueberspringung der (in England bekanntlich sehr spürbaren) sozialen Kluft und erwacht unter seinem Einfluß zu neuem, idealen Leben. Eine leise, zarte, keusche Liebe erwächst dabei in seiner Seele zu der einzigen Tochter Davids, dem geistigen Ebenbild ihres Vaters, Margarethe, die, was ihr Name besagt, eine Perle ist. Die Zeichnung dieser Idealgestalt voll kindlicher Naivetät und Reinheit, aber zugleich von einer Gemütstiefe, die später in den schwersten Stürmen und gefährlichsten Verwickelungen Probe hält, ist besonders gelungen. Auf diese idyllische Saatzeit in dem weltabgeschiedenen Landsitz Turriepuffit mit seinen äußerlich ärmlichen Verhältnissen folgt im zweiten Buch die Periode der Verwickelungen und Prüfungen in der nächsten Erzieherstelle, dem reichen und durchaus weltlichen Arnstädt, wo der Gutsbesitzer Arnold seinen körperlich zurückgebliebenen, geistig erregbaren, aber ganz verkehrt behandelten und fast verkümmerten Sohn Harry in die Pflege Hugos gibt, dem es auch gelingt, durch liebevolle Sorgfalt und pädagogisch vortreffliche Methode den verrenkten kindlichen Organismus wieder herzustellen. Die diesbezüglichen Schilderungen machen dem pädagogischen Scharfblick des Verfassers alle Ehre und den Roman selbst zu einer Fundgrube wertvollster Winke für Erzieher. Mac Donald ist ein Kenner der Kinderseele wie Wenige. Aber Arnstädt ist nun auch der schwere Uebungsplatz für den jungen Helden: es tritt ihm nicht nur die des höheren Gehaltes leere Weltlichkeit im allgemeinen, sondern ihre verführerische Verkörperung in der hochbegabten Verwandten des Hauses, der bezaubernden Euphra, entgegen, und Hugo ist noch nicht stark genug, ihrem Bann zu widerstehen, nicht klar und rein genug, durch das Blendwerk hindurch den faulen Kern zu entdecken. Dazu muß erst der Mephisto der Geschichte, aber selbstverständlich durch die schwersten Verwicklungen hindurch, helfen. Diese problematische Figur, Graf Funkelstein, ein Charlatan, Spiritist und Hypnotiseur, übt einen unheimlichen, bestrickenden, im Grunde magnetisch vermittelten Einfluß auf das hochbegabte, aber innerlich halt- und darum wehrlose Weltkind Euphra aus, und unter diesem Bann vermag sie gegenüber Hugo nicht einmal wahr und aufrichtig zu sein, geschweige ihm die heiße Liebe zu erwidern, die er gegen sie gefaßt hatte. Er ist wie aus den Wolken gefallen, als er in ihr anstatt eines Ideals von Liebenswürdigkeit, Bildung und Geistesreichtum eine — Schlange erkannt hat oder erkennen zu müssen glaubt. Ein ihm anvertrauter Ring des Gutsbesitzers und sein eigener Diamantring waren entwendet. Das erstere corpus delicti setzte ihn selbst schlimmem Verdacht aus und er verließ seine Stelle, war aber entschlossen, um jeden Preis wieder Klarheit in seine Position zu bringen und womöglich den Grafen, in dem er den Urheber alles Unglücks argwöhnt, zu entlarven. So ging er nach London als Hauslehrer und hatte sich dort mit den ärmlichsten Hungerlohn durchzuschlagen. Dort aber, das erzählt das dritte Buch, löst sich der Knoten. Mit der Hilfe des Robert Falkoner, der zweiten männlichen — dem dahingeschiedenen David Elginbrod völlig ebenbürtigen — Idealgestalt, gelingt es ihm unter unsäglichen Mühen, zu seinem Ziel zu kommen, den Betrüger zu entdecken, ihn unschädlich und den Ehrenschild seines Namens wieder blank zu machen. Aber nicht nur das, sondern, was für den Gang der Entwicklung ungleich wichtiger

ist: es gelingt auch dem als Diener Gottes mit wunderbarer Geisteskraft handelnden Falkoner im Verein mit der dasselbe Ziel verfolgenden edeln Margarethe, das unglückselige Opfer des Verführers, die durch schweres körperliches Leiden in göttliche Zucht genommene Euphra, von dem Zauberbann zu befreien und wie einen Brand aus dem Feuer zu retten. Sie stirbt als eine Ueberwinderin. Die anderen Verwickelungen sind gelöst, Hugo äußerlich und innerlich frei. Margarethe gehört ihm für immer. Das Drama des Kampfs zwischen den Mächten des Lichts und der Finsternis, das sich hier abspielt, keineswegs in mythologischer Dichtung, sondern in vollständig folgerichtiger psychologischer Vermittlung und in der Naturwahrheit des frischen, vollen Menschenlebens, ist mit vollendeter Meisterschaft, mit erschütternder Schärfe und überzeugender Klarheit gezeichnet.

3

Der Wert des Buches liegt, wie schon angedeutet, nicht in dem pragmatischen Aufriß der Geschichte — der stark romantische oder auch vulgärromanhafte Einschlag kann ja bemängelt werden, wiewohl die schriftstellerische Kunst sich auch hier nicht verleugnet —, auch nicht in der Meisterschaft der Plastik und der Feinheit der Kleinmalerei — unnachahmlich und auch von dem Pinsel eines Dickens nicht übertroffen ist z. B. die Schilderung der Dissenterfamilie Appelditsch, deren Söhne Hugo zu erziehen, vielmehr zu dressieren hat —: sondern ganz und gar in der Kraft und Klarheit der religiösen Grundgedanken, deren Vertreter und Verkündiger dieser Schriftsteller ist. Ob wir dabei mehr auf die Hauptgestalten achten, in denen sie leibhaftig verkörpert sind, oder auf die Gespräche, in denen sie zur Deutlichkeit herausgearbeitet werden (nicht ohne daß sie zu selbständigem Weiterdenken und -Fragen auffordern) oder endlich an die Reflexionen des Verfassers herantreten, die er lose und manchmal auf legere Weise anknüpft: immer steht man unter dem Gefühle, daß hier eine durchgebildete, einheitliche und harmonische Welt- und Lebensanschauung zu uns spricht und uns einlädt, in ihren sonnigen Horizont zu treten, Kinder des Lichts, Kinder Gottes zu werden. Die Größe und Herrlichkeit dieses Seins, dieses Standes ist aber — und darauf beruht wesentlich die erhebende und befreiende Wirkung dieser im anmutigen Gewande der Belletristik einhertretenden christlichen Philosophie — nach zwei Seiten hin, nach Rechts und Links, gleich klar und überzeugend abgezeichnet und abgegrenzt, sowohl gegenüber der inneren Armut und Hohlheit der Kinder der Welt, als gegenüber jeder Verengerung der lichten, großen Gottesgedanken durch die Maschen menschlich-theologischer Systeme und kirchlicher oder kultischer Vereinseitigungen. Wir steigen am besten zu der Sonnenhöhe dieser Gottes-, Welt- und Lebensanschauung empor, wenn wir an der Hand von einigen Proben sehen, wie er die geläufigen Verkümmerungen der göttlichen Wahrheit bekämpft.

Zunächst ein kleines Vorpostengefecht gegen die mißverständliche, aber geläufige Lehre von der Gnadenwahl und Prädestination:

Die Bibelerklärung, welche Frau Elton an diesem Abend bei der Andacht las, handelte ... von der Gnadenwahl; eine Lehre, die nach der Bibel bedeutet, daß Gott gewisse Menschen erwählt für den besonderen Zweck, ihnen zuerst und durch sie der ganzen Welt seine Gnadengaben zukommen zu lassen, welche aber in der besagten Erklärung so hingestellt wurde, daß Gott gewisse Menschen zu einer endlichen Seligmachung bestimmt und alle Anderen davon ausgeschlossen habe. Nach dem Schluß saßen sie einige Minuten schweigend bei einander, als Harry plötzlich in die Höhe fuhr und sagte: „Gott soll mich gar nicht lieb haben, wenn er nicht alle Menschen lieb hat.“ Dann brach er in Tränen aus und verließ das Zimmer. Frau Elton war unbeschreiblich entsetzt über seine gottlose Rede. Euphra eilte ihm nach; aber er wollte nicht zurückkommen und ging ohne Nachtessen schlafen. Euphra brachte ihm jedoch Etwas, was er in seinem Bette unter Tränen verzehrte. Sie küßte ihn und wünschte ihm gute Nacht; aber gerade als sie gehen wollte, rief er aus:

„Denke nur, Euphra, wenn es doch wahr wäre! Dann wollte ich ja lieber, daß Gott mich nicht geschaffen hätte!“

„Es ist nicht wahr,“ sagte Euphra, in welcher ein schwacher Strahl des Glaubens an Gott aufging, um des Knaben willen, den sie liebte — ein Strahl, der aufging, um ihn zu trösten, obgleich es für sie selbst nicht hatte Licht werden wollen. „Nein, lieber Harry, wenn es überhaupt einen Gott gibt, dann ist er nicht so.“

„Nein, er kann nicht so sein,“ sagte Harry heftig und wie von einem plötzlichen Gedanken erleuchtet, „denn wenn er so wäre, dann wäre er nicht wert, Gott zu sein; und das ist doch nicht möglich.“

Euphra kniete neben ihrem Bette und betete mit mehr Hoffnung als seit vielen Tagen, sie betete, daß Gott sie erkennen lassen wolle, daß er kein Götze sei, von Menschen ersonnen. — —

Dasselbe Problem, das hier aus Kindermund besprochen wird, findet eine reife und abgeklärte Behandlung in einem Gespräch des alten Elginbrod mit Hugo, worin er die originelle Grabschrift eines seiner Vorfahren, auf dem Friedhof von Aberdeen, exegesiert:

Hier lieg ich, Martin Elginbrod:
Erbarm dich meiner Seel, Herr Gott,
Wie ich auch tät, wär ich Herr Gott
Und Du wärst Martin Elginbrod. —

Zuerst habe ich großes Mißfallen daran gehabt ... aber nach einiger Zeit fing ich an, mirs so zurechtzulegen: es ist klar, daß der Mann sich die Grabschrift selbst verfaßt hat ... Angesichts des Todes aber wird Keiner wünschen, daß eine Gotteslästerung auf einer Tafel oder einem Grabstein verewigt werde, um Jahrhunderte lang vor den Augen Gottes und der Menschen wider ihn zu zeugen; deshalb konnte es bei ihm nicht das Wort eines trotzigen Menschen sein, der sich mit dem Allmächtigen vergleicht. Aber was konnte ihn dazu veranlaßt haben? Es scheint mir — nur eine beherzte, vielleicht kindliche Art, den Herrn, wie Hiob hätte tun können, nach sich selbst zu beurteilen und zu sagen, daß, wenn er, Martin Elginbrod, sich erbarmen würde, der Herr gewiß nicht weniger barmherzig sein könnte als er. Er ahnte, göttlichen Geschlechts zu sein, und ahnte, so zu sagen, daß in Gott, seinem Vater, der gleiche Geist sein müsse, der ihn selbst zum Guten antrieb. Er fühlte, daß sein Mitleiden das Beste war, das er hatte, und konnte nicht glauben, daß bei Gott, dem Vater des Lichts, von dem alle gute und vollkommene Gabe kommt, weniger davon zu finden sei. ...

„Aber“, warf Hugo ein, „angenommen, er habe dies Alles gedacht, warum sollte er gewünscht haben, es auf seinen Grabstein zu setzen?“

„Darüber habe ich mich auch besonnen“, erwiderte David. „Erstens hat eben Jeder seine eigene Art, sein Bekenntnis seinen Mitmenschen kund zu tun ... Aber es steckt vielleicht noch mehr dahinter als das .... So hat er gewiß viel über die Ehre Gottes hören müssen, als ob Gott selbst auf diese am meisten aus sei, gerade wie irgend ein armer Erdenkönig; daß Er die Menschen geschaffen habe, sie ernähre und kleide, ihnen brave Frauen und liebe Kinder gebe und sie hintennach verdamme — Alles um seiner Ehre willen! ... Ich will gerne zugeben, daß Mancher, der so denkt, es gut damit meint; aber es ist eine schrecklich teuflische Art, über eine heilige Sache zu reden. Was konnte der arme, alte Martin, der vielleicht all sein Lebtag kein Wort in der Gemeinde mitzureden hatte, anders tun, als sein einzig Wörtlein, so gut ers vermochte, nach seinem Tod auf dem Kirchhof zu sagen, immer und immer wieder, mit einer steinernen Zunge ...? Das ist die Entschuldigung meines alten, braven Urgroßvaters — Gott hab ihn selig!“

„Aber sind wir nicht in Gefahr, zu leichtfertig und unehrerbietig von unserem Schöpfer zu denken, wenn wir Ihn so nach uns selbst beurteilen? ... Vorhin sprachen Sie ja, als ob Ihnen wenig an seiner Ehre liege.“

„An seiner Ehre, ja, wie man sich die gewöhnlich denkt, eine weltliche Ehre, die nicht viel besser ist als Stolz und in Ihm nur größerer Stolz wäre. Aber Seine Ehre! Die in Seiner Treue und Barmherzigkeit besteht, in Seiner herrlichen selbstvergessenen Liebe zu Seinen Geschöpfen — O Gott! Herr Sutherland, es ist unaussprechlich. Auch liegt mir nicht viel an seiner Ehre, wenn man damit nur das Lob der Menschen meint. ... Aber, Herr Sutherland, lieber als daß, so es möglich wäre, nur das Geringste zur Vollkommenheit seiner heiligen Schöne fehlen sollte, möchte ich freudig, ich rufe Gott zum Zeugen an, um seiner Ehre willen zur Hölle fahren. Denn kein Uebel, das den Namen wirklich verdient, kann der Erde oder irgend einem Geschöpf auf ihr widerfahren, solange als Gott ist, was Er ist. Um Seiner Ehre willen, Herr Sutherland, will ich gern des Todes sterben; um Seinetwillen bin ich zu Allem bereit, was nach seinem Willen ist. Nein, ich glaube nicht, daß ich in großer Gefahr bin, geringschätzig von Ihm zu denken. Ich freue mich meines Gottes.“

„Dann würden Sie nichts tun, David, um Andere zu Seiner Erkenntnis zu bringen?“

„Alles, was Er haben will; aber ich würde mich hüten, mich in Seine Arbeit zu mischen. Er ist selbst daran, vom Morgen bis zum Abend, Jahrein Jahraus.“

„Sie scheinen zu denken, daß Gott nur Liebe ist?“

„Ja, nichts als Liebe; und warum nicht?“

„Weil es heißt, Er sei gerecht.“

„Könnte Er lang gerecht sein, wenn Er uns nicht liebte?“

„Aber straft Er nicht die Sünde?“

„Wäre es Liebe, die Sünde nicht zu strafen? Nicht alle Mittel anzuwenden, das einzige Uebel von uns zu tun? Was auch mit dem Ort der Qual gemeint ist. ..., glauben Sie nur, daß er nichts ist als Liebe in einer anderen Gestalt, Liebe, die durch die Nebel des

Bösen scheint und deshalb wie etwas ganz Andres aussieht. Herr Sutherland, lieber als daß ich mein Gretchen — und Sie werden doch glauben, daß ich sie lieb habe — etwas Böses tun sehen möchte, wollte ich sie tot zu meinen Füßen liegen sehen. Aber gesetzt, das Böse wäre getan, dann würde ich sie nicht zu meinen Füßen legen, sondern an mein Herz, und meine alten Arme um sie schließen, um ferneres Uebel von ihr abzuhalten. Und sollte ein Mensch gerechter sein als Gott? oder ein Mann reiner, denn der ihn gemacht hat? O mein Gott, o mein Gott!" — —

In derselben Linie bewegt sich seine Kritik der aus den gesunden Bahnen entgleisten, einseitig gewordenen evangelischen Rechtfertigungslehre. „Die Ursache dieser Entartung" führt er darauf zurück: die Nachfolger „ergreifen das, was der Gründer ihrer Kirche oder Gemeinschaft, durch die Mängel seiner Zeit veranlaßt, am lautesten verkündet, nicht was ihm am meisten am Herzen gelegen hat, und treiben Ersteres bis zum folgerichtigen Verderben alles dessen, was zu Letzterem gehört."

So glossiert David Elginbrod eines Sonntagmorgens auf dem Heimwege von der Kirche die Predigt eines wohlmeinenden, aber etwas beschränkten Pastors über die zugerechnete Gerechtigkeit mit den freimütigen Worten (an seine Tochter Margarethe):

„Glaub dus nur nicht, mein Kind. Er tut nichts halb und nichts stückweise. Er bringt immer ans Licht und versteckt die Dinge nicht, daß sie verwesen und den Motten anheimfallen. Er sieht uns gerade so, wie wir sind, und nennt uns beim rechten Namen. Das wäre ein schlimmer Tag für uns, Gretchen, mein Kind, wenn Er unsere Sünden übersehen wollte und uns schuldlos sein lassen wollte in seinen Augen, wenn wirs doch unmöglich in unsern eigenen oder in denen unserer Mitmenschen sein können, geschweige denn in Seinen."

„Gott bewahre, David Elginbrod, glaubst du denn nicht an die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, und hat man dich nicht erst neulich zum Kirchenältesten machen wollen?"

Johanna (Davids Frau) war natürlich die Sprecherin; Margarethe hörte schweigend zu:

„O ja, ich glaube daran, freilich; aber der Herr Pfarrer, der gute Mann, hat mich wahrhaftig beinahe daran zweifeln machen mit seiner großartigen Predigt . . . über zugerechnete Gerechtigkeit und ein weißes Kleid, das eine schwarze Haut oder einen höckerigen Rücken zudeckt. Nein, nein; möge Er, der die Füße seiner Freunde gewaschen hat, uns ganz waschen und unsere krummen Knochen gerade machen, daß wir rein und schön werden, wie Er selbst ist."

„Ja, David, aber das ist Heiligung."

„Nenne es mit irgend einem Namen, der dir oder dem Herrn Pfarrer gefällt. Ihr habt beide wahrscheinlich nicht groß Unrecht; aber meine Ansicht ist die, daß nur der Mensch und sonst keiner gerechtfertigt ist, der sich in des Herrn Hand legt, um sich heiligen zu lassen. Und das geschieht nicht dadurch, daß Er ihm einen Rock der Gerechtigkeit anzieht, ehe er eine reine Haut darunter hat. Als ob es einen Vater ekelte vor der armen verkrätzten Haut seines eigenen kranken Kindes oder seines verlorenen Sohnes, und als ob er erst sorgfältig Alles zudecken müßte, ehe er ihm gestatten könnte, vor sein Angesicht zu kommen! Mein Gott!"

Hugo wagte einen Einwurf zu machen:

„Aber Sie glauben doch nicht, Herr Elginbrod, daß der Herr Pfarrer sagen wollte, die Rechtfertigung lasse dem Menschen noch Freiheit zu sündigen, oder der Rock der Gerechtigkeit Christi könne ihn vor dem Einfluß des Geistes Gottes verbergen?"

„Nein, aber es liegt doch Etwas von der Idee darin, uns vor Gott selbst zu verbergen. Sehen Sie, Herr Sutherland, der Herr Pfarrer steht recht, an und für sich, und meine Johanna und noch viele Andere auch, und es ist etwas Wahres an Allem, was sie sagen. Ich habe nur das gegen alle diese Reden und Sätze und Beweisgründe und Gleichnisse und Lehren von dem oder jenem — daß sie gerade einen armen Menschen auf Armslänge von Gott weghalten und einen Staub und Nebel um ihn hermachen, so daß das arme Kind seinen eigenen Vater nicht sehen kann, der dasteht, mit seinen Armen soweit geöffnet, als die Himmel hoch sind, um sein gequältes Geschöpf aufzunehmen, heim ans Vaterherz — und je tiefer in Sünden gefallen, um so willkommener. Wenn die Leute nur all das gehen lassen wollten und die Menschen dazu bringen könnten, ein Wörtlein oder zwei allein mit Gott zu reden, dann wäre der Verlust nicht sehr groß, wohl aber der Gewinn."

Recht wie ein Beleg für die Notwendigkeit, ein gründliches Integrationsverfahren mit unseren Formeln und Schematen vom theologischen und homiletischen Fach vorzunehmen, mutet sich das andere Gespräch über dieselbe Predigt an, das von der Gutsbesitzersfamilie geführt wurde. Die Frau fragt den älteren Sohn, Wilhelm, über die Predigt:

„Und wovon handelte der vierte Teil, Wilhelm? . . . ."

„Viertens: Die verschiedenen Benennungen, mit welchen die, so den Rock der Gerechtigkeit angezogen haben, in der heiligen Schrift bezeichnet sind?"

„Recht so, Wilhelm," rief der Laird (der Herr).

„Das ist recht, Wilhelm," sagte seine Mutter. Dann wandte sie sich an den jüngeren der Knaben, dessen Aufmerksamkeit auf einen Vogel in der Hecke gerichtet war. „Und wie nannte er die, Johannes, die den Rock (der Gerechtigkeit) angezogen haben?"

„Uebertünchte Gräber", antwortete Johannes, der seiner Zerstreutheit diese kluge Antwort zu danken hatte.

Dies beendigte die Katechisation, über deren Schluß die Mutter sehr erbost war.

Aber man könnte sagen: das alles sind nur leise, mehr oder weniger selbstverständliche und heutzutage weithin zugestandene Korrekturen und Vereinfachungen des christlichen Glaubens- und Lebenssystems, die einfache Herausschälung des ewigen, wesentlichen Gehalts aus den theologischen Hülsen. Was ist das Positive, das er bietet, das Ideal des Gotteskindes, wie es in dieser Welt wandelt und handelt, sie beherrschend und in ihr, an ihr arbeitend? Die Antwort auf diese Frage muß der „geneigte" Leser aus der Lektüre des Buches selber holen und die Gestalt des Titelhelden, seiner Tochter Margarethe und des Robert Falkoner verstehen lernen. Er wird dann inne werden, daß diese Typen nicht bloß interessant und zum Bewundern da sind. Vielmehr ist die unausgesprochene Tendenz des Romans, die Absicht, die aber nicht verstimmt, weil sie nie und nirgends als Zumutung herantritt, die stille Ueberzeugung zur Reife zu bringen, die einmal gelegentlich, da wo vom inneren Siege der Euphra über ihre weltlichen und selbstischen, wie auch die besonderen — recht verstanden — dämonischen Fesseln die Rede ist, in den Worten zum Ausdruck kommt:

Ist Seligwerden nicht das Einswerden unseres ganzen Wesens zu einem harmonischen Ganzen — Gott zuerst in uns, wir zuletzt, und dazwischen alles in rechter Ordnung? Etwas, das dem bei Euphra vorgekommenen Wechsel sehr ähnlich ist, findet bei einem Menschen statt, der erkennt, daß sein Glaube Handeln werden muß: daß sein religiöses und sein menschliches Leben eines sind, daß er das tun muß, was er bewundert. Das Ideale ist das vollkommen Reale und muß auch im individuellen Leben zum Realen werden, so unmöglich es denen scheinen mag, die nie den Versuch machen oder Gott nicht zutrauen, daß er es zustande bringt, wenn sie in ihrem Versuche zu schanden werden.

Daß der Glaube Handeln werde, daß der Mensch das tun muß, was er bewundert — das ist die entscheidende Schwelle des neuen Lebens, darin das Gotteskind steht, die Schwelle, die (prinzipiell angesehen) Allen zugänglich ist. Ob es nun durch einen Kampf auf Leben und Tod hindurchgeht, wie bei Euphra — dieser Kampf ist in seinen Stadien erschütternd gezeichnet — oder ob der strebende Mensch langsam hineinwächst, vielleicht in einer Entwickelung im Zick-Zackkurs, wie Hugo: das kommt auf individuelle Lage und Bedürfnisse, wie auf die Führungen des himmlischen Erziehers an.

Man kann sagen, die Rettung der schwergefährdeten und langher in völligem Skeptizismus und praktischem Atheismus hinlebenden Euphra aus ihrer Gebundenheit, ihr psychologisch und hygienisch folgerichtig vermittelter Durchbruch zum Licht und zur Freiheit des Kindes Gottes ist die Probe aufs Exempel, die Probe dafür, was im Namen und in Kraft des Evangeliums durch seine lebendigen Zeugen geschehen kann zur Bekämpfung des Bösen in der Welt und zur Rettung der in Irrsal und Knechtschaft schmachtenden Seelen. Die besondere Form der Gebundenheit bei dieser Gestalt, wonach sie eine Somnambüle und magnetischen Einflüssen unterworfene Persönlichkeit war, hindert in keiner Weise, ihr Paradigma für alle Arten von Verknechtung zu verwerten, in die eine unsterbliche Seele, die nach Gott schreit und ihn doch nicht kennt, geschweige findet, geraten kann. Man muß in den ganzen Zusammenhang gerade dieses Dramas aus der Innenwelt sich hineinversetzen, um die Reflexion des Verfassers verständlich, aber auch folgerichtig und triftig zu finden:

Ich möchte wissen, wie oft man die geistliche Heilung des Glaubens an den Menschensohn, den wahren Heiland, bei solchen versucht hat, die von unseren heutigen Teufeln besessen sind. Ist es bewiesen, daß Wahnsinn seine Wurzeln in dem körperlichen Leiden hat, das, wie man beweisen zu können behauptet, ihn immer begleitet? Dies einmal angenommen: so scheint es mir doch, daß, wenn der Arzt, wie der Menschensohn getan, gleichsam hinuntersteigen wollte in die zerrüttete Welt, in welcher das Bewußtsein des Kranken lebt, wenn

er als Tatsache annehmen wollte, was ihm der Kranke von seinem Zustand offenbart — denn Tatsache ists im eigentlichen Sinn — wenn er durch alle Mittel, die liebendes Verständnis anzugeben vermag, ihm das eine große Heilmittel gegen alle Uebel, geistiger oder leiblicher Art, bringen wollte, nämlich die Wahrheit des Menschensohnes, die Erkenntnis des vollkommenen Freundes und Helfers, mit der Offenbarung der verheißenen Freiheit des Gehorsams — wenn er all das tun wollte, so scheint es mir, daß heute noch Heilungen bewirkt werden könnten, so wunderbar wie die der alten Zeit.

Ja, welcher treue Seelsorger und welcher persönlich gläubige Arzt muß nicht, gerade in einer Zeit wie der unsrigen, die zwischen Wundersucht und Wunderflucht — das Eine zur Strafe für das Andere! — hin- und herschwankt, dem im Anschluß hieran ausgesprochenen Axiom wo nicht zustimmen, so doch ihm als Problem und Möglichkeit nachsinnen:

Wie es nur eine ärmliche Seligkeit wäre, vor welcher ein finsterer Winkel uns verbergen könnte, so, scheint mir, könnte es auch nur eine unvollkommene Religion sein, wenn aus ihrer heiligen Gesundheit und Freiheit ein zerrüttetes Gehirn uns reißen und hoffnungslos Verstoßene aus uns insolange machen könnte, als der Arzt, der in Naturgesetzen Bewanderte, sich nicht ins Mittel legen und uns wieder zum gesunden Verstand helfen würde, oder bis dahin, daß der große Gottesengel, der Tod, das seelenbedrängende Gehirn mit seinen tausend Phantomen des Schmerzes, der Angst und des Entsetzens in der Höhle des verlassenen Schädels zu Moderstaub zerbröckelt?

Wie nahe diese Gedanken von der Gesundheit und Leben schaffenden Wirkung der im Evangelium erschienenen Gnade und Wahrheit sich mit der Botschaft Lhotzkys berühren (vgl. sein Buch: „Leben und Wahrheit“ und einen Aufsatz in den grünen „Blättern zur Pflege persönlichen Lebens“ 2. Band „Das nächste Geheimnis“), braucht nur angedeutet zu werden. Wohl liegt hiegegen der Vorwurf der Schwärmerei nur allzunahe in einer Zeit und Zeitstimmung, für welche Naturgesetz und Naturmechanismus Trumpf ist. Aber wir täten besser, den Gründen und Ursachen nachzusinnen, weshalb wir das volle Erbe des Evangeliums im praktischen Leben, im vollen Menschenleben (nicht nur in der Kirche und der Sphäre der Religion) anzutreten nicht den Mut haben.

Eins ist freilich gewiß: der religiöse, genauer evangelische Standpunkt, auf dem Mac Donald steht und von dem er zu uns redet, ist auf eine verhältnismäßig einsame Höhe, ein „hohes Tafelland“ (S. 496) gestellt. Sein Christentum ist Heroismus, seine Helden sind „vornehme Seelen“, darum seltene Lichtpunkte und Lichtträger inmitten des Nebels des Durchschnittschristentums. Darum ergeht es ihm nach Emersons Worte: „Wer da ein Mann sein will, der muß ein Dissident sein.“ So stellt er uns in einer Schilderung, die vielleicht den Höhepunkt des ganzen Werks bezeichnet und sein eigenstes Bekenntnis ausspricht, die Gestalt „eines der heiligen Diener von Gottes großem Tempel, der nicht mit Händen gemacht ist,“ vor die Seele, eines Mannes, der bezeichnender Weise „heterodox“ gescholten wird, aber in der Kirche noch geduldet seines Predigtamtes treu waltet. Dieses Porträt sei zum Schluß noch zur Charakteristik angefügt, weil man hier ex ungue leonem erkennt. Falkoner geht mit Hugo zu ihm in die Predigt. Nachher sprechen sie darüber. Da sagt Falkoner von ihm:

Ich sah ihn diesen Vormittag in einem Gesicht, während ich dasaß und seiner Stimme lauschte, einer Stimme, die mir immer gerade aus seinem Herzen zu kommen scheint, gerade als ob sein Herz mit eigenen Lippen spräche. . . . .

Ich sah eine Schar — Geistliche und Laien — die eilig, hastig, stürmisch eine abschüssige, bröckelnde Anhöhe hinaufeilten. Bischofsmützen, Doktorhüte und andere Hüte rollten hinter ihnen den Berg hinunter. Jeder für sich selbst sorgend, klettern sie und flüchten sich mit Händen und Füßen, um ihre Seelen zu erretten von dem Höllenfeuer, das sich in der Tiefe unter ihnen hereinwälzt. . . . . Aber unten, ganz nahe am Feuerstrom, steht ein Mann auf einem kleinen Felsen, der hinunterreicht bis zum Mittelpunkt der großen Welt. Er steht barhaupt und sieht mutig den hereinbrechenden Flammen entgegen; in seinem Auge leuchtet Glaube an Gott, und der gewaltige Mund, der seine Wahrheit verkündet, ist in heiligem Trotz geschlossen. Sein Schweigen kommt nicht aus Furcht oder schwächlicher Abneigung gegen das, was schmerzhaft ist. Auf keiner Seite will er lügen, um des Friedens willen. Er ist bereit, um seiner Mitmenschen willen verloren zu gehen. Im Namen Gottes bedroht er die Flammen der Hölle. Die Fliehenden bleiben oben stehen, sehen zurück, heißen ihn ‚Lügenpropheten‘ und rufen dem Mann böse Schmähnamen zu, der sein Leben nicht teuer achtet, der seiner eigenen Seele vergessen hat in seiner heiligen Aufopferung für Andere, der erstattet, was noch mangelt an Trübsalen in Christo für seinen Leib — für die Menschheit, deren Haupt er ist. Seien Sie überzeugt, es mag den Andern gehen, wie es will, mögen die Flammen der Hölle weichen oder fluten, dieser Mann bleibt unversehrt, denn er ist schon von dem einzigen Teufel erlöst, der die Hölle zur Qual macht, vom Teufel der Selbstsucht — dem einzigen, von dem ein Mensch wirklich besessen sein und zu seiner eignen, lebenden Hölle gemacht werden kann. Er steht über dem Bereich dieser Dinge und sitzt schon unter dem Schatten des Allmächtigen. Er vertraut seinem Gott so vollständig, daß er ihm sein eigenes Seligwerden überläßt — völlig und ohne Furcht; er vergißt es als Etwas, womit er nichts zu schaffen hat, und macht sich daran, das Werk zu tun, das Gott ihm gegeben, wie sein Herr vor ihm, und das achtet er allein seiner Sorge wert. Wenn Gottes Wille geschieht, dann ist alles recht: wenn Gottes Wille geschieht, dann kann es ihm nicht übel gehen. Gott ist ihm Alles in Allem. . . . Er will nicht zugeben, daß sein Vater im Himmel nicht vollkommen sei. Er glaubt völlig, daß Gott liebt, ja die Liebe ist; und daß deshalb sogar die Hölle selbst dieser Liebe dienstbar sein muß und nur eine Gestaltung derselben ist; daß die große Arbeit der Gerechtigkeit Raum macht für eine Liebe, die einem Jeden geben wird, was recht ist und zehnmal mehr, wäre es auch durch schreckliche Leiden — Leiden, vor welchen die Liebe des Vaters nicht zurückbeben wird, weder um seinetwillen, noch um seiner Kinder willen, Leiden, welche er gerne um ihretwillen ergreifen wird, damit er ihnen Alles geben kann, was in seinem Herzen ist. — —

Es sei genug mit diesen Proben. Sie mögen beweisen, wie laut und lauter der Verfasser die Muttersprache des Evangelium spricht, um der anima naturaliter Christiana sich verständlich und denen, die da ferne sind, Mut und Lust zu machen, aus der Fremde, der Gottesferne, in die Heimat, ins Haus des großen Vaters im Himmel zurückzukehren. Sollten wir uns nicht freuen, wenn, und herzlich wünschen, daß von ihm noch manche edle Gabe auch auf den Tisch des deutschen Hauses gelegt würde? Johannes Herzog

---

Von der Krisis in der gegenwärtigen Erforschung des Urchristentums und wie wir aus ihr herauskommen sollen

1

Daß wie jedes Ding, so auch unsre moderne Bibelforschung ihre zwei Seiten hat, das ists, was wir jüngern Theologen ja längst wissen, aber nicht immer klar uns gegenwärtig halten.

Für gewöhnlich heben wir nur das Befreiende, Beglückende an ihr hervor. Und das mit Recht. Denn allen Lästermäulern zum Trotz dürfen wir Gott danken für den herrlichen Segen dieser Forschung. Sie hat uns — um nur das Wichtigste zu sagen — Jesus neu gebracht. Keiner von uns möchte das Originalbild, wie es mit all seinen Rissen und Löchern jetzt vor uns steht, gegen irgend eine der späteren Uebermalungen eintauschen. Den Meisten unter uns wird es so gehen, wie es mir gegangen ist. Wir hatten Jesus von Jugend auf verehrt, wie ihn Jahrhunderte vor uns verehrten; wir hatten ein heiliges Bild von ihm empfangen, samt all den dazu gehörigen Gefühlen der Ehrfurcht und der frommen Scheu. Aber Vieles, was uns heute das Liebste und Größte an Jesus ist, das kannten wir damals nicht, das hat uns erst die freie Bibelforschung aus tiefem Schutt neu ausgegraben. Die uralten, jedem Christen geläufigen Gleichnisse vom barmherzigen Samariter und vom verlorenen Sohne leuchten uns heute so, wie sie der ganzen orthodoxen Zeit nie geleuchtet haben. All das menschlich Große an Jesus, seine überragende Güte und Weitherzigkeit, sein Eifer für Lauterkeit und Wahrhaftigkeit, seine tiefe Demut vor Gott, sein Frohsinn und Kindersinn, wie schaut uns das Alles so ganz anders an, wenn wir darin seinen Kern sehen, statt wie früher bloß die menschliche Außenseite seiner Gottheit. Und über dem Allen der Vatergott Jesu, wie ihn uns Bousset kürzlich erschütternd und erquickend vorgeführt hat, strenger, furchtbarer als der Gott des alten Glaubens, der ja eigentlich bloß mit der Hölle droht, um die Drohung, sobald der Glaube eintritt, zurückzuziehen, und doch barmherziger, tröstlicher, als

es sich je die parteiischen kleinlichen Menschen einreden wollten.

Das Alles bleibt wahr und soll unvergessen sein. Aber es ist doch nicht der ganze Eindruck, den unsre Forschung hervorrufen wird. Eben jetzt, da in unsern Religionsgeschichtlichen Volksbüchern diese Forschung in die weitesten Kreise hinaustritt, drängt sich uns auch die andre Seite auf. Es ist — um es schroff auszudrücken — das Zerstörende und Verwirrende, das immerfort das Befreiende und Beglückende begleitet. Unsre Gegner pflegen in der Regel nur dies Zweite zu sehn. Haben sie denn ganz falsche Augen?

Beispiele sagen sofort klar, was ich meine. Ich nehme die drei Volksbücher von Bousset, Wrede und mir selbst, das letzte, um mich ja nicht von den Andern zu trennen. Ich denke mir als Leser einen Laien, der unsrer Forschung Vertrauen entgegenbringt.

Daß wir auf die ältesten Evangelien zurückgehen sollen, um Jesus kennen zu lernen, leuchtet ein, vielleicht auch, daß Johannes nicht dazu gehört, daß Markus und eine verlorene, aber von Matthäus und Lukas aufgenommene Redequelle die ältesten Quellen sind, von denen wir wissen. Aber hier wäre nun auch Halt zu setzen! Markus müßte nun auch wirklich das älteste, sichere, zuverlässige Evangelium sein! Sofort wird uns dieses Fundament wieder erschüttert. Markus soll bloß Sammler und Ordner älterer Traditionen sein; diese Traditionen haben sich selbst entwickelt, verändert, bevor Markus sie aufnahm. Zuweilen sehen wir in solche Vorstufen hinein, zuweilen nicht. Vermutungen, Fragen sind häufig das Letzte. Wo bleibt da der feste historische Grund? Wo bin ich noch ganz sicher, Jesus selbst zu greifen und nicht bloß Ueberlieferung über ihn? Löst sich am Ende Alles in Dunst und Nebel auf?

Wie durchaus falsch diese letzte Konsequenz ist, hebt der Schluß der „Quellen des Lebens Jesu“ scharf hervor und beweist Boussets „Jesus“ zur Genüge. Wir wissen die Hauptsache an Jesus sicher und klar: was er hoffte, glaubte, liebte, worauf es ihm ankam vor Gott und vor dem Weltgericht. Aber sofort kommt uns ein viel schwereres Befremden. Stand nicht im Vordergrund für Jesus und seine Jünger das Kommen des Gottesreichs und Gerichts in allernächster Zeit? Und ist das nicht Täuschung gewesen? Boussets Schilderung der Predigt Jesu muß in dieser stark betonten eschatologischen Gewandung den meisten Lesern das Gefühl der Entfernung von Jesus größer machen, als es vielleicht vorher war. Alle die Umdeutungen und Modernisierungen dieser Gottesreichshoffnung hat er so klar und erfolgreich abgewehrt, daß ein leichter Ausweg kaum möglich ist. Und verstärkt wird dies Gefühl des Fremdartigen durch Boussets Behandlung des Messiasproblems. Wie Vieles bleibt da überhaupt unsicher! Und wie fremd mutet uns gerade das von Bousset festgehaltene Messiasbewußtsein Jesu an? Was gehn Jesus und Judenkönig sich an? Wie verhüllt uns dieser Glaube das Ewige an Jesus weit mehr, als daß er es offenbart? Dazu die Wiederkunftsankündigung, die jedenfalls so, wie die Jünger sie Jesus zuschrieben, nicht in Erfüllung ging — gehen konnte, sagen wir vom Standort unsres Weltbildes.

Am radikalsten geht Wredes „Paulus“ gegen alte Lieblingsmeinungen zum Sturm vor. So freie Theologen wie Wellhausen und Harnack haben daran festgehalten, daß Paulus, obschon nicht Jünger des auf Erden wandelnden Jesus, dennoch den Meister unter Allen am besten verstanden hat. Sie haben dabei unterschieden zwischen seiner persönlichen Frömmigkeit und seiner gelehrten Theologie, in dieser vergängliches Erbe der Rabbiner anerkannt, um so kräftiger aber den neuen Geist Jesu in den alten Denkformen hervorgehoben. Nach Wrede mit Unrecht. Jünger Jesu, wie die Andern, darf Paulus kaum genannt werden. Er ist der zweite Stifter des Christentums, der diesem eine neue Richtung gab. Was dem Paulus die Hauptsache ist, kommt bei Jesus noch gar nicht vor: hier persönliches Wollen und Tun, dort Heilsgeschichte, die sich außer uns abgespielt hat, der wir bloß im Glauben zuzustimmen haben. Und auf Paulus baut sich die ganze weitere Geschichte des Christentums und seiner Theologie auf, katholische so gut als protestantische. Andere Forscher haben trotz Anerkennung des großen Abstandes auch wieder die Verbindungslinie gezogen. Wrede unterläßt das mit Fleiß; er will, daß der Leser mit starkem Kontrastgefühl die Lektüre seiner Schrift beendige. Hat er doch auch an der Person des Apostels die Schatten stärker aufgetragen als irgend ein früherer protestantischer Theologe.

Das Alles wird auf viele Leser zerstörend und verwirrend wirken müssen. Ich glaube, wir sollen uns das frei eingestehn und uns gar nicht darum kümmern, ob sich Andre über dieses Eingeständnis besonders freuen oder nicht. Es ist immer der erste Schritt zum Vorwärtskommen, sich die Dinge so vorstellen, wie sie sind. Und ich denke, daß wir, die Mitarbeiter an dieser Popularisierung biblischer Forschung, mit klarem Bewußtsein so schrieben, wie wir schrieben.

2

Man wird uns deshalb eine große Schuld zumessen an der Zersetzung des Christentums unsrer Zeit. Ich glaube, mit Unrecht. Schuld muß allerdings vorhanden sein. Aber es ist eine uralte Schuld, die sich heute sühnt.

Es ist die Schuld unsrer Vorfahren, die in bester Absicht uns die christliche Religion in einer solchen Form geschenkt haben, die einmal zerstört werden muß und deren Zerstörung dann die Religion selbst in ihrem Bestand erschüttert. Man darf das aussprechen ohne Pietätlosigkeit, sobald man das „in bester Absicht“ in allem Ernst gelten läßt. Für jede Buchreligion kommt einmal die Zerstörungsstunde; das ist so klar, daß man es kaum beweisen muß. Unsre Vorfahren haben uns das heilige Buch in die Hände gegeben und gesagt: es ist das Wort Gottes, so unfehlbar wie der lebendige Gott selbst. Das ist dem Protestantismus zu gut gekommen, solang der kritische Sinn darnieder lag. Vom Augenblick seines Erwachens und Erstarkens an muß der alte Glaube zusammenbrechen. Denn wahr ist dieser Glaube unsrer Vorfahren ja nie gewesen; er ist auch nicht erst jüngst als falsch entdeckt. Es war also immer ein Irrtum und eine Schuld, darauf Religion zu gründen. Aber erst jetzt rächt sich diese Schuld in vollem Maß.

Eine weit ältere Schuld geht dieser jüngeren voraus, obschon die Meisten das nicht als Schuld werden anerkennen wollen. Ich sehe sie in der alten Christusvorstellung. Daß man in Liebe und Dankbarkeit von Jesus das Höchste dachte und aussprach, was Menschen denken und sagen können, ist wohl verständlich, und es wäre unnatürlich, falls es anders gewesen wäre. Aber daß dabei eigene Reflexion und Phantasie sich so rasch an Stelle der Geschichte selbst setzte, daß schließlich Jesus selbst gar nicht mehr befragt wurde, was er selber war und wollte, sondern Bedürfnis, Glaube, Phantasie über Alles entschied, darin lag trotz Allem, was man stets dafür sagen kann, auch eine Schuld. Wie erschrocken und entsetzt würde doch Jesus selber allen Arianern und Athanasianern das „Was nennst du mich Gott? Einer ist Gott, der Allmächtige“! hingeworfen haben! So gut wie für die Buchreligion, so muß für die alte Christologie einmal die Stunde des Zusammenbruchs kommen. Und zwar eines radikaleren Zusammenbruchs, als die Generation vor uns gedacht hat. Das ist nicht unsre Schuld, es ist die Schuld derer, die von Anfang an sich Jesus nach ihrem Glauben schufen, statt so, wie ihn Gott selbst gemacht hat. Die Forschung tut bloß, was ihres Berufs ist, wenn sie unerbittlich streng und grausam das zu ermitteln sucht, was gewesen ist in Wirklichkeit.

3

Es ist gar kein Zweifel, daß wir in einer wirklichen Krisis stehn. Wie sollen wir sie überwinden helfen? Eins ist sofort klar: wie sie nicht überwunden werden kann und darf.

Sie kann jedenfalls nicht durch Verbote und kirchliche oder staatliche Einschränkungen der Lehrfreiheit überwunden werden. Die Aussichten dazu wären ja heute nicht ganz so schlecht; ein trüber Zukunftsschauer könnte uns über die Zukunft freier Forschung auf den theologischen Lehrstühlen Deutschlands bedenkliche Eröffnungen geben. Aber dadurch

würde doch an dieser Krisis garnichts geändert. Die Erforschung der Wahrheit nimmt heute ihren Weg, ohne im Geringsten um Erlaubnis von oben zu fragen. Auch die Popularisierung kann nicht aufgehalten werden in einer Zeit, da Haeckel und Kalthoff solche Lesermassen finden. Einzig das wäre die Folge jeder weiteren Einschränkung, daß der Ton dieser Schriften weit agressiver und — was jetzt gar nicht der Fall ist — kirchenfeindlich würde.

Weit verlockender scheint ein anderer Weg zu sein: die Ueberwindung unsrer freien Forschung durch eine ihr gelegentlich entgegenkommende, sofort aber sie neutralisierende Apologetik. Mehr als zwanzig Federn sind sicher jetzt eben im Gang, um die „Sage von der Kluft zwischen Jesus und Paulus“ ins Reich der Sagen und der Märchen zu verweisen auf dem Weg wissenschaftlicher Darlegung.

Selbstverständlich hat auch diese Apologetik ihr gutes Recht.*) Was gerade in unsern Volksbüchern an Ergebnissen dargeboten wird, bedarf beständiger Neuprüfung und sicher mannigfacher Korrektur. Ich glaube, es ist Keiner unter uns, der nicht bereit ist, seine eigne Forschung stetsfort zu revidieren. Diese gänzliche Absage an vermeintliche Unfehlbarkeit der Wissenschaft zählen wir zu den elementaren Forderungen unsres Berufs. Gehn wir doch auch selber in wichtigen Fragen stark auseinander und ist Keiner geneigt, von ferne Alles zu unterschreiben, was ein Anderer von uns schreibt. Wer selber wissenschaftlich tätig ist, dem ist das selbstverständlich, obschon es die Oeffentlichkeit vielleicht seltener, als recht ist, vernimmt.

Aber für gänzlich hoffnungslos halte ich es, sich von „positiven“ Widerlegungen so etwas wie Beruhigung und Versöhnung der Gemüter zu versprechen. Im allerbesten Fall wird immer ein Stachel, ein leises Gefühl des Mißtrauens und der Unsicherheit zurückbleiben: wie, wenn es doch sich anders verhielte? Wir besitzen ja eine wundervolle Widerlegung aller kritischen Angriffe auf Echtheit und Glaubwürdigkeit der biblischen Bücher, die zweibändige Einleitung von Theodor Zahn. Aber ich möchte den nicht beneiden, der auch nur seinen Bibelglauben — geschweige sein persönliches Christentum — auf diese Apologetik gründen wollte. Das hieße doch gar zu gutmütig sein Haus auf Sand gebaut. Ueber Nacht könnte eine Reihe dieser mehr als künstlichen Bollwerke zusammenbrechen — und wo bleibt dann alle Zuversicht?

Hoffen könnte man von solcher Verteidigungsarbeit bloß, falls wir Modernen wirklich leichtfertig die Tatsachen verschoben und vergewaltigt hätten, wie dies z. B. einer früheren wissenschaftlichen Schule, die stark im Bann einer vorgefaßten Theorie stand, vorgeworfen wurde. Das trifft aber in keinem der angeführten Beispiele zu. Es ist eben purer Aberglaube, es auch nur für denkbar zu halten, daß wir im Neuen Testament in einem etwa vierzig Jahre nach Jesu Tod von begeisterten wundergläubigen Jüngern geschriebnen Buch auf eine unfehlbare historische Urkunde über Jesus stoßen sollen. Zu meinen, unser Markus sei eine solche Schrift deshalb, weil er von den uns erhaltenen Evangelien das älteste ist, das war ein Fehler, der wohl wissenschaftlich denkenden Männern gar nie gekommen ist. Ueber den Wert seiner Ueberlieferungen wird sich noch lange streiten lassen, aber darüber doch nie, daß es eben — Ueberlieferungen sind. Ebenso ist, so vieles Einzelne der Gottesreichsaussagen Jesu strittig sein mag, der eschatologische Grundton über allen Zweifel erhaben. Daß das ganze Urchristentum und Jesus mit ihm in der Weltuntergangsstimmung atmeten, das erkennt allmählich auch der Blödeste. Ebenso aber ist es schlechterdings unbestreitbar, daß weder das Gottesreich, noch die Wiederkunft Jesu für „dieses Geschlecht“, d. h. die Zeitgenossen, gekommen ist. Das ist keine Kritik, die wir üben; Gott selbst, der Lebendige, hat sie geübt. Was endlich die Differenz des Paulus von Jesus betrifft, so wird sich ja

*) So können wir die von Böhmer und Kropatschek begründeten „Biblischen Zeit- und Streitfragen zur Aufklärung der Gebildeten“, die eine Art Gegenunternehmen gegen die „Religionsgeschichtlichen Volksbücher“, die „Lebensfragen“ u. s. w. sind, nur als prinzipiell berechtigt und einem Bedürfnis entgegenkommend begrüßen.
D H

über ihre Größe und Tragweite noch recht Vieles auch zu Wredes Thesen sagen lassen. Aber man stelle sich doch nicht so, als sei etwa die Differenz selbst keine Tatsache, sondern ein Fündlein moderner Theologie! Was Luther über den Unterschied der Synoptiker einerseits — des Paulus und Johannes anderseits — so scharf und schneidend empfunden und ausgesprochen hat in den Vorreden seiner Erstlingsausgabe des Neuen Testaments, wird kein orthodoxer Apologet beseitigen wollen. Wie gesagt, im Einzelnen mag sehr Vieles, das wir aufgestellt haben, verbesserungsfähig sein. Eine solche Verbesserung wünschen und fordern wir selbst, aber einzig in der Richtung, daß wir noch genauer die Tatsachen sehen lernen und nie aufhören, gegen uns selber kritisch zu sein.

Es ist ein schöner Glaube, daß die Wunden, welche kritische Bibelforschung schlug, eine noch gründlichere Anwendung derselben Kritik werde heilen können. Aber eine Illusion doch wohl! Man höre auf, von der Wissenschaft zu fordern, was sie nie und nimmer geben kann. In ihr selber liegt tief eingegraben das Element der Unruhe, des Zweifels, der Zerstörung. Wo sich davon so gar Nichts zeigt, da ist gewiß etwas Anderes im Spiel als reine Wissenschaft. Diese ist nun einmal auf das ewige Fragen und Suchen angewiesen. Sie darf nicht fertig sein und Fertiges gelten lassen. So kann sie auch niemals Vertrauen in uns wiederherstellen. Ihr Endergebnis in Bezug auf das Urchristentum wird stets ein großes Bündel von Fragezeichen bleiben. Man soll das nicht so übertreiben, als sei überhaupt Alles ungewiß. Unsre Volksbücher sind, wie ich hoffe, doch dessen eine lebendige Widerlegung. Aber aus der Krisis, die wir konstatieren zu müssen glaubten, führt wissenschaftliche Arbeit uns nicht heraus, da es vielmehr der Beruf freier Wissenschaft ist, das Bewußtsein des Unsichern und Unfertigen in all unserm Erkennen lebendig zu erhalten.

4

Wie ist uns dann aber aus all der Unsicherheit, dem Zweifel, der Verwirrung, in die geschichtliche Bibelforschung uns führt, führen muß, herauszuhelfen? Einfach durch ein mutiges Vertrauen auf die unzerstörbare Lebenskraft des Christentums, die ihm den göttlichen Stempel sattsam aufdrückt.

Denn eigentlich ist das Christentum doch etwas Anderes als eine Theologie oder ein Glaube an historische Begebenheiten. Es ist ein lebendig, kräftig Ding der Gegenwart, dessen Wirkungen keinem Zweifel unterliegen, dessen Siegesgang keine noch so drohend aussehende Krisis im Geringsten aufhalten kann. Es ist ein Leben mit Gott und aus Gott, dessen Realität in ihm, dem Quell alles Lebens, fest gegründet ist. Eben darum aber ist es unzerstörbar so gewiß als Gott selber, wie stark auch die kleinen Menschen an ihm zweifeln mögen.

Wir Protestanten leiden alle an einer gewaltigen Ueberschätzung des Historischen und des Wissens von der Historie. Es gibt wohl wenige unsrer Nöte, die damit nicht zusammenhängen. Dadurch kommt zu der rechten, notwendigen Unruhe, die zum Glauben an Gott gehört, eine vermeintliche Beruhigung, die doch nur eine neue, im Grunde gar nicht wesentliche Unruhe mit sich bringt. Wir nehmen das Wissen von der Historie in den Kern unsers Lebens mit Gott, sodaß nun Ewiges und Vergängliches, Gewisses und Ungewisses sich seltsam verschlingt und verwirrt. Damit will ich nicht einem Christentum ohne Jesus das Wort geredet haben; das wäre bitterer Undank nicht bloß gegen Jesus, sondern gegen Gott selbst. Aber daß das Christentum, gerade wie Jesus selbst es wollte, Leben mit Gott selber, dem Gegenwärtigen, dem Lebendigen ist, das sollte doch unter Christen aller Richtungen fest stehen.

Die ganze Geschichte des Christentums gewinnt ein anderes Aussehn, wenn wir auf seine Lebensmacht achten, statt, wie wir es zu häufig tun, auf seine Theorien. Es hat in Jesus der Welt das allereinfachste, aber auch das höchste Ziel gestellt: das Leben in Gottes Vaterliebe und in der Bruderliebe zu den Menschen. Weil dies Ziel so einfach und so hoch war, suchten die Menschen auf so ungeheuer komplizierten

Umwegen sich ihm zu nähern. Zuweilen verloren sie über den Umwegen ganz das eigentliche Ziel aus den Augen. Immer brach es in seiner Schlichtheit und Hoheit wieder hervor. Griechischer Mysterienkult, römische Weltpolitik, protestantisches Staatskirchentum sind alles nur mangelhafte Mittel, dem Ziel näher zu kommen, vielfach sogar Hindernisse, an deren Ueberwindung das Christentum seine Kraft zu erproben hat. Es hat sie darin erprobt, daß es sich auf die Dauer nie durch diese Medien gefangen nehmen ließ, und es hat sie außerdem durch und trotz dieser Medien an unzähligen Einzelnen erprobt in persönlicher Erweckung des Gewissens, Stählung des Charakters, in Begeisterung, Gottvertrauen, Demut und Liebe. So oft ihm der Untergang geweissagt wurde, hat es sich herrlicher erhoben und der thörichten Greise gespottet, die in ihrer Klugheit wähnten, mit ihm fertig zu sein. Nirgends in der Welt ist eine solche Lebensmacht, die von fern dieses Unzerstörbare, Ewige in sich trägt.

Wie unendlich klein erscheint doch von da aus die Krisis, die uns hier beschäftigt hat! Fragen nach der Sicherheit der ältesten Ueberlieferung von Jesus, Erwartung des Weltendes, die nicht eintraf, Wandlungen in der Christusvorstellung und in der Bedeutung, die ihr zukommt — gewiß an und für sich sind diese Dinge aller Aufmerksamkeit wert; je nachdem geben sie unsrer Auffassung von Jesus und vom Urchristentum ein anderes Gepräge. Aber gestellt in das Licht der Zentralfrage nach der Lebenskraft des Christentums, wie klein und arm werden sie da! Selbst die von Wrede so gewaltig betonte Kluft zwischen Jesus und Paulus verliert ein Erhebliches von ihrer Bedeutung. Paulus hat doch diese Kraft des Christentums nicht gebrochen, im Gegenteil er hat sie in ihrer Neuheit erfaßt und befreit von all dem Jüdisch-Partikularen, das ihre freie Entfaltung hemmte. Daß er sie auch wieder einschloß in das kirchliche Gehäuse, war notwendig und heilsam; ohne dies wäre sie in der weiten, verwirrten Welt zerfahren. Es ist doch Gotteskindschaft und Bruderliebe, was auch bei ihm den Christen zum Christen macht. Wie ich glaube, werden wir von diesem praktischen Gesichtspunkt aus manches Dunkle im Urchristentum wenigstens ahnend heller sehen. Es ist die Geschichte der Entstehung und Erstarkung dieser neuen Lebenskraft, für die Gottesreichsnähe und Messiastum, Kirchenbildung, Christusdogma und Rechtfertigungslehre notwendige Hilfsmittel gewesen sind. Hilfsmittel, niemals die Sache selbst, mögen sie auch von Diesem oder Jenem selber für die Sache gehalten worden sein. Denn bei all dem war das Urchristentum ja nur der Anfang, nicht das Ziel. Dem Ziel gehen wir stets entgegen, sind ihm auch schon näher gerückt, als das Urchristentum, freilich in wechselvollem Ringen der göttlichen Lebenskraft mit den niederziehenden Kräften menschlicher Torheit und Bosheit, die ihr umsonst den Sieg strittig machen wollen.

In einer Kirchengeschichte vom Jahr 1960 findet sich folgender Passus über die gegenwärtige Periode:

„Allerdings bot sich einem oberflächlichen Betrachter zunächst nur das Bild heilloser Verwirrung und Zersetzung dar. In der dogmatischen Theologie eine stärkere Abkehr von den noch vor kurzem herrschenden Systemen, ein Verlangen nach etwas Neuem, von dem doch Keiner genau wußte, was es sei. Auf historischem Gebiet unter dem Titel religionsgeschichtlicher Methode die Hereinziehung des Christentums in den Strom des Völkerchaos und seiner krausen Superstitionen und Mythologien. Gesicherte Ergebnisse der vorhergehenden Jahrzehnte wurden über Nacht bezweifelt oder gleich gestürzt, Evangelien-Forschung und Leben-Jesu-Forschung verloren sich in unentwirrbaren Problemen. Die Losung vom Gegensatz Jesus' und Paulus' schien die ganze Geschichte des Christentums in ein Labyrinth von Irrtümern aufzulösen. Wie sollte ein zum ersten Mal dies Gebiet betretender junger Theologe den Weg durch dies Dickicht von lauter Unsicherheiten finden!

„Und doch war das Alles nur die Oberfläche, nicht der Kern der damaligen Bewegung. Wer genauer aufmerkte, erkannte in den Winterstürmen den herannahenden Lenz. Es war zunächst ein strenges aufrichtiges Wahrheitsstreben, der lebhafte Drang, der Wirklichkeit auf den Grund zu sehn, sich

keinen gemalten Jesus, wie schön er auch sei, gefallen zu lassen. Viel zu rasch hatte das vorhergehende Geschlecht bei scheinbar fertigen Ergebnissen ausgeruht. Es war nötig, es neu zu verkünden, daß das Suchen der Wahrheit das Element der Wissenschaft ist. Dieses tapfere Suchen der Wahrheit aber stand bei diesen Forschern nicht im Gegensatz zum Christentum. Vielmehr stand ihnen Allen als froher zuversichtlicher Glaube fest, daß durch alle Wahrheitsforschung immer nur das am Christentum zerstört werden könne, was eben zeitlich, irrtümlich sei, während sein unzerstörbarer Kern, seine göttliche Lebenskraft, sich in jeder Prüfung neu bewähre. Wenn ihnen das, was frühern Geschlechtern besonders heilig und teuer war, die Lehre von Christus und all die Vorstellungen über seine Person und seine Würde, größtenteils zu diesem Vergänglichen zu gehören schien, so hat das Keinen von ihnen an Jesus selber irre gemacht. Im Gegenteil, jetzt erst schien ihnen das, was er eigentlich wollte, neu und groß hervorzuleuchten. War nicht gerade die Zeit glänzendster Herrschaft der Christuslehre auch die Zeit besonderer Dürre, Roheit und Unfertigkeit des christlichen Lebens gewesen? Stand man nicht Jesus am nächsten, wenn man bei vielleicht niedriger Vorstellung von ihm ernst und treu sein Wort zu halten sich bemühte? Und so war es am Ende Jesus selber, der durch die Wirren dieser Zeit, dem Auge des wahrhaft Gläubigen wahrnehmbar, siegreich hindurchschritt, um seine Jünger, die sich im Zank über Meinungen und über Herr Herr sagen entzweit hatten, an das zu mahnen, wovon ihm Himmel oder Hölle abhing, das Tun des Willens seines Vaters."

Paul Wernle

Abschaffung der Todesstrafe

2

Zu den wichtigsten Gründen, welche gegen die Todesstrafe ins Feld geführt werden, gehört die Möglichkeit des Justizmordes. Dieses Argument ist eine der eindrucksvollsten Waffen, mit denen Verteidiger vor den Schwurgerichten zu wirken suchen, da die ganze Wucht der Verantwortlichkeit auf die fällt, welche durch ihr Verdikt über Sein und Nichtsein eines Menschen zu entscheiden haben. Es ist auch entschieden das schwerwiegendste Argument, welches gegen die Todesstrafe ins Feld geführt werden kann. Die Möglichkeit eines Justizmordes ist selbstverständlich ohne Weiteres zuzugeben, namentlich, wenn es sich bei Indizienbeweisen darum handelt, das Leugnen eines Angeklagten zu entkräften. Ist ein solcher Indizienbeweis nicht ganz stringent, so ist es ja schon längst Gebrauch der Schwurgerichte geworden, nicht auf Todesstrafe zu erkennen. Aber das ist doch nur ein Umgehen der Prinzipienfrage. Mit Recht macht man dagegen geltend, daß die Verantwortung, einen Unschuldigen zu acht Tagen Haft zu verurteilen, eben so schwer ist, als wenn man einen Unschuldigen zum Tode verurteilt. Diese Möglichkeit, daß einmal ein Unschuldiger zum Tode verurteilt werden könnte, ist kein Beweis gegen die Todesstrafe, denn sie teilt diese Möglichkeit mit allen andern Strafen.

Ein weiteres sehr beliebtes und namentlich von Krohne mit viel Begeisterung vorgetragenes Argument: Dadurch, daß ich einen Mörder töte, rufe ich den Ermordeten nicht wieder in das Leben zurück. Zieht man die Konsequenzen dieser Beweisführung, so kommt man zu sehr wunderlichen Folgerungen. In einer überaus großen Zahl der Diebstahls- und Unterschlagungsdelikte wird es nicht wieder gelingen, das verprasste, gestohlene Gut den Bestohlenen zurückzugeben. Nach dieser Theorie ist es dann Unsinn, den Dieb zu bestrafen, denn durch diese Strafen erhalten die Geschädigten ihr Gut ja doch nicht wieder. Oder die durch Notzucht und sonstige Sittenverbrechen in ihrer Ehre beleidigten Personen können keine Wiederherstellung ihrer Ehre erhalten durch die Strafe, die den schuldigen Wollüstling trifft, es wäre deshalb Unsinn diesen zu bestrafen. Der Wert der Strafe liegt immer in der moralischen Genugtuung, nicht in dem physischen oder materiellen Schadenersatz.

Das dritte Argument endlich arbeitet mit der Unwürdig-

keit der Todesstrafe, die der sittlichen Höhe unsres Kulturempfindens nicht mehr entspricht. Daß es unwürdige Strafen gibt, davon legt ein beredtes Zeugnis ab ein Blick in die Folterkammern auf der Burg zu Nürnberg oder ein Blick in das Lochgefängnis unter dem Rathaussaal zu Nürnberg. Die Zeit, welche mit solchem Rüstzeug dem Verbrechen entgegentrat, hatte stärkere Nerven, als die heutige Menschheit, welche sich schaudernd von solchem Ort der Qual, des Heulens und Zähneklappens abwendet. Aber kann man solche Einrichtungen mit Recht gegen die Todesstrafe anführen? Nein, denn die heutige Todesstrafe ist kein zu Tode Quälen eines Menschen. Heute wird die Todesstrafe in einzelnen deutschen Bundesstaaten, wie in Preußen, mit dem Schwert, in andern durch das Fallbeil vollzogen. Es ist eine technische Frage, welche Exekutionsart die empfehlenswertere ist. Da die Hinrichtung mit dem Fallbeil sich fast ganz mechanisch vollzieht, so dürfte sie vielleicht den Vorzug verdienen. Aber davon ganz abgesehen, ist die Todesstrafe wirklich je eines Zeitalters unwürdig? Es ist ein Stück quietistischer Sentimentalität, wollte man diese Frage schlankweg bejahen. Wir scheuen uns nicht, im Interesse von Handel und Verkehr, also recht egoistischen Rücksichten zu Liebe, den Lokomotivführer jeden Tag sein Totenhemd anziehen zu lassen; wir bekennen uns als Träger der Zivilisation zum Grundsatz: Vivere non est necesse, navigare necesse est. Wollte Jemand wegen der Möglichkeit der Todesgefahr die Eisenbahn, die Schiffahrt abschaffen, wir würden das als reaktionären Quietismus mit Recht empfinden. Wir setzen das Leben ein, um das Leben zu gewinnen. So werden wir auch den Preis des Lebens als Strafe einsetzen müssen, um das Leben unserer Mitbürger zu erhalten und zu schützen.

3

Ein weiteres Argument gegen die Todesstrafe findet man in der Eigenschaft der Todesstrafe, daß sie keine abschreckende Wirkung habe, daß die Zahl der Morde trotz Anwendung der Todesstrafe nicht abgenommen habe. Hier befinden wir uns auf einem der exakten Erkenntnis und der Statistik unkontrollierbaren Gebiete. Ist der Sinn für Legalität, der unsrem Volke in manchen Kreisen sehr eigen ist, manchen aber auch furchtbar mangelt, seinem Wesen nach Ueberzeugung von der Notwendigkeit des Guten oder Furcht vor Strafe? Wer vom Standpunkt der Erfahrung aus urteilt, wer den wilden, vom krassesten Egoismus diktierten Klassenhaß berücksichtigt, der nur aus Furcht vor der äußersten Gewalttat zurückschreckt, entscheidet sich für das Letzte. Die äußerliche Legalität ist mit wenigen Ausnahmen Furcht vor Strafe. Diese Furcht läßt die Menschen ihr wahres Wesen, ihre wirkliche Natur beherrschen und verbergen. So ist es eine völlig unbeantwortbare Frage, wie viel Mordtaten durch die Furcht vor Strafe ungeschehen bleiben, jedenfalls unbeantwortbarer wie die andre, ob die Todesstrafe nicht doch gewaltig abschreckend und dadurch erziehend auf ein Volk einwirkt. Wer es erlebt hat, welch furchtbaren Eindruck die Vollstreckung der Todesstrafe auf die übrigen Insassen eines Gefängnisses macht, wer die feige Todesfurcht der gewerbsmäßigen Verbrecher kennt, und überhaupt die Furcht für einen der größten Machtfaktoren in der Erziehung des Menschengeschlechts hält, der wird die Frage, ob die Todesstrafe abschreckend wirkt, nicht so ohne weiteres verneinen, sondern wird diese abschreckende Wirkung um so höher einschätzen, je mehr er in die wirklichen Abgründe menschlicher Roheit und der untermenschlichen Bestialität geschaut hat, die durch Trunksucht, Unzucht, Mord und Laster nicht erst erweckt, sondern zur äußeren Erscheinung an das Licht des Tages befördert werden.

Wir kennen heute die Todesstrafe in vier Fällen. Nach § 211 des R.-St.-G. wird, wer vorsätzlich einen Menschen tötet, wegen Mordes mit dem Tode bestraft, wenn er die Tötung mit Ueberlegung ausgeführt. Soll auf Grund dieser gesetzlichen Bestimmung auf Tod erkannt werden, so muß der Mord vollendet sein. Eine Erweiterung erfährt diese Bestimmung im § 80 des R.-St.-G. „Der Mord und der Versuch des Mordes, welcher an dem Kaiser, an dem eignen Landesherrn, oder während des Aufenthalts in einem Bundesstaate an dem Landesherrn dieses Bundesstaates verübt worden sind, werden als Hochverrat mit dem Tode bestraft.“ In diesem Falle ist, wie das Beispiel Höbels beweist, dessen Todesurteil zu bestätigen Kaiser Friedrich nach langjähriger Außerkraftsetzung der Todesstrafe sich entschloß, schon der Versuch des Mordes strafbar. Eine Erweiterung des § 211 R.-St.-G. liegt ferner vor in dem Reichsgesetz vom 9. Juni 1884 gegen den verbrecherischen und gemeingefährlichen Gebrauch von Sprengstoffen, der in § 5 Absatz 3 bestimmt: Ist durch die Handlung der Tod eines Menschen herbeigeführt worden und hat der Täter einen solchen Erfolg voraussehen können, so ist auf Todesstrafe zu erkennen. Dieses Gesetz will solche Fälle treffen, in welchen, wie in dem bekannten Falle des William King Thomas zu Bremerhafen, die Explosion früher erfolgte, als sie der Täter beabsichtigte. Dieser gegen den Willen des Thomas vereitelte Massenmord soll durch dieses Gesetz nicht nur bei dem vereitelten Versuch, sondern schon bei der Voraussetzung der Möglichkeit mit dem Tode bestraft werden, daß Jemand bei vorsätzlicher Anwendung von Sprengstoffen den Erfolg hätte voraussehen können. Einen vierten Fall von Anwendung der Todesstrafe sieht das Gesetz betreffend die Bestrafung des Sklavenraubes und des Sklavenhandels vom 20. Juli 1895 im § 3 Abs. 2 vor: Ist durch einen zum Zwecke des Sklavenraubes unternommenen Streifzug der Tod einer der Personen, gegen welche der Streifzug gerichtet war, verursacht worden, so ist gegen den Veranstalter und Anführer auf Todesstrafe, gegen die übrigen Teilnehmer auf Zuchthaus zu erkennen.

Diese Aufzählung offenbart die Tendenz der modernen Gesetzgebung, gegenüber der zunehmenden politischen Verrohung weiter Volkskreise, gegenüber den unheimlichen Fortschritten der Chemie und Technik und gegenüber dem moralischen Tiefstand gewisser kolonialer Abenteurer die Möglichkeit der Todesstrafe zu erweitern. Diese Tendenz muß doch zu denken geben, sie ist doch nicht von ungefähr irgend welcher Parteilaune oder Majoritätswillkür entsprungen, sondern hat sich aus ganz konkreten Erfahrungen heraus ergeben. Gegen die frivolen Attentate anarchistischer Mordbuben, die sehr oft vorbestrafte Rowdies waren, denen nicht nur Monarchen, sondern auch republikanische Präsidenten und harmlose, wehrlose Frauen zum Opfer fielen, gibt es keine andere Waffe als den Tod. Aber diese Aufzählung weist eine Lücke auf. Vor einigen Monaten wohnte ich einer Verhandlung gegen einen Lustmörder bei. Derselbe hatte einer ihm ganz fremden Dirne in einem gewissen Zeitpunkt mit allem Vorbedacht und planmäßiger Vorbereitung mit einem Rasiermesser den Hals zu durchschneiden versucht, das Mädchen aber hatte trotz seiner schweren Verwundung im entscheidenden Augenblick genug physische Kraft und Geistesgegenwart, mit dem Hals eine Wendung zu machen und den vertierten Menschen so von sich zu stoßen, daß es noch nach Hilfe rufen und dadurch sich retten konnte. Es war das Verdienst dieser Dirne, nicht die Absicht des Mörders, daß der Mord nicht gelang. Da hatte ich die Empfindung, daß dieser Mensch genau so des Todes schuldig war, als wenn der Mord gelungen wäre; ein sittlich stark empfindendes Gericht muß hier die höchste Strafe anwenden, die zur Verfügung steht. Der Staatsanwalt beantragte 15 Jahre Zuchthaus, das Gericht erkannte auf 12 Jahre Zuchthaus. Auf Tod konnte nicht erkannt werden, weil das Reichsstrafgesetzbuch nur den vollendeten Mord mit dem Tode bestraft. Diese Lücke müßte ein zukünftiges Strafgesetzbuch ausfüllen und zu § 211 den Zusatz aufnehmen, daß auch der Mordversuch, wenn er ohne Verschulden des Mörders nicht ganz zur Ausführung gekommen ist, mit dem Tode bestraft wird. Denn die Gesinnung macht den Mörder, nicht nur die vollendete Tat. Dieser höchste, ethische Standpunkt kommt in unserem heutigen Strafgesetzbuch nicht zum Ausdruck.

4

Wenn ein Moment gegen die Todesstrafe mit wirklichem Ernst ins Feld geführt werden könnte, so ist es höchstens dies, daß unsere heutige Rechtspraxis leicht nur formalistisch auch bei der Vollstreckung der Todesstrafe urteilt. Die Mehrzahl der

Mörder steht ungefähr in dem Lebensalter zwischen 20—40 Jahren. Darüber hinaus begegnet man selten einem Mörder. Das impulsive Temperament des Menschen ist nach dem vierzigsten Lebensjahr etwas zur Ruhe gekommen. Treten einem aber doch Mörder, die über dieses jugendliche Mörderalter hinaus sind, wie z. B. der Mörder, den jüngst das Schwurgericht Stolp in Pommern wegen fünffachen Mordes, begangen an zwei Frauen und drei Kindern zu dem Zwecke, um 110 Mark zu rauben, zum Tode verurteilt hat, entgegen, so sind es sehr oft verkommene, durch Trunksucht vertierte Individuen, die als Gattenmörder einer verfehlten Existenz oder sonstigen unhaltbar gewordenen Verhältnissen ein Ziel setzen wollen. Sie sind dann reine Mörder, ohne sich um irgend eines persönlichen Vorteils willen des Diebstahls und dadurch des Raubmordes schuldig gemacht zu haben. In ihr versumpftes, geistiges Leben ist schwer Klarheit zu bringen; noch schwerer ist es, ihre geistige Beschaffenheit im Augenblick der Ausführung oder ihre Gedankenwelt vor der planmäßigen Ueberlegung des Mordes klar und fest zu bestimmen. Solchen verworfenen und verkommenen Kreaturen gegenüber kommt der Richter in ernste Gewissenskonflikte; er wird zweifelhaft: was ist da Affekt, was ist da Ueberlegung? Nach dem ehrwürdigen und ebenso alten als richtigen Grundsatz In dubio pro reo kommt der Richter dazu, statt Mord Totschlag anzunehmen, und der Staatsanwalt greift, selbst wenn wegen Mords auf Todesstrafe erkannt ist, doch lieber zu dem Ausweg, dafür zu plädieren, daß die Todesstrafe in lebenslängliches Zuchthaus umgewandelt wird. So kann es kommen, daß Raubmörder, die wegen einer einmaligen strafbaren Handlung zum Tode verurteilt werden, abgesehen von ihrer einmaligen überaus feigen Handlungsweise moralisch als viel wertvollere Persönlichkeiten erscheinen können, als zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigte, vorher im sinnlichen Sumpf und Lasterleben der Großstadt verkommene Individuen, zu deren Entschuldigung man weiter Nichts sagen kann, als: Trunksucht, Unzucht, Schande und Laster haben sie so entnervt und degeneriert, daß man von ihnen das Schlimmste erwarten konnte, und man muß nur dem Staate Vorwürfe machen, der nicht genug Rechtstitel schafft, solche entnervte, degenerierte Alkoholisten und Wüstlinge prophylaktisch unschädlich zu machen. Begnadigte Mörder sind deshalb oft gemeinere, ekelhaftere Individuen, als gerichtete Raubmörder, ebenso wie gerichtete Raubmörder moralisch noch wertvoller sein können, als verworfene Zuhälter, die nur in Massen auftretend als Messerhelden einmal der Körperverletzung sich schuldig machen, sonst aber allein zu persönlicher Gewalttat zu feig sind. Diese Fälle können eintreten, sie sind natürlich nicht die Regel. Aber eben deshalb sind sie kein ernsthafter Einwand gegen die Todesstrafe, sie sind nur ein Beweis, daß jede Strafart kein absolutes Strafmittel ist, sondern der überaus mannigfaltigen Kompliziertheit des menschlichen Geisteslebens gegenüber uns an das Unzulängliche alles Menschenwerkes erinnert. Man darf eben, wozu der Mensch so gern neigt, nicht generalisieren, sondern muß in jedem einzelnen Falle die Umstände erwägen, welche eine Straftat als besonders erschwerend oder als besonders begreiflich erscheinen lassen.

5

Wie leicht denkt man in den Verbrecherkreisen über das Leben der Mitmenschen! Wie früh schon die großstädtische Jugend von dieser Verachtung des Menschenlebens beseelt wird, davon legen Zeugnis ab solche Fälle wie die Ermordung des Justizrats Levy. Aber auch dreizehnjährige Lustmörder sind keine Seltenheit, die jüngere Knaben, Opfer ihrer tierischen Lust, wenn sie ihnen unbequem werden, zu beseitigen wissen. Diese Buben hat unser heute zu Recht bestehendes Strafgesetzbuch immun erklärt gegen die Todesstrafe, sehr im Widerspruch mit dem volkstümlichen Rechtsbewußtsein.

Die höchste Strafe, welche diese Burschen treffen kann, besteht in fünfzehn Jahren Gefängnis, die sinnloseste Art zu strafen, die man sich denken kann, denn nach fünfzehn Jahren kehren solche Menschen als defekte Existenzen in die menschliche Gesellschaft zurück. Nie haben sie die Möglichkeit erlernen können, sich selbst zu dirigieren, ihre Freiheit anzuwenden, im Wettkampf mit Andern für sich selbst verantwortlich zu sein. Das erste Wort, das ein wegen Lustmordes eingelieferter dreizehnjähriger Junge, der später wegen Mordes verurteilt wurde, zu dem ihn besuchenden Oberbeamten sprach, war: ich weiß, daß ich hingerichtet werden muß. Er hatte keine Ahnung, daß das Gesetz zu seinen Gunsten lautete, wohl aber die Empfindung, sein Leben verwirkt zu haben. Ein vernünftiger Grund, weshalb man jugendliche Mörder im Alter bis zu siebzehn Jahren gegen Todesstrafe gefeit hat, ist auch nicht abzusehen.

6

Der Ersatz für die Todesstrafe ist die Begnadigung zu lebenslänglichem Zuchthaus. Dieser Ersatz ist eine viel grausamere Strafe, als die Todesstrafe, obwohl sie nicht vom Volksbewußtsein, aber von Delinquenten als eine Gnade aufgefaßt wird. Die Lebenslänglichen sind eine Qual für die Beamten. Ihr geistiges Leben stumpft mit der Länge ihrer Strafe ab. Je älter sie werden, um so unbrauchbarer werden sie für ein eventuelles Wiedereintreten in die menschliche Gesellschaft. Und doch ist dies der einzige Hoffnungsstern in der dunklen Nacht ihrer Hoffnungslosigkeit. Einige Wenige, wenn sie fühlen, daß sie ganz abstumpfen, erhängen sich an irgend einem Jahrestag ihrer Verurteilung. Gräßlich ist es, einen lebenslänglich eingesperrten Anarchisten zynisch sterben zu sehen, der Zynismus war das Einzige, was ihn geistig frisch erhielt. Der Inhalt dieses Zynismus war unsägliche Menschenverachtung, weil die Menschen als Masse so unsagbar feig wären, und die Dummen, welche ihre Haut für die Menschen zu Markte tragen, verderben und sterben ließen. Die Mehrzahl der Lebenslänglichen versumpft geistig und physisch. Trotzdem lebenslängliche Zuchthausstrafe, objektiv betrachtet, die grausamste aller erdenkbaren Strafen ist, fiele, wenn sie als gesetzlicher Ersatz an die Stelle der Todesstrafe treten würde, eins der sittlich ernstesten Zuchtmittel des Staates fort. Blut ist nun einmal, um dieses in unserer Zeit so viel zitierte Wort zu gebrauchen, für unserem Volksempfinden ein ganz besonderer Saft. Gewisse Arten von Körperverletzung beurteile ich sehr milde, möchte sie eigentlich im Volksleben gar nicht vermissen. Ich lebe z. B. der Anschauung, und habe dafür mannigfache Beweise, daß die Blutrache in unserem Volke noch nicht erstorben ist; ich billige sie nicht, aber, wer das Volksleben kennt, wird sie manchmal begreifen. Bei aller Derbheit und Sinnlichkeit, mit der heute Mode geworden ist, die ländliche Erotik zu schildern, es gibt doch auf dem Lande so reine, platonische Liebe, die, wenn sie zur Eifersucht gestachelt wird, aufhört, poetisch zu sein, weil der Schritt von Poesie zum Zuchthaus in einem Augenblick geschehen ist. Aber das Alles sind Fragen, die beweisen, daß geschriebenes, formales Recht vielfach nur die unsittliche Beschützerin des Unrechts werden kann, und daß gekränktes Rechtsbewußtsein sich sein Recht vom Himmel holt, um im Bewußtsein moralischen Rechtes sich formell ins Unrecht zu setzen. Das ist die Tragik alles geschriebenen Rechtes, daß es vom Leben immer überholt wird. Von Zeit zu Zeit gehen durch die Blätter Nachrichten, wie der Mörder der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich immer wieder Attentate auf seine Wärter macht. Da diese Wärter ja nur Beamte sind, so regt sich die Welt nicht weiter darüber auf, daß hier die Abschaffung der Todesstrafe einem frivolen Mordbuben einen Freibrief gibt, immer neue Menschenleben zu morden. Keine Zeit hat mit der Todesstrafe so gotteslästerlich gewirtschaftet, als das Jakobinertum der französischen Revolution. Wer bürgt uns denn dafür, daß wir nicht in Deutschland noch einmal dasselbe Schauspiel erleben, daß dieselben Kreise, welche jetzt am leidenschaftlichsten die Abschaffung der Todesstrafe verlangen, in irgend einem Zeitpunkt diese Beschränkung als lästig empfinden, außer Kurs setzen und zu der veralteten Todesstrafe zurückkehren? Eine solche Entwicklung würde ich für ganz natürlich halten. Analogien dazu haben wir in vielen Körperverletzungen, im mittelalterlichen Vehmgericht und endlich in der amerikanischen Lynchjustiz, die den sittlich berechtigten Wahrheitskern in sich bergen, daß viel gesundes Volksempfinden, wenn es sich gegen den unsittlichen,

bequemen Formalismus und Doktrinarismus des geschriebenen Rechts auflehnt, sein Recht sich selbst sucht, wenn nötig auch in dem Blut, das ihm vom Buchstaben, der geistig tötet, versagt wird. Deshalb ist es eine Phrase, wenn man sagt, die Todesstrafe entspreche nicht der geistigen Kulturhöhe eines Volkes.

Die Todesstrafe kann dann abgeschafft werden, wenn die Mörder selbst sie abschaffen, d. h. wenn die Menschen aufhören, das Leben ihres Bruders zu bedrohen. „Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll wieder vergossen werden!“ Das mag ein Standpunkt alttestamentlicher unterchristlicher Ethik sein, aber die Welt wird solange auf diesem Standpunkt verharren, als sie eine vollkommene, christliche Welt noch nicht geworden ist.

Heinrich Reuß

Verschiedenes

In Sachen des Neuen Allgemeinen Gustav Adolf-Kalenders, der uns wiederholt beschäftigt hat, erhalten wir vom Zentralvorstand des Gustav-Adolf-Vereins in Leipzig folgende Erklärung:

„Der Neue Allgemeine Gustav Adolf-Kalender, erschienen im Gustav Adolf-Verlag zu Dresden-Blasewitz, hat durch seinen Inhalt zu mancherlei Klagen Anlaß gegeben, die auch in diesem Blatte laut geworden sind. Wir sehen uns daher veranlaßt, die Erklärung zu wiederholen, die wir auf der Hauptversammlung des Gesamtvereins in Köln 1901 bereits in voller Oeffentlichkeit abgegeben haben: »Der Zentralvorstand steht in keiner Beziehung zu diesem Kalender, dessen Inhalt seinem Titel nicht entspricht und lehnt daher jede Verantwortung für diese Publikation ab« (vgl. Bericht des Z. V. 1901 S. 160). Der Zentralvorstand des Evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung.“

Ja läßt sich denn dem Verlag und dem Herausgeber nicht irgendwie das Handwerk legen? D H

Kleine Mitteilungen. Das billigste Buch auf dem deutschen Büchermarkt, billiger noch als Haeckels Welträtsel, ist jetzt die treffliche Uebersetzung des Alten und Neuen Testaments von Kautzsch und Weizsäcker, wie sie unter dem Titel Textbibel des Alten und Neuen Testaments der J. C. B. Mohr'sche Verlag in Tübingen neuerdings herausgibt. Der Band umfaßt 1435 Seiten Großoktav und kostet ungebunden nur 5, gebunden nur 6 Mark. Weizsäckers Neues Testament kostete früher allein in seiner ersten Ausgabe 6 Mark. Die Leistung dieser Bibelübersetzung als Ganzes zu würdigen liegt uns schon lange am Herzen es soll demnächst geschehn.

Zuweilen werden wir von aufmerksamen Lesern unsrer Beilagen zur Rede gestellt wegen irgend eines Anstoßes, den sie an irgend welchem Inhalt derselben genommen haben. Oder auch dem Anzeigenteil unsers Blattes widerfährt ein Gleiches. Das Ende der redaktionellen Verantwortung zeigt bekanntlich der sogenannte Redaktionsstrich an. Was unter dem Strich steht, geben wir dem Urteil der Leser völlig frei; es liegt unserem Publikum gegenüber kein Grund vor, da besondre Vormundschaft zu üben. Eine gewisse Vorsicht und Auswahl üben wir ja, aber die richtet sich nach ganz anderen Grundsätzen.

Quittung folgt in nächster Nummer. Für die Not im Streikgebiet gingen uns bis heut (6. Februar) 286 Mark zu. Es haben sich ja viele Sammelstellen aufgetan, auch für unsre Leser und Freunde, aber man hat zuweilen das Gefühl: es ist Alles wie ein Tropfen auf den heißen Stein. — Zur Sache Dreierlei. Man macht der Siebenerkommission einen Vorwurf daraus, daß sie nicht auf die Nachricht von der beabsichtigten preußischen Berggesetznovelle das Ende des Streiks proklamiert hat. Vielleicht wäre es klug gewesen. Aber kann man den streikenden Arbeitern ihr Mißtrauen gegen den preußischen Landtag verdenken, in dem sie so gut wie nicht vertreten sind, nach den Enttäuschungen, die der Zusage von 1889 und 1892 folgten? Tatsächlich scheinen die Arbeiter zum Entgegenkommen bereit zu sein, sobald ihnen irgendwelche Sicherheit über die Aussichten der gesetzgeberischen Aktion und über den Verzicht auf Maßregelungen in den Werken gegeben wird. — Das Wort des Grafen Posadowsky über die ruhige Haltung der Streikenden ist und bleibt wahr. Es stehen 50000 Arbeitswillige in der Arbeit; dem gegenüber ist, was von seiten der 200000 Streikenden in vier oder fünf Fällen gefehlt worden ist (so viel Urteile sind bei strenger Verfolgung bisher ergangen), überaus menschlich und verzeihlich. Unverzeihlich scheint uns dagegen der Ruf nach Militär, der immer wieder in der Scharfmacherpresse ertönt; angesichts der faktischen Lage läßt er kaum eine andere Deutung zu, als daß die dahinter Stehenden am liebsten Revolten herbeiführen möchten. Da kann man denn für die ruhige und unparteiische Haltung der Regierung nicht dankbar genug sein. Der Wille zum Frieden muß auf beiden Seiten siegen. Schon beläuft sich der Schade nach zuverlässiger Schätzung auf mehr als 150 Millionen. — Wie im Bezirk Dortmund, so hat auch in Bochum und Essen die evangelische Pfarrerschaft in erfreulicher Weise nicht nur im Sinne der Barmherzigkeit, sondern auch der sozialen Gerechtigkeit ernste öffentliche Erklärungen abgegeben.

Die gleichzeitige „Chronik der Christlichen Welt“ bringt, wie wir hören, eingehende aktenmäßige Mitteilungen zum Fall Heyn. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Freitag 10. Februar in Stadt Gotha: Glaube und Mission, zweiter Teil. (Rechtsanwalt Dr. Limmer)

Halle a. S. Theologisch-kirchliche Zusammenkunft Montag 13. Februar 3 Uhr im Vereinshaus (Kronprinz): Charfreitagspredigt. (Jordan, Eisleben)

Hannover. Mittwoch 15. Februar 5 Uhr Grand Hotel, Luisenstraße 5 (Nähe des Bahnhofs): Zusammenkunft der Freunde der Christlichen Welt und der Kirchlichen Gegenwart in der Provinz Hannover. Beratung über engeren Zusammenschluß.

Leipzig. Donnerstag 16. Februar 8 Uhr bei Kitzing und Helbig (Passagensaal): Naturwissenschaftliches Denken und christliche Gotteserfahrung. (Gertrud Prellwitz)

Marburg. Dienstag 14. Februar ½9 im Hause der Christlichen Welt Roter Graben 8¾: Konfirmation.

Neumünster. Montag 13. März 3 Uhr Bahnhofshotel: Christliche Welt und Protestantenverein.

Chronik der Christlichen Welt

13. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk. Postnummer 1541
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Nr. 5. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Vom Bergarbeiterstreik; Zur Geschichte des Falles Fischer (1. Der Vortrag. 2. Die vorbereitende Agitation unter den Laien. 3. Die Laien von St. Markus. 4. Volksversammlung und Konsistorium. 5. Verantwortung und Bescheid) — Verschiedenes: Umgangssprache und Religionsbekenntnis der Bevölkerung Oesterreichs; Römische Kirche in der Schweiz; Die katholische Kirche in Berlin; Der Mutterschoß der Erde; Religion eine Parteisache? Der katabatische Weg; Der Ertrag der Forschung der positiven Theologie; Vermischte Nachrichten — Personalien

Für ein **Waisenkind** (Mädchen, 12 Jahre alt, wird in einer **Pfarrfamilie** auf dem Lande (Oberhessen ausgeschlossen) gute **Pension** gesucht. Liebevollster Familienanschluß sowie sorgfältigste Erziehung werden beansprucht. Offerten unter **M G** erbeten an den Verlag.

Einem **kränklichen oder erholungsbedürftigen Theologen** wird gegen leichte Tätigkeit freie Aufnahme in einer Lungenanstalt nachgewiesen durch den Verlag der Christlichen Welt.

Venedig Damenhospiz. **Campo S. Angelo.** Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Lausanne

Gute Aufnahme finden 1 oder 2 Studierende, die Französisch lernen wollen, für das Sommersemester in einer Familie, die in schönem Vorort vor Lausanne wohnt. Anfragen unter **R. B.** an die Expedition d. Bl.

Sofort cand. min. als Hilfsgeistlicher gesucht. Gehalt monatlich Mk. 150. Angebote und Anfragen erbeten an

Pfarrer **Schwemking,**
Rombach (Lothr.)

Das Suchen der Zeit: II.
2.40 Mk. Besprochen: „Chr. W.“ 1904, Nr. 51. Zur Ansicht i. d. Buchhandlungen

Herzogs Real-Encyclopädie, 15 Bände, und **Jülichers Gleichnissreden** sehr billig abzugeben. Anfragen unter L B an den Verlag.

Flügel, Pianos, Harmoniums
Nordisches Musikhaus
in **Flensburg** ist auf Anregung mehrerer Pastoren mit der Tendenz gegründet, insonderheit Geistlichen, Beamten, Lehrern, Diakonen und christlichen Vereinen erstklassige Fabrikate zu kleinstmöglichem Preise zu verschaffen. Jeder überzeuge sich durch illustrierten Katalog (gratis).
Inhaber **H. Himonsen,**
Pastor a. D.

Ev. Fröbel-Seminar u. Erziehungsheim Cassel

Staatlich konzessioniertes **Kindergärtnerinnen-Seminar,** 1½jährige Kurse, für Töchter der gebildeten Stände. Näheres i. d. Broschüre „Die Arbeit im Fröbelseminar“.

Für das Kuratorium
D. Pfeiffer, Generalsuperintendent

Halberstadt a. H.

Zu Ostern finden noch Schüler der höheren Lehranstalten **Pension** bei strenger Beaufsichtigung der Arbeiten durch Hauslehrer, guter Beköstigung, Familienleben. **Fr. von Prittwitz**
Gröperstr. 21
Erkundigungen zu richten an Herrn **Pastor Knopf.**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Hefte zur Christlichen Welt

Herausgegeben von

D. Martin Rade, Professor in Marburg

Heft 51. Erstes Heft der Neuen Folge

Der evangelische Sinn unserer Kirchenverfassung

Von

Erich Foerster

8. 1904. M. —.25

Soeben erschien:

Heft 52. Zweites Heft der Neuen Folge

Die evangelischen Kirchen und der Staat

Leit-, Zeit- und Streitsätze

von

Schian, Foerster, Naumann, Katzer, von Soden, Baumgarten

8. 1905. M. —.50

Dieses Heft enthält einen Bericht über die Verhandlungen in der Versammlung der Freunde der Christlichen Welt am 27. und 28. September 1904 in Eisenach, erstattet von cand. rev. min. **H. Mulert.**

Die Neue Folge der Hefte zur Christlichen Welt soll in zwangloser Folge Broschüren bringen, die den kirchenpolitischen Standpunkt der Christlichen Welt und ihrer Freunde für die Fernerstehenden zum Ausdruck bringen oder für die Näherstehenden klären und vertiefen.

Früher erschien:

Die Lehrverpflichtung

in der evangelischen Kirche Deutschlands

Zusammenstellung der Bestimmungen und Formeln, die eine Verpflichtung der Geistlichen, theologischen Universitätslehrer und Religionslehrer auf bekenntnismäßige Lehre enthalten, nebst Mitteilungen über die Lehrverpflichtung in der deutschen evang. Kirche der Nachbarländer, besonders der Schweiz

herausgegeben von

Hermann Mulert

8. 1904. M. 1.60

„Eine ebenso verdienstliche als mühevolle Arbeit . . . . In sehr besonnener Weise ist die Auswahl aller wesentlichen Festsetzungen und kirchenregimentlichen Interpretationen so getroffen, daß zwar nicht die Lehrstreitigkeiten, aber die daraus erwachsenen Präzisierungen des geltenden Rechts mitgeteilt werden . . . . In diesem schwerwiegenden Sinn bietet die rein sachliche, unparteiische Zusammenstellung einen „Beitrag zur Geschichte der Autorität im Protestantismus und zur Geschichte des Gewissens“.“ Monatsschrift für die kirchliche Praxis. 1904. Heft 6.

„. . . Eine sehr dankenswerte Zusammenstellung . . . . In ihrer objektiven, den Stoff mit möglichster Vollständigkeit zusammentragenden Haltung wird sie zu einem zuverlässigen Nachschlagewerke, das nur selten versagt.“ Der alte Glaube. 1904. Nr. 11.

„Wie rückständig und veraltet viele Bestimmungen in den deutsch-evangelischen Kirchen noch sind, wird aus diesem Buche so recht deutlich . . .“ Evangelisch-protestantischer Kirchenbote für Elsaß-Lothringen. 1904. Nr. 51.

„Hilf Himmel, wie viel Fesseln für Verstand und Gewissen, Fußangeln für Disziplinarprozesse, Form statt Geist! Aber welches ist die einzig rechte? Welche übrigen sind allesamt unrichtig? Es gibt doch nur eine Wahrheit. Difficile satyram non scribere!“ Schweizerische Theologische Zeitschrift. 1904.

„. . . . Ein Buch, welches nicht viel Worte macht und doch in Sachen der inneren Angelegenheiten der evangelischen Kirche eines der beredtesten aus der neueren Zeit ist . . .“ Straßburger Post. 1904. Nr. 576.

„. . . Wer in Zukunft in dieser Sache mitsprechen will, wird für Mulerts mühsame Arbeit, die nur durch viel Nachfragen und Korrespondenz bewältigt werden konnte, sehr dankbar sein.“ Kirchlicher Anzeiger f. Württemberg. 1904. Nr. 7.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9.

Soeben wurde ausgegeben:

Monatschrift für Pastoraltheologie

zur Vertiefung des gesamten pfarramtlichen Wirkens

unter Mitwirkung von namhaften Männern der Wissenschaft u. d. Praxis herausg.

von **D. Heinrich Ad. Köstlin** und **Dr. Paul Wurster**

ord. Prof. der Theologie a. D., Geh. Kirchenrat (Cannstatt-Stuttgart) — ord. Prof. der Theologie und Direktor am Prediger-Seminar in Friedberg

(Neue Folge der Zeitschrift „Halte, was du hast“) I. Jahrgang. Heft 5:

Inhalt: Wer mir dienen will, der folge mir nach 2c. (Joh. 12, 26.) Von D. H. A. Köstlin. — Spener und die Kirche von heute. Von Dr. P. Wurster. — Studentenseelsorge. Von Dekan G. Groß. — Zur Abendmahlsreform. Von Dekan Lic. R. Günther. — Religion und Bildung. Von D. H. A. Köstlin. — Wie lange!? Ansprache in einem Siechenhaus. Von Pfarrer Dr. P. Kirchner. — Jahresübersicht über die Wirksamkeit des Gustav-Adolf-Vereins im Jahre 1904. Von D. J. Guyot. — Wirksamkeit der Predigt. Von D. H. A. Köstlin. — Aus Büchern und Zeitschriften.

Jährl. 12 Hefte. Abonnementspreis M. 6.—. Zeitungsliste 113. Nachtrag.

Vier Vorträge von Gertrud Prellwitz

Das Problem von Liebe und Ehe im Zusammenhang mit der sozialen Frage

Berlin, Wilhelmstrasse 92/93, Architektenhaus, Abends 8 Uhr

Donnerstag, den 9. Februar: Das Problem von Liebe und Familie im Leben der modernen Frau, des modernen Mannes.

Dienstag, den 21. Februar: Von der Seelennot der Zeit und ihren Ursachen.

Montag, den 27. Februar: Das Problem von Liebe und Ehe im Zusammenhang mit der sozialen Frage.

Donnerstag, den 9. März: Erziehung zu sittlicher Reinheit und Reife.

Eintrittskarten für den Einzelvortrag I. Platz 1,50, II. Platz 1 M., für den ganzen Cyklus I. Platz 5 M., II. Platz 3 M., sind in der Buchhandlung von Franz Grunert, Kurfürstenstr 75 und Markgrafenstr. 59, in der Nicolaischen Buchhandlung, Schöneberger Ufer 25, und an der Abendkasse zu haben.

„von rosen ein krentzelein“

Man lasse sich diese neue Sammlung alter deutscher Volkslieder (1.80 M.) vom Buchhändler zur Ansicht vorlegen. Einige werden eine tiefe Freude an ihr haben. Urteile der „Chr. W.“: Bonus in Nr. 50 und Schian in Nr. 49 d. vorig. Jahrg. Verlag Langewiesche, Düsseldorf.

Institut Scheu-Hörttrich,

Bensheim (Bergstr.)

Zu Ostern finden noch einige junge Mädchen freundliche Aufnahme zur gründlichen Erlernung von Küche, Haushalt und Handarbeiten. Auf Wunsch Wissenschaften, fremde Sprachen, Musik. Eigenes Haus mit großen Räumen, Veranda und Garten am Hause. Näheres Prospekt durch die Vorsteherin.

Tambach i. Th.

Evangelisches Landtöchter-Pensionat Sonnenblick

in herrlicher Gebirgslage für Töchter gebildeter Stände. **Gründliche** Ausbildung in der Hauswirtschaft, Handarbeit und Gartenbau. Weiterführung in Wissenschaften, Anleitung in christliche Wohlfahrtspflege, Aneignung feiner Formen, **sorgfältige** Körperpflege (Sportplatz, Bäder). **Individuelle christliche** Charakterbildung. Pfarrtöchtern **Ermäßigung.** Empfehlungen: **Frau Professor Kuhlenkampff, Excellenz v. Strubberg,** Berlin. **Frau Oberin Wolff,** Tambach. Prospekte sendet die **Vorsteherin Helene v. Guretzky-Cornitz.**

Töchter-Pensionat

für In- und Ausländerinnen. Gediegene Ausbildung in Wissenschaften und Fremdsprachen, Vorträge von Professoren der Hochschule über Literatur, Kunstgeschichte und Naturkunde. Ernste Musikpflege. Besuche guter Konzerte, Theater und Kunstsammlungen. Malen, feine Handarbeiten, Tanzen und Tennis. Auf Wunsch gründliche Ausbildung im Haushalt. Geprüfte deutsche, französische und englische Lehrerin im Hause. Angenehmes Familienleben. Beste Referenzen. Prospekte durch die Vorsteherin.

Frau Dr. W. Nagel
Darmstadt, Victoriaplatz 9

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 7 Marburg i. H., den 16. Februar **1905**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Schillers Räuber. Predigt — Die Entstehung der subjektiven öffentlichen Rechte des Individuums (Jellinek) — Die Bibel und Babel-Litteratur. 13. Friedrich Delitzschs Schlußvortrag — Gespräch des Sokrates mit Aristodemos. Zur Wunderfrage — Das katholische Staatslexikon und die Syllabus-Kontroverse. I — Zum Streit der Richtungen — Verschiedenes: Schillerpredigten; Ueber konfessionelle Verbindungen und akademische Freiheit; Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Schillers Räuber

Predigt gehalten am dritten Sonntag nach Epiphanias in der St. Ansgariikirche zu Bremen

Joel 3, 1: — und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen.
2. Kor. 3, 6: Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig.

Der Herr, in dessen Namen wir hier versammelt sind, der heilige Christusgeist voll Licht und Kraft und Frieden weihe uns diese Stunde der Andacht.

Liebe Gemeinde! Schillers Räuberdichtung auf der Kanzel? — so mag heute vielleicht Mancher fragen, der neulich für das Gotteswort in seinem Gedicht „Die Künstler" wohl ein Ohr gehabt hat. Dieses aus leidenschaftlich erregter Jünglingsseele unter Donnern und Wettern hervorgebrochene Erstlingsdrama mit all dem Ungeklärten, was die schäumenden Fluten an Derbheiten aus dem Brausesinn und der Kraftsprache der Karlsschüler und aus dem ans Cynische grenzenden Gedankenaustausche der jungen Mediziner mit sich führen, der Inhalt einer Predigt? Es ist diese Jugendpoesie ja gewiß eine Großtat des Genius gewesen und bei Allem, was man im Einzelnen dagegen einwenden mag, ist und bleibt sie eine Offenbarung gewaltiglicher Schönheit. Aber ist sie damit schon ein Wort Christi an das deutsche Volk? Ein Ausdruck heiliger Glaubenswahrheit für Herz und Leben seiner Gemeinde? Ist denn dieser Karl Moor in seinem Tun und Lassen irgendwie ein das sittliche Streben ansprechendes Vorbild für unsere Jugend?

In seinem Tun und Lassen sicherlich nicht. Gott behüte unsere junge Männerwelt vor dieser Nachfolge! Eine mit übermütigen Jugendstreichen, zwar in Harmlosigkeit, aber auch in Zwecklosigkeit vergeudete Studienzeit. Ein leichtsinniges Dahinleben in völligem Vergessen der Seinen und in tollem Schuldenmachen. Auf der Flucht vor seinen Bedrängern dann in phantastischen Plänen ein abenteuerndes Herumtreiben, berauscht von großen Gefühlen und schönen Freiheitsworten ohne Vernunft des Handelns, ohne ernstes Streben. Aus diesem höheren Vagabundentum in den böhmischen Wäldern, das Einige seines Gleichen mit ihm teilen, wird nun im Handumdrehen durch den Einfluß eines bösen Elements unter ihnen Gewalttat, Raub und Mord. Bei Karl Moor allerdings nicht aus gemein verbrecherischen Motiven, sondern aus Erbitterung gegen das Unrecht der Menschen, besonders gegen den Vater, der — nach dem Lügenbrief des Bruders — den flehentlich Abbittenden grausam verstoßen hat. Er redet sich hinein in die Rolle eines göttlichen Werkzeugs, berufen, den Frevel einer faul gewordenen Gesellschaft zu rächen. Die Vorsehung habe den verwickelten Knäuel ihres Geschickes zu großen Zwecken aufgerollt, ihr Räuberhandwerk geadelt und sie zu den „schrecklichen Engeln seines finstern Gerichtes" erkoren. Von solchen Wahngefühlen getragen, paart er Wohltaten edler Gesinnung mit Vernichtungstaten blutigen Zornes. Auf der abschüssigen Bahn kommen ihm da wohl Augenblicke der Ernüchterung, wo er in die Untiefen der nicht gewollten Folgen seines Unterfangens blickt, und seine Seele leidet oft unter diesem Treiben. Aber das erhitzt ihn nur noch mehr. Unter dem unentrinnbaren Zwang der Verhältnisse verrennt er sich immer weiter, bis er endlich vor dem Sonnenblick des höchsten Glückes zum klaren Bewußtsein über sich selbst erwacht. Seine Taten stehen fluchend wider ihn auf: er wollte „die Welt durch Greuel verschönern und die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht halten", er ist zerfallen mit der sittlichen Weltordnung — ein verfehltes Leben, ein heillos verwüstetes Dasein!

Und trotz dieser traurigen Verirrung, die ja Jeder verurteilen muß, blickt, so oft das Drama über die Bühne geht, unsere deutsche Jugend — gerade der beste Teil derselben — zu dem Räuber auf in unverkennbarer innerer Zustimmung. Es ist doch Etwas an ihm, was ihr Empfinden magnetisch zu ihm hinzieht. Was sie bewundert, was sie an ihm liebt und verehrt. Ein verwandter Zug, ein naturbedingtes Großes und Herrliches, wie ein göttlich Gewolltes sie anmutend. Hier trifft das Pauluswort zu, auf das im voraus hingewiesen wurde: Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig.

Ja, was in der Dichtung unmittelbar vor uns steht, die Handlungsweise des Jünglings und die ihr zu Grunde liegende Welt der Gedanken und Stimmungen so, wie sie eben in ihm sich verkörpert, führt zum Untergang. Dieser überspannte Freiheitsbegriff, solche verwegene Selbsthilfe, seine zuchtlose, zornige Leidenschaft, seine ungerecht harte und dabei nur das eigene jugendliche Ich zum Maßstabe nehmende Auffassung der Menschen und Dinge, dies Alles so genommen, wie es da steht, wäre eine gefährliche Irreleitung. Wollte sich Einer davon bestimmen lassen und so oder so Karl Moors Wegen folgen, der verfiele dem Elend und dem Verderben. Der Buchstabe tötet. Aber ist denn dieser Buchstabe schon die Gestalt? In selbiger Nichts sehen als den Räuber mit seinen Verfehlungen und Verkehrtheiten, als wäre das der ganze Inhalt dieser dichterischen Schöpfung, ist Kleingeisterei, seelische Kurzsichtigkeit. Man muß imstande sein, durch alle diese Verzerrungen hindurchzusehen auf das innerste Wesen des jungen Grafen, ja mehr noch, hindurch durch das innerste Wesen des Helden mit all seiner Unfertigkeit, Uebereilung und Selbsttäuschung, überhaupt durch alles Anstößige und jugendlich Unbändige dieser Räuberdichtung hindurch, auf das, was hinter dem Allen steht als der Geist der Dichtung, auf den Alles durchatmenden Sinn und Geist der jungen Dichterseele, — dann gewahrt man in der Tragödie der Selbst-

zerstörung ein lebensgewaltig Triumphierendes: ein großes Gesicht, das dem jungen Schiller aufgegangen ist, als er, der noch Weltferne, doch schon mit dem Tiefblick des Propheten hineinschaute in das Leben und Weben der deutschen Volksseele.

Meine Freunde! Der Römer Tacitus hat einst vor 1800 Jahren in seiner „Germania" dem in ausschweifender Weltseligkeit abgelebten Wesen seines Volkes das seelisch noch so frische Wesen unserer Vorfahren gegenübergestellt. In der Furcht und in der Bewunderung des Feindes hat er darin verschiedentlich auch das Aussehen der jungen Germanen geschildert. Und da ist es gezeichnet, als ob er unsern Schiller vor sich gehabt hätte: der mächtige Wuchs, die ragende Gestalt, der lange Hals mit dem stolz erhobenen Herrscherhaupte, das rötlich blonde Haar, die blauen Augen und, was dem Römer am meisten auffiel: die oculi truces. Wir schlagen das lateinische Wörterbuch nach, da lesen wir: der trotzige Blick der Augen. Ja, aber Trotz ist doch nicht der vollgenügende Ausdruck für das, was der Römer dunkel fühlte, als er von den oculi truces seiner Feinde sprach. Und dunkel konnte er es auch erst fühlen. Denn um was es sich hier handelt, das führte damals noch ein gebundenes Dämmerleben in der deutschen Brust. Es ist erst recht lebendig geworden, hat Kraft und Inhalt gewonnen, hat reich und schön sich entfaltet, seitdem der Heiland der Welt seine Verbindung eingegangen ist mit germanischem Wesen. So nun hat es dann unser Schiller geschaut, er, dessen Sinn und Herz, von dem christlich frommen Lebensgeiste seines Hauses geweckt, sich lange an dem Urmächtigen, Siegstarken, Welttrotzenden des Klopstockschen Messiasbildes genährt hatte. So hat er es in sich erschaut, sein eigenes Wesen, das Geist vom Geiste dieses deutschen Christus war, und hat es in seine Jugenddichtung, in seinen Karl Moor hineingeliebt — die oculi truces — die heiligen Zornaugen des deutschen Jugendidealismus.

Das ist nach dem Dichter ein Dreifaches:

Zunächst der hochgemute Seelensinn, der, ob er auch in schäumender Jugendlust eine Zeit lang durch die Nichtigkeiten des Lebens dahinschwärmt, als fände er daran sein Genüge, sich doch nicht zufrieden gibt mit der materiellen Welt, ihren Gütern und Genüssen, daß dieses leere Treiben wirklich sein Höchstes, sein Alles werden könnte. Der sich auch nicht gefangen gibt dem brutalen Machtgebot der Konvention, die unbedingte Unterwerfung fordert unter das, was nun einmal Sitte und Brauch der Gesellschaft geworden ist, daß er etwa willenlos Alles mitmachen, feige Alles gut heißen sollte, was in diesen Lebenseinrichtungen roh, hart und ungerecht ist. Der Sinn, der sich nicht täuschen läßt vom blendenden Schein, hier von feiner Bildung und vornehmem Wesen, dort von Tugendgeschwätz und heuchelndem Frommtun, und der die Fäulnis fühlt, die darunter liegt und auch ihn hineinziehen will in ihre Sumpftiefen. Der aber eben so wenig sich beirren läßt von dem Schlechten im eigenen Kreise, und brächte es ihm auch noch so viele Vorteile. Er weiß, daß aller Erdgewinn kein Ersatz ist für den Schaden an der Seele. Und meine Seele will und muß ich mir behaupten! Die soll die Welt nicht unterkriegen. Die sollen die Menschen nicht hineinzerren in ihre Erbärmlichkeiten! Es soll ihnen nicht gelingen, mich zu einem der blutlosen Schatten, diesen lebendig Toten zu machen, den armseligen Massenexistenzen ohne Persönlichkeitswert und Selbstgehalt! Und versucht man es, dann leuchten der Seele Augen dagegen auf, und mit diesen oculi truces der inneren Empörung stößt der bessere Sinn das Weltgewirr, das glänzende, lockende, der Jugend Torheit, des Lebens Versuchung von sich und stemmt sich gegen sich selbst und seine Umgebung an und schnellt sich mächtig empor, daß er siegreich darüber zu stehen komme.

Seht, das ist Karl Moor, nicht sein äußeres Sichgeben, aber ein Bild seines inneren Wollens, Sehnens und Ringens, — das ist die Stoß- und Schnellkraft der Seele, die der Eleve der Karlsschule im Dichten dieser Gestalt gewonnen hat, — ein Glaubensbekenntnis, aus Jesu tiefster Tiefe stammend, ein Lebendigwerden seines Glaubens. Was liegt daran, daß in

diesen Tagen so mancher dogmatische Glaubenslehrsatz ihm hinfällt? Sein Glaubenssinn richtet sich kräftig auf. Und in dieser Stellung hoch über Versumpftheit, Oberflächlichkeit und Unwahrheit, die den ins Leben Hinaustretenden dann umgeben sollte, stand er da so arm wie seine Studenten in den böhmischen Wäldern, bald ein Flüchtling, der Alles verloren hat, gehetzt und umhergetrieben wie seine Räuberschar, und doch so reich in dem, was seine Brust erfüllt. Verstoßen und verachtet, gering und niedrig, Nichts bedeutend, würde er es bei seinen Geistesgaben mit Leichtigkeit in der Hand haben, bald Viel zu bedeuten, wenn er nur lassen wollte diesen Protest gegen die unideal[illegible] Welt. Doch der ist ja gerade sein Seelenadel! Nein, nimmermehr! — das sagen diese Trotzaugen des deutschen Jugendidealismus.

Es sind das wohl Träumeraugen. In Welterhabenheit die Augen des Adlers, der in die Sonne schaut. Da zieht unten das Leben hin, Manches wird nicht ausgenutzt, manches Notwendige versäumt, Pflichten der Liebe bleiben unerfüllt, Karl Moor in Leipzig. Aber weltverloren sind diese Augen nicht, sie spinnen sich nicht in sich selber ein. Wenn der Adler sich satt getrunken hat an dem Licht des Himmels, regt er seine Schwingen der Erde zu: der hohe Seelensinn wird zum großen Tatensinn. Es ist zu viel Kraft in ihm, als daß er sich entschließen könnte, Welt und Leben sich selbst zu überlassen. Zu viel frische Regsamkeit, um es zu dulden, daß nach dem Wunsche der Lässigen, die sich nicht anstrengen möchten, und nach dem Willen der Berechnenden, die dabei gut fahren, Alles beim Alten bleiben sollte. Zu viel auch von dem heiligen Ernst, der sich nicht zu beruhigen vermag mit den schönen und dabei so unfruchtbaren Redensarten eines schreibseligen Zeitalters. Dieser Tatensinn ist ein Feind derer, die, Reformatoren mit dem Worte, ein Besserwerdenmüssen immer im Munde führen, aber zu kräftigem Eingreifen sich nie aufraffen. Zuwider sind ihm die Menschen mit dem Vergangenheitsblick für gewesene Größe, aber ohne Geist und Mark zu neuer Wertbildung. Er haßt die Kampfscheuen, die Blut und Wunden nicht mit ansehen, aber am Unglück ihres Nächsten sich weiden können. Zornmütig blickt Schiller im Karl Moor auf alles träge, energielose Wesen, auf ein unmännliches, zum Schaffen unfähiges Geschlecht, wo die Seelenkraft erlahmt ist im Staubgewühl nach Kleinigkeiten. Mit dem Zorn des Schöpferwillens blickt er auf seine Gegenwart hin, mit dem Schöpfergrimm, der das Starre, Tote nicht ertragen kann, der es schütteln und aufrütteln möchte wie Lenzessturm und es beleben möchte mit dem Odem seiner ungeheuren Kraft, mit dem, was sprühend im eigenen Innern arbeitet. Ja, das tobt, das gährt in ihm, ein ungestümes Leben, manch Ungereiftes, Unfertiges, ein ungeduldiges Wollen ohne Maß und Einschränkung, ohne den Glauben, der sein Werk bei allem Dransetzen seines besten Vermögens doch in stiller Gelassenheit dem Walten der Vorsehung anheimstellt. Und dennoch ein Glaube, ein gewaltiger, herrlicher Glaube! Ein vertrauensfroher Glaube an das Große, daß es werden und gelingen muß! Ein selbstgewisser Glaube an den Gott in der Brust, an die eigene Größe und Schöpferkraft, daß ihr die Zukunft übergeben ist, daß sie bestimmt ist, das Werdende aus dem Chaos zu rufen, — das ist es, was da jauchzend aufleuchtet aus den oculi truces des deutschen Jugendidealismus!

Freilich ein sehr gefährliches Gut dieses starke Selbstgefühl, dieses nach Taten drängende Berufungsbewußtsein. Wehe, wenn es sich nicht mit Demut paart! Und hier scheiden sich nun die Wege Schillers und Karl Moors vollständig! Ein Anderer der, der da dichtete, ein Anderer der, den er gedichtet hat. Mit Ehrfurcht erfüllt uns der Anblick seines Arbeitens an diesem Drama, eine wahre Demutstat. Das war kein leichtes, schnelles Hinwerfen, wozu der reichbegabte jugendliche Geist wohl hätte versucht sein können. Vielmehr durch das ganze letzte Jahr hin unter den so viel Zeit und Kraft fordernden Aufgaben seines Studienabschlusses, neben und unter all diesen Pflichten, bei Tag und Nacht, wo er ging und stand, ein Bohren und Heben, ein Graben und Umwälzen in heißester Seelenmühe. Getragen von der Verantwortlichkeit seiner Dich-

tung, beseelt von dem Meisterdrang des Vollkommenheitsstrebens sein ganzes Innenleben in Spannung, in tiefster Erregung — erregt durch das unabläßige sittliche Ringen mit sich selbst und durch das Hineinbilden der immer mehr sich aufklärenden Persönlichkeit in sein Werk — so hat er in edler Hingabe, fortwährend dem heiligen Werdewillen des Genius lauschend, nur darauf bedacht, der hohen Stimme zu gehorchen, und deshalb alles Widersprechende und Widerstrebende seines Wesens zum Opfer bringend, sich den schöpferischen Gottesgewalten eingeordnet. Solch ein Schaffen des Künstlers ist wahrlich eine Tat frommer Gottesunterwerfung!

Von dieser Demut weiß Karl Moor Nichts. Da ist kein Streben, sich dem großen Auftrag, den er in sich zu finden glaubt, in ernsten Charaktertaten sittlicher Selbstzucht entgegenzuläutern. Kein Achten auf höheren Willen, daß er erst fragen sollte, was denn die schöpferischen zeitgestaltenden Mächte vorhaben und vorschreiben und wie sie in den ewigen Gottesordnungen aus dem Alten das Neue herauszubilden lehren, — daß er es sich nun angelegen sein ließe, mit diesen Weisungen der leitenden Vorsehungsgedanken in enger Fühlung zu bleiben und ihnen sein Tun und Lassen unterzuordnen. Ohne jegliche Berechtigung eigenen inneren Vollbringens macht er sich zum Gebieter über das Leben, will richten, strafen, lenken und gestalten, will stürzen und erneuern, wo er noch Nichts ist, Nichts an sich selbst geleistet hat. Und was noch schlimmer ist, ohne irgend welche Geneigtheit, sich dem Walten des schöpferischen Geistes als gefügiges Organ einzugliedern, rollt er vielmehr alles und jedes Gesetz unter seine Füße. In solcher frevelhaften Ueberhebung verfinstert sich seine Seele. Infolgedessen brechen die bösen Geister der Zerstörung ein. Verbitterung, blinder Haß und wilde Leidenschaft gewinnen immer mehr die Oberhand, reißen ihn im Taumel fort zu Taten, die seiner nicht würdig sind, und nun, in des Räubers Angesicht, beginnen die oculi truces zu erlöschen. Wohl steht er auch jetzt noch da mit trotzigen Augen, aber das ist nicht mehr der Trotz des heiligen idealen Sinnes.

Doch ob diese Augen der Seele auch erloschen zu sein scheinen, erstorben sind sie nicht. Sie haben ihren Sehnerv tief drinnen im Gemüt. Dieses Gemüt kann zwar wie in Todesschlaf versinken, aber ehe man sichs versieht, wacht es wieder auf. Denk an die herrliche Szene an der Donau! Das Bild der lieblichen Natur, der Friede der Wälder, die reichen Kornfelder, die untergehende Sonne, — das faßt den Räuber an, und seine Brust zerfließt in Wehmut. Es zieht ihn unwiderstehlich hin ins Elternhaus. Tritt aber der Deutsche wieder in sein Vaterhaus, tauchen die Erinnerungen der Jugend in ihm auf, werden die Gestalten seiner Lieben ihm wieder lebendig, dann ist es bei ihm geschehen um die Ruhe und Sicherheit des verhärteten Sinnes, dann hat der Böse in ihm die Schlacht verloren. Wildheit, Trotz, Groll und Auflehnung, die uneinnehmbaren Schanzen, brechen vor diesen Mächten aus der Tiefe in sich zusammen wie ein Kartenhaus. Aus seinem Gemüt heraus ist der Räuber überwältigt! Und aus seinem Gemüt heraus leuchten nun die verdunkelten Augen wieder auf, aber nun nicht mehr wie früher hinein in die unidealische Welt, nun brennen sie zornfunkelnd hinein in die eigene Welt: der Idealismus wird zum ernsten Richtersinn! In diesem Feuer der Gewissensprüfung erglüht des Lebens ganzer, weiter Umkreis, und Nichts bleibt im Schatten verborgen, Alles wird licht; Nichts bleibt in der Vergessenheit vergangener Tage zurück, Alles wird lebendig, unmittelbare, über ihn herfallende Gegenwart. Alle Unterlassungen und Vergehungen drängen hervor und werfen den Schleier schöner Verhüllung, freundlicher Entschuldigung, täuschender Berechtigung von sich. Nennen sich nun nicht mehr Tugend, Verdienst, erlaubtes und notwendiges Vornehmen, Ergebnis der Lage, Zwang der Verhältnisse, Ausführung dessen, was nicht anders sein konnte, erfüllte Aufgabe, kühnes Durchgreifen, Heldentat. Sie zeigen sich jetzt in ihrer wahren Gestalt, armseliges, törichtes, unlauteres Menschenwerk im unversöhnlichen Widerspruch zu dem Gottesgesetz des Innern, eine furchtbare, bis in die Lebenswurzeln reichende Verletzung dieses Innern. „Da stehe ich am Rande eines

entsetzlichen Lebens!“ Das die Summe von Karl Moors Dasein, ein niederschmetterndes Ergebnis, das ihm in weher Reue die Brust zerreißt, Alles darin zerwühlt, nicht bloß sein bisheriges stolzes Hochgefühl, auch alle Lebenskraft und weitere Lebensfähigkeit vernichtet: in solcher Sünde hält er es nicht aus, in dem, was er geworden ist, kann ein Mensch wie er nicht mehr existieren! Nur eine Möglichkeit gibt es für ihn noch, wieder zur Freiheit zu erstehen, seine Persönlichkeit wieder herzustellen, Frieden und Versöhnung zu finden: „Gnade! Gnade dem Knaben!“ — ruft er zum Himmel empor und liefert sich freiwillig als ein Sühnopfer seiner Taten dem Schwert der irdischen Gerechtigkeit aus. So stirbt der Germane an den Feueraugen seines Idealismus.

Das ist das gewaltige Lied von den oculi truces der Schillerschen Räuberdichtung, das so erhebende und tief ergreifende Lied von den heiligen Zornaugen des deutschen Jugendidealismus. Steht es auch nicht in der Bibel, so ist es dennoch eine Christustat, eine Geistesoffenbarung des Herrn, der der Lebendige ist in der Seele unsers Volkes. Von ihm hat es der Dichter im genialen Schauen empfangen. Christus ist es, der in dem großen Gesichte dieser Poesie auch zu der Jugend unserer Tage reden will. Und fast möchte ich sagen, daß es für diese noch viel mehr bestimmt ist, als für das Jugendgeschlecht jener Zeit, daß der Geistessame, den der Heliand des deutschen Christentums darin ausgestreut hat, erst jetzt ganz ausgewachsen und ausgereift ist. Denn das Gegenbild des deutschen Idealismus, das Schiller hier aufstellt, dieser Franz Moor, dem in der rücksichts- und skrupellosen Frechheit seines Sichselbstdurchsetzens Nichts, absolut Nichts mehr heilig ist; der den Bruder vom Vaterherzen reißt und ins Elend stürzt, um sich in die Vorteile des Majorats zu bringen, und der, um möglichst schnell den Gewinn seiner Untat einzuheimsen, selbst den Vater noch grausam hinmordet; der in der zu Gemeinheit gewordenen Nüchternheit seines Sinnes den Vorhang wegzieht, den der Schöpfer vor die Vorgänge seiner heiligsten Werdetaten gebreitet wissen will; dem das Gewissen nur ein Lumpenmann ist, eine Vogelscheuche, die Sperlinge von den Kirschbäumen zu schrecken: — diese naturalistisch-materialistische Lebensanschauung, die auch keine Spur von idealistischen Regungen mehr hat, die über Glaube, Religion, Sittlichkeit, Liebe ihre Schmutzfluten gießt, den Menschen zum widerlichsten Genußtiere macht, sich selbst als Scheusal bewundert und sich den Kanon aufstellt: „Wozu ich mich machen will, das ist ganz meine Sache“, da bin ich Keinem Rechenschaft schuldig, Jeder hat das Recht, zu sein und zu werden, was ihm beliebt; „Anspruch wird an Anspruch, Trieb an Trieb und Kraft an Kraft zernichtet; das Recht wohnt beim Ueberwältiger, und die Schranken unserer Kraft sind unsere Gesetze“ — diese brutale Herrenmoral ist ja damals nur die mehr still gehegte und vorsichtig ausgesprochene Auffassung Einzelner gewesen. Heute ist sie die Macht des Tages geworden, die Weisheit, die von den Dächern gepredigt wird, der Geist, der durch die Massen wütet und an den Wurzeln der jungen deutschen Manneskraft frißt.

Und nun im Namen deines Schillers frage ich dich, Jugend der Gegenwart, willst du von diesem Geiste dich überwältigen lassen? Willst du, deutsches Jugendherz, dein Heiligstes, die Bedingungen deiner Kraft, deiner Tüchtigkeit, deines Glückes an ihn verlieren? Im Namen Schillers, des Dichters deiner Liebe und Verehrung, rufe ich dir zu: Besinne dich auf dein Bestes, auf jenen Idealismus, den heute sein Jugendwerk dir in die Seele sprach. Laß in ihm deine Augen hell und trotzig aufflammen, daß Nichts dieses Feuer ersticke, diese Gottesglut. Zünde es wieder an und suche, daß unter dieses Jahres weihevollem Gehalt es reich und schön wieder auflodere, falls Welt und Zeit es dir sollten überschüttet haben. Sei und werde wieder ein Idealist in Schillers Sinne. Das heißt fürwahr nicht ein Schwärmer sein, der auf Wolken wandelt, ein Romantiker und Phantast, ein für das praktische Leben unbrauchbarer Mensch. Dabei kannst du vollständig ein Realist sein, aufgeschlossen den Anforderungen und Notwendigkeiten des Daseins, den irdischen Interessen dieser Kaufmannsstadt, strenger,

ernster Wissenschaft und auch den naturwahren Kunstbestrebungen der Gegenwart, ganz ein Moderner, und doch ein Herzensmensch von reiner, hoher Seele und ein Gewissensmensch mit gesundem, auf das Göttliche und Ewige gerichtetem und aus diesem schaffensfreudig sich entfaltendem Willen. So widersetze dich dem falsch-realen, naturalistisch-geistlosen Wesen, daß du, der Väter würdig, stark bleibest, so welttrotzend und weltüberwindend wie dein Dichter; daß du deines Gottes Heil und Leben in dir erfahrest und nicht auch einmal, gleich diesem Franz am Ende seiner Tage, zusammenbrechen müßtest vor dem zerschmetternden Gerichte Gottes, wie er in der Frivolität seines Sinnes nicht mehr imstande, die rettende Hand zu ergreifen!

Auch unser Volksberuf fordert die Bewahrung dieser oculi truces des Schillergeistes. Nur ein Volk des Idealismus kann der Hort jener geistigen Kulturgüter sein, die Gottes Sohn der Welt geschenkt hat. Ohne Ueberhebung dürfen wir es wohl sagen: wir haben, durch unsere Naturanlage dazu begünstigt, der Vorsehung so lange diesen Dienst geleistet, und auch wo wir es einmal nicht mehr wert waren, hat die Gnade unsers Gottes den Leuchter, den sie uns anvertraut hatte, nicht von uns genommen. Aber wunderbare Dinge geschehen in der Zeit. Im fernen Osten steht ein Volk auf, das, ob auch in einem vielfach uns fremdartigen, so doch durchaus echten Idealismus, großartige Krafttaten der nationalen Entfaltung vollbringt. Japan, längst dem Christentum aufgetan, wird in zwei bis drei Jahrhunderten, vielleicht noch viel eher, ein christliches Volk sein. Da wollen nun schon Manche aus dem Nebel, der vor uns liegt, die Frage des Himmels vernehmen: Wer soll in Zukunft der Träger meiner Geistesschöpfung, meiner Lebensentwicklung sein, — in euch auch fernerhin der Germane oder aber einst der Mongole durch Japan? Vielen freilich klingt das seltsam, ein unmöglicher Gedanke, stehen wir ja doch grade jetzt in einer seelenkräftigen Blüte des herrlich hervortreibenden Lebens wie noch nie. Aber eine Blütenwelt kann eine Nacht verwüsten, und die Kulturgeschichte zeigt manches Beispiel für die durch eingefallenen Frost schnell abgestorbenen Lebenstriebe großer Völker. Der Frost kann bald da sein, wenn wir uns nicht in unserer besseren Natur behaupten, wenn wir an idealer Trutz- und Widerstandskraft einbüßen, wenn wir nicht das Schöne und Große unseres deutsch-christlichen Wesens mutig geltend machen wider die materialistische Flut im Engen und Weiten unserer Kulturwelt und dazu all unseren idealistischen Reichtum, ob er biblisch und kirchlich sei oder nicht, zusammenraffen, auch diesen Schillerschen Idealismus heilig sprechen und all das hüten als unser großes deutsches Glaubensgut.

So wollen wir uns denn von neuem fest und entschlossen um unseren Führer drängen. „Ach, daß der Geist Hermanns noch in der Asche glimmte!“ tönt es durch die Räuberdichtung. Wir wissen Einen, der mehr ist, als der Cheruskerfürst im Teutoburger Walde. Und der ist kein Toter, kein Flämmchen in der Asche — des Arminius großer Zeitgenosse, wie er auferstanden ist aus Israels Schranken; wie auch er Herr geworden ist der Römer, nur in viel gewaltigerer Siegestat, wie er in Luther die Fesseln der uns fremden Kirche durchbrochen hat und nun der Unsrige sich nennt; wie wir ihn dann, als er, aus dem Bann des Dogmas herausgetreten, sich uns zu erkennen gab als der Wirkende und Mächtige in unseres Volkes besten Geistern, nun erst von Herzen als den Unsrigen empfanden. Um diesen deutschen Christus wollen wir uns scharen. Sein sind wir, wenn wir in der heiligen Schrift vor dem Bilde des Meisters voll Andacht stehen; sein aber sind wir auch, wenn wir, wie in dieser gottesdienstlichen Stunde, uns von Deutschlands edlem Dichter wieder haben reicher machen lassen an hohem Seelensinn, an großem Tatensinn, an ernstem Richtersinn.

Und so rufen wir Dich an, du Herzog unseres Lebens, ziehe dein Schwert, dieses Schwert, das keine Wunden schlägt im Kampfe der Zwietracht, das aber mächtig scheidet der Menschen Gedanken und Sinne. Richte es wider uns, wo im Herzen noch Leben ist, das, dir fremd und feindlich, böse, kalt und unwahr, kein rechtes, kein ewiges Leben ist. Ertöte in uns den alten Menschen, daß wir ganz die Deinen

werden und in Treue und Liebe zu dir stehen und dein Reich dir bauen in unserem Volke, in aller Welt. Gib uns Deinen Geist, deinen guten, heiligen Christusgeist, daß deine Aeltesten Träume haben, in der Kraft deines idealen Lebens Träume unvergänglicher Jugend, und unsere Jugend laß deine Gesichte sehen. Amen. Julius Burggraf

---

Die Entstehung der subjektiven öffentlichen Rechte des Individuums

Der Titel 2 der Verfassungsurkunde für den Preußischen Staat vom 31. Januar 1850 trägt die Ueberschrift „Von den Rechten der Preußen“ und zählt als solche auf: die Gleichheit vor dem Gesetz, die persönliche Freiheit, die Unverletzlichkeit der Wohnung und des Eigentums, die Freiheit der Auswanderung und endlich die Freiheit des religiösen Bekenntnisses, der Vereinigung zu Religionsgesellschaften und der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Religionsübung, sowie die Unabhängigkeit des Genusses bürgerlicher und staatsbürgerlicher Rechte von dem religiösen Bekenntnis. Dazu dann noch die Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre, Preß-, Versammlungs- und Vereinsfreiheit.

Aehnliche Festsetzungen finden sich in den allermeisten modernen Verfassungen, und wenn in der des Deutschen Reichs ein Abschnitt über die Grundrechte fehlt, so erklärt sich dies daraus, daß die Reichsverfassung die Verfassungen der Einzelstaaten voraussetzt.

Es sind dies Rechte, nicht bloß Ideen, Rechte des Individuums gegenüber dem Staat; sie bilden die Grenzlinie für das staatliche Handeln — wenn diese auch nicht unverrückbar ist; sie fixieren einen Eigenbesitz, eine Selbständigkeit des Individuums, die für unantastbar zu gelten hat, die der Staat nicht nehmen kann, weil er sie nicht gegeben hat.

Rechte von unschätzbarem Werte. Mag man über die Formulierung solcher abstrakter Sätze denken, wie man will, und mag man hervorheben, daß sie insofern nicht Rechtssätze sind, als dem Einzelnen die Macht fehlt, sie gegebenenfalls zwangsweise zu behaupten, so entspricht doch der Vorbehalt dieser individuellen Rechte gegenüber dem Staat einem starken Gefühl der modernen Menschheit, und dies Gefühl ist zugleich die Macht, die ihre Aufrechterhaltung garantiert.

Wie alle Rechte, so sind auch diese errungen worden. Ausgeprägte rechtliche Ansprüche des Einzelnen hat es nicht immer gegeben: bis ins neunzehnte Jahrhundert kennt das deutsche Staatsrecht nur Rechte der Staatshäupter, der Stände, der Korporationen, aber Rechte jedes einzelnen Untertanen kennt es nicht.

Woher stammt die Auffassung, daß der Einzelne solche unveräußerliche Rechte habe? Und wie ist diese Auffassung zum Anspruch, zum garantierten Besitz geworden? Die Antwort gibt eine kleine, aber außerordentlich inhaltreiche Schrift des Heidelberger Staatsrechtslehrers Georg Jellinek, und diese Antwort hat für die Leser der Christlichen Welt ein ganz besondres Interesse.*)

Die Idee, daß es solche Rechte gebe, ist uralt. Sie findet sich schon bei Aristoteles. Aber zur Aussprache ist sie innerhalb der modernen Geschichte zuerst gelangt durch die Meister des sogenannten Naturrechts, durch John Locke und Samuel von Pufendorf, Christian Wolf u. A. Sie alle leiten den Staat aus Willensakten der Individuen ab, die vorstaatlich als freie Wesen erscheinen. Freiheit und Gleichheit gelten ihnen als natürliche Eigenschaften oder als angeborne Rechte. Auch zur Spezialisierung dieser Rechte sind die Theoretiker des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts bereits fortgeschritten, sie erklären als erstes derselben die Denk-, Glaubens- und Gewissensfreiheit, weiter das Recht auf Leben, Eigentum, Sicher-

*) Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte. Zweite Auflage. Leipzig, Dunker und Humblot 1904. 1,80 Mk.

heit, Notwehr usw. Diese Idee hat sich die Zustimmung und Anerkennung der europäischen Menschheit im Lauf des achtzehnten Jahrhunderts langsam und vollständig erobert. Aber in hartem Widerspruch dazu blieb der Staat Polizeistaat, die Glaubensfreiheit aufs engste beschränkt, die Gleichheit vor dem Gesetz auf dem Papier.

Wie ist es zur gesetzlichen Aussprache dieser Rechte, und damit zu ihrer Verwandlung aus einem moralischen Wunsch in einen rechtlichen Anspruch gekommen? Wie und durch welche Kräfte ist die Idee zur Institution geworden? Dies ist die Kardinalfrage.

Man war bisher wohl allgemein der Meinung, daß das Verdienst daran der französischen Revolution gebühre. Dies liegt um so näher, als die Erklärung der Rechte des Menschen und Bürgers vom 26. August 1789 auf dem europäischen Kontinent die erste gesetzliche Aussprache solcher Rechte ist. Es scheint daher, als ob man die treibenden Kräfte dabei auch im französischen Geiste zu suchen habe, in den Theorien vom Staat, die in Rousseaus contrat social ihren markantesten Ausdruck gefunden haben.

Jellinek hat unwiderleglich nachgewiesen, daß diese Annahme falsch ist. Rousseaus Lehre vom contrat social schließt dem Individuum vorbehaltne Rechte grundsätzlich und ausdrücklich aus. Der contrat social lehrt die volle Entäußerung aller Rechte des Individuums an die Gesellschaft, sodaß diesem nach seinem Eintritt in den Staat auch nicht ein Atom von Rechten geblieben ist. Rousseau lehrt „die Allmacht des rechtlich schrankenlosen Gemeinwillens."

Der Ursprung der déclaration des droits de l'homme et du citoyen sind vielmehr die Verfassungen der amerikanischen Einzelstaaten, bills of rights, an deren Vorbild man sich nicht nur anschloß, sondern die man stellenweise fast wörtlich übersetzte.

Ihnen also ist das Verdienst zu buchen, Rechte des Individuums auf ein Unterlassen des Staates zur Aussprache gebracht, ein Gebiet der freien Betätigung des Individuums außerhalb der Sphäre des Staates umgrenzt zu haben. Wie sind diese Amerikaner dazu gelangt? Die Untersuchung darüber ist es nun, die zugleich ein neues Licht darauf wirft, was die europäische Menschheit der Reformation verdankt.

Denn sie führt, kurz gesagt, zu dem Ergebnis, daß die Macht, die diese Rechte zum Siege geführt hat, keine andre ist, als die des religiösen Glaubens, daß sie der konsequente Ausdruck des souveränen Individualismus auf religiösem Gebiete sind, den die Reformation erzeugt hatte. Das Urmenschenrecht, aus dem alle andern abgeleitet sind, das zuerst gesondert und durchgekämpft worden ist, ist das Recht der Religionsfreiheit, d. h. das Recht, nicht nur zu denken und zu glauben, wie es das Gewissen fordert, sondern auch diesen Glauben zu betätigen. Der Boden, auf dem dieses Recht zuerst gefordert ist, war das englische Reich in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Aber dort ist es nicht zur gesetzlichen Anerkennung gelangt, sondern erst die Verträge, die den Grund zu der staatlichen Existenz der amerikanischen Kolonien legten, enthalten es. Der Mann, der es zuerst mit voller Klarheit und unerbittlicher Konsequenz zur Durchführung gebracht hat, ist der Independent Roger Williams, der im Jahre 1631 auf amerikanischem Boden landete, ein Mann voll glühendster, enthusiastischer Religiosität. In den von ihm gegründeten Städten Providence 1636 und Acquedneck 1638 ist der unbeschränktesten Freiheit der religiösen Ueberzeugung in dem Satz, daß Religion überhaupt nicht Gegenstand der Gesetzgebung sei, grundgesetzliche Geltung verliehen worden. Und von dort aus hat sich dieser Satz, daß die Religionsfreiheit ein dem Menschen von Gott anerschaffenes, über menschlicher Gewalt stehendes, daher sakrosanktes Recht sei, allmählich, wenn auch nicht überall in gleicher Reinheit, über alle nordamerikanischen Kolonien ausgebreitet:

Aufs tiefste verknüpft mit der großen religiös-politischen Bewegung, aus der die amerikanische Demokratie geboren wurde, entspringt dieser Grundsatz der Ueberzeugung, daß es ein Recht gebe, das dem Menschen anerschaffen, nicht dem Bürger verliehen sei, daß die Betätigung des Gewissens, die Aeußerungen des religiösen Bewußtseins unantastbar dem Staate als Uebungen eines höhern Rechtes

gegenüber stehen. Dieses solange unterdrückte Recht . . .: nicht der Staat, sondern das Evangelium hat es verkündigt. . . . Die Idee, unveräußerliche, angeborne, heilige Rechte des Individuums gesetzlich festzustellen, ist nicht politischen, sondern religiösen Ursprungs. Was man bisher für ein Werk der Revolution gehalten hat, ist in Wahrheit eine Frucht der Reformation und ihrer Kämpfe.

War aber erst einmal die Ueberzeugung durchgedrungen, daß es ein vom Staat unabhängiges Recht des Gewissens gebe, so war damit auch der Punkt gegeben, um den sich im Lauf der Entwicklung weitere und speziellere derartige Rechte auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete kristallisieren konnten, wie das Recht der Preßfreiheit, der Redefreiheit, der Vereins- und Versammlungsfreiheit, der Auswanderungsfreiheit usw., vor allem auch auf die alle diese Institutionen schützende Teilnahme des Einzelnen am Staatsleben. Alle diese Güter, die uns Modernen als die unentbehrlichen Grundlagen eines freien und edlen Menschendaseins wert sind, verdanken wir dem religiösen Impuls, der in heißen Kämpfen das Recht der individuellen Religiosität und ihrer Betätigung erstritten hat; er hat sie sozusagen mit durchgerissen.

* * *

Zwei Erwägungen reihen sich fast von selbst an diesen Nachweis an. Die eine hat Jellinek selbst schon angedeutet, wenn er diese Entwicklung ein Beispiel nennt, auf welchem Wege abstrakte Forderungen an den Staat zu Gesetzen für den Staat erhoben werden. Er macht darauf aufmerksam, daß der Weg von einer philosophischen Forderung zu einer Tat des Gesetzgebers weit und verschlungen ist, daß deshalb nicht sowohl nach dem litterarischen Ursprung politischer Ideen als nach den lebendigen geschichtlichen Kräften gefragt werden müsse, die die Ideen in Recht umsetzen. Als die „lebendige Kraft" hat er nun in dem vorliegenden Beispiel die der Frömmigkeit erwiesen. Natürlich ist dies nicht die einzige in gleicher Art wirkende Kraft. Daneben wird man vor allem an die Kraft der Selbsterhaltung und an die der Vaterlandsliebe zu denken haben. Aber sicherlich ist die der Religion eine der stärksten und wirksamsten Kräfte.

Dadurch tritt nun der Zusammenhang zwischen Religion und Kultur in eine helle Beleuchtung. Wie verkehrt, beides trennen zu wollen. Die Kultur ist vielmehr zu einem großen Teil Erzeugnis der Religion, grade ihre echtesten, teuersten Güter sind in der Siedehitze der Kämpfe um ein Ewiges und Ueberweltliches geschmiedet worden. Die religiösen Motive haben sich stark genug erwiesen, aus vielen Theorien, Bedürfnissen, Wünschen Realitäten zu machen. Nachdem dies erreicht war, sind die Wurzeln der Institutionen im Religiösen gewissermaßen abgestorben, und dann kommen die Kulturschwärmer, und meinen, alle die Güter, die ihnen teuer sind, seien „natürlich" entstanden, ja sie setzen sie wohl gar in einen Gegensatz zur Religion. Und auch die homines religiosi lassen sich durch die Zuversicht, mit der diese Behauptung auftritt, irreführen und in eine Feindschaft gegen die Kultur hineintreiben. Nichts kann falscher sein: alle echte Religion erzeugt Kultur, und alle wahre Kultur ist religiös bedingt. Indem wir modernen Frommen uns an der Freiheit der Wissenschaft, am Recht der künstlerischen Subjektivität, an dem Recht der Teilnahme des Volks am Regiment des Staates freuen, freuen wir uns an Gaben unsers Gottes, sind wir fromm. Und es besteht kein Grund, dem Kampf um noch nicht errungne politische und soziale Fortschritte die religiöse Fundamentierung zu entziehen. Im Gegenteil, es ist nicht wahrscheinlich, daß eine andre Kraft fähig sein wird, z. B. die Ideen einer tiefgreifenden sozialen Reform zum Siege zu führen, als die der Religion.

Die andre Erwägung legt ein Vergleich zwischen der Gestaltung des Rechtslebens der evangelischen Kirchen in Nordamerika und in Deutschland nahe. Dort ist aus dem Satz von dem Recht des Individuums auf Religionsfreiheit auch die Konsequenz der Trennung von Staat und Kirche gezogen worden, zu der es hier nicht gekommen ist. Kann man nun behaupten, daß deshalb das Maß der subjektiven öffentlichen Rechte des Individuums in Deutschland geringer sei, als in Nordamerika? Das ist doch nur scheinbar der Fall. Denn

grade um der Sicherung der Religionsfreiheit des Einzelnen willen hat die deutsche Aufklärung, hat vor allem Pufendorf, die Notwendigkeit der Beeinflussung der Kirchen durch den Staat vertreten und die deutsche Gesetzgebung des achtzehnten Jahrhunderts sie normiert. Der Kampf mit der katholischen Kirche erklärt diese Stellung zur Genüge. Trennung der Kirche vom Staat bedeutete und bedeutet in Deutschland noch heut Schutzlosigkeit der Minoritäten einerseits gegen die Hierarchie, anderseits gegen die Synodalmajoritäten. Die Kirchen sind in Amerika freier, als bei uns, aber nicht die Individuen; vielmehr ist leicht ersichtlich, daß die in den meisten englischen und amerikanischen Denominationen herrschende Gesinnungszucht für unser deutsches und lutherisches Empfinden unerträglich sein würde. Wir nehmen dafür gern in Kauf, daß in zahlreichen Fragen, um die sich in Amerika kein Staat kümmert, bei uns der Staat ein Bestimmungsrecht in Anspruch nimmt.

Freilich geht dieser Vorteil verloren, wenn der Staat diese religiöse Motivierung seiner Herrschaft über die Kirchen vergißt und die Aufgabe, die Freiheit des religiösen Bekenntnisses des Einzelnen zu schirmen, versäumt, oder gar selbst der Ueberlegenheit der Hierarchie und der Synodalmehrheiten seine Gewalt leiht. Das empfinden wir in der Tat als eine unrechtmäßige Gefährdung individueller Rechte. Und dies Empfinden ist leider oft genug gereizt worden. Die Staatsgewalt über die Kirche — ob in der Form der Kirchenhoheit oder in der des landesherrlichen Kirchenregiments — wird nur dann einen starken Rückhalt im Empfinden des Volkes haben, wenn sie vor den unantastbaren Rechten des Individuums auf religiöse Freiheit nicht nur selbst Halt macht, sondern auch jedem dagegen wirkenden Gesinnungszwang wehrt.

Erich Foerster

Die Bibel- und Babel-Litteratur

Vgl. 1902, 40. 44. 1903, 10. 11. 12. 21. 25. 34. 44. 1904, 3. 13. 27

13

Babel und Bibel. Dritter (Schluß-)Vortrag von Friedrich Delitzsch. Mit 21 Abbildungen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1905. 69 Seiten. 2 Mark.

Diesem Schlußvortrage liegt die gleiche Disposition zu Grunde wie den beiden ersten: Proben von Erklärung geographischer, geschichtlicher, sprachlicher Probleme des Alten Testaments durch die Ausgrabungen, Parallelen zwischen Babel und Bibel, Betrachtung über die Religion Israels im Lichte der orientalischen Altertumskunde, Erhebung des Christentums als der absolut neuen Religion; das war nach der Ankündigung im „Rückblick und Ausblick“ (s. Chr. W. 1904, Sp. 294 ff.) nicht anders zu erwarten.

Trotzdem war ich von der Lektüre dieses Schlußvortrags recht enttäuscht; ich erwartete für diesen Schlußvortrag nun das beste und durchschlagendste Material. Es will mir aber scheinen, daß er am schwächsten von den dreien ausgefallen ist. Ich erkenne gern an, daß Delitzsch am Schlusse mit großer Pietät und Ehrfurcht von dem redet, was Jesus uns gebracht hat und ist. Aber im übrigen ist es doch zu merkwürdig, was er alles als babylonisch anspricht und wozu er babylonische „Parallelen“ entdeckt hat. So soll z. B. die Anrede „Menschensohn“, mit der Ezechiel sich in seinem Buche als von Jahwe angesprochen bezeichnet, auf einen babylonischen Brauch zurückgehen und demnach auch die Selbstbezeichnung Jesu mit diesem Ausdruck. Aber nach Delitzschs eigener Angabe bedeutet die entsprechende babylonische Wortgruppe „Edelmann“, und es ist doch schwer glaublich, daß Ezechiel sich von Gott so sollte haben anreden lassen oder gar Jesus sich selbst so genannt hätte. Man mache nur einmal die Probe, überall da, wo „Menschensohn“ steht, „Edelmann“ oder moderner gesagt „Baron“ einzusetzen! Außerdem fehlen die Beispiele dafür, daß in Babel jemals Jemand so angeredet worden wäre, völlig. Der einzige Ort, wo die betreffende Wortgruppe (mar awelim) vorkommt, ist der Gesetzeskodex des Hammurabi, in dem Niemand angeredet wird!

Wenn Delitzsch ferner meint, Jesus habe den Samariter deswegen den Juden als Beispiel der Nächstenliebe dargestellt, weil unter dem stark mit babylonischen Elementen gemischten Samaritervolk (2. Kön. 17, 24) diese „babylonische“ Tugend besonders gepflegt worden sei,*) so verkennt er vollkommen den Zweck der Geschichte vom barmherzigen Samariter. Die Erkenntnis von der „Nächstenliebe“ der Babylonier schöpft er aus dem Kodex Hammurabi, in dem sich freilich einige humane Bestimmungen finden, und aus der gewiß richtigen Erwägung, daß in einem Lande mit so durcheinander gemischter Bevölkerung wie Babylonien kein Platz war für den in Israel und Juda gepflegten Partikularismus — auch der Nächstenliebe. Aber die Samaritaner! Sie lehnten doch die Propheten Israels ab, die gerade in besonderem Maße auf die Erfüllung der Nächstenpflicht gedrungen hatten, ganz anders als die Gesetzbücher Israels und auch der Babylonier.

Immer noch nicht klar sieht man auch nach dem dritten Vortrage über die Stellung, die Delitzsch zum „Monotheismus“ der Babylonier einnimmt. Denn während er hier und dort in ganz unmißverständlicher Weise von ihrem Polytheismus redet, finden sich dazwischen wieder sehr mißverständliche Redewendungen. Z. B. S. 23: „Der Eidschwur beim Namen Gottes gilt den Babyloniern als absolut sakrosankt“, oder S. 24: „Die Folge der Sünde ist der Zorn Gottes“ und S. 25: „Mit reuigem Geständnis und Gebet unter Tränen sucht der babylonische Fromme Gottes Zorn zu besänftigen.“ Es ließen sich noch mehr derartige Wendungen anführen. Ich frage mich vergeblich, wozu diese zweideutige Ausdrucksweise gut sein soll. Warum gebraucht Delitzsch nicht einfach überall statt „Gott“ das allein den Tatsachen entsprechende „ein Gott“ oder „die Götter“? So darf er sich nicht wundern, wenn er immer wieder „mißverstanden“ wird.

Auch was Delitzsch über die Gottesverehrung der Israel nächstverwandten Völker sagt, ist nicht einwandfrei. Was die Moabiter betrifft, haben wir sogar einen Beweis gegen die Richtigkeit der Behauptung, sie hätten „den Einen Gott unter dem Namen Kamosch“ verehrt, in Händen. Denn auf der Inschrift des moabitischen Königs Mesa (vgl. 2. Kön. 3, 4 ff.) kommt eine Gottheit Aschtar-Kamosch vor, was auf die Existenz eines Götterpaares schließen läßt, das, wie öfter in semitischer Religion, nachher zu einer Gottheit zusammengezogen wurde.

Vieles Andre noch ließe sich beanstanden, z. B. die Erklärung des Namens des Gottes Assur, der nach Delitzsch „heilbringend, heilig“ bedeutet, während es weit geratener ist, unsere Unwissenheit darüber zu bekennen. Oder die Behauptung, dieser Gott sei weder mit der Natur noch irgend einer Naturkraft verknüpft gewesen, während doch sein Symbol, die geflügelte Sonnenscheibe, deutlich genug für das Gegenteil spricht. U. s. w. Aber das würde z. T. Erörterungen rein fachlicher Art erforderlich machen, die nicht hierher gehören. Dagegen stehe ich nicht an, die Erklärung der Redewendung „Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget“ (Ps. 2, 7) als einer Adoptionsformel für mindestens sehr erwägenswert zu halten. Deswegen braucht sie freilich noch nicht babylonisch zu sein. Und das ist neben der oft schillernden Ausdrucksweise ein Hauptfehler bei Delitzsch, in diesem letzten wie in den früheren**) Vorträgen, daß es — gewollt oder ungewollt — immer so aussieht, als ob Alles, was in Babel eine Parallele hat, auch von dorther stammen müsse.

Blicken wir nun auf die drei Vorträge von Delitzsch und Alles, was sie im Gefolge gehabt haben, zurück, so muß man

*) Er sagt: „Hat doch Jesus selbst der universellen Nächstenliebe der auch in diesem Punkte großzügigen Babylonier in seiner von göttlichem Geist durchströmten Parabel vom barmherzigen Samariter ein Denkmal gesetzt, das über den ganzen Erdkreis hin sichtbar emporragt! Ja fürwahr, wo immer in der weiten Welt Samariterdienste geleistet werden, reichen sich Babel und Bibel nicht allein schwesterlich die Hand, sondern ist der Babylonier allen Menschen von Jesus zum Vorbild gesetzt: »Gehe hin und tue desgleichen!«“

**) Der erste liegt jetzt in fünfter Auflage (56.—60. Tausend!) vor, erfordert aber keine neue Besprechung, da nur unwesentliche Aenderungen in ihm vorgenommen sind.

zugeben, daß sie eine Bewegung der Geister hervorgerufen haben, wie sie selten derartigen Ereignissen folgt. (Dafür zeugen, mir zum Schrecken, die vielen noch nicht von mir besprochenen Bibel-Babel-Schriften, auf die ich aber vorläufig nicht eingehen kann.) Und dafür sind wir dankbar. Denn Bewegung der Geister ist gerade das, was uns not tut. Wenn sie vielfach auch Delitzsch entgegenlaufend war — auch ich selbst bin mehr negativ als positiv von ihm beeinflußt worden — so ist das aufs Allgemeine gesehen gleichgiltig. Die ganze Richtung unserer Theologie, die nichts dringlicher wünscht, als daß ihre Forschungsmethoden und Ergebnisse auch der christlichen Gemeinde zugänglich und verständlich werden, hat dem Babel-Bibel-Streit viel zu verdanken. Und diesen Dank muß Delitzsch sich gefallen lassen, wenn er ihn auch vielleicht in dieser Form nicht gerade gewünscht hat. Friedrich Küchler

---

Gespräch des Sokrates mit Aristodemos

Frei nach Xenophon

Sokrates. Mein lieber Aristodemos! Ich höre, daß du glaubst, die Götter verrichteten keine Wunder. Ist dem so?

Aristodemos. Allerdings.

Sokrates. Warum wohl?

Aristodemos. Die Wunder, von denen uns Homer berichtet, sind sicherlich Fabeln.

Sokrates. Ich frage nicht nach bestimmten Wundern, die die Götter zu irgend einer Zeit getan haben sollen, sondern ob überhaupt anzunehmen ist, daß sie Wunder tun oder getan haben.

Aristodemos. Nach meiner Ueberzeugung ist dies nicht anzunehmen. Denn es herrscht in der ganzen Welt eine nirgends durchbrochene Naturordnung. Würde diese in irgend einem Punkte zerstört, so wären die Folgen kaum berechenbar, indem ein enger Kausalzusammenhang alles Bestehende unter sich verbindet.

Sokrates. Nicht wahr, mein lieber Aristodemos, die Schwerkraft ist ein Gesetz dieser Naturordnung?

Aristodemos. Gewiß, und zwar ein sehr wichtiges.

Sokrates. Ein Stein, der keine Stütze hat, muß also fallen, bis er etwa durch den Erdboden, auf den er fällt, aufgehalten wird?

Aristodemos. So ist es.

Sokrates. Es kann sich also nicht wohl ereignen, daß es einem Steine, der auf dem Boden liegt, in den Sinn käme, gen Himmel zu fliegen?

Aristodemos. Nimmermehr; das würde ja ein Wunder sein.

Sokrates. Wie aber, wenn ich nun einen Stein nehme und gen Himmel werfe? Würde dies nun ein Wunder sein?

Aristodemos. Nein. Deine Muskelkraft, die sich dem Steine mitteilt, überwindet ja nur das Gesetz der Schwerkraft auf einige Augenblicke, und sobald diese Kraft erschöpft ist, fällt der Stein wieder zur Erde.

Sokrates. Das Gesetz der Schwerkraft kann dann aber doch auf einige Augenblicke von mir aufgehoben werden?

Aristodemos. Allerdings.

Sokrates. Wird dadurch die Naturordnung nicht gestört?

Aristodemos. Nein. Dem Menschen ist ja nur eine beschränkte Kraft und zwar innerhalb der Naturordnung gegeben, die, wenn sie auch Veränderungen in der Umgebung hervorzubringen vermag, doch nicht imstande ist, die Naturgesetze zu überwinden.

Sokrates. Aber soeben hast du zugegeben, daß der Mensch das Naturgesetz der Schwerkraft auf einige Augenblicke überwinden kann?

Aristodemos. Ja, aber nur, weil er selbst Kräfte besitzt, die unter Umständen diesem Gesetze überlegen sind; ein großer Felsen, herabstürzend, würde wiederum der menschlichen Kraft überlegen sein.

Sokrates. Richtig. Die menschliche Kraft vermag also nur leichtere Veränderungen in der Umgebung zu bewirken?

Aristodemos. Ja.

Sokrates. Glaubst du nun, mein lieber Aristodemos, daß die Götter auch Kräfte haben, wie die Menschen?

Aristodemos. Sie dürften wohl größere haben.

Sokrates. Ob sie auch Veränderungen in der Umgebung zu bewirken vermögen, wie die Menschen?

Aristodemos. Wir müssen annehmen, daß sie Größeres ausrichten können, als die Menschen.

Sokrates. Also möchten sie wohl ein Naturgesetz, wie die Schwerkraft, nicht bloß auf einige Augenblicke, wie die Menschen, sondern vielleicht auf längere Zeit zu überwinden imstande sein? Ich meine natürlich, wenn wir anerkennen, daß die Götter Etwas sind und wirkliche Kräfte besitzen.

Aristodemos. Ich kann es nicht leugnen.

Sokrates. Würde nun aber eine solche von den Göttern gewirkte längere Aufhebung der Schwerkraft uns nicht als ein Wunder erscheinen?

Aristodemos. Allerdings. Aber es könnte durch eine Aufhebung der Schwerkraft auf längere Zeit die ganze Naturordnung in Verwirrung geraten.

Sokrates. Gerät sie dadurch in Verwirrung, wenn ich einen Stein gen Himmel werfe?

Aristodemos. Nein.

Sokrates. Warum soll sie also durch eine göttliche Kraftäußerung, die wir Wunder nennen, in Verwirrung geraten? Die Götter würden ja vielleicht die Macht haben, die ganze Naturordnung zu zerstören. Aber da wir annehmen, daß sie auch die höchste Weisheit besitzen, so werden sie auch von ihrer Kraft nur einen beschränkten, weisen Gebrauch machen. Meinst du denn nicht, daß die Götter, wenn sie ein sogenanntes Wunder tun, zugleich auch imstande sein würden, etwaige mißliche Folgen, die anderwärts durch ein solches Eingreifen entstehen könnten, zu beseitigen?

Aristodemos. Ich muß dies zugestehen. Doch würde es mir leichter werden, an ein solches Eingreifen der Götter zu glauben, wenn ich sie sehen könnte, wie dich, sobald du einen Stein wirfst.

Sokrates. Ich merke, mein lieber Aristodemos, daß du an die Götter eigentlich nicht glaubst?

Aristodemos. Wie so?

Sokrates. Weil du sie nur gelten lassen willst, so lange sie nicht deutlich wirksam hervortreten.

Aristodemos. Du beschuldigst mich unbillig. Stammt nicht die ganze Naturordnung von den Göttern? Warum sollten sie selbst nun ihr eigenes Werk stören? Sollte dieses Werk nicht vollkommen genug sein, ein neues Eingreifen der Götter nicht nötig zu machen?

Sokrates. Was verstehst du eigentlich unter Naturordnung?

Aristodemos. Die Gesamtheit aller nach feststehenden Gesetzen vor sich gehenden Erscheinungen.

Sokrates. Stehe ich nun auch unter diesen Gesetzen, wenn ich einen Stein werfe?

Aristodemos. Gewiß.

Sokrates. Wenn nun aber einer der Götter einen Stein werfen würde? Würde dies nicht auch innerhalb der Naturordnung geschehen können?

Aristodemos. Ich kann darauf nicht geradezu antworten. Wenn du den Stein wirfst, so erkennen wir die Ursache, warum er fliegt. Da die Götter aber unsichtbar sind, so würden wir in dem von dir gesetzten Falle nur den Stein fliegen sehen, ohne die Ursache zu finden. Das wäre aber ein Wunder.

Sokrates. So meinst du, die Naturordnung sei daran gebunden, daß der menschliche Verstand die Ursache jeder Erscheinung erkenne?

Aristodemos. Das wage ich doch nicht zu behaupten. Es muß aber jede Erscheinung ihre zureichende Ursache haben.

Sokrates. Würde denn die Macht der Götter keine zureichende Ursache sein?

Aristodemos. Ich weiß darauf nichts zu antworten. Da aber die Götter die höchste Weisheit besitzen, weshalb

sollten sie die Naturordnung nicht so eingerichtet haben, daß die äußerlich sichtbaren Ursachen ausreichen?

Sokrates. Du verlangst ein wenig zu viel von den Göttern und willst ihnen Vorschriften machen. Wenn sie die Naturgesetze so eingerichtet haben, daß ich Veränderungen in den Dingen vorzunehmen vermag, ohne daß die Ordnung dadurch gestört wird, warum soll dieselbe nicht auch für ein Eingreifen der Götter Raum geben?

Aristodemos. Ich muß es freilich zugestehen.

Sokrates. Wenn die Menschen-Veränderungen in der Umgebung vornehmen, so wird man meistens annehmen, daß sie damit einen vernünftigen Zweck verfolgen?

Aristodemos. Die Menschen handeln zwar nicht immer vernünftig, aber meistens wird es ja wohl so sein.

Sokrates. So müssen wir von den Göttern noch mehr annehmen, daß sie nur um der weisesten Zwecke willen zuweilen eingreifen. Daß sie aber um der Naturgesetze willen nicht sogenannte Wunder zu tun vermöchten, können wir nicht zugeben, wenn wir an die Existenz der Götter und ihre Kräfte wirklich glauben. Denn die Naturordnung verlangt nur für jede Erscheinung ihre zureichende Ursache. Freilich hängen damit noch wichtige Fragen zusammen, über die wir vielleicht, wenn es dir recht ist, ein andermal sprechen können.

Aristodemos. Sehr gern, lieber Sokrates. —

Kneisel

Das katholische Staatslexikon und die Syllabus-Kontroverse

1

Vor wenigen Monaten ist das von der Görresgesellschaft herausgegebene Staatslexikon in zweiter Auflage vollendet worden: fünf stattliche Bände im Umfange von durchschnittlich 1400 Spalten.*) Zusammen mit dem Kirchenlexikon, das in zweiter Auflage fertig vorliegt, und dem Konversationslexikon, dessen dritte Auflage im Erscheinen begriffen ist, schließt es den Ring katholischer Enzyklopädieen, die dem Katholiken eine Orientierung über die Fragen des kirchlichen und staatsbürgerlichen Lebens sowie der allgemeinen Bildung auf katholischer Grundlage ermöglichen. Die Redaktion der ersten Auflage lag in den Händen von Dr. Adolf Bruder, die zweite hat Justizrat Dr. Julius Bachem in Köln geleitet.

Die Einrichtung des Lexikons ist geschickt und praktisch. Bei größeren Artikeln ist die Disposition vorne an die Spitze gestellt, und Ziffern vor den einzelnen Abschnitten verweisen darauf. Sichtlich ist Wert darauf gelegt, dem Leser nicht nur die trockenen Tatsachen oder die Probleme vor Augen zu führen, sondern ihn zur Prüfung und eigenem Urteil zu veranlassen; dadurch kommt Leben und Wärme in die Darstellung. Wenn wir, was das Formelle angeht, einen Wunsch äußern dürfen, so wäre es der dringende nach einem Register, das in einem besonderen Hefte leicht nachgeliefert werden könnte. So zahlreich die Verweise sind, sie reichen doch nicht aus, um allenthalben schnell das Gesuchte finden zu lassen. So wird von selbst schwerlich Jemand ahnen, die protestantische Theologie unter dem Stichwort „Liberalismus“ behandelt zu finden; die ganze „Innere Mission“ ist unter „Wichern“ untergebracht, dagegen die Politik des Zentrums in verschiedenen Artikeln dargestellt. Ein gutes Register, in dem durch Sperrdruck die Hauptstellen herausgehoben wären, würde den Wert des Lexikons wesentlich erhöhen.

Die Artikel selbst sind sehr reichhaltig; wohl so ziemlich alle Fragen, die den Politiker im weitesten Sinne des Wortes angehn, Agrarpolitik, Sozial-, Kirchenpolitik eingeschlossen, sind behandelt. Sogleich am Anfange finden wir einen Artikel „Abgeordnete“, der deren Rechte und Pflichten klarlegt, weiter über Abrüstung, Absolutismus, Agrarwesen, Aktie, Archiv (mit einer guten Uebersicht über die einzelnen Archive), Belagerung, Bergwesen, Bürgerstand (mit einer Geschichte des Bürgertums), Chiffrierkunst, Ebenbürtigkeit, Einkommensteuer, Frauenfrage (hier auch die aktuelle Frage des Frauenstudiums behandelt), parlamentarische Geschäftsordnung, Gesundheitspflege, Hof, Hofstaat, Hofzeremoniell, Lehrlingswesen, öffentliche Meinung (hier eine gute Uebersicht über die Tagespresse), Post und Telegraphie, Raiffeisenverbände, Sonntagsfeier, Staatslexikon (hier eine Zusammenstellung enzyklopädischer Werke), Staatsprüfung (mit Angabe der juristischen Prüfungen selbst in China und Japan!), Volksbildung, Volksschule (hier schon Berücksichtigung des neuen englischen Gesetzes), Wahlrecht und Wahlfähigkeit. Sehr übersichtlich sind die statistischen Tabellen, so z. B. 1, 267 die hochinteressante Uebersicht über die Zunahme des Großbetriebes, oder unter China die Missionsstatistik, ferner die bevölkerungsstatistischen Tabellen unter Bevölkerung, unter Deutschland die Etattabelle. Unter Gast- und Schankwirtschaften finden wir eine statistische Uebersicht über den Alkoholverbrauch, unter Militärwesen Tabellen über die Entwicklung der Präsenzstärke die Armee, unter Orden eine Uebersicht über die Mitgliederzahl der einzelnen Orden (an der Spitze marschieren Franziskaner und Jesuiten). Zahlreich sind die Biographieen vertreten von Aristoteles an bis hin zu Windhorst; Augustin, Franz von Baader, Bellarmin, Fénelon, Fichte, Görres (ein wenig zu panegyrisch), Grotius, Haller, Hegel, Hobbes, Kant (hier setzt — sehr charakteristisch — die Kritik ein bei der Vernachlässigung der Spekulation, der Kluft zwischen theoretischer und praktischer Vernunft, und dann bei Kants Verwerfung des Eudämonismus), Lamennais, Leibniz, Lieber (von ihm hören wir zur Klarlegung seiner Motive beim Eintritt für das Flottengesetz: „ich rühme mich, das Flottengesetz zustande gebracht zu haben, aber der Beweis der absoluten Notwendigkeit für jede einzelne Forderung ist mir mit unwiderlegbarem Material erhärtet worden“), Manning, O'Connell und Andre haben ihren Artikel erhalten. Gut sind die Artikel über die einzelnen Länder und Staaten; nach einem Ueberblick über die Geschichte folgt die Darstellung der gegenwärtigen Verfassung unter besonderer Berücksichtigung der konfessionellen Verhältnisse. Etwas stiefmütterlich sind die sogenannten Sekten behandelt; wenn überhaupt, so finden sie nur in einem etwas summarischen Artikel „Religionsgesellschaften“ Erwähnung.

Ueber den inneren Wert der nationalökonomischen Artikel steht dem Nicht-Fachmann ein Urteil nicht zu; wenn nach dem Eindruck, der wohl mitunter, namentlich den statistischen Tabellen gegenüber, etwas mehr als Eindruck ist, und den (allerdings, soweit sie mir bekannt geworden sind, überwiegend katholischen) Rezensionen*) ein urteilendes Wort gesagt werden darf, so scheint die moderne Problemstellung berücksichtigt und die Darstellung zuverlässig zu sein.

Uns interessieren hier nur die kirchenpolitischen Artikel.

Und da sei es zuerst ganz offen ausgesprochen: das Staatslexikon ist ein katholisches Lexikon, so gut wie das Kirchen- und Konversationslexikon diesen Charakter tragen. Ein Vorwurf liegt darin selbstverständlich nicht; das Programm und Vorwort unterrichten darüber, und wer wollte der katholischen Bildung das Recht zu einem derartigen Nachschlagewerke bestreiten? Die Mitarbeiter sind ausschließlich Katholiken. Die Auswahl der Biographieen ist von katholischem Gesichtspunkte erfolgt: Bismarck z. B. erhält keinen Sonderartikel; das katholische Kirchenrecht ist sehr detailliert behandelt, und zwar sind „für die Beziehungen zwischen Staat und Kirche die feststehenden Prinzipien der kirchlichen Lehre und der katholischen Wissenschaft maßgebend“, und auch in den staatsrechtlichen Artikeln verrät die Problemstellung (z. B. das beständige Eingehen auf die Fragen des Naturrechts) den katholischen Ausgangspunkt. Das Alles ist nur natürlich. Dabei ist aber das Lexikon weit genug angelegt, um ein Ignorieren der evangelischen Fragestellungen oder auch der protestantischen Litteratur zu vermeiden. Wenigstens im Allgemeinen. Aufgefallen ist mir allerdings das Fehlen der Reuterschen Studien in dem Artikel „Augustin“,

*) Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 45 Lieferungen je 1,50 Mk.

*) Von protestantischer Seite ist mir nur die Anzeige von Rehm in der Frankfurter Zeitung Nr. 337 (1904) zu Gesichte gekommen.

der Jellinekschen Arbeiten in dem Artikel „Menschenrechte“, der darum nicht sehr glücklich ist. Und etwas eigenartig berührt es, in dem Artikel „Papst“ (von A. Bellesheim) besonders herausgehoben zu sehen, daß „auch A. Harnack“ den römischen Aufenthalt und Tod des Petrus annimmt; das erweckt doch ein wenig den Eindruck, zumal sonst im Lexikon die protestantische Theologie nicht nur nicht allzu lebhaft beachtet wird, sondern als „Liberalismus“ (Bd. 3, S. 1117) eine deutliche Zurückweisung erhält, als wenn sie nur als Eideshelfer brauchbar wäre. Es wirkt wie eine Ausnahme, wenn in dem von diesem Gesichtspunkte aus sehr interessanten Artikel von Schanz über „Kirche“ sehr deutlich der Einschlag der modernen neutestamentlichen eschatologischen Forschung zu spüren ist. Aber dem wird entgegengehalten werden, daß ein Staatslexikon kein theologisches Lexikon ist, und das mag man dann angesichts der im Allgemeinen zuzugestehenden Weite des Gesichtspunktes in staatsrechtlichen Fragen immerhin gelten lassen.

Nun aber hat gegen den katholischen Charakter des Staatslexikons, insbesondere gegen die kirchenpolitischen Artikel, Graf von Hoensbroech die schärfsten Anklagen erhoben, die sich bei jeder ihm gebotenen Gelegenheit fortsetzen. Im Dezemberhefte 1903 seiner Zeitschrift „Deutschland“ unter dem Titel: „Das Königlich Preußische Historische Institut zu Rom“ brandmarkte v. Hoensbroech das Staatslexikonals ultramontane Leistung, sprach ihm „echte konfessionelle Verbohrtheit“ zu und „echte Wissenschaftlichkeit“ ab (S. 278) — ein Urteil, das in Hoensbroechs neuester Schrift über den Syllabus in ebenso scharfer Form wiederholt ist. Hingewiesen wurde auf die zahlreichen jesuitischen Mitarbeiter und dabei als interessantes „Kuriosum“ erwähnt, „daß die meisten der am Staatslexikon mitarbeitenden Jesuiten nicht einmal Deutsche, sondern Ausländer sind — und doch will die unter Herrn von Hertling stehende Görresgesellschaft „die Wissenschaft im katholischen Deutschland pflegen“ (S. 268). Ueber diesen Hieb gegen die Ausländer und seine Ausnutzung kann man nur lächeln. Der Haß hat v. Hoensbroech blind gemacht. Welches internationale Materien bearbeitende Lexikon, welche internationale Zeitschrift kann denn die Ausländer entbehren? Die Protestantische Realenzyklopädie zählt deren eine ganze Menge, mit vollem Recht; über das kirchliche Leben in Holland z. B. wird ein Holländer den besten Bericht geben, über den amerikanischen Methodismus ein Amerikaner usw. Am „Archiv für Religionswissenschaft“ arbeiten Deutsche, Franzosen, Italiener, Engländer, Griechen mit: ist es darum nicht doch eine deutsche Zeitschrift, und die Realenzyklopädie nicht ein Werk deutscher Gelehrsamkeit? Und v. Hoensbroech darf nicht sagen: ein ausländischer Jesuit ist etwas Anderes als ein ausländischer Professor; er bemäkelt in jenem Zusammenhange die Mitarbeit von Ausländern als solchen am Staatslexikon.

Ein schwerer methodischer Fehler war es ferner, wenn v. Hoensbroech beständig die erste und zweite Auflage des Staatslexikons promiscue zitierte, ohne auf den grundsätzlichen Unterschied der beiden Auflagen aufmerksam zu machen. Seine Kraftstellen für den Erweis des ultramontanen Charakters des Staatslexikons sind — auch in der jüngsten Schrift über den Syllabus — in überwiegender Mehrheit aus der ersten Auflage gewonnen. Die Kölnische Volkszeitung hat v. Hoensbroech in verschiedenen Fällen auf sein eigentümliches Verfahren aufmerksam gemacht, trotzdem hat er es fortgesetzt und nur in einer Anmerkung seiner Schrift über den Syllabus, man muß wohl sagen: notgedrungen, folgende eigenartige Erklärung abgegeben:

> In der zweiten Auflage des Staatslexikons sind diese Aeußerungen allerdings weggefallen. Das einfache Auslassen ist aber nur eine Tatsache, die keinen grundsätzlichen Wert besitzt. Denn da die angeführten Stellen der ersten Auflage scharf umrissene Grundsätze von größter kirchenpolitischer Bedeutung aussprechen, so hätte die zweite Auflage, falls sie diese schwerwiegenden Grundsätze der ersten Auflage nicht mehr anerkennen wollte, ihren wesentlich veränderten grundsätzlichen Standpunkt kundgeben müssen. Das ist aber nicht nur nicht geschehen, sondern das „Staatslexikon“ bleibt auch in der zweiten Auflage an den verschiedensten Stellen den hierokratischen Grundsätzen getreu. (S. 87, die Sperrungen von v. H.)

Dem gegenüber sei Folgendes festgestellt:

1. Es ist wissenschaftlich unzulässig, nach Erscheinen einer zweiten Auflage Aeußerungen der ersten Auflage, die in jener fehlen, gegen den Autor zu verwerten. Mit dem Erscheinen einer zweiten Auflage ist die erste antiquiert, es sei denn, daß der Autor ausdrücklich sie in vollem Umfange aufrecht erhielte — was seitens des Herausgebers des Staatslexikons nicht geschehen ist.

2. Einer ausdrücklichen Erklärung des Autors über die Antiquierung der ersten und das wahre Verhältnis der beiden Auflagen bedarf es nicht, wenn sie auch im Allgemeinen üblich sein wird. Es ist Pflicht des Lesers, selbst den Unterschied der beiden Auflagen festzustellen. Man lese nur einmal das Vorwort zur dritten Auflage der protestantischen Realenzyklopädie; daraus wird man den Fortschritt der neuen Auflage gewiß nicht erkennen können.

3. gibt zum Ueberfluß das Staatslexikon ausdrücklich ein Programm seiner zweiten Auflage im Vorwort an. Nach der allgemeinen Erklärung, daß die Grundlage beider Auflagen dieselbe bleiben soll, finden wir den Satz (S. VI):

> Bei strenger Innehaltung des katholischen Standpunktes wird jedoch in einzelnen neuzeitliche staatliche Verhältnisse behandelnden Artikeln den Bedürfnissen der Gegenwart in höherem Maße Rechnung zu tragen, zwischen den katholischen Prinzipien und deren Anwendung auf die Gegenwart, zwischen feststehenden Lehren der Kirche und mehr oder minder autoritativen Schulmeinungen genauer zu unterscheiden sein. (Die Sperrung von mir.)

Unverkennbar für Jeden liegt hier das Neue der zweiten Auflage (so z. B. auch von Rehm in seiner Besprechung herausgehoben), und es bleibt schwer verständlich, wie v. Hoensbroech es fertig bringt, trotz dieses Satzes in kirchenpolitischen Fragen aus den Artikeln der ersten Auflage dem neuen Staatslexikon einen Strick zu drehen. Denn wenn irgend welche, so sind doch die kirchenpolitischen Artikel „neuzeitliche staatliche Verhältnisse behandelnde“! Hier hätte also gesagt werden müssen, z. B. in puncto Syllabus, den in erster Auflage der Jesuit Biederlack, in zweiter der Tübinger Universitätsprofessor Schanz behandelt hat: „diese schroffe Ansicht vertritt das Staatslexikon gegenwärtig nicht mehr“, aber nicht: Staatslexikon ist Staatslexikon, nämlich Ultramontanismus, und der ist immer derselbe! Gerecht wird der neuen Auflage des Staatslexikons nur der, welcher es auf sein neues Programm prüft, d. h. nach der Fragestellung: Ausgleich zwischen katholischen Prinzipien und ihrer Anwendung auf die Gegenwart, Unterscheidung zwischen Lehre und Schulmeinung. Machen wir diese Probe!

Walther Köhler

Zum Streit der Richtungen

Vorbemerkung des Herausgebers. Der Fall Fischer — und neuerdings dazu der Fall Heyn — hat sich in der Redaktion durch eine Fülle von Briefen und Artikeln bemerklich gemacht, die zu drucken oder öffentlich zu beantworten nicht möglich ist. Viel zu sehr ist unter dem Druck der Ereignisse die Christliche Welt in diesem Vierteljahr „Kirchenzeitung“ geworden. Kurzen Bescheid aber möchten wir doch auf manche Zuschriften tun. In diesem Sinne wollen die Leser heute die folgenden kurzen Sätze hinnehmen.

1. Wir bleiben in der Kirche. Der freie Protestantismus ist seit zweihundert Jahren in der Kirche eingewurzelt und verankert. Seit hundert Jahren erweist sich Schleiermacher als der alle Richtungen der Theologie am stärksten bestimmende Lehrer. Er war nur auf dem Boden des freien Protestantismus möglich.

(Die Landeskirche zwar hat nur relativen Wert. Bestünde neben ihr eine lebendige Freikirche, so würde das dazu dienen, unsre kirchlichen Zustände gesünder zu machen. Es scheint, als könnte nur eine Freikirche unsre sozialdemokratischen Massen bei der Religion erhalten oder für sie zurückgewinnen. Aber das hat mit der Krisis, die in den Lehrprozessen zu Tage tritt,

direkt Nichts zu tun. Diese Krisis sind wir entschlossen auf dem Boden der Landeskirche zu überwinden.)

2. Unsre Altgläubigen haben an uns schwer zu tragen, das wissen wir. Es ist der alte Kampf zwischen Vätern und Söhnen. Wir sind erwachsene Söhne und begehren trotz unsrer selbständigen Entwickelung Heimatrecht im Vaterhause. Hier sind wir geboren, hier erzogen, hier geworden was wir sind. Unsre Altgläubigen sollen nicht nur Pietät von uns erwarten (die wollen wir ihnen gern leisten), sondern daran gedenken, daß sie auch uns Pietät schuldig sind. Denn Pietät sind auch Eltern ihren Kindern schuldig.

3. Es gibt nur Eine Wahrheit und nur Ein Evangelium. Es gibt Grenzen, hinter denen das Christentum aufhört. Aber sie sind so wenig mit den Mitteln des Rechts zu bestimmen wie mit den Mitteln der Geographie. Die Meisten ziehen die Grenze der Lehr- und Glaubensfreiheit in der Kirche dort, wo ihre eignen Ketzereien aufhören. Wir nicht. Die Grenze des in der Kirche Erlaubten zu bestimmen ist ein Problem, eine Aufgabe. Konsistorien und Synoden sind ihr absolut nicht gewachsen. Das Interesse der Kirche ist bisher am besten aufgehoben bei der Gewissenhaftigkeit ihrer Diener und bei der Kontrole, die die Gemeinde unwillkürlich ausübt.

4. Man fragt mich besorgt: Wie, wenn ein Pastor oder Professor katholisch lehrte? Würdest du die auch dulden?

Antwort: es gibt genug Theologen und Kirchenmänner, die katholisieren, ohne es zu wissen, und sogar Hüter des evangelischen Wesens zu sein glauben. Man soll sie nicht anders überwinden als mit innern, geistigen Kräften. Im übrigen steht für den, der mit Bewußtsein katholisch ist, die katholische Kirche offen und er wird seinen Weg hinüber finden. Der freie Protestantismus aber hat keine Kirche, in der er leben könnte, außer der evangelischen, die ihn geboren hat.

5. Es mag unumgänglich sein, den Streit der Richtungen in unsrer Kirche auszukämpfen. Unberechenbare Ereignisse und Personen zwingen immer wieder dazu, auch wenn die Mehrheit hüben und drüben den Streit nicht will. Aber vergessen wir nicht: es ist unter allen Umständen ein Streit Weniger. Mögen diese Wenigen auch nach Tausenden zählen: das Gros unsers evangelischen Volks, unsrer Gemeinden, unsrer Mitchristen versteht den Streit nicht und will ihn nicht. Das muß die Lust am Streit als solchem, wo sie Oberhand gewinnen will, fesseln, legt aber vor allem unsern Kirchenbehörden ernste Verpflichtungen auf. Sie sollen es halten, wie wir es von der Regierung verlangten jetzt gegenüber dem sozialen Kampf im Ruhrkohlengebiet.

R

Verschiedenes

Schillerpredigten. Wir nahmen in unsrer Nr. 1 Notiz davon, daß Pastor Burggraf in Bremen für dies erste Halbjahr 1905 Predigten über Schiller angekündigt hatte. Sein Programm lag uns vor, und wir mußten sagen: „Es ist ein sehr feines Programm." Aus den einleitenden Worten zu diesem Programm geben wir hier einige Sätze wieder:

„Schiller ist viel mehr gewesen als ein Schöpfer ästhetischer Werte. Er hat uns bereichert und gefördert auch in dem Heiligsten unseres Lebens, in unserm christlichen Besitzstande. Wie wenig zwar die Religion als solche in seinem Wesen zutage tritt, so ist doch sein ganzes poetisches Schaffen eine vergeistigende und veredelnde Weiterbildung des in der Reformation uns erstandenen deutschen Glaubens. Luther und Schiller, zwei so verschiedene Naturen, sind im Plane der Vorsehung ein einziger Gedanke; und dieser Gottesgedanke drängt auf eine Kirche, die auch den Dichter als eine leuchtende Lebensoffenbarung ihres Herrn erfaßt und sich zu einem Christentum bekennt, in dem der religiös tiefe und innige Luthergeist und der humanistisch geklärte und hochgestimmte Schillergeist sich in Eins verweben sollen. Von dieser Ueberzeugung getragen, werde ich demnächst eine größere Anzahl der Dichtungen Schillers auf der Kanzel behandeln. Es werden das also nicht litteraturgeschichtliche und ästhetische Darbietungen sein, sondern im Dichterworte die Verkündigung Christi und seines Evangeliums."

Die Sache interessierte uns um so mehr, als bereits früher die Forderung Sulzes, neben der „Kultuspredigt" die „Geschichtspredigt" zu pflegen, unsre Aufmerksamkeit erregt hatte. Ein Beispiel dafür haben wir 1903, Nr. 1, gebracht, und zwar eine Predigt von Sulze selbst über den dreißigjährigen Krieg. Ein Wagnis ist dergleichen immer; es kommt Alles auf die Ausführung an und ob die Vorbedingungen gegeben sind für eine gesegnete Aufnahme in der Gemeinde. Das Wagnis Burggrafs war umso größer, als er ein ganzes halbes Jahr lang seine Predigten diesem Stoff widmen wollte. Aber in Bremen hat man schon Vieles tun können, was anderswo unmöglich wäre. So schrieben wir weiter: „Auf dem Boden Bremens mag solch ein Unternehmen weniger Wagnis sein als sonstwo. Und es ist gut, daß es Kirchen gibt, in denen der Versuch möglich ist." Kann man zurückhaltender Etwas begrüßen, wofür man sich interessiert?

Während die Christliche Welt so zu den Schillerpredigten Burggrafs, mit dem Reichsboten zu reden, „ihren Segen gab," gaben andre Blätter ihren Fluch dazu. Uns schien darauf das Beste, Herrn Pastor Burggraf um eine dieser Predigten zu bitten, damit unsre Leser sich ein besseres Urteil bilden können. Herr Pastor Burggraf war so freundlich, uns seine Predigt über die Räuber zu schicken, die dritte der ganzen Reihe und gewiß nicht die leichteste: unsre Leser finden sie in der heutigen Nummer. Ich hoffe, wir können später noch eine bringen.

Niemand, auch Herr Pastor Burggraf nicht, denkt daran, den Bibeltext für den regelmäßigen Predigtdienst an der Gemeinde abschaffen zu wollen. Es ist auch keine Gefahr, daß die Prediger das tun werden. Sie sollten bald merken, was für eine unerschöpfliche, unentbehrliche Fülle für die religiöse Rede ganz allein im Bibelwort ruht. Aber man lasse doch endlich den Individualitäten Raum! Man gestatte doch, daß Jeder mit seiner Gabe dient! Hat Pastor Burggraf die Gabe, auf diese Weise seine Gemeinde und Viele darüber hinaus zu erbauen, so lasse man ihn doch in Gottes Namen seine Pflicht tun! Denn so Jemand weiß Gutes zu tun und tut es nicht, dem ist es Sünde: er wäre kein guter Haushalter, wenn er nicht so täte. Man sage nicht: Dafür sind Vorträge da. Nein, er will nun einmal nicht über Schiller Vorträge halten, er will über ihn predigen! Er will über ihm Gottes Wort verkündigen! Er will die Kultusgemeinde dabei um sich haben. Er will die stete Verbindung herstellen und wachhalten zwischen diesem vorübergehenden Sondergegenstande und dem großen bleibenden Einen Hauptgegenstande christlicher Predigt.

Also begeistre ich mich besonders für Schillerpredigten? Ich mute Niemandem zu, welche zu halten, und werde keine halten. Schillerpredigten sind übrigens gelegentlich auch sonst gehalten worden und um Schillers Todestag wird von selber auf vielen Kanzeln Schillers gedacht werden. So tut Burggraf nur gründlicher, tiefer, fördernder, wovon all diese Schillerprediger am 7. Mai 1905 doch wohl auch einige Erbauung und Förderung ihrer Gemeinde sich versprechen werden. Ich weiß freilich eine Stadt der Intelligenz, wo in keiner der drei Kirchen am 5. Februar Speners gedacht worden ist. Ich halte das geradezu für ein Unrecht. Will man denn die Vergangenheit unsrer Kirche nur kirchenpolitisch im Munde führen, nicht aber pflegen und lebendig erhalten? Nicht weniger Tradition, sondern mehr brauchen wir. Davon ein ander Mal. Hier im Falle Burggraf kommt es mir vor allem Andern darauf an, der Individualität mit ihren besondern Gaben Luft und Freiheit schaffen zu helfen im evangelischen Gottesdienst. Ist ein Charisma da, so ist es für den evangelischen Gottesdienst gerade gut genug. Allen homiletischen und dogmatischen Vor-Urteilen zum Trotz.

Dies unsre Meinung damals in Nr. 1 und heute noch. Das letzte Urteil haben die Leser der Predigt und noch mehr die Hörer der ganzen Reihe in der Ansgariikirche.*)

R

Ueber konfessionelle Verbindungen und akademische Freiheit. Der Kampf gegen die farbentragenden katholischen Verbindungen hat sich über Nacht in einen Kampf um die akademische Freiheit verwandelt. Wenn den Agitatoren wider jene Verbindungen darum zu tun war, Unruhe in unsere studentischen Verhältnisse zu bringen, dann haben sie ihren Zweck erreicht. Man kann sein Bedenken haben wider den katholischen Couleurstudenten und wider bestimmungsgemäß konfessionelle Verbindungen überhaupt. Aber sie bestehen schon seit Jahren, und man darf auch dies unter den Begriff der akademischen Freiheit mit befassen, daß es den Studierenden erlaubt ist, wenn sie wollen, konfessionelle Korporationen zu schaffen. Wir in Marburg haben drei katholische Verbindungen, zwei nichtfarbentragende, 1881 und 1899 gegründet, und eine farbentragende, 1879 (!) gegründet. Man kann Korporationen, die 25 Jahre lang bestehen, nicht plötzlich für unakademisch erklären; ihr Schutz gehört vielmehr mit zur „akademischen Freiheit". Die Agitation gegen die katholischen Verbindungen widersprach dem, was die akademische Freiheit sich selbst schuldig ist, nämlich der Ehrfurcht vor dem Herkommen; und sofern sie von außen

*) Das Bremer Kirchen-Blatt Nr. 6 ging uns erst zu, nachdem wir Obiges geschrieben hatten. Mit dem Herrn Verfasser des einschlägigen Artikels dort läßt sich ja sehr wohl diskutieren. Aber seine Schlußlosung: „Dichterworte gehören auf das Katheder, auf die Kanzel Gottes Wort" gibt doch in diesem Falle keine Entscheidung. Denn es handelt sich um Dichterworte unter Gottes Wort gestellt. Es handelt sich um einen Anspruch, im Namen evangelischen Christentums und im Namen der Gemeinde vor aller Welt erhoben: Schiller ist unser! Ob und wie der Prediger diesen Anspruch durchsetzen kann, das ist nun die Frage, auf die allein sein Werk selbst Antwort geben mag. Ihm in den Arm zu fallen, ehe er noch seine Arbeit getan hat, liegt kein Grund vor. Und was uns an den voreiligen Gerichtshöfen so anwidert, ist der Kampf gegen das Ungeborene.

in die Studentenschaft hereingetragen wurde, kann man sie nur verurteilen.*)

Inzwischen haben die Studenten der preußischen Universitäten sich stillschweigend zu diesem unseren Standpunkt bekannt und die konfessionelle Agitation abgelehnt. Aber ein in Hannover gefallenes oder mißverstandenes Wort hat einen Streit um die akademische Freiheit an sich entfacht, und das Feuer brennt immer heftiger. Es wächst sich zu einem sogenannten „Prinzipienstreit" aus, und solche Prinzipienstreitigkeiten sind das Hoffnungsloseste, was es unter Studenten geben kann. Möchte es allen beteiligten Instanzen gelingen, die Verhandlungen aus dieser Sackgasse wieder herauszubringen. Daß der deutsche Student bisher an der äußeren und inneren Politik sich nicht beteiligte, war ein großer Vorzug; er will es gar nicht anders haben; er wird auch leicht einsehen, daß er sich an dem konfessionellen Kriege nicht aktiv beteiligen kann, mag er auch für Beides sich persönlich nach Herzens Lust interessieren dürfen. In dieser Richtung würden gewiß positive Zugeständnisse und Zusicherungen von den Studenten zu erlangen sein. Aber das Panier der „akademischen Freiheit" soll man möglichst bald außer Spiel setzen, sonst wird das Element der Unruhe und Opposition, vor dem man die Studentenschaft bewahren möchte, geradezu in ihr großgezogen. R

Kleine Mitteilungen. Das Gespräch des Sokrates in heutiger Nummer ist der erste von mehreren Artikeln verschiedener Verfasser, die sich mit dem Wunder befassen, zum Teil in Anlehnung an die Kontroverse in Nr. 36 und 47 d. v. J. —

Von Herrn Pastor Mauritz in Bremen ist auf meine Worte in Nr. 5 Sp. 105 und auf meinen Geleitbrief dazu keine Antwort eingegangen. Warum nützt er nicht eine so loyale Veranlassung, sich zu erklären? Inzwischen hat der Reichsbote Stücke aus einer Predigt veröffentlicht, von denen wir gern hoffen möchten, daß sie so nicht gesprochen sind. Wäre es doch der Fall, so wäre es der reine Wahnwitz, so auf einer christlichen Kanzel zu reden. Wir rufen nicht nach Disziplin; wir möchten Nichts lieber, als daß die freie Gewissenhaftigkeit der Person sich bewähre. Hat denn Herr Pastor Mauritz keine Freunde, die ihm dazu helfen? —

Die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung Nr. 6 bringt eine lange beherzigenswerte Erwiderung auf meinen Artikel in Nr. 5 unter dem Titel: „Der Streit um die neue Religion." Uns selber ist aus dem konservativ-kirchlichen Lager ein Artikel zugegangen, der die Erörterung in die gleiche Bahn weist. Wir werden dies Manuskript gern drucken und dann seinem Verfasser und der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung zusammen Rede stehn. —

Es war eine große Stunde, als der Riesenstreik im Ruhrkohlengebiet aufgehoben wurde. Und es wäre ein Schauspiel für Götter und Menschen gewesen, wenn die 200 000 Arbeiter darauf hin wie Ein Mann tapfer wieder zur Arbeit gegangen wären. Bedenkt man, wie undisziplinierte Elemente in diesem Arbeiterheere mit drin sind, wie viel Jugendliche zumal, so wundert man sich nicht, daß die ausgegebene Losung an verschiedenen Orten großer Aufregung und heftigem Widerstand begegnete. War doch etwas Greifbares durch den Streik nicht erreicht, der äußere Anschein der Niederlage für die Nächstbetroffenen die Wirklichkeit selber. Für den Weiterschauenden, Weiterhoffenden ist durch diesen Streik Großes erreicht, mehr als seit lange mit gleicher Waffe erkämpft wurde. Und auch die Arbeiter würden in einigen Tagen sich beruhigt und die Einmütigkeit des Handelns wiedergewonnen haben, hätten nicht die Zechenherren zum teil ihrer Siegerlaune freien Lauf gelassen und hätte nicht die ihnen ergebene Presse die Arbeiter in unverantwortlicher Weise zu reizen fortgefahren. Hierüber wird zum Schluß der ganzen Episode mehr zu sagen sein. Heute nur noch die Bitte: Helft und steuert weiter! Die Not unter den Arbeitern wird jetzt erst groß werden; denn wenn sie auch ihre Arbeit wiederbekommen, erhalten sie erst in vier Wochen den nächsten Lohn. Und etliche bekommen, wie es scheint, nicht einmal Arbeit. R

Quittung

Für die Streikenden im Ruhrgebiet: 60 Mk. gesammelt auf einer Konferenz evangelischer Pfarrer des Großherzogtums Hessen; 50 von N N, Marburg; 40 durch H St, Leipzig; 35 von A v D, Oberau; 20 von B, Marburg; je 15 von C K, Marburg; K, Princkenau; durch Sdd vom Aacher Kranz; 12 von E P, Hamburg; je 10 von K, Marburg; H, Marburg; H, Ludwigsburg; F G, Leipzig; aus Waldmichelbach; je 5 von T, Frankfurt a. M.; W B, Marburg; L S, Soest; v O in F; Pfarrhaus Wirges; O St, Maua; H W, Marburg; zwei Freunde in D; N W, Frankfurt a. M.; N D in L; 4,75 von Sch, Bergenhusen; je 4 von Sch, Holle; A H, Leipzig; je 3 von B, Rotenberg; R, Oppershausen; H T, Hannover; K, Gartz; L, Al. Gnie; H E, Merklingen; A B, Pleß; 2,50 von Studenten aus Marburg; je 2 von W G in N-J; H M, Friedeberg; 1,50 aus einer studentischen Kasse, Marburg; je 1 von J, S, B in Affolterbach; F, Elbing; N N, Marburg; v B, Buchholz.

Für das Waisenheim in Transvaal: 10 Mk. von A, Wildungen; 3 von A N, Haarzopf; 1,50 von v B, Buchholz.

Für die Evangelischen in Oesterreich: 5 Mk. von E, Schönbach; je 3 von H D, Lehe; P L, Pouch.

Für das notwendige Liebeswerk: 15 Mk. von P, Eppendorf; 7,60 von v G, Nervi; je 6 von B M, Freiberg; F Th, Kamenz; 3 von A N, Haarzopf.

Für denselben Zweck gingen bei Herrn Pfarrer Stier in Alten bei Dessau ein: je 10 Mk. von N, Heidelberg; v O, Freiburg; je 5 von G, Chemnitz; B, Schramberg; H, Nienburg; B, Helmstedt; je 3 von Th K, Darmstadt; B, Flarchheim; H, Drosa; W, Jena; B, Hennstedt; 1 von H S, Wissek.

Herzlichen Dank! D H

*) Als vor drei Jahren die übrige Marburger Studentenschaft in einen Konflikt mit der farbentragenden katholischen Verbindung geriet, standen die beiden nichtfarbentragenden katholischen Verbindungen wider sie mit der übrigen Studentenschaft zusammen. Auch bei den neuesten Kundgebungen stehen dieselben beiden zum Ganzen. Das beweist, daß das konfessionelle Moment als solches unter unsern Studenten auch heute nicht das trennende zu sein braucht.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Dienstag 28. Februar: Gehirn und Seele. (Dr. med. Erwin Hoehl)

Dresden. Mittwoch 1. März 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Worin suchen wir Menschen von heute das Wesen der Religion? (Klepl)

Görlitz. Donnerstag 23. Februar 8 Uhr Hotel zur Krone: Offenbarung. (Schian)

Hamburg. Freitag 10. März 8 Uhr Tucherhaus, Jungfernstieg 39/40: Unbewußtes Christentum.

Magdeburg. Mittwoch 8. März 3 Uhr im Stadtmissionshause, Hasselbachstr. 1: Die Religionsgeschichte in der Theologie.

Marienburg W. Pr. Mittwoch 22. Februar 4 Uhr in der Aula des Kgl. Gymnasiums Evangelisch-wissenschaftliche Vereinigung: Wert und Unwert der Beweise für das Dasein Gottes. (Prof. D. Schulze-Königsberg)

Plauen i. V. Dienstag 21. Februar 8 Uhr bei Trömel: Was macht eine Predigt für mich wirksam? (von einem Laien)

Stuttgart. Montag 27. Februar 7 Uhr im Herzog Christoph: Die vier Evangelien. (Stadtpfarrer Esenwein-Markgröningen)

Chronik der Christlichen Welt
Verlag von J. C. M. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen
Nr. 6.
Akten zum „Fall Heyn".

Man verlange
Probenummern
der Christlichen Welt
vom Verlag.

Kleiderraffer

Um einer durch eine lange Reihe völlig unverschuldeter Unglücksfälle in tiefe Bedrängnis versetzten Familie eine Erleichterung zu verschaffen, ist ein, unter gesetzlichem Musterschutz stehender, über die Schulter zu tragender Kleiderraffer in den Handel gebracht worden. **Herr Friedrich Steffen in Niesky O. L.** ist gern bereit, gegen Einsendung von 90 Pfg. ein Exemplar in schwarz oder weiß portofrei zu versenden. Wiederverkäufer erhalten den üblichen Rabatt.

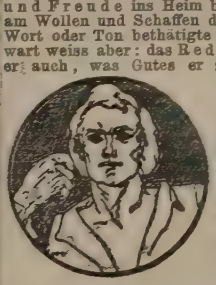
Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, Bildende u. angew. Künste

Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten. Mit Bildern und Notenbeilagen.

Herausgeber: FERDINAND AVENARIUS.

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den Ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.



Abonnementspreis Mk. 3.50 f. d. Vierteljahr

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Am Sonntag den 5. Februar morgens ist unsere geliebte Tante, die Witwe des ehemaligen Seniors Dr. theol. **Eduard Steitz,**

Frau **Caroline Steitz**

geb. **Rehbock,**

im 83. Lebensjahre zu Frankfurt a. M. sanft entschlafen.

Professor D. **Otto Ritschl** *in Bonn*
Professor Dr. **Alexander Ritschl** *in Freiburg*
Frau Professor **Auguste Weiss** *geb. Ritschl in Marburg*

Sofort cand. min. als Hilfsgeistlicher gesucht. Gehalt monatlich Mk. 150. Angebote und Anfragen erbeten an
Pfarrer **Schwemking,**
Rombach (Lothr.)

Venedig Damenhospiz. **Campo S. Angelo.** Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Das Suchen der Zeit: II.
2.40 Mk. Besprochen: „Chr. W." 1904, Nr. 51. Zur Ansicht i. d. Buchhandlungen

---

Lausanne

Gute Aufnahme finden 1 oder 2 Studierende, die Französisch lernen wollen, für das Sommersemester in einer Familie, die in schönem Vorort vor Lausanne wohnt. Anfragen unter **R. B.** an die Expedition d. Bl.

Höhere Privatschule Halle i. W.

Sexta bis Obertertia einschließlich, städtisch subventioniert, sucht zu Ostern **Ordinarius der Quarta.** Angenehme Stellung. Kündigung 2 monatlich zum 1. Oktober und 1. April. Gehalt 1. Jahr 1500, 2. Jahr 1600, 3. Jahr 1800 Mk.

Cand. min. oder **theol.**

wollen Zeugnisse, auch über unterrichtliche Tätigkeit, mit Angabe der Militärverhältnisse senden an

Chr. Frederking, Rektor

Arbeiten und nicht verzweifeln

Auszüge aus den Werken Thomas Carlyle's. In den Buchhandlungen zur Ansicht: vornehm geheftet 1.80 M. Verlag Langewiesche, Düsseldorf. Aufl. bisher:

40 Tausend

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten
über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das
Nachrichten-Bureau
Adolf Schustermann
BERLIN O. 27
Illust. Broschüre, Referenzen etc. gratis und franko

Institut Scheu-Hörttrich,
Bensheim (Bergstr.)

Zu Ostern finden noch einige junge Mädchen freundliche Aufnahme zur gründlichen Erlernung von Küche, Haushalt und Handarbeiten. Auf Wunsch Wissenschaften, fremde Sprachen, Musik. Eigenes Haus mit großen Räumen, Veranda und Garten am Hause. Näheres Prospekt durch die Vorsteherin.

Alkohol-
Entziehung durch Land-Aufenthalt in abstinenter Umgebung. Preis 6 Mk. pro Tag. **Arzt: Dr. med. G. Keferstein.** Prospekte frei durch **Alfred Smith**
Rittergut Niendorf am Schallsee bei Ratzeburg.

Tambach i. Th.

Evangelisches Landtöchter-Pensionat Sonnenblick

in herrlicher Gebirgslage für Töchter gebildeter Stände. **Gründliche** Ausbildung in der Hauswirtschaft, Handarbeit und Gartenbau. Weiterführung in Wissenschaften, Anleitung in christliche Wohlfahrtspflege, Aneignung feiner Formen, **sorgfältige** Körperpflege (Sportplatz, Bäder). **Individuelle christliche** Charakterbildung. Pfarrtöchtern **Ermäßigung.** Empfehlungen: **Frau Professor Kuhlenkampff, Excellenz v. Strubberg,** Berlin. **Frau Oberin Wolff,** Tambach. Prospekte sendet die **Vorsteherin Helene v. Guretzky-Cornitz.**

In unserm Verlage erschien:

Vorbrodt, Past. G., **Beiträge zur religiösen Psychologie:** Psychobiologie und Gefühl. M. 3.60.

A. Deichert'sche Verlagshdlg. (G. Böhme) Leipzig

„Die Hilfe"

Nationalsoziale Wochenschrift

Herausgeber D. **Fr. Naumann**

Preis: Mk. 1,50 vierteljährlich

Die „Hilfe" vertritt die gemeinsamen Interessen von Arbeit und Bildung in Stadt und Land, hat auf politischem, wirtschaftlichem und unterhaltendem Gebiet hervorragende und angesehene Mitarbeiter, ist frisch, leicht und anregend geschrieben und überall verbreitet.

Bestellungen nimmt jede Postanstalt oder Buchhandlung entgegen, Probenummern versendet auf Wunsch gerne gratis

die Geschäftsstelle der „Hilfe"
Berlin-Schöneberg

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung Leipzig

Theologische Literaturzeitung

Herausg. **Harnack** und **Schürer**

Nr. 3. van den Bergh van Eysinga, Indische Einflüsse auf evangelische Erzählungen (Oldenberg). — Kennedy, The Note-Line in the Hebrew Scripture commonly called Paseq (Beer). — d'Eyragues, Les Psaumes, traduits de l'Hébreu (Beer). — Tennant, The sources of the doctrines of the fall and original sin (Clemen). — Völter, Die apostolischen Väter neu untersucht. I. Teil (Knopf). — Schermann, Eine Elfapostelmoral oder die X-Rezension der „beiden Wege" (von der Goltz). — Schiwietz, Das morgenländische Mönchtum, I. Bd. (von der Goltz). — Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, IV. Teil (Brandi). — Archiv für Reformationsgeschichte, herausg. von Friedensburg, I. Jahrg. (Bossert). — Rockwell, Die Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen (Virck). — Heinrich Bullinger's Diarium, herausg. von Egli (Bossert). — Réville, Histoire du dogme de la Divinité de Jésus-Christ (Lobstein). — Kunze, Die ewige Gottheit Jesu Christi (Lobstein). — Mezger, Rätsel des christlichen Vorsehungsglaubens (Niebergall) — Ragaz, Du sollst (Niebergall).

Die Freunde der „Chr. Welt" wollen es mir gestatten, für etwaigen Bedarf an Moselwein unsere

Kellerei Wolfer Waisenheim
Wolf a. d. Mosel

in freundliche Erinnerung zu bringen. Dieselbe ist aufrichtig bemüht, allen berechtigten Ansprüchen gerecht zu werden; sie arbeitet auf streng geschäftlicher Grundlage und scheut keine Konkurrenz. Wer bei uns bezieht, dient sich selbst am besten, wendet nur den üblichen Händlergewinn einer gemeinnützigen Sache zu.

Bestellungen von Preislisten oder Probekisten **nur** an obige Firma. — Es bittet um der Kinder willen

Wolf a. d. Mosel, Station: Traben-Trarbach
Superintendent **Berensbruch**

Töchter-Pensionat

für In- und Ausländerinnen. Gediegene Ausbildung in Wissenschaften und Fremdsprachen, Vorträge von Professoren der Hochschule über Literatur, Kunstgeschichte und Naturkunde. Ernste Musikpflege. Besuche guter Konzerte, Theater und Kunstsammlungen. Malen, feine Handarbeiten, Tanzen und Tennis. Auf Wunsch gründliche Ausbildung im Haushalt. Geprüfte deutsche, französische und englische Lehrerin im Hause. Angenehmes Familienleben. Beste Referenzen. Prospekte durch die Vorsteherin.

Frau Dr. M. Nagel
Darmstadt, Victoriaplatz 9

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine Beilage (Der Tag) von dem Verlag August Scherl in Berlin

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 8 Marburg i. H., den 23. Februar **1905**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Altes und Neues — Eine Vorlesung — Das katholische Staatslexikon und die Syllabus-Kontroverse. 2 — Stimmen kirchlicher Laien zum Konsistorialbescheid in Sachen Fischer. Erste Hälfte — Warum wir Naturwunder ablehnen — Arbeiterverkehr — Verschiedenes: Michel Kohlhas (Prellwitz); Die Erben (Brachvogel); Klaus Winkler (Jobst); Erbaulich? Pfarrer Mörike; Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Altes und Neues

Ein jeglicher Schriftgelehrter, zum Himmelreich gelehrt, ist gleich einem Hausvater, der aus seinem Schatz Neues und Altes hervorträgt.

Matth. 13, 52

Leute unserer Art werden in der christlichen Gemeinde oft gründlich mißverstanden. Weil wir die Steine etwas anders behauen, erklärt man, wir wollten überhaupt nicht mehr bauen. Wir haben aber einen wahren Hunger nach dem Alten, nach den Tiefen des alten Evangeliums, nach dem Hausbrot der alten Erbauungsschriften, nach der kernhaften Art und Sprache der Väter. Wir spüren, daß dort Gold und Edelgestein zu holen ist, unverloren, sich nicht abnutzend, so lange die Erde stehet und Menschen auf ihr wandeln.

Der Gelehrte tritt zu uns und sagt: Geh mit mir zurück in die alten Zeiten. Wenn doch lieber der Glaubensmann vor uns stände, der die Seele der alten Zeit in die neue hineinversetzt, die guten Geister der Gegenwart weckend, die bösen bannend! Auch das Alte war einst neu und darum eindrucksreich: es muß mir so geboten werden, daß es mir neu erscheint, wie am ersten Tag.

Ach, wer diese Kunst so recht besäße, die Kunst, die Dinge des Glaubens der Vergangenheit neu zu machen! Die Einen sind am Alten, und trotz allem Drehen und Wenden bringen sie es nicht fertig, es vom Tod zu erwecken. Die Andern sind am Neuen, und schmerzlich empfinden wir, daß es eben nur neu ist und nicht mehr. Die Einen leben zu viel in der Vergangenheit, die Anderen zu viel in der Gegenwart. In die Tiefe steigen die Einen und bringen doch Nichts herauf; auf der Oberfläche wandeln die Andern und haben keine Vorstellung, was der Grund birgt, auf dem ihre Füße schreiten.

Das war doch wunderbar bei Jesus: das ewig Wahre, ewig Gehaltvolle, wie wenn es eben erst das Tageslicht erblickt hätte, und das Allerneueste so tief, so gewaltig, als wäre es das Urälteste. Jesus Christus war der Modernste und lebte doch in unbeschreiblich lebendiger Fühlung mit den ältesten Zeiten, mit ihren Propheten und Gerechten. Sie studieren mit heißem Bemühen hat seinen Segen. Er aber hat sie nicht bloß studiert: er saß einfach mit ihnen zu Tische, oben an, und aß mit ihnen von des Vaters Brot und trank mit ihnen aus des Vaters Kelch. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft verschwinden vor ihm und seinem Wort, Ewigkeit wird hier Zeit und Zeit wird hier Ewigkeit.

Nur Etwas, nur ein klein wenig von diesem Jesusgeist, mit souveräner Freiheit durch die großen Vorratskammern des ewig reichen Gottes zu schreiten und den Bedarf zu decken, aus Altem und Neuem die göttliche Wahrheit als eine gegenwärtige, notwendige, selbstverständliche sich und Anderen hinzustellen! Nur ein klein wenig mehr Vergangenheit im Sinn einer inneren Verbundenheit mit ihrem Glaubens-, Lebens- und Leidensschatz, und nur ein klein wenig mehr Gegenwart in dem Sinne, daß keine Zeit sich neigen darf, ohne daß die Fußspuren des lebendigen Gottes sichtbar geworden wären!

W

Eine Vorlesung

Vorbemerkung des Herausgebers. Mit dieser Vorlesung eröffnete Professor Harnack ein Kolleg über „Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte" für Studierende aller Fakultäten, das er im Sommersemester 1904 an der Universität Berlin gehalten hat.

In diesen Morgenstunden soll uns eine große und schwierige Aufgabe vereinigen: die Untersuchung der Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte. D. h. wir wollen in Grundzügen feststellen, was wir von Jesus Christus wissen können — von ihm selber, nicht von der Staffage und den Koulissen seines Lebens; denn von diesen zu handeln, dazu fehlt uns die Zeit. „Was wir von ihm wissen können" — um exaktes Wissen handelt es sich. Exaktes Wissen ist ein Wissen, welches durch die Art, wie es gewonnen ist, sich die Anerkennung zu erzwingen und gegen jedes andre, vermeintliche Wissen sich zu behaupten vermag. Wenn ein Wissen zur Wissenschaft wird, entsteht regelmäßig eine Krisis. In dieser Krisis befinden wir uns in Bezug auf die Grundlagen der christlichen Religion schon seit einer geraumen Zeit. Aber man darf wohl sagen, daß erst in der Gegenwart die störenden Elemente energischer weggeräumt sind, die es nicht zu einer reinen wissenschaftlichen Erkenntnis kommen ließen: Vorurteile religiöser und philosophischer Art, Mangel an geschichtlichem Sinn, an Elastizität und Feinfühligkeit in der Auffassung, und andere. Eben darum haben wir in besonderer Weise in dieser unsrer Gegenwart den Beruf, Wissenschaft auf dem wichtigsten Gebiete der Geschichte zu gewinnen; denn es können auch wieder andre Zeiten kommen! Keine Einbuße droht uns dabei; denn die kritische Behandlung geschichtlicher Ueberlieferung ist der einzige Weg, auf welchem man sich der Wirklichkeit, die sie einschließt, zu nähern vermag, und sie ist das einzige Mittel, durch welches man von dem Objekt so viel zu sehen bekommt als man überhaupt zu sehen vermag. Alle anderen Methoden lassen uns im Unsicheren, nicht nur darüber, was Kern und was Schale ist, sondern auch was ursprünglich ist und was späterer Zusatz oder Uebermalung. Aber auch die größte Gefahr, den eignen Geist an die Stelle des gesuchten zu setzen, kann nur durch strenge Kritik abgewendet werden. Freudig ist unsre Wissen-

schaft wie jede Wissenschaft; denn sie geht ihrem hohen Gegenstande entgegen mit der siegreichen Zuversicht, ihn zu erfassen, seiner inne zu werden, Vieles zu empfangen und niemals Etwas zu verlieren. —

Wir gehen sofort zur Sache selbst, indem wir die Frage aufwerfen, unter welchen besonderen Schwierigkeiten die Behandlung unsrer Aufgabe steht; denn das ist immer das Erste, was bei jeder wissenschaftlichen Untersuchung gefragt werden muß. Diese „Schwierigkeiten", wenn man sie mißachtet oder übersieht, werden zu verhängnisvollen Fehlerquellen, welche alle Erkenntnis verwirren oder ersticken. Ich meine hier nicht die subjektiven Schwierigkeiten, die in uns selber liegen — von ihnen wird später kurz zu reden sein —, sondern die objektiven, wie sie in der Natur des Gegenstandes und in der Art seiner Ueberlieferung gegeben sind.

Erstlich erinnere ich daran, daß Jesus Christus nichts Schriftliches hinterlassen hat; ja es wird uns überhaupt nicht berichtet, daß er Etwas geschrieben habe, oder vielmehr, an einer Stelle wird es erzählt. In der Geschichte von der Ehebrecherin heißt es, er habe in den Sand geschrieben — was, das wissen wir nicht. Niemand sollte es lesen, und die Spur war in der nächsten Stunde verwischt. Ueberlegen Sie es sich nun, was es bedeutet, daß die evangelische Geschichte hauptsächlich evangelische Verkündigung gewesen ist, daß wir aber kein von dem Prediger selbst aufgezeichnetes Wort besitzen! Alles ist uns lediglich durch Andere, durch die, die ihn gesehen und gehört haben, vermittelt! Damit sind der „Authentie" ganz bestimmte Grenzen gezogen, die wir bei der Untersuchung nie vergessen dürfen.

Eine zweite Schwierigkeit ist noch viel größer. Schon eine flüchtige Kenntnis der evangelischen Ueberlieferungen zeigt Ihnen, daß Jesus Christus dem Kreise von Vertrauten, die sich ihm angeschlossen hatten, als der Lehrer gegenüber stand. „Lehrer und Schüler" — diese einfachen Namen sprechen das ursprüngliche Verhältnis aus, und der Titel „die zwölf Schüler" blieb für jene Vertrauten auch in späterer Zeit noch bestehen. Aber andrerseits wissen wir, daß unmittelbar nach dem Kreuzestode Jesu seine Schüler und andre Gläubige ihn als ein im Himmel thronendes, alle Gewalt besitzendes, göttliches Wesen erkannt und verehrt haben, und wir wissen, daß diese Erkenntnis Alles überstrahlte und umbildete, was sie an Jesus und mit ihm erlebt hatten. Notwendig mußte von hier aus jeder Zug der Geschichte Jesu ein neues Licht und ein neues Verständnis empfangen. Ist dann aber nicht zu befürchten, daß viele ursprüngliche Farben verschwunden oder vielmehr in dem Goldglanz untergegangen sind, der sich nun auf Alles legte? Kann das anders sein? Wir haben freilich für einen solchen Umschwung kaum irgendwo in der Geschichte eine Parallele — die, die mit Jesus gegessen und getrunken haben, verehren ihn nun als den Herrn der Welt! —, aber um festzustellen, daß diese Tatsache umschaffend auf die Erinnerung an das irdische Leben Jesu eingewirkt hat, dazu bedürfen wir keiner Analogien. Auch wenn wir dessen gewiß sind, daß Jesus sich selbst im Laufe seiner Wirksamkeit als den Messias bezeichnet hat und seine Jünger ihn schon bei seinen Lebzeiten als solchen anerkannt haben, so ist das zwar an sich von fundamentaler Wichtigkeit, ändert aber nur wenig an der Tatsache des ungeheuren Umschwungs in den Jüngern, den der Glaube an die Auferstehung Jesu bezeichnet. Wir werden davon in einer der folgenden Vorlesungen handeln. Es wird sich zeigen, daß die Jünger Jesum vor der Auferstehung nur in Stunden besonderer Erhebung als den Messias erkannt, daß sie keineswegs noch die Konsequenzen aus dieser Erkenntnis gezogen und daß sie sie in den Leidenstagen preisgegeben haben. Der Wechsel bleibt also ein jäher, und seine Folgen für das geschichtliche Gedächtnis müssen außerordentliche gewesen sein. Indessen — wir dürfen andrerseits nicht übersehen, daß die Predigt Jesu gewaltig war und daß diese Predigt die Schüler zur Nachfolge gerufen hatte. Unvergeßlich müssen bestimmte Worte und Ermahnungen, Gleichnisse und Wechselreden, Eindrücke und Situationen gewesen, unvergeßlich die Grundzüge seines Seins und Wesens geblieben sein. Wäre er selbst nicht stärker in

ihnen gewesen als die Gedanken über ihn, so hätte nie eine einheitliche Christenheit entstehen können. Wir müssen also erwarten, daß in der Ueberlieferung über ihn zwei Schichten zu finden sein werden, eine Unterschicht, in der er uns selbst entgegentritt, in scharfen, ursprünglichen Zügen, und eine Oberschicht, in welcher die Reflexe der Glaubensüberzeugung der Jünger mit aufgenommen sind. Wären nur die beiden Schichten stets deutlich zu unterscheiden! aber so einfach geht es in der Ueberlieferung in der Regel nicht zu! Nicht nur sind jene Reflexe von verschiedener Stärke, sondern die Schichten liegen auch nicht gradlinig übereinander, sondern durchbrechen sich an vielen Stellen. Auf Gewißheit werden wir daher an sehr vielen Stellen verzichten und alle Grade der Wahrscheinlichkeit werden wir aufbringen müssen.

Eine andere Schwierigkeit hängt mit der soeben besprochenen aufs engste zusammen. In dem Augenblicke, in welchem die ersten Schüler und die Gemeinde fest überzeugt waren, Jesus sei der verheißene Messias, mußten sie auf ihn eine Fülle von Prädikaten, Gedanken und Geschichten übertragen; denn der Begriff „Messias" war ein definierter und in den Grundzügen fester. Es gab im Judentum damals eine „messianische Dogmatik", die in den Einzelheiten schwankend, in den Hauptlinien aber bestimmt war. Schon lange war das ganze Alte Testament unter messianischen Gesichtspunkten durchforscht und schulmäßig künstlich ausgelegt worden. Das Bild des zukünftigen Messias, welches man so gewonnen hatte, war ein detailliertes; es umfaßte Wesensprädikate und Ehrenprädikate, Heldentaten und Erlösungstaten, sogar schon Biographisches. Da man dies Alles als echte Weissagung betrachtete — obgleich das Meiste aus klügelnder exegetischer Phantasie geschaffen war —, so mußte es sich in dem Messias, d. h. in Jesus, erfüllt haben. Mit einem Schlage trat neben seine wirkliche Geschichte eine zweite unwirkliche, und mit den tatsächlichen Erinnerungen an seine Person verbanden sich die Züge eines konstruierten Messias, der niemals gelebt hat. Nicht darüber dürfen wir uns wundern, daß diese Verklitterung überhaupt eintrat und das geschichtliche Gedächtnis trübte, sondern darüber, daß sie nicht noch mehr Unheil angerichtet hat; denn im Ganzen sind diese aus der messianischen Dogmatik und der alttestamentlichen „Weissagung" stammenden Trübungen nach Zahl und Erfolg weniger bedeutend, als man erwartet.

Die messianische Dogmatik des Judentums ist nicht nur aus der Schriftgelehrsamkeit erwachsen, sondern zeigt auch starke Einflüsse von anderen Religionen her. Damit kommen wir auf eine neue Schwierigkeit. Das Christentum bezeichnet nicht nur die Religionswende, sondern es ist selbst in einem Zeitalter der Religionswende entstanden; seine Erfolge wären außerhalb dieser geschichtlichen Bedingung schwer denkbar. Volks- und Nationalreligionen und allerlei Kulte wandelten sich damals und strebten Weltreligionen zu werden. In der Form von Vergeistigungen und durch Austausch, Erweiterungen und Aufnahme neuer Elemente vollzog sich dieser Prozeß. Auf dem Boden, den erst Alexander der Große, dann Roms Feldherrn abgesteckt und bereitet hatten, fanden die Entwicklungen und Transformationen statt. Es war das Zeitalter des religiösen Synkretismus, welches anbrach. Im Allgemeinen bedeutete es einen großen Fortschritt in der Geschichte der Religionen: sie hoben sich aus niederen Stufen zu höheren empor und ergriffen statt des Volksgenossen nun das Individuum. Aber in jedem religiös bewegten Zeitalter kommt das neue Leben auch der Stärkung fast schon abgestorbener und vergessener Elemente zu gut; denn Religion ist zu einem Teile stets Ueberlieferung. Es war damals nicht anders: neben der Vergeistigung, Versittlichung und Individualisierung der Religionen gewinnen uralte Riten und obsolete Kultweisheit eine neue Bedeutung. Als Mysterien und als „Sakramente" wissen sie sich selbst in die persönlich gewordene Religion einzudrängen, ihre phantastischen Reflexe den religiösen Weltanschauungen aufzunötigen und ihre mythologischen Märchen in die „Offenbarungsgeschichte" einzufügen. Das Judentum ist in den drei Jahrhunderten vor dem Zeitalter Christi außerordentlich stark von diesem Synkretismus betroffen worden; selbst der Pharisäismus vermochte sich ihm

keineswegs zu entziehen. Wenn wir nun einen jüdischen Synkretismus (oder Gnostizismus) und bereits im ersten Jahrhundert auch einem christlichen konstatieren müssen, so erhebt sich notwendig die Frage, ob nicht Jesus Christus selbst oder doch bereits die älteste Ueberlieferung über ihn unter diesen synkretistischen Bedingungen gestanden hat. Wenn Erscheinungen, um die es sich hier handelt, weder aus dem gesetzlichen Judentum noch aus der religiösen Eigenart der Persönlichkeit erklärt werden können, so ist der Versuch in der Tat geboten, sie aus diesen fremden Einflüssen abzuleiten. Aber man sieht sogleich, wie außerordentlich subtil und schwierig die Fragen hier sind. Wie weit reicht die Eigenart der Persönlichkeit? wie weit darf man Paradoxes als solches bestehen lassen? wie oft hat sich Analoges spontan gebildet? von welchem Punkte an bietet die Analogie eine kausale Erklärung? lassen die allgemeinen geschichtlichen Umstände im gegebenen Fall überhaupt die Beeinflussung einer bestimmten Religion durch dieses oder jenes fremde Mythologumenon zu? Die religionsgeschichtliche Forschung leidet gewiß oft genug an künstlicher Isolierung der Probleme; aber noch tiefere Wunden schlägt ihr jene vergleichende Mythologie, die Alles mit Allem kausal verbindet, feste Zäune niederreißt, trennende Abgründe spielend überbrückt und aus oberflächlichen Aehnlichkeiten Kombinationen spinnt. Auf diese Weise kann man im Handumdrehen Christus zum Sonnengott oder zu irgend einem andern Gott, die Marie zur großen Mutter, die zwölf Apostel zu den zwölf Monaten machen, sich bei der Geburtsgeschichte an alle Götter-Geburtsgeschichten zugleich oder an eine beliebige einzelne erinnern lassen, um der Taube willen bei der Taufe alle mythologischen Tauben einfangen, dem Esel bei dem Einzug in Jerusalem alle berühmten Esel beigesellen, und so mit dem Zauberstab der „Religionsgeschichte" jeden spontanen Zug glücklich beseitigen. In der Tat — Alles in dieser Weise erklären, heißt Alles beseitigen, und man wundert sich am Schluß nur noch darüber, daß einst, in grauester Vorzeit, den Menschen so Viel eingefallen ist, den Späteren aber gar Nichts mehr. Indessen soll der Mißbrauch dieser Kombinationen den besonnenen, kritischen Gebrauch nicht aufheben: daß Jesus in einem Zeitalter des religiösen Synkretismus aufgetreten ist, erschwert die Untersuchung über ihn; denn wir müssen uns auf allerlei Seltsamkeiten, die aus dem Alten Testament nicht erklärt werden können, gefaßt machen. Aber es erleichtert auch andrerseits die Untersuchung mancher Probleme; denn es eröffnet neue Möglichkeiten der Erklärung.

Eine weitere Schwierigkeit kommt von ganz anderer Seite. Unsre Hauptquellen für die evangelische Geschichte sind die vier Evangelien. Diese sind aber weder Biographien noch bloße Memorabilien, sondern es sind — wir werden später darauf genauer einzugehen haben — Bücher der Evangelisation und Erbauung. Gewiß wollen sie wirkliche Geschichte erzählen, aber solche Geschichtserzählung stand im Altertum an sich schon unter anderen Bedingungen, als wir sie heute voraussetzen, und hier kommt, wie bemerkt, noch der besondere Zweck der Evangelisation und Erbauung hinzu. *Glauben* wollen sie wecken und *Sicherheit* dem schon erweckten Glauben bieten. Dadurch aber mußte das *urkundliche* Zeugnis notwendig leiden; dieses gleicht einer sehr empfindlichen Platte; von jedem Lichtstrahl wird sie berührt und verändert. Wie sich die Berichterstattung unter solchen Umständen gestaltet, können Sie noch heute lernen, wenn Sie einen Prediger eine evangelische Geschichte wieder erzählen hören. In den meisten Fällen wiederholt er nicht einfach das geschriebene Wort, sondern gibt es ausgestattet mit allerlei Zügen wieder, die erbaulich und packend auf seine Hörer wirken sollen. Wenn er ein gewissenhafter Mann ist, ändert er nicht gradezu, aber er unterstreicht, ergänzt, kombiniert wohl auch zwei Geschichten mit einander *und sucht die betreffende Erzählung den Verhältnissen der Gegenwart möglichst nahe zu bringen*. Daß die Evangelisten ähnlich verfahren sind, werden wir erwarten müssen, sobald wir erkannt haben, daß ihre Bücher bestimmte praktische Zwecke verfolgten. Die Bücher werden dadurch nach einer anderen Seite hin freilich besonders wertvoll: wir lernen den Glauben ihrer Verfasser kennen und tun einen Blick in ihr inneres Leben.

Aber als Quellen für die evangelische Geschichte darf man sie nicht benutzen, ohne sich stets daran zu erinnern, welche Zwecke ihre Verfasser im Auge gehabt haben.

Die Ueberlieferung unsrer vier Evangelien bietet eine neue Schwierigkeit. Ihr ursprünglicher Text ist nicht unverändert geblieben: das hat uns die Textgeschichte, die in der Neuzeit mit so vielem Fleiß durchforscht worden ist, gezeigt. Und zwar fallen die wichtigsten Veränderungen sämtlich in das zweite Jahrhundert. Nach dieser Zeit ist kaum irgend Etwas, von Formalien abgesehen, geändert worden — die Texte waren nun heilig, und das schützte sie —, aber bis zu dieser Zeit waren sie noch im Flusse. Dieselben Interessen der Evangelisation und Erbauung, die bei ihrer Entstehung gewirkt haben, wirkten auch noch bei ihrer ersten Verbreitung und forderten und gestatteten es, im Einzelnen kleinere und, wenn auch seltener, größere Veränderungen vorzunehmen. Dazu kam das sehr erklärliche Bestreben, die Bücher einander zu konformieren und den Text des einen Evangeliums nach dem Text des anderen (des gelesensten — und das war Matthäus) zu korrigieren. Wie die verbreitetsten Texte im dritten Jahrhundert gelautet haben, das vermögen wir mit großer Genauigkeit heute festzustellen, aber wie eben diese Texte im zweiten Jahrhundert aussahen, das wissen wir an zahlreichen Stellen nicht mehr. Indessen darf man diese Schwierigkeit nicht überschätzen: so empfindlich sie an einzelnen Stellen ist, so gering ist doch schließlich die Zahl der Fälle, wo man vermuten muß, daß sich Fremdes eingedrängt hat, während wir das Ursprüngliche nicht mehr zu ermitteln vermögen. Wo sich alte Alternativ-Lesarten finden, kann in vielen Fällen noch entschieden werden, welches die ältere Lesart ist, und wo das nicht möglich ist, kommt ebenso oft auf die Entscheidung nicht viel an.

Jesus hat einen aramäischen Dialekt gesprochen; die Evangelien liegen uns in griechischer Sprache vor und enthalten nur ein paar aramäische Sätzchen: hieraus ergibt sich wiederum eine Schwierigkeit. Bei der Uebersetzung aus einer Sprache in die andere geht unvermeidlich etwas Ursprüngliches verloren und etwas Fremdes schiebt sich an die Stelle. Eine jede Sprache hat ihren Genius und gibt den Gedanken ihr Gepräge: das läßt sich nicht übersetzen. Es gehört zu dem Merkwürdigsten, was das Christentum in seiner Geschichte erlebt hat — keine andre Religion hat Aehnliches erfahren —, daß es schon in seiner frühesten Jugend aus der Denk- und Empfindungsweise des Semitischen und Jüdischen herausgeführt worden ist und sich mit dem griechischen Geiste vermählt hat. Nur im Gewande dieses Geistes besitzen wir die Sprüche Jesu und die Aufzeichnungen über ihn. Doch, wie wir in einem anderen Zusammenhang bereits eine Ober- und eine Unterschicht unterscheiden konnten, so dürfen wir auch hier sagen, daß die Transposition in die neue Sprache das ursprüngliche Idiom, in dem Alles konzipiert war, noch immer erkennen läßt. Die Uebersetzung ist in allen Evangelien, besonders aber im Markus- und Matthäus-Evangelium, keine vollkommene gewesen; auf vielen Sprüchen und Erzählungen liegt das Griechische nur wie ein leichter Schleier auf. Ganz deutlich blicken die aramäischen Worte, Begriffe und Wendungen noch durch, selbst leicht erkennbare Mißverständnisse fehlen nicht, und die Kenner behaupten, daß ganze Kapitel sich ohne Schwierigkeit ins Aramäische oder Hebräische zurückübersetzen lassen. Trotzdem kann natürlich von Authentie im strengen Sinn nicht die Rede sein, wenn wir die Worte Jesu nur in der Fassung einer fremden Sprache vor uns haben.

Wir kommen zur letzten Schwierigkeit, die wir ins Auge fassen müssen; sie ist gewiß nicht geringer als die bisher betrachteten. Unmittelbar auf Jesus folgt der Apostel Paulus — ein Mann von der kräftigsten Eigenart, schulmäßig theologisch gebildet, des Worts und der Schrift mächtig, von unbeugsamem Willen und lebhaftesten Temperamente, von seiner heißen Natur gefördert aber auch gehemmt, ein unermüdlicher Arbeiter und ein Held zugleich, aber um die „Lehre" ebenso gewaltig und eifersüchtig ringend wie um die Seelen. Er wird von Jesus gewonnen, von dem Jesus, den er persönlich nicht gekannt hat, wirft sich ihm zu Füßen und wird für Leben und

Sterben der Knecht des im Himmel thronenden Christus. Dieser Paulus ist der Hauptmissionar Jesu geworden. Er vor allem hat die neue Predigt in der Heidenwelt verbreitet, und sein Christusbild und Christusglaube stehen seitdem vor dem Jesus, den er verkündigt hat. Es ist ein leuchtender Beweis für die relative Treue unserer drei ersten Evangelien, daß der „Paulinismus" — von einem solchen muß man sprechen; denn Paulus verkündete bei aller Hingebung Jesum nicht, wie ihn der heilige Franziskus gepredigt hat — ihnen kaum bemerkbare Züge aufgeprägt hat; aber er hat etwas Anderes bewirkt: so mächtig hat er sich aufgedrängt, daß die, welche die Evangelien lesen, sie schon seit 1700 Jahren und heute noch unwillkürlich unter dem Gesichtswinkel der Theologie des Paulus lesen. Man könnte sagen, dies sei keine objektive Schwierigkeit mehr, sondern eine subjektive; allein so fest hat sich das Verständnis und die Auslegung der Evangelien im Laufe der Geschichte mit der paulinischen Theologie verbunden und so selbstverständlich ist in allen Kirchen diese Verbindung, daß sie wie eine objektive Tatsache wirkt und auch der unbefangenste Forscher bei jedem Schritt sich kontrolieren muß, ob er nicht wider seinen Willen nach paulinischen Gedanken die Evangelien versteht. In der Geschichte welcher Religion haben wir eine ähnliche Tatsache zu verzeichnen, daß dem Stifter unmittelbar ein Mann folgt, der sich ihm ganz zu eigen weiß — „Nicht ich lebe, sondern Christus lebet in mir" —, und der zugleich der selbständigste und durch seine Eigenart einflußreichste Anhänger gewesen ist, den diese Religion in ihrer ganzen Geschichte zu verzeichnen hat? Das Problem wird dadurch nicht geringer, daß dieser Paulus auf entscheidenden Linien Christus näher gekommen ist als irgend ein Anderer — als Theologe verhält er sich doch ganz disparat zu ihm, und von seiner Theologie ist Paulus nicht zu trennen. Niemanden anders wollte er zwar kennen und gelten lassen als Jesum Christum allein, aber sein Christus war in mancher Hinsicht eben nur der seinige.

Hier haben wir schon das Gebiet der subjektiven Schwierigkeiten, mit denen unsre Aufgabe belastet ist, betreten. Wer könnte sie alle aufzählen? Die wichtigsten unter ihnen lassen sich jedoch zusammenfassen: wir treten in der Regel mit Erwartungen an die Berichte über die evangelische Geschichte, die sie nicht erfüllen, und stellen Fragen, die sie nicht beantworten. Wer aber falsche Fragen stellt, erhält unrichtige, im besten Fall nur halb wahre Antworten. Wie die richtige Fragestellung schon die halbe Antwort ist, so kann man durch falsches Fragen Alles verwirren. Die Fassung der Probleme ist daher stets aus dem Stoff selbst zu gewinnen; sie darf niemals Sache der Willkür sein.

Mit diesen Andeutungen will ich das Kapitel der „Schwierigkeiten" verlassen. Noch Manches wäre zu nennen, vor allem die seltsame Methode jener Zeit, heilige Texte bald zu vergeistigen, bald die bildlichen Ausdrücke wörtlich zu nehmen. Wer darauf nicht achtet, muß Vieles notwendig mißverstehen.

Sie werden bemerkt haben, daß wir, indem wir die „Schwierigkeiten" kurz besprachen, in Wahrheit unseren großen Gegenstand in seiner geschichtlichen Bedingtheit kennen gelernt haben. Dies aber war die Absicht dieser Vorlesung. Zu genaueren Darlegungen fehlt uns die Zeit. Sie müssen wir vertrauen, daß ich diese geschichtlichen Bedingungen stets im Auge behalten werde. An nicht wenigen Stellen werden Sie sich übrigens bei der Untersuchung an sie aufs neue erinnert sehen.

Die „Schwierigkeiten" sind groß, aber sie lassen, wie sich zeigen wird, doch Raum für die Grundzüge einer zuverlässigen Geschichte. Ein Mittel gibt es freilich, um sie alle mit einem Schlage los zu werden: sobald wir an die Inspiration der Evangelien im altkirchlichen Sinne des Worts glauben, sind sie alle beseitigt! Hier kann man sich klar machen, was die Annahme inspirierter Texte für unsre Aufgabe bedeutet — nicht weniger als Alles ändert sich! Es gibt dann überhaupt kein kritisches Problem mehr; Alles ist klar und gewiß; man braucht nur noch zu erzählen und — zu harmonisieren. Allein die Annahme der Inspiration der Texte ist gescheitert, gescheitert an hunderten von sicheren Erkenntnissen, ja schon an der Notwendigkeit der Harmonisierung, denn diese erweist sich immer aufs neue als völlig undurchführbar! Also bleibt kein anderer Weg als der der kritischen Untersuchung. Ihn wollen wir betreten.

Adolf Harnack

Das katholische Staatslexikon und die Syllabus-Kontroverse

2

Daß die Prinzipien des Katholizismus in diesem Lexikon herausgestellt sind, muß man von einigen Artikeln nur zu sehr sagen, ja man kann mit von Hoensbroech von „hierokratischen Grundsätzen" reden. Z. B. im Artikel „Zölibat" (von Laurin) lesen wir:

Indes, so erhaben und verdienstlich auch der Ehestand ist, so gibt es doch noch einen Beruf, der erhabener und verdienstlicher ist als der Ehestand, und dem sonach dieser mit Fug und Recht zum Opfer gebracht wird. Es ist dies der unmittelbare Dienst Gottes und die Sorge für das Seelenheil der Menschen. Wie dieser Beruf einerseits den Ehestand an Erhabenheit und Würde weit übertrifft, so kann er anderseits, ob der vielen und schweren Sorgen, die er mit sich bringt, mit dem Ehestande nicht vollständig und ersprießlich verwirklicht werden ... Wie ist ein verheirateter, mit Sorgen um Frau und Kinder belasteter Geistlicher imstande, mit ganzer Seele und voller Kraft sich seinem geistlichen Berufe hinzugeben? Wird ein solcher Seelsorger sich so leicht entschließen, z. B. seine an gefährlichen und ansteckenden Krankheiten darniederliegenden Pflegebefohlenen zu besuchen, um ihnen, selbst mit Gefahr seines Lebens, geistige Stärkung und Trost zu spenden?

Ganz gewiß wird er das! Es ist einfach seine Pflicht. So hat der verheiratete Luther vor der Pest, so die verheirateten Hamburger Pastoren vor der Cholera stand gehalten! Dieser Lobpreis des Zölibates auf Kosten evangelischer Pflichttreue ist schlechtes Eigenlob. Dementsprechend ist denn auch „die Stellungnahme der gläubigen Protestanten zur Frauenfrage und eine grundsätzliche Unterscheidung zwischen berechtigten und übertriebenen Forderungen sehr erschwert, falls nicht unmöglich gemacht durch die Lehren Luthers über Ehe und Jungfräulichkeit einerseits sowie über die Autorität anderseits" (Artikel „Frauenfrage" von Rösler). Noch pointierter wird die katholische Formulierung in einigen Artikeln, welche den Gesellschaftsorganismus, näher die Frage Staat und Kirche, betreffen. Sehr deutlich wird in der Ausführung über die „christliche Gesellschaft" die wahre Kirche von den vielen „partikularen Religionsgesellschaften" unterschieden:

Wenn diese Gesellschaften mehr oder weniger Elemente des christlichen Glaubens festhalten, auch einzelne Gnadenspendungen der Kirche, insbesondere die Taufe, sich bewahren und die Organisation der Kirche einigermaßen nachahmen, so sind sie doch nicht als Glieder oder Teile der wahren Kirche anzusehen, noch weniger als gleichberechtigte Kirchen ihr gegenüberzustellen.

Ihre Mitglieder sind jedoch, wofern sie gültig die heilige Taufe empfangen haben, Christen, und sie bleiben es ... da alle diese vermöge der Taufe zur christlichen Kirche gehören, so unterstehen sie auch fortdauernd der Jurisdiktion der Kirche und unterscheiden sich in dieser Beziehung spezifisch von den Heiden und Juden, welche der kirchlichen Gewalt nicht unterstehen ... Wenn die Häretiker und Schismatiker subjektiv der Pflicht des Gehorsams gegen die Kirche sich nicht bewußt sind, so besteht doch objektiv und virtuell die Autorität der Kirche über alle Getauften zu Recht und kommt effektiv bei dem Rücktritt in dem Akte der Rekonziliation oder Absolution zur Anwendung.

Ganz der Standpunkt Pius IX. in dem bekannten Briefe an Kaiser Wilhelm I.! Folgerichtig heißt es dann auch weiter — freilich ohne Beweis — daß die Reformation „schließlich zur Negation der religiösen Gemeinschaft überhaupt führte und führen mußte." Denn:

Die Kirche ist als einzige von Gott gegründete Heilsanstalt allein seligmachend. Es ist darum an sich zum Heile notwendig, in Gemeinschaft mit der Kirche zu leben und ihrer Autorität, insbesondere der höchsten Autorität, dem Papste, untergeben zu sein.

Begründung: Die Bulle Unam sanctam! Dem gegenüber wirkt die Trostpille nur schwach:

Wenn die katholische Kirche diese aus ihrem Wesen folgende Lehre zu allen Zeiten festhalten muß (!), so fällt sie damit selbstver-

ständlich über die einzelnen Individuen, welche außerhalb der Kirche sterben, kein Urteil. Sie verdammt sie nicht, sondern überläßt das Gericht über dieselben der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit des allwissenden Gottes.

In dem Artikel „Landesherrliche Kirchengewalt" spricht der Jesuit Biederlack wieder einmal von der „sogenannten Reformation" und betont unter Berufung auf den Syllabus als „leitenden Grundsatz", „daß die Kirche eine in ihrer Sphäre autonome, mit eigener, vom »Staate« unabhängiger Gewalt ausgerüstete Gesellschaft" sei:

Demgemäß ist das Placetrecht nicht in der Landeshoheit der Regierungen und Fürsten begründet. Die Kirche ist vielmehr nach göttlichem Rechte innerhalb ihres Kompetenzkreises vollkommen frei und unabhängig von jeder Staatsgewalt. Diese Unabhängigkeit ist nicht nur von der Kirche zu jeder Zeit verkündet, so daß dem Katholiken darüber gar kein Zweifel sein kann; sie ist auch in der Natur und dem Zwecke der beiden Gewalten ganz augenscheinlich begründet. Aus dieser Unabhängigkeit geht dann auch hervor, daß das Placet selbst in seiner mildesten Form der inneren Berechtigung entbehrt.

Schärfer als in diesen Aeußerungen, die noch um einige vermehrt werden könnten, ist das, was wir „Ultramontanismus" zu nennen pflegen, wohl kaum auszudrücken. Diese Darlegungen wissen Nichts von einem Ausgleich zwischen Prinzip und Praxis, sie stehen zu den angegebenen Grundsätzen der zweiten Auflage des Staatslexikons in offenem Widerspruch.

Aber — und das gibt der Sachlage sogleich ein anderes Gesicht — dieser Widerspruch ist von Seiten des Herausgebers offen anerkannt und bedauert worden. Auf der am 11. Oktober 1904 gehaltenen Generalversammlung der Görresgesellschaft hat Justizrat Dr. Bachem in klaren offenen Worten die Mängel des von ihm redigierten Werkes aufgedeckt und dabei zugleich noch einmal in nicht mißzuverstehender Weise Ziele und Zwecke des Staatslexikons dargelegt:

Wenn festgestellt werden darf, daß hier und da eine unsachliche Kritik an der zweiten Auflage geübt worden ist, so muß anderseits anerkannt werden, daß namentlich einige kirchenrechtliche und kirchenpolitische Artikel Handhaben zu berechtigter Kritik bieten ... In dem Vorwort zur zweiten Auflage wurde angekündigt: bei strenger Innehaltung des katholischen Standpunktes 2c. (s. v. Nr.) Dieses Programm ist im Allgemeinen durchgeführt worden, jedoch hier und da weniger streng, als die Redaktion gewünscht haben möchte. Die Rücksicht auf einzelne Mitarbeiter an der ersten Auflage hat dahin geführt, daß eine Anzahl Artikel beibehalten wurden, welche wohl besser durch andere ersetzt worden wären. Wenn ich in der persönlichen Rücksichtnahme nach dieser Richtung zuweilen weiter gegangen bin, als meinen eigenen Auffassungen entspricht, so wolle man das mit meinem Wunsche erklären, dem Staatslexikon keine Gegnerschaft im eigenen Lager entstehen zu sehen. Schon so habe ich auf meinem Wege Hühneraugen genug gefunden. Der einstige Redakteur der dritten Auflage wird in dieser Beziehung besser daran sein. Die zweite Auflage trägt eben naturgemäß einigermaßen den Charakter eines Ueberganges an sich. (Kölnische Volkszeitung 1904, Nr. 848)

An dieser Erklärung ist Nichts zu deuteln, sie befriedigt vollkommen. Wer einmal einen Einblick in den Organismus eines derartigen Lexikons, einer Enzyklopädie oder eines Jahresberichtes gewonnen hat, weiß, daß schlechterdings in vielen Fällen persönliche Wünsche des Herausgebers hinter denen seiner Mitarbeiter zurücktreten müssen. Mitarbeitern aus früheren Auflagen den Stuhl vor die Türe setzen, ist eine heikle, oft genug unlösbare Aufgabe; der Redakteur muß gute Miene zum bösen Spiel machen und knurrend den einen oder anderen „rückständigen" Artikel einstecken —: die Protestantische Realenzyklopädie hat deren auch. Ehe man also hier tadelt, sollte man das offene Bekenntnis Bachems und die Tatsache, daß doch wenn auch nicht alle so doch mancher mißliebige frühere Mitarbeiter (so z. B. der Jesuit Biederlack für einige Artikel) hinauskomplimentiert worden ist, anerkennen, zumal, wenn sich nun zeigt, daß in entscheidenden Punkten das angekündigte Ausgleichsprogramm ehrlich verfolgt ist.

Eine Erfüllung des Programms ist es schon, wenn mit einer auffallenden Milde über verfängliche Punkte der Kirchenpolitik geurteilt oder den Nicht-Katholiken ein Entgegenkommen bewiesen wird, dem man auf sogenannter ultramontaner Seite nicht zu begegnen pflegt. So hören wir von einer „altkatholischen Kirchengemeinschaft", nicht, wie wieder in dem von M. Buchberger herausgegebenen Kirchlichen Handlexikon (München, Allgemeine Verlagsgesellschaft 1904), von einer altkatholischen Sekte, desgleichen von „evangelischer Kirche", ohne das übliche „sogenannte". Unter dem Stichwort „Ausnahmegesetze" wird ohne weiteren Protest das Jesuitengesetz registriert, und den stillen Groll merkt man nur in der Heraushebung seiner Schärfe gegenüber dem Sozialistengesetz. Und wenn einerseits das Eherecht des Bürgerlichen Gesetzbuches als „für den Katholiken unbrauchbar" erklärt wird, so macht doch anderseits gerade der Artikel „Ehe" (von Spahn) deutlich die Unterscheidung zwischen der question du droit und question du fait:

Die staatlichen Ehegesetze müssen nicht bloß formell als Uebergriffe in die kirchliche Rechtssphäre bezeichnet werden, sie weichen auch materiell in vielen Stücken von der kirchlichen Ehegesetzgebung ab, so daß nicht selten eine kirchlich ungültige Ehe als bürgerlich gültig, oder auch umgekehrt eine kirchlich gültige Ehe als bürgerlich ungültig betrachtet wird. Die hieraus drohende Schädigung der öffentlichen Sittlichkeit, verbunden mit vielfältiger Gewissensbedrückung für kirchlich gesinnte Brautleute, liegt klar zu Tage. In nicht geringere Verlegenheit wird der katholische Beamte versetzt, der als Richter, Standesbeamter oder Advokat zur Ausführung von Ehegesetzen, die den Vorschriften seiner Kirche entgegengesetzt sind, mitwirken soll. In keinem Falle dürfte der katholische Beamte eine den kirchlichen Gesetzen zuwiderlaufende staatliche Bestimmung (z. B. über Eheschließung, Ehescheidung 2c.) formell gutheißen. Allein auch die bloß materielle Mitwirkung zu einer solchen Maßnahme kann ohne entsprechenden Grund nicht gestattet sein. Der namentlich in Betracht kommende Grund ist der Verlust des Amtes, wobei nicht bloß das private Interesse des jeweiligen Beamten, sondern auch das öffentliche Interesse zu berücksichtigen ist, welches erheblich geschädigt würde, falls alle kirchlich gesinnten Beamten genötigt wären, auf ihre Aemter Verzicht zu leisten.

Das schmeckt ja freilich zunächst stark nach Mentalreservation, aber man wird darauf hinweisen dürfen, daß mit solcher Mentalreservation, d. h. mit dem Widerspruch zwischen Staatsbefehl und eigener Ueberzeugung, jeder Beamte zu rechnen hat — die preußischen Landräte sind ja typisch hierfür geworden! — und daß der katholische Beamte durchschnittlich Beamter genug ist, um im Sinne des „öffentlichen Interesses" zu handeln. Ein klassisches Beispiel ist hier der verstorbene Bonner Oberbürgermeister Leopold Kaufmann, der den preußischen Kulturkampfgesetzen als Staatsbeamter den Gehorsam zusagte und erst auf die unbillige Frage, ob er die Gesetze auch gern ausführe, mit einem berechtigten: Nein! antwortete. Es liegt also hier tatsächlich ein Ausgleich, und kein unwichtiger, zwischen Prinzip und Praxis vor. Aehnlich ist es bei der staatsrechtlich hochbedeutsamen Frage der „Bischofswahl" (von Hartmann):

Eine direkte Beteiligung an der von den Domkapiteln zu vollziehenden Bischofswahl seitens der betreffenden Landesherrn steht diesen rechtlich nicht zu. Wohl aber ist ihnen zur Wahrung ihrer Interessen auf Grund besonderer Vereinbarungen mit dem päpstlichen Stuhle ein indirekter und negativer Einfluß auf die Wahl gewährt, und zwar in der Art, daß von ihnen als mißliebig bezeichnete Personen von derselben ausgeschlossen bleiben.

Also auch hier die Anerkennung des tatsächlichen rechtlichen Zustandes! Und gilt als Zeichen des „Ultramontanismus" die Intoleranz, so muß offen anerkannt werden: ultramontane Intoleranz wird von der zweiten Auflage des Staatslexikons nicht vertreten. Freilich auch nicht die Toleranz der Aufklärung, wie sie nur auf evangelischem Boden erwachsen konnte. Vielmehr ein deutlicher Kompromiß zwischen den katholischen Prinzipien und den Ansprüchen des modernen Staates, also ganz programmäßig! In dem Artikel „Bekenntnisfreiheit" (von Pruner) lesen wir:

Religiöser Indifferentismus, oder religiöser Autonomismus, d. i. Freiheit, in religiösen Fragen sich selbst nach Belieben eine Meinung zu bilden, ist geradezu unsittlich und verwerflich. [Gut katholisch.] Die Staatsgewalt ihrerseits kann den rein inneren Akt des Glaubens nie zum Gegenstand eines Gesetzes machen, wohl aber die Kirche, welcher auch ein Gericht über rein innere Tatsachen, ein inneres oder Gewissensforum eigen ist. [Ebenfalls katholisch!] Die Kirche muß von allen ihren Gliedern unbedingt fordern, daß sie sich zu der von ihr als göttlich geoffenbart erklärten Lehre bekennen, ohne auch nur einen Satz derselben zu verwerfen oder als zweifelhaft oder als gleichgiltig zu bezeichnen, und daß sie sich nur zu ihr allein bekennen ... Ganz mit Unrecht macht man der katholischen Kirche den Vorwurf der Intoleranz, weil sie keinerlei Gemeinschaft duldet mit irgend einem Gegensatze gegen ihre Glaubenslehre, und widerstreite er auch nur einem ihrer Dogmen ... Eine Duldung des Irrtums ist weder vom Standpunkte der Sittlichkeit noch dem des Rechtes für eine Au-

torität zulässig, welche von Gott die Mission erhalten hat, die Wahrheit zu lehren und Alle zu ihrer Erkenntnis zu führen; er muß vielmehr von ihr so weit als nur immer möglich zurückgewiesen werden.

Erst recht katholisch! Und wenn nun auch die Kirche Andersgläubige durch äußeren Zwang nicht zur Annahme des Glaubens bringen soll, ja nie gebracht haben soll (!), so sind doch „diejenigen, welche sich einmal durch Drohungen zur Annahme des Glaubens bestimmen ließen, auch zum Verharren in demselben anzuhalten, damit nicht Gott und die heilige Religion der Lästerung preisgegeben werden, insoweit der Kirche auch äußere staatliche Gewalt zusteht." Infolge dessen darf auch die Staatsgewalt als Schützer der religiös-sittlichen Ordnung „im Prinzipe" außer der katholischen Religion keine andere freigeben. Damit ist der Höhepunkt erreicht. Aber nun heißt es:

So sehr nun auch prinzipiell die Pflicht des Staates feststeht, nur der Wahrheit und nie dem Irrtume, also auch nur der einen, wahren Religion Anerkennung zu zollen und Schutz zu gewähren, so muß doch anderseits zugegeben werden, daß ein Rechtszustand entstehen kann und auch wirklich bereits in weitem Umfange eingetreten ist, demzufolge mehrere verschiedene Religionen innerhalb des Staatgebietes vollkommen auf den staatlichen Schutz berechtigt sind.

Ein katholischer Regent ist daher berechtigt, Religionsfreiheit zum Gesetz zu machen:

Wenn anders der Friede der Gesellschaft nicht hergestellt werden könnte, um so mehr, wenn außerdem selbst die Erhaltung der katholischen Religion in den ihr noch treu gebliebenen Landesteilen sehr erschwert würde. ... Ist Andersgläubigen Religionsfreiheit in Verträgen oder Verfassungen einmal zugesichert, so haben sie nach den Grundsätzen der katholischen Kirche auch ein unverbrüchliches Recht darauf.

Freiherr von Hertling formuliert in dem Artikel „Freiheit" noch um ein gut Stück unbefangener:

Hat der Gang der Ereignisse dahin geführt, daß tatsächlich mehrere Bekenntnisse nebeneinander bestehen, so wird zwar vielleicht die direkte Beschimpfung einer einzelnen Religionsgesellschaft auch jetzt noch unter Strafe gestellt werden [man beachte diese zurückhaltende Aeußerung über § 166!], der Schutz des religiösen Gefühls aber, welcher allgemein dem Aergernis vorbeugt, wird sich auf das den verschiedenen Bekenntnissen Gemeinsame beschränken. Umgekehrt, muß sich das religiöse Gefühl des Bekenntnisgläubigen einmal daran gewöhnen, öffentliche Kulthandlungen anderer Bekenntnisse neben sich zu dulden, erfährt es dadurch nach Umfang und Intensität unvermeidlich eine Minderung, so wird eben dies wiederum dahin wirken, daß das Aufkommen von immer neuen Sekten und Kulten ohne Widerspruch ertragen wird. ... Niemand darf zu einem bestimmten religiösen Bekenntnis oder zu einer bestimmten religiösen Handlung gezwungen werden; einem Jedem muß es überlassen bleiben, seine Stellung zu den religiösen Fragen selbst zu bestimmen und sein religiöses Leben nach eigenem Ermessen zu gestalten, solange er nicht durch seine Handlungen die religiösen Gefühle Anderer verletzt oder durch die Verbreitung seiner Ansichten die theoretischen Grundlagen des bürgerlichen Gemeinwesens untergräbt.

Und endlich schreibt Schanz in dem Artikel „Kirche":

Die politische Toleranz im Gegensatz zum reformatorischen Satz: Cuius regio, illius religio, widerspricht an sich dem Satz von der alleinseligmachenden Kirche, ist aber für die modernen Verhältnisse notwendig, selbst pflichtmäßig und deshalb auch durch öffentliche Verträge und völkerrechtliche Akte sanktioniert.

Das heißt doch klar und deutlich die Anerkennung des modernen Staates mit seiner Forderung der allgemeinen Religionsfreiheit! Die Anwendung dieser theoretischen Sätze auf die Gegenwart macht wohl am deutlichsten der Breslauer Professor Pohle in dem Artikel „Toleranz":

Weil der schuldlose Irrtum sich steigern kann bis zur festesten und ehrlichsten Ueberzeugung, so kann und muß der Einzelne die religiöse Ueberzeugung seines Nebenmenschen, so abwehrend er ihr auch innerlich gegenüberstehen mag, nicht bloß schonend behandeln, sondern auch Achtung dafür bezeigen. Das Innerlichste, was der Mensch besitzt, ist seine Religion, das Kleinod seines Herzens, das er eifersüchtig liebt und schützt wie ein Heiligtum. In dieses Heiligste mit roher Hand eingreifen ist das sichere Kennzeichen roher Gesinnung und des Mangels an sittlicher Reife: ... Wer durch weite Reisen und ungezwungenen Verkehr Welt und Menschen kennen gelernt hat, der wird nicht leicht zum „Ketzerrieche"; ein Solcher paßt nicht in unsere moderne Welt. ... Man kann oft die ängstliche Frage hören: Könnte die Kirche aber nicht die alten Ketzergesetze als „latentes Recht" einstweilen bloß auf dem Fechtboden ruhen lassen, um sie bei günstiger Gelegenheit wieder hervorzuholen und den unterbrochenen Vernichtungskampf von neuem aufzunehmen? Darauf ist ... zu erwidern: In allen Staaten besitzen die Akatholiken heute ein wohlerworbenes verbrieftes Recht auf Existenz und Glaubensfreiheit. Nach der katholischen Moral müssen aber alle Rechte, namentlich auch das Recht auf Religionsfreiheit, nicht nur vom Staate, sondern auch von der Kirche selbst als heilige Gewissenssache respektiert und geschützt werden; denn Vertrags- und Treuebruch wäre der Ruin der menschlichen Gesellschaft. ... Nachdem die Strafbestimmungen früherer Jahrhunderte durch Nichtgebrauch und Veraltung rechtskräftig abgeschafft sind, kann die einzige Frage nur die sein: Ist ein zukünftiger Rückfall in den Zustand strafrechtlicher Barbarei, wie Folter und Scheiterhaufen, wahrscheinlich oder nicht? Eine sichere Prognose läßt sich allerdings kaum stellen; denn nach Ausweis der Geschichte sind mehr als einmal hohe Kulturen untergegangen und vom plötzlich einreißenden Strome hereinbrechender Barbarei hinweggeschwemmt worden. Nur Eines können wir sagen: An uns selbst liegt es, durch gewissenhafte Mitarbeit an der Kultur und Gesittung, durch Verfeinerung der menschlichen Gefühle, durch pädagogische Pflege und Ausbildung des kindlichen Gemütes in der Schule, durch Ausprägung der milden und sanften Züge Christi im bürgerlichen, staatlichen und religiösen Leben, endlich durch Hochhaltung und Einschärfung der philanthropischen Gesetze die Wiederkehr mittelalterlicher, gefühlsroher Rechtseinrichtungen zu erschweren, ja unmöglich zu machen. Es handelt sich um eine bloße Frage der Zivilisation, nicht des Rechtes. So utopisch die Furcht ist, daß jemals ein zweiter Calvin erstehen wird, der einen Servet auf dem Scheiterhaufen verbrennt, ebenso müßig ist der Gedanke, es werde ein neuer Glaubensstaat entstehen, der dem häßlichen Leichnam veralteter Zuchtmittel neues Leben einbläst.

Der Beweis ist, denke ich, an entscheidenden Punkten geführt, daß die zweite Auflage des Staatslexikons ihr angekündigtes kirchenpolitisches Programm ausgeführt hat. Nach diesen Artikeln ist das Urteil über die kirchenpolitische Tendenz des Lexikons zu bilden, nicht nach jenen rückständigen.

Wir fragen nunmehr: was ist von diesen Ausgleichsversuchen zwischen Prinzip und Praxis zu halten?

Walther Köhler

Stimmen kirchlicher Laien zum Konsistorialbescheid in Sachen Fischer

Vorbemerkung. Es konnte aus den erfolgten Kundgebungen den Anschein haben, als bewege der „Fall Fischer" — abgesehn von Berlin — nur die Pastoren, nicht die Laien. Wir haben, dem zu begegnen, einigen Laien, deren kirchlicher Sinn uns bekannt war, Gelegenheit gegeben, sich zu äußern, und legen, was uns an Antworten zu teil geworden, in dieser und der nächstfolgenden Nummer unsern Lesern vor. Geantwortet haben sie fast alle, und was sie uns antworteten, das drucken wir ohne Wahl und Zensur ab, nicht fragend, ob die Sätze als Ganzes und im Einzelnen gefallen mögen oder nicht. Denn eine solche Enquete hat nur dann Wert, wenn nicht erst gesichtet und ausgeschieden wird. Selbstverständlich waren es alles Personen, mit denen wir uns in geistiger Fühlung wissen. Ihre Namen tun wenig zur Sache; die Meisten haben sich uns ganz zur Verfügung gestellt; wir ziehen es vor zur Erleichterung eines Rückweises auf das Gedruckte ein jedes Stück mit einem lateinischen Buchstaben zu zeichnen, und werden zum Schluß genau angeben, wes Standes jeder Verfasser ist.

1

Der Konflikt, in welchem sich weite Kreise besonders der höhern Bildung mit der zur Zeit in der Kirche herrschenden Richtung befinden, wird in seinem Wesen verkannt, wenn man meint, er beruhe auf rein intellektuellen Motiven. Man sucht die Sache so sich vor- und Andern darzustellen, als rüttele eine durchaus rationalistische Kritik an den Grundlagen unserer Kirche und der durch sie vertretenen religiösen Kultur.

Wäre dem so, dann hätten unsere Kirchenregimenter und Synodalmajoritäten vollkommen recht. Gleiches kann nur mit Gleichem gemessen werden; für religiöse Wahrheit ist die rein wissenschaftliche Betrachtung unangebracht.

Daß die Kreise, von denen hier die Rede ist, diesem Irrtum nicht unterliegen, zeigt der Umstand, daß grade sie ein intensives Streben nach einer religiös begründeten Weltanschauung zeigen, das man getrost als Glaubenssehnsucht bezeichnen kann.

Aus Motiven des Glaubens ist auch der Widerstand hervorgegangen, den diese Gruppe der kirchlichen Majorität entgegensetzt und voraussichtlich in immer steigendem Maße entgegensetzen wird.

Wer mit vollem Ernst sein Leben mit Gott zusammenschließen will, wird vor allem andern jede Selbsttäuschung, jede bewußte Unklarheit, kurz Alles, was sei es auch noch so entfernt mit Unwahrhaftigkeit zusammenhängt, aus seinem Innern verbannen. Ist nun sein Denken an der strengen Methode der freien Wissenschaft geschult, so wird er gar nicht anders können als die Kritik, welche er an Allem, was innere und äußere Erfahrung als Data ihm bietet, übt und üben muß, auch auf die Gegenstände auszudehnen, welche die religiöse Ueberlieferung als Objekte des Glaubens bezeichnet. Er wird bei seiner Untersuchung finden, daß die Tradition, wie sie es immer tut, auch in diesem Falle Tatsachen gemäß dem Standpunkt dessen, der sie berichtet, ummodelt, Gedanken nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt bewahrt, sondern so, wie es der geistigen Verfassung ihres Referenten entspricht, färbt und häufig trübt. Er aber will die Tatsachen der heiligen Geschichte so, wie sie wirklich sich begeben haben, erkennen, die Gedanken Jesu und seiner Gemeinde in ihrem eigentlichen Sinne nachdenken, von der Absicht geleitet, beides, Gedanken und Tatsachen, zur Grundlage, ja noch mehr: zum immer währenden und stetig wirkenden Moment seines eignen religiösen Lebens zu verwenden.

Diesen innerlichen Prozeß, der bei den verschiedenen Menschen den ihnen gemäßen, also vielfach einen ganz verschiednen Verlauf nimmt, weiter zu verfolgen ist nicht meine Aufgabe. Genug, daß ich aus seiner Genesis sein Recht erwiesen zu haben glaube.

In der Tat, sein Recht? Ist das, was ich zu beschreiben versuchte, nicht nur werdende Religiosität? Und gehören in die Kirche nicht als vollberechtigte Glieder nur fertige christliche Charaktere?

Ich glaube, darin werden die Gegner mit uns übereinstimmen, daß es ganz ausgereifte Charaktere wie überhaupt, so besonders auf diesem geistigen Gebiete entweder gar nicht, oder nur in geringer Anzahl gibt. Eine Gemeinschaft ist aber nicht für eine Elite, sondern für Alle da, die an ihr teilhaben wollen.

Und noch ein Andres! Darin wenigstens wird unter Allen, die als Quellpunkt ihrer Religiosität die Reformation betrachten, Einigkeit herrschen: daß nur die höchst persönliche, die wahrhaft eigne Ueberzeugung in Sachen des Glaubens Wert hat. Selbst angenommen also, der mit wissenschaftlichen Werkzeugen arbeitende Sucher Gottes dränge nicht bis in die letzten Tiefen des von Gott der Menschheit mitgeteilten Heilsgutes vor, sondern bliebe in einer relativ oberflächlichen Schicht stecken: so würde er in dem erworbnen Besitz, eben weil er ihn selbst erworben hat, reicher sein als ein Anderer, der das überkommene Erbe zwar hat, aber nicht besitzt, weil er unterließ es zu erwerben.

Das also wollen wir den Rechtgläubigen von ihrem Standpunkt aus zugeben, daß wir unvollkommene Kirchenleute sind. Wir meinen aber, daß sie wohl täten, ja daß sie ihre Christenpflicht erfüllten, wenn sie unsere Unvollkommenheit ertrügen und eine Entwicklung, die wie alles geschichtliche Werden zuletzt von Gott selbst hervorgerufen und durch ihn geleitet wird, aufhörten zu stören und, soweit sie vermögen, zu beseitigen. Nicht mit Gehässigkeit und Bitterkeit sollte dieser Streit geführt werden, — geführt muß er werden; — sondern mit jener Geduld, welche aus dem unerschütterlichen Vertrauen hervorgeht: Gottes Geist wird uns in alle Wahrheit leiten. a

* * *

Die Maßregelung des Pfarrers D. Fischer in Berlin durch das vorgesetzte Konsistorium hat eine große Menge evangelischer Christen in ihrem innersten Bewußtsein verletzt, und zwar auch solche, die seinen dogmatischen Standpunkt nicht teilen. Es handelt sich nicht nur um eine Angelegenheit des Pfarrerstandes, sondern ebensosehr um eine solche der Laien in der Kirche.

Wir verstehen sehr wohl, daß der Geistliche auf die religiösen Anschauungen der Gemeindeglieder die durch sein Amt und die christliche Liebe gebotene Rücksicht nehmen muß, vor allem in der Predigt und in der Seelsorge. Niemals aber kann der Geistliche das Vertrauen der Masse der Höhergebildeten

und des Arbeiterstandes gewinnen, wenn er seine innere Ueberzeugung nicht mit der vollen Offenheit vertreten darf, ohne die sie überhaupt auf Andere nicht wirken kann. Weite Kreise, die sich in früher ungeahntem Maße dem Verständnis des Evangeliums zu öffnen begonnen haben, werden zurückgestoßen, wenn ihnen das Evangelium nicht in der Form dargeboten wird, die für sie die allein mögliche ist.

Wir beklagen aufs tiefste, daß die schwere soziale Gefahr, welche dadurch für Kirche und Staat begründet wird, von der Behörde gänzlich mißachtet worden ist. b

* * *

Das Vorgehen des Königlich Brandenburgischen Konsistoriums gegen den Pfarrer D. Fischer ist auch für einen sittlich empfindenden Laien unerträglich, und nur zu sehr geeignet in weiten Kreisen die Liebe und das Vertrauen zu unserer evangelischen Kirche schwer zu schädigen. Es scheint fast, als ob ein Konsistorium nicht im Stande wäre, die Wirklichkeit dessen, wie es heute in der Gemeinde aussieht, zu erfassen. Die Zumutung, mit 58 Jahren seine religiöse Ueberzeugung nach der eines Andern umzumodeln, muß doch Jeder als einen Hohn auf das, was Ueberzeugung heißt, empfinden. Denn was im Zeitraum eines Menschenlebens von uns als die Wahrheit errungen ist, auf die wir leben und sterben wollen, — das ist eben unser Wesen, unsre Persönlichkeit geworden und wir würden uns selbst aufgeben, wenn wir an unsere innere Wahrhaftigkeit nicht mehr glauben dürften. Um wieviel mehr muß dies für einen Pfarrer bedeuten, an dessen wahrhafter religiöser Ueberzeugung Andere lernen sollen, was es um eine solche ist! Der es Andern verständlich machen soll, was für ein hohes, unschätzbares Gut die Religion, der Glaube für sie ist! Kann einer Gemeinde denn überhaupt ein Pfarrer Etwas sein, wenn ihm gegenüber auch nur der Zweifel aufkommen kann: „Glaubt er auch, was er sagt?“ c

* * *

Die auf Seiten der liberalen Theologen stehenden Glieder der evangelischen Kirche erblicken in dem Bescheide des Königlichen Konsistoriums der Provinz Brandenburg an den Pfarrer D. Fischer eine Gefährdung nicht nur ihres religiösen Lebens sondern des evangelisch-protestantischen Bewußtseins überhaupt.

Sie halten es darum für ihre Pflicht zu erklären, daß sie ihren Pfarrern als Führern in der modernen kirchlichen Bewegung voll vertrauen, und daß sie die von dem Königlichen Konsistorium dem Herrn D. Fischer erteilte Zurechtweisung aufs tiefste bedauern und mit dem obersten Gebote aller Religionen, dem der Milde und Gerechtigkeit, nicht in Einklang zu bringen vermögen. d

In der Erklärung der Herren D. v. Soden und D. Scholz begegne ich zu meinem Befremden einer starken und oftmaligen Betonung des geistlichen Standes, während ich meine, daß das Wort „Geistlicher“ in unserer evangelischen Kirche keinen Platz haben sollte.*)

* * *

Den Bescheid des Königlichen Konsistoriums der Provinz Brandenburg an den Pfarrer Fischer muß ich mit vielen meiner Gesinnungsgenossen geradezu als einen Schlag ins Gesicht empfinden. Aber zugleich hat er auf uns die Wirkung eines Blitzes gehabt, der in der Dunkelheit einen Abgrund vor unseren Füßen kurz aber grell beleuchtet. Schmerz, Besorgnis und Ingrimm bilden das „gemischte Gefühl“, das unser Herz erfüllt.

Mögen darüber, daß eine Oberbehörde es für gut fand, einen in Amt, Achtung und Ehren stehenden Geistlichen wie einen Schulknaben zu behandeln, die davon mit getroffenen und bedrohten Geistlichen sich aussprechen, uns Laien kann dieser Bescheid geradezu an der Kirche irre werden lassen. Wie ich selbst, haben sich gerade in den letzten Jahren mit ihrem Suchen und Tasten und Vorwärts-Aufwärts-Streben viele Hun-

*) Das ist grundsätzlich richtig, in der Praxis nicht so wichtig. Wenn wir von Geistlichen und wenn wir von Laien reden, denken wir nicht an klerikale Ansprüche, sondern an die Verschiedenheit der Berufe. D H

derte aus engen und beengenden Ketten alter starrer Dogmen losgemacht. Aber wir sind, Gott sei Dank, nicht in die Fangarme eines öden Materialismus oder Atheismus gefallen, sondern haben uns zum Christentume wieder durchgerungen, manchmal unter recht schweren Kämpfen. Aber zu einem Christentume, das anders ist, als das des Königlichen Konsistoriums der Provinz Brandenburg zu sein scheint, das uns Laien aber wertvolleres Brot ist, als die Steine, die man uns in der Jugend bot, und das uns innerlich volle Befriedigung, ja, soweit das möglich ist, beglückendes, beseligendes Gefühl gibt.

Und darum seis hier offen gesagt: wir lassen uns diese Errungenschaft nicht wieder rauben, auch nicht durch Verfügung noch so hoher kirchlicher Behörden! Wenn wir auch mit dem Pfarrer Fischer nicht in allen Punkten übereinstimmen, so verlangen wir doch von den kirchlichen Behörden Freiheit für die Geister, Freiheit im Sinne Jesu, unseres Heilandes! Wir verlangen sie, nicht Einzelne, sondern Hunderte von denkenden Männern und Frauen. Caveant consules, daß nicht ein solcher Schritt an den Säulen des Gebäudes rüttele, das wir heute noch „die Kirche" nennen! e

* * *

. . . Unsere kirchlichen Verwaltungsbehörden, die ihre Vollmacht von dem Landesherrn ableiten, haben so wenig wie dieser bischöfliche Funktionen. Die Kombination von Lehramt und Regierungsgewalt, auf der die katholische Kirche beruht, ist im Protestantismus ein Falsum. Das fühlen die Leute jetzt auch, und darum wagen sie es in Preußen nicht mehr, offen mit Lehrentscheidungen hervorzutreten und die Ketzerei zu richten. Diese Unsicherheit hat zur Folge, daß die Urteile über die rechte Lehre und die Verurteilungen der falschen Lehre sich verkleiden in disziplinare Ratschläge und Maßregelungen; und grade diese Verkleidung gibt solchen Entscheidungen und Bescheiden einen so widerlichen Charakter und erregt den Widerspruch, wie er in der Erklärung von Scholz und v. Soden formuliert ist. Ein wirkliches bona fide geübtes Gericht über die Lehre, wie es vielleicht in Hannover oder in Rostock gefällt wäre, würde weniger verletzend sein. f

* * *

. . . Einmal hat das Konsistorium sich in der Form vergriffen und seine eigene Würde nicht gewahrt. Denn der Vorwurf der unzulänglichen Durchbildung, Klarheit und Reife klingt unter den gegebenen Umständen geradezu schnoddrig und die damit vermengte Anrufung des Beistandes Gottes macht einen peinlichen Eindruck.

Zum Zweiten ist die Maßregel sachlich verfehlt. Ist der Mann nicht so schuldig, wie ihn das Konsistorium behandelt, dann ist es ein großes Unrecht gegen ihn. Ist er aber so schuldig, daß er diese Brandmarkung verdiente, dann ist es ein großes Unrecht der Kirche der Gemeinde gegenüber, ihn im Amte zu lassen, und es zu tun unter der Bedingung, daß er diese seine Abscheulichkeit künftig für sich behalte. Die Veröffentlichung dieser Weisheit setzt allem die Krone auf. g

---

Warum wir Naturwunder ablehnen

Von einem Laien aus dem Leserkreise*)

Wenn wir versuchen, unser wissenschaftliches Weltbild mit unseren religiösen Bedürfnissen in Einklang zu bringen, so erheben sich die ersten Probleme, die es zu lösen gilt, auf dem Gebiete der von den Sinnen gegebenen Natur. Hier will die Wunderfrage nicht zur Ruhe kommen. Ich habe sie für mich durch die nachfolgenden Erwägungen gelöst; vielleicht vermögen sie auch dem oder jenem Anderen förderlich zu sein.

Das wesentlichste Gesamtergebnis der wissenschaftlichen Naturforschung ist, daß die natürlichen Vorgänge sich nicht grundlos und willkürlich, sondern gesetzmäßig vollziehen, und diese Gesetzmäßigkeit ist sosehr das Wesen des Naturverlaufs, daß Kant geradezu definiert: Natur ist das All, soweit es durch allgemeine Gesetze bestimmt ist.

Unter „Gesetzen" sind hier aber nicht zu verstehen rechtskräftige Bestimmungen oder Vorschriften, die erlassen und auch wieder aufgehoben werden. Vielmehr läßt sich der gesamte Naturverlauf, wie er der wissenschaftlichen Forschung erscheint, zurückführen auf gewisse einfache Kategorien unseres Denkens, von denen die mechanische Kausalität die vornehmste ist. Die von Kant für immer festgestellte Tatsache, daß wir die Natur nicht erkennen wie sie an sich ist, sondern nur wie sie sich in unserm Geiste spiegelt, daß sie, mitsamt ihrer Gesetzlichkeit, unser Phänomen ist, hebt also diese Gesetzlichkeit nicht auf und erlaubt nicht, die lückenlose Kette von Ursachen und Wirkungen zu durchbrechen, sondern macht die Kausalität im Gegenteil zu einer ehernen, keine Ausnahme duldenden Regel; denn diese Kausalität beruht auf unserm Denken, sie ist unsere Eigentümlichkeit. Es gibt also eigentlich gar keine Naturgesetze, sondern nur Gesetze unserer Naturwahrnehmung. Die Vorstellung eines der Kausalität entzogenen Naturvorgangs bedeutete somit eine Aufhebung unserer Denkorganisation, ein Hinausspringen aus unserer Welt in eine andere, von der wir Nichts wissen. Insofern man also unter „Wundern" Naturvorgänge versteht, die nicht der Kausalität unterworfen sind, sondern als ohne deren Mitwirkung zustande gekommen gedacht werden müßten, insofern gibt es keine Wunder; denn gäbe es auch an und für sich welche, so wären sie für den menschlichen Geist doch nicht wahrnehmbar.

Vor dieser Tatsache müssen alle Naturwunder, auch alle biblischen Naturwunder*), ohne jede Ausnahme fallen, und alle dialektischen Eiertänze wohlmeinender Apologeten, um das biblische Naturwunder zu retten und uns zur Annahme seiner Möglichkeit zu überreden — denn von überzeugen kann nicht die Rede sein — nützen zu gar nichts. Kein noch so erhabener Zweck Gottes, kein noch so erbarmender Heilsratschluß und Liebeswille kann mit Grund hier angeführt werden. Es beweist nur einen Mangel an der Fähigkeit philosophisch zu denken, wenn die Zulässigkeit des Naturwunders deduziert wird aus der Freiheit des persönlichen Willens, in die Natur einzugreifen und sie zu beherrschen, eine Freiheit die, wie jeder Mensch, doch auch Gott besitzen müsse, und die also als ein neuer Faktor zu den natürlichen Ursachen des Geschehens hinzutrete und das Ergebnis modifiziere.**) Das sind alles nur beweisunkräftige Worte, die an dem, worauf es ankommt, vorbeifahren. Denn die Freiheit des persönlichen Willens ist keine Tatsache des Naturerkennens, von dem allein hier die Rede ist, und kann daher selbstverständlich nicht naturwissenschaftlich begriffen werden. Aber ihre Tatsächlichkeit zugegeben, hat sie doch noch keinen Menschen von der Gebundenheit an die Naturgesetze befreit. Wohl ist der Wille in gewissem Sinne frei, aber die Ausführung, soweit es sich um ein Eingreifen in die sinnliche Natur handelt, nicht. So kann auch ein persönlicher Gott in den Naturverlauf eingreifen, aber nicht in einer Weise, die den wahrnehmenden menschlichen Geistern als Wunder erscheinen könnte. Denn nicht darauf beruht die Unmöglichkeit des Naturwunders, daß Gott nicht ohne Kausalität wirken könnte (— wir wissen nicht, wie Gott wirkt —), sondern darauf, daß wir Menschen ein derartiges Wirken nicht wahrnehmen könnten. Wie es Gott auch gefallen möge in der Natur zu walten: wir Menschen können dies sein Walten in der Natur nur nach den Kategorien unseres Denkens, d. h. kausal auffassen. Ja, die Organisation unseres Denkens würde uns zwingen, selbst für einen ganz unverständlichen Naturvorgang nach natürlichen d. h. mechanischen Ursachen zu suchen und, wenn wir keine fänden, sie ohne Beweis vorauszusetzen.

Ganz verkehrt ist es endlich, das Naturwunder mit irgend welchen schöpferischen Geistestaten in Parallele zu stellen und

*) Vgl. 1904, 7. 1903, 36 und 47. D H

*) Ich schließe also hier alle „Wunder" aus, die auf psychische Beeinflussung zurückzuführen sind.

*) Ich denke bei diesen Zurückweisungen meist an die betreffenden Stellen in Pfennigsdorfs Büchlein „Christus im modernen Geistesleben".

es für ebenso möglich wie diese zu erklären, weil auch sie sich nicht aus elementaren Naturvorgängen ableiten lassen. Zwischen diesen beiden Dingen besteht in Wirklichkeit keinerlei Vergleichspunkt. Mit einer Beethovenschen Symphonie oder einer Rafaelschen Madonna hat die Verwandlung von Wasser in Wein, die Rückkehr eines toten Körpers ins Leben, das Wandeln eines Menschen auf dem Wasser und dergleichen nicht das Mindeste zu schaffen. Jenes sind Tatsachen einer andern als der sinnlichen Welt, und von ihnen wird hier Nichts behauptet und Nichts geleugnet; ihr Vorhandensein kann aber für Vorgänge einer völlig wesensungleichen Art, nämlich der sinnlichen Welt, schlechterdings Nichts beweisen. Daß es „Wunder"taten des Geistes gibt, ist wohl nie in Abrede gestellt worden; die haben aber Nichts mit der Giltigkeit oder Ungiltigkeit der Kausalität zu tun.

Es bleibt also dabei: das Naturwunder, insofern es sich als eine ganze oder teilweise Aufhebung der Gesetzmäßigkeit darstellt, nach der allein der menschliche Geist die Vorgänge der Natur fassen kann, ist unbedingt abzulehnen.

Daß das Naturwunder übrigens keinen religiösen Wert hat, ist schon vielfach erörtert worden und ist für mich ganz unzweifelhaft. Freilich ist trotz alledem die Welt, auch die Natur, voller „Wunder", und die eherne Gesetzmäßigkeit ihres Waltens ist vielleicht das großartigste unter ihnen. Aber es liegt nur an der Armut der Sprache, wenn wir dies Gefühl der Bewunderung und des Staunens mit demselben Worte bezeichnen müssen, wie das aller Erfahrung widersprechende Naturmirakel. Ein Wunder ist das All und ist der Mensch, ist der Grashalm und der Wassertropfen. Nichts Wunderbareres als der Vorgang des Wachsens und der natürlichen Fortpflanzung, der Wechsel der Aggregatzustände, die Wirkungen des Lichts und der Wärme: man wüßte kein Ende, sollte man hier aufzählen. Alles, Alles ist wunderbar. Das Wesen der Naturvorgänge verstehen wir trotz aller Kausalität nicht. Genau genommen, ist uns das gewöhnliche Sonnenlicht nicht weniger rätselhaft als die Röntgenstrahlen, ist die Elektrizität für uns ein völlig geheimnisvolles X, von dem wir nur die Wirkungen kennen, nicht geheimnisvoller als gewisse, von uns nur erst dunkel geahnte Vorgänge und Kräfte. Das hindert aber nicht, daß wir auch bei den unerklärlichsten von ihnen, kraft einer unentrinnbaren Notwendigkeit unseres Denkens, Gesetzlichkeit des Wirkens voraussetzen; daß wir sie beobachten, vergleichen, messen, mit ihnen experimentieren, was alles gar nicht möglich, sondern sinnlos wäre, wenn die gewöhnlichen Gesetze der Erfahrung auf sie keine Anwendung fänden.

Darum nochmals: wunderbar und geheimnisvoll ist die Natur, und weil sie das ist, fordert sie uns beständig zu religiöser Deutung ihres dem Verstande unzugänglichen Wesens heraus; aber Mirakel gibt es in ihr nicht, für uns nicht.

F F

Arbeiterverkehr

Vgl. Nr. 2

Wir stehen in einer Zeit reichlich vieler Vereinsgründungen. Das ist kein schlechtes Zeichen. Denn jemehr eines Menschen Persönlichkeit wächst, umso größer ist seine Freude, wenn er Gleichgesinnte trifft, und sein Verlangen, mit ihnen zusammen zu arbeiten. Doch ein großer Verein leidet: die Kirche; aber nur deshalb, weil sie eben nicht als Verein freier Kräfte empfunden wird, sondern als Anstalt, die — aus Behörden und Geistlichen — für sich besteht und innerhalb ihres Bereichs andere freie Kräfte eher niederhält als zur Entwicklung bringt. Daher haben sich mit einer gewissen Notwendigkeit und jedenfalls mit gutem Rechte kleinere Vereinigungen zur Befriedigung religiöser Bedürfnisse gebildet, in denen Jeder reden darf; und es ist kein Wunder, daß die religiösen Gemeinschaften und Vereinigungen in einem gewissen Gegensatz zur Kirche stehen und stehen werden, solange die Kirche nicht das an den Katholizismus erinnernde Anstaltliche abtut, das ihr wirklich noch anhaftet.

Die religiösen Gemeinschaften werden freilich sehr verschieden sein müssen, je nach dem Begriff von Religion, den die Mitglieder haben. Wer mit uns die Religion nicht in einer Sache, auch nicht in einer Methode, sondern in der den ganzen Menschen in Denken und Handeln durchdringenden Aufrichtigkeit sieht, dem werden die meisten der bestehenden Gemeinschaften nicht bieten, was er sucht. Die Gemeinschaft, wie er sie haben will, wird bestehen müssen aus lauter Menschen, von denen Keiner in eine Schablone paßt, sondern Jeder seine eigenen Wege gegangen ist oder gehen will. Das sie Einigende wird nicht einmal in einem gemeinsamen sachlichen Programm seinen Ausdruck finden können, sondern allein die Tatsache sein, daß Alle es mit sich und ihrem Leben aufrichtig meinen. Der aufrichtige Wissenschaftler wird dem aufrichtigen Politiker und dem aufrichtigen Künstler die Hand zum Bunde reichen; sollten auch die Gebiete ihres Denkens und Schaffens meilenweit auseinanderliegen, inneres Interesse und Verständnis ist stets zwischen Aufrichtigen vorhanden, da die Person und nicht die Sache sie aneinanderbindet. Es wird in einer solchen Gemeinschaft, wo Jeder selbständig denkt, an — vielleicht erheblichen — Widersprüchen in vielen einzelnen Fragen nicht fehlen. Man wird sie aber gut ertragen können. Wünscht man doch gerade, daß Jeder seine Eigenart habe, und offenbart sich doch darin nur ein innerhalb einer Vereinigung bisher ungekannter Reichtum an Gedanken!

Für uns suchen wir das Ideal zu verwirklichen, so bescheiden es ausfalle, in den Zusammenkünften der Freunde der Christlichen Welt, in deren Vereinigung, auch in manchen andern gegründeten oder nicht gegründeten Freundeskreisen, die sich um innerlich freie Blätter oder Persönlichkeiten scharen. Doch nur ein kleiner Teil unsers deutschen Volkes darf sich bisher solcher Gemeinschaft erfreuen: die Gebildeten. Die ganze große deutsche Arbeiterschaft dagegen hat nichts Aehnliches. Und wenn die Gebildeten mit vollem Rechte zunächst nur für sich schrieben und sprachen und sich vereinigten, weil sie auf ihren neuen Wegen selbst noch der Klärung und Vertiefung bedurften, so ist jetzt die Zeit gekommen, wo sie sich in gleicher Weise mit den emporstrebenden Arbeitern begegnen müssen! Zu der ungemein verdienstvollen Popularisierung wissenschaftlicher Ergebnisse in Büchern und Vorträgen, die sich in neuester Zeit vornehmlich auf dem Gebiete der Theologie bemerkbar macht, muß als noch wichtiger hinzukommen der intime Austausch von Person zu Person zwischen den Gebildeten und den Arbeitern auf dem Boden individuellster Freiheit. Oder ist solche Gemeinschaft Nichts fürs Volk? Wer das behauptet, kennt die Arbeiter schlecht — wenn auch natürlich nicht alle Arbeiter dazu reif sind, ebensowenig wie alle „Gebildeten".

Anfänge dazu haben wir hier und da in den religiösen Diskussionsabenden, wie sie namentlich in Leipzig und Chemnitz von der Sächsischen Evangelisch-sozialen Vereinigung, aber auch schon früher und an anderen Orten veranstaltet worden sind. Es ist jedoch die Frage (die ganz nach der Art der Veranstaltung beantwortet werden muß), ob diese Diskussionsabende nicht vielleicht erstens darunter leiden werden, daß die Arbeiterschaft denkt, sie würden in einer bestimmten Absicht veranstaltet, und ob nicht zweitens in der großen Oeffentlichkeit das Persönliche wieder durch das Sachliche zurückgedrängt wird.

Diese Gefahren sind von den Engländern vermieden worden, die wie in so vielen praktischen Dingen auch hierin vorangegangen sind. Dort haben die Gebildeten seit zwanzig Jahren in den Settlements die Pflege persönlichen Verkehrs mit den unteren Schichten der Bevölkerung zum Prinzip gemacht. Unterhaltung und Bildung sind die beiden Gebiete, auf denen sich Angehörige aller Klassen zwanglos begegnen. Es ist dabei nicht, wie es für den Fernerstehenden so leicht den Anschein hat, in der Hauptsache auf Volksunterhaltung und Volksbildung in dem bei uns üblichen Sinne abgesehen, sondern eben auf den persönlichen Verkehr, zu dem die gemeinsame Unterhaltung und Bildung nur die Gelegenheit verschafft.*) Während die ersten derartigen Gründungen in den Ländern

*) Sehr zu empfehlen: Settlements. Ein Weg zum sozialen Verständnis. Von Adele Schreiber. Heft 23 aus der Sammlung „Sozialer Fortschritt", Verlag von Felix Dietrich, Leipzig. 15 Pfg.

englischer Zunge schnell Nachahmung fanden (in London allein gibt es ungefähr 40 Settlements), besitzt Deutschland bisher nur eine einzige Nachahmung in der Gesellschaft „Volksheim" in Hamburg.

Man könnte fragen, ob eine Gesellschaft, die wie das Hamburger „Volksheim" in ihrem Bereiche satzungsgemäß ebenso wenig die planmäßige Vertretung irgendwelcher religiöser wie die irgendwelcher politischer oder sozialpolitischer Parteibestrebungen duldet, religiös also vollständig indifferent ist, überhaupt noch Etwas mit Religion zu tun habe. Sobald man der Meinung ist, daß die Religion etwas sachlich Bestimmbares sei, wird man es bestreiten. Aber wird wirklich eine Zusammenkunft erst dadurch religiös, daß man über Religion oder gar über Theologie spricht? Kommt nicht Alles darauf an, in welchem Geiste gesprochen wird? Und wenn im Geist der Wahrhaftigkeit, der zugleich der der Liebe ist, ist es dann nicht ganz gleich, über welches Thema? Ich kann nicht anders, als Vereinigungen, die allein auf der Aufrichtigkeit ihrer Mitglieder und deshalb gegenseitiger Achtung der Ueberzeugung aufgebaut sind, als die im tiefsten Sinne religiösen zu bezeichnen.

Religion und Theologie ist dadurch von einer Besprechung nicht ausgeschlossen. Vorträge und Debatten darüber werden sogar, wie die Erfahrungen in Hamburg zeigen, ganz besonderes Interesse unter der Arbeiterschaft erregen. Aber ebenso wenig wie wir mit den Unseren immer von Religion und Theologie reden, ebenso wenig darf im Verkehr mit den Arbeitern die Religion das einzige Thema sein. Für die Theologen bringt es der Beruf mit sich, davon zu reden. Die Laien aber, die sich — entsprechend dem sonstigen Zahlenverhältnis beider — in viel größerer Zahl als die Theologen an dem Verkehr mit den Arbeitern zu beteiligen hätten, sollen selbst in dem Falle, daß sie religiös wirken wollen, nicht etwa denken, auch über Religion reden zu müssen; sie mögen über das reden, was sie wissen. Der Jurist über Recht, der Lehrer über Erziehung und Unterricht, der Künstler über Kunst, Jeder als Persönlichkeit, Jeder mit derselben Aufrichtigkeit und Absichtslosigkeit, mit derselben Freude über begründeten Widerspruch. Dann ist sein Auftreten nicht weniger religiös als das des Theologen. So sind in den gedachten religiösen Gemeinschaften (obwohl sie es sind, sollen sie zur Vermeidung von Mißverständnissen nicht so heißen!) Unterhaltungen über Volkswirtschaft und Naturwissenschaft ebenso am Platze wie die Religion betreffende Fragen. Denn die Sache macht Nichts, die Person Alles!

Und was für die verschiedenen Fächer der Wissenschaft und Bildung gilt, das gilt auch für das ganze vielleicht noch wichtigere Gebiet der Geselligkeit. Noch unmittelbarer als dort kann hier in Spielen, auf Ausflügen, in Unterhaltungen, bei Besuchen und Einladungen der persönliche Verkehr zwischen Gebildetem und Arbeiter gepflegt werden. Unbegrenzt ist Art und Zahl der Unternehmungen; Jeder, der mitarbeiten will, tut, was er für gut hält und wozu er Neigung hat. Aber immer steht im Vordergrund nicht das Interesse an der Sache, sondern an der Person. Scheinbar recht belanglos und kaum kontrollierbar, gehen von solchen persönlichen Berührungen doch die kräftigsten Impulse im Leben eines Menschen aus. Und wenn es christliche Persönlichkeiten sind, die in solcher Weise mit Männern und Frauen aus dem Volke verkehren, dann wird auf dem gemeinsamen Boden persönlicher Aufrichtigkeit schließlich auch gemeinsames Christentum wieder triumphieren.

Der Theorie ist genug. Hinein in die Praxis, ihr gebildeten Leser der Christlichen Welt, Männer und Frauen! Laßt die günstige Zeit nicht vorübergehen; Tausende warten auf euch. Röthig

Verschiedenes

Michel Kohlhas. Ein Trauerspiel in 5 Akten von Gertrud Prellwitz. Freiburg i. Br., Verlag von Friedrich Ernst Fehsenfeld 1905. 130 S. 2, gebunden 3 Mk.

Dem Genius Kleists hat Gertrud Prellwitz ihr neuestes Drama Michel Kohlhas gewidmet, und mit Recht; denn Kleist war es, der diesen Mordbrenner in seinem gleichnamigen Romane als Vorkämpfer

und Märtyrer für Recht und Gerechtigkeit hinstellte. Gertrud Prellwitz ist auf dieser Bahn weitergegangen, wie denn natürlich das Drama eine viel geschlossenere Darstellung und schroffere Zuspitzung der Probleme forderte. Der Gang der Handlung ist folgender.

Im ersten Akte erfahren wir schnell das bereits Geschehene. Dem Kohlhas sind an der Trackenburg unter nichtigem Vorwande ein Paar wertvolle Rosse abgenommen worden. Nirgends hat er Recht gefunden, weil die Angeklagten Einfluß bei Hofe hatten. Endlich hat er seine Rosse abgetrieben wieder erhalten, sein unschuldiger Knecht ist schmählich mißhandelt worden, ein Versuch den Kurfürsten persönlich zu sprechen mißlingt, und so geht Kohlhas, dem Junker von Tronka Fehde anzusagen. Zu Beginn des zweiten Aktes leuchtet im Hintergrunde der Feuerschein der Trackenburg, die Kohlhas überfallen und niedergebrannt hat. Hinter dem entflohenen Junker Heinz her ist er auf der Jagd, aber dieser entkommt nach Wittenberg, das Kohlhas an allen vier Ecken anzünden zu lassen droht. Die Versuchung des Wegelagerers Nagelschmidt, der sich mit ihm zu frischen, fröhlichen Raubzügen verbinden will, weist Kohlhas ab; denn noch fühlt er sich als ehrlicher Mann, der Nichts will als sein gutes Recht; Andre zwingen ihn zu seinem Entsetzen zu Mord und Brand. Da trifft Luthers Brief ein und veranlaßt ihn, in der Nacht sich nach Wittenberg in des Gottesmannes Studierstube zu schleichen; ist es doch immer seine Sehnsucht gewesen, den Helden zu sprechen. In einfachen herzlichen Worten legt er ihm dar, wie seine evangelische Predigt, ja sein eigenes Beispiel in Worms ihn in seinem Rechtsgefühle, in dem Bewußtsein immer mehr bestärkte, daß nun Gottes Reich, so jeder mithelfe, auf Erden anbrechen müsse. Luther verspricht, für ihn beim Kurfürsten zu reden; bis zu einem ordentlichen Gerichtstage soll sich Kohlhas still verhalten. Diesen bringt der dritte Akt. Der aufgebrachte Junker Heinz, der schon das Schwert an Gerichtsstätte gezogen hat, wird durch Kohlhasens eindringliche Worte vom Dienst der Gerechtigkeit als dem rechten adligen Dienste zur Einsicht gebracht; er entschließt sich, trotz des Hohnes der Sippe, Kohlhasens Begehr zu erfüllen. In Wahrheit ist es freilich die Liebe zur schönen Base Gunhild, die den an sich nicht schlechten, nur leichtsinnigen Mann aus seinem nichtsnutzigen Ritterleben zu höheren Aufgaben, zum wahren Heldentume herausführt. Aber der Kurfürst von Sachsen stößt das Urteil um; Kohlhas wird zum Tode verurteilt, allen Mordbrennern zur Warnung, und Heinz von Tronka soll daraus lernen, daß man die bösen Folgen eines Jugendstreiches nicht durch einen neuen gut macht. Im vierten Akte bemühen sich Heinz und Gunhild, nunmehr vereint, ebenso die Nachbarn, Kohlhas in Brandenburg zu schützen. Er soll von der gefährlichen Grenze wegziehen, einen andern Namen annehmen, aber Alles scheitert an Kohlhasens Pochen auf sein Recht, das ihm Niemand, auch die Fürsten nicht, nehmen könnten. So wird die Katastrophe des fünften Aktes unvermeidlich. Kohlhas hat sich mit Nagelschmidt verbunden und fällt, getrieben von überspannten Reformgedanken, seinen Kurfürsten an. Dieser spricht ihm sein Recht zu: den Tod.

Obwohl viele Ereignisse nicht auf der Bühne dargestellt, sondern erzählt werden, sind die einzelnen Szenen doch voll Leben und Handlung. Die Sprache ist schlicht und einfach, auch nicht gesucht altertümelnd. Die Tragödie des Einzelnen spielt sich ab vor dem Hintergrunde einer bedeutungsvollen Zeit. Wir fühlen ihre Sorgen und Nöte, den Druck, der auf den niederen Ständen lastet, die Liederlichkeit des Adels, der nur die Bauern zu schinden, nach Aemtern und Orden bei Hofe zu haschen weiß. Und doch weht Morgenluft. Der Brandenburger Kurfürst empfindet gar wohl in dem Rechtsgefühle seines Volkes eine Kraftquelle für sich und sein Haus, die es allen Stürmen trotzen lassen wird.

Gegenüber diesem Reichtum an Inhalt und Form treten die offenbaren Mängel des Dramas zurück. Vor allem ist Luther im Drama eine Gestalt, die nicht viel bedeutet. Sein Brief ist wohl bei Kleist, aber nicht hier genügend begründet, und sein Eintreten hat fast keine Folgen. Nicht ganz klar gezeichnet — der Schluß kommt viel zu plötzlich und ist recht unverständlich — ist Kohlhasens Entwicklung bis zur Erkenntnis, daß sein summum ius für das ganze Land summa iniuria wäre, daß der Einzelne um der Gesamtheit willen nachgeben, ja leiden muß, daß sich wohl einzelne Persönlichkeiten, aber nie ganze Völker mit einem Schlage auf eine höhere Stufe der Bildung und des Rechtes heben lassen. Ebenso verschwimmen die Nebenfiguren Heinz und Gunhild.

Das Drama wird gewiß trotzdem auf jeden Leser einen nachhaltigen Eindruck machen. Vereinen sei es zu Aufführungen warm empfohlen. Peter Thomsen

Die Erben. Roman aus Neudeutschland. Von Carry Brachvogel. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau 1904. 267 S. 4 Mk.

Viel Farbentöne hat die Verfasserin nicht auf ihrer Palette. Sie mischt ihre Personen aus folgenden Töpfen: einem großen voll brennendem Rot, Sinnlichkeit oder Erotik genannt, und einem nur wenig kleineren voll Brutalität, nach Nietzsche: Machtinstinkt oder Herrenbewußtsein. Aus diesen Elementen formiert sie nun folgende Personen: Nr. 1. Mann, Fabrikant großen Stils, 70 Prozent Brutalität, 30 Erotik. Nr. 2. Frau, junge Witwe, 70 Prozent Erotik, 30 Brutalität. Nr. 3. Junger Mann, Sohn, Erbe, 100 Prozent Erotik und weiter Nichts. Nr. 4. Junges Mädchen, 100 Prozent Erotik und weiter Nichts. Außerdem ist da noch ein junger Mann, dessen Reden und Tun jeglicher klarer Motive entbehrt, und eine kleine Nebenfigur, die sich über all den Sumpf durch Simplizissimus-

ironie zu erheben sucht. Ort: das Wuppertal, was willkommene Gelegenheit bietet, über die Heuchelei der kirchlichen Kreise herzuziehen. Zeit: der Chinarummel, der dazu dient, all diese Versumpftheit und Verlogenheit Einzelner als typische Zeiterscheinung zu bewerten. Ein Beitrag zur Pathologie — nicht der Zeit, sondern eines perversen Schriftstellertums. E Foerster

Klaus Winkler. Ein Roman von J. Jobst. München, Friedrich Rothbarth 1904. 4,20, geb. 5 Mk.

Ich beging den Fehler, diesen Roman vorlesen zu wollen. Diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß mir seine Breite geradezu auf die Nerven gefallen ist. Aber auch, wer ihn flüchtiger liest, wird doch an ihm, so ideal das Buch gerichtet ist, so gern man den poetischen Flug (oder wenigstens Anflug) mancher Partien würdigt, nur dann Freude haben, wenn er recht genügsam ist. Wer irgend Neues in Auffassung oder Anfassung sehen will, der lasse seine Hände davon. Die Verfasserin bitte ich, bei aller Anerkennung ihrer formgebenden Kraft und ihrer aus jeder Zeile hervorleuchtenden, trefflichen Absichten, doch herzlich: kürzer und tiefer! Schian

Erbaulich? — Es ist eine Lust zu leben. Es geht vorwärts auf der ganzen Linie, und ganz besonders im Religionsunterricht unserer höheren Lehranstalten. Davon zeugen auch die neueren „Lehrbücher". Und doch, was soll man dazu sagen, wenn in einem der neuesten, einem Hilfsbuche für den evangelischen Religionsunterricht n den höheren Lehranstalten — vor mir liegt die zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage vom Jahre 1902 — sich folgende Stelle findet: „Der letzte selbständige König ist Josia; er war ein Urenkel des Hiskia und lebte etwa hundert Jahre später. ... Nun stellte er mit großer Strenge alle die alten Bestimmungen wieder her, begründete den gesetzlichen Gottesdienst aufs neue und feierte zum Abschluß seiner Tätigkeit im Jahre 621 ein glänzendes Passahfest. — (Lied: Morgenglanz der Ewigkeit.)"

Ich frage mich, was soll in dieser rein historischen Betrachtung für dreizehnjährige Knaben überhaupt ein „Lied"? Und nun gar, welche Verhöhnung auf alle Bemühungen um Erziehung zum „historischen Sinn", die Betrachtung dieser Kultusreform in diesem Liede ausklingen zu lassen. Aber das kommt heraus bei der geforderten Vereinigung von biblischer Erzählung mit Spruch und Lied. Wenn der Lehrer der Klasse diesen Hinweis sich zu eigen macht, so kann es ein wahrhaft erbaulicher Unterricht werden. E Lohmann

Der Pfarrer Mörike. Mörike wird jetzt berühmt. Aber daß er Pfarrer gewesen ist, damit kann man sich schwer abfinden. Wie soll man es nur erklären? Ein gewöhnlicher Pfarrer! Das mag wohl in der Schweiz des Jeremias Gotthelf gehen, oder im Schweden Tegners, oder im England Sternes, oder im Jahrhundert Luthers! Aber im gewöhnlichen neuen Deutschland, im Deutschland Johann Gottfried Herders kann offenbar erst ein Generalsuperintendent in der Litteratur vorkommen. So meint es der Konsistorialrat, der in einem berühmten Münchener Blatt wörtlich Folgendes schreibt: „Je mehr biographisches Material über Mörike bekannt wird, um so mehr wird das Eine erhärtet, daß er im Geiste seines Oberkonsistoriums kein kirchlich-gläubiger Pfarrer gewesen. Aber daraus die Pflicht seines offenen Bruches mit Amt und Kirche zu ziehen, konnte er sich nicht entschließen. Auch in seinem Innern hat er kaum die letzte Konsequenzen gezogen." Da haben wir das im öden Sinne des Worts „konsistoriale" Denken! Wenn einer selbst Kirchenbehörde ist, wie Herder war, da mag es gehen; aber ein gewöhnlicher, gemeiner Pfarrer hat sein Amt zu verlassen, wenn er nicht kirchlich-gläubig „im Geiste seines Oberkonsistoriums" ist! — In welchem Blatte steht das? In der „Jugend"! 1904, Nr. 37, Sp. 753 unterzeichnet von einem, den der Litteraturkalender als „Mitredakteur" der Jugend aufführt. A

Kleine Mitteilungen. Die Kreuzzeitung widmet in Nr. 79 einen Leitartikel der Gemeinschaft der Ungläubigen. Mit der Erfindung solcher neuer Schlagworte sollte man doch vorsichtig sein. Sie mögen journalistisch und politisch sich empfehlen, Wirkung versprechen, sogar eine Weile zur beliebten Waffe werden. Aber weil sie die Wirklichkeit verzerren, schaden sie schließlich dem am meisten, der sie verwendet. Denn sie täuschen ihn über die Natur des Widerstandes, den er überwinden möchte. Die Tatsache, daß uns Vertretern der freien Bewegung im Protestantismus der Beifall und Beistand bewußt ungläubiger Elemente zu teil wird, beweist gar Nichts gegen uns. Wir müssens eben leiden. Es gibt freigesinnte Protestanten, die in dem Moment, wo sie eine solche Berührung erfahren, allen Mut verlieren und lieber die Fahne sinken lassen: solchen fehlt es dann eben am Glauben! Im übrigen weiß die Kreuzzeitung so gut wie wir, daß jede sichtbare Kirche zugleich Gemeinde der Gläubigen ist und zugleich Gemeinde der Ungläubigen; daß auch ihre konservative Partei der Gemeinschaft der Ungläubigen nicht entraten kann. Und sie wird sich der Einsicht nicht verschließen, daß bei unserm innerkirchlichen Kampf Glaube gegen Glaube steht. Will mans einen neuen Glauben nennen und eine neue Religion, was wir haben, so ist das zwar auch unzutreffend und irreführend, wir werden auch nicht müde werden dagegen zu protestieren, aber es hat immer noch mehr Sinn als die mehr oder minder böswillige Erfindung einer „Gemeinschaft der Ungläubigen." —

„Wäre es nicht indiskret, so würden wir einmal eine Serie von den seelischen Katastrophen junger Theologen veröffentlichen, die Schiffbruch gelitten und sich nicht mehr erholt, ja ihren Gott verloren haben." So schrieb neulich die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung. Ja warum soll das unter allen Umständen indiskret sein? Dergleichen Veröffentlichungen, gewissenhaft, ohne Retouche, menschliche Dokumente, könnten von größtem innern Interesse und belehrendster Wirkung sein. Wollte man aber in der Auswahl und Zurichtung tendenziös verfahren, so wären auch wir in der Lage, unsere Dokumentenmappe zu öffnen. R

Quittung

Für die Notleidenden im Streikgebiet: 62 Mk. aus der Gemeinde Uelzen, Hannover; 60 von v. E, Freiburg; 30 von W H, Marburg; 28 aus der Landesheilanstalt Nietleben bei Halle; 20 von dem Akad. theol. Verein in Gießen; je 5 von F M, Dresden; H, Marburg; K S, St; 4 von L M, Klingenmünster; 3 von F, Aurich; 2,50 von P Sch, H E, C H, Erxleben.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Dienstag 28. Februar: Gehirn und Seele. (Dr. med. Erwin Hoehl)

Dresden. Mittwoch 1. März 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Worin suchen wir Menschen von heute das Wesen der Religion? (Klepl)

Gießen. Dienstag 14. März 7½ Uhr Hotel Viktoria: Der Wert der Tradition im religiösen und sittlichen Leben.

Görlitz. Donnerstag 23. Februar 8 Uhr Hotel zur Krone: Offenbarung. (Schian)

Hamburg. Freitag 10. März 8 Uhr Tucherhaus, Jungfernstieg 39/40: Unbewußtes Christentum.

Magdeburg. Mittwoch 8. März 3 Uhr im Stadtmissionshause, Hasselbachstr. 1: Die Religionsgeschichte in der Theologie.

Nordhausen. Mittwoch 1. März 4½ Uhr Zusammenkunft im Hotel Schneegaß: Besprechung der „Grundlagen der Kirche". (Pastor Lippert-Woffleben)

Stuttgart. Montag 27. Februar 7 Uhr im Herzog Christoph: Die vier Evangelien. (Stadtpfarrer Esenwein-Markgröningen)

Konfirmations-Gedenkblatt
mit
Eindruck der jedesmaligen Kirche
in Farbendruck und mit 50 verschiedenen Sprüchen.
Probeblatt mit Spruch- und Preisverzeichnis umsonst und portofrei
Buchhandlung des evang. Vereinshauses in Dessau

Sofort cand. min. als Hilfsgeistlicher gesucht. Gehalt monatlich Mk. 150. Angebote und Anfragen erbeten an
Pfarrer **Schwemkling,**
Rombach (Lothr.)

Pension
In einem Pfarrhaus Cassels finden zu Ostern d. J. 2 Schüler (am liebsten Ausländer), welche die dortigen Schulen besuchen wollen, gute Pension und sorgfältige Aufsicht. Offerten unter **P** an den Verlag.

Konfirmations-Gedenkblätter
nach Federzeichnungen und Aquarellen
von Ernst Pfannschmidt, Rom
3 Reihen (je 30 St.) vielfarbig je 3 Mk. (1. Reihe auch zweifarbig 1,60 Mk.) in je 2 Ausgaben*)
Bildfläche 20×29 cm. Blattgröße 30×39 cm
*) Ausgabe A m. Raum f. handschriftl. Eintragung des Bibelspruchs. Ausgabe B mit eingedruckten Bibelsprüchen. (30 verschiedene in jeder der drei Reihen.)
Berichtigung unsrer Anzeige in Nr. 4
Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Wert und Unwert der Beweise für das Dasein Gottes
Vortrag
von
D. theol. Martin Schulze
ord. Professor an der Universität Königsberg
8°. 32. Seiten. — **50 Pfennige**
Görlitz **R. Dülfer**

Höhere Privatschule Halle i. W.

Sexta bis Obertertia einschließlich, städtisch subventioniert, sucht zu Ostern **Ordinarius der Quarta.** Angenehme Stellung. Kündigung 2 monatlich zum 1. Oktober und 1. April. Gehalt 1. Jahr 1500, 2. Jahr 1600, 3. Jahr 1800 Mk.

Cand. min. oder **theol.**

wollen Zeugnisse, auch über unterrichtliche Tätigkeit, mit Angabe der Militärverhältnisse senden an

Chr. Frederking, Rektor

Hauslehrer

Zu 15 jährigem Jungen suche ich bis 1. April einen Herrn aus guter Familie zur Erziehung und Beaufsichtigung der Schularbeiten (Untersekunda). Zeugnisse über ähnliche Stellung oder pädagogische Befähigung, Photographie, Gehaltsansprüche an

Frau Oberstleutnant von Moser Stuttgart, Seestraße 62

„Menschen untereinander"

In den Buchhandlungen zur Ansicht! Verlag Langewiesche, Düsseldorf.

John Ruskin Auswahl

Zehntes Tausend: 1.80 Mk.!

Venedig Damenhospiz. **Campo S. Angelo.** Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Institut Scheu-Hörttrich,

Bensheim (Bergstr.)

Zu Ostern finden noch einige junge Mädchen freundliche Aufnahme zur gründlichen Erlernung von Küche, Haushalt und Handarbeiten. Auf Wunsch Wissenschaften, fremde Sprachen, Musik. Eigenes Haus mit großen Räumen, Veranda und Garten am Hause. Näheres Prospekt durch die Vorsteherin.

Das Suchen der Zeit: II.

2.40 Mk. Besprochen: „Chr. W." 1904, Nr. 51. Zur Ansicht i. d. Buchhandlungen

---

Lehrer für einen zwölfjährigen Knaben zur Erteilung von Deutsch und Beaufsichtigung Vormittags in einer deutschen Familie **Brüssels** gesucht. Eintritt sofort. Gehalt nach Uebereinkunft. Bewerbungen zu richten an

Herrn **Ch. Quitmann, Brüssel,** 255 rue Royale

Die unterzeichnete Buchhandlung bringt hiermit zur Kenntnis der sich dafür Interessierenden, daß sie die 3. neueste Auflage der

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche

begründet von **Herzog,** redigiert von Professor **Hauck,** zu ganz kleinen Teilzahlungen abgiebt. Wir versenden auf Anfragen ausführlichen Prospekt und alles Nähere portofrei.

Bormann & Greiner
Leipzig Plagwitz Fröbelstr. 8

Schwestern

werden ausgebildet für 12 sächs. Heil- Pflege- und Erziehungsanstalten. Feste Staatsanstellung mit Pensionsberechtigung. Alter 18—35 Jahre. Beginn der Kurse 1. April und 1. Oktober. Aufnahmebedingungen werden versendet.

Hubertusburg bei Wermsdorf, Kgr. Sachsen.

Pastor **Naumann,** Vorstand des Kgl. Pflegerinnenhauses

Lausanne

Gute Aufnahme finden 1 oder 2 Studierende, die Französisch lernen wollen, für das Sommersemester in einer Familie, die in schönem Vorort vor Lausanne wohnt. Anfragen unter **R. B.** an die Expedition d. Bl.

Weibliche soziale Hilfsarbeit

Casseler Kurse zur Einführung in Theorie und Praxis der **sozial-pädagogischen Hilfsarbeit.** Näheres i. d. Broschüre „Arbeit im Fröbelseminar" von Hanna Mecke.

Das Kuratorium

Tambach i. Th.

Evangelisches Landtöchter-Pensionat Sonnenblick

in herrlicher Gebirgslage für Töchter gebildeter Stände. **Gründliche** Ausbildung in der Hauswirtschaft, Handarbeit und Gartenbau. Weiterführung in Wissenschaften, Anleitung in christliche Wohlfahrtspflege, Aneignung feiner Formen, **sorgfältige** Körperpflege (Sportplatz, Bäder). **Individuelle christliche** Charakterbildung. Pfarrtöchtern **Ermäßigung.** Empfehlungen: **Frau Professor Kuhlenkampff, Excellenz v. Strubberg,** Berlin. **Frau Oberin Wolff,** Tambach. Prospekte sendet die **Vorsteherin Helene v. Guretzky-Cornitz.**

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Konfirmationsscheine in zwei Farben gedruckt mit 22 verschiedenen Bildern und 300 verschiedenen Sprüchen u. Liederversen. 3 Serien à 100 St. 30 St. 1 M., 100 St. 3 M.

Kleines Gedenkblatt mit schöner Rankeneinfassung in mehrfarbigem Druck u. 25 verschiedenen Sprüchen (oder freiem Raum zum Einschreiben). Einzeln 10 Pfg.; 25 Ex. 2 M.; 50 Ex. 3.50 M.; 100 Ex. 6 M. — **Je 1 Probeschein gratis.**

Evangelische Kirchenzeitung

für Oesterreich

Organ des Evangelischen Pfarrervereins für Oesterreich

22. Jahrgang. Erscheint am **1.** und **15.** jeden Monats

Herausgeber: D. **Arthur Schmidt**
evangelischer Pfarrer in Bielitz

Zu beziehen durch die Schriftleitung des Blattes, sowie durch alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes.
Postzeitungsliste für das deutsche Reich 2382 a, für Oesterreich 1272

Vertretung für das deutsche Reich: **Paul Stieht** in **Leipzig**
für Oesterreich: **W Fröhlich** in **Bielitz**

Bezugspreis jährlich für das Ausland 7 Kronen
für Oesterreich 6 Kronen

Probenummern auf Verlangen unentgeltlich und postfrei

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Mit Garantie einer Aktiengesellschaft. Gegründet 1875.

Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung

Militärdienst- und Brautaussteuer-Versicherung, Sterbekasse
Gesamtversicherungsstand 600000 Versicherungen
Monatlicher Zugang 6000 Mitglieder
Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kostenfrei
Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht.

Ganz umsonst und portofrei

kann sich Jeder von uns für entsprechenden Wert Waren erwerben.

Mit Namen u. Adresse in Postkarte 10 Pfg. weit.

Man verlange neuesten Prachtkatalog mit 2500 Abbildungen nebst näherer Angabe ebenfalls gratis und franko (ohne Kaufzwang).
Derselbe enthält grosse Auswahl in **Rasirmessern, Rasirutensilien, Haarmaschinen, Taschen-, Tafelmessern und Gabeln, Damen-, Haar- und Schneiderscheeren, Reben-** oder **Gartenscheeren, Sensen, Gärtnermessern, Brod-, Schlacht-, Gemüse-, Hack- und Wiegemessern, Uhren, Uhr- und Halsketten, Broschen, Ringen, Portemonnaies, Pfeifen, Spazierstöcken, Fernrohren, Feldstechern, Schuss- und Stichwaffen, Musik-Instrumenten** und sonstigen **Schmuck- und Haushaltungsartikeln etc. etc.** Gleichzeitig offerieren wir, damit sich Jeder von der Güte und Qualität unserer Waren überzeugen kann, franco **Rasirmesser No. 50** aus magnetisiertem Silberstahl, fein hohlgeschliffen, fertig zum Gebrauch, mit feinem schwarzen Heft und Etuis für **nur Mk. 1.75 30 Tage zur Probe mit 5 Jahren Garantie.** — Besteller verpflichtet sich, den Betrag einzusenden oder das Messer zu retournieren.
Mehr wie ein Stück nur gegen Nachnahme. Bitten genau auf unsere Firma zu achten.

Gebrüder Bell, Gräfrath 245 bei Solingen, Ältestes Fabrikversandhaus am Platze, gegründet 1870.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine Beilage (Jugendlehre) von der Verlagsbuchhandlung Georg Reimer in Berlin (Buchhandelsauflage)

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 9 Marburg i. H., den 2. März **1905**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Der liebe Gott — Multatuli als Beunruhiger. 1 — Heyns Greifswalder Predigten — Das katholische Staatslexikon und die Syllabus-Kontroverse. 3 — Nach dem Bergarbeiterstreik — Verschiedenes: Der lange Tag (Bonns); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Der liebe Gott

Euer Vater weiß, was ihr bedürfet. Matth. 6, 8.

Wenn uns in seltenen Stunden die Seele übervoll ist von unaussprechlichem Glück und wir ausströmen lassen möchten, was sie sonst sprengen könnte, dann sucht sie sich unbewußt einen Weg, indem es auf einmal wie von selbst ganz hinten anhebt zu singen und zu klingen: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren", — und auf den Flügeln der leicht und froh aufschwebenden Melodie steigt der Dank wie Opferrauch zum Himmel empor und das fröhliche Herz findet in den alten trauten Klängen des Liedes den schönen befreienden Ausdruck für Alles, was in ihm nach Worten ringt. Joachim Neander, der „Psalmist des neuen Bundes" hat diesen Psalm aus einer Seele heraus gesungen, der es warm geworden ist unter dem Sonnenschein der großen Güte Gottes, die uns immerdar noch Erde und Leben hell macht und Wärme in die Seele strahlt.

Das ist unsre Christenseligkeit, einen freundlichen Herrn und gütigen Vater über uns walten zu wissen, der mit reichen vollen Händen so viel Güte über seine Menschenkinder ausgießt, daß Jeder sein bescheiden Teil nehmen kann. Mag Dieser im unendlichen Weltenraum über sich nur dunkle Gesetze sehen, die Alles in unsinnigem Wechsel kreisen lassen, mag Jener mit finsterm Blick hinter allem Geschehen ein Verhängnis ahnen, das ihm tückisch sein Leben zerbricht, wir wollen uns mühen, mit dem hellen Auge des Glaubens auf die Stellen in unserm Leben zu blicken, die im Sonnenschein einer göttlichen Güte leuchtend vor uns liegen.

Denn wir brauchen einen Eindruck von einer über uns schaltenden Güte für unser inneres Leben, wie die Sonne für unsern Leib. Wir brauchen Güte, um nicht am Leben und an den Menschen irre zu werden, wenn unser heißes Werben und Schaffen wie an harten kalten Mauern abprallt. Sie bietet uns auch ein Gegengewicht gegen das Hadern mit feindlichen Menschen, das unter dem Lärm des Tages schweigend in der Tiefe ruht, aber in der Stille laut durch unsre Seele hallt. Das gereizte und boshafte Wesen, womit wir so oft zuerst Andern das Leben schwer machen, um dann selber am meisten darunter zu leiden, unsre ganze Unzufriedenheit, die sich in solcher Weise Luft macht, kommt daher, daß wir keine Güte sehen. Weil uns keine Güte warm macht, sind wir auch gegen Andere so finster und kalt.

Gegen diese Leiden hilft ein tiefer Eindruck der Güte Gottes. Zwar gibt es Keinen, der so mit vollem Munde rühmen kann, wie reich sein Leben an Güte Gottes sei, wie es uns das Loblied Neanders in frohem Ueberschwang in den Mund legen will. Kein Leben ist so ganz Licht und eitel Sonnenschein. Aber wir müssen das Licht in unserm Leben suchen und die Sonne sehen wollen. Und dann ist kein Leben so dunkel und so arm, daß nicht ein paar helle Flecken sich hier und da entdecken ließen. Gerade je dunkler das Leben sonst ist, um so heller leuchten sie, während sie in einem lichtvolleren Leben vielleicht unbeachtet verschwänden. Auf sie wollen wir unse Augen gerichtet halten. Sie sollen uns Zeugnisse der Güte Gottes sein. Wir wollen uns an ihnen die Gewißheit stärken, daß wir aus der Hand einer gütigen und nicht einer gleichgiltigen Macht leben. Wir sind Gegenstand einer großen und weisen ewigen Sorge, die etwas Gutes und Großes mit uns vor hat. Sie hat ein Ziel und weiß den Weg. Sie sorgt für die Mittel, denn sie hat einen Zweck. Wir brauchen sie nicht zu erinnern, denn sie schaut weiter als wir. Gott schläft noch schlummert nicht. Freilich sind seine Wege anders denn unsre Wege, aber es sind höhere Gedanken, denen sie dienen. Je mehr wir uns in ihre Gedanken hineinleben, desto mehr fühlen wir uns umweht von dem warmen Hauch der großen Güte Gottes. Darauf wollen wir immer wieder unsre Augen richten, daß wir stark und froh bleiben, denn wir wollen leben und steigen, aber nicht sinken und sterben.

Niebergall

Multatuli als Beunruhiger

Vgl. 1904 Nr. 34, 36, 38 und 39

1

Multatuli setzte seinem großen Werke der „Ideen" das Motto vor: Es ging ein Sämann aus zu säen. Es wird erlaubt sein, den Weizen anzusehen, den er aus seinen Händen streute. In Holland hat man wohl Dekker einen Reformator genannt. Ich denke, daß er selbst das Banner, das er seit der Havelaar-Sache entrollte, für das hielt, das in den Weltkämpfen des Geistes über den Angreifern und Siegern flattert.

Zu einem Reformator aber gehört mehr als Dekker besaß.

Wir haben ein hessisches Sprichwort: „Wie der Herr, so's Gescherr", wie der Herr, so ist sein Geräte, wie der Herr, so ist sein Gesinde. Die Holländer des Grafen Egmont heißen Jetter und Bansen, die Holländer Oraniens heißen Geusen. Jetter bangt es um Egmonts Hals und den seinen. Die Geusen singen „Wilhelmus von Nassau" und sind die Helden von Leyden. So gehören die Menschen Multatulis zu *ihm*. Dekker sah nur *ein* Stück Menschheit, er sah an den Menschen nur *eine* Seite. Den Blick ihm warm, tief und leuchtend zu machen, dazu fehlten fast alle Hilfen, die das Leben dem Prophetenherzen, dem Prophetenauge und dem Prophetenmunde bietet. *Er hat nie in Holland*, in den Nieder-

landen, wo er geboren war, einen Beruf ausgeübt, mit allerlei Volkes die treue Kleinarbeit des Tages getan. Darauf ruht es, daß man immer wieder für Gestalten wie Femke und ihre Mutter, den alten Pater Jansen und die so liebe Gesellschaft, die in der „Sainte-Vierge" von ihm zusammengeladen ist, nach litterarischen Vorbildern sucht, wie Lawrence Sterne und Dickens sie bieten konnten, während doch in der Tat die Humoristen häufig ihre Art die Dinge anzusehen dem gelassenen Außerhalbstehen verdanken. So ist es bei Dekkers Ethik der Mangel an Erdgeruch, der diese Zeichnung des Gesehenen und Erlebten als das Werk eines Berufslosen verrät. Er hat, jedenfalls schon als junger Mann, kein kirchliches Leben wirklich, geteilt und darum fiel es ihm wenigstens bei Evangelischen schwer, hinter der unentwickelten, irregehenden und irre geleiteten Urteilskraft den Ernst stummer, aber echter Seelen zu finden; er teilt den Irrtum Zolas.

Das Leben, das er sah, sah er als Eduard Douwes Dekker, als ein Mann von außergewöhnlich großer, aber ungeduldiger und voreiliger analytischer und satirischer Kraft. Darum mußte ihm Goethe so unsympathisch sein, der Mann unseres Volkes, der über alles Große und Tiefe so innig, so liebreich nachgedacht und das Tiefste darüber gedacht und gesagt hat; wer ihm folgt, lernt alle Anliegen der Menschenseele neu betrachten, alles Menschliche in Gerechtigkeit, Besonnenheit und Liebe ansehen. „Der Hauptfehler an Herrn Hofrat von Goethe war, so lautet Dekkers verwunderliche Behauptung, daß er nicht gelitten hatte!" Diese analytisch-satirische Grundanlage ließ Dekker vorwiegend das allgemein-menschliche Verkehrte erkennen. Ein gelehrter deutscher Arzt hat vor Jahren ein Buch „vom gesunden und kranken Menschen" geschrieben. Multatulis „Werk" ist im ganzen eine Auskunft über den kranken Menschen.

Da liegt denn auch seine Bedeutung. Da liegt die Pflicht auf ihn zu hören, von ihm zu lernen.

Dekker hat offenbar früh angefangen sich zum Leben „seinen Vers zu machen". Da der „Max Havelaar" in großen Teilen des Werkes ein Selbstbekenntnis ist, so wird man die Zeile des Shawlmannes an Batavus Droogstoppel: „Seit meiner Kindheit drückte ich meine Empfindungen in Versen aus, und auch später schrieb ich täglich nieder, was in meiner Seele umging", Droogstoppels Mitteilung über die ihm anvertrauten Papiere des Shawlmannes: „Dann fand ich noch Auszüge aus Tagebüchern, Aufzeichnungen und lose Gedanken — einzelne wirklich sehr lose" und Havelaars Versprechen an Tine, „daß er ihr des Abends vorlesen werde, was er Tags geschrieben, denn er war stets eifrig daran, auf dem Papier seine Gedanken zu entwickeln; doch niemals hatte er etwas dem Druck übergeben von dem, was in seinem Kopf umging, weil ihn eine gewisse Scheu erfüllte, die wohl einen Zug von Keuschheit hatte", — man wird diese Angaben auf Dekker beziehen dürfen. Wenn er von sich, nach dem Zeugnis Marie Andersons mit Bitterkeit gesagt hat, daß er kein Schreibtier so wenig als ein Hund ein Zugtier sei, so bezog sich dies Wort wohl auf die gehetzte Brotschriftstellerei, zu der er bis 1872 genötigt war. In jenem Jahre fand er zum ersten Mal einen Verleger, der ihn reich und recht honorierte. Von Dekkers innerem Leben in den Jahren seines Vagantentums — zwischen der Landung in Marseille 1857 und der Not in Brüssel, die zur Niederschrift des Max Havelaar trieb — weiß man so gut wie Nichts. Der Blick auf jene Zeugnisse läßt diese Jahre weniger trostlos, weil weniger inhaltlos erscheinen.

Ein großer Leser scheint Dekker nicht gewesen zu sein. Max Havelaar sagt zu neugewonnenen indischen Freunden, „daß er nicht viele Bücher besitze, aber darunter wären doch Schiller, Goethe, Heine, Vondel [Hollands großer Dichter im siebzehnten Jahrhundert], Lamartine, Thiers, Say, Malthus, Scialoja, Smith, Shakespeare, Byron. Droogstoppel sieht in Shawlmanns Zimmer ein paar Bände von Byron, Horaz, Bastiat, Béranger und . . . rat einmal? Eine Bibel, eine komplette Bibel, mit den apokryphen Büchern darin. Aber wenn er auch wissenschaftliche Arbeit getan und wie Carlyle die sorgfältigste und tapferste Lesearbeit durchgeführt hätte, so hätte sie sein Weltbild wohl nicht stark beeinflußt, denn alle Geister, die sich

auf eine Seite der Antinomieen stellen, sind herrisch den Tatsachen gegenüber und verspinnen lieber den Hanf ihrer Einbildungen und falschen Verallgemeinerungen zu schönen Geweben, als daß sie ihn gewännen von den Aeckern der Tatsachen. Darin gleichen sich Multatuli und Tolstoj auf das Haar, der Verneiner des Ewigen und der Verneiner des Geschichtlichen. Darum kommt es auch Beiden oft so vor, als hätte noch Niemand vor ihnen diesen und jenen Gedanken gedacht.

Multatuli ist in der Tat kein tiefer Denker; er gehört zu denen, die sich an der Zeit ärgern, ohne die Zeiten genügend zu kennen, die an den Menschen ein stetes Aergernis nehmen, weil ihnen der Mensch im letzten Grunde unbekannt ist. Er ist eben nur ein oppositioneller Denker, kein positiver. Aber darum ist er so interessant. Denn die Dinge, die ihn ärgern, liegen durch alle Zeiten, alle Völker weithin zerstreut, immer auf der Oberfläche des Daseins, und jedem Leser, ob er aus Amsterdam oder Neapel, aus Capstadt oder San Franzisko stamme, kommen die Zustände, die der oppositionelle Denker schildert, so bekannt vor, als ob der Schilderer seine Landsleute, Nachbarn, Vettern und Nachgeschwisterkinder meine. Es treibt die tiefen Ergründer und diese nur geärgerten immer zur Satire; die tiefen, großen, wie Jeremias, Jesaias, Amos, Dante, Carlyle, Kierkegaard zerschlagen und reinigen, die Satiriker zweiten Ranges aber, wie Swift, Voltaire, Heine, Daudet, Nietzsche, Multatuli amüsieren. Das macht diese nur geärgerten Satiriker oft so gefährlich, daß ihre Kritik so billig ist, sie kostet den Leser nicht den Bruch mit sich selbst.

Genug, Multatuli hat Vieles gesehen. Er hat den frischen und fröhlichen Aufklärungsdienst der Reiterpatrouille getan, die sich weit in das feindliche Gelände vorwagt. Bei dieser Umschau vom hohen Rosse herab sah er Irrtümer, Mißstände und Verfehlungen, mit deren Aufdeckung er der inneren Unruhe, dem modern ergriffenen Gewissen und den Zeitinstinkten seiner damaligen Leser und einigen heutigen wohltat und tut.

Die konventionellen Lügen waren das eigentliche Gebiet seiner Streifzüge, er fand sie behaglich eingenistet in der Auffassung des Seins, in der Begründung der Moral und in der Nachfolge Christi.

Die Sonntagstheologie hatte gelehrt, wie sie es weiterhin lehren wird, daß diese Welt, die Erde das Unwirkliche, das Gefährliche und das Vermeidbare seien, und ihre Bekenner hatten mit dieser Ueberzeugung das bequemste Freundschaftsverhältnis mit diesem Todfeinde zu verbinden gewußt. Multatuli bekämpft diesen Mangel an Folgerichtigkeit auf seine Weise. Carlyles herzlicher Tiefsinn erfaßte in seinem Sartor Resartus den Ewigen und das Sein in ihrer Einheit und lehrte erkennen, daß die Welt das Kleid der Gottheit sei, die große Selbstdarstellung des Lebendigen durch das Symbol der Erscheinungen. Multatulis recht eigentlich dürres Denken warf den Ewigen weg und bekannte sich, unter Mitschuld der Sonntagstheologie, allein zum Sein, zur Natur. Wir kennen seine Antwort, auch wenn er sie in der 154. Idee scherzhaft verschweigt:

> Ich ging mit dem kleinen Max spazieren. Vor uns ging ein Mann mit seinem Kind. Das Kind tat, was Kinder meistens tun, es frug, es fragte . . .*) ich bin sicher, daß der erste Großinquisitor ein Kind gewesen ist. Der kleine Max und ich horchten.
>
> Papa, fragte der Kleine, was ist horreur?
>
> Es war in Brüssel, der Papa erklärte genau was horreur sei.
>
> Papa, was ist eine Kirche?
>
> Der Papa sagte, was eine Kirche sei.
>
> Papa, was ist humanité, was ist réligion, was ist éternité, was ist béatitude?
>
> Der Papa gab Erklärungen von all diesen Dingen.
>
> Papa, was ist Gott?
>
> Da traf ein Fuhrwerk mit einem marschierenden Gesangverein zusammen, und die Auseinandersetzungen über Dieu ging darüber in die Brüche. Ich wich mit Max aus, so daß ich zum tausend und ersten Male um die Gelegenheit kam zu wissen, was Gott ist. Das tat mir leid. Und meinem kleinen Jungen auch, der sich seit langem beklagt, daß ich so oft sage: ich weiß es nicht! Ja, er ist so weit

*) Zu diesen drei Pünktchen sei ein für allemal gesagt, daß sie eine Ausdruckseigentümlichkeit Dekkers sind. „Die drei Punkte sind sein Siegel. Ein Setzer konnte ihn nicht böser machen, als wenn er noch ein Pünktchen zusetzte" sagt Marie Anderson. A. d. V.

gegangen, daß er bei seiner Mutter geklagt hat: was tu ich mit so einem Papa?!

Die Antwort, die er Max vorenthält, aber nicht der Welt, lautet in der 919. Idee trotzig und fest:

Heran! Nicht geheuchelt, keine Ausflüchte! Zwei mal zwei ist vier und ein persönlicher Gott ist eine Ungereimtheit. Ihr dürft den Glauben an jenen Gott nicht auf eure Kinder vererben. Sie haben ein Recht auf die Wahrheit, auf den „gesetzlichen Anteil" jedes jungen Geschlechts. Ihr dürft euere Ueberzeugung nicht veräußern an Kirchen, Klöster und „liebe Herren" ... die verderbliche „Totehand" gegenüber der Menschenwürde, der Entwicklung, dem Fortschritte, dem Glücke und der Tugend. Ihr dürft euere Kinder nicht zur Verstandesschändung an Magnetiseure, Theologen, Beter, gottesfürchtige Schulmeister, Hexenbeschwörer, Wahrsager, Domine, Gespensterbanner, Teufelaustreiber, Priester überlassen ... ihr dürft das nicht. — So lange wir von dem Krebsgeschwür des „Glaubens" nicht geheilt sind, ist alle Reform des Unterrichts, das heißt die Befähigung zum Studium der Gesetze des Seins, eine vollkommene Unmöglichkeit.

„Glaube ist ein aufgedrungenes Surrogat der Erkenntnis" sagt die 166. Idee; schärfer heißt es in den „verstreuten Stücken" von 1862: „Glaube ist das freiwillige Zellengefängnis des Verstandes."

„Es gibt nur ein Mysterium: das Sein. Alles Uebrige folgt von selbst aus den Eigenschaften des Seins."

Was die Menschen Gott nennen, ist nur die allgemeine mechanische Kausalität, die unter dem Schleier des Flusses der Dinge stetig wirkende starre Notwendigkeit. Das ist für Dekker eine wissenschaftliche Tatsache. Er sah nur die eine Seite des Seins, die Welt der Größe. Das Sein, das nicht Größe ist, das in rätselhafter Gemeinschaft mit der Größe zusammen wohnt und für das wir das Hilfswort Geist haben, ging ihm in seinem Sonderrecht nicht auf. Zorn über die erbaulich-theologische Auslegung des Daseins und persönlicher Mangel wirkten zu seinem sorglosen Materialismus zusammen. Und doch kannte er aus seinem bewegten Leben jene Leistungen des geistigen Seins so genau, an denen man erkennen kann, daß die mechanische Kausalität nicht überall wirkt, — Erinnerung und Hoffnung. Daß der Mensch in einem gegebenen Augenblick in der Vergangenheit oder in der Zukunft zu leben vermag, spricht von einer Kausalität anderer Art.

Die religiöse Weltanschauung hat nach Dekkers Urteil die Ausbildung der Moral verhindert:

Jeder Tag, den ich länger lebe, gibt mir neue Beweise dafür, daß Gottesglaube und Tugend Dinge sind, die einander schnurgerade gegenüber stehen. Die Pest des „Glaubens" auszurotten ist die Pflicht eines Jeden, der es mit der Menschheit wohl meint. Aber noch verderblicher, als ich früher meinte, wirkt die abscheuliche Gott-Dienerei. Sie lähmt selbst das Gute in dem, der davon los gekommen ist, und es scheint, daß noch Viele, nachdem sie die Torheiten des Glaubens abgetan haben, unter dem Einfluß dessen bleiben, was der Glaube mit sich brachte: Unehrlichkeit, Untreue, Charakterlosigkeit.

So weit die Moral sich in der Sitte darstellt ist Multatuli sehr schlecht auf sie zu sprechen. Das ist bei seiner Unfähigkeit historisch zu sehen nur zu selbstverständlich. Noch weniger war er geneigt über das Historische hinaus zu denken und die mit der Seele gegebene formenschaffende Kraft anzuerkennen, kraft deren wir die Gebilde des Staates, der Kirche, der Bekenntnisse, kraft deren wir die Symbole der Liebe, der Freundschaft, der Häuslichkeit, der Geselligkeit schaffen. Am allerwenigsten konnte der vom Staate und der Gesellschaft tief Gereizte erkennen, wie sehr Sitte Liebe ist. Daß in tausend Fällen die Sitte eine Lebenserleichterung ist, die den Verkehr der Menschen zum Besten aller sich eben Begegnenden regelt, daß die Sitte in tausend Fällen verkleidete Liebe, verkleidete Entsagung, verkleideter zarter Takt ist, daß die Sitte in tausend Fällen der Niederschlag der schwermütigsten menschlichen Erfahrungen und ein immer erneuter Versuch ist das jetzige Geschlecht vor den Erfahrungen der Vergangenheit zu bewahren, das sind Erwägungen, die Dekker fern blieben. Seine heftige, schrankenlos subjektive, exzentrische und sinnliche Natur stieß selbstverständlich überall auf die ihr unbequemen Gesetze, Zäune und Schranken der Sitte, und er war rasch mit seinem Urteil fertig, daß sie verkleideter Eigennutz und daß sie, wie das ja nur zu oft wahr ist, der Todfeind der gesunden und notwendigen Originalität ist.

Noch ziemlich zahm heißt es in der 111. Idee:

Um Sitten und Gesetze zu begreifen ist es nützlich, so gewissenhaft wie möglich sich vorzustellen, welche Umstände die Gesetze nötig und die Sitte allgemein machten. Es ist eine artige Studie, aber meist lehrt sie uns, daß Eigennutz die Triebfeder war, die zur Einführung und Handhabung der Gesetze und Sitten führt. So handhaben die Pariser Modistinnen die Krinoline. Ich bin deshalb nicht böse auf die Modistinnen, aber ich muß böse werden, wenn die Werkmeister und Sittenrichter vorgeben, daß sie ihre Gesetze und Sitten und „Ueberzüge" über die Dinge zum Besten des menschlichen Geschlechts verteidigen. Das ist nicht wahr.

In der 194. Idee aber ruft er die Sitten zornig vor den Richterstuhl:

Welches Gesetz gebietet die Verwahrlosung der Erziehung euerer Töchter? Welches, daß ihr euere Frauen zu unbesoldeten Haushälterinnen macht? Das tun die Sitten.

Welches Gesetz schreibt vor, eure Kinder zur Schule zu schicken und ihre Erziehung gegen Vierteljahrshonorare besorgen zu lassen? Das tun die Sitten.

Wo ist das Gesetz, das euch zwingt eure Nachkommen von dem Domine Splitvezel, dem Pfarrer Haarspalter, chloroformieren zu lassen? Das tun die Sitten.

Wo wird euch verboten, eurem Gesinde Genuß zu gewähren? Wo befohlen, es mit Kirchgehen, Predigtglauberei, Katechisation und Erbauungsstunden in allerlei Dingen zu plagen, die es nicht nötig hat, weil sie nicht wesenhaft sind? Das tun die Sitten.

Wo steht geschrieben, daß ihr den Eurigen einen Glauben aufnötigen müßt, den ihr selbst schon lange aufgegeben habt? Das tun die Sitten.

Wo hat man bestimmt, daß eure Frau über die Anliegen eures Hauses nicht mitsprechen darf, das doch auch ihr Anliegen ist, und über die Anliegen ihrer Kinder? Das tun die Sitten.

Wo schreibt man vor, daß ihr eure Tochter vor die Türe setzt, wenn sie euch ein Kind vorweist, das die Frucht der Liebe, der Ueberraschung ist ... ja, wenn es auch die Frucht der Lust und des Leichtsinns wäre? Das tun die Sitten.

Wo endlich ist bestimmt, daß ein mattes, feigherziges „Das ist so der Brauch" der gesetzliche Grund sein darf, mit dem man die Uebertretung der höchsten, allein heiligen Gesetze des gesunden Menschenverstandes beschönige? Das tun die Sitten.

Seine positiven Gedanken über die Moral erschöpfen sich in der Forderung, daß sie mit dem Naturgesetz im Einklang stehe. Der dritte Band seiner Ideen sagt: „Die Moral der Bibel ist durchgehends infam," und an einer andern Stelle: „Das Sein lügt nicht." Seine berechtigte Abneigung gegen die landläufige Korsettmoral, die aus dem Grauen vor der freien Wachstümlichkeit entstanden ist, läßt ihn nun aber nicht dazu gelangen, daß er richtig scheide. So gewiß der Mensch zur Natur gehört, so gewiß geht Vieles in seinem Leben mit den Erscheinungen im Leben anderer Lebewesen, und so gewiß ist er zugleich ein Stück Natur, das seine eigenen, auch naturwohlgefälligen Wege geht. Wenn Kant der Persönlichkeit des Menschen die Freiheit und Unabhängigkeit von dem Mechanismus der ganzen Natur zuspricht, so ist mit diesem köstlichen Worte der Ehrenstand des Menschen inmitten der Natur, zu der er gehört, erkannt, begrüßt und gefordert.

Multatuli und die Seinen lassen den Menschen nur in einem Teile der Natur verschwinden. Wie der Baum nicht seinen eigenen Willen zum Auswachsen bringt, wie er beeinflußt ist von dem Boden, auf dem er steht, von dem Klima, das über diesem Boden waltet, von der Beschattung, die ihn trifft, treibt und schädigt, von dem Sonnenbrande, der ihn fördert, von dem Sturm, dem er ausgesetzt ist, so scheint ihm der Mensch das stumme Ergebnis der treibenden Weltbedingungen.

Aber Natur und Mensch haben noch eine andere Zwiesprache mit einander. Die Natur ist so geordnet, so maßvoll, so zart und fest umschränkt. Ein Baum hat seine Knospen zu ihrer Zeit, er hat seine Blätter zu ihrer Zeit, seine Blüten, seine Früchte zu ihrer Zeit, — ein Tier hat seine ihm gemäße Nahrung zu seiner Zeit, es handelt im festen Einklang mit seinem Anteil am Naturgesetz im Bau seiner Wohnung, es hat keine Launen, es hat seine Nachkommen zu der Jahreszeit, die sein Gehorsam gegen das Naturgesetz ihm vorschreibt. So darf man sagen, daß der Mensch im Einklang mit der Natur stehe und ihrem Weltgesetz diene, der sich selbst beherrscht, der sich selbst überwindet, der die Launen niederzwingt; je vornehmer ein Mensch ist, je willenskräftiger, je sittlicher in dem Sinne, den eine Mutter meint, um so mehr ist er ein Kind der zart

umschränkten, maßvollen, geordneten Natur, ein Sohn, der diese Mutter durch das bewußte Wollen und Können dessen beglückt, was ihre übrigen Kinder nur getrieben vom Instinkte tun. Nicht nur ein wilder, launischer, roher, ungezügelter, dem Affekte dienender, sondern auch ein eigenrechtlicher, dem Triebe anheim gegebener Mensch ist von der Natur so weit entfernt wie der Nordpol vom Südpol.

In seinen berühmten Ideen vom Rechte der Frau und der Erziehung der Mädchen kann ich neben allen ausgezeichneten satirischen Enthüllungen doch an mancher entscheidenden Stelle, trotz allem feurigen Pathos, nur die Moral eines Mannes erkennen, der nicht weiß, wie oft auf die Lust einer Stunde das Leid eines Lebens folgt, und daß hinter der freien Liebe die graue Not der Kinder solcher Stunden einhergeht. Durch seine großen Worte tönt mir das Wort der verratenen Tine Dekker hindurch: Weer eine! wieder eine!, und auch das Wort Johann Peter Hebels: es isch wohl für e Tierli guet.

Also: Wir sollen dem Sein, der Natur uns vertrauen — und ein Mensch sein heißt Recht auf Glück haben.

Natürlich, so lange man auf die falschen Folgerungen Dekkers nicht sieht, zu denen er praktisch gelangte, und so lange man den Aerger mitfühlt, den uns das widerchristliche Mißtrauen gegen die Natur und falsche Transzendenzen schon verursacht haben, klingt es gut, wie es in der 576. und 577. Idee heißt:

Wir haben die „Rechte" und närrische Bücher, politische Parteien, Zylinderhüte und die Theologie erfunden und noch viel Albernheit mehr. Welches Individuum hätte solch ein Sündenregister? Wohlan, alle diese alten Sünden hätte die Menschheit vermeiden können, indem sie sich freien Studien gewidmet hätte, um in die Gesetze des Seins einzudringen.

Physik — Erbarmen! keine Metaphysik, keine „Ueber-Naturkunde", keine Jenseits-der-Dinge-Weisheit! Physik ist das wahre Heilmittel gegen das Verbrennen häßlicher alter Frauen und das Bauen törichter Türme. Physik ist der wahre Friedensstifter. Der Soldat, der den Archimedes tot schlug, hätte dem Mann kein Leid getan, wenn er nur ein wenig Begriff von dem herzlichen „Ich hab' es gefunden" jenes Mannes gehabt hätte. Physik lehrt die Wahrheit sprechen, denn die Lüge wird ein Greuel für den, der täglich im Tempel der Natur verkehrt, wo Alles wahr ist und das Unwahre unmöglich ist. Physik lehrt uns korrekt urteilen und beschirmt uns vor Unsittlichkeit, die, recht besehen, auf Begriffsverwirrungen hinauskommt. Physik macht den Verstand elastisch und lehrt uns, wie wir uns an Stütze, Balken oder Seil des Unbeweisbaren festhalten, die wir von uns aus tauglich befanden und uns gegeben, um eine unverwerfliche Folgerung sich im rechten Augenblicke auf ihre Füße stellen zu lassen. Physik lehrt uns in einer ihrer Teilaufgaben, der Physiologie, über unsere Nächsten mild zu urteilen: denn begreifen heißt vergeben. Physik bewahrt vor Verschwendung und vor Gierigkeit, sie lehrt uns die Dinge nach ihrem wahren Werte zu schätzen. Physik vertreibt die Sehnsucht nach künstlicher Speise für den Geist. Sie lehrt uns die Rechte gering schätzen, sie sind meistens auf Fiktionen gegründet und also häufig ein Spott auf das „Recht". Sie bewahrt uns vor dem Geschmacke an sinnloser Litteratur, die dem horror vacui, dem Schauder vor dem Leeren in das Angesicht schlägt. Vor politischen Parteien — namenlosen Gesellschaften zur Verbreitung zweier sich aufhebenden Wahrheiten. Vor Theologie — der hysterischen Beschreibung von Dingen, die nicht sind und die denn auch nach dem Zeugnis der Adepten selbst gerade daraus ihren Wert ableiten, daß sie Niemand begreifen kann. Physik mit einem Wort, ist der wahre einzige Gottesdienst. In dem ungehemmten Durchforschen der reichen Natur liegt das Mittel, um die Menschheit zu dem größtmöglichen Maß von individuellem Glück und allgemeiner Verbrüderung emporzuleiten.

Der Anspruch des Menschen auf Genuß und Glück steht Multatuli fest, ein Zeugnis seiner Unkenntnis des Menschen. Er hat zwar am 2. Mai 1862 an Mimi Hamminck-Schepel, die seine zweite Frau werden sollte, geschrieben:

Ein Makler, ein Händler hat Verständnis der Waren, der Güter, oder sollte es doch haben. Wohlan, Menschenkunde ist mein Fach: So fremd mir alle andern Dinge sind (die äußerlichen), so scharf sehe ich in die Gemüter.

Das ist ein Irrtum. Er kannte den Menschen jedenfalls nicht, wenn er auch bestimmte Typen innerhalb der Menschheit, und bestimmte menschliche Zustände recht gut gekannt und gezeichnet hat. Menschenkenntnis war eben nicht sein Fach. Er hätte sonst gesehen, daß erfahrungsgemäß in der organischen Natur kein Glück herrscht, daß der Mensch innerhalb der organischen Natur noch weniger Glück als seine Mitlebenden hat, daß das Recht auf Genuß nicht logisch begründbar ist, da keine Erfahrung es begründet, daß endlich das Verlangen nach Glück Zweien schlecht bekommt, dem, den es treibt, und Denen, unter denen der Verlangende lebt.

Liebe, sagt Multatuli, ist Verlangen nach Geben und Empfangen: so unterrichtet er Mimi Hamminck-Schepel in seinem ersten Briefe an sie vom 28. April 1862, während doch Liebe nicht das Ihre sucht, während doch Liebe im grenzenlosen Hergeben besteht.

Mangel an Vergnügen — lehrt er in der 913. Idee — an Anspannung, an Genuß, an Glück, an Brot: das ist beieinander, Alles zusammengenommen Mangel an Tugend. Nichts ist unsittlicher als Armut, ihr Herren Himmelmoralisten! Wenn Euer Gott darüber anders denkt — und es ist wohl möglich, denn er ist zum Dümmsten imstande, — dann nenne ich ihn einen Barbaren, das meint auch auf seine Weise: kein Gott.

Schon 1859 hatte er in tiefer Bitterkeit an Tine geschrieben: „Armut ist die teuerste Untugend."

Sein schlichtes Bekenntnis lautet: Genuß ist Tugend.

In den Minnebriefen, einer großen freien Phantasie über seine sämtlichen Anliegen, hat ein interessanter Abschnitt die Ueberschrift: Der Beruf des Menschen ist Mensch zu sein. Der ist Vielen zu einfach, sie wollen Alles verwickelt, umständlich, unnatürlich haben:

Tötet die Sinne! rufen diejenigen, die Gott zu dienen glauben, wenn sich der Mensch verrenkt, wie jener Bauer, der seinem Herrn die rechte Demut zeigen wollte.

Tötet die Sinne! rufen diejenigen, die gerne etwas mit ihren Sinnen genießen wollen, und die die hinterhaltige Berechnung anstellen, daß es für sie um so mehr zu genießen gibt, als Andere verzichten.

Tötet die Sinne, werft weg, was euch vergnügen möchte! riefen zu allen Zeiten die Frommen, die mit großer Gier auf Allem ästen, was einfältige Seelen ihnen hingegeben hatten, die ihnen glaubten.

Und so fährt später dieser Abschnitt fort:

Genuß ist Tugend.

Sieh da ein paar Texte! Predigten schreibe ich nicht. Das tat Jesus auch nicht. Ich denke, daß er sie langweilig fand, wie ich.

Es ist kein Gott, oder er muß gut sein. Laßt die Theologen — ein komisches Wort; Menschen, die was von Gott wissen . . . Menschen, die euch Etwas über Gott sagen können . . . Menschen, die Gott studiert haben, Gottesgelehrte . . . laßt die Theologen dem widersprechen, daß er gut ist, wenn sie das wagen.

Es ist kein Gott, oder er muß gut sein; wenn er existiert, was ich furchtbar gern wissen möchte, — und ich bleibe dabei, daß es an ihm gewesen wäre, dafür zu sorgen, daß wir das wüßten — dienen wir ihm mit Genießen.

Höre, Fancy, die du ein gutes Mädchen bist, würdest du es angenehm finden, daß deine Kinder, wenn du je einmal Mutter würdest, sauer drein sähen? Würdest du ihnen vorschreiben dir durch Enthaltsamkeit zu dienen? Nimmermehr. Und warum soll Gott bösartiger sein, als du?

Aber das Maß und die Art des Genusses? Auch das ist sehr einfach. Die Antwort steht deutlich in dem vor uns liegenden Buch der Wirklichkeit geschrieben, in dem kein einziger Text gefälscht ist und in dem man ohne die geringste Kenntnis von Hebräisch oder Griechisch lesen kann.

In diesem Buche steht geschrieben, daß, wer Steine verschluckt, seinen Magen beschwert.

Wer Genuß im Uebermaß sucht, krank wird. Wer seinen Nächsten tot schlägt, den Namen eines ungemütlichen Menschen erntet und dem gemäß behandelt wird. Wer lügt, dem glaubt man nicht. Wer stiehlt, wird von Leuten festgebunden, die Etwas besitzen. Wer aus dem Fenster springt, nimmt Schaden. Wer sich für arme Teufel in die Bresche stellt, leidet Mangel.

In all diesen Vorschriften aus dem Buche der Wirklichkeit ist nichts Rätselhaftes, wie man solches doch in andern Büchern findet. Das kommt daher, daß die Menschen, die Religionen machten, nicht meinten, was sie sagten, während die Natur wohl meint, was sie tut. Du siehst also, Fancy, daß wir, um weise und gut zu werden — was das Gleiche ist —, zur Natur zurückkehren müssen. . . .

Ich will den armen Menschen, die da so verdrießlich liebearm zurück blieben, sagen, daß Genuß Tugend ist, und daß Nichts mehr Genuß gibt, als Liebe.

Hermann Oeser

Heyns Greifswalder Predigten

Die Chronik der Christlichen Welt hat in Nr. 6 und 7 die wesentlichen Aktenstücke über die versagte Bestätigung des

Pfarrers Heyn veröffentlicht. Entscheidend war der Vorwurf der Taktlosigkeit, den der Propst v. d. Goltz gegen Heyn auf Grund seiner Predigten „Der Herr ist der Geist“ (Greifswald, Ludwig Bamberg 1900) erhebt. Es ist demnach verhältnismäßig leicht, sich in der Sache ein Urteil zu bilden. Da ich seiner Zeit den genannten Jahrgang Predigten in der Christlichen Welt 1901, Nr. 50, besprochen habe,*) so hat mich die Redaktion gebeten, das damalige kurze Urteil näher zu begründen und wenn nötig gegen die Angriffe zu verteidigen, die gegen den Verfasser auf Grund dieser Predigten erhoben sind.

Pfarrer Heyn hat in einer theologischen Zeitschrift vor zehn Jahren einen Aufsatz über den Einfluß der Seelsorge auf die Lehrtätigkeit des Pfarrers veröffentlicht. (Zeitschrift für Theologie und Kirche, 1894, S. 306—346.) In ihm führt er aus, daß das maßgebende Prinzip der Predigt die Seelsorge sein müsse, daß die Predigt aus der durch die eingehende Einzelseelsorge gewonnenen Kenntnis der besonderen Zustände der Einzelgemeinde, ihres geistigen Niveaus und ihrer Umwelt, ihrer Nöte und Sorgen herausgeboren sein müsse. Aus dieser gegenwärtig fast allgemein anerkannten Forderung zieht er aber den besonderen Schluß, daß es deshalb für unsere Zeit Pflicht sei, vor der Gemeinde rückhaltslos aufzugeben, was als unhaltbar erwiesen ist. Wir müssen sie einführen in das geschichtliche Verständnis der Offenbarung, in den Unterschied zwischen Glauben und Glaubenslehre, zwischen ewiger göttlicher Wahrheit und menschlicher Fassung, zwischen Wort Gottes und heiliger Schrift. Der Glaube an die Bibel um der Bibel willen ist nun einmal für unsere Gemeinden dahin. Gerade als Seelsorger muß deshalb der Prediger die Möglichkeit eines bewußten Glaubens wahren, er muß deshalb Bibelkritik treiben, die feststehenden Resultate der theologischen Wissenschaft popularisieren, sofern ihre Kenntnis oder Nichtkenntnis auf das innere Leben von Einfluß ist, er muß bestrebt sein, haltlose verjährte Satzungen zu beseitigen. Wohl muß er dabei Rücksicht auf die Schwachen nehmen, aber nicht dem Leisetreter, nicht dem Aalglatten, sondern dem Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen. Auch den Frommen gegenüber gilt die Wahrheit. Und nur auf diesem Wege können wir Pastoren uns dem Vorwurfe der subjektiven Unwahrhaftigkeit entziehen. Natürlich trifft das Alles nicht für jede Gemeinde zu, wohl aber für die überwiegende Mehrzahl besonders städtischer Gemeinden.

Es war notwendig, auf diesen der Veröffentlichung der Predigten vorangegangenen Aufsatz Heyns hinzuweisen, denn er beweist unwiderleglich, daß wir es in ihnen nicht mit Augenblickseinfällen eines theologischen Heißspornes, sondern mit der treuen wohl überlegten Arbeit eines Seelsorgers zu tun haben, der seine Gemeinde kennt. Absichtlich habe ich deshalb Heyn bei meiner Besprechung seiner Zeit so genannt. Ich habe Greifswald nie gesehen, kann mir also auch nur ein ungefähres Bild von Heyns Gemeinde machen; ich weiß aber, daß dort hervorragende Theologen liberaler Richtung, ich nenne u. a. Hanne und Woltersdorf, in Segen gearbeitet haben; ich weiß, daß dort eine Universität ist, und gebe Heyn in jenem Aufsatze Recht, wenn er sagt:

> Kümmert sich meine Predigt in einer Universitätsstadt gar nicht um die Fragen, welche die gebildete Welt heute in der Tiefe bewegen, zeige ich denselben nicht, wie man auch im Zeitalter der Naturwissenschaft seines Glaubens leben könne, so darf ich mich nicht wundern, wenn dieser Teil meiner Gemeinde meine Predigten versäumt.

Darum verstehe ich, daß Heyn so predigt, wie der vorliegende Band beweist.

Uns geht hier nur der Inhalt seiner Predigten an. Daß sie hervorragende rhetorische Begebung zeigen, wird Niemand bestreiten. Inhaltlich verfährt nun Heyn genau nach den von ihm aufgestellten Grundsätzen. Er scheidet scharf zwischen Bibel und Gotteswort. Er spricht offen aus, daß die Evangelien nicht überall Berichte von Augenzeugen enthalten, daß die uns überlieferten Worte Jesu durch den Geist der Jünger hindurch gegangen sind, daß diese ihn zuweilen mißverstanden haben. Er enthält seiner Gemeinde nicht vor, daß man einzelne Wundergeschichten symbolisch gedeutet hat, ohne sie bei anderer Gelegenheit darüber in Zweifel zu lassen, daß er die Tatsächlichkeit der Wunder annimmt. Aber desto entschiedener betont er, daß der Glaube an Jesum vom Wunderglauben unabhängig sei, daß die Tatsache des lebendigen Heilandes unabhängig ist von der Tatsächlichkeit der Berichte über seine leibliche Auferstehung, u. s. w.

Ebenso stellt er sich zum Dogma. Daran, daß er offen ausspricht, daß der heilige Geist und der Geist des verklärten Heilandes identisch sind, hat auch v. d. Goltz nicht Anstoß genommen. Und ebenso offen belehrt Heyn seine Gemeinde, daß der Glaube an die Person Christi unabhängig ist von der Frage nach seiner Präexistenz, daß die Lehre von der stellvertretenden Genugtuung eine ihm unvollziehbare dogmatische Theorie sei, u. s. f. Allerdings geht Heyn noch weiter. Er gesteht es offen ein, daß er in vielen Dingen sich mit den herrschenden Anschauungen in der Kirche im Widerspruch befinde, er bekämpft einzelne von ihnen so scharf als möglich und rechnet es der Kirche als Schuld zu, daß sie diese immer noch vertritt. Außerdem sucht Heyn die Gelegenheit, so offen seine theologischen Urteile und kirchlichen Anschauungen vor die Gemeinde zu bringen, eher, als daß er sie meidet. Es will mir auch scheinen, als ob das Pathos, die rednerische Leidenschaft, mit der Heyn meist spricht, sich noch steigern, wenn er zu diesen Fragen Stellung nimmt. Wenn er hierin eine besondere Not für den Glauben seiner Gemeinde sieht, so muß man das billigen. Und darüber kann nach seinen Ausführungen kein Zweifel sein.

So hängt meines Erachtens das ganze Urteil über Heyns Predigten von der Frage ab, ob es notwendig oder wenigstens wünschenswert ist, die moderne Auffassung von der Bibel, die geschichtlich orientierte Stellung zum Dogma, die Ergebnisse der theologischen Wissenschaft in der Predigt der Gemeinde mitzuteilen, wenn deren Zustand dies fordert.

Ich glaube, Heyn wird mir zustimmen, wenn ich sage, daß dies die Hauptsache der Predigt nicht ist. Denn er spricht das in dem genannten Aufsatz und in der Vorrede zu seinen Predigten gelegentlich selbst aus. Christus soll der zentrale Brennpunkt seiner Predigten sein. Sie wollen zunächst das Evangelium treiben, und das tun sie. Darin ruht ihre stark erbauliche Kraft. Aber eben um dieses Zweckes willen geht Heyn auf die Glaubensnöte der Gegenwart ein. Und solche bestehen doch tatsächlich in der ungeschichtlichen Auffassung der Bibel, in dem falschen Kleben am Buchstaben, in der überlieferten Auffassung des kirchlichen Bekenntnisses. Sollte das ein Fehler sein? Wenn ein Mann wie Heyn so lange in einer Gemeinde steht, hat er sich ihr Vertrauen erworben. Sie weiß, daß er ihr vom Glauben mit Kraft Zeugnis ablegt. Darf aber Heyn solches Vertrauen voraussetzen, dann sehe ich nicht ein, warum ein Prediger wie er nicht auch offen von dem reden sollte, wodurch er sich zu einem freien freudigen Glauben durchgerungen hat. Das mag die vielleicht zunächst befremden, die Aehnliches nicht erfahren haben; aber haben sie wirklich empfunden, daß ihr Prediger vom Glauben als etwas Selbsterlebtem spricht, so werden sie deshalb nicht an ihm irre werden. Im Gegenteil, seine Wahrhaftigkeit und Offenheit auch hierin wird sie anziehen. Dagegen werden alle die, die in ähnlichen Nöten gestanden haben, die gerne glauben wollten und konnten es nicht, es als erlösend und befreiend empfinden, wenn man ihnen Hindernisse aus dem Weg räumt und Schranken niederreißt und Brücken baut. Selbstverständlich, ich betone das noch einmal ausdrücklich: vorausgesetzt, daß immer im Mittelpunkt der Predigt die ewige Mächte des Evangeliums, die erlösende Kraft des lebendigen Heilandes stehen bleibt. Diese Voraussetzung trifft aber für Heyn zu.

Darum glaube ich Heyn: er hat es erfahren, daß seine Predigten seiner Gemeinde, auch dem altgläubigen Teile derselben, lieb gewesen und nicht als verwirrend empfunden sind. Denn es ist Kraft in ihnen, es lebt und redet hier ein freier starker Glaube. Natürlich lege ich mich damit nicht für alle Einzelheiten fest. Schriebe ich für eine theologische Fachzeit-

*) Die kurze Anzeige mag wörtlich hier wiederholt werden: „Echt protestantisch, freimütig und wahr, ist Heyn der Seelsorger moderner Menschen, der den Widerspruch nicht fürchtet und zur Selbsttätigkeit erzieht. Die Sprache ist hervorragend schwungvoll“. — Vgl. übrigens Nr. 5, Sp. 115. D H

schrift, so würde ich zu Manchem Bedenken äußern. Ich würde sagen, daß es mir manchmal scheinen wolle, als sei noch nicht Alles in der Form voll ausgereift, als spende Heyn uns manchmal mehr schäumenden Most, als abgeklärten Wein; ich würde es aussprechen, daß ich manch scharfes Wort besonders gegen anders gerichtete Prediger milder wünschte und mir mehr Zurückhaltung sympathischer wäre. Aber das ist Sache des Temperaments. Wir müssen auch solche mehr polemisch veranlagte Naturen haben, das sind die Bahnbrecher und Rufer im Streit; soll man es ihnen verbieten, daß sie hin und wieder über die Stränge schlagen, und ihnen vorschreiben, daß sie hübsch artig im Geleise bleiben, wenn man überall fühlt, wie ein starker, seiner selbst gewisser und erlösender Glaube in ihnen lebt? Man sollte Gott danken, daß er uns Männer mit solchem mutigen Glauben gibt. In ihnen steckt mehr Kraft als in einem Dutzend von Schablonenmenschen. Weil aber die Christliche Welt kein theologisches Fachblatt ist, so halte ich meine Empfehlung von Heyns Predigten für ihre Leser voll aufrecht. Ihren Lesern war und ist gerade mit diesem Tone recht gedient.

Und nun der Vorwurf der Taktlosigkeit! Nur der wird verstehen, wie der Propst v. d. Goltz auf ihn kommen konnte, der einigermaßen sich in die verwickelte Rechtslage hineinversetzt. Nach langwierigen Verhandlungen ist erkannt worden, daß dem Propste von St. Petri, in diesem Falle eben v. d. Goltz, das Recht zustehe, bei der Besetzung der andern Stellen an der Petrikirche begründeten Einspruch zu erheben. Der Magistrat von Berlin als Patron braucht diesen Einspruch nicht zu berücksichtigen, wenn er nicht begründet ist.

Es handelt sich also bei dem Widerspruche des Propstes v. d. Goltz nicht darum, ob er Pfarrer Heyn nach seinen gedruckten Predigten überhaupt für ungeeignet halte, ein Pfarramt zu bekleiden, sondern nur darum, ob er ihn nach seiner Predigtweise für geeignet gerade für das gegenwärtige Amt hält. Außerdem will wohl beachtet sein, daß Propst v. d. Goltz nicht in dem, *was* Heyn sagt, die Taktlosigkeit sieht, sondern in der Art, *wie* er es ausspricht. Darum ist es ein Hieb nebenbei, wenn Heyn in seiner Verantwortungsschrift an vielen Stellen nachzuweisen sucht, daß der Theologe v. d. Goltz gar nicht so sehr anders denke, wie der Theologe Heyn.*) v. d. Goltz setzt über die Belege die Ueberschrift:

> Es soll bei den Belegen lediglich die Taktlosigkeit in der Art, seine von der geltenden Lehre abweichenden theologischen Meinungen vor der Gemeinde auf die Kanzel zu bringen, beleuchtet werden.

Damit ist ausgesprochen, daß nicht in den Meinungen selbst Taktlosigkeiten angenommen werden. Auch nicht dagegen richtet sich der Widerspruch (ich glaube ein Recht zu haben, die Worte nach ihrem vorliegenden Wortlaute so auszulegen), daß dergleichen Dinge überhaupt auf den Kanzeln behandelt werden. Ich weiß, das geschieht auf mancher Berliner Kanzel, auch durch Geistliche, die sich zur kirchlichen Rechten halten. Sondern als „taktlos" ist nur die *Art* bezeichnet, *wie* diese Dinge vor der Gemeinde behandelt werden. Und warum sollte der Propst v. d. Goltz, der doch das Recht hat, zu urteilen, nicht von ihm Gebrauch machen, wenn er das sich und seiner Gemeinde schuldig zu sein glaubt? Es will mir manchmal scheinen, als ob wir Modernen durch die vielen „Fälle" nervös geworden werden. Wir suchen immer gleich etwas besonders Bosshaftes dahinter, wenn einer von den Unseren getadelt wird. Wir haben doch auch unsere Fehler. Wir konstruieren uns vielleicht eine Art Märtyrertum, wo es sich nur um Fragen mehr zufälliger Art handelt. So dürfte man gewiß urteilen, wenn Propst v. d. Goltz *sachliche* Bedenken gegen Heyn vorgebracht hätte, oder wenn er gesagt hätte: Die Tonart und das Temperament Heyns gefallen mir nicht.

Aber nun redet er von Taktlosigkeiten. Das ist ein häßliches Wort. Denn es enthält für einen Geistlichen einen sittlichen Vorwurf. Ein taktloser Geistlicher ist für sein Amt unfähig. Nun ist aber nur der berechtigt, darüber zu urteilen, ob es richtig war, alle diese Dinge, an denen der Berliner Propst Anstoß nimmt, in Greifswald auszusprechen und zwar gerade in der vorliegenden Form, *der die Greifswalder Gemeinde vollkommen kennt*. Die dort zuständigen Kirchenbehörden haben keinen Anlaß genommen, Pfarrer Heyn wegen seinen Predigten zu tadeln. Sollten sie da wirklich taktlos gewesen sein? Wollte Propst v. d. Goltz sagen, daß ihm Pfarrer Heyn nach seinem Temperament für seine Berliner Gemeinde nicht geeignet erscheine — es war sein Recht, das auszusprechen —, so hätte er nach meiner bescheidenen Meinung dies böse Wort vermeiden sollen. Es fällt über Heyns bisherige Wirksamkeit ein Urteil, zu dem weder Veranlassung noch Berechtigung vorlag. *Wer sagt denn, daß Heyn in Berlin ebenso gepredigt hätte, wie in Greifswald?* Die gedruckt vorliegende Probepredigt jedenfalls nicht. Ihr merkt man deutlich an, daß Heyn den Takt hat, zu einer ihm unbekannten Gemeinde zurückhaltend zu reden. Nach seinen eigenen Grundsätzen hätte er zunächst in der Seelsorge sich ein Bild von ihren Zuständen gewinnen müssen, erst von ihm hätte es abgehangen, wie er dann dieser Gemeinde zu predigen hatte. Vielleicht wäre die Tonart etwas anders ausgefallen. Und vielleicht wäre es ihm auch in Berlin gelungen, das Vertrauen seiner Gemeinde zu gewinnen. Dadurch hätte er dann ein Recht gewonnen, auch manchmal scharf zu urteilen.

Wer befreien will, muß kämpfen. Nur rücksichtslose Naturen können erlösen. Wie aber muß es wirken, wenn man einem Manne, der das Vertrauen seiner Gemeinde hat und weiß, daß er im Segen arbeitet, vorwirft, er habe keinen Takt! Allerdings, über Takt läßt sich nicht reden und nicht schreiben, den muß man empfinden. Aber eben deshalb erfordert es eine ganz genaue Kenntnis der Persönlichkeit und ihrer Umwelt, um sich über ihn ein Urteil zu erlauben. Und darum hätte D. v. d. Goltz in einem öffentlichen Urteil dies böse Wort vermeiden sollen.

Es fällt mir deshalb auch nicht ein, etwa die Stellen hier coram publico nachzuprüfen, auf die Propst v. d. Goltz sein Urteil gründet. Nur die erste möchte ich von vornherein ausscheiden: sie stammt nicht aus einer Predigt, sondern aus dem programmartigen Vorwort, das schärfer pointiert die Grundgedanken des genannten Aufsatzes wiederholt. Außerdem machen eine Reihe von den Beweisstellen im Zusammenhange der betreffenden ganzen Predigt einen *wesentlich* anderen Eindruck. Es hat immer etwas Mißliches, einzelne Sätze aus ihrer Umgebung loszulösen, besonders aus einer so stark rhetorisch gefärbten Predigtsammlung. Im ganzen hat D. v. d. Goltz die Stellen gesammelt, in denen Heyn scharf und bestimmt seine Stellung zur Bibel, zum Dogma, zu den Wundern und zur kirchlichen Ueberlieferung ausspricht. Ich wiederhole, einzelne von ihnen würde ich auch anders wünschen. Heyn selbst hat in seiner Erwiderung unnötige Schärfen ausdrücklich bedauert. Allzu scharf macht schartig. Und trotzdem freue ich mich an dem Feuereifer von Heyns Rede. Wir müßten mehr solche Männer auf der Kanzel haben. Man sollte ihnen ihre Bahn von Kirchen wegen ebnen und nicht erschweren.

Es handelt sich uns in der ganzen Streitsache doch nicht um Heyn und erst recht nicht um v. d. Goltz. Jede Erschwerung und Hemmung eines freien frommen Glaubens ist ein unersetzlicher Schade für die Kirche und erst recht fürs Predigtamt. Der schlimme Verdacht der Unwahrhaftigkeit, die unsagbar schädigende Nachrede, daß wir Pastoren so reden *müssen*, gewinnt neue Nahrung. Jedes derartige Wort gegen Heyn beweist, daß er mit seinem Urteil über die kirchlichen Zustände im Recht ist. Jemehr man uns hindert, in unserer Weise zur Gemeinde zu reden, desto deutlicher müssen wir werden. Das sind wir unserer Kirche schuldig um der Kräfte des Evangeliums willen, die uns Gott anvertraut hat. Wir wollen es immer wieder

*) Heyn weist übrigens in seiner Rechtfertigung selbst auf den Unterschied hin, daß v. d. Goltzens Aeußerungen nicht in Predigten stehen. Und auch wenn man diesen Unterschied noch schärfer betont als Heyn es tut, so wird man ihm doch zugeben müssen, daß die *Art*, *wie* v. d. Goltz, mit der *Art*, *wie* Heyn seine Theologie ausspricht, eine gewisse Vergleichung zuläßt. Eine Meinung, die v. d. Goltz in einem Vortrage ähnlich ausspricht, wie Heyn in einer Predigt, kann kaum derart „taktlos" sein, daß sie Heyn zum Prediger an v. d. Goltzens Gemeinde unmöglich macht. D H

sagen, bis man es uns glaubt. Es handelt sich uns nicht um schrankenlose Freiheit in Glaubenssachen nur um der Freiheit willen. Wir denken hoch von ihr, aber sehr viel höher vom Glauben. Und das haben wir nun einmal erlebt und darum können wir davon nicht lassen, daß es den Glauben nur fördern und stärken kann, wenn man ihn von unnötigen Lasten, Stützen und Krücken befreit und immer mehr ihn auf sich selbst stellt. Und darum fühlen wir uns nun fast in jedem Gedanken eins mit Heyn.

Aber ich vermute, daß Propst v. d. Goltz darin nicht viel anders denkt. Nach seiner ganzen Vergangenheit, nach seiner bisherigen Stellung im Leben der von ihm geleiteten preußischen Landeskirche sollte man das annehmen. Aber deshalb hätte er seinen Widerspruch gegen Heyn in Worte kleiden müssen, die auch über die Möglichkeit erhaben waren, sie im Sinne eines Angriffs gegen den freien Glauben zu deuten. Das war möglich. Dann würde die Ablehnung Heyns weitere Kreise überhaupt nichts angehen. Daß es nun anders gekommen ist, daran ist Propst v. d. Goltz schuld. Vielleicht ist er selbst bedenklich geworden. Vielleicht hat er nicht erwartet, daß seine Ablehnung Heyns diese Folge haben würde, die er selbst nicht gewollt hat. Das Königliche Konsistorium der Provinz Brandenburg hat zu entscheiden gehabt, und es hat geurteilt: wir vom Konsistorium würden es viel schärfer bezeichnen, was Herr Propst v. d. Goltz Taktlosigkeiten nennt. Das Konsistorium braucht uns nicht erst zu sagen, wie es es nennen würde. Sein Urteil im Falle Fischer redet deutlich genug.

Denn von dem Augenblick an, wo der Fall Heyn in die Hände des Konsistoriums überging, ist die Sachlage verschoben. Jetzt handelt es sich nicht mehr um formale Taktlosigkeiten, sondern um die Anklage auf Irrlehre. Darüber zu urteilen, ist es noch nicht an der Zeit, weil man nicht weiß, wie das Königliche Konsistorium diese Anklage genauer begründet. Wir sind begierig das zu erfahren. Denn es kann doch unmöglich Alles, was Propst v. d. Goltz Taktlosigkeit nennt, Irrlehre sein.

Otto Baltzer

Das katholische Staatslexikon und die Syllabus-Kontroverse

3

Der Ausgleich trägt zunächst, wie jeder Kompromiß, negatives Gepräge, d. h. er bedeutet den Verzicht auf eine gewisse Anzahl von Grundsätzen und Grundgedanken. Diese Grundsätze und Grundgedanken bezeichnen wir am besten, in der Gewißheit, allgemeinem Verständnisse zu begegnen, als die „ultramontanen". Welches sind diese? „Der Ultramontanismus, so formulierte kürzlich die Kölnische Zeitung (Artikelserien über den Ultramontanismus 12. November 1904 eröffnet), denkt sich die ganze Welt, insbesondere natürlich die ganze Laienwelt, die bürgerliche Gesellschaft, als eine Art großen Kirchenstaates, der vom Klerus nach spezifisch romanischen Kulturidealen geleitet werden soll." Er ist darum direkt staatsfeindlich, antinational, weil er im Dienste eines fremden Staatswesens steht, das in den canones seine eigene Gesetzgebung besitzt und im unfehlbaren Papste seine monarchische Spitze hat. Ein Ultramontaner kann darum an den nationalen Aufgaben nicht mitarbeiten; nicht das Reich, sondern die Kirche, nicht der Kaiser, sondern der Papst haben sein politisches Herz. Und in langsamer Minierarbeit — Ordensniederlassungen, konfessionelle Volksschule, Hetzpresse, Vereinstätigkeit — wird die Grundlage des Staates untergraben, um das Reich der Papstkirche aufrichten zu können. Weiterer Ausführungen bedarf es nicht, die ultramontanen Tendenzen sind bekannt und werden auch immer wieder vertreten.

Nicht jedoch vom Staatslexikon. Indem es den Ausgleich sucht, verläßt es das Intransigententum. Die Kölnische Volkszeitung, deren Standpunkt sich mit dem des Staatslexikons deckt — die Leitung liegt in denselben Händen — erklärte

ihrer Kölnischen evangelischen Schwester gegenüber ausdrücklich: „wir lehnen es ab, Ultramontane in diesem Sinne zu sein." (Nr. 985, 1904). Und der „schwarzen Internationale" stellte sie die Behauptung gegenüber: „Französischer und deutscher Ultramontanismus sind tatsächlich keineswegs dasselbe."

Wir haben diesen Verzicht des Staatslexikons auf das ultramontane Staatsideal anzuerkennen und zu würdigen. Um so mehr als er auch dem Widerspruch aus dem eigenen Lager gegenüber aufrecht erhalten worden ist. Die „Stimmen aus Maria Laach" haben ihr Befremden gegenüber der programmatischen Erklärung des Staatslexikons ausgesprochen (Heft 10 des Jahrgangs 1904, aus der Feder des Jesuiten Pesch). Die Kölnische Volkszeitung (Nr. 1039, 1904 vgl. Nr. 305 des „Reichsboten") hat ruhig aber entschieden die Bedenken zurückgewiesen, dem Jesuiten gegenüber die Zustimmung „eines der hervorragendsten und in der wissenschaftlichen Welt bekanntesten deutschen Mitgliedes des Jesuitenordens" (Duhr?) entgegengestellt, um im Einverständnis mit der „Germania" nachdrücklich den weiteren Ausbau jenes Programmes zu vertreten, „damit den Gegnern der katholischen Weltanschauung, welche die Katholiken der Gegenwart auf die Forderungen des mittelalterlichen Rechtes festnageln möchten, die Möglichkeit eines solchen Taschenspielerkunststückes genommen, und Klarheit über die Stellung der Kirche im öffentlichen Leben der Gegenwart geschaffen wird." Damit war zugleich dem „Reichsboten" begegnet, der in der Beilage zu Nr. 249, 1904 die Bachemsche Erklärung auf der Generalversammlung der Görresgesellschaft bezeichnete als „eine Verlegenheitsrede, die die komische Situation verdecken soll, in der sich der katholische Einheitsfanatismus der wichtigsten und folgereichsten Frage der Gegenwart gegenüber befindet." Von „Verlegenheit" war in Bachems Rede nichts zu spüren, vielmehr ein Programm, das klipp und klar dem Ultramontanismus den Stuhl vor die Tür setzte.

Gut, sagt der Reichsbote, und mit ihm Graf Hoensbroech (Der Syllabus S. 61 u. a.), lassen wir das einmal gelten — angesichts der vielen Erklärungen müssen sie es schon —: „selbstverständlich sind und bleiben darum die Jesuiten doch die alleinigen korrekten Vertreter des römischen Systems, und die so sorgfältig auserlesenen Mitarbeiter des Staatslexikons, die zum großen Teil Mitglieder des Zentrums sind, treiben auch in ihrer Wissenschaft Opportunitätspolitik, temporum ratione habita, aus Rücksicht auf die Zeitumstände." (a. a. O.) Allein dieses Rückschieben der antiultramontanen Haltung des Staatslexikons auf die Zeitumstände ist — zum mindesten in seiner Unbeschränktheit — falsch. Das Staatslexikon hat den Verzicht für gewisse Punkte zu einem absoluten gemacht. Wir haben früher die Aeußerungen von Pohle über den Ketzerprozeß angeführt, hier folge die Bestätigung durch die Kölnische Volkszeitung (Nr. 985): „Ganz wie Ludwig Windthorst sind wir beispielsweise weit davon entfernt, gewisse staatsrechtliche usw. Grundsätze und rechtlich festgelegte Gepflogenheiten verklungener Zeiten auf moderne Verhältnisse anzuwenden. Selbst wenn es möglich wäre, ihnen Geltung zu verschaffen, würden wir die Durchführung ablehnen, weil wir nun einmal nicht im dreizehnten, sondern im zwanzigsten Jahrhundert leben und überzeugt sind: Vieles, was früher einmal mehr oder weniger berechtigt, wohltätig, notwendig war oder gewesen sein mag, ist es heute nicht mehr und würde schädlich wirken, ja, unter den gänzlich veränderten Verhältnissen des wirtschaftlichen, staatlichen und geistigen Lebens geradezu unerträglich sein." Wo bleibt da das temporum ratione habita? Diese politische Mentalreservation fehlt!

Fehlt sie aber, so ist von dem negativen Verzicht auf gewisse Grundsätze und Prinzipien bis zur positiven Mitarbeit an nationalen Aufgaben nur ein kleiner Schritt. Und Staatslexikon wie Kölnische Volkszeitung haben diesen Schritt getan. Die Kölnische Volkszeitung (Nr. 985) betont die „nationale Prägung" der Zentrumspolitik, und das Staatslexikon beruft sich auf Ludwig Windthorst (ein vorzüglicher Artikel aus Julius Bachems Feder):

Man wird keine Kundgebung Windthorsts anführen können, in welcher er Ideen des mittelalterlichen Staatskirchenrechts als auf die

Gegenwart schlechthin übertragbar anerkannt oder empfohlen hätte. Mit dem Frieden unter den Konfessionen nahm er es sehr ernst. Was er in seinem ersten Zusammenstoß mit dem Fürsten Bismarck am 30. Januar 1872 im preußischen Abgeordnetenhause aussprach: „Ich wünsche Nichts, als daß wir in die Lage kämen, endlich die kirchlichen Diskussionen aus unsern Versammlungen zu entfernen, damit wir in Ruhe und Frieden gemeinsam an dem Hause bauen könnten, in dem wir ja gemeinsam wohnen sollen, in dem Hause, welches groß genug ist, um Allen freie Bewegung zu lassen" — war ihm Richtschnur für sein gesamtes kirchenpolitisches Verhalten.

Wir werden sagen dürfen: es ist Richtschnur auch für die kirchenpolitische Tendenz des Staatslexikons. Als Rade in seinem Briefwechsel mit der Kölnischen Volkszeitung sie als die Nachfolgerin Windthorstscher Politik bezeichnete, hat die Redaktion dankend dieses Kompliment angenommen. Und Kölnische Volkszeitung und Staatslexikon vertreten, wie wir wiederholen, gleiche Ziele. Ausdrücklich — wiederum in Berufung auf Windthorst — soll dem Zentrum seine Selbständigkeit in Fragen nicht-kirchlichen Charakters gewahrt bleiben:

Ich brauche nicht zu sagen, daß das Zentrum immer glücklich war, den Weisungen des Heiligen Stuhles nachzukommen, wenn es sich um kirchliche Gesetze handelte. Ich habe mir aber schon im Jahre 1880 erlaubt darauf aufmerksam zu machen, daß es für das Zentrum absolut unmöglich ist, bei nicht-kirchlichen Gesetzen gegebenen Direktiven Folge zu leisten. Nach meiner Ansicht würde es ein Unglück für das Zentrum und eine reiche Quelle von Unannehmlichkeiten für den Heiligen Stuhl sein, wenn das Zentrum in Fragen, welche die Rechte der Kirche nicht berühren, sich Instruktionen von dem Heiligen Stuhle erbitten würde. (Worte des Freiherrn v. Frankenstein 1887 auf Betreiben Windhorsts, als Antwort auf das vom Kardinal Staatssekretär Jacobini getane Ersuchen, dem Septennatsgesetze zuzustimmen, um die Regierung den Katholiken und dem Heiligen Stuhle günstiger zu stimmen.)

Bei dieser Unabhängigkeit von päpstlicher Direktive in nicht-kirchlichen Fragen kann das Zentrum ohne Opportunitätspolitik, lediglich geleitet von den Interessen nationaler Wohlfahrt, an den Kulturaufgaben unseres Volkes, den Fragen der Wehr, der Wirtschaft und des Rechts, mitarbeiten und hat es getan. (Ich erinnere an die Ausführungen Rades, daß das Zentrum als Regierungspartei sich im Allgemeinen gut anläßt.) Das sollte anerkannt werden — zum mindesten als Programm der vom Staatslexikon vertretenen Richtung gewürdigt werden — und nicht bei jedem regierungsfreundlichen Akte des Zentrums gefragt werden müssen: Was steckt dahinter? Welcher Zweck heiligt dieses Mittel? Das Zentrum ist, wenn ich so sagen soll, einer „uninteressierten" Politik sehr wohl fähig.

Aber noch bleibt ein Stachel zurück, der sich nicht ohne Weiteres ausreißen und wegwerfen läßt. Wie weit geht die Mitarbeit? Wie weit reicht die Selbständigkeit des Zentrums, wie weit die Abweisung des päpstlichen Dreinredens? Der Theorie nach muß die Antwort lauten: soweit nicht-kirchliche Fragen zur Verhandlung stehen. Aber das genügt für die Praxis keineswegs. Wo liegt die Grenze zwischen kirchlichen und nicht-kirchlichen Fragen? Wir dürfen ja nicht vergessen, daß wir uns einer Partei gegenüber befinden, die die Interessen der katholischen Kirche zu fördern verspricht, daß aber für die katholische Kirche — Zeitalter Gregors VII.! — schon mehr als einmal seit den Tagen, da Augustin sie zum „Gottesstaat" stempelte, die gesamte Politik im weitesten Umfang als „kirchliche Frage" gegolten hat — und ist die katholische Kirche nicht semper eadem, immer dieselbe? Die Sache steht doch hier völlig anders als auf evangelischem Boden. Dem Protestantismus ist dank der „Freiheit eines Christenmenschen" d. h. der grundsätzlichen Gleichgültigkeit des Glaubens gegen Fragen der Politik die reinliche Scheidung möglich, dem Katholizismus aber nicht. Warum denn kommt das Staatslexikon über den Kompromiß, den Ausgleichsversuch nicht hinaus? Ein Kompromiß ist stets nur ein teilweises Preisgeben! Aus dem einfachen Grunde, weil es als Lexikon auf katholischem Unterbau sich selbst das Grab graben würde bei schlechthinniger Aufgabe des Gottesstaatsgedankens. Selbst bei der besten Absicht — die wir dem Staatslexikon wie der Kölnischen Volkszeitung ohne weiteres zutrauen — kommt man über ein Lavieren zwischen Gottesstaat und Weltstaat nicht hinaus. Das kann sich, da ja Fäden herüber und hinüber laufen und der Weltstaat iure naturae

auch göttlich beglaubigt ist, häufig vertuschen, tritt aber gegebenen Falles doch immer wieder zutage.

Die ganze Vorsicht, Zurückhaltung oder auch diplomatische Ausdrucksweise im Staatslexikon sowohl wie in der Kölnischen Volkszeitung zeigen deutlich die Unsicherheit ihrer politischen Stellungnahme. Man vermißt die scharfen Linien, die starken Grenzpfähle, sowohl wenn es sich um die Mitarbeit an nationalen Fragen als auch um die Vertretung spezifisch katholischer Interessen handelt. „Unter Ultramontanismus" (d. h. so weit sie ihn annimmt), schreibt die Kölnische Volkszeitung (Nr. 985), „verstehen wir im wesentlichen die nach Lage der Verhältnisse mögliche, erlaubte und vernünftige praktische Anwendung der kirchlichen Grundsätze im privaten und politischen Leben." Was heißt: nach Lage der Verhältnisse? Was ist „möglich", was unmöglich, was „erlaubt", was unerlaubt, was „vernünftig", was unvernünftig? In dem von ihm revidierten Artikel „moderner Staat" führt Bachem im Staatslexikon aus:

Das Streben der wahren Freunde der Kirche wie des Staates wird darauf gerichtet sein müssen, die Verbindung zwischen diesen beiden großen Institutionen wieder fester zu knüpfen. Es muß als das Ideal, welches man anzustreben hat, eine Gestaltung der Dinge bezeichnet werden, der zufolge in den Staaten mit fast ausschließlich katholischer Bevölkerung der Kirche wieder im Sinne Fenelons und seiner Gesinnungsgenossen die potestas directiva eingeräumt würde, während in den konfessionell gemischten Ländern die Ordnung des wechselseitigen Verhältnisses von Staat und Kirche derartig zu erfolgen hätte, daß der erstere den sämtlichen Religionsgesellschaften das freie Wirken nach den Vorschriften ihrer Lehre sowie seine Förderung ihrer Ziele gewähren würde, und sein eigenes weiteres Verhalten zur Verwirklichung idealer Ziele mit den religiös-sittlichen Anschauungen, in denen die sämtlichen christlichen Religionsbekenntnisse übereinstimmen, in Einklang brächte.

Was heißt „freies Wirken nach den Vorschriften der katholischen Lehre"? Welches sind ihre „Ziele"? Soll sie Gregor VII., Thomas von Aquino, Pius IX., Leo XIII. oder Pius X. stellen? Sie alle waren katholische Zielsteller, ihr Programm im Einzelnen ist sehr verschieden, aber auf die civitas dei, den Gottesstaat, hat kein Einziger von ihnen verzichtet, nicht verzichten können, so wenig wie das Staatslexikon es kann. Das „Weh dir, daß du ein Enkel bist!" haftet wie ein Fluch an allen katholischen Reformbestrebungen; als Kinder der einen unveränderlichen katholischen Kirche, die sie sein wollen, ist ihnen der volle Bruch mit der Vergangenheit verboten; über Anpassung, Entgegenkommen, Ausgleich, Kompromiß, mit einem Worte über Halbheit kommen sie nicht hinaus.

Zur Beseitigung dieser Unsicherheit hat Rade der Kölnischen Volkszeitung die klare, unzweideutige Herausarbeitung eines Parteiprogramms des Zentrums empfohlen. Die Kölnische Volkszeitung ist darauf nicht eingegangen. Das war zu erwarten. Sie kann kein Programm von unzweideutiger Klarheit aufstellen. Der Ultramontanismus kann es, der Deutschkatholizismus (in seiner ursprünglichen Form) oder der Altkatholizismus haben es auch gekonnt, nicht aber eine Partei, deren Kennzeichen das Balanzieren zwischen zwei Interessengruppen ist. Die Abwehr der Kölnischen Volkszeitung, das Zentrum sei keine religiöse, sondern eine politische Partei, die auch Akatholiken zu ihren Mitgliedern zähle — im Artikel Windthorst u. ö. betont das auch das Staatslexikon — hilft dagegen nicht. Das Zentrum ist Wortführer katholischer Interessen, diese aber legen ihm die Pendelpolitik auf. —

Das mußte klargestellt werden, um auch der anderen Seite Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die Zurückhaltung und das Mißtrauen verständlich zu machen, mit dem die Tendenz des Staatslexikons und der Kölnischen Volkszeitung sowie die Zentrumspolitik in ihrem Sinne auf nationaler Seite im Allgemeinen und auf evangelischer Seite im Besonderen aufgenommen zu werden pflegt. Die Bedenken schweben nicht in der Luft, sondern haben guten Grund.

Und doch, meine ich, sollte das Schwergewicht nicht auf diese Seite der Differenz gelegt, vielmehr die Verständigung gepflegt werden. Es wird schon sehr viel erreicht sein mit der Erkenntnis der Einseitigkeit und Verzerrtheit der Hoensbroechschen Ansicht von Staatslexikon, Kölnischer Volkszeitung und Zentrumspolitik; sie ist lebendiger und stärker noch,

als man gerne annehmen möchte. Und dann wird auf den mannigfaltigen Wegen des öffentlichen und privaten Lebens in sachlicher Auseinandersetzung die gegenseitige Fühlung gesucht und gefördert werden müssen, um so eifriger, als die Position des Staatslexikons, der Kölnischen Volkszeitung und des hinter ihr stehenden Teiles der Zentrumspartei im eigenen Lager zu kämpfen hat. Werden auch die beiderseitigen Interessen nie ganz in einander aufgehen können, es gibt Fragen genug, in denen sie sich verständigen und Hand in Hand mit einander gehen können im Kampf für Wahrheit und Recht, für des Volkes Wohlfahrt. Merkles mutvolles Eintreten für das echte Lutherbild oder auch die Flottenpolitik des Zentrums sind solche Einheitspunkte gewesen, sie waren die ersten nicht und werden die letzten nicht sein. Und mit offenem, freien Blick, nicht von dem engen Winkel des Konfessionalismus aus ist dieser Geisterkampf anzuschauen. Mich hat immer gewundert, wie wenig die Wirkung der vergleichenden Religionswissenschaft, der „Modewissenschaft" unserer Tage, nach dieser Richtung hin zu spüren ist! Es sollte doch ästhetischer nicht nur, auch nicht nur wissenschaftlicher, nein religiöser Hochgenuß sein, aus der Vogelschau gleichsam das Regen und Weben der Religionen und Konfessionen zu sehen und sich zu sagen:

Gott der Herr hat sie gezählet,
Daß ihm auch nicht Eines fehlet
An der ganzen großen Zahl.

D. h. sie Alle sind gottgeordnet, sie Alle erfüllen eine Aufgabe. Von dieser hohen Warte aus ist die Toleranz einfach selbstverständlich. Mit diesem Geiste, in dieser Gesinnung trete man auch dem Katholizismus gegenüber.

Und nun der Syllabus! An ihm sei die Probe aufs Exempel gemacht. Walther Köhler

---

Nach dem Bergarbeiterstreik

Verehrter Freund,

Ihrer Aufforderung, Ihnen über die Lage nach dem Streik zu berichten, komme ich zögernd nach. Die Beurteilung der letzten Vorgänge selbst steht fest und ich kann meinerseits nichts Neues hinzufügen; die mittelbaren Wirkungen in ihrer Tragweite abzuschätzen wird dagegen noch lange nicht möglich sein. Immerhin verlangen die Leser der Christlichen Welt, welche diesen Streik mit warmem Interesse verfolgt haben, mit Recht einen eigenen Bericht.

Der Abbruch des Streiks auf voller Höhe war eine Notwendigkeit, aber die Einsicht in diese Notwendigkeit macht den Leitern der Bewegung alle Ehre. Die sozialdemokratischen Führer haben ebenso wie die übrigen in diesem Augenblick ihre Pflicht getan und gegen ihre eigenen Wünsche und das Drängen phantastischer, unverantwortlicher Ratgeber der Vernunft zum Siege verholfen. Es war ein denkwürdiger Anblick, neben christlichen Gewerkschaftlern die Redakteure der sozialdemokratischen Arbeiterzeitung zur Aufnahme der Arbeit mahnen zu sehen. Daß es zu einer Reihe von Disziplinlosigkeiten gekommen ist, bleibt bedauerlich. Soweit dieselben dem unwillkürlichen Gefühl herber Enttäuschung entsprangen, waren sie sicherlich sehr verständlich; daß sie aber von Elementen unterstützt worden sind, die nicht recht faßbar im Dunkeln arbeiten wollten, ist ein schlechtes Zeichen organisatorischer Unreife. Doch kann das alles den Gesamteindruck nicht trüben, wonach ein Riesenstreik mit einheitlicher Energie innerhalb weniger Tage zum vollständigen Ende geführt worden ist. Die Macht des Organisationsgedankens ist außerordentlich gesteigert worden, nicht nur in den Reihen der Arbeiterkreise selbst*), sondern in der gesamten Oeffentlichkeit. Das bedeutet einen großen Erfolg des Streiks. Denn gerade die Organisationsfrage war der Streitpunkt von Anfang bis zu Ende und ist es noch bis heute. Wir meinen nicht nur die formellen Fragen der Verantwortlichkeit der Leitung der Organisationen. Die Siebenerkommission, mit welcher der Bergbauliche Verein nicht verhandeln wollte, weil er in ihr keine anerkannte Vertretung der Arbeitermassen erblicken wollte, könnte den Vorwurf mit demselben Recht zurückgeben, da der Bergbauliche Verein sich nicht für kompetent erachtete, im Namen der einzelnen Zechenverwaltungen bindende Zusicherungen zu geben. Allein wir meinen die Machtfrage der Organisationen selbst. Unter vielen einzelnen trefflichen Ausführungen gibt der neueste Berichterstatter über das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat W. Götzke ohne weiteres zu, daß das Syndikat zwar direkt keinen Einfluß auf die Arbeiterverhältnisse beabsichtigte, indirekt aber die Macht der Arbeitgeber durch den festesten Zusammenschluß gestärkt hat. Daß der Bergbauliche Verein selbst die Machtfrage stets in den Mittelpunkt des Raisonnements stellt, erhellt ebenso deutlich aus seiner Haltung gegenüber den Aerzten. Folgendes Schreiben charakterisiert seine Tendenzen genau:

„Der Vorstand des Vereins für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirke Dortmund hat in seiner am 17. Dezember 1904 stattgehabten Sitzung beschlossen, den Mitgliedern des Vereins den Rat zu geben, von Verhandlungen mit einer Standesvertretung der Aerzte unbedingt Abstand zu nehmen; denn es besteht lediglich ein Vertragsverhältnis zwischen den einzelnen Aerzten und den Familienkrankenkassen."

Dieser Rat gilt den Aerzten der Familienkrankenkasse der Bergarbeiter in Essen, deren Wünsche auf Einführung freier Aerztewahl und Erhöhung des Honorars gleichzeitig abgelehnt wurden. Also auch hier Geltendmachung des einseitigen Bestimmungsrechts unter Ablehnung jeglicher Standesvertretung. Man koaliert sich „ruhig" selbst in dieser oder jener Form, gesteht aber de facto die Anwendung des Koalitionsrechts den abhängigen Existenzen nicht zu, ob es sich nun um Aerzte handelt oder um Arbeiter. Damit kann eine durchaus angemessene, ja vorzügliche Bezahlung der Dienste Hand in Hand gehen; nur daß immer die alte „Rechtsordnung" gewahrt bleibe, wonach die Gleichberechtigung des andern vertragschließenden Teils ausgeschlossen bleibt. Gerade hierin muß man in der künftigen Entwicklung der Dinge stets den Schwerpunkt der wirtschaftlichen Kämpfe erblicken. Der Sozialethiker wird es mit Genugtuung begrüßen, daß die soziale Frage über den Rahmen einer bloßen Lohn- und Arbeitszeitfrage hinausgewachsen ist zu der Frage nach dem Recht der aufstrebenden Schicht innerhalb der Gesellschaftsordnung. Nur von hier aus — von da aus aber auch mit aller Energie — kann die erziehliche Forderung und die Mahnung zur Pflicht an die neue Bürgerschicht im Staatswesen erhoben werden.

Ein trauriges Schauspiel bietet ein gewisser Teil der Presse. Auf der einen Seite lieben es einzelne scharfmacherische Organe, mit deren einem auch die offizielle nationalliberale Partei nichts zu tun haben will, die Regierung als Schleppträgerin der Sozialdemokratie darzustellen. Jede Maßregel zu Gunsten der Arbeiter gilt leider in weiten Kreisen sofort für „sozialdemokratisch", wenn sie nicht gerade der Freiwilligkeit des einzelnen Arbeitgebers entsprungen ist. Von jener Presse wird die augenblickliche Situation benutzt, um einerseits den Kontraktbruch ins Strafrecht hineinzuziehen, und andererseits für die Arbeitswilligen eine sittlich und rechtlich bevorzugte Stellung zu verlangen. Das Letztere stellt uns Alle vor die unumgängliche Aufgabe, über die sittliche Qualität der Arbeitswilligen uns deutlich zu besinnen. Lic. Mumms Artikel im „Reich" hat diese Frage mutig und richtig angefaßt. Auch sein Urteil fällt schließlich nicht zu Gunsten der Arbeitswilligen aus. Man kann den Stimmungsunterschied der modernen Gesellschaft deutlich an dem einen Beispiel sich klar machen, daß ein arbeitswilliger Arzt, der seinen Kollegen in den Rücken fällt, gesellschaftlich geächtet, dagegen ein arbeitswilliger Arbeiter, der dasselbe tut, von der „Gesellschaft" meist als der bessere Charakter in Schutz genommen wird. Gerade der letzte Streik hat die gebildete Welt vor die Aufgabe gestellt, über das „Recht zur Arbeit" und die „Arbeitswilligen" sich klare und konsequente Anschauungen

*) Der alte Verband hat um 50 000, der christliche um 40 000 Mitglieder zugenommen.

zu bilden, was nach unserer Meinung freilich nicht so leicht ist. Ehe sich aber gesunde ethische Anschauungen über diese Frage gebildet haben, kann jeder gesetzgeberische Eingriff mehr schaden, wie nützen. Was die andere Frage betrifft, die strafrechtliche Verfolgung des Kontraktbruchs, so erinnern wir an das Wort des Universitätskurators von Rottenburg: „Ein Mann, der einen Kontrakt bricht, darf deshalb noch nicht als outlaw behandelt werden." Ueber die Heiligkeit des Kontrakts wird sehr verschieden geurteilt, je nachdem derselbe Lieferung von Waren überhaupt oder von der Ware „Arbeit" im besonderen bedingt. Darüber nachzuforschen hat uns dieser Streik energisch gezwungen. Jedenfalls ist die Beobachtung interessant, daß im Jahr 1858 auf Veranlassung des Bergbaulichen Vereins die Zechendirektoren der Gelsenkirchener Zechen die Köln-Mindener Direktion der Eisenbahnen zwangen, innerhalb 24 Stunden eine technisch schädigende Verfügung zurückzunehmen, widrigenfalls sie — trotz langfristiger Verträge — sofort den Betrieb einstellen würden. Deshalb muß auch in dieser Frage durch langsame, gründliche Untersuchung ohne parteiische Voreingenommenheit das Volksurteil erst erzogen werden. Jener Teil der Presse, der jede arbeiterfreundliche Maßregel der Regierung als sozialdemokratische Verseuchung brandmarkt, gibt nur der Sozialdemokratie selbst willkommenen Agitationsstoff und untergräbt seinerseits die Achtung vor der Staatsgewalt.

Ebenso energisch muß aber die Methode sozialdemokratischer Blätter zurückgewiesen werden, welche unabläßig Mißtrauen gegen die Regierung in die Tausende von Arbeiterhirnen säen. Es ist unverantwortlich gehandelt, zu verdächtigen, ehe man das genau kennt, was man verdächtigt. Mit voller sittlicher Kraft muß jenes Verfahren verurteilt werden, wonach man dieselbe Staatsgewalt, die man anruft, in ihrem Charakter beschmutzt. Wann wird die deutsche Arbeiterschaft lernen, daß man staatlich gesinnt sein muß, will man innerhalb der Staatsgemeinschaft das sittliche Recht haben, Etwas zu verlangen? Solche Staatsgesinnung, die das gerade Gegenteil des beliebten Hurrah- und Geschäftspatriotismus ist, kann allein Arbeiter und Unternehmer auf die Dauer zu fruchtbaren Erfolgen führen. Ob die Ansätze dazu bleiben? Die Siebenerkommission hat sich zunächst nicht aufgelöst. Würde sie eine ständige Einrichtung bleiben, so wäre eine unpolitische gewerkschaftliche Interessenvertretung für eine Viertel Million Arbeiter geschaffen, welche der häßlichen inneren Parteizerklüftung, der Kraftvergeudung durch politische Zwischenträgereien ein Ende machen und der reinen Arbeitersache dienen könnte. Auf der andern Seite wird die Regierung ihr Wort pünktlich einlösen und auf ihre Ehre behutsam achten müssen. Denn die Hunderttausende von Menschen, welche jetzt auf einen deutlichen Fortschritt warten, haben volles Recht darauf, nicht enttäuscht zu werden.

Die unmittelbare Folge des Streiks auf Seiten der Arbeiter ist viel Not und Elend. Doch geschieht viel dagegen. Auch muß anerkannt werden, wie einzelne Zechen entgegenkommen. Noch während des Streiks soll die Harpener Bergwerkgesellschaft auf Zeche Scharnhorst angeordnet haben, daß Bergarbeiterkinder zum Frühstück Milch und Brod erhalten; besonders bedürftige Familien wurden zur Unterstützung vorgeschlagen. Nach dem Streik hat die Zeche Kaiserstuhl das allerbeste Mittel in die Hand genommen und achttägige Lohnzahlung bis auf Weiteres eingeführt. Durch Beibehaltung kurzer Lohnfrist würde sie sich ein großes Verdienst erwerben. Mögen sich die Friedenszeichen mehren!

Viele Aufgaben für Denken und Gewissen hat der Streik hinterlassen. Die größte Gefahr ist, daß der unmittelbare Eindruck des Ernstes rasch seine nachhaltige Wirkung einbüßen möchte. Die Wichtigkeit allgemeiner Erziehung zu sittlicher Disziplin und gerechtem Verantwortlichkeitsgefühl hat sich handgreiflich klar herausgestellt. Arbeitgeber und Arbeitnehmer haben eine solche Stärkung gleichermaßen nötig. Das Eindringen in die Natur unserer Wirtschaftsordnung, die Kenntnis ihrer Bedingungen und Wirkungen ist unumgänglich notwendig. Wie gefährlich wirkt das einfache Gerede von der Notwendigkeit der Verstaatlichung! Eine augenblickliche Verstaatlichung des Bergbaus,

soweit dieselbe nicht einer berechtigten staatlichen Konkurrenz dient, würden wir im Interesse der Industrie und der Arbeiterschaft für einen großen Fehlgriff halten. — Aber auch auf kirchlichem Gebiet ergeben sich eine Reihe von Aufgaben. Die finanzielle Unabhängigkeit der Kirche muß sich immer durchsetzen. kräftiger Die „Unparteilichkeit der Geistlichen", die „über den Parteien" stehen sollen, muß der Gegenstand freien, frommen Nachdenkens werden. Die Revision „christlich-sozialer" Gedankengänge und die Erkenntnis der Verschiedenheiten der letzten Motive katholischer Sozialpolitik von protestantischem Denken und staatlicher Gesinnung wird man erkämpfen müssen. Alles in allem: Ernst und aufrichtiges Wollen wirklicher Gerechtigkeit — das möge die bleibende Wirkung dieser Wochen bleiben!

Dortmund, 22. Februar 1905 Ihr

Traub

Verschiedenes

Der lange Tag. Meditationen von Arthur Bonus. Heilbronn, Eugen Salzer 1905. 2, gebunden 3 Mk.

In seiner vortrefflichen Schrift „Zukunftsaufgaben des deutschen Protestantismus" (Tübingen, Mohr 1900) sieht D. Karl Sell eine Zeit kommen, da die Verteidiger des Christentums zu einer weniger wissenschaftlichen als religiösen Kritik des gesamten überlieferten Christentums übergehen werden. Er meint aber: „Dazu ist jetzt die Zeit noch nicht gekommen (S. 21)." Wer das, was Bonus bisher geschrieben hat, kennt, der weiß, daß zum wenigsten mit ihm diese Zeit angebrochen ist. Es ist völlig unmöglich, das, was Bonus zu sagen hat, auch nur annähernd zu würdigen, wenn man nicht fühlt, daß hier rein religiöse Kritik dessen vorliegt, was unter dem Namen Christentum bei uns ist. Es ist nicht wissenschaftliche Kritik, die hat er stets gern Andern überlassen; es ist auch nicht sittliche Kritik; daran hat es, Gott Lob, auch nicht gefehlt. Sondern es ist eben religiöse Kritik, die auf der Notwendigkeit beruht, den Diamanten mit seinem eignen Staube zu schleifen, weil er sonst nicht zum vollen Aufleuchten kommt.

Das ist freilich etwas Andres, als die landläufigen Anläufe gegen den Christenglauben. Und das ist es, was Viele ärgert. Man hat sich glücklich an den Stellen, wo erfahrungsmäßig die herkömmlichen kritischen Stöße hinkamen, etwas untergestopft, und nun kommt Jemand und haut grade auf Stellen, wo man es schlechterdings nicht erwartet hatte. Da hört die Gemütlichkeit auf! Es ist seltsam: man hat die einfältigsten, ödesten und plumpsten Angriffe mit der gewissen Würde des Unvermeidlichen ertragen, aber diese Angriffe, die aus großer Leidenschaft für starke Frömmigkeit herauskommen, haben Manchen schon in hellste Entrüstung — und Ratlosigkeit gebracht. Das will man nicht ertragen. Vielleicht hat Sell doch recht: „Dazu ist jetzt die Zeit noch nicht gekommen."

Aber man muß ja Etwas gegen ihn vorbringen. Er schreibt so „gesucht". Das ist die landläufige Klage und meistens auch die einzige. Und freilich ist seine Schreibweise gesucht. Nämlich von Einem, der sehr ernsthaft nach Worten gesucht hat, die zu sehr ernsten Gedanken am besten passen würden. Was hat man denn gesagt, wenn man konstatiert hat, daß Einer auch bei der Formgebung ernst ist? Und warum soll Einer seine Kinder durchaus in abgetragenen Kleidern unter die Leute schicken, wenn er das nicht nötig hat?

„Aber es ist nicht bloß die Form; auch die Gedanken sind gesucht." Auch daran ist Etwas. Wenn Jemand aus Erfahrung weiß, mit welcher Grazie die Menschen über die ernstesten Dinge hinwegkommen, und nun mit Fleiß und Ausdauer nach Gedanken gesucht hat, die das bequeme Uebersteigen erschweren und dringlich um Aufmerken bitten, weil da Ernstes liegt, — so werden das die Einen nicht dringlich, sondern aufdringlich nennen, Andre werden um so dankbarer sein, daß man ihnen ernste Fragen dringlich gemacht hat. Sintemalen darin eben unsre Versuchungen bestehen, daß wir Ernstes übersehen.

Mit solchen Einwänden hat man sich dann glücklich um das Wichtigste herumdiskutiert: was für ein Wille denn hinter dem Ganzen steckt und treibt. Denn was Einer will, das ist doch wohl das Beste an ihm. Kann man wirklich nicht sehen, was Bonus will, worauf seine Sehnsucht hinaus will?

Wem das in dem kleinen leidenschaftlich geschriebenen Buche „Religion als Schöpfung" nicht deutlich genug geworden ist, der lese diese Meditationen: „Der lange Tag," und frage sich, ob wir nicht froh sein dürfen, daß Gott Einem unter uns Dinge gesagt hat, die unsrer von Wissenschaft und Relativitäten verschüchterten Zeit gesagt werden müssen. Auch die Theologen, die manches herbe Wort zu hören bekommen, sollten sich freuen, daß in einer Zeit, wo wir uns sehr gründlich über die Frage der Selbständigkeit der Religion mit der Wissenschaft auseinanderzusetzen haben, — Jemand diese theoretisch nur mühsam greifbare Wahrheit so herzhaft und mit eigenständigem Trotz als Tatsache kundtut — mit religiöser Kritik und religiösen Gründen. Das, was zwischen diesen Blättern funkelt,

ist nicht bloß selbständige, sondern souveräne Religion. Und die brauchen wir. Die muß und kann uns von dem ängstlichen Verhältnis zur Wissenschaft erlösen, womit wir Gottes Sache in den Augen der wissenschaftlich Gebildeten vielleicht öfter geschadet haben, als wir ahnen. Die wirksamste Vertretung der tiefsten Wahrheit scheint doch immer wieder die zu sein, daß man sie in ihrer ganzen Schwere auf ihre Unbeweisbarkeit stellt. So wenigstens hat es der Meister auch gehalten. Paul Jaeger

Kleine Mitteilungen. Die zweite Folge von Stimmen kirchlicher Laien zum Bescheid des Brandenburger Konsistoriums kann erst in nächster Nummer Aufnahme finden. Inzwischen hat das preußische Abgeordnetenhaus am 24. eine erfreuliche und bedeutsame Debatte über die Sache gehabt: die Redner dreier Parteien traten für die Bewegungsfreiheit in der evangelischen Landeskirche kräftig ein.

Herr Pastor Mauritz in Bremen kann auch antworten. Man muß ihn nur minder zart anfassen, als wir. In Nr. 50 der Bremer Nachrichten erklärt er, daß der Reichsbote vom 8. Februar mit seinem Predigtauszug „sich einer frechen Lüge schuldig gemacht" habe; man erkennt nicht klar, wie weit sich dies Dementi erstrecken soll; jedenfalls hat Herr Pastor Mauritz nicht gepredigt: das Vaterunser sei eine alte Tapete. Es muß doch weit gekommen sein, wenn man einem Prediger nur so etwas zutrauen kann. Inzwischen berichtet der Reichsbote 46 vom 23. Februar über eine Abendmahlspredigt Mauritzens. So widerwärtig uns dergleichen Predigtverhöre durch Zeitungen sind, müssen wir doch davon Notiz nehmen. Denn wenn Herr Pastor Mauritz derlei auf der Kanzel sagt, tut er uns so ziemlich das Aergste an, was uns im gegenwärtigen Augenblick ein freigesinnter Pastor antun kann: er straft unser Vertrauen Lügen, daß ein evangelischer Pfarrer selber die rechte Stunde erkennen werde, wo er schweigen und von der Kanzel heruntersteigen soll. Wenn der Reichsbote diesmal Recht behalten sollte — und uns ist von dieser Predigt durchaus unter dem gleichen Eindruck berichtet worden —, dann sind wir offen gestanden geneigt, den Mann nur noch pathologisch zu nehmen. —

Der Evangelisch-soziale Kongreß findet heuer am 13. und 14. Juni, d. i. Dienstag und Mittwoch nach dem Pfingstfest, in Hannover statt. Unsre sonst im Herbst meistens in Eisenach stattfindende Zusammenkunft von Freunden der Christlichen Welt wird ausnahmsweise im Anschluß an den Kongreß Donnerstag den 15. und Freitag den 16. Juni in Goslar abgehalten werden. Hauptgrund dafür ist, daß wir und der Kongreß einen Vortragenden gemeinsam haben, der nicht jederzeit zu kriegen ist: Herrn Pfarrer Lic. Hackmann in London. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Gießen. Dienstag 14. März 7½ Uhr Hotel Viktoria: Der Wert der Tradition im religiösen und sittlichen Leben.

Hamburg. Freitag 10. März 8 Uhr Tucherhaus, Jungfernstieg 39/40: Unbewußtes Christentum. (Rade)

Magdeburg. Mittwoch 8. März 3 Uhr im Stadtmissionshause, Hasselbachstr. 1: Die Religionsgeschichte in der Theologie. (Rade)

Neumünster. Montag 13. März 3 Uhr im Bahnhofshotel: Christliche Welt und Protestantenverein. (Rade)

V. d. F. d. C. W.

Es fehlen noch einige Zettel aus Ellaß-Lothringen, Hessen, Rheinland. Was bis 4. März nicht eingegangen ist, bleibt unberücksichtigt.

Kirchlich-Theologische Konferenz

Monatlicher Diskussionsabend. Mittwoch 8. März 8 Uhr abends im Evangelischen Alliance-Hause, Schlüterstraße 55/56 am Savignyplatz, Berlin: Vortrag des Herrn Professor D. Simons: Darf der Ruf nach Erneuerung der Konfirmation verstummen? — Gäste willkommen.

Jahren seine Augen geschlossen
den du deiner evangelischen K
haft. Wir rechnen Spener n
Nachfolge an engem, unfreiem
deines Reiches Ausbreitung in
Er selbst war ein großer Jün
in der herrlichen Freiheit der
nicht gebunden an Buchstaben

Lehrer für einen zwölfjährigen Knaben zur Erteilung von Deutsch und Beaufsichtigung Vormittags in einer deutschen Familie **Brüssels** gesucht. Eintritt sofort. Gehalt nach Uebereinkunft. Bewerbungen zu richten an

Herrn **Ch. Quitmann, Brüssel,** 255 rue Royale

Bütten-Verlobungsbriefe u. dergl. auf echten Büttenpapieren und -Karten oder auch auf allerbesten schweren mattsatinierten Stoffen liefert schnell, billig und stilgerecht in altdeutschen oder Empireschriften

Druckerei Bauer, Marburg a. L.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Kürzlich ist vollständig geworden:

Kurzer Hand-Commentar

zum

ALTEN TESTAMENT

in Verbindung mit

I. Benzinger, A. Bertholet, K. Budde, B. Duhm, H. Holzinger, G. Wildeboer

herausgegeben von

D. KARL MARTI
ord. Professor der Theologie an der Universität Bern

In 5 Bänden oder zwanzig Abteilungen (wenn auf einmal bezogen) **geheftet M. 76.—**

Gebunden in 5 eleganten Halbfranzbänden (auf einmal bezogen) **M. 90.—, in 20 Leinwandbänden M. 96.—**

Jede **Abteilung** ist **einzeln** zu dem für den Einzelverkauf festgesetzten Preise käuflich

Die **Bände** werden **nicht einzeln** abgegeben

Die Subscriptionspreise sind erloschen

Prospekte stehen zur Verfügung

Das Alte Testament

seine Entstehung und Ueberlieferung

Grundzüge der alttestamentlichen Kritik

in populär-wissenschaftlichen Vorträgen dargestellt von

W. Robertson Smith

Ins Deutsche übertragen und herausgegeben von

Dr. **J. W. Rothstein,** Professor der Theologie in Halle

Billige Ausgabe

1905

Brosch. M. 4.50. In Halbleinen gebunden M. 6.—

(Auf Wunsch auch in **Halbfranz** gebunden für M. 7.—)

(Früher M. 10.— und M. 12.50)

Da für die **gemeinverständlich** geschriebenen Werke der modernen Theologie z. Z. besonders in **Lehrerkreisen** ein starkes Interesse vorhanden ist, veranstaltet die Verlagshandlung von obigem Werk eine billige Ausgabe.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9, Kötheneritr. 4

Für Konfirmation und Ostern!

Des Glaubens Bedeutung im Kampf ums Dasein. Ein Appell von Pastor C. Skovgaard-Petersen.

Billige Volksausgabe (1. bis 10. Tausend) in Leinwand gebunden M. 1.50. **Bei Partien von 10 Exemplaren à M. 1.20.**

In der kurzen Zeit seines Erscheinens sind bereits

über 8000 Exemplare

dieses herrlichen Buches verkauft! Es bildet eine der schönsten Konfirmationsgaben unseres deutschen Büchermarktes, namentlich für Jünglinge. Diese Empfehlung stützt sich auf das Urteil weiter, maßgebender Kreise. Wir lassen hier nur eines an Stelle der unzähligen, uns bisher zugegangenen folgen:

P. Dr. Rump (Reichsbote 1903, 297): „Ihr Eltern, legt euren zu Ostern ins Leben hinaustretenden Kindern dieses Buch auf den Weihnachtstisch! Ihr Pastoren, wenn möglich, schenkt es euren Konfirmanden! Das Buch, das vorzüglich übersetzt ist, ist ein wahrer Schatz für jugendliche Stürmer und Dränger'. Wenn ein im Glauben unterwiesener Konfirmand das Buch lesen kann, ohne zu wissen, wie er besser fährt, mit dem Glauben und seinem Heiland, oder ohne Ihn und ferne von Ihm, dem ist dann wirklich nicht zu helfen. Ich behalte mir vor, es fleißig zu vergeben."

Altenburg, Gymnasialdirektor Dr. O., **Die Arbeit im Dienste der Gemeinschaft.** Eltern und Erziehern unserer deutschen Jugend gewidmet. M. 2.60, fein gebunden M. 3.50.

„Wahrlich, es ist ein gedankenreiches, mit reicher Einsicht geschriebenes Buch. — Nach meiner Ansicht eignet es sich nicht bloß für Eltern und Erzieher, sondern auch für angehende Studenten. — Für sie kann es eine Hodegetik im besten Sinne werden."

(Geh.-Rat Prof. Dr. Fries in „Lehrproben" LXVII.)

Robertson, Fred. W., **Religiöse Reden.** Neue Sammlung, dem Andenken Emil Frommels gewidmet. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. M. 2.70, gebunden M. 3.50.

„Wir Geistliche können nur Ihnen und der verehrten Uebersetzerin für diese Gabe wärmsten Dank wissen und von Herzen wünschen, daß Viele von Robertsons Geist, Behandlungsweise, Psychologie und sittlicher Energie lernen mögen. Möge dem Buch ein langer Weg beschieden sein. Es gehört zu denen, die nicht veralten."

D. Dryander an die Verlagsbuchhandlung.

Römer, Dr. med. A., **Die Kunst des Krankenbesuchens.** Zweite, verbesserte Auflage. M. 1.—.

— **Was schulden wir dem Alter?** Ratschläge und Mahnungen eines Arztes. [Neu!] M. 1.—.

Ueber die erstgenannte Schrift schrieb Geh. Kirchenrat Prof. a. D. Dr. H. A. Koestlin an den Verlag: „finde ich ganz vorzüglich, und möchte ich sie allen jungen Seelsorgern in die Hand wünschen. Ein solches Büchlein hat gefehlt! O, wenn wir s. Z. solch einen Ratgeber gehabt hätten! Tun Sie doch alles, daß es die rechte Verbreitung findet."

Baumann, Geh. Reg.-Rat Prof. J., **Wille und Charakter,** ihre Bildung auf modern wissenschaftlicher Grundlage. [Neu! Erscheint Anfang April.] ca. M. 1.50, geb. ca. M. 2.25.

„von rosen ein krentzelein"

Man lasse sich diese neue Sammlung alter deutscher Volkslieder (1.80 M.) vom Buchhändler zur Ansicht vorlegen. Einige werden eine tiefe Freude an ihr haben. Urteile der „Chr. W.": Bonus in Nr. 50 und Schian in Nr. 49 d. vorig. Jahrg. Verlag Langewiesche, Düsseldorf.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das

Nachrichten-Bureau

Adolf Schustermann

BERLIN O. 27

Illust. Broschüre, Referenzen etc. gratis und franko

Zum militärischen **Waffendienst der evang. Theologen.** Preis 60 Pf.

Falsche und wahre Grundlinien über die Entstehung des Christentums. Gegenschrift gegen Wernles Buch: Die Anfänge unserer Religion von **P. W. Harms.** 80 Pf.

Die evangelische und die kath. Mission in China. Ein kurzes Wort zur Orientierung von Marinepfarrer **A. Klein.** 40 Pf.

Die Bedeutung der Gnade für unser Leben auf Grund des Neuen Testaments von **P. W. Pömel.** Mit Vorw. von E. Schrenk. 50 Pf.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Kellerei Wolfer Waisenheim

Wolf a. d. Mosel

Station: Traben-Trarbach

Die „Freunde der Christlichen Welt" werden herzlich gebeten ihren Bedarf an Moselwein bei obiger Firma zu decken; sie stützen dadurch mittelbar ein Erziehungswerk an verlassenen Kindern und empfangen ihren Wein sehr preiswert aus vertrauenswürdigster Hand. Man verlange die neue Preisliste oder eine Probekiste von 12 Flaschen.

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamte, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 259127038 M. Vermögensbestand 85180000 M. Ueberschuß im Geschäftsjahre 1903: 2606796 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Konfirmations-Gedenkblatt

mit

Eindruck der jedesmaligen Kirche

in Farbendruck und mit 50 verschiedenen Sprüchen.

Probeblatt mit Spruch- und Preisverzeichnis umsonst und portofrei.

Buchhandlung des evang. Vereinshauses in Pessau

Das Suchen der Zeit: II.

2.40 Mk. Besprochen: „Chr. W." 1904, Nr. 51. Zur Ansicht i. d. Buchhandlungen

---

Venedig Damenhospiz. Campo S. Angelo. Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Spezial-Landaufenthalt ausschliesslich für

Alkoholkranke

Höhere Privatsc

Sexta bis Obertertia einschließlich, zu Ostern **Ordinarius der Quarta.** Angenehme Stellung. Kündigung 2 monatlich zum 1. Oktober und 1. April. Gehalt 1. Jahr 1500, 2. Jahr 1600, 3. Jahr 1800 Mk.

Cand. min. oder **theol.**

wollen Zeugnisse, auch über unterrichtliche Tätigkeit, mit Angabe der Militärverhältnisse senden an

Chr. Frederking, Rektor

---

sich dann glücklich um das Wich-
Wille denn hinter dem Ganzen
will, das ist doch wohl das
nicht sehen, was Bonus will,

denschaftlich geschriebenen Buche
eutlich genug geworden ist, der
nge Tag," und frage sich, ob
Einem unter uns Dinge gesagt
Relativitäten verschüchterten Zeit
das manches harte Wort

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu zwei litterarische Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Hüpeden und Merzyn in Berlin und Conrad Skopnik in Berlin

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 10 — Marburg i. H., den 9. März — 1905

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Schillers Lied an die Freude — Das katholische Staatslexikon und die Syllabus-Kontroverse. Schluß — Eine Krisis in der Brüdermission. Erste Hälfte — Stimmen kirchlicher Laien zum Konsistorialbescheid in Sachen Fischer. Schluß — Verschiedenes: Zur Domweihe; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Schillers Lied an die Freude

Gottesdienst am fünften Sonntag nach Epiphanias in der St. Ansgariikirche zu Bremen

Vgl. Nr. 7

Gemeindelied, Schlußvers:

Wir sehn, o Herr, in deiner Sonne
Den Schatten deiner Huld, dein Licht.
Entzeuch uns deiner Güte Wonne,
Dein gnadenvolles Antlitz nicht!
Herr, deine Huld erfreue die,
Die dich verehren. Segne sie!

Schriftverlesung am Altare:

Psalm 16, 10—11; 71, 20—23; 84, 4—7.

Du wirst meine Seele nicht in der Hölle lassen und nicht zugeben, daß dein Heiliger verwese. Du tust mir kund den Weg zum Leben; vor dir ist Freude die Fülle und lieblich Wesen zu deiner Rechten ewiglich.

Du lässest mich erfahren viele und große Angst und machst mich wieder lebendig und holest mich wieder aus der Tiefe der Erde herauf. Du machest mich sehr groß und tröstest mich wieder. So danke ich auch dir mit Psalterspiel für deine Treue, mein Gott; ich lobsinge dir auf der Harfe, du Heiliger in Israel. Meine Lippen und meine Seele, die du erlöset hast, sind fröhlich und lobsingen dir.

Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge hecken, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott. Wohl denen, die in deinem Hause wohnen, die loben dich immerdar. Wohl den Menschen, die dich für ihre Stärke halten und von Herzen dir nachwandeln, die durch das Jammertal gehen und machen daselbst Brunnen. Die Lehrer werden mit viel Segen geschmückt. Hallelujah!

Gebet:*)

Herr unser Gott, von dem alle gute Gabe kommt, heute preist dich unser Herz für den Mann, der vor nun zweihundert Jahren seine Augen geschlossen hat für dieses Leben, und durch den du deiner evangelischen Kirche so reichen Segen zugeführt hast. Wir rechnen Spener nicht an, was später in seiner Nachfolge an engem, unfreiem Wesen zutage getreten ist und deines Reiches Ausbreitung in unserem Volke gehemmt hat. Er selbst war ein großer Jünger unseres Meisters, gewurzelt in der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, in seinem Sinn nicht gebunden an Buchstaben und Formen, allein dem Geiste zugewandt und aus dem Geiste des Heilandes schöpfend Leben und Wahrheit. So hat er, die Herzen in die Tiefe weisend, uns die heilige Schrift lieb und wert gemacht und uns darin reiche Schätze erschlossen und immer neue zu heben uns angeregt. Durch ihn sind wir gefestigt worden in der Erkenntnis, daß kein Glaube etwas wert ist, der nur Herr, Herr sagt und nicht Früchte wahrer Heiligung trägt. Sein lauterer, ernster Johannessinn hat uns die Frömmigkeit gezeigt, die ein Leben ist in dir, Herz zu Herz, die Kraft ist zu allen guten Werken und Drang der Seele nach der Gerechtigkeit, die vor dir gilt. Du hast durch deinen treuen Diener uns, deine Diener, gerufen zu dem hohen Werke, unsren Gemeinden nicht nur Lehrer zu sein, sondern in Hingebung an jeden Einzelnen ihnen Seelsorger zu werden. Und deiner Gemeinde hast du durch ihn die Liebe eingepflanzt, die sich der Armen, der Witwen und Waisen annimmt und die die helfende Tat ihren schönsten Gottesdienst sein läßt. Ob wir auch in unsren Glaubensansichten unter dem Walten des Geistes, der die Seinen in alle Wahrheit führt, dem Vater des Pietismus fern stehen, so wollen doch auch wir in seinem Sinn es die Ueberzeugung unsres Lebens sein lassen, daß Christum lieb haben viel besser ist, denn alles Wissen. Aber Eins hat der reich begnadigte Mann nicht besessen, er hat die Freude nicht gekannt, nicht die im Familienkreise, nicht die draußen in der Natur an den Werken deiner Hände, und sein weltscheuer Sinn floh des Lebens Lust, als wäre Alles Sünde, was heiter und froh macht. Wir danken dir, ewige Liebe, daß du uns von dieser weltflüchtigen Frömmigkeit befreit hast und es uns fühlen und erfahren läßt, daß deines Sohnes Evangelium eine frohe Botschaft, und dein Reich auch das Menschenherz ist mit seinem Durst nach Glück und Freude. So laß uns heute dir dienen in Freudenklängen. Amen.

Gemeindegesang:

Weicht, ihr Trauergeister,
Denn mein Freudenmeister
Jesus tritt herein!
Denen, die Gott lieben,
Muß auch ihr Betrüben
Lauter Segen sein.

Predigt:

Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch Allen! Amen.

Philipper 4, 4: Freuet euch in dem Herrn allewege und abermal sage ich: Freuet euch!

Liebe Gemeinde! Zwischen dem Lied an die Freude, das wir am Altare aus Psalmistenmund vernommen haben, und dem Lied an die Freude, das uns jetzt beschäftigen soll, besteht eine enge Beziehung. Man kann sagen: Das sind dort die Grundtöne, aus denen Schillers Hymnus ersteigt, — das Aufjubeln der erlösten Seele, die nach vieler und großer Angst

*) Nach stenographischer Niederschrift. D H

sorgenschwerer Jugendjahre, durch Körners edle Freundschaftstat wie aus Höllentiefen der Verwesung, der gemütlichen Verkümmerung herausgeholt, an seinem Herzen und an der lieblichen Heimstätte des jungen, so ideal gesinnten Paares zu Loschwitz im Weinberge und im nahen Dresden ihre Auferstehung zu neuem, großem Dasein feierte. „Der Vogel hat ein Haus gefunden." Es war für ihn ein Gotteshaus des Heils und des Friedens! Das überströmende Freudejauchzen des in diesen Tagen geschaffenen Liedes, das wir ihm so recht nachzuempfinden vermögen, Mancher vielleicht aus ähnlicher Erfahrung heraus, können wir bezeichnen als das Austönen der frommen Anbetung des israelitischen Sängers zu Gedanken und Gefühlen unseres Lebens.

Durch Beides geht ein und derselbe Geist. Aus dem biblischen und aus dem deutschen Liede muß jedes mühselige und beladene Herz Etwas hören wie einen Zuspruch des Gottes, der nicht will, daß seine Kinder von trüben Trauergeistern gefangen gehalten bleiben. Beides ist ein Gotteswort, ein Ayruf von oben. Aus Beidem tritt uns der Heiland entgegen, der Schmerzüberwinder, der die Seelen der Seinen befreien will zu frommem, frohem Gottschauen und zu dankbarem Vollbringen rechter Gotteswerke. Hier und da faßt es uns an wie eine Aufforderung: Freue dich, Seele, in deinem Herrn!

Oder sollte Schillers Lied diese Wirkung auf dich nicht haben, solltest du Christi befreienden und belebenden Odem darin nicht verspüren, weil es kein Stück ist aus dem biblisch-kirchlichen Schatze, sondern aus dem Tempel der Schönheit zu uns bringt? Weil es nicht für die Gemeindeandacht, sondern als ein Gesellschaftslied im frohen Freundeskreise gedichtet ist? Solcher Auffassung setze ich ein Bekenntnis entgegen. Es ist noch nicht lange her, daß in einem mir sehr nahestehenden Hause ein lieber Sohn, im Begriff, nach Afrika zu gehen, auf lange Jahre Abschied nahm, — ein junger Kaufmann, mit ganzer Lust seinem Berufe ergeben, dabei von hochidealem Sinn, mit feurigen Augen und flammender Seele, erglühend für alles Schöne und Große, für Kunst und Wissenschaft, und in der Tiefe geweiht von dem ausgesprochen religiösen Sinn seiner Erziehung. Da in der letzten Viertelstunde, als Etwas wie bange Wehmut den Freundes- und Familienkreis beschleichen wollte, als die Herzen verstummten in ernsten Fragen zu Gott: — werden wir uns wiedersehen? wie wirds dem Jüngling ergehen über dem Weltmeer drüben in der fremden Welt? wird er Enttäuschungen Widerstand leisten? wird er bleiben, der er heute ist? — da trat die Mutter zum Klavier, umdrängt von der Schar der Ihrigen, des Sonntagnachmittags freundlicher Sonnenschein umleuchtete die andächtige Gruppe, die Akkorde schlugen an, es erklang die Weise dieses Liedes, und alle stimmten begeistert ein: „Freude, schöner Götterfunken." Als der letzte Vers verklungen war:

Schließt den heilgen Zirkel dichter,
Schwört bei diesem goldnen Wein,
Dem Gelübde treu zu sein,
Schwört es bei dem Sternenrichter!

— da noch ein inniges Umfangen, ein segnender, betender Vater- und Mutterkuß, und hinausstürmte das junge Leben, von den Brüdern und Jugendfreunden zum Schiffe geleitet. Die aber daheim blieben, sagten es sich, die Zurückkehrenden bestätigten es, und ein Brief aus der Ferne bezeugte es als lebendige Erfahrung, daß unter dem Gesange dieses Liedes Der sie umfaßt gehalten habe, der einst gesprochen: Wo Zwei oder Drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen. Alle hatte das Gefühl beseelt, daß es in der ganzen Bibel und in dem ganzen Gesangbuche Nichts gäbe, was sie *mehr* hätte trösten, erheben und mit Gott verknüpfen können, als das edle Schillerwort. Höchste Ehrfurcht vor dem heiligen Gotteswort der Schrift! Aus ihm ist ja auch erst alles Große und Edle unsres Besitzes erstanden! Aber muß man es denn immer erst durch ein Bibelwort sich beglaubigen lassen, daß man religiös gestimmt ist? Wahrlich, mir scheint es evangelischer zu sein, Christi Nähe fühlen und erleben zu können, auch wenn er nicht im Prophetenmantel vom See Genezareth oder im Strahlenglanze kirchlicher Verklärung zu uns tritt!

Meine Freunde! Das Lied ist nur ein weltliches. Aber es ragt in unsere Zeit hinein wie ein Heiliges, das einen göttlichen Auftrag an uns hat. Es ist zunächst eine Mahnung in Bezug auf Ton und Art unsrer Geselligkeit. Bedenkt, es ist ein Gesellschaftslied, angestimmt und oft gesungen im Kreise heiter scherzender und die Tage mit lebensfroher Lust genießender Menschen, im Kreise Körners und seiner eben heimgeführten Gattin, deren Schwester und ihres Bräutigams und einiger gleichgestimmten Freunde, und in ihrer Mitte der sechsundzwanzigjährige Schiller. Und nun dieser Gesang mit seinem weiten Horizont, mit seinem gedankenreichen Inhalt, mit seiner Tiefe der Empfindung, ein Rundgesang, wo nach jedem Verse der Chor die Gedanken und Gefühle, die der Singende wachgerufen hatte, auffaßt, um sie in edler Begeisterung in sich durchzuleben und die Seelen durch Zeit und Welt, durch die Ewigkeit und die Regionen, wo die Sonnen fliegen im prächtigen Plan, hinzutragen an das große Herz des lieben Vaters. Jeder Vers findet einen religiös vergeistigenden Abschluß. Was muß in Körners gastlichen Stunden — und dann nehmt das viele Jahre später entstandene Gesellschaftslied „Die vier Weltalter" hinzu, das uns das nächste Mal mitbeschäftigen soll — was muß an Goethes Tafelrunde für ein Geist geherrscht haben, daß man so Etwas zu singen Sinn und Empfänglichkeit hatte! Und diese Geselligkeitslieder Schillers sind damals überall dankbar aufgenommen worden. Sie wurden angestimmt bei fröhlichen Gelagen, im Zusammensein der Studenten, im Kreise derer, die in den Freiheitskampf von 1813 hinauszogen. Sie kamen auch nach Bremen, sie sind gesungen worden in den alten reichen Kaufmannshäusern hier an der Langenstraße, an der Obernstraße, wenn eure Großväter ihre Freunde zu bescheidener Mahlzeit zusammenriefen. Dagegen unsere Geselligkeit? Wie ist da so vielfach der lukullische Speisezettel und die gedrängte Weinfolge die Hauptsache. Man schätzt nur die leichtbeflügelten Toaste, die buntschimmernd über die Oberfläche tänzeln, ohne das Wasser zu erregen. Man mag es nicht recht, wenn Gedanken angeschlagen werden, die mit Zumutungen wuchtig und groß an das Empfindungsleben herantreten. Ich sage Nichts gegen den Luxus an sich. Der kann unter Umständen und bei gewissen Gelegenheiten da, wo die Mittel vorhanden sind, sittlich berechtigt sein. Aber bedauerlich im höchsten Grade ist das Uebermaß und die daraus sich ergebende Vorherrschaft des Sinnengenusses, die des Geistes Fülle und Leben erstickt und die Geselligkeit ihres idealen Gehaltes entleert. Daß doch dieses Lied an die Freude im Schillerjahre eine Macht werden möchte, an der sich unser gesellschaftliches Leben zu seiner Vertiefung und Vergeistigung wieder zurechtfinden lernte! —

Doch nun laßt uns näher auf dasselbe eingehen. Wir nannten es vorhin das Lied der erlösten Seele. Seht, da sitzt der junge Schiller in Mannheim in den engsten, gedrücktesten Verhältnissen, in Folge dessen in großer Sorge, von der Herausgabe seiner „Räuber" her ohnehin mit Schulden beladen, von seinem guten Vater, der aus der Ferne die Lage nicht verstehen kann, mit bitteren Vorwürfen überschüttet, dazu elend und krank, ganz aussichtslos. Plötzlich kommt aus Leipzig ein Brief von unbekannter Hand, ein so wunderbarer Brief: „Es schmerzt uns, daß ein Mann, der uns so teuer ist, Kummer zu haben scheint. Wir schmeicheln uns, ihn lindern zu können, und dies macht uns Ihre Freundschaft zum Bedürfnis." Es müsse ein Ende nehmen mit dem Schreiben ums Brot und der bestellten Arbeit. „Alles, was die Geschichte in Charakteren und Situation Großes liefert, wartet auf Ihren Pinsel." Er solle sich losreißen und bei ihnen einkehren, um ganz in seinen Ideen schwelgen zu können und die großen Werke zu schaffen, die das Zeitalter und das Vaterland von ihm forderten. „Unser Wunsch ist, Sie glücklich zu wissen!" — Da geht des Dichters Seele auf, er fliegt diesem Rufe zu, er findet in Sachsen Menschen, so große, herrliche Menschen, und je mehr er sich ihnen erschließt, je mehr sie ihm ihr Herz öffnen, desto gewaltiger steigt es ihm auf aus der Tiefe der Brust, und die Wogen der jauchzenden Gefühle schlagen zusammen, der Hymnus der Erlösung durchschmettert die Welt — sein Freudelied.

Aber wir würden den Dichter falsch beurteilen, wenn wir uns diese Schöpfung allein aus der Befreiung von Sorgen erklären wollten. Schiller hat auch später noch Not und Leiden genug zu durchleben gehabt und er hat sie getragen mit starker Seele. Der äußere Druck war es nicht so sehr, der ihm sein inneres Sichentfalten unterbunden hatte. Der Mensch, der wahre, tiefe Mensch lebt nicht vom Brot allein. Worunter er in Mannheim am meisten gelitten hatte, das war die Verständnislosigkeit, die ihn dort umgab, die entsetzliche Lieblosigkeit, mit der man, ob man auch vollständig seine Bedeutung, seine Kraft, sein herrliches Schaffensvermögen ahnte, ihn in den armseligsten und erbärmlichsten Erdenkleinigkeiten sich abquälen ließ, daß er, ausgenutzt und in jeder Weise zurückgesetzt und niedergehalten, die Flügel nicht regen konnte. Er hatte die Menschen, wie er sagt, mit so warmer Seele umfangen, und gefunden, daß er einen Eisklumpen an seine Brust gedrückt habe! Als er aber so am Menschenherzen irre zu werden begann, wie lag es da nahe, daß seinem Geiste, der ja mit dem Blicke des Tragikers so schon dem Geheimnisvollen und Erschütternden im Walten der Gottheit zugekehrt war, diese sich ganz in finstere Wolken verhüllte. Er war in Gefahr gewesen, in Pessimismus zu versinken. Wo aber der Pessimismus, mehr nur als eine Verirrung des Gedankens, zur Lebensstimmung wird, da ist in Verwesung der schönsten Seelenkräfte das Grab da für alles große, gesunde Schaffen. Wohl denen, die „durch das Jammertal gehen und machen daselbst Brunnen," hören wir bei dem Psalmisten. Ein pessimistischer Schiller hätte unserem Volke diesen Heilsdienst nie erweisen können. Hier bewahrte ihn uns Gottes Hand. Sie reißt ihn heraus, er findet wieder Menschenherzen, jetzt strömt die Liebeszuversicht wieder lebendig durch seine Seele, und darüber hellt sein Blick sich wieder auf, — das war der eigentliche Grund seiner Freude:

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!

Ja, die wahre, große Freude gibt nicht Erdengewinn und Erdenlust. Sie ist das Glück der Liebe, das Bewußtsein, geliebt zu werden und lieben zu dürfen, und das Gefühl, durch den, den das Herz umfaßt, zuzunehmen an eigenem, tiefinnerlichem Lebensbesitz.

Doch noch einen anderen Weg zur echten, tiefen Lebensfreude kennt der Dichter. Und auch der öffnete sich ihm im Umgang mit Körner, dem Schüler Kants, der den Freund in die Lehre des Meisters, des klaren, scharfen Denkers einführte. Neue Erkenntnisse gehen beseligend ihm auf:

Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an.

Das sind die heiligsten Freudenstunden eines suchenden, nach Licht verlangenden Geistes, wenn er Etwas geahnt, dunkel gefühlt hat und nun vielleicht nach jahrelangem Mühen plötzlich die Beobachtung, das Experiment auf die Annahme der Vernunft stimmt, und wieder ein Weltgesetz, ein göttlicher Leitgedanke der Zukunft seine Hülle vor dem durchdringenden Auge fallen läßt. O entzückende Wonne des Daseins! Oder denke an Luther, wie er in seiner Klosterzelle keinen Frieden finden kann; wie er das Ungenügende und Unwahre im kirchlichen Wesen empfindet und in seinem Ringen nach Seligkeit keinen Rat weiß zu seines Herzens Erhebung; wie da auf einmal Gott der Herr ihm aus des Paulus Briefe Antwort gibt auf das Schreien seiner Seele, und er sich nun mit der Erkenntnis von Gottes Gnade in einem ganz neuen Dasein fühlt. Und solche beglückende Inspirationsaugenblicke kennt der Künstler, wenn er, umdrängt von einem Gewirr, das keine Gestalt annehmen will, fast verzweifelnd an dem Chaos, das auf ihm lastet, endlich das schöpferische Werde! vernimmt; wenn mit einem Schlage Alles Form und Leben ist und die Schönheit vor ihm steht und zu ihm spricht: Hier bin ich, hier hast du meine Kinder. Das sind Momente, die hinausglänzen auf Jahre, Jahrzehnte banger Lebensunruhe. Daneben dann der Mann der praktischen Unternehmungen. Er durchschaut den

Knäuel der Gegenwart, da sieht er Ziele und Wege, die noch kein Auge wahrgenommen hat, Bedürfnisse, die noch im Zeitenschoße schlummern, Pläne und Werke, die die Lösung vieler Schwierigkeiten der Gegenwart bedeuten werden. Er greift zu mit sicherer Hand, mit kühnem Wagemut — das bringt ihm Millionen, aber nicht diese Millionen machen ihn zum reichen Mann, sondern der Gedanke, ein Entdecker, seinem Geschlecht ein Führer geworden zu sein.

Das ist Freude! Nicht minder aber, und auch hier wieder redet der Dichter aus Erfahrung, — noch kurz vor seinem Scheiden aus Mannheim hat er ja eine schwere sittliche Anfechtung siegreich bestanden — der Triumph des Charakters, das Sichdurchkämpfen zu der Menschheit Würde und Adel, das große Wollen und Vorhaben mit sich selbst, das Vorwärtskommen in seinem moralischen Bestande und das Aufsteigen trotz aller Schwächen des Augenblicks, trotz aller Versäumnisse, trotz zeitweiligen Zurückgleitens, das Emporklimmen ob auch mit dem Opfer von Resignationen. Es sind das Schmerzen voll bitterer Süßigkeit:

Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Dulders Bahn!

Und noch einen vierten Pfad zeigt uns Schiller hier zu des Lebens großer Freude:

Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn

— der Mensch in seinem Fragen nach des Lebens Rätsel hindurchgedrungen durch alle Zweifel der Vernunft zum Erfassen der Ewigkeit in seiner Brust, zum Gefühl des Göttlichen und Unvergänglichen in seiner Persönlichkeit, hindurch zu der nun unerschütterlichen und so unendlich froh machenden Gewißheit seines dereinstigen Eingehens in ein höheres Leben.

Liebe Gemeinde! Ist das Alles nicht eine Auslegung des Apostelwortes: Freuet euch in dem Herrn allewege? Mancher wird vielleicht nur das Letztere als christliche Glaubensfreude gelten lassen wollen. Mit Unrecht. Auch was in aufrichtigem Suchen nach sittlicher Vollendung und dazu im Ringen mit Fleisch und Blut an Herzenswohlsein genossen wird, sind Früchte, gewachsen an der Straße, auf die Sein Geist der Selbstverleugnung und der seelischen Reinheit uns hingezogen hat, mag auch dabei Sein Name nicht immer erklingen. Und wenn Liebe und Freundschaft echt sind, wenn da die Geister der Menschen sich umfangen in Treue und großer Gesinnung, und schöne, hohe Ideale das Band der Gemeinschaft bilden, dann durchleuchtet sie damit der Glanz des Herrn, und was man lebt, ist Freude in Christo. Man sagt sich das nicht in jedem Augenblicke, aber es kommen in solchem Seelenbunde Augenblicke, wo man den Freudespender deutlich gewahrt. Erzählt ja doch Schiller in seinen Briefen von einer Stunde in jener Zeit, wo er, auf einige Tage von Körner getrennt, bei dem Gedanken an den Freund die Empfindung gehabt habe, als ob die Orgel ertönte und eine Hand ihm das Abendmahl reichte, und er die Worte vernähme: Solches tut zu meinem Gedächtnis! „O wie schön und wie göttlich ist die Berührung zweier Seelen, die sich auf dem Wege zur Gottheit begegnen!" ruft er ihm zu. Nicht minder ist es des Heilands Sinn, der dem Forscher, dem Künstler, dem auf irgend einem Gebiete Großes vollbringenden Geist seine Lebenswonnen bereitet. Haben sie Etwas geschaffen, was die Menschen erhebt und Gottes Absichten verwirklicht, so haben sie es als seine Geistesgenossen getan, denn sie haben ihr Leben gelassen in ihrem Werke, ihr bestes Herzblut und ihres Lebens Ruhe und Genuß.

Von dieser Freude im Herrn ist das ganze Lied ein Zeugnis. Alles, was hier der Dichter singt, ist Anbetung vor dem lieben Vater im Himmel. Und das ist ja auch die Wirkung der Freude, du weißt es. Vielleicht im Unglück hat es sich nicht an dir erfüllt: Not lehrt beten. Aber als deines Lebens unaussprechliche Freude über dich kam, da falteten sich deine Hände in tiefer Inbrunst der Seele. Und wenn der Unglaube dem Menschen seinen Gott genommen hätte, in solchen Stunden

macht er sich einen Gott. Wie die Heiden in frommer Ahnung niederfallen vor der Kreatur, so umfaßt der Glückselige ein Etwas, was Gott geschaffen hat, und drückt es an sein Herz, und dieses Küssen und Umfangen ist Anbetung. Die Freude stimmt religiös.

Zu den Sternen leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet.

Bei Schiller aber ist das Religiöse doch nicht nur Wirkung, sondern Ursache der Freude. Das ist so recht eigentlich der Grund seines Jubels, daß die schwarzen Schatten weichen, die ihm Alles verfinstert hatten, daß die Tiefen des Lebens, die schauerlich ernsten, sich wieder aufzuklären beginnen, daß Gott aus seiner Umdüsterung heraustritt, und er im Walten der Vorsehung, auch wo es furchtbar und zerstörend erscheint, wo es Weh und Leid, Entsagung und Entbehrung verhängt, den Gott der freundlichen Gedanken ahnen darf, der doch schließlich nur unser Bestes wirkt.

Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.

Da stürzt es dem jugendlichen Sinn über die Lippen: „Dieses Glas dem guten Geist!“ Es ist die heidnische Sitte des Trankopfers, die für manche christliche Empfindungsweise etwas Störendes haben mag. Wenn sie aber aus so ehrlichem Herzenssinne hervorginge wie hier, mit solcher Weihe und Würde des Gemütes vollbracht würde, und ein so freudiges Aufjauchzen über Gott, sein Lieben, Segnen und Wohltun zum Ausdruck brächte, so möchte ich sie mir an unsren festlichen Tafeln, von denen falsche Scham das Gebetswort verscheucht hat, gerne gefallen lassen.

Alle wahre Freude ist in ihrer letzten Ursache Sonnenblick, ein Blick in die Sonne des Lebens und die dankbare Empfindung dafür, daß sie uns scheint, daß sie so hell und warm und belebend auf uns niederscheint. Das ist es, was uns froh und glücklich macht, ob nun die Liebe der Menschen sich uns geschenkt oder eine Wahrheit, ein Großes und Herrliches sich uns dargeboten hat, ob wir Etwas erreicht haben oder innerlich Etwas geworden sind, ob Irdisches oder Ewiges uns zu teil geworden ist — das ist es: wir haben Berührung gefunden mit einem heiligen Willen, mit göttlichen Gedanken, mit seinen Ordnungen und Gesetzen, mit des Geistes Fülle, seiner Liebe Fülle, seiner Liebe allgewaltiger Schöpferkraft. Und unter dieser Berührung von oben schließen sich nun in uns neue, ungekannte Tiefen auf, aus denen bricht es hervor: Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin, durch des Schöpfers Kraft ein Schöpfer, ein Starker, ein Gewaltiger, so wandle ich fortan meine Bahn fest und mutig und meiner selbst gewiß wie ein Held zum Siegen! Das ist das Wesen der Freude! Das ist die Schillerfreude! In solcher Freude hat er sich in diesen Tagen aufgerichtet zur ganzen Größe seines Dichterberufes, der ihm zuletzt manchmal hatte zweifelhaft werden wollen. Jetzt weiß und fühlt er es: mit ihm sind die himmlischen Mächte, die haben ihn erkoren zu Deutschlands Shakespeare, die haben es ihm aufgetragen und werden ihn instand setzen, den Geschlechtern aller Zeiten Unsterbliches zu schaffen. Und das sollte nicht Freude im Herrn sein? Eine größere, seligere Freude kenne ich nicht, als diese Freude der gewaltigen, vom Himmel geweihten Schaffenskraft des Menschen!

Wie weitet sie das Herz, wie vertieft, wie veredelt sie es, wie beweist sie es gleich der Welt, daß jetzt Christus darin seinen Thron aufgeschlagen hat! Ist auch der die Millionen umschlingende Weltenkuß jener kosmopolitisch gerichteten Jugendtage Schillers für uns eine unmögliche Empfindung geworden, so haben wir es doch schon Alle mit ihm erfahren, wie solche hohe Freude eine unendliche Liebe weckt. Da möchte man Alles beglücken, alle Traurigen aufrichten, jedem Leidenden die helfende Hand reichen.

Gram und Armut soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreun.

In solcher Stimmung greift mit Dankgefühl zu dem Gott,

der ihn gesegnet hat, des reichen Mannes Hand zur Feder und sendet aus seinem Ueberfluß goldnen Sonnenschein in das verdunkelte Haus seines Nächsten, in die Lebensarbeit des von Sorgen gehemmten Bruders, in die Schmerzensseufzer derer, die noch nicht geboren sind. O daß sie uns allzeit bliebe, die schöne Sitte der alten Bremer, in Stunden großen Glückes hohe Legate, reiche Vermächtnisse auszusetzen für die edlen Zwecke des Wohltuns! Daß doch die Söhne der Väter würdig blieben wie in ihrer kaufmännischen Weltbedeutung, so auch im Adel der edelmenschlichen Gesinnung! Und wo die Freude nicht aus Erdenbesitz Etwas stiften und Forderungen streichen kann aus ihrem Rechenbuche, da streicht sie doch mit kräftigem Zuge Alles durch im Schuldbuch des Herzens, was der Menschen Unrecht uns Böses getan, wie sie uns das Leben verkümmert, unser Wirken uns erschwert und vielleicht so oft den Sinn uns verbittert haben. An Alles das wollen wir mit dem Dichter nicht mehr denken: es ist vergeben, vergessen, „ausgesöhnt die ganze Welt!“ So steht unser Schiller da mit befreiter Seele, und nun werden aus dieser Brust voll Frieden und Freude in seiner Jamben leuchtendem Flusse Wasser des Lebens niederströmen auf sein Volk, die Geister des reinen Lichtes und der gereiften Aufklärung, die Worte edler, zuchtvoller Freiheit, die Mächte der Erhebung und der Verklärung des Irdischen, — das ganze Leben in tiefem Herzensdank nun eine einzige große Gottestat: das ist die Freude im Herrn!

Zu ihr rufe ich euch Alle auf, ihr Mühseligen und Beladenen, die ihr, niedergedrückt vom Leben, vielleicht wähnt, für euch gäbe es keine Erhebung mehr. Was auch euch noch beschieden sein kann an freundlicher Wendung eures Geschickes, wißt ihr nicht. Gottes Wege sind wunderbar, er holt gar schnell aus der Tiefe herauf. Nimm dieses Wort vom Anfang unseres Gottesdienstes immerhin als Verheißung mit in dein Haus und Leben. Bewahre es in stillem, fromm seiner Vorsehung vertrauendem Herzen. Aber daß du dir nicht eitle Träume daraus spinnest und den Glauben an dein Glück nur ganz auf äußere Ereignisse baust, die so, wie du es wohl haben möchtest, vielleicht nie eintreten werden, so nimm auch noch ein Schillerwort dazu mit, das aus seiner Antwort auf Körners ersten, huldigend begrüßenden Brief nach Mannheim: „Ich habe wenig Freuden des Lebens genossen“, schreibt der Dichter, „aber — das ist das Stolzeste, was ich über mich aussprechen kann — diese wenigen habe ich meinem Herzen zu danken.“

Ja, aus dem Herzen gehen unsere Freuden! Möge das der Eindruck sein, der bleibende Gewinn von dieser Betrachtung über Schillers Erlösungshymnus, daß wir in die Tiefen unsers Wesens greifen und darin erwecken den großen, guten Willen, den Willen zur Liebe, zur Wahrheit, zu heiliger Arbeit an uns selbst, zu schöner, herrlicher Lebenstat und darauf unsere meiste Hoffnung setzen. Des Daseins höchste Freude können und wollen wir uns selber schaffen! So gehe hin ein Strebender, ein Schaffender, ein Mensch der idealen Energie. Und mußt du auch noch durch viele Schmerzen hindurch, ich weiß, es wird sich dir Alles aufhellen, und schließlich wird sie doch aus deinem Innern dir ersteigen, die hehre, die göttliche Freude. Und wie Beethoven Schillers Lied in seiner großen neunten Symphonie den gewaltigen Ehrenplatz gegeben hat, so wird auch bei dir Freude im Herrn das triumphierende Finale deines Lebens sein! Amen.

Vater unser. Segen.

Gemeindegesang:

Du bist ein Geist der Freuden,
Vom Trauern hältst du nicht,
Erleuchtest uns im Leiden
Mit deines Trostes Licht.
Ach ja, wie manches Mal
Hast du mit süßen Worten
Mir aufgetan die Pforten
Zum güldnen Freudensaal!

Burggraf

Das katholische Staatslexikon und die Syllabus-Kontroverse

4

Und nun der Syllabus! An ihm sei die Probe auf unser Exempel gemacht!

In der Beurteilung des Syllabus werden die beiden Extreme vertreten von Ehrhard in Straßburg einerseits, von Hoensbroech andrerseits, in der Mitte zwischen Beiden steht Schanz, dem die Kölnische Volkszeitung beistimmt.

Nach Ehrhard hat der Syllabus überhaupt keine dogmatische Bedeutung. „Den Charakter einer dogmatischen Entscheidung besitzt der Syllabus absolut nicht. . . . Die Tragweite des Syllabus ist demnach eine wesentlich historische, zeitgeschichtliche, und charakterisiert seine Aufstellung als einen Akt der Notwehr seitens der kirchlichen Autorität gegenüber den maßlosen Angriffen, die der Liberalismus in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts gegen die katholische Kirche schleuderte." (Aus Ehrhards „Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert 1902 S. 261 ff. bei Schanz in Kölnischer Volkszeitung 1904 Nr. 856; dortselbst auch die späteren Modifikationen Ehrhards.) Etwas Richtiges ist an dieser Auffassung zweifellos. Der Syllabus muß zunächst zeitgeschichtlich verstanden werden. Es wäre eine sehr interessante und lohnende Doktoraufgabe, die einzelnen Sätze des Syllabus aus der Zeitgeschichte, insbesondere der italienischen Freiheitsbewegung heraus, zu beleuchten. Einige Winke bietet in dieser Hinsicht das Staatslexikon. So geht These 65 des Syllabus gegen den liberalen Professor des Kirchenrechts in Turin Nuyts, der die Einsetzung des Ehesakramentes durch Christus bestritten hatte (Artikel „Ehe" S. 103), so These 55 gegen Cavours „Freie Kirche im freien Staate" (Artikel Kirche und Staat S. 466), so These 35 wiederum gegen Nuyts, der behauptet hatte, es könne durch ein allgemeines Konzil oder die Uebereinstimmung aller Völker der Primat vom römischen Bischofe getrennt und mit einem andern Stuhl als dem römischen verbunden werden. Und wenn der Syllabus von „Liberalismus" spricht, so ist darunter das italienische Freigeistertum der vierziger und fünfziger Jahre zunächst zu verstehen, das mit dem späteren oder modernen Liberalismus keineswegs gleichzusetzen ist.

Allerdings nur: zunächst! Denn mit der zeitgeschichtlichen Auslegung ist die Bedeutung des Syllabus nicht erschöpft. Schanz bemerkt sehr richtig: „Die geschichtliche Veranlassung, welche besonders in der Stellung Sardiniens zum Kirchenstaat und in der Verletzung der konkordatsmäßig zugestandenen Rechte der Kirche in den südamerikanischen Republiken zu suchen ist, genügt nicht, um die ganze Tragweite auf die Zeitgeschichte zu beschränken. . . . Die Aufstellung des Syllabus ist selbstverständlich eine historische Tatsache, aber das gilt von jeder päpstlichen Kundgebung, ohne daß man deshalb von einer zeitgeschichtlichen Tragweite im Gegensatz zu einer dogmatischen sprechen könnte." (Artikel Syllabus, S. 655 f.) Aber wie weit reicht nun die Tragweite des Syllabus?

Hier setzt von Hoensbroech ein, das Pendel schwingt nach der anderen Seite. „Unzweifelhaft steht fest: der Syllabus ist für jeden Katholiken eine im Gewissen absolut bindende Norm, deren Befolgung stets und unter allen Umständen für ihn geboten, deren Außerachtlassung für ihn Sünde ist." (Der Syllabus S. 11.) „Der Syllabus, oder vielmehr »das kontradiktorische Gegenteil« seiner achtzig Sätze stellt nicht eine neue Lehre dar, die erst Pius IX. verkündet hat, sondern er ist der Niederschlag uralter ultramontan-katholischer Theorie und Praxis und zugleich — denn der Ultramontanismus ist unveränderlich — ihr Zukunftsprogramm." (Ebenda S. 26.) „Wenn der Syllabus eine bindende Norm darstellt, dann sind die Katholiken, die katholischen Staatsbürger, die katholischen Beamten, die katholischen Volksvertreter, die katholischen Redakteure, die katholischen Schriftsteller, die katholischen Professoren und Lehrer unter schwerer Sünde im Gewissen verpflichtet, den Syllabus anzunehmen, sich auf den von ihm grundgelegten Boden zu stellen und von ihm aus als eine einheitlich geschlossene Masse Front zu machen gegen das, was die übrige Welt als Kulturerrungenschaften betrachtet, was sie als notwendig erklärt, damit die Menschheit im dauernden Besitz ihrer höchsten Güter: der religiösen, bürgerlichen und politischen Freiheit bleibt." (Christliche Welt 1904, 41, vgl. Die Wartburg Nr. 47.) Auch an dieser Auffassung ist zweifellos Richtiges. Zunächst dieses, daß der Syllabus eine gewisse Autorität und Verpflichtungskraft besitzt. Das gibt auch Schanz zu. „Den einzelnen Sätzen kommt daher jedenfalls diejenige Autorität zu, welche den Erlassen einwohnt, aus denen sie genommen sind." (Artikel Syllabus.) Diese Erlasse hat v. Hoensbroech zusammengestellt und durch analoge in den weitesten Zusammenhang der Papstpolitik gestellt; darin liegt der Wert seines Buches. Schanz geht sogar noch einen Schritt weiter, wenn auch sehr vorsichtig: „Doch ist nicht ganz zu bestreiten, daß die aus dem Zusammenhang gerissenen und selbständig zusammengestellten Sätze im Syllabus eine weitere, allgemeine Geltung beanspruchen, und der Syllabus dadurch den Charakter einer dogmatischen Entscheidung oder doch einer lehramtlichen Bestätigung der früheren Erlasse erhalten hat. . . . Die Wichtigkeit dieser Publikation besteht demgemäß darin, daß die sonst in einer fortlaufenden Allokution verloren gehenden Sätze scharf formuliert herausgestellt sind und durch die Vollständigkeit der Sammlung eine Gesamtdoktrin für die katholische Weltanschauung geboten wird. Es war eine Entscheidung der höchsten kirchlichen Autorität beabsichtigt." (Ebenda.) Auch das Staatslexikon selbst ist Zeuge für die autoritative Bedeutung des Syllabus, sofern es wiederholt zur beglaubigenden Begründung seiner Ausführungen den Syllabus heranzieht (vgl. z. B. Artikel „Kirchengewalt" S. 495 u. ö.). Die ganze Art und Weise seines Erlasses, seine Wertung durch Pius IX. und Leo XIII. (s. v. Hoensbroech a. a. O.) verbieten, den Syllabus als bedeutungslos, als nicht verpflichtend bei Seite zu schieben.

Aber wie weit geht die Verpflichtungskraft? fragen wir wiederum. Darauf spitzt sich die ganze Streitfrage zu. Nach v. Hoensbroech ist sie eine absolute, die praktische Folge davon die: „auch die »heiligsten Maximen« des Syllabus werden zur Anwendung gebracht, wann und wo Rom sich mächtig genug glaubt." (Christliche Welt 1904, 41.) Dabei ist es für v. Hoensbroech ganz gleichgültig, „ob der Syllabus formal ex cathedra, d. h. eine formal unfehlbare Entscheidung ist, es kommt einzig darauf an, ob er für die katholische Welt bindende Autorität besitzt". (a. a. O.) v. Hoensbroech kann sich für seine Auffassung auf die „Stimmen aus Maria Laach" berufen: „Diese apostolische Vorschrift hat der Papst nicht als geistliches Oberhaupt im allgemeinen, sondern als allgemeiner unfehlbarer Lehrer der Kirche erlassen. Daher ist dieselbe nicht nur bloß disziplinäre, sondern doktrinäre Vorschrift, und zwar muß sie von den Katholiken mit derselben Unterwerfung angenommen werden, welche den unfehlbaren Aussprüchen der lehrenden Kirche überhaupt gebührt." (Der Syllabus S. 9.)

Dennoch dürfte diese Auffassung verfehlt sein. Ist es wirklich ganz gleichgütig, „ob der Syllabus formal ex cathedra erlassen ist"? Wir werden vielmehr sehen, daß darauf Alles ankommt. Dem Syllabus, so formuliert Schanz, kommt „eine hohe Lehrautorität zu, aber nicht der Charakter einer Kathedralentscheidung." Warum nicht? Zunächst „lassen sich keine absolut sichern Kriterien für das Vorhandensein einer Kathedralentscheidung angeben": treffend hat Loofs in seiner Symbolik darum von einer „korrigiblen Infallibilität" geredet als „dem Zauberstab, den das Vatikanum dem Papst als Kommandostab in die Hand gegeben hat." Ferner: „eine besondere Approbation des Syllabus ist nicht vorhanden." Er ist mit der Enzyklika Quanta cura versandt worden, aber eine innere Beziehung zwischen Enzyklika und Syllabus liegt nicht vor, die Autorität der Enzyklika darf nicht auf den Syllabus übertragen werden. Ferner: „Vor dem vatikanischen Konzil wurden Stimmen laut, daß man die Enzyklika Quanta cura und den Syllabus dogmatisieren oder doch den Verhandlungen zu Grunde legen solle. Dies geschah aber nicht." Ferner: „Nach den Normen des Vatikanums muß die Absicht einer Kathedralentscheidung aus der Form und Adresse erkennbar sein, wie es z. B. bei der Dogmatisierung der unbefleckten Empfängnis

Marias der Fall ist. Die ganze Form, die Art der Veröffentlichung, die Beziehung auf die Dokumente, welche gegen besondere geschichtliche Erscheinungen in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Moral gerichtet waren, sprechen dafür, daß eine zu einem Glaubensakt verpflichtende Kathedralentscheidung nicht beabsichtigt war." Endlich: „Es wird allgemein angenommen, daß nicht der konträre, sondern der kontradiktorische Gegensatz die Lehre des Papstes am besten ausdrückt. . . . Daraus folgt aber nicht, daß der kontradiktorische Gegensatz als Glaubenslehre der Kirche anzusehen ist."

Was ist also der Syllabus? Sicherlich keine Privatarbeit. Er ist eine autoritative päpstliche Entscheidung, aber die Autorität erreicht nicht den Grad einer Kathedralentscheidung. Mehr oder auch Weniger läßt sich nicht sagen. Es mag diese Definition auf den ersten Blick als gewundene und geschraubte Sophistik erscheinen, man kann v. Hoensbroech verstehen, der dieses Drehen und Winden kurzweg bei Seite wirft und die absolute Verpflichtungskraft des Syllabus aufstellt. Dennoch: Schanz hat Recht, der Syllabus ist niemals ausdrücklich und unzweideutig als Kathedralentscheidung bezeichnet worden. Zwar hat man das Gegenteil ausdrücklich zu sagen wohlweislich unterlassen, und darum kann seine Autorität so hart wie nur möglich bis an die Grenze der Kathedralentscheidung gesteigert werden, aber der Grenzstrich bleibt doch da, und damit wuchern Schanz, das Staatslexikon und die Kölnische Volkszeitung. Von hier aus schrieb die letztere: „wir haben uns in der Vertretung der Zentrumspolitik durch den Syllabus bisher noch nicht im geringsten beengt gefühlt", und Schanz sagte: „daraus folgt, daß in manchen Fällen die Verpflichtung eine geringe ist und durch die Verhältnisse ganz beseitigt werden kann, und daß der Erwägung des Einzelnen hinlänglich Freiheit bleibt." (Köln. Volkszeitung Nr. 856.) Beide Aeußerungen entsprechen den Tatsachen. Die Politik der Kölnischen Volkszeitung ist durch den Syllabus noch nicht zensuriert worden, die „liberalen" Artikel des Staatslexikons blieben an maßgebender Stelle unangefochten, obwohl sie sich mit den Zielen des Syllabus ganz und gar nicht vertragen, und was insbesondere den Index angeht, dem v. Hoensbroech eine lange Erörterung widmet (Der Syllabus S. 28 ff.), so hat Hilgenreiner gezeigt, daß durch grundsätzliche Bestimmungen, wie z. B. den Syllabus, Partikularverfügungen milderer Art nicht alteriert werden. (Die kirchliche Vorzensur und das Partikularrecht. Wien 1901.)

Freilich „noch nicht" zensuriert, einstweilen unangefochten! Wie lange wird das währen? Temporum ratione habita? Wird zu gelegenen Zeiten das Damoklesschwert des Syllabus herabsausen und die Frevler treffen? Ich glaube nicht, daß man das so ohne Weiteres bejahen dürfte. Der Syllabus wird für allzu Vorwitzige immer ein Grenzpfahl sein, mit dem auch gelegentlich gedroht werden mag. Aber es muß doch beachtet werden, daß er zunächst einen lediglich negativen Charakter trägt, Verbote, keine Gebote enthält. Das kommt den „liberalen" Katholiken sehr zu statten. Und vielleicht nicht nur ihnen. Die Kurie selbst, also die maßgebende Stelle, scheint in der Tat, wenigstens Deutschland gegenüber, die stillschweigende Beiseiteschiebung mancher Syllabusdoktrin, speziell der staatsrechtlichen, zu begünstigen. Wenn nicht Alles trügt — ich stütze mich hier auf eine zuverlässige katholische Quelle —, so wird die „römische Frage" vielleicht noch in diesem Jahre gelöst werden. Das wäre eine offenkundige Preisgabe des Syllabus, wenn man den Pakt auch so vorsichtig abfassen wird, daß das rein äußerlich nicht in die Erscheinung tritt.

Allerdings, eine Garantie für Ungültigkeit des Syllabus gibt es nicht, kann es nicht geben. So wenig die „immer gleiche" Kirche die Zeiten Gregors VII. oder Bonifaz VIII. ganz bei Seite schieben kann, so wenig kann sie ex officio (amtlich) den Syllabus desavouieren oder gar widerrufen. Wir bleiben in dem Balancezustand zwischen Autorität und Freiheit: der Syllabus ist nur ein besonders in die Augen springender Beleg für die Gesamtstellung des Katholizismus, wie wir sie früher auseinandersetzten.

An uns aber ist es, die Wagschale der Freiheit beschweren zu helfen, damit die Autorität sich nicht zu sehr fühlbar machen

kann. Das ist sehr wohl möglich. Von höherer Warte aus ist dieses ganze Balanzieren des Katholizismus nichts Anderes als seine Auseinandersetzung mit den im Einzelnen mannigfach abgestuften Gedankenmassen, die wir moderne Kultur nennen. Die Kultur zwingt den Katholizismus zur Stellungnahme, ja zu Verzichten (die Ketzergesetze!); ihrer Macht kann er sich nicht entziehen; täte ers, sie würde über ihn zur Tagesordnung übergehen, wie sie die Sekten bei Seite schiebt; sie kann den Katholizismus entbehren, er aber nicht sie. Wenn wir also die Kultur stärken, schwächen wir den Gottesstaatkatholizismus, indem wir ihn zwingen, auch unsere Forderungen zu hören. Und selbverständlich sollte unsere Unterstützung allen katholischen Bestrebungen gelten, die die Spannung zwischen Autorität und Freiheit zu Gunsten dieser möglichst locker zu machen streben, so der Kirchenpolitik der Kölnischen Volkszeitung, so dem Staatslexikon, so Anderem. Es hat gar keinen Zweck, wie das v. Hoensbroech immer tut, stets in schroffster Form die Prinzipienfrage zu stellen und die Gegensätze herauszukehren. Die Gegensätze sind da, und wir kennen sie, sie lassen über einen modus vivendi nicht hinauskommen. Aber dieser kann erträglich, ja, fast als solcher unspürbar gestaltet werden, und so das erreicht werden, was Kronprinz Friedrich Wilhelm am 10. Juni 1878 als Hoffnung aussprach, daß unter Verzicht auf Erörterung prinzipieller Gegensätze „da, wo eine grundsätzliche Verständigung nicht erreichbar ist, doch versöhnliche Gesinnung beider Teile den Weg zum Frieden eröffnen werde." Daran gilt es mitzuarbeiten! Walther Köhler

---

Eine Krisis in der Brüdermission

1. Der Tatbestand. 2. Die Ausgaben. 3. Die Einnahmen. 4. Der Ausweg.

Die Missionsdirektion der Brüderkirche hat kürzlich in einem offenen Schreiben an die Brüdergemeinen und ihre Missionsfreunde auf die sehr ernste Notlage hingewiesen, in welche die Brüdermission durch anbauernde Mehrausgaben geraten ist. Wenn ich im Folgenden diese Lage nach ihren Ursachen und Wirkungen näher zu beleuchten versuche, so hoffe ich, daß diese Erörterung, die ja zunächst freilich mehr in das Detail eines einzelnen Missionswerkes gehen muß, doch zugleich dadurch ein allgemeineres Interesse für manchen Leser gewinnen dürfte, daß sie Einblicke in eine große Missionsorganisation gewährt und wenigstens andeutungsweise die schwierigen Missionsprobleme berührt, die in der Heidenmission heutzutage überall eine große Rolle spielen, ohne doch von den heimatlichen Missionsfreunden immer recht erkannt und gewürdigt zu werden.

1. Der Tatbestand

Die letzte Jahresrechnung der Brüdermission von 1903 weist eine Einnahme von 1 811 893 Mark und eine Ausgabe von 1 900 188 Mark auf. Einschließlich des noch großen, ungetilgten Schuldrestes aus dem Vorjahre ergab sich eine Mehrausgabe von 223 338 Mark. Dies wäre an sich noch nicht so erschreckend, wenn es sich nur um eine ausnahmsweise Erscheinung handelte. Aber bereits seit 1892 ist keine Jahresrechnung ohne einen bedeutenden Fehlbetrag abgeschlossen worden. Und schon in den Jahren von 1879 bis 1889 erreichten die Einnahmen die Höhe der Ausgaben nur dann, wenn größere Legate, auf die man nie mit Sicherheit rechnen kann, der Jahresrechnung zugute kamen. In dem folgenden Jahrzehnt bis 1899 blieben dann schon die laufenden Einnahmen jährlich um durchschnittlich 80 000 Mark hinter den Ausgaben zurück. Die dadurch herbeigeführten Mehrausgaben wurden damals allerdings noch jedes Jahr vor dem Auftreten der neuen Missionsschuld im Wesentlichen gedeckt. Dies ist jedoch in den letzten beiden Jahren nicht mehr gelungen.

2. Die Ausgaben

Fragen wir zunächst einmal, wodurch die große Steigerung der Ausgaben auf nahezu 2 Millionen herbeigeführt wurde.

Die Hauptursache liegt selbstverständlich in dem starken, naturnotwendigen Wachstum des großen Werkes. Trotzdem hätte wohl das Gleichgewicht zwischen den Ausgaben und den ebenfalls vermehrten Einnahmen erhalten werden können, wenn nicht manche unglückliche Komplikationen eine unvorhergesehene Verteuerung der Arbeit bewirkt hätten. Indem wir einige davon aufzeigen, werden sich von selbst manche kritische Einwände, die zuweilen gegen die Leitung der Mission erhoben werden, erledigen. Ueberblicken wir zuvor noch den Bestand der Mission Ende 1903. Sie arbeitete in 15 selbständigen Missionsprovinzen: in Labrador, Alaska, Kalifornien, Jamaika, auf 8 Inseln der kleinen Antillen, in Nikaragua, Demerara, Suriname, Kapland, Kaffraria, Nyassaland und Unyamwesi in Deutsch-Ostafrika, West-Himalaya, Südaustralien und Nord-Queensland. Von 137 Hauptstationen aus bedienten 470 Missionsarbeiter (Männer und Frauen) 100 371 Eingeborne, von denen 94 995 getaufte Christen sind. Das sind rund 40 Stationen, 100 Missionsarbeiter und 25 000 Christen mehr, als vor 25 Jahren.

Man hat gemeint, daß diese schon so ausgebreitete Mission, um neue Ausgaben zu vermeiden, keine neuen Arbeitsfelder mehr übernehmen sollte. Tatsächlich ist dies auch seit 1891, dem letzten Jahr, in dem man ohne Mehrausgabe auskam, nicht mehr geschehen, abgesehen allerdings von Unyamwesi, wo durchaus zwingende Gründe vorlagen mit Rücksicht auf die südliche Nyassamission. Wie schwer übrigens solche Selbstbeschränkung ist, mag man daraus ermessen, daß die Missionsdirektion allein in der Zeit von 1889 bis 1899 nicht weniger als 16 neue Anträge abweisen mußte. Die fünf jüngsten um 1890 begonnenen Missionsgebiete tragen aber überhaupt nicht die Hauptschuld für die Mehrausgaben, da sie alle zusammen nur etwa 72 000 Mark Zuschuß aus der allgemeinen Missionskasse erfordern.

Andere suchen die Schuld in der Gründung zahlreicher neuer Stationen, auch auf alten Gebieten. Aber abgesehen davon, daß deren Unterlassung zuweilen eine schwere Schädigung des Werkes bedeuten würde, braucht die Brüdermission in diesem Punkte gegenwärtig nicht mit finanziellen Bedenken zu rechnen. Denn für diesen Zweck sind die Mittel durch ein großes Legat gegeben, das der Engländer Morton der Brüdermission mit der ausdrücklichen Bestimmung vermachte, daß es ausschließlich zu Neugründungen verwendet werden dürfte. Nur dadurch war es möglich, in den letzten sechs Jahren 18 Stationen zu gründen, deren Bestand jedenfalls für die nächsten Jahre, solange noch Zahlungen aus jenem Legat folgen, gesichert ist, und für deren spätere Weiterführung bis zu einem gewissen Grade Rücklagen gemacht werden konnten, so daß sie auch in Zukunft nur eine verhältnismäßig geringe Mehrbelastung der allgemeinen Missionskasse bewirken. Welch ein Schaden angerichtet wäre, wenn diese Stationsgründungen aus Geldmangel hätten unterbleiben müssen, zeigt ein Blick auf den Teil von Deutsch-Ostafrika, der westlich vom 34° östl. L. liegt. Dort stehen wir vor der Alternative: Brüdermission oder katholische Mission. Wenn hier die Brüdermission nicht energisch mit allen verfügbaren Mitteln vorgeht, um die etwa 550 Kilometer lange Landstrecke zwischen ihrem südlichen Ausgangspunkt am Nyassa und dem nördlichen in Uvambo mit einer Kette von Stationen dauernd zu sichern, dann setzt sich unweigerlich die katholische Mission dort fest, wie sie es selbst da, wo die Brüdermission nach den Landesgesetzen bereits das Prioritätsrecht hat, noch fortgesetzt versucht. Wo es ihr gelingt, da haben die Evangelischen, vielleicht für immer, das Nachsehen. Ueberdies droht für diese afrikanischen Gegenden im Hintergrunde jetzt auch die andere noch gefährlichere Alternative: Christentum oder Islam. Also Eile und Geldmittel tun hier jedenfalls dringend not.

Mehr als die Neugründungen fallen bei der Steigerung der Ausgaben einstweilen mancherlei politische und wirtschaftliche Einflüsse ins Gewicht. Wir finden z. B., daß die beiden westindischen Missionsprovinzen mit ihren 39 000 Neger-Christen außer den 327 000 Mark, die sie schon selbst aufbringen, noch einen Zuschuß von 36 500 Mark brauchen. Und doch sollte man von diesem ältesten Gebiet der Brüdermission erwarten, daß es bereits zu finanzieller Selbständigkeit herangereift wäre. Aber als es seit 1879 auf dem besten Wege dazu war, kam infolge der „Zuckerkrisis“ jene noch heut andauernde wirtschaftliche Depression über Westindien, durch welche die arbeitende Negerbevölkerung so sehr verarmte, daß sie trotz einer sehr anerkennenswerten Opferwilligkeit dies Ziel nicht zu erreichen vermochte.

Das eigentliche Sorgenkind der Brüdermission ist gegenwärtig die Moskitoküste in Nikaragua. Hier sind seit fünfzehn Jahren die Zuschüsse der allgemeinen Missionskasse um 43 000 Mark gestiegen, während die eigenen Einnahmen im gleichen Zeitraum um 20 000 abgenommen haben. Diese Mißentwickelung ist eine unmittelbare Folge der politischen Verwahrlosung. Im Jahre 1894 wurde dieser bis dahin selbständige, von einem Oberhäuptling regierte und im ganzen recht glücklich und zufrieden lebende Indianerstaat widerrechtlich von Nikaragua annektiert. Die nächste Folge war eine so unglaubliche Zerrüttung aller bürgerlichen Verhältnisse, daß Spanien, die Mutter jener mittelamerikanischen Republiken, dagegen noch als ein wohlgeordneter Staat gelten muß. Von jenem Jahre an datiert ein vollständiger wirtschaftlicher Ruin des kleinen Landes. Die Brüdermissionare haben zwar ihre kirchliche Arbeit, wenn auch vielfach behindert und namentlich durch katholische Gegenminen bedroht, doch noch erfolgreich weiterführen können. Aber sie stehen unter einem in unsrer Zeit unerhörten politischen und wirtschaftlichen Druck. Der fanatische Haß der katholischen Nikaraguaner gegen die evangelischen Ausländer droht gleich einem Damoklesschwert dem Werke täglich Vernichtung, das ohnedies schon an den finanziellen Nöten und an den Schikanen der verlotterten Regierung fast zu ersticken droht. Zum Beleg für diese übertrieben klingenden Behauptungen seien von vielen Tatsachen nur folgende angeführt. Es wurde kürzlich ein Gesetz für die „atlantische Küste“ (d. h. Moskito) veröffentlicht, daß Silbergeld nicht aus- sondern nur eingeführt werden darf. Die Regierung selbst gibt nur Papiergeld aus, nimmt aber von den Missionaren als Bezahlung für Steuern usw. ihr eignes geringwertiges Papiergeld nicht an, sondern nur das dreimal so hoch im Kurs stehende ausländische Silbergeld. Von den vielen unsinnigsten neuen Steuer- und Zollgesetzen bestimmt eines, daß eine Sendung, die mehr als zehn verschiedenartige Artikel enthält, ganz nach dem Satz verzollt werden muß, der für den wertvollsten dieser Artikel gilt. Daraufhin mußte ein Missionar für eine Sendung, die den Gesamtwert von 20 Mark hatte, 210 Mark Zoll zahlen. Zu alle dem kommt nun noch das traurige Mißgeschick, daß innerhalb drei Jahren (1900 bis 1903) durch drei große Feuersbrünste ein großer Teil der nach Landesart meist aus Holzhäusern bestehenden Hauptstadt Bluefields eingeäschert wurde, darunter auch acht der Mission gehörige Gebäude. Kein Wunder, daß diese Missionsprovinz, die früher die weitaus größere Hälfte ihrer Betriebskosten selbst aufbringen konnte, jetzt 30—40 000 Mark mehr kostet, als bei geordneten Verhältnissen und normaler Weiterentwickelung vermutlich der Fall wäre. Hier stehen 16 Stationen und 5600 Christen auf dem Spiel.

In Suriname, ihrer größten Missionsprovinz mit 30 000 Christen, sieht sich die Brüdermission, als die einzige evangelische im Lande, genötigt, die Aufgaben einer werdenden kleinen Volkskirche in die Hand zu nehmen, die natürlich wieder manche neue Einrichtungen und Geldopfer bedingen, z. B. inbezug auf kirchliche Leitung, Verwaltung, innere Missionsarbeiten aller Art usw. Daher braucht dies Werk jetzt bei seinem Budget von 307 000 Mark noch einen Zuschuß von 95 000, während vor dreißig Jahren die eigenen Einkünfte alle Betriebskosten deckten. Hätte man, um den vermehrten Ausgaben zu entgehen, den Ausbau dieser Volkskirche, die doch das Ziel der Missionsarbeit ist, unvollendet lassen sollen? Das wäre nur der katholischen Gegenmission zugute gekommen und hätte dem eigenen Werk unberechenbaren Schaden eingetragen. Besonders gilt das von dem großen Schulwesen. Es verschlingt allein fast 100 000 Mark, von denen nur zwei Drittel durch Regierungsunterstützung gedeckt werden. Trotz der ungezählten, damit verbundenen Schwierigkeiten wagt man nicht, es aus der Hand zu geben. Denn in diesem Falle würde es entweder durch religionslose

holländische Regierungsschulen ersetzt oder noch wahrscheinlicher von den Katholiken übernommen werden. In diesen heidenchristlichen Gemeinen gilt aber mehr als irgendwo: Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft. Es handelt sich hier einfach um die Frage, wer sich den entscheidenden ethischen und religiösen Einfluß auf den Nachwuchs dieses noch so sehr unerzogenen Negervolkes zu sichern vermag, trotz großer Geldopfer.

Das Gesagte beweist zur Genüge, wie eine Missionsdirektion zuweilen einer rapiden Verteuerung des Missionsbetriebes machtlos gegenübersteht und nur auf die Beschaffung der nötigen Mittel und Kräfte zur gedeihlichen Fortsetzung des Werkes bedacht sein muß.

Die Brüdermission leidet aber auch noch unter manchen anderen großen Nachteilen. Dahin gehört namentlich die große, aber unvermeidliche Zersplitterung ihrer missionarischen Kräfte auf fünfzehn räumlich weit von einander getrennte Gebiete. Einige davon verursachen außerdem noch durch ihre natürlichen Verhältnisse und Lebensbedingungen ungemeine äußere Schwierigkeiten, welche die Arbeit sehr verteuern, so z. B. die arktischen Länder Alaska und Labrador, die Hochgebirgstäler des westlichen Himalaya, das Innere von Ostafrika usw. Es ist erstaunlich, was dadurch allein für Reisekosten entstehen. Sie belaufen sich einschließlich der Ausrüstung der Reisenden auf nicht weniger als 153 000 Mark. Auch insofern zersplittern sich die Kräfte sehr, als in mehreren spärlich bevölkerten Ländern 6 oder 7 Stationen mit einem ganzen Stab von Missionaren nötig sind für eine Zahl von Christen, die in Westindien oder Südafrika von einer Station aus durch einen einzigen Missionar bedient werden können. Ferner braucht man bei den vielen ethnographisch und sprachlich unterschiedenen Volksgruppen naturgemäß auch einen größeren Aufwand für Lehrer- und Predigerseminare, als bei wenigen, aber großen und zusammenhängenden Missionsobjekten, wie etwa das Battavolk auf Sumatra eines darstellt. So sind z. B. schon in Südafrika zwei Seminare nötig, eins für die Hottentotten im Westen und eins für die Kaffern im Osten. Diese große Zersplitterung erfordert endlich auch in der Heimat einen weit verzweigten Verwaltungsapparat mit mehr Arbeit und Unkosten, als bei den anderen deutschen Missionen, die sich alle auf wenigere, aber größere und einheitlichere Missionsobjekte konzentrieren können. Man braucht nur an die häufiger notwendigen Visitationsreisen, an die größere Verschiedenheit der Beratungsgegenstände und Verordnungen, an das kompliziertere Rechnungswesen und vieles dergleichen mehr zu denken. Beispielsweise macht der vollständige Jahresvoranschlag für das gesamte Werk ein Buch von 160 Folioseiten aus. So ist es erklärlich, daß für die Missionsdirektion, Sekretäre, Agenten und Litteraten 1878 erst 26 000, jetzt 102 000 Mark in der Rechnung stehen. Hierbei fällt besonders die Vermehrung der Agenten und Litteraten auf, für deren Unterhaltung in Deutschland, England und Amerika allein 54 000 Mark ausgeworfen sind. Wir kommen auf diesen für unser Thema wichtigen Punkt später noch zurück. Zum Schluß seien nur noch zwei Posten kurz erwähnt, auf die das Wachstum des Werkes auch notwendig zurückwirkt. Da wäre zu nennen die Ausbildung der Missionare, die erst in neuerer Zeit durch besondere Seminare geschieht, und deren Kosten daher seit fünfundzwanzig Jahren von 5 693 auf 42 845 Mark gestiegen sind. Ebenso vermehren sich mit den aktiven natürlich auch die pensionierten Missionare, und damit wächst die Höhe ihrer Ruhegehälter, die in demselben Zeitraum von 106 000 auf 158 000 Mark zugenommen hat.

Hiemit hätten wir die hauptsächlichsten Ursachen für die große Steigerung der Ausgaben namhaft gemacht. Wir fanden sie in Umständen, die teils im natürlichen Wachstum des Werkes, teils in ungünstigen Naturverhältnissen, teils aber auch in unberechenbaren wirtschaftlichen und politischen Ereignissen begründet sind. Warum sind die Einnahmen nicht in gleichem Maße wie die Ausgaben gewachsen?

Adolf Schulze

Stimmen kirchlicher Laien zum Konsistorialbescheid in Sachen Fischer

Vgl. Nr. 8

2

Das sicherlich nicht ohne Absicht in öffentliche Formen gekleidete kirchenregimentliche Vorgehen des Brandenburgischen Konsistoriums gegen den Pfarrer D. Fischer zu Berlin hat auch das Interesse der Laienwelt wachgerufen und hat ihr erneuten Anlaß geboten, sich über die Rechte und Pflichten des geistlichen Lehramts, den Gemeinden wie dem eignen Gewissen gegenüber, klar zu werden. Nur darum, und nicht um den Einzelfall handelt es sich zur Zeit für uns Laien.

Der hohe Ernst unsrer kirchlichen Lage besteht vor Allem darin, daß wir uns — Geistliche wie Laien — in steigendem Maße des Gegensatzes bewußt werden, der zwischen unsrem wissenschaftlichen Weltbilde und dem der Verfasser der christlichen Verkündigung wie der kirchlichen Bekenntnisschriften besteht. Wer das leugnen will, verschließt sich wissentlich den Tatsachen.

Wir und mit uns eine große Anzahl christlicher Laien würden es daher für schlechthin unvereinbar mit der religiösen Wahrhaftigkeit erachten, wenn von den Geistlichen gefordert würde, die christliche Verkündigung in Anschauungen und Formen zu kleiden, denen sie, und mit ihnen zahlreiche Laien, innerlich entwachsen sind (Markus 2, 21. 22). Die Anerkennung dieses Grundsatzes von seiten der Kirchenregimente erachten wir daher für unerläßlich.

Andrerseits aber müssen sich unsre Geistlichen mit voller Klarheit bewußt bleiben, daß die evangelische Kirche nicht ein wissenschaftlicher Verein, sondern eine religiöse Gemeinschaft zum Bau des Reiches Gottes auf Erden ist, und daß es daher ihre seelsorgerische Pflicht ist, innerhalb ihrer Gemeinden nach dem Vorbilde des Paulus Allen Alles zu sein — den Irrenden ein Führer zu Jesus und den Kräftigen ein Mitstreiter, Allen aber ein Gehilfe im Glauben.

Unsre Epoche ist eine Zeit des Uebergangs und der Entwicklung. Warten wir im Vertrauen auf den Geist der Wahrheit die Zeit ab, in der aus den Gährungen kritischer Forschung das Bild Jesu auf gefestigtem Grunde in neuem Lichte erstrahlen und uns zur Nachfolge und zum Leben in Gott friedlich um sich sammeln wird. Bis dahin aber wollen wir das gemeinsame Erbe, das uns die Väter erstritten haben, festhalten und denen, die das Ansehen haben, zurufen: „Den Geist dämpfet nicht“; jene Andern aber, denen die Erbauung der Gemeinden anvertraut ist, wollen wir des Wortes mahnen: „Wehe dem Menschen, durch den Aergernis kommt!“ h

* * *

In dem guten Kampfe um einen Platz an der Sonne in unserer evangelischen Kirche, den wir an der Seite unserer gesinnungsverwandten Seelsorger kämpfen, bildet der Bescheid des Königlichen Konsistoriums in Brandenburg an den Pastor D. theol. Fischer ein wichtiges Ereignis — und zugleich ein sehr schmerzliches für alle die, die sich mit ihm eins wissen nicht nur in der Liebe zu unserem Herrn Christus, sondern auch in dem Gewissensernst, mit dem sie vor Gott die Wahrheit suchen, die sich uns hienieden nur durch einen Spiegel im dunkeln Worte zeigt. Das „offizielle Jerusalem“, das längst und endgiltig über sie zu verfügen meint, steinigt einen Mann mit Verhöhnungen seiner in ernster Arbeit erworbenen Ueberzeugung, der Ausdruck zu geben ihm Gewissenssache war — und dies in einer Kirche, deren Lebensprinzip und -bedingung die Gewissensfreiheit ist, und einem Manne gegenüber, dessen Forscherernst auf theologischem Gebiete bereits eine autoritative Anerkennung gefunden hat! Das Brandenburgische Konsistorium, das auf solche Weise Märtyrer macht, sieht, wie man seine Henkersdienste bereits überall niedriger hängt. Das soll und wird, so hoffen wir zu Gott, die Gewissen allerorts wecken und die rechte Liebe anfachen und stärken, die da bestehen wird, wann die Erkenntnis längst aufgehört hat! i

* * *

Wir beklagen aufs schmerzlichste Inhalt sowohl als Form des behördlichen Erlasses, weil er geeignet ist

1. den Schein zu erwecken, als sollte eine durch Vätererbe übernommene und dogmatisch festgelegte Lehrmeinung dem im Amte stehenden Geistlichen auch fürderhin als einzige Norm für die Ergebnisse seines inneren, ernsten Ringens um eine eigene Ueberzeugung und deren Aeußerung durch Vortrag oder Predigt seiner Gemeinde gegenüber aufgedrungen werden;

2. weil er durch den tief verletzenden und herabwürdigenden Ton eine schwere Beleidigung einem gereiften Manne gegenüber in sich schließt, der sein bisheriges Leben erfolgreich und treu sowohl in den Dienst der theologischen Wissenschaft gestellt als auch mit offensichtlichem Segen in seiner Gemeinde als deren gewissenstreuer Berater und Helfer gewirkt hat.

Wir erblicken aber weiter in diesem behördlichen Eingreifen einen starken Mangel an Verständnis für das religiöse Innenleben eines großen Teils der Gemeinde, namentlich der Gebildeten unter ihnen, weil durch die einem freien Geiste aufzudrängende Lehrmeinung nur Unwahrhaftigkeit auf der einen und Mißtrauen auf der andern Seite gesäet wird, wo evangelische Wahrhaftigkeit zwischen Gebendem — dem Geistlichen — und Empfangendem — dem Gemeindegliede — das einzige Band sein soll und kann, welches die religiös Suchenden an ihren berufenen und bestellten Seelsorger knüpft.

Wir beharren im treuen Bekenntnis zu Jesus Christus als dem Haupte und Mittelpunkt unseres Gemeinschaftslebens und dem einzigen und allein rechtmäßigen Wegzeiger zu Gott unserm Vater, protestieren aber auf das entschiedenste gegen das Aufdrängen einer durch die Tradition sanktionierten Lehrnorm, welche sich als unverträglich mit den gesicherten Errungenschaften heutiger theologischer Forschung und unserem, auf evangelischem Boden wurzelnden, modernen Empfinden erweist, ohne daß wir dadurch den eigenartigen Wert der Tradition, welche uns von unsern Vätern überkommen ist, herabsetzen wollen.

Wir legen Herrn Pfarrer D. Fischer die Bitte ans Herz sich nicht beirren zu lassen und trotz allem seiner Gemeinde treu zu bleiben, den Suchenden nach wie vor in segensreicher Pfadweisung und geistiger Fürsorge auf religiösem Gebiete. k

* * *

Da das Konsistorium wissen muß, daß D. Fischer sich nicht „nur in einem Uebergangsstadium befindet", so erscheint diese Voraussetzung als ein Deckmantel, den wohlwollendes Entgegenkommen ihm anbietet; ein peinlicher Vorgang für das Wahrheitsgefühl.

Die Anschauungen Fischers werden zum Schweigen verurteilt. Ueberzeugungen mundtot machen, heißt Heuchelei züchten. Alle Wirksamkeit beruht aber auf dem Vertrauen zur Wahrhaftigkeit der Lehrenden.

Fischers Ansichten werden von Unzähligen geteilt. Hat er sich der Irrlehre schuldig gemacht, so haben es die Anderen auch getan. Man darf nicht den Einen öffentlich um der Anklage Andersdenkender willen maßregeln, und die Anderen stillschweigend gehen lassen.

Die moderne Theologie erzieht der Kirche ebenso religiös gesinnte, christlich-lebendige Glieder, als es die altkirchliche tut. Ihr Wahrheitssinn und ihre Ueberzeugungstreue fordern mehr Opfer von ihnen, als von der Mehrheit gefordert wird. Deshalb soll man sie respektieren.

Jesus selbst hat es verschmäht, ein Bekenntnis zu schaffen, an welchem die Seinigen gemessen werden sollen. „Dabei wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt." (Vgl. Matth. 25 und 7, 22.) Das Bekenntnis zu ihm steht in Liebe zu ihm und den Seinen, nicht in Dogmen. Nicht das Bekenntnis mit dem Munde, sondern die Willenstat (Matth. 7, 21) wird uns Jesu Lehre als Gottes Wort erweisen (Joh. 7, 17); und wer sein Gebot befolgt, dem wird Er sich selber offenbaren (Joh. 14, 21), und den wird der heilige Geist in alle Wahrheit leiten (Joh. 16, 13). So zeichnet Jesus selbst den Werdegang derer, die aufrichtig suchen. Es ist ein Mangel an Vertrauen zu

seiner Wahrheitsmacht, wenn wir „durch Zwang" ihm beispringen zu müssen vermeinen.

Unser Verhalten gegen einen Andersdenkenden hat sich demnach nicht zu richten nach dessen Uebereinstimmung mit dogmatischen Vorstellungen, sondern nach seiner Uebereinstimmung mit dem Willen Jesu. 1. Joh. 3, 24: „Wer seine Gebote hält, der bleibet in ihm, und Er in ihm. Und daran erkennen wir, daß Er in uns bleibet, an dem Geist, den er uns gegeben hat." l

* * *

Das letzte Jahrzehnt hat der evangelischen Kirche das Vertrauen weiter Kreise, die ihr nur noch äußerlich angehörten, wiedergewonnen. Wir verdanken das dem Umstand, daß die liberalen Theologen, welche bisher aus Schonung gegen Andersdenkende und im Glauben, ihr Hörerkreis sei für ihre Gedanken noch nicht reif, sich in vorsichtigen, vermittelnden Ausdrücken zu bewegen pflegten, nunmehr diese Rücksicht fallen ließen und immer mehr auf Katheder und Kanzel offen und unzweideutig ihre Anschauungen vertreten gelernt haben.

Wir bedauern, daß diese glückliche Entwicklung in großer Gefahr ist, durch den Erlaß des Brandenburger Konsistoriums an Pfarrer D. Fischer-Berlin abgeschnitten und in ihr Gegenteil verkehrt zu werden.

Wenn nicht schleunigst dafür gesorgt wird, daß der Eindruck, den dieser Erlaß hervorgerufen hat, aufgehoben wird, wird die Evangelische Kirche das schon erworbene Vertrauen weiter Kreise wieder und diesmal unrettbar verlieren.

Darunter werden die Geistlichen leiden und zwar in erster Linie nicht die liberalen, sondern die der orthodoxen und der vermittelnden Richtung. Sie haben immer mit dem Mißtrauen zu kämpfen, daß sie auf ihre vorgesetzten Konsistorien Rücksicht nehmen.

Den größten Schaden aber hätte das deutsche Volk. Denn es verliert damit nichts mehr und nichts weniger als seine protestantische Volkskirche. m

* * *

Schmerzerfüllt schreibt Luther am 9. Juli 1520 an Spalatin: er beklagt „den großen Unverstand und die Gottlosigkeit" der „großen Häupter der Kirche", die seine Sache verdammen, ohne sie recht zu kennen und ohne den Versuch zu machen, ihn innerlich zu überwinden. Sein Amt verlange, frei zu lehren nach eigener Erkenntnis der Wahrheit. Das nicht zu tun, hält er für eine Sünde, die nicht vergeben werden könne. Er freut sich seiner weltlichen Obrigkeit, die sich weigert, die Gerichtsbarkeit auszuüben, da ihr der innere Beruf zur Unterweisung mangele. Der Fürst könne in solcher Lage Niemand strafen, „er sei Türke oder Jude", „es sei denn, die Römer wollten, daß er ihnen als den Menschen mehr gehorche als Gott". Dazu aber könne man den Landesherrn nicht zwingen, „nicht einmal durch göttliche Gebote". Und trutzig und kerzengerade pflanzt er sich auf vor Rom und reckt als sein einziges Begehren die Bitte hoch empor: Laßt mir um Gottes willen „den Christen den Weg zur Seligkeit frei!"

Am 3. Mai 1521 berichtet Luther an den Grafen Albrecht von Mansfeld über den Reichstag zu Worms. Und als den Kern seines Gewissensprotestes offenbart er: „Der Papst ist kein Richter in Sachen, die Gottes Wort und Glauben betreffen, sondern ein jeglicher Christenmensch muß zusehen und richten, gleichwie er auch danach leben und sterben muß."

Das sind echte Luthergedanken. Sie quellen aus dem Lauterborn der persönlichen Gottesgemeinschaft. Sie verkörpern die Grundforderungen der Innerlichkeit und Wahrhaftigkeit. Sie treffen uns als Ausstrahlungen kerndeutschen Wesens tief in die Seele. Und darum richten wir an unsere „großen Häupter der Kirche" die Frage: Gelten diese deutsch-evangelischen Forderungen Luthers auch noch für die Gegenwart? Gelten sie auch noch für jene Männer, deren Beruf es ist, die Gemeinden zur Innerlichkeit und Wahrhaftigkeit zu erziehen? Und wenn

sie ausgelöscht oder eingeschränkt werden sollten: was trennt uns dann von Rom? n

* * *

Der Bescheid des Königlichen Konsistoriums der Provinz Brandenburg hat auch in Laienkreisen weitgehende Beunruhigung hervorgerufen. Einmal wirkte die schroffe, sachlich nicht motivierte Form verletzend, vor allem aber waren es Bedenken prinzipieller Natur, die die Erregung verankaßten.

1. Der Vortrag D. Fischers ist gelegentlich der Tagung des Protestantenvereins gehalten, also war ein Publikum vorausgesetzt, das mit den hier ausgesprochenen Gedanken und Problemen vertraut nicht Anstoß an dem Versuch nehmen werde, sich in voller Offenheit über ihre Tragweite zu verständigen. Wer sich dem nicht gewachsen fühlte, mochte wegbleiben. Wir fragen uns: wo kommen wir hin, wenn es einem Geistlichen nicht mehr erlaubt sein soll, vor einem solchen Kreis die Fragen zu erwägen, die D. Fischer besprach. Die Kirche scheint auf das Recht zu verzichten auch den Suchenden unter uns — und ihrer sind Viele — zu dienen, wenn sie verlangt, daß aus Sorge, solchen Aergernis zu geben, die schon „zu haben" glauben, von dem geschwiegen wird, was den Andern Not tut. Diese werden sich abwenden, in dem bittern Gefühl in ihrem Suchen nach Wahrheit nicht verstanden zu werden.

2. Von einer Beunruhigung in der Gemeinde D. Fischers ist früher Nichts verlautet. Sie ist künstlich hervorgerufen und damit ein aufbauendes Wirken unendlich erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht.

Wenn so das Wirken der Geistlichen von oben her nach zwei Seiten gehemmt wird, woher sollen sie die Freudigkeit zu ihrem schweren Beruf nehmen? Woher aber auch soll der Gemeinde das Vertrauen zu der Wahrhaftigkeit ihrer Predigt kommen, wenn sie solches Vorgehen ertragen und sich darunter beugen? Wir fragen uns daher mit Schmerz: war das Einschreiten des Konsistoriums notwendig, war es recht? Und wir verneinen diese Frage aus ernster Ueberzeugung. o

* * *

Für mich zeigt der Fall eklatant, daß auf eine Besserung der Zustände — wenn überhaupt noch auf „Besserung" — nur zu rechnen ist, wenn alle Kräfte, die wirklich religiös sind, hervorgelockt werden. Sie sind da, wirken im Stillen, um nicht durch das Phrasengewirr, das alles religiöse Leben zu überwuchern droht, erstickt zu werden. Und da sie zu dem Intimsten persönlichen Erlebens gehören, haben sie nicht den Trieb, sich äußerlich als Etwas zu manifestieren, was den Blick der Theologen auf sich lenken könnte. p

* * *

Wir sind überzeugt, daß weite Kreise unsers Volkes nur durch eine neue Form der Verkündigung des alten Evangeliums für Gott und Christus gewonnen werden können. Darum fordern wir, daß auch den freier gerichteten Theologen das Recht zugesprochen werde, ihre Ueberzeugung zu verkündigen. Auch unser religiöses Gefühl wird nicht selten durch Aeußerungen der Altgläubigen tief verletzt: trotzdem achten wir ihre ehrliche Ueberzeugung, fordern aber dasselbe für uns. Die Kirchenbehörden sollten, statt die Engherzigkeit zu stärken, den Gemeinden zu evangelischer Weitherzigkeit verhelfen und die verschiedenen Richtungen auf den Weg des geistigen Kampfes hinleiten.

Wir verwahren uns entschieden gegen die anscheinend wohlwollende, in Wahrheit schwer kränkende und zudem grundfalsche Beurteilung, als ob eine freiere Stellung zur kirchlichen Lehre ein Zeichen von Unreife sei, die sich bei redlichem Wollen mit der Zeit verliere.

Die Unterscheidung, daß der Geistliche zwar außerhalb seines amtlichen Wirkens seiner Ueberzeugung Ausdruck geben dürfe, daß er sich aber in der Predigt an die überlieferte Lehre zu halten habe, lehnen wir ab, nicht nur um der Geistlichen, sondern ebenso sehr um unser selbst und um der evangelischen Kirche willen, der kaum Etwas so viel geschadet hat, als die Meinung, daß ihre Diener selbst nicht glauben, was sie amtlich verkündigen. q

* * *

[Aus Nr. 5 wiederholt:]

Als Jurist, der das Suum cuique hochhält, verabscheue ich Nichts so von Grund meines Herzens als jeden Versuch, Gegensätze des Denkens und der Gesinnung durch Machtsprüche einer Verwaltungsbehörde überwinden zu wollen, und bei allen Ketzerverurteilungen schäme ich mich für die Juristen in den Konsistorien noch viel mehr als für die Theologen. Denn ein Jurist muß vor allen Dingen unterscheiden können, und muß daher wissen, was seiner Natur nach zur Behandlung und Entscheidung im Wege eines rechtlichen Verfahrens geeignet ist und was nicht. r

Zu diesen siebzehn Laienstimmen sei wiederholt, daß wir ohne jede Prüfung oder Veränderung abgedruckt haben, was uns zuging. Aufgefordert wurden von uns kirchliche Personen, zu deren innerer Stellung wir jedes Zutrauen hegen konnten. In den Antworten haben die Einen ungeniert nur ihre eigne Meinung gesagt, die Andern eine Form gewählt, wie wenn es gälte, um Zustimmung und Unterschrift noch von Mehreren zu werben. Ihrem Stande nach sind unter den Befragten 6 Juristen, und zwar 1 Akademiker, 2 Richter, 3 Verwaltungsbeamte (b f g m q r), 2 Lehrer (n p), 2 Aerzte (e i), 1 Bibliothekar (a), 1 Antiquar (k), 1 Kaufmann (d), 1 Landwirt (h), endlich 3 Frauen (c l o). Fast ausnahmslos wurde uns für die Veröffentlichung der Name der Verfasser zur Verfügung gestellt; indessen wird dieser Chorus ohne das zufällige und pikante Interesse, das an den Autoren haftete, besser die gewollte Wirkung tun. D H

Verschiedenes

Zur Domweihe. Heute, so hatte ich mir vorgenommen, zur Domweihe, sollen die Blicke nicht haften an dem neuen Bau. Er ist nunmehr vollendete Tatsache, zufällige Geschichtswahrheit. Wirken soll auf mich nur der Gedanke, der in ihm Verkörperung gesucht hat. Es galt eine Andachtsstätte zu schaffen für den Kaiser und sein Haus und die um ihn sich scharende Gemeinde. Mit der Gemeinde wollte ich feiern bei der Weihe dieser Stätte. Alle ästhetischen Erwägungen sollten schweigen. Und Gott Lob, das Innere des Doms trat wenigstens nicht hemmend dazwischen. Es imponiert durch seine weiten und wohl proportionierten Abmessungen. Sonst nimmt es das Gemüt nicht weiter in Anspruch. Es sagt dazu zu wenig. Und über die etwas aufdringliche Unruhe der Einzelformen hilft die Weite des umspannten Raums und half die Feierlichkeit des Vorgangs hinweg. Die Klänge alle vom Orgelchor schienen hellauf zu jubeln über diese Weite, in der sie sich ausbreiten durften. Ohne sich je zu verwirren, auch wenn sie Sebastian Bach zu einem achtstimmigen Doppelchor verwoben hatte oder Meister Sauer ihnen 113 Register zur Verfügung stellte, schwangen sich die Töne durch ihn hin und klommen empor an der Wölbung und senkten sich aus der Höhe nieder auf den Hörer. Auch das gesprochene Wort war, wenigstens im Mittelraum, von der Kanzel mühelos, vom Altar aus mit Anspannung aller Hörnerven größtenteils zu verstehen. Die würdevolle, in jedem Wort Frömmigkeit atmende, allen Pomp verschmähende und doch formvollendete Weiherede half vergessen, was sonst ringsum nur von dieser Welt war. In großen Gedanken schritt sie einher und traf doch die einzelne Seele und ihr Gewissen.

Und so überkam mich eine tiefe Freude über die Idee, die in dieser Feier in die Erscheinung trat.

Der Kaiser auf der Höhe seiner Macht sich beugend vor dem Herrn der Welt, wie er in Jesus, der „persönlichsten Persönlichkeit", ihr offenbart ist, bekennend, daß er sich in dieses Gottes Dienst weiß, sein Vertrauen setzend auf ihn als seine beste Wehr und Waffen, gelobend: mit Gott wollen wir Taten tun. Nicht auf der Seite der Gottheit wähnt sich der christliche Herrscher, wie einst die Großkönige des Orients und die Kaiser Roms. Als der erste seines Volkes steht er in der Linie der Menschen, Gottes bedürfend, wie sie Alle, ihn suchend, ihn anbetend, in ihm sich sammelnd, vor ihm sich prüfend, in ihm nach Vollendung ringend. Keinem Menschen im letzten Grund verantwortlich, vielmehr berufen, in den gewichtigsten Fragen alle Verantwortung allein auf sich zu nehmen, bekennt er sich seinem ewigen Herrn, dem König der Könige, verantwortlich, demütig sich bewußt in seinem Stand, wie wir in dem unsern: von Gottes Gnade bin ich, was ich bin. Welch eine eindrucksvolle Predigt wider allen Uebermut, Machttrotz und alle Weltvergötterung, die unter uns im Schwange geht.

Und wie nahe tritt so der König seinem Volk. Die Schranken fallen. Die Kluft füllt sich aus. „Es war aber die Menge der Gläubigen ein Herz und eine Seele" — das gilt doch nicht nur von jener Schaar von Gleichgestellten, in der kleinen ersten Christengemeinde. Das gilt trotz aller gewaltigen Unterschiede in Beruf und

Macht und Rang auch von der Christengemeinde, die Könige zu ihren Gliedern zählt. In einem christlichen Volk erweist sich doch das Wort, das einst Paulus mit dem Blick auf den römischen Weltherrscher formte: Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat usw. Hier ruht das Verhältnis zum Könige auf Gemeinschaft des Geistes und der Arbeit, auf Vertrauen und Liebe. „Ich dien'" ist auch sein Grundsatz.

Da unten, in der Gruft unter dem Dom, sollen die Gebeine Vieler ruhen, die im Lauf von Jahrhunderten diesem Fürstengeschlecht angehörten. Welchen Segen hat das Halten der Hohenzollern am Evangelium durch der Zeiten Wandel ihnen und dem ganzen Volk gebracht! Sollte es Zufall sein, daß auf evangelischem Boden fast ausnahmslos, in katholischen Völkern fast nirgends die Solidarität zwischen Fürst und Volk den Stürmen der Geschichte Stand gehalten hat?

Daß es ein König war, der hier anzubeten sich eine Stätte erbaut hatte, brachte das königliche Gepränge bei der Weihe dieser Stätte nachdrücklich zum Bewußtsein. Nur um so bedeutsamer klang in diesen Glanz hinein das Bekenntnis des zum Hauptlied bestimmten Hochgesangs der Evangelischen: Mit unserer Macht ist nichts getan. Und mich beunruhigte der Glanz nicht. Es freute mich, daß dadurch auch im Kreis unserer grundsätzlich schlichten evangelischen Kirche zum Ausdruck kam, wie, nicht für sie, die nur gedeiht, wenn sie nichts begehrt als freie Bahn für das Evangelium, aber für dies Evangelium selbst und sein Heilsgut, zu dessen Hüterin sie bestellt ist, keine Ehrung zu hoch sei. Und die Geschichte dieser evangelischen Kirche, die mit ihrem Wesen gegeben ist und in der Zukunft dieselbe sein wird wie in der Vergangenheit, die Geschichte einer treuen anspruchslosen Dienerin, wird sie schützen davor, das Wort je zu vergessen, das hinein erklang in all den Glanz, der sich über sie ausbreitete: „Mit unserer Macht ist nichts getan." Sie würde aufhören zu sein in dem Augenblick, in dem sie nicht stände zu dem Wort, das den Grundton der Weiherede bildete: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet."

Unser Glaube! Nicht das wechselnde Verständnis dessen, was diesen Glauben weckt. Auch das war so wohltuend: kein Wort theologischer Polemik, kein Betonen einer bestimmten Auffassung als der allein berechtigten, allein wahren und selig machenden. Schon manchmal hat die körnige Laienfrömmigkeit preußischer Könige dem theologischen Hader unter den Evangelischen gewehrt. Ueber dieser Feier lag der lichte Glanz eines weiten freien Horizonts. Sie hatte ökumenischen Charakter. Mit uns feierten Vertreter der verschiedensten evangelischen Bekenntnisse und Kirchengemeinschaften. Und aus den Höhen schauten auf uns nieder Luther und Zwingli, Calvin und Melanchthon. So war es, als träte, im Schimmer der Freiheit und im Schmuck der Mannigfaltigkeit des Verständnisses des Evangeliums, der Formen des Gottesdienstes und der kirchlichen Gemeinschaft, jene „eine allgemeine christliche Kirche", die für uns wie für die ältesten Christen ein Gegenstand nur des Glaubens ist, für einen Augenblick in die Erscheinung in lichter evangelischer Beleuchtung. Ob es der erste Schritt war zu erneuter näherer Fühlung, zu befruchtendem gegenseitigem Austausch zwischen den Gliedern des corpus evangelicorum in allen Landen und Zungen? v Soden

Kleine Mitteilungen. Manchem Geistlichen und mancher Gemeinde wird für die anbrechende Passionszeit ein Dienst geschehn, wenn wir auf folgende Erscheinungen hinweisen: Liturgische Passionsgottesdienste von Pfarrer Eltze, Eilenstedt, Kr. Oschersleben, Provinz Sachsen. Selbstverlag. 14 S. 40 Pf. Und: Passionsbüchlein. Ordnung für Passionsgottesdienste nach den vier Evangelien zusammengestellt von D. Klingender, Studiendirektor in Hofgeismar. Kassel, Friedrich Lometsch. IV, 16, 16, 16, 15 Seiten. 50 Pf., jedes Evangelium einzeln 12 Pf.

Auf Anfragen sei mitgeteilt, daß eine zweite Vorlesung von Professor Harnack uns bereits zugegangen ist. Weiteres zu erhoffen.

Herr Pastor Mauritz in Bremen hat mir einen Brief geschrieben, den ich auf seinen Wunsch in nächster Nummer abdrucken werde.

Quittung folgt in nächster Nummer. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Dortmund. Donnerstag 9. März im Cölnischen Hof: Der Ernst der kirchlichen Lage.

Gießen. Dienstag 14. März 7½ Uhr Hotel Viktoria: Der Wert der Tradition im religiösen und sittlichen Leben.

Hagen. Donnerstag 16. März: Das Alte Testament nach modern religiöser Auffassung. (Pf. Winkhaus)

Hamburg. Freitag 10. März 8 Uhr Tucherhaus, Jungfernstieg 39/40: Unbewußtes Christentum. (Rade)

Hannover. Montag 20. März 8 Uhr in Hotel Russischer Hof, Rosenstraße: Der Methodismus Kellers und das evangelische Christentum.

Leipzig. Donnerstag 16. März 8 Uhr bei Kitzing und Helbig (Passagensaal): Naturwissenschaftliches Denken und christliche Gotteserfahrung. (Gertrud Prellwitz)

Neumünster. Montag 13. März 3 Uhr im Bahnhofshotel: Christliche Welt und Protestantenverein. (Rade)

Stuttgart. Montag 27. März 7 Uhr im Herzog Christoph: Jesus und Paulus mit spezieller Beziehung auf die Heilslehre. (Dekan Herzog-Waiblingen)

An prinzlichem Hofe

Theologe oder Philologe zum Anfang nächsten Semesters als Erzieher und Hauslehrer gesucht. Näheres durch den Herausgeber.

Konfirmations-Gedenkblatt
mit
Eindruck der jedesmaligen Kirche
in Farbendruck und mit 50 verschiedenen Sprüchen.
Probeblatt mit Spruch- und Preisverzeichnis umsonst und portofrei.
Buchhandlung des evang. Vereinshauses in Dessau

Das Suchen der Zeit: II.
2.40 Mk. Besprochen: „Chr. W." 1904, Nr. 51. Zur Ansicht i. d. Buchhandlungen

Gebildete, in Krankenpflege erfahrne Dame sucht Stellung als Gesellschafterin oder Reisebegleiterin in Italien oder Süd-Frankreich. Näheres unter **G. H.** durch die Redaktion.

Pension
In einem Pfarrhaus Cassels finden zu Ostern d. J. 2 Schüler (am liebsten Ausländer), welche die dortigen Schulen besuchen wollen, gute Pension und sorgfältige Aufsicht. Offerten unter **P** an den Verlag.

Arbeiten und nicht verzweifeln
Auszüge aus den Werken Thomas Carlyle's. In den Buchhandlungen zur Ansicht: vornehm geheftet I.80 M. Verlag Langewiesche, Düsseldorf. Aufl. bisher:
40 Tausend

Venedig Damenhospiz. **Campo S. Angelo.** Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Bei **E. F. Thienemann in Gotha** ist erschienen:

Otto Ziemßen: Himmelsanschauung und Weltanschauung. Gedanken und Beiträge zur Geschichte ihrer gemeinsamen Entwickelung, ihrer Förderer und ihrer Deuter. 1902.

Und früher schon von demselben Verfasser:

Makrokosmus. Grundideen zur Schöpfungsgeschichte und zu einer harmonischen Weltanschauung. Versuch einer Systematik des Kopernikanismus. 1893.

Die kosmologische Frage, welche in beiden Schriften, geschichtlich und naturwissenschaftlich, in Verbindung mit dem Christentum behandelt worden ist, wird leider, im Verhältnis zu ihrer Wichtigkeit, von den heutigen Theologen noch immer viel zu wenig beachtet.

Von Pastor
Julius Burggraf
in Bremen erschienen:
Schillers Frauengestalten. 2. Auflage.
Goethe und Schiller. Im Werden der Kraft.
Jeder Band geh. 5 M., in Leinen geb. 6 M.
Karl Krabbe Verlag Erich Gussmann in Stuttgart

In meinem Hause finden noch einige **schwachsinnige** und **epileptische Kranke** liebevolle Aufnahme. Meine Frau ist in der Pflege derartiger Kranken ausgebildet.
Merzyn, Apotheker
Görzke (Bez. Magdeburg)

Lausanne
Gute Aufnahme finden 1 oder 2 Studierende, die Französisch lernen wollen, für das Sommersemester in einer Familie, die in schönem Vorort vor Lausanne wohnt. Anfragen unter **R. B.** an die Expedition d. Bl.

Drei Vorträge von Gertrud Prellwitz
Drei Dichtungen in ihrem Einfluss auf den Zeitgeist
Berlin, Wilhelmstrasse 92/93, Architektenhaus, Abends 8 Uhr
Dienstag, den 21. März: Gorki's Nachtasyl.
Montag, den 27. März: Nietzsche's Zarathustra.
Dienstag, den 4. April: Goethe's Faust.
Eintrittskarten für den Einzelvortrag I. Platz 1,50, II. Platz 1 M., für den ganzen Cyklus I. Platz 5 M., II. Platz 3 M., sind in der Buchhandlung von Franz Grunert, Kurfürstenstr 75 und Markgrafenstr. 59, in der Nicolaischen Buchhandlung, Schöneberger Ufer 25, und an der Abendkasse zu haben.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Neue Erscheinungen

Adickes, Erich, o. ö. Professor der Philosophie a. d. Universität Tübingen, **Charakter und Weltanschauung.** Akademische Antrittsrede, gehalten am 12. Januar 1905. 8. 1905. M. —.90.

Theologische Arbeiten aus dem rheinischen wissenschaftlichen Predigerverein. In Gemeinschaft mit den übrigen Vorstandsmitgliedern herausgegeben von Professor D. E. Simons in Berlin. Neue Folge. Siebentes Heft. Gross 8. 1905. M. 5.—.

Separatausgaben:

Geyser, N., Pastor in Elberfeld, **Der Kampf um das Alte Testament.** M. 2.—.

von Rhoden, Dr., Pastor in Düsseldorf, **Das Wesen der Strafe im ethischen und strafrechtlichen Sinne.** M. 1.—.

Wolff, W., Pfarrer in Aachen, **Beiträge zu einer Reformationsgeschichte der Stadt Aachen.** III. M. 1.60.

Auffarth, Dr. August, Archidiakonus zu Jena, **Die religiöse Frage und die Schule.** Zur Umgestaltung des Religionsunterrichts. In zwei Heften. 8. 1905. 1. Heft M. 1.50. 2. Heft M. 1.25.

Baumgarten, D. O., Professor an der Universität Kiel, **Predigt-Probleme.** Hauptfragen der heutigen Evangeliumsverkündigung. **3. Tausend.** 8. M. 1.80. Gebunden M. 2.50.

Bittlinger, Lic. Ernst, Diakonus in Dahme (Mark), **Die Materialisierung religiöser Vorstellungen.** Eine religionsphilosophische Studie auf geschichtlicher Grundlage. 8. 1905. M. 2.40.

Duhm, D. B., Professor der Theologie an der Universität Basel, **Die Gottgeweihten in der alttestamentlichen Religion.** 8. 1905. 60 Pf.

Fischer, E. F., Lic. theol., Melanchthons Lehre von der Bekehrung. 8. 1905. M. 3.60.

Hand-Commentar, Kurzer, zum Alten Testament in Verbindung mit I. Benzinger, A. Bertholet, K. Budde, B. Duhm, H. Holzinger, G. Wildeboer herausgegeben von D. Karl Marti, ord. Professor der Theologie an der Universität Bern. In 5 Bänden oder zwanzig Abteilungen (wenn auf einmal bezogen) geheftet M. 76.—. Gebunden in 5 eleganten Halbfranzbänden (auf einmal bezogen) M. 90.—, in 20 Leinwandbänden M. 96.—. (Wurde kürzlich vollständig.)

Hefte zur Christlichen Welt, herausgegeben von Martin Rade, Professor in Marburg. Heft 52. (Zweites Heft der Neuen Folge.) **Die evangelischen Kirchen und der Staat.** Leit-, Zeit- und Streitsätze von Schian, Foerster, Naumann, Katzer, von Soden, Baumgarten. 8. 1905. M. —.50.

Herrmann, D. W., Professor der Theologie an der Universität Marburg, **Der Glaube an Gott und die Wissenschaft unserer Zeit.** Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Theologie und Kirche. 8. 1905. M. —.50.

Köstlin, Dr. F., Schülerhefte zum Unterricht in der Bibelkunde für die Mittelklassen der höheren Lehranstalten. Altes Testament. 3. und 4. Tausend. Kl. 8. 20 Pf. Neues Testament. 2. und 3. Tausend. Kl. 8. 20 Pf.

Lebensfragen. Schriften und Reden, herausgegeben von H. Weinel.

Drews, D. P., Professor der Theologie in Giessen, **Die Reform des Strafrechts und die Ethik des Christentums.** 8. 1905. M. —.50.

Lobstein, D. P., Professor der Theologie in Straßburg, **Wahrheit und Dichtung in unserer Religion.** Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Theologie und Kirche. 8. 1905. M. —.60.

Meltzer, Dr. Hermann, Realgymnasialoberlehrer in Zwikkau i. Sa., **Luther als deutscher Mann.** 8. 1905. M. 1.20.

Müller, D. K., Professor der evangelischen Theologie in Tübingen, **Kirchengeschichte.** (In 2 Bänden). Erster Band. Anastatischer Neudruck. 8. M. 9.50 Gebunden M. 10.50.

Niebergall, Lic. theol. F., Privatdozent in Heidelberg, **Wie predigen wir dem modernen Menschen?** Erster Teil. Eine Untersuchung über Motive und Quietive. Zweite durchgesehene Auflage. Lex. 8. 1905. M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Stade, D. B., Geheimer Kirchenrat und Professor der Theologie in Giessen, **Biblische Theologie des Alten Testaments.** Erster Band. Die Religion Israels und die Entstehung des Judentums. 1. und 2. Auflage. 8. 1905. M. 6.—. Gebunden M. 7.—. (Grundriss der theologischen Wissenschaften. 17. Abt.).

Weinel, Dr. H., Professor an der Universität Jena, **Jesus im neunzehnten Jahrhundert.** 7. Tausend. 8. 1905. M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Windelband, Wilhelm, Ueber Willensfreiheit. Zwölf Vorlesungen. **Zweite unveränderte Auflage.** 8. 1905. M. 3.60. Gebunden M. 4.50.

In Kommissionsverlag übernommen:

Pindor, Josef, Dr. theol., evang. Pfarrer in Trzynietz, **Die evangelische Kirche Kroatien-Slavoniens** in Vergangenheit und Gegenwart. Zweite Auflage. Gross 8. 1902. M. 2.20.

Unter der Presse:

Cornill, C. H., D., Professor der Theologie an der Universität Breslau, **Einleitung in die kanonischen Schriften des Alten Testaments.** Fünfte Auflage der „Einleitung in das Alte Testament". 8. ca. M. 5.—. Gebunden ca. M. 6.—. (Grundriss der theologischen Wissenschaften.)

l'Houet, A., Zur Psychologie des Bauerntums. Ein Beitrag. ca. M. 4.—.

Knopf, Rudolf, Lic., Privatdozent der Theologie in Marburg, **Das nachapostolische Zeitalter.** Geschichte der christlichen Gemeinden vom Beginn der Flavierdynastie bis zum Ende Hadrians. Gross 8. ca. M. 8.50. Gebunden ca. M. 10.—.

Rolffs, Ernst, Lic., Pastor in Osnabrück, **Persönliches Leben.** Predigten. 8. ca. M. 2.40. Gebunden ca. M. 3.—.

Staerk, Willy, Lic. Dr., Privatdozent an der Universität Jena, **Sünde und Gnade nach der Vorstellung des älteren Judentums,** besonders der Dichter der sogen. Busspsalmen. Ein Beitrag zur Geschichte der Frömmigkeit. 8. ca. M. 1.40.

Zum militärischen Waffendienst der evangelischen Theologen.

Von Theologus. Preis 60 Pf.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Ev. Fröbel-Seminar u. Erziehungsheim Cassel

Staatlich konzessioniertes **Kindergärtnerinnen-Seminar,** $1^1/_2$ jährige Kurse, für Töchter der gebildeten Stände. Näheres i. d. Broschüre „Die Arbeit im Fröbelseminar".

Für das Kuratorium
D. Pfeiffer, Generalsuperintendent

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 11 Marburg i. H., den 16. März **1905**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Der Beginn des Todesweges — Ist noch etwas Gemeinsames vorhanden, ist noch eine Verständigung möglich zwischen der altgläubigen evangelischen Kirche und der radikal-modernen Theologie? Brief an den Herausgeber — Unsere religiöse Abhängigkeit von Christus. Antwort des Herausgebers — Eine Krisis in der Brüdermission. Schluß — Arbeiterpredigten (Dörries) — Verschiedenes: Stimmen kirchlicher Laien zum Fall Fischer; Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Der Beginn des Todesweges

Mark. 8, 27—33

Eine frühere Generation redete in der Passionszeit von der Heilsbedeutung gewisser Widerfahrnisse, die dem Gottmenschen auf seiner Erdenlaufbahn zugestoßen sind. Die Heutigen reden lieber von der Wirkung, welche das göttliche Wesen der menschlichen Person Jesus von Nazareth auf das Herz der irrenden und fehlenden Menschheit ausübt. Aber das beständige Beschreiben dieser Wirkung hat auch seine Gefahren. Viele erleben sie nur in der nachempfindenden Phantasie und bilden sich dann ein, sie hätten sie wirklich erlebt. Andere kommen in eine selbstquälerische Innenschau hinein. Man sollte mehr das Bild seiner Person hinstellen und es von selbst wirken lassen, so wie der Landmann den Samen auswirft, ihn aber selbst muß keimen und sprossen lassen. Wir spüren zwar immer, daß das tiefste Innere uns verschlossen bleibt; so geht es uns ja mit den Menschen, die uns gleich sind, sogar mit denen, die wir gut verstehen; wie viel mehr mit dem, der uns himmelhoch überragt! Aber schon der Blick auf die uns zugekehrte Seite des Geheimnisses vermag uns zu heben und zu stärken und stellt uns eine Aufgabe, mit der wir in diesem Leben nie fertig werden. Ein paar solche Blicke, zu denen uns die Passionszeit einlädt, wollen wir zu tun versuchen.

Wir wissen nicht, wann die Todesgewißheit über den Herrn gekommen ist; wir kennen nur den Augenblick, wo er sie zuerst ausgesprochen hat: nach dem Messiasbekenntnis des Petrus bei Caesarea Philippi. Die ersten Erfolge haben nicht gehalten, was sie versprochen; es ist für Jesus eine Zeit der Enttäuschung. Wer an Andern zu arbeiten hat, der weiß, wie tief solche Augenblicke schmerzen, wo man sich fragt: Habe ich für Nichts meine ganze Person eingesetzt? Die Jünger konnten leichter Etwas wissen von seiner Wirkung auf das Volk; darum fragt er: „Wer sagen die Leute, daß ich sei?“ Die Antwort befriedigt ihn nicht. Wohl halten sie ihn für einen Propheten und streiten darüber, welcher von den Größten in ihm wiedergekehrt sei. Sie interessieren sich für ihn, er ist ein beliebter Gesprächsstoff geworden, sie stellen ihn sogar den Größten an die Seite. Er aber möchte mehr als einen solchen Achtungserfolg; daran hat ein eitler Mensch Freude, aber nicht Jesus. Er gibt Nichts auf diese wohlwollende Neutralität, bei der sie schließlich ganz die alten, kleinen Menschen bleiben. Auch diese Antwort reißt ihn nicht aus der Enttäuschung. Eine letzte Hoffnung bleibt noch: „Wer saget denn *ihr*, daß ich sei?“

Sie sagen das Höchste, was sie sagen können. Nach ihrer Ueberzeugung ist er, der da kommen soll, die große Entscheidung für oder wider Gott herbeizuführen. Gegen ihn darf man nicht neutral bleiben, so wenig man sich neutral erklären darf, wenn man in den Kampf gerufen wird, die Freiheit des eigenen Volkes zu verteidigen. Nur mit ganzer Kraft für ihn eintreten und kämpfen heißt auf Gottes Seite stehen. Weil sie das eingesehen haben, kann er auf sie rechnen; und weil er sie sicher ganz für sich hat, kann er aufatmen. In den Herzen dieser Wenigen hat er den Sieg erfochten; sein Wirken war also doch nicht ganz erfolglos.

Das ist einer der Augenblicke, wo Jesus in einer übermenschlichen Größe vor uns tritt. Das älteste Evangelium weiß noch Nichts von der Seligpreisung des Bekenners. Die Christen waren gewohnt, den Augenblick, wo in einem Zuhörer der Missionspredigt die Ueberzeugung durchbrach: Jesus ist der Herr, für ein Zeichen anzusehen, daß der heilige Geist in ihn eingezogen sei, und ihn dafür selig zu preisen; sie konnten sichs darum nicht anders denken, als daß Jesus es auch getan; so lesen wir bei Matthäus. Bei Markus aber kündigt Jesus sogleich sein Leiden an. Kein Genießen der Freude über diesen Erfolg, kein Ausruhen bei dem Erreichten. Er denkt nicht an sich und weidet sich nicht an der Verehrung der Jünger für seine Person. Es gibt eine Art frommseinwollenden Geschwätzes: ich habe Dem oder Jenem zur Rettung seiner Seele helfen *dürfen*. So spricht die geistliche Eitelkeit, und wer von uns „geistlichen“ Arbeitern dürfte sich davon freisprechen? Bei uns ist die Freude am Erfolg immer auch eine Freude, daß *wir* den Erfolg hatten. Jesus denkt nur an seine Aufgabe. Seine Freude am Erfolg ist die Freude darüber, daß er jetzt an den größten, wichtigsten, schönsten und schrecklichsten Teil seiner Aufgabe herantreten kann. Er kann es, weil er jetzt die Jünger sicher für sich hat. Leicht ist es ihm nicht geworden; die Schwere des Entschlusses zeigt sich an der Erregung, mit der er den Versucher Petrus von sich weist. Wir erfahren Nichts von dem Kampf, der dem Entschluß voranging; ich glaube nicht, daß wir Jesus ehren, wenn wir annehmen, es habe keines Kampfes bedurft; ein Sieg ist mehr wert als gefundenes Gut. So tritt Jesus den Todesweg an. Er weiß: es ist der Todesweg. Aber Gott will es, und das entscheidet; er ist nur da für seine Aufgabe, darum ist er so riesengroß. Wie erbärmlich klein aber sind wir! L

Ist noch etwas Gemeinsames vorhanden, ist noch eine Verständigung möglich zwischen der altgläubigen evangelischen Kirche und der radikal-modernen Theologie?

Ein Brief an den Herausgeber

Hochgeehrter Herr Doktor!

Als ich, leider verspätet, im Lesezirkel Ihre Frommen Bedenken zum Bescheide des Brandenburger Konsistoriums gegen

Pfarrer D. Fischer gelesen hatte, zwang mir innerste Erregung die Feder in die Hand, Ihnen einige Fragen zu stellen, die seit lange mein Herz bewegen. Sie haben mir Beantwortung zugesagt, jedoch mit der Anheimgabe, einen inzwischen erschienenen zweiten Artikel über den Fall Fischer zu berücksichtigen, welchen Sie mir in Nr. 5 Ihres geschätzten Blattes freundlich zur Verfügung stellten. Nachdem ich Ihre Worte sorgfältig gelesen habe, finde ich jene bescheidenen Fragen doch nicht beantwortet. Darf ich sie kurz wiederholen?

1

Ich erlaubte mir, zu fragen: Wie ist es möglich, daß Jemand die Gottheit Christi leugnet und dabei doch in einer Kirche zu bleiben beansprucht, welche diese Gottheit Christi bekennt?

Ihr neuster Artikel erwidert schon im voraus: „Mit der Tatsache, daß wir in unserer Kirche bleiben, sollen die Gegner rechnen." Und auf Spalte 115 derselben Nummer sagen Sie ausdrücklich in Bezug auf D. Fischer: „Nicht identifizieren wir uns mit der Lehre des Gemaßregelten."

Danach wage ich noch auf eine Antwort zu hoffen, welche mit meinem Wahrhaftigkeitsgefühl übereinstimmt. Sie gestehen freilich selbst, daß man bei den Freunden der Christlichen Welt nicht von einer irgend einheitlichen Schule reden könne, sondern nur von einer gemeinsamen Gesinnung. Aber Sie persönlich, hoffe ich, werden es mir zugeben, es ist weniger eine Frage des Kirchenrechts als eine Frage der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, ob ein radikal-moderner Theologe, der die Gottheit Christi leugnet, noch das Lehramt in einer evangelischen Kirche verwalten könne, welche zu dieser Gottheit sich bekennt. Von jungen Leuten, die noch in der Entwicklung stehen, wird jeder vernünftige Mensch, zumal bei den jetzt herrschenden trostlosen Verhältnissen, nicht mehr erwarten, als daß sie möglichst nur bekennen und lehren, was sie selbst im Glauben erfaßt haben, und das Uebrige entweder verschweigen oder doch wenigstens nicht bekämpfen. Wenn jedoch ausgereifte Persönlichkeiten zu einer Anschauung durchgedrungen sind, welche derjenigen der sie berufenden Kirchengemeinde diametral entgegengesetzt ist, dann vermag ich nur das Verfahren Robert Elsmeres in dem bekannten englischen Roman und Schrempfs im wirklichen Leben als das einzig folgerichtige anzuerkennen.

Muß denn nicht einem Diener der Wahrheit die Schamröte in das Antlitz steigen, so oft er vor dem Altar Gottes den zweiten Artikel als seinen Glauben bekennt, während er doch von dem allen höchstens die Worte: „Jesus Christus geboren, gelitten, gestorben und begraben" für geschichtlich wahr hält? Hat nicht die altgläubige Gemeinde, zumal wenn die Predigt klar und deutlich leugnet, was in der Liturgie bekannt wurde, volles Recht, sich von den Predigern abzuwenden, die selbst nicht glauben, was sie sagen?

Sie behaupten in Ihrem Artikel „Eine neue Religion?", daß eine Tendenz auf Scheidung in zwei Religionen oder auch nur Konfessionen bei unseren Altgläubigen nicht besteht. Sie weisen dafür auf die neueren Einigungsbestrebungen hin. Aber ich glaube erwidern zu dürfen: diese nach staatlichen und kirchlichen Opportunitätsgründen richtenden Kirchenregimente sind nicht die Vertreter der altgläubigen Gemeinde. In den Gemeinden herrscht noch der alte heilige Unwille gegen Alle, „die Jesum Christum, Gottes Sohn, wollen stürzen von seinem Thron". Ihnen ist es nicht ein subjektiv erdachtes Theologumen des Paulus und Johannes, ihnen ist es objektiv göttliche Offenbarung, was sie von Jesu glauben. Sie können es deshalb nie verstehen, sie müssen den Vorwurf der Unehrlichkeit erheben, wenn ihre Diener am Wort scheinbar bekennen, was sie selbst nicht mehr glauben, oder gar offen leugnen, was die Gemeinde als ihres Christenglaubens wesentlichen Grund ansieht, und wenn dieselben Theologen dennoch in derselben Kirche weiter wirken wollen, in welcher dieser Glaubensgrund noch zu Recht besteht.

Es freut mich deshalb aufrichtig, daß auch Sie in besagtem Artikel Ihren Freunden empfehlen, den alten Weg der

Anpassung und Umdeutung aufzugeben und den Weg rücksichtsloser Offenheit einzuschlagen. Ich glaube nicht, daß die Vertreter der modernen Theologie mit solcher Ehrlichkeit die konservativen Kirchenchristen aufregen und es ihnen nicht recht machen. Tatsächlich kann für die doch notwendige Scheidung der Geister Nichts erwünschter sein, als offene Aussprache. Was den Altgläubigen nicht recht und völlig unverständlich bleibt, ist nur dies, daß die Kirchenregierungen solch kühnen, rücksichtslosen Angriffen gegenüber sich nur zu so schwächlichen, halbherzigen Maßregeln aufzuraffen vermögen, wie im Fall Fischer, und ferner, — daß die Angreifer solche grundstürzende Angriffe mit ihrem durch Amtsgelübde und Verpflichtung auf die Bekenntnisse gebundenen Gewissen vereinen, daß sie trotz solcher Angriffe auch nur einen Augenblick noch Diener der offiziell altgläubigen evangelischen Kirche bleiben können.

2

Aber Sie identifizieren sich nicht mit der Lehre D. Fischers. Um so mehr muß ich bei der anderen Frage beharren: Wie ist es möglich, daß Sie und Ihre Freunde Freiheit und Gleichberechtigung in der Kirche für solche Anschauungen fordern können, die doch das Fundament stürzen, auf welchem die Kirche ruht? Wie ist es möglich, daß Sie schreiben: „Es ist das nächste gegebene Ziel: der kirchlichen Rede muß vor aller Welt der Charakter eines durch keine äußere Rücksichtnahme und Schranke eingeengten Zeugnisses erobert werden?"

Offen gestanden, solche Gedanken sind einem im alten Glauben und in kirchlicher Ordnung stehenden Pfarrer, ja jedem Christen, der einen in einer Kirchengemeinschaft zu Recht bestehenden Gemeindeglauben anerkennt, einfach unbegreiflich. Wie denken Sie sich die Zukunft der Kirche? Soll wirklich eine Gemeinde, deren kirchliche Glieder noch zu Jesu beten, stillschweigend dulden müssen, daß ihre Gebete von ihrer Kanzel herab durch Schüler Weinels und Bousset's als Götzendienst verurteilt werden? Soll solche Gemeinde wirklich jeder Willkür ihres hochgelehrten, wissenschaftlichen Pastors ausgeliefert sein? Darf etwa am Ostermorgen ein Altgläubiger der Gemeinde predigen: „Christus ist wahrhaftig auferstanden", am Osterabend aber ein Mann wie Schwalb, durch keine äußere Rücksicht und Schranke eingeengt, in dieselbe Kirche hineinrufen, wie er es in Bremen getan haben soll: „Das ist eine infame Lüge!"?

Wenn Sie dieses herrliche Ziel erreicht haben, dann kann ich wirklich den Jesuiten nur raten, sich auf einer protestantischen Universität immatrikulieren zu lassen, die vorgeschriebenen Examina zu bestehen und danach, weil es ja eine Verpflichtung auf evangelische Bekenntnisse nicht mehr geben wird, einfach ihre katholische Ueberzeugung den Gemeinden möglichst vorsichtig zunächst und dann immer offener aufzudrängen. Es gäbe auch kein Mittel, die Irvingianer und andere Sekten, die sich von der Landeskirche nicht äußerlich scheiden wollen, fern zu halten. Was wäre das anders als die reine Anarchie auf kirchlichem Gebiete?

Doch nein, Sie schreiben: „Es hat wirklich Niemand das Amt, die göttliche Wahrheit mit menschlichem Arm zu schützen. Gott schützt seine Wahrheit schon selbst. Auch gegen uns. Er ist wirklich stärker als wir und braucht euch nicht zur Hilfe gegen uns. Worin wir irren, darin wird er uns nicht siegen lassen."

Das klingt herrlich. Aber wäre es nicht türkischer Fatalismus, wenn staatliche Behörden sich durch Anarchisten und Nihilisten einreden lassen sollten: „Gott schützt schon die Menschheit auch gegen uns. Wenn wir irren, werden wir nicht hoch kommen?" Oder dürften sanitäre Behörden ebenso allen Epidemien oder gar boshaften Brunnenvergiftern ruhig Einlaß gewähren in dem Gedanken: schließlich siegt doch die gesunde Menschennatur? Verzeihen Sie den Vergleich. Weil Sie sich nicht mit der Lehre D. Fischers identifizieren, darf ichs ja wohl sagen. Die altgläubigen Gemeinden müssen wirklich schon von Professor D. Kaftans Standpunkt aus alle diejenigen als Nihilisten und Brunnenvergifter auf kirchlichem Gebiete ansehen, welche die Gottheit Christi leugnen. Aber um so weniger

kann ich es verstehen, daß Sie die letzteren in Schutz nehmen und für ihre Gleichberechtigung in der Kirche kämpfen.

Oder irre ich mich? Bezieht sich eben auf D. Fischer Ihre Einschränkung: „Denn daß dann, wenn die Gewissensfreiheit für unsere Kirche vollkommen aufgerichtet ist, Alles gelehrt und gepredigt werden dürfe, was den Menschen einfällt, davon kann keine Rede sein. Man würde denen, die als christlich ausgeben, was dem Christentum zuwider ist, das Gewissen schärfen"?

Sie versuchen das schon jetzt an Pastor Mauritz zu tun. Aber müssen Sie dann nicht gerecht sein gegen das Konsistorium, welches auf seine Weise eben dem D. Fischer das Gewissen zu schärfen sucht?

Und wie verstehe ich das? Erst wenn volle Redefreiheit trotzdem für Weinel und Bousset und Fischer errungen sein wird, erst dann soll hervortreten, wie konservativ Sie sind? Erst dann soll die Gemeinde über ihre Hirten wachen? Jetzt etwa nicht? Erst dann darf grobem Unfug gewehrt werden und jetzt nicht?

Entschuldigen Sie, aber ich kann den Vergleich nicht unterdrücken. Ebenso sagen die Sozialdemokraten: „Gebt uns Freiheit! Laßt uns den Zukunftsstaat herbeiführen!" Wir fragen: „Wie wird denn das sein?" Die Antwort lautet: „Laßt nur erst das Alte fallen und uns siegen, dann sollt ihr schon sehen, wie herrlich das wird." Genau so sagen Sie der jetzt bestehenden kirchlichen Ordnung gegenüber: „Gebt sie auf!" Wir fragen: „Ja, aber was soll dann werden?" Sie antworten: „Nur erst fort mit aller Bekenntnisverpflichtung und Kirchenordnung! Gebt nur erst einmal volle Freiheit, zu *denken* nicht nur, sondern auch zu *reden* ohne äußere Rücksicht und Schranken Alles, was unsere ehrliche Ueberzeugung ist, dann findet sich von selbst die rechte christliche Ordnung, in der nur geredet wird, was dem Christentum entspricht."

Nun, in Bremen ist ja wohl schon jede kirchliche Ordnung abgeschafft. Wenn da, wie es heißt, der eine Pastor nicht mehr christlich tauft, der andere das Christentum auf der Kanzel lächerlich macht, der dritte über Schillers Werke predigt, der vierte überhaupt die Existenz Christi leugnet, so läßt solch ein Zustand Ihr Ziel vollkommener Gewissens- und Redefreiheit wahrlich nicht begehrenswert erscheinen.

3

Ich kann mir denken, was Sie auf das bisher Gesagte, vielleicht mitleidig lächelnd, erwidern werden. „Ja", werden Sie sagen, „das eben ist das Unglück, daß ihr Altgläubigen als ein unentbehrliches Fundament der Kirche ansieht, was keins ist, die Lehre von der Gottheit Christi oder irgend ein anderes Dogma des Bekenntnisses. Wir haben eben erkannt, daß dieses Fundament dem modernen naturgesetzmäßigen Welterkennen gegenüber nicht mehr zu halten ist. Wir wissen, daß wir mit diesem alten Evangelium den weiten Schichten unseres Volkes, die eine Weltanschauung ohne Wunder fordern, nicht mehr nahe kommen können. Darum haben wir uns einen neuen Glauben ohne die wunderbaren Dogmen der Kirche errungen. Wir wollen mit diesem Glauben auch fromm, auch christlich sein. Unsere Frömmigkeit verzehrt sich im Kampfe um diesen Glauben. Wir wollen durch diesen Glauben die der Kirche entfremdeten Menschen wiedergewinnen, und nur durch ihn können wir sie gewinnen. Darum, wie wir euch ruhig bei eurem alten Glauben lassen, so lange es euch beliebt, gebt uns den neuen Glauben frei, welcher der alten morschen Fundamente nicht mehr bedarf, und laßt uns mit ihm an unserem Volke arbeiten."

Von diesem Standpunkte aus bitten Sie denn auch die Altgläubigen, das nicht zu verkennen, was Sie an innerstem heiligstem Gut mit ihnen gemein haben. Aber hier eben tut sich nach meiner Ansicht die Kluft auf, welche nicht mehr zu überbrücken ist. Hier verstehe ich, wie übereifrige Leute von zwei verschiedenen Religionen reden können.

Ueber den Ausdruck will ich nicht streiten, auch, die ihn gebrauchen, nicht gegen Ihre Anklage auf Gedankenlosigkeit oder Gewissenlosigkeit in Schutz nehmen. Aber das werden Sie mir zugeben müssen: der neue Glaube wenigstens der radikalmodernen Theologen ist ein ganz anderer als der alte. Jene können ehrlicher Weise nicht mehr *an* Christus glauben, — die Altgläubigen setzen ihre ganze Zuversicht im Leben und im Sterben auf ihn als ihren Herrn und ihren Gott. Jene können ehrlicher Weise nicht mehr zu Christo beten, ja sie müßten eigentlich die Anbetung Jesu genau so als Götzendienst verurteilen, wie Luther und die ganze evangelische Kirche die Anbetung der Heiligen verurteilt. Die Altgläubigen aber empfinden die Leugnung der Gottheit Christi als eine Gotteslästerung. Jene haben, um die gebildete Welt wiederzugewinnen, die eigentliche, von Alters her fundamentale Position des Christentums aufgegeben. Die Altgläubigen aber behaupten so gerade im Bekenntnis zu der Gottheit Christi, mag sie der Vernunft tausendmal unfaßlich erscheinen, das Salz der Erde und das Licht der Welt zu sein, sie behaupten, in diesem Bekenntnis die Säule und Grundveste der Wahrheit zu besitzen, die bestehen wird, wenn alle Weltweisheit der Naturforscher und Philosophen unserer Zeit längst verschollen ist.

All mein Fragen verdichtet sich deshalb zu dem Einen: Ist denn überhaupt noch etwas Gemeinsames vorhanden, gibt es noch eine Verständigung zwischen der altgläubigen evangelischen Kirche und den radikal-modernen Theologen?

Ja, gewiß, persönlichen Glauben, Frömmigkeit, Ueberzeugungstreue, Christentum wird den letzteren ein besonnener Mensch nicht absprechen. Aber das alles haben ehrliche Katholiken, Sektirer, ja, abgesehen vom Christentum, aufrichtige Muhamedaner und Buddhisten auch. Eine Kirche jedoch, die sich das Fundament des Glaubens an die Gottheit Christi nicht rauben lassen will und kann, wird nimmermehr zugeben dürfen, daß in ihr Ja und Nein, das Bekennen und das Leugnen gleichberechtigt sei. Sie würde sich damit selbst aufgeben.

Darum bleibe ich bei der letzten schmerzlichsten Frage: Warum wirkt die radikal-moderne Theologie noch in einer Kirchengemeinschaft, in welcher für ihre ehrliche Ueberzeugung kein Raum mehr ist? Warum gründet sie nicht eine neue unitarische Kirchengemeinschaft, welche die Gottheit Christi, die Dreieinigkeit, die objektive Erlösung durch Christi Tod und seine leibliche Auferstehung ehrlich leugnet? Dann hätten wir Klarheit und Wahrheit auf allen Seiten. Dann könnten die Orthodoxen und Liberalen schiedlich friedlich neben einander hergehen, wohl gar Jeder des Anderen ehrliche Ueberzeugung achten. Dann könnten wir sehen, ob wirklich die neue Verkündigung des Evangeliums mehr ausrichtete als die altkirchliche.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Euer Hochwürden ergebenster

Celle, 1. Februar 1905 — Hermann Crome, Pastor

Unsre religiöse Abhängigkeit von Christus

Antwort auf den vorstehenden Brief

Sehr verehrter Herr Pastor,

Dank, daß Sie diesen Brief geschrieben haben! Es tut ungemein wohl, von einem Gegner so angefaßt zu werden, daß es einen innerlich bewegt. Das, was in der kirchlichen Presse zu lesen ist, trifft diese Wirkung so selten; man hat bei der dort leider noch immer gewöhnlichen Polemik den Eindruck, als könnte dem Gegner gegenüber höchstens die Absicht bestehn, ihn zu verstocken: so unmöglich gemacht wird Antwort und Auseinandersetzung durch den Mangel an Ernst und Verständnis.

Sie fassen auch kräftig zu, aber wie Sie es tun, ist es recht. Ich freue mich, Ihnen antworten zu dürfen. Nicht auf Alles gehe ich ein, aber ich hoffe Sie werden mir zugestehn, auf das, was Ihnen die Hauptsache ist. In der Ueberschrift habe ich mir schon mein Thema gesetzt.

1

Vorher nur einiges Unumgängliche. Sie sprechen so viel von Kirche. Von der altgläubigen evangelischen Kirche, von

der Kirche, die auf dem Fundament der Gottheit Christi ruht, auch von altgläubigen Kirchgemeinden. Es ist ganz klar, daß Sie da nicht die sogenannte unsichtbare Kirche meinen, die Gemeinschaft der durch alle äußern Kirchen hin Zerstreuten, die Gott als seine Kinder kennt. Zu dieser scheinen Sie sogar unsereinen zuzulassen, vorausgesetzt, daß man persönlichen Glauben, Frömmigkeit und Ueberzeugungstreue besitzt, ebenso wie ehrliche Katholiken und Sektierer, denn nur dies kann es bedeuten, wenn Sie uns, bei Erfüllung jener Voraussetzungen, Christentum nicht absprechen. Ich hätte mich nicht gewundert, wenn Sie härter urteilen würden: nämlich daß nur Bekenner der wahren Gottheit Christi zur ewigen Gemeinde der Gotteskinder gehören. Ihre und unsre orthodoxen Väter würden so geurteilt haben. Eine Anwandlung moderner Weichheit hält Sie ab, hier die strenge Konsequenz Ihrer Position zu ziehn. Aber indem Sie dieses Zugeständnis machen, wollen Sie umsomehr die äußere, sichtbare, irdisch verfaßte Kirche für die Bekenner der Gottheit Christi ausschließlich vorbehalten.

Da muß ich Ihnen gestehen, daß ich eine solche sichtbare Kirche, die auf dem Fundament der Gottheit Christi ruht, nicht kenne. Ich weiß sehr wohl, daß unsre Landeskirchen ihre Bekenntnisschriften haben. Aber die enthalten, wenn ihr Inhalt einmal als „Fundament" der Kirchgemeinschaft betrachtet werden soll, außerordentlich viel mehr als die Lehre von der Gottheit Christi. Es ist wieder eine moderne subjektive Anwandlung, der Sie nachgeben, wenn Sie von all dem dogmatischen Inhalt der Bekenntnisse so entschlossen nur den Einen Punkt der Gottheit Christi herausheben. Ich verstehe das ja persönlich ganz gut und werde auf diese Ihre Vorliebe mit meiner eigentlichen Antwort eingehn. Sofern aber die Rechtslage der Landeskirchen in Betracht kommt — und an die rühren Sie wiederholt —, weshalb halten Sie uns nicht das Trinitätsdogma vor (etwa nach der durchaus rechtskräftigen Lehre des dritten ökumenischen Symbols), oder die Lehre von der Inspiration der heiligen Schrift, oder als guter Hannoveraner die lutherische Lehre vom heiligen Abendmahl? Ihre und unsre orthodoxen Väter würden mit Ihrer einseitigen Hervorhebung der Gottheit Christi nicht zufrieden sein, ich fürchte diese würde Sie geradezu der Ketzerei verdächtig gemacht haben.

Aber um mit dem Kirchenbegriff zu Ende zu kommen. Die sichtbaren und greifbaren Kirchen, die wir haben, Ihre hannoversche Landeskirche z. B., sind mir in erster Linie nichts weiter als der Rahmen für eine bestimmte Geschichte. Es ist nicht so, daß diese Kirchenkörper sich einmal auf den Glauben an die Gottheit Christi hin zusammengeschlossen und seitdem in treuer Wahrung ihrer Satzungen ein immer identisches, fertiges Gebilde geblieben wären. Welch eine bunte Vergangenheit, wie viel Kampf und Irrtum, wie viel Entwickelung ist in solcher Kirche dagewesen! Ihre hannoversche Landeskirche z. B. hat ja gewiß vor anderen einen konservativen Zug, aber auch da! Hat an der Universität Göttingen seit ihrer Gründung 1737 immer die Gottheit Christi triumphiert? Hatten und haben Sie lauter altgläubige Gemeinden? Wie stand doch das Volk fast Ihres ganzen Landes im berühmten Katechismusstreit? Und kurzum, man kann unsre Landeskirchen nicht einfach als alten Besitz der Orthodoxie in Anspruch nehmen, dem widerspricht die Geschichte von mindestens zwei Jahrhunderten. Und unsre lutherischen Reformatoren wußten sehr wohl, daß in diesen Kirchen allerlei Volks wohnt, auch Heuchler und Ungläubige, und daß die Hoffnung auf ihren segensreichen Bestand nur darauf beruht, daß Gott sein Evangelium immer wird drin predigen und seine Sakramente austeilen lassen.

Kurz, diese rein altgläubigen Kirchen, von denen Sie sprechen, existieren nicht, sondern nur Kirchen, die eine sehr kampf- und wechselvolle Geschichte durchgemacht haben und weiterhin durchmachen werden, auf die alle die Menschen einen Anspruch besitzen, welche ihren Anteil an dieser Geschichte nachweisen können.

2

Ich muß Sie noch weiter betrüben. Ich muß versuchen, Ihnen klar zu machen, wie man sich in diesen Kirchen existenzberechtigt fühlen kann, auch wenn man gegen den Lehrinhalt ihrer Bekenntnisse immer kritischer wird.

Schon bei der Vorbemerkung über Ihre „Kirche" konnte ich die geschichtliche Betrachtungsweise nicht vermeiden. Und das ists nun überhaupt, womit die moderne theologische Wissenschaft einsetzt. Es handelt sich da zunächst gar nicht um eine neue religiöse Stimmung, um spekulative Voraussetzungen, um Darwinismus oder Evolution. Sondern einfach um die Erkenntnis der geschichtlichen Bedingtheit von Allem, was ist und geschieht. Frühere Zeitalter, die Menschen, die das Dogma schufen und in der mittelalterlichen und protestantischen Scholastik zu großartigen Systemen zusammenschmiedeten, kannten die geschichtliche Betrachtungsweise nicht. Diese tut den Tatsachen keinen Abbruch, im Gegenteil sie sucht hinter der kritisch gesicherten Ueberlieferung die Tatsachen. Und sie sieht diese Tatsachen, weil sie nicht anders kann, in einem Zusammenhang aller mit allen; sowohl im Zusammenhang mit dem, was vorher war, als mit dem, was gleichzeitig ist. Nicht daß sie überall den Kausalnexus feststellen, die Motive aufdecken könnte. Das war der naive Irrtum der pragmatischen Geschichtsschreibung. Wir wissen uns heut zu bescheiden vor dem Dunkel, das aus Mangel an Licht einfach nicht zu erhellen ist, und vor der Größe, die im Exempel des Milieus und seiner Kräfte nicht aufgeht. Immerhin unterwerfen wir Alles, was aus der Vergangenheit überliefert ist, ausnahmslos dieser historisch-kritischen Bearbeitung, und machen also auch mit der Kirchengeschichte, mit der biblischen Geschichte keine Ausnahme.

Solange das orthodoxe Dogma herrschte und wo es noch herrscht, da berichtet es von einem Drama, das sich jenseits alles irdischen Geschehens abgespielt hat. Im Himmel verläuft es der Hauptsache nach, und Gott selbst ists, den es in erster Linie angeht. Gott, der ewige heilige Gott, der zugleich die Liebe ist, kann, obwohl er allmächtig ist, nur Eines nicht: die schuldig gewordnen Menschen aus freiem Entschluß lossprechen von ihrer Schuld. Da hat er zum Glück ein ihm nahestehendes Wesen, das an seiner Gottheit teilnimmt, aber doch auch die Fähigkeit besitzt in die Welt einzugehn, die er, der Vater, nicht hat: den Logos. Dieser entschließt sich zu tun, was allein helfen kann: er nimmt Menschengestalt an und leistet den Gehorsam, den die Menschen nicht aufbrachten, und nimmt am Kreuze die Strafe auf sich, die sie verdienten. Nachdem er das vollbracht hat, steigt er zu Gott dem Vater wieder empor: nun kann und darf der Allmächtige den sündigen Menschen gnädig sein. Er selber, der Logos, setzt sich zur Rechten des Vaters und vollendet fürbittend sein Heilswerk an denen, die an ihn glauben. — Dieses Drama ist uns nach altorthodoxer Lehre in der Bibel offenbart. Der unfehlbare Charakter der Bibel verbürgt seine Wahrheit. Auf die Autorität der Bibel hin nimmt man die Erzählung hin, ohne zu zweifeln, und besitzt an ihr ein Stück Wirklichkeit, das mit dem irdischen Geschichtsverlauf, welcher Gegenstand unsrer wissenschaftlichen Geschichtsforschung ist, nur an wenigen Punkten sich berührt, aber auch da ihren Methoden nicht unterworfen ist.

Es gibt heutzutage in Deutschland keine theologische Wissenschaft mehr, die schlechthin auf diesem Standpunkt verharrte. Vielmehr gibt es in der Theologie nur zwei Richtungen: eine vermittelnde und eine radikale. Die vermittelnde sucht zwischen jenen alten supranaturalen Vorstellungen und der heutigen allgemeinen Bildung zu vermitteln, indem sie bald apologetisch für jene gegen diese eintritt, bald vor der großartigen Einheit jener zu Gunsten dieser konzedierend und retirierend Stück um Stück abbricht. Die radikale führt die geschichtliche kritische Methode auch an Bibel und Kirchengeschichte rückhaltlos durch. Nur bei ihr wollen wir hier noch ein wenig verweilen.*)

Seit dem achtzehnten Jahrhundert hat die historische Betrachtung der Bibel sich in unsrer Theologie durchgesetzt. Das unfehlbare Buch ist verschwunden: sind uns doch nicht einmal die Buchstaben des Wortlauts sicher überliefert. In der Dog-

*) Das Wort „radikal" ist ein Scheltwort. Aber vor solchen Worten soll man sich nicht fürchten. Radikal heißt wurzelecht, gründlich. Die Wissenschaft ist ihrer Natur nach aus Einer Wurzel; die Vermittelungen, die auch sein müssen, überläßt sie dem Leben.

mengeschichte haben die Dogmen ihre irdisch-menschliche Entstehung entdecken müssen. Es zeigt sich, daß die Lehre von der Gottheit Christi gar nicht das Urdatum, das Fundament der „Kirche" ist, sondern daß sie in jahrhundertelangen Kämpfen sich durchgesetzt hat, oft auch den größten Unterschieden ihres Verständnisses ausgesetzt. Für Jeden, der Theologie studiert hat, sind das Trivialitäten. Das Epochemachende, Gründende und Stiftende der christlichen Religion muß also in etwas Anderem liegen. Die Bibel, zwar kein unfehlbares Buch, aber eine Sammlung von unschätzbaren Urkunden, gibt uns Aufschluß. Da sind die Apostel, Paulus vor Allen. Da ist Jesus. Bruno Bauer, holländische Theologen, jüngst Kalthoff sagen, Jesus sei keine historische Persönlichkeit; sie erklären die Entstehung des Christentums anders. Die deutsche protestantische Theologie hat auch in ihrem radikalen Flügel diese ungesunden überstiegenen Phantasien einmütig abgelehnt. Aber der Jesus der Geschichte ist nicht der Christus des Dogmas. Er ist zum Christus des Dogmas *geworden*, und schon in der Bibel liegen die Anfänge dieser Entwickelung vor. Aber treu genug ist die biblische Ueberlieferung, um hinter ihr den Jesus zu erkennen, der in erster Linie Mensch war und als Mensch sich gab. Wenn wir von der Menschheit Jesu reden, verlassen wir das Dogma der Kirche noch gar nicht, die in der Zweinaturenlehre ihrem Jesus Christus menschliche Natur zuspricht; aber sie hat mit dieser seiner Menschheit nie vollen Ernst machen können. So sehr sie es versuchte, immer blieb diese Menschheit nur etwas Angenommenes, Uebergeworfenes, den Logos-Gott Verhüllendes. Da macht dann die geschichtliche Betrachtung Jesu ganz anders Ernst mit seiner Menschheit, indem sie von ihr als dem schlechthin Gegebenen ausgeht. Zu einer eigentlichen Biographie von ihm reichen freilich die Quellen nicht aus. Der Historiker muß sich als solcher bescheiden, daß er nur gewisse fest umrissene Züge aufdecken kann. Aber das tut er nun auch, und Niemand kann ihn daran hindern. — Zuletzt stellt sich neuerdings die religionsgeschichtliche Betrachtung ein. Jesus, die Apostel, das Urchristentum werden angeschaut in der ganzen großen Welt voll Religion, die um sie her war, die auf sie zukam aus Jahrhunderten und Jahrtausenden. Das Christentum wird zusammengeschaut mit Allem, was sonst noch Glaube, Religion, Gottes- und Weltanschauung ist von den dunklen ursprünglichsten Anfängen bis zu dem Gewimmel von heute. Es ist diese religionsgeschichtliche Betrachtungsweise nur die restlose Anwendung der längst anerkannten geschichtlich-kritischen Methode auf den Gegenstand. Restlos, also dahinter kommt nichts mehr. Die letzte Konsequenz ist gezogen. Dahinter mögen noch eine neue Spekulation, ein neuer Subjektivismus, irgendwelche noch unentdeckte wissenschaftliche Methoden oder wer weiß was sonst noch in Zukunft sich geltend machen: die Arbeit des Historikers hat sich erschöpft. Prinzipiell erschöpft, denn im Einzelnen bleibt die Aufgabe auch seiner Arbeit eine unendliche, gleichwie die aller Wissenschaft überhaupt.

Und nun darf ich diese Schilderung der gegebenen wissenschaftlichen Lage, an der Sie, verehrter Herr Pastor, wenig Freude haben werden, mit folgender Erwägung schließen. Die Geschichtswissenschaft ists, was die moderne Theologie charakterisiert, konstituiert. Diese selbe Geschichtswissenschaft ist aber recht eigentlich auf dem Boden unserer Kirche erwachsen. Wir sind mit ihr groß geworden. Wir haben gelernt, erst das Kleine, dann das Große, im Lichte des Relativismus schauen, im Lichte seiner Beziehungen nach allen Seiten hin. Es ist uns manchmal sauer genug geworden, eine altsupranaturale Vorstellung nach der anderen hinzugeben. Denn es tritt durch die geschichtliche Betrachtung schlechterdings Alles in einen neuen Gesichtswinkel und verändert den Charakter seiner Erscheinung. Hatte man aber erst angefangen, die Prinzipien der Methode zuzugeben, so war kein Aufhalten mehr. Die schiefe Ebene, werden Sie sagen. An dem Bilde ist etwas Richtiges. Aber, wie ich schon andeutete, man fällt nicht ins Bodenlose. Man kommt nicht beim Vakuum an. Ging man von dem Logos aus, jenem himmlischen Doppelwesen, das Menschengestalt annahm, und löste es sich immer mehr auf in seine zeitgeschichtlichen Bestandteile (wer hat denn heute noch die Logosvorstellung, die damals die *Heiden* hatten, längst ehe sie der Christuslehre dienstbar wurde?), so bleibt schließlich — der Mensch Jesus.

Spotten Sie meiner nicht, lieber Herr Pfarrer! Es ist etwas Großes, wenn im Ernst der geschichtlichen Forschung schließlich so Etwas bleibt, wie der Mensch Jesus. Vielleicht haben Sie sich noch nie die Mühe gegeben, darüber nachzudenken, was der Mensch Jesus einem sein kann, der ihn so gefunden, der ihn so bewährt gefunden hat. Davon möchte ich nun weiter zu Ihnen reden, und das ist mir recht eigentlich die Hauptsache an meiner Antwort.

3

Aber erst noch eine Zwischenbemerkung. Ich werde reden von unsrem religiösen Verhältnis zu Christus. Manches wird Ihnen unreif, Manches widerspruchsvoll vorkommen. Das wäre unerträglich an einem Dogmatiker. Denn ein Dogmatiker soll im Unterschiede von einem Historiker ein lückenlos einheitliches Gedankensystem darbieten; was er an Stoff kirchlicher Lehre verarbeitet, das soll mit seinem gesamten Denken, seiner gesamten Bildung und Ueberzeugung so zu einem Ganzen verschmolzen sein, daß man mit Freuden wahrnimmt: so sieht das Christentum heute im Kopfe eines Alles erwägenden, Alles in Zusammenhang setzenden Christen aus. Nur solche Dogmatiker, die das leisten, machen Eindruck. Sie können es aber nicht leisten, ohne zu vergewaltigen. Sie müssen ihre Ansichten klar und scharf formulieren, wie wenn es Dogmen wären. Das verlangt man von ihnen. Aber man darf dafür auch kritisch zu ihren Füßen sitzen, braucht nicht auf ihre Worte und Gedanken zu schwören. Dadurch wird die einseitige Bearbeitung, die der Dogmatiker notwendigerweise seinem Stoff, dem Christentum, in seinem System widerfahren läßt, für die Christengemeinde unschädlich.

Jedoch ich werde hier gar nicht darauf aussein, etwas dogmatisch Einheitliches zu bieten. Ich werde nicht als Systematiker reden, sondern als Beobachter, Erforscher, Liebhaber, Bekenner der Religion, genauer der christlichen. Das ist zugleich weniger und zugleich mehr. Ich werde versuchen, deutlich zu machen, wie es in mir und meinesgleichen, die wir durch die historische Schule gegangen sind, religiös aussieht. Für Alle kann ich dabei nicht sprechen, aber, ich denke, für Viele.

Auch das größte wissenschaftliche Problem unsrer heutigen Glaubenslehre: wie nämlich der lebendige Glaube sich verhalte zum Vergangenen, das als solches Gegenstand vorurteilsfreier, also auch unabsehbarer Kritik ist, will und kann ich nicht im Vorbeigehen lösen. Genug, daß ich das Problem hier genannt und mich zu ihm bekannt habe. Glaube hat es immer mit Gegenwärtigem, Bleibendem, Ewigem zu tun: da ist es immer eine eigentümliche Dissonanz, wenn ihm ein Verhältnis zu „Geschichtstatsachen" zugemutet wird. Das wird aber in sogenannten geschichtlichen Religionen immer der Fall sein. Kurz, diese Schwierigkeit lasse ich hier bei Seite, als existierte sie nicht.

4

Wenn man die ganze Scheidearbeit, welche historische Kritik an der kirchlichen Ueberlieferung vollzieht, zuckenden Herzens mitgemacht hat, erlebt man etwas sehr Sonderbares. Man hat Manches hergeben müssen, ja, aber Gebliebenes ist umso wertvoller geworden und neue beglückende Einblicke haben sich ergeben. Insbesondre zu Jesus Christus gewinnt man ein ganz neues Verhältnis.

Bitte, sagen Sie nicht gleich: Da haben wir ja die neue Religion. Lassen Sie sich ganz schlicht und persönlich sagen, daß diese neue Art, Jesum zu sehen, für uns Gewinn statt Verlust bedeutet. Ich rede von solchen, die wie ich unter dem Christus des Dogmas standen, als sie zum geistigen Leben erwachten. Und später bin ich zehn Jahre in einer altgläubigen, altkirchlichen Gemeinde Pfarrer gewesen. Da weiß ich also aus zwiefacher Erfahrung, was an religiösem Leben möglich ist unter dem alten Christusdogma. Aber ich habe auch die Schranken von dieser Art Christentum kennen gelernt und *den* Respekt davor verloren, als wäre es das allein seligmachende.

Genug mit dieser Andeutung, ich will nicht durch religiös-ethische Kritik des alten Glaubens mir meine Position verbessern.

Ich möchte vielmehr rein positiv Ihnen bezeugen, daß wir unsre Abhängigkeit von Jesus heute religiös kaum weniger empfinden als einst von dem Christus der Kirche. Nicht von denen, die eben in der Gärung sind, erwarte ich Zustimmung, sondern von denen, die durch Kampf zum Frieden gekommen sind. Jenes schlechthinige Abhängigkeitsgefühl, das nach Schleiermacher die Religion bedeutet, heftet sich wieder an die Person Jesu an. Der Verkehr mit einem Göttlichen, wie Duhm die Religion auffaßt, wendet sich Jesu zu. Nicht den Logos und sein himmlisches Drama suchen wir mehr bei Jesus. Aber wenn es um uns dunkel ist, und der ewige heilige unsichtbare Gott uns aus den Augen schwindet, suchen und finden wir Jesum, halten uns an seine Wahrheit, seine Wirklichkeit, setzen unser ganzes Vertrauen auf ihn, glauben an ihn, lieben und fürchten ihn über alle Dinge. Besonders wenn unsre Unzuverlässigkeit, Untreue, wenn Schwachheit, Sünde und Schuld aller Art uns im Gewissen bedrückt, halten wir uns an ihn als an einen Richter und Helfer zugleich. Warum sollen wir auch nicht andächtig sein zu ihm, ihn nicht rufen, nicht mit ihm reden, d. i. zu ihm beten? Und kurzum, wo die Persönlichkeit Jesu durch allen historischen Kritizismus und Relativismus hindurch sich in einer Seele behauptet hat, ihr vielmehr erst recht aufgegangen ist, da kommt es uns mit Staunen zum Bewußtsein, daß wir so gar Nichts sind ohne sie, weder Christen, noch Kinder Gottes, noch fromm noch gut noch treu, daß wir ohne sie weder Vergebung unsrer Sünden noch die Kraft zur heiligen Tat haben, und wir erleben, was der alte Glaube erlebt und bekannt hat, wenn er sagt, daß Jesus Christus der Herr sei, der Heiland und Erlöser.

Sie werden mit Ihren Gesinnungsgenossen rasch bei der Hand sein und schelten: Kreaturvergötterung! katholischer Heiligendienst! Polytheismus! Und manche liberale Theologen werden Ihnen Beifall klatschen. Ich kann nur versichern, daß mir das als religiösem Menschen vollkommen gleichgiltig ist. Denn als solcher habe ich meine Welt und erlebe ich meine Wunder. Als solcher trete ich die Theorie und ihre Konsequenzmacherei getrost mit Füßen und wahre mir mein Leben. Und als „Religionsforscher" ist mir gar nicht bange. Ein solcher hat vor dem „Dogmatiker" das voraus, daß er frommes Leben in jeder Form respektiert, dabei stillsteht, darüber nachsinnt, daraus lernt. Warum soll ich kein religiöses Verhältnis zu Jesus haben? Weil er ein Mensch ist? Wo steht das geschrieben, daß ich das nicht darf? Von ihm haben wir alle genommen Gnade um Gnade. Er nimmt nun einmal eine andre Stellung ein zu uns, als etwa Luther oder Paulus. Ich habe zu Luther und Paulus kein religiöses Verhältnis. Zu Buddha und Muhammed erst recht nicht. Die Religionswissenschaft hat dem nachzugehn, was wir mit und an Jesus erleben, nicht darf sie sich zur Tyrannin aufwerfen und bestimmen wollen, was uns von ihm zu erfahren freisteht.

Verweilen wir noch ein wenig beim Gebet zu Jesus. Ich habe als Pfarrer jedem Gemeindeglied, das mir klagte, zu Jesus beten könne es nicht, sondern nur zu Gott, selbstverständlich gesagt: So bete zu Gott! Der Christenseele eine Gebetspraxis aufzwingen wollen, ist Brutalität, nicht Christentum. Aber wenn ein Theologe von der Kanzel oder sonst seiner Gemeinde erklären wollte, das Gebet zu Jesu sei Götzendienst; der Monotheismus oder was sonst fordere, daß man allein Gott den Vater anrufe: so wäre das dieselbe Brutalität. Ich kann meinen Widerspruch gegen solche Theologentyrannei nicht entrüstet genug ausdrücken. Nur der Dogmatiker in seinem System (s. oben unter 3) mag um der Einheitlichkeit seines Gedankenbaus willen da seine Zustimmung oder Ablehnung scharf formulieren, und selbstverständlich wehre ich auch keinem Christen sonst, daß er frei und entschieden zu der Frage seine Stellung nimmt. Aber nur nicht Andre vergewaltigen! In einer so zarten Sache! Nur nicht in das Gebetsleben des Nächsten hineinreden! Kant über das Gebet zu lesen ist einfach unerträglich; das Privilegium des Systematikers zwar kommt ihm zu gute, aber man greift doch mit Händen, daß er von

der Sache Nichts versteht. Wenn im neuesten Kirchenstreit das Gebet zu Jesu wieder eine Rolle spielt, so wissen Sie nun, wie ich innerlich zu der Forderung Fischers stehe, Christus „könne selbst betend nicht ein Gegenstand der Anbetung sein". Es ist gewiß ungesund, wenn das Gebet zu Jesus das Gebet zum Vater verdrängt; wer unterscheiden kann, wird auch ganz anders mit Jesus reden als mit dem Vater. Von andern Sachen und in andrer Sprache; auch wohl seltener, in ganz besondern Lebenslagen. Aber ich lasse mir auch das Tischgebet nicht nehmen: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast." Ich habe noch kein schöneres, mehr das Nötige sagendes Tischgebet kennen gelernt, das ich dafür eintauschen möchte. Die dogmatische Inkorrektheit der zweiten Zeile nehme ich mit in Kauf, indem ich mir sie leicht zurechtlege. Die Theologen, die wider einen solchen zarten, feinen, tiefen, frommen Gebetston Artikel schreiben können, tun mir leid. Etwa aber gar gegen dergleichen fromme Sitte von der Kanzel zu polemisieren, um der „Ehrlichkeit" und „Wahrhaftigkeit" willen, halte ich für den Gipfel der Geschmacklosigkeit. Womit ich nicht sagen will, daß nicht auch auf der Kanzel über dies Tischgebet frei und offen und mit dem Respekt vor dem, was Leben und Sinn hat, gesprochen werden könnte; es kommt ganz auf die Art und Weise an.

Ich darf nicht zu lang werden, sonst ginge ich gern auf das heilige Abendmahl ein. Wer kein religiöses Verhältnis zu Jesus hat, für den kann es keine Anziehungskraft haben. Bloß als Gemeindefeier ist es zu wenig; obendrein hindert der Prozessionscharakter der Feier im Luthertum, daß die Gemeinde zur Darstellung kommt. Aber wie wohltuend, lieber Herr Pastor, ist für den erwachsenen Christen der Abendmahlsgang, wenn er das mysterium tremendum der lutherischen Lehre mit Gottes Hilfe nicht mehr kennt, auch als Theologe durch all die vielen Untersuchungen über die Entstehung des Abendmahls (Religionsgeschichte einbegriffen!) glücklich hindurch ist, und nun weiter Nichts tut, als sich schlicht und dankbar mit seinem Herrn und Heiland Jesus Christus zu Tische setzt. Wenn Sie wüßten, lieber Herr Pastor, wie nun erst der Segen der Feier recht zur Geltung kommt!

Oder darf ich noch ein Wort von der Bibel sagen? Die wird ja, nach dem Zeugnis Ihrer Gesinnungsgenossen, von der theologischen Wissenschaft radikaler Observanz zerfetzt, verstümmelt und mit Füßen getreten. Ja meint man denn wirklich, die litterarkritische oder religionsgeschichtliche Behandlung der biblischen Litteratur machte uns unfähig, still und fromm unsre Bibel zu lesen? sie bei unsern Hausandachten zu verwenden? dankbar über die nie endende Fülle jeden Sonntag daraus zu predigen? Jesum immer wieder darin zu suchen und zu finden?

5

Und nun werfen Sie uns doch aus der Kirche heraus! Wir unserseits haben kein Bedürfnis, das Mutterhaus zu verlassen. Wir sind zwar selbständige Kinder geworden, die nicht mehr einfach hinnehmen, was ihnen gesagt wird, aber unsre eignen Wege haben uns nicht weit genug weg geführt, daß wir uns nicht wieder hätten heimfinden können. Wir atmen den Geist und teilen die Sitte des Hauses und bleiben bei aller Verschiedenheit der individuellen Entwickelung empfangend und gebend mit den Hausgenossen zusammen, solange sie uns dulden. Was ist daran zu verwundern?

Uebrigens, weshalb, wenn es sein müßte um der Gottheit Christi willen, haben Sie und Ihre Genossen nicht längst den Bann über uns verhängt? Was z. B. Pfarrer Fischer in seinem Vortrage sagt, ist doch nicht etwa neu? Ist doch nicht das Neuste, Modernste? Es ist doch ganz gewiß Wort für Wort Theologie des neunzehnten Jahrhunderts?*)

Tun Sie, was Sie nicht lassen können. Reichen Sie uns die Hand der Gemeinschaft oder weigern Sie sie uns. Nur, dies bitte ich noch zuletzt, lassen Sie sich nicht blenden durch die grelle Beleuchtung, in der Manche unsre kirchlich-theologischen Differenzen sehen. Wie Lepsius neulich im Reiche Christi Nr. 1 mit apokalyptischen Augen die Gegensätze schaut:

*) Vgl. den Fall Sintenis anno 1840.

hier der apostolische Glaube der Kirche, dort der antiapostolische der theologischen Linken. Und er zeigt in großen Antithesen die Unmöglichkeit auf: „Gleichberechtigung des Bekenntnisses der Gottheit Christi und der Leugnung der Gottheit Christi.“ „Gleichberechtigung der Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben und der Predigt von dem Wohlgefallen Gottes allein an dem Tun.“ U. s. w. So kann man ja einmal die Dinge schildern, warum nicht? Aber die Wirklichkeit trifft es nicht. Denn erstens handelt es sich bei solchen Differenzen niemals um „Gleichberechtigung“. Das ist eine dürre juristische Formel, die die Hauptsache nicht trifft. Es handelt sich immer um Kampf. Es handelt sich um die Eine Wahrheit. Darüber habe ich mich früher einmal geäußert. Nur werden wir, wie unsre Kirche ist, diesen Kampf in unsrer Kirche führen. Brüderlich, wie es den Kindern Eines Hauses ziemt. Und wenn wir das in der rechten Weise tun, werden wir beide davon Gewinn haben. Sodann aber: jene Extreme, die Lepsius nebeneinanderstellt, existieren in der Wirklichkeit nicht so neben einander. Sämtliche denkbare Uebergänge sind da, nicht nur in den verschiednen Personen, sondern in der Entwicklung der einzelnen Personen selbst. Was ich heute von unsrer religiösen Abhängigkeit von Jesus gesagt habe, wird Lepsius nicht wagen, als „Leugnung der Gottheit Christi“ zu definieren, obwohl ich die Logoschristologie entschieden ablehne und den Ausdruck „Gottheit Christi“ grundsätzlich nicht für mich in Anspruch nehme. Und die Rechtfertigung aus dem Glauben? Ich weiß recht gut, daß manche moderne Theologen sich über gewisse biblische und kirchliche Rechtfertigungstheorien nicht genug ereifern können. Aber glaubt Lepsius wirklich, es sei Gefahr vorhanden, daß ein protestantischer Christ, wäre er auch Universitätsprofessor, die ungeheure Errungenschaft aufgibt, die für unsre Religion und Moral in der Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben liegt? Ich halte die aus dieser Lehre sich ergebende Gesinnung recht eigentlich für das gemeinsame Merkmal, an dem wir evangelischen Christen aller Richtungen uns erkennen könnten.

Und damit genug für heute. Wenn Sie wollen, verehrter Herr Pastor, kann ich Ihnen ja weiter Rede stehn. Seien Sie wenigstens überzeugt, was ich Ihnen geantwortet habe, ist mir von Herzen gegangen.

In größter Hochschätzung

Ihr ergebner

Marburg, 6. März 1905 Rade

Eine Krisis in der Brüdermission

3. Die Einnahmen

Woher kommen die Einnahmen? Es ist ein großer Irrtum, zu glauben, daß diese Frage mit dem einfachen Hinweis auf die freiwilligen Beiträge der Missionsfreunde erledigt ist. Die Einnahmen der Brüdermission zerfallen vielmehr ihrer Art nach in drei Hauptgruppen. Von den 1 812 000 Mark stammt ungefähr nur ein Drittel, nämlich 572 818 Mark aus freiwilligen Beiträgen und Vermächtnissen der Mitglieder und Freunde der Brüdergemeine, dagegen 445 000 aus Gaben für besondere Zwecke und teilweise aus Zinsen festliegender Fonds, und endlich aus den Missionsgebieten 793 753 Mark. Die letzteren sind offenbar von der größten Wichtigkeit und gradezu eine Lebensfrage für den ganzen Bestand der Mission. Im Anfang arbeiteten die Brüdermissionare fast ganz ohne Beiträge von Missionsfreunden; sie suchten sich womöglich ihren ganzen Lebensunterhalt und selbst die Mittel zur Reise durch ihrer eigenen Hände Arbeit zu verdienen. Dies gab den ersten Anstoß zu den noch jetzt auf einigen Missionsgebieten ziemlich ausgedehnten gewerblichen Betrieben und Handelsgeschäften, deren Reinertrag die Kosten der Arbeit in alter Zeit zum größten Teil deckte und heut noch die namhafte Summe von 270 000 Mark erreicht. Jetzt werden sie meist von berufsmäßigen Handwerkern und Kaufleuten geleitet.

Als zweite große Einnahmequelle sind die Regierungsunterstützungen zu nennen, die in englischen und holländischen Kolonien (in deutschen meines Wissens noch nicht) in dankenswerter Höhe namentlich für den Schulbetrieb gewährt werden. Doch reichen sie, obwohl sie 287 000 Mark betragen, bei weitem noch nicht aus für die Unterhaltung des umfangreichen Schulwesens mit seinen 249 niederen und höheren Schulen, 598 Lehrkräften und 24 679 Schülern. Leider lassen sich diese Unterstützungen nicht leicht den steigenden Bedürfnissen entsprechend erhöhen.

Eine dritte wichtige Einnahmequelle auf den Missionsgebieten sind die kirchlichen Abgaben der eingeborenen Christen. Erst seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wurden diese nach und nach systematisch dazu herangezogen, was nicht ohne schwere Krisen abging, da sie bisher nicht zu dem Bewußtsein von einer derartigen Verpflichtung erzogen waren. Ex post geurteilt, liegt hier eine Versäumnis vor; aber eine sehr entschuldbare. Denn es fehlte eben anfangs noch jede Missionserfahrung und damit auch die Erkenntnis, daß die Heidengemeinen zur Selbsterhaltung erzogen werden müssen. Die Brüdermission hat als Bahnbrecherin auch in diesem Punkte wie bei vielen anderen Missionsproblemen das Lehrgeld für ihre Nachfolger gezahlt. Aber selbst wenn dieser Grundsatz schon früher klar erkannt worden wäre, so hätte man doch in den ersten hundert Jahren bis zur Sklavenemanzipation 1834 wenig erreichen können. Wovon hätten denn die besitzlosen Negersklaven und die leibeigenen Hottentotten, die mehr mit Branntwein als mit barer Münze abgelohnt wurden, Kirchenabgaben erübrigen sollen? Erst nach 1834 konnte man energischer in dieser Richtung vorgehen. Aber auch dann standen noch bedeutende Schwierigkeiten im Wege. Denn die meisten Eingeborenen, unter denen die Brüder arbeiten, sind noch heut arm, oft blutarm. Immerhin erscheint es als möglich, daß die Gemeinen aus der Hottentotten- und Negerbevölkerung zu finanzieller Selbsterhaltung werden heranreifen können, denn sie haben noch eine wirtschaftliche Zukunft. Dagegen scheint dies bei den Eskimo und vollends bei den Australnegern, vielleicht auch bei den meisten Indianern für immer ausgeschlossen zu sein. In Anbetracht dieser ungünstigen Bedingungen kann das, was die Missionare durch ihre unausgesetzten, oft recht verdrußreichen Bemühungen erreicht haben, immerhin schon als ein guter Erfolg bezeichnet werden. Denn an regelmäßigen kirchlichen Abgaben brachten die Heidenchristen 122 000 Mark auf, d. h. 1,25 pro Kopf, außerdem an freiwilligen Gaben bei Kirchenkollekten 73 000 Mark, d. h. 0,75 pro Kopf, und endlich noch 5000 extra für die Missionsschuld. In diesen Zahlen ist noch nicht inbegriffen, was sie an Schulgeld und an vielen anderen Beiträgen in Geld oder Naturalien geleistet haben, z. B. bei Kirchenbauten; auch das macht viele Tausende aus.

Es bleibt nun noch die Frage, warum die Gaben der heimatlichen Missionsfreunde nicht so zugenommen haben, daß eine chronische Missionsschuld vermieden werden konnte. Da muß zunächst darauf hingewiesen werden, daß die Kreise derer, die für christliche Liebestätigkeit eine offene Hand haben, durch besondere Anlässe in den letzten Jahren außerordentlich in Anspruch genommen worden sind. Die Heidenmission hat dadurch wohl etwas Abbruch gelitten. Man könnte freilich sagen: man soll das Eine tun und das Andere nicht lassen. Aber die nüchterne Erfahrung lehrt leider, daß die Vielen, die danach handeln könnten, nicht wollen, und daß die treuesten Geber, die gern wollen, oft nicht können. Ferner hat in manchen Jahren das Ausbleiben größerer Legate die Einnahmen merklich verringert.

Die Hauptschwierigkeit liegt aber für die Brüdermission meines Erachtens noch an einer anderen Stelle. Das Missionsinteresse hat seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts in weiten evangelischen Kreisen einen ungeahnten Aufschwung genommen. Daran hat die Brüdergemeine einen sehr wesentlichen Anteil. Denn aus den zahlreichen Kreisen, in denen sie schon lange das Missionsleben gepflegt hatte, rekrutierten sich Viele der Missionsfreunde, die hernach an der Gründung verschiedener neuer deutscher Missionsgesellschaften beteiligt waren.

Dadurch hat sie eine große geschichtliche Bedeutung für das deutsche Missionsleben gewonnen, die um so deutlicher erkennbar wird, je tiefer man in die verborgenen Beziehungen unsers kirchlichen Lebens zu blicken vermag. Die Folge war aber für die Brüdermission nicht immer finanziell vorteilhaft. Denn von nun an wandten viele ihrer ehemaligen Freunde und auch ganze Vereine ihre Gaben, die vorher nach Herrnhut gingen, den ihnen räumlich oder kirchlich näher stehenden neuen Missionsgesellschaften zu. Diesem noch immer fortschreitenden Prozeß konnte und kann die kleine Brüdergemeine nicht wehren. Und hier liegt wohl der eigentliche Kern der gegenwärtigen Krisis.

Die Brüderkirche zählt in Deutschland nur 8000, in allen vier Unitätsprovinzen rund 40 000 Mitglieder, einschließlich der Kinder. Bei dieser numerischen Kleinheit kann sie aber heut weniger als je der Hilfe treuer Freunde entraten bei der Weiterführung ihres großen Missionswerkes, wenn sie auch im Verhältnis zu ihrer Mitgliederzahl als Missionskirche schon Ungewöhnliches leistet. Sie brachte 1903 aus ihrer eigenen Mitte über 250 000 Mark auf. Die Beiträge der Freunde aber, die ungefähr ebenso viel betragen, sind schon seit mehreren Jahren nicht mehr weiter in die Höhe gegangen. Es ist eben heutzutage schwer, den Freundeskreis zu erweitern. Denn während der Brüdergemeine als der fast einzigen Pflegerin des Missionslebens im achtzehnten Jahrhundert alle missionsfreundlichen Kreise offen standen, werben jetzt mehr als zwanzig andere deutsche Missionen neben ihr um Freunde und Gaben. Dabei ist sie gegenüber den meisten derselben dadurch sehr im Nachteil, daß sie kein landschaftlich irgendwie abgegrenztes Territorium als ihr spezielles Hinterland ansehen kann, wo sie einen geschlossenen Freundeskreis in provinzialen oder parochialen Missionsvereinen organisieren könnte, wie jene. Sie ist darauf angewiesen, sich mühsam ihren zerstreuten Freundeskreis zu erhalten entgegen einer im einzelnen nicht immer liebenswürdig auftretenden Konkurrenz, und womöglich die Bekanntschaft mit der Brüdermission auch anderen noch nicht mit Beschlag belegten Kreisen zu vermitteln. Dazu ist aber jetzt ein großer Stab von besoldeten Missionsagenten und Litteraten in Deutschland, England und Amerika nötig geworden, der früher in dieser Weise weder bestand noch erforderlich war.

4. Der Ausweg

Es gibt nur die beiden Möglichkeiten, entweder die Ausgaben wesentlich einzuschränken oder die Einnahmen zu steigern.

Bleiben wir zunächst bei der ersteren stehen. Wenn das Werk in seinem bisherigen Umfang weitergeführt werden soll, sind wirklich erhebliche Abstriche bei den Ausgaben nicht möglich, denn weiter kann die Sparsamkeit kaum noch gehen, als bisher. Man hat schon jetzt zu solchen bedenklichen Maßnahmen greifen müssen wie der, daß im letzten Jahresvoranschlag alle Neubauten gestrichen und größere Reparaturen nur im äußersten Notfall gestattet wurden. Ferner wird die Zahl der auszusendenden Missionare aufs Aeußerste beschränkt. Die Folge ist die immer lauter werdende Klage über Mangel an Arbeitskräften auf mehreren Gebieten. Vielleicht ließen sich die Gehälter, die vor einigen Jahren erhöht und ganz neu geregelt wurden, durchgängig etwas kürzen? Viele würden es sich wohl gefallen lassen, aber eine solche Maßregel wäre doch ein gewagtes Experiment. Eine Revision der Gehaltsverhältnisse ist indessen angeordnet worden. Aufs Ganze gesehen wird aber keine nennenswerte Ersparnis dabei herauskommen. Es soll jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß z. B. in Westindien nicht wenige Missionare zeitenweise freiwillig auf einen beträchtlichen Teil des ihnen zustehenden Gehaltes zum Besten ihrer verarmten Gemeinen verzichtet haben.

Die Direktion erklärte bestimmt, daß eine genügend durchgreifende Verminderung der Ausgaben nur durch Aufhebung von wenigstens zwei größeren Missionsfeldern erzielt werden könnte. Will und darf die Missionsgemeine das auf sich nehmen? Das würde für das ganze Werk eine wohl nie wieder vollkommen vernarbende Wunde bedeuten. In Grönland war die Aufgabe der Brüdermission so weit erfüllt, daß man, wenn auch mit Wehmut, Abschied nehmen und 1899 die

dortigen Gemeinen der weiteren Pflege der dänischen Staatskirche anvertrauen konnte. Von den gegenwärtigen Arbeitsfeldern wüßten wir kein größeres, welches die Brüdergemeine grade jetzt mit gutem Gewissen freiwillig verlassen könnte. Dies im einzelnen hier zu begründen, würde uns zu weit führen.

Es bliebe dann also nur der andere Ausweg übrig, noch einen letzten energischen Versuch zu machen, um die Einnahmen wieder dauernd auf die Höhe der Ausgaben zu bringen. Dies kann und muß nach zwei Richtungen hin angestrebt werden, draußen und daheim. Es wird schon eifrig dahin gewirkt, daß die Einnahmen auf den Missionsgebieten weiter in die Höhe gehen, trotz aller prinzipiellen Bedenken, die manche Missionstheoretiker gegen Missionsgeschäfte im allgemeinen hegen. Die Brüdermission ist und bleibt durch ihre geschichtliche Entwickelung vor der Hand darauf angewiesen. Und es ist auf Grund der in den letzten Jahren eingeleiteten Reorganisation des gesamten Missionshandelswesens gute Hoffnung vorhanden, daß der Ertrag zunehmen wird. Allerdings hängt das zugleich auch von der günstigen Entwickelung der wirtschaftlichen Verhältnisse in den betreffenden Ländern ab. Ein Krieg wie der Burenkrieg kann mit einem Schlag unberechenbaren Schaden anrichten. Und in Ostafrika seufzt mein eigener Schwager, der als Missionskaufmann am Nyassa lebt, schon lange darüber, daß der hohe Reichstag noch nicht zu der Einsicht durchgedrungen ist, daß das Innere dieser Kolonie nicht so langsam als möglich, sondern so schnell als möglich durch eine Eisenbahn erschlossen werden muß. Die schon jetzt vorhandenen Handelsprodukte können nicht mit Gewinn exportiert werden, nur weil schnelle und billige Transportmittel nach der Küste fehlen. Am Nyassa wirft allein die Brüdermission jährlich Tausende von Mark einer englischen Transportgesellschaft in den Rachen, und im Norden reisen unsere Missionare neuerdings mit der englischen Ugandabahn durch Britisch-Ostafrika nach dem Innern unserer deutschen Kolonie, weil wir keine deutsche Bahn zustande bringen. Eine richtig angelegte Bahn würde der dortigen Mission jährlich Tausende von Mark an Ausgaben ersparen und bald ebenso viel an Mehreinnahmen ermöglichen.

Was nun die Selbsterhaltung der Eingeborenen betrifft, so wird diese selbstverständlich mit ungeschwächter Energie weiter angestrebt. Man hat darin von der Vergangenheit viel gelernt. Infolgedessen werden in den neueren Missionsgebieten die Eingeborenen von Anfang an an den Gedanken gewöhnt, daß sie auch Pflichten gegenüber ihrer Kirche haben. Man darf aber trotz aller planmäßigen Bemühungen nicht erwarten, daß diese Einnahmen aus den Geschäften und den kirchlichen Abgaben nun plötzlich in die Höhe schnellen werden. Beides erfordert Zeit, Geduld und ausdauernde Arbeit, bis die Früchte sich zeigen.

Bis dahin aber wird es die Aufgabe des Freundeskreises der Brüdermission sein, ihr mit vermehrter Teilnahme unter die Arme zu greifen, und ihr weitere Freunde gewinnen zu helfen, so weit dies ohne Schädigung anderer Missionen möglich ist. Die Brüdergemeinen haben ihren guten Willen, selbst ihr Möglichstes zu leisten, neuerdings wieder dadurch bewiesen, daß sie aus eigenem Antrieb zu Neujahr besondere Kollekten für die Missionsschuld veranstalteten, die sich in Herrnhut auf 2800, in anderen meist nur einige hundert Seelen zählenden Gemeinen auf 650, 1200, 2700 usw. bis 4000 Mark beliefen. In einer englischen Gemeine erreichte die Kollekte, wohl infolge einzelner großer Extragaben, die Höhe von 10 160 Mark. Solche Opferfreudigkeit läßt sich auch wohl einer Unterstützung von außen her würdig erscheinen.

Endlich dürfen wir bei dieser Frage auch folgende Tatsache nicht übersehen. Die Brüdergemeine hat nicht aus eigenem Antrieb so viele Arbeitsfelder übernommen. Das gilt besonders von Deutsch-Ostafrika. Deutsche Missionsfreunde außerhalb ihres Kreises waren es, die nach Beginn unserer Kolonialära es für eine unabweisbare Ehrenpflicht der Brüdermission erklärten, daß sie ihre alte Missionserfahrung und unter so vielen anderen Negervölkern bewährte Missionspraxis nun auch dieser neuen deutschen Kolonie zugute kommen lassen müsse.

Sie hat es glaubensmutig gewagt in der Zuversicht, daß die deutschen Freunde auch weiterhin zu diesem bereits mit sichtlichem Segen und Erfolg gekrönten Werk stehen werden. Es handelt sich in diesem Lande ja nicht nur um eine Unterstützung der Brüdermission als solcher, sondern vor allem um Förderung einer nationalen Aufgabe des evangelischen Deutschland in seiner größten Kolonie.

Die Brüdermission ist nun schon alt, aber noch keineswegs altersschwach. Sie leidet weniger am Herzen als am Beutel. Noch geht ein so frischer Zug durch die meisten ihrer Arbeitsgebiete, noch spürt man bei ihren meisten Missionaren so viel Arbeitsfreudigkeit wie je. Möge es den Freunden dieser bisher so gesegneten Mission gelingen, ihr auch über diese schwere Zeit hinwegzuhelfen, damit sie uneingeschränkt ihr großes Werk fortführen könne. Adolf Schulze

---

Arbeiter-Predigten

Vor einiger Zeit besprachen wir hier „Universitäts-Predigten“ (Christliche Welt 1904, Nr. 3): heut haben wir einen Band Arbeiter-Predigten vor uns, wie sie in einer Vorstadtkirche von Hannover gehalten worden sind. Der Unterschied ist, was die Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des Geistlichen anlangt, nicht gar so groß. Unsere Arbeiterfamilien sind, Gott Lob, zum mindesten so kritisch veranlagt, als die wirtschaftlich stärkeren Schichten. Sie gehen nicht, wie die schläfrige Masse der oberflächlich „Gebildeten“, aus Gewohnheit in die Kirche, sie verlangen entweder wirklich nach Erhebung über die furchtbare Misere des Daseins, oder sie wollen sich die Sache, auf langes Zureden von Kollegen und Freunden, auch wohl der Mann auf langes Drängen seiner Frau usw., doch wieder einmal ansehen. Da heißt es die Herzen packen und, was noch wichtiger ist, festhalten. Das tut aber der Geistliche nur dann, wenn er über einen unerschöpflichen Schatz von Gedanken verfügt, und wenn er sich in seiner Predigt nicht ausgibt, nicht Alles sagt, was er auf dem Herzen hat, sondern vor allem den Hörer zum eigenen Nachdenken anregt; und daß unsere Arbeiterbevölkerung trotz recht unbeholfener Redeweise im selbständigen Denken, ja im Disputieren garnicht schlecht besteht, hat schon Mancher zu seinem Leidwesen zu spät erfahren müssen, der es nicht vorzog, zu rechter Zeit „religiöse Volkskunde“ zu treiben. Also auch da Achtung vor dem Intellekt des Hörers! Aber der eigentliche psychologische Ort für die Religion ist und bleibt doch das Gefühl, das den Willen regiert. Und dahin zielt nun die eigentliche Wirkung der Arbeiterpredigt. Dort hieß es zeigen, daß die Religion trotz der modernen Entwickelung der Wissenschaft zu Recht besteht, ja mit dem Fortschreiten des Wissens immer unentbehrlicher wird, als einziges Mittel, das die Seele vor dem Verkümmern schützt. Hier gilt es zu beweisen, daß unser Christentum auch gegenüber den grimmigsten sozialen Nöten Stand hält und Jedem das Seine gibt, nicht im äußerlichen Sinne einer gleichmäßigen Aufteilung, überhaupt nicht im Sinne eines Eigentums, das mit dem der Anderen verglichen und an ihnen gemessen werden könnte, sondern eines ganz rein persönlichen Eigentums, eines Heiligtums, in das der Einzelne sich nötigenfalls mitten im Lärm der sausenden Maschinen oder inmitten des Wagengewirrs der Großstadt hineinflüchten kann, um sich da zu „sammeln“ und von da aus aufs neue hinauszublicken in diese wogende und treibende Welt, von da aus „Ordnung“ in das „Chaos“ zu bringen, sich den Lauf der Dinge neu und von einem eigenen Standpunkt aus „zurecht zu legen“, was eben nie geschehen kann, solange ihn das ungeheure Getriebe bedrängt und ängstigt und ihn seine Ohnmacht fühlen läßt, sondern erst dann, wenn er sich vermöge des Gefühls seiner geistigen Ueberlegenheit über die Naturkräfte, des unbedingten Wertes seiner eigenen Persönlichkeit über die Sinnenwelt „erheben“ kann. Dies Gefühl der Erhabenheit ist, wie Kant und Schiller verkündet haben, ein unumstößlicher Beweis für die Freiheit der menschlichen Vernunft gegenüber der Umwelt und diese „herrliche Freiheit der

Kinder Gottes“ ist es, die dem Arbeiter gepredigt werden muß. Wenn er zu einer freieren Auffassung seiner selbst gelangt ist und als Christ innerlich ein „Herr über alle Dinge und Niemandem untertan geworden ist“, dann erst wird er sich gern wieder in den Dienst der Gemeinschaft stellen — der Gemeintrieb ist im Menschen so stark, daß wir uns mit felsenfester Gewißheit auf ihn verlassen können, wenn wir nur erst den „Menschen“ als solchen geweckt haben —, dann wird er zeigen, daß er als Christ „ein Knecht aller Menschen und Jedermann untertan“ sein kann, sein darf, weil er es sein will. Wer das Volk zu Sklaven erziehen will, mit dem können wir nicht gehen. Wer nur Duckmäuser und gehorsame Automaten aus ihnen machen will, wer das Wort „Schicket euch in die Zeit“ einfach als eine Anweisung zum viehischen Dulden und Ertragen der sozialen Lage ausdeutet, der bringt kein Evangelium, der arbeitet nicht bloß am geistigen Untergang seiner Gemeinde, sondern unserer Nation. Die Leidensschule des Herrn ist nicht dazu da, den Menschen zu Boden zu drücken, sondern seine Kräfte anzuspannen, ihn in der Ueberwindung des Unglücks innerlich groß zu machen. Dazu gehört, daß man ehrlich eingesteht, was ein Unglück ist, was soziale Schäden sind, wogegen man ankämpfen muß. Wer dazu den Leuten den Mut stählt, wer ihre Kräfte weckt, der wird nicht den kindischen Wunsch hegen, „daß man die Leute noch wie zu Kaiser Karls des Großen Zeit mit Gewalt in die Kirche treiben könnte“, wie sich mir gegenüber vor kurzem eine sächsische Pastorfrau mit heiligem Ernste aussprach; er wird lieber diejenigen, die überhaupt einer wahren Vertiefung und Ausweitung des Inneren fähig sind, durch inneren Zwang zu sich ziehen. Oder vielmehr das Evangelium wird es tun, es wird sich als „Botschaft der Freude“ erweisen. So hat Bernhard Dörries das vor uns liegende Buch benannt, das uns einen ganzen Jahrgang Evangelienpredigten bringt.*) Es ist Freudenbotschaft, was er verkündet, und Freude ist es dem Referenten, seine Sammlung hier anzuzeigen.

Wenn die Predigt den Zweck der Erhebung verfolgt, so ergibt sich von selber, daß auch eine Arbeiterpredigt nicht am Boden der gewöhnlichen Umgangssprache hinkriechen darf. Weder der saloppe, unbildliche und unbestimmte, saft- und kraftlose Salonton darf auf das Heilige angewendet werden, noch auch die allzu handgreiflich-derbe Sprache des gemeinen Mannes im Kreise der Seinen. (Daß ein salbungsvoller Pastoralton sich nicht für Arbeiter eignet, braucht hier nicht erst gesagt zu werden.) Ich möchte nun hier das ehrliche Bekenntnis ablegen, daß ich noch niemals eine Predigt-Sammlung gelesen und noch nie einen Kanzelredner gehört zu haben glaube, der in einer so vornehmen Art populär zu reden versteht, einen so klassisch-einfachen und dabei so charakteristisch-körnigen Stil anwendet, indem er einfach den Leuten auf den Mund sieht, ihre Satzbildung und ihre Ausdrücke beobachtet, aber das Edelste daraus aufnimmt und in einer Weise zusammenfügt, die freilich wohl nie erlernt werden kann, sondern in ihrer Art das Ergebnis feinen künstlerischen Taktgefühls ist. Da sind, um nur ganz Weniges herauszugreifen, keine langen Sätze, keine eingeschachtelten Perioden, keine papiernen „derselbe“ und „welcher“, kein aufdringlicher Bilderschmuck, keine gesuchten Assonanzen, keine abgeschmackte etymologische Wortspielerei, womit man ernste Leute zur Kirche hinauspredigt und Laffen heranzieht. Es ist Etwas von der großartigen, erhabenen Schlichtheit des Lutherstiles in diesem Bande, nur daß wir eben die Sprache des neunzehnten und nicht des sechzehnten Jahrhunderts hören. Da gibt es auch keine künstliche Disposition in drei Teilen, etwa mit gereimten Ueberschriften, die der gemeine Mann in ihrer Spitzfindigkeit selten erfaßt und fast nie behält, sondern in freier, und doch nicht ungeordneter Darstellung ergießt sich der breite, volle Strom der Rede.

So modern wie der Stil, ist die Auffassung der Religion, des Christentums und seines Stifters. Und das ist ein Segen, denn nur auf diese Weise kann der Geistliche die Kluft zwischen dem traditionellen Inhalt der Religion und den der Gegen-

*) Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1903. Gebunden Mk. 6.

wart entsprossenen und in ihr aufgehenden Kindern des Tages überbrücken und in ihre Herzen eindringen, wenn er sich schlicht und fest an das „Wesen des Christentums“ hält; daß Adolf Harnack hier sein Führer ist, gesteht Dörries freudig zu und sucht dem Büchlein seines Meisters auch unter den eigenen Zuhörern Freunde zu werben. Aber er erscheint nirgends auf irgend eine Partei eingeschworen. Gern zieht er altchristliche Legenden zur Erklärung heran, wenngleich er ihnen gegenüber seinen gut protestantischen Standpunkt zu wahren weiß; er kennt den Lebenswert, der in vielen dieser schlichten, bei uns mit Unrecht so wenig benutzten Erzählungen steckt. Aber mag er nun von Hochzeitssitten im heiligen Lande erzählen oder auf die grenzenlose Not der Fabrikarbeiter in den letzten Jahren stockenden Geschäftsganges eingehen, nirgends drückt er sich um die Schwierigkeiten herum, und immer weiß er ihrer innerlich Herr zu werden, sich über jede Zwangslage zu erheben, weil er die Religion in ihrem innersten Kern erfaßt hat, weil ihm „die ganze Religion“ ausgesprochen ist in dem Doppelgebote der Gottesliebe und der Nächstenliebe (S. 471).

Von der Liebe des fürsorgenden, erziehenden und helfenden Vaters aber ist er überzeugt wie nur irgend einer der altgläubigen Prediger und kann er eben darum des Glaubens an „Wundertaten“ im Sinne von Durchbrechungen der natürlichen Ordnung der Dinge entraten. Er verspricht der Gemeinde nicht, was er selbst nicht für möglich, ja nicht für recht hält, und darum wird seine eigene tiefe Zuversicht in die Führung des Herrn um so nachhaltiger auf seine Zuhörer wirken. Hören wir ihn selbst (S. 498):

Wäre es nun nicht auch ein schöner, ein großartiger Gedanke, Gott habe niemals nötig, das alltägliche Rüstzeug seiner Naturgesetze aus der Hand zu legen, um zu seinem Ziele zu gelangen, sein Vorhaben durchzuführen? Er habe seine Welt von allem Anfang her in solch weislicher Voraussicht gestaltet und geordnet, daß nun die Menschheit, ihr Leben und ihre Geschichte, wie sie nach seinem Rat und Willen verlaufen soll, darin Raum hat und Platz finden kann? Was sagt sein Vatersname mir anders, als daß er mit ewiger Sorge meiner und aller seiner Menschenkinder gedacht hat? Je mehr ich liebend und anbetend in das Geheimnis dieses Namens mich versenke, mit desto größerer Freude denke ich es mir, daß die Ordnung der Welt, die Gottes Allmacht um unsertwillen ins Dasein gerufen hat, keines Wechsels und Wandels, keiner Durchbrechung und Aufhebung bedürfe, damit der Ratschluß seiner Liebe zu seiner Vollendung kommen könne.

Dabei ist Dörries kein Revolutionär:

„Gewiß, auch wir schaffen uns feste Ordnungen für unsere Gottesdienste, wir haben unsere Gesang- und Gebetbücher und eine ganze Reihe von frommen Bräuchen und Gewohnheiten, die uns lieb geworden sind. Aber das alles soll Leben behalten und in Fluß bleiben. Es mag sich wandeln mit der Zeit und soll nicht in toten Formen erstarren. Wir sind nicht gebunden an die Weise unserer Väter und unsere Kinder an die unsere nicht. Vor allem aber soll es recht bleiben, daß der Stoßseufzer, der aus einer bewegten Menschenbrust aufsteigt, das schlichteste Wort, mit dem wir unsere Bitte, unseren Dank vor Gott bringen, ebenso sicher seinen Weg zu Gottes Thron und Herzen findet, wie der bestgeordnete Gottesdienst und das feierlichste Gebet. (S. 473)

„Leben“ soll ihm überhaupt die Religion. Zum Leben, zu handgreiflicher Deutlichkeit, hier und da vielleicht ein bischen zu realistisch, läßt er die Szenen der heiligen Geschichte vor uns auferstehen; der Heiland bleibt ihm, auch ohne übernatürliche Wundertaten — an den Krankenheilungen auf dem Wege seelischer Beeinflussung hält Dörries natürlich fest — der große Lebensspender, in dessen Geist er seine Hörer einführen will, damit sie sich von da aus selber im Leben, auch in dem so ganz anders gestalteten modernen Leben zurecht finden lernen. Darum grübelt er nicht über die Geburt des Herrn oder über das Geheimnis der heiligen Dreifaltigkeit nach, da alle diese Grübeleien, mögen sie zu noch so scharfsinnigen und geistvollen Hypothesen führen, für den schlichten Menschen einer sehr nüchternen und realistischen Zeit nimmermehr Lebenswert gewinnen, ihn niemals über sich selbst erheben können, weil sie viel zu hoch sind, um von ihm erfaßt und als Stütze auf dem Wege in die Höhe benutzt zu werden. Umso nachdrücklicher weist er auf jene anderen Geheimnisse hin, die in der Menschenbrust verborgen sind, die nicht mit menschlicher Wissenschaft ergründet werden können, die aber den höchsten Wert für die Welt des Glaubens erlangen können. Wiedergeburt aus Bekehrung heraus, neues inneres Leben in Gott und in herzlicher Liebe zum Nächsten, ein weites Herz, das die Bedürfnisse aller Anderen mitfühlen und mitverstehen lernt, das will er in seinen Hörern wirken. Er behandelt die göttlichen Dinge nicht niedrig, aber menschlich, damit man im Menschlichen das Göttliche wirksam sehe und für das Göttliche wirken lerne. Denn Wirken und Handeln, Freudigkeit und Hoffnungsmut sind für ihn Kennzeichen des Christen. „Buße ist Besserwerden und Bessermachen, Buße ist Freude“, das sind seine beiden prächtigen Mahnungen zum Bußtage. Nirgends sauertöpfisches, weltfremdes Wesen, aber auch nirgends Spielerei und Schönfärberei, sondern ernste und mannhafte Auffassung der Wirklichkeit und der feste Mut, sie durch christliche Gesinnung und Handlungsweise zur Wahrheit umzugestalten, das ist das eigentlich Charakteristische für unsern Redner. Mag nun hier und da die Umdeutung des Wunderbaren etwas zu weit gehen und unwahrscheinlich werden, wie bei der Predigt über den Gang nach Emmaus, mag auch ein bischen allzu eng gefaßte Teleologie durchbrechen, der Mensch und die Erde stärker in den Mittelpunkt der ganzen Weltordnung treten, als das Gewissen des modernen Menschen es zugeben will, mag sich also der Verfasser hier und da einmal von der ererbten Anschauungsweise seiner Zuhörer beeinflussen lassen — gleichviel, die Hauptsache ist, daß er den ganzen Wahrheits- und Lebensgehalt des Evangeliums reinen Herzens aufzufassen und ihn rein und lauter in die Seele seiner Zeitgenossen hinüberzuleiten weiß. Harnack und Naumann, Weinel und Otto, Bousset und Soltau haben in diesen Tagen uns Bücher geschenkt, die so recht für unsere Zeit geschrieben sind, die aber das Denken und Fühlen der Zeit wirklich so überaus tief erfaßt haben, daß sie eine Bedeutung weit über unsere Zeit hinaus erlangt haben; ihnen schließt sich dieses Werk von Dörries an, ein ideales Predigtbuch für unsere Zeit, für unser Volk, soweit es religiöser Erhebung über die schweren Nöte und Sorgen des Tages bedarf und sie begehrt — das heißt also nicht etwa bloß für den vierten Stand.

Robert Petsch

Verschiedenes

Stimmen kirchlicher Laien zum Fall Fischer. Hier noch eine verspätete Antwort. Sie stammt von einem Manne, dessen Name auch in konservativen Kreisen einen guten Klang hat. Man entschuldige, daß ich ihr nichts von ihrem intimen Charakter nehme, obwohl ich sie veröffentliche. Sie gehört so zum Ganzen. Wir können Hunderte von solchen Zeugnissen sammeln. Es muß aber genug sein.

„Ich habe mir nach dem Empfang Ihres lieben Briefes den Vortrag des Pfarrers Fischer verschafft und gesehen, daß er einen Teil der sich gegen ihn offenbarenden Gereiztheit selbst verschuldet hat, einmal durch den abgekürzten Ausdruck, wie z. B. in der Stelle von der versunkenen Offenbarungswelt, und dann durch sein leichtsinniges Zutrauen, daß seine Leser intra et extra muros theologische und philosophische Kenntnisse hätten. Die kindergleiche Verwunderung der Laien über Pastor Fischer gehört auf das Schuldkonto der Kirche. Sie hat die Pflicht, den Laien zu zeigen, daß gerade heute, lebhafter als seit Jahrhunderten, um den Gewinn eines rechten Gottesglaubens, das rechte Verständnis des Wie? der Offenbarung und die rechte Oeffnung unsrer Seele für die Wirkung Christi gerungen wird. Wenn Autoritäten der preußischen Landeskirche leugnen, daß hier Fragen im Flusse sind, so sind sie strafbar, denn sie versündigen sich an den Pfarrern und Laien, deren Seelen in Bewegung sind. Und sollten Theologen mit dem herrischen Erlaß des Konsistoriums zu tun gehabt haben, so ist es für sie unanständig, den Vortrag des Herrn Pfarrers Fischer nicht zu verstehen oder ihn so zu behandeln, als ob sie Laien wären. Wenn man sieht, wie seit den Tagen der Apostel die Probleme im Flusse sind, ist der Erlaß amüsant. Diese unsere papierene Kirche rechnet gar nicht mit der wachsenden Ueberzeugung der von der Ehrlichkeit der Wissenschaft überzeugten Laien, daß die Pfarrer entweder unwissend oder unehrlich seien. Wenn der heimliche Zar in der Kirche nicht an die redliche Weiterbildung der religiösen Erkenntnis gehen will, dann wird es immer einsamer um ihn.

Ich bin Zeuge der tiefen Freude frommer Katholiken gewesen, als hier neulich ein Jesuit seinen katholischen Zuhörern den Transformismus als für das religiöse Verständnis der Welt hochwillkommen nachwies, [Fogazzaro hat so hübsch gesagt, er weise die Methode auf, die Gott in der Schöpfung befolge], — daran sehe ich, daß es Dinge gibt, bei denen die katholische Kirche früher aufsteht, als unser Verwaltungsinstitut, das wir Kirche nennen.“ (s)

Kleine Mitteilungen. Mit meinem heutigen Briefe an Herrn Pastor Crome habe ich zugleich der Allgemeinen Evangelisch-lutherischen Kirchenzeitung geantwortet, die in Nr. 6 denselben wesentlichen Punkt zur Erörterung gestellt hatte wie Herr Pastor Crome. In würdigster Weise; umso mehr tat es uns leid, daß sie in Nr. 8 wieder in den alten Hengstenbergschen Ton verfiel, den unsre Kirchenzeitungen wie es scheint nicht los werden können. Wirken kann er doch sicher auf Niemanden als auf etliche rabiate Parteifreunde — und haben die es denn nötig?

Ein Privatbrief des Herrn Pastor Mauritz-Bremen an mich, um dessen Veröffentlichung er mich nachher gebeten hat, muß leider aus Platzrücksichten für die nächste Nummer zurückgestellt werden. Aus demselben Grunde findet auch der Aufsatz „Multatuli als Beunruhiger" heute noch keine Fortsetzung. R

Druckfehler. In Nr. 10 Sp. 237 Zeile 2 lies: erweicht statt: erweist.

Quittung

Für die Notleidenden im Streikgebiet: 13 Mk. aus der Diöcese Kaltennordheim; je 10 von M, Bonn; P D, Gießen; aus Steinbach am Taunus; C v K, Meran; 8 von A K, Würzburg; je 5 von A und C B, Hanau; P J, Seebergen; Kr, Magdeburg; R H, Königsberg; X in Y; 3,85 von G, Pfullingen; je 3 von J F, Knittlingen; M, Goslar; F, Gießen; M H, Zwickau; S, Linz; 2 von P H, Schmalkalden; 1 von F in E.

Für das notwendige Liebeswerk: 30 Mk. von K B, Marburg; 5 von M, Unter-Regenbach; je 2 von E, Schnaitheim; P, Heidingsfeld.

Für denselben Zweck gingen bei Herrn Pfarrer Stier in Alten bei Dessau ein: 20 Mk. von A, Großenhain; 10 von F, Kl. Schierstedt; 5 von Sch, Berlin; je 3 von L, Kl. Gnie; B, Leopoldshall; 2 von K, Leipzig.

Für Armenien: 6 Mk. aus der Gemeinde Rüttenscheid.

Für das Waisenhaus in Transvaal: 5 Mk. aus der evang. reformier en Gemeinde in Elbing; je 3 von E G, Wang; G A, Ballenstedt.

Herzlichen Dank! D H

Fortsetzung in nächster Nummer

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Verheiratet

Ida Beckmann
geb. **Harms**

Heinz Beckmann,
Pastor

Hennstedt (Norderdithmarschen)

Stellung als **Stütze** oder **Gesellschafterin** zum 1. Mai oder später sucht gebildetes junges Mädchen, das zuletzt 2 Jahre in **England** in Stellung war.

Gfl. Anfragen unter **B. H.** an die Expedition der „Christlichen Welt".

Venedig Damenhospiz. **Campo S. Angelo.** Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Freunde der Christlichen Welt

Cöthen. Montag 27. März 5 Uhr in Rumpfs Hotel: Christentum und Offenbarung. (P. Witzig, Biendorf)

Dresden. Mittwoch 29. März 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Ueber die Gleichnisse Jesu. (Kautzsch)

Ehrenbreitstein. Freunde der Christlichen Welt und des Evangelischen Gemeindeblattes (Ortsgruppe Coblenz) Montag 3. April 3 Uhr im Restaurant Rizza: Jesus im Lichte der sozialen Frage. Im Anschluß an Weinel. (Oberlehrer Martin-Andernach) Alle Freunde sind herzlich willkommen.

Frankfurt a. M. Montag 20. März 5 Uhr (Kursaal Milani Friedberger Anlage): Das Petrusbekenntnis Matth. 16 und der Primat; Aussprache über die Pflicht zur Mission im Anschluß an einen Vortrag von D. Rade.

Görlitz. Donnerstag 30. März 8 Uhr Hotel zur Krone: Christentum, Nächstenliebe und Armenpflege. (Leitsätze einer Teilnehmerin)

Hagen. Donnerstag 16. März: Das Alte Testament nach modern religiöser Auffassung. (Pf. Winkhaus)

Hannover. Dienstag 21. März 8 Uhr in Hotel Russischer Hof, Rosenstraße: Der Methodismus Kellers und das evangelische Christentum.

Leipzig. Donnerstag 16. März 8 Uhr bei Kitzing und Helbig (Passagensaal): Naturwissenschaftliches Denken und christliche Gotteserfahrung. (Gertrud Prellwitz)

Lüttringhausen. Montag 20. März 5 Uhr im Düringer Hof: Glauben und Erfahrung. (Prof. Dr. Hupfeld-Elberfeld.)

Stuttgart. Montag 27. März 7 Uhr im Herzog Christoph: Jesus und Paulus mit spezieller Beziehung auf die Heilslehre. (Dekan Herzog-Waiblingen)

Kirchlich-theologische Konferenz für die Provinz Brandenburg

Theologischer Ferienkurs Ostern 1905. 12.—14. April

Es werden sprechen:

Prof. D. **Ritschl** (Bonn) über „Dogmen und Glaubensartikel in der protestantischen Theologie".

Prof. D. **Gunkel** (Friedenau b. Berlin) über „Die Psalmen, literatur- und religionsgeschichtlich betrachtet".

Die Vorlesungen finden statt im Hörsaal 41 der Berliner Universität.

Soeben ist erschienen:

Die Schriften des Neuen Testaments

neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt

von O. Baumgarten, W. Bousset, H. Gunkel, W. Heitmüller, G. Hollmann, A. Jülicher, R. Knopf, W. Koehler, W. Lueken u. J. Weiss.

Herausgegeben von **Johs. Weiss**

2. Lieferung

Am 1. April d. J. wird der Subskriptionspreis des Gesamtwerks von 10 Mk. auf 12 Mk. erhöht.

Göttingen — Vandenhoeck & Ruprecht

Konfirmationsgeschenke aus dem Verlage von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

(Ausführliche Prospekte auf Verlangen umsonst und postfrei)

D. Gustav Frenssen: Dorfpredigten. Ausgabe in 3 Bänden in eigenartigem Einbande je 3 Mk. **Gesamtausgabe** (3 Teile in einem Bande) geb. 6,50 M.

53 000 Bände sind bis jetzt erschienen!

D. Friedr. Naumann: Gotteshilfe, Gesamtausgabe, 380 Andachten, sachlich geordnet. Ein schöner Leinenband 6 M.; **feine Ausgabe,** Halblederband, 7,80 M.

4.—7. Tausend nach 1 Jahre!

Die weit verbreitete **kleine Ausgabe,** 7 Bändchen zu je 1 M. 40 Pfg. kart. und 1 M. 80 Pfg. gebunden, bleibt daneben bestehen. Band 7 enthält ein ausführliches **Sach- und Textregister** für alle sieben Bändchen. **24 000 Bändchen sind bereits erschienen!**

Lebenserinnerungen von Thomas Carlyle. Deutsch von **E. Jaeger.** I. Band. **2. Auflage.** 1902. James Carlyle. (Vater): Edward Irving. **Mit Bildnis Th. Carlyles. 4 M., geb. 4,80 M.** II. Band, 1901: Jane Welsh Carlyle. Nebst einem Anhang. **Mit Bildnis von J. W. Carlyle. 4 M., geb. 4,80 Mk.**

Feierstunden von Prof. D. **Julius Smend,** Kurze Betrachtungen über die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. 2. Aufl. Geb. 4 M., mit Goldschn. geb. 4,50 M. **Neue Folge.** Geb. 4 M., m. Goldschn. geb. 4,50 M.

Die Auferstehung des Herrn und seine Erscheinungen. Von **H. Burkhardt,** † Missionsdirektor. 2. wohlfeile Ausgabe. In Leinenband 2 M. 50 Pfg.

Charles Kingsley

Tägliche Gedanken aus K.'s Schriften gewählt v. s. Frau. Deutsch von Baumann. 2. Aufl. 1899. In zweifarb. Druck. Geschenkband 4 M.

Aus K.'s Schriften. Eine Auswahl aus s. Vorträgen, Ansprachen, Essays, Predigten, Beschreibungen 2c. Deutsch von Baumann. Mit Bild K.'s, sein. Hauses u. sein. Grabes. 1897. Geschenkband 4,60 M.

Römer und Germanen. Mit Vorrede von Prof. Max Müller. Autor. Uebersetzung n. d. 9. Aufl. d. engl. Orig. v. Baumann. 1895. 4 M., Geschenkband 5 M.

Fr. W. Robertson, Tägliche Gedanken, aus R.'s Schriften gesammelt von **E. Reichhoff.** Geschenkband 4 M.

Kunstgeschichte im Grundriß. Kunstliebenden Laien zu Studium und Genuß von **Magdalene von Broecker.** Nach d. Tode der Verf. herausg. von **Richard Bürkner.** 5. verb. Aufl. mit 113 vorzüglichen Abbildgn. Geschenkband 4 M.

Feldbriefe 1870/71 von **Heinr. Rindfleisch,** weil. preuß. Unterstaatssekretär. 6. vermehrte Auflage. 1905. Mit Bild des Verfassers und 1 Karte. Geschenkband 4 M. **Probeheft** kostenfrei.

Fr. W. Robertson: Reden über die Korintherbriefe. 2. verb. Aufl. Lwdbd. 5 M.

„Die Kirche" schreibt: „. . . besonders auch für junge Christen als Konfirmationsgeschenk geeignet".

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9, Köthenerstr. 4

Für Konfirmation und Ostern!

Des Glaubens Bedeutung im Kampf ums Dasein. Ein Appell von Pastor C. Skovgaard-Petersen.

Billige Volksausgabe (1. bis 10. Tausend) in Leinwand gebunden M. 1.50. **Bei Partien von 10 Exemplaren à M. 1.20.**

In der kurzen Zeit seines Erscheinens sind bereits

über 8000 Exemplare

dieses herrlichen Buches verkauft! Es bildet **eine der schönsten Konfirmationsgaben** unseres deutschen Büchermarktes, namentlich für Jünglinge. Diese Empfehlung stützt sich auf das Urteil weiter, maßgebender Kreise. Wir lassen hier nur eines an Stelle der unzähligen, uns bisher zugegangenen folgen:

P. Dr. Rump (Reichsbote 1903, 297): „Ihr Eltern, legt euren zu Ostern ins Leben hinaustretenden Kindern dieses Buch auf den Weihnachtstisch! Ihr Pastoren, wenn möglich, schenkt es euren Konfirmanden! Das Buch, das vorzüglich übersetzt ist, ist ein wahrer Schatz für jugendliche Stürmer und Dränger. Wenn ein im Glauben unterwiesener Konfirmand das Buch lesen kann, ohne zu wissen, wie er besser fährt, mit dem Glauben und seinem Heiland, oder ohne Ihn und ferne von Ihm, dem ist dann wirklich nicht zu helfen. Ich behalte mir vor, es fleißig zu vergeben."

Altenburg, Gymnasialdirektor Dr. O., **Die Arbeit im Dienste der Gemeinschaft.** Eltern und Erziehern unserer deutschen Jugend gewidmet. M. 2.60, fein gebunden M. 3.50.

„Wahrlich, es ist ein gedankenreiches, mit reicher Einsicht geschriebenes Buch. — Nach meiner Ansicht eignet es sich nicht bloß für Eltern und Erzieher, sondern auch für angehende Studenten. — Für sie kann es eine Hodegetik im besten Sinne werden."

(Geh.-Rat Prof. Dr. Fries in „Lehrproben" LXVII.)

Robertson, Fred. W., **Religiöse Reden.** Neue Sammlung, dem Andenken Emil Frommels gewidmet. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. M. 2.70, gebunden M. 3.50.

„Wir Geistliche können nur Ihnen und der verehrten Uebersetzerin für diese Gabe wärmsten Dank wissen und von Herzen wünschen, daß Viele von Robertsons Geist, Behandlungsweise, Psychologie und sittlicher Energie lernen mögen. Möge dem Buch ein langer Weg beschieden sein. Es gehört zu denen, die nicht veralten."

D. Dryander an die Verlagsbuchhandlung.

Römer, Dr. med. A., **Die Kunst des Krankenbesuchens.** Zweite, verbesserte Auflage. M. 1.—.

— **Was schulden wir dem Alter?** Ratschläge und Mahnungen eines Arztes. [Neu!] M. 1.—.

Ueber die erstgenannte Schrift schrieb Geh. Kirchenrat Prof. a. D. Dr. H. A. Koestlin an den Verlag: „finde ich ganz vorzüglich, und möchte ich sie allen jungen Seelsorgern in die Hand wünschen. Ein solches Büchlein hat gefehlt! O, wenn wir s. Z. solch einen Ratgeber gehabt hätten! Tun Sie doch alles, daß es die rechte Verbreitung findet."

Baumann, Geh. Reg.-Rat Prof. J., **Wille und Charakter,** ihre Bildung auf modern wissenschaftlicher Grundlage. [Neu! Erscheint Anfang April.] ca. M. 1.50, geb. ca. M. 2.25.

„Menschen untereinander"

In den Buchhandlungen zur Ansicht! Verlag Langewiesche, Düsseldorf.

John Ruskin Auswahl

Zehntes Tausend: 1.80 Mk.!

Das Suchen der Zeit: II.

2.40 Mk. Besprochen: „Chr. W." 1904, Nr. 51. Zur Ansicht i. d. Buchhandlungen

---

Spezial-Landaufenthalt ausschliesslich für

Alkoholkranke

auf dem **Rittergut Nimbsch** a. Bober b. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.) Gegründet 1895. Preis pr. Tag 6 M. Arzt: **Dr. med. W. Bohn.** Prospekte frei durch **Alfred Smith.**

Die unterzeichnete Buchhandlung bringt hiermit zur Kenntnis der sich dafür Interessierenden, daß sie die 3. neueste Auflage der

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche

begründet von **Herzog,** redigiert von Professor **Hauck,** zu ganz kleinen Teilzahlungen abgiebt. Wir versenden auf Anfragen ausführlichen Prospekt und alles Nähere portofrei.

Bormann & Greiner
Leipzig Plagwitz Fröbelstr. 8

Ganz umsonst und portofrei

kann sich Jeder von uns für entsprechenden Wert Waaren erwerben. Man verlange neuesten Prachtkatalog mit 2500 Abbildungen nebst näherer Angabe ebenfalls gratis und franco (ohne Kaufzwang). — Derselbe enthält grosse Auswahl in Herrenketten, ferner grosse Auswahl in

Gebrüder Bell, Gräfrath
bei Solingen 245
Ältestes Fabrikversandhaus am Platze
Gegründet 1876.

Damen-Uhr- und Halsketten Broschen, Ringen, Taschenuhren, Regulateure, Wecker, Portemonnaies, Pfeifen, Spazierstöcke, Fernrohre, Feldstecher, Schuss- u. Stichwaffen, Waagen, Sensen, Reben- od. Gartenscheeren, Gärtnermesser, Brod-, Schlacht-, Gemüse-, Hack- u. Wiegemesser, Taschenmesser, Rasirmesser, Tafelmesser u. Gabeln, Damen-, Haar- u. Schneiderscheeren, Haarmaschinen, Rasirutensilien, Musikinstrumente und sonstige Schmuck- und Haushaltungsartikel etc. Gleichzeitig offerieren wir, damit sich Jeder von der Güte u. Qualität unserer Waaren überzeugen kann, franco prima Nickel-Uhrkette No. 695 wie Zeichnung ca. 29½ cm lang, mit Compass im Schieber u. 2 Quasten-Anhängern für nur Mark 2.— 14 Tage zur Ansicht. Besteller verpflichtet sich, den Betrag in angegebener Probezeit einzusenden od. die Uhrkette zu retourniren. — Mehr wie 1 Stück nur gegen Nachn. Bitten genau auf unsere Firma zu achten. Katalog enthält Neuheiten in Handwerkerketten für Schuhmacher, Zimmerleute, Maurer, Metzger, Klempner, Böttcher, Schlosser, Bäcker, Schreiner, Dachdecker, Schmiede, Bergleute, Gärtner, Winzer, Wagner, Steinhauer, Sattler. Käser, Pflasterer, Brauer u. Feuerwehr.

Von Pastor

Julius Burggraf

in Bremen erschienen:

Schillers Frauengestalten. 2. Auflage.

Goethe und Schiller im Werden der Kraft.

Jeder Band geh. 5 M., in Leinen geb. 6 M.

Carl Krabbe Verlag Erich Gussmann in Stuttgart

Einladung zum Abonnement!

Monatschrift für Pastoraltheologie

zur Vertiefung des gesamten pfarramtlichen Wirkens herausgegeben von D. **Heinrich Ad. Köstlin,** ord. Prof. der Theologie a. D., Geh. Kirchenrat, Cannstatt und Dr. **Paul Wurster,** ord Prof. der Theologie und Direktor am Prediger-Seminar in Friedberg.

(Neue Folge der Zeitschrift „Halte, was du hast")

Soeben wurde ausgegeben:

I. Jahrgang. 6. Heft

Inhalt: Wer mir will nachfolgen, der verläugne sich selbst 2c. (Marc. 8,34 [Matth. 16,24; Luc. 9,23]). Von D. H. A. Köstlin. — Aufgaben und Methoden der Pastoration in modernen Industriegemeinden. Von Pfarrer H. Bechtolsheimer. — Etwas von Amtsmüdigkeit und Amtsfreudigkeit. Von Prälat Braun. — Der Evangelische Bund 1904. Von Dekan Th. Hermann. — Aus einem Vortrag über „Stellung und Aufgabe der deutschen Akademiker im sozialen Leben". Von Oberingenieur Berger.

Jährlich 12 Hefte. Abonnementspreis M. 6.—. Für Postbezug: Zeitungsliste 113. Nachtrag

Gleichzeitig wollen wir denjenigen Interessenten, welche die Zeitschrift noch nicht kennen sollten, dies gern dadurch ermöglichen, daß wir ihnen ein Abonnement auf das II. Semester à Mk. 3.— einräumen.

Berlin W. 9. **Reuther & Reichard**

Zum militärischen Waffendienst der evangelischen Theologen.

Von Theologus. Preis 60 Pf.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. —[Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 12 — Marburg i. H., den 25. März — 1905

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Unterwegs — Multatuli als Beunruhiger. Zweites Stück — Die paulinische Erlösungslehre im Konfirmandenunterricht (Niebergall) — Diakonissenhausprinzipien — Verschiedenes: Herr Pastor Mauritz; Auch ein Vikar ohne Vaterland (Bernstein); Vom Kulturwert der deutschen Schule (Bonus); Von der deutschen Orientgesellschaft; Auf heiligen Spuren (Rüegg); Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Unterwegs

Mark. 10, 32. 35—45

Markus zeichnet uns ein lebendiges Bild von der Wanderung nach Jerusalem. Jesus geht voraus; ein paar Schritte hinter ihm folgen die Jünger. Ihnen wird es unheimlich bei seiner Entschlossenheit. Es ist etwas so Mächtiges, Geheimnisvolles in seinen Mienen zu lesen; sie fühlen es, jetzt naht die Entscheidung; aber sie ahnen nicht den Ernst des Ganges. Die ungeduldigen Donnersöhne leben mit ihrer Phantasie schon im Reich der Herrlichkeit. Sie sehen den Herrn auf seinem Throne sitzen. Von allen Seiten kommen lange Züge: Kaiphas mit den Priestern, Herodes mit seinen Großen, Pilatus mit seinen Offizieren, und jetzt ein besonders glänzender Zug: der römische Kaiser und die Senatoren! Alle werfen sich vor Jesus nieder und berühren dreimal mit der Stirn den Boden. Und sie selbst? Sie sitzen auf erhöhtem Platze neben Jesu Thron, links und rechts, und schauen hernieder auf die Mächtigen der Erde, die vor ihnen im Staube liegen. „Nichtwahr, so wird es doch sein, du versprichst uns die Plätze?“ wenden sie sich an den Herrn.

Sein Geist schaut andere Bilder: Jerusalem, der Tempel steht vor seinem Auge, eine tausendköpfige Menge, zu der er spricht. Aber das Bild wandelt sich; jetzt sieht er sich in einem dunkeln, kalten Kerker liegen, Ketten an Händen und Füßen; dann schaut er Henkersknechte, welche die Geißeln auf seinen Rücken niedersausen lassen, und nun kommt Einer, der reißt ihm die Kleider vom Leibe, und daneben steht Einer, der hat lange Nägel und einen Hammer in der Hand. Aber doch schreitet Jesus unaufhaltsam vorwärts. Und nun plötzlich diese Frage von Johannes und Jakobus! Wie können sie nur an so etwas denken! „Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde? Und euch taufen lassen mit der Taufe, mit der ich getauft werde?“

„Wir können es“, sagen sie mit dem Mut, den Jeder hat, solange die Gefahr noch ferne ist. Sie mögen daran gar nicht denken. Wenn sie nur die Plätze haben können, so soll kein Preis zu hoch sein. Auch der Ehrgeiz ist eine Kraft, die Großes leistet, aber seine Leistungen gelten nichts vor dem, der in die Herzen hineinsieht. Nicht mit einer Strafrede, sondern mit einem Wort furchtbarer Ernüchterung sucht Jesus die Zebedaiden von solchem Ehrgeiz zu heilen. „Den Kelch, den ich trinke, sollt auch ihr trinken, und mit der Taufe, mit der ich getauft werde, wird man auch euch taufen. Aber die Sitze zu meiner Rechten und Linken zu verschenken, steht nicht mir zu; es wird denen zu Teil, denen es schon bestimmt ist.“ Ihr müßt zum Schweren bereit sein, auch ohne den Lohn zu kennen.

Die Jünger möchten groß sein nach der Art der Mächtigen dieser Welt; hier kommen sie nicht dazu, das wissen sie wohl, um so sicherer aber, hoffen sie, im Himmelreich. Aber die Gesinnung, die danach strebt, und die Hoffnung, die solche Größe ersehnt, schließt das Himmelreich nicht auf. Jesus ist ferne von solchen Träumen, er denkt an die nächste Aufgabe, wie er die kurze Zeit noch zum Besten der Menschen ausnutzen, wie er ihnen durch seine Hingabe dienen, wie er das Schreckliche tragen kann. In welcher Weise er das Opfer seines Lebens als ein Lösegeld angesehen hat, läßt sich nicht mehr sicher ausmachen; genug, daß er unterwegs sein ganzes Denken und Wünschen, sein Hoffen und Bangen auf seine nächste Aufgabe, ihr Schweres und ihr Schönes richtet und ganz erfüllt ist von dem Wunsch, sie vollkommen durchzuführen. Nicht der Lohn und die Herrlichkeit, sondern der Dienst und das Leiden ist ihm die Hauptsache. Er träumt nicht von der schönen Zukunft, sondern sorgt, daß er recht durch die schwere Gegenwart komme. Die Jünger dienen Gott, um zu verdienen, er aber dient nur, um zu dienen. Sie meinen, Gott sei um der Menschen willen da; er aber weiß, daß die Menschen um Gottes willen da sind. So wandelt Jesus den Todesweg. Diese seine Gesinnung gilt am meisten im Himmelreich. Und soll die Hoffnung nicht Lohnsucht oder Ehrgeiz sein, so muß sie dieser Gesinnung entspringen und entsprechen. L

Multatuli als Beunruhiger

Vgl. Nr. 9

2

Multatulis Ablehnung der religiös begründeten oder überlieferungsgemäß wirkenden Moral ist natürlich zunächst ein ganz und gar selbstbiographisches Eingeständnis seiner Bedürfnisse; aber sie ist zugleich eine Denkarbeit, und als solche ist sie die wertvolle Feststellung, daß seine Moral den Anschluß an die Wirklichkeit in hohem Maße verloren habe, und sie enthält endlich die denkbar schärfste Kritik der Christenheit, die sich in die Schlußfolgerung zusammenfassen läßt, wie unglaubwürdig eine Moral sein müsse, deren Träger so unglaubwürdig sind wie die „Christen“.

Christus selbst wird von dieser Kritik nicht getroffen. Jesus besaß für ihn eine mächtige Anziehungskraft, seine Gedanken umkreiste er, wie immer wieder und gegen seinen Willen ein beunruhigter Geist zu einem geheimnisvollen und beziehungsreichen Orte hingezogen wird.

Was Multatuli an Jesus so stark angezogen hat, ist nicht leicht zu finden. Manche Erwähnung seiner macht den Eindruck, als benütze er ihn nur als Folie für sich, der Leidensträger hob den Leidensträger. Oft gibt er die Erinnerung an Jesus den Zeitgenossen als bittere Pille ein. Aber an andern Stellen zeigt es sich, daß doch auch ein menschlich herzlicher

Zug von ihm zu jenem ging. Auch denke ich, daß die Absolutheit Jesu Christi es ihm antat und zwar als das Gegenspiel seiner Absolutheit. Wie Jesus und vielleicht einige der Seinen keine Antinomie kannten, sondern in vollkommener Unbekümmertheit um die geschichtlichen Gebilde des Eigentums, des Vaterlandes, des Staates, der Wissenschaft und der Kunst lebten und lehrten, wie sie kindergleich in heiliger Absolutheit und Ausschließlichkeit die Erfüllung des Willen Gottes lebten und lehrten, so trat Dekker mit gleicher-Unbekümmertheit auf die andere Seite, er verneinte den göttlichen Sinn des Daseins und verkündete die reine, absolute Diesseitigkeit.

Aber ich bin nicht geneigt die Beschäftigung Dekkers mit Jesu allzu hoch einzuschätzen. Ich spüre zu deutlich, wie sehr er im allgemeinen für die Beredsamkeit Dekkers nur Mittel zum Zweck war. In der 698. Idee, über die später noch zu sprechen ist, setzt er auseinander, daß Jesus es leicht hatte unter den Juden. In den Tausend und einigen Hauptstücken über Spezialitäten von 1875 setzt er auseinander, daß Jesus es schwer hatte unter den Juden. Dieser litterarische Ballspieler wechselt flink mit den Bällen.

Wer von der Mehrheit als ein „großer Mann" angesehen sein will, muß sich nach dem Vorbild von allerlei Göttern in eine Wolke von geheimnisvollem Wesen einhüllen. Er hat nicht nötig zu fliegen, wenn man nur nicht sieht, daß er läuft. Er hat nicht nötig Wunder zu tun, wenn man nur nicht seinen Vater als Zimmermann in Nazareth kennt. Nein ... er muß keinen Vater gehabt haben. Das ist unmöglich, das ist unmenschlich, das kann als „groß" passieren, das ist das Wahre! Armer Jesus, wie konntest du dir vorstellen die Menschen auf dein „Königreich der Himmel" begierig zu machen, du, den man auf der Erde gesehen hatte, wie du Kornähren pflücktest mit der Hand ... als ein Mensch? Du, der du Hunger und Durst hattest ... als ein Mensch? Du, der du geweint hast als ein Mensch? Nein, nein, es spricht von selbst, daß die Menge, die Befähigungsdiplome ausgibt, dich nicht zur Spezialität in höhern Dingen anstellen konnte! Man hat dich gegeißelt und gekreuzigt ... Gott sei Dank, daß dich das Völkchen nicht lachen sah! Wenn du dich so weit vergessen hättest, lieber Jesus, wahrlich, man hätte dir den erhebenden Martertod auf Golgatha nicht gegönnt und es wäre dein Los geworden Gleichnisse zu ersinnen, um Schmuls Kinder zu amüsieren.

Ich meine, Jesus Christus sei ihm doch ein unbekannter Mann gewesen, er habe ihn nicht gesehen, wie er ihn doch hätte sehen können, wenn er sich an gewisse einfache, mit Nietzsche zu reden: theologiefreie Tatsachen hielt.

Jesus wohnte nicht in den Klüften, kleidete sich nicht in ein Kleid von Kameelshaaren und seine Speise war nicht wilder Honig. Er trieb keine Askese, umschnürte sich nicht mit eisernen Ketten. Er pries nicht den Schmutz und die Selbstvernachlässigung. In Nichts unterschied er sich von den Andern.

Er war nicht „originell". Die vollkommenste Menschenkenntnis, Kenntnis des Menschen und Kenntnis der Menschen spricht er direkt aus, ohne das Schellengeläute der Paradoxie. Er ging nicht auf die Gegensätze, die ihn von den Menschen trennten, aus. Er ging auf das Verbindende.

Inmitten der Formen schaffenden Menschen schuf er keine Formen. Man kann sich ihn nicht vorstellen im Chorrock, mit Bäffchen, man kann sich ihn nicht mit dem Rosenkranz vorstellen, man kann sich nicht denken, daß er zwölf Vaterunser zu beten aufgebe, man sieht ihn nicht anwesend bei Grundsteinlegungen, wer könnte sich ihn vorstellen, wie er Glocken segnet?

Inmitten einer Menschheit voll philosophischen Dranges lehrt er keine Mystik. Theosophie ist nötig, um das vorirdische Dasein des Menschen ahnbar zu machen, um sein nachirdisches Dasein sehnlich zu verfolgen. Für die Erde, für diesen beschienenen Tag, ist keine Mystik zulässig. So hängt keine Mystik mit Jesu zusammen. Er lehrte keine. Er lehrte kein Dogma.

Seitdem wir vom Menschen wissen, bis zu dieser Stunde ist Keiner erfunden worden, der so nichts als Realität wäre, wie Jesus Christus. Er ist die einzige, absolute, vollkommene und also unvergleichliche Realität inmitten der Weltgeschichte. Seine Einfachheit hat nicht ihresgleichen. Sein Leben ist eins mit seiner Lehre.

Alle Weltanschauungen müssen an ihm gemessen werden. Was nicht zu Jesus paßt, kann nicht richtig sein, denn er ist reell, er allein ist ganz wesenhaft, er ist die Realität.

Wer ihn geschichtlich nehmen kann, sei er Deutscher, sei er Holländer, sei er ein Fremdling fernen Volkes, fremden Geisteslebens, wer ihn geschichtlich nehmen kann, liebt ihn, sehnt sich nach ihm, weiß, daß man Christus leben muß, daß es Sünde ist ihn nicht zu leben, daß ihn nicht leben wollen heißt auf das einzige Reale verzichten wollen. Wer ihn liebt, erfährt seine Wirkung. Er steht ohne irgend ein Propheten- und Priester-Attribut direkt vor dem Gewissen, in dem Gewissen, er ist der Adelnde, der einzige vollkommen Adelnde in der Geschichte der Welt. Wo er ist, gibt es keine Oberflächlichkeit. Er entzieht denen unter seinen Liebenden, die von den ihm nachgerühmten Wundern schweigen, seine Wirkung nicht.

Wo die Formen schaffenden Menschen sein Bild überdeckten, da trat es größer, vollendeter, reiner und siegreicher hervor, wenn fleißige Hände den Kalküberzug über dem alten, heiligen Fresko abschülferten. Christus will die Vernunft. Wissenschaft ist seine Wirkung unter den Völkern. Er ist nicht wie wir, das ist sein Geheimnis. Er ist nicht wie wir, das ist unser Schmerz um uns. Er ist nicht wie wir, das ist das Licht auf unserm Wege.

Wenn Dekker von ihm spricht, so spricht er nicht von ihm.

Ich erkenne gleich seinen Mangel an Gefühl für Tatsachen, daß er das ganz Einzigartige, das Unvergleichliche, das wahrhaftig vorhandene Geheimnis um Jesus nicht sieht, in dem doch schönen Bekenntnis zu Jesus Christus in der 264. bis 266. Idee:

Ach, es ist so schade, daß wir kein wahres Leben Jesu haben! Das sollte ein „schönes" Buch sein. Wahrscheinlich hätten wir einen Menschen kennen gelernt, und das will Etwas mehr sagen, als einen Gott oder einen Halbgott, oder einen Ganzmalgott, ganz wie man will.

Es gibt Ritterromane, in denen dieser oder jener Held einen geweihten Harnisch hat, der geschickt gegen Hieb und Stoß ist. Wenn so ein bevorrechteter Ritter mit Jemand, der weniger bevorrechtet war, Unannehmlichkeiten bekam, ergriff ich stets für den Letzteren Partei. Ich fand sein Verlieren schöner als das Gewinnen des Anderen.

Die Evangeliensammler hätten Jesus nicht einen so geweihten Harnisch umlegen sollen.

Es gibt wenige von der Geschichte uns genannte Persönlichkeiten — ja, ich darf sagen es gibt keine — die ich so lieb hätte wie Jesus. Ach, ich möchte ihn so gern in seinen Fehlern kennen.

Es ist unmöglich, daß Jemand, der Jesus für sündlos hält, ihn so lieb haben kann wie ich.

Es liegt eine törichte Begriffsverwirrung in der Meinung, daß ich ein Feind Jesu sei. Ein Feind der tausend und ein törichten Christen, ja, und ich behaupte, daß Jesus in dieser Feindschaft mein Bundesgenosse wäre.

Und dies Bekenntnis schwächt sich ab zu jener Verkennung der kräftig umrissenen historischen Gestalt Jesu Christi in den Worten der Minnebriefe:

Ja, ja, dieser Christus wäre schöner, wenn er Mensch wäre. Die Bildweber haben zu viel ersonnen und schossen übers Ziel hinaus. Christus ist ein Gemälde ohne Schatten. Das Licht leuchtet nicht aus Mangel an Braun. Hiob ist viel schöner; Hiob war Mensch. Er fühlte und litt als Mensch. Hiob wurde erprobt als Mensch.

Das ist Multatulis wiederkehrende Klage, daß die Evangelisten das Bild Jesu verzeichnet hätten:

Jesus begegnete einem Evangelium und fragte: wer bist du? (93. Idee.)

Jesus ist dreimal gekreuzigt worden. Einmal von den Juden, dann von seinen Lebensbeschreibern und endlich von den Christen selbst. (186. Idee.)

Jesus ist schlecht gezeichnet in der Bibel. Wer das nicht fühlt, ist Jesu Freund nicht. Um Jesus recht zu schätzen muß man ein großes Teil der Evangelien wegwerfen. (65. Idee.)

An der Größe seines Leidenswillens und der Bedeutung seines Sterbens zweifelt Multatuli nicht. Liegt ja doch für ihn die geheime Aehnlichkeit zwischen Jesus und ihm in dem Durchgang durch unendliche Leiden. Kurz sagt die berühmte 57. Idee:

Es gibt nur einen Weg zum Himmel: Golgatha. Wer auf einem andern Wege dahin kommen will, ist ein infamer Schmuggler.

Als allgemein Gültiges führt das die 30. Idee aus, indem sie nachweist, daß der geheime mütterliche Entstehungsort alles Großen das Leiden sei:

Bei dem Beschauen eines Kunstwerkes, bei dem Abschätzen einer hervorragenden Tat, bei der Beurteilung eines ausgesprochenen Gedankens lege ich mir immer die Frage vor: Was ist in der Seele des Künstlers, des Helden, des Philosophen vorgegangen, daß sie das Ideal schuf, daß sie die Tat wollte, daß sie den Gedanken erzeugte und ihn als eine faßbare Vorstellung formte, das heißt, ich frage, wie die Seele befruchtet ward, welche Zustände sie bei Entstehung und Ausreifen durchlief.

Nun wohl, die Geschichte einer großen Konzeption ruft mir immer das Textwort zu: Mit Schmerzen sollst du Kinder gebären.

Wenn ein Weizenkorn sprechen könnte, so würde es sagen, daß im Entkeimen Schmerz liegt.

Helden, Künstler und Philosophen werden mich begreifen und die Klage des Weizenkorns verstehen.

Aber im Grunde hält Dekker sich selbst für den größeren Kreuzträger. Die 698. Idee enthüllt dies in grenzenloser Naivität. Sie zeigt, wie sehr ihm der absoluten Größe gegenüber das Gefühl der Distanz abging:

Wir sind von Kind auf gewöhnt, das Leiden Jesu als das non plus ultra von Schmerz schildern zu hören. Ich behaupte indessen — wenn wir die Evangelien nach Abzug aller willkürlichen Zusätze annehmen, wie sie da liegen — daß seine Gegner und Feinde, mit sehr geringen Ausnahmen, überaus gutartig waren, es sei denn, daß man ihre Unerfahrenheit im Henkersgeschäfte etwa Stumpfsinn zuschreiben möchte. Der Kreuzestod — das unvermeidliche, tragische Ende — war eine Wohltat. Uebrigens suchen wir in den Evangelien vergebens nach der Peinigung, die unser Geschlecht bei dem Outlaw in Anwendung bringt, der es wagt oder doch versucht die Wechsler aus dem Tempel zu jagen.

Lesen wir z. B., daß man Jesus in die Rede fiel, ihn verspottete, ihm nachäffte, während er seine — meines Erachtens mit Unrecht berühmte — Bergpredigt hielt? Gabs da Hanswurste unter seinen Zuhörern, die seine Parabeln in das Lächerliche zogen? Zeigte sich, daß man geringschätzig von ihm dachte, wenn er sich schlicht ausdrückte? Daß er sich lächerlich machte, wenn seine Rede erhaben war, grimmig bestritten wurde, wenn er von der „Lehre“ abzuweichen wagte? Lesen wir irgendwo, daß man ihn ausschalt, ihn lästerte, ihn verwundete in seinen häuslichen oder verwandtschaftlichen Beziehungen? Sorgte man dafür, daß er sein tägliches, nötiges Brot nur mühselig erwarb? Ward er von Land zu Land gejagt, überall ein Verbannter, und am meisten in seinem Vaterlande? Hinderte man ihn zu denken?

Wir lesen Nichts von dem Allen. Und selbst, wo Jesus sich unziemlicher Handlungen, rauher Ausfälle schuldig machte, behalf man sich mit einem Machtspruch oder einem ausweichenden Scherze, statt vernünftiger Beurteilung? — immer eingedenk, daß wir die Kenntnis seines Lebens allein aus den Evangelien schöpfen können — und immer fehlt die Zurechtweisung, die ihm heute nicht erspart worden wäre. Es hat den Anschein, als ob Jeder, der mit Jesus in Berührung kam, vorher bestimmt war, entweder seine Aussprüche und Handlungen sofort zu begreifen, wie es zu seiner Berufung gehörte, oder daß sich eine Art von Unbegreiflichkeit ausbreitete, die gerade geeignet war, die Eigenart der Berufung in das rechte Licht zu stellen. Stets waltet Harmonie zwischen ihm und seiner Umgebung. Ueber ihm und seinen Jüngern lag dieselbe Färbung, selbst wo sie seine Worte verkehrt aufzufassen scheinen. Die verkehrte Auffassung führt dann auch höchstens zu einer bescheidenen Frage ... niemals zu Gezänk oder Besserwisserei. Im ganzen Leben Jesu kommt kein einziger Redezwist vor. Er sagt Etwas: man schweigt. Man fragt Etwas: er antwortet, und der Frager verschwindet. Alles, was mit ihm in Berührung kommt, gleicht mehr den Chören in einem griechischen Trauerspiel, die gerade genug sagen, um den Charakter der Helden oder Heldinnen herauszustellen, als wirklichen Menschen, die ihre eigenen Begriffe mitbringen. Niemals verschieben die sogenannten Feinde Jesu die besprochene Frage, indem sie etwa von dem allgemeinen Gegenstande auf seine Person, auf seine häuslichen Umstände, auf seine Gesinnung, auf sein Privatleben übergehen. Man schmiedete keine Waffen gegen ihn aus seiner Beziehung zu Martha und Maria. Man warf keinen Schmutz auf seine zärtliche Freundschaft zu Johannes. Er wurde nicht wegen seines Wanderlebens gescholten, das man heute flink als Landstreicherei brandmarkte. Nirgends wurde ihm seine niedere Abkunft zum Vorwurfe gemacht und ebensowenig die wunderbare Geburt, deren angebliche Göttlichkeit doch nichts anderes als uneheliche Abstammung in den Augen derer bedeuten mußte, die an diese Göttlichkeit nicht glaubten. Man verdrehte seine Handlungen nicht. Man schalt ihn nicht unsittlich noch sittenlos, wo er doch Proben von Verachtung der Sitten seiner Zeit gab. Man schmähte seine Armut nicht ...

In einem Wort: der Beruf eines Reformators ist in unsern Tagen mühseliger. Die Aufgabe ist schwerer. Die Mittel sind geringer. Der Widerstand ist kräftiger. Die Waffen, mit denen ein Bannerträger bekämpft wird, sind schärfer ... sie sind vergiftet.

Bei dieser ebenso naiven wie kecken Abwägung des Lebens Jesu gegenüber seinem Leben hat Dekker einen artigen Ueberschuß an Leiden für sich herausgerechnet. Er sagt es denn auch ausdrücklich in der 682. Idee:

Es geht doch nicht über das Fassungsvermögen jedes gewöhnlichen Menschen, wenn man feststellt, daß in Jesu Leben viel mehr vorgefallen sein muß, als uns die Evangelien mitteilen, sonst wären wir zur Meinung berechtigt, daß er Wenig erfahren hat.

Die Lehre Jesu hat ihn ernstlich nicht beschäftigt. Daß sie auf der vollkommensten Einsicht in das Wesen des Menschen ruht, ist ihm nicht eingefallen. Als ein Epigramm und als eine Schelmerei, die den bändereichen Predigtsammlungen gelten mag, ist die 63. Idee annehmbar:

Jesus hat viel Schönes gesagt. Aber das Schöne, das er gesagt hat, umfaßt keinen halben Druckbogen. ($7\frac{1}{2}$ Cent.)

Aber mehr ist sie nicht wert. Sachlich natürlich ist die 64. Idee richtig:

Jesus muß viel gesagt haben, das nicht in der Bibel steht, darunter muß viel Schönes gewesen sein. Es steht von Jesus Vieles in der Bibel, das Jesus nicht gesagt haben kann.

Daß das uns Ueberlieferte das Gewissen von Tausenden und die Formen schaffende Kraft von Millionen in Bewegung gesetzt hat, sieht unsern ungeschichtlich denkenden Kritiker nicht an.

Die Lehre Jesu interessiert ihn unter einem ganz andern Gesichtspunkt. Er lehnt sie für sich ab, aber er fordert an die Christen, daß sie mit ihr Ernst machen und in seiner Rede an die Christenheit (und diese Rede umfaßt seine sämtlichen Werke) befolgt er die ärztliche Methode, den Christen insgesamt Christus, den Evangelischen insgesamt den Katholizismus, der modernen Theologie (seinem roten Tuche) die evangelische Orthodoxie als bittern Heiltrank einzugeben.

Selten nur dringt Multatuli auf die Christen mit herzlichen Worten ein, wie er dies 1861 in seinem prächtig beredten Fürwort für die durch Wassersnot geschädigten Javanen: Zeige mir den Platz, wo ich gesät habe mit den Worten getan hat:

Christen, gebt, helft und rettet! Es gilt die Ehre eueres Glaubens, es gilt die Ehre eueres Christus! Seid gewarnt vor der Opferwilligkeit der Muhamedaner, der Heiden, der Chinesen ... Christen sorgt, daß die Vergleichung nicht zu euerm Nachteile ausfalle. Laßt dort unten nicht gesagt werden, daß euere Lehre eine Lehre von Systemen und Meinungen ist und nicht eine Lehre von Taten!

O ihr, die ihr zur Missionssache und zu Bibelverbreitungsgesellschaften Beiträge bezahlt, bedenkt, daß in eurer Bibel ein Samariter vorkommt, der den verwundeten Reisenden nicht über die Lehren der Propheten unterhielt, sondern der seine Wunden wusch, ihn aufnahm in sein Haus und Sorge für ihn trug, bis zur Genesung.

Laßt es nicht wiederholt werden — denn gesagt ist es — daß ihr euch selbst sucht und eigenen Vorteil, wenn ihr von dem Heile anderer sprecht und schreibt! Laßt es nicht wiederholt werden — denn gesagt ist es — daß ihr allein darum so beharrlich auf den Himmel weist, um euch um so leichter zum Meister auf der Erde machen zu können! Laßt es nicht wiederholt werden — denn zum dritten Mal, Christen, gesagt ist es, — daß euer Evangelium eine falsche frohe Botschaft ist, euer Gottesdienst eine Spekulation, euer Christus ein Prophet von Lügen und Betrug und euer Gott ein goldenes Kalb, das ihr selbst zur Anbetung aufgerichtet habt in der dürren Wüste euerer Herzen!

Nein, so brüderlich ernst ist sein Anruf an unser Gewissen sonst nicht, verächtlich und rauh herrscht er die Christen an:

Ich stehe ihm näher als ihr und sage euch, daß ihr Elende seid. — Jesus war kein Christ. — Ich erkenne das Bestehen des Christentums nicht an. Ich bin ihm nirgends begegnet, hab es nirgends wahrgenommen und bin überzeugt, daß Jesus, wenn er auf die Erde zurück käme, sehr verwundert wäre zu hören, daß man sich nach ihm nennt. (Idee 704; 66; 186.)

Diesen Gedanken wendet er dann neu und ähnlich, wie ihn Carlyle einmal in einem Tischgespräche hinwarf: Es ist eine unbestreitbare Wahrheit, daß Jesus heute wenig Aussicht auf einen freundlichen Empfang in der Gesellschaft von Menschen hätte, die sich nach ihm benennen, und höchst wahrscheinlich würden sich seine heutigen Jünger beeilen ihm ein Plätzchen in einem „christlichen“ Narrenhause anzuweisen. „Der Mann ist nicht von unserer Zeit“ hieße es dann, und sofort hätten die braven Gottesgelehrten diesen oder jenen Spruch — am liebsten von ihm selbst — zur Hand, um Jesus zu belehren, wie der „wahre Christ“ — und, amüsanter noch, wie Christus selbst — von seiner Zeit zu sein hätte. (Idee 925.) Diese Gesellschaft von heute nennt er „gläubig und ... infam schlecht“. (Idee

157.) In seiner Anrede an die Pariser Communards steigert sich die Schärfe der Anklage gegen die Christen zu dem Worte:

Schämet euch, Ungläubige zu Paris, ihr habt euch betragen wie Christen! Ihr, die ihr euch den Ehrennamen von Atheisten anmaßt, habt gebrannt und getötet wie Kirchgänger, wie bösartige Fromme, wie Elias.*) (918)

Und endlich nimmt die Anklage gegen die Christen die so natürliche Wendung zur Forderung, daß die Ausbreitung des Christentums bei den Christen beginnen müsse. -(Waarom bekeert men my niet? fragt er drollig genug.) Mission sieht erst nach etwas aus, wenn die Bekehrten ferne wohnen und unaussprechliche Namen haben, wie die Neuseeländer, Hottentotten und Molukkenbewohner sie führen. Und dann schicken dazu noch die Missionskreise Andere für sie in das Feuer:

Christus hat vergessen zu sagen: Wer in meinem Namen Andere aussendet, gefressen zu werden, ist meiner nicht wert. Ich mache dieses Versäumnis mit diesen Worten gut. (704)

Hermann Oeser

Die paulinische Erlösungslehre im Konfirmandenunterricht

Von Lic. F. Niebergall, Privatdozent in Heidelberg. Tübingen, J. C. B. Mohr 1903. 92 S. 1,60 Mk.

Wenn Niebergall uns Etwas zu sagen hat, ist es etwas Gutes, diesmal zugleich etwas Ueberraschendes. Die Ueberraschung liegt im letzten Satz. Wir werden sehen!

Niebergall stellt zunächst biblisch-theologisch die paulinische Erlösungslehre dar, nach ihrer ethischen, religiösen, eschatologischen Seite. In der Art, wie es neuerdings am ausgeprägtesten von Wernle ausgeführt ist, zeigt er die Theorie des Apostels als notwendiges, innerlich begreifbares Ergebnis seiner eigenen Entwicklung, insonderheit seines Erlebnisses bei Damaskus. Paulus selbst ist der Erlöste, an dem seine Erlösungslehre Wahrheit geworden ist, die er nunmehr als eine allgemeingiltige darstellt und mit vielfach jüdisch-rabbinischen Beweisführungen belegt. Nachdem sodann die Behandlung der Erlösungslehre in den gangbarsten Katechismen und Leitfäden gezeichnet und — sehr scharfsinnig und treffend — beurteilt ist, gibt Niebergall seine eigenen pädagogisch-didaktischen Vorschläge. Das Ziel ist nicht, kleine Theologen zu schaffen, die über die Erlösungslehre reden können, sondern erlöste Christen, die die Erlösung an sich erlebt haben. Das Erlösungsbewußtsein steht in zweiter Linie. — Beiläufig bemerkt: im Konfirmandenunterricht, nicht im Schulunterricht. Eine Scheidung, die ich ablehnen muß, schon deswegen, weil der Konfirmandenunterricht allein nicht entfernt das leisten kann, was Niebergall von ihm verlangt. — Erlösung nimmt Niebergall in dem umfassenderen Sinne, der die Befreiung von der Sündenmacht und Erweckung des neuen Lebens einerseits, die Befreiung aus der Schuldverhaftung und Darreichung von Frieden und Vertrauen andererseits in sich beschließt. Es folgen nun prächtige, feinfühlige Schilderungen des offiziellen (schulmäßig dressierten) und des wirklichen (sein eigenes Innenleben führenden) Konfirmanden und ein ebenso schöner Gang, den Letzteren die Erlösung durch Unterricht erleben zu lassen. Man soll das Bild des Erlösers in seinem Kampf mit der Sünde vor die Augen malen und so die Erlösungskräfte des Geistes Christus lebendig machen. Am Schluß dieses Unterrichtsabschnitts sollen die „erreichten oder erstrebten" Gefühlswirkungen gesammelt werden, etwa in dem Liede „Jesu, deine Passion will ich jetzt bedenken". Die beste Ueberleitung zur Gewinnung einer Theorie bildet dann die Darbietung von Personen, die als Typen Erlöster gelten können, vor allem Pauli und Luthers, nur daß man (sehr schön!) deren Fälle als einzigartige hinstellen und womöglich durch ein ebenfalls typisches Lebensbild von ruhigerem Gange ergänzen soll. Nun werden einige dogmatische Fälle über die Erlösungstatsachen gewonnen, auch schon, etwa in Vergleich mit Giesebrechts Gedicht „Der Lootse", der Charakter des Opfertodes gezeichnet und endlich — hier kämen wir auf das Thema im engsten Sinne — die paulinischen Aeußerungen über Erlösung aus den Briefen hinzugetan.

Und hier liegt nun die Ueberraschung. Niebergall findet da keine andere Möglichkeit, als entweder „die vorher gewonnenen, ganz andersartigen Erkenntnisse in den Schriftbuchstaben hineinzupressen" mit aller modernen Kunst der Anpassung und Umdeutung, oder aber zu „sagen, was wir wissen, daß nämlich der Apostel das, was er über die Erlösung zu sagen hatte, in seiner Denk- und Sprechweise und nicht anders sagen mußte". Da scheint mir Niebergall einen guten Teil seines Buches selbst aufzuheben. Wenn wirklich Paulus der Typus eines Erlösten ist, wenn zwar nicht die äußern Motive, wohl aber die innern Vorgänge seiner Erlösung durchaus bei uns Andern nacherlebt werden können und sollen, wenn er dafür so ergreifende und für Kinder lesbare Worte, wie in Röm. 6, 7 und 8 (Niebergall S. 90) gefunden hat, ja wenn bei ihm das ethische Interesse den ersten Platz behauptet, das andere aber nur durch die Polemik gegen Judaisten und das Missionsinteresse in den Vordergrund gerückt ist (S. 21), kann man denn dann nicht die Schrift zu einem guten Teil in ihrer wirklichen Meinung stehen lassen ohne Umdeutung und Pressung und zugleich die zeitlich bedingten Formeln als solche recht unzweideutig bezeichnen, nämlich wenn man an sie kommt? Denn daß der subjektive (psychologische) Erlösungsvorgang immer einen objektiven (historischen) voraussetzt, lehrt ja selbstverständlich auch Niebergall, und daß der objektive einen subjektiven postuliert, lehrt Paulus. Aber hier scheint mir Niebergalls Irrtum zu liegen. Weil Paulus die Erlösung als tatsächlich vollzogen beschreibt, kann er sich (S. 13) nicht denken, welche Bedeutung es nun noch haben soll, wenn der Apostel beizeiten die übertreibende Sprache der „Indikative durch den Imperativ" korrigiert: Haltet euch nun auch für das, was ihr geworden seid, achtet euch für tot der Sünde, lebend aber für Gott in Christus. Und doch ist das der psychologisch ganz richtige, nur so erst vollkommene Vorgang der Charaktergestaltung: daß die neuen sittlichen Vorstellungsmassen von den alten, die das Ich bisher ausmachten, aufgenommen und mit ihm verschmolzen werden, ist der Vorgang „äußerer" Apperzeption, das objektive, sozusagen unwillkürliche und notwendige Erlebnis; daß das Ich in Selbstbesinnung diesen Vorgang wahrnimmt, will und in sich befestigt, die „innere" Apperzeption, die den Prozeß erst wahrhaft abschließt. Die Erlösung ist wohl auch im ersten schon gegeben, wird aber im zweiten fortgesetzt und vor dem Verlorenwerden (das ja doch auch Paulus kennt) behütet. Mir scheint, wir haben hier Nichts mit Umdeutung zu geben, weil es wahr ist und bleibt, Anderes aber ohne Umschweife als Formen früherer Zeit zu bezeichnen.

Als Anleitung, die schwierigsten Fragen des Religionsunterrichts klar zu durchdenken und zugleich sich über seine eigenen Erfolge kein X für ein U zu machen, scheint mir Niebergalls Büchlein in seiner Art mustergiltig; die pädagogischen Abschnitte sind, ihrem Verfasser zum Trotz, auch Lehrern aller Gattungen dringend zu empfehlen.

Richard Kabisch

Diakonissenhausprinzipien?

Vor drei Jahren sprach sich D. Schäfer, der Leiter des Diakonissenmutterhauses in Altona, bei der Konferenz der zum Verbande der evangelischen Diakonissenmutterhäuser gehörigen Anstalten dahin aus, daß eine Krisis im Diakonissenhauswesen vorhanden sei. Tatsache ist, daß seit dem Jahre 1894, dem Jahre, in welchem der Diakonieverein begründet worden ist, der Höhepunkt des Diakonissenhauswesens, was die Zahl der Schwestern anbetrifft, bis jetzt überschritten ist. In der vorangegangenen letzten dreijährigen Periode hatten sich die Schwestern damals jährlich um mehr als 7 % des Bestandes vermehrt. Seitdem ist die Zahl der Schwestern zwar nicht absolut zurück-

*) Dekker denkt an 1. Kön. 18.

gegangen, sondern nach wie vor haben sich die Schwestern vermehrt; aus den 11 000 „heiligen protestantischen Jungfrauen", wie man scherzend vor einigen Jahren die Diakonissen nannte, sind deren jetzt etwa 16 000 geworden. Aber die Vermehrung ist prozentual zurückgegangen und unter 4 % gesunken. Dazu hört man immer mehr, daß in die Diakonissenhäuser jetzt nicht mehr wie früher Frauen aller Stände eintreten, sondern daß die gebildeten Kreise je länger je mehr sich fern halten.

Das Diakonissenhauswesen hat aber nicht bloß eine große Vergangenheit, sondern, wie ich hoffe, auch noch eine große Zukunft und wird die gegenwärtige Krisis überwinden. Man muß sich nur der Ursachen dieser Krisis klar bewußt sein und sie beseitigen. Nun liegt, nachdem vor einigen Jahren der Fall in Kraschnitz die Gemüter aufgeregt hatte, jetzt wieder in Hamburg ein Diakonissenhausfall vor, gleichsam eine Eruption jenes Krisen-Kraters. Nicht um über ihn zu richten, auch nicht um eine Angelegenheit, die zunächst doch nur die Hamburger angeht, hier in weitere Oeffentlichkeit zu bringen, schreibe ich diese Zeilen, sondern weil in einer offiziellen Erklärung des Präsidiums des Kaiserswerther Verbandes gewisse „Prinzipien" als solche betont worden sind, die, von allem Persönlichen und Menschlichen abgesehen, die Hamburger Krisis herbeigeführt haben und sich dadurch als gefährlich für das Diakonissenwerk selbst erweisen.

1

Der Verlauf ist in aller Kürze und von dem für die Beurteilung Nebensächlichen abgesehen folgender. Das vor nahezu fünfzig Jahren begründete Diakonissenhaus und Krankenhaus Bethesda, von der noch jetzt lebenden ersten Oberin, Fräulein Elise Averdieck, begründet und die ersten fünfundzwanzig Jahre geleitet, hat nach dem Ausscheiden der Begründerin mancherlei Schwierigkeiten gehabt. Nachdem früher die Oberinnen mehrfach gewechselt haben, war von dem jetzigen Senior der Hamburgischen Geistlichkeit, D. Behrmann, nun schon seit vierzehn Jahren in der Oberin Hartmeyer eine Persönlichkeit gewonnen, die das Haus im Sinne der Begründerin mit Erfolg geleitet hat. Dagegen kam die pastorale Leitung nicht zur Ruhe. Der vorletzte Leiter des Hauses, von der Oberin unterstützt, suchte die rechtliche Vertretung des Hauses, den weiteren Vorstand, der mit dem Hausvorstand (Pastor und Oberin) den Gesamtvorstand bildet, gegen früher zurückzuschieben, was den Grund zu allerlei Konflikten gab. Nach dem Ausscheiden dieses Geistlichen war eine längere Vakanz der Stelle; dann wurde wiederum ein nichthamburgischer Geistlicher gewählt, an dem die Oberin und die Schwesternschaft den Rückhalt nicht fanden, den sie wünschten, und dessen Abberufung eine Petition eines großen Teiles der Schwesternschaft unter Führung der Oberin deshalb erbat. Nun war der Pfarrer in seiner kirchlichen Stellung zwar unabsetzbar, der Vorstand aber legte ihm nahe freiwillig auszuscheiden, da der Boden für ein gedeihliches Zusammenwirken mit dieser Schwesternschaft doch nicht gegeben war. Nach seinem Rücktritt schrieb der Vorsitzende des Vorstandes, Oberlandesgerichtsrat Brandis, an die Oberin einen Privatbrief, in welchem er ihr als seine Wünsche für die Zukunft Folgendes aussprach:

1. daß nicht wieder ein außerhamburgischer Geistlicher zum Rektor (Hausgeistlichen) gewählt werde;

2. daß entweder ein Hamburger Geistlicher Bethesda im Nebenamte verwalten oder Bethesda mit dem andern Diakonissen-Mutterhaus in Hamburg, Bethlehem, verschmolzen werden solle, und

3. daß zur Sanierung der Finanzen die von andern Anstalten für die gestellten Schwestern zu zahlenden Beiträge um die Hälfte erhöht, und die dadurch etwa frei werdenden Schwestern bis zu $^1/_{10}$ der Gesamtzahl zur Privatpflege verwendet werden sollten.

Dieser Brief war, wie ausdrücklich betont wird, ein Privatbrief des Vorsitzenden, der dem Vorstand selbst seine Gedanken erst nach Absendung des Schreibens vorlegte.

Die Oberin unterließ jede Rücksprache mit dem Vorsitzenden, führte auch nicht eine Besprechung des Vorstandes herbei, weil sie annahm, daß der letztere die Meinung seines Vorsitzenden teile; in der Ueberzeugung, daß hier Grundsätze des Kaiserswerther Diakonissenverbandes angetastet seien, wandte sie sich vielmehr an das Präsidium des Kaiserswerther Verbandes. Die Diakonissenhäuser nämlich, die sich zur Kaiserswerther Konferenz alle drei Jahre versammeln, haben sich zu einem Verbande zusammengeschlossen, dessen engeren Vorstand das genannte Präsidium bildet. Dieses hat unter anderen Aufgaben die, „den verbundenen Mutterhäusern auf ihren Wunsch in schwierigen Fällen Rat und Hilfe zu erteilen und die bestehenden gemeinsamen Grundsätze zu schützen." Diesem Präsidium unterbreitete die Oberin ihre Not und erklärte, daß sie in Bethesda mit dem dortigen Vorstande nicht weiter arbeiten könne und deshalb genötigt sei, ihre Kündigung einzureichen. Das Präsidium billigte ihren Entschluß, und daraufhin reichte die Oberin, ohne daß dem Vorstand vorher irgend welche sonstige Mitteilung gemacht worden war, am 22. November v. J. — 18 Tage nach Empfang des Briefes des Vorsitzenden — ihre Kündigung ein, und zwar hatten sich dieser Kündigung fast alle Schwestern angeschlossen und hatten, wie man hört, am Tage der Unterzeichnung dieses Protokolls daraufhin noch das heilige Abendmahl zusammen genommen. Die Kündigung war auf den 31. Dezember v. J. ausgesprochen.

Der Vorstand konnte die Kündigung der Schwestern natürlich nicht hindern, aber er nahm sie unter Berufung auf das Bürgerliche Gesetz-Buch nicht zum 31. Dezember v. J., sondern erst zum 31. März d. J. an. Er konnte auch kaum anders handeln, da er mit einer Reihe von Stationen Verträge abgeschlossen hatte, die ihn verpflichteten, Schwestern aus dem Bethesda-Mutterhause zu stellen, diese Verträge aber vierteljährliche Kündigung ausgemacht hatten, er also diese Verträge hätte brechen müssen, wenn ihm nahezu alle Schwestern ohne Innehaltung der Kündigungsfrist entzogen worden wären. In der Ueberzeugung aber, daß die Oberin der spiritus rector bei dieser Kündigung sei, nahm der Vorstand deren Kündigung zu dem von ihr gewünschten Termin an, und verlangte, daß sie das Haus sofort verlasse, gegen eine entsprechende, reichlich bemessene Entschädigung für die Zeit bis zu dem von ihr selbst gewählten Kündigungstermin.

Die Oberin wandte sich daraufhin wieder an das Präsidium, das die Schwestern veranlaßte, bis Ende März still und treu ihre Arbeit zu tun und ihnen versprach, wenn sie seinen Weisungen Gehör geben würden, ihnen jeden Schutz und jede Förderung zu gewähren, welche es zu leisten imstande sei. Dem Vorstand gegenüber aber verhängte das Präsidium die Suspension Bethesdas, d. i. die zeitweilige Entlassung dieser Anstalt aus ihrer Verbindung mit der Kaiserswerther Konferenz.

Es muß hervorgehoben werden, daß sowohl die Suspension, wie vorher die vom Präsidium gebilligte Kündigung der Schwestern ohne jede vorherige Rücksprache mit dem Vorstande oder auch nur einem seiner Glieder geschehen ist.

Der Vorstand hat nun Alles versucht, was er nach seiner Anschauung irgend tun konnte, um Ordnung zu schaffen. Er war bereit, selbst ganz zurückzutreten, unter der Bedingung, daß auch die Oberin nicht beanspruche, wieder in Bethesda angestellt zu werden. Darauf ging diese nicht ein und wurde darin vom Präsidium unterstützt. Es sind dann verschiedene Versuche von Privatpersonen und von einer besonderen „Kommission zur Sanierung Bethesdas" gemacht worden, um Bethesda in der alten Form als Diakonissen-Mutterhaus zu erhalten. Sie sind aber alle vom Kaiserswerther Präsidium abgelehnt, das Rückberufung der Oberin zur Grundbedingung machte.

Das Schlußergebnis ist folgendes:

1. In die Hamburger Kirchenkreise ist eine große Unruhe hineingebracht, und selbst einzelne Familien scheiden sich, indem die einen für die Schwestern und das Kaiserswerther Präsidium, die andern für den Bethesda-Vorstand eintreten.

2. Die Sanierungskommission, außer dem genannten Senior der Hamburger Geistlichkeit aus zwei früheren Diakonissenhausgeistlichen, von Ruckteschell und Cordes bestehend, die Alles getan hat, um den Konflikt zu beseitigen, und sich dabei keineswegs auf die Seite des Vorstandes gestellt hat, sieht das eigentliche Hindernis in der Beilegung der Angelegenheit im

Präsidium des Kaiserswerther Verbandes, das alle seine Vorschläge, auch die weitgehendsten, ablehnte und nur verlangt, daß man beiderseitig auf den status quo ante zurückkehren und von neuem beginnen solle.

3. Kirchlich streng konservative Männer, die früher für das Diakonissenhauswesen Alles getan hätten, sind jetzt an ihm irre geworden; umgekehrt, wie es scheint, hat der Streit auch wieder andere Kräfte, die bisher der Sache fern standen, für die Diakonissen gewonnen.

4. Die bisherige Schwesternschaft siedelt am 1. April nach Rotenburg (zwischen Hamburg und Bremen) über und begründet dort ein neues Diakonissenmutterhaus, zunächst in gemieteten Räumen.

5. Bethesda mit einer Zahl der ihm bisher angeschlossenen Stationen hat mit dem Verein „Frauendienst" einen Vertrag abgeschlossen, wonach dieser dem Hause und den genannten Stationen evangelisch-lutherische Schwestern stellt und das bisherige Mutterhaus nun eine Krankenpflegerinnenschule für den Frauendienst wird, wie er eine solche bereits in Mülhausen im Elsaß besitzt, entsprechend den Diakonieseminaren des Evangelischen Diakonievereins. Ein Bericht der genannten „Kommission für die Sanierung Bethesdas" im Hamburgischen Kirchenblatt Nr. 9 sagt hierzu: „Die entstandenen Lücken sollen bis auf weiteres von evangelisch-lutherischen Pflegerinnen des sogenannten »Frauendienst« ausgefüllt werden. Daneben aber will man sich die Heranbildung neuer Diakonissen eifrig angelegen sein lassen und hofft, daß in nicht allzu ferner Zeit Bethesda doch wieder ein Diakonissenmutterhaus im Vollsinn des Wortes sein wird." Man ersieht daraus, daß in diesen Kreisen evangelisch-lutherische Schwestern, die nicht zum Kaiserswerther Verband gehören, wie das beim Frauendienst zutrifft, nicht für Diakonissen im „Vollsinn des Wortes" gelten.

2

Aeußerlich angesehen ist diese Entwicklung kein Unglück. Bethesda wird ein Diakonissenhaus bleiben, wenn auch nicht zum Kaiserswerther Verbande gehörig und nicht in allen Grundsätzen dieses Verbandes mit ihm einig. Es wird aber voraussichtlich dem „Frauendienst" gelingen, ebenso wie es dem Evangelischen Diakonieverein gelungen ist, gerade aus den gebildeten Kreisen für diese Diakoniearbeit Kräfte zu gewinnen, wie sie die bisherige Schwesternschaft nicht gehabt hat. Das ist dann für Hamburg gewiß kein Nachteil. Und für die Gesamtsache ist es ein Vorteil, daß in dem neuen Mutterhause in Rotenburg wieder ein neues Zentrum für weibliche, kirchliche Wohlfahrtspflege geschaffen worden ist.

Aber dagegen steht die Aufregung, die das ganze Vorgehen verursacht hat. Das Diakonissenwerk muß ein stilles sein und bleiben; wird es in den Lärm des Tages gezerrt, so geht ihm viel verloren von innerer Kraft und äußerlich an Unberührtheit. Nach dem Krafchnitzer Fall nun noch dieser Fall Bethesda — das ist für unser Diakonissenwesen zweifellos bedauerlich.

Und mußte das sein? Wir sehen die verschiedenen Parteien festhalten an ihrem Standpunkt als an einer Pflicht. Es liegt keine Kollision selbstsüchtiger Ansprüche vor, auf keiner der beteiligten Seiten, sondern eine Kollision vermeintlicher Pflichten.

Die Schwestern, die kündigen, vereinigen sich erst zu der ernstesten und heiligsten religiösen Feier, die wir Christen haben; sie nehmen, wie man sagt, „darauf das Abendmahl". Es versteht sich also ganz von selbst, daß von diesen Schwestern, auch wenn sie zu der Erkenntnis kommen sollten, nicht besonnen gehandelt zu haben, keine zurückkehrt, und man muß sich deshalb sehr freuen, daß durch die Neubegründung eines Mutterhauses ihnen die Möglichkeit gegeben ist, zusammen zu bleiben. Ob freilich die gemeinsame Aktion, jetzt in der Kündigung und früher schon in der Petition zur Beseitigung ihres Geistlichen, ein guter Kitt für das Gemeinschaftsleben sein wird, das steht denn doch dahin.

Auch der Vorstand glaubt sich im vollen Recht, ihm liegt Nichts daran sich zu behaupten, und wer hätte wohl Lust,

ehrenamtlich ein so reichliches Maß von Arbeit und schließlich auch Verdruß auf sich zu nehmen, wie es hier seit Jahren notwendig war, der sich nicht innerlich verpflichtet fühlte? So wollte der Vorstand Alles niederlegen, ganz ausscheiden, aber er stellte die Bedingung, daß die Oberin ihre Rückkehr nicht erzwinge. Bei aller Anerkennung ihrer Tüchtigkeit sah er in ihr die Ursache der Kündigung beinahe aller Schwestern und diejenige, die willens war, das ganze Bethesda zu Grunde zu richten, wenn es nicht nach ihrem Sinne ginge. Darum war es für ihn eine Pflichtsache, daß die Oberin, die ihrem eigenen Wunsche gemäß — wenn auch früher als sie selbst wollte — entlassen war, nicht wieder zurückgerufen würde.

Endlich das Präsidium der Kaiserswerther Konferenz war der gegenteiligen Ueberzeugung, daß die Oberin richtig gehandelt hätte, und hat ihr deshalb seinen Schutz zugesagt. Nach seiner Meinung hatte, wie es schreibt, „die Vertreibung der Oberin die Situation grell beleuchtet," und es lehnt deshalb die ihm gemachten Vorschläge der Sanierungskommission ab, „weil sie alle das Unrecht in sich schlössen, die Oberin fahren zu lassen." Denn „in diesem Falle", so meint das Präsidium, „könnte die Oberin von sich aus garnicht zurücktreten", und zwar weil sich die Schwesternschaft in dieser schweren Krisis mit ihr solidarisch erklärt habe, sie also sich durchaus gebunden fühlen müßte, sie nicht ihrerseits im Stich zu lassen.

Der zunächst heraustretende Differenzpunkt ist die verschiedene Auffassung des Verhältnisses des weiteren Vorstandes zum engeren Vorstande, bezw. den von diesem gestellten Schwestern. Das Kaiserswerther Präsidium erklärt dazu:

Das Verhältnis des Diakonissenhausvorstandes zu den Schwestern der Anstalt ist nicht das einer Behörde zu ihren Angestellten; die Schwestern bilden vielmehr eine Gemeinschaft mit dem Zweck der Ausübung von mancherlei Barmherzigkeitswerken auf kirchlicher Grundlage. Meist haben sich solche Schwesternschaften im Vertrauen zu einer christlichen Persönlichkeit und im Anschluß an sie gebildet; die Mitglieder des Vorstandes bezw. Komitees, die in solchem Fall dem Gründer oder der Gründerin zur Seite treten, hatten dann die Aufgabe, die rechtlichen Vertreter der Sache für die Anstalten und deren Vermögen zu sein, die Verantwortung für die Finanzen zu tragen und die beiden wichtigen Stellen des Pastors und der Oberin zu besetzen. Diesen Letzteren steht dann die innere Leitung der Anstalt und der Schwesternschaft zu, in seelsorgerlichem und erziehlichem, hausväterlichem und hausmütterlichem Sinne.

Es handelt sich um Angelegenheiten des Diakonissenhauses; das ist aber doch nicht bloß die (an den Kaiserswerther Verband angeschlossene) Schwesternschaft, denn das Vermögen des Mutterhauses ist zu einem guten Teil durch Schenkungen hervorgebracht, und diese Summen sind seinerzeit gegeben worden in dem Gedanken, daß sie dem Zweck der Anstalt entsprechend verwendet werden. Dieser Zweck wird, wenn es sich um neue Einrichtungen handelt, in der Person des Begründers verkörpert werden, wenigstens solange als er in freier Liebestätigkeit, also ehrenamtlich, seine Arbeit leistet. Von dem Augenblick an, wo er angestellt ist, ist aber auch der Begründer einer solchen Vereinigung nicht mehr selbständig; jedenfalls diejenigen, die als Pastor und Oberin zur Leitung einer bereits bestehenden Schwesternschaft von einem Vorstande berufen werden, müssen es sich gefallen lassen, als Angestellte des Vorstandes behandelt zu werden. Die Stellung des Pastors ist daneben noch kirchlich gesetzlich näher bestimmt, insofern er — wenigstens in Preußen — nicht ohne Zustimmung der Kirchenbehörde emeritiert werden kann. Die Oberin dagegen ist rechtlich wie die andern Schwestern gestellt, zu deren Gemeinschaft sie gehört. Sie untersteht also disziplinarisch dem Vorstande. Es hätte demnach der Vorstand im vorliegenden Fall, wenn er grundsätzlich disziplinarisch vorgehen darf, die vorstehende Schwester, d. h. die Oberin, ebenso entlassen können, wie jede andere Schwester.

Auch wenn die betreffenden Statuten darüber keine ausdrückliche Bestimmung enthalten, so scheint dies doch ohne weiteres klar zu sein, daß, wer Jemand anzustellen hat, und das ist in diesem Falle der Vorstand, auch das Recht haben muß, die Anstellung innerhalb der vertraglichen Bedingungen wieder rückgängig zu machen. Von einer „Vertreibung" der Oberin, von einem „Unrecht, sie fallen zu lassen" kann also nicht die

Rede sein, ganz abgesehen davon, daß der Oberin mit ihrer Entlassung ja nur gewährt war, was sie durch ihre Kündigung selbst veranlaßt hatte.

Wenn nun trotzdem das Kaiserswerther Präsidium so energisch als Grundlage für alle weitere Verhandlung die Zurückberufung der Oberin verlangt, so bleibt die Frage: Ist das ein Prinzip des Mutterhauses? Soll denn der Gesamtvorstand der leitenden Schwester gegenüber, die mit den Hausvorstand bildet, gar keine Disziplinmittel in der Hand haben? Wie also sollte das aus dem Prinzip der Schwesternschaft als einer „Gemeinschaft mit dem Zweck der Ausübung von mancherlei Barmherzigkeitswerken auf kirchlicher Grundlage" folgen?

3

Oder aber soll in solchem Falle allein das Präsidium des Kaiserswerther Verbandes das Urteil fällen dürfen? Fast scheint es so. Es hat, wie gesagt, die Aufgabe, „den Mutterhäusern auf ihren Wunsch in schwierigen Fällen Rat und Hilfe zu gewähren." Nun hatte sich hier die Oberin an das Präsidium gewandt um Rat und Hilfe, und zwar, ohne den Mitgliedern des Vorstandes davon irgend welche Mitteilung zu machen. Sie hatte gekündigt im Einvernehmen mit dem Präsidium, ohne daß dem Vorstand vorher etwas Derartiges als bevorstehend angezeigt war. Jetzt hat das Präsidium nach seiner Veröffentlichung erwartet, daß der Vorstand, der sich durch diese Kündigung in eine schwierige Lage versetzt sah, sich nun seinerseits an das Präsidium wandte und dessen Rat einholte. In Wirklichkeit aber steht es doch so, daß nicht das Mutterhaus, sondern nur die Oberin an das Präsidium sich gewendet hatte, und daß das Präsidium, zum Schutz des Mutterhauses bestellt, den Vorstand des Mutterhauses, der doch jedenfalls auch irgendwie zum Mutterhause gehört, überhaupt nicht gehört und nicht gefragt, sondern ohne weiteres der Oberin einen Rat erteilt hat, der, wenn er durchgeführt würde, entweder den Vorstand zum Rücktritt zwingen oder das Diakonissenhaus sprengen müßte. Dann hat das Präsidium ohne jede Rückfrage bei dem Vorstand, nachdem dieser die Kündigung der Oberin angenommen und sie unter Gebrauch eines juristisch ihm zweifellos zustehenden Rechtes sofort mit Entschädigung entlassen hatte, Bethesda von der Zugehörigkeit zum Kaiserswerther Verbande suspendiert. War vorher die Oberin das Mutterhaus — denn das „Mutterhaus" hat das Präsidium zu beraten, in Wirklichkeit aber hat es seinen Rat nur der Oberin gewährt —, so war nun wieder der Vorstand das Diakonissenhaus, denn weil der Vorstand Etwas getan hatte, was das Präsidium nicht für richtig hielt, so wurde das Diakonissenhaus suspendiert. Das Präsidium begründet seine Handlungsweise mit folgenden Worten:

Auf die lautredende Tatsache der plötzlichen Entlassung der Oberin und die Beugung der in freiwilliger Arbeit stehenden Schwestern durch äußerlichen Zwang konnte vom Präsidium keine andere Antwort gegeben werden, wie die Suspendierung Bethesdas in Betreff seiner Verbindung mit der Kaiserswerther Konferenz. Wo so wie hier die Grundlagen einer Gemeinschaft verletzt werden, da ist auch äußere Scheidung die logische Konsequenz.

Die Suspendierung war jedenfalls ein Urteil. Indem das Präsidium Bethesda suspendierte, hat es richterliche Funktionen ausgeübt. Dazu ist es zweifellos berechtigt — aber wo in aller Welt verurteilt man Jemand, ohne ihn zuerst selbst gehört zu haben? In der ganzen leidigen Angelegenheit ist das für alle Freunde des Diakonissenhauswesens wohl das Bedenklichste, daß die Instanz, die zum Schutz der Mutterhäuser dienen soll, in diesem Falle es möglich gemacht hat, die Kündigung einer ganzen Schwesternschaft und damit die Sprengung eines Diakonissenhauses, wenn auch nicht anzuregen, so doch gut zu heißen und das betreffende Mutterhaus aus der Gemeinschaft des Kaiserswerther Verbandes vorläufig auszuschließen, ohne auch nur einmal schriftlich oder mündlich von dem Vorstande und selbst nur einem seiner Mitglieder irgend welche Aufklärung verlangt und ihm Gelegenheit zur Rechtfertigung gegeben zu haben. Wird man sich wundern, wenn daraus anderswo Vorstandsmitglieder von Diakonissenhäusern den Schluß ziehen: „nur nichts gegen die Oberin tun, denn die hat in Kaiserswerth unbedingt Recht, und wir ziehen allemal den Kürzeren"?

Gehört eine solche Rechtsprechung ohne vorheriges Hören beider Parteien zu den Diakonissenhausprinzipien? Ich meine, hier müßte seitens der Konferenz ganz unzweideutig zum Ausdruck gebracht werden, daß man unrichtig gehandelt hat. Eine derartige Entscheidung wird immer nur als eine Machtprobe, aber nicht als ein gerechtes und weises Urteil angesehen werden.

4

Der Vorstand hatte unter Berufung auf das Bürgerliche Gesetz-Buch die Schwestern genötigt, die gesetzliche Kündigungsfrist inne zu halten. Das Kaiserswerther Präsidium erklärt dazu:

Ob die betreffenden Paragraphen wirklich auf den vorliegenden Fall anwendbar sind, muß dahingestellt sein. Jedenfalls ist die Berufung auf gesetzlichen und gerichtlichen Zwang etwas Unerhörtes für einen Schwesternkreis, dessen Lebensodem Freiheit und Freiwilligkeit ist. Zugleich ist diese Kundgebung charakteristisch für die Auffassung des Vorstandes.

Das Präsidium sagt ferner inbezug auf diesen Punkt:

Bis dahin hatte, wenn auch nicht wie anderswo in den Statuten festgelegt, auch in Bethesda die Regel gegolten, daß der Austritt von Schwestern jederzeit erfolgen könne.

Es wird Viele vielleicht wundern, aber Alle herzlich freuen, daß hier das Präsidium zu einem deutlichen Ausdruck bringt, daß der Lebensodem eines Schwesternkreises die Freiheit und Freiwilligkeit ist. Bis dahin war der Hauptvorwurf, den man den Mutterhäusern machte, gerade der dort herrschende Zwang. Was haben denn die vielen Frauen aus gebildeten Kreisen, die bei ernster Arbeitswilligkeit sich doch einem Mutterhause nicht anschließen konnten und zum Evangelischen Diakonieverein gekommen sind, hier Anderes gesucht, als die Freiheit, die sie im Mutterhaus nicht finden zu können glaubten? Hochwillkommen, daß hier die Spitze des Kaiserwerther Verbandes die Freiheit und Freiwilligkeit als den Lebensodem des Mutterhauses bekennt!

Aber ich denke, aus diesen Grundsätzen sind andere Folgerungen zu ziehen, als wie sie hier gezogen werden. Wer eine Arbeit übernimmt, der soll sie freiwillig übernehmen, in diesem seinem Entschluß ganz uneingeschränkt. Aber dann, wenn er sie übernommen hat, muß er sie auch pflichtgemäß erfüllen. Niemand, der einen Beruf hat, kann den Beruf ohne weiteres hinwerfen. Kein Beamter kann ohne jede Kündigung sofort ausscheiden; auch der Minister muß um seine Entlassung bitten, und sie kann ihm versagt werden. Darum ist eine Freiheit, die Arbeit sofort zu verlassen, wenn sie einem nicht paßt, sicherlich nicht die Freiheit, die wir den Schwestern wünschen können, und die wir ihnen zubilligen dürfen. Diakonie ist berufliche, amtliche Tätigkeit und unterscheidet sich dadurch vom Samariterdienst, der eine freiwillige Liebesarbeit übt, wenn die Gelegenheit sich zu einer solchen gerade bietet. Zu welchen Konsequenzen würde es auch führen, wenn man jeder Zeit jeder Schwester gestatten wollte, ohne weiteres die Arbeit niederzulegen? Wie heute ein Gegensatz gegen den Vorstand, so kann ein andermal ein Gegensatz gegen die Oberin oder den Pastor eine ganze Schwesternschaft veranlassen, die Arbeit ohne Innehaltung der Kündigungsfrist niederzulegen. Und deren Beachtung ist doch notwendig, wenn nicht das Haus seinen Stationen gegenüber vertragsbrüchig werden soll. Solche Freiheit wäre Willkür, und gegen die Proklamierung einer solchen Willkürfreiheit unserer Schwestern brauchen sich zwar nicht die Arbeitgeber zu wehren, denn nach ihren Verträgen mit dem Mutterhause muß dieses ihnen innerhalb der Vertragsdauer die notwendigen Schwestern stellen, wohl aber die Mutterhäuser selbst. Gewiß wird man eine einzelne Schwester, die Ursache hat, bald auszuscheiden, nicht ohne Not länger halten, als sie bleiben möchte; man hat da an widerwilligen Arbeitskräften selbst wenig Freude. Aber das Recht, jederzeit die Arbeit niederzulegen, könnte das Diakonissenhaus seinen Schwestern nur dann zugestehen, wenn es selbst in seinen Verträgen mit den Stationen sich das Recht ausmachen könnte, auch diese Verträge jederzeit ohne weiteres aufzugeben.

Nein, nicht diese Willkür darf Prinzip unserer Mutterhäuser werden, wohl aber wäre es ein großer Gewinn, wenn der Gedanke „Freiheit und Freiwilligkeit, der Lebensodem unserer Schwesternschaft“ das ganze Mutterhaussystem beherrschte. Leider tut er das nicht. Unter den Schwestern in den Mutterhäusern gibt es solche, das weiß ich gewiß, die nur dadurch dem Mutterhause erhalten bleiben, daß sie völlig mittellos sind. Ich habe es schon vor Jahren ausgesprochen, wirklich als ein warmer Freund des Mutterhausgedankens, daß man den Schwestern alle Jahre für die Arbeit, die sie als Schwestern des Mutterhauses getan haben, eine gewisse Summe in Anrechnung bringe, auf die sie, wenn sie aus dem Hause ausscheiden, Rechtsanspruch haben. Es genügt nicht, daß man denen, die da gehen, die vielleicht 10, 15, 20 Jahre Diakonissinnen gewesen sind, nun aber nicht länger bleiben mögen, und die in dieser Zeit grundsatzgemäß Nichts verdienen konnten und deshalb nicht einmal soviel haben, um sich bürgerliche Kleidung zu verschaffen, daß man diesen ein Gnadengeschenk von 100 Mark gibt. Sondern sie müssen wissen, daß, wenn sie ausscheiden, sie dasjenige, was sie durch ihre Arbeit dem Hause verdient haben, nach Abzug eines entsprechenden Anteils für die Organisation nachträglich als ihren Lohn ausgezahlt bekommen. Man hat mir gesagt, daß dieser Gedanke in Mutterhauskreisen wirklich bereits erwogen sei, daß man sich aber fürchte, diesem Vorschlage zu entsprechen, weil man erwarte, daß nicht wenige Schwestern dann ausscheiden würden. Ich frage: Ist das die Freiheit und Freiwilligkeit, die den Lebensodem der Schwesternschaft ausmachen soll? Und die Befürchtung wäre, davon bin ich überzeugt, grade bei denen, die man halten möchte, unbegründet. Ich bin so sicher, daß die Besten von denen, die jetzt etwa nur unwillig und nur, weil sie nicht heraus können, bei dem Mutterhause verbleiben, dann mit Freuden bleiben würden, wenn sie wüßten, daß sie jeden Augenblick — natürlich unter Innehaltung einer Kündigungsfrist für ihre Dienststellung — aus der Schwesternschaft ausscheiden können, daß aber durch ihr Bleiben dem Mutterhause ein materieller Vorteil gewährt wird.

Freiheit und Freiwilligkeit, der Lebensodem der Schwesternschaft — ja, ganz gewiß, aber sie muß dann auch wirklich und in der rechten Weise durchgeführt werden!

Friedrich Zimmer

Verschiedenes

Herr Pastor Mauritz schrieb mir, zunächst privatim, den folgenden Brief. Nachher wünschte er dessen Veröffentlichung in der Christlichen Welt, ein Wunsch, den ich hiermit erfülle. Persönlich habe ich ihm sofort geantwortet und möchte an dieser Stelle seinem Briefe heut Nichts hinzufügen. R

Sehr geehrter Herr Doktor!

Trotz Ihres so bald gegen mich unfreundlich gewordenen Tones, als dessen Ursache ich zwei Reichsboten-Artikel und mein Schweigen auf Ihren freundlichen Brief ansehen muß, will ich versuchen, Ihnen so zu antworten, als ob Ihre beiden letzten „Mitteilungen“ in der „Christlichen Welt“ nicht da wären, sondern nur Ihre — um es zu wiederholen — freundlichen Zeilen vor mir lägen.

Sehr geehrter Herr Doktor: da wir uns gar nicht persönlich kennen und wir doch mit einander über Etwas verhandeln, was zum Zartesten, zum Intimsten des Menschen gehört — ist die Situation gewiß keine leichte! — Aber — ich will Ihnen gestehen: ich habe Vertrauen zu Ihnen in dem Sinn, daß Sie die Sprache eines ernsten Menschen unterscheiden werden von derjenigen eines frivolen, eines gewissenlosen — und darum will ich gern zu Ihnen sprechen!

Als Ihre erste Mitteilung in der Christlichen Welt mit Ihrem Begleitschreiben mich erreichte, stand ich bereits mitten im Kampf. Ich befand mich in folgender Lage: In meine Predigten schickten seit langem — ich weiß nicht welche Leute Horcher, die schon seit dem Sommer Stücke aus den Predigten — meist dazu noch entstellt — einzeln sogar solche, die ich nur als Lügen bezeichnen kann — bald hier, bald da veröffentlichten, nur zu dem Zweck, um in unserer großen, vielgestaltigen Dom-Gemeinde, in der alle Glaubensbekenntnisse zu Wort kommen, Feindseligkeiten gegen mich zu erzeugen. Als dies nicht gelang, da trotz der Aufforderung an die betreffenden Organe diese durch Schweigen deutlich redeten, versuchten es dieselben Leute, außerhalb Bremens eine Agitation gegen mich ins Leben zu rufen. Und das ist ihnen in ungeahnter Weise gelungen. Aus allen Lagern, von der Farbe des „Reichsboten“ bis zu der des „Protestantenvereins“ wurde ich bestürmt mit Angriffen, welche sich alle auf jene, von mir charakterisierten, nach meiner Ueberzeugung aus einer Feder herrührenden Predigt-Stücke beriefen und an Angriffen auf meine Religiosität, auf meine Amts-Tätigkeit und auf mein Gewissen das denkbar Aergste und Feindseligste enthielten.

Angesichts dieser Tatsache sah ich mich vor die prinzipielle Frage gestellt: ob ich auf dies alles antworten solle. Und nach ernster Erwägung wurde mir die Ueberzeugung, daß ich es nicht dürfe. Ich sagte mir, als Bremischer Prediger habe ich die Pflicht, die kirchliche Eigenart Bremens energisch zu vertreten; und diese kirchliche Eigenart Bremens besteht vor allem darin, daß der Bremische Prediger nur vor seiner Gemeinde und vor seinem eigenen Gewissen eine Verantwortung hat. Und aus diesem Grunde, ich sage es Ihnen in vollem Ernst, habe ich Ihnen zunächst nicht geantwortet! Es klingt, wie aus einer Leidenschaft heraus, aber es ist mir klare Gewissens-Sache, sehr geehrter Herr Doktor, wenn ich Ihnen ohne Umschweife erkläre: Meine Antwort auf Ihre Anfrage, auf Ihre Aufforderung, mich zu verantworten, muß lauten: Ich habe mich nicht zu verantworten, nicht etwa, weil mich kein Kirchen-Regiment dazu nötigt, sondern weil ich mit ganzer Seele und mit freudiger Begeisterung die Bremische Form des christlichen Protestantismus vertrete und verteidige, wonach es keinen anderen Maßstab gibt als das ganz persönliche Gewissen, sowohl der Gemeinde-Mitglieder, als der Prediger. — Da nun aber die Art, wie Sie mich fragten, eine so ganz und gar andere wie die sonst beliebte war, da ich aus Ihrem Ton das Vertrauen, das unbedingte Vertrauen schöpfe, daß Sie mir glauben, daß Sie mir da, wo ich von ernster Religiosität rede, nicht Frivolität, nicht Religionslosigkeit unterschieben werden, deshalb will ich Ihnen jetzt freudig, ganz persönlich antworten!

Wo soll ich anfangen, wo soll ich enden? — Wie kann ich Ihnen überhaupt antworten im Rahmen eines Briefes?

Ich will es dennoch versuchen: In Folge theologischer und philosophischer Studien und in Folge religiöser Erfahrung kann ich nicht an eine absolute Religion glauben! — Es ist nach meiner Ueberzeugung geradezu eine religiöse Tat des modernen Geisteslebens in seiner Totalität, daß es uns wieder zu Gott führte durch den Nachweis der Wahrheit, die ich kurz in den Ausdruck bringen möchte: Gott hat nicht gemacht, nicht geschaffen; sondern Gott läßt werden, hat werden lassen und wird werden lassen, überall, Alles! — Auch die Religion, auch die Religion des Einzelnen, die Religiosität. Das Entwicklungsgesetz ist mir der Führer geworden zu Gott! — Diese Theorie finde ich gerade auf religiösem Gebiet durch praktische Erfahrung bestätigt! Die Religionslosigkeit, von der soviele klagend sprechen, hört sofort auf, so bald man die religiösen Kräfte, die auch heute des Menschen Göttlichstes und Heiligstes sind, befreit von der furchtbaren Anklage, daß sie eine gottlose Abirrung von der „wahren“ Religion seien, sobald man sie anerkennt als neue Aeußerungen der ewigen Religion, sobald man sie ansieht als Lebensäußerungen, als gottgewollte, als göttlich notwendige Aeußerungen der Gegenwarts- und Zukunfts-Religiosität. — Das Christentum selbst ist nichts anderes wie ein Ring in der goldenen Kette: Religion. Die Wissenschaft, die vorurteilsfreie über das Christentum stellt mir fest, daß das Christentum nichts mehr und nichts weniger ist, als religiöser Idealismus in Formen, die der Zeit angehören und die von andren Formen abgelöst werden.

Seitdem ich meine persönliche, lebendige Religiosität durch das wissenschaftliche Gesetz von der Entwicklung bestätigt fand, bin ich ein zu Gott jubelnder Mensch und auf Grund dessen ein freudiger Prediger des Evangeliums in dem Sinne des Wortes der Apostelgeschichte: daß wir Gott suchen sollen, ob wir ihn fühlen und finden möchten; und zwar ist er nicht ferne 2c. 2c. — Und in dem Sinn, daß wir Gott lieben sollen mit ganzer Kraft, mit ganzer Seele und ganzem Gemüt. — Und in dem Sinn, daß jeder Mensch in solch ernster, beglückender Arbeit irgend wie sich fühlen kann und sich fühlen wird als Kind des ewig Ungenannten, als Kind des ewigen Vaters.

Von solchen Voraussetzungen aus, sehr geehrter Herr Doktor, ist auch meine Abendmahlspredigt gehalten, die aber im Reichsboten so wiedergegeben ist, daß man den Eindruck der Frivolität hat.

Die Predigt verfolgte drei wesentliche Punkte; sie legte dar:

1. Die tiefreligiöse Weihe, die Heiligkeit des ersten, wirklichen Abendmahles.

2. Die Entstellung dieser Herzensfeier durch die Kirchenlehre vom Sakrament.

3. Die Stimmungslosigkeit, welche vielfach die heutigen Abendmahlsfeiern charakterisiert, und die zum großen Teil daher rührt, daß so viele Menschen nicht mehr mit dem Herzen „dabei“ sein können, sowohl weil die Weihe der ersten Feier unmöglich wiederholt werden kann, als auch weil der Glaube an das Sakrament — und zwar mit Recht — bei vielen Denkenden erloschen ist, als auch, weil wir, d. h. viele religiöse Menschen unser religiöses Leben in dieser Feier heute nicht mehr pulsieren fühlen.

Hierzu lassen Sie mich noch einige Bemerkungen hinzufügen! Da in kirchlichen Kreisen immer noch für Alle die Teilnahme am Abendmahl als eine wesentliche Betätigung christlicher protestantischer Religiosität hingestellt wird, Viele aber — ich gehöre zu ihnen — ein ernstes inneres Nein dagegen haben, so tritt nach meiner Ueberzeugung für Viele die Tatsache ein, daß sie deshalb der Religion im Ganzen absagen, ja, daß sie den Glauben an ihre Religiosität überhaupt verlieren! Und sie davor zu bewahren, halte ich für meine schöne, ernste Prediger-Aufgabe.

Im Laufe der Predigt habe ich versucht, das erste Abendmahl in seiner ganzen religiösen Echtheit darzustellen: dabei habe ich natürlich nach meiner Grundanschauung Ernst gemacht mit dem Menschentum Jesu, also auch Ernst mit der völligen Natürlichkeit der einzelnen Situationen seines Lebens, also auch der Stunde, welche im Anschluß an das Passah-Mahl das eigentliche Abendmahl erzeugte. Da diese Männer von Auge zu Auge, von Mund zu Mund sich stärkten in ihren neuen, religiösen Ideen, in ernster, wehmütiger Tafel-Runde an Seite ihres geliebten, trauernden, aber doch mit ihnen beglückten Meisters.

Ich habe daran die Bemerkung geknüpft, wie so manchmal auch in unsrem Leben — nicht nur in der Kirche — sondern im trauten Freundeskreise eine Stunde uns geschenkt werden kann, die durch die Tiefe des Empfindens und den Ernst eines schweren, Opfer verlangenden Entschlusses und durch die Seelen-Gemeinschaft mit denen, die man Gefährten und Freunde nennt, eine weihevolle, eine religiöse genannt werden kann.

Und wenn Menschen nichts von Alledem bei der heutigen, kirchlichen Wiederholung dieser Feier empfinden, dann sollen sie sie nicht gewohnheitsmäßig glauben mitmachen zu müssen, sondern sollen wissen, daß es unendlich viele Formen gibt, in welche sich das religiöse Gefühl ergießt, und daß sie ihrer echten, tiefen Religiosität zu Liebe sich neue Formen schaffen dürfen!

Endlich: nie versäume ich in meinen Predigten, auch in dieser nicht, zu sagen, daß wir selbstverständlich Niemandem zu nahe treten, dem die heutige Abendmahlsfeier noch ein religiöses Bedürfnis ist!

Und, sehr geehrter Herr Doktor, ich darf noch hinzufügen: Diese mehr oder weniger Altgläubigen darben nicht: denn wir sind zu fünf Predigern am Dom: und jedes Gemeindeglied kann sich halten, zu wem es will!

Ich habe ganz offen zu Ihnen gesprochen!
Es ist meine Antwort auf Ihre ersten freundlichen Zeilen!

Ich grüße Sie in Hochachtung!

Bremen, 28. Februar 1905. Oskar Mauritz
Pastor am Dom

Auch ein Vikar ohne Vaterland. Die Erlebnisse des früheren jüdischen Theologen, nachherigen Kandidaten der evangelischen Theologie Paulus Bernstein haben die Presse schon mehrfach beschäftigt und werden von ihm jetzt auch vor das preußische Abgeordnetenhaus gebracht. Dieser Umstand sowie zwei Druckschriften, welche Bernstein jüngst veröffentlicht hat, legen es nahe, zu dem Fall Stellung zu nehmen.

Bernstein ist von Geburt Russe; 1883 wurde er von Professor Christlieb in Bonn getauft und 1886 in Koblenz pro venia geprüft. Die Verwertung dieser kirchlichen Qualifikation wurde von der vorher zu erreichenden Aufnahme in den preußischen Staatsverband abhängig gemacht, diese letztere aber von dem Nachweis der Anstellung im kirchlichen Amte. Aus dieser Zwickmühle ist Bernstein nicht herausgekommen. Allerdings hat er vorübergehend in Elsaß-Lothringen und in Baden vikariert; eine Anstellung aber hat er auch dort nicht erhalten. 1895 erhielt er ein Lehrvikariat in der Rheinprovinz; aber da er aus diesem Amt vor der Zeit entlassen wurde, war die Bedingung der nachgewiesenen Erwerbsfähigkeit beim erneuten Naturalisationsantrag wieder nicht erfüllt und der Antrag wurde wieder abgewiesen. Alle diese Schicksale hat er in einem kleinen Heft, z. T. aktenmäßig belegt, zusammengestellt: „Verzeichnis der schweren Druckfehler in dem zweiten Abschnitt des Lebensbuches eines Konvertiten." (30 Pf., Mühlheim a. d. Ruhr, Buchdruckerei Joh. Schulten.)

Die Bernsteinschen Schilderungen müssen nach zwei Seiten hin erwogen werden: erstens hinsichtlich des behördlichen Vorgehens, zweitens mit Bezug auf die inbetracht kommende Persönlichkeit.

Erstens. Den Staatsbehörden kann Niemand in der Sache einen Vorwurf machen. Daß sie den Nachweis der Anstellung im geistlichen Amt als Bedingung der Naturalisation gefordert hätten, ist sicher ein ungenauer Ausdruck; Bernstein selbst spricht später davon, daß sie den Nachweis der Erwerbsfähigkeit verlangten. Mit gesetzlichem Recht; Bernstein hat aber zu keiner Zeit diesen Nachweis erbracht. Die Kirchenbehörden haben gewiß gleichfalls streng gesetzlich gehandelt. Aber hier erhebt sich die Frage, ob sie nicht allzu gesetzlich gehandelt haben? Wenn ihm, dem Ausländer, 1895 ein Lehrvikariat verliehen werden konnte, ohne daß das Gesetz Schwierigkeiten machte, konnte Aehnliches nicht schon 1886 geschehen? Irgend eine Verwendung hätte sich doch wohl für den pro venia Geprüften auch damals finden lassen? War es wirklich billig, ihn zum Examen zuzulassen, wenn keine Aussicht auf Anstellung für ihn bestand? Freilich, die Vorwürfe, welche Bernstein erhebt, treffen die evangelische Kirche längst nicht alle. Er fügt dem Bericht über die von Professor Christlieb ihm erteilte Taufe die Worte hinzu:

„... natürlich mit der Bestimmung auf der theologischen Laufbahn zu bleiben, zunächst um baldmöglichst ein Familienleben gründen zu können, ins Pfarramt einzutreten, und dann die Universitätskarriere einzuschlagen."

Aber die Taufe bedeutet doch keine Garantie für Pfarramt und Universitätskarriere! — Aehnliche Ungereimtheiten wiederholen sich öfter. Immerhin: Entgegenkommen durfte der Proselyt wohl erwarten. Konnte man ihm nicht, falls er zum Nachweis der Erwerbsfähigkeit nicht ein Vikariat erhalten konnte, zu irgend einem Posten in freier kirchlicher Arbeit verhelfen, bis die Naturalisation erreicht war? Oder welche Hindernisse lagen vor?

Zweitens. Bernstein hat soeben „Populärphilosophische Vorträge über die Unsterblichkeit der Seele" herausgegeben: „Der Mensch als Gottes Ideal." (Mühlheim-Ruhr 1905, bei Joh. Schulten; 144 S. 3 Mk.) Er leitet zunächst aus dem biblischen Gottesbegriff den biblischen Begriff des Menschen als Ebenbild Gottes, Zweck der Schöpfung und Träger eines unsterblichen Geistes ab, sucht alsdann die Existenz der Seele aus der Materie selbst zu erweisen und bemüht sich schließlich, aus diesen Voraussetzungen die Unsterblichkeit der Seele zu folgern. Ich finde in diesen Vorträgen ausgebreitete philosophische Kenntnisse und — zumal im zweiten — manche guten apologetischen Gedanken, daneben allerdings auch Vieles, was ich nachdrücklich beanstanden würde. Um des Verfassers willen, dem so ein wesentlicher Dienst geschähe, greift vielleicht Mancher zu dem Heft.

Bernstein hat mit dieser Schrift zugleich einen Erweis für seine Befähigung und Brauchbarkeit bringen wollen. Ein Urteil über die ganze Persönlichkeit ermöglicht freilich die Darstellung seiner Lebensschicksale noch besser. Ich gestehe, daß in mir durch diese Darstellung eine große Reihe von Fragen angeregt worden sind. Warum wurde Bernstein aus dem Lehrvikariat Wülfrath vorzeitig entlassen? Warum hat er nicht gründliche Anstrengungen gemacht, in der Inneren Mission oder sonstwo wenigstens provisorisch unterzukommen? Manche Stellen der kleinen, zuerst genannten Schrift wirken mit ihren schiefen und sachlich ungerechten Beschuldigungen, andere durch die Art der Selbsteinschätzung peinlich. Das durfte nicht verschwiegen werden; aus seinem schweren Geschick und der nun eingetretenen Verbitterung läßt sich Vieles entschuldigen.

Genug: der Fall ist doch wohl einer Aufklärung wert. Wir regen uns auf, wenn der österreichische Staat reichsdeutsche evangelische Vikare nicht naturalisiert. Haben wir dazu ein Recht, wenn es bei uns ähnlich gemacht wird? Natürlich liegen die Fälle nicht gleich. Aber wenn Bernstein einmal die venia concionandi hatte, konnten doch wohl Mittel und Wege gefunden werden, ihn in den Kirchendienst zu bringen. Vorläufig besteht trotz allem der Gesamteindruck, daß mit ihm sehr hart und streng nach dem Gesetz verfahren worden ist, daß keine helfende Hand aus den Regionen des Kirchenregiments sich ernstlich seiner angenommen hat. Ich glaube, angesichts dieser Sachlage ist das Kirchenregiment sich selbst und der evangelischen Kirche jedenfalls eine Aufklärung schuldig. Schian

Vom Kulturwert der deutschen Schule. Von Arthur Bonus. Jena, Diederichs 1904. 71 S. 1,50 Mk.*)

Diese Schrift wird man dem Bonus bitter übelnehmen. Nicht bloß, weil in Allem, was er schreibt, ein scharfes Lüftchen wider Pedanten und Philister weht. Sondern auch Andre, Ernstere werden mißmutig die Köpfe schütteln; denn die Tatbestände, gegen die Bonus angeht, sind so festgeworden, daß es direkt unvernünftig erscheint, sie anzugreifen. Genau so unvernünftig, wie es einst erschien, gegen den Tatbestand anzugehen, daß in die Papstkirche und ihr System alle Gebiete des Lebens eingearbeitet waren, auch die, die das schlecht vertrugen.

Es ist vielleicht nicht schwer, jede einzelne Seite dieser Schrift mit einem Hügel schulmännischer Gegengründe zuzudecken. Aber was hat man damit erreicht? Was hier zu widerlegen ist, das sind nicht einzelne oder alle Positionen, sondern es gilt eine Seele zu widerlegen, die große Gefahren sieht, und nicht in krankhafter Erregung, sondern aus gesundem Empfinden heraus. Religion, Sittlichkeit, Kunst können nur auf ihrem eigensten Boden gesund bleiben. Das lehrt nicht Bonus, sondern die Geschichte. Jedenfalls haben wir es hier mit einer Aeußerung zu tun, an der sich zeigen muß, ob die Menschen starkes Empfinden würdigen können oder nicht.

In technischen Fragen muß die Entscheidung in der Mitte, d. h. in der Nüchternheit gesucht werden; aber überall, wo es ans Leben und seine ernsteren und tieferen Fragen geht, da sollten die gehört werden, die aus großer Freude oder großer Trauer heraus, jedenfalls aus Ergriffenheit reden, denn da redet das Leben selber.

Es gibt Apparate, an denen man die Erderschütterungen messen kann, auch die wir nicht spüren. Wenn es Menschen gibt, die Gefahren für die innerste Gesundheit herausfühlen, wo Andre nichts ahnen, sollte man sie weniger ernst nehmen, als jene Apparate?

Wenn die Bücher erfahrungsgemäß die wirksamsten sind, die mit verhaltener Leidenschaft geschrieben sind, so dürfen wir hoffen, daß auch diese eindringliche Schrift nicht ohne Wirkung bleiben wird. Wann sich das zeigen wird, ist nicht unsre nächste Sorge. Daß sich bereits Volksschullehrer gefunden haben, die Bonus' Ausführungen mit herzlicher Freude gelesen haben, ist doch ein ermutigendes Zeichen.

Paul Jaeger

Von der Deutschen Orientgesellschaft. Die Mitteilungen dieser Gesellschaft, von denen die Hefte 23, 24 und 25 vorliegen, sind, wie gewöhnlich, erfreuend. Nummer 23 berichtet über einen viermonatlichen Erkundungsritt durch ganz Palästina, den die Herren Dr. Hölscher und Dr. Thiersch im vergangenen Frühjahr ausgeführt haben, auf dem sie das Land von den phönikischen Küstenstädten bis in die unwirtlichen Gegenden des Ostjordanlandes, von den Jordanquellen bis in die judäische Wüste und nach Philistäa durchzogen. Sie haben dabei, wie das Heft zeigt, Augen und photographischen Apparat gut offen gehalten und legen nun auf Grund ihrer Beob-

*) Ein ausführlicher Artikel zu Bonus' Schrift folgt obiger Besprechung auf dem Fuße. Die beiden vertragen sich gegenseitig.
D H

achtungen eine lange Liste von Orten vor, an denen Ausgrabungen empfehlenswert und lohnend erscheinen. Denn das war der Zweck der Reise: Plätze ausfindig zu machen, an denen die Deutsche Orientgesellschaft in Palästina den Spaten ansetzen könnte. Wenn die deutsche Orientgesellschaft ihre reichen Mittel auch ferner für die Erforschung Palästinas verwenden will, so ist das mit Freuden zu begrüßen, besonders, wenn dies wie bisher in einträchtigem Zusammenwirken mit dem Deutschen Palästinaverein geschieht, der weniger Mittel, aber eine um so reichere Erfahrung gerade in palästinischen Verhältnissen besitzt. — Von den aufgeführten Orten werden einige sich wieder für Ausgrabungen besonders empfehlen, teils durch die schon an der Oberfläche der Schutthügel zutage tretenden Reste aus hohem Altertum, oder auch durch besonders günstige Besitzverhältnisse. Auf diesen Punkt haben die beiden Reisenden, wie gelegentliche Bemerkungen zeigen, ihr Augenmerk ganz besonders gerichtet, sehr mit Recht, wie mir scheint, und wie einige Erlebnisse der Ausgräber in Egypten, von denen das 24. Heft berichtet, beweisen. Hoffentlich bringen die zu unternehmenden Grabungen auch reichen Ertrag. — In einiges Erstaunen wurde ich durch eine Bemerkung auf Seite 37 gesetzt. Dort liest man, daß die englischen Ausgrabungen in Abū Schūsche, dem alten Gezer, „das erste Beispiel einer systematisch vollständigen und gründlichen Ausgrabung in Palästina sein werde". Hoffentlich ist in dieser Aeußerung nicht eine stillschweigende Kritik an den deutschen und österreichischen Ausgrabungen in Tell el-mutesellim (s. Christl. Welt 1904 Sp. 475 und 582) und in Ta'anek enthalten. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß da, wo Deutsche an die Arbeit gehen, auch systematisch und gründlich gearbeitet wird. Jedenfalls wäre es gut, wenn solche mißverständlichen Aeußerungen nach Kräften vermieden würden. Sie können der Freudigkeit zur Unterstützung der Unternehmungen im Orient nur Abbruch tun. — Das gleichzeitig mit Nummer 23 ausgegebene Heft 24 der Mitteilungen enthält den Bericht über den Abschluß der Ausgrabungen in Abusir in Egypten. Die ganze Grabanlage eines Königs des „alten Reiches", Pyramide, Totentempel, Zugang und Landungsplatz am Flusse, ist dort aufgedeckt worden und wird nach Borchardts Meinung den Schlüssel zu allen andern Pyramidengräbern bilden. Nach der dem Hefte beigegebenen Rekonstruktion kann man sich jedenfalls ein lebhaftes Bild von dem Aussehen eines solchen altägyptischen Königsgrabes machen. Das Original dieser Rekonstruktion, sowie ein Bauplan mit Unterscheidung der verschiedenen Bauperioden befanden sich seiner Zeit auf der Weltausstellung in St. Louis und verkündeten dort Etwas von deutschem Forschungseifer und Forschungserfolg. Dazu darf man die Orientgesellschaft jedenfalls herzlich beglückwünschen. — Bei weitem am interessantesten von den drei Heften ist aber fraglos Heft 25, wenn auch sein erster Hauptteil, der Auszüge aus 12 Briefen von A. Nöldeke in Babylon bringt, entfernt nicht so die Aufmerksamkeit fesselt, wie der Schlußteil, der über die außerordentlich reichen Ergebnisse der Grabung Andraes in Assur in anschaulichster Weise berichtet. Denn während es sich in Babylon nur um Bauten Nebukadnezars und um sehr spärliche Inschriften handelt und das Hauptgewicht auf topographische Fragen gelegt scheint, wird durch die Grabung in Assur die Geschichte des alten Assyriens fortwährend aufs erfreulichste bereichert. Es haben sich eine ganze Menge von Bauinschriften assyrischer Könige gefunden, in denen sie ihre und ihrer Vorgänger Verdienste um den Bau am Reichstempel und an der Stadtmauer verkünden, und dabei lernen wir eine Fülle neuer Königsnamen kennen. Zu bedauern ist nur, daß die Chronologie des altassyrischen Reiches durch die neuen Funde sich als noch verwickelter darstellt, als man bisher schon angenommen hat. Für das nächste Heft der Mitteilungen hat Delitzsch einen Artikel über diese Chronologie in Aussicht gestellt; hoffentlich erscheint er bald, da Delitzsch doch noch anders als der Bautechniker Andrae in der Lage ist, den Inhalt der neuen Urkunden zu ermitteln und zu verwerten, wenn dieser sich auch offenbar ganz gut in die Inschriften eingelesen hat. — Als merkwürdig mag erwähnt werden, daß man an den Resten des großen Turmtempels von Assur, von dem man bisher immer angenommen hat, er sei ein Stufentempel gewesen, keine Spur einer Stufengliederung gefunden hat, sondern daß er sich als ein vollkommen massives Ziegelgebäude ohne Stufen darstellt. Wie man hinaufgekommen ist, und wo die zugehörigen Tempelräumlichkeiten sich befunden haben, entzieht sich bis jetzt unsrer Kenntnis; hoffentlich bleibt es nicht dabei!

Friedrich Küchler

Auf heiligen Spuren abseits vom Wege. Bilder und Erinnerungen aus dem Morgenlande von Pfarrer Arnold Rüegg, Dozent. Zürich, Institut Orell Füßli 1904. 4 Mk.

Das vorliegende Buch will in erster Linie für Freunde des heiligen Landes und nicht für eigentliche Palästinaforscher geschrieben sein. Trotzdem leuchtet durch diese anspruchslosen Bilder und Erinnerungen ein starkes wissenschaftliches Interesse und eine große Vertrautheit auch mit den weniger am Wege liegenden Problemen der Palästinaforschung hindurch. Abseits vom Wege, wo der große Troß nicht hinkommt, ist auch in Palästina immer noch viel zu tun, besonders im Ostjordanland, das in letzter Zeit ein Gegenstand besonderer Forschungen geworden ist. Dorthin, in das Gebiet von Madeba und Machärus, auf den Spuren von Johannes dem Täufer, hat der Verfasser einen interessanten Ausflug gemacht, wo er nicht nur ungewöhnlichere Reiseerlebnisse, sondern auch allerlei wissenschaftliche Detailerkenntnisse, Bestätigungen, Berichtigungen usw. gefunden hat. Im übrigen entfernte sich seine Reiseroute nicht sehr von der gewöhnlichen Pilgerstraße, auf der die Reisenden insgemein von Jerusalem aus nach dem See Genesareth und nach Damaskus ziehen; die Umgebung des Sees Genesareth ist dagegen wieder mit besonderer Liebe und Genauigkeit erforscht worden. Wenn dem Pilger in Jerusalem jeweils ganz schwül geworden ist von den Legenden und dem Kleinkram der heiligen Sage, so kann er sich an den Gestaden jenes Sees, in jener friedevollen und etwas melancholischen Einsamkeit wieder von jenen oft beklemmenden Eindrücken erholen. Rüegg gehört nicht wie Naumann zu den Enttäuschten. Er hat keine modernen kulturellen und sozialen Fragen ins Land mitgebracht und auch vom jetzigen Lande für das Verständnis der Zeit Jesu und dieser Persönlichkeit selber nicht mehr verlangt als es geben kann: zunächst die allgemeinen geographischen und topographischen Grundzüge für unsere Vorstellung des Landes, eine in manchen Punkten ganz getreue Anschauung der Lebensbedingungen und Sitten, wie sie auch in alter Zeit geherrscht haben, und die Stimmung, jener eigentümliche Ausdruck der Landschaft, die schöpferisch auf unsere historisch befruchtete Phantasie wirkt. Es ist nebenbei gesagt ewig schade, daß ein Naumann, der die Landschaft mit solchen Augen ansehen und beseelen kann, und mit ihm tausend Andere bei Anlaß der Kaiserfahrt das Land in einer Jahreszeit sehen mußten, in der sich allerdings der Frühlingsgarten in eine Wüstenei verwandelt hatte.

Das Buch ist aus Vorträgen entstanden, was auf den Stil nicht ganz ohne Einfluß geblieben ist; in der einfachen, herzlichen und wahren Sprache des Verfassers fällt Einem z. B. ein stehen gebliebener „Zahn der Zeit" um so mehr auf.

Es ist ein Irrtum zu glauben, daß die Mystik im Islam keine Stelle gefunden habe. Bei den Sufiten, den Babis, den Derwischen findet sich noch heute jene teils naturhafte, ekstatische Mystik wie im alten Israel als auch die mehr theosophisch-pantheistische, spekulierende Mystik, die im christlichen Mittelalter ihre Parallelen hat.

Besondere Achtung zollt Rüegg der Kultur der Kreuzfahrer, deren Reste noch überall im Lande zu finden sind. Ich weiß nicht, ob diese Reste, die von Kleinasien bis in die Sinaihalbinsel zerstreut sind, schon einmal im Zusammenhang studiert und gesammelt worden sind, eine interessante Arbeit wäre es jedenfalls.

Auf dem Heimwege hatte der Verfasser Gelegenheit zu einem Ausflug nach den Ruinen von Ephesus und den Städten Phrygiens. Eine große Zahl von hübschen Bildern schmückt das interessante Buch, auch Karten fehlen nicht.

Adolf Keller

Kleine Mitteilungen. Herr Vikar Bernstein gibt seine Schrift „Der Mensch als Gottes Ideal" soeben in zweiter Auflage heraus. Im Vorwort heißt es: „Vorliegende Schrift, die jetzt in zweiter Auflage erscheint, übergebe ich den gelehrten und mutigen Predigern des Materialismus, insbesondere aber ihren andächtigen Zuhörern aus den Reihen der modernen evangelischen Christen, die, nachdem sie einmal beim Lichte der liberalen Theologie den Glauben an die Gottheit Christi verloren haben, nunmehr Gefahr laufen, mit diesem auch den Gottesglauben und den Glauben an die Existenz einer unsterblichen Seele zu verlieren." Und weiter heißt es dann nach Hinweis darauf, daß das Evangelium Versöhnung mit Gott durch das Kreuz Christi verkündigt: „Doch nein! Die liberalen Theologen sagen mir, die apostolische Predigt vom Kreuze Christi sei eben das unerträgliche Kreuz für den denkenden Christen. Also ist die liberale Theologie in der evangelischen Kirche für Viele so recht der Wegweiser zu dem Atheismus." Auf die Frage aber, warum sich der Atheismus grade unter den Christen ausbreitet, antwortet Bernstein: Der Grund kann „nirgends anderswo als in der modernen Theologie gesucht werden, die für viele nicht eine Bußstimme in der Wüste ist, sondern geradezu eine, wenn auch unbeabsichtigte Einladung zum Besuch der Schule der Atheisten, auf die Gefahr hin, dort Wüstlinge zu werden".

Die Krüge von der Hochzeit zu Kana. Daß die Reliquienverehrung nach katholisch-rechtgläubiger Lehre „Nichts von ihrer Berechtigung einbüßt, wenn auch manche der bisher verehrten Reliquien als verdächtig oder gar als zweifellos unecht bei Seite gesetzt werden mußten", ist uns zur Ueberraschung Vieler in den letzten Jahren wiederholt von Katholiken versichert worden. Wie zum Exempel dessen brachte die Litterarische Beilage der Kölnischen Volkszeitung Nr. 38 vom 22. Sept. 1904 einen Artikel über die Krüge von Kana. Während das Evangelium Joh. 2, 6 von sechs steinernen Krügen erzählt, werden nicht weniger als 35 Krüge, vom schlichtesten Wasserkrug bis zur kostbaren Vase, sehr verschiedenen Ansehens, an katholischen Kultusstätten aufbewahrt als Zeugen der Verwandlung von Wasser in Wein. An diesen Krügen hat F. de Mély in den Monuments et Mémoires publiés par l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, Band 10 Heft 2, Kritik geübt, und die Kölnische Volkszeitung berichtet über deren Ergebnis. Es ist ein völlig negatives. Den Krügen in den altchristlichen Darstellungen der Hochzeit von Kana steht der Krug zu St. Ursula in Köln am nächsten, und „wenn einer der zahlreichen Krüge echt ist, so ist es der Kölner", bemerkt die Kölnische Volkszeitung dazu. Die Abhandlung de Mélys, mit 22 Abbildungen und allen kunsthistorischen Finessen, muß nach dem Bericht sehr gelehrt sein.

D H

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Cöthen. Montag 27. März 5 Uhr in Rumpfs Hotel: Christentum und Offenbarung. (P. Witzig, Biendorf)

Dresden. Mittwoch 29. März 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Ueber die Gleichnisse Jesu. (Kautzsch)

Ehrenbreitstein. Freunde der Christlichen Welt und des Evangelischen Gemeindeblattes (Ortsgruppe Coblenz) Montag 3. April 3 Uhr im Restaurant Rizza: Jesus im Lichte der sozialen Frage. Im Anschluß an Weinel. (Oberlehrer Martin-Andernach) Alle Freunde sind herzlich willkommen.

Görlitz. Donnerstag 30. März 8 Uhr Hotel zur Krone: Christentum, Nächstenliebe und Armenpflege. (Leitsätze einer Teilnehmerin)

Plauen i. V. Donnerstag 30. März 8 Uhr bei Trömel: Jesus Christus im Lichte moderner Kritik und Weltanschauung.

Stuttgart. Montag 27. März 7 Uhr im Herzog Christoph: Jesus und Paulus mit spezieller Beziehung auf die Heilslehre. (Dekan Herzog-Waiblingen)

An prinzlichem Hofe

Theologe oder Philologe zum Anfang nächsten Semesters als Erzieher und Hauslehrer gesucht. Näheres durch den Herausgeber.

„Für **junges Mädchen** im Alter von 20 Jahren wird **Pension** in Pfarrhaus gesucht zwecks Erlernung des Haushalts und geistiger Weiterbildung. Gef. Offerten erbeten unter **A. 38** an die Expedition dieses Blattes."

Das Suchen der Zeit: II.

2.40 Mk. Besprochen: „Chr. W." 1904, Nr. 51. Zur Ansicht i. d. Buchhandlungen

Stellung als **Stütze** oder **Gesellschafterin** zum 1. Mai oder später sucht gebildetes junges Mädchen, das zuletzt 2 Jahre in **England** in Stellung war.
Gfl. Anfragen unter **B. H.** an die Expedition der „Christlichen Welt".

Venedig Damenhospiz. **Campo S. Angelo.** Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Au pair

Gebildete Deutsche 22 Jahre, (Ostpreußin) sehr musikalisch, heiteren Temperamentes, häuslich, sucht Aufnahme als Gesellschafterin in gebildeter Familie, wo Gelegenheit zu französischer Konversation vorhanden. Offerten Königsberg (Ostpr.) Tragheim postlagernd **K. S. 100.**

Bernh. Dörries

Das Evangelium der Armen. Ein Jahrgang Predigten. 3. Aufl. 1904. Geschmackvoll geb. 6 Mk.

Die Botschaft der Freude. Ein neuer Jahrgang (Evangelien-)Predigten. 1903. Geschmackvoller Leinwandband. 6 Mk.

Vergl. die Besprechung in Nr. 11 der „Christlichen Welt."

Vandenhoeck & Ruprecht Göttingen

Bütten-Verlobungsbriefe u. dergl. auf echten Büttenpapieren und -Karten oder auch auf allerbesten schweren mattsatinierten Stoffen liefert schnell, billig und stilgerecht in altdeutschen oder Empireschriften.
Druckerei Bauer, Marburg a. L.

Zur Zeit der Konfirmation weisen wir besonders für unsere gebildete männliche Jugend auf ein Werk hin, das geeignet ist, denen eine Stütze fürs Leben zu werden, die, durch den Religionsunterricht angefaßt, ihre christliche Weltanschauung nach allen Seiten vertiefen und ihres Christentums froh werden wollen. Es ist E. Pfennigsdorfs **„Christus im modernen Geistesleben"** (Schwerin i. M. bei Fr. Bahn. 8. Auflage. Fein gebd. 5 Mk., mit Goldschnitt 5,50 Mk.). Hier wird unser Glaube von allen Seiten beleuchtet, mit allen Fragen der Gegenwart kurz, klar und übersichtlich in Beziehung gesetzt und jedem gezeigt, wie er sich in dem Labyrinth der Gegenströmungen zurechtfinden kann. Ich will nur aus der eigenen Praxis hervorheben, daß ich bei Gelegenheit des Religionsunterrichts in Prima einige Stellen aus diesem Buche vorgelesen habe. Dies wirkte derartig, daß sich sofort eine ganze Anzahl von Primanern zusammentat und Exemplare des Buches erwarb. Die Angriffe auf das Christentum werden immer zahlreicher und wuchtiger. Pfennigsdorfs Buch wird allen Freunden durch seine klare, besonnene Art Beruhigung gewähren und ihnen die Waffen der Abwehr blank geputzt in die Hand geben. Prof. Kinzel.

Schwestern

werden ausgebildet für 12 sächs. Heil- Pflege- und Erziehungsanstalten. Feste Staatsanstellung mit Pensionsberechtigung. Alter 18—35 Jahre. Beginn der Kurse 1. April und 1. Oktober. Aufnahmebedingungen werden versendet.

Hubertusburg bei Wermsdorf, Kgr. Sachsen.

Pastor **Naumann,** Vorstand des Kgl. Pflegerinnenhauses

„von rosen ein krentzelein"

Man lasse sich diese neue Sammlung alter deutscher Volkslieder (1.80 M.) vom Buchhändler zur Ansicht vorlegen. Einige werden eine tiefe Freude an ihr haben. Urteile der „Chr. W.": Bonus in Nr. 50 und Schian in Nr. 49 d. vorig. Jahrg. Verlag Langewiesche, Düsseldorf.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Das 1. Heft des 15. Jahrgangs der

Zeitschrift für Theologie und Kirche

enthält:

Der Glaube an Gott und die Wissenschaft unserer Zeit*)

Von Professor D. **W. Herrmann**
Nach einem Vortrag in Chicago am 21. März 1904

Zeitgemäß oder Zeitlos?

Von Dr. **A. Hoffmann**
Pfarrer in Grutbingen

Die Gegenwart des Gottesreichs

in den Parabeln vom Senfkorn und Sauerteig, von der selbstwachsenden Saat, dem Unkraut und dem Fischnetz
Von **Fr. Traub**
Ephorus am evang.-theol. Seminar Schöntal

Loisy contra Harnack

Das Wesen des Christentums in evangelischer und katholischer Beleuchtung
Von Professor Lic. Dr. **Wobbermin**

Das 2. Heft wird enthalten:

Die Lage der systematischen Theologie in der Gegenwart

Vortrag gehalten in der südhannoverischen Pastoralkonferenz am 5. Oktober 1904
Von Professor D. **Ferd. Kattenbusch**
in Göttingen

Zur Feier des 200jährigen Todestags von Philipp Jacob Spener

Von Professor D. **P. Tobstein**

Luther im häuslichen Leben

Ein Beitrag zu der neuesten Lutherkontroverse, nach einem Vortrag in Straßburg
von Professor D. **Karl Holl**

Das Verständnis der Bibel in der Entwicklung der Menschheit

Von D. **Theodor Häring**
Professor an der Universität Tübingen

Abonnementspreis für den Jahrgang (6 Hefte) Mk. 6.—
Einzelpreis jedes Heftes Mk. 1.50.

*) Dieser Vortrag von Professor D. W. Herrmann ist auch als Sonderabdruck zum Preise von 50 Pfg. erhältlich.

Kultur und Zivilisation oder Papsttum und Kaisertum

Erster Gedanke

„Wo in aller Welt gibt es eine Kultur, die mich jemals wird überwinden können?" — Selbstzufrieden sprach so die römische Zivilisation, indem sie es ihrem Kaisertum gestattete, sich göttliche Ehren erweisen zu lassen. Wie dessen ungeachtet ihr, die sich selber angebetet hat, als Bannerträger der Kultur das Römische Papsttum entgegen getreten ist, erzählt die Geschichte.

Wurde dann später von der Römischen Kirche erklärt: „Der Quell wahren und gottgefälligen Lebens sprudelt nirgends als in meinem Reiche!", so wiederholte sie damit nur jenes stolze Römerwort, daß im Universum keine Kultur sei, die ihre Zivilisation zu überwinden vermöge. Nichtsdestoweniger ist auch dieser römisch-katholischen Zivilisation, die sich selber anbetete, im modernen Staate ein Hort der Kultur gegenüber getreten.

Demzufolge ist es die Geschichte, die auf die bedeutungsvolle Frage: „Von wem hat die durch Fürstenthrone repräsentierte Zivilisation des modernen Staates den Todesstoß zu erwarten?" die Antwort klar erteilt: „Von ihrer Mutter, der Kultur!" Und wann wird der heutigen Zivilisation die Sterbestunde schlagen?

Nie, solange nicht ein Baum im Blumenschmucke prangt, der seine Blütezeit nur auf der Grenzscheide zweier Zivilisationen erleben kann: — die Religion ist gemeint, die Mutter der Märtyrer, die sich der Menschheit gleichsam als unsichtbarer Felsen darbietet, damit ihr dieser als Stützpunkt diene, so oft sie nach Gottes Ratschluß ihre eigene veraltete Welt aus den Angeln heben und eine neue Zivilisation ins Dasein rücken muß.

Zweiter Gedanke

Scheint nun hiernach eine neue Zeit schon angebrochen zu sein? — In der Tat ist bereits eine Religion erwacht, die, ohne alles Verständnis für den Ehrentitel „Exzellenz", durch ihr ganzes Wesen daran gehindert wird, ihren eigenen erhabenen Zweck den Interessen des jeweilig bestehenden Staates unterzuordnen. Zudem wird sie von einer in Europa neuen Philosophie begleitet.

Denn von der altehrwürdigen Surrogat-Religion, aus Empfindelei, Gedächtnisschätzen und nachgeahmten Gebärden zusammengesetzt, hat sich eine lebendige und ewig neue Religion getrennt, die sich selbst beschreibt als **Schöpferkraft,** als **weltgestaltende Dienerin** der **weltüberlegenen Kultur.** Ihr zur Seite aber schreitet eine nicht minder christliche als exakte Philosophie.

Während nämlich J. Kant danach gefragt hat, wie weit das menschliche Bewußtsein in die Welt reiche, fragt heute schon jahrzehntelang

die Philosophie des 20. Jahrhunderts: „Wieweit dringt das Selbstbewußtsein in das menschliche Selbst hinein?"

Wirklich exakte Forschung ist es, wodurch bewiesen wird, daß der Mensch als Doppelwesen begriffen werden muß, daß das Menschenleben eine Ehe bedeutet zwischen dem bewußten oder natürlichen Ich und dem nämlichen Ich, sofern dasselbe dem Tagesbewußtsein überlegen, und d. h. **„weltüberlegen"** oder transzendental ist.

Was beweist nun diese experimentell zu erhärtende Tatsache? Das folgende! Bewußt oder unbewußt ist jeglicher Mensch der einheitliche und lebendige Inbegriff von Himmel und Welt, vom noch kommenden und schon vorhandenen Gottesreich, von Kultur und Zivilisation. Jedes einzelne Erlebnis auf seiner irdischen Pilgerfahrt hat nur dem **überweltlichen** individuellen Ziele zu dienen, das sich, indem es aus seiner Ewigkeit eintrat ins Erdenleben, das transzendentale Ich gesteckt hat.

Dritter Gedanke

In diesem Sinne jedoch sein menschliches Leben führen, heißt Kulturdiener oder ein Christenmensch sein. Die Gemeinschaft solcher Persönlichkeiten bedeutet

die Kulturgemeinschaft
oder
die Germanisch-Katholische Kirche.

Ihre Organisation will jedem Einzelnen die Erkenntnis erleichtern, daß er denkend und handelnd sein vorbewußtes Ich, d. h. seinen eigenen Gott und seine persönlichen Himmel zu suchen hat. Durch ihre Macht aber wird jedem ihrer Glieder die Freiheit gewährleistet, vermöge deren es seinem eigenen Gotte und seiner so eigenartigen Mission leben kann.

Wie indes das einheitliche Individuum durch die Bewußtseinsschwelle in zwei Personen, in das natürliche und das transzendentale Ich, zerfällt, ebenso kann

der nationale Organismus

nur dann gesund sein, wenn er gleichzeitig durch das Kaisertum als den Repräsentanten der jeweiligen Zivilisation und durch das Germanische Papsttum als den Hort der ewigen Kultur bewegt wird.

Papsttum und Kaisertum fordern einander gleich den beiden Brennpunkten der Ellipse. Wie das Nervensystem im Gehirn und in den Ganglien des Unterleibs im selben Moment kulminiert, so bedeuten **Kaiser und Papst die Pole der Christenheit.**

Auf welchem Wege wird nun die Germanisch-Katholische Kirche kommen? Dreifach erzieht seine Menschheit das Ich des Universums: 1. durch Ideen 2. durch Ereignisse, wie beispielsweise durch innere und durch Völkerkriege 3. durch diejenigen, die ein Ereignis und eine Idee zugleich bedeuten — — durch Persönlichkeiten.

Von Otto Weber, Leipzig, werden ausgeliefert
1. Das Germanische Papsttum.
2. Die Germanisch-Katholische Kirche.

Bisher hat die Doppelfrage in Deutschland geheißen: „Bist du Katholik, oder gehörst du einer der protestantischen Sekten oder Fürstenkirchen an?" Dagegen wird von dem Tage an, an dem eine Germanisch-Katholische Kirche in die sichtbare Welt getreten sein wird (und hat doch kein Geringerer als **Hellmut v. Moltke** geweisagt, daß alle Deutsche noch einmal wieder katholisch werden würden), von demselben Tage an wird die Doppelfrage in Deutschland anders lauten. Denn man wird sagen:

„Katholisch (d. h. international) sind wir jetzt alle. Was wollt nun aber ihr Zentrumswähler fortan sein,

Römisch oder Germanisch?"

Wie ergreifend wird aber diese Doppelfrage auf ein deutsches Gemüt erst wirken, wenn demnächst vielleicht in einem See- oder Landkriege

der italienische Bundesgenosse

das deutsche Vaterland im Stiche gelassen haben sollte!

Wilhelmshaven, März 1905

Heinrich Lüdemann, Selbstverlag

Die Bibelfrage in der Gegenwart

Fünf Vorträge

in der Königlichen Kriegsakademie zu Berlin im Spätherbst 1904 gehalten von

D. Klostermann, Dr. Lepsius, D. Hausleiter, D. Müller-Erlangen, D. Lütgert

Preis 1,50 Mk. excl. Porto

Buchhandlung Fr. Zillessen

Berlin C. 19 Wallstrasse 17—18

Weibliche soziale Hilfsarbeit

Casseler Kurse zur Einführung in Theorie und Praxis der **sozial-pädagogischen Hilfsarbeit.** Näheres i. d. Broschüre „Arbeit im Fröbelseminar" von Hanna Mecke.

Das Kuratorium

Zum militärischen Waffendienst der evangelischen Theologen.

Von Theologus. Preis 60 Pf.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 13 Marburg i. H., den 30. März **1905**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Der Abschied — Verwahrung — Multatuli als Beunruhiger (Schluß) — Ueber Bonus' Buch vom Kulturwert der deutschen Schule — Zum Kampf um das Wunder — Wunder und Naturgesetz — Verschiedenes: Armenien; Multatuli — Der Bescheid des Evangelischen Oberkirchenrats an D. Fischer — Richtigstellung — Anzeigen

Der Abschied

Mark. 14, 22—25

Der Kampf ist eröffnet. Als Friedefürst ist Jesus in Jerusalem eingezogen unter hellem Jubel des Volkes; ohne eine andere Vollmacht als seinen prophetischen Zorn zu besitzen, hat er die Viehhändler und Schacherjuden aus dem Tempel gejagt, hat das Volk gelehrt und auf die verfänglichen Fragen seiner Feinde siegreich geantwortet. Als sie merkten, daß er ihnen überlegen sei, haben sie die brutale Gewalt, die sie in Händen haben, benutzt; der Todesrat hat stattgefunden. Jesus weiß es und sitzt mit seinen Jüngern beim Abschiedsmahl.

Die christliche Abendmahlsfeier gehört der „Religionsgeschichte" an; aber von dem Abschiedsmahl Jesu selbst gilt das nicht. Ich glaube, es läßt sich begreifen aus dem menschlichen und religiösen Empfinden, das keine Geschichte hat, sondern allezeit gleich bleibt. Und nicht deshalb ist uns dieses Mahl wichtig und heilig, weil wir etwa dabei Jesu Theorie über die Bedeutung seines Todes erführen — tatsächlich erfahren wir auch hier nichts Sicheres darüber. Sondern es ist uns heilig, weil wir dabei wieder einen Blick in sein Herz tun können.

Gewiß ist es ein menschliches Bedürfnis, das ihn nach den letzten aufregenden Tagen und vor dem schrecklichen Ende zum Alleinsein mit seinen Vertrauten treibt; und daß er dieses Bedürfnis fühlt, ergreift uns mehr, als wenn sein Herz von Allem nicht berührt wäre. Aber es ist mehr als das, es ist auch die Sorge um sein Werk. Auch hier zeigt sich, daß er nicht für sich selbst lebt, sondern für Gott und für seine Aufgabe. Er hat den Samen ausgeworfen. Damit die, in deren Herzen er aufgeht, nicht isoliert bleiben, muß sein Werk einen sichtbaren Mittelpunkt haben, und dazu sind die Jünger ausersehen. Aber werden sie sein Werk fortsetzen können? Auf ihr Bekenntnis hin ist er den Todesweg gegangen, unterwegs aber hat sich ihr Ehrgeiz enthüllt, Einen hat schon das Geld zu Untreue und Verrat verführt, die Andern stecken immer noch in falscher Hoffnung. Sind sie stark genug, sein Werk zu tragen?

Beim Brechen und Verteilen des Brotes, beim Herumreichen des Kelches haben die Jünger merken müssen, daß ihnen Jesus damit etwas Besonderes sagen wollte. Schwerlich hat er damit eine neue Religionsgemeinschaft gründen und ihr ihren eigentümlichen Kultus geben wollen. Aber den Jüngerbund wollte er fester schließen und ihnen sagen, daß sie mit ihm und unter einander zusammengehören. Durch diese feierliche Handlung will er das ihrem Gedächtnis recht tief einprägen. Werden sie mir treu bleiben? Werden wir einst in des Vaters Reich wieder mit einander vereinigt? Wenn sie zusammensitzen, bei ihren Mahlzeiten Brot und Wein genießen, dann müssen sie dran denken, wie sie mit mir zusammenwaren noch am letzten Abend. Sie werden sich erinnern, wie ich ihnen gesagt: So wird mein Leib gebrochen, mein Blut vergossen im Tode. Sie werden sich besinnen, daß ich für Gottes Sache in den Tod gegangen bin. Darum soll ihnen diese Sache doppelt heilig sein, wie etwa Soldaten mit doppelter Wut kämpfen, wenn sie ihren geliebten Feldherrn von feindlichen Geschossen durchbohrt haben fallen sehen. Sie sollen sich doppelt unerbittlich verpflichtet fühlen, für diese Sache zu kämpfen. Und das soll ihren Bund doppelt fest knüpfen. Die Erinnerung an diesen Abschied, an ihre gemeinsame Pflicht soll alle Eifersucht und Empfindlichkeit besiegen. So hinterläßt ihnen Jesus in dieser Handlung ein mächtiges Motiv zur Treue und Einigkeit.

Der Glaube an Gottes Liebe fordert es, daß auch das Leiden Segen bringe, und wenn der Leidende den Segen nicht selbst gewinnt, so soll er doch Andern zugute kommen. Schon manchen Leidenden hat das getröstet, und damit ist auch sein Leiden zum Segensquell für Viele geworden. So hat gewiß auch Jesus gedacht, daß es dem neuen Bund der Jünger, der Reichsgenossen zum Heile sein werde, wenn er sich für ihn, für seine Sache aufopfere. Auch das hat er seinen Jüngern durch diese feierliche Handlung sagen wollen. Es ist zweifelhaft, ob er diesen Gedanken schon selbst in das Gewand der jüdischen Idee vom Bundesopfer gekleidet hat. Er hat sich vielleicht gar nicht klar sagen können, wie der Segen seines Todes wirken werde. Genug, daß er für eine Sache, die das Heil der Brüder wollte, sich hingab; genug, daß er so hoffte, bis dahin Gleichgiltige und Widerstrebende zu gewinnen, Gewonnene zu stärken. Er stirbt, weil er helfen möchte. Wie herrlich strahlt bei diesem Abschied seine Liebe, die sich selbst über ihrer Aufgabe vergißt! Möge sie auch in dieser Passionszeit in viele Herzen hineinstrahlen und an ihnen ihr Werk tun!

L

Verwahrung

Mit Bezug auf seinen Artikel in Nr. 11 dieses Blattes stelle ich an Herrn Pastor Crome die öffentliche Anfrage, wie er zu der unerhörten Behauptung komme, durch meine Schüler könnten die Gebete von Mitgliedern der Gemeinde zu Jesus „von der Kanzel herab" „als Götzendienst verurteilt werden." Ich gestehe Herrn Pastor Crome zu, daß er aus meinen Schriften richtig herausgelesen hat, daß mir persönlich für mein Glaubensleben ein Gebet zu Jesus im strengen Sinn des Wortes — nicht etwa ein geistiges Reden mit Jesus — eine Unmöglichkeit sei, obwohl ich diese feinste Frage christlicher Frömmigkeit mit Absicht niemals berührt habe. Ebenso

bestimmt aber erkläre ich, daß ich jederzeit ein derartiges Aburteilen über die Frömmigkeit Anderer im zartesten Punkte des Glaubenslebens, wie es Herr Pastor Crome von mir oder meinen Schülern erwartet, nicht nur für taktlos, sondern für frivol halten würde, mag dieses Aburteilen nun im Privaten und Geheimen, oder gar öffentlich von der Kanzel herab erfolgen. Ich bedaure, daß Herr Pastor Crome seine Ausführungen, deren sachlichen Inhalt ich ernst nehme wie der Herausgeber des Blattes, durch derartige persönliche Verunglimpfungen verunstaltet hat.

Göttingen Professor D. Bousset

Multatuli als Beunruhiger

Schluß. — Vgl. Nr. 9. 12

3

Die Satire hat den göttlichen Auftrag die Menschen vor das große Entweder — Oder zu stellen. Ihr ist die tiefe, rücksichtslose Entschlossenheit des heiligen Zornes, des Zornes aus Liebe verliehen. So hat Kierkegaard die Satire verwaltet. Sieht man von seinen Angriffen auf die Christenheit herüber zu Multatuli, so versteht man sofort, warum diesem die Wirkung versagt bleiben muß, ohne die eine Satire kein Recht hat, die Wirkung des Auferbauens, die Wirkung des Aufgangs einer neuen Einsicht, eines neuen Willens, eines neuen Menschen aus dem zerschlagenen, häßlichen Metall, das der glühende Mann in die wilde Flamme des Schmelzofens geworfen hatte. Die Wiedergeburt, das Ziel der großen Satire, kann nur inmitten des natürlichen Ortes erfolgen: Christen können nur durch christliche Gedanken vernichtet und erneuert werden, aber nicht durch eine völlig fremde Gedankenwelt. Die Fäuste, mit denen Multatuli dreinschlug, waren leer, wenn er sie öffnete. Das zeigt sich wehtuend deutlich in einer seiner geistreichsten, schriftstellerisch wirkungsvollsten Arbeiten, in den Japanischen Gesprächen (übersetzt u. a. in der Hendelschen Bibliothek der Gesamtlitteratur Nr. 1778—1780 Seite 54 ff.), im wesentlichen eine satirische Zerpflückung des Tugendbegriffes der siegreichen Majorität, der Christen, unter Durchflechtung dieser Satire mit der der Natur, der Erfahrung und der Liebe widersprechenden Dekkerschen Ethik der Triebe.

So weit es gilt aus Lehre Leben zu machen, ergeht Dekkers Gericht in Bausch und Bogen. Unter dem Gesichtspunkt der Lehre macht er Unterschiede. Er hat es gerne, wenn andere Leute konsequent sind. Protestanten billigt er es nicht zu, daß sie eine Lehre schlicht hinnehmen können, einfältig, demütig, ganz. An den Frommen, die einst Albrecht Dürer, später Ludwig Richter, heute Fritz von Uhde und Hans Thoma sahen, hat er vorbei gesehen. Seine Behauptungen sind darum so wertlos, weil er nicht unter seinem Volke gelebt, nicht in seinem Volke gearbeitet, nicht mit seinen Landsleuten im Frieden das Jahr, den Beruf, die zutrauliche Nachbarlichkeit geteilt hatte. Soweit ein Mensch, der landflüchtig, verbittert und nur Litterat ist, den Anblick der Dinge zu sehen bekommt, reicht seine Auskunft.

Schon sein Satz Heele geloovers zijn er niet, „ganz Glaubende gibt es nicht", mit dem er Etwas zu sagen glaubt, ist eine Binsenwahrheit vom Schreibtisch und als ein Trumpf gegenüber den Frommen besonders wertlos. Kierkegaard stand in der Sache, seine Erfahrung sagt uns, daß Glaube ein Schwimmen über 70000 Faden Meerestiefe ist: — „Wer die Arme nur einmal sinken läßt" — — —, und Kierkegaard kannte die 70000 Faden, das war die Zeit, in der das Ewige in seinen fließenden Grenzen so schwer sich festhalten läßt. Ganz glauben, wie Multatuli es meint, das vermögen die, in die nie der Bruch der Weltanschauungsprobleme eingebrochen ist, bodenständige Fromme, die nicht aus der Kindheit vertrieben wurden. Sonst glauben nur die Buchstabengläubigen ganz und aus dem gleichen Grunde wie die Materialisten: beide haben es mit Größe zu tun, jene mit Gesetz, Form, Buchstabe, — diese mit Pflanze, Tier, chemischer Eigenschaft und was es sei. Die Erfahrung sagt uns, daß Glaube Bewegung, Aufsteigen ist, die Stelle, an der wir eben halten, ist nicht denkbar ohne die Stelle, an der wir eben vorhin standen, die 1000 Meter Höhe von eben enthalten jeden Meter, der darunter liegt, Zweifel, Unruhe und Absage sind Marschbewegungen und darum, im Reiche der geistig Bewegten „gibt es keine ganz Glaubenden".

Aber Multatuli vergißt seinen Satz. Er kennt Gläubige. Er erzählt die Geschichte von dem verlachten Judenbübchen, das er mit einem Geldstück trösten will und das es ablehnt, weil es ihm am Sabbat geboten wird. Er erzählt die Geschichte von einem religiösen Schwärmer, einem Geestdrijver — er könnte ein Methodist gewesen sein? —, der in stiller Einfalt und treuem Seelendrang inmitten einer frechen Bubenschaar und nicht eben erweckter Passanten das „Wort des Lebens" verkündet, er erzählt sie trefflich, er selbst glaubt an dieses alte, fromme Kind und macht dem Leser diese Erzählung zu einer der liebsten Erinnerungen aus der Welt Multatulis, — und er kennt glaubende Katholiken, heele geloovers.

Der in Batavia zum Katholizismus übergetretene Dekker hielt sich selbst nicht für einen Katholiken. Es bedurfte zu dieser Erkenntnis nicht der schnodderigen Antwort, die er der Wiesbadener evangelischen Gemeinde gab, als sie ihn zur Kirchensteuer heranziehen wollte:

Ich bin kein Christ; sollte ich aber von Gesetzes wegen genötigt sein mich an eine bestimmte Gemeinde anzuschließen, dann wähle ich, unter Protest gegen den Zwang, den Katholizismus, keineswegs, weil ich mit den Lehren dieser Kirche übereinstimmte, sondern weil sie billiger ist, wie ich höre.

Aber er behandelt den Katholizismus durchgängig freundlich, selbst in der 893. Idee, in der er kleine Leute in ihrem Gebete in der Kirche belauscht. Was er zeichnet, ist Mundwerk, aber ehrlich, Gemurmel, zinneloos geprevel, aber ehrlich.

Sobald der Katholik seiner Kirche Gehorsam leistet, erkennt Dekker ihn ohne Abzug an, und er konstruiert sich diesen Katholiken, weil er ihn für seine Bestreitung des evangelischen Geisteslebens nötig hat. Ebenso erkennt er ohne Abzug die Bedeutung dieser Gehorsamsleistung für das Seelenleben des Einzelnen an. 1862 erklärte er in seiner Streitschrift Ueber freie Arbeit in Niederländisch Indien das Urteil Napoleons I., daß die katholische Kirche nicht erfunden werden konnte, sondern das Werk der Jahrhunderte sei, dahin, daß sie das Werk der Logik der Tatsachen sei, die in jenen Jahrhunderten bestanden. Diese Tatsachen stellten die Kirche vor die Notwendigkeit des Regierens. In den Tausend und einigen Kapiteln über Spezialitäten von 1875 ergänzt er diese Gedanken durch eine Auseinandersetzung über „die sehr vernünftige katholische Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit".

Es kommt für den gläubigen Katholiken, der die Einheit der Kirche bewahrt sehen will — und gerade dies ist die Forderung des Katholizismus — nicht in Frage, ob eine gewisse Persönlichkeit, die man zum Papste machte, irren kann, sondern: ob man nicht zur Handhabung der eigenartigen Forderung der Kirche einen . . . Markör nötig habe, dessen konventionelles Ansehen den Frieden unter den Spielern erhielte?

Den Gewinn an Tradition, Pietät und Einheit der Zucht — er nennt diese Gewinne — schätzt er hoch ein. Allerdings ist es nur eine ästhetische Wertung. Die freie Anerkennung der Bedeutung des katholischen Glaubenslebens für die Welt, wie wir diese z. B. an dem Elternhause des trefflichen Malers Millet und an Millet selbst erkennen können, fehlt. Gerade diese ästhetische Wertung zeigt sich in der 232. Idee.

Die katholische Kirche ist von einem gewissen Standpunkt aus betrachtet das Schönste, das je durch Menschen zustande gebracht worden ist. Ich habe für protestantische Leser vor allem eine Bemerkung über den Katholizismus zu machen, die nicht überflüssig ist. Ich spreche nicht von Dogmen, ich spreche von Wirkung. Nicht von Glaubenspunkten, sondern von ihrer Absicht. Nicht über die Wahrheit oder Unwahrheit dessen, was von der Kirche gelehrt wird, sondern über einige Folgen der Lehren.

Die Folgen nun sind lieb in alle Wege. Es liegt etwas darin von Poesie, selbst in den Irrtümern . . . in dem, was von anders Denkenden für Irrtum gehalten wird.

Und nicht allein ist dies den Protestanten unbekannt, viele Katholiken selbst, die gewöhnt sind ihren Gottesdienst in einem sogenannten protestantischen Lande auszuüben, haben keinen Begriff von dem wohltätigen Einfluß der katholischen Poesie auf das tägliche Leben in Ländern, wo diese Art der Gottesverehrung ohne Gegenwirkung besteht. Man denkt nicht an Dogmen . . . man glaubt. Oder nein, selbst das nicht. Ohne die geringste Ahnung der Möglichkeit des Nichtglaubens lebt man inmitten der Halbgötter der römischen Mythologie. Man lebt mit ihnen in der heiligen Rosalia, Lucia, Monica. Man „geht um" mit der heiligen Magd. Man spricht mit ihr, dankt ihr für den erwiesenen Dienst, spornt sie zum Eifer an . . . ja die herzliche Intimität geht so weit, daß man sie so zu schelten wagt, wie man ein Kind schilt, das dreist ist.

Pfui, süße, liebe Mutter Maria . . . ist das nun schön von dir? pfui, ist das nun gehandelt wie ein gutes Mütterchen? das steht dir gar nicht hübsch, liebe, süße Maria!

Man liebkost die Mutter, man schmeichelt ihr, man streichelt sie . . .

Glaube? frage einmal ein Kind auf dem Schoße der Mutter, ob es an die Mutter glaubt? eine dumme Frage!

Ich sprach von dem wohltätigen Einfluß der katholischen Poesie. Wohltätig? ja für Kinder und kindlich Gestimmte.

Viele Protestanten und solche Katholiken, die in Ländern, wo es kalt ist, am falschen Platze sind, stellen sich meist Alles, was in weiterem oder engerem Verbande mit dem Gottesdienst steht, als etwas Steifes, etwas Unbehagliches vor, Etwas, wobei man das Gesicht zu verdrießlichem Ernste faltet, wie man das bei jedem Kirchgang beobachten kann.

Seine Schilderung einer Prozession in Köln ist eigentlich die einzige ablehnende Aeußerung über den Katholizismus.

Zweimal dagegen hat er in der Tat sehr anziehende Bilder solch kindlicher und als solche liebenswürdiger Katholiken gezeichnet. Er hat sie wie Lessing zur Lehre und zur Strafe hingestellt. Auf die rechte Seite hatte Lessing den Juden Nathan und den Mohamedaner Saladin treten lassen, auf die linke Daja, die Apportierchristin von Geburt und Beruf, und den Patriarchen. Auf die rechte Seite ließ Multatuli in der ganz reizenden Erzählung von der Fahrt auf der Sainte Vierge (innerhalb der Ideen 229—242) einen alten Barfüßer und eine junge, ausgelassene, romanisch fromme Frau treten, auf die linke — sich, als den Vertreter der Skepsis, der ironischen Ueberhebung über das naive Glaubensleben. Auf die rechte Seite ließ Multatuli in der Geschichte vom kleinen Walther den lieben alten katholischen Priester Jansen, die Katholikin Femke, ihre Mutter und die jüdische Feigenhändlerin (in den Kapiteln vom „schmierigen Papierchen") treten, auf die linke hat er P. G. gestellt, den Protestantsche Godsdienst, die evangelische „Gottesverehrung".

Ich will nicht hoffen, daß ein Katholik in jenen epischen Darstellungen des Katholizismus irgend wie eine genügende Aufdeckung der in seinem Bekenntnis liegenden Weltkräfte sehen wird. Ich gelange von Dekkers Katholiken nicht zu Franz von Assisi, Murillo, Joseph von Führich.

Ich will nicht hoffen, daß ein evangelischer Christ dem Weltwerte seines Bekenntnisses mißtrauen werde unter dem Eindrucke der nicht aussetzenden Polemik Multatulis gegen die evangelische Welt.

Seine Liebe zum Katholizismus ist kein Kompliment für diesen.

Sein Haß gegen das evangelische Christentum ist eine Ehre für dieses.

Auf das innerste Prinzip beider Weltmächte stieß er nie, konnte er nicht stoßen, denn er stammte aus einem andern Lande als beide. Wo es „menschelt", das sah er, und in dieser Hinsicht darf man ihm für seine Beobachtungen danken.

Den Mangel an Gerechtigkeit erkenne ich auch an seiner Behandlung der „modernen" Theologie. Glaube bricht nach seiner Meinung den Menschen, er bricht ihn an sich, als Weltanschauung und er bricht ihn durch seine historischen Formen. Aber Dekker konnte es als eine Persönlichkeit, in der sich, bei schwächerer Gemütskraft, ein radikaler Verstand und eine starke, zähe Phantasie begegneten, nicht ertragen, daß Jemand nicht konsequent war (wie er Konsequenz meinte, — steeple chase Konsequenz). Nun konstruierte er sich für die Bedürfnisse seiner Abneigungen und Angriffe die christliche Welt dahin, daß er den Katholiken gehorsam, kindlich, liebenswert, den orthodox Evangelischen immer noch in seinen Prinzipien leidlich folgerichtig sah, den modernen Theologen aber sah er als den Halben, den Führer der Kompromißchristen, der „Natürlich! . . . im gegebenen Falle-Christen". Er hat sie in der recht amüsanten Parabel von den Pastetenbäckern fleißig an der Arbeit gezeigt.

Natürlich gibt es ein Glauben durch dick und dünn, wenn sein Träger über die mit dem geschichtlichen Glaubensinhalte etwa gegebenen Irrtümer nicht unterrichtet ist, oder unfähig ist die Bedeutung von Gegengründen zu erkennen, oder jene große und herrliche Quellkraft des Glaubens hat, die die Beziehung auch zu den guten stützenden Gründen seiner Glaubensinhalte aufgegeben hat. Das ist der Glaube, den wir bedürfen, so gut wie den Glauben, der ein feines zeitliches Gehör hat.

Glauben und Wissen wohnen in einem Hause, Wand an Wand, sie hören beide, was der Nachbar treibt. Mancher Glaube hört, was drüben vorgeht und hat seine Freude daran, wie das Wissen an dem, womit sein Nachbar beschäftigt ist. Wer da ganz versunken malt, ist doch froh, wenn ihm das Dach über seiner Staffelei repariert wird. Der Uhrmacher, der mit peinlicher Sorgfalt seine Uhr auseinander legt, hört still und durchwärmt das Lied, das jenseits seiner Wand gesungen wird. Das sind Vorgänge in demselben Hause, in seiner Seele. Wer nun unter den Glaubenden dieses Gehör hat, erkennt, daß er seither an Dinge Glaubenskraft gesetzt hat, die nach ihrem Wesen nicht zum Glauben da sind.

Und was nun geschieht, das sind die „Umdeutungen", die Multatuli aus dem Häuschen bringen.

Ich sehe, daß Orthodoxe (um Dekkers Wort zu gebrauchen, ich brauche es nicht) und daß moderne Theologen (es ist Dekkers Wort), sie beide, Umdeutungen vornehmen, wenn die Tatsache, die ich sehe, dieselbe ist, die er meint. Wer Andere zu belehren hat und ein Glaubender mit dem Gehör für die Zeit ist, wird immer dem Einen und dem Andern der ihm Anvertrauten um eine Strecke der Erkenntnis voraus sein, er wird seine Schritte mäßigen: Dekkers Orthodoxer um der „Schwachen" willen: alter resoluter Leser der übersetzten Bibel in Bauern- und in Bürgerhäusern, „gläubiger" Lehrer usw., um ihrer willen wird er von mancher Einsicht keinen Gebrauch machen, denn die Last des evangelischen Geisteslebens positiver Richtung sind die „Schwachen", d. h. in der Tat die Starken, die nicht zulassen, daß die Zahl nicht glaubenswerter Dinge vermindert werde, — Dekkers moderne Theologen müssen auch den Schritt mäßigen um der festen Anschauungsgewöhnungen willen, die ihnen gegenüber stehen. Ich sehe da keinen Unterschied zwischen beiden Richtungen. Formt sich der Glaube zu Begriffen — Begriffe wandeln sich. Schließt sich der Glaube an historische Tatsachen an — das Verständnis historischer Tatsachen wandelt sich. Jeder geistig arbeitende Theologe stößt auf Begriffe, die seine Zuhörer anders hören als er, das wissen nur die Pharisäer nicht. Aber ich sehe doch einen Unterschied in den Richtungen. Dekkers Orthodoxe verlangsamen den Schritt leichter und öfter und leichter aus Liebe, Dekkers Moderne schwereren Herzens, weil das wissenschaftliche Gewissen wohl einmal schärfer ist als die Unruhe um die Schwachen. Beide sehe ich sich vergreifen, die Einen durch zu langes Schweigen, die Andern durch zu frühes Reden. Wenn aber eine Kirche wirklich von sich sagen müßte, daß in ihr diese Tempoermäßigung nicht vorkomme (denn mehr ist die Umdeutung nicht), dann gestände sie, daß ihre Glieder auf Geistesarbeit Verzicht getan hätten.

Dekker, dem Mann, der so auf Leben, auf Natur drang, ist es widerfahren, daß er die Regungslosigkeit, den Tod beglückwünschte.

Seine prinzipielle, unausgesetzte Bekämpfung der modernen Theologie, — und Ausfälle auf sie begegnen in Zusammenhängen, wo ihre Erwähnung ohne jedes Recht und unanständig ist, — nötigte zur Gegenrede, um so mehr, da Dekkers Anschauung etwas durchaus Verletzendes für die evangelische Orthodoxie zugleich in sich birgt. Er spricht ihr eine Rolle zu, die sie ablehnen muß. Was in einzelnen Angriffen auf holländische Theologen seiner Zeit berechtigt ist, entzieht sich meiner Beurteilung. Haben sie Umdeutungen vorgenommen, die im Grunde nichts als eine Heuchelei wären, so verurteile ich sie mit Dekker.

Wo er ernsthaft auf den Kampf eingeht, wie z. B. in seiner ausführlichen Gegenrede gegen den Herausgeber des Evangelienspiegels Zaalberg, darf er wohl von sich bekennen:

Ich menge mich dann und wann in den Streit, nicht um daran teilzunehmen, sondern um womöglich beide Parteien von dem Acker wegzudrängen, auf dem der Streit geführt wird. Es ist mir nicht um Gewinn oder Verlust der Parteien zu tun, sondern um etwas Raum für das aufschießende Korn, das so plump von den theologischen Kampfhähnen zertreten wird. (454. Idee.)

Aber es ist wenig Aussicht, daß seine Erinnerungen etwas nützen, so lange er den Gegner so falsch beschreibt, daß er von ihm sagen kann, er habe den Bibelglauben abgeschworen, so lange er in seinen Reihen „die ärgsten Feinde" Jesu sucht, die Männer von Geben und Nehmen, von „hier was ab und da was zu", ganz wie es in ihren Kram paßt (187. Idee), und so lange er den mit dem Leben der Seele notwendig gegebenen Fortschritt im Verständnis der religiösen Begriffe und in der Beurteilung der historischen Tatsachen so unwissenschaftlich, und man darf sagen so verleumderisch beurteilt.

So z. B. in der 271. Idee:

Ach, was wird es Jesus schmerzen, wenn er wissen könnte, wie man seine frohe Botschaft verhandeln, aufputzen, umkehren, flicken und wieder flicken kann, wie ein altes Kleid! Ja, ein neues Kleid tut not. Das darf ich euch wohl nachsprechen, meine Herren! Aber man macht kein neues Kleid aus alten Lumpen, die abgetragen, verschlitzt, geflickt und beschmutzt sind seit 1800 Jahren.

Die Reformation tat nicht den Schritt ins Freie!, in das Dekkersche Freie ($2 \times 2 = 4$). In den Millionenstudien (einem geistreichen Buche vom Kampf um das Glück, sei es im Glücksspiel zu Wiesbaden, sei es im Glücksspiel des Lebens), nennt er die Reformation „einen Seitenpfad auf der Heerstraße des Fortschritts, — nein, einen cul-de-sac, woraus der suchende Geist mit großem Verlust an Zeit und Kraft erfolglos einen Ausgang zu finden sucht". 1872 schreibt er, indem er aller Theologie und allem Christentum fröhlich den Entlassungsbrief ausstellt:

Zurechtlegen, einrichten, transigieren ist böse Treue gegen den Prinzipal. Es leben die Orthodoxen!

Oder lieber, weg mit ihnen! Denn sieh, auch sie und die Reformer des sechzehnten Jahrhunderts warfen was weg und behielten was bei, auch sie spielten zu ihrer Zeit die Modernisierungskomödie. Es leben die Katholiken!

Oder lieber, weg mit ihnen! Denn sieh, auch sie genieren sich nicht, dann und wann nach Lage der Dinge etwas zu geben und zu nehmen, nicht ohne einige Vorliebe für das Letzte. . . .

Weg also mit der Gott-Dienerei, es lebe der gesunde Verstand!

* * *

Multatuli ist am 19. Februar 1887 gestorben.

Bei dem ersten Auftauchen der Werke Multatulis in Deutschland ist von ernsthafter Seite die Vermutung ausgesprochen worden, daß mit ihm ein starkes und verheißungsvolles Gährungselement in unsere bewegte Zeit eintrete. Das ist nicht zu erwarten. Alle ausharrenden Antriebe, alles Offenbarende, alles Ueberwältigende kommt nur von der tiefen und gesunden Persönlichkeit. Aber Dekker ist persönlich keine erfreuliche Erscheinung, er ist interessant, beklagenswert, anziehend und abstoßend. Er hat Niemand glücklich gemacht. Seine hohe Rede von der Liebe war praktisch nur zu oft ein Gerede von der Liebe. Als positiver Denker hat er dem Gedankenvorrat der Zeit keinen Gedanken hinzugefügt. Als Kritiker litt er an der Uebereiltheit des Dilettantismus in Liebe und Haß. In der Handhabung des Beweises ist er der größte Rabulist des neunzehnten Jahrhunderts. Die Zahl der Gegenstände, die er behandelt, ist, trotz dem Gegenscheine, klein. Die Monotonie der Gedanken wirkt bei wiederholter Beschäftigung mit ihm, erst als eine unangenehme Ueberraschung, dann als ein Aergernis. Auf seinem beschränkten Felde sah seine satirische Kraft an alten Dingen neue Seiten, an Zuständen und Ideen die kranke Stelle. Sein epigrammatisches Denken kam ihm als Schriftsteller und Dichter zugute. Dem gewiß bedeutenden dichterischen Talente entzog sein Mangel an wahrer Menschenkenntnis und ihrer Vorbedingung, der Liebe, die feinsten Zuströme. Multatuli fehlt die metaphysische Ader. Ohne sie bleiben Dichter und Gedichte, Maler und Gemälde, Künstler und Kunst nicht am Leben. In vielen Fällen, wo wir den Dichter erhofften, sprach mit uns ein Rhetor oder ein Phantast.

An der Größe, Kraft und Beweglichkeit seines Verstandes, an dem Glanze seiner Rhetorik, an der Durchgängigkeit seines Ideals von Menschenglück, an der Ehrlichkeit der Donquijoterien seiner Hilfsbereitheit, an der leidenschaftlichen Verwundbarkeit seiner Seele, an der unergründlichen Sehnsucht nach Glück und an dem tiefen tatsächlichen Jammer seines Lebens, auch wo er ihn nicht empfand, kann Niemand zweifeln.

Hermann Oeser

Ueber Bonus' Buch vom Kulturwert der deutschen Schule

Lose Blätter zu Wilhelm Meisters Wanderjahren

Nachdem Wilhelm das artige Büchlein durchlesen hatte, bemächtigte sich seiner eine nicht gelinde Aufregung. Natalie hätte es ihm nicht geschickt, so sagte er sich, wenn sie nicht der Meinung gewesen wäre, daß die Grundsätze seines Verfassers für Felixens Erziehung von Wichtigkeit seien. Aber war sein Felix nicht in der pädagogischen Provinz den Händen der weisesten Erzieher anvertraut? Er durfte doch wohl das Zutrauen haben, daß deren Verfahren mit allen billigenswerten Grundsätzen jenes Arthur Bonus harmonierte? Oder nicht? . . . Er las das Buch deshalb zum zweiten Male durch. Aber noch immer konnte er keine Klarheit finden. So ließ ihn eine steigende Unruhe das Päckchen Nataliens noch einmal hastig durchsuchen; und, was ihm vorher entgangen war, er entdeckte zwischen den Umschlägen ein bedeutendes Briefchen seiner Freundin. Sie schrieb ihm:

„Sehen Sie zu, wie Sie unsern Fehlgriff wieder gut machen können. Nach Goethes Aufzeichnungen in den Wanderjahren haben Sie es leider bei Ihrem Besuche in der pädagogischen Provinz höchlich gebilligt, daß dort den Kindern, nachdem man ihnen die hohe Lehre von der dreifachen Ehrfurcht erst als sinnliches Zeichen, dann mit einigem symbolischen Anklang überliefert hat, zuletzt deren oberste Deutung entwickelt wird. Seit ich Bonus gelesen, scheint mir das gänzlich verkehrt zu sein; ich fürchte, daß Felix sich schon auf der unteren Stufe mit der Ehrfurcht anpöbelt, daß er von Stufe zu Stufe ärger mit diesen Ehrfurchten gequält wird, und daß er endlich, wenn ihm gar deren oberste Deutung »entwickelt« wird, triefend von Schulekel, der Leitung der Dreie, die der Obere sind, entrinnen möchte."

Das Billetchen öffnete Wilhelmen die Augen. Er las das Buch noch ein drittes und viertes Mal, um dann nach einem anständigen Zaudern folgenden Brief abzusenden:

An die Dreie, die der Obere sind,

Pädagogische Provinz.

Das beiliegende Buch von Arthur Bonus, auf das ich mir im folgenden wiederholt zu verweisen erlaube, hat mich davon überzeugt, daß die Erziehung in Ihrer Provinz einer durchgreifenden Umgestaltung bedarf. Ja ich möchte sagen, daß Sie forthin das Gegenteil dessen treiben müssen, was Sie bisher getrieben haben.

Ihre Provinz ist eine Massenunterrichtsanstalt (Bonus S. 70). Daß eine große Menge von Knaben bei Ihnen zusammengebracht ist, um gemeinsam unterwiesen und durch Unterweisung erzogen zu werden, stellt Ihre Provinz jeder großen Schule gleich. Aber die mit der Verschulung verbundenen Gefahren werden in Ihrer Provinz noch dadurch verschärft, daß ein raffiniertes System von sinnlichen Zeichen und symbolischen Anklängen durch Uebung und Gewöhnung die in der Unterweisung mitgeteilten Gedanken teils vorbereitet, teils befestigt und bis auf Geberden und Trachten dem Leben Ihrer Zöglinge so einprägt, daß sie ihnen zur andern Natur werden.

Sollte Fleisch und Blut der Knaben auch ganz andere Neigungen zeigen, als Sie sie ihnen überliefern — drei Jahre in diese Form gestampft, dagegen kommt kein Blut auf (Bonus S. 64).

Die Schule, also auch Ihre geschätzte Provinz, sollte sich nur mit den derben Dingen befassen, die sie mit ihren groben plumpen Fingern nicht beschädigt. Allen Gesinnungsunterricht hinaus aus der Provinz! Allen Religionsunterricht hinaus aus der Provinz! Alles, was uns lieb ist, hinaus aus der Provinz! Werden diese Dinge unter den Schulzwang gestellt — wie sollte Schulekel ausbleiben? Wird in Ihrer Provinz edle Gesinnung, Ehrfurcht und was weiß ich von Provinz wegen zu erzeugen versucht, wie sollte die öde graue Schulqual aus ihr nicht herausgrinsen?

Aber was muß ich sehen?

Ihre Grundüberzeugung ist — und es kann kein Zweifel daran obwalten, daß diese Ueberzeugung nicht eine unter andern ist, sondern daß auf diesem Fundamente Ihre ganze Erziehungsmethode ruht — Ihre Grundüberzeugung ist, daß die Natur Jedem Alles gegeben habe, was er für Zeit und Dauer nötig hat, nur Eins bringe Niemand mit auf die Welt, und doch sei es das, worauf Alles ankomme, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei: die Ehrfurcht. Sie lehnen streng ab, daß die Religion als höheres Gefühl und reinere Gesittung sich aus der Natur des Menschen entwickelt haben könne, und Sie sagten mir ausdrücklich: „Der Natur ist Furcht wohl gemäß, Ehrfurcht aber nicht." Schlagen Sie die Stelle nur bei Goethe nach. Zweites Buch der Wanderjahre, erstes und zweites Kapitel.

Die Erziehungsmethode nun, die Sie auf diese Ueberzeugung gründen, besteht und muß folgerecht darin bestehen, daß Sie sich nicht genügen, alle Mitgift der Natur in ihren Zöglingen zu entwickeln, oder auch, wenn die Mitgift kräftig genug ist, diese Entwickelung sich selbst zu überlassen, sondern daß Sie die Ehrfurcht, die ja nach Ihrer Theorie keine Naturgrundlage hat, den Zöglingen einpropfen, einimpfen, einzwingen. Widersprechen Sie nicht! Sagen Sie nicht, Sie vermieden den Zwang. Lesen Sie bei Bonus das Kapitel von der „zwangsweisen Freiwilligkeit" und mehr noch das, was darauf folgt, namentlich auf S. 50, und Sie werden beschämt gestehen müssen, daß die freie Selbsttätigkeit Ihrer Zöglinge, die von Geberden, Symbolen, geheimnisvollen Deutungen, sinnreich erläuterten Gemälden, symphronistisch angeordneten Weltbegebenheiten immer fester, immer fester angepackt werden, bis es bei ihrem freien Finden schließlich zu festen Resultaten und gar zu einem ganzen System dreifacher Ehrfurcht kommt, daß diese freie Selbsttätigkeit in Wahrheit ein verruchter Zwang ist.

Wenn Sie doch die Religion aus ihrer Schule heraus lassen wollten! Aber Sie stellen sie vielmehr in den Mittelpunkt Ihrer ganzen Erziehung. Ich will auch nicht leugnen, daß Sie nach Ihrer Grundvoraussetzung das tun müssen. Denn wenn durch Religion erst der Mensch nach allen Seiten zum Menschen wird, er aber trotzdem auf dem Wege natürlicher Entwickelung nicht zu ihr kommt, so muß freilich die Pädagogik prinzipiell religiös sein. Aber außerstand Prinzipien und Grundvoraussetzungen theoretisch zu widerlegen, halte ich mich an die praktischen Folgen, die ein solcher Gesinnungsdrill haben muß, und das ist: die Verekelung der Religion.

Ach wollten Sie sich doch genügen lassen — wenns einmal nicht anders geht —, Geschichten wie die von Abraham und die von Apoll unter den Hirten Admets einfach und ohne gesinnungzüchtende Beziehungen in freiem Vortrag zu erzählen. Wird der Vortrag nicht verstanden, um so besser! (Bonus S. 70.)

Aber Sie haben mir ja bei meinem Besuche gesagt, was die Kinder aus diesen Geschichten lernen sollen! Sind denn religiöse Stoffe, sind Kunstwerke usw. usw. dazu da, daß aus ihnen etwas gelernt werde? Und Sie beschränken sich nicht auf solche verhältnismäßig harmlose Geschichten, nein den ganzen Wandel Jesu stellen Sie „belehrend" dar. Sie leiten Ihre reiferen Schüler an zur Betätigung der von Ihnen mit Recht so genannten „philosophischen Religion" — o, wie ich diese käsig gewordene Philosophie (mit Bonus S. 12) hasse und verabscheue —; ja Sie treiben die Berechnung im Seelenfang und Seelenzwang so weit, daß Sie Ihren Zöglingen das „Geheimnis des Schmerzes" nur bei der Entlassung einmal zu zeigen brauchen und doch sicher sind, daß bei der methodischen Zubereitung ihrer Seelen und der bis ins Einzelnste planvollen Zurichtung und Bearbeitung ihres Gedankenkreises es nur dieses einzigen Eindrucks bedarf, um einen dauernden pädagogischen Erfolg zu erzielen.

Das Aergste aber an Seelenriecherei und jesuitischer direction de l'âme sehe ich jetzt, nachdem mir die Augen geöffnet sind, in der Art, wie Sie das Gesetz der Polarisation des Gefühls (Bonus S. 55 ff.) für Ihren Zweck ausbeuten. Es ist ein geradezu satanischer Gewissenszwang, den Sie mit psychologischem Raffinement dann ausüben, wenn Sie als höchste Strafe einen Zögling für unwürdig erklären, Ehrfurcht zu beweisen. Das ist ärger als die schulmäßige Zerkauung (Bonus S. 63) aller großen und heiligen Dinge. Das ist schlimmer als die polnische Schulpolitik Hans Delbrücks. Das ist teuflisch.

Ich fordere Sie also dringend auf, Ihre werte Provinz völlig umzugestalten, widrigenfalls ich meinen Sohn Ihrer geistigen Schweißatmosphäre (Bonus S. 59) zu entziehen wissen werde. In Ihrem Interesse aber rate ich Ihnen zu folgenden Reformen (Bonus S. 70):

Treiben Sie in Ihrer Provinz nur Rechnen, Lesen, Schreiben und, wenn es durchaus sein muß, logisch deutliches Sprechen.

In entsprechender Hochschätzung

Wilhelm Meister.

Als Antwort auf dies warmherzige Schreiben bekam Wilhelm alsbald folgenden Brief aus der Pädagogischen Provinz.

Die Dreie, die der Obere sind, entbieten ihren Gruß zuvor.

Junger Mann,

wissen Sie nicht, daß Herr Bonus schon lange in der Pädagogischen Provinz ansässig ist und zu ihren geschätztesten „Aufsehern" gehört? Er wohnt hier auf einem Berge, den wir Karmel nennen, weil er hier alle ihm zugänglichen altklassischen Philologen geschlachtet und ihre Gebeine, wie King Bell von Dahomé, malerisch um seine Hütte gruppiert hat. Sie dienen ihm dazu, eine von Goethe noch nicht erwähnte Ehrfurcht andächtig zu bezeugen: die Ehrfurcht vor dem, was gänzlich tot ist. Um ihn vor Mißverständnis zu schützen, fügen wir für Sie, junger Mann, hinzu, daß er diese Ehrfurcht zwar andächtig aber nur ironisch bezeugt. Jeder, der ihn bei dieser Andachtsübung belauscht und kein Philister ist, erlebt eine Polarisation des Gefühls, die ihn antreibt, sich dem Kultus des Lebendigen zu widmen.

Sie aber, junger Mann, sind ein Philister. Ein Philister ärgster Art. Ein Philister, der nie hinter das Geheimnis von Simsons Kraft kommen wird. Indessen wollen wir noch nicht alle Hoffnung für Sie fahren lassen; sondern da Ihre Ausführungen den Eindruck nicht nur mangelnder Besonnenheit, sondern auch unzulänglicher pädagogischer Durchbildung, Klarheit und Reife machen, glauben wir annehmen zu dürfen, daß Sie sich in einem Entwicklungs- und Uebergangsstadium befinden, aus welchem es Ihnen mit Gottes Beistande gelingen kann, sich zu einer Erfassung des wahren Wesens gesunder und frommer Erziehung hindurch zu arbeiten. Herr Bonus, dem wir Ihren Brief zu lesen gaben, hat unbändig darüber gelacht und gemeint, wenn man Ihnen das Rätsel aufgäbe:

Speise ging von dem Fresser
Und Süßigkeit von dem Starken,

so könnten Sie das gewiß auch nicht lösen. Wir bemerken Ihnen unsererseits zur Denkerleichterung für Ihr philiströses Hirn, daß Sie in dem Rätsel eine Anspielung auf Bonus und sein treffliches Buch zu sehen haben.

Im Uebrigen haben wir nicht verfehlt, Ihre Reform in einer eigenen Provinz, die wir die Meisterprovinz zu nennen beschlossen haben, durchzuführen. Schwierigkeiten hatte das nicht, da ja die Pädagogische Provinz „nur" ein gedachter Ort ist und demgemäß auch die Meisterprovinz aus demselben utopischen Baustoff geschwind errichtet werden konnte. Wir haben aber

Felixen dieser Provinz nicht einverleibt, da uns dieser Knabe zu lieb geworden ist, um ihn in jenes Experiment zu verstricken.

Der Unterricht in der Meisterprovinz hat sich folgendermaßen entwickelt.

Wir erteilten zunächst nur Lesen, Schreiben und Rechnen. Da wir aber die ganze für Lesen und Schreiben und Rechnen angesetzte Zeit mit der Erleichterung und Wegräumung von Sprachschwierigkeiten vergeuden mußten, entschlossen wir uns, die „wenn es durchaus sein muß" uns gütig von Ihnen erlaubte Unterweisung im logisch deutlichen Sprechen mit in den Lehrplan einzubeziehen. Jetzt ging indessen unsre Not erst recht an. Denn wir sahen, der Mangel am logisch-deutlichen Sprechen beruhte darauf, daß die Kinder von den Gegenständen, über die sie sprachen, keine deutliche Vorstellung, und von den Beziehungen zwischen den Gegenständen, die sie gern aussagen wollten, keinen deutlichen Begriff hatten. So mußten wir notgedrungen den Unterricht stofflich erweitern, und, da es sich um Heranbildung von Menschen handelte, den Rahmen des Lehrplans so anlegen, daß alle Elemente des Menschentums auch Elemente des Lehrplans wurden. Diese Elementarbildung haben wir nun zunächst so erteilt, wie Sie es allenfalls erlaubt hatten: wir haben freie Vorträge über die betreffenden Gegenstände halten lassen. Sofern der Vortrag nicht verstanden wurde, verfehlten wir natürlich unsern Zweck, nämlich die Vorbedingungen für einen erfolgreichen Unterricht in Lesen, Schreiben und Rechnen zu schaffen. Sofern er aber verstanden wurde, kam ein neues furchtbares Unheil über uns: sowohl die Kinder mit gutem Gedächtnis als die mit guter Eindrucksfähigkeit nahmen blindlings den Inhalt der für die kindliche Fassungskraft wohlgeeigneten Vorträge hin; die Kinder mit starker Gefühlspolarisation aber erkoren sich ebenso blindlings das Gegenteil. Dem wäre nur zu steuern gewesen, wenn wir 1. entweder anstelle der guten Lehrer schlechte gesetzt hätten, wenn wir 2. die Vorträge so hätten halten lassen, daß sie nicht verstanden wurden, oder wenn wir 3. die Lehrer beauftragten, die Kinder zur Kritik zu erziehen. In den ersten beiden Fällen wäre wieder aus Lesen, Schreiben und Rechnen nichts geworden. Im letzten aber bekamen wir rettungslos wieder das von Ihnen verpönte „Lehrgespräch", in dem der gute Lehrer sich persönlich geben muß, weil er sich als Mensch gegen Menschenkinder, vor denen er Ehrfurcht hat, gar nicht anders geben kann. Im Gespräch zeigt jeder Lehrer Gesinnung — wenn er ehrlich ist, die seinige. Hier wirbt der gute Lehrer meist unbewußt — unter Umständen muß er es aber auch bewußt tun — für die Gesinnung, der er sein Leben geweiht hat. Hier entstehen (wie immer, wenn Menschen mit einander verkehren, von denen Welche Ehrfurcht haben) religiöse Erfahrungen, die empfunden werden, Empfindungen, die ein Wort Gottes werden möchten und deshalb nach menschlichen Worten tasten, Gesinnungen, die in Einsamkeit verkümmern, wenn das Bewußtsein sie nicht sprachlich ausprägen und für den geistigen Verkehr ausmünzen kann. Soll der Lehrer in der Meisterschule alle Sprache lehren und nur dann seine Hilfe versagen, wenn die Frömmigkeit gerne sprechen möchte? Kurz wir mußten auch in der Meisterschule Wort- und Sachunterricht in der Religion zulassen. Und wenn wir auch diesen religiösen Wort- und Sachunterricht nicht zum Zentrum unsres Lehrplanes gemacht haben, so durften wir uns doch nicht verbergen, daß die Religion selbst im Mittelpunkt des ganzen Unterrichts auch in der Meisterschule stand.

Natalie, mit der wir darüber Rücksprache nehmen konnten, teilte uns zu unserer Beruhigung mit, ihr Briefchen an Sie sei eine Prüfung gewesen, die Sie, wie gewöhnlich, nicht bestanden hätten, und sie schrieb uns: Wo immer Menschen mit einander verkehren, von denen auch nur Einige Achtung vor den Anderen haben — und sei es im Kriege oder gar im Unterricht —, da wird die Religion das Herz sein, das herüber und hinüber zwischen ihnen die Empfindungen, die Gedanken und Entschlüsse zirkulieren läßt, sie sammelt und sie wiederum ausströmt.

Als wir nun aber die allmählich immer mehr umgestaltete Meisterschule als Ganzes kritisch betrachteten, leuchtete uns ein, daß zwischen ihr und der Pädagogischen Provinz kein ernstlicher Unterschied mehr obwalte. Was in der Meisterprovinz aus praktischen Rücksichten sich als notwendig erwies, ist in der Pädagogischen Provinz aus einer theoretischen Grundeinsicht aufgebaut. Wir haben demgemäß soeben die Meisterschule in die Provinz überführt und bemerken Ihnen, daß jede Schule, selbst in Preußen, selbst unter dessen Ministerium des Geistes, ja daß sogar Simultanschulen von jedem rechten Lehrer sich in die Pädagogische Provinz überführen lassen.

Wir haben deshalb auch keine Veranlassung, unsre Grundüberzeugung, daß der Mensch nur Ehrfurcht hat, wenn er sie erlernt, irgendwie zu ändern.

Herr Bonus läßt Sie freundlich grüßen und Ihnen sagen, wenn Sie seine Rätsel nicht lösen könnten, würde er alsbald Füchse mit brennenden Schwänzen paarweis in Ihre pädagogischen Kornfelder loslassen.

Bis dahin, junger Mann, verbleiben wir, mit Ehrfurcht auch vor Ihnen

Die Dreie die der Obere sind.
In fidem copiae
Friedrich Michael Schiele

Zum Kampf um das Wunder

Vgl. 1904: Nr. 36. 47; 1905: 7. 8

Aus Anlaß der Auseinandersetzung zwischen Dr. Dennert und Lic. Traub sei hier auf eine neuere, wertvolle Aeußerung über das Wunder hingewiesen. Der Mathematiker Professor Kurd Laßwitz in Gotha, dessen philosophisches Werk Wirklichkeiten*) viel Beachtung und Anerkennung gefunden hat, sagt in einem sehr lesenswerten Vortrag über Religion und Naturwissenschaft Folgendes:

Wem es eine sittliche Notwendigkeit ist, an die physische Realität der Wunder zu glauben, weil ihm sonst das Vertrauen in die Heilsordnung gestört wäre, der wird eben in den Wundern nicht Durchbrechungen der Naturordnung sehen, sondern er wird sie als eine ursprüngliche Anordnung Gottes auffassen, derzufolge jenes wunderbare Ereignis in dem Momente naturgesetzlich eintreten mußte, in welchem es auf die Gemüter wirken sollte. Darin ist kein Widerspruch mit der Naturwissenschaft, sondern nur mit der naturalistischen Weltanschauung, die nicht zugeben will, daß doch das undurchbrechbare Naturgeschehen selbst eine ursprüngliche Ordnung voraussetzt, die uns unbekannt ist. Ein Widerspruch entstände allerdings, wenn das Ereignis widergesetzlich, d. h. unter Aufhebung des allgemeingültigen Gesetzes, vermittelt wäre. Dann aber hätte es auch keinen religiösen Wert mehr, denn es störte das Vertrauen auf die Grundordnung der Welt und damit auf Gott.

Diese Worte des unzweifelhaft kritisch gerichteten Denkers gehen doch wohl etwa auf dasselbe hinaus, was auch Dennert in seinem Artikel sagt:

Ich bekämpfe gerade in meinem Buch die Anschauung, als müsse das Wunder eine Durchbrechung der Naturgesetze sein, ich fasse das Wunder ebenso wie die Weltregierung Gottes vielmehr als eine Lenkung und Richtung der vorhandenen Naturgesetze auf, wie sie ja der schwache Mensch selbst bei seiner Kulturarbeit tagtäglich vornimmt. Ich sage: Die Weltregierung Gottes ist nicht zügellose Willkür, auch nicht in einem einzigen Augenblick; es kann aber in der Natur des uns unbekannten Weltenplanes (und »Heilsratschlusses Gottes«, sagt das biblische Christentum) die Notwendigkeit begründet sein, daß Gott einmal in das Naturgeschehen eingreift und — so würde ich nach dem oben Gesagten fortfahren können — die Fäden des Kausalgeschehens in eine andere Richtung lenkt.

Ob es nun Wert hat, so wie Dennert bei dem Wunder von Kana tut, im einzelnen zu zeigen, wie etwa die Lenkung der Naturgesetze stattgefunden haben könne, ist ja sehr zweifelhaft. Jedenfalls aber ist seine Auffassung vom Wunder in ihrem Kern denkmöglich und kann nicht kurzweg als „Verwirrung der Begriffe" oder „Zerfahrenheit des Denkens" abgetan werden, sondern kommt sehr ernsthaft in Betracht. Sie wird gewiß auch von so manchem „modernen" Theologen geteilt. Z. B. vertritt Prof. Titius nach dem Bericht der „Monats-

*) Erschienen bei B. Elischer Nachfolger in Leipzig 1903, 448 S. 5, geb. 6 Mk. — Ebendort ist der Vortrag „Religion und Naturwissenschaft" 1904 verlegt. 30 S. 60 Pf.

schrift für die kirchliche Praxis" März 1904 eine ähnliche Ansicht.

Es muß immer wieder mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß die Naturgesetze und das Wirken Gottes in ihnen nicht als das Einzige und allein Maßgebende für die Deutung der Welt angesehen werden dürfen.

Johannes Blankenburg

Wunder und Naturgesetz

In meinem Buche Wirklichkeiten (2. Auflage, S. 278) habe ich über den religiösen Wunderglauben bemerkt:

> Wer an den physischen Vorgang wörtlich glaubt, der rückt ihn eben damit über die Natur hinaus als ein Wunder; darin liegt kein Widerspruch mit der Naturwissenschaft. . . . Der Widerspruch entstünde erst, wenn der Glaube verlangte, daß der physische Vorgang in der Natur widergesetzlich vermittelt sei. . . . Dadurch wäre eine Durchbrechung der Naturgesetze erfordert. . . .

Diese Aeußerung, die ich ähnlich in meinem Vortrage Religion und Naturwissenschaft wiederholte, hat bei Gegnern wie Freunden mehrfach Mißverständnisse hervorgerufen. Ich darf daher wohl im Folgenden einige Worte zur Erläuterung sagen.

Unter „Wunder" verstehe ich in diesem Zusammenhange einen zeitlichen Vorgang, von dessen Tatsächlichkeit der Gläubige aus religiösen Motiven überzeugt ist, obwohl der Eintritt dieses Ereignisses aus naturgesetzlichen Ursachen nicht verständlich gemacht werden kann. Der Wert des Wunders liegt für den Gläubigen darin, daß hier eine unbegreifliche Machtäußerung Gottes auftritt. Ich sage nun, daß die Annahme eines Wunders die Durchbrechung des naturnotwendigen Geschehens nicht voraussetze, sondern mit der unerschütterlichen Geltung der Naturgesetze sehr wohl vereinbar sei.

Naturgesetze nämlich sind diejenigen Bestimmungen, wodurch ein in Raum und Zeit gegebener Zustand eindeutig und notwendig so verändert wird, daß er in einer bestimmten Zeit in einen anderen Zustand übergeht, der lediglich von jenem früheren abhängt. Das Wort „Zustand" ist dabei im allgemeinsten Sinne zu nehmen, gleichviel, ob es sich um die Lage eines Planeten im Weltraum, oder das Reifen einer Frucht, oder um einen menschlichen Gehirnvorgang, z. B. das Auftreten einer Vorstellung, handelt.

Die Naturgesetze bestimmen also immer nur, was geschieht, wenn etwas Anderes gegeben ist. Für sich allein reichen sie nicht aus, irgend einen Vorgang vorauszusagen, sondern sie bestimmen ihn erst dann mit Sicherheit, wenn alle für das Ereignis maßgebenden Umstände, alle in Betracht kommenden Energieverteilungen im Raume für eine gegebene Zeit feststehen. Man kann nicht sagen, wie sich ein Himmelskörper bewegen wird, wenn man nicht für eine bestimmte Zeit seine Lage und alle auf ihn wirkenden Kräfte kennt. Diese Unsicherheit bezieht sich aber nicht auf die Naturgesetze — sie bleiben in allen Fällen unverändert —, sondern sie liegt in den Daten der Aufgabe, in dem tatsächlichen Gesamtzustande des Systems, dessen Veränderung in Frage steht. Wenn eine gewisse Menge Luft von bestimmtem Druck und bestimmter Temperatur gegeben ist, und man führt ihr Wärme zu, so weiß man trotz der Kenntnis der Gesetze immer noch nicht, ob sie sich ausdehnen wird, oder ihren Druck erhöhen, oder beides, wenn nicht zugleich bestimmt ist, in welcher Art sie eingeschlossen ist, ob das Gefäß verschiebbare Teile besitzt usw. Diese Bestimmungen, die man außer den Naturgesetzen kennen muß, um den Verlauf eines Prozesses zu bestimmen, nennt man die Maschinengleichungen.

Nun sind aber in der Natur, beim Weltgeschehen im weitesten Sinne überhaupt, diese Maschinengleichungen, d. h. der Zustand des Zusammenhangs eines Ereignisses mit allen andern, selbst wieder das Resultat der vorangegangenen Zustände. Im Einzelfalle müssen sie durch Beobachtung und Erfahrung festgestellt werden. Auf dieser fortwährenden Selbstkorrektur beruht die unerschütterliche Zuverlässigkeit der Naturwissenschaft. Das, was eintritt, ist in jedem Falle naturgesetzlich bestimmt, zugleich aber abhängig von dem, was vorher eingetreten ist; dieses ist wieder durch andere Voraussetzungen bestimmt. Und so stellt sich das Naturgeschehen in seinem notwendigen Zusammenhange zwar als undurchbrechliche Gesetzlichkeit dar, setzt jedoch eine ursprüngliche Tatsache, einen gegebenen Zustand zu einer bestimmten Epoche voraus. Die Erforschung dieses unbekannten Zustandes ist eine Aufgabe, deren Lösung wir uns immer nur annähern können.

Wer nun aus religiösen Gründen das Bedürfnis fühlt, mitten im natürlichen Weltgange ein Ereignis als ein Wunder abzuscheiden, der kann dies meines Erachtens ohne Widerspruch gegen die notwendige Voraussetzung der Naturwissenschaft, die Undurchbrechbarkeit der Gesetze, tun, aber nur dann, wenn er die Unerklärlichkeit jenes Ereignisses nicht in einer Aenderung der Gesetze, sondern in dem Wesen der ursprünglichen Tatsache sieht, die uns unbekannt bleibt. Diese ursprüngliche Anordnung ist das Wunder an sich. Sie ist selbst eine Voraussetzung zur Möglichkeit der Erfahrung. Die Naturwissenschaft kann von ihr nur verlangen, daß durch sie alles, was in der Zeit geschieht, auch bestimmt ist; wie dieses so Bestimmte beschaffen ist, kann aber erst die Erfahrung ergeben. Wem es Glaubenssache ist, die überlieferten Wunder als physische Realitäten anzusehen, der kann daher sagen: Gott hat es in seiner unerforschlichen Weisheit so angeordnet, daß infolge des ursprünglich gegebenen (geschaffenen) Weltzustandes kraft der als unveränderlich bestimmten Naturgesetze zu dieser Zeit dieses unerwartete Ereignis sich abspielen mußte.

Ob Jemand diesen Weg einschlagen will, das hängt lediglich von seinem religiösen Gefühl ab. Wem dieses mit überlieferten Dogmen untrennbar verbunden ist, der kann daran festhalten, ohne die Naturgesetzlichkeit in Zweifel zu ziehen. Und nur darauf kommt es hier an, die Unabhängigkeit von Glauben und Forschung, von religiösem Werte und theoretischer Erkenntnis auch in diesem Falle festzustellen. Der Gläubige auf dogmatischem Boden sucht im Wunder ein Zeugnis dafür, daß das Naturgeschehen nicht die einzige Realität ist, daß ein ihrem Gesetze unzugängliches Gebiet der Freiheit besteht. Dieses Recht auf den Glauben kann ihm keine Naturwissenschaft versperren, weil sich ihre Erkenntnis eben nur auf das Gebiet der Erfahrung einschränkt. Wer auf kritischem Boden steht, weiß dies ohnehin. Der Naturforscher kann die ursprüngliche Tatsache ohne Bedenken dem Glauben überlassen. Sie zu erklären ist nicht seine Sache. Er hat nur zu verlangen, daß die Gesetze, ohne welche überhaupt Erkenntnis, damit Technik und Kultur, nicht möglich wären, unter keinen Umständen eine Durchbrechung erleiden können. Die gegebenen Tatsachen, die Maschinengleichungen, die für die Sicherheit der Erkenntnis in Betracht kommen, stellt er selbst innerhalb der Erfahrung fest. In seine Ergebnisse hat kein Dogma hineinzureden. Die ursprüngliche Anordnung aber geht über alle Erfahrung hinaus. Sie bleibt daher im Bereiche des Glaubens.

Noch auf eine andere mögliche Mißdeutung möchte ich hinweisen. Die Realität des Wunders hängt ja gar nicht daran, daß dieses oder jenes Ereignis im physischen Sinne eintrat, sondern daß sein Eintreten von den Menschen geglaubt wird. Das Wunder gründet seine Wirkung auf eine psychische Tatsache, auf die subjektive Ueberzeugung von seiner Existenz. Aber auch alle psychischen Tatsachen sind naturgesetzlich bedingt. Ueber die undurchbrechliche Geltung der Naturgesetze kommt man hier ebenfalls nicht hinaus. Es wird jedoch unter diesem Gesichtspunkte leichter verständlich, daß zu gewissen Zeiten besonderer seelischer Erregung ganzer Volkskreise die Ueberzeugung von der Realität wunderbarer Ereignisse allgemein auftritt.

Als unzulässig muß dagegen der Versuch bezeichnet werden, das Wunder als ein willkürliches Eingreifen Gottes in der Zeit, gewissermaßen als ein Lenken der Naturkräfte anzusehen. Das würde in der Tat den Prinzipien des Naturerkennens widersprechen. Denn was einmal in Raum und Zeit als Bedingung aller künftigen Erfahrung eingetreten ist, das ist damit notwendig für alle Zeit bestimmt. Aber eine derartige Auf-

fassung erscheint mir auch religiös bedenklich und unvereinbar mit der Erhabenheit Gottes, die in der Idee der Vollkommenheit eingeschlossen ist. Man würde ja dadurch Gott zu einer Kraft *in* der Natur machen. Es ist doch nicht statthaft, sich Gott wie einen Menschen vorzustellen, der an seinem Werke irgend welche Schwächen entdeckt und daher einen operativen Eingriff für nötig hält.

Der Vergleich mit den sogenannten Willkürhandlungen des Menschen, mit dem planmäßigen Schaffen des Künstlers und dergleichen, ist durchaus irreführend. Alle Vorstellungen und Handlungen des menschlichen Individuums in Raum und Zeit sind Naturvorgänge und als solche ebenfalls naturgesetzlich notwendig, soweit sie Gegenstand der Erkenntnis sind. Unsere Freiheit liegt auf einem andern Gebiete; sie bedeutet eine Bestimmung jenseits von Raum und Zeit über das, was wir sein sollen, und sie kommt uns zum individuellen Bewußtsein im Gefühl der sittlichen Verantwortung und im religiösen Glauben. Ihr Ursprung aber kann nie in der Natur gesucht werden, sondern er liegt in der Idee der sittlich-religiösen Persönlichkeit, um derentwillen überhaupt Raum und Zeit und Naturnotwendigkeit existieren als die Mittel zur Verwirklichung der Vernunft. Wollte man innerhalb der Erfahrung die Natur an irgend einer Stelle als von außernatürlichen Einflüssen abhängig betrachten, so würde man ihre Realität vermindern und sie als Kulturmittel unbrauchbar machen. Dagegen erhöhen wir die Naturrealität zu einer Realität von religiösem Werte, indem wir sie als ein Gebiet notwendigen Geschehens denken, das unsrer Erkenntnis unterworfen ist. Denn nur dadurch heben wir den Glauben an Gott über allen Streit hinaus als das Vertrauen in eine unendliche Macht, durch welche Natur und sittliche Welt bestimmt sind, demselben Zwecke zu dienen aufgrund ihrer von einander unabhängigen Gesetze, dort des theoretischen Erkennens, hier des sittlichen Wollens, nämlich dem Selbstzwecke der sittlich-religiösen Persönlichkeit, oder, wem es faßlicher klingt, der sittlichen Weltordnung. Kurd Laßwitz

---

Verschiedenes

Armenien. Gegen die Armenier wurden jüngst wegen der Metzeleien in Baku vom 19. bis 23. Februar schwere Beschuldigungen erhoben. Jetzt kann die Frankfurter Zeitung 74 Abendblatt vom 15. März aufgrund zuverlässiger Nachrichten schreiben: Die Beweise häufen sich immer mehr, daß die russischen Behörden für die Metzeleien verantwortlich zu machen sind. So hat, wie uns gemeldet wird, eine im Städtischen Klub-Saale in Baku abgehaltene Versammlung von 2000 Personen aller Nationalitäten eine Resolution gefaßt, in der folgendes festgestellt wird: „Es bestand keine Religions- oder Rassen-Feindschaft, vielmehr haben Armenier und Mohammedaner stets friedlich zusammen gelebt. Eine geübte Polizeihand leitete die Metzeleien, die in verschiedenen Teilen der Stadt zu gleicher Zeit losbrachen. Berdangewehre und Revolver waren den Strolchen und Räubern übergeben worden. Die Polizei tat nichts, um die Unruhen zu hindern, sondern blieb untätig und einige Vertreter derselben spornten sogar die Mörder und Strolche an und beteiligten sich sogar selbst an den Plünderungen und Morden. Die lokalen Behörden haben die Mohammedaner gegen die Armenier aufgereizt, indem sie diese als Feinde des Zaren bezeichneten, welche sich von Rußland trennen und sich einen eigenen Zaren wählen möchten." Auch die Direktoren und Ingenieure der Bibi Eybat-Oelquellen und -Fabriken erklären in einer Resolution, daß die Verantwortung für die Ermordung von hunderten von Männern, Frauen und Kindern zum großen Teil auf die Behörden fällt, obgleich ihnen genug Truppen zur Verfügung standen, um der Metzelei jederzeit ein Ende zu machen. Den wilden Taten sei nicht durch die zivilen oder militärischen Behörden ein Ende gemacht worden, sondern durch eine feierliche Prozession ehrenhafter Bürger, an deren Spitze russische, armenische und mohammedanische Geistliche marschierten. Man habe nicht einmal zehn Kosaken am 20. Februar zum Schutz dieser Prozession erhalten können.

Im Zusammenhang mit dieser Rehabilitation der Armenier ist es uns von höchstem Interesse auf ein wichtiges, neues Zeugnis über die große Bedeutung der armenischen Nation für alle Kulturbestrebungen im Orient hinzuweisen. Wir finden es in einem Aufsatz „Von der persisch-türkischen Grenze", den der durch seine kleinasiatischen Forschungsreisen bekannte Berliner Universitätsprofessor C. F. Lehmann in Nr. 29—32 der Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundschau veröffentlicht hat. Nachdem Lehmann vorher ausgeführt hat, wie geringen Anteil die armenischen Revolutionäre an den Kämpfen haben, denen noch immer hunderte von Armeniern zum Opfer fallen, fährt er fort: „Wenn man europäischerseits trotz mannigfacher auch staatsrechtlich festgestellter Handhaben zum energischen Eingreifen die Dinge mehr oder weniger gehen läßt, so spielt dabei eine weitverbreitete Abneigung gegen den Nationalcharakter der Armenier eine unberechtigte Rolle. Der Armenier in der Diaspora tritt regelmäßig als schlauer und oft nicht allzu gewissenhafter Händler auf. Und die große Mehrzahl derer, die sich befugt halten, in hohem Tone über die armenische Frage abzuurteilen, Reisende, Journalisten, Archäologen, haben meist den Boden des eigentlichen Armenien niemals betreten und ahnen nicht, wie sehr verschieden von jenem der Typus des einheimischen Armeniers ist, der, heimatliebend und bodenständig bis zum äußersten, nüchtern und fleißig seine Scholle beackert und wenn ihm Alles genommen ist, es in erstaunlich kurzer Zeit wieder zu einigem, die Begehrlichkeit des nächsten Kurden-Aghas weckenden Wohlstand zu bringen weiß. Und es bleibt richtig, was neuerdings der beste Kenner Armeniens, Lynch, in seinem Werke mit Nachdruck betont hat, daß der Armenier nach seiner Anlage, seinen religiösen, kulturellen, kommerziellen Traditionen das gegebene Bindeglied zwischen Orient und Occident darstellt und daß sich der Fehler, ihn der Vernichtung preiszugeben — von politischer Moral und menschlichem Gefühl ganz abgesehen — bei der fortschreitenden Erschließung Vorderasiens allseitig fühlbar machen wird!"

Möchte doch dies Urteil eines Kenners, das in so überraschender Weise mit dem Rohrbachs übereinstimmt, in den weitesten Kreisen Gehör finden! Uns ist es gar nicht zweifelhaft, daß es für alle die, die vom Orient noch Etwas erhoffen, nur eine Losung geben kann: Stärkung des armen, niedergetretenen armenischen Volkes!

Ewald Stier

Multatuli. (Vgl. 1904: Nr. 34, 36, 38, 39; 1905: Nr. 9, 12, 13.) Sein Name ist von ihm selbst Multatuli ausgesprochen worden. Er empfand den Namen als Satz, so sollte ihn auch der Hörer aufnehmen. Ein Betonungsgesetz der lateinischen Sprache kommt nicht in Frage, da der Name nur für das Auge ein zusammengesetztes Wort ist. Multatulis *Werke* hat seine Witwe in zehn Bänden 1900 in kl. 8° herausgegeben; es fehlen einige Schriften darin. Für diese (Millionen-Studien — Ueber Spezialitäten — Noch einmal: freie Arbeit) kann man zu der Ausgabe der Brüder Cohen, Arnhem und Nimwegen 1900 kl. 8° greifen. Der größere Teil seiner Werke ist in das Deutsche übersetzt: Bei *Bruns* in Minden erschienen, in sieben schönen großen Bänden: als ein allgemein orientierender Band eine Auslese unter dem Titel Multatuli (1899), dann Max Havelaar, die Liebesbriefe, die Fürstenschule, die Millionenstudien, die Abenteuer des kleinen Walter, übersetzt von *Wilhelm Spohr*. Die Verdeutschung ist sehr gewissenhaft, sie sucht genau den Sinn des oft außergewöhnlichen Dekkerschen Ausdruckes zu treffen, dafür ist sie nicht immer flüssig (am wenigsten in der Geschichte vom kleinen Walter). Dem Auswahl-Bande ist eine Biographie vorangestellt, die nach dem redlichen Willen ihres Verfassers zuverlässig ist; aber seine Wertung der Tatsachen des Dekkerschen Lebens läßt mich vermuten, daß ihm 1899 das Frauenleben noch fremd war. Diese Bruns'sche Ausgabe in großen Bänden kostet gebunden (die Preise einer billigen Bruns'schen Ausgabe, gebunden, in Klammern!): 1. Auswahl 5,50 Mk.; 2. Max Havelaar 5,50 (2,20) Mk; 3. Liebesbriefe 3,75 Mk.; 4. Millionenstudien 5,50 Mk.; 5. Fürstenschule 3 (1,50) Mk.; 6. 7. Die Abenteuer des kleinen Walter 12 (6) Mk. 1903 gab *Wilhelm Spohr* bei Fleischer und Komp. in Berlin eine Auswahl aus Multatuli unter dem Titel „Ideen" heraus (geb. 5,50 Mk.), eine *notwendige* und ausgezeichnete Ergänzung zu jener bei Bruns erschienenen Auswahl (hier stehen die Pastetenbäcker St. 43 und die Straßenpredigt des Schwärmers St. 89 und Dekkers Vortrag über freie Forschung St. 169). Endlich hat Spohr zu Weihnachten 1904 ein *Frauenbrevier* aus Multatulis Werken zusammengestellt (über das sich Frau Tine nicht wenig verwundern würde), im Litterarischen Verlag in Frankfurt a. M. (geb. 5,50 Mk.) — Für *Hendels* Bibliothek der Gesamtlitteratur hat Dr. *Karl Mischke* übersetzt: Max Havelaar, Abenteuer des kleinen Walter [diese mit einer Reihe von Auslassungen, der „kleine Walter" steht in den „Ideen" eingeflochten und nicht immer durch klare Grenzen geschieden; Frau Dekker hat versucht einen kanonischen Walter herzustellen], die Millionen-Studien, und einen Band Auswahl unter dem Titel „Ideen und Skizzen". Auch diese Uebersetzungen (geb. je 2 Mk., Walter 3 Mk.) sind mit redlicher Versenkung in Multatulis Sprache geschaffen worden und sind flüssig und natürlich im deutschen Ausdrucke. Für den gleichen Verlag hat R. *Ruben* „Die Minnebriefe" und „Zeige mir den Platz wo du (sic!) gesäet hast" verdeutscht, so weit ich prüfte, eine gute Uebersetzung (zusammen geb. 2 Mk.). — Die *Reclam*sche Universal-Bibliothek endlich hat auch nach Multatuli gegriffen, sie hat die Fürstenschule gebracht und ein Bändchen Kleine Erzählungen und Skizzen, ich kenne diese Uebersetzungen nicht. — Multatulis *Leben* liegt in eigentümlicher Abspiegelung in seinen *Briefen* vor, seine Witwe hat sie in zehn Bänden bei W. Versluys in Amsterdam seit 1891 erscheinen lassen. Die *biographische Litteratur* enthält manches Wertvolle. Aus intimer Kenntnis seines Lebens heraus schrieb sein Neffe *Swart Abrahamß*: E. Douwes Dekker — eine Krankheitsgeschichte, Amsterdam 1888; ich denke doch, das Büchlein sei gut, wenn es auch für Dekkers Bewunderer ein großer Stein des Anstoßes ist. *Marie Anderson* kannte ihn ebenso genau, ihr Büchlein „Aus Multatulis Leben" (Amsterdam, Daniels) zeigt Dekker ohne Hermelin, wohl auch ohne Kleider; vielleicht ist es nicht gleichmäßig gerecht, aber ich sehe beide Bücher in Uebereinstim-

mung mit den Gesamteindruck, den Dekker hinterläßt. Liebreich begeistert schreibt Bosmaer über ihn: Ein Sämann Rotterdam 1884, so auch J. Bersluys: (Eins und das Andere über Multatuli, Amsterdam 1889). Eine sehr feine Abwägung der schriftstellerischen Leistungen Dekkers gab Aart Admiraal (angehängt an Dekkers „Noch einmal: freie Arbeit", Arnhem, Cohen 1900). Daneben stehen eine Reihe kleinerer und größerer Schriften. Eine allein ist für den deutschen Verehrer Dekkers unumgänglich nötig, die geistvolle und gerechte Schrift des Direktors der Realschule in Sappemeer J. B. Meerkerk: Multatuli, Groningen 1900..

Hermann Oeser

Der Bescheid des Evangelischen Oberkirchenrats an D. Fischer

Der wohl in allen kirchlich interessierten Kreisen mit Spannung erwartete Bescheid der höchsten Kirchenbehörde der preußischen Landeskirche auf die Beschwerde des D. Fischer über die Verfügung seines Konsistoriums ist ergangen. Er hat das Vertrauen, mit dem auch Vertreter unserer Kreise dem Oberkirchenrat ihre Besorgnisse über die Wirkung jener Konsistorialverfügung auf das kirchliche Leben, insbesondere auf das Ansehen des geistlichen Amtes ausgesprochen haben, voll gerechtfertigt. Wir dürfen in ihm eine vollkommene Antwort auch auf unsere Eingabe dankbar begrüßen.

Der Wortlaut des Bescheids ist inzwischen durch die Zeitungen gegangen. Nach einer aktenmäßigen Uebersicht über die Vorgänge einschließlich der Ausführungen, mit denen D. Fischer seine Beschwerde an die Berufungsinstanz begründet hat, geht der Bescheid zur Beurteilung über mit folgendem Satz:

Wir ziehen die Aufrichtigkeit dieser Versicherungen und die rechte Gesinnung in Ihrer pastoralen Arbeit nicht in Zweifel und halten uns auch gern gegenwärtig, daß Sie während Ihrer mehr als dreißigjährigen amtlichen Tätigkeit in der Kirche uns bisher keinen Anlaß zu Ausstellungen bezüglich der Ausrichtung Ihres Lehramts in der christlichen Gemeinde gegeben haben.

Dieser ausdrücklichen Anerkennung der guten Absicht entspricht am Schluß die rückhaltlose Mißbilligung der „für Ihr Ehrgefühl verletzenden Form", in welche das Konsistorium seine Vorhaltungen gekleidet hat. Zwar wird uns die Vermutung, zu der wohl Mancher unter uns in der Beklemmung über das Votum des Konsistoriums flüchtete, bestätigt:

Das Konsistorium beabsichtigte nach dem uns erstatteten Bericht durch Abstandnahme von disziplinarem Vorgehen Sie zu schonen und in der Hoffnung, daß Sie die Tragweite Ihrer nicht zu billigenden Auslassungen einer nochmaligen ernsten Prüfung unterziehen würden, zunächst seelsorgerlich auf Sie einzuwirken.

Aber der Oberkirchenrat muß seinerseits bestätigen:

Die Verfügung vom 6. Januar dieses Jahres hat aber sichtlich diesen Zweck verfehlt und ist in ihrer Fassung, wie namentlich durch die Mitteilung ihres Wortlauts an die Aeltesten Ihrer Gemeinde über eine als seelsorgerlich gedachte Mahnung hinausgegangen.

Der Bescheid scheut sich denn auch nicht, aus der vom Konsistorium beliebten Mitteilung seiner Verfügung an den Gemeindekirchenrat die nötige Konsequenz zu ziehen, indem es dem also Bloßgestellten kund tut:

Wir geben hieneben dem Konsistorium das Erforderliche zu erkennen, mit der Weisung, unsere vorstehende Mitteilung den Aeltesten Ihrer Gemeinde vollinhaltlich mitzuteilen.

Mit diesen Ausführungen, ist der Person D. Fischers volle Gerechtigkeit widerfahren und zugleich vor der Oeffentlichkeit dem Pfarrstand das für seinen Beruf unentbehrliche Ansehen gewahrt. Die persönliche Seite des Falles Fischer, sowohl was den Pfarrer als was das verfügende Konsistorium betrifft, kann nunmehr für die Oeffentlichkeit als befriedigend erledigt zur Ruhe kommen. —

Viel schwieriger war für die entscheidende Behörde die Erledigung nach der sachlichen Seite. Dabei treten für die Kirche wiederum die eingehenden mehr oder weniger theologischen Auseinandersetzungen mit dem Vortrag D. Fischers an Bedeutung zurück hinter den Grundsätzen, die dabei in Anwendung gebracht sind. Nur diese sollen uns hier beschäftigen. Handelt es sich doch dabei ganz unmittelbar um eine der für jedes evangelische Kirchenwesen schwierigsten Fragen, die, seit man

erkannt hat, daß die Bekenntnisse in einer evangelischen Gemeinschaft keine in ihrem Wortlaut rechtlich bindende Norm sein wollen und dürfen, bei allen „Fällen" und allen theologischen Kämpfen innerhalb der Kirche im Hintergrund stand, um die Frage nach den Grenzen der Lehrfreiheit in der Kirche. Wer sich je ernstlich mit dieser Frage befaßt hat, wird wohl zu dem Schlusse gekommen sein, daß sie auf evangelischem Boden eine endgiltige Regelung niemals finden kann. Diesem Sichbescheiden tritt aber die zwingende Notwendigkeit gegenüber, von Fall zu Fall die Linie zu finden jenseits deren, die Gemeinschaft tatsächlich unhaltbar wird.

Sofort ersteht die Vorfrage: wer soll diese Linie bestimmen? Eine Generalsynode ist mindestens zur Zeit sicher dazu nicht die berufene Instanz. Denn so, wie, Gott seis geklagt, in den kirchlichen Vertretungskörpern die Dinge sich entwickelt haben, kämpfen hier Parteien unter dem Anspruch, mit ihren Anschauungen „die Kirche" zu vertreten, um die Herrschaft in der Kirche. Dagegen muß es einem Kirchenregiment von Natur leichter werden, der Gesamtheit der tatsächlich und mit innerem Recht in einer evangelischen Kirche sich bildenden und wandelnden, um die Erfassung der Wahrheit ringenden Richtungen gerecht zu werden und das Gemeinschaftliche, das „Unwandelbare", herauszufinden. Doch auch ein Kirchenregiment verfügt nach evangelischer Auffassung nicht über die Ausrüstung dazu, über das, was in der Kirche zu gelten hat, rechtsgiltig zu entscheiden. Sehr glücklich formuliert darum der Bescheid die Aufgabe des Kirchenregimentes in dem Satz:

Die Gemeinden unserer Kirche haben den Anspruch, daß die Kirchenbehörden, bei aller Beachtung der in unserer Zeit die Gemüter auf dem Gebiet der Lehre bewegenden Fragen und Aufgaben und bei aller Anerkennung persönlicher Freiheit der Geistlichen, schützend für das Unwandelbare der Wahrheit des Evangeliums eintreten.

So ist es zuletzt der in der Gemeinde sich gestaltende Glaube, der Schutz fordert. Und zwar jede als christliche Glaubensüberzeugung sich bekennende Gestaltung. Denn:

Der Träger des geistlichen Amts hat in seinem amtlichen und außeramtlichen Lehren dem Herrn Christus an der ganzen Gemeinde, nicht einer Partei in derselben zu dienen.

Wenn nun in einer Gemeinde sich eine der verschiedenen Richtungen in ihrem Glaubensstand durch die Art, wie der Geistliche seine Anschauungen vertritt, bedrängt fühlt, so ist das Kirchenregiment, mindestens zur Zeit, so lang es noch nicht gelungen ist, eine durch die Gesichtspunkte, nach denen sie zusammengesetzt wird, noch sicherer die Garantie voller Objektivität gewährende Korporation zu schaffen, die gegebene Instanz, die sozusagen als der Unparteiische über die Klage zu befinden hat, will man nicht den Weg der Auflösung der Gemeinde und damit der Kirche in lauter Konventikel beschreiten.

Dabei bedarf aber das Kirchenregiment irgend welcher bestimmten Maßstäbe. Wiederum können die „Freunde der christlichen Welt" es nur mit Freuden konstatieren, daß hierfür in dem Bescheid nicht irgendwelche, irgendwoher geholte dogmatischen Formulierungen in Anspruch genommen sind, sondern Wirklichkeiten, die Wirklichkeiten, denen tatsächlich das Christentum sein Dasein dankt.

„Unsere Kirche stellt den Dienst am Worte Gottes auf den in Christo, unserem Herrn und Heiland, ein für allemal gelegten Grund" (oder, wie es später erweitert wird, auf den Grund „der Heilstaten Gottes".)

Das ist geredet im Geist der Reformation.

„Dieser Grund bildet" (so erklärt der Erlaß), „die Grenze für die von Ihnen wiederholt angerufene Gleichberechtigung der gegenwärtig in der Kirche vorhandenen verschiedenen Richtungen."

Sofort wird dann zugestanden:

Zu allen Zeiten sind in der Christenheit bei solcher Verkündigung und Aneignung verschiedene Anschauungen darüber hervorgetreten, was wesentlich zu dem von Gott selbst gelegten Grund gehört.

Und dieser Anerkennung einer so oft übersehenen geschichtlichen Tatsache entspricht später das volle Verständnis für die Lage der Dinge in der Gegenwart:

Wir übersehen nicht, daß bei der gegenwärtigen Lage der Kirche und der Theologie manchen Geistlichen, welche für das alte von Gott gegebene Evangelium von Christo einen neuen, dem veränderten Weltbild entsprechenden Ausdruck suchen, innere Schwierigkeiten erwachsen.

Der Bescheid versucht aber nicht, nun seinerseits diese Schwierigkeiten kurzer Hand zu lösen. Er greift nicht über in die Aufgabe der Theologie. Sondern er begnügt sich, aus der Geschichte festzustellen:

Eben deshalb hat unsere evangelische Kirche die heilige Schrift, das unter Einwirkung des heiligen Geistes zustande gekommene Zeugnis von der heilsgeschichtlichen Offenbarung Gottes, als die letzte Quelle und höchste Norm einer Lehre des Evangeliums anerkannt.

Aber:

Der an die Bibel gebundene Glaube gilt nicht dem Buchstaben, sondern dem Geist der heiligen Schrift, wie er von allem Wechsel der Weltbilder der Menschen unabhängig ist.

So wird jenes reformatorische Prinzip gegenüber früher in evangelischen Kirchen zeitweise waltenden Deutungen erläutert, entsprechend der vertieften und verinnerlichten Würdigung der Schrift, wie sie neben der Erfahrung der Frömmigkeit ganz wesentlich auch der theologischen Beschäftigung mit der Bibel zu danken ist.

Aus der Schrift heraus gewinnt der Bescheid nun endlich Stellung zu der bedeutsamsten, durch Fischers Vortrag für die Kirche als Gemeinschaft brennend gewordenen Frage der Gegenwart, nach der Bedeutung der Person Jesu, in welcher jener Grund gelegt ist:

Christus gilt dem Glauben deshalb als Eckstein in dem von Gott gelegten Grund der Kirche, weil Er als der allein sündlose und heilige Sohn Gottes in der unter dem Gesetz der Sünde und des Todes stehenden Menschenwelt der Erlöser von Sünde und Tod durch Seinen Tod am Kreuz und Seine Auferstehung von den Toten geworden ist. Ohne die Anerkennung Seiner wahren Gottheit kann ihm der Glaube nur die Stellung als Wahrheitszeuge und religiöses Vorbild, aber nicht die des Einigen Herrn und Heilandes zugestehen. Wir verkennen nicht, daß das Geheimnis der Verbindung wahrer Gottheit und wahrer Menschheit in Christi Person nie zu einem den Verstand völlig befriedigenden Ausdruck gebracht werden kann. Die durch die gesamte Geschichte der Kirche hindurchgehenden Versuche, dies Geheimnis zu formulieren und durch Formulierung gegen Irrungen sicher zu stellen, betonen bald die göttliche, bald die menschliche Seite seiner Person stärker. Aber die Verbindung beider Seiten selbst steht im Glauben der Christenheit als unantastbar fest, und derselbe Schleiermacher, auf den Sie sich in Ihrer Beschwerde wiederholt berufen, hat in den Ausführungen seiner Glaubenslehre über die „natürlichen Ketzereien" solche Verbindung als zum Wesen des Christentums gehörig betont.

Mag in diesen Sätzen Manchem des rein dogmatisch Formulierten zu viel aufgenommen sein, der Nachdruck liegt doch nur auf der religiösen Würdigung der Person Jesu als der vollkommenen Offenbarung Gottes, verbunden mit dem Zugeständnis der Unmöglichkeit, das Geheimnis des „Gott war in Christo" je zu einem den Verstand befriedigenden Ausdruck zu bringen. Die Geschichte des Christentums bestätigt zweifellos wie das Letztere, so nicht minder das Erstere. Die Kraft des Christentums wurzelt in der Person Christi. Er schafft die Christen, er macht sie zu Gottes Kindern, er verkörpert ihnen die Liebe Gottes. Dies darf die Kirchenbehörde wohl mit Recht auch für die Gegenwart — mögen Andere sagen, noch bis auf Weiteres — als „den Gemeinglauben der Christenheit und das Bekenntnis unserer Kirche" feststellen, so groß die Zahl der Dissentierenden sein mag. Und solang es tatsächlich in unserer kirchlichen Gemeinschaft so liegt, wird des Bescheides ganz besonders glücklich abgewogene Schlußfolgerung aus den angestellten Erwägungen für den vorliegenden Fall zu Recht bestehen:

Wenn Sie für Ihre nach Vorstehendem nicht etwa nur die wahre Menschheit Jesu einseitig betonende, sondern die Gottheit Christi ausdrücklich verwerfende Christuslehre auf Grund der Gleichberechtigung der Richtungen in der protestantischen Kirche volle freie Bewegung auch in der Gemeinde in Predigt und Unterricht verlangen, so kann dem nach dem Gemeinglauben der Christenheit und dem Bekenntnis unserer Kirche keinesfalls statt gegeben werden.

Man übersehe nicht: Diese Worte vermeiden es völlig, ein Gesetz des Glaubens für den Einzelnen aufzustellen; sie zeichnen nur die Linie, auf welcher der Oberkirchenrat die Grenzen der Lehrfreiheit innerhalb der Gemeinschaft erkennt. Als an einen selbstverständlichen Grundsatz, auf dem seine Entscheidung ruht, „erinnert" der Bescheid in seinem Schlußsatz daran,

daß „dem evangelischen Geistlichen die protestantische Freiheit weder die Pflicht auferlegt noch das Recht verleiht, mit seinen wissenschaftlichen Meinungen unter Berufung auf angeblich allgemein anerkannte Ergebnisse der Forschung die um Gottes Wort zur Andacht versammelte und im Glauben gebundene Gemeinde zu beunruhigen", daß „der Geistliche vielmehr Gottes Wort der ganzen Gemeinde ohne Scheidung verschiedener Richtungen in derselben zu predigen und sein Reden und Handeln im Beruf und außerhalb des Berufs im Einklang zu halten hat mit den durch sein Amt in der Kirche ihm übertragenen Verpflichtungen." —

So der Bescheid, der unter allen Umständen ein bedeutsames Dokument in der Geschichte der preußischen Landeskirche bildet. Können und sollen auch behördliche Verfügungen die geistigen Bewegungen nicht lenken oder hemmen, sie sind doch ein Gradmesser für diese, sie beeinflussen die Stimmung und verfestigen sich zu einer Art Rechtsgrundlage in der Gemeinschaft. Und hier sei noch besonders freudig hervorgehoben, daß in diesem Dokument wie nicht theologische, so (endlich einmal in einer solchen Angelegenheit) auch nicht juristische, sondern ausschließlich kirchliche Gesichtspunkte die Erwägungen und die Entscheidung beherrschen, daß darum auch an die Stelle des disziplinaren ein seelsorgerliches Vorgehen getreten ist und auch dies, im Unterschied von dem Ton des Konsistoriums, jeden Druck und Zwang gegenüber dem Angeredeten verschmäht hat.

Darum ist die Entscheidung auch so befriedigend ausgefallen. Nach den bisher in ihren Zeitungen laut gewordenen Stimmen ist sie in den beiden am schärfsten einander gegenüberstehenden Lagern dankbar als lösendes Wort aufgenommen worden. Mögen dem Einen die Grenzen zu weit gezogen erscheinen, Andere sie noch etwas erweitert wünschen — der Eine wird bedenken, daß durch sie nicht der volle Inhalt des christlichen Glaubens umschrieben werden will, und der Andere, daß es sich nur um Grenzen handelt für die Lehrfreiheit in der Kirche. Weit über den einzelnen Fall hinaus bedeutet so der oberkirchenrätliche Erlaß ein Friedensprogramm für unsere evangelische Gemeinschaft, indem er der evangelischen Freiheit und der christlichen Gebundenheit zugleich das Wort redet und gerecht wird. Möge es dem Bescheid gegeben sein, auf seiner Grundlage die streitenden Brüder zu vereinen zur gegenseitigen Anerkennung bei allem Vorbehalt der eigenen Ueberzeugung, zur gemeinsamen Arbeit, soweit dies irgend möglich, zu duldsamem Wetteifer im Einsatz ihres Besitzes, soweit sie sich darin unterscheiden.

Dann aber ist auch nötig, daß wir vereint die Störenfriede, die vom Bruderkampf leben, zurückweisen. Jedes schroffe Urteil, vollends jedes Aufhetzen muß verpönt sein unter uns. Es liegt an dem Anlaß zu dem Bescheid, daß er nur nach der einen Seite sich wendet. Aergernis kann aber auch den freier gerichteten Gemeindegliedern gegeben werden, indem man „wissenschaftliche Meinungen" orthodoxer Herkunft „als angeblich allgemein anerkannte Ergebnisse der Forschung" der versammelten Gemeinde statt des Evangeliums darbietet, die Kanzel mißbraucht zu theologischem Streit, Mißtrauen sät in theologisch harmlose und friedliche Seelen, jenen theologisierenden Dilettantismus züchtet, bei dem die Frömmigkeit unter vorlautem Richten über Dinge, von denen man nichts versteht, und geistigem Hochmut zu schwerem Schaden kommt, und mit dem allem immer wieder den verderblichen Wahn nährt, der für uns Evangelische so nahe liegt, Lehrüberzeugungen für das Wesen der Frömmigkeit anzusehen, ja mit der Frömmigkeit zu verwechseln.

Freuen wir uns beim Auseinandergehen der menschlichen Anschauungen des göttlichen Ausgleichs, der darin besteht, daß die Sprache echter Frömmigkeit in jeder Fassung verstanden und auch dann, wenn die Fassung dem Hörer nicht nach dem Sinn ist, gern gehört wird und ihre Wirksamkeit nie verfehlt. Wenn wir nur wollen, wir Alle, die wir Christen zu sein in Anspruch nehmen, können uns verstehen. Unsere ernste Zeit fordert es wahrlich, daß wir dies wollen, daß wir enger zusammenrücken, und jeden Bewaffneten, der sich in unsere Reihen stellen will, willkommen heißen, welcher geistigen Waffenrüstung immer er sein Vertrauen schenke, im Kampf der Gegenwart um die Wirklichkeit der ewigen Güter, von deren Besitz wir Alle allein leben können.

v Soden

Richtigstellung

Herr Landesökonomierat Nobbe hat uns zu seinem Aufsatze in Nr. 4 (Wohlfahrtspflege) folgende Richtigstellung geschickt:

Herr Geheimrat Dr. Julius Post hierselbst hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß es ein Irrtum gewesen sei, wenn ich mich in meinem zweiten Artikel über „Wohlfahrtspflege“ durch den veränderten Namen der Sohnreyschen Abteilung („Verein“ statt „Ausschuß“) habe verleiten lassen, von deren Loslösung von der Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen zu sprechen. — Eine Aenderung in den Beziehungen der Sohnreyschen Abteilung zur Zentralstelle habe seit ihrem Bestehen nicht stattgefunden.

Berlin, 10 Februar 1905 Nobbe

Verantwortl. Herausgeber: i. V. Lic. Fr. M. Schiele in Marburg

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Montag 3. April: Ethische Jugenderziehung und Religionsunterricht. (Lic. Geißler.)

Ehrenbreitstein. Freunde der Christlichen Welt und des Evangelischen Gemeindeblattes (Ortsgruppe Coblenz) Montag 3. April 3 Uhr im Restaurant Rizza: Jesus im Lichte der sozialen Frage. Im Anschluß an Weinel. (Oberlehrer Martin-Andernach) Alle Freunde sind herzlich willkommen.

Hamburg. Montag 3. April 8 Uhr Restaurant Tucherhaus Jungfernstieg 39: Humanität und Christentum. (Pastor Dubbels)

Hannover. Montag 3. April 8 Uhr im Uniontheater an der Maschstr.: Der Methodismus Kellers und das evangelische Christentum (Fortsetzung).

Leipzig. Donnerstag 6. April 8 Uhr bei Kitzing und Helbig (Passagensaal): Der 3. Artikel. (Liebster)

Chronik der Christlichen Welt

9. Deutsche evangelische Landeskirchen: Dokumente zum Fall Fischer (Erstes Stück); Domprediger Mauritz — Verschiedenes: Der preußische Kultusminister und die Marianischen Kongregationen; Der verhängnisvollste Fortschritt der neuen Religion; Eine Darstellung des Falles Fischer für die Laien in der Gemeinde; Zum Fall Fischer; Die Soziale Geschäftsstelle für das evangelische Deutschland; Die Wormser Synodalisten und der Toleranzantrag; Waadt; Der Heilige Synod; Zum österreichischen Eherecht; Vermischte Nachrichten

Nr. 10. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Rundverfügung des Lippeschen Konsistoriums betr. Uebertritte von Katholiken zur evg. Kirche; Geistliches Ministerium in Mecklenburg-Schwerin; Aus Westfalen (Halbjahrsbericht 1: Kirche, Pfarrer, Theologie) — Römische Kirche: Der Toleranzantrag — Verschiedenes: Dr. Abert; Der Mann nach Gottes Willen — Personalien

Nr. 11. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Dokumente zum Fall Fischer (Zweites Stück); Aus Westfalen (Schluß) — Evangelische im Auslande: Uebertrittsausweise in der österreichischen evangelischen Kirche; Die neueste kirchliche Statistik der Vereinigten Staaten; Kollektenerträge in London — Verschiedenes: Vom österreichischen Eherecht; Vermischte Nachrichten.

Bütten! **Verlobungsbriefe** u. dgl. auf echten Büttenpapieren und -Karten oder auch auf allerbesten schweren mattsatinierten Stoffen liefert schnell, billig und stilgerecht in altdeutschen oder Empireschriften. Hundert Verlobungsbriefe (klein Format 15×18 cm) mit Druck und Umschlägen M. 10,75, weitere hundert M. 5,75, postfrei gegen Nachnahme. **Druckerei Bauer, Marburg a. L.**

Gesucht ohne gegenseitige Vergütung für junge, gebildete, sehr sympathische Dame (evangelisch, Waise, 26 Jahre) aus sehr guter Familie, Stellung als **Gesellschafterin** bei alleinstehender Dame. Anfragen unter E. S. an die Exped. d. Bl.

Für Konfirmation!
Vater Hackenschmidt
Ein christliches Handwerkerbild
Mit 5 Bildern
und reichem Buchschmuck
Preis broch. M. 1.—;
fein in Leinwand gebd. M. 1.40
Das Leben des rührigen Korbmachers, zugleich Bahnbrechers der Inneren Mission, ist überaus frisch und anziehend geschrieben.
Buchhandlung der Evang. Gesellschaft, Straßburg

Georg Fritze
Pfarrer an St. Petri in Nordhausen
und
Catharina Anna
geb. **Havelaar**
Vermählte
Haarlem, 21. März 1905

Töchter-Pensionat
von Frau Dr. W. Nagel, Darmstadt, Victoriaplatz 9
Allseitige wissenschaftliche, gesellschaftliche und häusliche Ausbildung. Vorzügliche Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin.

An unserer evangelischen Gesamtgemeinde ist die Stelle eines neunten Geistlichen — Pastors — zu besetzen. Nach der für unsere Geistlichen bestehenden Festsetzung beträgt das Anfangsgehalt 3000 Mark, welches von 3 zu 3 Jahren 5 mal um je 300 Mark und dann von 4 zu 4 Jahren 3 mal um je 300 Mark, also bis zum Höchstgehalt von 5400 Mark steigt. Die Wohnungs-Entschädigung beträgt 750 Mark, steigend von 3 zu 3 Jahren um 50 Mark bis zum Höchstbetrage von 1200 Mark. Eine Anrechnung früherer Dienstjahre findet nicht statt. Bewerbungen nebst Lebenslauf und Zeugnisse sind bis zum 8. April cr. an uns einzureichen.

Görlitz, den 16. März 1905.

Der Magistrat

Venedig Christliches Hospiz. Campo S. Angelo 3581. Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Spezial-Landaufenthalt ausschliesslich für
Alkoholkranke
auf dem **Rittergut Nimbsch** a. Bober b. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.) Gegründet 1895. Preis pr. Tag 6 M. Arzt: **Dr. med. W. Bohn.** Prospekte frei durch **Alfred Smith.**

Zu verkaufen
Ein kompletes Exemplar von **Martis** Handkommentar **zum Alten Testament** in Lieferungen, ungebraucht zu 56 statt 76 Mk. franko. — Jahrgang 1901 und 03 von **Baumgartens Monatsschrift für die kirchliche Praxis** zu 4 statt 12Mk. Off. unter **G. W.** an die Expedition dieses Blattes.

Pension
für Schüler höherer Lehranstalt (auch Ausl.) im Pfarrhaus mitteldeutscher Residenzstadt (alle Schulgattungen am Platz). Gute Verpflegung, liebevolle Behandlung, gewissenhafte Beaufsichtigung ev. Nachhilfe. Gefl. Off. unter **Nr. 3315.** an **Haasenstein und Vogler A.-G., Frankfurt a. M.**

Die **Gustav-Glogau-Gesellschaft** zählt jetzt 120 Mitglieder, darunter 12 Universitätsprofessoren, 3 Gymnasialdirektoren (in Frankfurt a. M., Düsseldorf, Schulpforta) und viele Pastoren. Sie versendet jetzt ihr **6. Jahrbüchlein gratis** durch P. La Roche in Golzow, Kr. Zauch-Belzig. (Späterer Preis 40 Pf.) **Gustav Glogau** († 1895) war ein Philosoph, der, von der Steinthal-Lazarus'schen Völkerpsychologie ausgehend, zu einer großartigen Anerkennung des Christentums kam.

Soeben ist erschienen und kann noch rechtzeitig als
Konfirmationsgeschenk empfohlen werden:
Lebensworte. **Spruchschatz nach den Büchern der Hl. Schrift geordnet.** Von
E. Lemp. Geschenkausgabe in 2 farb. Druck, fein geb. M. 1.80.
Dieser in zweifarbigem Druck fein ausgestattete Spruchschatz bietet in von den üblichen „Spruchbüchern“ völlig abweichender Anordnung, die das Eigenartige jedes biblischen Buches erkennen läßt, den ganzen Reichtum der Bibel dar. Ein Geschenkbuch für unsere religiös interessierte Zeit, namentlich auch für die **Konfirmation.**
Die einfache Ausgabe — kartoniert 80 Pfg. — eignet sich zum Gebrauch in den Religionsstunden der Seminare u. höh. Schulen, in denen der Katechismusstoff nicht im Vordergrunde steht.
Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Das soeben ausgegebene Heft 3 Jahrg. VIII der im Verlage von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig** und **Berlin** erscheinenden Monatsschrift **„Die Deutsche Schule“** hat folgenden Inhalt:

Zur Mannheimer Schulreform. Von M. Enderlin in Mannheim. — Der Grundlehrplan der Berliner Gemeindeschulen. Von Dr. R. Seyfert, Seminaroberlehrer in Annaberg i. E. (Schluss). — Soziale Frauenschulen. Von Professor D. Dr. Zimmer. — Umschau. — Ansichten und Mitteilungen: Die rote Gefahr. — Kurze Hinweise. — Personalien. — Literaturberichte: Philosophie. — Schulhygiene und verwandte Gebiete. — Literarische Mitteilungen. — Eingegangene Schriften.

Deutsche Kolonialschule **Witzenhausen a. d. Werra**
Bewährte Vorbereitung, praktisch und theoretisch, für junge Männer von 17—27 Jahren, welche über See einen Beruf als **Pflanzungsbeamte, Land- und Viehwirte, Wein- und Obstbauer** suchen.
Lehr- und Pensionspreis **Mk. 600.— bis 750.— halbjährlich.**
Lehrgang zweijährig, für junge Leute, die ohne praktische Vorbildung eintreten, dreijährig.
Prospekt und Lehrplan kostenlos. Direktor **Fabarius.**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Monatsschrift für die kirchliche Praxis

Der Zeitschrift für praktische Theologie Neue Folge

In Gemeinschaft mit

Lic. F. Niebergall, Privatdozent in Heidelberg — **Lic. Traub,** Pfarrer in Dortmund — **Lic. J. Jüngst,** Pfarrer in Stettin

und vielen anderen namhaften Vertretern der modernen Theologie

herausgegeben von

Professor D. O. Baumgarten in Kiel

Abonnementspreis für den Jahrgang (12 Hefte) M. 6.—
Einzelne Hefte M. —.75

V. Jahrgang. 1905

Inhalt des 1. Heftes

Notizen. — Die Unendlichkeit unseres Amtes. Von F. N. — Theodicee? Von Völter. — Das sechste Gebot. Von Direktor Dr. Sattig. — Was lehrt uns die Geschichte des evangelischen Pfarrstandes? Von Professor D. Paul Drews. — Der Bauernhofprediger. Von August Teubner. — Kirchliche Chronik: Ausblick. — Staat und Kirche. — Charakteristik der Staatskirche. — Vorzüge der Freikirche. — Symptome der Auflösung. — Festhalten an der Staatskirche. — Reform der Verfassung. — Von Professor D. Baumgarten.

Inhalt des 2. Heftes

Notizen. — Feinde. Von F. N. — Die Bibel im Konfirmandenunterricht. Von Pastor M. Boy. — Die Textgemäßheit und verwandte homiletische Fragen. I. Von J. Gottschick. — Kirche und Sozialdemokratie. I. Von Pfarrer em. H. Köhler. — Kirchliche Chronik: Fall Fischer. — Mission und Kolonisation: Rückblick auf Witzmanns Anklagen und die chinesischen Wirren. Südwestafrika. Spannung, gegenseitige Anklagen, dauernde Schwierigkeiten, allmähliche Milderung, schließliches Zusammengehen. — Von Professor D. Baumgarten.

Inhalt des 3. Heftes

Notizen. — Gibt es Garantieen für den Glauben an Jesus? Predigt über Joh. 9, 24. 25. Von Diakonus Karl Aner. — Nimbus. Von F. N. — Aus der Gemeinde. Aus einem Brief von P. M. in G. an den Herausgeber. — Thüringer Waldbauern. I. Skizzen aus einer verschrieenen Gemeinde von einem Dorfpfarrer. — Berichtigung von H. Gunkel. — Kirche und Sozialdemokratie. II. Von Pfarrer em. H. Köhler. — Nachschrift. Von Pfarrer Lic. G. Traub. — Kirchliche Chronik: Kirchliche Bureaukratie. — Kirchenpolitisches Programm des elsässischen und badischen Kirchenleiters. — Schleiermacher über den protest. Lehrprozeß. — Das bayerische Oberkonsistorium. — Fall Schmaltz. — Der neue Fall Weingart. — Fall Horst. — Fall Franke. — Fall Scipio. — Das Magdeburger Konsistorium. — Die Taktlosigkeiten Heyns. — Von Professor D. O. Baumgarten.

Für die nächsten Hefte liegen u. a. vor:

Stumme und doch beredte Prediger. Von Divisionspfarrer von Bergh. — Gedanken über christliches Glauben und modernes Wissen. Von Pfarrer Kühnhold. — Nicht „der Text", sondern das Leben. Ein homiletischer Streitaufsatz. Von Stadtvikar Lic. Wielandt. — Laienzeugnis über die bisher übliche Predigtweise. — Das Evangelium. — Ueber Thema und Teile der Predigt. Von Pastor Rösener. — Die Abendmahlslehre in meinem Konfirmandenunterricht. — Wo bleibt das 9. Gebot? Von Pfarrer Hans v. Lüpke. — Beichtrede, gehalten vor den Lehrern und Schülern eines Lehrerseminars. Von Pastor Th. Lieschke. — Alter und neuer Geist? Von Pfarrer Lentze. — Leichenpredigt oder Grabrede? Von Pfarrer Kappus. — Wie erziehen wir unsere Gemeinden zur Erkenntnis der Liebe Gottes? Von Pastor R. von Ihering. — War Jesus sündlos? Ist Jesus unser Vorbild? Von Past.-Geistl. Manz. — Lasset uns aufschauen? Predigt über Hebr. 12, 1—3. Von Pfarrer Hesselbacher. — Frühlingspredigt. Von Pfarrer Ernst Böhme.

Die Verlagsbuchhandlung **bittet von neuem um Mitteilung von Adressen, an welche Probehefte der Monatsschrift für die kirchliche Praxis verschickt werden können.**

Die Verlagsbuchhandlung stellt gern postfertig verpackte und frankierte Werbehefte zur Verfügung.

Allen bisherigen und künftigen Freunden der „Monatsschrift" sei für ihre Bemühungen herzlichst gedankt mit der Bitte, von dem obigen Anerbieten der Verlagsbuchhandlung **recht viel** Gebrauch zu machen.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

Von Pastor
Julius Burggraf
in Bremen erschienen:

Schillers Frauengestalten. 2. Auflage.
Goethe und Schiller im Werden der Kraft.
Jeder Band geh. 5 M., in Leinen geb. 6 M.
Carl Krabbe Verlag Erich Gussmann in Stuttgart

Zur Zeit der Konfirmation weisen wir besonders für unsere gebildete männliche Jugend auf ein Werk hin, das geeignet ist, denen eine Stütze fürs Leben zu werden, die, durch den Religionsunterricht angefaßt, ihre christliche Weltanschauung nach allen Seiten vertiefen und ihres Christentums froh werden wollen. Es ist E. Pfennigsdorfs **„Christus im modernen Geistesleben"** (Schwerin i. M. bei Fr. Bahn. 8. Auflage. Fein gebd. 5 Mk., mit Goldschnitt 5,50 Mk.). Hier wird unser Glaube von allen Seiten beleuchtet, mit allen Fragen der Gegenwart kurz, klar und übersichtlich in Beziehung gesetzt und jedem gezeigt, wie er sich in dem Labyrinth der Gegenströmungen zurechtfinden kann. Ich will nur aus der eigenen Praxis hervorheben, daß ich bei Gelegenheit des Religionsunterrichts in Prima einige Stellen aus diesem Buche vorgelesen habe. Dies wirkte derartig, daß sich sofort eine ganze Anzahl von Primanern zusammentat und Exemplare des Buches erwarb. Die Angriffe auf das Christentum werden immer zahlreicher und wuchtiger. Pfennigsdorfs Buch wird allen Freunden durch seine klare, besonnene Art Beruhigung gewähren und ihnen die Waffen der Abwehr blank geputzt in die Hand geben.

Prof. Kinzel.

Preußischer Beamten-Verein
in Hannover
(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamte, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 259127038 M. Vermögensbestand 85180000 M. Ueberschuß im Geschäftsjahre 1903: 2606796 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatt Bezug nehmen.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Mit Garantie einer Aktiengesellschaft. Gegründet 1875.

Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung

Militärdienst- und Brautaussteuer-Versicherung, Sterbekasse

Gesamtversicherungsstand 600000 Versicherungen
Monatlicher Zugang 6000 Mitglieder

Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kostenfrei
Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu zwei Beilagen von der Verlagsbuchhandlung Georg Reimer, Berlin, und dem Buchverlag der Hilfe, Berlin

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 14 Marburg i. H., den 6. April **1905**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Halteqebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Gethsemane — Ueber die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte — Summa theologiae — Ethik und Kapitalismus (Traub) — Kirchliche Duldung der natürlichen Ketzereien — Noch einmal der Bescheid des Evangelischen Oberkirchenrats zu Berlin an Pfarrer Fischer — Verschiedenes: Zur Konfirmation (Illustrierte Bibeln); Konfirmandenunterricht für Konfirmierte (Ehlers); Aux pieds de Jésus (Correvon); Jesus von Nazareth (Stier); Sang und Spruch der Deutschen (Schiele); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Gethsemane

Seltsamer Kontrast! Die Jünger mutig, aber Jesus in Angst. Jesus sagt den Jüngern voraus: „Diese Nacht werdet ihr euch Alle an mir ärgern", und sie wollen es nicht glauben, sie sind mutig und entschlossen, sie versprechen ihm die heldenhafteste Treue —, und wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln, daß sie es ernst gemeint haben. Jesus aber, sobald er mit den drei Vertrautesten allein ist, fängt an zu zittern und zu zagen, und spricht: „Meine Seele ist tief betrübt bis in den Tod." Mutig war er den Todesweg gegangen, ruhig und gefaßt hatte er noch beim Abschied von seinem Tode gesprochen. Aber jetzt, wo das Schreckliche ganz nahe ist, jetzt erfaßt ihn die Todesangst. Keine Stunde mehr währt es, bis die Katastrophe im vollen Gange ist; jetzt kommt das Todesgrauen über ihn. — Man hört etwa Passionspredigten, die es so darstellen, als ob Jesu das Sterben nicht schwer geworden wäre. Dieses Zittern und Zagen, das die christliche Tradition sicher nie erfunden hätte, setzt eine solche Auffassung ins Unrecht. Es gibt vielleicht Leute, denen wird Jesus kleiner durch diese Todesangst. Petrus hat sich vielleicht etwas darauf zu Gute getan, daß er mutiger war als der Herr. Uns aber ist diese furchtbare Stunde Jesu tröstlich. Wird, was er getan, nicht größer, wenn ihm das Sterben schwer geworden ist? Und sollen wir etwa der Jünger Sicherheit bewundern? Sie ist nicht wirklicher Mut, sondern Sorglosigkeit.

Das Bild ändert sich. Die Jünger schlafen, aber Jesus ringt im Gebet. Wer mit nüchterner Logik dieses Gebet kritisieren wollte, würde es widerspruchsvoll finden, aber er würde dadurch auch diese heilige Stunde entweihen. Wir müssen überhaupt fürchten, sie zu entweihen, wenn wir viel Worte darüber machen, statt mit anbetender Ehrfurcht vor diesem Ringen in Jesu Seele stille zu stehen. Unsere Worte sollen bloß versuchen, unsere Empfindungen zu leiten.

Es ist ein gewaltiges Ringen, ein Hin- und Herwogen in der Seele Jesu. Was ist natürlicher als die Frage: Kann es nicht doch noch anders gehen als ich es schon lange habe kommen sehen? Kann der Vater das Werk, das er vor hat, nicht auch anders vollenden, sodaß es für mich nicht gar so schwer ist? Warum muß es gerade *so* sein? Aber wie Gott es will, ist es sicher recht. Nicht anders darf es sein, als wie Gott will. Wenn aber nur Gottes Wille meinem Willen entgegenkäme! Doch nein, so darf ich es nicht verlangen. *Mein* Wille muß dem Willen Gottes entgegenkommen. Ich muß mich ihm unterwerfen, nein, ich muß bereitwillig, ohne Widerstreben auf seinen Willen eingehen. Vater, nur wie Du es willst, will auch ich. Ich weiß nicht warum Du es so willst, aber ich weiß, daß Dein Wille der beste ist.

Der Kampf wogt furchtbar zwischen Hoffnung und Ergebung, zwischen menschlichem Wunsch und göttlichem Willen, zwischen der Seele und Gott. Und ist auch der menschliche Wunsch niedergekämpft, er kehrt zum zweiten und dritten Male wieder.

Hier erhalten wir die Antwort auf die Frage, warum man denn betet. Wenn man recht betet, so betet man, weil man nicht anders kann. Jesus muß einfach so im Gebete ringen. Er hat dabei allerdings nicht gefunden, was die sogenannte erbauliche Sprache Erhörung nennt. Seinen Wunsch hat ihm Gott nicht gewährt. Aber etwas viel Größeres hat er gefunden: Gott selbst hat er fester ergriffen. Kraft und Mut hat er gewonnen. Den Sieg über sich selbst hat er errungen.

Damit hat sich das Bild gerade umgekehrt. Jesus steht auf und geht ruhig den Häschern entgegen. Dem Verräter hält er mit einem Blick und einem ruhigen Wort sein Unrecht vor, und das hat sicher viel tiefern Eindruck gemacht als ein Ausbruch der Leidenschaft, zu dem es bei jedem Andern in diesem Augenblick gekommen wäre. Den Häschern begegnet er mit derselben majestätischen Ueberlegenheit. Den bewaffneten Widerstand verbietet er. Es braucht viel mehr Mut, sich so preiszugeben als sich zu wehren. An den Jüngern aber erfüllt sich Jesu Voraussage. Wie sie sehen, daß nichts mehr zu machen ist, retten sie sich, der Eine sogar unter Preisgabe seines Gewandes.

Jesus mutig, die Jünger in Angst! Dieser Kontrast wundert uns jetzt nicht mehr. Jesu Gebetskampf hat Alles gewandelt. L

Ueber die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte

Zweite Vorlesung. — Vgl. Nr. 8

Wir gehen zu den Quellen der evangelischen Geschichte über. Die erste Frage lautet hier stets: besitzen wir alte Zeugnisse völlig uninteressierter Schriftsteller über Jesus, also nicht christliche, auch nicht jüdische, sondern heidnische? Man setzt dabei voraus, daß solche Zeugnisse die glaubwürdigsten und also die wichtigsten sein müßten. Diese Voraussetzung ist doch nur zum Teil zutreffend. In der Religion wie in der Kunst ist von solchen Berichterstattern, die nicht in ihr leben, wenig zu erwarten. Ihr Unverständnis der Sache macht sie sehr häufig blind oder läßt sie nur verzerrte Bilder sehen. Noch immer haben die „Unbefangenen" die Anfänge aller großen, aus der Begeisterung geborenen Bewegungen völlig verkannt und ihre Urheber verlacht und verleumdet. Indessen — wir brauchen den Wert solcher „unbefangener" Zeugnisse, die in äußeren Fragen gewiß nützlich sein können, nicht zu erwägen, denn es gibt keine solchen. Die drei ältesten heidnischen Schriftsteller, die von dem Christentum Notiz genommen haben (An-

fang des zweiten Jahrhunderts), Tacitus, Sueton und Plinius — man kann noch einen vierten, Phlegon, hinzunehmen —, bringen inbezug auf Jesus kaum das Spärlichste, und es ist dazu sehr wahrscheinlich, daß es nicht auf selbständiger Kenntnis beruht, sondern auf Hören-Sagen, letztlich also auf christlicher Ueberlieferung. Tacitus unterscheidet in der bisherigen Geschichte des Christentums zwei Perioden, eine, die mit dem Tode Jesu endigte und auf Judäa beschränkt blieb, und eine neue „Eruption", in der es bis Rom vorgedrungen ist. Den Stifter selbst bezeichnet er als „auctor nominis" (d. h. als den Urheber des Namens der „Christen" genannten Sekte) und beschränkt sich inbezug auf ihn auf die Bemerkung, „Christus" — der Name „Jesus" fehlt — sei unter der Regierung des Tiberius auf Anordnung des Prokurators Pontius Pilatus hingerichtet worden. Der Ursprung in Judäa, die Zeitbestimmung, die Erwähnung der Hinrichtung durch Pilatus und die Ausschließlichkeit der Verknüpfung des Christentums mit Christus sind gewiß beachtenswert; aber Tacitus kann das alles aus christlichen Aussagen aufgelesen haben. Verworren ist die Notiz des Sueton über „Christus": es scheint, er hat geglaubt, Jesus habe selbst in Rom gewirkt und die dortige Judenschaft aufgeregt. Von Plinius erfahren wir nur, daß die Christen ihren Stifter Christus wie einen Gott verehren und daß er sie bei allem Aberglauben doch zu strengster Sittlichkeit angeleitet habe. Phlegon, der Freigelassene Hadrians, kennt die Sonnenfinsternis zur Zeit des Todes Christi. Nach dem Zeugnis des Origenes hat er aber so konfus über Jesus berichtet, daß er ihn sogar mit Petrus verwechselt hat. Erst gegen Ende des ersten Jahrhunderts hat sich für heidnische Augen das Christentum deutlicher von dem Judentum abgehoben. Bis dahin beurteilte man es, wenn man überhaupt Notiz von ihm nahm, als eine jüdische Sekte und hatte natürlich für solch eine Erscheinung gar kein Interesse. Wie ungeheuer zahlreich waren zudem die Kulte und religiösen Bewegungen im ersten Jahrhundert! Wer beachtete sie, es sei denn, daß er durch Zufall oder Geschick auf sie geführt wurde? Als Celsus zur Zeit Marc Aurels das Christentum wirklich ernsthaft zu studieren unternahm — nun war es nicht mehr zu übersehen —, hatte er kaum andere schriftliche Quellen zur Verfügung als diejenigen, welche wir jetzt noch besitzen, nämlich christliche.

Wie steht es mit jüdischen Zeugnissen? Gegen Ende des ersten Jahrhunderts hat das Judentum einen bedeutenden Geschichtsschreiber besessen, der erst ein jüdischer Patriot, dann mehr und mehr ein griechischer, von den Kaisern hochgeehrter Litterat gewesen ist, Josephus. Als solcher hat er zahlreiche geschichtliche und apologetische Werke verfaßt. Diese Werke enthalten schlechterdings nichts über Jesus und das Christentum, oder vielmehr, sie enthalten *eine* Stelle über Jesus (Antiq. XVIII, 3, 3), aber diese kann nicht echt sein, obgleich sie jetzt in allen Handschriften steht. Sie lautet:

> Zu dieser Zeit lebte Jesus, ein weiser Mann, wenn anders man ihn einen Menschen nennen soll. Er war nämlich ein Schöpfer wunderbarer Werke, ein Lehrer solcher Menschen, die mit Freuden die Wahrheit aufnehmen, und viele Juden, aber auch Viele aus griechischem Geschlecht zog er zu sich heran. Er war der Messias. Und als ihn auf Anklage unsrer ersten Männer Pilatus mit dem Kreuze bestraft hatte, ließen die nicht ab, welche ihn zuerst geliebt hatten. Denn er erschien ihnen nach drei Tagen wieder lebendig, da die göttlichen Propheten dieses und tausend anderes Wunderbare über ihn gesagt hatten. Noch bis heute hat das Geschlecht derer nicht aufgehört, die von ihm den Namen „Christen" empfangen haben.

Wenn Sie diese Worte sorgfältig überlegen, werden Sie finden, daß sie nur von einem Christen geschrieben sein können — von einem Christen, der die Maske des Juden ziemlich ungeschickt angenommen hat. Man hat versucht, wenigstens einen Teil des „Zeugnisses" zu retten — selbst *Ranke* hat sich an diesen Versuchen beteiligt —, allein auch das war vergeblich. Wir müssen die ganze Stelle bei Seite schieben.

Die Tatsache, daß der jüdische Geschichtsschreiber am Ende des ersten Jahrhunderts, der so viele Werke verfaßt, von Jesus und der christlichen Bewegung gar keine Notiz genommen hat, ist sehr merkwürdig. Das Schweigen kann affektiert sein, ja muß so beurteilt werden; denn Josephus muß vom Christentum gehört haben. Daß er es ignorieren konnte, ist eine Mahnung, die intensive Ausbreitung des Christentums im Zeitalter Domitians nicht zu überschätzen, so groß die extensive auch schon war. Wäre jene auch schon bedeutend gewesen, so hätte das Schweigen des Josephus das höchste Befremden bei seinen Lesern erregen müssen. Was andere jüdische Quellen bieten, so ist ihre Zeit zu unsicher oder ihr Inhalt zu spärlich, als daß wir auf sie einzugehen brauchen. Es sind abgerissene Notizen von zweifelhaftem Wert.

Wichtiger ist es, daß wir schlechterdings nirgends hören, die Juden hätten je die geschichtliche Existenz Jesu bestritten. Wir haben für die jüdische Polemik gegen das Christentum sehr alte Zeugnisse. Schon unsre Evangelien, namentlich das Matthäus- und Johannes-Evangelium, berücksichtigen sie, ferner die Apologeten des zweiten Jahrhunderts, vor allem Justin in seinem weitschichtigen Dialog mit dem Juden Trypho. Endlich hat Celsus seine Polemik gegen das Christentum, wie er selbst andeutet, zum Teil von der jüdischen gelernt. Aber niemals hat ein Jude bezweifelt, daß Jesus gelebt habe; Niemand weiß es anders, als daß er zur Zeit des Tiberius als angeblicher Messias den Kreuzestod erlitten hat. Seine Jünger, so behauptete man, haben seinen Leichnam gestohlen und auch das Märchen von der Geburt aus der Jungfrau aufgebracht, während man doch wisse, daß er im Ehebruch erzeugt worden sei von einem römischen Soldaten. Warum erzähle ich das? Nun, alle paar Jahre und jüngst wieder tritt irgend Jemand auf, behauptet, Jesus habe nie gelebt, und verlangt dabei ernsthaft genommen zu werden. Der Neueste, der diese Entdeckung wieder gemacht hat, ist ein Pastor *Kalthoff* in Bremen. Die Behauptung ist absurd, aber doch nicht ganz so absurd, wie sie auf den ersten Blick erscheint. A priori können wir sagen, es muß doch irgendwo in der Ueberlieferung von Jesus eine *Möglichkeit* gegeben sein, eine so abenteuerliche Hypothese aufzustellen. Eine solche ist in der Tat vorhanden, und wir haben sie schon in der ersten Vorlesung kennen gelernt: die Christenheit haftete von dem Momente an, in dem sie sich von der Auferweckung Jesu überzeugt hatte, mit ihrem ganzen Interesse, Fühlen und Denken an dem göttlichen Wesen, das nun im Himmel thronte, und sie übertrug die ganze messianische Dogmatik, das Bild des erdachten Messias, auf ihn. Notwendig traten dem gegenüber die Züge des wirklichen Jesus und seines irdischen Lebens zurück. Denken Sie an ein nahe liegendes Beispiel. Paulus will seiner Philipper-Gemeinde die Demut und Selbsterniedrigung Jesu vor die Augen malen. Was tut er? Greift er irgend eine besonders charakteristische Geschichte aus dem Leben Jesu heraus? Nein, sondern er sagt: „Jesus Christus, ob er gleich in göttlicher Gestalt war, hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich sein, sondern entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an; er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode." Da er überzeugt war, daß dieser Jesus Christus in schon göttlicher Gestalt existiert hatte, bevor er Mensch wurde, so war die Annahme eben dieser Knechtsgestalt ein viel deutlicherer Beweis seiner Demut als jeder Zug aus seinem irdischen Leben. Von hier aus, d. h. auf Grund der an sich richtigen Beobachtung, daß die Gemeinde Jesu in der Anschauung der Postexistenz und Präexistenz des Christus lebte und seine baldige Wiederkunft in des Himmels Wolken erwartete, ferner in Hinsicht auf die so verschiedenen Christusdarstellungen — die drei ersten Evangelien, Paulus, das Johannes-Evangelium — versteht man es wenigstens, daß radikale und geschichtlich nicht hinreichend gebildete Geister auf den Versuch verfallen konnten, den wirklichen Jesus ganz zu eliminieren. Das konstruierte Messiasbild, der Glaube an einen im Himmel schon vorhandenen Messias und die stürmische Erwartung seiner Ankunft gelten bei dieser Auffassung als die Ausgangspunkte; dann habe sich — man weiß freilich nicht wie, vielleicht in Erinnerung an irgend eine Persönlichkeit, die einen flüchtigen Eindruck gemacht hatte — der Glaube verbreitet, der Messias sei auf kurze Zeit schon da gewesen, und nun habe sich an diese erträumte Persönlichkeit Allerlei inbezug auf Leben und Lehre ankrystallisiert. Gegen diese Vorstellung aber, die, wie wir noch sehen werden, überall auf unüberwind-

liche Schwierigkeiten stößt und selbst dann nicht haltbar wäre, wenn wir als Quelle für Jesus nur das Johannes-Evangelium besäßen, spricht unter Anderem eben die Tatsache, daß die Juden niemals die Existenz Jesu bezweifelt haben. Sie hätten sie bezweifeln müssen, wenn hier auch nur der Schatten einer Unsicherheit vorhanden gewesen wäre; denn eine schlagendere Widerlegung konnte es nicht geben.

Von den jüdischen Quellen, die uns so wenig lehren, gehen wir zu den christlichen über. Wir wollen zunächst von Paulus und den Evangelien absehen und die übrigen Quellen durchmustern, dann das Zeugnis des großen Apostels und endlich die Evangelien betrachten.

Wir besitzen aus der Zeit von Domitian bis Hadrian, d. h. aus den fünfzig Jahren von d. J. 80 bis gegen d. J. 130 eine ganze Reihe christlicher Schriften, teils innerhalb des Neuen Testaments, teils außerhalb desselben — mehr als zwei Dutzend zählt man mit leichter Mühe zusammen. Es sind hauptsächlich Briefe, aber auch ein Geschichtswerk, die Apostelgeschichte ist dabei, und Apokalypsen fehlen nicht. Neben neutestamentlichen Schriften stehen die Briefe des Clemens, des Ignatius, des Polykarp, des Barnabas, die „Apostellehre", die „Verkündigung des Petrus", und die Offenbarungsschrift des Hermas. In fast allen diesen Schriften ist der Gottessohn, der erschienen ist und nun im Himmel thront, der Mittelpunkt. So gewiß er jetzt ein himmlisches Wesen ist, so gewiß war er auf Erden und hat unter den Menschen geweilt. Aber weiter, fast Alle bezeugen es: er heißt Jesus und auf Betreiben der Juden hat er den Kreuzestod erlitten. Ganz verschieden ist die Deutung dieses Todes; aber die Tatsache selbst unterliegt keinem Zweifel. Einige von diesen Schriftstellern erzählen auch Details. Im ersten Petrusbrief heißt es: „Welcher nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht drohete, da er litt; er stellte es aber dem heim, der da recht richtet". Im Hebräerbrief lesen wir: „Jesus hat in den Tagen seines Fleisches Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und Tränen geopfert zu dem, der ihm von dem Tode konnte aushelfen". Also der Sohn Gottes hat gezittert und gezagt! In der Offenbarung Johannis ist von einem Lanzenstich, den Jesus erhalten, die Rede, in den Ignatiusbriefen von der Taufe des Johannes und der Verfolgung des Herodes. Von den Versuchungen, die er erlebt und überwunden, spricht der Hebräerbrief an einer anderen Stelle. Der Verfasser muß also Kunde von dem Leben Jesu besessen haben. Auch der erste Petrusbrief blickt auf ein Leben Jesu in der Oeffentlichkeit zurück, wenn er sagt: „Welcher keine Sünde getan hat, ist auch kein Betrug in seinem Munde erfunden." In der Apostelgeschichte lassen sich neben der Bezeugung des Todes und der Auferweckung noch manche Bausteine zu einer Geschichte Jesu finden: die Johannestaufe als Beginn der öffentlichen Wirksamkeit, die Johannesjünger, die Mutter Jesu, die Brüder, Frauen in seiner Begleitung, die zwölf Apostel, Wunder und Zeichen, die Gott durch ihn getan hat, Herodes, Pilatus, der Verrat und der Tod des Judas. Die Auswahl der zwölf Jünger durch Jesus ist öfters in unsrer Gruppe von Schriften bezeugt. Barnabas berichtet uns, daß sie vor ihrer Berufung besonders sündige Menschen gewesen seien, und deutet damit einen sehr wichtigen Zug in der Geschichte Jesu an, seinen Verkehr mit den Sündern. Auch Worte Jesu sind uns überliefert, die nicht in unseren Evangelien stehen wie der Spruch: „Geben ist seliger denn Nehmen", und manche andere. Zum Teil sind sie nur etwas anders redigiert wie die in den Evangelien, zum Teil sind sie ihnen durch den Inhalt verwandt. In dem 1. Petrusbrief, dem Jakobusbrief und im Hermas finden sich außerdem zahlreiche stillschweigende Beziehungen auf Worte Jesu. Aber noch wichtiger ist, daß alle diese Schriftsteller oder fast alle es nicht anders wissen, als daß Jesus, dieses himmlische Wesen, Lehrer gewesen ist und Gebote des Lebens, ein „Gesetz" — ein Gesetz der Freiheit, ein königliches Gesetz, ein Gesetz „ohne das Joch des Zwanges", aber andrerseits ein schweres Gesetz — gegeben hat. Und in der näheren Bestimmung dieses Gesetzes stimmen sie merkwürdig zusammen: nicht Gebote einer prinzipiellen Askese führen sie auf ihn zurück, nicht Mönchsordnungen leiten sie von ihm her, sondern das

Gebot einer ungeteilten Gottes- und Nächstenliebe bis zur Feindesliebe und die Verpflichtung, die sündige Welt zu fliehen. Auf das Vorbild Jesu weisen sie hin, und meinen eben die Liebe, die Sanftmut, die Demut und die vollkommene Heiligkeit.

Das sind die charakteristischen Züge in der Erinnerung an Jesus, wie sie sich in diesen Schriften finden. Sie sind sehr wichtig, aber sie sind nicht zahlreich. Indessen — man darf ein Dreifaches nicht vergessen: erstlich, daß diese alten Christen nicht nur von Erinnerungen lebten, sondern viel mehr noch von dem Geiste Jesu, den sie in ihrer Mitte spürten und wußten, zweitens daß sie Christus in ihren Gedanken mit Gott selbst oftmals verschmolzen und daher das irdische Leben Jesu für sie zurücktrat, drittens daß die Schriften, die wir besitzen, größtenteils Gelegenheitsschriften sind und uns nur einen kleinen Ausschnitt von dem bieten, was diese Christen von Jesus wußten. Wenn dieser Jesus überhaupt nicht existiert hätte, so müßte man die seltsamste Verschwörung gegen die Wahrheit annehmen: eine ganze Gesellschaft geheimnisvoller Personen müßte sich verabredet haben, die Welt zu betrügen, oder ein schaffender Dichter müßte in den toten Haufen messianischer, aus der Hoffnung erzeugter Legenden eine lebendige Seele gehaucht haben. Wo ist dieser Dichter, und wo sind die Ersten, die sich das einreden ließen?

Aber wir besitzen, von Paulus und unseren Evangelien abgesehen, noch eine Gruppe sicherer Zeugnisse für die geschichtliche Existenz Jesu. Von seinen Brüdern, deren Kindern und Enkeln, ferner von einem Vetter wird uns erzählt in einer so schlichten und zuverlässigen Weise, daß an den Berichten nicht zu rütteln ist. In Jerusalem wurde ein Bruder Jesu, Jakobus, einige Jahre nach der Kreuzigung Jesu, Vorsteher der Gemeinde. Nach dessen Tode erhielt ein Vetter Jesu das Amt. In andren palästinensischen Gemeinden treten andere Verwandte an die Spitze. Einfache galiläische Landleute waren es, und die Legende hat sich ihrer kaum bemächtigt. Das aber, was die Geschichte von jenem Jakobus berichtet, erinnert in keinem Zuge an die Gestalt Jesu selbst: er, der zuverlässige Christ und gesetzeseifrige Jude, war kein Wundertäter, kein Heiland, kein Prophet. Auch die Verehrung der Gemeinde für die Verwandten Jesu ging über das Maß einer gewissen Pietät nicht hinaus. „Chalifen" sind sie nicht geworden. Jedenfalls sind Ansätze zu einer solchen Schätzung schnell unterdrückt worden; auch die Mutter Jesu verschwindet alsbald aus der Geschichte. Verehrung von „Heroen", zumal lediglich um ihrer Abstammung willen, lag dem ältesten Christentum fern; die Verehrung Jesu war etwas anderes als Heroendienst. Bis in das zweite Jahrhundert hinein gab es in Palästina Verwandte Jesu, die zugleich seine Anhänger waren. Sie bezeugen seine Existenz und den bürgerlichen Stand, dem er angehört hat.

Wir kommen zu Paulus. Er ist die hellste Gestalt im Urchristentum, und wir dürfen erwarten, von ihm Bedeutendes über Jesus zu hören. Freilich, wie die Kritik der Urgeschichte des Christentums bis heute das äußerste Extrem eines radikalen Kritizismus noch immer nicht überwunden hat, so fehlt es auch nicht an ein paar Gelehrten, welche sämtliche Briefe des Paulus für unecht und für Fälschungen des zweiten Jahrhunderts erklären. Ich kann mich hier kurz fassen: einige den Namen des Paulus tragende Briefe sind wirklich unecht (die Pastoralbriefe, der Hebräerbrief), andere sind zweifelhaft (Epheser, 2. Thessal., Kolosser) — mir scheinen die Zweifel nicht durchschlagend zu sein. Aber die Mehrzahl ist echt, und wer einen Brief wie den ersten Korintherbrief für unecht erklären kann, wer nicht sieht, daß er Abschnitt für Abschnitt wirklich in der Situation entstanden ist, aus der er stammen will, dem ist die Fähigkeit abzusprechen, in geschichtlichen Urkunden zwischen Wahrem und Falschem zu unterscheiden. Man ist berechtigt, ihn seinem Skeptizismus, die Hypothese selbst aber dem heilenden Einfluß der Zeit zu überlassen.

Paulus ist noch im Jahre des Kreuzestodes selbst oder drei bis vier Jahre später auf dem Wege nach Damaskus ein Jünger Christi geworden. Er hat sich vorher als eifriger Pharisäer an der Unterdrückung der Gemeinde beteiligt. Also hat er mit Christen gesprochen und disputiert; aber er schreibt seine Bekehrung nicht den so gewonnenen Eindrücken oder auf-

tauchenden eigenen Erinnerungen an Jesus zu — solche hat er augenscheinlich nicht besessen —, sondern einem wunderbaren Erlebnis, in welchem ihn der himmlische Christus ergriffen und sich zu eigen gemacht hat. Dieser Christus war sein mächtiger Herr, nicht ein mühsam zum Leben erwecktes Erinnerungsbild eines Vergangenen wohnte in seinem Herzen. Aber daß der himmlische Christus als Mensch jüngst gelebt hatte und durch den Kreuzestod hindurch in seine Herrlichkeit eingezogen war, war ihm ebenso gewiß und ebenso wichtig. Wir dürfen noch mehr sagen: das isolierte Faktum des Kreuzestodes war an sich natürlich nicht im Stande, die Messianität dieses Jesus zu erweisen oder dem Paulus auch nur nahezulegen — im Gegenteil, es setzte an und für sich ihrer Anerkennung das stärkste Hemmnis entgegen. Nahm Paulus sie an, so müßte er ein unzurechnungsfähiger Schwärmer gewesen sein, wenn er von diesem Jesus nicht mehr gewußt hätte, als daß ihn Pilatus auf Betreiben der Juden hat kreuzigen lassen. Das ohnehin schon psychologisch schwer verständliche Faktum, daß aus dem Saulus ein Paulus geworden ist, würde jeder Erklärung spotten, dürfte man nicht annehmen, daß der Apostel ein umrissenes Bild Jesu als des Lehrers, des Propheten und des Heilandes, vor allem aber ein Bild seiner sittlichen Größe und Hoheit besessen hat. Wie er es gewonnen hat, ist nicht undeutlich. Die Jünger Jesu, die er bekämpfte, haben es ihm gebracht, und wenn er auch nach seiner Bekehrung gewiß war, keiner Unterweisung von Menschen nun noch zu bedürfen, so ist es doch undenkbar, daß er bei seinen Begegnungen mit Petrus, Jakobus und anderen persönlichen Jüngern zu dem ihm schon Bekannten nichts Neues von und über Jesus gehört hat. Daß er mit Petrus und Jakobus drei Jahre nach seiner Bekehrung 15 Tage in Jerusalem zusammen gewesen ist, sagt er uns selbst, und auch sonst wissen wir von Zusammenkünften mit diesen. Fest steht, daß er mit Petrus und anderen Urapposteln auch Spannungen und Reibungen gehabt hat; aber viel deutlicher und sicherer noch ist nach dem Zeugnis des Paulus, daß in der Verkündigung von Jesus Christus, d. h. in den Tatsachen, zwischen ihnen keine Differenzen bestanden haben. Wir dürfen also gewiß sein, daß das, was Paulus Tatsächliches von Jesus Christus berichtet, nahezu so zuverlässig und wertvoll ist, als hätten es die persönlichen Jünger Jesu selbst erzählt. Ich sage „nahezu so zuverlässig", weil ein subjektives Element nie ganz auszuschalten ist. Aber im Großen und Ganzen muß sich das, was Paulus von dem geschichtlichen Jesus Tatsächliches mitteilt, mit der ältesten Verkündigung gedeckt haben. Eine Kontroverse hierüber hat es zwischen den Aposteln nicht gegeben.

Was bezeugt aber Paulus? Es ist erstaunlich, daß es nicht mehr ist; aber wir kennen schon die Gründe. Auch er lebte in der Anerkennung und Gemeinschaft des himmlischen Christus und — es sind nur Gelegenheitsschriften, die wir von ihm besitzen. Zu dem Erstgenannten trat aber noch ein Besonderes bei ihm hinzu: der Kreuzestod war zwar allen Christen von höchster Wichtigkeit, aber für Paulus war er schlechthin die Tat und das Werk Christi. Ich kann darauf hier nicht näher eingehen; es muß genügen zu wissen, daß dem so gewesen ist. Seine Predigt war die Verkündigung der durch das Kreuz und die Auferstehung geschehenen Erlösung. Dies bot ihm einen so unerschöpflichen Inhalt des Trostes und der Ermahnung, daß alles Uebrige dem gegenüber ganz zurücktrat. Aber es ist doch nicht ganz Weniges, was er darüber hinaus mitteilt oder streift. Ich hebe folgendes hervor:

Seinen geschichtlichen Bericht über die Erscheinungen des Auferweckten in 1. Kor. 15. Fast einem Zufall, könnte man sagen, verdanken wir es, daß wir ihn besitzen — den Auferstehungsleugnern in Korinth gegenüber hat ihn der Apostel seinem Briefe einverleibt. Daß ein solcher Bericht dem Paulus zu Gebote stand, ist doch wohl ein Beweis dafür, daß er auch noch andre detaillierte Kenntnisse besessen hat; indessen könnte man einwenden, daß es sich hier nicht um Tatsachen des Lebens Jesu handle. Uebrigens sei gleich hier bemerkt: Paulus bezeugt nicht, daß der erschienene Christus gesprochen und daß er gegessen und getrunken habe mit seinen Jüngern. Nur daß er gesehen worden ist, teilt er uns mit,

Seinen ausführlichen geschichtlichen Bericht über die Einsetzung des Abendmahls in 1. Kor. 11; man ist heute meines Erachtens skeptischer gegen diesen Bericht als die Feierlichkeit, in der Paulus ihn mitgeteilt hat, und die Ausführlichkeit es erlaubt,

Seine Mitteilung über die Zeit des Kreuzestodes in 1. Kor. 5,

Seine Mitteilung, daß Jesus zwölf Jünger erwählt habe, und über Jakobus, den Bruder des Herrn,

(Die Geburt Jesu von einem Weibe),

Das Leben Jesu in der Beobachtung des Gesetzes (Jesus kein Revolutionär gegen das Gesetz),

Eine eigene sittliche Gesetzgebung Jesu („das Gesetz" Christi), wie immer sie erfolgt sein mag,

Das Leben Jesu in Niedrigkeit und Gehorsam,

Einige Sprüche Jesu.

Ueber diese wollen wir in der nächsten Vorlesung noch Einiges bemerken. Adolf Harnack

---

Summa theologiae

Daß du dich nicht selbst verlierest,
Ist das höchste aller Güter.
Das besitzt du, wenn du spürest:
Gott ist keiner Menschen Hüter.

Drückt dich Leid: Ihm darfst du trauen,
Trauen Ihm im Schmerz der Sünden.
So erlöst, wirst du Ihn schauen,
Kannst du gleich Ihn nie ergründen.

A R

Ethik und Kapitalismus

Grundzüge einer Sozialethik von Lic. Georg Traub. Heilbronn, Eugen Salzer 1904. 255 S. 4,20, geb. 5 Mk.

1

Ein Buch über den Kapitalismus, unsere ethische Stellungnahme zu ihm und zu der durch ihn bestimmten Gesellschafts- und Arbeitsverfassung, ist längst ein brennendes Bedürfnis gewesen. Dabei handelt es sich hier insbesondere um die ethische Stellungnahme des Christen, der auch in diesen Dingen — und gerade in diesen Dingen besonders — der Weisung unseres Herrn und Meisters folgen will, seinen Sinn in all dem hierdurch bedingten Handeln und Streben geltend machen und über all diesen irdischen Zielen das Hauptziel aller Arbeit, die Gemeinschaft des Herzens mit Gott, behaupten will. Vom Standpunkt eines religionslosen Utilitarismus gibt es längst ethische Stellungnahmen zu diesem Problem, wobei dann freilich der eigentliche Nutzen, das letzte Ziel, dem Alles dient, im Dunkel bleibt, weil es ein letztes und unbedingtes Ziel hier überhaupt nicht gibt. Ebenso gibt es Würdigungen vom Standpunkt eines religionslosen oder doch so gut wie religionslosen Idealismus, der die Steigerung geistiger Werte und die Herstellung der nötigen physisch-wirtschaftlichen Unterlagen zu seinem Grundgedanken machen muß, aber für diese geistigen Werte kein letztes und organisierendes Zentrum in dem Verhältnis der Seele zum Weltgrunde oder zu Gott hat. Aus diesen Gründen können wir von solchen Stellungnahmen zwar lernen, aber auf unsere eigentliche Frage geben sie keine Antwort. Denn wir gehören zu denjenigen, denen unabänderlich nach innerstem Wesen und Bedürfen eine ethische Aufhellung erst gegeben ist, wenn sie von einem letzten höchsten Ziel unbedingter Art ausgeht, und denen ein letztes unbedingtes Ziel nur in der Gemeinschaft mit dem unbedingten und lebendigen Grund aller Wirklichkeit, mit Gott, gegeben ist. Eine solche Gemeinschaft aber kennen wir nirgend so rein und lauter, so stark und ergreifend, so frei und freudig, als in der Hingabe an den himmlischen Vater, zu dem Jesus uns geführt hat und zu dem er uns durch seine Botschaft von der Gnade

Gottes ein starkes, freudiges und getrostes Herz gemacht hat. Deshalb wollen wir eine ethische Stellung zum Kapitalismus und seiner Lebensordnung vom Standpunkt des Christentums.

2

Nun ist etwas Derartiges freilich in zahllosen Abhandlungen, Traktaten und Lehrbüchern der christlichen Ethik je und je versucht worden. Aber hier fehlte es meistens an unbefangenen und gründlichen Kenntnissen der wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Bedingungen der modernen Welt. Es mangelte das Gefühl dafür, daß der Kapitalismus nicht bloß eine vorübergehende Beschwerung unseres Lebens oder eine besondere wirtschaftliche Verwickelung der momentanen Situation, sondern vielmehr ein organischer Bestandteil des ganzen modernen Daseins ist. Es fehlte die lebendige Anschauung davon, wie die ganze Ethik des Mittelalters und des Protestantismus auf bestimmten politisch-wirtschaftlichen Voraussetzungen des allgemeinen Lebens beruht, die mit der modernen Zeit, seit etwa dem siebzehnten Jahrhundert, aufgehört haben und mit denen eben deshalb auch die ethisch-religiösen Ideen selbst sich innerlichst und gründlichst gewandelt haben. Hier hat die sogenannte materialistische oder besser gesagt wirtschaftsgeschichtlich orientierte Geschichtsforschung uns die Augen erst geöffnet, wobei über das Kausalverhältnis selbst — ob die wirtschaftlichen Verhältnisse die Idee oder die Idee die wirtschaftlichen Verhältnisse oder beide sich gegenseitig beeinflußt haben — nichts ausgemacht ist; es möchte sehr wohl sein, daß die wirtschaftliche Differenzierung den religiösen Individualismus gefördert und aus seinen kirchlichen Hüllen hat entbinden helfen, daß aber andrerseits erst der religiös prinzipiell gemachte Individualismus die moderne Wirtschaftsbewegung und Staatenentwicklung möglich gemacht hat. Jedenfalls liegt für den unbefangenen Blick der enge Zusammenhang der modernen wirtschaftlichen Welt mit der modernen Ideenwelt klar zu Tage und damit auch die Notwendigkeit einer modernen christlichen Stellung zu dieser völlig veränderten Welt. Die mittelalterliche Ethik ist auf die Ideen der kirchlichen Menschheitsbildung und -Erziehung aufgebaut, wobei ihr die aus dem natürlichen Sittengesetz hervorgehende und Familie, Erwerb und Frieden schützende Staatsmacht — stets trotz aller wirklichen Differenzen prinzipiell einheitlich als weltliches Imperium gedacht — Hilfe zu leihen hat. Von Kirche und Staat aus ist alles autoritativ und patriarchalisch gedacht, und das von beiden anerkannte höchste Ziel der bedürfnislos beschaulichen Gottesgemeinschaft hat die weltlichen Betätigungen im Prinzip immer nur auf das zu friedlicher Existenz, Nährung und Fortpflanzung nötige Minimum eingeschränkt. Aber auch der Protestantismus geht im wesentlichen die gleichen Wege. Die Berufsethik des Luthertums, die heute noch für so Viele das Mittel zur Lösung aller ethischen Probleme darstellt, bleibt genau in demselben allgemeinen Rahmen. Kirche und Obrigkeit, geistliche Schriftwahrheit und göttlich-patriarchalische Organisation des natürlichen Sittengesetzes im ständischen Staate, wirken zusammen und stellen Jeden an den gegebenen Ort innerhalb eines unabänderlichen ständischen Systems von nützlichen und sich forterbenden Berufen. In diesen Berufen soll Jeder durch Gehorsam gegen die damit gegebene Lebensordnung Gottes die Gnade der Rechtfertigung betätigen in Geduld und Kreuz und Leid und dann in treuer gewissenhafter Ausübung der Berufspflicht; er soll nur nicht nach der selbstgemachten Heiligkeit des Mönchsstandes und damit nach künstlichen (nicht in der natürlichen Gliederung gegebenen) Ständen streben. Innerhalb dieses Gefüges aber wird Gottes Vorsehung für Jeden sorgen, und die Obrigkeit sorgt durch Nahrungsschutz und Sittenmandate und Verordnungen für das Gedeihen Aller. Es ist auch hier trotz der prinzipiellen inneren religiösen Freiheit des Individuums Alles autoritativ und patriarchalisch; der Kapitalismus ist aus diesen Staaten der Junker, Beamten, Geistlichen, Bauern und handwerklichen Kleinbürger ausdrücklich verbannt, wegen der unausbleiblichen und unberechenbaren Störung dieses friedlichen und geordneten Systems durch künstliche und unnatürliche Neugruppierungen und endlose alles übereinander stürzende Experimente. Nur das Reformiertentum

hat in der vorangeschrittenen Lage der westlichen Kultur und in seinem stärkeren Individualismus politisch und wirtschaftlich größere Bewegungsfreiheit eingeräumt, indem es unter den christlichen Berufen auch den des Kaufmanns und Kapitalisten als gottwohlgefälligen zuließ und bei bescheidener persönlicher Konsumtion doch den Wert des Gelderwerbes und des Handels für das Ganze, für politische Leistungsfähigkeit des Staates und der Gemeinde sowie für die Heilung sozialer Schäden, prinzipiell aufs Höchste anerkannte. Der strenge Asketismus des biblischen Moralprinzips sorgte hier freilich zunächst dafür, daß der Kapitalismus seine Folgen noch nicht entfalten konnte. Aber gerade dieser Asketismus und die mäßige Konsumtion erhöhte einerseits das Kapital und machte andrerseits den Beruf des Gelderwerbes zum Selbstzweck. Daraus entstanden die großen Kapitalanhäufungen, die bei dem Nachlassen des biblischen Asketismus und bei der Erschütterung der bisher kirchlichen Christenheit ganz von selbst in den modernen Kapitalismus und seine Weltwirtschaft übergingen.*)

So ist klar, daß nunmehr die älteren christlich-ethischen Prinzipien des Katholizismus, des Luthertums, des Reformiertentums das heutige Problem nicht zu lösen vermögen, und daß andrerseits der Kapitalismus mit allen modernen Ideen, mit der Naturwissenschaft und Technik, mit dem Individualismus der persönlichen Verantwortung und Lebensgestaltung, der Freizügigkeit und Gewerbefreiheit, mit dem Universalismus internationaler Handelsverbindung und Weltpreisbildung, mit der Säkularisation von Staat und Gesellschaft, mit der Aufhebung jedes naturrechtlichen und religiösen Patriarchalismus, mit der Ersetzung rechtlich gegliederter Stände durch die frei fluktuierende Klassenbildung, aufs innerlichste zusammenhängt. Noch an einem weiteren Punkte kommt der Zusammenhang mit dem modernen Denken besonders stark zum Ausdruck. Der von dem modernen Individualismus und Kapitalismus entfachte Konkurrenzkampf fehlte den älteren Systemen noch völlig, indem sie ihn hier nach innen durch Gliederung und Schutzmittel oder auch durch Genügsamkeit und Ergebung auszuschalten suchten. Die Kämpfe nach außen fielen unter den Gesichtspunkt des Kreuzes und waren wie dieses überhaupt eine Folge der Erbsünde, die der Christ in der verderbten und dem Teufel verfallenen Welt ertrug. Die moderne Welt sieht in diesen Kämpfen die natürliche Betätigung aller organischen Wesen, die von der untersten Pflanze bis zum Menschen im Kampfe stehen und erst im Kampfe Kraft, Intelligenz, Verantwortung und Fürsorge lernen; wobei den Kampfinstinkten natürlich auch altruistische Instinkte gegenüberstehen und der Kampf über sich hinaus auf geordneten Frieden drängt. Aber der Kampf selbst ist nicht mehr eine Folge der Sünde Adams und darum im Bewußtsein unserer Schuld als Sündenstrafe geduldig zu ertragen, sondern er ist eine Ordnung Gottes in der Natur, durch die hindurch und aus der heraus aller Fortschritt neu gewonnen wird und die der Haupthebel zur Bewegung des Fortschrittes, zur Entbindung alles Geistigen und Guten ist, das dann auf den Kampf versöhnend und heilend zurückwirkt. An Stelle der Erbsünden- und Ergebungsstimmung ist die Kampf- und Fortschrittsstimmung getreten, die nicht im Beruf leidet und duldet und die Seele rettet, sondern die in rastloser Arbeit emporstrebt zur Ueberwindung der Naturbedingungen, aus denen sie selbst erst hervorgetrieben worden ist.

3

Die Erkenntnis solchen prinzipiellen Unterschiedes ist es, die einer heutigen Untersuchung des Problems zum Ausgangspunkt dienen muß und durch die gerade solche ethische Arbeit überhaupt ein Beitrag zu der großen ernsten Aufgabe einer Prägung der christlichen Gedanken für die heutige Welt ist. Die großen Hauptaufgaben der heutigen Christlichkeit liegen vor allem auf dem Gebiet der Ethik, die ja nicht bloß dem Wirtschafts- und Staatsleben gegenüber vor neuen Aufgaben und einer neuen Wirklichkeit steht, sondern ebenso in Kunst und

*) Vgl. hierzu Max Weber, Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Bd. 20. 1904.

Wissenschaft. Damit aber entsteht eine weitere Bedingung der heutigen Bearbeitung dieses Problems, die in den gewöhnlichen Arbeiten nicht erfüllt ist, die eingehende Kenntnis des heutigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens. Es sind große neue Wissenszweige von höchster Bedeutung und größter Ausbreitung, die die ältere christliche Ethik nicht kannte, weil das Leben fehlte oder sich nicht so bemerklich machte, das sie untersuchen. Hier ist es nicht mit der Lektüre einzelner Bücher und mit schnellfertigen Urteilen getan; sondern hier hängt Alles an ganz bestimmten realen Kenntnissen. Viele ethische Entscheidungen sind nur möglich auf Grund der Feststellung der Tatsachen, und diese Feststellung der Tatsachen ist ein unendlich mühevolles Ding. Also nur eine genaue Kenntnis der soziologischen, wirtschaftsgeschichtlichen, volks- und weltwirtschaftlichen Litteratur der Gegenwart kann hier die Basis der Untersuchung geben. Bloß aus der Fülle des Herzens und guter Gesinnungen, oder bloß auf Grund einzelner lokaler und persönlicher Beobachtungen ist hier Garnichts zu sagen. Es ist ein wirkliches ernstes Studium nötig, das nicht Jeder leisten kann und das auch bestimmte Neigung gerade zu diesem Lebensgebiet voraussetzt. Unsere humanistisch und theologisch erzogenen Geistlichen und Gelehrten verstehen in der Regel so gut wie Garnichts davon. Der Mann, der vom Gehalt — und sei er noch so bescheiden — lebt, wird den lebendigen Fragen und Interessen des Geschäftslebens immer ferne stehen und nur mit Mühe sich hineinversetzen können. Er darf die Sache weder einseitig vom Standpunkt der Machtinhaber und Besitzenden, noch einseitig von dem der Arbeiter und Abhängigen aus ansehen, je nach persönlichen Berührungen, die ihm der Beruf und das Leben bringt und die ihm die praktische Kenntnis ersetzen müssen. Er muß nach der Objektivität wissenschaftlicher Kenntnis, statistischer Tatsachen, historischer Einsichten streben. Daß er dabei die moralische Kraft besitzen muß, sich von den Parteien innerlich unabhängig zu machen, versteht sich von selbst, so schwierig es auch ist. Alles das aber sind Eigenschaften, die bei Theologen und Ethikern ebenso selten sind, als bei Nationalökonomen und Wirtschaftshistorikern philosophische, religionsgeschichtliche und theologische Bildung. Aus allen diesen Gründen ist es gekommen, daß wir weder von der einen noch von der anderen Seite über ein so brennendes Problem eine befriedigende Antwort erhalten haben, die auf die letzten Gründe zurückgeht und die das nötige konkrete Wissen besitzt. Wir sind in der Regel angewiesen auf die Brandschriften und Protestkundgebungen der Parteien und Zeitungen, die jedesmal für sich selbst die Moral mit vollen Backen in Anspruch nehmen und den Gegner in alle Höllen der Unmoralität verdammen. Wir sind in diesen Dingen schon unheilvoll daran gewöhnt, alle moralischen Behauptungen lediglich als Deckmantel des jeweiligen Klassenegoismus anzusehen, oder wir vernehmen die zynische Parole, die das ruhig eingesteht und alle politischen und sozialen Fragen einfach für Macht- und Magenfragen einer skrupellosen Realpolitik erklärt, der das größte Uebel die nach dem Radikalismus moralischer Maßstäbe messende Schwärmerei und Volksbeglückung ist, die jeden Schwärmer am liebsten kreuzigte im dreißigsten Jahre oder besser noch vorher.

4

Das Besondere des Buches von Pfarrer Traub ist nun, daß es aus der vollen klaren Einsicht in alle diese Forderungen hervorgegangen ist und darum als ein längst ersehntes Ereignis zu begrüßen ist. Es ist mir eine ganz besondere Freude ein Buch von so großer Herzenswärme und Geistesklarheit, so reichem Wissen und klugem Urteil, so schöner knapper Form und hinreißendem Idealismus hier allen denen empfehlen zu können, welche mit mir längst nach einer solchen Belehrung suchten. Freilich zur Beurteilung fehlt mir die Zuständigkeit. Gerade das Tatsächliche, das dieses Buch so reichlich enthält und von dessen Richtigkeit und Auffassung sehr viel abhängt, kann ich nicht würdigen. Wie weit die angeführten Zahlen und Sachunterlagen wirklich zutreffen, wie weit nicht etwa noch anderweitige Tatsachen die Bilder erheblich verändern mögen, das ist für den soziologischen Laien nicht zu sagen; hier kann

ich nur meine Bewunderung für den sorgsamen Fleiß und meinen Dank für reichliche Belehrung aussprechen.

Zuversichtlicher darf man schon ein Urteil über den Ideenzug des Ganzen aussprechen. Hier gibt Traub zunächst eine treffliche Charakteristik des modernen Kapitalismus überhaupt, der ihm mit Recht als eine wesentliche Eigentümlichkeit der modernen individualistischen Kultur mit ihrer naturbeherrschenden Technik und mit ihrem Schutz des Privateigentums gilt. Seine Leistungen für die Verbesserungen der physischen Existenz der heutigen Völker sind außerordentlich, und drückende Leiden hat er mit allen denkbaren Zuständen gemein. Es kann sich nicht darum handeln ihn zu beseitigen, sondern nur darum, ihn als gegebene Lage ethisch zu bewältigen und aus ihm selbst heraus die ethischen Kräfte zur Heilung seiner Schäden zu entwickeln oder vielmehr seine Entwickelungen in die Richtung ethischer Werte zu lenken. Die große Frage ist nur: kann überhaupt beides innerlich zusammengebracht werden, führt aus dem Kapitalismus heraus überhaupt wirklich ein Weg zu ethischen Werten und führt ein Weg von diesen hinein in den Kapitalismus? Traub ist Optimist oder Idealist, der sich eine solche allgemeine Lebensform gar nicht denken kann, ohne daß sie mindestens für die gegebene Entwickelungsstufe eine innere Harmonie zu dem sittlich-geistigen Wesen des Menschen haben oder wenigstens gewinnen können müßte. Die Welt ist in Gottes Hand, und so durchgreifende Weltformationen wie der Kapitalismus können nicht fremde Eindringlinge in eine auf sie nicht angelegte Welt sein, sondern müssen Wege sein, auf denen Gott die Menschheit führt. Wer überhaupt an Gott und den Geist glaubt, darf sich dieser Beurteilung nicht entziehen, sondern muß so lange suchen und sinnen, bis er die Beziehung und Verbindung entdeckt. Es ist der Gottes- und Vorsehungsglaube in der Färbung der Fortschritts- und Entwicklungsstimmung. Von hier aus findet dann Traub in der Tat auch den Weg. Die Periode des Privatkapitalismus ist die große Epoche des Individualismus und des Persönlichkeitsgedankens überhaupt. Der das unbegrenzte Spiel der wirtschaftlichen Kräfte entfaltende Kapitalismus eines Adam Smith steht nicht nur chronologisch, sondern auch innerlich sachlich neben Kants Persönlichkeitsidee. Der Kapitalismus folgt nicht bloß chronologisch auf den religiösen Individualismus der Reformation, er steht auch im ideellen Zusammenhang mit ihr. Es kommt nur darauf an, die innere richtige Verbindung zu finden, die zwischen diesen freilich zunächst in Grund und Aeußerung total verschiedenen Formen des Individualismus besteht. Das Wesen des Sittlichen im protestantischen Geiste ist die ihrer selbst mächtige, aus der Gesinnungsautonomie fließende, auf ein Willensganzes gerichtete Persönlichkeit, die diesen ihren Willensgehalt erhält aus der Gemeinschaft mit Gott, und die die Kraft und die Zuversicht zu solchem Handeln trotz aller Sünde und Schwäche hat aus der uns in Jesus verkörperten Gnade Gottes. Solche sittliche Gesinnung ist nun aber auch die Voraussetzung alles Gedeihens der volkswirtschaftlichen Arbeit, die auf das selbstverantwortliche, tätige, pflichttreue, sorgsame Individuum rechnet und die nur von einer Gemeinschaft von gegenseitig sich als Persönlichkeit achtenden Individuen auf die Dauer mit Erfolg betrieben werden kann. So trägt der Kapitalismus das Moralische sozusagen als seine eigene Existenzvoraussetzung in sich und ist der Kampf ums Dasein für ihn viel weniger wesentlich als die sittliche Selbstachtung und sittliche Gerechtigkeit gegen Andere, da nur diese beiden ein so kompliziertes, technische Bildung immer mehr verlangendes, System tragen können. Andrerseits aber führt der Kapitalismus durch Vervielfältigung und Verbilligung der Güter, durch Verwandelung der groben Muskelarbeit in Maschinenarbeit zu einer steigenden Entlastung der Menschheit von der rohen Arbeit und gibt ihr damit die Freiheit zur Erreichung der eigentlichen und wesentlichen sittlichen Persönlichkeitsgüter, die in Staat, Kunst und Wissenschaft, vor allem aber in der reinen religiösen Innerlichkeit liegen, von der aus ja alles Andere mit Mut, Kraft, Zuversicht und Reinheit gespeist wird. Soweit der Privatkapitalismus durch seine Ueberordnung privaten Unternehmergewinns über das Wohl des Ganzen diese Resultate gefährdet, ist daher

rundweg seine Unterwerfung unter die Forderungen des Ganzen, unter das Ziel einer Herstellung persönlicher Geistesgemeinschaft im Volke, zu verlangen, und wird dieses in immer steigendem Maße durch Vergesellschaftlichung des Kapitals korrigiert werden müssen. Der Privatkapitalismus führt so notwendig weiterhin zu einer Beschränkung durch den Sozialkapitalismus. Das verlangt abgesehen von allen Zweckmäßigkeitsgründen die zweite sittliche Grundidee des Christentums neben der der Persönlichkeit, die Idee der Liebe. Ein Sozialismus des Kapitals, wobei nur das dem Privatkapital verbleibt, was bei ihm besser versorgt ist, ist daher das Ziel aller gegenwärtigen christlichen Sozialethik. Nicht nur Alle an gleichem Arbeitsertrage zu beteiligen oder nur die Unterschiede der Gesellschaft aufzuheben, wird als Ziel gefordert, sondern Alle durch die Schule der sittlich selbständig und achtbar machenden Arbeit hindurchgehen und Alle an dem Ergebnis der Arbeit, an dem Besitz eines gemeinsamen geistigen Persönlichkeitslebens teilnehmen zu lassen. An diese Schilderung des Gesamtziels reiht sich dann eine ethische Normierung der einzelnen, von der kapitalistischen Periode geschaffenen oder umfaßten sozialen Klassen. Hier steckt die mühsamste Arbeit und der feinste Gedankenreichtum. Eine Wiedergabe kann eben deshalb nicht versucht werden. Den Schluß bildet ein Abschnitt über die Frauenfrage, deren Problem ebenfalls aus diesen Verhältnissen seine Stellung und seine Lösung empfängt. Im Ganzen jedenfalls befinden wir uns auf dem Weg zum Sozialismus und müssen uns aus dem Privatkapitalismus das Nützliche, die Privatinitiative, die Findigkeit und Beweglichkeit, die technische Vervollkommnung und persönliche Selbständigkeit behalten, soweit das mit der weitgehenden Sozialisierung vereinbar ist.

5

Diesen Ausführungen kann ich — bis auf die Lösung der Frauenfrage, wo ich meinerseits bei dem Prinzip des Männerstaates unbedingt bleibe — im Ganzen nur freudig zustimmen. Sie sind das, was die moderne christliche Ethik fordert; und allen religiösen Menschen in irgend welchen leitenden Stellungen, Geistlichen, Lehrern, Beamten, wäre ein gründliches Studium dieser Gedanken und der hier ausgenützten Litteratur dringend zu wünschen. Doch habe ich die Lektüre durchweg allerdings mit einem Bedenken begleitet, das mich überall bei solchen modernen Programmen begleitet, und dem ich in meinem Vortrag auf dem Breslauer Evangelisch-sozialen Kongreß Ausdruck zu geben suchte. Ich kann es auch hier nicht unterdrücken. Es ist gewiß, daß die Lage neu ist und daß die Ziele entsprechend neu sind, daß vorwärts gestrebt werden muß und zu diesem Streben Glauben an die Zukunft und an die Menschheit gehört. So hebt auch Traub ausdrücklich hervor, daß seine Lehre auf dem Optimismus des Fortschrittsglaubens und auf der Voraussetzung der Harmonie der Lebensbedingungen und Lebensziele beruht. „Der Pessimismus ist reaktionär". Der Fortschrittsglaube dagegen hat allein den Mut, das unfertige Neue zu erkennen und es mit einer neuen bessern Weltgestalt zu wagen. Das ist gewiß richtig, und in der Hauptsache fühle ich mich durch meinen religiösen Glauben verpflichtet, ebenso zu denken. Allein darüber kann ich nicht vergessen, daß auch auf der neuen Zukunftsstufe der Menschheit Bosheit, Selbstsucht, Kurzsichtigkeit und Kleinlichkeit der Millionen auf andere Weise doch wieder dieselben Uebel schaffen wird, unter denen wir heute leiden und unter deren Verwandten die frühere Menschheit litt. Darüber ist weiter nicht zu vergessen, daß zwischen den Lebenszielen der geistigen Menschheit und den Naturbedingungen des irdischen Bodens, der körperlichen Beschaffenheiten und der natürlichen Triebe eine stets neu zu überwindende Gegensätzlichkeit besteht, eine Fülle von Reibungen und Hemmungen, die unser Leben hier nie voll zu dem wesenhaften und sittlichen Ziel kommen lassen. Geben wir aber solchen Gedanken Raum, dann kommen doch, wenn auch freilich mit anderer Begründung, so manche Gedanken der ältern christlichen Ethik wieder. Es kommt die Jenseitigkeit wieder, die das Ziel des Lebens doch nicht im irdischen Leben finden kann und damit dieses mit seinen Gütern gleichgiltiger macht, als es nach Traubs Lehre der Fall sein dürfte; und es kommen die Gedanken der Ergebung, der Genügsamkeit und Fügung wieder, die in äußerlich wandelbare oder wesentlich unabänderliche Daseinsbedingungen mit ihren schweren Hemmungen und Ungleichheiten sich fügt; es kommt insbesondere der Gedanke an die Uebermacht des Bösen und der Sünde wieder, die alles Gute immer wieder stören und nur durch Autorität und Gewalt, nicht bloß durch freie sittliche Selbstdisziplin niedergehalten werden. Dem Optimismus tritt nicht ein reaktionärer Pessimismus, aber ein kühler Realismus zur Seite, der das Ziel zwar anerkennt, aber seine Erreichbarkeit mannigfach beschränkt findet und für die, welche das Ziel nicht erreichen, teils Trost und Versöhnung, teils Autorität und Zwang bereit hält. Hinter Allem steht die Frage, die unserem heutigen Entwickelungsoptimismus so wenig Schwierigkeiten macht, die Frage, ob denn überhaupt Allen der Anteil an dem höchsten Sinn und Ziel des Lebens bestimmt ist, ob das überhaupt von Natur für alle möglich ist, oder ob nicht die Schicksale von Hause aus verschieden gewogen sind und das Ziel der Ethik nur die Förderung möglichst aller zum Ziel Berufenen und die Leitung und Führung, oft auch Ertragung und Duldung der Nicht-Berufenen ist. Es ist in neuen Formen und in etwas anderem Sinne das alte Geheimnis der Prädestination, in dem mir mehr Sinn zu stecken scheint, als heute anzuerkennen gewöhnlich ist. Es ist freilich heute wie in alten Zeiten besser, dem Geheimnis nicht nachzugrübeln und mutig den Weg zu gehen, als seien Alle prädestiniert. Aber wenn der moderne Enthusiasmus verraucht ist und wir die neuen Lebensformen geschaffen haben werden, dann werden wir wohl wieder vor diesen alten Fragen stehen, und dann werden wir auch für sie Antworten prägen müssen. Troeltsch

Kirchliche Duldung der natürlichen Ketzereien

Der Erlaß des Evangelischen Oberkirchenrats an den Pfarrer D. Fischer hat bei seiner Veröffentlichung allgemeine Befriedigung hervorgerufen. Das ist auch nach mehr als einer Seite gerechtfertigt. Er ist ein Meisterstück der Verwaltungstechnik, was man von dem vorangegangenen Bescheide des Konsistoriums nicht sagen konnte. Kein Versuch, die verletzende Form dieses Bescheides irgendwie zu rechtfertigen und das Unhaltbare doch noch in gewissem Sinne zu verteidigen. Klare Auseinandersetzung der eigenen Position mit so viel Klugheit und Wärme, Milde und Bestimmtheit, daß die Entscheidung für alle Beteiligten als annehmbar erscheint. Die Ehre des durch das Vorgehen seiner Behörde tief gekränkten Mannes wird wieder hergestellt und ein Maßstab für die Beurteilung dessen gegeben, was als Grund der Lehre in der evangelischen Kirche anzusehen ist.

Man kann getrost sagen, daß in Anbetracht der schwierigen Verhältnisse in der preußischen Landeskirche der Erlaß überhaupt nicht besser hätte gemacht werden können. Und so ist auch die warme Anerkennung, welche ihm v. Soden in der Christlichen Welt gezollt hat, sehr wohl begreiflich. Vollends einen Juristen kostet es einer solchen Leistung gegenüber geradezu Ueberwindung die kritische Sonde anzulegen. Und doch ist dies im Interesse der Sache notwendig.

Was war doch der Ausgangspunkt des Falles Fischer? Ein Geistlicher hatte in einer Versammlung von Mitgliedern und Gästen des Protestantenvereins eine allerdings sehr radikale Anschauung über den Offenbarungsbegriff und die Person Christi vorgetragen und für sie volle freie Bewegung auch in der Gemeinde, in Predigt und Unterricht verlangt. Diese Aeußerungen waren in seiner Gemeinde bekannt geworden und hatten, namentlich nachdem der Vortrag im Druck erschienen war, große Erregung hervorgerufen. Der Evangelische Oberkirchenrat entscheidet:

> Sie haben keinen Grund zur Klage, wenn das Konsistorium, veranlaßt durch eine Beschwerde der Aeltesten Ihrer Gemeinde, Sie auf das Anstößige Ihres Vortrages für das religiöse Gefühl vieler Gemeindeglieder hingewiesen und an seine Unvereinbarkeit mit den Pflichten Ihres Amtes erinnert hat.

Man muß gewiß fordern, daß ein Geistlicher, je radikaler er ist, desto mehr Takt bei der Verwaltung seines Amtes, desto mehr zarte Schonung der Gefühle Anderer beweisen soll. Aber der Evangelische Oberkirchenrat erkennt ja an anderer Stelle ausdrücklich an, daß D. Fischer in dieser Beziehung bisher keinen Anlaß zu Ausstellungen gegeben hat. Soll es denn aber dem Geistlichen verwehrt sein, eine im Wesentlichen technische Frage im Kreise seiner Parteifreunde unter rückhaltloser Darlegung der eigenen theologischen Position zu erörtern? Wir meinen: nein. Glaubt man denn, daß ein Geistlicher, dem man Derartiges zumutet, das Ansehen in der Oeffentlichkeit behaupten kann, dessen er doch heute mehr, als je sonst, bedarf?

Und noch ein Zweites! Der Evangelische Oberkirchenrat sagt nicht etwa: „Die rücksichtlose Vertretung deines Standpunktes, vor allem in Predigt und Unterricht, würde unzulässig sein, der Geistliche muß auch die religiösen Gefühle Anderer in christlicher Liebe schonen.“ Sondern er erklärt, daß dieser Standpunkt außerhalb des Gemeinglaubens der Christenheit liege. Im Anschluß an die Theologie der Mittelpartei wird die Verbindung wahrer Gottheit und wahrer Menschheit in Christi Person erörtert und darüber gesagt:

Christus gilt dem Glauben deshalb als Eckstein in dem von Gott gelegten Grund der Kirche, weil er als der allein sündlose und heilige Sohn Gottes in der unter dem Gesetz der Sünde und des Todes stehenden Menschenwelt der Erlöser von Sünde und Tod durch seinen Tod am Kreuz und seine Auferstehung von den Toten geworden ist.

Viele unserer Freunde haben dieselbe oder doch, wie der Schreiber dieser Zeilen, eine verwandte Ueberzeugung. Aber wir müssen uns gleichwohl dagegen verwahren, daß eine solche rein subjektive Formulierung zu einer Norm gemacht wird, nach der die Berechtigung theologischer Anschauungen in der evangelischen Kirche bemessen wird. Denn darauf läuft die Sache schließlich doch hinaus. Niemand darf seine eigene Ueberzeugung als die allgemein gültige Abgrenzung der christlichen Wahrheit hinstellen. Vielmehr müssen die Anschauungen aller bewährten Lehrer der Theologie in der Kirche geduldet werden, auch die Anschauungen der weiter links stehenden, die für D. Fischer maßgebend sind.

Die Anschauung des D. Fischer über die Person Christi nähert sich zweifellos der von Schleiermacher als eine natürliche Ketzerei bezeichneten Auffassung, welche Jesus ganz als einen gewöhnlichen Menschen ansieht. Ob Schleiermacher, wie der Evangelische Oberkirchenrat andeutet, D. Fischer geradezu als natürlichen Ketzer bezeichnet haben würde, muß ich nach meiner Laieneinsicht stark bezweifeln; denn Schleiermacher hat zwar zugegeben, daß sich der Rationalismus diesem ketzerischen Extrem zuneige, hat sich aber entschieden dagegen verwahrt, ihn eine natürlichen Ketzerei zu nennen. Sehr zu beachten scheint mir aber, daß der große Theologe den Begriff der natürlichen Ketzerei auch auf die Anschauung bezogen hat, welche die menschliche Natur Christi gegenüber seiner göttlichen in einen bloßen Schein verwandelt, — eine Auffassung, die heutzutage von theologischer Seite verlassen sein mag, der aber gewiß manche Gemeindeglieder nicht fern stehen, vielleicht auch solche nicht, die sich über D. Fischer beschwert haben. — Auch in einer starken Annäherung noch nicht die totale Ketzerei zu sehen, ist eine Forderung der evangelischen Freiheit, von der wir um des Gewissens willen nicht lassen dürfen.

Wir wiederholen: Diese Zeilen sollen nicht dazu dienen, den Streit aufs Neue zu entfachen. Sie sind in aufrichtiger Anerkennung dessen geschrieben, was durch den Erlaß des Evangelischen Oberkirchenrats geleistet ist. Sie wollen nur betonen, daß das lösende Wort in der prinzipiellen Frage auch jetzt noch nicht gefunden ist und durch eine dogmatische Formulierung überhaupt nicht gefunden werden kann. Hugo Weizsäcker

---

Noch einmal der Bescheid des Evangelischen Oberkirchenrats zu Berlin an Pfarrer Fischer

Zum offenen Fenster lacht mir der Frühling des Südens herein. Blau dehnt sich unten der See, noch viel blauer und weiter droben der Himmel, dazwischen ragen die hohen Berge, schneegekrönt. Berlin ist fern.

Vor mir liegt der oberkirchenrätliche Bescheid und ein Abzug des Artikels von v. Soden, der heute in Nr. 13 der Christlichen Welt erscheint. Von sonstigen Zeitungsstimmen zur Sache weiß ich Nichts. Das ist mir eben recht.

Billig kam zu dem kirchlichen Ereignisse dieses Spruchs der obersten preußischen Kirchenbehörde zuerst einer unsrer Berliner Freunde zum Wort, einer von denen, die nach dem Erlaß des Brandenburger Konsistoriums jene uns Allen wohltuende Erklärung veröffentlicht haben.*) Unsre Leser wissen nun, wie v. Soden und Scholz und wohl auch die in Berlin sonst unserem Blatte Näherstehenden den Bescheid des Oberkirchenrats**) als eine freundliche, beste Lösung des Konflikts im Falle Fischer begrüßen. Ich kann mich diesem Urteil, dieser Stimmung in weitem Maße auch hingeben. Doch mit einigen Vorbehalten und Bedenken. Die zu äußern sei mir noch erlaubt, nachdem ich ja auch zum Konsistorialerlaß seiner Zeit das Wort genommen habe. Wenn v. Soden aus der ganzen Kenntnis der Menschen und Verhältnisse, die nur persönliches Zusammenleben und -Wirken geben kann, den Oberkirchenratserlaß interpretiert, so wird mein Votum mehr von allgemeinen Erwägungen bestimmt sein, ein Votum aus der Vogelperspektive.

1

Wie zu erwarten, hat der Oberkirchenrat all das Person und Stand Verletzende in dem konsistorialen Erlaß mißbilligt und außer Kraft gesetzt. Hoffen wir, daß diese Korrektur sowie die entsprechend vornehme und zugleich menschliche Haltung des ganzen oberkirchenrätlichen Erlasses bildend und erziehend auf den Stil, den Ton, die ganze Verhandlungsweise unsrer kirchlichen Behörden wirken wird, soweit sie es nötig haben. Die öffentlichen Vertreter einer christlichen Kirchengemeinschaft müssen in dieser Hinsicht den weltlichen Behörden mit gutem Beispiel vorangehen. Viel Verdruß, viel Kleinmut wird dadurch den Untergebenen erspart und also die Freudigkeit zum amtlichen Wirken, zur Arbeit auch an sich selber gemehrt werden.

Aber für mein Interesse am Fall Fischer ist diese formelle Entgleisung des Brandenburger Konsistoriums, die ich offengestanden nie begriffen habe, weil sie so ganz unnötig und so ganz unklug war, völlig Nebensache gewesen. Ich habe das in Nr. 5 ausdrücklich gesagt. So konzentrieren sich mir auch jetzt die Gedanken auf den ersten Teil der Ausführungen des Oberkirchenrats, der fast das Ganze ist: auf die Behandlung des sachlichen Konflikts.

Da kann ich nur zuerst in die Anerkennung von Herzen einstimmen, die v. Soden dem Dokument gezollt hat. Nicht ganz aus den gleichen Gründen heraus und mit dem gleichen Enthusiasmus wie er. Aber doch letztlich im Einklang mit ihm.

Ich freue mich vor allem, daß der Oberkirchenrat die diplomatische Zweideutigkeit, die von den Tagen Roms, nein aus den Zeiten des pythischen Orakels her bei religiös-kirchlichen Entscheidungen eine so große Rolle spielt, so glücklich vermieden hat. Ein Urteil, das ich flüchtig vernahm, der Bescheid hinke auf beiden Seiten, kann ich nicht bestätigt finden. Fischer bekommt in der Sache schlechthin Unrecht. Das ist eine klare Stellungnahme der Behörden, an der Nichts zu deuteln ist. Wenn er in seinem Vortrag verlangt hat: „volle freie Bewegung auch in der Gemeinde in Predigt und Unterricht“ „auf Grund der Gleichberechtigung der Richtungen“ — so kann diesem Verlangen „nach dem Gemeinglauben der Christenheit und dem Bekenntnis unsrer Kirche keinenfalls stattgegeben werden“. Das Konsistorium bekommt daher Recht, wenn es ihn an die „Unvereinbarkeit“ seines Vortrags „mit den Pflichten seines Amtes erinnert hat“. (Mehr hat es ja nicht getan, es hat nur „eine als seelsorgerlich gedachte Mahnung“ an Pfarrer Fischer ergehen lassen wollen.)

Die lange theologisch-kirchliche Begründung dieses Entscheides lassen wir einstweilen bei Seite. Es ist die milde

*) Beilage zu Nr. 3. Wiederabgedruckt in Nr. 4, Sp. 79.

**) Vollständig wiedergegeben Chronik der Christlichen Welt Nr. 14.

Rechtgläubigkeit der deutschen Vermittlungstheologie, die darin zum Ausdruck kommt. Genug, der Oberkirchenrat hat rund und klar ausgesprochen, daß die von Fischer in seinem Vortrag begehrte schrankenlose Lehrfreiheit in der preußischen Landeskirche, soweit es an den offiziellen Instanzen liegt, keine Stätte hat.

Der Oberkirchenrat konnte meines Erachtens gar nicht anders entscheiden, wenn die Frage einmal so gestellt war. Ein solches Recht, wie Pfarrer Fischer es für sich und die moderne Theologie verlangt, müßte doch noch ganz anders religiös-moralisch fundiert sein, als es bisher erst fundiert ist, ehe eine höchste kirchliche Behörde es anerkennen kann. Im Kampf der Geister hat eine kirchliche Oberbehörde gewiß mit feinem Gefühl für das, was lebt und lebenskräftig ist, möglichst Allen gerecht zu werden; aber im Konfliktsfall hat sie in der Tat das schon bewährte Alte gegenüber dem noch unbewährten Neuen zu schützen. Man bürde unsern Kirchenbehörden nicht zu viel auf! Sie sind selbst ein Stück Herkommen und zu ihrem Sonderberuf gehört die Wahrung des Herkommens. Das Neue muß sich ihre Anerkennung erzwingen, und erzwingt sie sich auch, wenn es echt ist, wenn es erst stark genug geworden ist. Der Fischersche Vortrag aber, das müssen wir doch sagen, und Alles, was hinter ihm stand, war noch nicht stark genug, um dem Oberkirchenrat eine andere Entscheidung abzunötigen. Und weil seine Entscheidung also den Kräften und den Verhältnissen entspricht, weil sie ein richtiges und deutliches Dokument der gegenwärtigen Lage ist, darum begrüße ich sie mit ehrlicher Anerkennung.

2

Damit möchte ich nicht auf jede Kritik verzichtet haben. Im Ganzen wie im Einzelnen wäre wohl noch eine andre Wendung möglich gewesen.

Ich sagte eben, der Fischersche Vortrag sei noch nicht stark genug gewesen, um den Oberkirchenrat aus der konservativen Haltung herauszunötigen, die ihm die natürliche war. Aber ich muß umgekehrt gestehen, daß ich bis heute noch nicht verstehe, weshalb preußische Kirchenbehörden überhaupt darauf eingingen, um dieses Vortrags willen ein Verfahren wider Pfarrer Fischer zu eröffnen. Man denke: Fischer hält einen Vortrag, auf einer Parteikonferenz. Er stellt ein Programm auf, er gibt seine Meinung in thesenartig zugespitzten Ausführungen. Jeder weiß, daß solche Vorträge dazu verführen und zwingen, in Pointen zu reden, einseitig zu werden. Der Redner will — es wird heute so viel geredet — seine Ansicht kräftig herausbringen, eine Bewegung verursachen, wärs auch nur die einer lebhaften Debatte. Der Redner hat ein Recht zu solcher Haltung; was an Uebertreibung herauskommt, korrigiert das Publikum, das im Saale und später das draußen. Glatt setzen sich im Leben die konsequentesten und ernstesten Forderungen nicht durch, auch nicht in der Praxis des Redners selber. Wozu Jemanden behelligen — um eines Vortrags willen?

Aber nicht das Konsistorium hat ja den Redner beunruhigt, sondern „die Aeltesten der Gemeinde“ haben an dem Vortrag Anstoß genommen. Diese „Aeltesten“ würden mir vielleicht überall mehr imponieren als in Berlin bei dem dortigen Parteitreiben (das ohne Zweifel auch dem Konsistorium von Brandenburg und dem Oberkirchenrat wohl bekannt ist). Immerhin: es seien die Aeltesten kompetent. Weshalb fragten die zuständigen Behörden dann nicht diese Aeltesten: Habt Ihr denn je Euern Pfarrer Fischer den Leitsätzen seines Vortrags gemäß in Predigt und Unterricht handeln sehen? Wenn ja — warum habt Ihr ihn nicht längst verklagt? Wenn nein — warum regt Ihr Euch so sehr über den Vortrag auf? Kurz ich wundre mich, daß der Oberkirchenrat nicht doch die Klage der Aeltesten abgewiesen hat mit der Begründung, daß die Aufstellung eines Programms in einem Vortrag für sie den genügenden Grund amtlicher Beunruhigung nicht abgeben könne, sondern daß eine solche sich nur gründen dürfe auf etwaige anstößige Tatsachen in der Amtsführung des Pfarrers selbst: auf diese zu achten seien sie verpflichtet.*) Es macht sich sonderbar, daß der Amtsführung Fischers durch den Oberkirchenrat jedes gute Zeugnis ausgestellt wird, und daß er dennoch wegen eines zur Diskussion gestellten Vortrags der Kritik seiner Aeltesten ausgeliefert wird. Ich kann das nicht für richtig halten. Es führt zu ungeheuerlichen Konsequenzen, die ich um des lieben Friedens willen hier nicht ziehen will.

Hätte der Oberkirchenrat (und schon das Konsistorium) sich dieses Gesichtspunkts bemächtigen können, so hätte es sich erübrigt, auf das Materielle des Konflikts einzugehen.

3

Es war ja mutiger, daß der Oberkirchenrat dies dennoch tat. Es ist auch interessanter, wichtiger für uns Alle. Wenn nur die Sache nicht gar so schwierig, so verwickelt läge!

Ich sprach von der milden Orthodoxie, die in den lehrhaften Ausführungen des Bescheides herrscht. Viel Gutes darin hat schon v. Soden hervorgehoben. Ich will nur ergänzend bekennen, daß ich über einen Anstoß nicht so leicht hinwegkomme.

Es zensiert doch eben eine Theologie die andre. Die Theologie des Oberkirchenrats zensiert die Theologie Fischers. Natürlich behält die des Obenkirchenrats Recht. Fischer darf nicht antworten. Wie, wenn er doch Etwas zu antworten hätte? Wenn seine „Theologie“ doch die bessere wäre? Ich sage nicht, daß sie es sei, ich setze nur die Möglichkeit. Wir haben die Wirklichkeit schon bei manchen Prozessen im Laufe der Kirchengeschichte erlebt. Und ich finde es eine harte Zumutung, daß einer seine Theologie durch eine Kirchenbehörde ins Unrecht setzen lassen soll. Wissenschaftliche Meinung kann einzig im wissenschaftlichen Streit widerlegt werden.

Sehe ich näher zu, so ist dieser Lehrprozeß eben doch wieder ein Glied in der Reihe der Lehrprozesse, mit denen die Orthodoxie und die Vermittelungstheologie seit siebenzig und mehr Jahren die Schleiermachersche Linke verfolgt. Der Fortschritt der Humanität ist dabei nicht zu verkennen. Aber ich frage mich und frage Andre: gehört es wirklich zur Kompetenz von Kirchenbehörden, bestimmte Theologien, sei es die des linken Flügels der Schleiermacherschen Schule, sei es die Biedermanns und andrer Intellektualisten, als kirchlich unzulässig zu bezeichnen? Was können, was sollen Fischer und Genossen, die durch den theologischen Vorhalt des Oberkirchenrats getroffen werden, als Theologen dawider tun? Können sie sich dies Mundverbieten, und geschah es in noch so liebenswürdiger, gütiger, seelsorgerlicher Absicht, als Theologen gefallen lassen?

Insbesondre hat der Bescheid recht wie ein kaudinisches Joch die „wahre Gottheit Christi“ aufgerichtet. Ich halte es für ausgeschlossen, daß dies Wort auch nur im Berliner Oberkirchenrat selbst von Allen im Sinne der alten Zweinaturenlehre verstanden wird. Was aber soll dann das Prädikat „wahre“ bedeuten? Liegt denn wirklich dem Oberkirchenrat hier an der Beugung vor Worten, wo die heiligsten Erfahrungen des einzelnen Christen wie der Gemeinde in Betracht kommen? Und sollten nicht auch die Bekenner der wahren Gottheit Christi eine Empfindung haben, die sich gegen jeden kirchenpolitischen Gebrauch dieses Geheimnisses sträubt?

Dergleichen muß gesagt werden bei aller Anerkennung des guten Willens, den der gesamte Erlaß atmet. Man wird ja von herzlicher Freude erfüllt, wenn man liest, wie der Oberkirchenrat die inneren Schwierigkeiten, von denen mancher Theologe im Amt heute bedrückt ist, kennt und öffentlich würdigt. Er hätte getrost auch noch ein Wort hinzufügen können über die Lage ungezählter Laien, die auf ihre Weise keine geringeren Nöte erleiden, mögens auch bei ihnen keine amtlichen sein, sondern „nur“ religiöse. Gleichviel, es liegt ein großer Fortschritt darin, daß eine Kirchenbehörde offiziell und ohne Herbheit der Wahrheit über die innere Lage unsrer Kirche,

*) Es trifft sich, daß wie einst im Fall Fischer der Betroffene kein Kanzelredner von besondrer Zugkraft ist. Gegnerische Blätter belieben davon Gebrauch zu machen. Aber dergleichen gibt es in allen Lagern. Für Fischers Predigtinhalt besitze ich ein Zeugnis von guter „positiver“ Seite, das ihm Ehre macht. Was Sydow betrifft, so bin ich in meinem Leben wiederholt von ihm Konfirmierten begegnet, die mit inniger Liebe an ihm hingen und einem großen Eindruck seiner religiösen Persönlichkeit gern Worte gaben.

unsrer Pastorenschaft die Ehre gibt. Und nur ein Mehr dieses Mitwissens und Mitfühlens ist es, was wir noch erbitten, dann wird das Vertrauen zu unsern Behörden mächtig wachsen und ein gemeinsames Arbeiten an der Abstellung der Nöte wird eintreten, wie es leider heute noch nicht möglich ist. Der oberkirchenrätliche Bescheid könnte wohl ein Anfang zur Besserung sein.

4

In Summa trotz all diesen kritischen Ausstellungen: der Oberkirchenrat hat getan, was er konnte. Tun wir das Unsre. Die Frage nach den Grenzen oder nach der Freiheit dessen, was dem Pfarrer in Predigt und Unterricht an Geltendmachung seiner persönlichen Theologie erlaubt sei, was ihm an Freimut auch sonst um der Gemeinde selber willen geboten sei, muß noch viel ernster verhandelt werden. Sie ist tatsächlich noch nicht spruchreif. Der religiös-moralische Anspruch „moderner" Theologie auf Anerkennung ihrer „Wahrheit" außerhalb der Fachkreise muß noch ganz anders begründet werden, theoretisch und praktisch. Die Schwierigkeiten, die sich für den Einzelnen plötzlich und recht empfindlich bei der heutigen Lage ergeben können, müssen so ertragen werden, daß sie dem Einzelnen wie dem Ganzen zum Besten dienen. Und mithin: „Arbeiten und nicht verzweifeln!" das ruft uns die Kundgebung des oberkirchenrätlichen Erlasses zu.

Ob nun v. Soden oder ich oder wir beide zusammen die Auffassung aller derer getroffen haben, die sich „Freunde der Christlichen Welt" nennen, das wissen die Leser, nachdem sie unsre Artikel gelesen haben, besser als wir, nachdem wir sie schrieben. Jedenfalls wird Anlaß genug sein, wenn wir in der Pfingstwoche in Goslar zusammenkommen, uns über den Fall Fischer und seine Bedeutung nach jeder Hinsicht gründlich auszusprechen. R

Verschiedenes

Zur Konfirmation. In der letzten Zeit wurde verschiedentlich der Versuch unternommen, billige Volksausgaben der Bibel oder des Neuen Testamentes mit Holzschnitten nach Schnorr von Carolsfeld herauszugeben.

1. Im Verlag von C. Hirsch in Konstanz ist erschienen eine Ausgabe der ganzen Bibel mit 240 Bildern, eleg. gebunden zum Preis von 3 Mk. (mit Goldschnitt 5 und 7,50 Mk.). Der Druck ist klar und deutlich; die Bilder sind, soweit dies irgend möglich war, im Text bei den dazu passenden Kapiteln angebracht und größtenteils recht gut wiedergegeben. Man wird eine so billige Ausgabe der Schnorrschen Bibel nicht mit den Originalholzschnitten vergleichen dürfen, doch sei ausdrücklich bemerkt, daß manche Bilder durch die Verkleinerung gewonnen haben.

2. Gleichzeitig ist bei Hirsch erschienen ein Neues Testament mit Psalmen „Hundert-Bilder-Testament", geb. zum Preise von nur 60 Pfg.! (mit Goldschnitt 1 und 2 Mk.). Die natürlich noch mehr verkleinerten 100 Bilder sind auch hier im Text zweckmäßig verteilt. Außer den Illustrationen von Schnorr sind auch 4 von L. Richter, je 1 von Overbeck und Rethel und 7 von G. Jäger aufgenommen. Die Jägerschen Bilder dürften fehlen, ebenso wie die Karten, die schon in der Bibelausgabe nicht sehr klar sind.

3. Auch die Preußische Hauptbibelgesellschaft hat die ganze Bibel mit 192 Bildern nach Schnorr herausgegeben (Groß-Oktavausgabe 1904; geb. 3,50 Mk. von 3 Exemplaren an 20 Proz. Ermäßigung). Die Bilder (112 zum Alten Testament, die Bilder zu den Apokryphen sind mit Recht weggelassen, 80 zum Neuen Testament) sind hier nicht unmittelbar mit dem Text verbunden, sondern auf besondere Blätter gedruckt. Das hat nun freilich den Nachteil, daß im Matthäusevangelium Bilder zu Lukas und Johannes und umgekehrt stehen, daß das Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner bei Joh. 12, der zwölfjährige Jesus im Tempel bei Matth. 5, die Auferweckung des Jünglings von Nain bei Matth. 8 sich finden usw. Die Numerierung der Blätter aber richtet sich nicht darnach, wie sie hier in den Text eingeheftet sind, sondern nach der Schnorrschen Reihenfolge, die am Schluß angegeben ist. Ich meine doch, daß sich dies hätte ändern lassen. Da aber die Reproduktionen im allgemeinen besser sind als die der großen Ausgabe von Hirsch und auch der Druck des Textes vortrefflich ist, so würde ich die Berliner Ausgabe der Konstanzer vorziehen. Aber auf Nr. 2, die Ausgabe des Neuen Testamentes von Hirsch, sei nochmals hingewiesen.

Johannes Bauer

Konfirmanden-Unterricht für Konfirmierte. In Briefen an eine ehemalige Schülerin. Von D. Rudolph Ehlers. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn 1905. 427 S. 5, geb. 6 Mk.

Ehlers spricht in diesen an eine frühere Konfirmandin gerichteten Briefen als Freund über christliche Erkenntnis- und Lebensfragen, um der Frau zur Vertiefung und Bereicherung in all den großen und wichtigen Problemen zu helfen, die der Pfarrer mit dem Mädchen nicht verhandeln konnte. Die vielleicht für manchen Geschmack etwas altfränkische Form des Lehrbriefes wird von Ehlers in einer so feinen und herzlichen Weise gehandhabt, daß der Durchblick in die trauliche Konfirmandenstube und der Einblick in das herzliche Pietätsverhältnis dem Buche einen lieblichen Reiz gibt. Gerade dieser Doppel-Charakter, der in der Weiterführung früher mitgegebener Erkenntnisse liegt, gibt dem Buch auch seine reiche Verwendbarkeit. Die um den lutherschen Katechismus gruppierte Darbietung des Unterrichtsstoffes, für die man dem reformierten Theologen besonders Dank schuldet, kann jedem auch schon erfahrenen Pfarrer nicht nur manchen bisher übersehenen guten Gedanken für seinen Unterricht selbst, sondern vor Allem die beste Anleitung schenken, wie ein Pfarrer, der für seine lieben Konfirmanden lebt, seine Bücher, seine Zeitschriften, sein eigenes und der Welt Leben darauf ansieht, welchen Beitrag zum Unterricht er daraus gewinnen kann.

Aber das an die gebildete suchende Frau gerichtete Buch gehört zugleich zu den allerbesten mir bekannt gewordenen Darstellungen christlich-evangelischer Welt- und Lebensauffassung, die man zur Verteidigung des eigenen und zur Klärung ihres Standpunktes Männern und Frauen in der Gemeinde anbieten kann. Ueber Alles finden sie guten und gefälligen Bescheid, über die Abfassung der Schrift, über die Einzelkelchfrage — der ganze Ertrag eines reichen theologischen, religiösen und von Bildungsstreben erfüllten Lebens, wie es einem vornehmen und klugen Geiste langsam zugewachsen ist, liegt vor uns ausgebreitet. Und die Mühe des Erringens, die Schwierigkeit, die Theologie, zumal die moderne, in die gebildete Sprache zu übersetzen, ist für den Unkundigen verhüllt, aber für den Kenner doppelt bewundernswert durch die flüssige Eleganz der gewählten Sprache, der Sprache der feineren Unterhaltung, die es fertig bringt, die schwersten Sachen fast spielend klar zu machen, die oft nicht kurzen Briefe auch durch feine Histörchen und scherzhafte, ironische Lichter anmutig und interessant zu gestalten. F Niebergall

Aux pieds de Jésus. Discours et méditations bibliques. Von Ch. Correvon, Neuchâtel, Paris, Frankfurt a. M., bei R. Ecklin 1905. 331 S. 3,50 Mk.

Unter diesem Titel hat Herr Ch. Correvon, Pfarrer an der französisch-reformierten Gemeinde in Frankfurt a. M., auf wiederholten Wunsch, bei seinem 25jährigen Amtsjubiläum, eine Auswahl von elf Predigten herausgegeben, die wir allen der französischen Sprache kundigen Lesern warm empfehlen möchten. „Dieses Buch ist ein Zeugnis", sagt mit vollem Recht der Verfasser, der als begeisterter Zeuge des Evangeliums seinen an der göttlichen Offenbarung normierten, in reicher Erfahrung erprobten, mit der modernen Welt in steter Fühlung bleibenden Ueberzeugungen einen beredten Ausdruck verleiht. Da der Prediger nirgends Dogmatik treibt, sondern stets die Religion Jesu Christi in ihrer sittlichen Auswirkung und ihrer Anwendung auf die konkreten Fragen des individuellen und sozialen Lebens verkündigt, werden seine Reden allen sittlich regen und religiös empfindenden Lesern ohne Unterschied der theologischen Schulmeinungen zur Erbauung dienen. In ihrer Mannigfaltigkeit stellen sie die kirchliche und seelsorgerliche Tätigkeit des Pfarrers nach den verschiedensten Seiten dar. Die 1883 gehaltene Lutherpredigt über Daniel 12, 3 ist die erste und vermutlich die älteste der Sammlung; die am zwanzigsten Stiftungsfest des französischen Jünglingsvereins zu Frankfurt gehaltene Predigt über Simson stammt aus dem Jahr 1901. Zu den Gelegenheitspredigten im engeren Sinne gehören die Rede über 2. Kor. 5, 10 (Buß- und Bettag), die vortreffliche Missionspredigt über Zachar. 4, 10 (am Epiphaniensonntag), die 1892 in Zermatt gehaltene Rede über die „bleibende Stadt" (Hebr. 13, 14). Als besonders charakteristisch dürfte die Rede über das Seufzen der Kreatur (Röm. 8, 22—23) bezeichnet werden. Wie praktisch der Verfasser die auf den ersten Blick undankbarsten Texte zu behandeln weiß, erhellt aus der Betrachtung über den Besessenen („Un démoniaque"); wie eindringlich er „die große Frage" (Joh. 21, 15—17) dem Gewissen und Herzen seiner Zuhörer nahe bringt, zeigt er in seiner Predigt über das Wort: „Simon Johanna, hast du mich lieb?" — Sorgfältig gedruckt und elegant ausgestattet, bildet dieses Buch ein allen Freunden ernster und erhebender Lektüre wertvolles und willkommenes Geschenk.

P Lobstein

Jesus von Nazareth. Bilder aus den Evangelien von Adelheid Stier. Mit 4 Titelbildern nach Zeichnungen von Maler A. Zick. Leipzig, Jacobi und Zocher 1905. 131 S. Geb. mit Goldschnitt 5 Mk.

Wir finden hier meist wohl gelungene Gedichte zu den bekannteren Perikopen aus den Evangelien, zum Teil im Stile der „Palmblätter", bald sinnig und schlicht, bald farbenprächtig, weniger ansprechend da, wo Reflexionen — womöglich über johanneische Reflexionen — gegeben werden. Wer die biblischen Szenen aus dem Leben Jesu kennt und liebt, dem werden diese Gedichte wie eine verständnisvolle Begleitung zu dem hohen Liede vom Menschensohn klingen. Ich denke mir, daß sie vorzüglich geeignet wären, die Stimmung des Publikums zu vertiefen, wenn die beliebten Lichtbilder gezeigt werden, zu denen man oft unerträgliche Poesie und Prosa in den Kauf nehmen muß. Auch als Geschenk für Konfirmandinnen kann man das hübsch ausgestattete Buch empfehlen. W Landgrebe

Sang und Spruch der Deutschen. Eine Auswahl aus der lyrischen und der epigrammatischen deutschen Dichtung. Herausgegeben von Friedrich Michael Schiele. Dürrs Deutsche Bibliothek. Band 3. Leipzig 1904. 309 S. Geb. 2,80 Mk.

Mit diesem Buch „zum Schulgebrauch in Lehrer- und Lehrerinnen-Seminaren" habe ich mich wiederholt eingehend beschäftigt und immer die größte Anregung, Belehrung, Erhebung von ihm empfangen. Es gibt, was es zu geben verspricht: Sang und Spruch unseres Volkes seit den Tagen Walthers von der Vogelweide bis herunter zu Richard Dehmel und Gustav Falke. Auf alle „gelehrten" Gesichtspunkte bei der Auswahl verzichtend teilt der Herausgeber nur das aus dem Reichtum seines Stoffes mit, was nach seiner Empfindung Gegenwartswert, Lebenswert birgt. Das gibt seinem Buch diese Lebenswärme, dies Liebe, Anheimelnde. Es ist ein persönliches Buch. Auch in den Teilen, die der Poesie des Volks gewidmet sind. In ihnen steckt eine Fülle von Arbeit, die sich aber auch reichlich gelohnt hat. Die ganze treuherzige, sinnenfrohe Art unseres Volkes, die gläubige, naive, sein Humor, der oft derb wird und seine Frömmigkeit, bei der sich Christliches und Germanisch-Heidnisches oft wunderlich mischen, tritt aus diesen wertvollsten Partien des Buches hervor.

Mit Recht ist in die Mitte der deutschen Lied- und Spruchpoesie Goethe gestellt, als der Kristallisationspunkt der ganzen Entwicklung. Hier wie auch sonst ist für jedes Gedicht genauste Datierung beigegeben, in richtiger Würdigung des Zusammenhangs von Kunstwerk und Lebensgeschichte, Zeitgeschichte. Die Auswahl der nachgoetheschen Lyrik ist naturgemäß subjektiver ausgefallen und wird immer subjektiver, je mehr sie sich der Gegenwart nähert. Doch hat auch hier immer ein sicherer Geschmack und eine vornehme Hand gewaltet. Unter den Modernen hätte Heinrich Vierordt, einer der besten lebenden Balladendichter, nicht fehlen dürfen. Daß Freiligrath völlig fehlt, hat mich überrascht. Für Schiller werden wir in einer winzigen Anmerkung (S. 141) auf einer besonderen Schillerband der Deutschen Bibliothek verwiesen. Er fehlt also hier ganz, was einigermaßen merkwürdig berührt.

Schade, daß das so gar nicht „schulmäßige" Buch, das im besten Sinne „kunsterzieherisch" wirken muß, ein so unkünstlerisches äußeres Gewand erhalten hat. Dieser gelbe, glänzende Einband mit seiner ungeschickten Ornamentik erweckt keine sonntägliche Stimmung, wie sie mit Recht für den Genuß von Poesie gefordert wird.

Doch nicht mit diesen kritischen Aussetzungen wollen wir von dem trefflichen Werk scheiden, sondern mit dem Hinweis darauf, daß durch die musikalischen Beilagen und Notizen in feinsinniger Weise die Zusammengehörigkeit von Musik und Lyrik zum Ausdruck gekommen ist. Otto Frommel

Kleine Mitteilungen. Zwei Artikel um Fall Fischer! Das ist den Lesern viel zugemutet. Aber sie werden sich freuen, daß man unter der warmen Sonne des Südens in allem Wesentlichen ebenso über den Bescheid des Oberkirchenrats denkt, als im Nebel des kühleren Nordens. Wem nun mit den beiden Aufsätzen noch nicht genug geschehen ist — auch solche Leser dürften wir haben —, der greife zur Chronik der christlichen Welt Nr. 14, wo in der Vierteljahrsrundschau der Herausgeber seine Meinung nicht viel anders und ebenso unabhängig hat sagen können.

Von Harnacks Vorlesungen über die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte ist die dritte bei der Redaktion schon eingegangen. Sie wird der zweiten bald nachfolgen.

Verantwortl. Herausgeber: i. V. Lic. Fr. M. Schiele in Marburg

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Gießen. Dienstag 11. April 7½ Uhr im Hotel Viktoria: Die religiöse Bedeutung des Todes Jesu.

Nordhausen. Mittwoch 12. April ½5 Uhr Zusammenkunft im Hotel Schneegaß: 1. Der Fall Fischer. 2. Die sittlichen Bedingungen der Eheschließung.

Töchter-Pensionat

von Frau Dr. W. Nagel, Darmstadt, Victoriaplatz 9

Allseitige wissenschaftliche, gesellschaftliche und häusliche Ausbildung. Vorzügliche Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin.

Gesucht ohne gegenseitige Vergütung für junge, gebildete, sehr sympathische Dame (evangelisch, Waise, 26 Jahre) aus sehr guter Familie, Stellung als **Gesellschafterin** bei alleinstehender Dame. Anfragen unter E. S. an die Exped. d. Bl.

In meinem Hause finden noch einige **schwachsinnige und epileptische Kranke** liebevolle Aufnahme. Meine Frau ist in der Pflege derartiger Kranken ausgebildet.

Merzyn, Apotheker
Görzke (Bez. Magdeburg)

Pension

für Schüler höherer Lehranstalt (auch Ausl.) im Pfarrhaus mitteldeutscher Residenzstadt (alle Schulgattungen am Platz). Gute Verpflegung, liebevolle Behandlung, gewissenhafte Beaufsichtigung ev. Nachhilfe. Gefl. Off. unter **Nr. 3315.** an **Haasenstein und Vogler A.-G., Frankfurt a. M.**

Innige Bitte

Früherer evangelischer Pfarrer, langjährig erfahrener Pädagoge bittet, da er mit den Seinen in Not sich befindet, um gütige Anstellung im Privatschulamt an Instituten oder ähnlichen Anstalten. Auch in Internaten würde derselbe gern tätig sein, oder die Leitung eines solchen gern übernehmen. — Baldige Hilfe tut not.

Le Chrétien Français

Organe de la Reforme évangélique dans le Catholicisme
Bureaux: 12 rue Vivienne **Paris**
Abonnement: 6 frs. un an
Directeur: **A. Bourrier,** 9 rue Brongniart, Sèvres

Für Konfirmation!
Vater Hackenschmidt
Ein christliches Handwerkerbild
Mit 5 Bildern
und reichem Buchschmuck
Preis broch. M. 1.—;
fein in Leinwand gebd. M. 1.40
Das Leben des rührigen Korbmachers, zugleich Bahnbrechers der Inneren Mission, ist überaus frisch und anziehend geschrieben.
Buchhandlung der Evang. Gesellschaft, Straßburg

Pfarrer Dr. Peithmann's Schriften
für gebildete und denkende Christen
Metaphysische Bibelauslegung 0.35. Christliche Geheimlehre (Gnost. Katech.) 2.50. Gnostische Väter 2.25. Griechische Weisheit 1.25. Naturphilosophie vor Sokrates 2.00. „Nimm und lies"!
Bei **F. E. Baumann, Bitterfeld**

Kleiderraffer

Um einer durch eine lange Reihe völlig unverschuldeter Unglücksfälle in tiefe Bedrängnis versetzten Familie eine Erleichterung zu verschaffen, ist ein, unter gesetzlichem Musterschutz stehender, über die Schulter zu tragender Kleiderraffer in den Handel gebracht worden. **Herr Friedrich Steffen in Niesky O. L.** ist gern bereit gegen Einsendung von 90 Pfg. ein Exemplar in schwarz oder weiß portofrei zu versenden. Wiederverkäufer erhalten den üblichen Rabatt.

Soeben ist in **4. verbess. Aufl.** erschienen:

Leben und Wirken Jesu nach historisch-kritischer Auffassung. Vorträge von Lic. **R. Otto,** Privatdoz. der Theol. in Göttingen. 4. verbess. Aufl. 4.—6. Tausend. fein kart. 1 Mk.

Prof. D. Baumgarten in Kiel urteilt: „Die Schrift zeichnet sich aus durch völlige Offenheit der Kritik und schlichte Einfachheit der Position. Die Partien über Jesu Wunder, über die Auferstehung und über Jesu Evangelium vom Gottesreich sind Muster der Popularisierung wissenschaftlicher Forschung."

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Evangelische Kirchenzeitung für Oesterreich

Organ des Evangelischen Pfarrervereins für Oesterreich

22. Jahrgang. Erscheint am **1.** und **15.** jeden Monats

Herausgeber: D. **Arthur Schmidt**
evangelischer Pfarrer in Bielitz

Zu beziehen durch die Schriftleitung des Blattes, sowie durch alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes. Postzeitungsliste für das deutsche Reich 2382 a, für Oesterreich 1272

Vertretung für das deutsche Reich: **Paul Stiehl** in **Leipzig**
für Oesterreich: **W. Fröhlich** in **Bielitz**

Bezugspreis jährlich für das Ausland 7 Kronen
für Oesterreich 6 Kronen

Probenummern auf Verlangen unentgeltlich und postfrei

Deutsche Kolonialschule **Witzenhausen a. d. Werra**

Bewährte Vorbereitung, praktisch und theoretisch, für junge Männer von 17—27 Jahren, welche über See einen Beruf als **Pflanzungsbeamte, Land- und Viehwirte, Wein- und Obstbauer** suchen.
Lehr- und Pensionspreis **Mk. 600.— bis 750.— halbjährlich.**
Lehrgang zweijährig, für junge Leute, die ohne praktische Vorbildung eintreten, dreijährig.
Prospekt und Lehrplan kostenlos. Direktor **Fabarius.**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

„Wer in der Beobachtung der wissenschaftlichen Theologie auf dem Laufenden bleiben will, dem sei die

Theologische Rundschau

wiederholt dringend empfohlen."

(Kirchliche Gegenwart. 1904. Nr. 3)

Theologische Rundschau

in Verbindung mit vielen Fachgenossen

herausgegeben von

D. W. Bousset Professor in Göttingen und **Lic. W. Heitmüller** Privatdozenten in Göttingen

Abonnementspreis jährlich (12 Hefte) M. 6.—
Einzelne Hefte M. —.80

Achter Jahrgang 1905

Inhalt des 1. Heftes:

Wellhausens Evangelienkommentar. Von Johannes Weiss. — **Referate: Altes Testament.** Israelitische Geschichte. Von Meinhold. — **Systematische Theologie.** Dogmatik. Allgemeine Fragen. Von Titius.

Inhalt des 2. Heftes:

Die Metrik und das Alte Testament. Von Eberhard Baumann. — **Referate: Kirchengeschichte.** Neue Kirchengeschichte. Reformationsgeschichte. Von W. Köhler. — **Praktische Theologie.** Hymnologie. Von Richard Bürkner.

Inhalt des 3. Heftes:

Neuere Naturphilosophie. Von E. Pfennigsdorf. — **Referate: Altes Testament.** Hagiographen I. Von Adolf Kamphausen. — **Kirchengeschichte.** Alte Kirchengeschichte. Von Ficker. — **Praktische Theologie.** Kirchenrecht und Kirchenverfassung. Von Frantz.

Inhalt des 4. Heftes:

Jesus und Paulus. I. Von Eberhard Fischer. — **Referate: Systematische Theologie.** 4. Heft. Apologetik. Von E. W. Meyer. — **Praktische Theologie.** Predigt und Erbauungsliteratur. I. Von Otto Baltzer.

Probenummern der Christlichen Welt
versendet jederzeit unentgeltlich der Verlag

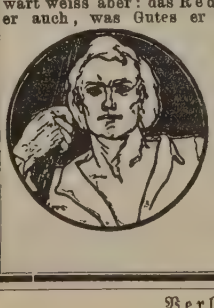
Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, Bildende u. angew. Künste

Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.
Mit Bildern und Notenbeilagen.

Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den Ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.



Abonnementspreis Mk. 3.50 f. d. Vierteljahr

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Ev. Fröbel-Seminar u. Erziehungsheim Cassel

Staatlich konzessioniertes **Kindergärtnerinnen-Seminar**, 1½jährige Kurse, für Töchter der gebildeten Stände. Näheres i. d. Broschüre „Die Arbeit im Fröbelseminar".

Für das Kuratorium
D. Pfeiffer, Generalsuperintendent

Deutscher Verein für Gasthaus-Reform,

Verwaltung in Weimar (Dr. W. Bode). Aufgabe: Ein Gasthaus nach dem andern in gemeinnützigen Besitz zu bringen; erste Gasthäuser seines Systems in Frifeld (Nordschleswig), Suschenhammer (Bez. Breslau), Apolda („Schwan"), Neuwallendorf bei Weimar, Krampe (Hinterpommern), Altenderne-Niederbecker (Kr. Dortmund). Schriften des Vereins: Adreßbuch der Reform-Gasthäuser (40 Pf.), Offene Briefe über Gasthaus-Reform (50 Pf.), Gasthaus-Reform durch die Frauen (60 Pf.), Bilderbuch der Gasthaus-Reform (20 Pf.). Der Verein bittet um Unterstützung durch Mitgliederbeiträge, Geschenke, Hypotheken und andere Darlehen.

Bütten! **Verlobungsbriefe** u. dgl. auf echten Büttenpapieren und -Karten oder auch auf allerbesten schweren mattlatinierten Stoffen liefert schnell, billig und stilgerecht in altdeutschen oder Empireschriften, Hundert Verlobungsbriefe (klein Format 15×18 cm) mit Druck und Umschlägen M. 10,75, weitere hundert M. 5,75, portfrei gegen Nachnahme **Druckerei Bauer, Marburg a. L.**

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung Leipzig

Theologische Literaturzeitung

Herausg. **Harnack** und **Schürer**

Nr. 4. Davidson, Old Testament Prophecy (Giesebrecht) — Baethgen, Die Psalmen, 3. Aufl. (Beer) — Bonaccorsi, I tre primi vangeli e la critica letteraria (Holtzmann) — Soden, v., Die wichtigsten Fragen im Leben Jesu (Holtzmann) — Wernle, Die Quellen des Lebens Jesu (Holtzmann) — Bousset, Jesus (Holtzmann) — Hennecke, Handbuch zu den Neutestamentlichen Apokryphen (Schürer) — Berendts, Die handschriftliche Ueberlieferung der Zacherias- und Johannes-Apokryphen u. s. w. (v. Dobschütz) — *Δέρβος, Χριστιανικὴ Γραμματολογία* (Krüger) — Dufourcq, Saint Irénée (Krüger) — *Βλάχος, Ἡ χερσόνησος τοῦ Ἁγίου ὄρους Ἄθω* (Ph. Meyer) — Hus, De Corpore Christi, herausg. von Flajšhans (Deutsch) — Hus, De Sanguine Christi, herausg. von Flajšhans (Ders.) — Falk, Die pfarramtlichen Aufzeichnungen des Florentius Diel zu St. Christoph in Mainz 1491—1518 (Bossert) — Richter, Die pädagogische Literatur in Frankreich während des 16. Jahrhunderts. I. Die Katechismen (Knoke) — Reu, Quellen zur Geschichte des kirchlichen Unterrichts in der evangelischen Kirche Deutschlands zwischen 1530 und 1600. I, 1: Süddeutsche Katechismen (Ders.) — Granderath, Geschichte des vatikanischen Konzils, 1. u. 2. Bd. (Bruckner) — Titius, Religion und Naturwissenschaft (Rolffs) — Stechow, Philosophisch-religiöse Betrachtungen und Fernblicke (Niebergall) — Troeltsch, Politische Ethik und Christentum (Wendt).

Ganz umsonst und portofrei

kann sich Jeder von uns für entsprechenden Wert Waaren erwerben. Man verlange neuesten Prachtkatalog mit 2500 Abbildungen nebst näherer Angabe ebenfalls gratis und franco (ohne Kaufzwang). — Derselbe enthält grosse Auswahl in Herrenketten, ferner grosse Auswahl in

Gebrüder Bell, Gräfrath
bei Solingen 245
Ältestes Fabrikversandhaus am Platze
Gegründet 1876.

Damen-Uhr- und Halsketten Broschen, Ringen, Taschenuhren, Regulateure, Wecker, Portemonnaies, Pfeifen, Spazierstöcke, Fernrohre, Feldstecher, Schuss- u. Stichwaffen, Waagen, Sensen, Reben- od. Gartenscheeren, Gärtnermesser, Brod-, Schlacht-, Gemüse-, Hack- u. Wiegemesser, Taschenmesser, Rasirmesser, Tafelmesser u. Gabeln, Damen-, Haar- u. Schneiderscheeren, Haarmaschinen, Rasirutensilien, Musikinstrumente und sonstige Schmuck- und Haushaltungsartikel etc. Gleichzeitig offerieren wir, damit sich Jeder von der Güte u. Qualität unserer Waaren überzeugen kann, **franco prima Nickel-Uhrkette No. 695** wie Zeichnung ca. 29½ cm lang, mit Compass im Schieber u. 2 Quasten-Anhängern für **nur Mark 2.—** 14 Tage zur Ansicht. Besteller verpflichtet sich, den Betrag in angegebener Probezeit einzusenden od. die Uhrkette zu retourniren. — Mehr wie 1 Stück nur gegen Nachn. Bitten genau auf unsere Firma zu achten. **Katalog enthält Neuheiten in Handwerkerketten für Schuhmacher, Zimmerleute, Maurer, Metzger, Klempner, Böttcher, Schlosser, Bäcker, Schreiner, Dachdecker, Schmiede, Bergleute, Gärtner, Winzer, Wagner, Steinhauer, Sattler, Käser, Pfiasterer, Brauer u. Feuerwehr.**

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu 5 literarische Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Gebauer-Schwetschke in Halle; Greiner & Pfeiffer in Stuttgart; Eugen Salzer in Heilbronn; Fr. Wilh. Grunow in Leipzig und dem Verlag der Grünen Blätter in Leipzig

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 15 Marburg i. H., den 13. April **1905**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Jesu Schweigen — Zum Toleranzantrag des Zentrums — Stimmen der Väter: August Neander — Die siebentägige Woche im Gebrauch der christlichen Kirche der ersten Jahrhunderte — Jesus ein vegetarischer Abstinent? — Verschiedenes: Die Heilsbedeutung des Gesetzes (Stange); Was ist schriftgemäß (Stange); Das Christentum der Zukunft (Faber); Nachlese zu den Früchten des Herdergedenktages (Baumgarten, Dechent); Der Toleranzantrag im Wortlaut; Kleine Mitteilungen — Weitere Erklärungen zu dem Briefwechsel in Nr. 11 — Anzeigen

Jesu Schweigen

Mark. 15, 1—5

Der hohe Rat hat das Todesurteil gesprochen. Der Nachweis jüdischer Gelehrter, das Messiasbekenntnis habe nicht als todeswürdiges Verbrechen gegolten, beweist Nichts gegen die evangelische Tradition, sondern läßt bloß die Ungerechtigkeit der Richter Jesu noch größer erscheinen. Eine so tumultuarische Hinrichtung, wie sie später Stephanus erlitt, durfte man sich während der Anwesenheit des Pilatus nicht erlauben. Darum verklagen sie Jesus beim Landpfleger als Aufrührer, als „König der Juden".

Unbegreiflich hat es schon Vielen geschienen, daß Jesus auf die Frage des Pilatus: „Bist du der Juden König?" mit einem runden Ja geantwortet hat. Unbegreiflich schien das schon dem vierten Evangelisten, und darum legt er dem Herrn eine nähere Erläuterung in den Mund: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." So hätte nach seinem und — sagen wir es offen — auch nach unserm Urteil Jesus antworten sollen. Markus ist aber offenbar der Meinung, Jesus habe vor Pilatus keine andern Worte gesprochen als das einfache: „Du sagst es." Wir begreifen es nicht, warum sich Jesus zu seiner Verteidigung nicht mehr Mühe gegeben hat. Wenn er auch nicht mehr Viel zu erreichen hoffte, so hätte doch der Versuch einer Rechtfertigung vor dem Römer Nichts geschadet. Bescheiden wir uns dabei, daß wir Jesu Verhalten nicht verstehen. Aber auch das Unbegreifliche können wir verehren; wir dürfen darauf vertrauen, daß Jesus auch hier von derselben Gesinnung geleitet war wie bisher.

„Die Hohenpriester brachten viel Klagen gegen ihn vor, und Pilatus fragte ihn wieder: »Antwortest du denn Nichts? Du hörst ja, wie gewichtig ihre Klagen sind.« Jesus gab aber gar keine Antwort mehr, zur großen Verwunderung des Pilatus." Dieses Schweigen können wir verstehen: Jesus hat damit mehr gesagt, als wenn er eine lange Verteidigungsrede gehalten hätte. Jedermann weiß, wie weh die Verleumdung tut. Sollte Jesus diesen Schmerz nicht empfunden haben? Er hat ihn still getragen. Wenn wir von ungerechten Klagen hören, die über uns laut werden, so ist stets unser erster Gedanke ein lauter und leidenschaftlicher Protest. Jesus schweigt. Durch Nichts hätte er klarer seine Ueberlegenheit zeigen können. So kann nur schweigen, wer ein vollkommen reines Gewissen hat. Er weiß, alle diese gehässigen Reden können ihm Nichts anhaben. Seine Reinheit bedarf gar nicht der Anerkennung durch Menschen. Es ist ihm genug, daß er selbst weiß, wie verlogen sie reden. Keiner besitzt mehr wirkliche Freiheit und Unabhängigkeit von den Menschen, als der gefesselt hier steht, von den leidenschaftlichsten Schmähungen überschüttet, der Hand eines willkürlichen und charakterlosen Tyrannen preisgegeben. Das Größte, was er hat, können sie ihm nicht nehmen: seine wirkliche Unschuld und Reinheit, und die Gewißheit, daß der, auf dessen Urteil Alles ankommt, diese Unschuld kennt. Mit Gott gegen eine ganze feindliche Welt. Es gibt kein königlicheres Bewußtsein als das. Das verleiht ihm die Kraft zu dieser ungeheuren Selbstbeherrschung, zu diesem Schweigen, zu diesem Mut im Tragen der größten Ungerechtigkeit. Hier bewährt es sich: weil ihm Gott wichtiger gewesen ist als alles Andere, so ist er nun auch erhaben über das, was ihm Menschen antun. —

Manchem Haus nahen jetzt besonders ernste Tage: ein Kind wird konfirmiert; wird es auch an dem Gotte festhalten, zu dem man es hat führen wollen? O daß recht viele Eltern mit ihrem Kinde blickten auf dieses Bild, auf den schweigenden Herrn! Daß es sich tief in sein Herz einprägte, wie wir nichts Höheres erreichen können als das: Mit Gott, und wäre es auch gegen eine ganze feindliche Welt! L

Zum Toleranzantrag des Zentrums

Toleranz im Namen Roms, von Klerikalen und Ultramontanen beantragt — daß uns das eigentümlich anmutet, kein Mensch darfs verübeln. Aber Nichts wäre verkehrter, als in blindem Mißtrauen es für eitel List und Heuchelei zu nehmen. Der Antrag hat seine Verdienste. Natürlich ist auch viel kluge Taktik dabei und starke Befangenheit in einseitig katholischen Auffassungen. Desto mehr müssen wir danach streben, uns selbst den klaren Blick zu bewahren.

1

Der Toleranzantrag, wie er vorliegt*), zerfällt mit seinen vierzehn Paragraphen in drei leicht zu sondernde Teile: § 2—8 stellt Grundsätze auf für eine interkonfessionelle Rechtsordnung; § 9—14 soll die Selbständigkeit der Kirche gegenüber der Staatsgewalt sichern.

Der § 1 bildet einen Teil für sich. Ich möchte annehmen, daß er wesentlich bestimmt ist, eine wohlklingende Einleitung vorzustellen; diesen Zweck erfüllt er ja auch. Was man sich sachlich davon verspricht, das ist nicht so einfach zu erkennen.

*) Vgl. 1. Bericht der IX. Kommission zum Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Freiheit der Religionsübung; Reichstag, 10. Legislatur-Periode, II. Session, Nr. 372. — 2. Denkschrift über den Entwurf eines Reichsgesetzes, betreffend die Freiheit der Religionsübung (Herausgegeben im Auftrage des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses). Stuttgart, Karl Grüninger. 30 Pfg.

Der Antrag selbst lautet in seiner vom 3. Dezember 1903 datierten Fassung: § 1. Jedem Reichsangehörigen steht innerhalb des Reichsgebiets volle Freiheit des religiösen Bekenntnisses, der Vereinigung zu Religionsgemeinschaften, sowie der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Religionsübung zu . . . [Fortsetzung siehe Spalte 356f.]

In den Kommissionsberatungen wurde erläutert: man habe hier im Wesentlichen einfach den Wortlaut des Art. 12 der Preußischen Verfassungsurkunde übernommen und es handle sich nur darum, zu verallgemeinern, was sich in Preußen bewährt hat.

Ist dem so, dann würde dieser § 1 keineswegs, wie die Denkschrift des Kirchenausschusses argwöhnt, der Zulassung von Orden und Kongregationen zu gute kommen. Denn der Art. 12 der Preußischen Verfassungsurkunde handelt von dem jus reformandi, von der Zulassung neuer Religionsparteien im Sinne des kurz vorher ergangenen Patentes vom 30. März 1847 die Bildung neuer Religionsgesellschaften betreffend. Jene „geistlichen Gesellschaften", welche nur vereinigt sind „zu gewissen anderen besonderen Religionsübungen", werden ja in Art. 13 der Verfassungsurkunde ausdrücklich unterschieden. Auch der Antrag des Zentrums trifft für sie erst in § 14 noch besondere Fürsorge, bestätigt also unsere Auslegung.

Von diesen Religionsgesellschaften sind aber die katholische wie die evangelische Kirche in dem Art. 12 als bereits zugelassen vorausgesetzt mit einem besonders geregelten Umfang von Macht und Freiheit; verallgemeinert würde er in allen übrigen Staaten die gleiche Tatsache vorfinden.

Die praktische Bedeutung des § 1 bestünde also nur in der freien Zulassung von Sekten und Dissidentenvereinen nach den „allgemeinen polizeilichen Vereinsgesetzen". Die besonderen Beschränkungen, welche vereinzelte Landesgesetze (z. B. in Sachsen) solchen religiösen Sezessionen auferlegen, kämen in Wegfall. Das ist nicht viel. Aber immerhin für eine katholische Partei ein Beweis von Vorurteilslosigkeit. Daß wir Evangelischen mit Freuden zustimmen müßten, ist selbstverständlich. Ist doch für uns eine ganz andere Einschätzung des religiösen Wertes solcher Gebilde geboten als für die Katholiken.

Die Denkschrift des Kirchenausschusses freilich glaubt den Schwerpunkt des § 1 darin zu finden, daß fortan für alle Religionsgemeinschaften der Erwerb juristischer Persönlichkeit durch Eintragung ins Vereinsregister nach den Bürgerlichen Gesetz-Buche § 21 ff. gesichert sei. Zur Zeit ist die Verwaltungsbehörde nach § 61 in der Lage, das nach freiem Belieben zu verhindern, indem sie Einspruch erhebt; nach § 84 des Einführungs-Gesetzes zum Bürgerlichen Gesetz-Buche bleibt sogar die juristische Persönlichkeit abhängig von besonderer Verleihung durch Gesetz, wo das Recht des Einzelstaates das vorgeschrieben hat. Beides, meint die Denkschrift, würde durch Anerkennung der „vollen Freiheit der Vereinigung zu Religionsgemeinschaften" aufgehoben. Ich bin nicht dieser Meinung. Die Ausführungen des Kirchenausschusses beruhen hier meines Erachtens auf Rechtsirrtum. Freie Vereinsbildung bedeutet keineswegs von selbst freien Erwerb juristischer Persönlichkeit. Aber wenn auch! Ist es Sache unserer Kirche, zum Schutze gegen solche Absplitterungen Machtvollkommenheiten der Polizeibehörde zu fordern und vielleicht sogar herbeizuführen, daß sie davon Gebrauch macht, um dem religiösen Verein die Wohltaten des Gesetzes zu entziehen, die dem Kegelklub und der Karnevalsgesellschaft nicht versagt werden dürfen?

Das Bedenken, welches gegen § 1 erhoben werden muß, liegt auf einem anderen Feld. Es ist Selbsttäuschung der Antragsteller, wenn sie glauben, durch Erhebung des Wortlautes des Preußischen Rechtssatzes zum Reichsgesetze werde der Antrag „nur erreichen, was in Preußen schon geltendes Recht ist".

Die landesrechtliche Bestimmung erhält ihre Erläuterung und Ergänzung durch die Gesamtheit des Landesrechts, in der sie steht. Die Bestimmungen des Allgemeinen Land-Rechtes sind durch den Grundsatz des Art. 12 der Verfassungsurkunde nicht von selbst hinfällig geworden; selbst für die viel bestimmter lautenden Artikel, die darauf folgen, ist das ja zweifelhaft gewesen. Jedenfalls haben neuere Landesgesetze auch gegenüber solchen allgemeinen Verfassungsgrundsätzen die Vermutung für sich, daß sie damit in Einklang stehen. Das ist Alles ganz anders bei einem Reichsgesetz. Hier tritt der Text heraus aus dem landesrechtlichen Zusammenhange und wirkt für sich; jener Zusammenhang wird nötigenfalls als „Auslegung aus den Materialien" geringschätzig bei Seite geschoben. Und sodann steht dieser Text souverän über den Landesgesetzen, die keine gleichberechtigten

Mitarbeiter, sondern Untergebene sind, in die Schranken gebannt, die das Wort des Reichsgesetzes unüberschreitbar für sie errichtet hat.

Deshalb kann es gar nicht ausbleiben, daß versucht wird, aus dem Wortlaut des § 1, der in Anlehnung an das Preußische Recht so harmlos wäre, selbständige Folgerungen zu ziehen. Es kann nicht ausbleiben? Es geschieht jetzt schon im Voraus und in Widerspruch mit den Versicherungen, daß für Preußen Alles beim Alten bleibe. In den Kommissionsverhandlungen hat man angefragt, wie es denn mit den Bestimmungen des Preußischen Rechts über die Prozessionen werde. Die Antragsteller trösteten erst: die Gültigkeit jener Bestimmungen sei ja trotz Art. 12 der Verfassungsurkunde nie bestritten worden. Aber mit einem Reichsgesetz ist es eben etwas Anderes. Ein Redner bemerkt alsbald: nur die „allgemeinen Bestimmungen vom Standpunkte der Verkehrs- und Gesundheitspolizei" würden hier bestehen bleiben. „Man möge ruhig Jeden seine religiöse Ueberzeugung offenbaren lassen; wenn man Aufzüge von Kriegervereinen gestatte, dürfe man Prozessionen nicht beanstanden." Da haben wir schon die Wortverwertung! Auf diesem Wege wird aber gar Manches möglich sein. Wir haben Verbote des übermäßigen Glockenläutens — öffentliche Religionsübung, die nach Reichsrecht frei sein muß! Ein hervorragender Kleriker wurde vor einigen Jahren nach § 166 des Straf-Gesetz-Buches verurteilt, weil er die protestantischen Ehen öffentlich Konkubinate genannt hatte; auf der Festung schrieb er ein hübsches kleines Buch: es sei doch merkwürdig, hieß es darin, er habe Nichts getan, als die vorgeschriebene Lehre verkündigt, und er wies das nach. Wird er nicht künftig durch das reichsgesetzlich anerkannte Recht, „seine religiöse Ueberzeugung zu offenbaren", gegen solche Anwendung des § 166 geschützt sein? Die Sache hat natürlich ihre Kehrseite; denn auch auf protestantischer Seite gibt es Ueberzeugungen, in den Schriften unserer Reformatoren derb genug formuliert, deren öffentlicher Ausdruck ein religiöses Bedürfnis sein mag. Es ist gar nicht abzusehen, was bei wohlwollender Auslegung mit einem solchen Texte alles gemacht werden könnte. Solches zu verhüten, gibt es nur ein Mittel: das Reichsgesetz müßte, statt sich auf „Grundrechte" zu beschränken, auch die ganze dazu gehörige positive staatskirchenrechtliche Ordnung selber in die Hand nehmen und festsetzen. Das wollen wir aber Alle nicht. Also lasse man auch so bedenkliche Allgemeinheiten bei Seite und beschränke sich, wie dem Reiche hier geziemt, auf solche Eingriffe, die bestimmt und klar genug geregelt werden können.

2

Was wir von einer Reichsgesetzgebung in dieser formellen Hinsicht verlangen, das würden die Vorschläge für Ordnung des interkonfessionellen Rechtes in § 2—8 des Antrages wohl meist erfüllen. Man wird auch zugeben müssen, daß das Bedürfnis hier besteht, ohne welches wir das Reich in dieses den Einzelstaaten grundsätzlich vorbehaltene Gebiet sich nicht einmengen lassen möchten.

In vollem Maße darf ein solches Bedürfnis anerkannt werden für die Ordnung der religiösen Kindererziehung. Die Verschiedenheiten, welche unsere Staaten hier aufweisen, führen zu betrüblicher Verwirrung und sachlich ungerechtem Ergebnis. Also Einheit! Und die kann nur das Reich bringen.

Die Frage ist nur: wie soll diese einheitliche Ordnung aussehen, nach welchen Grundsätzen soll sich die Scheidung machen? Für die katholische Kirche sind ja alle unsere Kinder durch die Taufe zunächst Katholiken geworden und werden nur rechtswidrig durch die evangelische Erziehung dieser Zugehörigkeit entfremdet. Deshalb ist es für einen Katholiken gar nicht so leicht, rückhaltslos mit den großen Wirklichkeiten zu rechnen, die man für jede vernünftige Ordnung zum Ausgang nehmen muß. In Wirklichkeit ist das einheitliche Christenvolk der alten staatsartigen Universalkirche heute gespalten, aber so, daß auch die einzelnen großen Bruchstücke die rechtliche Natur eines Volkes behalten haben. Sie sind keine Vereine. Man wird hineingeboren, wie in die staatliche Volksgemeinschaft. Familienrechtliche Zusammenhänge vermitteln auch hier in erster Linie

die Zugehörigkeit. Die Uebertritte spielen dabei keine größere Rolle als dort der Wechsel des Staatsverbandes. Hinter all dem Gewirr von Sonderbestimmungen sehen wir dazwischen, auch ohne formellen Rechtes zu sein, den folgerichtigen Gedanken wirksam werden, daß die Kirchenangehörigkeit des Vaters sich von selbst auf das Kind übertragen soll, wie seine Staatsangehörigkeit. Sachlich erzielt er jedenfalls diesen Erfolg durch die Erziehung in seinem Bekenntnis, wenn man nur der nach natürlichem Rechte ihm zustehenden Erziehungsgewalt freien Lauf läßt. Freilich, er kann auch in einem anderen Bekenntnis erziehen als in dem seinigen, und an seiner Stelle kann unter Umständen der Mutter die Erziehungsgewalt zustehn nach näherer Bestimmung des bürgerlichen Rechts und mit dem gleichen Einfluß auf den Bekenntnisstand des Kindes. Danach träfe es im praktischen Ergebnisse das Richtige, wenn in § 3 des Antrages die Bestimmung der kirchlichen Zugehörigkeit des Kindes juristisch formuliert wird als ein Ausfluß der Erziehungsgewalt nach bürgerlichem Rechte.

Allein nach dem Antrag § 2 soll hier in erster Linie maßgebend sein die Vereinbarung der Eltern, welche formlos jeder Zeit getroffen werden kann und auch nach dem Tode des Einen oder Beider fortgilt. Dagegen müssen wir uns mit aller Entschiedenheit aussprechen.

Doch vor allem keine Mißverständnisse! Wenn die in gemischter Ehe lebenden Gatten einträchtig sind in der religiösen Erziehung der Kinder, so daß der Mann nur bestimmt, was Beide wollen, so wünschen wir ihnen Gottes Segen dazu, ob evangelische oder katholische Kindererziehung dabei herauskommt, gleich viel. „So lange die Eltern einig sind, haben sie allein über die religiöse Erziehung der Kinder zu bestimmen“ erklärten die Antragsteller in der Kommission. Das klingt wie das, was eben wir sagten. Aber es ist von ihnen nicht so gemeint. Sie fassen, echt katholisch, alles Religiöse und Moralische juristisch: einig sind die Eltern für sie, wenn sie durch einen rechtsgültigen Vertrag gebunden sind. Der Gatte wird als „einig“ angesehen, auch wenn er nachträglich einsieht, daß sein Kind in der fremdartigen Religionsluft seelisch verkümmert. Und zwar ist er gebunden nicht bloß dem andern Gatten gegenüber, der ihn des Versprechens entbinden möchte, sondern gegenüber einer fremden kalten Macht. Und solch ein Vertrag soll formlos eingegangen werden können! Das hat in unseren Augen etwas Unmoralisches. Die Rechte, die das Gesetz den Eltern bezüglich der Erziehung der Kinder zugesteht, sind Pflichten. Wir würden jeden Vertrag für ungültig erklären, durch welchen der Bräutigam sich verpflichtet, den zu erwartenden Sohn in einem bestimmten Handwerk zu erziehen, oder ihm eine bestimmte Staatsangehörigkeit zu geben. Warum soll es mit der Bekenntnisfrage weniger ernst genommen werden?

Es ist auch immer eine das Gefühl arg verletzende Sache, wenn nach dem bisherigen Rechte zur Erhaltung der vertragsmäßigen Religion des Kindes gegen den erziehungsberechtigten Elternteil mit Zwangsmaßregeln vorgegangen werden soll, womöglich gar auf Antrag der Kirche. Das Gesetz muß das religiöse Erziehungsrecht so ordnen, daß Dergleichen künftig ausgeschlossen ist. —

Die Bestimmungen über den Austritt aus der Religionsgemeinschaft, vor allem über das dazu erforderliche Unterscheidungsalter (§ 5), scheinen, wie die Denkschrift mit Recht hervorhebt, die einfachen Vereine aus den Augen verloren zu haben. Bei diesen ist doch für selbständigen Eintritt wie Austritt volle Geschäftsfähigkeit, d. h. Volljährigkeit die naturgegebene Voraussetzung. Auf katholischer Seite war man immer bestrebt, das für den Uebertritt erforderliche Alter möglichst niedrig zu greifen. In der Kommission handelte es sich um die Zahlen 12, 14, 16, 18, 21. Daß die Mehrheit an der Zahl 14 hängen blieb, dafür war wohl wieder der Gedanke an unser Konfirmationsalter von Einfluß. Es wäre sehr zu wünschen, daß man einmal die Redensarten aufgeben wollte von der durch die Konfirmation bestätigten „Reife“ und von der damit geschehenden Aufnahme unter die „erwachsenen Christen“. Die Konfirmation ist nur der Abschluß der schulmäßigen religiösen Erziehung. Im Uebrigen besteht ja die Erziehungsgewalt fort

und muß auch für kirchliche Dinge tatsächlich noch in reichlichem Umfange geübt werden. In sinngemäßer Anwendung des § 1827 des Bürgerlichen Gesetz-Buches wird man nach zurückgelegtem vierzehnten Jahre einen Religionswechsel nicht mehr gegen den Willen des Kindes vor sich gehen lassen. Aber es ist ungehörig und widerspruchsvoll, daß ein solcher Junge seinem Vater eigenmächtig soll sagen können: ich verwerfe jetzt deine Kirche und gehe zu deinen Gegnern. Mit vierzehn Jahren ist er gerade nur reif zum Gegenstand aller Art von Proselytenmacherei, die sich in die Familien drängt.

Man muß sich klar machen, was der Austritt rechtlich bedeutet. Für uns ist das ein Rechtsakt, ein öffentlichrechtliches Rechtsgeschäft, gleichartig dem Gesuch um Entlassung aus dem Staatsverband. Die katholische Kirche sagt ganz folgerichtig: für mich gibt es keinen rechtmäßigen Austritt eines Getauften; es gibt nur ein Delikt der Gehorsamsverweigerung, das ich als Tatsache nicht leugne, und es gibt eine reumütige Rückkehr zum Gehorsam. Dem entspricht es, die Altersgrenze in die Gegend der kirchlichen Strafmündigkeit zu legen. Wir aber, die wir einen wirklichen Austritt anerkennen, beweisen eine geringe Wertschätzung der Zugehörigkeit zur Kirchengemeinschaft, wenn wir diesen Rechtsakt wirksam vornehmen lassen durch einen Jüngling, der noch nicht befähigt sein soll, auf seine Mitgliedsrechte in einer Aktiengesellschaft wirksam zu verzichten. Freilich, wir können auch dem jungen Katholiken, der zu uns übertreten will, ruhig sagen: warte, bis du volljährig bist, es kommt ja doch nur auf den Glauben des Herzens an; für die katholische Kirche dagegen würde im umgekehrten Fall die sofortige Herstellung einer formellen Zugehörigkeit von ganz andrer Wichtigkeit sein. Das muß man berücksichtigen, um das Drängen auf Erleichterung des Uebertrittes recht zu verstehen. —

Der Ausschluß von Zwang zur Teilnahme an fremdem Gottesdienst und Religionsunterricht (§ 4) nimmt auf den ersten Blick sehr für sich ein. Aber schon in der Kommission wurde bemerkt und die Denkschrift hat es nachdrücklich hervorgehoben, daß hier andre große Interessen hereinragen: es handelt sich um die allgemeine Schulpflicht, zu deren Durchführung nun einmal ein geordneter Religionsunterricht gehört. Das ist eine hochbedeutsame Sache, die nicht übers Knie gebrochen werden darf. Mir scheint der Antrag, so wie er formuliert ist, noch unreif. Nach den Aeußerungen in der Kommission wollte man damit einen staatlichen Zwang zulassen „zum Unterricht in der eignen Konfession“. Diese soll gegeben sein durch Vereinbarung der Eltern (§ 2) oder Bestimmung des Erziehungsberechtigten (§ 3). Von der Vereinbarung wollen wir ja absehn. Wie kann man aber einen Zwang üben wollen gegen den Erziehungsberechtigten, der jeden Augenblick allein zu bestimmen hat, was geschehen soll? Will man ihn zwingen, unter den üblichen Bekenntnissen eines auszusuchen? Oder soll er gebunden sein durch die Taufe des Kindes? Die bestimmt ja keine Konfession. Oder soll er das Kind in seiner eignen, jetzigen oder früheren Konfession unterrichten lassen, weil das Kind diese durch Abstammung erworben hat? Das Letztere scheint gemeint zu sein. Aber jedenfalls muß diese Sache sich erst klären. —

Selbstverständlich scheint uns § 7 und § 8: Ausschluß von öffentlichen Abgaben an eine fremde Religionsgemeinschaft. Das ist ja geradezu ein Ehrenpunkt für die Kirche, dem gegenüber alle sogenannten praktischen Erwägungen zu schweigen haben. Vielleicht aber, da man doch am Ordnung schaffen ist, denkt man auch daran, von Reichswegen einmal endgültig Frieden zu gebieten für die Friedhöfe; sie haben es besonders nötig.

3

Es bleibt noch der dritte Teil, § 9—14, enthaltend eine Reihe von Bestimmungen zum Zweck der Einschränkung der staatlichen Kirchenhoheit. Es wird stark damit aufgeräumt; von dem, was übrig bleibt, dürfen wir den Verdacht haben, daß es von den Antragstellern als unwirksam und unbeachtlich angesehen wird. Darunter gehören vor Allem die Rechte des Staates wegen Ernennung, Bestätigung, Vorschlag kirchlicher

Beamten. Die Erfahrung spricht wohl auch dafür, daß dabei nicht viel herauskommt.

Aber dieser ganze Abschnitt bietet ein höchst merkwürdiges Beispiel der Gesetzgebungstechnik. Er ist nämlich von den Antragstellern vorgeschlagen in dem nicht abzuleugnenden Bewußtsein, daß das so gar nicht Gesetz werden kann. Als Gegenstand ihrer Fürsorge tritt hier auf nicht mehr die Religionsgemeinschaft überhaupt, sondern die „anerkannte Religionsgemeinschaft". Das ist der culte reconnu des französischen Rechts. Wir haben mancherlei andere Ausdrücke dafür. Jedenfalls ist darunter begriffen, außer der katholischen, auch die lutherische, reformierte, unierte Kirche. Diese letzteren zerfallen wieder in so und so viele Landeskirchen. Auf diese alle sollte nun § 9 Anwendung finden mit dem Rechte für sie, überall im deutschen Reiche Gottesdienste abzuhalten, Kirchen mit Türmen zu errichten usw. Einer Niederlassung der Mecklenburgischen Landeskirche in Berlin, Leipzig, München wären z. B. die Wege geebnet. Die Denkschrift hat drastisch geschildert, wie das würde. Wir könnten es als eine Unhöflichkeit empfinden, daß eine konfessionelle Partei allgemeine Ordnungen vorschlägt, deren Anwendung auf uns zu solch unmöglichen Dingen führen muß. Aber auch im Weiteren ist offenbar, daß das Zentrum bei diesen Vorschlägen auf die evangelische Kirche einfach keine Rücksicht nimmt: freier Verkehr mit den Oberen, Abhaltung von Missionen, religiöse Genossenschaften, was geht das uns an? Und überhaupt alle diese Milderungen der Kirchenhoheit, was soll das einer Kirche helfen, die vermöge des landesherrlichen Kirchenregiments ganz und gar unter staatlicher Leitung steht? Oder soll etwa bei der Gelegenheit dieses auch so leichthin wegdekretiert werden? Wir können nicht glauben, daß dieses die Absicht ist. Aber dann müssen wir uns auch offnes Spiel ausbitten. Statt „anerkannte Religionsgemeinschaft" sage man einfach „katholische Kirche". Denn für die allein ist es offenbar gemeint.

Handelt es sich demnach im Ernste nur darum, die katholische Kirche von staatlichen Beschränkungen zu befreien, die ihr lästig sind, so möchten wir erst recht sagen: was geht das uns an, d. h. die evangelische Kirche und ihre Vertretungen? Man steht sich ja nicht mehr wie im heiligen römischen Reich als bewaffnete Ländergruppen gegenüber, wo jede als einen Vorteil empfindet, was die andere schädigen kann. Wir haben keine Ursache zu besonderer Liebe zur katholischen Kirche, aber um unserer katholischen Mitbürger willen dürften wir ihr die ungestörteste Selbstverwaltung vergönnen, die jene nun einmal für sie fordern — immer mit dem natürlichen Vorbehalt: so lange sie nicht darauf ausgeht, uns direkt zu schädigen und zu verletzen; dann muß der Staat uns schützen um des öffentlichen Friedens willen, für den er da ist.

Freilich der Staat hat es — namentlich bei katholischen Völkern — um seiner selbst willen für nötig gehalten, der überschäumenden Lebenskraft dieser Kirche Schranken zu setzen. Vieles davon mag altmodisch geworden sein. Aber was etwa davon noch zu bewahren ist, das ist eine Frage für sich, die ausschließlich nach staatlichen Gesichtspunkten beurteilt werden muß. Das geht uns als Staatsbürger an, aber nicht als evangelische Christen; in der Kirche haben wir uns nicht damit zu beschäftigen.

Dieser grundsätzliche Standpunkt scheint ja ganz einleuchtend und selbstverständlich zu sein. Und doch! Sobald es einmal wirklich darauf ankommt, müssen wir sofort inne werden, wie schwer es ist, ihn festzuhalten und durchzuführen.

Jetzt wieder unser Kirchenausschuß — mit welcher Wucht stemmt er sich in der Denkschrift gegen diese Vorschläge, auch soweit es nur die katholische Kirche angeht! Er überschätzt zwar dabei einigermaßen ihre Tragweite. So z. B., wenn nach § 10 Abs. 2 kirchliche Anordnungen, welche sich auf die Religionsübung beziehen, zu ihrer Gültigkeit keiner Mitteilung an die Staatsbehörde bedürfen noch einer Genehmigung durch sie, so ist das keineswegs, wie die Denkschrift meint, gleichbedeutend mit einer dem Staate reichsrechtlich auferlegten Pflicht, alle solche Anordnungen nunmehr unbedingt als rechtsgültig anzuerkennen. Da besteht doch noch ein großer Unterschied.

Auch kann man eigentlich nicht sagen: das „Prinzip der staatlichen Kirchenhoheit" werde hier angegriffen; es sollen ja doch nur bestimmte Anwendungen dieses Prinzips beseitigt werden; das wurde auch schon in der Kommission hervorgehoben.

Aber wie dem auch sei: was uns den tiefsten Eindruck machen muß, das ist die Tatsache, daß hier unser Kirchenausschuß sein ganzes Ansehen einsetzt für die Aufrechterhaltung der Rechte der Kirchenhoheit. „Mit dem Prinzip als solchem wird die evangelische Kirche nur einverstanden sein können." Abzuweisen ist der Angriff „auf das in hundertjährigen Kämpfen auf dem Boden protestantischer Staatsauffassung durchgerungene Prinzip der staatlichen Kirchenhoheit".

Weiten Kreisen des evangelischen Volkes ist das aus der Seele gesprochen; das ist gewiß. Es mag darin von der einstmals so notwendig gewesenen Bereitschaft zu kriegerischem Waffengang noch etwas nachklingen; die Volksseele pflegt solche Eindrücke noch lange zu bewahren. Deutlicher aber tritt eine andere Idee hervor: die evangelische Kirche fühlt sich eins mit dem Staate; für seine Rechte und seine Machtstellung tritt sie ein, auch wo sie selbst unmittelbar nicht beteiligt scheint; wie sie sich dem Staate zugehörig weiß, so sieht sie umgekehrt im modernen Staate an sich schon etwas Protestantisches.

Das muß man sich klar machen, um die vorliegende Erscheinung zu verstehn. Aber wie eigentümlich verwickelt ist doch jetzt unsere Lage! Ist diese historisch erklärliche Stellungnahme der evangelischen Kirche immer ein Vorteil für den Staat? Durchaus nicht. Die Maßregeln, die er doch nur in seinem eignen Interesse der katholischen Kirche gegenüber ergreift, erhalten eine ganz unnötige Schärfe, wenn der Anschein besteht, als steckten wir dahinter, und wecken so die Leidenschaft des Widerstandes, die das katholische Volk zusammenballt: Kulturkampf, Zentrumsherrschaft sind mit dadurch hervorgerufen als Besonderheiten des vorwiegend protestantischen Deutschland. Ein Staatsmann mag das so lebhaft empfinden, daß er nicht nur durch doppeltes Liebeswerben auf der anderen Seite es wieder gut zu machen sucht, sondern auch dazwischen uns mit demonstrativen Abschüttelungsgeberden begegnet. Und bei uns wächst der Unmut.

Das landesherrliche Kirchenregiment steht ja bei dieser Gelegenheit nicht auf der Tagesordnung. Aber auch hier sehen wir uns schließlich wieder an die große Frage gemahnt: soll die evangelische Christenheit nicht allen Ernstes in ihren Gedanken sich darauf einrichten, daß ihre Kirche auf eignen Füßen zu stehen hat, und das damit beginnen, daß sie zunächst einmal staatliche und kirchliche Interessen reinlich scheiden lernt?

Otto Mayer

Stimmen der Väter

August Neander 1789—1850

Nicht einstimmen kann ich in die Befangenheit, welche es für Unrecht hält, was ich als Pflicht erkennen muß, dem in seiner Art tüchtigen Vertreter eines Standpunktes, den wir verwerfen müssen, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nicht gutheißen kann ich den Dünkel, der durch den Eifer für die verteidigte heilige Sache — eine Sache, welche am meisten Demut verlangt und zur Demut stimmt und uns immer mehr erkennen läßt, daß all unser Wissen Stückwerk ist — sich berechtigt glaubt, vornehm herabzusehen auf den an wissenschaftlicher Tüchtigkeit überlegenen Gegner, oder wohl gar durch geistreich und humoristisch sein sollendes Wesen nach dem krankhaften Geschmack der Tageslitteratur die Schwäche der Gründe zu verdecken geneigt ist.

Fern ist es von mir, die Gesinnung des Einzelnen zu richten. Hier ziemt es Jedem, nur sich selbst anzuklagen; und wer einer über den Geist des Menschen erhabenen Wahrheit zu dienen überzeugt ist, weiß auch, wie tief er selbst unter derselben steht und wie sehr Andere, bei denen das Prinzip des Irrtums in ihrem individuellen und durch die Zeit bedingten Bildungsgange einen Anschließungspunkt gefunden hat, durch ihre Gesinnung von der andern Seite über dasselbe er-

haben sein können. Wer von den Kämpfen der Zeit nicht unberührt geblieben, wird, sich selbst auch richtend, zur Milde des Urteils über andere von jenen Kämpfen weiter Fortgerissene, wenn sie ohne absprechenden Dünkel und mit Beobachtung des sittlichen Dekorums auftreten, geneigt sein.

Das Leben Jesu Christi. Vorwort der 4. Auflage vom Jahre 1845. (Im Hinblick auf die Polemik der Rechtgläubigen gegen David Friedrich Strauß.)

Die siebentägige Woche im Gebrauche der christlichen Kirche der ersten Jahrhunderte

Die Einteilung unserer Zeit in Jahre, Monate und Wochen ist uns Allen so geläufig, daß wohl die Meisten, auch unter den Gebildeten, in der Vorstellung leben, sie sei in der Natur der Sache begründet und könne nicht anders sein. In Wahrheit läßt sich das nur von den Jahren behaupten, welche die Umlaufszeit der Erde um die Sonne darstellen. Schon bei den Monaten steht es anders. Ein wirklicher Monat im ursprünglichen Sinn des Wortes ist die Umlaufszeit des Mondes um die Erde, die ungefähr 29 1/2 Tage beträgt. Jeder „Monat" beginnt darnach mit dem Neumond, und es müssen, wenn man nach ganzen Tagen rechnet, Monate von 29 Tagen und solche von 30 Tagen ziemlich regelmäßig mit einander abwechseln. Monate dieser Art haben ursprünglich alle Kulturvölker gehabt, die überhaupt nach Monaten rechnen; und noch der heutige jüdische Kalender kennt keine anderen. Zwölf solche Monate ergeben aber nur 354 Tage, also 11 weniger als das Sonnenjahr. Daher muß man, wenn man nach solchen Monaten rechnet, zur Ausgleichung mit dem Sonnenjahr alle 2—3 Jahre einen ganzen Monat einschalten. Da dies manche Unbequemlichkeiten mit sich bringt, haben schon frühe die Egypter und seit Julius Caesar auch die Römer die Rechnung nach wirklichen Mond-Monaten ganz verlassen und das Jahr willkürlich in zwölf Abschnitte eingeteilt, für die man die Bezeichnung „Monate" beibehalten hat.

Noch weniger durch den Lauf der Gestirne von selbst geboten ist die Woche von sieben Tagen. Sie ist auch den Griechen und Römern der klassischen Zeit noch unbekannt. Die Griechen teilten ihre Monate, die wirkliche Mond-Monate waren, in drei Teile zu je 10 Tagen (Dekaden). Da aber Monate von 30 und solche von 29 Tagen mit einander abwechselten, so hatte in jedem zweiten Monate die dritte Dekade nicht 10 sondern nur 9 Tage. Ein regelmäßiges Fortrollen von gleich langen „Wochen" hat also hier überhaupt nicht stattgefunden. Die Römer haben allerdings wirkliche Wochen gehabt, aber solche von acht Tagen. Fragmente von Kalendern, die diese achttägige Woche zur Anwendung bringen, sind uns auf Inschriften aus dem Anfange der römischen Kaiserzeit noch in größerer Zahl erhalten. Auch sonst haben wir Zeugnisse dafür, daß diese achttägige Woche in den ersten Jahrhunderten n. Chr. in Rom im sozialen Leben wirklich in Gebrauch war.

Wie kommt es nun, daß die christlichen Gemeinden, die doch in solchen äußeren Dingen keine neuen Ordnungen schaffen wollten, und die andererseits, wenigstens im Bereiche des von Paulus beeinflußten Heidenchristentums, die Beobachtung von jüdischen Sabbathen und Festtagen ablehnten, doch von Anfang an der siebentägigen Woche sich bedienten? Und wie kamen sie zu derjenigen Benennung der Wochentage, die den abendländischen Kulturvölkern noch heute geläufig ist? Um diese Fragen zu beantworten, müssen wir etwas weiter ausholen und zunächst zeigen, daß es zwei verschiedene Formen der siebentägigen Woche gegeben hat, deren eine im Volke Israel schon in frühester Zeit in Gebrauch war, während die andere bedeutend später sich ausgebildet hat und erst kurz vor Beginn unserer Zeitrechnung ins Abendland gedrungen ist.

1. Entstehung der jüdischen Woche

Aus den babylonischen Keilinschriften ist zu ersehen, daß in Babylonien der 7., 14., 21. und 28. Tag jedes Monats

einen besonderen, von den übrigen Tagen abstechenden Charakter hatte. Sie werden als „böse Tage" bezeichnet. Der Name „Sabbath" ist bis jetzt für diese Tage nicht bezeugt. Er kommt zwar sonst auf Keilinschriften vor; es ist aber nicht nachweisbar, daß gerade jene Tage so genannt wurden. Von den jüdischen „Wochen" unterscheidet sich diese babylonische Einteilung des Monats auch dadurch, daß die Zählung mit dem Anfang jedes Monats, d. h. mit jedem Neumond, aufs neue begann. Da der Monat bald 29 bald 30 Tage hatte, so blieb am Schlusse immer ein Rest von ein oder zwei Tagen. Ein regelmäßiges Weiterlaufen von Wochen zu je sieben Tagen hat also auch hier nicht stattgefunden. „Wochen" in diesem eigentlichen Sinne finden wir zuerst beim Volke Israel. Schon der Schöpfungsbericht im ersten Buche Moses (der freilich keineswegs zu den ältesten Stücken der Bibel gehört) rechnet nach ihnen. Man darf vermuten, daß diese Wochen aus der babylonischen Einteilung des Monats in je sieben Tage entstanden sind, und zwar dadurch, daß man die Bindung an den Mondlauf aufgegeben und ohne Rücksicht auf diesen von sieben zu sieben Tagen weiter gerechnet hat. Dafür spricht namentlich der Umstand, daß bei der jüdischen Woche ein Zusammenhang mit der Siebenzahl der Planeten sich nicht nachweisen läßt. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß sie aus einer Vierteilung des Monats entstanden ist. Die babylonische Einteilung ist das Ursprüngliche, die jüdische das daraus Abgeleitete. Da die Planeten höchst wahrscheinlich damit nichts zu tun haben, so erklärt es sich auch, daß die Wochentage bei den Juden bis ins christliche Mittelalter hinein niemals nach ihnen genannt, sondern immer nur einfach gezählt worden sind. Man sagt: „der erste Tag der Woche", „der zweite Tag der Woche", „der dritte Tag der Woche" usw. In der ganzen jüdischen Litteratur steht diese Bezeichnung fest. „Namen" für die einzelnen Wochentage gibt es hier überhaupt nicht. Auch im Neuen Testament ist dieser Gebrauch beobachtet. Denn an allen Stellen, wo Luther übersetzt „an einem Sabbather" (Mark. 16, 2), oder „an der Sabbather einem" (Luk. 24, 1; Joh. 20, 1) oder „auf einem Sabbath" (Apgsch. 20, 7) oder „auf einem jeglichen Sabbather" (1. Kor. 16, 2), heißt es im Griechischen einfach „am ersten Tag der Woche" (ebenso Matth. 28, 1; Joh. 20, 19, wo Luthers Uebersetzung noch ungenauer ist; Luther hat nicht beachtet, daß „Sabbath" auch Woche heißt). Besondere Bezeichnungen hat es im Bereich des jüdischen Sprachgebrauches nur für den sechsten und siebenten Tag gegeben. Der siebente hieß der Sabbath und der sechste der „Rüsttag" nämlich auf den Sabbath. Auch dieser Gebrauch ist uns aus dem Neuen Testamente bekannt (Matth. 27, 62; Mark. 15, 42; Luk. 23, 54; Joh. 19, 31. 42). — Woher stammen nun die Namen unserer Wochentage? Wir müssen, um dies zu erklären, wieder nach Babylon zurückkehren.

2. Entstehung der Planetenwoche

Ebenfalls in Babylon hat nämlich eine Woche ganz anderer Art ihren Ursprung, die nicht aus der Beobachtung des Mondlaufes, sondern aus dem Glauben an die Macht der Planeten entstanden ist. Die eigentümliche Art der Bewegung dieser Sterne mußte ja schon bei der elementarsten Beobachtung auffallen. Während das Heer der Fixsterne stets in derselben Stellung am Himmelsgewölbe verharrt und sich nur insofern bewegt, als das ganze Himmelsgewölbe sich um seine Axe dreht, irren die Planeten — wie ihr Name „Irrsterne" besagt — scheinbar willkürlich im Weltenraum umher. Eben darum aber, weil sie als souveräne Herren erscheinen, hat man ihnen frühzeitig in Babylonien eine besondere Macht zugeschrieben. Sie haben in ganz besondrer Weise Einfluß auf das Schicksal der Menschen und bedürfen darum auch von Seite des Menschen besonderer Beachtung. Von der großen Zahl der heute bekannten Planeten waren dem Altertum nur fünf bekannt: Saturn, Jupiter, Mars, Venus, Merkur. In Babylonien hat man jedoch zu den Planeten auch die Sonne und den Mond gerechnet, weil auch sie ihre eigene Bahn, nicht einen festen Ort am Himmelsgewölbe haben. In den babylonischen Keilinschriften werden diese sieben Planeten als

Gegenstand religiöser Scheu und Verehrung oft erwähnt. Und die griechischen Schriftsteller bezeugen, daß der Glaube an ihre Macht und Bedeutung aus Babylonien stammt. Auf dieser Grundlage ist nun sicher auch der Glaube entstanden, daß die Planeten in regelmäßigem Wechsel die Herrschaft über einzelne Stunden und Tage ausüben. Dieser Glaube ist viel einfacher als die mehr wissenschaftliche Kunde über den Einfluß, den die Stellung der Sterne in der Stunde der Geburt auf das Geschick des Menschen ausübt. - Bei letzterer, also bei der eigentlichen Nativitäts Stellerei, mußten sehr umständliche Beobachtungen über die Stellung der Sterne zu einander, namentlich über die Stellung der Planeten zum Fixstern-Himmel angestellt werden, um die verschiedenen sich durchkreuzenden Einflüsse zu ermitteln, die in der Stunde der Geburt wirksam sind. Jener einfachere Glaube hat dies gar nicht nötig. Die Planeten lösen sich nach Stunden und Tagen hinsichtlich ihrer Herrschaft über den Menschen regelmäßig ab. Man braucht also nur zu wissen, welcher Planet die Herrschaft über die betreffende Stunde und den betreffenden Tag hat, um die Macht, unter der man steht, zu kennen. Beide Arten des astrologischen Glaubens stammen sicher aus Babylonien. Wir können aber den Glauben an die Stunden- und Tagesherrschaft der Planeten in den Keilinschriften nicht nachweisen. Er tritt uns in fest ausgebildeter Gestalt in den griechischen und römischen Quellen seit dem ersten Jahrhundert v. Chr. entgegen, ohne daß wir seine allmähliche Ausbildung verfolgen können. Die Form, in der er hier auftritt, ist folgende. Man glaubt, daß die sieben Planeten in regelmäßigem Wechsel je eine Stunde beherrschen, und zwar in derjenigen Reihenfolge, die sich aus ihrer Entfernung von der Erde ergibt. Der am weitesten von der Erde entfernte Planet ist Saturn. Ihm folgen: Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur, Mond. Letzterer steht der Erde am nächsten. Diese Anschauung von der Reihenfolge der Planeten war wenigstens die am weitesten verbreitete, und sie ist im Wesentlichen richtig, sofern man sich nur auf den Standpunkt stellt, daß auch Sonne und Mond Planeten sind und die Erde den Mittelpunkt bildet. Wenn man nun mit Saturn den Anfang macht, so daß er die erste Stunde des ersten Tages beherrscht, so fällt ihm auch die Herrschaft über die 8., 15., 22. Stunde desselben Tages zu. Ueber die 23. Stunde herrscht Jupiter, über die 24. Mars, über die 25. die Sonne; mit andern Worten: die erste Stunde des zweiten Tages wird von der Sonne beherrscht. Fährt man in derselben Weise fort, so ergibt sich, daß am dritten Tag der Mond, am vierten Mars, am fünften Merkur, am sechsten Jupiter, am siebenten Venus je die erste Stunde des Tages beherrschen; am achten wieder Saturn, so daß damit die Reihe von neuem beginnt. Die Theorie geht nun dahin, daß der Beherrscher der ersten Stunde zugleich eine Vorherrschaft über den ganzen Tag hat. Die Beherrscher der einzelnen Stunden üben für die betreffende Stunde nur eine Nebenherrschaft aus. Die Reihenfolge, in welcher die Planeten die Tage beherrschen, ist also diese: Saturn, Sonne, Mond, Mars, Merkur, Jupiter, Venus. Die Wirkungen sind bei Saturn und Mars überwiegend ungünstige, bei Jupiter und Venus überwiegend günstige; die andren drei sind neutral.

Mit dem Glauben an die Macht der Planeten war demnach für die Gläubigen auch eine „Woche“ gegeben. In regelmäßigem Wechsel von je sieben Tagen lösen sich die Planeten in ihrer Herrschaft ab. Man nannte daher auch die Tage nach den Planeten, indem man vom „Tag des Saturn“, „Tag des Mars“, „Tag des Merkur“ usw. sprach. — Etwa seit dem ersten Jahrhundert v. Chr. hat dieser Glaube sich von Egypten aus allmählich im Abendlande verbreitet und in steigendem Maße die Herrschaft über die Gemüter gewonnen. Schon der Dichter Tibullus zur Zeit des Augustus erwähnt den Saturn-Tag. Im ersten Jahrhundert n. Chr. mehren sich die Zeugnisse dafür. Etwa seit 200 n. Chr. war der Glaube im Abendlande allgemein verbreitet. „Die Zuweisung der Tage an die sieben Planeten ist jetzt bei allen Menschen“ sagt der um 210—220 n. Chr. schreibende Geschichtsschreiber Dio Cassius. Es war die Zeit, in der das Abendland überhaupt sich den orientalischen Religionen zuwandte. So hat auch die Lehre der Chaldäer von der Macht der Sterne sich das Abendland erobert. Und die einfachste und populärste Form dieser Lehre war die Theorie, daß die Planeten in ihrer Herrschaft sich nach Stunden und Tagen regelmäßig ablösen. Im Bereiche der griechischen Bildung hat dieser Glaube zwar auch Anhänger gewonnen; er ist aber hier nie so populär geworden, wie im Abendlande.

Eine Frage drängt sich hier noch auf: wie verhält sich die Planetenwoche zur jüdischen? Wir können nur sagen, daß, seitdem die Planetenwoche überhaupt in unsern Quellen auftritt, ein fester Parallelismus zwischen ihr und der jüdischen besteht. Der Saturntag entspricht immer dem jüdischen Sabbath usw. Griechische und römische Schriftsteller nennen daher den Sabbath geradezu den Tag des Kronos oder Saturn. Aber ein innerer Zusammenhang besteht nicht zwischen beiden. Man sieht dies am deutlichsten daraus, daß die Planetenwoche in allen Listen und Darstellungen, die wir haben, stets mit dem Saturntag beginnt, während die jüdische Woche mit dem Sabbath schließt. Beide haben ursprünglich Nichts mit einander zu tun. Der Parallelismus zwischen beiden muß sich zufällig gebildet haben. Aber nachdem die Planetenwoche einmal regelmäßig fortzurollen begonnen hatte, ist der Parallelismus ein ganz fester geblieben.

3. Annahme der jüdischen Woche durch die Kirche

Erst jetzt haben wir das Material, um die Frage zu beantworten, wie die christliche Kirche zu ihrer siebentägigen Woche gekommen ist. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sie zunächst und bis tief ins dritte Jahrhundert hinein nur die jüdische Woche aufgenommen hat. Schon im Neuen Testamente haben wir zwei Zeugnisse dafür, daß man gerade in den heidenchristlichen Gemeinden des Paulus und in den mit ihm befreundeten Kreisen sich der jüdischen Woche bediente. Im ersten Korintherbriefe (16, 2) gibt Paulus die Weisung, ein Jeder solle immer „am ersten Tage der Woche“ (so ist, wie oben bemerkt, zu übersetzen) Etwas von seinem Verdienst zurücklegen, damit die Geld-Sammlung für die Armen in Jerusalem, die Paulus angeordnet hatte, nicht erst stattfinden müsse, wenn er selbst nach Korinth komme. In der Apostelgeschichte aber (20, 7) wird erzählt, daß Paulus einst predigte „am ersten Tag der Woche“, da die Jünger zum Brotbrechen, d. h. zum gemeinsamen Brudermahl, zusammenkamen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Zusammenkünfte schon damals regelmäßig gehalten wurden. Nicht am jüdischen Sabbath, dem siebenten Tag der Woche, sondern „am ersten Tag der Woche“ kamen die Christen zum Gottesdienst und zum Brudermahl zusammen, weil dies der Tag der Auferstehung des Herrn war. Er ist daher schon frühe „der Tag des Herrn“ genannt worden (Offenb. Joh. 1, 10). Aber gerade weil diese christliche Bezeichnung schon frühe herrschend wurde, ist es besonders bemerkenswert, daß sich Paulus und seine Freunde noch der jüdischen Bezeichnung bedienten. Denn die Bezeichnung „der erste Tag der Woche“ ist einfach die jüdische. Während diese dann bald durch die Bezeichnung „der Herrentag“ verdrängt wurde, hat sich für alle übrigen Wochentage die jüdische Art der Bezeichnung Jahrhunderte lang erhalten. Auch die Christen sagten, wie die Juden, „am zweiten Tag der Woche“, „am dritten Tag der Woche“, „am vierten Tag der Woche“, „am fünften Tag der Woche“; auch die Christen nannten den sechsten Tag „Rüsttag“ und den siebenten Tag „Sabbath“. Dies ist höchst merkwürdig. Denn der Sabbath existierte eigentlich nicht mehr für die Christen; er war für sie nicht mehr der Tag der Ruhe und des Gottesdienstes. Und noch weniger hatte der vorhergehende Tag die Bedeutung eines „Rüsttages“. Trotzdem sind diese jüdischen Bezeichnungen in der christlichen Kirche Jahrhunderte lang beibehalten worden.

Es war also zweifellos die jüdische Woche, welche die Christen aufgenommen haben; und wir können diesen Gebrauch gerade in den von Paulus gegründeten Gemeinden mit Sicherheit feststellen. Steht diese Tatsache nicht in schroffem

Widerspruch mit dem, was wir im Brief an die Galater lesen? Hier tadelt Paulus doch die Galater sehr heftig, weil sie die jüdischen „Tage und Monate und Feste und Jahreszeiten" halten; ja er sagt, er fürchte umsonst an ihnen gearbeitet zu haben (Gal. 4, 10—11), weil nämlich dieses Beobachten jüdischer Satzungen mit dem christlichen Glauben unvereinbar sei. Und nun sehen wir doch, daß er selbst die jüdische Woche eingeführt hat in seinen Gemeinden, die der Mehrzahl nach aus geborenen Heiden bestanden und die jüdische Woche bis dahin nicht gekannt hatten! Letzteres wird man sicher sagen dürfen. Denn wenn auch unter den von Paulus Bekehrten manche „gottesfürchtige" Heiden waren, die vor ihrer Bekehrung zum christlichen Glauben sich bereits dem jüdischen Gottesdienst angeschlossen hatten (vgl. Apostelgesch. 13, 43; 17, 4), so bildeten diese doch nur eine Minderheit. Die Mehrheit in den Gemeinden des Paulus bestand aus solchen, die er selbst erst aus der Heidenwelt gesammelt hatte. So befremdlich es nun auf den ersten Blick scheinen mag, daß er diesen die jüdische Woche gebracht hat, so lehrreich ist diese Tatsache, wenn wir sie richtig würdigen. Paulus hat allerdings entschieden dagegen gekämpft, daß die Beobachtung des jüdischen Gesetzes und der jüdischen Sabbathe und Festtage von den Christen gefordert werde. Aber er hat doch in der gottesdienstlichen Sitte Manches aus dem Judentum herübergenommen. Auch seine Gemeinden hatten von Anfang an das Alte Testament als heilige Schrift; auch sie versammelten sich in gewissen Zwischenräumen regelmäßig zum Gottesdienst, wobei wie in der Synagoge das Alte Testament gelesen und belehrende und erbauliche Ansprachen gehalten wurden. Außer dem Text des Alten Testamentes sind sehr wahrscheinlich auch jüdische Gebetsformeln von den Christen aufgenommen worden; man denke nur an „Abba" (Röm. 8, 15; Gal. 4, 6) und „Amen" (1. Kor. 14, 16). Wenn in diesem Umfang das Vorbild des jüdischen Synagogen-Gottesdienstes auch für Paulus maßgebend war, so begreift es sich, daß er auch hinsichtlich der Zeittermine die jüdische Sitte beibehalten hat. Seine Gemeinden versammelten sich in denselben Zeitabständen zum Gottesdienst wie die jüdischen, d. h. alle sieben Tage einmal. Damit war von selbst die Aufnahme der jüdischen Woche gegeben. Die Freiheit von jüdischer Gesetzlichkeit aber war dadurch gesichert, daß man als Versammlungstag nicht den jüdischen Sabbath wählte, sondern den ersten Tag der Woche als den Tag, an welchem der Herr auferstanden ist.

4. Annahme der Planetenwoche durch die Kirche

Bis tief ins dritte Jahrhundert hinein sind die Wochentage von den Christen nur in der jüdischen Weise bezeichnet worden. Einige Kirchenväter dieser früheren Zeit erwähnen zwar gelegentlich auch die Tage der Planetenwoche. Aber die Art, wie dies geschieht, erlaubt nicht den Schluß, daß die Benennung der Tage nach den Planeten auch bei den Christen gebräuchlich war. Justin der Märtyrer (um 150 n. Chr.) und Tertullian (um 200 n. Chr.) sprechen vom „Tag der Sonne" und „Tag des Saturn". Aber beide tun dies nur in Schriften, die für heidnische Leser bestimmt sind, um sich diesen verständlich zu machen. Clemens Alexandrinus (um 200 n. Chr.) spricht vom Fasten am vierten und sechsten Wochentag, und findet es bedeutsam, daß dies die Tage sind, welche nach Hermes (Merkur) und Aphrodite (Venus) benannt werden. Durch das Fasten an diesen Tagen komme nämlich zum Ausdruck, daß der Christ sich der von jenen Gottheiten beförderten Sünden, der Geldgier und sinnlichen Lust enthält. Auch hieraus kann selbstverständlich nicht geschlossen werden, daß die Benennung der Tage nach den heidnischen Gottheiten auch in christlichen Kreisen im Gebrauch war.

Erst vom Ende des dritten Jahrhunderts an kommt die Bezeichnung der Tage nach den Planeten auch bei Christen ziemlich häufig vor. Das älteste Zeugnis dafür ist eine römische Grabschrift vom Jahre 269 n. Chr., auf welcher der „Tag der Venus" erwähnt wird. In größerer Zahl haben wir Grabschriften dieser Art aus dem vierten und fünften Jahrhundert; namentlich aus den christlichen Begräbnisstätten der Stadt Rom. Außer dem Jahr und dem Monatsdatum wird hier nicht selten angegeben, daß der Betreffende gestorben ist „am Tage der Sonne" oder „am Tage des Mondes" oder „am Tage des Mars" oder „am Tage des Merkur" oder „am Tage des Jupiter" oder „am Tage der Venus" oder „am Tage des Saturn". Dieselben Angaben finden sich auch auf christlichen Grabschriften in Süd-, Mittel- und Nord-Italien, in Sizilien und in Gallien und zwar aus denselben beiden Jahrhunderten, welchen die Grabschriften der Stadt Rom angehören: dem vierten und fünften. In Griechenland und dem Orient sind bis jetzt keine Inschriften dieser Art gefunden worden. Nur in Egypten läßt sich dieselbe Sitte nachweisen, wie in den abendländischen Provinzen.

Wie haben wir diese Erscheinung zu beurteilen? Gebrauchen die Christen die heidnischen Bezeichnungen nur deshalb, weil diese Namen schon eingebürgert waren? oder ist der Gebrauch der Namen ein Beweis dafür, daß auch die heidnischen Anschauungen in die christlichen Kreise eingedrungen waren? Wir müssen unbedingt die letztere Frage bejahen. Die Theologen haben freilich den Glauben an die Macht der Sterne stets als heidnisch bekämpft. Ihnen konnnte nicht verborgen bleiben, daß dieser Glaube unvereinbar ist mit dem christlichen Glauben an Gottes gnädige Vorsehung, die das Geschick der Menschen leitet. Aber in den Gemeinden hat der Planetenglaube trotzdem in weitem Maße Eingang gefunden. Wir haben sichere Beweise dafür, daß er in der genannten Zeit (4. und 5. Jahrh. n. Chr.) auch in christlichen Kreisen stark verbreitet war und die Gemüter beherrscht hat. Ein christlicher Schriftsteller des vierten Jahrhunderts (der sogenannte Chronograph vom Jahre 354) gibt ganz in der Weise der heidnischen Astrologen genaue Nachweise darüber, welcher Stern zu jeder Stunde und an jedem Tage der Woche die Herrschaft habe. Und die Bekämpfung dieses Glaubens in den erbaulichen Schriften der Theologen ist ja an sich schon ein Beweis dafür, daß er in den Gemeinden vorhanden war. Als im zweiten Jahrhundert die sogenannten „Gnostiker" den Versuch machten, griechische Weisheit und heidnischen Götterglauben mit dem schlichten Evangelium zu einer tiefsinnig scheinenden Weltanschauung zu verschmelzen, ist dies von der Kirche siegreich abgewiesen worden. Als aber im vierten Jahrhundert die breiten Massen des Volkes in die Kirche einströmten, haben sie auch den Planetenglauben mitgebracht. Es half nichts, daß der Neubekehrte dem groben Heidentum abschwören mußte. In feinerer Form lebte es doch in den Gemeinden fort. So haben wir es zu erklären, daß die Wochentage vielfach nach den Planeten benannt wurden. Man glaubte wirklich daran, daß der eine Tag unter der Herrschaft des Mars, der andere unter der des Merkur usw. stehe.

In der griechischen Kirche ist der Planetenglaube nie in solchem Maße wie in der abendländischen populär geworden. Daher haben hier die Planetennamen sich niemals eingebürgert. Die Bezeichnung der Wochentage durch einfache Numerierung ist hier herrschend geblieben. Auch im Abendlande hat die offizielle Kirche die Planetennamen nicht aufgenommen, sondern die Zählung, wie in den ersten Jahrhunderten beibehalten. Aber im Volke ist die Bezeichnung nach den Planeten so allgemein Sitte geworden, daß sie sich dauernd und bis auf den heutigen Tag erhalten hat, auch nachdem das Bewußtsein davon, um was es sich handelt, längst entschwunden ist. Man darf annehmen, daß dieses Bewußtsein mindestens während des fünften Jahrhunderts noch lebendig war. Dann wird es allmählich sich verloren haben. Aber die Namen sind geblieben. Bei den romanischen Völkern haben nur für Sabbath und Sonntag die christlichen Bezeichnungen sich behauptet. Aus sabbatum wurde italienisch Sabbato, französisch Samedi (= sambati dies); aus dies dominica (Tag des Herrn) italienisch Domenica, französisch Dimanche. Die fünf mittleren Wochentage aber werden noch heute mit den lateinischen Planetennamen bezeichnet, wie folgende Tabelle zeigt:

lateinisch		italienisch	französisch
Lunae dies	(Tag des Mondes)	Lunedì	Lundi
Martis dies	(Tag des Mars)	Martedì	Mardi

lateinisch		italienisch	französisch
Mercurii dies	(Tag des Merkur)	Mercoledì	Mercredi
Jovis dies	(Tag des Jupiter)	Giovedì	Jeudi
Veneris dies	(Tag des Venus)	Venerdì	Vendredi

Bei den germanischen Völkern sind die lateinischen Götternamen durch deutsche ersetzt worden. Wahrscheinlich ist die Planetenwoche bei den Germanen noch vor deren Bekehrung zum Christentum heimisch geworden, als man noch ein deutliches Bewußtsein davon hatte, daß die Planetennamen Götternamen sind. Daher hat man hier an Stelle der römischen Namen die deutschen gesetzt. Auch für Sonne und Mond wurden die deutschen Ausdrücke gebraucht. So sind folgende Namen entstanden:

	deutsch	englisch
Tag der Sonne	Sonntag	Sunday
Tag des Mondes	Montag	Monday
Tag des Tiu, Ziu (Mars)	alem. Ziestag	Tuesday
auch Tag des Thing (Mars)	Dinstag (aus Dingstag)	
Tag des Wodan (Merkur)	westf. Gudenstag	Wednesday
Tag des Donar, nord. Thor (Jupiter)	Donnerstag	Thursday
Tag der Frija (Venus)	Freitag	Friday

Für Saturn scheinen die Germanen keine entsprechende Gottheit gehabt zu haben; daher ist im Englischen der lateinische Name beibehalten (Saturday), während im Deutschen aus Sabbaths-Tag durch Vermittelung der Form Sambathstag das noch heute in Süddeutschland herrschende Samstag geworden ist.*)

Die Namen der Wochentage sind der übrig gebliebene Niederschlag einer Periode der christlichen Kirche, in der breite Massen des Volkes in heidnischem Aberglauben befangen waren. Die hier in Betracht kommende Form des Aberglaubens ist längst entschwunden. Aber andere Formen, kaum von besserer Art, stehen noch in voller Blüte und Herrschaft, nicht nur in der römisch-katholischen Kirche, sondern auch in unserem evangelischen Volke. Seine Erziehung zur vollen Reinheit und Freiheit des Evangeliums ist eine Aufgabe, an der wir stets werden zu arbeiten haben. E Schürer

---

Jesus — ein vegetarischer Abstinent?

Die Geschichte der Erklärungen des Lebensbilds Christi weist eine Menge der wunderlichsten Züge auf. Für die ernste Forschung haben diese selten Wert. Doch zwingen sie manchmal zu schärferer Fragestellung und geben erwünschten Anlaß, die nachträgliche Probe auf die Richtigkeit des Resultats zu machen. Psychologisch bleibt es interessant, die ungeheure Macht der autoritären Gedankenströmung stets aufs neue zu empfinden, welche die mechanische Nachahmung der Lebenszüge aus dem Bilde Christi auf die Gemüter ausübt. Die eigene Lebensführung sucht man durch Berufung auf Christus zu rechtfertigen.

So versucht ein Berliner Arzt wiederholt,**) Jesus zum vegetarischen Abstinenten zu stempeln. Der Bruder Christi, Jakobus, war (nach dem Zeugnis des Hegesippos) Nasiräer. Er trank keinen Wein und aß kein Fleisch. Von Johannes dem Täufer wissen wir dasselbe. Beziehungen des Apostels Paulus zum Nasiräat sind jedenfalls vorhanden. Die jüdische Proselytin Helena, Königin von Adiabene, war besonders eifrig, dieses Gelübde der Enthaltsamkeit von berauschenden Getränken zu halten. Sollte Jesus hierzu keinen Anlaß gegeben haben? Wie auffallend, wird gesagt, daß er an verschiedenen Stellen des Neuen Testaments nicht „Nazarener" sondern „Nazoräer" heißt. Das ist doch klar der Titel der alten Nasiräer. Jesus selbst enthielt sich vom Genuß des Weins:

Er ist selbst das erhabenste Beispiel eines Alkoholabstinenten. Noch am Kreuz wies er den Wein, der ihm als Betäubungsmittel gereicht wurde, zurück. Man muß sagen, daß wohl nie ein Abstinent Gelegenheit gehabt hat, seine Enthaltsamkeit in einem so entsetzlichen Augenblick zu bewähren.

Jesus enthielt sich des alkoholischen Weins auch beim Abendmahl. Nach rabbinischem Zeugnis trinken rechtgläubige Juden niemals gegorene Getränke, unter Berufung auf das Verbot in 3. Mose 10, 8—10. Die Kirchenväter Klemens und Hieronymus sollen bezeugen, daß der Wein des Abendsmahls nicht gegoren gewesen ist. Jesus selbst will nicht mehr vom Gewächs des Weinstocks trinken, bis daß er es „neu", frisch, d. h. ungegoren trinken wird. Die Sitte, die Weinbeeren mit der Hand in die Becher zu pressen, kennt das Altertum. Ob beim Abendmahl so verfahren wurde, ist zwar nicht überliefert. Justinus Martyr aber bezeugt, daß ein Becher gemischten Weins getrunken wurde.

Dr. Winsch findet im Abendmahl noch mehr. Er geht davon aus, daß der antike Opferkult enge mit der Mahlzeit verbunden war. Jede Mahlzeit war ein Opfern, und was nicht geopfert wurde, aß man nicht. Nun bringt Christus in Form von Brot und Wein ein Opfer dar. Es handelte sich ja beim Abendmahl nicht um das Passahmahl, sondern um die tägliche Abendmahlzeit. Die Lösung aus dem Rahmen des Passahmahls erfordert schon die Chronologie des Todestags Christi. Wenn nun Christus Brot und Wein als Opfer bezeichnete, so lag darin die ausdrückliche Verwerfung des blutigen Opfers. Die vegetarische Diät wurde hier in einer symbolischen Handlung empfohlen. Das blutige Götzenopfer wird abgelöst durch die natürliche Ordnung:

Brot und Wein sind die Symbole des gesamten evangelischen Geistes, der durch die Persönlichkeit Christi vertreten wird. Indem der Heiland und seine Gemeinde nur Brot und Wein opfern und nur Brot, Wein und verwandte Speise als Nahrung genießen, so bilden sie dadurch zunächst äußerlich der fleischessenden Welt gegenüber eine Gemeinschaft. Noch höheren Wert als dies äußere Band hat das Band geistiger Gemeinschaft. Die unblutige Nahrung ist das Sinnbild des Friedens. Das unblutige Opfer verkündet den Geist der Liebe zu Gott und den Menschen.

In dieser Auffassung bestärkt sich der Verfasser durch die Erinnerung an Melchisedek, der nur Brot und Wein opferte, mit welchem Christus in Analogie gestellt wird; ferner durch die Erwähnung einer alten Tradition der griechischen Kirche, welche ausdrücklich betont, daß Christus das Osterlamm nicht gegessen habe; endlich durch die Deutung von Joh. 6, 27 als direktes Verbot des Fleischgenusses: „Schaffet nicht Speise, die verzehrt, sondern Speise, die zum ewigen Leben bleibt." Selbst von Fischen habe sich Jesus enthalten. Johannes rede in der Speisungsgeschichte der Fünftausend neben den Broten nur von einer „Zugabe" (ὀψάριον), die ebenso gut in Oliven, Feigen, Käse, wie in Fisch bestehen konnte. So werde es erklärlich, daß Petrus in den klementinischen Homilien seine Lebensweise mit den Worten beschreibt: „Ich lebe von Brot und Oliven, denen ich nur selten ein Gemüse hinzufüge." Wenn Jesus das „Lamm" genannt wird, so sei dabei auch an den Gegensatz des Pflanzenessers gegen die fleischfressenden, reißenden Wölfe gedacht. Der „Raub", von dem sich die Pharisäer trotz der Reinigung der Becher und Schüsseln nicht enthalten, deute auf die Fleischkost. Das Reich Gottes besteht nicht in Eß- und Trinkgelagen; und das 14. Kapitel des Römerbriefes enthalte ein volles Fleisch- und Spirituosenverbot; freilich habe Paulus, der selbst Abstinent war, sich zu Kompromissen in seinen Gemeinden verstanden.

Doch genug! Es ist nicht leicht, Etwas gegen diese Ausführungen zu sagen. Denn der Verfasser führt an anderer Stelle aus, der Hauptfehler bei den Gelehrten, die über das Christentum schreiben, sei der, „daß sie nicht einmal erst versuchen, sich so zu ernähren, wie alle hervorragenden Männer der Urchristenheit, nämlich von Brot, Früchten und Gemüsen. Dann würden sie erst einmal inne werden, welchen Einfluß eine naturgesetzliche Nahrung auch auf das geistige Wesen des Menschen hat, und wie Fleisch, Alkohol und Tabak den Menschen überhaupt unfähig machen, den wahren evangelischen Geist zu erfassen." Somit ist Jeder verdächtig, der nicht Vegetarier ist, die Wissenschaft zu fälschen.

*) Die quellenmäßigen Belege für das oben Ausgeführte habe ich in einer größeren Arbeit über die siebentägige Woche in der Zeitschrift für die Neutestamentliche Wissenschaft 1905, S. 1—66, gegeben.

**) Dr. Wilhelm Winsch: War Jesus ein Nasiräer? Leipzig, K. Lentze 1904. 20 Pf. — Die Lösung der Abendmahlsfrage. Berlin, Brettkreuz 1903. 1,50 Mk. — Weiteres zur Lösung der Abendmahlsfrage. 2. Auflage. Berlin, Verlag Lebensreform 1905. 20 Pfg. — Mein Christusbild. 2. verbesserte Auflage. Ebenda 1905. 50 Pfg.

Die Namennennung „Nazoräer" ist bis heute noch nicht aufgeklärt. Würde derselbe mit dem alttestamentlichen „Nasir" identisch sein, so wäre nicht zu erklären, warum man Nazoräer schreibt. Man hat eine Menge Vermutungen darüber aufgestellt. Die Einen nehmen an, daß der ganze Name Nazareth vielleicht mißverständlich aus Nasiräer entstanden sei; wieder Andere deuteten den Namen nach einem hebräischen Wort als „Säger" = Zimmermann. Jedenfalls ist Tatsache, daß in den Handschriften sich fast überall die Schreibweise „Nazarener" durchsetzt und das Verständnis für ein etwaiges Nasiräat jedenfalls bald verloren gegangen sein muß.*) Daß die ganze Annahme eines abstinenten Vegetariers an der einfachen Berichterstattung von Matth. 11, 18 scheitert, wo die Lebensweise Johannis und Jesu einander gegenüber gestellt werden, braucht Kundigen nicht gesagt zu werden. Immerhin geben die exegetischen Betrachtungen dieses über das Ziel hinausschießenden Vegetariers Anlaß, die eine oder andere Partie aus den synoptischen Berichten sich genauer anzusehen. Traub

Verschiedenes

Die Heilsbedeutung des Gesetzes. Das ist der Titel eines Vortrages, den Professor D. Carl Stange auf einer Königsberger Pastoralkonferenz im November 1903 gehalten hat.**) Wie in einer Vorbemerkung des gedruckten Vortrages angegeben ist, will Stange wesentlich die Hauptgedanken der Heidelberger Disputation (April 1518), die sicher echt lutherisches Gedankenmaterial enthält und von Stange kürzlich in praktischer handlicher Ausgabe für akademische Uebungen herausgegeben worden ist, reproduzieren.***) Man kann sich der Art und Weise nur freuen, wie Stange das Problem: Was hat das Gesetz für den Heilsweg des Christen zu bedeuten? speziell im Verhältnis zum Evangelium? klar und verständlich zu machen und die verschiedenen Lösungsversuche zu schildern weiß. Daß die Reformation die gesetzlich-verdienstliche Regelung unseres Verhältnisses zu Gott (Nomismus) unbedingt ablehnt, daß aber die vulgäre Auffassung der reformatorischen Lehre mit ihrer Anschauung von der stellvertretenden Gehorsamsleistung Christi doch schließlich wieder das gesetzliche Verhältnis zwischen Gott und den Menschen als das normale, das Evangelium nur als notgedrungenen Amnestieerlaß Gottes ansieht, — daß ebenso unbedingt wie der Nomismus auf evangelischem Boden eine Geringschätzung des Gesetzes, eine Verdrängung der Sittlichkeit durch die Religion (Antinomismus) abgewiesen werden muß: das wird einleuchtend und durchsichtig dargelegt, ebenso wie das Verständnis von der heilserzieherischen Bedeutung des Gesetzes, die Luther aufgegangen ist und die darin besteht, daß das Gesetz, indem es den Menschen vor unerfüllbare eigene Leistungen stellt, durch die er sich Gottes Wohlgefallen verdienen soll, ihn an der eigenen Kraft verzagen und desto ausschließlicher der allein seligmachenden Gnade Gottes sich ergeben läßt. Aber Stange gibt seinem Vortrag den Titel: Die Heilsbedeutung des Gesetzes, und läßt trotz der erwähnten Vorbemerkung über den engen Zusammenhang seiner Ausführungen mit der Heidelberger Disputation die Sache so erscheinen, als ob die dargelegte Beurteilung des Gesetzes durch Luther auf evangelischem Boden die einzig normale wäre. Sie ist noch nicht einmal bei Luther die einzige — er kommt oft genug zu Vorstellungen vom Gesetz, bei denen es ihm um den im Gesetz zum Ausdruck kommenden unwandelbaren Gotteswillen, ohne die Komplikation mit dem Gedanken an die verdienstlich sein sollende Leistung, zu tun ist. Aber allerdings überwiegt bei Luther ganz entschieden die Vorstellung vom Gesetz als einer von Gott lediglich zu heilserzieherischen Zwecken gegebenen Lohnordnung für den „natürlichen" Menschen — sie überwiegt so sehr, daß ihm daraus für Behauptung der Geltung des Gesetzes auch für den schon gläubigen Christen die größten Schwierigkeiten erwachsen. Diese Zuspitzung von Luthers Gedanken über das Gesetz war in seiner persönlichen Lebensführung wohl begründet, und man wird sich in seinen Kampf um die innere Erkenntnis des heiligen und gnädigen Gottes, in die theologischen Formen, die er dabei gefunden, immer mit der denkbar größten Achtung vor der darin geleisteten religiös-sittlichen Gedankenarbeit versenken. Man wird auch für möglich halten, daß die individuelle Führung eines Einzelnen heute noch der Führung Luthers parallel laufen kann — überall da, wo es einer zuerst ehrlich mit seinen Leistungen bei Gott versucht hat. Aber muß, ja kann normaler Weise der in der evangelischen Kirche aufwachsende Christ an diesem Punkt — wie an so manchem andern — denselben Weg gehen wie Luther? Darf und kann man ihn in der offiziellen kirchlichen Unterweisung in Predigt, Seelsorge, Unterricht denselben Weg führen wollen? Stanges Vortrag ist zwar rein wissenschaftlich gehalten und vermeidet, Folgerungen für die kirchliche Praxis anzudeuten; er könnte sich also möglicher Weise darauf beschränken wollen zu zeigen, unter welchen Voraussetzungen einer gleich Luther durchs Gesetz hindurch zum rechten Verständnis der Gnade Gottes im Evangelium kommen kann. Aber ich fürchte, der Hörer und Leser zieht leicht die Folgerungen für die Praxis im angegebenen Sinn: verwehrt ist es ihm durch kein Wort. Und diese Folgerungen für die Praxis sind direkt ruinös für den Respekt vor den stets verbindlichen sittlichen (nicht verdienstheischenden) Forderungen des Gesetzes. Wir müssen geschichtliche Dinge geschichtlich verstehen und dürfen sie nicht in gänzlich veränderter geistiger Situation nachmachen wollen: das wird gequält und unwahr — bei dem in Frage stehenden Punkt führt es sehr leicht zu dem von Stange mit Recht perhorreszierten Antinomismus. Worum sich die evangelische Theologie von heute bemühen muß, ist ein Verständnis für die bleibende Bedeutung des Gesetzes auch für den Christen, nicht eine Anleitung, mit einem pharisäisch-katholisch aufgefaßten Lohngesetz wie Paulus und Luther innerlich fertig zu werden: sie wird dabei neben lutherisch-pauliniſchen Gedankenzügen auch die Jesu und des Johannes sorgfältig zu berücksichtigen haben. Dagegen darf sie nicht die von Luther als für seine persönliche Erfahrung befriedigend gefundene Lösung des Problems einfach konservieren: wenn sie es doch tut, versäumt sie eine Pflicht.

Als dogmengeschichtliche Einführung in Luthers treibende Gedanken nehmen wir das von Stange Gebotene mit Dank an; aber der Vortrag erscheint uns dogmatisch nicht vollständig genug und wegen der möglichen Folgerungen für die Praxis nicht unbedenklich.
Karl Eger

Was ist schriftgemäß? Vortrag, gehalten auf der neunten Goslarer Dozentenkonferenz. Von Carl Stange. Leipzig, Dieterich 1904. 24 S. 60 Pf.

Da steh ich nun, ich armer Tor
Und bin so klug als wie zuvor:

Das ist die Situation, in die sich der Leser des Vortrages am Schluß der Lektüre versetzt findet. Denn so lautet das Resultat: Schriftmäßig ist, was offenbarungsmäßig ist. Ja, mit Verlaub, was ist denn offenbarungsmäßig? Aber wer wird so neugierige Fragen stellen! Wer es dennoch tut, dem geschieht ganz recht, wenn er in einer kurzen Anmerkung mit dem Hinweis auf andere Vorträge abgespeist wird. Im Uebrigen vermag ich den Ausführungen des Verfassers, die eine treffliche Kritik der üblichen sogenannten „Methoden" der Glaubenslehre geben, in weitem Umfange zuzustimmen. Alle diese „Methoden" kranken in der Tat an dem fundamentalen Mangel, daß sie keinen sicheren Maßstab angeben, dessen sich die Glaubenslehre zu bedienen habe. Aber weshalb werden in dem geschichtlichen Ueberblick gerade diejenigen Dogmatiker der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mit Stillschweigen übergangen, die bereits mit größtem Nachdruck eine Neugestaltung der Dogmatik gefordert und sie durchzuführen begonnen haben? Denn Albrecht Ritschl und Julius Kaftan sind doch weder unter die „Biblicisten" noch unter die „Bewußtseinstheologen" zu rechnen! Sind sie also die eigentlichen Väter der „Offenbarungstheologie", die der Verfasser als die Theologie der Zukunft preist? Ich weiß nicht, ob es Stange so angesehen wissen will. Jedenfalls aber habe ich gegen den Terminus „Offenbarungstheologie" die schwersten Bedenken. Dieser Begriff ist 1. vieldeutig, und folglich wissenschaftlich unbrauchbar; er erweckt 2. den Schein unberechtigter Anmaßlichkeit. Alle (christliche) Theologie ist Offenbarungstheologie, da sie es mit der christlichen Religion als Offenbarungsreligion zu tun hat. Strittig ist nur gerade das Offenbarungs-Verständnis. Die theologischen Differenzen liegen also unterhalb des Offenbarungsbegriffs, und die betreffenden Probleme sind folglich nicht durch diesen selbst zu lösen oder auch nur zu fördern. G Wobbermin

Das Christentum der Zukunft. Ein Ausblick in das zwanzigste Jahrhundert. Von Hans Faber. Zürich, Schultheis und Co. 1904. 3,20 Mk.

Solche Bücher müssen immer wieder geschrieben werden, sie sind uns Kirchenmenschen heilsam. Denn mit unbarmherziger Kritik gehen sie allem unwahren Kirchenwesen zu Leibe. Natürlich wird die Kritik einseitig, aber das hebt ihre Wirkung nur. Der Verfasser sagt uns, daß die Kirchen abgewirtschaftet haben. Jesus selbst hat nie eine Kirche gewollt: als das Christentum zur Buchreligion wurde, hat es sein Wesen verleugnet; der christliche Kultus ist wertlos, die Sakramente sind von Jesu nie beabsichtigt, die Kasualreden oft unwahr usw. Aber Faber tadelt nicht nur. Er eröffnet uns auch einen Ausblick in die Zukunft. Er vertritt die Ansicht, daß die Zeit der Kirche vorüber, die Zeit des Christentums aber erst gekommen sei. Wir wollen uns seine Kritik gern gefallen lassen, obwohl sie teilweise nicht so neu ist, wie sie sich den Anschein gibt. Auch sein Ausblick in die Zukunft soll uns lieb sein, mögen auch ihn uns schon Andere vor Faber gewiesen haben. Er meint es gut mit unserm Christenglauben, er hat ein unbestechliches Wahrheitsgefühl, eine scharfe Beobachtungsgabe; und vor allen Dingen weiß er, was Religion ist.

Aber deshalb müßte er nicht Alles, was Kirche heißt, unter eine Formel bringen. Die evangelischen Kirchen wissen, daß sie nur menschliche Einrichtungen sind, die das Evangelium ebenso gut fördern

*) Wir verdanken diese Mitteilungen Herrn Professor D. Nestle in Maulbronn.

**) Leipzig, Dieterich 1904. 30 S. 75 Pf.

***) Die ältesten ethischen Disputationen Luthers. Herausgegeben von D. C. Stange. 1. Heft der Quellenschriften zur Geschichte des Protestantismus. Herausgegeben von J. Kunze und C. Stange. Leipzig, Deichert.

wie hemmen, daß sie ihren Zweck verfehlen, wenn sie Selbstzweck werden. Und dann wäre uns Faber schuldig, deutlicher zu sagen, was das Evangelium Jesu eigentlich ist. Das wäre notwendiger wie seine ganze Kritik. Wir können es ihm ferner nicht erlassen, wenn er es auch ablehnt, daß er uns wenigstens die Wege zeigt, wohin die Zukunftsentwicklung unserer Kirchen steuern soll. Sonst hilft uns auch die schönste Kritik nichts.

Aber auch so wünsche ich dem Buche viel nachdenkliche Leser. Es ist aufrichtig gemeint und mit Feuereifer geschrieben.

Baltzer

Nachträglich erfahre ich, daß sich hinter dem Decknamen ein schweizer Pfarrer versteckt, der in seiner Heimat durchaus nicht zu den Radikalen gerechnet wird, das hat mich noch nachdenklicher gemacht. Ist es wirklich ein Schade, wenn so Etwas möglich ist? Eine Kirche, die das erzeugen und ertragen kann, zeigt starke Lebenskräfte. Ein wenig schweizer Bergluft könnte uns nicht schaden. D Bf

Nachlese zu den Früchten des Herdergedenktags. Noch strömt der Quell, der 1903 von neuem aufgebrochen ist. In der letzten Zeit hat er zwei Schriften an den Tag gebracht, die unsern Lesern besonders willkommen sein werden. Da sie für den Rundblick in Nr. 32 des vorigen Jahrgangs zu spät gekommen sind, soll wenigstens nachträglich mit aller Kraft auf sie verwiesen werden. Denn sie übertreffen an Bedeutung für gebildete Christen die meisten der dort genannten Schriften. Baumgarten legt die fünf Vorträge, die er nach dem Gedenktag im Frankfurter Hochstift gehalten hat, einem größeren Publikum vor. Er behandelt „Herders Lebenswerk und die religiöse Frage der Gegenwart." (Tübingen, Mohr 1905. 1,80, geb. 2,50 Mk.) Da er sich seit 1888 innerlich wie litterarisch (vgl. den 1. Jahrgang der Christlichen Welt!) mit Herder beschäftigt hat, bildet seine Schrift die reife Frucht vielfacher Auseinandersetzungen mit dem großen Manne. Von verschiednen Seiten aus dringt er zugleich in das Innre seines Geistes ein; er beschreibt nacheinander sein persönliches Lebensproblem, seine Stellung in der Ideengeschichte, seine Originalität, seinen notwendigen Gegensatz zu Goethe, seine Beziehung zur religiösen Frage der Gegenwart. Was er in langen Jahren eingehender Lektüre mit Hilfe der litterargeschichtlichen Forschungen, besonders der von Haym, gewonnen hat, das verwertet er „für die Kultur des persönlichen Lebens", d. h. er schildert vor allem den Frömmigkeits- und Lebensgehalt seines Wirkens. Seine Darstellung ist darin verwandt mit den durch psychologische Feinheit und sittlichen Ernst ausgezeichneten Werken Kühnemanns. Seine Schreibart ist so wuchtig, daß Niemand sich ihr entziehen kann. Auf theologischer Seite bedeutet daher die Schrift trotz Werner, Pfleiderer u. A. das Eindrucksvollste, was über Herder geschrieben worden ist. Freilich ließe sich über so Manches rechten. Es ist geschichtlich falsch, einen Herder am paulinisch-lutherischen Christentum oder an dem Inhalt unsers eignen religiösen Bewußtseins zu messen, wie Baumgarten noch immer, obschon milder als ehedem, tut. Sein Verfahren hat höchstens als Reaktion ein Recht, als Reaktion nämlich gegenüber dem Streben, unser Christentum mit dem seinigen in eins zu setzen oder ihn als Eideshelfer für unsre Stellung zu gewinnen. Wir können noch viel, sehr viel von Herder lernen; aber er gehört als Ganzes doch der Zeit an, die ihn gebar und erlebte. Das hat Baumgarten mit aller Klarheit erkannt, und so ist seine Schrift eine — naturgemäß nicht immer gerechte — Auseinandersetzung des modernen Christentums mit der geschichtlichen Bedingtheit seines eignen Ursprungs. — Dechent hat für seinen jetzt im Druck erschienenen Gießner Konferenzvortrag einen engeren Ausschnitt aus dem Wirken Herders gewählt; es ist ihm gelungen, den zu finden, der die größte Bedeutung auch für die Gegenwart beanspruchen darf. Er behandelt „Herder und die ästhetische Betrachtung der heiligen Schrift". (Gießen, Ricker 1904. 75 Pfg.) Dabei will auch er nicht in den Gang der Forschung eingreifen, sondern vielmehr die Fülle ihrer Schätze verwerten. Nachdem er ein durch Klarheit und Schlichtheit anziehendes Bild von Herders Stellung zur Bibel entworfen hat, mündet er in den Ruf „mehr Herder" und wendet ihn nach drei verschiednen Seiten an. Von den forschenden Theologen, von den Predigern und Religionslehrern verlangt er, daß sie mehr als üblich in der Weise Herders die Bibel lehren und betrachten sollen. Der junge Theologe wie der Christ muß dazu angeleitet werden, sie durch den „gelehrten Kleinkram" hindurch mit lebendiger Freude und Begeisterung, mit einem vollen Anteil der neu schaffenden ästhetischen Kräfte, mit rechtem Sinn für das eigenartige, individuelle Leben der biblischen Bücher zu lesen, ihr die göttlichen Tiefen abzufühlen, die unser Dasein erhöhen und bereichern. Es ist vielleicht das Beste, das wir von Dechents Schriftchen sagen können, wenn wir seinen Ruf weitergeben und hineintönen lassen unter die gebildeten Christen; möchten viele, viele sich durch ihn zu seinem Helden und von da zur Bibel selber führen lassen!

Stephan

Der sogenannte Toleranzantrag des Zentrums sei zum Verständnis des Artikels in dieser Nummer hier wörtlich mitgeteilt:

§ 1. Jedem Reichsangehörigen steht innerhalb des Reichsgebiets volle Freiheit des religiösen Bekenntnisses, der Vereinigung zu Religionsgemeinschaften, sowie der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Religionsübung zu. Den bürgerlichen und staatsbürgerlichen Pflichten darf durch die Ausübung der Religionsfreiheit kein Abbruch geschehen. Unberührt bleiben die allgemeinen polizeilichen Vorschriften der Landesgesetze über das Vereins- und Versammlungswesen.

§ 2. Für die Bestimmung des religiösen Bekenntnisses, in welchem ein Kind erzogen werden soll, ist die Vereinbarung der Eltern maßgebend, welche jederzeit vor oder nach Eingehung der Ehe getroffen werden kann. Die Vereinbarung ist auch nach dem Tode des einen oder beider Elternteile zu befolgen. — § 3. In Ermangelung einer Vereinbarung der Eltern gelten für die Bestimmung des religiösen Bekenntnisses, soweit nicht nachfolgend ein anderes vorgeschrieben ist, die Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuches über die Sorge für die Person des Kindes. Steht dem Vater oder der Mutter das Recht und die Pflicht, für die Person des Kindes zu sorgen, neben einem dem Kinde bestellten Vormund oder Pfleger zu, so geht bei einer Meinungsverschiedenheit über die Bestimmung des religiösen Bekenntnisses, in welchem das Kind zu erziehen ist, die Meinung des Vaters oder der Mutter vor. Das religiöse Bekenntnis des Kindes kann weder von dem Vormunde noch von dem Pfleger geändert werden. — § 4. Gegen den Willen der Erziehungsberechtigten darf ein Kind nicht zur Teilnahme an dem Religionsunterricht oder Gottesdienst einer anderen Religionsgemeinschaft angehalten werden, als den in § 2 und § 3 getroffenen Bestimmungen entspricht. — § 5. Nach beendetem vierzehnten Lebensjahre steht dem Kinde die Entscheidung über sein religiöses Bekenntnis zu. — § 6. Der Austritt aus einer Religionsgemeinschaft mit bürgerlicher Wirkung erfolgt durch ausdrückliche Erklärung des Austretenden gegenüber der Religionsgemeinschaft. Die Erklärung ist dem Amtsgerichte des Wohnorts gegenüber abzugeben; von diesem ist sie der zuständigen Behörde der Religionsgemeinschaft mitzuteilen. Die Erklärung kann schriftlich in öffentlich beglaubigter Form abgegeben werden. Ueber den Empfang der Erklärung ist eine Bescheinigung zu erteilen. Das Verfahren ist kosten- und stempelfrei. — § 7. Die Abgabe der Austrittserklärung bewirkt, daß der Ausgetretene zu Leistungen, welche auf der Zugehörigkeit zur Religionsgemeinschaft beruhen, nicht mehr verpflichtet wird. Leistungen, welche kraft besonderen Rechtstitels auf bestimmten Grundstücken haften oder von allen Grundstücken des Bezirks oder doch von allen Grundstücken einer gewissen Klasse in dem Bezirk ohne Unterschied des Besitzers zu entrichten sind, werden durch die Austrittserklärung nicht berührt. — § 8. Niemand kann zu Leistungen an eine Religionsgemeinschaft, zu welcher er nicht gehört, herangezogen werden, wenn nicht ein gemeinschaftlicher Genuß oder ein besonderes Rechtsverhältnis besteht.

§ 9. Religionsgemeinschaften, welche in einem der Bundesstaaten vom Staate anerkannt sind (anerkannten Religionsgemeinschaften), steht innerhalb des Reichsgebiets die freie und öffentliche Ausübung ihres Kultus zu. Dieselben sind insbesondere befugt, überall im Deutschen Reich ohne staatliche oder kommunale Genehmigung Gottesdienste abzuhalten, Kirchengebäude mit Türmen zu erbauen und auf denselben Glocken anzubringen. Ihre Religionsdiener dürfen die Religionshandlungen bei allen Mitgliedern der Religionsgemeinschaft ausüben. — § 10. Der Verkehr der anerkannten Religionsgemeinschaften mit ihren Oberen ist ungehindert. Vorschriften und Anordnungen einer anerkannten Religionsgemeinschaft, welche sich auf die Religionsübung beziehen, bedürfen zu ihrer Gültigkeit weder einer Mitteilung an die Staatsbehörde, noch einer Genehmigung von seiten der Staatsbehörde. — § 11. Anerkannte Religionsgemeinschaften können innerhalb des Reichsgebiets Religionsgemeinschaften oder geistliche Aemter, sofern für solche staatliche Mittel nicht in Anspruch genommen werden, ohne staatliche Genehmigung errichten oder abändern. Landesrechtliche Verbote oder Beschränkungen der Verwendung auswärtiger Religionsdiener zu einer seelsorgerlichen Tätigkeit finden keine Anwendung auf die Religionsdiener anerkannter Religionsgemeinschaften. — § 12. Die Aufnahme in eine anerkannte Religionsgemeinschaft, die Zulassung zu deren Religionshandlungen, sowie die Vornahme einer Taufe, einer kirchlichen Trauung oder eines kirchlichen Begräbnisses ist von einer Mitwirkung der Behörden des Staats oder einer anderen Religionsgemeinschaft oder von einer Anzeige bei solchen Behörden unabhängig. — § 13. Die Abhaltung von Missionen der anerkannten Religionsgemeinschaften unterliegt keinerlei gesetzlicher Beschränkung noch Hinderung. — § 14. Religiöse Genossenschaften, Gesellschaften und Vereine aller Art, welche einer anerkannten Religionsgemeinschaft angehören, bedürfen zu ihrer Gründung und Tätigkeit innerhalb des Reichsgebiets keinerlei staatlicher oder kommunaler Genehmigung.

Kleine Mitteilungen. Von Herrn Pastor Crome in Celle erhielt ich einen zweiten Brief, den zu veröffentlichen oder nicht er aufs freundlichste mir freistellt. Ich werde ihn sehr gern zum Abdruck bringen und meine Antwort hinzufügen, bitte nur um ein wenig Geduld.

Höchst aufregend sind für den Freund des sozialen Friedens die Beratungen über das Berggesetz in der Kommission des preußischen Abgeordnetenhauses. Mag auch das Plenum zu einer wohlwollenderen Stellung zur Regierungsvorlage kommen: wieviel Kapital an Vertrauen zu den gesetzgebenden Faktoren in Preußen, das bei den Bergarbeitern noch vorhanden ist, wurde durch die Kommissionsbeschlüsse schon vergeudet! Das heißt so recht für die Sozialdemokratie arbeiten. Die Verantwortung tragen die Konservativen, die im preußischen Landtag die unbedingte Mehrheit haben.

Auch an dieser Stelle sei auf die Festnummer der Mitteilungen des Evangelisch-sozialen Kongresses hingewiesen — Evangelisch-sozial Nr. 3/4 —, die dem Ehrenpräsidenten des Kongresses, dem Nationalökonomen Adolf Wagner, zu seinem siebzigsten Geburtstag gewidmet ist. Vgl. den Anzeigenteil.

Mit großer Freude werden die Leser der Missionsartikel in Nr. 10 und 11 hören, daß die Missionsschuld der Brüderkirche gedeckt ist. Das Wochenblatt „Herrnhut" konnte soeben melden, daß bis 3 April 223 362 Mark für diesen Zweck eingegangen sind.

Wenig haben wir diesmal der Schenkbedürfnisse gedacht, die sich aus Anlaß der Konfirmationen auch in unserm Leserkreise geltend machen. Nur einen Titel noch in letzter Stunde: Deutscher Glaube. Ein Lesebuch religiöser Prosa. Herausgegeben von Lic. Schiele. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 160 S. Geschenkausgabe 3 Mk. Besonders für Schüler höherer Lehranstalten oder besserer Begabung geeignet, auch für Mädchen von ähnlicher Bildung. R

Zu dem Briefwechsel in Nr. 11

Richtigstellung

Auf die Verwahrung des Herrn Professor Bousset in Nr. 13 des Blattes kann ich nur erwidern, daß mir jede persönliche Verunglimpfung des Herrn Professors oder seiner Schüler fern gelegen hat. Mein ganzer Artikel ist auf die Voraussetzung gegründet, welche auch Herr Professor Bousset zugibt, daß ihm und seinen Schülern Christus nicht Gott, und darum „das Gebet zu ihm eine Unmöglichkeit ist". Mögen nun die Anhänger dieser Auffassung die entgegengesetzte noch so taktvoll schonen, sobald sie offen predigen: Jesus gehört rein auf die menschliche Seite, Jesus ist nicht wahrhaftiger Gott, so verurteilen sie tatsächlich, auch wenn sie es nicht ausdrücklich sagen, das Gebet der Gemeinde zu dem Menschen Jesus als Götzendienst.

Daß ich es so gemeint habe, geht aus dem Satze auf Spalte 246 klar hervor, wo ich schrieb: „Jene (die radikal-modernen Theologen) können ehrlicher Weise nicht mehr zu Christo beten, ja sie müßten eigentlich die Anbetung Jesu genau so als Götzendienst verurteilen, wie Luther und die ganze evangelische Kirche die Anbetung der Heiligen verurteilt".

Das ist doch gewiß keine persönliche Verunglimpfung, sondern nur eine scharfe Formulierung des Gegensatzes, der tatsächlich vorhanden ist und nicht mehr vertuscht werden kann noch soll.

Celle H Crome, Pastor

Duplik

Ich freue mich, daß Herr Pastor Crome versichert, daß ihm bei dem von mir beanstandeten Artikel die Absicht der persönlichen Verunglimpfung fern gelegen habe. Ich kann aber in seiner Richtigstellung eine Beantwortung der von mir öffentlich gestellten Frage nicht erblicken. Ich hatte gefragt, wie Herr Pastor Crome zu der unerhörten Behauptung komme, daß von Seiten meiner Schüler das Gebet zu Jesus öffentlich von der Kanzel herab als Götzendienst bezeichnet werden würde. Was aber Herr Pastor Crome in obiger Richtigstellung als seine Meinung aufrecht erhält, das ist nicht mehr der von mir angegriffene Satz, sondern eine wesentlich gemilderte und verklausulierte Behauptung, wie sich Jeder durch den Vergleich überzeugen kann.

Aber selbst die so gemilderten Ausführungen muß ich noch beanstanden. Herr Pastor Crome braucht nicht zu fürchten, daß ich oder meine Schüler öffentlich predigen werden, Jesus sei nicht wahrhaftiger Gott. Derartige Negationen gehören nicht auf die Kanzel und dienen nicht zur Erbauung. Ich würde ein derartiges praktisches Verhalten für ebenso verkehrt halten, als wenn ein durch die Erlanger Schule hindurchgegangener Theologe in einer im alten Sinne streng bibelgläubigen Gemeinde davon predigen wollte, daß es mit der alten Inspirationslehre Nichts sei.

Ich kann Herrn Pastor Crome nach Alledem den Vorwurf nicht ersparen, daß er im Uebereifer des Kampfes Konsequenzen, die er aus meiner Stellung ziehen zu müssen glaubt, als tatsächlich von mir oder meinen Schülern ausgesprochene Urteile und Behauptungen ausgegeben hat.

Zu der hinter Alledem liegenden ernsten sachlichen Frage, wie evangelische Christen, denen es unmöglich ist, sich zur Gottheit Christi im strengen Sinne des Wortes zu bekennen, mit den Altgläubigen in derselben kirchlichen Gemeinschaft zusammenbleiben können, kann ich natürlich in der Kürze hier nicht Stellung nehmen. Ich könnte auch nur das Meiste aus der trefflichen Antwort des Herausgebers dieses Blattes wiederholen. Jedenfalls ist die Frage zu ernst, als daß man sie noch durch Uebertreibungen zu verschärfen brauchte.

Göttingen Professor D. Bousset

Erklärung

In dem Satze des Herrn Pfarrer Crome, der Herrn Professor Bousset zu seiner Verwahrung gezwungen hat, bin ich neben ihm genannt. Ich habe seither zu diesem Satze geschwiegen; denn es war ein Satz mit „Wenn" und es war uns gesagt, was wir eigentlich „müßten". Damit aber nun nicht der Schein entsteht, als ob ich in dieser Sache anders als Herr Professor Bousset stände oder mich mehr als er getroffen fühlte, erkläre ich hiermit, daß ich mich seinen Worten durchaus anschließe. Ich tue das auch deshalb, weil ich inzwischen wieder einmal erfahren habe, wie gefährlich die Konsequenzmacherei und die Schlagworte sind, die unsre Gegner so gerne prägen; denn ich bin vor Kurzem schon gefragt worden, wo ich das Wort vom „Götzendienst" geschrieben habe! So entsteht der „böse Leumund": der Erste spricht von einer Möglichkeit, beim Zweiten wirds eine Tatsache.

Jena Heinrich Weinel

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Montag 17. April 5 Uhr im Kursaal Milani: Recht und Pflicht der Mission (Thesen).

Magdeburg. Mittwoch 3. Mai 1/2 4 Uhr im Stadtmissionshause, Hasselbachstr. 1: Psychologie und Erkenntnistheorie in der Religionswissenschaft. (Vgl. Troeltschs so betitelten Vortrag in St. Louis bei Mohr, Tübingen 1,20 Mk.)

Versammlungskalender

26.	27.	April	Kirchlich-soziale Konferenz Breslau
26.—30.		„	Allgemeine studentische Missionskonferenz Halle
	27.	„	Landeskirchliche Versammlung der Evangelischen Vereinigung Halle
30. April—27. Mai			Sozialer Ausbildungskursus Frankfurt a. M.
2.	3.	Mai	Landeskirchliche Versammlung der Lutherisch Konfessionellen und der Positiven Union Berlin
13.	14.	Juni	Evangelisch-sozialer Kongreß Hannover
15.	16.	„	Freunde der Christlichen Welt Goslar
25.—28.		September	Kongreß für Innere Mission Leipzig

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 12. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Aus Westpreußen; Aus Hannover; Eingabe für Pfarrer Heyn an den Oberkirchenrat — Verschiedenes: Lic. Weber in Worms; In Basel; Vermischte Nachrichten —

Töchter-Pensionat
von Frau Dr. W. Nagel, Darmstadt, Victoriaplatz 9
Allseitige wissenschaftliche, gesellschaftliche und häusliche Ausbildung. Vorzügliche Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin.

Pfarrer Dr. Peithmann's Schriften
für gebildete und denkende Christen
Metaphysische Bibelauslegung 0.35. Christliche Geheimlehre (Gnost. Katech.) 2.50. Gnostische Väter 2.25. Griechische Weisheit 1.25. Naturphilosophie vor Sokrates 2.00. „Nimm und lies"! Bei F. E. Baumann, Bitterfeld

Le Chrétien Français
Organe de la Reforme évangélique dans le Catholicisme
Bureaux: 12 rue Vivienne **Paris**
Abonnement: 6 frs. un an
Directeur: **A. Bourrier,** 9 rue Brongniart, Sèvres

Bütten! Verlobungsbriefe u. dgl. auf echten Büttenpapieren und -Karten oder auch auf allerbesten schweren mattlatinierten Stoffen liefert schnell, billig und stilgerecht in altdeutschen oder Empireschriften, Hundert Verlobungsbriefe (klein Format 15×18 cm) mit Druck und Umschlägen M. 10,75, weitere hundert M. 5,75, postfrei gegen Nachnahme **Druckerei Bauer, Marburg a. L.**

Festnummer zum 70. Geburtstag von Adolf Wagner

Evangelisch-Sozial
Mitteilungen des Evangelisch-sozialen Kongresses
herausgegeben von
Lic. W. Schneemelcher

Inhalt:

Nr. 3/4: Widmung — Zum siebzigsten Geburtstage Adolf Wagners. Von M. Nobbe — Wagnerworte, gesprochen auf den Evangelisch-sozialen Kongressen. Zusammengestellt von W. Schneemelcher — Adolf Wagner als Politiker. Von Hans Delbrück — „Mein verehrter Freund und Gegner". Von Fr. Naumann — Der Wert der Arbeit nach urchristlicher Anschauung. Von Adolf Harnack — Reichsfinanzwesen und Reichssteuerpläne zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Von Ludwig Keller — Wie Ruskin zur Nationalökonomie kam. Von Charlotte Broicher — Der soziale Ton. Von Caspar René Gregory — Der Beschluß des XXVII. Juristentages hinsichtlich der Kartelle. Von Otto Gierke — Ueber das Moment der Versuchung im wirtschaftlichen Leben. Von Ernst Lehmann — Ein Wort zur studentischen Mäßigkeitsbewegung. Von Lucie Schmoller — Die sittlichen Bedingungen der Eheschließung. Von Hans Gallwitz — Konfessionelles zum Ruhrkohlenstreik. Von Martin Rade — Sächsische Evangelisch-soziale Vereinigung. Prinzipielles. Von Heinz — Religion ist Privatsache. Von W. Schneemelcher — 2. sozialer Ausbildungskursus zu Frankfurt a. M. — Quittung — Programm der 16. Kongreßtagung zu Hannover — Kongreßnachrichten.

Jährlich 6 Doppelhefte 2,50 Mark — Nr. 3/4 einzeln 1 Mark

Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Lebensfragen

Schriften und Reden

Herausgegeben von **Heinrich Weinel**

Soeben erschienen:

Die Auferstehung Christi

Die Berichte über

Auferstehung, Himmelfahrt und Pfingsten,

ihre Entstehung,
ihr geschichtlicher Hintergrund und ihre religiöse Bedeutung

von

D. Arnold Meyer
Professor der Theologie in Zürich

M. 3.—. Gebunden M. 4.—

Religion und Kunst

Von

Ernst Linde
Lehrer in Gotha

M. —.50

Man verlange ausführliche Prospekte

Art. Institut Orell Füssli, Verlag, Zürich

Auf heiligen Spuren
abseits vom Wege

Bilder und Erinnerungen aus dem Morgenlande

Von Pfr. **Arnold Rüegg**, Dozent

Auf feinem Kunstdruckpapier mit 78 Illustrationen, 2 Planskizzen und 2 Karten. Preis brosch. 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.

Dieses Werk bildet nach der Absicht seines Verfassers eine Ergänzung zu den bereits vorhandenen und beliebten Palästinabüchern.

Für eine Schilderung einer Palästinafahrt kommt alles darauf an, daß das Sehen durch das Wissen gelenkt und durch das religiöse Gefühl, dem dieses Land so teuer ist, verstärkt und belebt werde. Das trifft in diesem Buche in sehr glücklicher Weise zusammen und macht seine Lektüre zum Genusse. Für das heilige Land gilt jenes Wort: Wer wenig sucht, der findet viel. Deshalb gehört auch Rüegg nicht zu den Enttäuschten, da er nicht mit zu hohen Erwartungen und falschen Vorstellungen hinreiste. Er hat den Gewinn für das Verständnis der Bibel dankbar aufgenommen und vermittelt ihn seinen Lesern in einfacher und würdiger Sprache.

Adolf Keller. Neue Zürcher Zeitung. 1904. 8. Juli

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Die Lehrverpflichtung
in der evangelischen Kirche Deutschlands

Zusammenstellung der Bestimmungen und Formeln, die eine Verpflichtung der Geistlichen, theologischen Universitätslehrer und Religionslehrer auf bekenntnismäßige Lehre enthalten, nebst Mitteilungen über die Lehrverpflichtung in der deutschen evang. Kirche der Nachbarländer, besonders der Schweiz

herausgegeben von

Hermann Mulert

8. 1904. M. 1.60

. . . „Zur Erkenntnis der Notwendigkeit einer durchgreifenden Reform auf diesem Gebiete kann eine Schrift viel beitragen, die vor kurzem erschienen ist. Einer unserer tüchtigsten jüngeren Theologen in Sachsen, cand. min. H. Mulert in Leipzig, hat in größerer Vollständigkeit, als es bisher je geschehen, die in den lutherischen, reformierten und unierten Kirchengebieten Deutschlands, der deutschen Schweiz und Deutsch-Oesterreichs und in der lutherischen Kirche Rußlands geltenden Verpflichtungsformeln zusammengestellt." . . .

Protestantische Monatshefte. 1904. Nr. 6.

„Mulert stellt die Dinge rein objektiv dar, sodann bietet er geschichtliches Material nur ganz ausnahmsweise, beschränkt sich mit Recht auf die Darstellung des gegenwärtigen Standes. Teilweise ist eine Uebersicht über die wichtigsten Lehrprozesse des Landesteils beigegeben. Das Buch ist zuverlässig und sehr instruktiv."

Magdeburgische Zeitung. 1904. Nr. 539.

. . . „Eine höchst schätzenswerte Zusammenstellung!"

Schleswig-Holstein-Lauenburgisches Kirchen- und Schulblatt. 1904. Nr. 22.

. . . „Wir erhalten für das kirchliche Gebiet eine wertvolle und interessante Darstellung der tatsächlichen Verhältnisse durch das Buch von Hermann Mulert. . . . Es ist aber von unschätzbarem Wert, in der viel verhandelten Frage der Lehrverpflichtung nun eine wirkliche Grundlage zu haben, und beim Blättern in Mulerts Buch stößt man auf manches Ueberraschende. Wer weiß z. B. bei uns, daß die reformierten Geistlichen in Hessen-Nassau und Lippe auf das Ephesinum und Chalcedonense ausdrücklich verpflichtet werden und daß die Lüneburgischen Pfarrer u. a. ein Büchlein des Urbanus Rhegius unterschriftlich anerkennen? Für das Gesamtbild von der Rechtslage des deutschen Protestantismus ist das Büchlein ein höchst verdienstvoller, ja unentbehrlicher Beitrag."

Schwäbischer Merkur. 1905. Nr. 138.

. . . „Das Buch verdient die weiteste Verbreitung."

Union. Evang.-prot. Kirchenblatt der Pfalz. 1904. Nr. 34.

Spezial-Landaufenthalt ausschliesslich für

Alkoholkranke

auf dem **Rittergut Nimbsch** a. Bober b. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.) Gegründet 1895. Preis pr. Tag 6 M. Arzt: **Dr. med. W. Bohn.** Prospekte frei durch **Alfred Smith.**

Venedig Christliches Hospiz. Campo S. Angelo 3581. Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Pension

für Schüler höherer Lehranstalt (auch Ausl.) im Pfarrhaus mittelbeutscher Residenzstadt (alle Schulgattungen am Platz). Gute Verpflegung, liebevolle Behandlung, gewissenhafte Beaufsichtigung ev. Nachhilfe. Gefl. Off. unter **Nr. 3315.** an **Haasenstein und Vogler A.-G., Frankfurt a. M.**

Zu verkaufen: **Realencyklopädie für protestantische Theologie.** 2. Auflage. Herausgegeben von Herzog, Plitt und Hauck. 18 Bände 1877 bis 88. Originalband fast neu, 45 Mk. — **Besser, Bibelstunden,** 13 Bände. Originalband fast neu, 30 Mk.

Frau Pfarrer Dr. Hohl, Langenlonsheim

Die unterzeichnete Buchhandlung bringt hiermit zur Kenntnis der sich dafür Interessierenden, daß sie die 3. neueste Auflage der

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche

begründet von **Herzog,** redigiert von Professor **Hauck,** zu ganz kleinen Teilzahlungen abgiebt. Wir versenden auf Anfragen ausführlichen Prospekt und alles Nähere portofrei.

Bormann & Greiner
Leipzig Plagwitz Fröbelstr. 8

Deutsche Kolonialschule

Witzenhausen a. d. Werra

Bewährte Vorbereitung, praktisch und theoretisch, für junge Männer von 17—27 Jahren, welche über See einen Beruf als **Pflanzungsbeamte, Land- und Viehwirte, Wein- und Obstbauer** suchen.
Lehr- und Pensionspreis **Mk. 600.— bis 750.— halbjährlich.**
Lehrgang zweijährig, für junge Leute, die ohne praktische Vorbildung eintreten, dreijährig.
Prospekt und Lehrplan kostenlos. Direktor **Fabarius.**

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu drei Beilagen: je ein litterarischer Prospekt von den Verlagsbuchhandlungen Theodor Benzinger in Stuttgart; Otto Meißner in Hamburg; und ein Prospekt (Cigarren) der Firma Luis und Breymeier in Hamburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 16 — Marburg i. H., den 20. April — 1905

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Tod und Sieg — Ostergespräch. Nach einem wirklichen Erlebnis — Goethe, Schiller, Schleiermacher. Erste Hälfte — Der schottische Kirchenstreit — Verschiedenes: Deutscher Glaube (Schiele); Deutsche Märchen (Berg, Caspari); Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Tod und Sieg

Weil Jesus so still gelitten, erfahren wir wenig von seinen Gedanken und Empfindungen in den schrecklichen Stunden am Kreuz. Bloß unsere Phantasie kann versuchen, es nachzufühlen; aber wir dürfen nie vergessen, daß wir nicht in die Tiefe seiner Leiden dringen, weil unsere Seelen zu klein sind.

Die körperlichen Schmerzen, so schauerlich sie sind, sind doch nicht das Schwerste. Der leidenschaftliche Haß und gemeine Spott der Obern, der Wankelmut des Volkes, die Charakterlosigkeit des Pilatus, die gefühllose Roheit der Henkersknechte, die Treulosigkeit des Judas und die Untreue der andern Jünger, die Halsstarrigkeit des Einen seiner Leidensgenossen — diese ganze Häufung menschlicher Schwachheit und Schlechtigkeit, die ihn zu ihrem Opfer ausersehen, sie muß ihm Schmerzen der Seele bereitet haben, die wir uns nicht ausdenken können. Aber das Schlimmste: der Triumph der Feinde! Sie werden es überall verkünden, was sie schon ihm selbst höhnisch zurufen: „Wer so sterben muß, auf dem ruht Gottes Zorn. Gott hat ihn gerichtet!“ Das war für Viele ein schlechtweg sicherer Beweis, das mußte auch halb und ganz Gewonnene irre machen. Die Feinde meinen nun, sie hätten Recht und Gott stehe auf ihrer Seite. Sie sind ja nicht imstande zu merken, wie er sich gerade dadurch als der Sohn beweist, daß er es in treuem Gehorsam bis zu diesem Tode hat kommen lassen und dabei ausharrt. Warum zeigt ihnen Gott nicht, daß sie kein Recht haben, zu triumphieren? Ist nicht mein ganzes Leben und Leiden umsonst, wenn Gott sich nicht zu mir bekennt? Was ist der brennende Durst und der brennende Schmerz gegen das Brennen dieses Gedankens in Jesu Seele? Und laut bricht dieser Schmerz durch in den Worten: „Mein Gott! mein Gott! Warum hast Du mich verlassen?“ Hat sich denn Jesus nicht schon vorher in sein Schicksal gefügt in der Gewißheit, daß es Gott so wolle, daß es so recht sei und zum Heil der Menschen dienen müsse? Aber eine Rechnung über die Heilswirkung seines Todes, wie sie die Christen später anstellten, hatte Jesus noch nicht. Es war nicht ein Wissen, sondern ein Glaube. Und der Glaube muß immer neu in den Kampf mit den Tatsachen. Jesus hatte sichs vorher so zurechtgelegt. Aber jetzt, wo der Schmerz übermächtig ist, da kommt doch wieder die Frage: Warum muß es sein? Warum muß es gerade so sein? Das macht jeden Schmerz doppelt so groß, wenn wir es nicht begreifen können, warum er uns trifft, und wenn wir auf dieses Warum keine Antwort finden. Auch Jesus hat darauf keine Antwort erhalten. Das war die schrecklichste Stunde.

Uns ist heute dieses Warum nicht mehr eine so schlechthin unlösbare Frage. Ein unbegreiflicher Rest wird zwar nie verschwinden. Aber das Quälende an dem Warum ist doch aufgehoben, weil für uns nach dem Karfreitag Ostern kommt.

Jesu Feinde haben zu früh triumphiert. Ihn selbst haben sie töten können, aber seine Sache nicht. Gerade dadurch, daß er für sie in unbegreifliches Leiden und qualvollen Tod hineingegangen ist, hat er seine Sache zum Siege geführt. Wäre er auch nur einen Schritt zurückgewichen, so hätte er sie zu Grunde gerichtet. In den Jüngern ist nach der Verzweiflung des Karfreitags der Geist Jesu und die Begeisterung für seine Sache wieder durchgebrochen. Man sollte es den Theologen überlassen, über die Art ihrer Ostererlebnisse zu streiten. Die Hauptsache ist, daß wir die Zuversicht haben, Gott habe ihnen diesen neuen Mut, diese neue Kraft geschenkt. Er hat sich vor ihnen zu seinem Sohne bekannt. Weil der Herr moralisch den Sieg errungen, wenn er auch äußerlich unterlag, deshalb kann seine Sache nicht untergehen. Der am Kreuz siegreich Gestorbene wird unter den Menschen leben und wirken in alle Ewigkeit.

Es ist uns aber nicht genug am Sieg der Sache. Es wäre ein trauriges Ostern, wenn wir denken müßten, seine Sache zwar habe gesiegt, aber seine Person sei untergegangen. Denn schließlich ist ja die Sache da für Personen und lebt in Personen. Was hätte die Sache für einen Wert, wenn die Personen, für die sie da ist und die für sie kämpfen, doch vernichtet würden? Was wäre das für ein Gott, der das Wertvollste, das er geschaffen, zerstört werden ließe von feindlicher Gewalt! Wenn es nicht Täuschung war, als Jesus sich von Gott gesandt glaubte; wenn es nicht Täuschung war, als er von Gottes Liebe sprach; wenn es nicht Täuschung war, als er verkündete, wie Gott den Menschen ein Ziel gesetzt habe und verlange, daß sie nur seinen Willen begehren sollten, so kann auch die Ostergewißheit der Jünger, daß der Herr lebe, nicht Täuschung gewesen sein. Der Gott, an den Jesus glaubte, kann ihn nicht verlassen haben, sonst ist Alles eitel, was uns hoch steht und wert ist. Und wenn dieses schmachvoll hingemordete Leben für Gott so hohen und ewigen Wert hatte, daß er es nicht dem Untergange preisgab, so dürfen wir hoffen, daß auch Nichts, was vom Geiste dieses Lebens berührt ist, vor Gott wertlos sei und vergehen müsse. Weil wir ein Ostern haben, sehen wir nun hinter dem unbegreiflichen Leiden, dem qualvollen Warum die Liebe des Vaters. Wo wir unbegreiflich leiden, da wollen wir denken an das noch viel qualvollere Warum, das der Herr am Kreuze ausrief, wollen denken an den Segen, der von diesem Leiden ausging und an den Sieg, zu dem Jesus durch das Leiden hindurchdrang. Auf diese Liebe, die am Karfreitag verborgen war, aber an Ostern hervorbrach, dürfen auch wir vertrauen.

Wir dürfen es, auch wo Schuld unser Gewissen drückt. Denn sollte diese Liebe nicht auch die Schuld überwinden? „Sollte er uns mit ihm nicht Alles schenken?“

Liechtenhan

Ostergespräch

Nach einem wirklichen Erlebnis

Haben Sie meine letzte Osterpredigt gehört?

Ja wohl, und mit großem Bedauern.

Warum mit großem Bedauern?

Weil sie von einer rückständigen Weltanschauung aus gehalten war. Die Predigt nahm an, so verstehe ich wenigstens, daß irgend ein grobes äußeres Ereignis als deus ex machina eingetreten ist und die Jünger zu Christen gemacht hat.

Wieso ein äußeres Ereignis? Wir reden ja nicht vom leeren Grab, sondern von den Erscheinungen Christi.

Hierüber muß volle Klarheit geschaffen werden. Diese Erscheinungen sind Ihnen doch etwas Aeußeres?

Durchaus nichts Aeußeres in dem Sinn einer Jedermann zugänglichen öffentlichen Kundgebung, sondern lediglich ein Erlebnis der Jünger.

Was heißt das: Erlebnis der Jünger? Dahinter steckt eine gewisse Verschleierung des uns beschäftigenden Tatbestandes. Entweder äußerlich oder innerlich. Die Frage ist also die, ob sich außerhalb des Bewußtseins der Jünger ein Vorgang zugetragen hat, der meinetwegen nicht für Jedermann zugänglich war, aber an sie herangetreten ist und die bekannte Wirkung getan hat.

Wenn Sie die Frage so stellen, so muß ich sie allerdings bejahen.

Das eben erweckt mein Bedauern. Ich finde, es schickt sich nicht, solchen Vorstellungen nachzuhängen.

Schicken oder nicht, das sind doch wohl keine Maßstäbe, die unter uns in Betracht kommen können.

Ich denke aber, wir sind durch das neunzehnte Jahrhundert eine andre Behandlung der Dinge gewöhnt.

Was heißt gewöhnt? „Und die Gewohnheit nennt er seine Amme." Mit Gewohnheit läßt sich Alles begründen. Keine Gewohnheit entbindet von der Pflicht, den geschichtlichen Tatsachen immer aufs neue ins Gesicht zu sehen. Geschichtliche Tatsache ist, daß die Jünger erst nach Ostern und ihrem eignen Zeugnis gemäß durch Ostern in den Stand gesetzt waren, ihre Weltmission zu erfüllen. Diese Umwandlung ihres Inneren führen sie übereinstimmend als Wirkung auf jene Ursache zurück. Sie sagen kurz: „Wir haben den Herrn gesehen."

Also weil die Jünger dergleichen aussagen, müssen Sie es ihnen nacherzählen und obendrein noch nachkonstruieren! Weil Sie keine andre Ursache finden können, darum muß ausgerechnet ein äußeres Faktum, über dessen Art und Hergang Sie gar nichts wissen, den Ausschlag gegeben haben. O über die rechnenden Schriftgelehrten! Wer hat denn ein Interesse, die Rechnung mitzumachen? Dies Rechnen verfehlt die Größe der Sache.

Sie vergessen den psychologischen Hintergrund. Was wir bekämpfen, ist der landesübliche Wahn, als finde der Mensch sein Bestes, Letztes durch Reflexion, durch einfache Selbstbesinnung, und auch die Jünger hätten es getan. An diesem Kampf, der wahrlich keine Rechenkunst ist, sondern grade die Rechenkünste ausschließt, sollten Sie ein ebenso starkes Interesse haben wie wir.

Und dazu bedürfte es Ihrer Konstruktionen? Reflexion und Selbstbesinnung sind freilich nicht lebenschaffende Mächte. Jede Persönlichkeit hat ihr Geheimnis, und alles persönliche Leben endet im Irrationalen. Dieses Irrationale erkenne ich an, ja ich betone es aufs stärkste, grade auch für die Religion. Aber im Begriff des Irrationalen liegt, daß man es nicht enträtseln kann und nicht enträtseln soll. Sie aber bilden sich ein, die Sphinx zum Reden zu bringen.

Gut, also sagen wir irrational, ich habe Nichts dagegen. Wir unterscheiden uns aber dadurch, daß ich die Grenze des Irrationalen in diesem besonderen Fall anderswo ansetze und höher hinaufrücke als Sie, oder: daß ich die Art dieses Irrationalen außerhalb aller Vergleichung setze. Sie nivellieren das Erlebnis der Jünger und stellen es auf eine Linie mit dem allgemeinen Verlauf des seelischen Lebens, der niemals ohne Rest aufgeht. Wir aber lassen das Erlebnis der Jünger in seiner ganzen spröden Eigentümlichkeit und herben Vereinzelung gelten, weil es sich uns so und nicht anders darstellt.

Was aber berechtigt Sie dazu, hier grade, nur dies eine Mal, den Zusammenhang der Dinge aufzuheben? Die Willkür dieses Verfahrens ist unerträglich und reißt zwischen eurer Theologie und aller andern ehrlichen Menschen Ueberzeugung den oftbeklagten tiefen Graben.

Warum wir das tun? Weil wir nirgend in der Weltgeschichte einem zweiten Moment von gleicher Bedeutung und gleicher Tragweite begegnen. Es fällt uns nicht ein, jede Wundererzählung ohne weiteres hinzunehmen. Wir fragen einfach: Was folgt daraus? Aus dem Ostererlebnis der Jünger folgt aber nicht mehr und nicht weniger als die entscheidende Wendung im religiösen Geistesleben der Menschheit. Darum ist es uns ganz unmöglich, an dieser Sache vorüberzugehen oder sie nur als die Masche eines Netzes von seelischen Vorgängen zu deuten, die alle Tage geschehen und das allgemeine Irrationale um einige Beispiele vermehren helfen.

Ich kann nicht zugeben, daß die Jünger als angebliche Empfänger der hohen Offenbarung dem Christentum die behaupteten Dienste geleistet haben. Das hat, wenn einer, Paulus getan.

Gut, Paulus hat es getan. Aber das ist derselbe Paulus, der 1. Kor. 15 jene berühmte Aufzählung macht, wer alles den Herrn gesehen habe, um dann zu schließen: „Zuletzt ist er auch von mir gesehen worden." Auch ihm ist die Erscheinung Christi, sagen wir auf dem Wege nach Damaskus, das epochemachende Ereignis seines Lebens gewesen. Oder wie erklären Sie sich von Ihrem Standpunkt aus diese wahrhaft weltbewegenden Dinge?

Ich stelle mich auf den Standpunkt des einfachen Mannes, von dem ihr Theologen wohl lernen könntet und leider himmelweit entfernt seid. Der hat nicht nötig, gequälte Umwege zu machen. Er fühlt in den Tiefen der Seele gewaltige Kräfte sich regen, Kräfte von wahrhaft göttlicher Natur, die in seinem Leben den Ausschlag geben. Ist ihm Goethe bekannt, um so besser. Er wird mit dem Dichter sprechen: „Was wär ein Gott, der nur von außen stieße, im Kreis das All am Finger laufen ließe?" Inwendig, nicht auswendig ist Gottes Offenbarung. Auch in den Jüngern hat sich ohne Zweifel nach und nach die Sammlung der Eindrücke wiedergefunden, die ihnen eine Weile abhanden gekommen waren. Die Herrlichkeit des Meisters, die sie erlebt hatten — Sie sehen, ich spreche auch von Jüngererlebnissen, und auch mir gehen sie über das bloße Reflektieren hinaus — trug den Sieg über alle Trennung davon. Das ist ein klarer schlichter Zusammenhang. Ihr aber vernichtet diesen Zusammenhang. Ihr macht, daß die Jünger vorher Nichts sind, unfähige Schüler eines Meisters, der besser getan hätte, sich gar nicht mit ihnen einzulassen, Nullen in Sachen der Religion, und laßt sie dann ohne jeden begreifbaren Uebergang die Helden des Tages, die Vorkämpfer des neuen Glaubens werden.

Verzeihung, das ist keineswegs unsre Meinung. Die Jünger standen schon seit Cäsarea Philippi auf der Höhe des Bekenntnisses: „Du bist Christus". Nur Leiden und Sterben, Tod und Grab sind ihnen bis zuletzt verborgen geblieben. Hier also ist die kritische Stelle, der wunde Punkt ihrer Lage. Aus dieser Krisis haben nicht sie selbst zur rechten Zeit den Ausweg gefunden, sondern er ist ihnen gegeben worden. Die Jünger, wie Sie sie schildern, würden, auf sich selbst angewiesen, etwa nach Hause gegangen sein und der Herrlichkeit Jesu auch ferner nachgedacht haben, wie man eines großen Toten gedenkt, mit Wehmut und Liebe, aber ohne Tatkraft und Pflichtgefühl. Daß sie und die christliche Kirche mit ihnen über die Linie des großen Toten hinausgeschritten sind zu der Gewißheit: „Ich lebe und ihr sollt auch leben", verdanken sie dem Ostererlebnis.

Also doch immer und immer wieder die äußere Begebenheit. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie peinlich mir das ist. Und wenn schon äußere Begebenheit, — war sie nicht stumm und tot, wenn die Jünger ihr nicht die eigne Stimme liehen, das eigne Leben einbliesen? Es geht uns Allen nicht anders.

Die Welt ist so, wie wir sie sehen. Wir machen sie erst zu dem, was sie hernach für uns ist.

Dem muß ich aufs entschiedenste widersprechen. Natürlich, wenn wir die Welt nicht sähen, so gäbe es keine Welt. Aber wie wir sie sehen, das hängt nicht nur von uns ab, sondern von ihr. So haben auch die Jünger ein Auge gehabt, so sind sie innerlich vorbereitet gewesen, empfänglich für neue Offenbarung. Aber die Offenbarung selbst ist stärker gewesen als sie und hat durch die überzeugende Sprache des Tatsächlichen ihre Erkenntnis weitergeführt und ihren Willen gefördert.

Ich leugne noch einmal diese Macht des Tatsächlichen außer und über uns. Nicht dies Tatsächliche als solches, sondern sein Ergebnis, sein Widerhall in der menschlichen Brust, bildet den Gegenstand der Religion. Andernfalls werden wir Fetischdiener.

Wir sind hier an dem entscheidenden Punkte, den ich so scharf als möglich beleuchten möchte. Ohne Begebenheiten, ohne Geschehnisse, die stark und groß, andrängend und bezwingend in unser Leben treten, ist noch niemals lebendige Religion zustande gekommen. Man kann sich ihrer zu erwehren suchen, — dann ist der Kampf gegeben. Man kann sie mißverstehn, mirakelhaft oder rationalistisch deuten, kann sie auch stellenweise in Zweifel ziehen — dann ist die Verwirrung und Entstellung gegeben. Aber der Mißbrauch hebt den Gebrauch nicht auf. Gewisse Erfahrungen unsers Lebens, menschlich genommen rein zufällige, äußerliche, und wissenschaftlich angesehen rein kausale Erfahrungen, brachten uns auf die Spur des lebendigen Gottes, bewirkten Etwas, was wir nicht hatten, und hoben uns über uns selbst.

Dies ist das Stadium der Illusionen, der fruchtbaren, schöpferischen, aber doch immer der Illusionen. Dies ist die Bildersprache des Geistes, in deren anschaulicher, faßlicher Weise das Unaussprechliche Gestalt gewinnt.

Ich sage statt Illusionen Impulse. Die Frage ist: wer gibt den Anstoß? So gewiß die generatio aequivoca der Entwicklungslehre und das perpetuum mobile der Physik als Beispiele der Selbsterzeugung und Selbstbewegung verurteilt sind, so gewiß auch eine Psychologie, die Illusionen für Impulse nimmt. Unser Leben bedarf der Anstöße. Erschütternd tritt die höhere Macht als Uebermacht vor uns hin. Sie kann zermalmend eingreifen, doch ist ihr Ende Segen. In dieser Linie liegt Ostern und das Erlebnis der Jünger. In diesem Sinn war ihr Erlebnis ein äußeres, und wäre es auch Nichts weiter gewesen als „Licht vom Himmel" wie bei der Bekehrung des Paulus.

Seltsame Leute ihr Theologen. Ihr setzt euch also wirklich auf den Isolierschemel und brütet mit Hilfe von mindestens zweifelhaften Nachrichten und ebenso zweifelhaften psychologischen Methoden über einem einzigen Augenblick der Weltgeschichte als ihrem angeblichen Wendepunkt kraft Offenbarung aus höheren Welten. Da sind wir Anderen doch besser daran. Wir finden überall Offenbarung, aber nicht abgerissen und losgelöst, sondern in stetiger Beziehung zu unserem gesamten Dasein. Und wenn jener Augenblick wirklich Etwas wäre, etwas Besonderes für sich gewesen wäre, was hätten wir dann davon?

Dann hätten wir den festen Punkt, den wir brauchen, das Hineinragen des Göttlichen in das Menschliche, der im Leben Jesu zwar anschaulich wird, aber nicht ohne historische Verkürzung. Erst jenseit des historischen Lebens Jesu vollendet sich jenes Hineinragen und setzt sich als unerhörte Kraft in seinen Jüngern durch.

Es gibt keinen festen Punkt in der Welt. Dieser Zielgedanke verdächtigt vollends die ganze mühsame Konstruktion.

Doch gibt es einen festen Punkt. Dafür ist das Gewissen der Beweis. Im Gewissen haben wir, mit Kant zu reden, die intelligible Welt der Freiheit. In dieser intelligiblen Welt suchen wir unser Letztes, Festes, die Heimat unsrer Seele. Gibt es aber eine intelligible Welt, so wird es ihre Sache sein, wie sie sich offenbart. Dieselbe Offenbarung, die wir sonst im Gewissen haben, kann auch die Farbe Christus annehmen. Das war die Lage der Jünger und darum ihr fester Punkt und — der unsrige.

Dies Alles ist unendlich kompliziert. Wen wollt ihr dafür gewinnen? wem denkt ihr damit zu nützen?

Aber Sie geben zu, daß man ein ehrlicher Mann sein kann und solche Dinge vertreten?

Ehrlich? O ja; aber leider beschränkt.

Gesetzt es wäre bewußte Beschränkung? Gesetzt es wäre unser Dienst an der Menschheit, sie aus der Zerstreuung der Eindrücke zur Einheit der Motive zu führen, sie an den Ort zu führen, wo das Göttliche ursprünglich und urbildlich unter uns getreten ist? Es wäre unsre Pflicht die Ueberlieferung zu hüten, nicht weil sie Ueberlieferung ist, sondern weil sie der Leitfaden und die ewig schöpferische Kraft aller Menschheitsgeschichte ist?

Für geschichtslose Menschen bin ich freilich auch nicht. Sie wissen, daß wir in der Schätzung der Geschichte stets übereingekommen sind.

So kommen wir vielleicht auf die Unterscheidung hinaus, die uns in der Betrachtung der Geschichte so oft beschäftigt hat. Sie sind für Immanenz, ich halte sie nicht für das lösende Wort. Der Immanenzgedanke läßt, wie ich gern zugebe, Ihr Irrationales bestehen und sichert uns damit den Wert der Persönlichkeit. Aber irrational ist ein negativer Begriff. Mir liegt am Positiven, an der Erhabenheit, an der Größe, an dem, was über alle Vernunft ist, was wir nur wie im Spiegel schauen, nur stammelnd aussprechen können, und was wir doch zu gleicher Zeit als den Grund, die Kraft und den Frieden unsres Lebens mit Jauchzen inne werden. Dazu reicht keine Immanenz.

Und doch wird ohne den Immanenzgedanken keine Einheit in unser Denken kommen. Es werden dann immer Sprünge sein, aber unsichere und willkürliche, wo Verzücktheit und Verrücktheit sich schwer unterscheiden lassen.

Ich aber meine, so ist das Leben. Das Leben selbst ist ein Wagen, ein Wandeln an Abgründen. Da brauchen wir auf blindes Glauben, auf Glauben, wo Nichts zu sehen ist, die rettende Hand, das feste Eiland. Und schließlich kommt es auf Psalm 90 hinaus: Herr Gott, du bist unsre Zuflucht für und für. Daß wir eine solche Zuflucht haben, dafür tritt das Ostererlebnis mit höchster Bürgschaft ein.

Jetzt sprechen Sie als Seelsorger und lassen die Sache fallen.

Seelsorger? Ja und Nein. Ich sorge für meine eigne Seele. Tue ich es zugleich für Andre, so falle ich nicht aus der Rolle. Denn die Wahrheit, ob sie gleich „größer ist als unser Herz", ist doch für unser Herz. Was aber die Sache betrifft, so habe ich freilich nicht gemeint, um bloße Begriffe mit Ihnen zu streiten, sondern um das zu Begreifende, nämlich um die Religion, das heißt um das ewige Leben.

Auf diesem Felde kann und will ich Ihnen nicht folgen. Sie sind erbaulich geworden.

So seid ihr Laien. Wenn ihr erst merkt, daß wir Ernst machen, ergreift ihr die Flucht und überlaßt uns Einsamen die Aufgabe, das Wesen der Sache, die uns so sehr am Herzen liegt, mit ihrer Vorstellung in Einklang zu setzen. Ihr solltet, statt scheltend davonzugehn, uns lieber die schwere Last tragen helfen. Es ist die eurige so gut wie die unsre.

Darüber reden wir gern ein ander Mal.

Hermann Scholz

Goethe Schiller Schleiermacher

Erste Hälfte

1

Der Abschluß des achtzehnten Jahrhunderts war ausgezeichnet durch drei unsterbliche Schöpfungen. Zunächst durch die Vollendung der Wallensteintrilogie und des Liedes von der Glocke. Indem sich Schiller damit die volle Ebenbürtigkeit mit Goethe errang, erhielt nun durch ihn der Prachtbau der klassischen Dichtung seine weitragende glänzende Kuppel. Durch das weihevolle Pathos und den idealen Schwung der Schiller-

schen Poesie wurde er zugleich, wozu er schon durch Goethes Iphigenie bestimmt worden war, ein Tempel der Humanität, eine Kultstätte des reinen, schönen Menschentums. Und an seiner Kunst das zu besitzen, was wollte das für unser deutsches Volk heißen in einer so religionsarmen Zeit, wo unter der Nachwirkung des erstarrten Luthertums, unter der Machtlosigkeit des alternden Pietismus und unter dem Einfluß einer vernüchternden Aufklärung die evangelische Kirche wenigstens den Gebildeten Nichts mehr geben konnte, was sie befriedigt hätte, und wo sie infolge dessen ihnen so gut wie Nichts mehr war!

Aber dasselbe Jahr 1799, das die klassische Poesie krönte und sie gewissermaßen zur Priesterin der Nation einsetzte, stellt zugleich den Mann auf den Plan, der eine neue Lebensentfaltung der Kirche herbeiführen sollte. Was die Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts beseelt hat, was die Theologie vom Bann des Abgelebten erlöste und uns in fortschreitender Erkenntnis Vertiefung und Bewegung brachte, hat Schleiermacher zum Bahnbrecher. In den Tagen, wo Schillers Wallenstein von Hand zu Hand ging, liefen durch die Welt, in dieselben buchhändlerischen Packete eingelegt, die „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern".

Mit Befremden griff man darnach, auch Schiller. Aber er vermochte in ziemlich starkem Vorurteil gegen Alles, was aus dieser geistesarmen und seelenlosen Kirche kam, dem aufsteigenden Lichte des großen Theologen nicht gleich gerecht zu werden. „Bei allem Anspruch auf Wärme und Innigkeit noch sehr trocken im Ganzen und oft prätensioniert geschrieben; auch enthält sie wenig neue Ausbeute" — urteilt er in einem Briefe an seinen Freund Körner. Außerhalb der Jena-Weimarischen Kreise dachte man doch wesentlich anders. Man war verwundert, als man sich in die Schrift hineinlas: diese Poesie in Wort und Empfindung, diese Originalität der Gedanken, dieser geniale Wurf der Ausführung! Aus diesen Reden des Berliner Charitépredigers sprach eine Seele so tief, stark und reich wie die der großen Dichter. Es sprach daraus wie bei Schiller Kants Geist und wie bei Goethe Spinozas Weisheit. In Allem ein Freisinn, wie selbst der kühnste Aufklärer ihn nicht hatte, und dabei ein Frommsinn, gegen den alle Rechtgläubigkeit Kälte war. Ringsum die Sonnenhelle klaren Denkens, und durch diese lichte, freie Jugendwelt ein Strömen in mystischer Herzensglut, ein Sehnen nach Gemeinschaft mit dem Geist des Alls, das durch alle dogmatische Verengung und über alle rationalistische Verödung des Glaubens in vollem Gusse dahinflutete. Ueberrascht sah man sich auf eine ganz neue Position gestellt. Was ist Religion? Nicht das, was ihr Gebildeten bis dahin für Religion angesehen und verachtet habt: nicht eine Summe überlieferter Lehren, die ihr für wahr halten sollt, ohne es doch zu können; nicht ein von der Aufklärung übriggelassener Rest von Moralvorschriften, die ihr befolgen sollt, ohne euch dazu getrieben zu fühlen, — überhaupt nicht Etwas, was euch auferlegt, wider euer innerstes Wesen euch abgenötigt wird, sondern ein im Menschenherzen sich Erzeugendes, in des Menschen Natur und Bedürfnis Begründetes: Religion ist das Gefühl hingebend liebender Abhängigkeit von dem Unendlichen!

Dieses Werk, geschrieben von einem Geiste, der an Seelenschwung und innerer Größe den Klassikern so ähnlich war, kam doch aus dem gegnerischen Lager der Schlegel und Tieck, jenen Jungen und Jüngsten der Poesie, die in einer Dichtung voll tollen Wunderspuks, voll unheimlich mysteriösen Hanges und sinnlich weicher Schwärmerei, in der Romantik mondbeglänzter Zaubernacht mit ihrer geheimnisdämmerigen Verschwommenheit und mit ihrem Schwebeln und Nebeln in unklarer Gefühlsphantastik das hervorgebracht zu haben glaubten, was, nach ihrer Ueberzeugung das Innerste deutschen Gemütes, in der Ideenwelt Goethes und Schillers verkümmert geblieben wäre. Um was es sich bei ihrer Bewegung eigentlich handelte, davon hatten diese romantischen Dichter nur eine ganz dumpfe Empfindung. Schleiermacher fand es. In der seiner Natur doch so fremdartigen Atmosphäre zu sich selbst gekommen, griff er hindurch durch all das Ungesunde und Unwahre dieser katholisierend verdunklungssüchtigen Geister und verhalf der Wahrheit

der Romantik zu ihrem Ausdruck, indem er in seine schöngeistige Zeit den Gedanken hineinrief, daß zur vollen Harmonie aller Seelenkräfte, zum rechten, echten Menschsein auch das fromme Gefühlsleben gehöre.

Dieser Gedanke hatte eine unverkennbare polemische Spitze. „Ich weiß" — heißt es in der ersten Rede — „daß ihr ebenso wenig in heiliger Stille die Gottheit verehrt, als ihr die verlassenen Tempel besucht; daß in euren aufgeschmückten Wohnungen keine andern Heiligtümer angetroffen werden als die klugen Sprüche unserer Weisen und die herrlichen Dichtungen unserer Künstler, und daß Menschlichkeit und Geselligkeit, Kunst und Wissenschaft so völlig von eurem Gemüte Besitz genommen haben, daß für das ewige und heilige Wesen, welches euch jenseits der Welt liegt, nichts übrig bleibt. Ich weiß, wie schön es euch gelungen ist, das irdische Leben so reich und vielseitig auszubilden, daß ihr die Ewigkeit nicht mehr bedürft . . . jetzt soll gar nicht mehr die Rede sein von Frömmigkeit, und auch die Grazien selbst sollen mit unweiblicher Härte die zarteste Blüte des menschlichen Gemüts zerstören." Mit diesen letzten Worten ist auf Goethe hingezielt und auf seinen Ausspruch, der unter den Romantikern viel böses Blut gemacht hatte, daß er von einem „wahrhaft julianischen Haß gegen das Christentum" erfüllt sei.

Einen Gegensatz haben wir hier vor uns. Die Kirche des Evangeliums und zwar vertreten nicht von einem ihrem Geiste fremden Scholastiker, sondern von einem reformatorisch gerichteten, lutherverwandten Manne, in dem sich das innerste Wesen dieser Kirche verkörperte, in Opposition gegen den Tempel der klassischen Dichtung, aus dem eine Stimme schroffen, kampfeslustigen Widerspruchs gegen der Kirche heiligsten Lebensinhalt tönt. Da taucht mir ein Bild auf von der Rheinreise; dort zwischen St. Goar und Boppard die beiden burggekrönten Berge, so dicht beieinander, nur durch ein schmales Tal getrennt, — „die feindlichen Brüder" nennt sie der Schiffer, der vorüberfährt, und Heine singt von der Fehde, die einst zwischen beiden entbrannt wäre, wie von hier und dort einst die Mannen herniedergezogen, und wie noch heute Nachts im Talgrunde der Bruderstreit tobte und die Schwerter klirrend aufeinander schlügen.

Siehts nicht in Litteratur und Leben manchmal so aus? Die gespensterhaften Geister der feindlichen Brüder setzen den Kampf fort. Hinter dem Julianbekenntnis Goethes hat sich die ungläubige Freigeisterei festgenistet, die sich daraus einen Goethe nach ihrem Sinne konstruiert, und der es willkommen ist zu hören, daß auch Schiller sich unter der Arbeit am Wallenstein mit dem Projekt eines Julian Apostata trug. So zieht man denn im Namen der großen Dichter und mit der Behauptung, daß man für deren Ideen streite, zornmütig zu Felde wider Kirche, Religion und Christentum. Und auf der andern Seite entsteigen der Kirche immer wieder die Streiter, die, um die Frömmigkeit zu schirmen, und vielleicht in der Meinung, nach Schleiermachers Sinne zu handeln — freilich sagt der in den „Reden": „Ich habe Nichts zu schaffen mit den altgläubigen und barbarischen Wehklagen, wodurch sie die eingestürzten Mauern ihres jüdischen Zions und seine gothischen Pfeiler wieder emporschreien möchten" — den Eiserstahl schwingen wider die antichristliche und seelengefährdende klassische Bildung. Hier kann man wohl der Auffassung begegnen, daß eine sympathische Stellung zu der weltlichen Litteratur sich mit dem Berufe des Geistlichen nicht vertrage. Goethe und Schiller seien doch eben mehr oder weniger Heiden gewesen, und die Berührung mit solchem in schöner Form sich gebenden Heidentum müsse die eigene christliche Lebensanschauung trüben. Und dringt nun gar ihre Poesie auf die Kanzel, daß die Dichter nicht nur in einzelnen Zitaten zu Worte kommen, sondern in den großen Grundideen ihrer Schöpfungen die Predigt geradezu bestimmen, so gilt das der kirchlichen Beschränktheit als eine höchst unerfreuliche Erscheinung, und die Verleugnung Christi scheint vollkommen zu sein. Während hinwiederum einseitig ästhetisch gestimmte Naturen solch Beginnen in ihrer Art ebenso entschieden verwerfen als einen Versuch, Unvereinbares zusammenzubringen, und im günstigsten Falle es begrüßen als ein Bestre-

ben, sich den Fesseln des Amtes zu entwinden, und als einen Durchbruch des Wahrheitsgefühls, der schließlich den Geist zum Bruch mit Kirche und Theologie führen muß. Wie sollte sich eine überzeugte Vertretung des Christentums auf die Dauer mit dem im Christentumhasse sich zuspitzenden Geiste der Klassiker vertragen? Eins von beiden! So denkt besonders unsere junge Männerwelt. In ihren Kreisen hört man es oft aussprechen, daß das Heimischwerden in der Welt Goethes und Schillers unbedingt eine Entfremdung gegen die christliche Religion und eine Befreundung mit den Theorien moderner Gottstürzer mit sich bringe.

Sind Kirche und Tempel der Schönheit, sind der Luthergeist, wie er sich in einem Schleiermacher und der modernen Richtung kirchlichen und theologischen Denkens uns vermittelt, und der Goethe- und Schillergeist wirklich solche feindlichen Brüder? Und wo in der Empfindungsweise der Gegenwart christlicher Glaube einerseits und andrerseits ein in jener Dichtung wurzelnder Sinn sich als Widerpart fühlen, sollten da die Gespenster hier und dort nicht zu verscheuchen sein, daß im Streittal Frieden werde, und die beiden Burgen, stehend unter eines Himmels Blau und von einer Sonne beschienen, sich miteinander im Strom unseres deutschen Geisteslebens freundlich spiegeln?

2

Jene auf den letzten Christentumsfeind unter den römischen Kaisern hinweisende Aeußerung hatte Goethe im Jahr 1792 Jacobi gegenüber getan. Sie drückt des Dichters Empfindung aus nach der italienischen Reise bis zum Beginn seiner freundschaftlichen Beziehungen zu Schiller, also etwa in den sechs Jahren von 1788—1794. Das war eine Zeit anfangs sehr starken, allmählich sich etwas hebenden seelischen Niederdrucks, im Ganzen wohl die Periode, wo sich der Große am wenigsten in seiner Größe zeigt.

Vergegenwärtigen wir uns die gleich nach seiner Rückkehr entstandene Tassogestalt der letzten Akte mit ihrer Reizbarkeit, mit ihrem unmutig menschenscheuen und zu jeder pessimistischen Auffassung geneigten Sinn, mit ihrer inneren Zerrissenheit und ihrer Sucht, sich selbst und was ihm teuer ist zu zerstören, und wir haben, wenn auch diese Stimmung in der Dichtung vereinseitigt und gesteigert ist, den Goethe bei seinem Wiedereintritt in Weimar, um die Wende seines vierzigsten Lebensjahres, vor uns. Er hatte eben zwei so köstliche Jahre verlebt in sorglosester Freiheit von allen Staatsgeschäften, ganz Mensch, ganz Künstler, in berauschend schöner Natur, in vollem Genuß all der Herrlichkeiten der Antike, umgeben von einer gleichgestimmten Gemeinde romseliger Geister, in sich so reich an schöpferischer Entfaltung. Und nun mit diesem mächtigen Leben in seiner Brust, mit diesem golddurchwirkten Phantasienreichtum zurück in den kalten, trüben Norden, in die engen thüringischen Verhältnisse, in einen Kreis von Menschen, wo ihm die liebsten fehlten: der Herzog auswärts in preußischem Kommando, Anna Amalia mit Herder auf einer langen Reise begriffen, Knebel nach Jena verzogen, und sein Ein und Alles, Charlotte von Stein, mit ihm zerfallen — die Anderen, er kann die Verbindungsfäden mit ihrem Denken und Fühlen erst gar nicht finden. Was er als in seiner klassischen Kunstrichtung vollendet aus Italien mitgebracht hatte, Iphigenie, Egmont, jetzt der Tasso, und selbst was nun vom Faust erscheint, findet, ob sich auch Alles gleich wieder um ihn drängt, doch nicht das Echo, das er erwartet hatte; die erste Gesamtausgabe seiner Werke wird in Deutschland wenig gekauft — ganz Deutschland in Begeisterung für die zum Ausbruch kommende französische Revolution, vor der sein von Harmonien durchklungener Geist sich entsetzte — verstimmt und beleidigt, mit den Menschen und mit der Zeit hadernd, zieht Goethe sich in sich selbst zurück, er wird der abweisende, sich vereinsamende Mann.

Aber der Gang in die Wüste ist für einen großen Geist immer ein versuchungsvoller gewesen, für Jeden nach seiner Art. Der Name Christiane Vulpius, sein Stern in diesen einsamen Tagen, umschließt zwar ein für alle Entbehrungen den Dichter reich entschädigendes häusliches Behagen und für uns

bedeutet er den Gewinn eines der größten Kunstwerke Goethes, der von wunderbarem Duft der Poesie erfüllten Römischen Elegien. Aber man mag diesen in das italienische Leben hinübergezeichneten Reflex seiner Weimarer Liebesfreude von dem vorurteilslosesten Standpunkte betrachten, d. h. nicht von einem sittlich lazen, sondern überhaupt von keinem ethischen, vielmehr lediglich ästhetischen. Man mag nach der Anweisung des alles Gemeine verabscheuenden und dabei für die Elegien begeisterten Schiller die Dichtung als ein Zurückträumen in die Einfalt des Naturzustandes auffassen, um sie als das ganz harmlos, rein in ihrer poetischen Schönheit, zu genießen. Der biographische Beobachter wird denn doch des Eindrucks sich nicht erwehren können, daß Goethe, der unter dem veredelnden Einfluß jener Iphigenie an Karl Augusts Hof ein reiches, sittlich verklärtes Seelenleben in sich ausgebildet hatte, jetzt unter der Uebergewalt einer so ganz anders gearteten Frau in diesem seinem höheren Sein und Wollen ernstlich bedroht war. Mag Christiane auch ein für ihn treu sorgendes Wesen, mag sie selbst, wie die heutige Goetheforschung aufgrund seiner eigenen Zeugnisse behauptet, nicht ohne geistige Anteilnahme gewesen sein, — Tatsache ist, daß in der Höhezeit dieser Liebe nicht nur die neuschaffenden dichterischen Triebe in ihm bald so gut wie völlig ersterben, sondern daß überhaupt Goethes ideales Empfinden auffällig abnahm. Er konnte damals seine eigenen Dichtungen mit ihren erhabenen und großen Gedanken nicht mehr hören und ein förmliches Widerstreben zeigte er wider jeden Ideengang, der sich in der Hochrichtung seiner Iphigenie bewegte. Ganz in naturwissenschaftlichen Studien verloren, schien er auch in seinem inneren Leben ein derber Realist werden zu wollen. Selbst seine Freude an Italien, seinem Sonnenlande der Schönheit, ging unter, er sah im Geiste darin nur noch ein Land des Schmutzes und der Pfaffen.

Gegen die Pfaffenwirtschaft hatte sich ja schon in Rom seine ganze Persönlichkeit aufgebäumt. Der dortige Kultus widerte ihn gradezu an, dieses beredte Heidentum, im dem von dem Christentum der Apostelgeschichte alle Spur verloschen sei. Dem eitlen Prunk, den geistlosen Zeremonien, der fromm verlogenen Habgier der Priester stellte er die schlichte geistige und liebreiche Größe Christi entgegen. Goethe hat sich das katholische Rom nicht als ein Genie, sondern mit der Beschränktheit des commis voyageur angesehen — behauptet der Jesuit Baumgartner in seinem Goethebuche. Es war das protestantische Gefühl gewesen, das da stark aus ihm geredet hatte. Jetzt aber in der Erinnerung und bei einem kurzen Ausflug nach Venedig im neuen Anschauen all dieser Dinge, jetzt wo Weimar an den Extravaganzen seiner Gewissensehe mit der Unebenbürtigen schweren Anstoß nahm, wo ihm dieser Anstoß in Forderungen christlicher Sitte entgegengebracht wurde und wo sich der ihm nicht Angetrauten alle Freundeshäuser verschlossen, jetzt warf sein Unmut darüber Alles, was überhaupt mit dem Christentum zusammenhing, in jene römischen Zerrbilder der Religion hinein. Jetzt ist es nicht mehr der Protestant, der sich wider das entstellte Christentum, jetzt ist es vor seinem Bewußtsein der als Künstler mit dem Altertum sich auch innerlich einsfühlende Grieche, der sich gegen das Christentum überhaupt in Position stellen zu müssen meint. Zwar auch schon in Rom hatte er bemerkt, daß seine ästhetische Lebensanschauung sich mit der der Bibel nicht decke, und die ersten dahin gehenden Aeußerungen liegen sogar schon vor Italien. Er liebte es, orthodoxen Freunden gegenüber sich einen Heiden zu nennen. Aber erst in Weimar unter dem, was ihn da quälte und mit sich selbst in Streit brachte, entwickelte sich die gallige zum Christentumshasse auswachsende Stimmung, in der ein Brief das Christentum mit beißendem Hohne als das Märchen bezeichnete, das die Ursache sei, daß die Welt noch tausend Jahre stehen könne und Niemand recht zu Verstande komme.

Das dichterische Dokument dieser Glaubensfeindschaft sind die Venetianischen Epigramme, vom Jahre 1790, aber erst später herausgekommen. Doch wie erstaunt man, wenn man nun etwa mit der Erwartung ungeheuerlicher Lästerungen nach der Art eines Max Stirner und Nietzsche das

Buch aufschlägt! Selbst das Verwegenste hinzugezogen, was hernach bei der Herausgabe, besonders auf Schillers Veranlassung, unterdrückt wurde, wird sich nur Wenig finden, was auf eine gegensätzliche oder gradezu gehässige Gesinnung gegen das Christentum als solches schließen läßt. Abgesehen von allerlei leichtfertiger Brut — um Goethes Ausdruck zu gebrauchen —, wovon aber das Meiste in unseren Ausgaben nicht mitflattert, und was seiner getrübten Sinnesrichtung das Leben verdankt; abgesehen auch von mancher geringschätzigen Menschenbeurteilung: ein Produkt seines damaligen Unmuts, ist es zum großen Teil doch nur eine Verspottung unwahrer und ungeistiger Gestalten des Christentums, verkehrter und heuchlerischer Frömmigkeit. Selbst Lavaters Spiel mit der „gekreuzigten Puppe", das im Manuskript verblieben ist, ist doch wohl so zu beurteilen, wenn es auch eine wenig schöne Behandlung der religiösen Verkehrtheit des ehemaligen Freundes ist. Am schlimmsten ist dem Dichter das Epigramm verdacht:

Vieles kann ich ertragen. Die meisten beschwerlichen Dinge
Duld' ich mit ruhigem Mut, wie es ein Gott mir gebeut;
Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider;
Viere: Rauch des Tabacks, Wanzen und Knoblauch und Christ.

Das letzte Wort steht nur in der Handschrift. Aber wenn Goethe im Druck dafür auch ein Kreuzeszeichen einsetzte, glaube ich doch nicht, daß er hier Christus selbst gemeint hat. Möglich wäre es insofern, als sein alles Ausschließliche ablehnender Sinn stets an dem Satz, daß Christus der neue und einzige Mittler sei, Anstoß genommen hat. Aber das würde diese Zusammenstellung nicht rechtfertigen. Er denkt wahrscheinlich an irgendwelche mit ihren Ansprüchen ihn belästigende Christen; dabei aber scheint es doch eine Hinweisung zu sein auf sittlich-asketische Zumutungen im Sinne bekannter Paulusworte vom Kreuz. Dann wäre hier allerdings ein Widerstand gegen die christliche Lebensanschauung gegeben. Dazu stimmt der Gedanke in der Handschrift, daß es dem freien Menschen nicht gezieme, ein Christ zu sein, und die ebenfalls nicht veröffentlichte Anrede an Christus:

Viele folgten dir gläubig und haben des irdischen Lebens
Rechte Wege verfehlt, wie es dir selber erging.
Folgen mag ich dir nicht; ich möchte dem Ende der Reise
Als ein vernünftiger Mann, als ein vergnügter mich nahn.

Doch das sind Revolten des Blutes. Auf eine viel tiefer liegende und im höchsten Grade zu bedauernde augenblickliche Herzensabirrung vom christlichen Empfinden deutet der Umstand hin, daß Goethe die Person des Heilands in erotische Zusammenhänge hineinzubringen wagt, z. B. sein durch den Zusammenhang mit recht lockeren Dingen doppelt peinlich wirkendes Sichvergleichen mit Jesus, weil sie beide den Sünderinnen wohl wollten. Damit ist denn aber auch die ganze polemisch-satirische Seite der Venetianischen Epigramme gekennzeichnet; im persönlichen Verkehr freilich mag das Julianische damals viel stärker hervorgetreten sein. So in jenem Gespräch mit Fritz Jacobi in Pempelfort 1792, wo er seine ungläubige Gesinnung in jenen Ausdruck „julianischen Haß" münzte, wo er aber, wie der Freund ihm später schrieb, bei seinem heftigen Auffahren wider das Verhaßte im Laufe der Debatte doch das Zugeständnis machte, daß es ein gewisses Christentum gebe, welches der Gipfel der Menschlichkeit wäre. Wir sehen also, die Feindschaft war denn doch keine so prinzipielle. Sie scheint vielmehr in der Laune und Verstimmung jener Tage begründet gewesen zu sein. Seine Seele glich dem erregt dahin eilenden Bach, auf dessen bewegtem Wasser sich das Wahre fortwährend in den Bildern seiner Verzerrungen spiegelte.

3

Nun zwei Jahre später — 1794, das folgenreichste Jahr der deutschen Litteraturgeschichte: Schiller wird Goethes Freund! An sein Geistes- und Seelenleben tritt der Mann heran, der nach Goethes schönem Zeugnis die Christustendenz hatte, Alles, was er berührte, zu adeln. Schiller machte ihn wieder zum Dichter, und in der Hochstimmung eines gewaltigen poetischen Schaffens gab er ihn der Welt, dem großen Leben, seinem Volke, sich selbst wieder. Goethes Stellung zum Christentum

wird nun mehr und mehr eine freundlichere. In seiner vom Glaubenswahn aufgeopferten Braut von Korinth wetterleuchtet wohl noch der alte Grimm des Griechen; daneben jedoch, wie in dem vom Epheu ausgesogenen Apfelbaum des Amyntas einem der tiefsten Gedichte Goethes, und in der Bajadere, die in des Gottes feurigen Armen geläutert aufersteht, brachen durch das Gewölk heidnischer Erotik schon blaue Himmelsstreifen christlicher Liebes- und Erlösungsgedanken. Mehr aber noch tritt des Dichters versöhnliche Stimmung in seinem großen Roman und in seinem unsterblichen Epos hervor. Wilhelm Meisters Lehrjahre errichteten seiner mütterlichen Jugendfreundin, der frommen Herrnhuterin Susanne v. Klettenberg, ein Ehrendenkmal: die Bekenntnisse einer schönen Seele; und Hermann und Dorothea brachte den würdigen Pfarrherrn mit seinem an innerer Reife alle Personen der Handlung überragenden Geiste, also zwei herrliche christliche Gestalten. In diese Zeit fällt auch das bekannte Wort in einem seiner Aufsätze: „Das eigentliche und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte ist der Konflikt des Unglaubens und des Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mit- und Nachwelt."

Er wandte sich damals von neuem seinem Faust zu. Es entstanden der Prolog im Himmel und die Rettung verheißende Stimme am Schluß, dazu die Giftszene mit ihrem Ostergesang und ihren frommen Jugenderinnerungen. Aus dem, was einst sein Genius ganz beziehungslos nur als Zeichnung aus des Lebens Labyrinthe hingeworfen hatte, versuchte er jetzt ein Gebilde zu machen, in dem man überall in der Erde trübem Geschehen Lichter der Ewigkeit spielen sehen sollte. Und kaum war er mit dieser Umdichtung der Tragödie in die religiöse Lebensanschauung fertig, da erschienen 1799 Schleiermachers Reden über die Religion. Hatte sich Goethe nicht selbst für das Verständnis dieses Glaubensgrußes zubereitet? Waren es nicht noch klingende Saiten seiner Seele, die hier berührt wurden? Läßt sich da nicht seine Zustimmung zu diesem Buche, das er sofort eifrig studierte, von vornherein annehmen? Wunderbar! der Große von Weimar entschied sich trotz des dichterischen Entgegenkommens der letzten Jahre gegen den ihm viel „zu christlich" erscheinenden Anruf des freisinnigen Theologen. Seine Grazien zogen an dem Glaubenszeugnis dieses Jahres zwar nicht mehr so zornmütig, wie sie Schleiermacher sich dachte, aber mit gesunder und fröhlicher Abneigung vorüber.

Dagegen hat sich Schiller, ob er auch anfangs besonders über den an die Anmaßungen der romantischen Schule ihn erinnernden Ton ziemlich abfällig urteilte, von dem Geiste der Schrift schließlich doch beeinflussen lassen. Weder die Litteraturhistoriker, noch die Theologen haben das bisher bemerkt. Es soll auch nicht behauptet werden, daß der Dichter sich einer Einwirkung der „Reden" klar bewußt geworden ist. Zu konstatieren aber ist sie in Schillers Entwicklung während dieser letzten Periode seines Lebens. Es wäre wohl interessant, das unter genaurem Eingehen auf den Inhalt des Schleiermacherschen Werkes an den Dichtungen zu untersuchen und im Einzelnen nachzuweisen. Hier nur der Hinweis darauf, wie die Maria Stuart, an der Schiller gerade arbeitet, als er die „Reden" erhielt und las, aus dem leidenschaftlichen Weibe der Streitszene im dritten Akte plötzlich zu der religiös sich verklärenden Büßerin des fünften Aktes wird, — eine den Kunstkritikern bis heute noch unerklärliche Wendung. Dann ging der Dichter sofort an die Jungfrau von Orleans, diesen Hymnus auf die weltüberwindende Macht des Glaubens, dem man seinen innerlichen Anteil doch wohl abfühlen sollte.

Daß Schiller den von Schleiermacher so mächtig vorgedrängten religiösen Gedanken in der Tat nicht wieder los wurde, zeigt das an Zelter in Berlin gerichtete Schreiben vom 16. Juli 1804, in dem der Dichter, mit dem von der Königin Louise angeregten Gedanken eines vielleicht möglich zu machenden Rufes in die preußische Residenz beschäftigt, die Verbrüderung seines ästhetisch-künstlerischen Geistes mit dem des dortigen kirchlichen Lebens als ein Stück seines Programms in Aussicht stellt und dabei die Perspektive eröffnet: „Berlin hat

in den dunklen Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet; dies war damals ein Ruhm und ein Bedürfnis. Jetzt, in Zeiten des Unglaubens, ist ein anderer Ruhm zu erlangen, ohne den ersten einzubüßen: es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und veredle den Protestantismus, dessen Metropole es einmal zu sein bestimmt ist. Ich wünschte, nur auf sechs Wochen ein Berlinischer Akademiker zu sein, um einen Beruf zu haben, mich über diese Sache vernehmen zu lassen; aber es fehlt ja dazu nicht an Leuten, und sollte nicht z. B. Schleiermacher der Mann dazu sein? ... Ja, der Geist der Zeit verlangt es, da sich der Katholizismus in Frankreich neu konstituiert, daß auch im Protestantischen an die Religion gedacht werde. Kann ich selbst auf irgend eine Art dabei zu brauchen sein, so zählen Sie auf meine Bereitwilligkeit." Eine Ahnung überkommt uns bei diesem Briefe von dem, was durch Schillers allzu frühen Tod und seine dadurch abgeschnittene Entwicklung auch der kirchlich-religiöse Geist in Deutschland verloren haben mag. Und wie deutlich weben hier die zwar von der Zukunft noch zu verstärkenden, aber doch offenbar bereits vorhandenen Fäden von dem großen Dichter zu dem großen Theologen hinüber! Kein Zweifel, Schiller hatte in den „Reden" etwas ihm Verwandtes gefunden. Entsprechen dieselben doch auch jener Forderung in seinen Votivtafeln:

Allen gehört, was du denkst; dein eigen ist nur, was du fühlest;
Soll er dein Eigentum sein, fühle den Gott, den du denkst.

Julius Burggraf

Der schottische Kirchenstreit

Als kürzlich einige angesehene Engländer den Bischof ihrer Kirche, der von Geburt ein Schotte ist, um die Erklärung des schottischen Kirchenstreites baten, lehnte er sie mit dem Bemerken ab, daß das Verständnis dafür „im Blute liegen" müsse. Man tut also gut zu einem Urteil über dieses eigenartige kirchliche Ereignis bei sorgfältiger Prüfung der Verhandlungen schottische Autoritäten, wie z. B. Professor Robertson Nicoll D. D. (The Scottish Free Church Trust and its Donors, Oktober-Nummer der Contemporary Review), den Abgeordneten Charles Douglas (The Scottish Free Church Question, November-Nummer der Contemporary Review) und Sir Henry Campbell-Bannerman, den Führer der Liberalen im Parlament, der am 5. November sich in Edinburgh über die schottische Kirchenkrisis ausführlich äußerte, zu Rate zu ziehen.*)

1

Am 31. Oktober 1900 wurde die in der Generalsynode der „Freikirche Schottlands" mit 643 gegen 27 Stimmen und in der Synode der „Vereinigten Presbyterianischen Kirche" einmütig beschlossene Union dieser beiden Kirchen zu der „Vereinigten Freikirche" vollzogen. Die Majorität der „Freikirche Schottlands" nahm das Vermögen der Kirche trotz des Protestes der Minorität in die „Vereinigte Freikirche" mit hinüber und billigte ihr keine Nutznießung an den Kirchengütern zu, da sie sich nach Ansicht der Majorität mit der Unionsverweigerung von der Freikirche getrennt habe. Die Minorität dagegen konstituierte sich sofort als die einzige und rechtmäßige „Freikirche Schottlands", vom Volke Wee Free genannt, und erhob gegen die „Generalbevollmächtigten" des bis zum 30. Oktober 1900 für die „Freikirche" verwalteten Vermögens die Zivilklage auf dessen Herausgabe. Sie begründete ihren Anspruch mit der Behauptung, daß die zur „Vereinigten Freikirche" übergegangenen Glieder der „Freikirche" deren ursprünglichen Prinzipien untreu geworden seien. Die schottischen Richter wiesen die Wee Free in der ersten und zweiten Instanz mit ihrer Klage ab und verurteilten sie zu den Kosten der Verhandlungen. Die Berufung an das House of Lords fand am 1. August d. J. ihre Entscheidung. Die früheren Urteile wurden von den Lords aufgehoben und der klägerischen Minorität mit ihrem kleinen Anhang, also der Wee Free, das Eigentumsrecht des Gesamtvermögens der Kirche wie des Einzelbesitzes der verschiedenen Gemeinden, auf welche sie nach den Vollmachtsvorschriften (trust) Anspruch erheben kann, zugesprochen. Dieses unerwartete und folgenschwere Urteil erklärte eine blühende Kirche eines Vermögens von 140—200 Millionen Mark verlustig und bot etwa dreißig Geistlichen der Minorität die Möglichkeit, ungefähr 1100 Pfarrer aus ihren Kirchen und Häusern zu vertreiben, ohne für die einzelnen Gemeinden eine genügende geistliche Versorgung sicherstellen zu können.

Sämtliche sieben Richter des Herrenhauses stimmten darin überein, daß es sich in dieser Angelegenheit um die Beantwortung der Frage handelte, ob zu einem ganz bestimmten Zweck gestiftete Gelder der Freikirche auch nach der Union mit den Vereinigten Presbyterianern den Vollmachtsvorschriften gemäß rechtmäßig und ohne Vertrauensbruch verwaltet werden können. Die Behauptung der Kläger geht dahin, daß beim Uebertritt in die Vereinigte Freikirche von der Majorität die Grundprinzipien verletzt seien, welche bei Gründung der Freikirche für die Stiftungen maßgebend gewesen seien. Besonders das Staatskirchenprinzip und die unverkürzte Anerkennung des Westminster-Bekenntnisses kommen in Frage. Fünf Richter haben gegenüber ihren andern beiden Kollegen erklärt, daß die Kläger mit ihren Behauptungen im Recht sind, und daß der Minorität das strittige Vermögen deshalb gehört, weil sie unentwegt an den Grundprinzipien festgehalten hat, die 1843 bei Bildung der „Freikirche" für deren Gründer und Subskribenten ausschlaggebend gewesen sind.

2

Nun unterliegt es keinem Zweifel, daß die Gründer der „Freikirche" 1843 die Staatskirche nur deswegen verließen, weil sich das Verhältnis der Kirche zum Staat zu Ungunsten der kirchlichen Unabhängigkeit verschoben hatte, und diese über alles geltende Unabhängigkeit der Kirche unter Einmischung der Zivilbehörden bei Besetzung von Pfarrstellen sehr zu leiden hatte. Erst nach zehnjährigem, vergeblichem Kampf hatten sie sich entschlossen, die Staatskirche zu verlassen. Aber sie erklärten dabei ausdrücklich, daß sie am Staatskirchenprinzip, d. h. an der im 23. Kapitel des Westminster-Bekenntnisses den Zivilbehörden auferlegten Pflicht der Kirchenunterhaltung festhielten, auch wenn sie in der Wahrung des Unabhängigkeitsprinzips der Kirche die an sich wertvolle Verbindung mit dem Staat aufgeben müßten. Sie behielten sich und ihren Nachfolgern vor, zur Staatskirche zurückzukehren, wenn die von ihnen erstrebten Bedingungen erfüllt würden. Unter zahlreichen Dokumenten lassen namentlich der Protest von 1842, der sogenannte Freibrief der „Freikirche", und die für die Vereinigte Freikirche so verhängnisvolle Generalsynodalansprache Dr. Chalmers' von 1843 keinen Zweifel über die Geltung des Staatskirchenprinzips in der ursprünglichen „Freikirche" zu. Auf Beschluß der Generalsynode war die Ansprache ihres Leiters Chalmers in der Kirche verteilt worden. Mit ihrer Auskunft über die Grundlagen und Ziele der „Freikirche" diente sie gewissermaßen als Prospekt der Neugründung und lud zu deren finanzieller Unterstützung ein. In der Betonung des Staatskirchenprinzips suchte Chalmers besonders eine Verwechselung der „Freikirche" mit den beiden anderen presbyterianischen, schon früher von der Staatskirche abgetrennten Kirchen, welche sich 1847 zur „Vereinigten Presbyterianischen Kirche" zusammenschlossen, scharf abzuweisen. Die Gründer der „Freikirche" wollten keine „voluntaries" sein, welche die Unterhaltung der Kirche aus freien Liebesgaben zur Pflicht machen und eine Verwendung der Staatsmittel dafür als Sünde bezeichnen. Aber dabei konnte es nicht bleiben. Der Abgeordnete Charles Douglas sagt darüber:

... Trotzdem war es unausbleiblich, daß in späterer Zeit die Männer, deren Erinnerung nicht mehr zu der Staatskirche als ihrer

*) Wir haben zwar schon Stimmungsbilder und Nachrichten vom schottischen Kriegsschauplatz gebracht, aber noch keine ausführlichere grundlegende Orientierung. Indem wir dies nachholen, können wir für eine der nächsten Nummern die Fortsetzung der temperamentvollen Briefe ankündigen, die wir in 1904, 39 und 1905, 3 veröffentlichen durften. Vgl. auch 1904, 46. D H

geistlichen Geburtsstätte zurückging, die Hoffnung einer Rückkehr zu ihr aufgaben. Sie gewannen die Ueberzeugung, daß der Staatsunterhalt zur geistigen Unabhängigkeit der Kirche im schroffen Gegensatz stehe. Es war ja natürlich, daß sie nach einer jahrelangen erfolgreichen Entwickelung der Kirche zu ihrem vom Staate unabhängigen Selbstunterhalt ein stärkeres, klareres und bestimmteres Zutrauen hegten, als es denen möglich war, die ihr irdisches Hab und Gut für die Freiheit hatten verlassen müssen. Das mußte so kommen und es kam so. Innerhalb der „Freikirche" wurden Einige ganz und gar „voluntaries", die es durchaus verwarfen, daß der Staat sich mit der Aufrechterhaltung der Religion befasse. Es gab Andere, die, ohne sich um die theoretische Frage zu kümmern, inbetreff des Staatskirchenprinzips gleichgiltig wurden, da sie in ihm nur eine Anschauung sahen, die für ihre eigene Pflicht keine aktuelle und zukünftige Bedeutung hatte. Sie waren geneigt, sie solange unerörtert zu lassen, als sie die Unabhängigkeit ihrer eigenen Kirche nicht bedrohte und bedrohen konnte. Nur eine kleine abnehmende, aber freilich unversöhnliche Minorität betrachtete das Staatskirchenprinzip als einen wesentlichen Teil der Kirchenverfassung und maß ihm eine Bedeutung bei, die höchstens von der Forderung der Unabhängigkeit, welche die „Freikirche" in ihren ersten Tagen begeistert hatte, überboten werden konnte. Diese Minorität stellte sich von vornherein in Gegensatz zu der Union mit der „Vereinigten Presbyterianischen Kirche", da diese Kirche das Staatskirchenprinzip grundsätzlich verwarf. Es bleibt eine große Frage, ob die, welche am Staatskirchenprinzip kein Interesse mehr nahmen, oder die, welche seine sehr untergeordnete Bedeutung vergessen hatten, sich am weitesten von der Stellung des Jahres 1843 entfernt hatten. Jedenfalls ist es nicht sicher, daß diejenigen, welche am meisten am Buchstaben festhielten, die besten Vertreter jener Zeit waren.*)

Prof. Robertson Nicoll bringt in seinem Artikel eine Wolke von Zeugen unter den leitenden Gründern der Freikirche, die dem Staatskirchenprinzip keine Bedeutung beigemessen haben. Doch man darf nicht vergessen, daß dies Aeußerungen kirchenpolitischer Führer sind, die bei Wahrung des eigenen Standpunktes eine mögliche Union mit den Vereinigten Presbyterianern im Auge behalten mußten. Jedenfalls hat die allgemeine, ursprüngliche Freikirche das Staatskirchenprinzip vertreten. Bei steter unzweifelhafter Geltendmachung des Unabhängigkeitsprinzips der Kirche „waren in Schottland z. T. aus historischen Gründen die religiösen und nationalen Empfindungen ganz allgemein eng miteinander verknüpft. Das Ideal einer christlichen Nation war ununterbrochen ein Ziel für die religiösen Bestrebungen des Volkes. Die ganz natürliche Neigung, daraus die Pflicht des Staates zur Unterhaltung der wahren Religion herzuleiten und als sogenanntes Staatskirchenprinzip geltend zu machen, ist die Quelle der vielen Konflikte zwischen Behauptung der geistlichen Unabhängigkeit und den Eingriffen der Zivilbehörde gewesen." So urteilt Charles Douglas.

3

Ferner behaupten die Freikirchler, daß die Verklagten von der Anerkennung des vollständigen Westminster-Bekenntnisses abgewichen sind, da die neue Kirche es als ihr Recht ansehe, durch ihre Generalsynode das Bekenntnis der Kirche festzulegen. Schon der Declaratory Act von 1892 verletzt nach klägerischer Ansicht das Bekenntnis. Damals hatte nämlich die Generalsynode der Freikirche versucht, „Schwierigkeiten und Bedenken zu beseitigen, die von einigen Kandidaten des Predigtamtes hinsichtlich ihrer Verpflichtung empfunden wurden". In dem Declaratory Act wurden einzelne Punkte des Bekenntnisses klargestellt, über die in der Kirche Meinungsverschiedenheiten herrschten, zumal das „Wesen des reformierten Glaubens, der im Bekenntnis zum Ausdruck komme, dadurch nicht berührt werde". Darum lautete u. A. der Beschluß der Generalsynode der Freikirche von 1892:

Die Kirche ist der Meinung, daß Alle, die das Evangelium hören, berechtigt und verpflichtet sind, an die Rettung ihrer Seelen zu glauben. In Fällen, wo sie es nicht tun und in ihren Sünden umkommen, ist das eine Folge ihrer Zurückweisung des ihnen verkündigten Evangeliums. Die Kirche kann die Lehre, daß es eine Vorherbestimmung der Menschen zum Verderben ohne Rücksicht auf ihre eigene Sünde gibt, nicht billigen noch durch das Bekenntnis vertreten finden.

Gegen diesen Generalsynodalbeschluß erhob der Rechtsbeistand der Kläger noch nachträglich Einspruch, weil er das Bekenntnis beeinträchtige. Daraufhin hat der erste Richter den

*) Contemporary Review, November.

Freikirchlern eine Glaubensauffassung von der Prädestinationslehre beigelegt, die jetzt gar nicht mehr von ihnen geteilt wird. Da aber vom Richter diese kalvinistische Prädestinationslehre als eine der Grundbedingungen für die Zusprechung des Kirchenvermögens hingestellt wird, hat das Urteil der Lords die Freikirchler um Jahrzehnte in ihrer Glaubensauffassung zurückgeschoben und durch den teuer erkauften Siegespreis in eine schon glücklich gesprengte Fessel wieder eingeschnürt. Außerdem scheint dieser Rückschritt im Bekenntnis wenig zu dem Geist der Gründer der Freikirche zu passen. Es berührt nach Charles Douglas etwas wunderbar, wenn mit einer solchen Glaubensauffassung die Kläger „die Vertreter einer Kirche sein wollen, die aus dem Eifer derjenigen evangelischen Partei des letzten Jahrhunderts entsprungen ist, die tatsächlich niemals aufgehört hat, zu lehren, daß der große Gott die Menschen zur Gemeinschaft mit sich zu bringen sucht und daß es seine Absicht ist, sie vom Verderben zu befreien." Sicherlich war die ursprüngliche Freikirche von ihrem Recht, das Bekenntnis revidieren zu können, fest überzeugt. Einen Beweis für diese Auffassung sieht Professor Robertson Nicoll in den Worten des Generalsynodalleiters von 1866, Dr. W. Wilson, über das Verhältnis der Kirche zum Bekenntnis:

Kein Glaubensbekenntnis kann jemals von der Kirche als ein endgiltiges und bleibendes Dokument betrachtet werden. Sie muß allezeit ihr Recht geltend machen, es revidieren, reinigen und erweitern zu können. Wir glauben an einen Fortschritt der Kirche zu einer vollkommeneren Erkenntnis der Wahrheit. Es muß der Kirche zu jeder Zeit erlaubt sein, zu sagen, wir haben klareres Licht über die eine oder die andere Glaubensforderung des Bekenntnisses erhalten. Wenn uns diese Freiheit nicht gebührt, dann befinden wir uns in der Knechtschaft des Bekenntnisses und entsagen der Freiheit, zu der Christus uns geführt hat.

Diesen Ausführungen fügte der ehrwürdige Principal Patrick Fairbairn die Worte hinzu:

Ich hoffe, wir werden diese beiden Dokumente (Confession of Faith and Catechism) nicht götzendienerisch anbeten und sie nicht über die ihnen zukommende Stellung erheben. Es sind nur menschliche Gebilde. So bewunderungswürdig sie sind, wir müssen uns doch unter gewissen Bedingungen das Recht der Revision vorbehalten und je nach den Zeiterfordernissen an der einen Stelle kürzen, an der anderen erweitern, wie wir es auch schon mit der Ordinationsformel getan haben.

Daß solchen Aeußerungen die Generalsynode von 1866 ohne einen Ton der Mißbilligung ihr Gehör schenkte, zeugt für die herrschende Auffassung von ihrem Revisionsrecht gegenüber dem Bekenntnis.

4

Damit ist die Hauptfrage des ganzen Prozesses schon angeschnitten, ob die Vereinigte Freikirche, als lebendige Kirche Christi, kraft ihres Unabhängigkeitsrechtes die Befugnis einer Aenderung in der Konstitution und im Bekenntnis vornehmen konnte, ohne die Trustvorschriften für die Verwaltung des der Freikirche gestifteten Vermögens zu verletzen. In diesem Punkte hat die Mehrzahl der Richter die Bedeutung der schottischen Kirchentradition nicht zu würdigen verstanden. Wie ein roter Faden zieht sich der Kampf um die Selbständigkeit der Kirche und die Behauptung der völligen Unabhängigkeit gegenüber der staatlichen Gewalt durch die schottische Geschichte. So beängstigend die ganze Vermögensfrage augenblicklich für die Beteiligten ist, sie beansprucht nicht das Hauptinteresse des Prozesses. Die Geltendmachung des Unabhängigkeitsprinzips führte die Freikirchler einst aus der Staatskirche. Wird auch in Zukunft die Vereinigte Freikirche bei der Auffassung verharren, daß eine schottische Presbyterialkirche nur ihren König Jesus als Herrn und Oberhaupt anerkennt? Die Kirche Schottlands schuf selbst die Form ihrer presbyterialen Verfassung und entfernte das Episkopalsystem. Sie hat eigenmächtig das Bekenntnis von John Knox angenommen und später das Westminster-Bekenntnis an seine Stelle gesetzt. Die Kirche setzte ihre eigenen Lehrvorschriften fest und traf 1697 in dem sog. Barrier Act Vorkehrungen für eine etwaige Aenderung in Lehre, Gottesdienstordnung und Leitung. In diesem Gesetz sollte für ein längst bestehendes, stets geübtes Recht nur der rechte Verhandlungsweg geboten werden, „um eine zu schnelle Aenderung und Neuerung zum Nachteil der Kirche" zu verhüten.

Da jetzt nach diesem alten Gesetz durch Befragung der Presbyterien die Majorität in der Kirche sich zu Gunsten der Union mit den Vereinigten Presbyterianern ausgesprochen hatte, konnte die Union durchaus gesetzlich vollzogen werden. Der Unionsbeschluß ging nicht über die Befugnis der Generalsynode hinaus.

Die Auffassung der richtenden Lords von der schottischen Freikirche als einer losen Gemeinschaft von Personen, die durch einzelne Glaubensregeln mit einander verbunden sind, ist unzutreffend. „Die gesetzgebende Gewalt", die der Lord Chancellor „mit der Auffassung von einer christlichen Kirche für unvereinbar hält", ist viele Geschlechter hindurch den Schotten die Bürgschaft dafür gewesen, daß ihre Kirche „die Kirche Christi und nicht das bloße Werkzeug der Zivilbehörde oder gar einer alten Tradition" war. Die schottische Kirche hat sich nicht nur als eine Vereinigung von Personen gefühlt, deren Bindemittel einige gemeinsame Lehren waren, sondern sie ist allezeit eine Körperschaft gewesen, deren Glieder die Freiheit hatten, ihren Glauben zu formulieren und ihre Politik eigenmächtig zu bestimmen. Diese Pflicht ist nicht nur als ein Recht ausgeübt, sondern als eine Pflicht gegenüber „Christus, dem alleinigen Herren und König der Kirche" empfunden worden. Sir Henry Campbell-Bannerman erklärte in der politischen Versammlung am 5. November in Edinburgh:

Die Frage handelt sich wirklich nicht nur um Gelder und Eigentum. Sie geht viel weiter und tiefer. Das Urteil trifft andere Kirchen und Körperschaften außer diesen beiden unmittelbar beteiligten Gemeinschaften; sie kommt in heikle Berührung mit dem traditionellen Lebensgeist und Genius unseres Volkes. Unser Schottland ist vor allem das Heim geistlicher Unabhängigkeit. Bisher ist diese Unabhängigkeit von den dem Staate nicht angeschlossenen Kirchen nicht nur beansprucht, sondern auch bekannt worden. Ja sie ist sogar allezeit von der Staatskirche als fundamental proklamiert worden. Unsere Kirche ist ein lebender Organismus und nicht bloß bewunderungswürdig als eine Mumie oder ein Automat. Wenn sie leben soll, muß sie für sich selbst ihr eigenes Regiment zur nötigen Entwicklung in Lehre und Verfassung behaupten. Das ist unsere Theorie in Schottland; dieser Geist in uns ist nicht zu dämpfen.

5

Der von Lord James am Ende seines Urteils geäußerte Wunsch, die siegende Partei möge von ihrem Recht zum Nachteil der unterliegenden nicht über Gebühr Gebrauch machen, und die allgemeine Hoffnung, daß sich für die beiden christlichen Körperschaften ein Ausgleich finden werde, schienen unmittelbar nach der Verkündigung des Urteils einige Aussicht auf Verwirklichung zu haben. Jedenfalls traten beide Kirchen sofort in die Unterhandlungen ein. Die Aeußerung des Leiters der siegenden Freikirche: no stone, no stick, no penny (kein Stein, kein Stock, kein Pfennig) werde der Vereinigten Freikirche zugestanden werden, galt als ein übereiltes Wort der Siegesfreude und wurde als unzeitige Kundgebung einer Privatansicht aufgefaßt. Aber die Kluft zwischen beiden Kirchen hat sich doch als so weit erwiesen, daß alle Vermittlungsversuche als endgiltig gescheitert angesehen werden können. Die Vereinigte Freikirche erfreute sich mit ihrem anfänglichen Verhalten gegen die Minorität gar nicht der allgemeinen Sympathie. Man kann ja verstehen, daß der Ungehorsam gegen den Majoritätsbeschluß dort den Verlust der Kirche und Pfarre nach sich ziehen sollte, wo in den Gemeinden die Majorität zu der Vereinigten Freikirche übergegangen war, man mag auch kirchenpolitisch eine Taktik begreifen, die mit einem strengen Ausschließungsurteil gegen die Minorität vorging, zumal sie hoffen konnte, ihr werde für den langen und teuren Prozeß der Mut fehlen oder der Atem darin ausgehen — jedenfalls hatten sich die Führer der Vereinigten Freikirche gründlich in ihren Gegnern getäuscht. Das Anerbieten der Generalsynode der Vereinigten Freikirche vom Mai v. J., der kleinen Freikirche die Abfindungssumme von 200 000 Mk. zu geben, setzt die Majorität auch nicht in ein besseres Licht, denn es war doch wohl nur die Wirkung des leisen Gerüchts, die Entscheidung im Herrenhause könnte ungünstig ausfallen. Die Vereinigte Freikirche hätte von vornherein generöser gegen die Minorität handeln müssen, zumal die Geschichte der Union darüber keinen Zweifel ließ, daß sonst die Volksstimmung für die Union nicht zu begeistern war, und daß sie mehr oder minder ein Werk der Geistlichen blieb. Was indes ursprünglich der Union gefehlt hat, wird ihr jetzt zuteil. Das Urteil der Lords hat den Opfermut des schottischen Volkes für seine kirchliche Unabhängigkeit wachgerufen. Die Freikirchler haben mit ihrer Hartnäckigkeit der Vereinigten Freikirche eigentlich einen großen Dienst geleistet. Die Begeisterung, wie sie in der einmütigen Erklärung der Predigamtskandidaten, die doch in der Freikirche verlockende Aussichten auf ein baldiges einkömmliches Amt haben könnten, in dem einstimmigen Treugelöbnis der Missionare, die sich dem Verlust ihrer Stationen und Schulen aussetzen, in der kürzlich veröffentlichten Liste der etwa 1000 Geistlichen und in den sich von Tag zu Tag häufenden Resolutionen der Gemeinden für die Vereinigte Freikirche sich kund tut, war früher in dem Grade bei den einzelnen Mitgliedern der Kirche entschieden nicht vorhanden. Wenn die Führer der Vereinigten Freikirche anfangs mit mancher Brandrede gegen das Urteil der Lords, das das althergebrachte Unabhängigkeitsgefühl des schottischen Presbyterianismus empfindlich getroffen hatte, zu weit gegangen waren, sodaß ihre Freunde zur Weisheit und Vorsicht mahnten, so hat sie durch den letzten Beschluß, das Gesamtvermögen an die Sieger ohne weitere gerichtliche Einzelentscheidungen abzugeben, in der allgemeinen Sympathie, besonders auch unter den Parlamentariern, vor den Freikirchlern einen erheblichen Vorsprung gewonnen.

Diese selbst haben durch ihre intransigente Haltung ihren Standpunkt unhaltbar gemacht. Anfangs war man der Ansicht, daß die Freikirchler sich mit einem angemessenen Teile ihres Gewinnes begnügen, vor allem aber nicht mehr fordern würden, als sie im besten Falle verwalten könnten. Als sie auf Herausgabe des New College in Edinburgh klagten und seine Räumung auf Grund des Urteils gesetzlich erzwangen, sah man sich arg enttäuscht. Mit dieser Maßregel mußten sie dem Organismus der Vereinigten Freikirche schaden, während für ihre Handvoll Studenten und mühsam zusammengelesenen Professoren die angebotene, mit der Vereinigten Freikirche gemeinsame Benutzung des College vollständig genügt hätte. In solchem Lichte ist auch das Angebot der Freikirchler zu werten, den einzelnen Geistlichen der Vereinigten Freikirche den Gebrauch der Kirchen und Pfarrhäuser für ein Jahr unter der Bedingung überlassen zu wollen, daß jene sich mit ihrer Predigt genau nach dem Urteil der Lords richten.

Die Vereinigte Freikirche ist durchaus nicht gewillt, den im Herrenhause entschiedenen Einzelfall betreffs des Gemeindevermögens als ausschlaggebend für alle Fälle anzusehen. Hier liegt der wundeste Punkt im Rechtstitel der Freikirchler. Die Verhältnisse in den Einzelgemeinden liegen so verschieden, daß eine Reihe von Prozessen nötig geworden ist, um ihren Anspruch an das Vermögen der Gemeinden festzustellen. Die Vereinigte Freikirche mußte das Angebot der Freikirchler ablehnen, um nicht in eine schiefe Lage zu kommen und um von vornherein einer Proselytenmacherei Tor und Tür zu schließen. Redet man doch davon, daß die Freikirchler gar nicht daran denken, den Gemeinden die liebgewonnenen Gotteshäuser zu nehmen, sondern sie wollen das gesetzliche Einspruchsrecht gegen die Amtshandlungen der Geistlichen, die nicht herüberkommen wollen, geltend machen.

Woher diese Unversöhnlichkeit? Als die Union vollzogen werden sollte, ergoß sich eine Flut von Anklageschriften gegen die moderne Theologie der die Union befürwortenden Majorität der Freikirche und der Vereinigten Presbyterianer. Die allzukonservative Minorität hatte wohl das richtige Gefühl, daß sie von dem geistigen Uebergewicht der Männer in den ersten Reihen der Vereinigten Freikirche würde erdrückt werden. Es war wirkliche Ueberzeugungstreue, welche die Minorität energisch gegen den „Higher Criticism" der Professoren der in Bildung begriffenen Vereinigten Freikirche Front machen ließ. Man muß diese Professoren in ihrer positiven Stellung, mit ihrer festen Glaubensüberzeugung kennen, um die Bedeutungslosigkeit solcher Anklagen festzustellen. Wenn man allerdings so konservativ ist, daß man die Trustvorschriften glaubt besser

erfüllen zu können, wenn man die Orgeln wieder entfernt, das Amt des Vorsängers wieder einführt, überhaupt die kirchliche Entwickelung um sechzig Jahre zurückschraubt, dann kann man verstehen wie Professor Denney und Andere als Häretiker gelten können. Das konservative Element in der Vereinigten Freikirche ist stärker, als man nach den Beschuldigungen der Freikirchler glauben sollte. Als Professor George Adam Smith sich wegen seines Buches „Modern Criticism and the Preaching of the Old Testament" vor zwei Jahren vor der Generalsynode zu verantworten hatte, verdankte er es nur seiner persönlichen Beliebtheit und seinem hinreißenden Glaubensbekenntnis zu Christo am Schluß der Verhandlungen, daß die Anklage gegen ihn niedergeschlagen wurde. Doch die Freikirchler kennen kein Pardon gegen die vom „Higher Criticism durchseuchte" Vereinigte Freikirche.

6

Das Wohl des schottischen Volkes erfordert es aber, daß der Willkür einer siegreichen Minorität, die außerstande ist, die Trustvorschriften zu erfüllen und den gewaltigen Apparat des gewonnenen Eigentums ordnungsgemäß funktionieren zu lassen, Grenzen gesetzt werden. In dem Sinne haben sich auch schon bedeutende Parlamentarier geäußert. Nach dem Scheitern der Unterhandlungen bietet sich kein anderer Ausweg, als das Parlament in der nächsten Sitzung einschreiten zu lassen. Wenn die Parteien sich geeinigt hätten, würde das Parlament nur die Bestätigung zum Ausgleich zu geben haben. So aber wird von einer unparteiischen königlichen Kommission der Tatbestand geprüft und eine den wirklichen Verhältnissen entsprechende, gerechte Teilung des Kirchenvermögens dem Parlament vorgeschlagen werden müssen.

Hätten die Lords die Willenskundgebung der Stifter maßgebend gemacht, dann hätten sie auch eine nähere Untersuchung über die Auffassung der Kirche zur Zeit der einzelnen Schenkungen vornehmen müssen. Professor Robertson Nicoll gibt darüber eine überzeugende Ausführung:

Der Lord Chancellor gründete sein Urteil auf das Prinzip, daß man die Ansicht und die Ueberzeugungen der Stifter erkunden müsse, um die Bestimmung des strittigen Vermögens zu erkennen. Viele von den Stiftern der Gelder leben noch. Unglücklicherweise hat in den Vorverhandlungen vor dem Herrenhause keine genaue Feststellung über das Wachstums des trust stattgefunden. Es ist jetzt allgemein bekannt, daß 1867 das Barvermögen nur Lstr. 92 766 betrug, sodaß beinahe Lstr. 1 000 000 in späteren Jahren zusammengebracht ist. Ferner hat ein großer Teil der Kirchenbauten während der letzteren Periode stattgefunden. Die Kirchen und Pfarren der Gründungszeit sind durch moderne Gebäude ersetzt worden, und in der Kirchenvermehrung herrschte in dieser Zeit ein großer Eifer. Bekanntlich wurde 1867 von der Freikirche erklärt, daß gegen die Union mit den Vereinigten Presbyterianern kein prinzipielles Hindernis vorliege. Als die Unionsverhandlungen 1873 zeitweilig abgebrochen wurden, war man sich ganz klar darüber, daß diese „eine bleibende Verpflichtung sei, die man nur unter Verletzung eines ernsten Verantwortungsgefühls daran geben oder verschieben könne". Unmittelbar darauf begann die Enstaatlichungs-Bewegung (Disestablishment movement) und diese hatte allezeit eine große Majorität der freikirchlichen Generalsynode auf ihrer Seite. Wenigstens 90 % der Fonds sind seit 1867 von den die Union befürwortenden Kreisen beigesteuert worden. Die Gemeinden, die jetzt die Minorität repräsentieren, haben sich in der Regel nicht einmal selbst unterhalten können; sie lebten von der Unterstützung der Gesamtkirche.*)

Die Vermögensfrage wird ohne Zweifel bald vom Parlament geregelt werden, denn Sir Henry Campbell-Bannerman betonte in Edinburgh:

Wir können nicht auf eine Aenderung der Verhältnisse warten, wie sie sich langsamen Tempos als gebieterische Forderung (für die Freikirchler) von selbst ergeben wird. Für einen Aufschub gibt es keine Möglichkeit. Die unmittelbar fühlbare, augenscheinliche Ungerechtigkeit erfordert sofort Abhilfe.

Er erklärte ferner unter großem Beifall, der schottische Kirchenstreit soll keine Parteifrage werden. Das konservative Regiment Balfours muß wohl oder übel sich baldigst mit ihm befassen, wenn es in dem bevorstehenden Wahlkampf das liberale Programm nicht um einen wichtigen Punkt bereichern will.**)

*) Contemporary Review, November.

**) Dem zusammengetretenen Parlament ist bereits die Verhandlung über die schottische Kirchenfrage für die jetzige Sitzungsperiode angekündigt worden.

Die eingesetzte „königliche Kommission", Earl of Elgin, Lord Kinnear und Sir Ralph Anstruther, bereitet auf Grund eingehender Vernehmungen beider Parteien und sorgfältiger Untersuchungen den Bericht an das Parlament vor. Sobald er dem Unterhause vorliegt, wird die Verhandlung einsetzen.

Bis zur Entscheidung soll Sir John Cheyne als Schiedsrichter interimistische Verständigungen zwischen den beiden streitenden Kirchen zu erwirken suchen. M

Die bei weitem schwierigste und interessanteste Frage ist die, ob die Vereinigte Freikirche vom Parlament die Bestätigung ihres geschichtlichen Freibriefes völliger Unabhängigkeit erhält, oder ob es in Berücksichtigung der Trustvorschriften gewisse Bekenntnisgrundlinien festlegt, welche die Vereinigte Freikirche virtuell wieder zur Staatskirche machen. Jedenfalls scheint die gesamte Vereinigte Freikirche gesonnen zu sein, die ererbte Unabhängigkeit auch unter den empfindlichsten Opfern zu verteidigen, wie die kürzlich ausgesprochene Bitte der schwach besoldeten Heidenmissionarinnen, ihr Gehalt um Lstr. 20 zu kürzen, beweist. Münchmeyer

Verschiedenes

Deutscher Glaube. Ein Lesebuch religiöser Prosa zum Schulgebrauch im deutschen Unterricht. Herausgegeben von Lic. Friedrich Michael Schiele, Seminarlehrer a. D. in Marburg. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung 1905. 160 S. Schulausgabe 1,75 Mk. Geschenkausgabe 3 Mk.

In voriger Nummer habe ich dieses Buch eiligst zum Konfirmationsgeschenk empfohlen. Verfaßt ist es zunächst für den Schulgebrauch in Seminarien, wie es denn den zwölften Band von Dürrs „Deutscher Bibliothek" bildet, die als „vollständiges Lehrmittel für den deutschen Unterricht an Lehrer- und Lehrerinnen-Seminaren" gemeint ist, ein verdienstliches und bewährtes Unternehmen. Wir zweifeln nicht, daß protestantische Seminare zu Schieles Buche greifen werden, und gratulieren den Seminaristen, die damit ebenso glücklich die Kraft und Schönheit deutscher Sprache in einer bestimmten, viel vernachlässigten Richtung kennen lernen, wie zugleich die Kraft und Schönheit deutschen Glaubens.

Hier aber liegt mir Alles daran, das Buch unsern Lesern und Leserinnen zu empfehlen. Ich wage zu sagen, daß Niemand von ihnen es ohne tiefen Genuß und Gewinn lesen wird. Ich teile selbst die Abneigung Vieler gegen die mancherlei Auslesen, die jetzt den Markt überschwemmen. Aber wie etliche von diesen auch sonst ausnahmsweise willkommen geheißen werden müssen, so haben wir hier eine ganz originelle Auswahl, die um ihres Sinnes und um ihres Herausgebers willen unsern Leserkreis vor andern interessieren muß. Um des Herausgebers willen: nicht nur weil er ein treuer Mitarbeiter an der Christlichen Welt und Helfer in der Redaktion ist; sondern vornehmlich weil er zugleich Herausgeber der Religionsgeschichtlichen Volksbücher ist. Diese Sammlung hat ja einen erstaunlichen Erfolg gehabt und wird überaus heftig angegriffen und verurteilt. Wenn nun der Leiter dieses Unternehmens gleichzeitig ein helles Dokument seiner christlichen Glaubensüberzeugung an den Tag bringt, so muß das, meine ich, Freund und Feind der Volksbücher lebhaft interessieren. Und ein solcher Ausdruck persönlichen Geistes ist der „Deutsche Glaube" Schieles, trotzdem er auch hier scheinbar hinter Fremdem zurücktritt. 61 Stücke von den verschiedensten Autoren aus alten und jüngsten Tagen, scheinbar wunderlich ausgewählt und zusammengewürfelt, sind doch durch den eigenen Gedankengang, den der Herausgeber in ihrer Folge ausdrückt, ein Werk aus einem Gusse geworden. Keine chronologische Ordnung; keine Bevorzugung einseitiger Richtungen. Der Schlüssel des Glaubensbekenntnisses steht am Ende S. 152 f. Darnach folgen noch S. 153—160 Anmerkungen, in denen auch für den Gebildeten und für den Theologen manches Förderliche hinsteckt. Nicht Alles in dem Buche ist einwandfrei: was soll in den zwei Zwinglistücken die Beibehaltung der Ursprache? Wo doch Luther und „Theologia deutsch" unserer heutigen Sprach- und Schreibweise angenähert sind? Auch wird das erste Zwinglistück wenige Leser seines gewollten Inhalts froh machen. Aber derlei Kritik steht Einzelnem gegenüber frei: das Ganze ist doch ein erstaunlich glücklicher Griff in den unermeßlichen Schatz unserer „religiösen Prosa" — ein gutes Buch auf die Reise mitzunehmen, auch auf die Lebensreise.

Ich erwähne nur noch, daß von Lebenden aufgenommen sind: Naumann, Lhotzky, Kähler, Harnack, Frenssen, Oeser, Johannes Müller, Wellhausen, Seeberg. Die äußere Ausstattung, ursprünglich die eines Schulbuchs, ist durch einen besseren Einband feinern Ansprüchen angepaßt worden. R

Deutsche Märchen. Der Schriftsteller Leo Berg hat bei Hüpeden und Merzyn (Berlin 1905. 405 S. 5, geb. 6, auch 12 Mk.) eine Sammlung von deutschen Märchen aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts herausgegeben. Solche Sammlung könnte uns Viel bieten.

Denn wenn eine Kunstform Religion atmet, dann das Märchen. Fliehen wir doch im Märchen ganz und gar aus der öden gesetzlichen Welt in das Wunderland unsrer Sehnsucht; und was ein echter frommer Wunsch ist, wird im Märchen echte fromme Wahrheit. Von Märchenfrömmigkeit ist aber wider Erwarten in Leo Bergs Auswahl wenig zu spüren. Mit einem merkwürdigen Ungeschick hat er fast lauter Märchen ohne religiösen Genius herausgefunden, selbst wo das Bessere gar nicht weit zu suchen war. Von Amadeus Hoffmann nimmt er nicht den „goldenen Topf" sondern — Nußknacker und Mausekönig. Von Hauff verwirft er das „Steinerne Herz" und wählt — die Affengeschichte vom „jungen Engländer". In Immermanns Münchhausen übersieht er das „Spessartmärchen" und greift zu — Münchhausens Bildungsgeschichte. Der fromme Brentano wird von ihm durch den albernen „Baron Hüpfenstich" verewigt; Tieck, dem so viele treuherzige Märchen geraten sind, ist mit dem „blonden Eckbert" vertreten. So geht fast allenthalben diese Auswahl an dem vorbei, was für deutsche Märchen eine große Hauptsache ist; und Leo Berg, der mit seiner Sammlung, wie er versichert, keinen wissenschaftlichen, sondern einen praktischen Zweck verfolgt, nämlich dem deutschen Volke das moderne deutsche Märchen zum Genuß darzureichen, hat diesen Zweck nicht so erreicht, wie es um der Märchen selber willen zu wünschen ist.

Wie das Volk die uralten Balladenstoffe als „feine neue Liedlein gedichtet in diesem Jahr" immer wieder neu bearbeitet hat, so hat es auch das Recht, die uralten Volksmärchen sich unabläßig neuzugestalten. Wenn nur der Neugestalter Beides mitbringt: die volle Naivetät, die den alten Stoff so schön findet, daß sie ihm Nichts absichtlich zusetzen und abstreichen möchte, und ein lebendiges — bewußtes oder unbewußtes — Empfinden dafür, wie das Volk von heute und die Kinder von heute mit ihren Augen Wunder und Wirklichkeit ansehen und in ihrer Sprache sie formen und hören mögen. Solche Naivetät und solches Empfinden hat der Maler Walter Caspari. Seine acht Märchenbilder (Steinzeichnungen aus R. Voigtländers Verlag in Leipzig. Einzeln ungerahmt [gerahmt] je nach Größe: 3,25 [5]; 2,75 [4]; 2 [3] Mk. Alle zusammen 18 [27] Mk.) sind rechte Volks- und Kinderkunst von heute: furchtbar modern, furchtbar naiv, furchtbar echt — ganz wie sich das gehört. Die Bilder erzählen ohne Nervosität und ohne Sentimentalität die alten Volks- und Hausmärchen mit einem Realismus, der in seiner Kraft uns schlichtweg zwingt, die Märchenwirklichkeit zu glauben. Vermöchten doch auch wir beim Märchenerzählen so mit der Sprache umzugehen, wie Caspari mit der Farbe! Aus den hellen Strahlen ihrer leuchtenden Farbenkraft spricht zu uns die schlichte treuherzige Märchenfrömmigkeit, der die heilige Gotteswunderwelt die wirkliche ist. F M Schiele

Kleine Mitteilungen. Die letzte Entscheidung in dem Friedhofsstreit von Fameck ist erfolgt. Der Kaiserliche Rat zu Straßburg hat wider den Rekurs der Gemeinde Fameck für das Bezirkspräsidium in Metz entschieden. Wenn es nicht so gekommen wäre, hätte man an dem Staats- und Rechtsgefühl der elsaß-lothringischen Behörde irre werden müssen. Die Auslegung des Gesetzes où l'on professe plusieurs cultes (vgl. 1904, Nr. 18) konnte im Ernst nicht zweifelhaft sein. Nun bleibt nur zu wünschen, daß auch die katholische Kirche im Bistum Metz sich zu einer Friedhofspraxis bequemt, wie sie anderswo dem katholischen Gewissen schon vertraut geworden ist.

Unsre Leser erinnern sich der Worte Jesu in der Sprache der Gegenwart, die Walther Classen 1903 in unserm Blatte veröffentlichte? Nr. 35 und 36. Vgl. dazu seine Erklärung in Nr. 52, Sp. 1256. Herzlicher Beifall und herbe Verurteilung waren der Lohn jener Proben. Jetzt liegt vor: Christus heute als unser Zeitgenosse. Von Walther Classen. München, Beck. 78 S. 1 Mk. Es wird dem Büchlein nicht anders gehn. Nun, es ist ein Versuch, aber einer, der alle Beachtung verdient.

Ein Buch recht für unsre Leser — ich meine für die, welche gewohnt sind, jedem religiösen Problem frei ins Antlitz zu schaun — ist, so scheint es, der neueste Band von Weinels Lebensfragen: Arnold Meyer (Professor der Theologie in Zürich, früher in Bonn), Die Auferstehung Christi. Die Berichte über Auferstehung, Himmelfahrt und Pfingsten, ihre Entstehung, ihr geschichtlicher Hintergrund und ihre religiöse Bedeutung. Tübingen, Mohr 1905. 368 S. 3, gebunden 4 Mk. Ein Buch zum Studium, das gesamte Material aufrollend: als solches sei es schon heut empfohlen und das letzte Urteil vorbehalten. R

Quittung

Für die Notleidenden im Streikgebiet: 10 Mk. von M S in H; 5 von E W und J B, Augsburg; 3 von P, Tailfingen.

Für das notwendige Liebeswerk: 75 Mk. von R, Wuga, (Deutsch-Ostafrika); 3,73 von P R in O; 3 von N, Darmstadt.

Für das Waisenhaus in Transvaal; 5 Mk. von J, Sydow; 2 von N N, Battenfeld; 1,15 von G R, Pfalzdorf.

Für die Evangelischen in Oesterreich: 4 Mk. von W Sch, Aweyden.

Für den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein: 17,50 Mk. vom Seminarlehrerkollegium in Auerbach i. V.; 7 von Sch, Bergenhusen.

Für das evangelische Vereinshaus in Metz: 2 Mk. von S, Linz.

Für die evangelische Kirche in Rom: 5 Mk. von U, Rüttenscheid. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Hamburg. Montag 8. Mai Restaurant Tucherhaus Jungfernstieg 39 8 Uhr: Christus und das Sacaeenopfer, Religionsgeschichtliche Streiflichter. (Lic. Hans Vollmer.)

Magdeburg. Mittwoch 3. Mai 1/4 4 Uhr im Stadtmissionshause, Hasselbachstr. 1: Psychologie und Erkenntnistheorie in der Religionswissenschaft. (Vgl. Troeltschs so betitelten Vortrag in St. Louis bei Mohr, Tübingen 1,20 Mk.)

Stuttgart. Mittwoch 10. Mai 8 Uhr Herzog Christof: Goethes Ausspruch von einer Christusähnlichkeit bei Schiller. (Stadtpfarrer G. Gerok.)

Goslar

Donnerstag den 15. Juni Vormittag Generalversammlung der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt. Freunde, die nicht Mitglieder, als Gäste willkommen.

Freitag den 16. Juni Vormittag Vortrag von Pfarrer Lic. Hackmann in London: Die Aufgabe des Christentums gegenüber dem Buddhismus. Diskussion.

V. d. F. d. C. W.

Nr. 10 der Mitteilungen wird in wenigen Tagen ausgegeben.

Versammlungskalender

26.	27.	April	Kirchlich-soziale Konferenz Breslau
26.—30.		„	Allgemeine studentische Missionskonferenz Halle
	27.	„	Landeskirchliche Versammlung der Evangelischen Vereinigung Halle
30. April—27. Mai			Sozialer Ausbildungskursus Frankfurt a. M.
2.	3.	Mai	Landeskirchliche Versammlung der Lutherisch Konfessionellen und der Positiven Union Berlin
13.	14.	Juni	Evangelisch-sozialer Kongreß Hannover
15.	16.	„	Freunde der Christlichen Welt Goslar

Für die hiesige Präparanden-Anstalt suche ich einen

Theologen als Lehrer.

Meldungen mit Zeugnissen schleunigst erbeten.

Cremer, Königl. Seminardirektor
Neuwied a. Rhein

Die Stelle eines **Religionswanderlehrers** der **Metzer Diaspora** ist sofort durch Kandidaten, der das erste theologische Examen bestanden hat, zu besetzen. Gehalt 2000 Mk. Näheres zu erfahren durch **Pfr. Michaelis in Metz,** Kapitelstr. 19.

Am 10. April wurde uns zu unsrer großen Freude ein kräftiges

Töchterchen

geschenkt.

Thalbürgeler Pfarrhaus
Hans v. Lüpke
und Frau **Elfe** geb. **v. Lüpke**

Loofs, Leitfaden der Dogmengeschichte, 3. Auflage (nur guterhalten) gesucht. Offerten unter **„D.-G. O."** Dresden-A, Postamt 14 lagernd erbeten.

Welches christliche Haus bietet einem jungen Mädchen, welches infolge Uebertritts vom Judentum zum Christentum das Vaterhaus verloren hat, für etwa ein Jahr **Zuflucht,** indem es demselben bei bescheidenen Ansprüchen Stellung als **Stütze** oder **Gesellschafterin** gewährt? Gefl. Anerbietungen erbittet

Pastor Falck, Elbing W.-Pr.

Au pair

Junge, gebildete Deutsche sucht Aufenthalt als Gesellschafterin oder Stütze in gebildeter Familie in Paris oder dessen Umgebung. Offerten unter **H. P.** an die Expedition dieses Blattes.

Töchter-Pensionat

von Frau Dr. W. Nagel, Darmstadt, Victoriaplatz 9

Allseitige wissenschaftliche, gesellschaftliche und häusliche Ausbildung. Vorzügliche Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin.

Weibliche soziale Hilfsarbeit

Cassseler Kurse zur Einführung in Theorie und Praxis der **sozial-pädagogischen Hilfsarbeit.** Näheres s. d. Broschüre „Arbeit im Fröbelseminar" von Hanna Mecke.

Das Kuratorium

Bütten! **Verlobungsbriefe** u. dgl. auf echten Büttenpapieren und -Karten oder auch auf allerbesten schweren mattsatinierten Stoffen liefert schnell, billig und stilgerecht in altdeutschen oder Empireschriften, Hundert Verlobungsbriefe (klein Format 15><18 cm) mit Druck und Umschlägen M. 10,75, weitere hundert M. 5,75, postfrei gegen Nachnahme **Druckerei Bauer, Marburg a. L.**

Monatschrift für Pastoraltheologie

zur Vertiefung des gesamten pfarramtlichen Wirkens herausgegeben von D. **Heinrich Ad. Köstlin,** ord. Prof. der Theologie a. D., Geh. Kirchenrat, Cannstatt und Dr. **Paul Wurster,** ord. Prof. der Theologie und Direktor am Prediger-Seminar in Friedberg.

I. Jahrgang. 7. Heft. (Neue Folge der Zeitschrift „Halte, was du hast")

Inhalt: Ich heilige mich selbst für sie 2c. (Joh. 17,19). Von D. H. A. Köstlin. — Die Sühne. Von Prof D. H. Jacoby. — Die christliche Vollkommenheit in evangelischer Beleuchtung. Von Prof. D. E. Knodt. — Zur Abendmahlsreform. Von Dekan Lic. R. Günther. — Uebersicht über die liturgische Literatur im Jahre 1904. Von Oberkonsistorialrat D. F. Flöring. — Unter dem Kreuze Jesu. Von T. K. — Rede bei einer Beerdigung gehalten von Sup. Oberpfarrer Dr. Lorenz.

Jährlich 12 Hefte. Abonnementspreis M. 6.—. Für Postbezug: Zeitungsliste 113. Nachtrag.

Wir laden hiermit erneut zum Abonnement auf die vorstehende Monatschrift mit dem Bemerken ein, daß wir denjenigen Interessenten, welche dieselbe noch nicht kennen sollten, dies gern dadurch ermöglichen wollen, daß wir ihnen ein Abonnement auf das II. Semester à Mk. 3.— einräumen.

Berlin W. 9., Köthenerstr. 4 **Reuther & Reichard**

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das

Nachrichten-Bureau

Adolf Schustermann

BERLIN O. 27

Illust. Broschüre, Referenzen etc. gratis und franko

Schwestern

werden ausgebildet für 12 sächs. Heil- Pflege- und Erziehungsanstalten. Feste Staatsanstellung mit Pensionsberechtigung. Alter 18—35 Jahre. Beginn der Kurse 1. April und 1. Oktober. Aufnahmebedingungen werden versendet.

Hubertusburg bei Wermsdorf, Kgr. Sachsen.

Pastor **Naumann,** Vorstand des Kgl. Pflegerinnenhauses

Evangelisch-sozialer Kongreß

am 13. und 14. Juni 1905

zu Hannover

Programm der 16. Tagung

Dienstag, den 13. Juni Nachmittags 5 Begrüßung. — Vortrag: Die sozialen Kräfte im Christentum und Buddhismus. Eine Vergleichung. Referent Pfarrer Lic. Hackmann, London. — Diskussion.

Abends 8½ Volksabend.

Mittwoch, den 14. Juni, Vormittags 9 Vortrag: Die Bedeutung der Arbeiterorganisationen für Wirtschaft und Kultur. Referent Professor Dr. Sieveking, Marburg. — Diskussion.

Nachmittags Vortrag: Kirchliche Einrichtungen, die antisozial wirken. Referent Professor D. Baumgarten, Kiel. — Diskussion.

In den Räumen des Arbeitervereins, am Marstalle 3

Bestellungen auf Wohnung an Herrn Lehrer Müller, Hannover, Eichstraße 8 III. Der Vorsitzende des Ortsausschusses, Oberlehrer Erich Meyer, Hannover, Bödekerstr. 61 ist zu jeder Auskunft bereit, ebenso der Generalsekretär Pastor Lic. Schneemelcher, Rummelsburg bei Berlin.

Pfarrer Dr. Peithmann's Schriften

für gebildete und denkende Christen

Metaphysische Bibelauslegung 0.35. Christliche Geheimlehre (Gnost. Katech.) 2.50. Gnostische Väter 2.25. Griechische Weisheit 1.25. Naturphilosophie vor Sokrates 2.00. „Nimm und lies"!

Bei **F. E. Baumann, Bitterfeld**

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Verlag: **Egon Fleischel & Co.** —
Herausgeber: **Dr. Josef Ettlinger**

Soeben erschien das erste Mai-Heft in erheblich verstärktem Umfang als

Schiller-Heft

Das Heft enthält ein Einleitungsgedicht von **Karl Henckell, eine Kunst-Beilage (Schiller-Porträt von Ludovica Simanoviz),** sowie **ca. 20 Schillerbildnisse** im Text, ferner **ca. 60 Original-Beiträge** bekannter Schriftsteller und Künstler, u. a, **Eugen d'Albert, Ed. Bernstein, Heinrich Bulthaupt, M. G. Conrad, Louis Corinth, Richard Dehmel, Gustav Falke, Antonio Fogazzaro, Lord Goschen, Maximilian Harden, Graf v. Hoensbroech, Hugo v. Hoffmannsthal, Alfred Kerr, Max Liebermann, Fritz Mauthner, George Meredith, Felix Mottl, Richard Muther, Maurice Maeterlinck, G. v. Ompteda, Julius Rodenberg, Prinz Emil Schönaich-Carolath, Hans Thoma, Felix Weingartner** u. a. m.

Preis des Heftes M. 1.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen oder auch direkt vom Verlage **Egon Fleischel & Co., Berlin W. 35**

Chronik der Christlichen Welt

13. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk. Postnummer 1541
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Nr. 13. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Der neue Dom in Berlin; Aus Baden; Dortmund und der Fall Fischer — Evangelische im Auslande: Schweiz — Verschiedenes: Mecklenburgisches Idyll; Pfarrgehälter in Reuß; Vermischte Nachrichten (Adventisten; Die „Eisenbahn"; Festmahl) — Personalien —

Nr. 14. Vierteljahrsübersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der deutschen evangelischen Landeskirchen: Fall Fischer — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Rheinprovinz — Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete des französischen Protestantismus und Katholizismus: Trennung von Kirche und Staat — Verschiedenes: Eine charakteristische Probe sozialdemokratischer Polemik; Die Berliner und der Fall Fischer —

Nr. 15. Vierteljahrsübersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der deutschen evangelischen Landeskirchen (Zweites Stück): Fall Heyn; Fall Mauritz — Verschiedenes: Lic. Weber in Worms; Aus der nassauischen Simultanschule; Vermischte Nachrichten (Amtsbezeichnung der Geistlichen in Altenburg; Herrnhuter Missionsschuld)

Theologische Literaturzeitung

Herausgegeben von **Harnack** und **Schürer**

Verlag: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig

Jährlich 26 Nummern. Preis 18 Mark

Nr. 8. Friedländer, Genealogische Studien zum Alten Testament. I (Volz) — Zapletal, Die Metrik des Buches Koheleth (Beer) — Kahle, Die arabischen Bibelübersetzungen (Bacher) — Jeremias, Babylonisches im Neuen Testament (Schürer) — Reich, Der König mit der Dornenkrone (Schürer) — Seeberg, A., Das Evangelium Christi (Wendt) — Grupp, Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit, 2. Bd. (G. Ficker) — Delaville le Roulx, Les Hospitaliers en Terre Sainte et à Chypre (G. Ficker) — Rothschild, Die Jugendgemeinden zu Mainz, Speyer und Worms von 1349—1438 (Bossert) — Die Akten des Jetzerprozesses, herausg. von Steck, (Bossert) — Grössler, Wann und wo entstand das Lutherlied Ein feste Burg ist unser Gott? (Tschackert) — Bähler, Petrus Caroli und Johannes Calvin (Köhler) — Hein, Die Sakramentslehre des Johannes a Lasco (Köhler) — Batteiger, Der Pietismus in Bayreuth (Bossert) — Sachse, Zum Gottesbegriff (J. Wendland) — Stählin, Ueber den Ursprung der Religion (Ders.) — Lubenow, Die übersinnliche Wirklichkeit und ihre Erkenntnis (Ders.) — Bautz, Die Hölle, im Anschluss an die Scholastik dargestellt, 2. Aufl. (Schürer) — Krauss, Pastoraltheorie, herausg. von Niebergall (E. Chr. Achelis) — Stosch, Der innere Gang der Missionsgeschichte (Wurm) Haccius, Hannoversche Missionsgeschichte, I. Teil (Wurm) Hilgers, Der Index der verbotenen Bücher (Frantz).

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu drei Beilagen: je ein litterarischer Prospekt der Verlagsbuchhandlungen Fr. Wilh. Grunow in Leipzig (Postauflage); **Eugen Salzer in Heilbronn; und ein Werbeblatt für das Wolfer Waisenheim in Wolf an der Mosel**

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 17 Marburg i. H., den 27. April **1905**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Die Macht Gottes — Goethe, Schiller, Schleiermacher. Schluß — Was nun? Einigung oder Scheidung? Fortsetzung des Briefwechsels in Nr. 11 — Zum sozialen Frieden (Imle, Gewerkliche Friedensdokumente) — Eine Wuppertaler Diakonissin ohne Mütze (Tante Hanna) — Verschiedenes: Die im evangelischen Deutschland geltenden Ordinationsverpflichtungen (Löber); Unabhängiges Christentum (Graue); Das Hibbert-Journal; Die nationale Bewegung und die Probleme der nationalen Erziehung (Richter); Deutschland und Rom, ein historischer Rückblick (Graf du Moulin-Eckart); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Die Macht Gottes

Alle Dinge sind möglich bei Gott. Mark. 10, 27

Wenn wir das Wort Gott hören, dann taucht zumeist vor unserm inneren Auge ein bestimmtes Bild von ihm auf. Je nachdem einer angelegt und gewöhnt ist, nimmt dieses Bild klare Umrisse und leuchtende Farben an, oder es bleibt ganz verschwommen im Hintergrunde. Wir wissen selten, woher wir es haben; vielleicht stammt es aus einer alten Bilderbibel, die uns in frühster Kindheit die Mutter gezeigt hat. Und nun kommen wir, wie von allen ersten Eindrücken, schwer von diesem Bilde los. Und dann schwebt uns immer bei dem Worte Gott ein ehrwürdiger Greis voll ernster Würde vor, der oben im Himmel sitzt und, Sorge und Treue im herabschauenden Auge, das Treiben der Menschen und den Lauf der Welt mit kräftiger Weisheit zu lenken weiß. Von dieser lieben Gewohnheit wollen wir uns nicht durch die Angst vor falscher Vermenschlichung abbringen lassen. Denn dieses Bild ist immer noch der einfachste und richtigste Ausdruck für unsern Glauben an Gott, wie es uns einst den ersten ahnungsvollen Eindruck von seiner Güte und Majestät gegeben hat.

Wir dürfen nicht dabei stehn bleiben, bloß unsres Gottes Vatergüte zu preisen. Wir wollen uns auch darauf besinnen, daß Jesu Christi und unser Vater der Herr Himmels und der Erde ist. Durch alle Güte und Vollkommenheit fühlen wir klar und stark die Macht durch, die unserm Gotte eigen ist. Wir schämen uns vor seiner Heiligkeit und freuen uns seiner Güte, aber vor allem stehen wir, wenn wir unsres Gottes inne werden, unter dem Eindruck seiner Macht. Wir ahnen über unserm Leben einen Willen, der Gewalt hat. Wir können wie durch lockeren Sand oft tief in die Dinge der Welt und des Lebens hineingreifen; aber dann spüren wir einmal einen festen Hintergrund, der uns Widerstand leistet. Und da ist Gott. Wir dringen in die Natur ein mit ihren vielen Rätseln, um sie zu verstehen und in unsern Dienst zu stellen; aber das letzte Geheimnis der lebendigen Kräfte und der wundervollen Stoffe bleibt uns dunkel. Dann ahnen wir Etwas von der tief im Untergrunde der Dinge aufquellenden lebenschaffenden Macht unseres Gottes. Und unser Leben können wir zwar weithin gestalten, wir können es erhöhen und in den Staub hinabziehen. Aber auf einmal stoßen wir an eine Grenze, wo uns eine Gewalt dunkel in den Weg tritt, die stärker ist als wir.

Aus solchen einzelnen Eindrücken webt sich die ahnende Gewißheit von der Gewalt eines hohen mächtigen Gotteswillens in uns zusammen. Und diese Macht, zu der wir aufsehen müssen, füllt uns die Seele bald mit Bewunderung, bald mit Schrecken. Alles, was wir kennen, lieben und fürchten, steht in ihrer Hand. Sie vermag das Größte wie einen Strohhalm zu zerbrechen und mit einem Faden Lasten aus der Tiefe zu ziehen.

Ohne diese Macht wäre Gott nicht Gott. Als der Vollkommne wäre er der Genius des Guten, als der Gütige ein Licht in der Finsternis. Aber seine heilige Güte hat zu ihrem Diener seinen allmächtigen Arm. Seine Macht bringt zu Stand und Wesen, was seinem heiligen Rate gefällt. Sie widersteht dem Hoffärtigen und gibt dem Demütigen Gnade. Faules und unwahres Wesen läßt sie dem Verderben verfallen und bringt Echtes und Starkes zu siegreichem Aufgang. Aus dieser Hand empfangen wir reiche Erweise seiner väterlichen Güte in dem Leben, das uns umgibt, und vertrauen, daß sie immerdar die Geschicke der Welt im Sinne der Erhöhung zu wahrem Leben leiten wird. Das ist in der Welt der Triumph der göttlichen Macht, wo sie Widerstände in Förderungen und Vernichtung in blühendes Leben umzuwandeln weiß. Wenn sich uns am Kreuze Jesu ein solcher Blick in die Weite und in die Höhe eröffnet, dann schlägt unser Herz höher, wie wenn wir neues Vertrauen zu einem alten Freunde gefaßt haben. Und wir wissen dann unsre höchsten Interessen wohl geborgen in der Hand der höchsten Gewalt, und der Sinn, der das Regiment der Natur und der Menschengeschichte bestimmt, ist uns nicht verborgen.

Niebergall

Goethe Schiller Schleiermacher

4

Von dieser Verschiedenheit der Wirkung Schleiermachers auf Goethe und auf Schiller ergibt sich nun ein Einblick in Goethes Stellung zunächst zur religiösen Seite des Christentums. Gedacht hat Goethe Gott stets. Seine Lebensanschauung ist selbst in den Jahren seines Christentumshasses nie eine naturalistisch-atheistische gewesen. Sein Gottesbegriff war wie der Schleiermachers sehr pantheistisch gefärbt; dabei blieben aber seine religiösen Ansichten, sowohl vor wie nach jener Periode gänzlicher Entfremdung, bei allem Freisinn der kirchlichen Lehre doch näher, als die philosophisch sehr abgeklärten, alles Dogmatische gänzlich abstreifenden Ansichten Schillers. Auch hat Goethe über das Göttliche viel mehr nachgedacht und mehr sich geäußert, als sein kantisch resignierender Freund. Durch Goethes Schriften zieht sich eine wertvolle Kette oft tiefer und großer Glaubensgedanken. Und diese sind nicht das Produkt kühler Reflexion, sondern einer empfindenden Seele: er fühlte den Gott, den er dachte.

Aber es war bei ihm nicht das Gottfühlen, das sich den Ewigen zum inneren Eigentum machen will. Unserm Dichter ging so gut wie ganz das Bedürfnis nach einem persönlichen Gemeinschaftsverhältnis mit Gott ab. Nur ganz selten einmal

wie im „Ganymed“ erklang in seiner Brust das „Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem mir lebendigen Gott“ — und wohl nie das Andere: „Wenn ich nur dich habe!“ Und grade dies Beides macht den eigentlich religiösen Menschen aus. Auf welchem Wege sich dieser Seelenverkehr, der das Gottbesitzen als des Lebens über Alles beglückenden Inhalt empfindet, vollzieht, ob auf dem Wege des Gebets, der sinnenden Meditation, der mystischen Versenkung, was wir im engeren Sinne gewöhnlich unter Religion verstehen, oder ob auf dem Wege spekulativ idealer Seelenerhebung, dieser johanneischen Art der Religiosität; ebenso ob das Objekt, dem das Menschenherz sich zuwendet, um ganz in ihm zu leben und zu weben und mit ihm sich eins zu fühlen, als die heilige Wahrheit, oder als die heilige Schönheit, als die welterlösende Vaterliebe oder als die weltversöhnende Harmonie erfaßt wird, das entscheidet wohl über Ausdrucksweise und Ton, ist aber in Bezug auf das Wesen der Religiosität etwas Nebensächliches.

So war Schiller, wie wenig sein Geistesleben sich auch in den Empfindungen frommer Mystik darstellt, ein durchaus religiöser Charakter. Er war nicht bloß Idealist — was ihn beseelte, war ein frommer Idealismus. Sein ganzes Dasein war ein mit Innigkeit und Ehrfurcht gepflogenes Zwiegespräch mit den Stimmen aus der großen, reinen, freien Welt des Ideals, die sein Ein und Alles war; ein Lauschen auf die Rede der Geister, die im Lichte wohnen, und der glühende Drang, mit Unterordnung aller irdischen Interessen sein Leben und Schaffen in diese Lichtregionen zu verweben. Daher Schillers Verständnis für die anders geartete, aber gleich gerichtete Natur eines Schleiermacher, und Schillers Geneigtheit, seine Lyra auf den seinem Wesen verschwisterten Glaubenston zu stimmen. Ergriffen von dieser vollpersönlichen Hingabe Schillers an das Unendliche rief Goethe dem Freunde ins Grab nach: „Und hinter ihm in wesenlosem Scheine lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine“ — ein Wort, das nicht als ein Vergleich ihres moralischen Wertes, sondern als Zeichnung ihrer verschiedenen Sinnes- und Empfindungsweise verstanden werden will.

Goethes Religion war die Religion der Blume, die, in der Erde wurzelnd, des Adlers hohen Flug nicht mitmacht, wenn den, Himmelsfeuer in seinem suchenden Auge spiegelnd, zur ewigen großen Sonne, dem verwandten Element, die majestätische Kraft emporträgt: dankbar für jeden Strahl der lieben Sonne, der freundlich herunterkommt in ihren erdduftenden Garten, nimmt sie froh empfangend auf, was zu der Menschen Wonne ihr Leben reicher, ihre Farben prächtiger und ihren Geruch lieblicher macht. Wie ist Goethe doch ein Vorbild für Alle, die in des Lebens Fülle lernen wollen, wie ein edler Mensch genießt! Ueberschüttet werden von Gunst, Ruhm und Erfolg und sich davon nicht erdrücken lassen; Ueberfluß haben an Gütern und Gaben und dabei nicht welken am inwendigen Menschen, darunter vielmehr erwachsen zu einem harmonisch schönen Charakter; sich den offenen Sinn erhalten für Alles, was wahr und echt ist; das Göttliche erkennen, wo immer es einem entgegenkommt und willig seinem segnenden Einflusse stille halten; all den guten Stunden und den glücklichen Verhältnissen, den vielen bedeutenden Bekanntschaften und den reichen Anregungen das abzugewinnen wissen, was das eigene Herz fördert und was Anderen wohltut — dies ist das Bild Goethisch frommen Lebensgenusses.

Dieser Glaube an ein Geführtwerden in Glück und Gedeihen kann dann wohl in übermütiger Vertraulichkeit die waltenden Mächte gelegentlich „das liebe Ding“ nennen. Er kann in Mephistoanwandlungen zuweilen die schuldige Ehrfurcht vergessen und sich in julianische Stimmungen hineinreden. Er kann, mit seiner Seele Blütenpracht doch dem Erdenstaube so nahe, sich zu ihm in Faustischem Drange einmal niederneigen. Dennoch verliert er nicht den dankbaren Sinn, wenn es auch so scheinen will, und in diesem wendet er sich doch schließlich wieder lichtfroh den Strahlen von oben zu. Und steigen einmal Wetter auf, und gehts der armen Blume schlecht, wird sie — während der Aar, nur von Nebeltropfen benetzt, die seinem Gefieder Glanz verleihen, mit aufgerichtetem Haupte

durch die Wolken stößt — vom Sturm in sich zusammengedrückt, daß es aus ihrem tiefsten Grunde nach Frieden, Frieden seufzt, so bleibt sie dankbar auch da, dankbar dafür, daß ihr ein Gott die Fähigkeit verlieh, ihre Blätter schließen zu können und Nichts mehr zu sehen von all dem Schlimmen ringsum, bis wieder hell die Sonne scheint!

Das ist Goethische Religiosität; besonders auf einzelne ihrer Aussprüche angesehen, gewiß recht ansprechend. Er sagt da vielfach, was ungefähr so auch der Pfarrer sagt, nur mit ein bischen anderen Worten, und der Dichter sagt es vielleicht treffender und schöner. Aber wenn man sich länger in Goethes Welt aufhält, dann wird man mit Fausts Gretchen doch die Beobachtung machen, daß in Goethes Glaubensleben Etwas ist, was mit dem christlichen nicht harmoniert. Er wußte wohl, warum er trotz des „Gefühl ist alles“ im Religionsgespräch des Faust Schleiermachers Gefühl der unbedingten Abhängigkeit von dem Unendlichen abwies. Nicht nur, weil das „unbedingt“ nicht seiner Art entsprach — Goethe kannte in keiner Beziehung eine völlige Hingabe, weder in der Liebe, noch in der Freundschaft, weder in seiner Kunst, noch in seiner Religion, er hielt es mit dem Teilen —, sondern vor allem auch, weil sein eigentliches Element das Endliche, und das Unendliche doch immer nur im Endlichen war. Wohl hat er wahrheitsdurstig nach dem gefragt, was die Welt im Innersten zusammenhält, er forschte nach Gott, dem Makrokosmos, und er wußte ihn überall in der Erscheinungswelt in seinen Offenbarungen vorhanden, aber — du Geist der Erde bist mir näher! Aus der Erde zieht die Blume, die vom Himmel durchsonnte, doch ihre Säfte, der Erde gehört sie, der lebt sie.

Goethe war in seinem inneren Sinn mächtig von der Natur bedingt. Aus dem in ihr wirkenden göttlichen Leben, aus ihren Gründen, ihren Bildern kam seinem Genius die schöpferische Kraft. Mit ihr ganz verwebt, beobachtete er in liebevoller Hingabe Alles, was sie ihm darbot, im Großen und Kleinen, in Bergen und Tälern, in der Luftregion wie im dunklen Erdenschoße und in der Menschen und des Lebens buntem Gewühl. An Alledem, an der für ihn allerdings gotterfüllten Kreatur, aber doch eben an der Kreatur hing sein Herz. So stand er der Geistseligkeit Schillers gegenüber in Weltseligkeit. Nicht in jener eitlen, die keinen Ernst und keine Tiefe kennt; Goethe war im Grunde vielmehr ein sehr ernster Mensch, und des Lebens Schmerz hat er bei allem äußeren Glück innerlich tief durchgekostet. Aber in jener Weltseligkeit, die, ob auch himmelhoch jauchzend oder zum Tode betrübt, mit Schillers Posa aus voller Seele ruft: O Königin, das Leben ist doch schön — das Leben in dir, du Erdenwelt, an deinem Herzen, Natur, du Große und Reiche, wie ist es so herrlich schön: mein Höchstes und Bestes, dir gehört meine Seele! Man lese Goethes Aufsatz über Winkelmann, diesen Dithyrambus auf einen idealen, aber mit seinen besten Seelenkräften in der Diesseitigkeit aufgehenden und sich darin voll befriedigt fühlenden Sinn, und man hat in dieser Glorifikation des antiken, sich ganz als Naturgewächs fühlenden Menschen auch die Charakteristik des Dichters.

Daß aber solche Vorherrschaft des Natur- und Weltempfindens, die Goethe zu dem einzig großen Lyriker machte, das christlich reine Geist- und Gottempfinden in ihm getrübt hat, zeigt der Anfang des zweiten Faust, wo der Unglückliche von genügendem Schuldgefühl befreit und dem Lichte eines neuen Lebens wiedergegeben wird — wodurch? Durch die Heilkräfte der Natur! So wunderbar, fast betäubend schön diese Poesie des Elfengesanges ist, so ist doch die darin gezeichnete Erlösung durch und durch unwahr. Christliche Seelenerfahrung kennt mit Schiller nur die eine Auferstehung aus dem Graus und dem Jammer der Schuld, jede andere ist Selbsttäuschung: „Nimm die Gottheit auf in deinen Willen, und die Furchterscheinung ist entflohn!“ Daß Goethe seine naturalistisch-religiöse Fauserlösung im Alter zu korrigieren versucht hat durch den Himmel der läuternden Gnade, den er am Schluß des Dramas auftut, ist bekannt. Ueberhaupt hat er sich gegen das Ende seines Lebens in die christlich-religiöse Welt tiefer und voller eingelebt. Aber für die Zeit seiner klassischen Höhe —

und die rechne ich von der Entstehung der Iphigenie bis zur Entstehung der Wahlverwandtschaften, von seinem dreißigsten bis sechzigsten Lebensjahre — für diesen Zeitabschnitt werden wir seine religiöse Stellung dahin zusammenzufassen haben: Es war auf dem Boden der geläuterten Glaubensanschauungen der Kirche, im wesentlichen in den Formen unserer freisinnigen Ansichten, eine ganz eigenartige Geistesmischung: die Sinnesweise der mit der Natur geeinten Antike, der hellenisch weltfrohe Optimismus Epikurs gepaart mit dem in sich gekehrten Ernst der Stoa, untermischt mit Zügen aus der Freigeisterei der römischen Dichter, und das Ganze durchwärmt von einem christlich frommen Sicherheitsgefühl. Goethes Christentumshaß war nur eine zeitweilige Verirrung, zum guten Teil auch nur eine Einbildung gewesen; er war, um es mit seinen eigenen Worten an Lavater kurz auszudrücken, kein Widerchrist und kein Unchrist, aber ein dezidierter Nichtchrist.

5

Kein Unchrist, — ob aber das vor Goethes Bewußtsein nicht noch einen volleren Inhalt hatte, als er sich uns bisher unter der Betrachtung seines religiösen Charakterbildes ergeben hat? In den Venetianischen Epigrammen des Jahres 1790 schildert der Dichter das Weltgericht, wie Christus die Bösen, seine Widersacher, als die Böcke zur Linken stellt und zur Rechten seine Frommen, die guten Schafe. Wohin kommt da Goethe? Der Richter wird sagen: Du sollst mir grade gegenüberstehen! Das ist kühn, der Apostat erwartet einen Ehrenplatz! Freilich für sich und seinesgleichen, die Vernünftigen, wie er sagt. Aber in Wirklichkeit ist damit doch eine Ausnahmestellung gekennzeichnet, ein Vorzug, wie man ihn in Gedanken nur auserwählten Geistern, den großen Trägern der christlichen Menschheitsentwicklung, einräumt. Da denkt man sich den Paulus stehen, der Christi Reich die Welt eröffnete, den Sieger über Rom und Griechenland, und Luther, den Befreier, der den Geist des Evangeliums mit der germanischen Volksseele vermählte. Will Goethe sich dem deutschen Reformator beigesellen, mit dem ihn freilich immer eine auffallende Sympathie verband? Goethe und Luther, man hat sie schon oft zusammengestellt, ob sie sich schon in religiöser Beziehung so fern stehen. Hat auch schon der Dichter daran gedacht, daß sein Lebenswerk, wenn auch nicht nach der kirchlich-religiösen Seite, eine Fortsetzung des reformatorischen sein sollte?

Das ist kein Zweifel, das Bewußtsein einer außerordentlichen Mission durchzog Goethes Sinnen und Denken. Er spricht es nicht laut und deutlich aus, aber wer ihn kennt, der hört seine hohe Selbstgewißheit heraus aus seinen vielfachen Hinweisungen auf ein Dämonisches, ein göttlich Unbegreifliches, das in ihm und über ihm, das durch seine ganze Lebensfügung hin bestimmend waltete. Bekannt ist ferner das Wort an Müller: „Wer ist denn heutzutage ein Christ, wie Christus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht, ob ihr mich gleich für einen Heiden haltet.“ Daß er seine Lebensaufgabe bei weitem nicht auf das künstlerische Gebiet beschränkt wußte, ist eben so zweifellos. Wie wunderbar ist doch noch in einem seiner letzten Werke, kurz vor dem Tode in den Wanderjahren, dieses Tasten und Suchen nach einer Neugestaltung, nach einer vollendenden Umgestaltung des christlichen Kultus! Der Greis wollte seinem Volke und der Menschheit noch Geister rufen, für die seine Stimme schon zu schwach, für deren Unterscheidung sein Auge schon zu getrübt war, Geister der Zukunft, einer lichten und freien Welt. Aber während der Achtzigjährige so sinnend suchte und sie nicht mehr finden konnte, siehe da zogen sie ja längst durch Deutschlands Geistesleben dahin, jene Geistgewaltigen, die Lebensmächtigen, ein erlauchter Chor, von seiner Poesie einst mit der Seele bester, schönster Kraft geschaffen und, auch wo der Christenname ihnen fehlt oder der religiöse Ton in ihrer Brust nicht erklingt, doch aus dem reinen, großen Menschheitsideale Christi geboren!

Vor ihnen her, gleichsam ihre Bahnbrecher, aus Jugendkraft und Jugendsturm erzeugt, der ritterliche Hort der Bedrängten, der für die Freiheit wider alle Gewalttat die eiserne, aber biedere Faust erhebt, und mit ihm Martin der Mönch,

der wider alles Unwahre und Unnatürliche nach seinen Menschenrechten schreit. Dann weit hinter den Berlichingern, den Kampfdurchtobten, die Friedensgestalten, von Geist umleuchtet: Dianas Priesterin, Iphigenie, mit ihrem lauteren, wahren Herzen, aus dem, menschliche Gebrechen sühnend, reine Menschlichkeit ausgeht auf alles Rohe, alles Schuldige. An ihrer Seite Platos Schülerin, Leonore von Este, mit ihrer hoheitsvollen Güte, die, stark in sich selbst verleugnender Charakterzucht, der Seelenreife edles Maß um sich breitet. Neben Beiden ein Fürstenpaar: Thoas der Großsinnige, in dem trotzig rauhe Kraft sich beugt vor der Majestät des menschlich Guten und Wahren, und Herzog Alphons, dessen Stolz es ist, Menschenglück zu schaffen und mit seiner mächtigen Hand des Menschengeistes schönes Blütenleben zu schützen. Und wer kennt sie nicht, die treumutige Jungfrau, gestützt auf den wackeren Jüngling, wie in Hermann und Dorotheas Liebe sich spiegelt die herzenswarme Humanität ihres Pfarrers? Manch Anderes noch schwebt dahin, in der Hülle der Poesie große Ideen des Lebens verkörpernd, wie Eugenie, des Frankenherzogs natürliche Tochter, die, aus Glück und Glanz gestoßen, zu den Niederen hinabsteigt, um hier heiligend des zerrütteten Vaterlands Rettung anzubahnen, — „denn wenn ein Wunder auf der Welt geschieht, geschiehts durch liebevolle, treue Herzen.“ Und nicht zu vergessen jene hehre Gestalt der „Zueignung“, das verklärte Bild der Charlotte von Stein, die das aufwallende Uebermenschgefühl besänftigend niederdämmt zur Demut und Gesundheit eines die Menschheit segnenden Wirkens. Drei schließen den Zug und wahrlich nicht die geringsten: das gräfliche Geschwisterpaar aus den „Lehrjahren“, bestrebt, die Adligen erst zu werden durch Großtat und Edelsinn — Natalie, die mondesklare, ruhige Seele, die keine Liebe kennt, weil sie die Liebe ist, die hochherzig Tolerante, die Alles verzeiht, weil sie Alles begreift, die Fleisch gewordene Barmherzigkeit; diese schön menschliche Frauengestalt, in deren schlichter Zeichnung Goethe das großartigste Hosianna gedichtet hat, das je dem Menschensohn gesungen ist, — dazu ihr Bruder Lothario, der soziale Reformer von oben herab, der in selbstloser, verständiger Menschenfreundlichkeit seine Arbeiter heranzieht zur Teilnahme an seinem Besitz und Gewinn. Und zwischen ihnen ihr Erzieher, der freimaurerische Meister, der, was er einst dem Jesuitenorden abgelauscht hat, den weltdurchspähenden Blick, den überall eindringenden Sinn, die lenkensmächtige Hand, nun in den Dienst der höchsten idealen Zwecke stellt, um seinen irrenden Brüdern zu ihrer freien sittlichen Entwicklung zu verhelfen und in großen, edlen Menschenseelen um sich einen Tempel der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit zu erbauen.

Und diese Gestaltenwelt, aus der es einen so lebensfrisch, so herzerhebend anweht, ein Gefühl von Menschenherrlichkeit und großer Menschenbestimmung, war bei ihm nicht lediglich Gebilde der Phantasie. Sie war der Ausdruck seines Charakters, seines bei allen Mängeln doch so hohen Wollens und Strebens, seines im Tiefsten doch reinen Empfindens. Das ist Schillers Zeugnis über Goethe. Sie war der dichterische Ausdruck seiner reichen und wahrhaftigen Menschenliebe. „Was ist Größe, Clavigo?“ läßt er kurz vor dem Antritt seiner Weimarer Ministerlaufbahn seinen Carlos sprechen — „Sich in Rang und Ansehen über Andere zu erheben? Glaub es nicht. Wenn dein Herz nicht größer ist als andere Herzen, so bist du mit all deinen Bändern und Sternen nur ein gemeiner Mensch!“ Auf der Höhe seiner Laufbahn aber legt er, der an Karl Augusts Hofe Allmächtige, sein Glaubensbekenntnis dahin ab:

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen!

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten;
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

6

Aus dieser Fülle seines Herzens und seines Charakters hat Goethe in die moderne Lebensanschauung jene vermeintlich griechische, aber in Wirklichkeit dem griechischen Geiste in dieser

Goethischen Art gänzlich fremde, vielmehr unter der Sonne Christi aus dem Grundkern deutschen Wesens erwachsene Humanität hineingedichtet, die uns für unser Denken und Streben ein ebenso heiliger Besitz geworden ist, wie die reformatorische Religiosität. Schon in Luthers Programm und Persönlichkeit hatten wenigstens die triebkräftigen Prinzipien dieser lichten, edlen Menschlichkeit deutsch-christlichen Empfindens ihr Haupt erhoben. Dann aber waren sie in der durch den dreißigjährigen Krieg hindurchgezerrten Kirche zurückgetreten und im Streit um Dogma und Bekenntnis verkümmert, wie auch darunter die wahre Frömmigkeit mehr und mehr verkümmerte. Aber der Luthergeist wollte nicht tot bleiben, der Luthergeist nach beiden Seiten, nach der ethischen wie nach der religiösen. Für letztern trat der Pietismus ein, für jenen die Aufklärung, beide gut gemeint, beide aber ihrer Aufgabe nicht gewachsen. So ging das achtzehnte Jahrhundert seinem Ende zu.

Da brachte des Jahrhunderts Wende in Schleiermacher den religiösen Luthersohn — in Goethe stand ihm der sittlich-humane gegenüber, beiden die Augen gehalten, daß sie sich als Brüder an ein und demselben großen Werke nicht zu erkennen vermochten. Dort der Luthergeist in seiner warmen, vollen, aus mystischen Herzenstiefen quellenden und das Buchstabengebäude aller Menschensatzung sprengenden Gefühlsfrömmigkeit. Hier Luthers ethisch-humaner Idealismus: dieses hohe Menschentum mit seiner Geistesklarheit und Weitherzigkeit, mit seinem verständnisvollen Blick für alles Berechtigte in der Menschennatur und für alles Schöne und Wahre in der Menschenwelt, mit seiner Alles, was Mensch heißt, umfassenden, auch ins Soziale bereits heilend hineingreifenden Liebe.

Das sind die beiden Stromarme des in der Gottestat der Reformation entsprungenen und über die Schwelle jener Jahrhundertwende in die geistige Entwicklungsgeschichte unseres Volkes hineinflutenden deutschen Christentums. Wie in dem religiösen Zustrom Schleiermacher, so gebührt in dem ethisch-humanen Goethe das Verdienst, als die schöpferische und entbindende Kraft bezeichnet zu werden. Doch wie in der Geschichte der Poesie, so ist es auch hier einfach unmöglich, Goethes Namen von dem Schillers zu trennen.

Aus zwei Gründen. Einmal hat Schiller den Goethischen Humanismus erst zur Vollentfaltung des in ihm Liegenden gebracht. Daß die einzigartig gewaltige ethische Kraft in Schillers Brust aus der germanischen Rauheit und Schroffheit seiner Jugenddramen zu jener Schönheit erstand, wie sie in den Dichtungen seiner klassischen Zeit alle Herzen bezwingt, das ist dem Ton gebenden Einfluß Goethes zu danken. Goethe hat dem Dichter der Freiheit, schon im Don Carlos, als sie sich noch fremd waren, die Richtung zur schönen Sittlichkeit gegeben. Aber andrerseits hätte der Schöpfer der herrlichen Iphigenie doch nie und nimmer die jedes deutsche Gemüt bezaubernden Gestalten eines Hermann und einer Dorothea und andere Gebilde seines Humanitätschristentums hervorgebracht ohne den schwer definierbaren, aber jedem Kenner Schillers deutlich spürbaren Einfluß aus Schillers Seele. Außerdem darf Eins nicht vergessen werden, was eingeschworene Goethebekenner freilich nicht gerne hören, was aber doch ganz unbestreitbar ist: der eigentliche Gewalthaber über die deutsche Volksseele ist nicht Goethe, sondern Schiller! Dem Olympier alle Verehrung und Bewunderung, aber er wird doch immer nur einen beschränkten Kreis um sich haben, während das Volk als Ganzes in empfänglicher Aufnahme und innerer Anhänglichkeit seinem großen Freunde gehört, und das nach jenem Gesetz, das in Bezug auf einen viel Höheren Philipper 2, 7—9 andeutet. Schillers heroisches Lebensbild hat ihm, seinem Geist, seinen Gedanken, seiner strahlenden Persönlichkeit ein zentrales Kapitel gesichert in jener großen deutschen Volksbibel, die weit hinausgeht über den Umfang der kanonischen Schrift. Und erst in der Vermittelung dieses seines bis in den Tod hinein ringenden Lebens, das aus Leidenstiefen eine so lichthelle, an Trost und Kraft für Alle so reiche Welt heraus gearbeitet hat, erst durch diesen christusartigen Heroismus der dienenden Liebe ist das Humanitätschristentum Weimars ein heiliger Volksbesitz geworden. Nur im Schillergeist kann und wird der Goethegeist ein unsere

Weiterentwicklung bestimmender Faktor sein. Was in Goethes Seele voll sonniger Schönheit aufgeglänzt ist, es hat, wie es in Lessing seinen Propheten besessen hatte, so in Schiller seinen Apostel gefunden.

Hat nun Goethes einstmaliger julianischer Haß Schiller nicht gehindert, dem religiös-kirchlichen Gedanken in Schleiermacher entgegenzukommen, so haben andrerseits in der Kirchengeschichte des vorigen Jahrhunderts die echten Schüler Schleiermachers immer hinübergedrängt zu dem Humanismus der Klassik, von Goethes Absage nicht abgeschreckt und von dem Gefühl ihrer Divergenz mit Goethes religiöser Stellung darin nicht abgehalten. Und heute kann man sagen: die ganze Kirche schwenkt hinüber, um ihr Leben zu erfüllen mit den weitherzigen, großen und fruchtbaren Ideen, die unserem Volke in der klassischen Humanität aufgegangen sind — die Kirche, soweit sie nicht in den versunkenen, von der Erdoberfläche der Gegenwartsgeschichte verschwundenen Etagen dogmatischen Denkens ihr Dasein fristet, sondern als echt protestantische Macht, dem Licht und der Luft des Tages zugänglich, mit dem Leben weiterstrebt.

Möge nun aus der Jugend des zwanzigsten Jahrhunderts uns der große Theologe aufsteigen, in dem Goethe, Schiller, Schleiermacher eins geworden sein werden, der Mann mit dem tiefinnigen Kindergottesherzen und mit dem großen, reichen Menschensinn. Er wird das Wort zu sprechen wissen, fromm und frei, göttlich wahr und menschlich schön, das aus gottverbundenem Lebensgrunde zu einem vielstimmigen Psalm weltverklärender, sozial versöhnender und Herzen beglückender Liebe wird, — das große Wort, das unter uns alle lebenskräftigen Richtungen zu einen vermag in gegenseitigem Verständnis, das dem Protestantismus jene Wärme und jene Veredelung gibt, die Schiller ihm schaffen wollte, und das unsere Kirche zu jener Humanitätskirche ausgestalten soll, die, des Volkes beste Freundin, von ihm geliebt und getragen, in der Geschichte, die vor uns liegt, dastehe als die heilige Christusmacht, nach der wir uns sehnen.

Julius Burggraf

Was nun?
Einigung oder Scheidung?

Vgl. Nr. 11

Hochgeehrter Herr Doktor,

Eigentlich scheue ich mich, Sie und Ihre Leser noch einmal zu belästigen. Aber es drängt mich doch, zugleich mit dem Dank für Ihre freundliche Veröffentlichung und Beantwortung meines Schreibens, dem Schmerz darüber Ausdruck zu geben, daß die Kluft zwischen Ihrem Standpunkte und dem meinigen schier unüberbrückbar erscheint. Darf ich das möglichst kurz an jedem Ihrer fünf Absätze nachzuweisen suchen?

1

Wenn Sie mich mit leisem Spott dazu drängen möchten, Ihrer Richtung jedes Christentum, jede Zugehörigkeit zu der unsichtbaren Gemeinde der Gläubigen abzusprechen, so erwidere ich, daß kein Mensch ohne apostolische Auktorität sich anmaßen darf, Richter des Glaubens zu sein. Ich kann zu Andersgläubigen nur sagen: Ist euer Glaube grundverschieden von dem in unserer Kirchengemeinschaft zu Recht bestehenden, so sucht euch eine andere Glaubensgemeinschaft. In der alten ist kein Raum mehr für euch. Im übrigen steht und fällt Jeder seinem Herrn.

Ebenso unberechtigt ist die andere Konsequenz, zu der Sie mich drängen wollen. Sie wundern Sich, daß ich nur den Glauben an die Gottheit Christi und nicht das ganze Bekenntnis etwa der lutherischen Kirche von Ihnen fordere. Aber der vorliegende Fall verlangte diese Beschränkung. Auch haben alle bisherigen Kirchengemeinschaften, die unitarischen ausgenommen, in dem Fundamente ihres Bekenntnisses diesen Eckstein des Glaubens an die Gottheit Christi rechtlich festgelegt.

Daß je und je dieser Glaube von Vielen in der Kirche geleugnet ist, hebt doch seine fundamentale Bedeutung ebensowenig auf, wie etwa eine Masse von Verbrechern hin und her die Geltung des Bürgerlichen und Straf-Gesetzbuches im Deutschen Reiche aufhebt. Ich sehe also nicht ein, wie Sie behaupten können, eine sichtbare Kirche, die auf dem Fundament der Gottheit Christi ruhe, existiere für Sie nicht.

Sie sagen selbst, die Hoffnung auf segensreichen Bestand der sichtbaren Kirchengemeinschaft beruhe nur darauf, daß Gott sein Evangelium immer wieder drin predigen und seine Sakramente werde austeilen lassen. Nun, die Altgläubigen kennen eben kein anderes Evangelium, als das von Jesu Christo, dem wahrhaftigen Gott. So müssen sie sich prinzipiell gegen die kirchliche Anarchie erklären, nach welcher auch die Leugnung dieses Evangeliums in derselben Kirche gleichberechtigt sein soll. Sie müssen diejenigen, für welche Christus nicht mehr in das Evangelium hineingehört, bitten: Gründet eine neue Kirchengemeinschaft!

2

Sie behaupten freilich, daß Ihre Anschauung deshalb in der Kirche existenzberechtigt sei, weil die moderne Geschichtswissenschaft und religionswissenschaftliche Betrachtung auf dem Boden unserer Kirche erwachsen sei. Und in der Tat, wenn Ihre Geschichtsauffassung, wenn die alles Supranaturale aufgebende, vergleichende Religionswissenschaft die einzig richtige wäre, dann würden Sie nicht nur in der Kirche existenzberechtigt sein, dann müßte sogar der alte Glaube als eine Einbildung vor der brutalen Macht der geschichtlichen Tatsachen weichen.

Aber das bestreiten wir doch eben. Uns ist es eine falsche Geschichtsauffassung, wenn man den supranaturalen Faktor in der Religion, wenn man das Wunder leugnet. Eine geschichtliche Theologie, wie auch Altgläubige sie, besonders seit Hofmann, kennen und treiben, ein nicht durch falsche Voraussetzungen getrübter geschichtlicher Sinn zwingt uns, gerade von dem Menschen Jesus, den wir in seiner sündlosen Erhabenheit ebenso gut kennen und empfinden wie Sie, fortzuschreiten zu dem Mensch gewordenen Sohne Gottes. Wir bestreiten ganz energisch, daß die Gottheit Christi in den ersten Jahrhunderten nicht das Fundament der Kirche gewesen sei. Sie ist es gewesen von dem Augenblick an, wo Petrus und Thomas ihr Bekenntnis ablegten. Ueber die theologische Formulierung dieses Glaubens haben die ersten Jahrhunderte gestritten. Der Glaube selbst war das, was die Gläubigen zu Christen machte.

Wenn aber nun nach so vielen Jahrhunderten moderne Religionsforscher kommen und uns glauben machen wollen, der Christus des Neuen Testaments, selbst der der Evangelien, sei nicht der echte, hinter der Uebermalung, welche religiöse Begeisterung ihm gegeben, müsse man den wahren geschichtlichen Christus suchen, — dann muß ich sagen: das ist keine Geschichtsforschung, das ist eitel Phantasie und Schwärmerei. Da sollte man konsequent sein und zugeben: wir wissen nichts von Christo, denn die einzigen Quellen, die wir von ihm haben, taugen nichts. Und damit finis theologiae! finis ecclesiae! Die radikal-moderne Religionswissenschaft sägt mit stolzem Mute den Ast ab, auf dem sie sitzt. Denn wo ganz nach Belieben dieselben Aussprüche und Erzählungen bald als echte Herrenworte oder geschichtliche Begebenheiten, bald als Erdichtung der ersten Christen ausgespielt werden, da wird kein Ungläubiger das Phantasiegemälde von Jesu, das so entsteht, als Geschichte anerkennen. Der geschichtliche Christus ist der Mensch gewordene und erhöhte Sohn Gottes, der wahrhaftige Gott. Einen anderen hat Paulus nicht gekannt. Einen anderen kann auch die Kirche nicht anerkennen, will sie bleiben, was sie ist. Darum kann sie eine radikal-moderne Theologie, welche das Gegenteil als geschichtliche Wahrheit lehrt, nur bitten: Gründet eine andere Kirchengemeinschaft!

3

Das Gleiche folgere ich aus Ihrer dritten Vorbemerkung. Mir wenigstens wäre es unmöglich, als Liebhaber und Bekenner

der Religion Etwas festzuhalten, was ich als Dogmatiker in systematischer Erkenntnis nicht behaupten könnte. Ein religiöses Gefühl, das unleugbaren Tatsachen diametral widerspräche, wäre Einbildung und nichts nütze. Mit den Geschichtstatsachen, auf welchen mein Glaube ruht, fiele er selbst. Das Lessingsche Problem von den „zufälligen" Geschichtswahrheiten hindert dabei nicht. Denn die Heilstatsachen in der Geschichte der göttlichen Offenbarung sind nicht „zufällig", sondern integrierender Bestandteil des göttlichen Heilsrats und notwendige Grundlage für die Rettung der Welt, für meiner Seelen Seligkeit.

Mir schrieb ein Laie auf unsere Debatte hin: „Was will denn die Christliche Welt uns geben, wenn sie uns Jesum, den wahrhaftigen Gott, und damit den Erlöser genommen hat?" Und ebenso sprach mir ein ganz radikaler Theologe seine Zustimmung dazu aus, daß so disparate Weltanschauungen und Glaubensauffassungen in einer Kirchengemeinschaft nicht mehr zu vereinen seien.

4

Als ich vor vielen Jahren mit Schrempf über diese Frage nach der Gottheit Christi stritt, da legte er in sichtlicher Erregung das Glaubensbekenntnis ab: „Christus ist mir eine inkommensurable Größe." Weiter wollte er nicht gehen.

Daran mußte ich denken, als ich die Ausführungen über Ihre religiöse Stellung zu Jesu las. Es hat mich tief bewegt, zu sehen, wie auch in Ihnen diese inkommensurable, d. h. doch schlichtweg wunderbare, übermenschliche Persönlichkeit ihre Kraft entfaltet. Ihr Herz kann nicht von ihm los, obwohl Ihr Verstand das Zeugnis, welches meines Wissens er selbst von seiner Person gesprochen, nicht mehr annehmen kann.

Aber, hochverehrter Herr Doktor, sehen Sie denn nicht, daß Sie in dem Allen gerade diesen Menschen Jesus zu Gott machen? Denn auf ihn vertrauen, ihn lieben und fürchten über alle Dinge, das heißt doch ihn als Gott anerkennen. Nicht schelten will ich, ich will ganz einfach die Wahrheit sagen. Ist Christus Mensch, dann darf man so nicht von ihm reden. Dann hatte jene alte Rationalistin Recht, die mir in meinem ersten Amtsjahre entgegenhielt: „Ich kann nicht zu Christo beten, ich habe in meiner Jugend gelernt: Du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen." Darf man aber ihn über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen, darf man zu ihm beten, dann ist er Gott. Ein Mittelding gibt es nicht. Es steht klar in der Bibel und in jedes Menschen Gewissen geschrieben, daß man zu einem Menschen ein „religiöses" Verhältnis nicht haben darf.

Ihr Standpunkt, hochverehrter Herr Doktor, ist eine unhaltbare Vermittelung. Daß Sie nur für taktvolle Schonung und Duldung der Anbetung Jesu eintreten, das genügt nicht. Das ist auch vom radikal-modernen Standpunkte aus völlig inkonsequent. Wenn Luther so „taktvoll" aufgetreten wäre, dann beteten wir wohl heute noch zur heiligen Maria und Anna. Kommen Sie zurück zu den Altgläubigen, oder gehen Sie klar und unumwunden zum Protestantenverein über, und dann — gründen Sie eine neue Kirchengemeinschaft! Ich sehe keinen anderen Weg.

5

Das um so mehr, wenn Sie sagen: „Es handelt sich bei solchen Differenzen niemals um Gleichberechtigung. Das ist eine dürre juristische Formel, die die Hauptsache nicht trifft. Es handelt sich immer um Kampf."

Hochverehrter Herr Doktor, die Kirche muß kämpfen, aber nicht als eine in sich entzweite Streiterschar. Ist ein Reich mit sich selbst uneins, wie kann es bestehen? Da wird Rom auf der einen Seite triumphieren, das Antichristentum auf der anderen. Die Kirche muß kämpfen als Glaubensgemeinschaft, als eine Gemeinschaft, die nicht ein und dieselbe Wahrheit bald für wahr und bald für falsch erklärt, sondern als eine Gemeinschaft, die ihre fundamentale Wahrheit wider alle Welt einmütig verteidigt, wider jeden Irrtum und jede Lüge. In solcher Kirchengemeinschaft kann theologischer Fortschritt in Durchdringung, Aneignung und Erkenntnis göttlicher Wahrheit

gesucht, es kann auch Kampf um die verschiedenen Erklärungsversuche dieser Wahrheit geduldet werden. Aber Allen, die solche Wahrheit selbst einfach und schlichtweg leugnen, kann eine Existenz- und Kampfesberechtigung in der Kirche nicht zugestanden werden.

In den Bann tun — Sie wissen es selbst — das können wir nicht. Ob sich die berufenen Leiter der Kirche zu reinlicher Scheidung aufraffen werden, ob sie durch weiteres Gehenlassen den Sieg der modernen Richtung unterstützen und die altgläubigen Kreise mehr und mehr in die Freikirche drängen werden, das muß die Zukunft lehren. Aber die Bruderhand reichen und gleiches Hausrecht in der Kirche zugestehen denen, die das zu Recht bestehende Fundament der Kirche stürzen oder doch ändern wollen, das können wir auch nicht. Wir müssen bitten und flehen: „Schaffet Klarheit! Kämpft mit offenem Visier! Als Feinde unseres, wie ihr sagen müßt, verkehrten Christentums gründet eine neue Kirchengemeinschaft!"

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster

Celle, 22. März 1905 Hermann Crome

Sehr geehrter Herr Pastor,

Ihren werten Brief für mich zu behalten, könnte ich, nachdem Sie mir seine Veröffentlichung freigestellt haben, nicht verantworten. Fügt er gleich Ihrem ersten Briefe nichts Neues hinzu, so daß ich auch in meiner Antwort kaum Gelegenheit finde, Neues zu sagen, so hilft er doch zu weiterer Klarheit über unsre beiderseitige Stellung. Und es geschieht so selten, daß Vertreter der gegensätzlichen Richtungen in unserer Kirche ihre Sache Auge in Auge austragen, daß ich meinerseits geradezu ein Bedürfnis habe, diese Situation möglichst zu verlängern und auszunützen.

Ich folge nun bei dem Wenigen, was ich auf diesen Ihren zweiten Brief sagen möchte, dem Gange Ihrer Ausführungen.

1

Nicht dazu wollte ich Sie drängen, meiner Art Christentum die Zugehörigkeit zur unsichtbaren ewigen Gemeinde abzusprechen, sondern im Gegenteil dazu, ihr diese Tür weit offen zu halten. Und ebenso wenig liegt mir daran, daß Sie die Konsequenz Ihrer Stellung zu der bekenntnismäßigen Lehre von der Gottheit Christi ziehen, auch alle übrigen durch die Bekenntnisse festgelegten Dogmen wider uns mobil zu machen; im Gegenteil, Alles liegt mir an der Inkonsequenz, daß Sie trotz Ihres Pochens auf die Bekenntnisse und ihre Christologie uns auch in Ihrer sichtbaren Kirchengemeinschaft dulden und wo möglich anerkennen.

Diese Inkonsequenz muß Ihnen von Ihrem Standpunkte aus schwer werden. Aber, wie sich nachher zeigen wird, halte ich nicht viel von „Konsequenzen" in Sachen der Religion. Praktisch aber wollte ich Ihnen das zweite Zugeständnis dadurch erleichtern, daß ich Sie auf die geschichtliche Natur unsrer Kirchen (auch der hannoverschen Landeskirche, der Sie angehören) hinwies. Unsre evangelischen Kirchenkörper sind tatsächlich in keiner Weise Vereinen zu vergleichen, die sich auf Grund gewisser Satzungen konstituiert hätten und nun von der Annahme dieser Satzungen den Zutritt, von ihrer Verletzung den Austritt abhängig machen. Unsre Landes- oder Staatskirchen sind vielmehr unseren Staaten verwandt, geschichtlich gewordene Gebilde mit einem bestimmten Geist und Herkommen, das zum Teil in Gesetze gefaßt ist. Ihnen selbst lag die Parallele nahe: wie die Geltung des Bürgerlichen und Straf-Gesetzbuchs nicht aufgehoben werde durch die Existenz einer Masse von Verbrechern in ihrem Geltungsbereich, so bleibe das Dogma von der Gottheit Christi Gesetz in den Kirchengemeinschaften, mögen auch Uebertreter dieses Gesetzes sich in ihr finden. Ich füge hinzu, daß in allen Staaten und Kirchen Gesetze bestehen, die nicht gehandhabt werden, daß Staats- und Kirchen-Gesetze überall der Veränderung, Aufhebung und Ersetzung durch neue Gesetze unterworfen sind, ohne daß durch solche Akte der Bestand und die Identität der Staaten oder Kirchen irgend in Frage gestellt wäre. Ich will damit in diesem Zusammenhang über das Spezialgesetz des Bekenntnisses zu Christus als Gott gar Nichts ausgesagt, sondern nur den Charakter unsrer Kirchen noch einmal festgestellt haben. Es sind, das bitte ich Sie doch freundlichst zuzugeben, keineswegs auf Statuten gegründete Vereine, sondern sie sind den geschichtlich gewordnen Staatswesen wesensverwandte und (bei uns in Deutschland) mit ihnen sogar organisch verbundene Gebilde.

Solche „Kirchen" haben wir frühestens seit Konstantin, genauer seit Theodosius, noch genauer seit dem berühmten Edikt vom 27. Februar 380, das noch heute das Corpus juris eröffnet. Bis dahin hat es durchaus keine Kirchengemeinschaften gegeben, die „in dem Fundament ihres Bekenntnisses den Eckstein des Glaubens an die Gottheit Christi rechtlich festgelegt" hätten. Die Christenheit der ersten drei Jahrhunderte war ohne eine solche rechtliche Festlegung. Und nicht wahr, verehrtester Herr Pastor, das waren doch keine schlechten Zeiten?

Von der „Kirche" und ihrem „Recht" wäre damit wohl genug gesagt. Im Notfall haben Sie die Freundlichkeit, darüber meine Broschüre nachzulesen: „Reine Lehre eine Forderung des Glaubens und nicht des Rechts" (Tübingen 1900). Aber im Grunde handelt es sich ja um Trivialitäten.

2

Ernster wird die Sache, wenn wir den Boden des Glaubens und der Wissenschaft betreten. Ueber den richtigen Betrieb der Wissenschaft werden wir uns nicht einigen. Ich verstehe Ihre Theologie nicht und Sie verstehen die meine nicht. Am wenigsten auf diesem Gebiete kann Einer auf den Anderen mit kurzen Worten Eindruck machen. „Die Kunst ist lang." Ich habe Sie darum auch in meinem letzten Briefe zu meiner Art Wissenschaft, ihrer Methode und ihren Ergebnissen, durchaus nicht bekehren wollen. Nur geschildert habe ich meine Art, meinen Entwicklungsgang in wissenschaftlicher Hinsicht, um damit den notwendigen Hintergrund zu schaffen für mein religiöses Bekenntnis. Denn ohne diesen Hintergrund müßte Ihnen dieses leer und frivol erscheinen, mit ihm konnte es vielleicht doch den Eindruck eines gewissen Wertes und Ernstes auf Sie machen.

Kurz, um Ihre wissenschaftliche Stellung zur Geschichte des Christentums, seiner Ursprünge, Jesu Christi streite ich mich nicht mit Ihnen. Mich dazu zu reizen, müßten Sie doch ganz anderes Geschütz aufführen, als die Behauptungen Ihres zweiten Stückes. Könnten wir uns nicht in diesem Zusammenhang darauf einigen, daß wir uns gemeinsam klar machen: die wissenschaftliche Erörterung dieser Dinge ist im Fluß; konservative, vermittelnde und radikale Geister beteiligen sich an ihr; gewaltsam darf sie nicht abgebrochen, unterdrückt werden; wird auch die Wissenschaft niemals in den Besitz einer absoluten Wahrheit kommen, so darf man doch vertrauen, daß ehrliches Forschen in ihr immer die Oberhand behalten und also die Macht der Tatsachen immer wieder zur Anerkennung kommen wird.

Oder hegen Sie dies Vertrauen zur Wissenschaft nicht? Insbesondre zur modernen Geschichtswissenschaft nicht? Hat Gott die Herrschaft auf diesem Gebiete den Dämonen überlassen?

Ich bin überzeugt, daß die historisch-kritische Theologie unsrer Tage in Vielem irrt. Auch ihr Wissen ist Stückwerk. Aber diese Arbeit muß getan werden, und sie muß so getan werden, wie das wissenschaftliche Gewissen es fordert; ihre Irrungen können nur überwunden werden durch Mitarbeit.

3

Ad 3 muß ich mich nun Ihrer heillosen Verachtung aussetzen. Auch der Verachtung Andrer. Ich konnte es schon vorhin nicht erwarten, das Geständnis loszuwerden.

Ich halte wirklich nicht viel von der Konsequenzmacherei und von der Herrschaft der Logik in Religionssachen.

Gewiß, in der Wissenschaft muß Logik, in der Methode Konsequenz herrschen. Der Systematiker muß alle Erschein-

ungen und Erwägungen unter Einen Hut bringen. Aber wenn schon sonst die in sich konsequente Wissenschaft das Leben in seiner Fülle, in der Unendlichkeit seiner Rätsel niemals klein kriegt, so gilt das am meisten von ihrem höchstmöglichen Gegenstande, von der Religion.

Die Theologie ist die Wissenschaft von den in der Religion lebendigen Kräften. Christliche Theologie insbesondre von den in der christlichen Religion lebendigen Kräften. Ich habe auch nichts wider den Singular: von der in der christlichen Religion lebendigen Kraft.

Lebendige Kräfte, Lebenskräfte lassen sich aber nicht so leicht in Wissen und Formel fassen, wie sich die Wissenschaft, die Theologie, auch die Theologie der Bekenntnisse von je her eingebildet hat. Neuerdings erst sind wir darin klüger, vorsichtiger, bescheidener geworden. Die Orthodoxie und der radikale dogmatische Intellektualismus freilich nicht. Aber diese beiden lehne ich von Herzen ab, und ich darf wohl sagen, mit mir die allermeisten Freunde und Mitarbeiter dieses Blattes.

Ich hoffe auch von der allgemeinen Religionsgeschichte, um dies ganz nebenbei zu sagen, dies, daß sie uns es gründlich verleiden wird, die wundersamen Erscheinungen religiösen Lebens immer wieder auf das Prokrustesbett unsrer sogenannten religiösen Vernunft zu spannen. Horchen und hören, lernen und begreifen, sammeln und beschreiben, das müssen auch hier die principia, die Anfänge der Wissenschaft sein.

Und was ich dem Phänomen des Glaubens eines Wilden oder eines modernen Buddhisten zugestehe, das sollte ich nicht für mein eigenes religiöses Leben in Anspruch nehmen? Dieses ist so gut Objekt der wissenschaftlichen Erkenntnis wie jenes, und früher als die Theologie. Und wenn es Leben ist, wenn es Kraft hat, wird es sich gegen die Wissenschaft wehren, die es mit Konsequenzmacherei bedrängen und vergewaltigen will.

Ich weiß sehr wohl, welche konstitutierende Rolle gerade im Christentum die Theologie, also Wissenschaft, auch für die Religion gespielt hat. Ich weiß sehr wohl, daß bis heute das Dogma und die Theologie vielfach bestimmend sind für den Glauben. Aber seit der Reformation ist doch ein andrer Zug in die Christenheit gekommen. Ohne sich rein durchzusetzen. Aber er wirkt, und wir dienen ihm. Es ist ein im besten Sinne positiver Zug. Aber freilich, die Unterscheidung von Dogma und Evangelium, Lehre und Leben, Theologie und Religion muß man vollziehen, wenn man ihn begreifen soll. Wenn Sie ihn begriffen hätten, würde Ihr Laie keinen Eindruck auf Sie machen, der besorgt, wir würden der Gemeinde den Erlöser nehmen. Ist der Erlöser da, ist er eine Realität, so kann ihn überhaupt Niemand „nehmen". Mir hat ihn Niemand genommen, und so werde ich ihn auch Niemandem nehmen. Unser ganzer Kampf geht vielmehr darum, uns und Andren den Erlöser zu erhalten, als ihn zu nehmen. In dem Moment, wo ich Jesus und seine Erlösung nicht mehr hätte, würde ich jeden Versuch, das Christentum zu verkündigen, auf der Kanzel, auf dem Katheder oder auch in diesem Zeitungsblatt ohne Verzug aufgeben — es wäre kein Athemholen und keinen Federstrich wert.

An dieser Lebenstatsache, daß wir Erlösung durch Jesum haben, auch wenn ich Ihre Vorstellung von ihm nicht teile, können Sie mich wahrlich durch Ihre unermüdliche Mahnung, irgendwelche „Konsequenzen" zu ziehn, nicht irre machen. Ihr „radikaler Theologe" von Nr. 3 soll nur aber ja die Konsequenzen ziehen, die ihm einleuchten, und eine neue Kirchengemeinschaft gründen: ich wünsche ihm alles Glück dazu.

4

„Christus ist mir eine inkommensurable Größe." Wenn ich mich recht erinnere, hat Schrempf dies Wort auch drucken lassen. Ich kann und darf nun gar nichts sagen von Schrempfs innerer Stellung zu Jesu, aber zur Beleuchtung unserer Kontroverse möchte ich Folgendes sagen. Wenn Schrempf bei seiner eminenten Gedankenschärfe und Entschiedenheit bekennt: „Christus ist mir eine inkommensurable Größe", so legt er damit ein tieferes und ergreifenderes Bekenntnis zu Jesus ab, als Mancher, der rasch dem Dogma nachspricht: „Jesus ist Gott."

Gewiß liegt Ihnen mehr an Sachen, als an Worten. Aber immer wieder verfällt Orthodoxie in den Fehler, daß sie Worte über die Sachen, Worte an Stelle der Sachen setzt. Ihre Identifizierung von Leben = Lehre = Recht führt sie immer wieder wie mit Notwendigkeit zu dieser Verirrung. Ich setze mich, wie unser Briefwechsel das mit sich bringt, als Beispiel. Wenn ich Ihnen soweit entgegenkäme zu sagen: Nun ja, weil ich zu Jesus bete, so ist er mir Gott — wenn ich das in dem Sinne sagte, wie Ritschl und seine strengen Anhänger von der Gottheit Christi reden, dann wären Sie befriedigt. Nicht ganz. Ich würde Ihnen verdächtig bleiben. Aber erstens würden Sie — kirchen*rechtlich* befriedigt sein. Dem Gesetz wäre Genüge geschehen. Und zweitens würden Sie es dogmatisch als ein Entgegenkommen, als eine Annäherung empfinden; Sie würden etwa hoffen, daß die Konsequenz dieses Ausdrucks mich in die Formeln der alten kirchlichen Zweinaturenlehre hineinziehen werde usw. Nun tue ich Ihnen den Gefallen nicht, dies Wort zu sagen. Ich bekenne mich nur zu der religiösen Abhängigkeit, die eine schlichte Tatsache ist. Statt sich mit dieser Tatsache zufrieden zu geben, wollen Sie mich in eine Dialektik hineinlocken, deren Ende einst für die Christenheit — der Rückschlag des Muhammedanismus gewesen ist! Aber bitte verstehen Sie das nicht so, als wollte ich Sie zu solchen Konsequenzen drängen. Ich setze auch bei Ihnen jene „glückliche Inkonsequenz" voraus, auf der ich immer, wenn Logik und Leben in Konflikt kommen, zu beharren gedenke.

5

Unsre evangelische Kirche kann ich nicht anders machen, als sie ist. Und auch Sie können es nicht. Es wird Ihnen und Ihren Gesinnungsgenossen nichts Andres übrig bleiben, als ihre innere Gestaltung hinzunehmen, wie sie nun seit zweihundert Jahren geworden ist, meiner Meinung nach in guter Fortentwicklung der in der Reformation gepflanzten Keime.

Diese Kirche muß den Kampf um die Wahrheit, um das echte ewige Evangelium, um den lebendigen Gott *in ihrem Inneren* ausfechten. Das ist ihre Bestimmung, ihre Pflicht. Loslösung von ihr, weil man mit Andern, die auch evangelische Christen sein wollen, nicht in ihr zusammen leben könne, ist Fahnenflucht. Mag es anders empfunden werden: ich glaube, die Kraftlosigkeit geschehener Separationen, will sagen ihre Bedeutungslosigkeit für das große Ganze, zeigt, daß damit nicht der Weg beschritten ist, den Gott will.

Ich möchte nicht, daß unsre traditionsgläubigen Kirchgenossen sich von uns trennen. Es ist auch kein Zeichen zu entdecken, das ernstlich darauf hindeutete. Denn daß man auf uns schilt, gehört mit zum Kampf. Aber wenn selbst Sie und etliche Ihrer Gesinnungsgenossen diese „Konsequenz" zögen, Babel verließen und den Staub von ihren Schuhen schüttelten, würde Tradition und Traditionalismus, Konfession und Konfessionalismus, kurz zu konservierender Stoff und konservierende Tendenz genug in unsren Landeskirchen bleiben, daß der innere Reichtum und das innere Ringen darum nicht geringer würde. So bleibt für uns die Zukunft unserer Kirche eine Sorge zweiten Ranges, und unser ganzes Interesse hängt an den Wahrheitsfragen. Lebt Christus, so wird er sich uns nicht unbezeugt lassen. Er lebt und läßt sich uns nicht unbezeugt! Will man uns seiner Jüngerschaft verlustig machen, so hoffen wir, es wird gehen wie Ev. Joh. 21 geschrieben steht: Petrus, als er einen andern Jünger auch dem Herrn nachfolgen sah, sprach zu Jesus: „Herr, was soll aber dieser?" Jesus antwortet: „So ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was gehet es dich an?"

Sie und mich dem Gottesgeiste befehlend, der in alle Wahrheit leitet,

bin ich in größter Hochachtung

Ihr ergebener

Marburg, 14. April — Rade

Zum sozialen Frieden

Mitten in der Zeit hochgehender wirtschaftlicher Kämpfe erscheint ein Buch, das vom Weg zum sozialen Frieden redet. Auch dieser Weg führt durch viele Kämpfe wirtschaftlicher Art. Aber all die Reibungen, Arbeitseinstellungen, Gegensätze führten doch meist zu einem Resultat, das die Unterlage gemeinsamer Arbeit für Unternehmer und Arbeiter bilden konnte. Wir meinen die Tarifgemeinschaften, wie sie sich besonders in den letzten Jahren in Deutschland innerhalb verschiedenster Gewerbe durchgesetzt haben. Es ist eine hocherfreuliche Tatsache, daß diese moderne Entwicklung des Arbeitsverhältnisses einen kundigen Darsteller gefunden hat. In weiten Kreisen der Bevölkerung, gerade in der gebildeten Schicht, weiß man von dieser wachsenden Tarifgemeinde gewerblicher Betriebe viel zu wenig. Nun hat Fanny Imle mit großem Fleiß das Material zusammengetragen und führt uns die stattliche Reihe der abgeschlossenen Tarifverträge unter dem Titel: Gewerbliche Friedensdokumente vor. (Jena, Fischer 1905. 566 S. 10 Mk.)

Schon die Person der Verfasserin selbst gehört zu den interessanten Menschen unserer Zeit. Sie hat eine vielgestaltige Entwicklung durchgemacht. Vom Anarchismus kam sie zur Sozialdemokratie. Hier warf sie sich in die gewerkschaftliche Arbeit. Aber ihr fehlte der mystische Hintergrund einer imponierenden kirchlichen Wahrheit, welche im Fluß der Gedankenwelt verläßlichen und unumstößlichen Halt zu geben vermochte. So trat sie in die christliche Gewerkschaftsbewegung ein, da sie in der katholischen Kirche ihr Bedürfnis nach Sicherheit und Ruhe für die Seele befriedigt fand. Dort arbeitet sie mit demselben Eifer, derselben Gründlichkeit und Tüchtigkeit, welche sie stets auszeichnete. Die christlichen Gewerkschaften haben an ihr sehr viel gewonnen.

Die Verfasserin bietet in dem vorliegenden Buch die Tarife selbst. Der Text bedeutet die Erklärung derselben und holt deshalb zu interessanten, geschichtlichen Darstellungen aus. Die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Tarifgemeinschaften wird ausführlich geschildert. Welche Fülle von Kraft und Leben zeigen diese Tarife! Welche Summe von Arbeiten, Verhandeln, Kämpfen, Entgegenkommen, Ueberlegen, Beraten steckt in solchen Abmachungen! Nehmen wir nur die Tabellen über Akkordarbeit z. B. bei den Töpfern, und lesen: 6 Grundpositionen, 159 Nebenpositionen; 7 Grundpositionen, 220 Nebenpositionen; 10 Grundpositionen, 224 Nebenpositionen. Welches feinmaschige Gewebe ist hier entworfen! Dazu treten all die besonderen Bestimmungen innerhalb der einzelnen Gewerbe; wir greifen verschiedene beliebig heraus: Ueber $^1/_2$ Stunde auf Lohn warten wird als Ueberstunde bezahlt (Töpfer in Kottbus). Gesellen verpflichten sich Pfuscharbeit zu unterlassen (Ofensetzer Neustrelitz). 1. Mai darf nicht gefeiert werden (Dachdecker Düsseldorf). 1. Mai kann gefeiert werden (Steinsetzer Steglitz). Gehilfennachweis ist anerkannt (Glaser Darmstadt). Wartezeit auf Material in Lohn. Privatarbeiten dürfen Gehilfen nicht übernehmen (Parkettleger Nürnberg). Heizbarer Aufenthaltsraum (Rohrleger Berlin). Arbeiterannahme und Lohnzahlung nicht in Wirtschaften (Hafenarbeiter Kiel). Sud- oder Trebertrinkgelder abgeschafft, Lohn entsprechend erhöht (Brauer Stuttgart). Bezahlung gesetzlicher Feiertage (Buchbinder Krefeld). Ueber Mitarbeit von Familienangehörigen des Prinzipals und Aushilfskräfte entscheidet das Tarifamt (Metallschläger Dresden). Blaumachen ist strenge untersagt (Maler Rosenheim). Mit Alledem sind ja die eigentlichen Abmachungen selbst noch gar nicht genannt: die Regelung von Arbeitszeit, Arbeitsschluß, Lohn, Vertragsdauer, Ueberarbeit, Arbeiterschutz und Ueberwachung der Tarifabmachungen. Man muß sich Zeit nehmen, in einem einzigen Gewerbe solche Tarife zu studieren, um einen Einblick in das Maß von Geist und Gerechtigkeit zu bekommen, das zur Regelung „einfacher" Arbeitsverhältnisse notwendig ist. Der Sozialethiker wird daraus die Schwierigkeit der technischen Umsetzung seiner Ideale in die Wirklichkeit begreifen lernen; er wird vielleicht bescheidener in der Forderung, jedenfalls anerkennender und gerechter in der Beurteilung des wirklichen Fortschritts werden. Andererseits wird er sich selbst gerechtfertigt finden, insofern in jeder technischen Aenderung des Arbeitsvertrags eine ethische Richtung sich durchsetzt und auch die kleinsten Abmachungen schließlich von einer bestimmten sozialethischen Gesamtstimmung getragen werden. Lehrreich sind in dieser Richtung die Menge von Bestimmungen, wonach einzelne Arbeiter tariflich aus dem Betrieb ausgeschlossen werden, oder das Verhältnis der Lehrlinge zu den Vollarbeitern zahlenmäßig festgelegt wird. Hier kommt der berechtigte Instinkt zum klaren Ausdruck, daß die Arbeit nicht durch Ausnützung halber Kräfte entwertet, der Lohn gedrückt und die gewerbliche Jugend nur als finanzielles Ausbeutungsobjekt behandelt werden darf. Andererseits liegen hier gefährliche Entwicklungsmöglichkeiten. Werden solche Bestimmungen nach Analogie mittelalterlicher sozialer Ethik durchgeführt, so können sie sehr leicht zur Einengung der Arbeitsmöglichkeit und zur Versteifung der Zunft auf exklusive Rechte führen. Wenn hier der Geist moderner sozialer Ethik, welche die Berechtigung der Konkurrenz als das Bewährungsmittel gewerblicher Kraft nie verleugnen darf, nicht neue Wege entdeckt, so mögen solche schablonenmäßigen Bestimmungen augenblicklicher Not zwar abhelfen, aber auf die Dauer kein leistungsfähiges Prinzip einer Neuordnung schaffen.

Wir begrüßen die Entwicklung der Tarifgemeinschaften im deutschen Gewerbe. Sie bedeutet eine Verständigung über die gewerblichen Interessen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer und trägt zur Stärkung der Koalition auf beiden Seiten bei, zwingt jedoch die beiderseitigen Verbände, unnütze Machtproben auf Kosten industriellen Fortschritts zu unterlassen und sich gegenseitig anzuerkennen als Träger des gemeinsamen Berufs. Auch die deutschen Zimmermeister haben in ihrem Fachblatt auf die Notwendigkeit von Tarifverträgen gerade im Interesse der Meister hingewiesen. Der sachliche Gesichtspunkt: Hebung des Gewerbes und Unterordnung der eigenen Interessen gewinnt die Oberhand. Die Tendenzen des Buchdruckertarifs müssen sich mit der Zeit, nicht im Interesse der Arbeiter, nicht im Interesse der Unternehmer, sondern im Interesse des gewerblichen Fortschritts selbst durchsetzen. Fanny Imle beschreibt sie richtig zusammenfassend dahin: Vereintes Wirken von Prinzipalität und Gehilfenschaft für die Ausbreitung und innere Festigung der Tarifgemeinschaft; Gültigkeit für das ganze nationale Gewerbegebiet; vertragliche Aufrechterhaltung von Bestimmungen, welche nicht nur dem Wohle der Arbeiter im speziellen, sondern der Sanierung des Gewerbes im allgemeinen dienen.

Wir empfehlen das vorliegende Werk aufs wärmste. Es ist unentbehrlich für die Kenntnis der modernen Arbeiterbewegung und der gewerblichen Entwicklung überhaupt. Die Verfasserin kann mit Recht den Anspruch erheben, sachlich und nüchtern und doch mit warmem Interesse den großen Stoff in übersichtlicher Weise bewältigt zu haben. Lassen wir uns von ihr führen zu den Buchdruckern, Schriftgießern, Lichtdruckern, Chemigraphen, Buchbindern, Schlägern, Klempnern, Glasern, Böttchern, Malern, Dachdeckern, Tapezierern, Stuckateuren, Maurern, Zimmerleuten, Steinsetzern, Töpfern, Handschuhmachern, Schneidern, Schuhmachern, Kürschnern, Webern, Brauern, Bäckern, Metzgern und noch in viele andere Werkstätten. Ueberall entsteht eine neue Form des Arbeitsverhältnisses; überall setzt sich neues Leben durch. Es ist der Mühe wert, Zeit und Kraft für die Pflege dieses Wachstums zu opfern.

Traub

Eine Wuppertaler Diakonissin ohne Mütze

Der Elberfelder Pfarrer Dr. Busch hat ein Lebensbild der im Dezember 1903 gestorbenen Frau Hanna Faust herausgegeben unter dem Titel „Tante Hanna. Ein Wuppertaler Original aus neuester Zeit." (3. Auflage. 9.—15. Tausend. Mit 3 Kunstdruckeinlagen. Elberfeld, Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft für Deutschland 1905. 178 S. 1,20; 1,80 oder 2,40 Mk.; Volksausgabe 80 Pfg.) Philipp

Neri, der nach der bekannten Erzählung die Demut, d. h. die Bereitwilligkeit zu den niedrigsten Diensten, das Kennzeichen der Heiligkeit genannt hat, würde Frau Fauſt unbedenklich zur Kanonisation vorgeschlagen haben, vorausgesetzt, daß sie der allein seligmachenden Kirche angehört hätte.

Ihr äußerer Lebensgang ist schnell erzählt.

Als Kind „ehrbarer, frommer Leute, von denen wir nicht wissen, daß sie ein bewußtes und ausgeprägtes Christenleben geführt hätten", wuchs sie in bescheidnen Verhältnissen heran, noch nach ihrer Konfirmation ein „fröhliches Weltkind". Wie es kam, daß sie die weltlichen mit geistlichen Liedern vertauschte, erfahren wir nicht. Als Fabrikmädchen lernt sie die eigenartigen Nöte und Versuchungen dieses Standes kennen, treibt Sonntagsschularbeit, Armen- und Krankenpflege ohne Anschluß an eine Organisation. Ihr Seelsorger rät ihr, zu heiraten. Der Gatte ist durch den Trunk gänzlich geschwächt. Trotz aller Liebesmühe seiner Frau bleibt sein Leben ein beständiges Fallen, von Augenblicken bittrer Reue unterbrochen. Sie tröstet sich nach vierunddreißigjähriger unglücklicher Ehe damit, daß er in einem Augenblick der Reue entschlafen ist. Ihre Kinderlosigkeit erlaubte ihr, einen Kaffeehausierhandel anzufangen, der sie mit allen Ständen der Bürgerschaft in Berührung brachte. Unter Duldung ihres Mannes wurde ihr Haus am Arrenberg Sammelpunkt vieler Vereine und vieler Armen. An Sonntagen war Frau Fauſt die uneigennützigste Wirtin in einem von ihr mit Hülfe wohlhabender Freunde erbauten Saale im Elendstal, einem verrufenen Stadtteil, wo Mancher, der sich in keiner Kirche sehen lassen wollte oder konnte, geistig und leiblich bei Festversammlungen erquickt worden ist.

Ihre Stärke war die Seelsorge an den Verkommensten. Mit klarem Blick erkannte sie die Not; ohne Furcht suchte sie Zugang; mit urwüchsiger Volkstümlichkeit, oft mit Humor, traf sie das rechte Wort, meist in ihrem Dialekt, dem bergischen Platt. Verschwiegen wahrte sie das Beichtgeheimnis. Viele wurden durch sie vor übereilten Taten behütet, Manche, die mit böser Absicht kamen, entwaffnet. Freilich Entwaffnung ist keine Rüstung. Aber sie hat auch den Einzelnen nach Möglichkeit im Auge behalten, und bei Manchen ist geraten, was ihr beim eigenen Manne mißlang.

Ein soziales Programm hatte Frau Fauſt nicht. Sie handelte spontan aus liebevollem Herzen, mag auch wohl an Unwürdige verschenkt haben, was ihr als einer Zentralvermittlungsstelle von Allen anvertraut wurde. Bei allem gesunden Menschenverstand, den sie besaß, hat sie doch an ihrem Hauskreuz nicht lernen wollen, daß die Alkoholfrage auch eine ärztliche und volkswirtschaftliche Seite hat. Aber Achtung gebührt dieser Liebe, die sich nicht erbittern läßt, die Nichts, auch nicht Ehre und Anerkennung begehrt.

Die Kraft zu der unermüdlichen Betätigung schöpft Frau Fauſt aus einem frommen Innenleben. Ihre Theologie, wenn bei der ungelehrten Frau davon gesprochen werden darf, ist naiver Modalismus. Ihr Glaube an die speziellste Fürsorge Gottes oder Jesu ist kindlich. Er wird genährt durch die Gaben, die für ihre Arbeit gerade dann eintreffen, wenn sie Gott am eindringlichsten darum gebeten hat; er wird aber auch nicht gestört, wenn trotz des Gebetes ein Gewitterregen ihr Festzelt durchschlägt. Nüchterner Sinn und strenge Kirchlichkeit halten sie von den Schwärmern und Sektierern zurück, die das Wuppertal unsicher machen. Einem Ausländer, der in ihrem Lokal einmal eine Bibelstunde hielt und am Schluß durch die Reihen ging und Jeden fragte, ob er bekehrt sei, legte sie das Handwerk, obwohl eine Freundin, mit deren Mann der Schwärmer gerade sprach, sie bat: „Frau Fauſt, warten Sie doch noch einen Augenblick, er macht gerade meinen Mann fertig." Für einen Andern, der den Gebrauch von Medizin als unchristlich bezeichnet hatte und schließlich doch den Arzt rufen läßt, hat sie bei aller Liebenswürdigkeit feinen Spott. Sie bringt es sogar fertig, einen Anarchisten wochenlang zu pflegen, ohne ein Gespräch über religiöse Dinge zu beginnen.

Nach Buschs Zeugnis hat selbst in der Zeit, da „Tante Hanna" die Großmacht Elberfelds genannt wurde, ihr Tun und Reden den Eindruck des Echten auch auf die gemacht, die

den „Feinen" im Wuppertal durchaus abhold waren. Bedauern muß man allerdings, was Busch nicht erzählt, daß Frau Fauſt beim Kreuzzug der Orthodoxie und des Pietismus gegen die Bonner Fakultät im Jahre 1894 eine Ruferin im Streit gewesen ist. Dafür tragen natürlich die Männer die Verantwortung, die den Ungebildeten diesen Krieg als heiligen Krieg dargestellt haben. —

An Buschs Buch lege man nicht den Maßstab einer wissenschaftlichen Biographie. Es soll ein Erbauungsbuch sein, das man auch in religiösen Vereinen, ohne auf Kritik völlig zu verzichten, vorlesen mag. Man empfängt sicher einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Christentums im Wuppertal. Beweglich sind die Klagen des Verfassers über den gegenwärtigen Zustand als über eine Zeit der geringen Dinge:

> Die Gemeinden des Wuppertals, die einst eine gewisse führende Stellung einnahmen im Leben der Gesamtkirche, haben diese Führerrolle nicht mehr. Und wenn auch noch eine große Zahl treuer gläubiger Leute in den Gemeinden vorhanden ist, es bleibt dem scharfsichtigen Beobachter nicht verborgen, daß sich unsre Gebildeten in großer Zahl dem kirchlichen Leben entfremdet haben, und daß die Massen des arbeitenden Volkes zum größten Teil in den Händen der gottes- und kirchenfeindlichen Sozialdemokratie sind. Unsre gläubigen Kreise sind vielfach zerrissen und zerspalten; das einfältige nüchterne Bibelchristentum, das unsern Vätern eigen war, wird nicht mehr geschätzt; von außen eindringende, schwärmerische, unnüchterne Einflüsse machen sich reichlich geltend, machen die Herzen wehrlos gegen jeden neuen Wind der Lehre. (S. 11)

Sicherlich verlangt die neue Zeit ganz neue Mittel. Es mag besser werden, wenn man auf Buschs Warnung vor christlicher Uniformierung (S. 174) hört, aber auch auf dem Gebiete der Dogmatik damit Ernst macht; wenn man die Absicht „Jesum groß zu machen" auch bei den Evangelisten anerkennt, die Theologie mit den Grundsätzen des Historikers treiben.

Die Leser der Christlichen Welt werden aber ihre Ehre darein setzen, den Persönlichkeiten, die, wie Frau Fauſt, auf anderm Boden gewachsen sind, gerecht zu werden. Auch die vollkommensten modernen Pläne zur Wiedergewinnung und Hebung der Massen werden ohne Pioniere von der derben Entschlossenheit und edlen Uneigennützigkeit dieser Frau nicht durchgeführt werden können. W Landgrebe

---

Verschiedenes

Die im evangelischen Deutschland geltenden Ordinationsverpflichtungen geschichtlich geordnet. Mit Angaben über die Verpflichtung der Professoren der evangelischen Theologie ... und über die Mitwirkung der obersten Kirchenbehörden bei Besetzung der akademisch-theologischen Lehrstühle. Von G. Löber. Leipzig, Wigand 1905. 89 S. 1,50 Mk.

Löber will nicht zusammenstellen, was überhaupt unter den Begriff der Lehrverpflichtung fällt. Er befriedigt zunächst das historische Interesse des Liturgikers durch Beantwortung der Frage, auf welche Grundtypen sich unsere Ordinationsformeln zurückführen lassen, und wann sich diese Typen ausgebildet haben; m. a. W. es werden Stammbäume der Ordinationsformeln aufgestellt. Die wichtigsten dieser Grundformen sind eine auf Luther zurückgehende (in Mecklenburg durch die K. O. von 1552 eingeführt, daneben in Hannover, Braunschweig und anderen Gebieten Norddeutschlands gebräuchlich) und die der hessischen K. O. von 1573, erstere ohne Nennung von Bekenntnisschriften. Jede solche Untersuchung ist ja der Ergänzungen fähig. Löber verfolgt die Formeln meist bis zu dem Zeitpunkt, an dem sie zum ersten Mal irgendwo eine bis heute gebliebene Geltung erlangten; die Zahl der Fälle, wo sie viel älter sind, ist aber größer, als er erkennen läßt. Und oft sind die unmittelbaren, neueren Vorbilder wichtiger als die alten Grundtypen, auf die Löber vorzugsweise eingeht (z. B. für die jetzige, im Wesentlichen unter Friedrich Wilhelm III. eingeführte preußische Formel der schwedische Ordinationseid). Aber die Sorgfalt, mit der der spröde Stoff geordnet und bewältigt ist, verdient den Dank aller Interessenten. Ein beigefügtes Verzeichnis der in Deutschland vorhandenen evangelischen Kirchengemeinschaften soll zugleich angeben, welche symbolischen Schriften in den einzelnen „gelten".

Der Wert dieser Zusammenstellung wird dadurch eingeschränkt, daß erstens, auch wo dieselben Bekenntnisse „gelten", das Maß von Geltung, das ihnen wirklich eingeräumt wird, teils tatsächlich, teils auch rechtlich verschieden ist (in Weimar werden offiziell die Geistlichen auf die Symbole nur insoweit verpflichtet, als sie mit der heiligen Schrift übereinstimmen). Und das ist wichtiger als die Frage, welche von den — für uns doch ziemlich gleichartigen — Bekenntnissen des sechzehnten Jahrhunderts gelten. Zweitens ist die Samm-

lung nicht ganz vollständig, wofür Löbers Gewährsmänner die Verantwortung tragen. Als Symbole der Lutheraner wesentlich nur die des Konkordienbuchs anzusehen und andere, die sich hier und da neben ihnen seit dem sechzehnten Jahrhundert erhalten haben, außer Acht zu lassen, ist eine zwar auch bei Vertretern von Kirchenbehörden vorkommende, aber unhistorische Betrachtungsweise. Das Konkordienbuch ist nur das erfolgreichste lutherische Corpus doctrinae (Sammlung von Lehrschriften) des sechzehnten Jahrhunderts.

Löber hält das sächsische Ordinationsgelübde („... das Evangelium von Christo, wie dasselbe in der heiligen Schrift enthalten und in der [ersten ungeänderten] Augsburgischen Konfession und sodann in den übrigen Bekenntnisschriften der evangelisch [-lutherisch]en Kirche bezeugt ist, nach bestem Wissen und Gewissen lauter und rein lehren ...“ — die Formel ist 1871 eingeführt) für die geeignete Grundlage zu einer einheitlichen Formel für das ganze evangelische Deutschland, an Stelle der vielen und zum Teil Gewissen drückenden jetzigen. Sicher ist das sächsische Gelübde besser als viele andere; ob es zur Erreichung jenes Zieles geeignet ist, und wie es überhaupt mit jenem Ziele steht, hängt zusammen mit allgemeinen Fragen der Lehrverpflichtung, die hier nicht zu erörtern sind.*) Mulert

Unabhängiges Christentum. Von Paul Graue, Pastor an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin. Berlin, Duncker 1904. 160 S. 2 Mk.

In Nr. 3 der Christlichen Welt von diesem Jahre habe ich gegen S. 144 dieser Schrift Widerspruch erhoben, die Schrift selbst aber „im Uebrigen eine vortreffliche“ genannt. Es sei mir gestattet, dies Lob zu begründen. Graue geht von dem Gedanken der religiös-sittlichen Persönlichkeit aus, die in dem persönlichen Gott den Quell ihrer Kraft hat. Er rechtfertigt diesen Grundgedanken der religiösen und sittlichen Erkenntnis gegen den Materialismus, den Pantheismus, gegen die Lehre von der Herrenmoral und andere Verirrungen unserer Zeit. Nicht bloß Verstand und Wille ist nach ihm in Gott, sondern auch Gefühl, Liebe. Die Gemeinschaft mit ihm entfaltet in uns den wahren Egoismus, der in der sittlichen Selbsterhaltung besteht und zugleich soziale Gesinnung begründet. Die Machtgewinnung der religiös-sittlichen Persönlichkeit löst die Probleme der Gegenwart. Sie ist die Rückkehr zum wahren Christentum. Die Kultur, auch die ethische, hat nur dann Macht und Wert, wenn sie mit diesem Prinzipe sich durchdringt, das in der fortschreitenden Kultur immer vollkommenere Verwirklichung findet. Das ist der Inhalt der beiden ersten Abschnitte unserer Schrift: „Die freie christliche Persönlichkeit“, „Christentum und Kultur“. Der dritte Abschnitt behandelt das Problem der „Theodizee“. Die freilassende Liebe Gottes gönnt allem seine eigene Entfaltung, dem Menschen die sittliche Freiheit. Damit ist die Möglichkeit des Uebels und der Sünde gegeben, deren Ueberwindung die Aufgabe des erstarkenden religiösen und sittlichen Lebens ist, das in diesem Kampfe seine volle Macht und Bedeutung gewinnt. Sie erweist sich im Märtyrertum. Gott selbst leidet mit denen, die in diesem Kampfe stehen. Die er hier nicht retten kann, werden auch im Tode seiner erbarmenden Liebe nicht entrissen; denn die Persönlichkeit ist von anderer Qualität als alles Zeitliche. Herb und kalt erscheint uns Gottes Wille, insoweit er in der Naturordnung uns umfaßt und beherrscht. Aber dies Gesetz gibt unserem Leben Halt und Kraft und durchdringt uns mit dem Ernste der Wirklichkeit. Zuletzt bespricht Graue eine reiche Fülle „religiöser und kirchlicher Gegenwartsfragen“. Die „Gesinnungskirche“, die aus lebendigen Gemeinden bestehen muß, soll an die Stelle der gesetzlich-dogmatischen Kirche treten. Es ist unrecht, in allerlei Sonderbildungen die Kraft des wieder erwachten Idealismus zu zersplittern, statt die vorhandene Kirche neu zu beleben. Am Schluß werden die Richtungen der Gegenwart, der evangelische Bund, der Protestantenverein, die Ritschlsche Richtung an dem Maßstabe des religiösen Idealismus unseres Verfassers geprüft.

Die ganze Schrift ist aus glühender Liebe zu unserer Kirche entsprungen. Die Darstellung ist lebendig, klar, drastisch, nie affektiert, von wahrer Genialität. Schwere Rätsel und ihre Lösung finden hier ihren treffenden Ausdruck. Namentlich für jüngere Theologen ist deshalb unsere Schrift von sehr großem Wert, ganz besonders auch für Laien. Es ist ihr nur die weiteste Verbreitung zu wünschen. —

Wenn ich noch ein Mal kurz angebe, was ich an der wirklich vortrefflichen Schrift auszusetzen habe, so tue ich es deshalb, weil es ein allgemeines Interesse hat. Es ist dies, daß Graue nicht alle Konsequenzen seines unwiderleglichen Prinzips der religiös-sittlichen Persönlichkeit gezogen hat. Religion und Sittlichkeit treten bei ihm noch nicht genügend als selbständige Macht mit eigenem Wachstum und mit der Fähigkeit hervor, relativ unabhängig von der Kultur, ihrer Entfaltung den rechten Ausdruck selbst zu geben. In Folge davon ist der Intellektualismus nicht ganz überwunden. Die Prediger sind „Diener am Wort“; der „Kleinbetrieb“, der um die einzelnen Mitglieder der Gemeinde sich bemüht, entfremdet sie leicht ihrer Hauptaufgabe. Nach dem Grundsatz Graues, der auch der meine ist, sind wir Diener an der Person durch unsere Person wie alle Hausväter, nur durch größere wissenschaftliche Klarheit dazu in höherem Maße befähigt. Die Seelsorge an dem Einzelnen ist von gleichem Wert wie die Predigt. Die Predigt hört man leicht, weil sie den Einzelnen nicht weiter inkommodiert. Die Seelsorge gibt ihr Nachdruck. Auf

*) Vgl. über das inhaltsverwandte Buch von Mulert den Aufsatz von Weizsäcker in 1904, Nr. 39: Bekenntniszwang und Landeskirche. D H

diesem Standpunkt ist die kirchliche Liebestätigkeit nicht bloß wie bei unserem Verfasser ein Darstellungsmittel für das Wesen des Christentums, sondern ein pädagogischer Eingriff in das Leben des Einzelnen. Wer die Seinen verloren hat, der weiß, wie wenig das Wort ohne die Person vermag. Die Kraft der Predigt besteht nicht darin, daß sie auch die Probleme der Zeit, die Fragen, der „Kritik, der Natur- und Geschichtswissenschaft“ erörtert, sondern darin, daß die religiös-sittliche Kraft der Gesamtpersönlichkeit der Gemeinde, die Kraft der ewigen Liebe, die in der Gemeinde lebt, und aus der die Predigt schöpft, in der Predigt mitklingt.

Wir müssen in dieser entscheidenden Zeit auch die letzten Reste des Intellektualismus überwinden. Es muß klar zu Tage treten, daß unser Kampf gegen die „ökumenische Orthodoxie“, die Luther nicht überwunden hat, ein Kampf um die Religion ist, die auf beiden Seiten aus ihrer eigenen Natur sich ihren Ausdruck gegeben hat. Dieser Kampf, der mit religiösem und sittlichem Ernst zu führen ist, darf nicht durch wissenschaftliche Fragen in Verwirrung gebracht werden. Nur so ist er friedlich und mit Erfolg zu führen, Macht gegen Macht. Dort die Trinität und die Rechtfertigung durch das Vertrauen auf das „Verdienst“ des Gottmenschen. Hier die Rettung der Persönlichkeit durch die Hingebung an den persönlichen Gott, unseren Schöpfer, Richter und Erlöser, der durch die Macht der Person Jesu und durch die Gesamtpersönlichkeit seiner Gemeinde, aber auch unmittelbar, richtend und erlösend eingreift in unser persönliches Leben. Wenn wir so klar erkennen, was uns trennt, dann werden wir auch klar erkennen, daß Anfang, Mittel und Ende uns einen: Rettung der Seele durch Gott in Christo. Wer das anerkennt im Wort und im Leben, dem soll kein „Glaubensgericht“ nahe treten. Ich zweifle keinen Augenblick, daß mein verehrter Kollege Graue mit Liebe und Erfolg in das Ringen nach der Lösung des religiösen Problems der Gegenwart in diesem Sinne noch oft eingreifen wird. Sulze

Das Hibbert-Journal. Es sind nun schon über zwei Jahre her, seit die erste Nummer des Hibbert-Journals hinausging, und es wird Zeit, daß wir hier auf diese Zeitschrift aufmerksam machen. In dem Namen Hibbert liegt schon so etwas wie ein Programm. Von den Hibbert-Lectures sind einige weit über die englisch redende Welt hinaus bekannt geworden. Kuenen, Renan, Reville, Hatch, Pfleiderer gehören mit zu den Hibbert-Lecturers. Eine Zeitschrift, die diesen Namen an der Stirn trägt, läßt Gediegenes erwarten, und wir sind in den vorliegenden acht grünen stattlichen Heften nicht enttäuscht worden.

Was will das Journal? Das erste Heft brachte ein Editorial, das mit den Worten begann: „Die Meinungsverschiedenheiten in religiösen, theologischen und philosophischen Fragen werden von den Herausgebern in dem Sinne anerkannt, wie man alle natürlichen Erscheinungen ansieht. Als Herausgeber dieser Zeitschrift haben wir diese Differenzen nicht zu beklagen, auch keine Maßregeln zu ihrer Versöhnung zu ergreifen. Wir werden die Ansichten nach dem Ernst ihrer Ueberzeugung, nach der Redlichkeit und Tüchtigkeit beurteilen, mit der sie vertreten werden. Unter den vorhandenen verschiedenen Ausprägungen des religiösen Denkens stellen wir keine einzelne als den Typus auf, nach dem die übrigen sich richten müßten.

„Nur eine Ausnahme dürfte möglich sein. An toten Formen religiösen Denkens (wenn es solche gibt) und an solchen, die die Fähigkeit verloren haben, über ihre Schranken hinauszuwachsen, hat das Hibbert-Journal keinen Beruf. Die Möglichkeiten, die es bietet, werden den Gedanken vorbehalten bleiben, die leben und in Bewegung sind .... Es hat den Zweck, dem religiösen Denken ein im vollen Sinne offenes Feld zu bieten.“

Aber die Herausgeber kennen doch einen festen Kristallisationspunkt. „Bei aller Verschiedenheit der religiösen Ansichten ist doch das Ziel des religiösen Strebens eins. Die Gedanken der Menschen, wenn auch ... durch alle möglichen Grade intellektueller Unterschiede von einander getrennt, haben doch ein gemeinsames Endziel ... zu dem sie ... unvermeidlich konvergieren. Diese innere Einheit will das Hibbert-Journal darzustellen suchen.“

Es ist ein geräumiges Programm und eine weitherzige Einladung. Jeder ist willkommen, der Etwas auf dem Herzen hat, das sich zu sagen lohnt.

Zum Stabe der Redaktion gehören u. A. der bekannte Alttestamentler Cheyne, Prinzipal Drummond und Professor Gardner von Oxford und John Watson („Jan Maclaren“) in Liverpool. Aus der reichen Fülle der Hauptartikel heben wir einzelne heraus: Der Charakter Jesu Christi (Peabody); Die Bedeutung der wunderbaren Geburt (Beeby); Die Auferstehung Jesu Christi (Canon Hensley Henson); Paulus und der Entwicklungsgedanke (Caird); Babylon und die Bibel (Cheyne); Das Johanneische Problem (Bacon); Zoroastrismus und das Urchristentum (Moffat); Nordarabien und die Bibel (Dr. Hugo Winckler); Der neue Gesichtspunkt in der Theologie (Beibitz); Der Buddhismus als lebendige Kraft (Rhys Davids); Der Mißerfolg der christlichen Missionen in Indien (Oldfield); Platos Auffassung des Todes (Campbell); Auguste Sabatier und die Pariser Theologenschule (Stevens). Ferner Aufsätze über Herder, Hegel, Matthew Arnold, Martineau, Gladstone. Man braucht wirklich nur aufzuschlagen, um irgend etwas Lesenswertes zu finden.

Für den deutschen Leser ist es eine besondere Freude, überall auf Auseinandersetzung mit deutscher Wissenschaft, besonders auch mit deutscher Theologie zu stoßen. Im dritten Heft findet sich ein Aufsatz von Professor Schmiedel (Zürich): „Hat Paulus den Römer-

brief geschrieben?“ Auch als Kritiker hat er im Journal das Wort ergriffen. Unter den besprochenen Werken deutscher Theologen befindet sich Harnacks „Ausbreitung“, ferner v. Dobschütz, Die urchristlichen Gemeinden; Wendt, Johannesevangelium; Pfleiderer, Urchristentum, Christusbild; Lobstein, Jungfräuliche Geburt; Baldensperger, Die messianisch-apokalyptischen Hoffnungen des Judentums; Weinel, Jesus im neunzehnten Jahrhundert; Seeberg, Katechismus der Urchristenheit u. A.

Den Hauptartikeln schließen sich in jeder Nummer Diskussionen über die angeschlagenen Themata an, in denen sich vieles Wertvolle findet. Da die Herausgeber für diese Zeitschrift ausdrücklich das Prinzip der „offenen Tür“ proklamiert haben, so ist es selbstverständlich, daß man nicht mit Allem, was unter diesem gastlichen Dache sich zusammenfindet, einverstanden sein kann, man müßte denn Mollusk sein. Aber das Eine soll neben dem Reichtum des Gebotenen ausdrücklich hervorgehoben werden: die vornehme Art, mit der die verschiedenen Fragen behandelt und die Diskussionen geführt werden. In der äußeren Ausstattung aber sind diese grünen Hefte geradezu musterhaft. Der Druck der Hauptartikel ist so splendid, groß und klar, wie ich ihn noch nirgends gefunden zu haben meine, „das Entzücken abgehetzter Augen“. -- Wir werden noch Gelegenheit haben, auf das Hibbert-Journal zurückzukommen. Vor der Hand wünschen wir gute Fahrt ins dritte Jahr hinein.*) P Jaeger

Die nationale Bewegung und das Problem der nationalen Erziehung in der deutschen Gegenwart. Von Otto Richter, Gymnasialoberlehrer in Greiz. Pädagogisches Magazin, herausgegeben von Friedrich Mann, 203. Heft. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne 1903. 94 S. 1,50 Mk.

Die zweite Hälfte der Schrift ist eine gründliche Uebersicht über all das, was in neuerer Zeit über das Problem der nationalen Erziehung geschrieben worden ist. Es ist erstaunlich, wie gewaltig die Litteratur ist, und wie diese Gedanken von den verschiedensten Parteien aufgegriffen und verwandt worden sind. Der Verfasser hat, wie er erwähnt, eine Bibliographie von über 900 Schriften zu dieser Frage zusammengestellt. Er klagt über geringe Sachkenntnis in der großen Mehrzahl dieser Schriften und fordert, daß eine Geschichte des Dogmas von der nationalen Erziehung in Deutschland geschrieben würde. Erst auf dieser Grundlage würde man klarer die Forderungen formulieren können.

Leider wartet die Geschichte meist nicht auf geschichtliche Vorarbeiten großen Stils. Wir verkennen nicht die Wichtigkeit einer solchen geschichtlichen Darstellung. Aber wichtiger scheint uns für den Augenblick die Frage: Wollen wir bewußte nationale Erziehung, wie der Verfasser sich ausdrückt: „die Berücksichtigung des Volkstums nicht bloß als eines Faktors, sondern als des Prinzips der Jugenderziehung“ — oder nicht? Diese Frage scheint dem Verfasser entschieden zu sein zu Gunsten der nationalen Erziehung. Uns nicht. Denn dann muß man bejahen, daß die nationale Erziehung der Engländer, der Franzosen, meinetwegen auch der Tschechen für uns vorbildlich sei. Natürlich nicht ihre Art, aber das Resultat: die Stärke des Nationalgefühls. Aber das ist gerade das Zweifelhafte. Ist die bewußte nationale Erziehung, wie sie jedenfalls in England und in anderer Art, aber vielleicht nicht minder wirksam, in Frankreich geübt wird und bei manchen kleinen Nationen noch energischer sich findet, wirklich vorbildlich? Ich glaube, da liegt der Punkt, wo wir die Wirkungen nationaler Erziehung am besten kontrollieren können. Mancher, der darüber ein Urteil hat, gerade auch geistig hervorragende Angehörige der stark nationalen Nationen, sehen darin eine Schädigung des geistigen Lebens und speziell eine Trübung der Ethik. Darüber sollte man Material sammeln. Und ich zweifle, ob die Untersuchungen denen, die das Nationale nur als Faktor, nicht als Prinzip der Erziehung gelten lassen, Unrecht geben würden.

Mich haben die politischen Ausführungen des Verfassers, so weit er dabei ausholt, und so viel er für seine Anschauung von allen Gebieten heranzieht, nicht überzeugt. Er streift zu viel Probleme: die Frage von Ethik und Politik löst er im Vorübergehn, indem er im Verhalten der Nationen zu einander die Anwendung der Individualethik für notwendig erklärt und dem deutschen Volk den Beruf gibt, als Vorbild der Aufopferung für fremde Interessen der übrigen Welt zu dienen. Und was er über die staatserhaltenden Parteien und die rote, schwarze und goldene Internationale sagt, ist so sicher vorgetragen und doch so zweifelhaft, daß wir auch seinen Aufstellungen über die nationale Erziehung nur mit Vorsicht begegnen können. Das eigentliche Problem wird wohl kaum gefördert. Aber als Ueberblick über die Litteratur ist der zweite Teil durchaus wertvoll. Noch eine Bemerkung: Sollte man einen Paulsen nicht etwas ernster nehmen und etwas bescheidener ihm entgegentreten, als der Verfasser es S. 69 dem „großen Philosophen“ gegenüber für angemessen findet?
Walter E Schmidt

Deutschland und Rom, ein historischer Rückblick. Von Richard Graf du Moulin-Eckart. München, Lehmann 1904. 215 S. 3 Mk.

Das vorliegende Buch will „dem deutschen Volke durch seine Geschichte die Augen öffnen über seine Stellung zum Papsttum.“ Es wendet sich daher „an das gesamte deutsche Volk, um ihm zu zeigen, wie von Anfang an die Beziehungen zu Rom durchaus beherrscht waren von politischen Interessen. Denn es handelt sich um eine Macht, die den gleichen Lebensbedingungen, dem gleichen Spiel auf Vorteil und Gefahr unterworfen ist wie jede andere auch, und deshalb gar nicht in der Lage ist — weder einst, noch jetzt, noch in aller Zukunft — Deutschlands Interessen rückhaltlos zu wahren, sondern sie aus innerster Notwendigkeit vielfach bekämpfen muß.“ Wir haben es also mit einem populären Tendenzwerk zu tun und zwar, wie gleich hinzugefügt werden soll, mit einem Tendenzwerk edler Art. Die wissenschaftliche Grundlage der Schrift ist solid. Sie baut sich nicht auf primären Quellen auf — das ist bei einem so umfassenden Thema nicht zu verlangen —, schließt sich aber an durchweg gute, moderne Darstellungen an, deren Urteil zum Teil wörtlich herangezogen wird. Die Wahrheitsliebe und der warme Patriotismus des Verfassers, verbunden mit einer kernigen und klaren, oft zu lebhaftem Schwung gesteigerten Sprache gestalten die Lektüre des Buches äußerst angenehm. Vielleicht hätte der Stoff in Rücksicht auf den engen Rahmen des Buches im einzelnen eine noch größere Beschränkung wünschenswert erscheinen lassen, zumal dadurch eine ausführlichere Behandlung der neueren Ereignisse möglich geworden wäre. Vielleicht aber war es gerade die Absicht des Verfassers, das uns heute ferner liegende Mittelalter ausführlicher darzustellen als die spätere Entwicklung. Jedenfalls ist anzuerkennen, daß der Verfasser die schwere Aufgabe, die Darstellung einer fast die ganze deutsche Geschichte umfassenden Entwicklung auf vierzehn Bogen zusammenzudrängen, mit großem Geschick gelöst hat. Das, was das Buch sein will, das ist es wirklich: ein historischer Rückblick mit der oben angegebenen Tendenz.

Freilich wird man fragen dürfen, ob dieses Lob nicht ein ernstes Bedenken einschließt. Du Moulin-Eckart faßt die Beziehungen Deutschlands zu Rom lediglich unter politischem Gesichtspunkt auf. Staat und Kirche sind ihm zwei einander entgegengesetzte Mächte, deren Kampf er schildert. Liegt nicht allein schon in dieser Prämisse eine starke Einseitigkeit? Staat und Kirche sind zu allen Zeiten und namentlich im deutschen Mittelalter einander bestimmende Mächte gewesen, deren Grundlagen untrennbar ineinander verwoben sind. Die Kirche ist eine viel zu komplizierte Erscheinung, als daß sie von einem einzigen Gesichtspunkt aus erklärt werden könnte. Der Satz, daß die Beziehungen Deutschlands zu Rom von Anfang an durchaus von politischen Interessen beherrscht waren, ist gewiß nicht völlig falsch. Er erschöpft aber den Reichtum der Vergangenheit nicht. Er vernachlässigt die kulturellen und religiösen Bewegungen, die in und durch die Kirche jezuweilen ins Leben traten. Vor allem übersieht er, daß die uns heute geläufige Trennung der Begriffe „religiös“ und „politisch“ das Endresultat einer langen Entwicklung ist, die aus ihren eigenen Bedingungen, nicht aber vom Standpunkt unserer modernen Parteiverhältnisse aus verstanden sein will. Mit einem Wort: das Buch ist trotz seines wissenschaftlichen Ernstes eine von den Ideen der Gegenwart durchtränkte Streitschrift. Als solche genügt sie aber tieferen Ansprüchen nicht. Ob sie gleichwohl im Streit der Meinungen günstig wirken kann, möge der Leser nach seinem Gefühl entscheiden. Wir glauben, daß die tiefere, wissenschaftliche Auffassung vom Verhältnisse Deutschlands zu Rom, die wir im vorliegenden Buche vermissen, nicht nur ein Bedürfnis vorurteilsfreier Geschichtsbetrachtung, sondern in gleichem Maße auch ein Bedürfnis für den kirchenpolitischen Tagesstreit ist. Wilhelm Ohr

Kleine Mitteilungen. Kann die Edda Religionsbuch der Deutschen werden? fragt Dr. Ernst Wachler im „Hammer“ Nr. 68 vom 15. April. Er bejaht sie. Drei Grundsteine müssen die Religion der Deutschen tragen: die Edda, die Nibelungen, Goethe. Die Bibel, ihrer asiatischen Welt und Lebens-Anschauung nach völlig überwunden, ist im höchsten Grade undeutsch. Wann wird der frohe Tag anbrechen, wo das Christentum ein (sehr trauriger) Zwischenfall der deutschen Geschichte geworden ist? — Max Bewer tritt dagegen am selben Orte für Christentum und Neues Testament ein. „Das Neue Testament wird nie mit dem deutschen Gemüt und auch nicht mit der Edda kollidieren.“

Ein andrer radikaler Deutscher, Wilhelm Schwaner, arbeitet positiv an einer „Menschheits-Bibel“. Die zwei Hefte, die in zweiter Auflage allein uns vorliegen, enthalten geschmackvolle und kräftige Auszüge aus Luther, Klopstock und Schiller. Besonders das Lutherheft ist eine treffliche Leistung, auch in der künstlerischen Ausstattung. Das Ganze umfaßt u. A. auch Schopenhauer, Nietzsche, Dühring, Lagarde, Bismarck! Es führt den anspruchsvollen Titel: Germanen-Bibel. Aus heiligen Schriften germanischer Völker. Direkt vom Volkserzieher-Verlag Berlin N 54, Brunnenstr. 10, für 3 Mk., gebunden 4,50 Mk. Porto 50 Pf.

Der preußische Minister des Innern hat auf Grund der Reichsgewerbeordnung vom Feilbieten im Umherziehn folgende Druckschriften ausgeschlossen: Meyer, Die evangelische Bewegung in Oesterreich. Everling, Los von Rom. Bauer, Schaitbergers Sendbrief. Buchner, Welche inneren Gefahren bringt der römische Missionsbetrieb unsrer evangelischen Mission? Morin, Evangelisches Erwachen im katholischen Canada. Warmuth, Martin Luther im deutschen Lied. Fortsetzung in nächster Nummer. R

*) Der dritte Jahrgang hat unterdessen begonnen, und zwar mit einem Artikel über Sünde von Sir Oliver Lodge. Das Heft enthält außerdem einen Aufsatz über Dante, über das Hebräerevangelium, Träume und Idealismus, den Dekalog, Abbé Loisy u. A. m. — Der Preis jedes Heftes ist 2½ Schilling. Verlag: Williams und Norgate, London.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Görlitz. Donnerstag 4. Mai 8 Uhr Hotel zur Krone: Paulus in religionsgeschichtlicher Beleuchtung. (Petran)

Hamburg. Montag 8. Mai Restaurant Tucherhaus Jungfernstieg 39 8 Uhr: Christus und das Sacaeenopfer, Religionsgeschichtliche Streiflichter. (Lic. Hans Vollmer.)

Magdeburg. Mittwoch 3. Mai 1/4 4 Uhr im Stadtmissionshause, Hasselbachstr. 1: Psychologie und Erkenntnistheorie in der Religionswissenschaft. (Vgl. Troeltschs so betitelten Vortrag in St. Louis bei Mohr, Tübingen 1,20 Mk.)

Stade. Mittwoch 10. Mai Vorm. 10 1/2 Uhr im Schuldt'schen Klubhause: Erfordernisse der modernen Predigt.

Stuttgart. Mittwoch 10. Mai 8 Uhr Herzog Christof: Goethes Ausspruch von einer Christusähnlichkeit bei Schiller. (Stadtpfarrer G. Gerok.)

Goslar

Donnerstag den 15. Juni Vormittag Generalversammlung der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt. Freunde, die nicht Mitglieder, als Gäste willkommen.

Freitag den 16. Juni Vormittag Vortrag von Pfarrer Lic. Hackmann in London: Die Aufgabe des Christentums gegenüber dem Buddhismus. Diskussion.

V. d. F. d. C. W.

Nr. 10 der Mitteilungen ist versandt.

Versammlungskalender

26.	27.	April	Kirchlich-soziale Konferenz Breslau
26.—	30.	„	Allgemeine studentische Missionskonferenz Halle
	27.	„	Landeskirchliche Versammlung der Evangelischen Vereinigung Halle
30. April—		27. Mai	Sozialer Ausbildungskursus Frankfurt a. M.
2.	3.	Mai	Landeskirchliche Versammlung der Lutherisch Konfessionellen und der Positiven Union Berlin
13.	14.	Juni	Evangelisch-sozialer Kongreß Hannover
15.	16.	„	Freunde der Christlichen Welt Goslar
25.—	28.	September	Kongreß für Innere Mission Leipzig

Nr. 7 und 10

dieses Jahrgangs sind fast gänzlich vergriffen. Wer schickt uns seine gelesenen Nummern gegen ein Entgelt von je 15 Pfennigen?

Verlag der Christlichen Welt

Welches christliche Haus bietet einem jungen Mädchen, welches infolge Uebertritts vom Judentum zum Christentum das Vaterhaus verloren hat, für etwa ein Jahr **Zuflucht,** indem es demselben bei bescheidenen Ansprüchen Stellung als **Stütze** oder **Gesellschafterin** gewährt? Gefl. Anerbietungen erbittet

Pastor Falck, Elbing W.-Pr.

Venedig Christliches Hospiz. Campo S. Angelo 3581. Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Au pair

Junge, gebildete Deutsche sucht Aufenthalt als Gesellschafterin oder Stütze in gebildeter Familie in Paris oder dessen Umgebung. Offerten unter **H. P.** an die Expedition dieses Blattes.

Spezial-Landaufenthalt ausschliesslich für

Alkoholkranke

auf dem **Rittergut Nimbsch** a. Bober b. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.) Gegründet 1895. Preis pr. Tag 6 M. Arzt: **Dr. med. W. Bohn.** Prospekte frei durch **Alfred Smith.**

Kandidaten der Theologie

mit und ohne Examen finden jederzeit Beschäftigung in **Vilmars Institut, Melsungen.**

Verlag von Dörffling & Franke in Leipzig

Steinführer, W., Pastor an St. Marien in Neubrandenburg, **Prolog des Johannesevangeliums** **Der ganze in Satzfolge u. -gliederung**

wörtliches Citat aus Jesaia. Eine Studie des Christusbildes nach der Aneinanderhaltung beider Testamente. 1904. 8 Bogen. 2 M.

Die Studie ist sehr scharfsinnig. („Reformation".)

Evangelisch-sozialer Kongreß

am 13. und 14. Juni 1905

zu Hannover

Programm der 16. Tagung

Dienstag, den 13. Juni Nachmittags 5 Begrüßung. — Vortrag: Die sozialen Kräfte in Christentum und Buddhismus. Eine Vergleichung. Referent Pfarrer Lic. Hackmann, London. — Diskussion.

Abends 8 1/2 Uhr Volksabend.

Mittwoch, den 14. Juni, Vormittags 9 Vortrag: Die Bedeutung der Arbeiterorganisationen für Wirtschaft und Kultur. Referent Professor Dr. Sieveking, Marburg. — Diskussion.

Nachmittags Vortrag: Kirchliche Einrichtungen, die antisozial wirken. Referent Professor D. Baumgarten, Kiel. — Diskussion.

In den Räumen des Arbeitervereins, am Marstalle 3

Bestellungen auf Wohnung an Herrn Lehrer Müller, Hannover, Eichstraße 8 III. Der Vorsitzende des Ortsausschusses, Oberlehrer Erich Meyer, Hannover, Bödekerstr. 61 ist zu jeder Auskunft bereit, ebenso der Generalsekretär Pastor Lic. Schneemelcher, Rummelsburg bei Berlin.

„Die Hilfe"

Nationalsoziale Wochenschrift

Herausgeber D. **Fr. Naumann**

Preis: Mk. 1,50 vierteljährlich

Die „Hilfe" vertritt die gemeinsamen Interessen von Arbeit und Bildung in Stadt und Land, hat auf politischem, wirtschaftlichem und unterhaltendem Gebiet hervorragende und angesehene Mitarbeiter, ist frisch, leicht und anregend geschrieben und überall verbreitet.

Bestellungen nimmt jede Postanstalt oder Buchhandlung entgegen, Probenummern versendet auf Wunsch gerne gratis

die Geschäftsstelle der „Hilfe"
Berlin-Schöneberg

Töchter-Pensionat

von **Frau Dr. W. Nagel, Darmstadt,** Victoriaplatz 9

Allseitige wissenschaftliche, gesellschaftliche und häusliche Ausbildung. Vorzügliche Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin.

Man verlange

Probenummern

vom Verlag der Christlichen Welt

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats und Kommunalbeamte, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 265022128 M. Vermögensbestand 87620000 M. Ueberschuß im Geschäftsjahre 1904: 2656815 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatt Bezug nehmen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine litterarische Beilage der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung in München

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 18 Marburg i. H., den 4. Mai **1905**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Der Zorn Gottes — Schiller als Prophet — Kunst und Sittlichkeit. Auch eine Erinnerung an Schiller — Hefte zur Christlichen Welt. Neue Folge — Sozial-Aristokrat — Verschiedenes: Schillerbildnisse; Schillerschriften; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Der Zorn Gottes

Gottes Zorn vom Himmel wird geoffenbart über alles gottlose Wesen und Ungerechtigkeit der Menschen. Röm. 1, 18.

Wenn du die Gebote der Zucht mit Füßen getreten und dich dem süßen betörenden Locken deiner Lüste hingegeben hast, bis sie dich ganz in ihrer Herrschaft haben, wenn dann dein Leib schwach und dein Geist dumpf und deine Seele voll öden Jammers oder voll grimmiger Verzweiflung ist; wenn du die Pflichten der Rücksicht gegen die Nächsten versäumt, dich hochfahrend über sie erhoben, wenn du sie durch Jähzorn und Hinterlist von dir verscheucht oder durch Lüge und schamlose Selbstsucht ihr Vertrauen verloren hast; — und zurückgeschreckt von ihren feindseligen Blicken mußt du sie meiden und trägst deinen Groll und deine Not in die Stille des einsamen Hassens, weil sich dir kein Ohr noch Mund mehr öffnen will; —

dann trägst du die Folgen deiner Sünden mit Recht, und auf dir ruht der Zorn des gerechten und heiligen Gottes.

Und wenn eine kleine Unwahrhaftigkeit, leichtfertig übersehen oder gar für eine große Klugheit gehalten, langsam unser ganzes Wesen durchsäuert, bis wir ganz unwahr geworden sind, wenn das Böse zu immer neuem Bösen treibt, um sich zu bedecken oder vor sich selbst zu rechtfertigen; wenn die Sünde mit ihrer ansteckenden Kraft um sich greift, um in teuflischer Lust Andere zu verderben und Genossen im Bösen zu haben; — aber auf einmal erwacht das Gewissen wieder, das wir verscheucht oder geschlagen hatten wie einen wachsamen Hund, und bringt unser ganzes Wesen in Unruhe und Aufruhr, und das Verlangen nach Gott, das wir uns gern von dem Hohne der Freunde wegspotten ließen, reckt sich wieder empor in den Tagen, da unser ganzes Leben zusammenbricht; — wenn dann das von Angst und Qual zerrissene Herz mit Tränen die Reue und den Frieden sucht und nicht finden kann, weil es den Weg nicht mehr weiß zu dem lebendigen und gnädigen Gott; wenn sich dem verzweifelten Flehen keine Hand vom Himmel her entgegenstrecken will, um die Netze zu zerreißen, die sich die Bosheit zu dem eigenen und der Anderen Verderben geknüpft hat; —

dann tragen wir die Folgen unsrer Sünden mit Recht, und es ruht auf uns der Zorn des heiligen und gerechten Gottes.

Und wenn ein stolzes Haus herabsinkt von der Höhe, auf die es fleißige und reine Ehrbarkeit gehoben hatte, weil es untreu ward den Kräften, die es groß gemacht, und weil es die Pflichten vergaß, die mit der Höhe verbunden sind, um allein ihren Rechten und Genüssen zu dienen; wenn ein Stand im Volke seine Kraft verliert, weil er in trägem Genießen seine Vormachtstellung mißbraucht und in harter Selbstsucht hinunterstößt, was auch mit saurer Mühe heraufsteigen will aus dem Dunkel an das Licht; wenn sich ein Volk selber vergöttert und, auf seinem Reichtum oder auf seinen Lorbeeren ruhend, den Ruf zur Wachsamkeit und Erneuerung nicht vernimmt, der aus den Ereignissen und aus Prophetenmund an sein Ohr tönt; wenn eine ganze Zeit im Leben der Menschheit durch die Lüge verdorben ist und die Roheit die Herzen verhärtet hat; —

dann kommt bald das Verderben wie ein Wasser von den Bergen im Frühjahr und reißt Alle mit, die gegen die Liebe und gegen die Wahrheit und alle guten Geister sind. Aber mit ihnen auch die Andern, die noch festhalten wollen an den guten bewahrenden Kräften, werden mitgerissen von dem wilden Sturm und schrecklichen Brausen; denn die Gemeinschaften der Menschen sind von engen Zusammenhängen durchzogen, die entweder Alles zum Segen hinaufheben oder Alles ins Verderben herunterreißen.

Das ist der Zorn des lebendigen und heiligen Gottes, der ein gerechtes Volk erhöht, aber die Sünde macht er den Leuten zum Verderben. Niebergall

Schiller als Prophet

Warum soll nur das eine Volk der Vorzeit Propheten haben, das man das auserwählte nannte? Wir Deutsche fühlen uns auf unsere Art nicht minder gesegnet. Schon lange gesteht es uns die Welt, da wir einen Luther haben. Und Schiller, den an dem gleichen Novembertage eine gnädige Fügung uns schenkte, gehört in dieselbe Reihe. Oder etwa nicht, weil seine Schriften nicht als „heilige“ gelten? weil sie nur zum geringsten Teil „religiösen“ Inhalt haben? Aber was ist heilig, was heißt Religion? Heilig ist Alles, was uns die Seele emporhebt über das Niedrige und Gemeine. Religion ist Alles, was uns mit dem Ewigen verbindet. Wahrlich, es gibt noch Propheten, es geschehn noch Wunder. Und Schiller fühlte sich als Genius, als ein Begnadeter unter Millionen. Der arme hungerleidende Poet, der bei der Teilung des Irdischen leer ausgegangen war, er lächelte seiner Armut, denn er sah sich den Himmel offen stehn. Auf der Menschheit Höhen, ein König im Geisterreiche wollte er wandeln; allein in des höchsten Herren Pflicht, des Gottes voll, inspiriert von dem schaffenden Geist, an den er glaubte.

Dennoch, ein „Christ“ im üblichen Sinne des Wortes war er nicht. Es nützt nichts, ihm gewaltsam einen Titel aufzuheften, den er selbst nicht gelten lassen würde. Nach einer Kindheit in Glaubenseinfalt, und nach dem Knabenwunsch, ein Geistlicher zu werden, hat er als Jüngling eine Weltweisheit dafür getauscht, die ihn für immer andere Wege führte. Und den Glauben seiner Mannesreife formte er in dem berühmten:

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion.

Deutlicher konnte er es nicht sagen, daß auch das Christentum, wie er es fand, ihm nicht genügte: es dünkte ihn zu wenig fromm für seine Frömmigkeit. So bleibt in der Tat nur übrig, entweder Schiller und mit ihm alle Heroen jener Glanzzeit unseres Volkes auszulassen aus der Christenheit — oder deren Grenzen also abzustecken, daß auch für einen Schiller darin Raum ist. Das ist denn wohl die Mission jener großen Geister an unsere Kirche, daß sie uns zu solcher Grenzberichtigung des Glaubens zwingen. Das heißt nicht, die Religion verflüchtigen, nein, sie bereichern.

Zu den Propheten zählen wir Schiller, nicht nur, weil er ein Sprachgewaltiger, ein Gesichteschauer, ein Deuter der Menschengeschicke war. Er selber hatte noch höhere Vorstellung von seinem Amte. Künstler ist nicht nur Einer, der Großes kann, sondern der Großes will! Alle, die da schaffen, kleine Nachahmer des unendlichen Weltendichters, haben eine Absicht dabei: nicht allein, daß Etwas werde, sondern, daß es zu einem Sinn und Zwecke werde. „Ideen" schweben dem Dichter vor, und jedes Stück Wirklichkeit, das er herausgreift und gestaltet, durchleuchtet er mit diesem höheren Licht.

So ist Schiller und bleibt bis ans Ende der die Welt aufrufende Idealist. Auch durch die reifsten Schöpfungen seiner letzten Jahre schlägt die Idee hindurch, das stürmische Wollen. Sollen wir das beklagen, wie Etliche heute tun? Nein, es muß solche Dichter geben, und sie sind die eigentlichen Propheten des Volkes.

Was wollte Schiller? Eine Idee ists, in der sich all sein Sehnen, all sein Denken zusammenfaßt, die er in tausend großen Worten predigt, die er als Lebensodem seinen edelsten Geschöpfen einhaucht: Freiheit! Menschenfreiheit! Bürgerfreiheit! Gewissensfreiheit! dröhnt es durch seine Jugenddramen. Helden sind alle, Vorkämpfer des wahren Menschentumes, die da als Opfer für die Freiheit fallen. — Der Sturm verbraust, zu stiller Gelehrtenarbeit zieht sich der Dichter zurück; zu Größerem als das, zu schwerer Selbsterziehung unter dem bohrenden Pfahl unheilbarer Krankheit. Da geht ihm die neuentdeckte Weisheit des großen Kant erleuchtend auf: die wahre Freiheit ist die übersinnliche. Das ewig Wertvolle, „es ist nicht draußen, da sucht es der Tor; es ist in dir, du bringst es ewig hervor." Die französische Revolution, die er mit seiner Jugenddichtung so gewaltig eingeläutet, reißt ihm vollends die Binde von den Augen. Es regt sich in ihm der Aristokrat des Geistes, der er im Grunde immer gewesen. Die Freiheitsphrase ist ihm verleidet, er glaubt nicht mehr an die Verwirklichung des Ideals durch Macht und Recht. „Freiheit ist nur in dem Reich der Träume." Aber darum doch kein Traum; sondern „der Mensch ist frei, und würd' er in Ketten geboren!" Denn also lehrte ihn Kant: Es gibt einen sinnlichen Menschen, der unter dem Joche dumpfer Naturtriebe lebt, und einen sittlichen Menschen, der in seinem Gewissen sich selber ein Gesetz ist. Und dieser herrsche über jenen. Der gute Wille, der vernünftige, ist souverän. Er fragt nicht nach Vorteilen, ihn lockt keine Begierde, ihn reißt keine Leidenschaft fort, ihm imponiert keine Mehrheit, ihn beugt keine Gewalt. Groß, heilig, unantastbar wie ein Cherub steht er da, umpanzert mit dem ehernen Gebot der Pflicht. Da stelle dich hin, das ist der feste Punkt, nach dem du suchst in „der Erscheinungen Flucht". Von hier aus hebst du die Welt aus den Angeln, denn du bist frei von ihr, göttlich frei.

Nimm die Gottheit auf in deinen Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.

Allerdings, darauf bereite dich vor: du wirst einen Riesenkampf zu kämpfen haben, den Kampf zwischen Neigung und Pflicht. Deine Tugend wird blutige Opfer fordern. Gewisse Güter wirst du hingeben müssen für scheinbar ungewisse. Es ist ein Dornenweg, der Weg der Pflicht. Mit dreifach umschienter Brust, mit unverrücktem Aufblick zum Höchsten muß man ihn beschreiten und das Herz haben, am Ziele seiner Tage der ewigen Vergeltung zuzurufen:

Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke,
Ich bring ihn unerbrochen dir zurücke,
Ich weiß nichts von Glückseligkeit!

So hat Schiller den kategorischen Imperativ gepredigt. Was der Königsberger Weise in kalten Formeln in steinerne Tafeln gehauen hat, er hat es seinen Engel, die Phantasie, mit Posaunen blasen lassen. Ja, er ist noch über Kant hinausgegangen in der Unerbittlichkeit seiner Moral. Kant hatte einen Ausgleich zwischen Tugend und Glückseligkeit in einem anderen Leben gefordert, auf diesem Wege praktischer Vernunft die Religion wieder in ihre Rechte eingesetzt. Schiller lehnt diese Begründung ab:

Eine grenzenlose Dauer des Daseins und Wohlseins ... ist bloß ein Ideal der Begierde ... Der Mensch verscherzt seine Menschheit, indem er auf diesem Wege eine Gottheit sucht.

Das war denn auch für Schiller der entscheidende Grund, der ihn vom Christentume löste, daß er es unter „die unbedingten Glückseligkeitssysteme" rechnete.

Freilich, die Sittlichkeit, die Schiller zur Rechten seiner Gottheit thronen läßt, sie ist eine reine Idee. In dieser maßlos herben Strenge ist sie nicht übermenschlich, nein, unmenschlich. Das fühlte der Dichter tief. Darum, wie er auf der einen Seite Kants Rigorismus überbot, so suchte er ihn auf der anderen Seite menschenmöglich zu machen. Und das Mittel dazu ist ihm — die Kunst. Das Spiel mit der schönen Welt des Scheines setzt die zwei heterogenen Hälften des Menschen, Sinnlichkeit und Vernunft, in Harmonie. Die Kunst macht an sich den Menschen weder gut noch schlecht, aber sie gibt ihm innere Freiheit, zu werden, was er soll. „Es gibt keinen anderen Weg, den Menschen vernünftig zu machen", das heißt in Schillers Sinne auch: gut und edel zu machen, „als daß man ihn zuvor ästhetisch macht."

„Aesthetische Kultur!" Das ist unseres Dichters Bildungsideal. Wenn erst die Menschen gelernt haben werden, die Welt künstlerisch, das heißt unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit anzuschauen, dann werden sie wahrhaft frei sein. Dann werden sie das Gute, das Notwendige tun, nicht aus niederen Rücksichten, auch nicht aus moralischem Zwang, mit Seufzen, sondern aus Wohlgefallen, aus Freiheit! „Mitten in dem furchtbaren Reiche der Naturkräfte und mitten in dem heiligen Reich der Sittengesetze baut der ästhetische Trieb an einem dritten, fröhlichen Reiche des Spiels und des Scheins." Der „ästhetische Staat", der niemals war und nie und nirgends sein wird als inwendig in den hochgestimmten schönen Seelen — der ist Schillers „Himmelreich".

Und die Priester dieser Religion der Wahrheit und Schönheit zugleich, wer anders sollten sie sein, als die Künstler? Sie, die jene schöne Welt des Scheins erschaffen, sind die Vermittler der Ideen an die Menschheit, sind ihre Erzieher, Lehrer, Haushalter unendlicher Güter. „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben!" ruft Schiller seinen Mitgeweihten zu. Und die Summe seiner Predigt lautet:

Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

Schiller, der Prophet der Freiheit. Und wie allen echten Propheten, ist es auch ihm ergangen: er hat die schmerzhafte Probe auf seine Lehre selber machen müssen. „Die Angst des Irdischen" hat ihn verfolgt von der Stunde an, da er seinen Beruf fühlte, bis zum frühen Ende. „Enges, dumpfes Leben" war sein Erdenlos. Wie hat er es getragen! „Dieser heilige Mann!" rief Schillers schärfster Gegner in der Dichtkunst, Friedrich Hebbel, aus. „Wann hätte er auch nur in einem einzigen Vers das persönliche Leiden seines Lebens berührt!" Aber das erschöpft nicht seine prophetische Größe, daß er im Leiden groß war. Er war ja keine Duldernatur, er war ganz und gar lebendige Tat. Seine machtvollsten Werke hat er dem siechen Körper gebieterisch abgerungen. Um auf der höchsten Warte der Erkenntnis zu stehen, hat er zehn kostbare Jahre der wissenschaftlichen Vertiefung geopfert. Und was hat er, der Dichter, in dieser Zeit aus sich gemacht! Bis zur Unkenntlichkeit verwandelt, tritt er im „Wallenstein" wieder vor sein Volk. Immer hat er gegen sein eigen Fleisch und Blut gekämpft, hat seine angeborene Natur bezwungen, um „natürlich" zu werden. Und in welchem Maße er es ward,

das weiß die Welt. — Ja, er durfte jene Moral der Pflicht in ihrer herben Größe predigen, denn, was Menschenkraft vermag, hat er an sich erfüllt. Sein vollendetstes Drama, voll erschütternder Tragik, voll glorreicher Ueberwindung, war — sein Leben. Der es am besten wissen mußte, der größte Menschenkenner seiner Zeit, er beugte sich vor ihm:

Hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Schiller, der deutsche Prophet! — Freilich, in Kirchenhallen erklingt sein Wort sonst nicht, erklärlicher Weise. Wenn der große Idealist und Verkünder edler Menschlichkeit nach Symbolen seiner Religion suchte, so entnahm er sie nicht der Christenbibel, sondern der griechischen Götterwelt. Ceres, der „Mutter der Welt", windet er dankbar den Erntekranz, nicht dem ewigen Vater des Lichts! Dem Zeus, nicht dem Erschaffer Himmels und der Erden, baue der Mensch den Altar; und wenn der Dichter singt von einem Helden, der „alle Plagen, alle Erdenlasten" für die Freunde auf sich nahm und dem Tod ins Angesicht schaute — —

Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt — —

so meint er nicht Jesus Christus, sondern Herakles. Nicht, daß Schiller die Götter Griechenlands gegen das Christentum ausgespielt hätte, wie ihm schon weiland vorgeworfen ward; aber die „schönen Wesen aus dem Fabelland" waren ihm, wie allen unseren Klassikern, die willkommenen Träger seiner Ideen des Wahren und Guten. Das, was wir Christen heute unsere Religion nennen, war für Schiller nur ein menschlicher Versuch, die Moral zu stützen, und zwar ein verfehlter Versuch, da er durch Einmischung jenseitiger Hoffnungen und Befürchtungen die reine Sittlichkeit trübe.

Wohl hat der reiche Denker gelegentlich auch die Bibel in den Kreis seiner Betrachtung gezogen; er macht zu Goethe die überraschende Bemerkung:

Mir ist die Bibel nur wahr, wo sie naiv ist; in allem Anderen ... fürchte ich einen Zweck und einen späteren Ursprung.

Er schreibt zu Goethes „Bekenntnissen einer schönen Seele" die denkwürdigen Worte:

Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir bloß deswegen so niedrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellung dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentümlichen Charakterzug des Christentums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in Nichts Anderem als in der Aufhebung des Gesetzes oder des Kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit ... und in diesem Sinn die einzige ästhetische Religion.

Das ist in Schillers Munde das denkbar höchste Zeugnis. Aber er hat diesem Gedanken keine weitere Folge gegeben. Im Ganzen dürfen wir sagen, daß Schiller zu den vornehmsten „Verächtern der Religion unter den Gebildeten" gehörte, an welche Schleiermacher zu der vorigen Jahrhundertwende seine berühmten „Reden" richtete. Sie haben den Dichter wohl erreicht, aber seine Stellung zum Christentum nicht mehr entscheidend wandeln können; das tiefste Wesen der Religion ist ihm verschlossen geblieben.

Und dennoch ein Prophet?! — Ja, ein Prophet des Idealismus. Nie seit Plato hat die materialistische Weltanschauung einen so geistgesalbten Feind gehabt wie Schiller. Ihm lag die Wahrheit hinter der Erscheinung. Darum haßte er „die entgötterte Natur" der Mechanisten. „Gleich dem toten Schlag der Pendeluhr, dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere." Darum liebte er die Welt der Griechen: „Alles wies den eingeweihten Blicken, Alles eines Gottes Spur!" Ja, das Unwirkliche ist das Wahre, auch in der Kunst. Das Ueberwirkliche ist ihr eigentlicher Gegenstand:

Was sich nie und nirgend hat begeben,
Das allein veraltet nie!

Und zum Anderen: Schiller, ein Prophet der Lebensfreude. Wahrlich, wenn einer Ursache hatte, Pessimist zu sein, Welt und Menschen zu verachten, lebensmatt zu werden, so war er es. Und doch sang er das Lied „an die Freude", nicht einmal, hundertmal; denn er hatte Glauben. Ein Kolumbus der Phantasie, glaubte er an das Reich des Wahren, Guten, Schönen, dem die Welt entgegensteuert, dem der Einzelne dient.

Und zum Dritten: ein Prophet mannhafter Sittlichkeit. Ja, sie lieben ihn nicht, die modernen Verkünder des freien Lebensgenusses, die da sagen: Lebe dir selber! lebe dich aus! Was deine Natur dir sagt, ist recht, dein Recht! — Sie lächeln über ihn, die Nietzschejünger: er hat die Allerweltsmoral des Gut und Böse, er predigt unbedingte Gebote, er ist — beinahe christlich! Sie haben Recht, die Schillergegner: Freiheit war seine Botschaft an die Welt, aber die Freiheit: sich selbst zu bändigen.

Das ist die große Aufgabe Schillers an unsere Zeit, die Majestät der sittlichen Weltordnung zu verkünden, der sich der Einzelne zu beugen hat. — Hier läßt uns auch Goethe im Stich, der in die Anbetung der Gottnatur Versunkene, der vor allem sich selbst Erbauende, seiner Genießende, das große Ich, das die Prediger der individuellen Sittlichkeit emporheben als den Menschen der Menschen. Aber hat etwa Schiller sich selbst versäumt? Hat er nicht auch „zum Ganzen gestrebt" und ein herrliches „Ganzes" aus sich gemacht? Und doch steht er neben dem großen Dichtergenossen als ein unentbehrlicher Anderer, als der männliche Geist.

Schiller, der deutsche Prophet, wie nötig brauchen wir ihn! Auch ihn hat der Gott gesandt, der durch die Propheten redet. Laßt ihn uns hören! W Nithack-Stahn

---

Kunst und Sittlichkeit

Auch eine Erinnerung an Schiller

1

Das Verhältnis von Kunst und Sittlichkeit ist heute und war immer allen Menschen, denen beide unentbehrliche Quellen ihrer Kraft sind, ein ernstes Problem. Gerade Schiller hat es tief und ernst angefaßt und über seine Lösung Winke gegeben, die nicht genug beachtet werden können.

Klarheit über das Verhältnis beider Mächte können wir jedoch nur erlangen, wenn wir uns über das Wesen einer jeden Klarheit verschaffen. Dazu gehört vor allem die Erkenntnis, daß die verschiedenen Menschen nicht nur unter Kunst — das wird man mir vielleicht rasch zugeben — sondern auch unter Sittlichkeit Verschiedenes verstehen. Den Protestanten ist es unsittlich, vom Papste die Normen für das sittliche Leben einfach hinzunehmen. Aber unter ihnen gibt es solche, denen die Grundlagen christlicher Sittlichkeit zu wanken scheinen, wenn behauptet wird, die Aussprüche Jesu seien keine unfehlbar gültigen sittlichen Normen, und wieder solche, die wissen, daß sittliche Art und Kraft zwar durch eine solche Persönlichkeit von außen geweckt werden kann, ihre Normen aber sich dann selbst schaffen muß, nicht von außen nehmen kann. Können aber diese von innen her für die stets wechselnden Verhältnisse des Lebens gebildeten Normen für Alle gleich sein?

Trotzdem gibt es eine Definition, die mir das zu treffen scheint, was in all diesen verschiedenen Gestaltungen des sittlichen Lebens irgendwie wiederkehrt, daß um deswillen sie uns sittlich sind, dessen Fehlen sie um ihren sittlichen Wert bringt. Es ist etwas Innerliches in Allem; die Einen legen dann dazu noch viel Wert auf äußere Zutaten, auf Verbindungen mit Fremdartigem, die Andern wertlos, ja gefährlich erscheinen, aber die Kraft ihrer Sittlichkeit ist doch dasselbe: Sittlich ist der Mensch, der erkannt hat — oder nein, nicht nur erkannt hat, sondern lebendig Tag für Tag, und Stunde für Stunde empfindet —, daß in ihm und jedem Menschen ein lebendiges, schaffendes geistiges Wesen ringt, das Leben erfassen möchte und nun in den Menschenseelen um sich her, im rechten Verhältnis zu ihnen seine besten Werte, die Möglichkeit eines

weiten, edlen Innenlebens und seiner reichen echten Gestaltung findet. Um dieses Innenlebens willen fühlt er sich dann mit unzerreißbaren Banden an die Andern gekettet, nicht weil ein Gebot von außen ihn zwingt, sondern weil sein Inneres ihre Liebe und Treue und Liebe und Treue zu ihnen braucht. Dann das gesamte Leben in seinen immer mehr sich ausdehnenden Wirkungskreisen so zu gestalten, daß dieses Wertempfinden für reines, wahres Innenleben darin zum Ausdruck kommt: das heißt sittlich sein. Wer so sein Leben gestaltet, wird sich von bestimmten, von innen her auftauchenden Normen in seinem Handeln beherrscht fühlen. In ihnen spricht sich sein sittliches Wertgefühl aus. Da in den wechselnden Verhältnissen Verschiedenes die Gemeinschaft echten Innenlebens fördern oder schädigen kann, werden diese Normen für die Gestaltung des Außenlebens wertlos. Sie werden auch dadurch sich ändern, daß das sich vertiefende Empfinden zartere Werte fühlt und durch sie das Leben gestaltet. Immer werden jedoch diese Normen dem, der sie aufstellt, unfehlbar gültige sein, falls sie wirklich die Form sind, in der unter diesen Umständen, in dieser Zeit, für diesen Menschen, allein wirklich tiefe Gemeinschaft geistigen Lebens möglich ist. Es kann auch Normen und weite Formen geben, die durch lange Zeiträume der Entwicklung, vielleicht immer, gültig sein müssen, obwohl auch sie in den feinen, zarten Zügen ihrer Anwendung, die nur der scharfe Beobachter bemerkt, sich ändern werden.

Eine ebenso allgemeine Definition möchte ich von der Kunst aufstellen. Kunst ist jeder Versuch eines Menschen sein Innenleben Andern darzustellen. Daß er überhaupt das Bedürfnis dazu hat, setzt schon das auch dem sittlichen Leben zu Grunde liegende Bedürfnis nach geistigem Gemeinschaftsleben mit Andern voraus.

Menschliches Innenleben ist aber Nichts, was man in stückweiser Aufzählung den Andern vorrechnen oder vorerzählen kann. Es besteht nicht in den einzelnen Gedanken und Empfindungen, sondern das Wichtigste daran ist die einheitliche Färbung, die gerade in diesem Menschen alles das zusammenhält, zu seinem Innenleben macht. Geistiges Leben ist eben Leben, d. h. ein aus sich selbst hervorgehendes, in sich geschlossenes Bilden und Schaffen, dessen Wesen man erst versteht, wenn man ahnt, wie gerade dies und und dies gerade so aus diesem einen Wesen hervorging, mit ihm zusammenhängt, wie gerade diese Formung der Erscheinungen und des Erlebens gerade aus dieser Kraftquelle entstand.

Wer das darstellen will, muß die große Gabe haben, in sich und Andern nicht nur das Ablaufen des Geschehens, Denkens, Empfindens fassen zu können, sondern auch diesen leisen, zarten Zug in Allem mitzuempfinden, der Allem, was im selben Menschen vorgeht, die selbe Art gibt, seine Persönlichkeit ausmacht, um deswillen er Etwas als sein Eigenes empfindet. Sobald wir im Reden und Handeln eines Menschen diesen Zug mitfühlen, sind wir der festen Ueberzeugung ihn in seinem wahren Wesen verstanden zu haben.

Nur den Menschen kennen wir genau, bei dem wir in Allem, was er tut, sofort diesen einen Zug, dies, warum das so aus seinem Wesen hervorgeht, mit empfinden können. Diese Gabe, im andern Menschen das einheitlich schaffende Wesen nachempfinden zu können, nennen wir das Gemüt. Sie ist nicht vorhanden ohne warmes, tiefes Wertempfinden für das Innenleben, dem sie so nachgeht. Denn nur die zart sich in das Innenleben Anderer hineintastende verständnisvolle Liebe gelangt wirklich in das Innere, vor allem Andern verschließt sich der Mensch ängstlich, denn es ist ein zersetzender Faktor in ihm. Es ist tötlich für ihn, kalter Neugierde offen zu stehen.

Ist es so, dann ist wahre Kunst nicht möglich ohne das, was auch die Grundlage der Sittlichkeit ist. Es besteht dann zwischen ihnen ein ähnlicher Zusammenhang wie zwischen Sittlichkeit und Gottesglauben. Kein Mensch wird den Gottesglauben brauchen und für sich von innen her neu als Wahrheit erfassen, der nicht um seines sittlichen Lebens willen in der Welt ein gewaltiges Wollen, der nicht Liebe suchen muß, welcher dieser Wert auch ein Wert ist. Ohne das wird kein Mensch Gott verstehen als den Schöpfer und Erhalter sittlichen

Lebens. So wird kein Mensch die innere Einheit eines menschlichen Geistes erfassen, dem nicht diese Einheit wichtig und über Alles wertvoll ist.

2

Der unsittliche Mensch, dem das zarte Wertempfinden für menschliches Innenleben fehlt, kann also nicht Künstler sein. Er kann nicht darstellen, was er nicht erfassen kann. Natürlich kann aber in einem Menschen zartes Wertempfinden für das Innere dasein, ohne daß es ihm gelungen ist, sein ganzes Leben darnach edel und rein zu gestalten. So ist es schließlich bei den sittlich Größten noch. Aber das Streben nach solch reiner Gestaltung, ein starker Anfang dazu, ist doch sicher da, wo dies Empfinden überhaupt ist.

Freilich liegt gerade in der Kunst eine Gefahr für die kraftvolle, durchgreifende Gestaltung des Lebens nach diesem Empfinden. Zart tastet sie die Seelen der Menschen ab, aber dann begnügt sie sich wieder damit, das liebevoll Verstandene in der Welt für die Andern wiederzugeben. In der Freude des nachbildenden Schaffens, indem er die ganze Seele in dies Nachbilden hineinlegt, vergißt der Künstler, daß er damit noch nicht vollen Ernst mit dieser Liebe gemacht hat, glaubt den ganzen Wert erfaßt zu haben, während er ihn doch in seinem wirklichen Leben nicht fördert und mehrt. Nun jagt er durch die Welt und sucht mit warmem Interesse solch eigenartig edles Leben; aber er schafft es nicht, weder in sich, noch in Andern: es wird nicht wirklich, nicht neu in seinem Leben. So entsteht der passiv-genießende „ästhetische" Mensch. Er hat Wertempfinden für Innenleben, aber im Abschluß von den realen Werten des Lebens, ohne Tat, wird es zarter und zarter, immer schattenhafter, bis es erstirbt.

Es gibt Beispiele genug von Künstlern, die im ästhetischen Genuß die Wurzel ihrer künstlerischen Schöpferkraft absterben ließen. Es gibt genug, die bei aller Schaffenskraft nie Künstler wurden, weil sie das Wertempfinden, das sie zwar durch ästhetische Bildung zu nähren suchten, durch die stärkeren Gewalten ihres realen, unsittlich geführten Lebens erstickten.

Doch das Empfinden für geistige Werte macht noch nicht allein den Künstler. Nur der ist es, der die Gabe hat, das so in seinem Eigensten, seiner lebendigen Einheit gefaßte innere Leben — sei es das eigene, sei es das Anderer — als eine solch geschlossene Einheit darzustellen. Es ist die Bedeutung der Form, daß sie so ein Stück Leben von dem andern abgegrenzt, als in sich geschlossen, von einer bestimmten eigenen Färbung umstrahlt, darstellt. Das Wichtige an ihr ist, daß wir empfinden, unmittelbar empfinden: diese äußere Form ist das notwendige Produkt des dargestellten Lebens. So erweckt sie den Eindruck des aus sich selbst quellenden, in bestimmter Eigenart ruhenden Lebens.

Die Mittel, die der Künstler braucht, um das Leben darzustellen, gestatten ihm ja nicht, es so voll und einheitlich, gewissermaßen in einem Moment vor uns hintreten zu lassen, wie das in der Wirklichkeit geschieht. Worte und Töne gestatten nur ein sukzessives Nachbilden. Malerei, Bildhauerkunst, Architektur sind darin besser daran. Ihnen fehlt jedoch das unmittelbare Klingen des Innenlebens. Durch äußere Formen müssen sie es durchschimmern lassen. So muß die Form bei den Einen die geschlossene Einheit, bei den Andern den Hauch des Innenlebens hineinbringen. Der ist ein Künstler, der das kann. Der Wert des Kunstwerkes liegt dann in jener zarten, dem Verstande fast unfaßbaren Tatsache, daß irgendwie in ihm zwischen Stoff und Form die Beziehung besteht, die wir in uns selbst wahrnehmen, wenn irgend Etwas aus unserem eigenen geistigen Leben in die Wirklichkeit hinaustritt; daß wir empfinden, wie der Künstler mit starker Hand ein Stück geistiges Leben packte, formte, in seiner Einheit nachbildete, wie wir es tun, wenn wir es Andern weitergeben; daß ihm die Form dabei so notwendig war, um das Empfinden seiner Seele oder das Wesen der Seele, die er schildern will, darzustellen, wie uns in einem solchen Momente, wo tiefe Erregungen nach außen drängen, gerade diese Art sie darzustellen eine zwingende Notwendigkeit ist, sodaß wir nicht mehr wählen können, sondern so sein müssen in Wort und Tat, wie wir sind.

Eines der gewaltigsten Beispiele dieser Bedeutung der Form ist mir in der Matthäuspassion der Uebergang der Musik zu dem Verse: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir.“ In diesem einen Augenblick ist Alles, was in einer Seele vorgeht, die nicht mehr anders kann als sich tieferschüttert ganz und gar hingeben, als ein lebendiger, aus der Seele mit voller Kraft notwendig hervorbrechender Vorgang dargestellt.

Ist das so, so kann man mit einer gewissen Berechtigung sagen: wir sind Alle Künstler. Indem wir dem, was in uns vorgeht, einen Ausdruck verschaffen, durch den Andere es verstehen können, sind wie künstlerisch tätig. Sprache, Sitte, die eigene Art unsres Benehmens, alle unsere Taten, in die wir unsere eigene Art des Empfindens hineinlegen, haben Etwas der künstlerischen Tätigkeit Analoges an sich.

3

Gerade hier wird aber auch der Unterschied zwischen Kunst und Leben der Tat klar. Das Leben ist der fortlaufende Austausch geistigen Lebens, bei dem es in zufälligen Bruchstücken aus uns heraustritt, dem Andern die Arbeit des Zusammenfassens bleibt. Er bildet sich die Vorstellung dessen, was in uns ist, und bildet sie mit einer gewissen Notwendigkeit, weil wir ihm in diesen Bruchstücken doch zugleich als lebendige Wesen entgegentreten. Dem Künstler fehlt die Tatsache des lebendigen Wesens. Er muß sie ersetzen durch die Einheit der Form, die in ihrem notwendigen Zusammenhange zwingend dem Beschauer das Leben in seiner Einheit nachbilden muß. Er darf deshalb auch kein Bruchstück liefern, sondern muß einen geschlossenen Organismus bilden, denn Leben ist einheitliches Wachstum. Das müssen wir in seinem Werke fühlen.

Ein ähnlicher Unterschied besteht zwischen Naturempfinden und künstlerischem Empfinden. In der Betrachtung der Natur steht unmittelbar das All und die Ahnung des unendlichen, schaffenden Lebens darin vor uns. Die Kunst kann davon nur in herausgegriffenen Bruchstücken reden und muß durch die Form das Leben nachempfinden lassen, das in der Natur dahinter steht.

Diese Gabe der Form, der Sinn für das Einheitsbildende, Geschlossene in jeder Erscheinung, die Gabe, jedes Produkt, jede Handlung zu einer solchen Einheit zu gestalten, ist zum größten Teile Naturanlage. Soll aber durch ihre Tätigkeit ein wirkliches Kunstwerk geschaffen werden, so muß auch sie wieder mit dem sittlichen Wertempfinden für das Innenleben zusammen sein. Den Hauch echten menschlichen Innenlebens kann mit zwingender Gewalt nur der über sein Werk ausgießen, der das Werden und Wachsen dieses Lebens in sich und Andern fühlt, dem Eigenen darin zart und schonend nachgeht. Wiederum kann das nur warme, tiefe Teilnahme, das Gemüt.

Es gibt Formtalente, die im stande sind mit täuschender Virtuosität jede Form, die sie gesehen haben in ihrer äußerlichen Einheit, nachzuahmen und den Schein des Lebens darüber zu gießen. Haben sie aber nicht jenes Wertempfinden für das Innere, so wird ihren Werken doch das Eine fehlen, daß sie uns sofort als die notwendige Erscheinung eines Innern, die gerade so aus diesem hervorgehen, gerade so mit diesem zusammenhängen muß, berühren. Es fehlt ihnen das überwältigende Gefühl der Echtheit.

Liegt hierin das Wesen der Kunst, so ist sie die Macht, die uns Alles, wozu der Mensch in Beziehung treten kann, Alles, was in ihm und um ihn vorgeht, darstellt, wie es mit seinem Innenleben in Berührung tritt, durch sein Eigenes gestaltet ist und wiederum sein Eigenes gestaltet. Die Tatsache, daß die ganze Welt vom menschlichen Innenleben gefaßt, nach ihm gestaltet und mit dem eigenartigen Schimmer umkleidet werden kann, den es allein hat, spricht sich in der Kunst überwältigend klar und gewaltig für jedes Gemüt aus.

4

Hier wird sofort ihre gewaltige Bedeutung für die Stärkung des Sittlichen klar. Das Stoffliche, Sinnliche, das der Mensch zum Leben braucht, ist zunächst etwas Beherrschendes

für ihn. Es packt ihn, treibt sein Begehren, entflammt ihn zur haltlosen Leidenschaft. Nun tritt ihm in der Kunst dasselbe Stoffliche entgegen, aber umhaucht von eigenartigem Innenleben, in dessen Dienst gestellt, deshalb herausgerückt aus der Welt wilder sinnlicher Leidenschaft in die Welt edler Schönheit. Sobald ein Mensch auf irgend einem Gebiete das spürt, erwacht in ihm das Gefühl, daß solch ein Eigenes in ihm auch ist, daß er auch dies Gebiet seines Lebens in seinen Dienst stellen, mit diesem edlen Zauber umkleiden kann. Er schämt sich der wilden, ungestalteten Leidenschaft, weil er den Wert des gestalteten herrschenden Innenlebens empfindet. So kann ein Kunstwerk einen Menschen in den Tiefen seines Empfindens umwandeln. Nicht mehr den Stoff der Leidenschaft allein begehrt er, sondern eine bestimmte Art seiner Gestaltung. Ein Kunstwerk ist das Leben der Leidenschaft selbst und doch veredelt. Deshalb ist seine Wirkung nicht das Unterdrücken, das falsche moralische Einwirkung so oft erstrebt und so die Kraft, oft auch das gesunde Auswirken, der natürlichen Anlagen und Triebe zerstört. Die Kunst geht mit der Natur, packt die Leidenschaft dabei und veredelt sie während ihres Wirkens, ohne den Menschen zu beschneiden und zu brechen. Sie lehrt uns den Ekel vor Allem, was nicht durch Seelenleben geadelt ist.

Am deutlichsten ist das wohl überall da, wo die Liebe der Gegenstand der Kunst ist. Vor allem die Liebeslyrik in den Dichtungen der Großen und im Volkslied ist hier von entscheidender Bedeutung.

Die Macht, deren sinnlicher Gewalt Keiner sich entziehen kann und darf, wird uns hier dargestellt, wie sie edel und rein in einem andern Wesen dessen Eigenstes und Innerstes durchdrungen hat, mit ihm verbunden, in ihm ein strahlendes, erhebendes Glück war. Instinktiv erfassen wir die enge Beziehung, in der bei uns dieses Empfinden mit unserm Innersten und Eigensten steht, daß es auch von dorther und für dieses in uns eine solche edle Gestaltung haben kann. So wird unsere Liebe geheiligt. Wie viel die Kunst dazu getan hat, dieses Gebiet des Lebens zu dem veredelnden zu machen, das es ist, wird nie völlig klar zu legen sein. Daß sie Unendliches tat, ist sicher.

Von den Künstlern sagt Schiller:

Begraben in des Wurmes Triebe,
Umschlungen von des Sinnes Lust,
Erkanntet ihr in seiner Brust
Den edlen Keim der Geistesliebe.
Daß von des Sinnes niedrem Triebe
Der Liebe bessrer Keim sich schied,
Dankt er dem ersten Hirtenlied.
Geadelt zur Gedankenwürde
Floß die verschämtere Begierde
Melodisch aus des Sängers Mund.
Sanft glühten die betauten Wangen;
Das überlebende Verlangen
Verkündigte der Seelen Bund.

Daß Schiller hier nicht zu Viel sagt, beweist die Gegenprobe. Man kann sich auch das Empfinden für den Zusammenhang von Liebe und Innenleben, für diese heilige, eigene Art, die darin liegt, und in der sie zu einer veredelnden Macht gestaltet werden soll, wegsingen, wegsehen und wegreden, wenn man sich gewöhnt, Geschlechtstrieb und Gemeines immer nebeneinander zu schauen, das Stoffliche des Triebes ohne die zarte Gestaltung durch das Seelenleben und als Seelenleben zu empfinden. Vielleicht ist Nichts verhängnisvoller für die sittliche Weiterentwicklung unsers Volkes als die Verdrängung des Volksliedes durch den Gassenhauer und das gemeine Soldatenlied. Hier wird nicht etwas Aeußeres, sondern das edle Empfinden selbst getötet, auf dessen Kraft die sittliche Gestaltung dieses Lebensgebietes angewiesen ist.

Der Ausdruck gemeinen Empfindens ist nie Kunst, wenn er auch noch so packend und so formvollendet ist. Gemein empfinden heißt ja: für das Edle des menschlichen Innenlebens, für die Beziehung der verschiedenen Gebiete des Lebens zu ihm keinen Sinn haben, also gerade das nicht kennen, was die Kunst in ihrer Darstellung in das Dargestellte hineinlegt, ihm so das gebend, was wir in echtem Sinne Schönheit nennen. Die Formvollendung, die gemeines Empfinden seinen Werken ge-

ben kann, kann deshalb auch nie jene von innen heraus wachsende Formung sein, die wie der Hauch des Eignen, Lebendigen über dem Kunstwerk liegt. Die ist ja Produkt des Innenlebens und des Wertempfindens dafür. Jene ist äußere Glätte, nachgeahmt von dem geübten Blicke der äußeren Formung der Natur, des Lebens anderer Kunstwerke. Es fehlt ihr für das echte Empfinden dies, daß sie notwendig hervorquillt aus dem Empfundenen, das Lebendige. Da diese Darstellungen des Gemeinen genau so verrohend wirken wie gemeine Taten, so müßte das Empfinden der Menschen genau so ausschließend gegen sie reagieren wie gegen jene. Dies geschieht nicht, weil die Meisten den Ernst der Sache nicht erfassen, sehr Vielen auch die Ausbildung eines reinen, echten Gemütslebens gar nicht das letzte Ziel des Menschen ist, sondern behagliches Leben und Fortkommen. Um des Letzteren willen reagieren sie wohl einmal gegen unsittliche Taten. Sie reagieren nicht gegen das Gemütverwüstende an sich, weil der von ihm angetastete Wert ihnen gleichgültig ist.

Wir haben gegen das Gemeine um so mehr zu kämpfen, je mehr es sich die von der echten Kunst geschaffene Vollendung der äußeren Form anzueignen weiß. Die gemeine Tat wird dem ungefestigten Charakter um so gefährlicher, je mehr sie mit eleganter Beherrschung des Lebens, vornehmen Formen, kluger Weltkenntnis verbunden ist. Die Darstellung des Gemeinen wirkt um so anziehender, je mehr sie sich durch ihre Form den Charakter des Vornehmen, über die gewöhnliche Welt Erhabenen, — Eleganz zu geben weiß. So macht die niederträchtigste Eitelkeit Schule, indem sie von Nietzsche die ästhetische Form des einsamen Individualismus borgt, als „blonde Bestie" einherschreitet oder in nachgeahmten mystischen Träumereien mehr zu sein vorgibt, als wir nüchternen Menschen. Genau so versucht die sexuelle Unsittlichkeit durch geborgte Form als Größe und Tiefe zu erscheinen.

Kampf dagegen ist notwendig. Nur soll man nicht meinen, dieser Kampf könne durch Polizei und Gewalt geführt werden. Damit unterdrückt man ein Symptom, nicht die Krankheit. Die Krankheit aber ist, daß viele Menschen sich durch die aufgeleimten, unechten Formen dieser Produkte imponieren lassen. Sie haben das zarte Gefühl dafür verloren, ob in einer Form das von innen quellende Innenleben wirklich nachgebildet ist, durch sie in ein Kunstwerk hineingehaucht ist, oder nicht. Es gilt also: das Gefühl für die Echtheit der Form, für die Form als notwendigen Ausdruck des im Kunstwerk mitklingenden Innenlebens, für den notwendigen Zusammenhang zwischen ihr und dem im Kunstwerk dargestellten eigenartigen Leben zu schärfen. Wer dies Gefühl hat, den wird schon bei dem Ausdruck des Gemeinen die Verwendung fremder Form abstoßen, ihm die Verlogenheit der Sache klar machen.

5

Es ist in der ästhetischen Erziehung der Menschen viel gesündigt worden, bis es dahin kam, daß ihr Empfinden für das Kunstwerk so mangelhaft wurde, wie es heute ist.

Gesündigt haben die „ästhetisch" empfindenden Menschen, die eine unklare Kunstschwärmerei großzogen ohne jedes Verständnis für das Eigene des Kunstwerks gerade in seiner Form. Ohne jede Vorbereitung sollte sich der biedere Deutsche an den Italienern begeistern, deren Geistesleben ihm viel zu fern liegt, als daß er das Entspringen der Form daraus nachempfinden könnte. Er fühlte nur die Form und begann sie für sich allein zu schätzen, d. h. er wurde systematisch vorbereitet, sie auch da zu schätzen, wo ein ihr völlig Inadäquates in sie gehüllt ist.

Gesündigt aber haben auch die Unästhetischen, die nur den Stoff des Kunstwerks würdigten und würdigen, einerlei ob er in einer aus ihm selbst entspringenden, also Leben atmenden Form oder in geliehener, aufgeleimter Drapierung einherging. Patriotismus, Liebe, Treue, Frömmigkeit wurden so dargestellt und genossen. Nun mag aber ein Stoff noch so edel sein, wenn er mit geliehenen Mitteln dargestellt wird, in einer Form, in der nicht mehr das eigene Empfinden dafür atmet und klingt, nicht an uns herantritt, daß dieser Mensch dem Beben seines Innern unter dem Eindruck dieses Edeln gerade so Ausdruck schaffen

mußte, dann tötet er das echte Empfinden für die echte Darstellung des Innenlebens, für die Art, in der jedes Kunstwerk in Stoff und Form zusammen einheitlicher, lebendiger Organismus ist. So wird der Mensch gewöhnt Darstellungen auf sich wirken zu lassen, in denen ihm nicht der tiefe Klang des Eigenen, Selbstverarbeiteten entgegentritt. Diese Darstellungen löschen also sein Wertempfinden für dies Eigene, auf dem doch das sittliche Leben ruht, aus, und bereiten den Wirkungen des Gemeinen die Bahn. Der Mensch verlernt die Sprache, in der echtes Menschentum zu ihm redet. Leeres Pathos und Sentimentalität geben ihm das Gefühl eines Erhobenseins in höhere Sphären, ohne daß doch die Tiefen seiner Seele irgendwie von lebendigem höherem Innenleben berührt und veredelt werden.

Besonders auch auf dem Gebiet der Frömmigkeit wird hier viel gesündigt. In weiten Kreisen verzeiht man hier alle Nachahmung und Unechtheit, wenn nur die nötigen frommen Redensarten und Nutzanwendungen da sind. Die gesamte fromme Traktatlitteratur ist nur so möglich. Vorbereitet wird diese Gefühllosigkeit für das Echte im Religionsunterricht. Oder ist es wohl Verständnis für das in den Formen sich aussprechende eigene Geistesleben — also auch eigene religiöse Leben — wenn unsere biblischen Geschichten das gesamte Alte Testament zu einer Illustration schöner trockener Moral machen? — und das tun sie! Was das Alte Testament hat, wundervolle geschlossene Kunstwerke, in deren Formen eigenartiges religiöses Leben ergreifend an uns herantritt, geht so völlig verloren. Mißachtung der künstlerischen Form bereitet dem unechten, unwahrhaftigen Empfinden den Weg.

Anderswo wieder verdrängen englische methodistische Lieder mit ihren unechten, oberflächlichen Melodien und Texten das alte tiefe fromme Volkslied unseres Volkes. Darin liegt ein grauenhafter Verlust an Empfinden für die echte, Leben nachbildende Form. Alle Kreise, die das befördern, helfen mit unser Volk unwahrhaftig, d. h. aber schließlich unsittlich zu machen. In gebildeten Kreisen hat man sich gewöhnt an das klingende Pathos der Erbauung. Das einfache echte Wort wird verachtet. Darin liegt etwas Aehnliches.

So weit geht die Verständnislosigkeit für das Klingen des eigenen Empfindens gerade in der Form und durch die Form, daß man im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts in Gegenden, wo man die alten katholischen Formen aus dem Gottesdienst schon stärker ausgeschaltet hatte, sie wieder einschaltete. Man wollte dadurch den Gottesdienst „ästhetisch" ausgestalten. Es bedeutet das eine Konzession an das unechte ästhetische Empfinden, dem nur Geheimnisvolles, Mystisches, Reicheres, Eleganteres genügt, das für die Einheit des Lebens im Zusammenhang des Ganzen kein echtes Gefühl mehr hat. Aehnliches gilt vom Kirchbau, man vergleiche den Artikel des Kunstwart über den Dom zu Berlin.

An Konfirmationsscheinen, Trauscheinen, Bibelillustrationen werden Dinge vertrieben, die einfach Erziehung zu unechtem Empfinden, d. h. Vorbereitung für alle Einwirkungen gemeiner Litteratur, Lieder, Darstellungen sind.

Ist die Frömmigkeit wirklich die elementarste Gewalt in der Menschenseele, dann haben die mit ihr in Zusammenhang stehenden Darstellungen eine besondere Bedeutung. Das müssen sich Alle klar machen, die Frömmigkeit pflegen wollen. Nichts ist verderblicher als sie zu pflegen durch Unechtes. Hier vor Allem muß Alles weg, was mit Seltsamkeit, Spannung, Sentimentalität, unechtem Pathos arbeitet, was nicht echtes Menschentum aus echtem Empfinden heraus darstellt, was nicht den zarten Schimmer echten, eigenartigen Lebens hat. Es muß weg aus Allem, was wir an Litteratur und künstlerischer Darstellung bieten, weg aus Predigt und Unterricht. Es ist eine ernste Frage an alle Volkserzieher, Lehrer, Geistliche, Redner: Mit welchen Mitteln und Formen arbeitest du, mit unechten, die dem Gemeinen den Weg bereiten, oder mit echten, die veredeln?

6

Kampf gegen das Unechte, Erziehung zu echtem Empfinden

ist also das eine Große, was man tun kann gegen das Gemeine. Gewaltmaßregeln sind nicht möglich, weil man keine Garantie dafür hat, daß sie sich nicht unter der Leitung von ästhetisch und sittlich engherzigen Menschen gegen Gebiete wenden, auf denen die Kunst um ihres sittlichen Wertes willen Freiheit haben muß. Es war oben schon die Rede von der sittlichen Bedeutung der Kunst gerade auf sexuellem Gebiete. Diese ist um so größer, als gerade dieses Gebiet des Lebens in einer Weise von Prüderie und ängstlichem Anstandsgefühl umschlossen ist, daß viele Menschen nie im stande wären sich das rechte Gefühl für seine edle Gestaltung zu erwerben, wenn nicht durch die Kunst. Die Menschen, denen gerade hier Sittlichkeit und Beugen unter Anstandsformen eins ist, die nicht fühlen, wie arm und roh man dabei sein kann, brauchen die Kunst nicht. Viele aber gehen an der Geheimnistuerei, am Anstande zu Grunde, weil sie offene, veredelnde Einwirkung auf ihre Triebe nicht erfahren. Um der Sittlichkeit willen muß also hier Freiheit verlangt werden.

Dies gilt vor Allem auch für die Darstellung des Nackten. Mit ihm kommen wir schon zu einer andersartigen sittlichen Wirkung der Kunst. Indem sie uns das Leben in packende Formen gepreßt darstellt, gibt sie uns erst die Ahnung von dieser Art organischen Schaffens, die wir Leben nennen. So erschließt sie uns das Verständnis für die lebendige Einheit, die aus den Naturformen zu uns spricht, und weckt mehr und mehr das Gefühl für das weite, schaffende Leben, das aus der Natur und ihren Produkten zu uns spricht. Das ist wieder eine Wirkung über ihr eigentliches Gebiet hinaus.

In einer der Naturformen redet aber mehr zu uns als nur die weite schaffende Kraft. Der menschliche Körper ist von der Natur geschaffen, aber offenbar ist zwischen seiner Gestaltung und der Geistesart des Menschen ein inniger Zusammenhang. Es ist uns nicht faßbar, ob dieser Zusammenhang daher stammt, daß Körper und Geist schließlich die verschiedenen Seiten desselben Wesens sind, oder nur daher, daß dies geistige Leben, indem es den Körper als sein Werkzeug benutzt, diesen prägt. Jedenfalls ist dies Zweite sehr wichtig in der Prägung des Körpers zum Ausdruck der fortschreitenden sittlichen Reife. Gesichtsausdruck, Haltung, Muskelanspannung wechseln beim Menschen.

Verstehen wir die Sprache des Körpers, so wird der eine von gemeiner Denkart, der andre von sittlicher Größe, gesammelter Kraft, edlem Empfinden zu uns reden. Die Darstellung des Menschen durch die Kunst hilft uns zum Verständnis dieser Sprache. Gerade hier liegt die große sittliche Bedeutung des Nackten in der Kunst. Wenn sie Kunst ist, stellt sie den Körper in solcher ihn beherrschenden Form dar, daß seine Art, Ausdruck geistigen Lebens zu sein, in voller, eigenartiger Kraft hervortritt. Das wird dann so in unser Empfinden hineingearbeitet, daß wir es unwillkürlich in jedem Körper suchen und verlangen.

Auch das ist wichtig für das sexuelle Leben. Wer die Sprache des Körpers von den ihn beherrschenden geistigen Werten versteht, wird zurückschaudern vor dem, aus dem die Gemeinheit spricht. Viele Unsittlichkeit auf diesem Gebiet ist nicht nur sittliche, sondern auch ästhetische Unbildung. Aesthetisches Empfinden reißt eine Kluft auf zwischen den Menschen und der Gemeinheit und bewahrt dadurch auch den vor ihr, dessen sittliche Kraft noch nicht stark genug dazu wäre. Es wäre ein großer Gewinn, wenn mehr junge Leute diese Schutzwehr echten Empfindens für Edles und Gemeines um sich hätten, das die Kunst gibt.

Viele sittlich denkende Menschen aber wollen die Darstellung des Nakten verbieten. Sie sehen eben nur den dargestellten Stoff, empfinden nicht, daß er in einer Form dargestellt ist, durch die er veredelnd wirken muß.

7

Verzeihlicher ist diese Verständnislosigkeit auf einem andern Gebiet: da, wo die Kunst das Gemeine darstellt. Es gibt nämlich eine künstlerische Darstellung des Gemeinen, so wenig Gemeines an sich Kunst sein kann. Diese Darstellung ist die

Satire in allen ihren feinen und derben Formen. Bis an die Grenze, wo die satirische Darstellung des Gemeinen in das Gemeine selbst übergeht, wagt sich hier der Simplizissimus. Ja oft verläßt er das Gebiet der Kunst und ist gemein. Aber meistens — besonders in seinen großen Bildern — stellt er das Gemeine in so ekelerregender Weise dar, schildert er so kraß den Verlust alles Geistigen und Edeln in den Vertretern des Gemeinen, daß es völlig unverständlich ist, wie man bei ihm von entsittlichender Wirkung reden kann. Auf wen das noch anziehend wirkt, an dem ist so wie so Nichts mehr zu verderben.

Freilich auch hier stehen wir wieder vor der Erscheinung, daß Unzählige nur das Stoffliche sehen und sich empören, während sie auf die Darstellungsart nicht eingehen.

Der Simplizissimus ist kein Blatt für Kinder. Man wird deshalb mit Recht darauf hinwirken, daß es nicht da ausgelegt wird, wo Kinder es sehen müssen. Das tue man mit Ruhe und Würde und zu einer Zeit, wo kein persönlicher Angriff die Ursache dazu ist; aber man mute Erwachsenen nicht zu, daß sie um der Kinder willen Zustände totschweigen, deren Art und Existenz in die Welt geschrieen werden muß, und deren Art leider so ist, daß nur noch im Tone des Simplizissimus von ihnen geredet werden kann. Ihnen gegenüber hört aller Anstand auf. Wo aber er aufhört, hört noch nicht die Sittlichkeit auf. Unanständig ist der Simplizissimus — ob aber unsittlich?

Eine wirklich unsittliche Presse und Litteratur, die einfach von Pikantem lebt, ist anderswo vorhanden. Der Kampf gegen sie ist schwer, ist noch erschwert durch die Art wie er bis jetzt unter der eben schon erwähnten Verwechslung von Sittlichkeit und Anständigkeit geführt wurde. Es ist deshalb dankbar zu begrüßen, daß der Dürerbund ihn beginnen will. Wie, ist noch nicht der Oeffentlichkeit übergeben. Erziehen zum echten Empfinden können wir einstweilen schon, und das ist mit das Wichtigste.

8

Daß uns die Kunst lehrt, die Sprache dessen zu verstehen, was an eigenartig Geformtem sich formendem Organismus um uns her ist, ist vielleicht ihre allergrößte Bedeutung für uns. Hierdurch wird sie die große Hilfe für alle menschliche Schaffenskraft, die sie tatsächlich ist. Es ist wieder Schiller, der zuerst darauf aufmerksam gemacht hat. Das echte Kunstwerk läßt uns gerade die Stelle sehen, an der Form und Sache notwendig ineinander übergehen. In ihm empfinden wir halb unbewußt, wie gerade diese Eigenart diese Form nötig hat, weil sie sich nur in ihr aussprechen kann. Es stärkt uns das feine Empfinden, das im Gegenstand all den zarten Linien nachgehen kann, die sich in ihm verästeln, in ihm hin- und herlaufen wie ein Gerippe, dessen innerer Bau notwendig die Form nach außen bildet, die das Werk hat.

Dies feine Empfinden für die Notwendigkeit der Form, für die zarten Linien innen, die sie nach außen dann formen, ist aber etwas zum Leben unbedingt Notwendiges. Das ganze menschliche Leben auf allen seinen Gebieten besteht aus solchen in sich wachsenden Organismen, denen die geschlossene, ihnen notwendige Form nach außen fehlt, denen sie durch den Kampf und den Fortschritt des Lebens immer wieder zerbrochen wird. In ihnen haben wir nur selten die volle Gestaltung, wir haben nur die zarten innern Triebe und Linien, deren Abschluß nach außen, deren richtige Weiterführung die äußere Form bilden wird. Diese formbildende Tätigkeit im Leben wird deshalb nur der üben können, der das zarte Empfinden für die Art dieser innern Veräftelung hat, welche die Form tragen muß. Jeder Versuch, einem Gebiet des Lebens eine Form zu geben, die dem nicht entspricht, scheitert. Daher gehen immer wieder so viele Menschen mit dem besten sittlichen Willen durch die Welt und ihre Versuche, die Welt, nur ihr kleines Gebiet sittlich zu gestalten, schlagen fehl. Sie sind nicht im stande, den durch sie hinlaufenden Linien inneren Lebens die richtige Wirkung und Abschlußform nach außen zu geben. Es ist die Kunst, die uns die Fähigkeit erschließt, die Art dieser Linien

zu empfinden, die notwendig dazu gehörige Form zu ahnen und dann treffend zu verwirklichen.

Ein Organismus, dem gegenüber solches Empfinden notwendig ist, ist jedes individuelle Leben. Die Linien des Werdens sind da. Nun gehört das Gefühl für die Form, für die Umsetzung des Eigenen in nach außen darstellende und wirkende Erscheinung, aber auch die Gestaltung der gerade diesem Wesen notwendigen Grenzen nach außen dazu. Solche Wirkungsart und Grenze nach außen ist die wechselvolle Art des Benehmens, die Art des Redens, die Art und Weise in allem Handeln, die ein Mensch sich aneignet.

Dasselbe gilt von den großen Organismen des sittlichen Lebens, den Gemeinschaften. Gestaltung der Gemeinschaft und ihrer Form ist nur dem möglich, der das Gefühl für ihre Art, das innerlich in ihr vorhandene Knochengerüst hat, um das die Form passend gelegt werden muß.

Wir haben gerade heute eine erziehende Macht notwendig, die uns dieses Formgefühl für den Zusammenhang von innerem Leben und Werden und äußerer Form gibt. Massen von Menschen sind entwurzelt. Es fehlt ihnen schon das Gefühl für die Eigenart der Gemeinschaften, in denen sie stehen, noch mehr fehlt ihnen jedes Gefühl für den notwendigen Zusammenhang zwischen Eigenart und Form, für das langsame Weitergestalten der Formen des Lebens von innen her, um des Innern willen. In der törichtsten Willkür vergeuden sie ihre Kraft.

Neue Gebiete des Lebens tun sich auf. Sie müssen so gestaltet werden, daß menschliches Innenleben in ihnen Ausdruck und Nahrung findet, nicht durch ihre rohe Gewalt vernichtet wird. Diese Gestaltung ist nur möglich, wenn die in ihnen arbeitenden Menschen das Gefühl haben für die notwendige Art, wie gerade auf diesem Gebiet das Edle geformt, nach außen abgeschlossen und nach außen wirkungskräftig gemacht werden kann. Es genügt nicht, den Willen zur rechten Gestaltung des Lebens zu wecken, wobei übrigens auch schon die Kunst mitwirkt. Man muß den Menschen auch die Fähigkeit der Gestaltung, den Blick für die von ihnen zu schaffende Form, die Gabe und Lust zur edlen Formung des Lebens wecken und ausbilden. Man arbeitet viel zu viel mit Verbot und Zwang, die dieser freien Schaffenskraft tötlich sind, also eine Weitergestaltung des Lebens in edlem Sinne unmöglich machen. Die schaffende Kraft menschlichen Innenlebens müssen wir wecken, damit es alle Gebiete des Lebens formt zu Ausdruck seiner Art und Stätte seines Wirkens: das bedeutet aber zurück zu Schiller, nicht nur zu seinen Gedanken, sondern zu der Art, wie er sich sein künstlerisches und praktisches Leben bildete.

Emil Fuchs

Hefte zur Christlichen Welt

Herausgegeben von D. Martin Rade. Neue Folge

Nr. 1 (der ganzen Folge Nr. 51): Erich Foerster, Der evangelische Sinn unserer Kirchenverfassung. (21 S. 25 Pfg.) — Nr. 2 (der ganzen Folge Nr. 52): Die evangelischen Kirchen und der Staat, Leit-, Zeit- und Streitsätze von Schian, Foerster, Naumann, Katzer, von Soden, Baumgarten 1905. (40 S. 50 Pfg.) Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1904/5.

Die seit 1892 erschienenen „Hefte zur Christlichen Welt" sind den Lesern dieses Blattes vertraut. Ueber ihre Bedeutung und über das Verdienst, das der Herausgeber und die Mitarbeiter sich damit erworben haben, braucht deshalb an dieser Stelle nichts weiter gesagt zu werden. Mit Heft 51 hat eine neue Folge begonnen. Zugleich ist eine bemerkenswerte Neuerung eingetreten. Wie der Herausgeber in dem Vorwort zu diesem Hefte bemerkt, soll die neue Reihe „in zwangloser Folge Broschüren bringen, die den kirchenpolitischen Standpunkt der Christlichen Welt und ihrer Freunde für die Fernerstehenden zum Ausdruck bringen oder für die Näherstehenden klären und vertiefen. Es soll also ein gemeinsamer Geist in ihnen spürbar sein, der zur Anerkennung und zur Wirkung drängt. Nicht als »Streitschriften« im engeren Sinne sind sie gedacht, das entspricht unserer Art nicht; aber im Notfall wollen wir auch damit dienen."

Wir beginnen die Besprechung mit dem zweiten Heft. Wie die Leser des Blattes wissen, hielt am 30. September 1903 in Eisenach Pastor Lic. Dr. Schian aus Görlitz vor den „Freunden der Christlichen Welt" einen Vortrag über das Thema: „Die evangelischen Kirchen und der Staat" (inzwischen erschienen bei Rudolf Dülfer in Görlitz). Es schloß sich daran eine Debatte, die in der letzten Versammlung der Freunde am 27. und 28. September 1904 in Eisenach fortgesetzt wurde. Zur Vorbereitung hatten Schian, Pfarrer Foerster in Frankfurt am Main, D. Friedrich Naumann, Pastor Primarius Dr. Katzer in Löbau (Sachsen), Prediger Professor D. Freiherr von Soden in Berlin und Professor D. Baumgarten in Kiel Thesen gestellt. Diese Thesen sowie die von ihren Urhebern (mit Ausnahme des abwesenden Dr. Katzer) in der Versammlung mündlich gegebenen Erläuterungen, sind zusammen mit den wesentlichen Ergebnissen der darauf folgenden Diskussion in einem Hefte vereinigt; es ist freilich, wie der Herausgeber D. Rade in seinem Geleitwort hervorhebt, kein Kunstwerk, aber es enthält eine Menge anregender Gedanken. Foerster vertritt auch hier den staatskirchlichen Standpunkt, dem er bereits früher in der Christlichen Welt in mehreren Aufsätzen dahin Ausdruck gegeben hat, daß das normale Verhältnis zwischen Staat und Kirche das der innigsten Verbindung sei, wie es im Wesentlichen in der Landeskirche zur Erscheinung gelangt. Daß der Staat dem religiösen Gemeinschaftsleben seiner Bürger die nötige rechtliche Form zu geben und ihm die erforderlichen Subsistenzmittel darzubieten habe, gehört für ihn zum Wesen des Staates und wird von ihm mit Wärme verfochten. Im Großen und Ganzen auf seiner Seite stehen v. Soden und Baumgarten. Der Erstere betont insbesondere mit Nachdruck, daß die Kirchenbehörden im eigentlich religiösen Gebiete Nichts zu entscheiden hätten, während der Letztere ihre Befugnisse weniger einengen will. Auch Rade schließt sich dem staatskirchlichen Standpunkt an und gibt zugleich der Hoffnung Ausdruck, daß, wenn der Staat einmal versagen und unberechenbare Katastrophen dazwischen treten sollten, der evangelische Glaube und die evangelische Gemeinde auch unter neuen Verhältnissen neue Lebensformen finden werden. Schian, der auf der Gegenseite steht und die kirchliche Selbständigkeit gegenüber dem Staate betont, hat sich in seinen praktischen Forderungen mehrfach an Foerster angenähert. Katzer verficht das freikirchliche Ideal vom prinzipiellen Standpunkte, während Naumann sich mit der politischen Seite einer möglichen Trennung der Kirche vom Staate befaßt. So verschiedenartig diese Ansichten sind, ist doch grundsätzliche Uebereinstimmung der Redner hinsichtlich der zunächst zu erstrebenden Ziele vorhanden. Das ist das erfreuliche Ergebnis, welches in den von der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt in Eisenach am 28. September 1904 beschlossenen und am Ende des Heftes nochmals abgedruckten Sätzen seinen Ausdruck gefunden hat. Möglichst selbständige Weiterentwicklung des religiösen Lebens der Einzelgemeinde und außerdem Freiheit der religiösen Ueberzeugung für die Geistlichen und Lehrer sind die leitenden Prinzipien.

Diese Prinzipien bilden auch das Leitmotiv in dem ersten, von Foerster verfaßten Hefte. In einer fesselnden Ausführung, die nur manchmal etwas auf die Spitze gestellt ist, wird der durchaus richtige Gedanke der grundsätzlichen Verschiedenheit der Staats- und der Kirchenverfassung durchgeführt und wird gezeigt, daß im kirchlichen Leben der Schwerpunkt in der Einzelgemeinde liegt. Es wird betont, daß der Pfarrer und die Einzelgemeinden in unsern Kirchenverfassungen nicht die richtige Stellung einnehmen. Durch die Nachweisung bestimmter Punkte, an denen die bessernde Hand anzulegen wäre, ist das Problem in höchst dankenswerter Weise aus der Region der allgemeinen Gedanken in die Sphäre des wirklichen Lebens gerückt. Ein Zweifel drängt sich allerdings beim Lesen auf: ob nämlich hier nicht doch den äußeren Einrichtungen zu viel Bedeutung beigelegt wird. Was die Stellung des Pfarrers heute so sehr erschwert, ist doch wohl Zweierlei. Erstlich muß er auf die Formen der religiösen Anschauungen seiner altgläubigen Gemeindeglieder

im eigensten Interesse seiner amtlichen Wirksamkeit Rücksicht nehmen; und durch diese Rücksichtnahme entfremdet er sich Andere, die für diese Formen kein Verständnis mehr besitzen. Ferner muß er das Evangelium von Amts wegen predigen; Dabei steht er unter dem allgemeinen Fluche, der auf allen solchen Aeußerungen lastet. Wenn der Landrat über Patriotismus oder der Staatsanwalt über Gerechtigkeit spricht, so wird das als selbstverständliches Beiwerk des Amtes hingenommen und wirkt nicht als Ausdruck persönlicher Ueberzeugung. Der Pfarrer empfindet diesen allgemeinen Mißstand für seine Person nur besonders schwer, was auch ganz erklärlich ist. Abhilfe, soweit sie überhaupt zu schaffen ist, wird nur gelingen, wenn wir einen Stamm von freier denkenden Laien mit wirklichem kirchlichem Verständnis haben. Aber hier sind wir nahezu ratlos und können nur hoffen und glauben.

Zum Schlusse möge noch ein kurzes Wort über die grundsätzliche Frage des Verhältnisses von Kirche und Staat gestattet sein. Bei allem ethischen Handeln ist Zweierlei streng zu unterscheiden: einerseits das Ideal, welches das nur in unendlicher Annäherung erreichbare letzte Ziel der Entwicklung darstellt, und andrerseits die Gestaltung der Gegenwart und Zukunft, welche das unmittelbar zu verwirklichende Ziel unsres Handelns bildet. Man kann sich als Ideal eine Zeit denken, wo Wissenschaft, Kunst und Religion in freien Vereinigungen ohne feste Organisation gepflegt werden, die Familien keines im Hintergrund stehenden Familienrechts bedürfen, der Staat auf die Regelung des äußeren Verkehrs beschränkt ist, die einzelnen Bürger dieser Regelung ohne äußeren Zwang sich unterordnen, Strafgerichtsbarkeit und Heer überhaupt nicht mehr nötig sind, — und man kann gleichwohl für alle absehbare Zeit Anhänger der staatlichen Wissenschafts- und Kunstpflege, des Staatskirchentums, des Familienrechts, einer energischen Strafjustiz und eines starken Heerwesens sein. Nebenbei bemerkt, bildet dieser Gesichtspunkt offenbar auch den Schlüssel für die scheinbaren Widersprüche in Schleiermachers Aeußerungen über das Verhältnis von Kirche und Staat.

Nun mag man als Ideal immerhin die freie Kirche ansehen oder auch die enthusiastische Vereinigung ohne feste Organisation. Fragen wir aber, was für uns deutsche evangelische Christen am Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts das Gegebene und Mögliche ist, so kann nur die staatliche Landeskirche trotz aller ihrer Mängel die Antwort sein. Wer hat denn die evangelische Bewegung aus dem Schiffbruch des Bauernkriegs und der andren politischen Irrungen gerettet? Wer hat die Organisation der deutschen evangelischen Kirche ermöglicht und sie bis heute erhalten? Wer wird also voraussichtlich auch in Zukunft am besten für sie sorgen? Wer anders, als die Landesherren und ihre Räte? Und ferner: wir wollen doch im Interesse des deutschen Volkes, daß das gesamte Leben von christlich-sittlichem Geiste durchdrungen werde. Wenn man billig sein will, muß man anerkennen, daß unsre Staatskirche das im Großen und Ganzen geleistet hat, daß sie in diesem Sinne Volkskirche gewesen ist und es noch heute ist. Eine Freikirche würde bei uns jetzt und noch auf lange Zeit hinaus sofort zur Winkelkirche herabsinken, sobald der erste Rausch verflogen wäre. Das mag beschämend sein, es ist aber wahr.

Darin aber beruht allerdings der Wert jener Zukunftsideale, daß sie das unterscheiden lehren, was wesentlich in der Sache liegt und was Ergebnis der jeweiligen historischen Entwicklung ist. In der Tat vermag ich nicht einzusehen, weshalb der deutsche oder preußische Staat seinem Wesen nach die Kirchengewalt ausüben muß. Daraus, daß der Staat ethisch begründet ist und ethische Zwecke verfolgt, ergibt sich doch nicht, daß er notwendig alle ethischen Zwecke zu seiner Aufgabe machen muß. Der Staat hat die Kirchengewalt mit Fug und Recht; es wäre zu bedauern, wenn er sie jetzt und überhaupt in absehbarer Zeit aufgäbe. Aber es sind auch Gestaltungen der allgemeinen politischen Lage denkbar, die einmal vom Standpunkte der evangelischen Kirche aus trotz Allem, was dagegen spricht, die Trennung von Kirche und Staat als erstrebenswert erscheinen lassen könnten. Wir haben eben keinen konfessionellen und absoluten Staat mehr, sondern einen paritätischen und parlamentarischen. Das muß doch im Interesse eines gesunden kirchlichen Selbstbewußtseins gegenüber Foerster hervorgehoben werden.

Glücklicherweise haben solche Betrachtungen zur Zeit und hoffentlich auf recht lange hinaus keine praktische Bedeutung. Denn was würde die Folge der Trennung von Kirche und Staat sein? Es würden mindestens zwei Kirchen entstehen, eine positive und eine freier gerichtete. Zehn gegen Eins ist zu wetten, daß die eine wie die andre dem demokratischen Zuge der Zeit folgen und sich nach dem Extrem hin entwickeln würde; die Besonnenen könnten dann sehen, wo sie bleiben. Trotz allem tief Betrübenden, was wir immer wieder erleben, müssen wir, so lange es irgend geht, festhalten an der Volkskirche, welche die konservativen und die freieren Richtungen vereinigt, und an der Gestaltung, in der die Volkskirche bei uns allein möglich ist, nämlich an der Staatskirche. Hugo Weizsäcker

---

Sozial-Aristokrat

Als er zehn Jahre zählte, nannten sie ihn zum erstenmal einen Sozialdemokraten, — scherzweise, denn auf seinem Weihnachtswunschzettel stand nur ein einziger Wunsch: „daß ich am ersten Feiertag alle Taglöhnerjungen vom ganzen Dorf und die beiden Bohnes von der Zuckerfabrik drüben in Echtringen zu Kuchen und Chokolade einladen darf und nachher zum Spielen.“ Der Wunsch wurde dem ältesten Sohn des Grafen gewährt, wenn auch nicht sehr gerne. Die Taglöhnerjungen gingen ja noch an. Sie gehörten so zu sagen zum Gesinde, also doch zum Hause, und wurden selbstverständlich freundlich behandelt, wenn auch bisher mit patriarchalischer Herablassung, während ihnen der junge Graf wie Seinesgleichen entgegenkam. Aber die Fabrikarbeiterjungen vom Nachbardorf, die zuweilen die Spiele der Dorfkinder teilten und somit wie auch durch den Besuch der Dorfschule zur Garde des jungen Erbgrafen gehörten, was sollten diese fremden Jungen mit ihren proletarischen Typen im Schlosse? Immerhin wurde der Wunsch gewährt. — Damals war es eine Freude, Sozialist zu sein!

Eine nicht wankende Garde umgab ihn seine Schar, die Aermsten des Dorfes und der Umgegend den Vornehmsten des Dorfes und der Umgegend, dessen ritterlicher Arm sie so häufig vor den Fäusten hochmütiger, wohlhabender Bauernjungen beschützte. — Damals war es eine Freude. — —

Dann kamen die Opfer. Zuerst Geld, Gold und Glanz. Das war leicht. „Nur ein Enterbter kann Enterbten helfen!“ Damit legte er seine Erstgeburtsrechte in die Hände des jüngeren Bruders.

Darnach kam der Name. Ein stolzer, uralter Name, eine siebenzackige Krone drüber. Das war schon weniger leicht. Zum erstenmal fühlte er, daß er nicht nur Sozialist war. Darnach kam die Jugendliebe. Er hatte eine große Seele geliebt, — sie einen Aristokraten, vielleicht noch einen vornehmen Volksfreund: als sie den praktischen Sozialisten in ihm fand, der Ernst machte, wandte sie sich ab. Da ward ihm klar, daß er sein bestes Selbst in ihr geliebt — nicht die Aristokratin, welche sie war; all seine Liebe gehörte von nun an dem Volke der Enterbten, und dem wollte er fortan sein Leben weihen. Seine ganze Kraft, sein ganzes Sein opferte er, um dieses Volk zu Licht und Freiheit emporzuführen.

Das letzte Opfer war das schwerste: „Vater, das Eine laß mir, dich Vater zu nennen!“ Bittend, fast kindlich klang es von den Lippen des Scheidenden, der nun für immer das Schloß der Ahnen verlassen wollte. „So bist du entschlossen, zurückzugehen, deine Pläne aufzugeben?“ Der alte Graf hatte sich neben seinem Schreibtisch aufgerichtet. Ein warmes Leuchten überflog seine edlen Züge. Wie ein Hoffen klang es durch seine Frage. Da richtete sich auch der Sohn höher empor. Zwei Aristokraten standen sich gegenüber. „Zurück? Niemals, Vater!“ „Ich wünsche von einem Sozialdemokraten nicht Vater genannt zu werden, nie wieder.“ Also Adieu für immer? „Adieu!“ Kalt und metallen klangen diese Worte, mit denen sich der Vater abwandte. Das Opfer ward gebracht.

Draußen auf herbstlicher Heide schrie der Verstoßene: „Vater!“ Ihm war, als stürbe seine Seele mit dem Ruf, der im Sturm verhallte. Als er ein Enterbter, Namen- und Vaterloser unter den Enterbten sich ganz als einen der Ihren bekannte, da nannten sie ihn zum erstenmal: den „Aristokraten“. Oft und oft hatte er seither das Wort hören müssen nicht bloß scherzhaft wie damals, als er gegen das laute Durcheinanderschreien auftrat, nein, spöttisch zuerst, bald hämisch und zornig. Jedes unparlamentarische Getöse im Parteikampf, jede Ungerechtigkeit nach Oben, jeder rohe, unanständige Ausdruck erweckte den Aristokraten, und trug ihm Hohn und Spott ein. Heute in der großen Volksversammlung hatte ers wieder hören müssen, da hatte es geklungen wie ein Anathema und war auch so gemeint gewesen. Ein böses, ungerechtes Wort gegen den König des Landes war gefallen. Er hatte dagegen protestiert mit all der Glut und dem blinden Drauflos des Idealisten. Daraufhin war das Wort „Aristokrat“ gefallen. Erst leise, dann lauter, drohender. Wie sie ihn dann überschrien, wie Einer den Andern mit Schimpfworten und rohem Geschrei überbot, da hatte ihn ein Ekel erfaßt, und er entfloh auf die einsame Höhe, weit von der Stadt, hoch über ihr.

Silberner Duft krönte die kahlen Bäume des Waldes, der sich über der Stadt hinzog. Ab und zu flog eine Krähe auf, wenn der Schritt des einsamen Mannes auf dem frischgefallenen Schnee des Waldbodens klang. Sonst war Alles still. Im Westen schimmerte es einen Augenblick blutrot, dann war wieder Alles grau und düster wie der ganze Tag, der unmerklich in die frühe Nacht überging.

Der Wanderer trat an eine Lichtung, wo sich ein freier Ausblick auf die Hauptstadt bot. Der Nebel spann graue Fäden um Türme und Dächer, da und dort tauchten die ersten Lichter auf. Zuerst hob sich das königliche Schloß wie ein leuchtendes Viereck von den Nebelmassen ab. Dem Einsamen schlug das Herz höher. Hatte nicht der alte König ihn als kleinen Grafen auf dem Arm gehalten? Vier Jahre alt war er damals gewesen. „Er hatte ja gar keine Krone auf“, sagte der ältere Freund aus der Gutsnachbarschaft am Abend enttäuscht. „Nicht? Keine? Ich sah sie aber doch,“ erwiderte der Vierjährige versonnen. Ach, er sah schon damals Dinge, die Andre nicht sahen. König und Volk Hand in Hand auf dem Weg zum Lichte! Das war einer seiner Träume gewesen. — Er wollte ihn dem König selbst sagen, wollte dessen edles Herz für seine Untertanen in der Fabrik und am Webstuhl erwärmen, ihm sagen, welch intelligentes, wackeres Geschlecht aus der Tiefe nach Licht ringe, äußerlich durch unwürdige Verhältnisse geknechtet, innerlich frei und höchster Bildung fähig, — doch dem Enterbten wurde keine Audienz mehr gewährt.

Seine Blicke schweiften weiter über die eleganten Geschäftsstraßen, wo Licht mit Licht eine lange Kette bildete bis hin zu den Bogenlampen des Bahnhofs und wieder zurück in die engen Gassen im Zentrum der Stadt. Hier tauchten erst vereinzelte Lichter auf — spärlich gesäte Gaslaternen — tief drin auf den dunkelsten Gassen lag der Nebel wie eine schwere Last. Auch da unten hatte der Träumer Dinge gesehen, die nicht waren, — andere übersehen, die nur zu sehr waren.

„Aristokrat“ grollte es zornig aus den Tiefen. „Sozialdemokrat“ klang es höhnisch und verächtlich von oben herab.

„Sozialaristokrat“ fuhr es ihm durch den Sinn. Mit dem Wort wachte eine alte, halbvergessene Erinnerung in ihm auf und gewann deutliche Gestalt: „Ich bin gekommen zu dienen, und mein Leben zu lassen für Viele, für Alle.“ Konnte es einen größeren Sozialisten geben, als den, der so sprach? „Ich bin ein König, ich bin gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll!“ Konnte es einen größeren Aristokraten geben, als den, der so sprach? Bislang hatte der Enterbte der Ueberzeugung gelebt, er habe auch seinen Glauben geopfert, — mit all dem Andern. Nun auf einmal ward ihm klar, daß er ihn noch hatte. Erhobenen Hauptes schritt er den Berg hinab der Stadt zu. Auch hier oben war es mittlerweile ganz dunkel geworden. Ein ödes Schwarzgrau verhüllte die Bäume dem Blick des Wandrers. Seine Seele aber war voller Licht. Und dies Licht trug er hinunter in die Gassen, dahin, wo sie am dunkelsten waren.

Th Köstlin

Verschiedenes

Schillerbildnisse. Es soll ein Jedes seinen Schiller haben. Zwei Ausgaben von Schillerbildnissen sind uns zugegangen: etwas Verschiedneres von Auffassung läßt sich nicht denken. Und doch ist Beides Schiller.

Die J. G. Cottasche Buchhandlung bietet in doppeltem Format (60 : 80 und 36 : 47 cm) eine Heliogravure dar nach dem Gemälde von Ludovike Simanowitz (Könnecks Bilderatlas S. 313). Die dem Dichter befreundete Malerin hat ihn 1793 gemalt, heute befindet sich das Bildnis im Schillermuseum zu Marbach. Es ist der edle, milde, geprüfte und bewährte Schiller, nicht aufregend sondern beruhigend. Die Wiedergabe trefflich, der Preis gering: 5 Mk. für das große, 1,50 für das kleinere Format.

Ganz anders wirkt das Bildnis auf uns ein, das der Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey in München ausgegeben hat. Professor Leo Samberger in München malte es auf Anregung des Dürerbundes. Ein kühnes Bild: scharf, gebietend, leidenschaftlich tritt der helle Kopf aus dem Dunkel hervor — es ist der Schiller des Sturms und des Dranges, aber mit der Vollmacht, ein Neues siegreich mit heraufführen zu helfen. Jugendliche Schillerverehrer, moderne Menschen werden diese Auffassung vorziehen. Auch hier hat man zwischen zwei Größen zu wählen: $46^1/_2 : 34^1/_2$ cm das größere, Meisterbilderformat das kleinere Bild, jenes 2 Mk., dieses 25 Pf. Der Dürerbund hat sogar beim Bezuge einer reichlicheren Anzahl noch Preisermäßigungen ermöglicht, bei dem größeren Bilde bis zu 75, bei dem kleineren bis zu 10 Pfennigen. Man rahme dunkel ohne Weiß!

Es kann also ein Jedes seinen Schiller haben. R

Schillerschriften. Die scharfe Kritik der letzten Jahrzehnte hat die Volkstümlichkeit Schillers nicht erschüttern können — das ist der Eindruck, den ein Ueberblick über die unendliche Fülle der Gedenkschriften ohne weiteres weckt. Die litterarische Hochflut ist geradezu unglaublich, leider nicht nur an Umfang, sondern oft auch an Inhalt. Was für entsetzliches Zeug rankt sich nicht an der Persönlichkeit und dem Ruhm des großen Mannes empor! Vieles ist so arg, daß er es nicht einmal eines Xenions für wert halten würde. Es wird der beste Beweis für die dauernde Kraft seiner Dichtung sein, wenn die Liebe unsers Volks zu ihm selbst solche Geschmacklosigkeiten überstehen kann. Erst nach diesem kritischen Seufzer vermag ich aus der zufällig zusammengekommenen Menge Einzelnes zu nennen, das sich hoch über diese Linie erhebt. Neben der Schillerbiographie Karl Bergers, deren erster Band bereits vor Weihnachten empfohlen wurde (vgl. 1904, Nr. 52. München, Beck; geb. 6 und 8,50 Mk.) ragt das Marbacher Schillerbuch hervor. Es ist vom Schwäbischen Schillerverein herausgegeben und läßt sich entweder durch die Mitgliedschaft oder im Buchhandel erwerben. (Cotta, Stuttgart und Berlin, 1905. 380 Seiten, in schöner Ausstattung 7 Mk.) Der Inhalt zerfällt in 32 teilweise sehr wertvolle Einzelstücke. Sie sind außerordentlich mannigfaltig; bald behandeln sie einen Gedankenkreis, eine Kunstform oder ein Werk des Dichters, bald seine Person oder Wirksamkeit, bald Gestalten aus seinem Kreise oder seine Beziehungen zu Zeitgenossen; auch wichtige Briefe sind abgedruckt. Unter den Mitarbeitern sind Männer wie Erich Schmidt, Th. Ziegler, O. Harnack, A. Bartels und H. Bulthaupt. Solche Mosaikarbeit hat den großen Vorzug, daß sie die verschiedenartige Beurteilung Schillers in der Gegenwart spiegelt, von blindester Verehrung bis zu historisch-ästhetischer Kritik. Sogar der Kampf gegen die Schule schlägt seine Wellen herein. B. Litzmann nennt zwar anfangs die Schule den Kanal, der Schillers Balladen im Volk lebendig halten hilft, behauptet aber am Schluß, daß die Kinder in der Schule „mit Schillerschen Balladen den Begriff und die Vorstellung von unerträglicher, moralisierender Pedanterie und höchstens von einer Reihe schön klingender Verse verbinden lernen“. Armer Akademiker, der wohl nie das Auge eines Schülers beim Vorlesen oder Deklamieren einer Dichtung blitzen sah! Daß die Religion zu gut für die Schule ist, haben wir längst hören müssen; nun ist es auch Schiller! Was wird zum Schlusse übrig bleiben, das schlecht genug für die Schule wäre? Doch es ist hier nicht der Ort, über Einzelnes zu streiten; im Ganzen bedeutet das Sammelwerk eine würdige Gabe. — Dank scheint mir ferner Eleonore Lemp dafür zu verdienen, daß sie Schillers Welt- und Lebensanschauung in Aussprüchen aus seinen Werken und Briefen zusammengestellt hat. (Frankfurt a. M., Diesterweg 1905. 300 Seiten, geb. 4 Mk.) Man mag über den Wert solcher Auszüge denken, wie man will — praktisch sind sie, wenn geschickt gemacht, sowohl zur eigenen Erbauung wie zur sachlichen Vertiefung in die Seele des Helden. Daß E. Lemp ihre Arbeit mit Geschick getan hat, beweist schon die reichliche Benutzung der Briefe. Die Stichworte der Gruppierung lauten: Religion, Leben, Natur, Staat, Kunst, Wissenschaft. Möchte das Buch viele Leser finden, die von da aus weiter eilen, vor allem zu den Schätzen der Briefe! — Ludwig Keller wendet seine These von der Bedeutung der humanistischen Kultgesellschaften und ihrer Fortwirkung im Freimaurertum auf Schiller an. Sein Aufsatz über Schillers Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Humanismus bildet das 3. Stück im dreizehnten Jahrgang der Vorträge und Auf-

sätze aus der Comeniusgesellschaft. (Berlin, Weidmann 1905. 87 S. 1,50 Mk.) Er führt uns tiefer in das geistige Leben der Umwelt hinein, als es meist geschieht; er betont die Einwirkung der Freunde auf die Entwicklung seines Fühlens und Denkens, innerhalb dieser Entwicklung aber vor allem ihre erste Stufe, die sich bereits in Stuttgart herausbildete. Trotz der Einseitigkeiten, die nur zu leicht aus der Durchführung eines einzigen Gesichtspunkts erwachsen, ist die Schrift eine anregende und in manchen Punkten heilsame Ergänzung der übrigen Litteratur. — Aus ganz andern Gründen interessiert Arthur Böhtlingks Schiller und das kirchliche Rom. (Neuer Frankfurter Verlag 1905. 122 S. 1,50 Mk.) Er möchte zeigen, daß die Grundlage für das Verständnis Schillers in seiner Feindschaft gegen das kirchliche Rom liegt, und mustert daraufhin seine Werke. Gerade in den Kreisen der Christlichen Welt wird der bekannte Kämpe wenig Beifall für die Hereinziehung Schillers in die religiösen Streitigkeiten finden. Aber als Urkunde der Zeitstimmung ist das Büchlein immerhin bedeutsam. Und gegenüber der törichten Hoffnung katholischer Behörden und Verleger, Schiller auf dem Wege der Zensur in einen kirchlichen Dichter zu verwandeln, ist es verdienstlich, wenn wieder einmal der freigeistige Charakter seines Schaffens in seiner strengsittlichen Schönheit, aber auch — das müssen wir hinzufügen — in seiner zeitgeschichtlichen Schranke dargestellt wird. — Endlich historisch erweist die Bedeutung Schillers für unser Volk am besten ein Rückblick auf die Feier von 1859. Was Wunder, daß auch die besten Reden jener Feier aufs neue gedruckt werden? Die meisten sind freilich nur insofern zu empfehlen, als sie den Wandel der Zeit aufs deutlichste offenbaren. Doch gibt z. B. die Rede, die Jakob Grimm in der Berliner Akademie der Wissenschaften über Schillers Verhältnis zu Goethe gehalten hat, noch heute wirklichen Genuß: Rede auf Schiller von Jakob Grimm. Mit dem Bilde von Kügelgen. Hamburg, Gutenberg-Verlag 1904. 0,50, geb. 1 Mk.

Stephan

Schiller. Von Eugen Kühnemann. München, Beck 1905. Gebunden 6,50 Mk. — Nun ist uns unmittelbar vor dem Schillerfeste doch noch eine Gabe von bleibendem Werte geschenkt worden. Wer Kühnemanns Herderbiographie und seine kleine, aber gehaltvolle Einleitung in Schillers philosophische Schriften und Gedichte kennt, wird ohne weiteres bei der Nachricht aufhorchen, daß von ihm nun eine Biographie Schillers vorliegt. Darf man es aber eigentlich eine Biographie nennen? Das rein Biographische ist aufs äußerste zusammengedrängt, alles Anekdotenhafte gradezu fernzuhalten, — was Kühnemann bietet, ist tiefeindringende Analyse des Schillerschen Geistes und seiner Werke. Und jedesmal, nachdem die Analyse vollzogen, der Kern seiner Gedanken und seines Wollens gefunden ist, wird dann das so erreichte Ergebnis mit den verwandten litterarischen Erscheinungen verglichen und ihm in der Geschichte nicht nur der Dichtung, sondern des menschlichen Geistes überhaupt, sein Platz angewiesen. Dadurch gelingt es dem Darsteller, die Eigenart des Dichters, das was wirklich Schiller war und ist, ganz plastisch und scharfumrissen hinzustellen und, indem alle falschen und ungerechten Vergleichungen und Hineindeutungen abgewiesen werden, von seiner unvergänglichen Größe einen überwältigenden Eindruck hervorzubringen. Am meisten aber sind wir Kühnemann dafür dankbar, daß er nun noch einen Schritt weitergegangen und Schiller unserer Gegenwart mit ihren modernen Bewegungen und Bedürfnissen gegenübergestellt hat. Was Schiller uns sein kann und sein soll: diese doch schließlich wichtigste Frage empfängt dadurch ein helles und wohltuendes Licht. Und er kann uns nach Kühnemanns Urteil sehr viel sein! — Es ist natürlich unmöglich den Reichtum eines solchen Buches nach flüchtigem Ueberlesen auszuschöpfen. Zweck dieser Zeilen ist nur, Allen, denen Liebe und Ehrfurcht nicht in den massenhaften Feiern dieser Tage aufgebraucht ist, auf diese zur Vertiefung des Verständnisses für einen unsrer größtenHelden und zu edelstem Genuß stiller Stunden dargebotne Gabe nachdrücklich hinzuweisen. Foerster

Kleine Mitteilungen. Wir haben am Schluß der letzten Nummer auf die Kolportageverbote hingewiesen, mit denen das Königreich Preußen allerlei Veröffentlichungen des Evangelischen Bundes belegt hat. Wir entnahmen die Titel der Evangelischen Kirchenzeitung für Oesterreich Nr. 8, dort kann man noch einige weitere finden. Zu Grunde lag ihrer Mitteilung der „Siebente Nachtrag zum Verzeichnis der im Gebiete des Preußischen Staates vom Feilbieten im Umherziehen ausgeschlossenen Druckschriften," der die Zeit vom 1. Oktober 1902 bis dahin 1903 umfaßt. Das Verzeichnis hat nach § 56 der Reichsgewerbeordnung zu verbieten „Druckschriften u. s. w., insofern sie in sittlicher oder religiöser Beziehung Aergernis zu geben geeignet sind." Wir bezweifeln stark, daß die Gesetzgeber seinerzeit an die Verhinderung des Vertriebs anständiger und ernster konfessioneller Kontroversschriften gedacht haben. Es wäre interessant, Weiteres über den Inhalt dieses Index librorum prohibitorum zu erfahren. Insbesondre auch, welche katholische Schriften zensuriert wurden. Das Harte liegt im Verbot für die ganze Monarchie und in der Tatsache, daß auch Kolporteure, die sich von Berufs wegen nur an Evangelische wenden, Synodalkolporteure z. B., von der Maßregel betroffen sind.

Mit größter Spannung muß jeder kirchlich Interessierte den Fortgang der auf Trennung von Staat und Kirche hinzielenden Gesetzgebung in Frankreich verfolgen. Unser Liberalismus ist ganz Bewunderung und Beifall für das Werk, und unsre Katholiken fangen schon an mit dem neuen Zustand der Dinge drüben zu rechnen (Köln. Volksz. 341). Wir überlassen Herrn Pfarrer Lachenmann,

die Entwicklung der Dinge demnächst in diesen Spalten weiter zu verfolgen; aber noch können wir uns vorläufig nicht denken, daß die französische Regierung und die parlamentarische Mehrheit, deren Ausdruck sie ist, das Werk glücklich hinausführen werden. Chi vivra, verra. Es ist allerdings erstaunlich, wie glatt diese ungeheure Staatsaktion bisher verlief.

Noch zwei Ergänzungen zu dem Aufsatz Kunst und Sittlichkeit, die bei der Korrektur nicht mehr berücksichtigt werden konnten. Hinter „Traktatlitteratur" Sp. 420 Z. 19 schob der Verfasser ein: „wie sie leider auch in den meisten Sonntagsblättern verbreitet wird." Den vorletzten Absatz von Sp. 422 möchte er mit dem Satze schließen (hinter „die das Werk hat"): „Diese Wirkung der Kunst stellt Gottfried Keller im Grünen Heinrich außerordentlich reizvoll dar, an der Stelle wo er Goethes Einwirkung auf ihn beschreibt, 3. Band 1. Kapitel." — Man lasse sich von dem Studium des Aufsatzes nicht durch die Schwierigkeiten des ersten Stücks abhalten. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Coblenz. Freunde der Christlichen Welt und des Evangelischen Gemeindeblattes. Mittwoch 24. Mai 3 Uhr im Evangelischen Bürgerverein: Burggrafs Schillerpredigten (Oberlehrer Branchart-Coblenz). Alle Freunde sind willkommen.

Cöthen. Mittwoch 10. Mai 4 Uhr in Rumpfs Hotel: Der Versöhnungstod Christi (Pf. Reuß-Scheuder). Besprechung über Vortragsreihe für nächsten Winter.

Hamburg. Montag 15., nicht 8. Mai Restaurant Tucherhaus Jungfernstieg 39 8 Uhr: Christus und das Sacaeenopfer, Religionsgeschichtliche Streiflichter. (Lic. Hans Vollmer.)

Marburg. Dienstag 23. Mai 8½ abends: Ueber christliche Beurteilung unsrer Dichter und Künstler.

Stade. Mittwoch 10. Mai Vorm. 10½ Uhr im Schuldt'schen Klubhause: Erfordernisse der modernen Predigt.

Stuttgart. Mittwoch 10. Mai 8 Uhr im kleinen Saal des oberen Museums Kanzleistraße 11 (nicht im Herzog Christof): Goethes Ausspruch von einer Christusähnlichkeit bei Schiller. (Stadtpfarrer Gerok.)

Julius Schacht, Vikar
in Spittal a. d. Drau in Kärnten
Frieda Schacht,
geb. Rizzi
Vermählte
Villach, 26. April 1905

Man verlange
Probenummern
der Christlichen Welt
vom Verlag.

Evangelische gebildete Damen
im Alter von 24—32 J., welche bereit wären, sich der Erziehungstätigkeit in Anstalten für Fürsorgezöglinge oder der sozialen Arbeit unter den Fabrikarbeiterinnen zu widmen, können zwecks Ausbildung im sozial-pädagogischen Seminar des **Evangelischen Fürsorgeheims für schulentlassene Mädchen in Gummersbach** zum 1. Mai oder später Aufnahme finden. Anfragen erbeten an
Pastor **Rühle,**
Gummersbach (Rheinland)

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9

Soeben erschien:

Schiller als Philosoph

und seine Beziehungen zu Kant

Festgabe der „Kantstudien"

Mit Beiträgen von

R. Eucken, O. Liebmann, W. Windelband, J. Cohn, F. A. Schmid, Tim Klein, B. Bauch und H. Vaihinger

herausgegeben von

Hans Vaihinger und **Bruno Bauch**
(Halle)

Mit drei Schillerporträts

Gr. 8°. Mk. 3.—

ILLUSTRIERTE MONATSSCHRIFT
FÜR KUNST UND KUNSTGEWERBE

JÄHRLICH ZWÖLF HEFTE MIT VIELEN ABBILDUNGEN,
FARBIGEN BLÄTTERN UND ORIGINALBEILAGEN

VIERTELJÄHRLICH DREI HEFTE M. 6.— ✱ VERLAG BRUNO CASSIRER, BERLIN
PROBEHEFT GEGEN 20 PF. PORTO

Die glückliche Geburt eines
Sohnes
zeigen hocherfreut an

Oberlehrer Lic. theol. **Hans Follmer**
und Frau **Elisabeth** geb. **Ihlfeld.**

Hamburg, den 25. April 1905.

In meinem Hause finden noch einige **schwachsinnige und epileptische Kranke** liebevolle Aufnahme. Meine Frau ist in der Pflege derartiger Kranken ausgebildet.

Merzyn, Apotheker
Görzke (Bez. Magdeburg)

Chronik der Christlichen Welt

13. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen.

Nr. 16. Vierteljahrsübersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der deutschen evangelischen Landeskirchen (Schluß) — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die Beurteilung der Badischen Generalsynode — Evangelische im Auslande: Die Los von Rom-Bewegung der sozialistischen Arbeiterschaft; Aus Frankreich (Schisma oder Kirchenbund; Pastoralkonferenzen) — Verschiedenes: Aus Württemberg; Vermischte Nachrichten.

Nr. 17. Vierteljahrsübersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der Römischen Kirche — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Aus Elsaß-Lothringen; Aus Pommern — Verschiedenes: Ein päpstliches Schreiben über die Los von Rom-Bewegung; D. Fischers Auslegung des oberkirchenrätlichen Bescheides an ihn; Gegen D. Fischer; Vermischte Nachrichten.

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft

Organ des Allgemeinen Evangelisch-protestantischen Missionsvereins

Herausgeber Prediger D. **Kind** in Berlin

Evangelischer Verlag in Heidelberg

XX. Jahrgang. Monatlich ein Heft. Jährlich 5 Mk.

Inhalt:

Heft 1. Die Japanmission im Jahre 1903 (Emil Schiller). — Mission und Deutschtum in China. — Deutscher Kolonialkongreß. — Aufruf der protestantischen Missionare Chinas an die Kirchen der Heimat. — Vereinsnachrichten.

Heft 2. Nachruf für Ihre Königliche Hoheit die Großherzogin von Sachsen-Weimar. — Die chinesischen Klassiker (R. Wilhelm). — Die Mission und die staatlichen Behörden in den Kolonien (Aug. Kind). — Literatur: Bousset, Jesus (Aug. Kind). — Aus der Mission der Gegenwart. — Vereinsnachrichten.

Heft 3. An den Grenzen von China und Tibet (A. Kind). — Die chinesischen Klassiker. Fortsetzung (R. Wilhelm). — Religiöses aus dem modernen Tokyo und Yokohama (H. Haas). — Vereinsnachrichten.

Heft 4. Kämpfe und Siege des Missionsschulwesens in Japan (Schiller). — Die chinesischen Klassiker. Fortsetzung (R. Wilhelm) — Die Entwicklung des Kiautschougebietes (Aug. Kind). — Das Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz 1905 und des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins (Aug. Kind). — Literatur. — Vereinsnachrichten.

Kandidaten der Theologie

mit und ohne Examen finden jederzeit Beschäftigung in **Vilmars Institut, Melsungen.**

Ev. Fröbel-Seminar u. Erziehungsheim Cassel

Staatlich konzessioniertes **Kindergärtnerinnen-Seminar,** 1½ jährige Kurse, für Töchter der gebildeten Stände. Näheres i. d. Broschüre „Die Arbeit im Fröbelseminar".

Für das Kuratorium
D. Pfeiffer, Generalsuperintendent

Töchter-Pensionat

von Frau Dr. W. Nagel, Darmstadt, Victoriaplatz 9

Allseitige wissenschaftliche, gesellschaftliche und häusliche Ausbildung. Vorzügliche Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin.

Man verlange

Probenummern

vom Verlag der Christlichen Welt

Nr. 7 und 10

dieses Jahrgangs sind fast gänzlich vergriffen. Wer schickt uns seine gelesenen Nummern gegen ein Entgelt von je 15 Pfennigen?

Verlag der Christlichen Welt

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine litterarische Beilage von der Verlagsbuchhandlung C. A. Schwetschke und Sohn in Berlin

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 19 Marburg i. H., den 11. Mai 1905

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Der barmherzige Gott — Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte. Dritte Vorlesung — Merksprüche für Erziehende — Zur Beurteilung der Prozesse wegen Gotteslästerung — Die Bibel- und Babel-Litteratur. 14. Bezold, Giesebrecht, Zimmern — Predigten. Jatho, Lühr, Rocholl, Kögel — Cottas Säkularausgabe von Schillers Werken — Verschiedenes: Die kirchliche Beerdigung der Selbstmörder (Noeldeke); Eigenmächtige Unrechtshemmung (v Alberti); Das Christenleben in Wort und Tat (Groskopf); Für Herz und Gemüt der Kleinen (Paul); Der verlorene Sohn (Caine); Do We Believe? Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Der barmherzige Gott

Lobe den Herrn, meine Seele, der dir alle deine Sünde vergibt und heilet alle deine Gebrechen. Ps. 103, 2. 3.

Ueber den andern Stücken des Evangeliums, Erneuerung des Herzens, Schärfung des Gewissens, Halt und Trost im Leid, Verständnis des Lebens und der Welt, wollen wir die Vergebung der Schuld nicht vergessen. Einst Kern und Stern der Lehre und Verkündigung, ist sie einem Geschlechte weniger begehrenswert geworden, dem der Hintergrund des Gerichtes samt Himmel und Hölle weit zurück in dämmernde Ferne gewichen ist. Dennoch hat sie immer noch den höchsten Wert auf dem Schauplatz, mit dem unsre Verkündigung rechnet, nämlich für Menschenseelen, die außer innerer Tüchtigkeit und Kraft noch ein ruhiges Gleichgewicht zu den besten Schätzen zu zählen wissen. Für solche entfaltet sich mit der fortschreitenden Vertiefung und Klärung des ganzen Innenlebens immer schöner und reicher der Glanz, der von dem gnädigen und barmherzigen Vater im Himmel ausgeht. Und wenn auch die Angst vor der Hölle nicht mehr auf den Pfad treibt, der über den steilen Berg der Reinigung in den Himmel führt, so strecken sich doch tiefe Bedürfnisse wie flehende Hände aus der Unruhe und Qual der Menschenbrust dem heilenden Worte entgegen.

Jeder kennt einen Menschen, der auf einmal durch eigne Schuld einen schweren Zusammenbruch seines ganzen Daseins erlebt hat, sei es, daß die sonst gute und reine Seele, weil sie aus Leichtsinn und Schwachheit sich selbst zu zügeln vergaß, einer schweren Versuchung erlag, sei es, daß Bosheit und Gemeinheit, durch langes Verborgenbleiben sicher gemacht, sich steigerten, bis plötzlich Alles herauskam und das Haus über dem Kopf zusammenbrach. Dann schlüpft der beste Freund nur verstohlen in die Wohnung des Elendes und der Schande, die guten Bekannten schauen auf der Straße nach der andern Seite; nur die Türen der Verzweiflung und der völligen Hingebung an die Finsternis stehn noch offen. — Dann ist der barmherzige Gott die einzige Rettung. Wer von den harten Menschenaugen zu seinem Vaterantlitz flieht, der findet ein Fundament, um sein Leben langsam von unten an wieder aufzubauen; denn er hat dann einen Rückhalt, ohne den Niemand Etwas fertig bringt, nämlich eine Person, die er achtet und die ihm nicht mißtraut.

Die großen Sünden, von denen wir Alle öfter manche begehen, Zornausbrüche, ein toller Abend, neidisches, verräterisches und verlogenes Gerede, unrechtmäßige Aneignung von Geld, lange schwere Trübungen unsres Gewissens, unverständliches Versinken in arge Selbstsucht und Habsucht, können uns zu schaffen machen, auch wenn ein gutes Geschick oder unsre Schlauheit die bösen Folgen für uns aus dem Wege

räumte. Dann schweift ein Bedürfnis unsrer Seele hin und her, um irgendwo wieder den freien Blick in klare scharfe Augen und die Achtung vor uns selbst wieder zu erlangen. Wenn uns dann die Härte der Pharisäer zurückstößt und das verständnisvolle Augenzwinkern der Sünder empört, dann finden wir an Gott das tiefe Verständnis, das uns, ohne den Leichtsinn zu stärken, uns selber wieder gibt.

Treibt uns so ein Bedürfnis, als ein Zeugnis innerer Gesundheit und Wahrhaftigkeit, zu dem Quell neuen Mutes, so soll es uns die Gewöhnung zur Pflicht machen, für Alles den Vater im Himmel um Vergebung zu bitten, was weniger stark unser Gefühl erschüttert. Zeiten der Trägheit, größere Strecken voll Unwahrheit und Gefallsucht in unserm Leben, samt den kleinen Rücksichtslosigkeiten, Bosheiten, Quälereien, Tücken und Halbwahrheiten, wie sie der Alltag bringt, sollen wir uns immer mehr gewöhnen, ehrlich und fest ins Auge zu fassen und unserm Gott zu sagen. Darin liegt eine heilsame Zucht, aber auch die Beseitigung mancher kleinen Störenfriede unsres Innern. Besser als vage Gedanken und halbe Gefühle ist die feste Einrahmung dieser Empfindungen und Wünsche in die Form des Gebetes, in dem wir Gott sagen, was uns an uns nicht gefällt. Zwar können wir so manche Leidenschaft klein beten, aber unser Auge wird heller im Verkehr mit Gott, daß wir immer mehr Sünde und Schuld gewahren. Immer wieder dürfen wir mit den alten und den neuen Schulden vor Gott treten; Gott hört nicht auf barmherzig zu sein, solange wir nicht aufhören, ihn um seine Barmherzigkeit zu bitten. Es sollte freilich die bereute und vergebene Schuld uns von der Sünde trennen, wenn nur nicht das Fleisch mit seinem ganz unverständigen Starrsinn aller Logik spottete. Aber trotzdem zieht uns Gott keine Grenze, wie oft wir bitten dürfen; denn wenn wir mutwillig vergebene Sünde immer wieder tun, dann stirbt das Gewissen und die Bitte um Vergebung verstummt von selbst. Und das ist der Tod der Seele; denn wo Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit. N

Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte

Vgl. Nr. 8 und 14

Dritte Vorlesung

Der Apostel Paulus hat uns weniger von Jesus, seinem Leben und seiner Verkündigung, mitgeteilt, als wir erwarten und wünschen. Wir beklagen das, aber wir dürfen doch andrerseits hier nicht lediglich einen Mangel empfinden. Paulus hat seinen Christenstand als einen Stand der Freiheit beurteilt: der Geist Christi hat ihn in ein unmittelbares Kindschaftsverhältnis zu Gott gesetzt; so lebte er nicht nur von Er-

innerungen, auch nicht in der ängstlichen Sorge, das Lebensbild Jesu in Einzelzügen nachzuahmen, sondern als Einer, den der Geist Gottes trieb. Zwischen zwei Erlösungen — wenn ich mich so ausdrücken darf — sah er sich gestellt. Die eine war durch den Kreuzestod Christi schon geschehen; die andre stand nahe bevor. In der Spanne, die zwischen beiden liegt, soll Glaube, Liebe und Hoffnung das Herz erfüllen. So hatte der Apostel seinen Gemeinden, wenn er sie baute und ermahnte, noch Wichtigeres zu sagen als an Sprüche Jesu zu erinnern. Gewiß, er hat das konkrete Bild Jesu zurückgedrängt und den Christus des Glaubens an seine Stelle geschoben; aber er war nicht der Einzige, der das getan hat — die Anerkennung der Messianität Jesu mußte überall diese Wirkung haben —, und er hat doch neben dem Trotz und dem Zwang einer Glaubenslehre auch die Freiheit des religiösen Lebens in Kraft gesetzt. Diesem ehemaligen Pharisäer hätte es naheliegen müssen, aus der Verkündigung Jesu einen Sittenkodex zu machen und seine Schüler in verba magistri schwören zu lassen; aber er hatte einen tieferen Eindruck gewonnen und daher höhere Ziele. Wie dankbar müssen wir ihm aber andrerseits sein, daß er nirgendwo der so naheliegenden Versuchung nachgegeben hat, die ihm überlieferten Züge des wirklichen Bildes Jesu seiner Glaubenslehre durch allegorische Behandlung anzupassen.

Noch ein kurzes Wort über Sprüche Jesu bei Paulus. Höchstwahrscheinlich finden sich in den sittlichen Ermahnungen des Apostels mehr stillschweigende Beziehungen auf Worte Jesu, als wir jetzt festzustellen vermögen, so in Röm. 12—14, 1. Kor. 4, 2, Röm. 2, 1 und anderswo. Seine Ethik ist augenscheinlich von der Jesu bestimmt gewesen; indessen muß man sich vor kleinmeisterlicher Spürsucht hüten. Im 1. Korintherbrief (K. 7) aber hat sich der Apostel ausdrücklich auf ein Herrnwort — das Verbot, daß sich das Eheweib vom Manne scheide — berufen, und im 1. Thessalonicherbrief (K. 4) ebenso auf einen eschatologischen Spruch Jesu. Beides ist wichtig, weil es zeigt, daß Paulus Jesum auch als den Lehrer und als den Propheten in den Gemeinden verkündet hat: Jesus, der Erlöser, ist auch durch seine Verkündigung die Autorität in sittlichen Fragen und in Bezug auf die Erwartungen der Zukunft. Hierher gehört es, daß nach der Apostelgeschichte — wir haben es schon in der vorigen Vorlesung bemerkt — Paulus den Spruch Jesu zitiert hat: „Geben ist seliger als Nehmen." Ferner, wenn der Apostel im ersten Kapitel des 1. Korintherbriefs triumphierend sagt, daß Gott nicht die Weisen und Klugen, sondern die Törichten und Geringen berufen habe, muß man sich da nicht des Herrnwortes erinnern (Math. 11, 25; Luk. 10, 21): „Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen geoffenbart"? Dabei ist noch auf eine versteckte Stelle aufmerksam zu machen. Im zehnten Kapitel des 2. Korintherbriefs schreibt der Apostel mit feierlicher Emphase: „Ich ermahne euch bei der Sanftmut und Bescheidenheit Christi." „Die Sanftmut und Bescheidenheit Christi" muß ein den Korinthern bekannter Ausdruck gewesen sein. Nun lesen wir aber in derselben evangelischen Spruchgruppe, die wir eben zitiert haben, die Worte: „Ich bin sanftmütig und von Herzen demütig." Dürfen wir zweifeln, daß dem Apostel diese Selbstbezeichnung Jesu vorschwebte und er sie eben deshalb so feierlich geltend gemacht hat? Dem Matthäus-Evangelium hat er sie natürlich nicht entnommen, denn es existierte damals noch nicht; aber auch daran ist nicht zu denken, daß Matthäus sie aus dem Paulusbriefe herausgeklaubt hätte, sondern Paulus hat dieses Herrnwort aus mündlicher Ueberlieferung kennen gelernt, und es muß ihm ein besonders wichtiges gewesen sein.

In dem, was ich bisher ausgeführt habe, haben wir alles Wesentliche aus dem Zeugnisse des Apostels über Jesus kennen gelernt. Doch möchte ich noch auf etwas Negatives hinweisen: das Leben Jesu kann vor der Endkatastrophe, der Kreuzigung, keine großen Ereignisse und Wendungen enthalten haben. Solche müßte Paulus erwähnen oder doch streifen, wenn sie sich ereignet hätten. Also bezeugt er durch sein Schweigen dasselbe, was uns die Evangelien lehren.

Wenn man das zusammenfaßt, was uns die nachpaulinischen christlichen Schriftsteller bis zum Anfang des zweiten Jahrhunderts und Paulus selbst von Jesus sagen, so kann man wohl von einem fünften ungeschriebenen Evangelium sprechen, und in gewisser Weise ist dieses Evangelium noch wichtiger als die vier, die wir besitzen. So viele oder so wenige Details in jenem fünften ökumenischen enthalten sein mögen: die großen Züge des Charakterbildes, der Lehrer, der Prophet, der Heiland — aber kein einzelnes Wunder von ihm wird berührt — die Hoheit in der Demut, die Heiligkeit, die Feindesliebe, der Verkehr mit den Sündern, das Kreuz und die Erscheinungen nach dem Tode sind bezeugt. Vor allem aber: gewiß ist, daß dieses Leben, wie immer es verlaufen ist, und diese Persönlichkeit, welche Züge sie getragen haben mag, so beschaffen waren, daß sie das Glaubensurteil begründeten: Dieser ist der Sohn Gottes und der Herr. Wo sich aber dieses Glaubensurteil feststellte, da mußte sich stets eine ganz neue Perspektive eröffnen. Ein himmlisches, goldenes Licht überstrahlte nun alle Ueberlieferung oder hob sie in eine höhere Sphäre. Ob das eine Illusion war, ob Sinn und Absicht Jesu dabei verfehlt wurden, oder ob das eine notwendige, ja beabsichtigte Folge gewesen, die sich aus seinem Selbstzeugnis ergeben mußte, vermögen wir hier nicht zu entscheiden.

Wir gehen zu den Evangelien über.

Das dritte und vierte Evangelium (Luk. 1, 4; Joh. 20, 31) sagen uns ausdrücklich, zu welchem Zwecke sie geschrieben sind: sie wollen Sicherheit in Bezug auf die christliche Lehre erwecken, bez. den Glauben an Jesus als den erschienenen Sohn Gottes begründen. Aber nicht anders ist auch der erste Vers des zweiten Evangeliums zu verstehen, mag man nun „Anfang des Evangeliums von Jesu Christo, dem Sohne Gottes" lesen oder die drei letzten Worte für einen späteren Zusatz halten. Die Gleichartigkeit des ersten Evangeliums mit den anderen verbürgt endlich denselben Zweck auch für dieses Evangelium, in welchem übrigens Jesus als der Geweissagte ganz besonders deutlich hervortritt. Unsre vier Evangelien sind also apologetisch-katechetische Bücher der Evangelisation. Die Reste alter Evangelien, die wir sonst noch besitzen, zeigen, soweit sie Schlüsse zulassen, daß auch diese ebenso beurteilt werden müssen (Hebräer-, Egypter-, Petrus-Evangelium). Sie sind nicht wertlos, aber haben neben den kanonischen Evangelien, zumal da wir nur Trümmerstücke besitzen, nur eine geringe Bedeutung.

Die Evangelien zeigen, daß die älteste Christenheit nur für die Zeit des öffentlichen Auftretens Jesu ein Interesse gehabt und daß demgemäß die Verkündigung von ihm erst mit der Taufe durch Johannes begonnen hat. Das zweite und vierte Evangelium (vgl. auch das negative Zeugnis des Paulus und der ältesten christlichen Schriftsteller, ferner Apostelgesch. 1, 21. 22) lehren das unmittelbar, aber auch das erste und dritte bezeugen diesen Tatbestand; denn eine Geschichte Jesu vor der Johannestaufe bieten auch sie nicht, sondern lediglich zwei ganz verschiedene Geburtsgeschichten (Lukas dazu eine völlig isolierte Erzählung vom zwölfjährigen Jesus), die nach Inhalt und Form ohne Zusammenhang mit dem Folgenden sind, wenn sie auch in der folgenden Erzählung vorausgesetzt werden.

Alle vier Evangelien sind fortgeführt bis zu der Auferweckung Jesu und ganz deutlich so gefaßt, daß die Kreuzigung und Auferweckung das Ziel sind, dem sie zustreben. In gewisser Weise erscheint Alles in ihnen vorläufig, bis sie zur Kreuzesweissagung und zum Kreuze selbst gelangen. Sobald der Todes- und Wiederkunftsgedanke auftaucht, bildet er einen Faden, der nicht mehr fallen gelassen wird. Ferner zeigt die Wiederholung der Weissagung und die Ausführlichkeit der Darstellung der Leidenstage bis zur Grablegung und dem leeren Grabe, daß nun erst die Erzählung in ihrem Elemente ist. Besonders deutlich ist dies auch hier wieder im zweiten und vierten Evangelium. Im ersten und dritten nimmt die Erzählung der Worte und Taten Jesu einen breiteren Raum ein; aber Jerusalem ist schon im 9. Kapitel des Lukas als das Ziel ins Auge gefaßt.

Hieraus ergibt sich, daß man mit der Vorstellung von Biographieen nicht an die Evangelien herantreten darf. Aber

auch die Auffassung ist irrig, als wären sie nichts Anderes als eine mehr oder weniger formlose Sammlung von Memorabilien. Mit mehr Recht könnte man sie als Bücher bezeichnen, welche das Leiden Jesu und seine Auferweckung erzählen, zuvor aber in einigen ausgewählten Zügen die Person des Gekreuzigten und Auferstandenen legitimieren wollen. Augenscheinlich ist für ihre Verfasser „das Evangelium" ganz wesentlich in dem Kreuzestode und der Auferstehung beschlossen. Beginnen sie auch mit dem öffentlichen Auftreten Jesu ihre Erzählung, so empfängt doch Alles im ersten Teil erst seine Bedeutung von dem Lichte des zweiten. Jedes Evangelium will so zu sagen, wenn man bis zu seinem Schlusse gekommen, noch einmal gelesen sein.

Wenn dem so ist, so liegt das historisch-litterarische Problem der Evangelien nicht sowohl in der Kürze, in welcher Berichte über die Taten und Worte Jesu in den Evangelien gegeben sind, als vielmehr in der verhältnismäßigen Ausführlichkeit und Mannigfaltigkeit dieser Berichte. Zwar versteht man sehr wohl, daß die Evangelisten die Forderung empfanden, den Gekreuzigten und Auferstandenen irgendwie vorher zu legitimieren — Lukas hat dieses Interesse in der Apostelgeschichte präzis zum Ausdruck gebracht: „der Mann, von Gott unter euch mit Taten und Wundern und Zeichen bewiesen, welche Gott durch ihn tat unter euch" —, allein der gesamte Erzählungsstoff der Evangelien, abgesehen von der Leidensgeschichte, kann nur für das vierte Evangelium lückenlos, für das zweite größtenteils unter diesen Gesichtspunkt gestellt werden.

Neben „den Taten und Wundern" und solchen Reden, die den Gottessohn bezeugen, steht in dem ersten und dritten Evangelium ein großer, in dem zweiten ein beträchtlicher Stoff, der als Memorabilien aufgefaßt werden muß — Memorabilien aber nicht von allem Möglichen, sondern von Jesus als dem Lehrer. Dieser Stoff bildet unzweifelhaft eine Schicht für sich. Zwar erscheint er, wie wir bereits in der ersten Vorlesung angedeutet haben, mannigfach von dem anderen Stoff durchsetzt und umgebildet, aber er ist auch noch in seiner ursprünglichen Struktur sichtbar. Durch die wirkliche Geschichte bis zu einem gewissen Grade verbunden sind diese Stoffe dort, wo Jesus — sei es direkt, sei es indirekt — als der Messias gesprochen hat oder doch mit einer Autorität, die über die des Lehrers und Propheten weit hinausgeht. Daß solche Reden nicht ganz spärlich sind, werden wir später sehen. Indessen bleibt doch auch so ein zwiefacher Stoff bestehen.

Die Duplizität in der Berichterstattung entspricht dem Interesse, welches nach dem Zeugnis des Paulus die älteste Christenheit an Jesus genommen hat: einerseits war er ihr der gekreuzigte und auferstandene Gottessohn, der vorher schon als solcher sich legitimiert zeigte, andrerseits war er der Lehrer, dessen Gebote man zu befolgen hat, die man also kennen muß. Diese Gebote sind durchweg sittlicher Art. Daß Bücher, die von ihm handeln, Beides enthalten, aber auch nicht mehr, ist nur natürlich.

In dem zweiten „Evangelium", dem des Markus, tritt der Lehrer zurück: Markus wollte die Einheitlichkeit seiner Schrift nicht trüben. Erst bei Matthäus und Lukas ist dem didaktisch-moralischen Stoff, der dem Markus natürlich nicht fremd gewesen sein kann, eine gewisse Selbständigkeit innerhalb des Ganzen gegeben. Darüber hinaus findet man Nichts für eine „Biographie" — auch bei Lukas so gut wie Nichts, und das ist merkwürdig. Nach seinem Prolog könnte man nämlich etwas ganz Anderes erwarten. Er erklärt, daß er Allem von Anfang an, genau nachgegangen sei und es der Reihe nach niedergeschrieben habe. Hiernach erwartet man eine Biographie, wie sie ein griechischer Historiker schreibt; aber man sieht sich aufs gründlichste getäuscht. Selbst in Bezug auf das „der Reihe nach" finden sich nur einige fragwürdige Anläufe und ein paar chronologische Bemerkungen. In der Hauptsache erzählt er wie Markus und Matthäus; die Gesetze der griechischen Historiographie können auf sein Buch nicht angewendet werden. Man wird das so erklären müssen, daß er nicht viel mehr in Erfahrung gebracht hat als jene, und daß er durch die Ueberlieferung und die Praxis gezwungen war, auch in demselben Stile zu erzählen wie sie. Uebrigens

ist die Kluft zwischen dem klassisch stilisierten Prolog und dem Werke selbst doch nicht so groß, wie sie bei flüchtiger Lektüre erscheint: Lukas kündigt nicht an, daß er eine erschöpfende, genaue und chronologisch geordnete Biographie schreiben wolle, sondern als sein Thema bezeichnet er die Tatsachen, die „bei uns" geschehen sind, bezw. bei uns geglaubt und gelehrt werden. Demgemäß konnte auch er das Biographische zurücktreten lassen.

Die Ueberlieferungen von Jesus in dem bezeichneten Rahmen (der Lehrer, der Gottessohn) haben in Bezug auf ihre Treue von Anfang an unter konträren Bedingungen gestanden. Ein fester Kreis von Schülern, die fast sämtlich nachmals seine Zeugen wurden, umgab ihn; zahlreiche Worte und Reden müssen sich durch ihre Einfachheit und Kraft mit Leichtigkeit sicher eingeprägt haben; die Bereitschaft, seinem Worte zu folgen, verstärkte das Gedächtnis; kurze Sprüche und Reden in poetisch-rhytmischer Fassung erlaubten kaum eine Veränderung und hafteten für immer; gewisse Situationen mußten unvergeßlich bleiben usw. Allein andererseits ist sicher, daß Jesus nicht wie ein Rabbi bestimmte Lehren und Gebote eingeübt hat und daß seine Lehrweise keine schulmäßige war. Sie ließ also der Reproduktion einen freien Spielraum. Ebenso sicher ist, daß man sich das Recht nahm oder vielmehr die Pflicht empfand, Jesu Worte und sein Handeln von dem gegenwärtigen Wirken seines Geistes her verständlich zu machen. Man suchte den Sinn auch hinter dem Buchstaben, schritt unter Umständen über ihn hinweg und trug in die Vergangenheit, was der Gegenwart angehörte.

In diesen Betrachtungen sind bereits die Grundzüge für die Kritik der Evangelien gegeben. Bevor wir ihre Anwendung im Einzelnen kennen lernen, seien einige Bemerkungen über den Ursprung unserer Evangelien vorausgeschickt. Ich sehe dabei von dem vierten Evangelium ab. Bisher konnten wir es mit den anderen zusammen behandeln, aber schon der nächste Schritt würde zeigen, wie verschieden es von ihnen ist. Wir müssen es zunächst bei Seite stellen; am Schlusse dieser Vorlesungen werde ich auf das Buch zurückkommen.

Wann die schriftliche Fixierung von Sprüchen Jesu und von seinen Taten in aramäischer, sodann in griechischer Sprache (Uebersetzung) begonnen hat, wissen wir nicht. Nur das ist sicher, daß der Anfang geraume Zeit vor die Zerstörung Jerusalems zu setzen ist. Eine genaue Prüfung der bei Matthäus und Lukas überlieferten Sprüche und Reden zeigt, daß ein Teil von ihnen in Gruppen schon in der mündlichen Ueberlieferung eine Geschichte durchgemacht hat, bevor sie schriftlich fixiert worden sind. Was den Endpunkt der evangelischen Schriftstellerei, bez. der freien Bearbeitung der Evangelien betrifft, so müssen wir ziemlich weit heruntersteigen: noch zwischen den Jahren 160 bis 172 hat Tatian aus unseren vier Evangelien, unbekümmert um die Bewahrung des Wortlauts im Einzelnen, eines machen zu dürfen geglaubt und die syrische Christenheit hat dieses eine Evangelium als das einzige rezipiert. Die Textgeschichte zeigt uns, daß die Periode der freien Behandlung der Texte unsrer Evangelien genau bis zum Zeitalter Tatians (einschl.) gereicht hat. Wir müssen also bis zu diesem Zeitpunkt auf Aenderungen und Zusätze in den Evangelien gefaßt sein, und dürfen leider auch nicht hoffen, daß diese in allen Fällen durch die Konfrontation der Handschriften erkennbar sein werden. Neben unseren Evangelien gingen in dieser Zeit andere Evangelien und größere und kleinere, ältere und jüngere Spruchsammlungen einher, die auch auf den Text jener eingewirkt haben.

Unter den kanonischen Evangelien — schon Lukas kannte noch andere, von denen sich jede Spur verloren hat — ist das zweite das älteste. Gegen die Ueberlieferungen, daß es bald nach dem Tode des Paulus und Petrus in Rom verfaßt sei, also noch vor der Zerstörung Jerusalems, daß der Schüler und Dolmetsch des Petrus, Markus, der Verfasser sei und daß dieser Petrus-Vorträge benutzt habe, lassen sich m. E. aus dem Evangelium selbst keine begründeten Einwendungen erheben, vielmehr stützen manche Beobachtungen diese Nachrichten. Man muß nur einen vorsichtigen Gebrauch von dem Rekurs auf Petrus machen, und man darf nicht übersehen, daß auch dieses Evangelium,

dessen Text besonders schwankend überliefert ist, Zusätze und Aenderungen in späterer Zeit erlitten hat. Die Fragen, ob ein „Urmarkus" anzunehmen ist, ob und in welchem Umfang der Verfasser bereits eine schriftliche Quelle für sein Buch benutzt hat und ob diese Quelle eine aramäische oder eine griechische war, sind m. E. mit Sicherheit nicht lösbar. Die innere Kritik findet sehr bald heraus, daß das Buch Abschnitte von verschiedenem Alter und verschiedener Glaubwürdigkeit enthält, ferner daß einige Abschnitte wie Uebersetzungen aus dem Aramäischen aussehen; allein ein sicheres Prinzip zur Erklärung dieses Tatbestandes fehlt. Ich glaube nicht, daß man ohne die Annahmen eines „Urmarkus" und einer schriftlichen Quelle auskommt; aber daß dieser „Urmarkus" litterarisch je existiert hat und daß die schriftliche Quelle noch begrenzt und aufgewiesen werden kann, bezweifle ich. Man muß sich also im Einzelnen vom Fall zu Fall zu helfen suchen.

Wenn nicht Alles trügt, hat Markus den litterarischen Evangelientypus geschaffen; denn es gehört zum Sichersten, was die Kritik ermittelt hat, daß Matthäus und Lukas auf ihn zurückgehen, ferner daß sie neben ihm aus einer und derselben größeren, ursprünglich aramäisch niedergeschriebenen Spruchsammlung geschöpft haben. Eine solche darf und muß postuliert werden, da die Stücke, um die es sich handelt, z. T. in derselben Reihenfolge bei Matthäus und Lukas stehen. Damit ist das berührt, was man „das synoptische Problem" nennt (die litterarische Verwandtschaft der drei Evangelien und die besondre Verwandtschaft des ersten und dritten); es ist aber zugleich der Schlüssel zu seiner Lösung dargeboten. Dieser Schlüssel öffnet allerdings nur die Haupttüre des Tresors, aber ermöglicht noch nicht den Zugang zu jedem einzelnen Fach. Im Allgemeinen folgen beide Evangelien in ihrer Erzählung dem Faden des Markus, aber sie verlassen ihn nicht selten und zwar — soweit überhaupt Motive hier nachweisbar sind — aus verschiedenen Gründen: Matthäus, weil er auf Sachordnung großes Gewicht legt, Lukas, weil er — man weiß nicht, mit welcher Berechtigung — sich zutraut, eine bessere Reihenfolge geben zu können. Für die wirkliche Geschichte ist damit kaum irgendwo Etwas gewonnen. Bei der Benutzung der Spruchsammlung sind sie mit derselben Freiheit verfahren: auf den ersten Blick scheint Lukas treuer in der Reproduktion zu sein; denn die großen Gruppierungen bei Matthäus erweisen sich mindestens teilweise als sekundär; allein bei näherer Prüfung gewahrt man oft, daß Lukas den Text im Einzelnen minder genau wiedergegeben hat und daß auch die historischen Umrahmungen von Sprüchen, die bei Matthäus ohne solche stehen, bei Lukas keineswegs überall auf Ueberlieferung beruhen. In Bezug auf die Spruchsammlung selbst ist die Forschung noch zu keinem festen Ergebnis über die Einsicht hinaus gelangt, daß auch sie mit Johannes dem Täufer begonnen hat. Einige Gelehrte glauben sie mit einer gewissen Sicherheit rekonstruieren zu können, andere verzichten darauf; einige halten sie für älter als Markus, ja für eine Quelle desselben, andere lehnen das ab; einige sehen, indem sie sich auf ein altes Zeugnis stützen, in dem Apostel Matthäus den Sammler, andre erklären jenes Zeugnis anders. Ich bin in Bezug auf die Möglichkeit einer pünktlichen Rekonstruktion sehr skeptisch, da beide Evangelisten auch Sonderquellen gefolgt sind und ihre gemeinsamen Quellen nicht auf Markus und die Spruchsammlung mit Sicherheit beschränkt werden können. In ihrer ursprünglichen Gestalt kann die Sammlung, die vielleicht mit dem Jonaszeichen geschlossen hat, älter gewesen sein als Markus, aber in dieser Gestalt hat sie den beiden Evangelisten nicht vorgelegen, sondern bereits übersetzt und verändert. Sie kann aber auch jünger gewesen sein und selbst schon den Markus zum Leitfaden gehabt haben. Daß Matthäus der Sammler gewesen ist, läßt sich nur für den ersten Fall und mit geringer Wahrscheinlichkeit behaupten. Schließlich gilt auch hier, daß wir kein sicheres und kein universales kritisches Prinzip besitzen und im Einzelnen uns helfen müssen, so gut wir können.

Unser Matthäus-Evangelium, welches die alte Ueberlieferung dem Apostel Matthäus zuschreibt und für eine Uebersetzung aus dem Hebräischen ausgibt, ist keine Uebersetzung, und

auch wenn es eine solche wäre, könnte es nicht von Matthäus verfaßt sein, da es eine sekundäre Kompilation ist. Das Alter läßt sich schwer feststellen. Unter der Voraussetzung, daß das Buch später Zusätze erlitten hat, ist die Abfassung nicht lange nach dem Fall von Jerusalem wahrscheinlich. Später als die Zeit Domitians kann man m. E. das Buch nicht rücken. Daß es für Judenchristen geschrieben sei, ist ein mit der falschen Tradition über seinen Ursprung zusammenhängendes Vorurteil. Die particula veri dieses Vorurteils liegt darin, daß der Kompilator Sprüche unverändert gelassen hat — mag sie nun Jesus wirklich so gesprochen oder mögen sie Judenchristen so redigiert haben —, die für Heidenchristen anstößig sein und die sie daher umdeuten mußten. Sie liegt aber noch viel mehr darin, daß dieses Evangelium die jüdischen Schriftgelehrten und Pharisäer so scharf bekämpft. Der Verfasser muß entweder lange in Jerusalem geweilt oder er muß in einer Umgebung geschrieben haben, die den Kampf gegen die jüdischen Lehrer notwendig machte.

Die Einwendungen, die gegen die Abfassung des dritten Evangeliums durch den Heidenchristen und Paulusschüler Lukas gemacht werden, sind erheblich, aber m. E. nicht durchschlagend. Das Buch gehört wahrscheinlich der Zeit Domitians an, und da sein Verfasser nach einem alten Zeugnis aus Antiochien stammte, mag es dort geschrieben sein. An dem Evangelien-Typus vermochte er, wie bereits bemerkt, Nichts mehr zu ändern — der hochgebildete Hellenist sah sich genötigt, ihn beizubehalten und auch den Stil der Erzählung zu konservieren —; aber im Einzelnen hat er zahllose Vulgarismen der Gedankenform und der Sprache, die sich bei Markus und in der Spruchquelle fanden und die gebildeten Griechen anstößig waren, beseitigt. Mit der Bibelsprache hat er sich ganz vertraut gemacht, aber sie so zu sagen geläutert, alles „Barbarische" nach Möglichkeit tilgend. Paulinische Theologie im strengen Sinn des Worts hat er nicht eingemengt: die Versuche, sie in dem Evangelium nachzuweisen, sind gescheitert; wohl aber hat er Stoffe aufgenommen, die sich mit dem Paulinismus nicht wohl vertragen. Die Versuche, bei ihm Kenntnis der Geschichtswerke des Josephus nachzuweisen, sind gescheitert, werden aber leider noch immer wiederholt.

Das erste Evangelium ist direkt für den gottesdienstlichen Gebrauch geschrieben; es ist das im biblischen Stil ausgeführte Evangelium der Gemeinde. Anekdotenhafte Details sind gestrichen, frische Farben beseitigt und eine gewisse Feierlichkeit ist über das Ganze gebreitet. Als Erbauungsbuch im Kultus, als magna charta der Gemeinde ist das Buch zu betrachten; aber man hat deshalb auch zu erwarten, daß die Bedürfnisse der Gemeinde der Gegenwart in dem Buche nicht überhört sind. Lukas hat zum Zweck der Unterweisung gebildeter Heidenchristen sein Werk verfaßt; an den Gebrauch im Gottesdienst hat er gewiß nicht gedacht, aber die christliche Gemeinde schwebt auch ihm vor. Hat derselbe Schriftsteller die beiden ersten Kapitel des Evangeliums, die Kapp. 3—24 und die Apostelgeschichte verfaßt — und ich sehe nicht, wie man das mit Grund zu bezweifeln vermag —, so ist er ein großer Stilist und ein großer Historiker gewesen, der über viele und nicht aufdringliche Kunstmittel verfügte. Innerhalb des allgemeinen Rahmens der Christologie tritt Jesus bei Lukas besonders als der Arzt und Heiland entgegen.

Gegenüber Markus machen die beiden anderen Evangelien einen sekundären Eindruck, obgleich das Markus-Evangelium als Ganzes durchaus nicht wie ein primäres Werk wirkt. Die Tendenz und Wundersucht tritt in ihm sogar unverhohlener zu Tage als in den beiden anderen (weil er ausschließlicher als Matthäus und Lukas Christologe ist), und die Lebendigkeit und Frische der Darstellung ist an vielen Stellen nur äußerlich und Manier. Allein andrerseits hat dieses Evangelium Erzählungen und Sprüche von einer Originalität, Herbheit und Kraft, wie sie sich so überzeugend in den anderen Evangelien seltener finden. Markus hat keine Kunst der Darstellung, oder vielleicht eine heroische. Der Sinn für Ausgleichung, Ebenmaß und Einheitlichkeit fehlt ihm. Man kann vermuten, daß er die Stoffe, die er bringt, nicht überall selbst durchschaut hat;

darum hat er Manches genau so stehen gelassen, wie er es empfing. Von den anderen Evangelisten läßt sich das nur selten sagen. In dieser Naivetät — sie intermittiert freilich, aber dann ist die Absicht sehr deutlich und wird nicht mit kleinlichen Mitteln und Winken durchgeführt — besteht die höchste Bedeutung des zweiten Evangelisten. Er bringt uns den sichersten Maßstab für das wirkliche Geschichtliche in der Ueberlieferung von Jesus. Neben ihm kommen noch einige Redestücke in der Spruchsammlung in Betracht.

Abgesehen von der Leidensgeschichte und den ihr vorausgehenden Tagen, ist der Horizont für diese Evangelien Galiläa. Nur bei Lukas — er rückt damit dem Johannes näher, zu dem er auch sonst in mancher wichtiger Hinsicht einen Uebergang bildet — kommen einige jerusalemische Geschichten hinzu. Man kann behaupten, daß Markus den galiläischen Horizont entworfen hat: aber wie hätte er diese Beschränkung üben können, wenn sie nicht wirklich durch die Geschichte gegeben war? Das schließt jerusalemische Episoden nicht gradezu aus.

Adolf Harnack

Merksprüche für Erziehende

Erste Hälfte

Strebe das zu sein, was du aus deinen Kindern machen möchtest.

Vernünftig befohlen, ist halb gehorcht.

Wer nie erfahren hat, wie einen seine Mutter tröstet, dem ist der Weg ins irdische und ins himmlische Vaterhaus steil und lang.

Ein Vielesbefehler und Allesverbieter ist wie ein Gärtner, der das junge Stämmlein heute in dieser, morgen in jener Richtung biegt; es wird ihm niemals gerade in die Höhe wachsen.

Ehe du befiehlst, besinne dich, ehe du tadelst, prüfe dich, ehe du schlägst, bete.

Denke nicht, daß das Leid deines Kindes leichter ist als deines, weil es schnell vorübergeht, denke, daß es schwerer ist, weil das Kind nicht weiß, daß es vorübergeht.

Liebe und Strenge sind Zwillingsschwestern und sollen stets miteinander gehn. Liebe allein verweichlicht, Strenge allein verbittert, aber beide vereint fallen wie Sonnenschein und Regen auf die Flur und wecken die junge Saat zu fröhlichem Wachstum.

Laß deinen Zorn nicht größere Sünde sein, als die Unart deines Kindes.

Vermagst du deinem Kinde nicht zu verzeihn, so denke an deine Jugend; vermagst du's immer noch nicht, so denke an den ewigen Richter.

Wenn ein Kind aus Schrecken über einen Grasfleck im Schürzchen weint, dann weinen alle guten Engel mit.

Ein Mann, der sein Kind wegen eines zerrissenen Kleides oder eines zerbrochenen Gegenstandes straft, aber seine Unart duldet, ist wie ein törichter Hirt, der den Mücken nachjagt und den Wolf in seine Herde fallen läßt.

Bewußter Ungehorsam ist die Schlange der Empörung im Paradies der Kindheit. Darum treibe sie aus, wenn es sein muß, mit dem flammenden Schwerte.

Lügt dein Kind, so strafe es, aber prüfe dich, ob nicht

deine Härte bei der Lüge Gevatter gestanden hat. Darnach strafe dich selbst zweimal.

Sage deinem Kinde einmal, was sich schickt und was die Menschen von ihm fordern, daß es seinen Weg durch die Welt finde; sage deinem Kinde hundertmal, was gut ist und was Gott von ihm fordert, daß es seinen Weg in den Himmel finde.

Hüte dich, die Pflanze des Ehrgeizes in die Seele deines Knaben zu senken, denn sie treibt wohl schnell und wächst auf zum Baum, aber die Früchte, die er trägt, hat der Wurm zerfressen. Pflanze Pflichttreue und Menschenliebe, so werden sie langsam emporwachsen und gute Früchte bringen zu ihrer Zeit.

Ist deine Tochter schön, so sprich zu ihr: „Du wandelst gefährlichen Weg; sorge, daß du nicht fällst." Ist dein Sohn klug, so sprich zu ihm: „Du hast viel zu tun, kaufe deine Zeit aus."

Streiten deine Kinder mit einander, so fordere Gerechtigkeit von ihnen und nicht Selbstentäußerung. Predige Gesetz und nicht Evangelium. Denn die Kindheit des Einzelnen wie die der Völker steht im Zeichen des Alten Bundes.

Sei kein Kleinigkeitskrämer! Wo solltest du hin, wenn dir Gott jeden Schreibfehler und Tintenflecken deines Lebens dreimal vorrücken wollte!

F H

Zur Beurteilung der Prozesse wegen Gotteslästerung

In der unheilvollen Geschichte der Verquickung von Religion und Politik bildet das im Frühjahr 1825 durch die französischen Kammern angenommene Gesetz eine so charakteristische Episode, daß es sich lohnt, sowohl diese klägliche Kundgebung einer schlimmen Reaktionspolitik als auch den mutigen Protest, den sie hervorgerufen, in raschen Zügen zu schildern.

Das durch das Ministerium Villèle, unter dem letzten Bourbon, Karl X., den Kammern vorgelegte Gesetz gegen Kirchenraub und Religionsfrevel, loi du sacrilège, belegte mit der „einfachen Todesstrafe" die Entweihung der heiligen Gefäße, mit der „über die Vatermörder verhängten Strafe" die Entweihung der heiligen Hostien. „Der Diebstahl, hieß es weiter, der in einer der Staatsreligion (als religion d'état galt selbstverständlich nur der römische Katholizismus) angehörigen Kirche begangen wird, ist als Religionsfrevel anzusehen und wird, wenn des Nachts und mit Gewalt verübt, mit dem Tode, wenn ohne diese erschwerenden Umstände vollbracht, mit lebenslänglicher Galeerenarbeit bestraft."

Die Gesetzvorlage kam zuerst vor das Oberhaus, die Chambre des Pairs, wo der berüchtigte Theoretiker des religiösen und politischen Absolutismus, Graf Bonald, für sie eintrat. Bonald, welcher (wie später unter uns Stahl) die bürgerliche und politische Gesetzgebung aus göttlicher Offenbarung ableitete, verteidigte das Gesetz im Namen des Christentums, das er ohne Weiteres mit den gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen identifizierte. „Was tun Sie anders, rief er am Schlusse seiner Rede aus, was tun Sie anders, meine Herren, wenn Sie den Religionsschänder zum Tode verurteilen, als daß Sie ihn vor seinen natürlichen Richter schicken?" Gegen diesen politischen und kirchlichen Fanatismus erklärte sich nicht nur der um die Verteidigung der liberalen Sache hoch verdiente Herzog von Broglie, sondern auch der den Bourbons ergebene, als Apologet des modernen, ästhetischen Katholizismus berühmte Schriftsteller Châteaubriand. Seiner ganzen Denkweise und Gemütsart entsprechend führte der Verfasser des Génie du Christianisme weniger Vernunftgründe als Gefühlsinstanzen ins Feld. „Der Verbrecher wird allein ohne den Beistand des Priesters das Blutgerüst besteigen. Es mag ihm

der Priester auch sagen: »Jesus Christus vergibt dir!« Was wird der Unglückliche erwidern? »Das Gesetz verurteilt mich ja im Namen Jesu Christi!« Trotz des Widerstandes einer tapferen Minorität, wurde das Gesetz am 18. Februar 1825 von den Pairs mit der einzigen Aenderung angenommen, daß die noch aus dem Mittelalter stammende Verschärfung der Todesstrafe wegfiel: man pflegte den Gotteslästerern vor der Vollstreckung des Todesurteils die Zunge auszureißen — diese Verstümmelung sollte unterbleiben.

Die nun folgenden Verhandlungen vor der zweiten Kammer verliefen nicht günstiger als die Beratungen, die im Oberhause stattgefunden hatten. Sie wurden aber auf eine ideale Höhe durch das Eingreifen eines Redners gebracht, welcher die verhängnisvolle Gesetzvorlage einer unerbittlichen vernichtenden Kritik unterzog. Den Glanzpunkt der Debatten bildete nämlich die Rede des hervorragenden Führers der Doctrinaires, des Begründers der neuen spiritualistischen Philosophenschule, Royer-Collard, der als Haupt der konstitutionellen Opposition unter den Gegnern der Restauration eine der ersten Stellen behauptete. Die Bedeutung dieser Rede liegt darin, daß Royer-Collard den Fall des sacrilegium von allen rein zufälligen und empirischen Nebenumständen loslöste und in das helle Licht einer gründlichen, prinzipiellen Beurteilung stellte. Er untersuchte die Voraussetzungen, die jenen ungeheuerlichen Strafbestimmungen zu Grunde lagen: er legte die heillose Begriffsverwirrung bloß, welche, das religiöse und das politische Gebiet nicht unterscheidend, auf das Geistliche die rein äußerlichen juridischen Maßstäbe des Weltlichen anwandte und anderseits das Weltliche unter die Diktatur des Dogmas zu zwingen bestrebt war.

Die Bewunderung, welche der klassische Vertreter des Prinzips der Trennung von Kirche und Staat, Vinet, der Rede Royer-Collards zollte, können auch diejenigen teilen, die dem Grundsatz des unbedingten Freikirchentums nicht beizupflichten vermögen. Jedenfalls erhellt aus Ereignissen der unmittelbaren Gegenwart, daß wir auch heute noch aus dieser Rede lernen können. Es sei deshalb gestattet, einige Auszüge aus derselben in genauer Uebersetzung wiederzugeben.

Meine Herren! Die Gesetzvorlage, die Ihnen unterbreitet wird, gehört einer eigenartigen, Ihren bisherigen Verhandlungen fremd gebliebenen Ordnung an. Nicht nur führt sie in Ihre Gesetzgebung ein neues Verbrechen ein, sondern, was viel mehr besagen will, sie schafft ein neues Kriminalprinzip, sie stiftet eine Ordnung von sozusagen übernatürlichen Verbrechen, die von der menschlichen Vernunft weder entdeckt noch verstanden werden können, und sich nur dem durch die Offenbarung erleuchteten Glauben kund tun. Durch diese Strafbestimmungen wird demnach sowohl die Religion als auch die bürgerliche Gesellschaft, ihr Wesen, ihr Zweck, ihre beiderseitige Unabhängigkeit wieder in Frage gestellt.

Es handelt sich um das Sakrilegium, den Religionsfrevel. Was ist das Sakrilegium? Es ist nach der Gesetzvorlage die Profanation, die Entweihung der heiligen Gefäße und der geweihten Hostien. Was ist die Profanation? Es ist, nach der Gesetzvorlage, die mit Absicht, aus Haß oder Verachtung der Religion verübte Gewalttat. So weit reichen die Bestimmungen der Gesetzvorlage. Der Gesetzgeber wagte nicht weiter zu gehen, er hätte aber fortfahren sollen. Was sind die geweihten Hostien? Wir Katholiken glauben, daß die geweihten Hostien nicht mehr die natürlichen Stoffe sind, die wir sehen, sondern Jesus Christus, der Heilige der Heiligen, Gott und Mensch in einer Person, unsichtbar und gegenwärtig in dem erhabensten unsrer Mysterien. Der Religionsfrevel besteht also in der gegen Jesus Christus selbst verübten Gewalttat.

Was bezweckte ich, indem ich Jesus Christus, den Sohn Gottes, Gott selber an Stelle der Hostien setzte? Ich wollte durch das unverwerfliche Zeugnis des Gesetzes feststellen, einerseits, daß das unter dem Namen des Religionsfrevels bestrafte Verbrechen ein unmittelbares Majestätsvergehen gegen Gott selber bedeutet, und andrerseits, daß sich dieses Verbrechen ganz und gar aus dem katholischen Dogma von der Realpräsenz ergibt. Denken Sie also die wirkliche Gegenwart Christi und seine Gottheit aus den geweihten Hostien hinweg, so verschwindet der Religionsfrevel samt der über ihn verhängten

Strafe: das Dogma allein gibt der Handlung ihren strafwürdigen Charakter, das Dogma allein bedingt das Verbrechen ...

Royer-Collard geht nun auf den Standpunkt derjenigen ein, die nicht eine dogmatische, sondern eine soziale Begründung der Gesetzvorlage versuchten: das Religionsverbrechen sei strafwürdig, weil es die Bekenner der Religion in ihren heiligsten Gefühlen verletze. Es ist dem Redner ein Leichtes darzutun, daß das von dem Gesetz bestimmte Strafmaß zu dieser Begründung in keinerlei Verhältnis stehe, ja daß durch die Geltendmachung eines solchen Motivs die ganze Gesetzvorlage an einem inneren Widerspruch leide:

Ich gebe zu, daß in vielen Fällen eine Gott zugefügte Beleidigung zugleich eine Beleidigung der Menschen in sich schließt, nicht nur der frommen Seelen, die sich in ihrem Glauben verletzt fühlen, sondern auch der ganzen Gesellschaft, die der Religion bedarf, weil sie der Moral bedarf, und weil die Moral nur in der Religion ihren Halt besitzt und aus der Religion ihre Kraft schöpft. Aber das Vergehen gegen Gott und das Vergehen gegen die Menschen sind ihrem Begriffe nach zwei so verschiedene Größen, daß sie stets aus einander gehalten werden müssen, auch da wo sie sich in derselben Handlung zu decken scheinen. Sie sind von einander verschieden wie Himmel und Erde. Um welches Verbrechen handelt es sich hier? Lesen wir noch einmal die Gesetzvorlage. Welches Verbrechen wird in derselben bestimmt und bestraft? Ist es bloß das soziale Vergehen, sofern es mit der Gott angetanen Schmach zusammenfällt? Keineswegs. Es ist der Religionsfrevel als solcher, der Religionsfrevel in seiner unmittelbaren Beziehung auf Gott ... So lange Sie bei dieser Bestimmung über den Religionsfrevel beharren, ist das Majestätsverbrechen gegen Gott im Gesetze geschrieben und mit diesem Verbrechen ist das Dogma von der Realpräsenz in das Gesetz mit aufgenommen. Demnach bekennt sich das Gesetz zu einem religiösen Glauben, Gesetz und Glaube bedingen sich, sie erheben Anspruch auf Gehorsam. Die Wahrheit in Glaubenssachen gehört zur Kompetenz des bürgerlichen Gesetzes; die Staatsgewalt entscheidet über den religiösen Glauben; sie bestimmt ihn mit der unbedingten Vollmacht, womit sie die übrigen Angelegenheiten der Gesellschaft ordnet; ja, wo es not tut, verleiht der Staat, durch Leibes- und Todesstrafen, der Religion offizielle Gesetzeskraft.

Das ist der Grundsatz, den das Gesetz aus der Finsternis des Mittelalters und aus dem wilden Treiben der religiösen Verfolgungen heraufbeschwört! Ein sinnloser und gottloser Grundsatz, der die Religion auf die Stufe menschlicher Einrichtungen herabzieht! Ein mörderischer Grundsatz, der die Unwissenheit und die Leidenschaft mit dem schrecklichen Schwerte der göttlichen Autorität bewaffnet. ...

Meine Herren! Die menschlichen Gesellschaften entstehen, leben und vergehen auf dieser Erde; hier erfüllen sie ihre Bestimmung; hier sind die Schranken ihrer unvollkommenen, fehlbaren, dem Trieb und dem Recht der Selbsterhaltung entstammenden Gerechtigkeit festgesetzt. Aber die bürgerliche Gesellschaft umfaßt nicht den ganzen Menschen. Ist der Mensch auch gegen die Gesellschaft verpflichtet, so hat diese doch keine Macht über den edelsten Teil seines Wesens, jene hohen Seelenkräfte, vermöge deren er sich zu Gott, zum jenseitigen Leben, zu unbekannten Gütern in einer unvergänglichen Welt erhebt. In diesem Reiche waltet der religiöse Glaube, des Menschen Größe, seine Kraft in der Schwachheit, sein Trost im Unglück, seine unverletzliche Zuflucht gegen alle tyrannischen Mächte dieser Welt. Ewig in den Kreis der irdischen Dinge eingeschlossen hat das menschliche Gesetz, in seiner rein zeitlichen Bestimmung, mit dem religiösen Glauben Nichts zu schaffen; es kennt und versteht ihn nicht; jenseits der Angelegenheiten dieser Welt ist das Gesetz mit Unwissenheit und Ohnmacht behaftet. Wie die Religion nicht von dieser Welt ist, so ist das menschliche Gesetz nicht von der unsichtbaren Welt; beide Welten, die sich berühren, können niemals in einander übergehen: das Grab ist ihre Grenze.

Der Glaube des Christen ist für ihn die Wahrheit, — die Wahrheit, die von Gott stammt, die Jesus Christus die Menschen gelehrt, und deren Verkündigung er den Aposteln und ihren Nachfolgern bis an das Ende der Tage anvertraut hat. Sind etwa die Regierungen die Nachfolger der Apostel, und können sie sagen wie diese: „Es hat dem heiligen Geist und uns gefallen“? Wagen sie es nicht — und sie werden es nicht wagen — so sind sie nicht die Hüter des Glaubens,

so haben sie nicht von oben den Beruf erhalten zu bestimmen, was in Religionssachen Wahrheit und was nicht Wahrheit ist. Sagt man, die Gesetzvorlage maße sich eine solche Bestimmung auch nicht an, so erwidere ich: in Wirklichkeit tut sie es doch, denn die Wahrheit des Dogmas von der Realpräsenz bedingt den Religionsfrevel, und der Religionsfrevel begründet die Strafe. Sagt man, das Gesetz erkläre den Religionsfrevel nicht aus eigenem Antrieb und kraft eigener Vollmacht, sondern nur auf Grund der Autorität der Kirche, demnach gebiete das Gesetz nicht, es gehorche nur? das heißt doch nur die Frage verschieben, die Grenze zwischen beiden Gebieten ist darum nicht weniger aufgehoben: nur ist es nicht mehr die Staatsgewalt, welche das religiöse Gesetz bestimmt, sondern die Kirche schreibt das bürgerliche Gesetz den Untertanen vor. In beiden Fällen wird der Aussage des göttlichen Meisters widersprochen: Das Reich der Religion ist nicht von dieser Welt.

Nur die Verquickung von Weltlichem und Geistlichem bekämpfe ich, nicht den Zusammenhang von Kirche und Staat. Ich weiß sehr wohl, daß die Regierungen einen großen Vorteil davon haben, sich mit der Religion zu verbünden: indem die Religion die Menschen bessert, trägt sie gewaltig zur Ordnung, zum Frieden, zum Glück der Gesellschaft bei. Aber dieses Bündnis bezieht sich doch nur auf das was an der Religion das Aeußere, das Sichtbare ist, ihren Kultus und die Stellung ihrer Diener im Staate. Die religiöse Wahrheit ist in dieses Bündnis nicht mit eingeschlossen, sie fällt nicht unter die Gewalt noch unter den Schutz der Menschen. Wie der Zusammenhang beider Größen auch gedacht werden mag, er ist rein zeitlicher Natur; er stellt sich daher in einer unendlichen Mannigfaltigkeit dar, durch menschliche Klugheit bestimmt, je nach den Zeiten und Orten, hier sehr enge, dort sehr gelockert. Es gibt Staatsreligionen, vorherrschende Religionen, ausschließliche Religionen, — alles Ausdrücke, die der massiven Sprache der menschlichen Politik entlehnt sind. Glaubt man etwa, die Staaten haben eine Religion wie die Personen, sie haben eine Seele, es erwarte sie ein zukünftiges Leben, in welchem sie gerichtet werden sollen nach ihrem Glauben und nach ihren Werken? Das wäre sinnlos; die Unsterblichkeit Roms und Athens geht in ihrer Geschichte auf. Dürfte man behaupten, die Staaten hätten das Recht zu entscheiden, welche unter den bestehenden Religionen die richtige sein? Das wäre gottlos. Spricht man von Staatsreligionen, von Majoritäts- oder exklusiven Religionen, so meint man damit nur die mehr oder minder angesehenen, die mehr oder minder bevorzugten Kultusordnungen, die mehr oder minder politisch geregelte Stellung ihrer Diener, niemals die religiöse Wahrheit selbst, die sich allen politischen Verträgen entzieht. Wir wissen, daß Jesus Christus an den öffentlichen Ordnungen der Gesellschaft Nichts geändert, daß er den irdischen Machthabern Nichts genommen, ihnen Nichts übertragen hat; wir lesen im Evangelium, daß er sie gelassen und geachtet hat wie sie waren, weil sein Reich nicht von dieser Welt ist. Was sie sind, das sind sie immer gewesen; was sie vor Jesus Christus nicht waren, das sind sie seitdem auch nicht geworden. Sind also die Staatsreligionen notwendig die Wahrheit, so ist dies von jeher der Fall gewesen, und der durch den römischen Senat in die Zahl der Götter aufgenommene Claudius ist wirklich Gott gewesen. Zwischen Diokletian und den Christen war zweifellos der Irrtum auf Seiten der Christen, die Wahrheit auf Seiten Diokletians. . . .

Royer-Collard gibt sich nicht damit zufrieden, daß er das Prinzip des von ihm bekämpften Gesetzes bloß legt, er stellt auch die weitgreifenden Folgerungen des Prinzips ans Licht:

Der aus der Entweihung der Hostien sich ergebende Religionsfrevel ist in Ihr Gesetz eingedrungen: warum aber diese Form des Frevels allein, da es deren doch eben so viel gibt als es Arten gibt, Gott zu beleidigen? Und warum überhaupt nur der Religionsfrevel, da auch Ketzerei und Gotteslästerung mit gleicher Gewalt an die Tür klopfen? Die Wahrheit duldet nicht diese parteiischen und willkürlichen Kompromisse. Mit welchem Rechte zerreißt Ihre ruchlose Hand die göttliche Majestät und findet sie nur an dieser Stelle verwundbar, sonst überall unverletzlich, nur für äußere Gewalt empfindlich, für jede andere Beleidigung unempfindlich? Sobald ein einziges Dogma der katholischen Kirche in das Gesetz aufgenommen wird, muß diese ganze Religion für wahr, müssen alle übrigen für falsch erklärt werden; es bildet die Religion einen Bestandteil der Staatsverfassung, und von hier aus geht sie in alle politischen und bürgerlichen Einrichtungen über. . . . Hier liegt das Prinzip am Tage, in der vollen Entfaltung seines Inhaltes. Hat einmal das Gesetz die religiöse Wahrheit offiziell als wahr anerkannt, so bemächtigt sich die Wahrheit nun des Gesetzes, die Religion schafft die Verfassung, sie schafft die politischen und bürgerlichen Einrichtungen, kurz sie schafft Alles. Nicht nur ist ihr Reich von dieser Welt, sondern diese Welt ist ihr Reich, das Szepter wird in ihre Hand gelegt, der Priester ist König. Wie man uns in der Politik nur vor die Wahl zwischen Absolutismus und Aufruhr stellt, so läßt man uns in der Religion keinen Mittelweg zwischen Theokratie und Atheismus. Wir verbieten nur dieses fluchwürdige Dilemma. . . .

Mit bewunderungswürdigem Scharfblick enthüllt der Redner die beiden Extreme, zwischen denen die Politik seiner Mitbürger — sagen wir: die Welt- und Lebensanschauung der katholischen Völker — unstet hin- und hergetrieben wird, jene unglückselige Alternative zwischen Reaktion und Revolution, zwischen dem Fanatismus einer zur Theokratie verzerrten Religion und dem Haß eines in Religion umgesetzten Radikalismus.

Wir teilen aus dem Schluß der Rede noch einige Worte mit:

Ich lege hier die Last dieser furchtbaren Diskussion nieder. Ich hätte mich an sie nicht herangewagt, wenn ich nur meine Kräfte zu Rate gezogen hätte; allein eine tiefe Ueberzeugung, das Bewußtsein einer großen Pflicht hat meine Schwachheit gehoben und gestärkt. Ich habe ein langes Schweigen gebrochen, um lebhaften Widerspruch zu erheben gegen das theokratische Prinzip. Dieses Prinzip bedroht zugleich die Religion und die Gesellschaft; es ist um so hassenswerter, als nicht mehr, wie in den Tagen der Barbarei und der Unwissenheit, aufrichtige Begeisterung eines glühenden Eifers diese Fackel angesteckt hat. Es gibt heute keinen Dominikus mehr, und wir sind keine Albigenser. Die Theokratie der Gegenwart ist weniger religiös als politisch; sie bildet ein Stück jenes allgemeinen Reaktionssystems, das uns mit sich fortreißt; was dieses System empfiehlt, ist sein gegen die Revolution gerichtetes Angesicht. Nun, meine Herren, es ist wahr: die Revolution ist gottlos gewesen, gottlos bis zum Fanatismus, bis zur Grausamkeit; aber man nehme sich in Acht: gerade an diesem Verbrechen ist sie zu Grunde gegangen. Und man kann der Gegenrevolution voraussagen, daß grausame Gegenmaßregeln, wenn auch nur als Buchstabe im Gesetz enthalten, wider die Reaktion zeugen und die Reaktion brandmarken werden.

Diese Worte fanden bei der Mehrheit der Abgeordneten keine Beachtung: am 15. April 1825 wurde das Gesetz auch von der zweiten Kammer angenommen. Aber Royer-Collard hatte wahr gesprochen. Nichts hat die Grundlagen der Restauration tiefer erschüttert als ihre religiöse Politik, ja Nichts hat sowohl die Staatsordnung als die Kirche so sehr diskreditiert wie die im Namen Gottes und Christi eingeleitete und auf allen Gebieten durchgeführte Reaktion. Regierung und Kammern hatten den Geist der Freiheit dämpfen wollen: dieser aber brach sich in den Julitagen 1830 wieder Bahn und durfte auf den Trümmern der Monarchie der Bourbons einen ruhmvollen Sieg feiern.

Paul Lobstein

Die Bibel- und Babel-Litteratur

Vgl. Nr. 7 d. J.

14

Bezold, Die babylonisch-assyrischen Keilinschriften und ihre Bedeutung für das Alte Testament 2c. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr 1904. 67 S. 1,50 Mk.

Giesebrecht, Friede für Babel und Bibel. 2. Auflage. Königsberg, Thomas und Oppermann 1903. 62 S. 1 Mk.

Zimmern, Keilinschriften und Bibel nach ihrem religionsgeschichtlichen Zusammenhang 2c. Berlin, Reuther und Reichard 1903. 53 S. 1 Mk.

Die erste oben angeführte Schrift enthält einen Vortrag, den Professor Bezold, der bekannte Heidelberger Orientalist, dem evangelischen wissenschaftlichen Predigerverein Badens gehalten hat, nebst hundert Anmerkungen, die den Zweck haben „den Leser einigermaßen in der weit verstreuten assyriologischen Litteratur zu orientieren". Bezold rekapituliert kurz die Ge-

schichte der Entzifferung und der Ausgrabungen, weist hin auf die Schwierigkeiten, die die Lesung keilinschriftlicher Texte verursacht, und auf die Hilfe, die der Erforschung der assyrischen Sprache durch die Vergleichung der übrigen semitischen Sprachen zuteil wurde; daß Mißgriffe dabei nicht ausblieben, gibt er unumwunden zu, konstatiert dann aber, daß die Assyriologie es trotz ihnen zu einer erfreulichen Höhe gebracht hat. Dann bespricht er die Dienste, die die Assyriologie der alttestamentlichen Exegese geleistet hat inbezug auf die Chronologie, sowie auch auf den Verlauf der Geschichte selbst, von den ältesten Zeiten (Amarna) an bis herab ans Ende der israelitischen Geschichte im Exil. Auch hier hebt er nun wieder die Dinge hervor, die man fälschlich zur Erklärung des A. T. heran gezogen hat; so die Zusammenstellung von Hammurabi mit dem biblischen Amraphel, die Winklerschen Phantasien über den Zusammenhang der Auswanderung Abrahams mit dem Aufkommen der Hammurabidynastie (s. Christliche Welt 1904, Sp. 63) und dessen ganzes astralmythologisches „System". Ferner bespricht er abfällig die Delitzschschen „Entdeckungen" des Jahwehnamens und des Monotheismus bei den Babyloniern (gegen letztere führt er einen ganz besonders durchschlagenden Grund ins Feld, nämlich den, daß in andren assyrischen Texten Reihen von Gottheiten dem Bel, dem Ninib, dem Ea, dem Nergal oder dem Adad gleichgesetzt werden); die Ableitung der hebräischen Gesetze aus dem „Codex Hammurabi" (vgl. Christliche Welt 1903, 539 ff.), des israelitischen Sabbats aus der bekannten Ausnahmestellung des 7., 14., 21. und 28. Tages eines Monats bei den Babyloniern, um endlich die Nicht-Zuständigkeit der Assyriologie für die Frage der „Offenbarung" unumwunden zu proklamieren. Das Schriftchen ist hübsch ausgestattet und enthält zwölf gute Abbildungen.

Giesebrechts Schrift macht den Versuch, den zwischen der Assyriologie und der alttestamentlichen Wissenschaft entbrannten Streit beizulegen; jetzt, zwei Jahre nach ihrem Erscheinen, kann man sagen, daß dieser Versuch mißlungen ist. Das ist kein Vorwurf gegen Giesebrecht, sondern eher einer gegen die streitenden Parteien, besonders gegen die Panbabylonier, die inzwischen nicht aufgehört haben Besitzansprüche auf alles Mögliche und Unmögliche zu erheben. Giesebrecht ist als Alttestamentler von ungeheurer Weitherzigkeit. Weil er mit der Möglichkeit rechnet, daß eines Tages der inschriftliche Beweis für die Existenz eines babylonischen Sabbats im eigentlichen Sinne erbracht werden könnte, gibt er den Anhängern Delitzschs zu, daß der hebräische Sabbat babylonischen Ursprungs ist; er ist sogar bereit, einen babylonischen Monotheismus (ohne Not, wie wir oben gesehen haben) und den Namen Jahweh als außerisraelitisch anzuerkennen. Auf der andren Seite beansprucht er aber doch auch sehr entschieden Respekt vor der sittlich und religiös höheren Stufe des Alten Testaments, den Delitzsch und Manche mit ihm diesem weigern, und zeigt die Unzulänglichkeit der gegen diese Würde des Alten Testaments angeführten Gründe deutlich auf. In Bezug auf den Gottesglauben betont er dabei mit Recht, daß selbst wenn Babylon und Israel quantitativ dieselben Gottesbegriffe haben, diese doch qualitativ himmelweit verschieden sind. Besonders erfrischend ist der angehängte „Exkurs über die Uroffenbarung", in dem er mit Kittels unklaren Aufstellungen über diesen Punkt (s. Christliche Welt 1903, Sp. 133 und 244) gründlich aufräumt. — Zweifellos gehört Giesebrechts Schrift mit zum Besten, was in dem ganzen Streit produziert worden ist.

Zimmern nennt seine Schrift einen „Leitfaden zur Orientierung im sog. Babel-Bibel-Streit mit Einbeziehung der neutestamentlichen Probleme". Wie mans von ihm gewohnt ist, trägt er seine Meinung außerordentlich ruhig, vorsichtig und mit Anbringung aller nötigen Fragezeichen vor. Daß er die Diskussion erheblich weiterführt, geht schon aus der Einbeziehung der neutestamentlichen Probleme hervor, die Delitzsch seinerzeit in Aussicht gestellt, aber in seinem dritten Vortrag doch nur sehr mangelhaft vorgenommen hat. Zimmern befolgt in seiner Schrift offenbar den Grundsatz, vom Gewissen zum minder Sicheren vorzuschreiten: an erster Stelle steht bei ihm die Sintflutsage, deren Entlehnung durch die Israeliten nicht mehr bezweifelt werden kann und bei der die Uebereinstimmungen mit dem babylonischen Original mit Händen zu greifen sind; es folgen die Urväter, bei denen die Berührungen auch noch sehr nahe sind. Nicht in gleichem Maße kann das von der Schöpfungslegende gelten, wenn auch an der Uebernahme des Stoffes aus Babylonien mit Fug nicht gezweifelt werden kann; eher ist es schon angängig zu fragen, ob die Babylonier eine der israelitischen Paradiesesvorstellung entsprechende und zugrundeliegende gehabt haben. Zimmern vermutet sie im Adapamythos (s. Keilinschriftliche Bibliothek Bd. VI, I, S. 92 ff.), in dem es sich um die (Nicht-)Erlangung des ewigen Lebens durch einen Menschen handelt. Weiter teilt er mit, daß von Jensen gegenwärtig daran gearbeitet wird, das Gilgameschepos der Babylonier als Grundlage einer ganzen Reihe von alt- und neutestamentlichen und auch griechischen Erzählungen nachzuweisen; Zimmern läßt sich auf die Sache nicht weiter ein: mit Recht, da Jensen die Begründung seiner Thesen noch nicht veröffentlicht hat. Ferner behandelt er eine Reihe babylonischer Kultgebräuche, die im altisraelitischen Ritual ihre genauen Parallelen haben und die zum Teil wohl aus Babel stammen werden. In der Sabbatfrage drückt Zimmern sich sehr vorsichtig aus: er nimmt zwar eine Entlehnung des Wortes Sabbat aus dem Babylonischen an, ist aber nicht sicher, ob die freie siebentägige Woche und damit der eigentliche hebräische Sabbat aus Babylon stammen. Nachgewiesen ist etwas Derartiges auch nach Zimmern in Babylon nicht. Einen babylonischen Monotheismus lehnt Zimmern für ältere wie jüngere Zeit ganz entschieden ab und die spezifischen Unterschiede der hebräischen und babylonischen Psalmen (von letzteren gibt er ein paar schöne Proben) hebt er stark hervor. Der nun folgende Abschnitt ist überschrieben „Der Christus, Jesus". Zimmern wirft hier eine Reihe von Fragen auf, in denen es sich wesentlich darum handelt, ob gewisse Punkte der jüdischen Messiaslehre und damit auch der christlichen Vorstellungen von Jesus (daß zwischen diesen ein Zusammenhang anzunehmen ist, wird mir immer wahrscheinlicher) aus babylonischen, hauptsächlich mit dem Gotte Marduk verknüpften Gedankenkreisen herstammen. Sodann wird die Frage aufgeworfen, ob zwischen gewissen babylonischen Wasserriten und der christlichen Taufe, sowie zwischen den in der babylonischen Mythologie vorkommenden Vorstellungen von Lebensbrot und Lebenswasser und dem Abendmahl irgendwelche Beziehungen bestehen. Eine Antwort gibt Zimmern hier nicht, er zeigt nur das Problem auf, das als vorhanden anerkannt werden muß. Er fügt aber gleich selbst hinzu, daß, falls ein solcher Zusammenhang besteht, immer die ursprünglich babylonischen Ideen eine eigenartige Umbiegung erfahren haben würden. Die letzten Abschnitte behandeln dann noch die Vorstellungen vom Lebens- und Gerichtsbuch, von der Prädestination, von Engeln und Teufeln, vom Totenreich und vom Jenseits. Ueberall wird eine Fülle von Fragen gestellt und reiche Anregung zum Nachdenken gegeben. Ob die Richtung, in der Zimmern die Lösung der Probleme sucht, überall die ist, die zum Ziele führt, bezweifle ich, aber es schadet nichts, wenn auch in diesen Richtungen geforscht und gesucht wird. Irgendwelche Förderung unsrer Erkenntnis werden wir uns von jeder methodischen Forschung, mag sie auch schließlich den eingeschlagenen Weg als Sackgasse erkennen, versprechen dürfen. Daß auch unsrer Frömmigkeit hier manche harte Arbeit zugemutet ist, wird aus dem Mitgeteilten einleuchten. Friedrich Küchler

Predigten

C. Jatho, Pfarrer in Köln, Predigten. Zweite Auflage. Köln, C. Roemke 1903. Gebunden 5 Mk.

C. Lühr, weiland Pfarrer in Gotha, Dein Reich komme. Nachgelassene Predigten über das Vater Unser und einige andere Texte. Berlin, A. Duncker 1904. Gebunden 2,60 Mk.

Unser Heil in dem gekreuzigten und auferstandenen Christus. Passions- und Osterpredigten über die Eisenacher Perikopen in Verbindung mit H. Josephson, K. Ohly, H. Rebensburg u. A. herausgegeben von Dr. H. Rocholl, Konsistorialrat in Hannover. Leipzig, Strübig 1903. Gebunden 4,50 Mk.

† D. W. Kögel, Zion fahre fort im Licht. Kasualreden. Leipzig, G. H. Wallmann 1904. Gebunden 3,50 Mk.

Mit einigem Bangen nimmt der Leser eine Predigtsammlung zur Hand, wenn der Zweck der Lektüre eine Besprechung ist. Er möchte gerne Gutes aussagen können, und erwartungsvoll ob der Wunsch erfüllt werde, vertieft er sich in das Buch. Jathos Predigten bereiten ihm keine Enttäuschung. Der Verfasser redet für den modernen Menschen, und das rein Lehrhafte im Christentum ist nie das Thema seiner Predigten. Er spricht zwar mehrfach seine Ansicht über Gottessohnschaft, Opfertod und die leibliche Auferstehung Jesu aus, aber stets in milder Weise, die anders Denkende nicht verurteilt. Christus ist ihm der Mittelpunkt unsres Glaubens, und nur so weit sind wir berechtigt uns nach ihm zu nennen, als wir Ernst machen mit seiner Nachfolge durch tätige Nächstenliebe, denn in ihr besteht das einzige Bekenntnis, das Jesus von uns fordert. So weit sie zu dieser Forderung in Beziehung stehen, kommen die meisten der Fragen zur Sprache, die die Christen unsrer Tage beschäftigen und beunruhigen. Jatho dringt vor Allem auf persönlichen Glauben, läßt jeden ehrlichen Zweifel gelten, weist darauf hin, daß Jesus nicht von Irrgläubigkeit und Rechtgläubigkeit, sondern von schwachem und starkem Glauben gesprochen hat und ermahnt, in den Schulen weniger Theologie zu lehren und mehr die religiösen Bedürfnisse zu wecken und zu pflegen. Erhebend ist es zu sehen, wie er sich erfolgreich bestrebt alle Lebensgebiete in unmittelbaren Zusammenhang mit dem christlichen Interesse zu bringen: Wahlen und Synoden, innere und äußere Politik werden erwähnt, und des Verfassers warmer Patriotismus kommt dabei zu erfreulichem Ausdruck.*)

Auch die nachgelassene Predigtsammlung Lührs empfehle ich nachdrücklich. Es war ein dankenswertes Unternehmen des Verfassers, daß er in eingehender Weise, in neun Predigten, das Vater Unser zum Gegenstand seiner Betrachtung machte. Steht doch durch den häufigen Gebrauch innerhalb und außerhalb der Kirche, dies Gebet stets in Gefahr gedankenlos mißbraucht zu werden. In seiner unerschöpflichen Tiefe wird es von Lühr empfunden und dargestellt, und das menschliche Leben nach allen seinen Seiten mit ihm in nächste Beziehung gebracht. Zur Lösung dieser Aufgabe scheint er besonders befähigt, da ihm nichts Menschliches fremd ist und er ein weites, warmes Herz den Menschen entgegenbringt. In seinen Predigten kommen Dichter und Philosophen zu Wort, er rechnet mit den neusten Ergebnissen der Wissenschaft, zeigt ein feines Verständnis für die Schönheit der Natur; Geselligkeit und Kunst weiß er zu schätzen, die Lebensfreudigkeit läßt er gelten, und Alles bringt er in Beziehung zu Gott. Auf die praktische Betätigung des Glaubens, auf die er unermüdlich dringt, wird von ihm allein Wert gelegt. Möchte das Buch sich einen großen Leserkreis gewinnen.

Eine Frage jedoch möchten wir noch zur Sprache bringen, auf die wir durch die Stellung des Verfassers zur Gebetserhörung gebracht werden. Auch er verzichtet, wie wohl die große Mehrzahl der modernen Gläubigen, auf die Bitte um irdische Güter und Hilfe in der Not. Im Gebet unterwirft er sich der göttlichen Weltordnung, wie sie sich uns im täglichen Leben in kleinen und großen Ereignissen kund gibt. Die Möglichkeit, daß durch das Gebet ein Geschehen verursacht werden könne, das ohne Gebet nicht eingetreten wäre, kommt für ihn gar nicht in Betracht. Nun ist aber zweifellos die Ansicht Jesu und der Apostel über Gebetserhörung eine andere gewesen, warum können wir sie nicht mehr teilen? Der Mißbrauch, der mit dem Bittgebet und angeblicher Erhörung von je her getrieben worden, ist gewiß der Grund, der nicht Wenige abhält mit einer Bitte vor Gott zu treten. Entscheidend für die Unterlassung des Bittgebets ist aber doch wohl der Gedanke, daß Gottes weiser Wille, der die Welt lenkt, nicht durch unsern menschlichen Willen beeinflußt oder geändert werden kann. Die Möglichkeit der Gebetserhörung setzt voraus, daß nicht jegliches Geschehen auf einen speziellen Willensakt Gottes zurückzuführen ist, sondern daß auch die allgemeinen Weltgesetze, der natürliche Kausalnexus, sowie der sogenannte Zufall an ihm beteiligt sind. Da Nichts geschehen kann ohne Gottes zulassenden Willen, so werden allerdings denen, die ihn lieben, alle Dinge zum Besten dienen, aber wir dürfen andrerseits auch das Vertrauen haben, daß Gott uns auf unsre Bitte mancherlei Gutes zukommen lassen kann, das uns ohne sie nicht zuteil geworden wäre. Diese Auffassung des Gebets kommt auch bei Luther zum Ausdruck, wenn er sagt: „Daß wir ihn bitten sollen wie die lieben Kinder ihren lieben Vater."

Die von Rocholl herausgegebenen Predigten setzen ein anderes Publikum voraus als die beiden vorher besprochenen: sie werden wohl ausschließlich von streng Bibelgläubigen gelesen und gewürdigt werden. Denn auch Ohly geht von der Voraussetzung aus, daß die Auferstehung des Fleisches als etwas Selbstverständliches angenommen wird, und behandelt die alttestamentliche Erzählung von der Aufrichtung der ehernen Schlange als historische Tatsache. Rocholl, der gelegentlich von einer „Zeit des Suchens, Fragens und Zweifelns" spricht, zeigt recht wenig Verständnis für diejenigen unter den Christen, die die „Blut-theologie" um ihres Gewissens willen ablehnen müssen, und deren sogenannter Unglaube ihnen vielleicht von Gott zur Gerechtigkeit gerechnet wird. Zu bedauern ist auch, daß in Predigten, die für gebildete Leser*) bestimmt sind, Sätze sich finden wie S. 24: „es war Gottes Rat, daß er seinen Sohn hingebe von seinem Busen weg in das von Satan verderbte Menschengeschlecht" u. a.

Das Büchlein von Kögel wird allen denen, die den gefeierten Kanzelredner gehört haben, oder in seelsorgerlicher Beziehung zu ihm gestanden sind, ein wertvolles Andenken sein.

Anna Kerler

*) Predigten von Jatho (nicht die oben angezeigten) haben in Nr. 17 der Reformation eine so leidenschaftliche Verurteilung erfahren, wie sie selbst inmitten der sich häufenden und steigernden Weherufe dieses Blattes auffallen mußte. Die Proben, die der Rezensent mitteilt, rechtfertigen den Prediger mehr als den Rezensenten! Und vielleicht gewährt auch die obige Besprechung dem Prediger eine kleine Genugtuung. Sie stammt aus der Feder der Herausgeberin der bei J. C. B. Mohr erschienenen Sammlung: Christliche Gedanken für die Suchenden unsrer Zeit. D H

Cottas Säkular-Ausgabe von Schillers Werken

Zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag ist die Ausgabe fertig geworden, mit der die Cottasche Verlagshandlung ihren mit Goethe berühmtesten Autor ehrt. Acht bekannte Gelehrte (Fester, Kellner, Köster, Minor, Petersen, Erich Schmidt, Walzel und Weißenfels) haben zusammen mit dem Herausgeber Eduard v. d. Hellen daran gearbeitet, eine der langjährigen Verbindung des Dichters mit der Firma und zugleich der Veranlassung würdige Ausgabe herzustellen. Sie umfaßt 16 Bände, schön und einfach in grüne Leinwand gebunden für 32 Mark; jeder Band ist einzeln zu kaufen. Band 1 und 2 enthalten die Gedichte und Erzählungen, 3—7 die Dramen, 8 den dramatischen Nachlaß, 9 und 10 die Uebersetzungen, 11 und 12 die philosophischen, 13—15 die historischen und 16 die „vermischten" Schriften. Jedes Werk hat eine besondere Einleitung, die z. B. zu Wallenstein und Don Carlos je 40, zu Tell 17, zu den Gedichten 12 Seiten umfaßt. Die philosophischen und die historischen Schriften haben je eine zusammenfassende Einleitung, in denen Walzel auf 80, Fester auf 36 Seiten vortrefflich den Entwicklungsgang der Schillerischen Gedanken und die Entstehung der betreffenden Schriften aufzeigt. Am Schlusse jedes Bandes finden sich Anmerkungen, die z. B. für Wallenstein etwa 50, für die Gedichte zusammen 120, für Tell 14 Seiten umfassen, ganz kurz über Ausgaben und Texte berichten und, wohl allen Bedürfnissen genügend, sachliche Erläuterungen bringen. Textvarianten sind nirgends gegeben.

Etwas Besonderes bieten der erste und der letzte Band. Im letzten erhalten wir Alles, was von Schiller außer seinen eigentlichen „Werken" veröffentlicht wurde, aber in den gewöhnlichen Ausgaben meist nicht unter die „prosaischen Schriften"

*) In Predigten für ungebildete Leser wären sie noch mehr zu bedauern.

aufgenommen ist: Vorreden und Besprechungen eigener Werke (z. B. die 3 Vorreden zu den Räubern), Aufsätze aus Schillers Redaktortätigkeit, Besprechungen fremder Werke, Aufsätze über Theaterangelegenheiten, und Berichte und Rapporte aus der Karlsschule. Alphabetische Verzeichnisse aller Schriften der ganzen Ausgabe, sowie der Ueberschriften und Anfänge der Gedichte machen den Schluß. — Der erste Band bietet die Gedichte Schillers nicht in der gewöhnlichen, bekanntlich von Körner stammenden Einteilung nach den drei Perioden, sondern in einer Anordnung, die Schiller selbst für eine (nicht zustande gekommene) Prachtausgabe kurz vor seinem Tode getroffen hat: es sind vier Bücher, die beiden ersten enthalten die Lieder und die Balladen, die beiden letzten die Ideenlyrik; die übrigen von Schiller selbst in frühere Ausgaben aufgenommenen Gedichte folgen als Anhang, die von ihm überhaupt aus seinen Werken verbannten im zweiten Band. Auf diese Weise machen die Gedichte wirklich einen viel großartigeren Eindruck, als bei dem bisherigen Durcheinander von Unreifem und Vollendetem.

Alles in Allem darf man sagen, daß hier für verhältnismäßig billigen Preis eine ausgezeichnete Ausgabe Schillers unsrem Volke geboten wird, die an ihrem Teil dazu beitragen kann, daß das Schillerjubiläum die beste Frucht bringe, nämlich die vertiefte Bekanntschaft mit dem Geiste Schillers selbst, wie er aus seinen unsterblichen Werken zu uns spricht.

Max Christlieb

Verschiedenes

Die kirchliche Beerdigung der Selbstmörder. Von O. Noeldeke. Mit einem Vorwort von Professor D. O. Baumgarten in Kiel. Motto Joh. 8, 7. Gießen, J. Rickert (Töpelmann) 1903. IV und 76 S. 1,40 Mk.

Die ursprünglich für Baumgartens Monatsschrift bestimmte Arbeit ist mit durch die Erörterungen der Christlichen Welt vom Jahre 1901 Nr. 26. 27. 28 veranlaßt. Sie gibt in einem ersten Kapitel allerlei Tatsachenmaterial über die geographische Verbreitung und die Häufigkeit der Selbstmorde, über den Anteil der Lebensalter, der Lebensstellungen, der Jahreszeiten und — für uns besonders zum Nachdenken anregend — der Konfessionen, endlich über die Ursachen des Selbstmords. Die wertvollsten Partieen des Buches sind einmal die, die von allerlei abergläubischen auf Selbstmörder bezüglichen Meinungen und Gebräuchen erzählen, sodann eine Sammlung typischer Preßstimmen über den Selbstmord, endlich die Beiträge zur Erkenntnis seines sozialen und psychischen Nährbodens. Ob die weltlichen Gesetzesbestimmungen, die durch die Forderung des Sektionszwangs ergänzt sind, und die geistlichen überall dem neuesten Stand entsprechen, weiß ich nicht; für Württemberg, wo ich nachprüfen kann, hat Nöldeke nicht das Neueste: seit 1896 steht bei Unzurechnungsfähigen „der regelmäßigen Beerdigung Nichts im Wege, falls nicht etwa die Angehörigen auf seelsorgerlichen Zuspruch des Geistlichen eine stille Beerdigung vorziehen". Mögen die Worte des Verfassers über die „Aufgaben der Kirche": Behandlung des Selbstmords in Predigt und Unterricht, Mitarbeit am Kampf gegen den Alkoholismus und die andern sozialen Schäden, treue Seelsorge — mögen die ernsten Worte darüber nicht umsonst geschrieben sein!

Als das Schwächste an der Schrift erscheint mir ihre Verteidigung der kirchlichen Beerdigung aller Selbstmörder. Die Ablehnung der gegen seine Forderung vorliegenden Instanzen hat sich Noeldeke dadurch meines Erachtens allzu leicht gemacht, daß er sich mit den gewichtigeren unter ihnen nicht auseinandersetzt. Die Motive von Noeldekes wohlgemeinter Forderung gelten auch für mich. Kann man aber wirklich generell die kirchliche Beerdigung der Selbstmörder verlangen? Ist das nicht ebenso prinzipios wie das Gegenteil, die schlechthinnige Verweigerung, die den Selbstmord von dem vorausgehenden Lebenswandel isoliert? (Eine solche Isolierung liegt auch vor, wo man einen Fall nur durch das beliebte Schlagwort zurechnungsfähig und unzurechnungsfähig entscheiden will.) Zu individualisieren zwingt die Kirche die Selbsterhaltung im tiefsten Sinne des Wortes. Sie würde sich einfach wegwerfen, wenn sie am Grab eines offenkundig frivolen Menschenlebens, dessen ultima ratio der Strick war, aber auch wenn es nicht so weit käme, feierlich das Bekenntnis der fortdauernden Lebensgemeinschaft der Christengemeinde mit dem Toten ausspräche. Vgl. den bekannten Brief Luthers an Pfarrer Gerich.

Das Bekenntnis der fortdauernden Lebensgemeinschaft der Christengemeinde mit dem Toten scheint mir mit Thümmel, dessen vorzügliches Buch über „Die Versagung der kirchlichen Bestattungsfeier" (Leipzig, Hinrichs 1902) Noeldeke leider gar nicht benutzt hat, das unveräußerliche Hauptstück der Leichenfeier. Ihm gegenüber ist der (dem Verfasser eigentlich allein wichtige) „Dienst an den Hinterbliebenen" sekundär. Die Kirche hat auch eine Ehre und vor allem ein Gewissen, das ihr eine offenkundige Unwahrheit verbietet. Dagegen ist diese Ehre wieder etwas ganz Andres als der ungeistlich-unevangelische Begriff kirchlicher Ehren, der die Auffassung der Begräbnisfeier verhängnisvoller Weise auch bei Noeldeke beeinflußt und die Verweigerung (auch die Verweigerung der Leichenrede durch Noeldecke selbst) als ein Strafurteil, ja womöglich als ein Verdammungsvotum erscheinen läßt. Für ein ehrliches und in sich selbst vollständiges Begräbnis in der Kirche, wozu leider augenblicklich noch vielfach Anleihen bei der Kirche nötig sind, hat der Staat oder die Kommune bei allen Bürgern, auch den Selbstmördern, aufzukommen. Die vielfach noch übliche Praxis entwertet die kirchliche Feier und degradiert die Kirche zur Lückenbüßerin bei einem Akt, der so gut wie die Zivil-trauung und andre rein bürgerliche Handlungen in sich selbst vollständig ist und da genügen muß, wo ein religiöser Charakter der Handlung gar nicht dem Sinn des Toten entsprechen könnte.

Gewiß ist es schwer, im einzelnen Fall eine ebenso taktvolle als unabhängige und wahrhaftige Entscheidung zu treffen, vollends eine, die nicht mißverstanden wird; aber die Schwierigkeit solcher individueller Probleme ist kein Grund gegen ihre Notwendigkeit und Lösbarkeit und keiner für ihre Umgehung. (Die Aufgaben eines evangelischen Geistlichen sind überhaupt schwieriger als das Nachschlagen in Canones und Decretalia, vgl. Thümmel S. 183.) Mit Recht weist Thümmel darauf hin, daß gerade durch die in einer solchen evangelischen Tempelreinigung liegende Wahrhaftigkeit für die nachfolgende Seelsorge eine vertrauenerweckende Grundlage geschaffen wird.

Wenn manche Kirchenordnungen zwischen liturgischem Handeln und seelsorgerlichem Zuspruch scheiden, so ist das trotz Noeldeke nicht zu verwerfen; unter dem liturgischen verstehen sie den Akt, der vor Entleerung geschützt werden muß. Ein Recht dazu ist selbstverständlich nur vorhanden, wo Seelsorge an dem Selbstmörder vorausgegangen war (vgl. auch Noeldeke S. 62); vor allem aber ist das allgemeine Urteil in dieser Frage zu erziehen und zu vertiefen.

Also gegen eine Selbstmörder-Beerdigung, bei der die Verweigerung der kirchlichen Feier und der weltliche Akt den Charakter eines Strafurteils an sich tragen, protestiere ich so gut wie Noeldeke. Aber auch gegen eine Feier, von der es heißen müßte: ein Schauspiel, aber auch ein Schauspiel nur!

Möge durch Noeldekes Schrift das Nachdenken über die Revision der kirchlichen Theorie und Praxis an diesem Punkt angeregt werden! Gründlich nötig ist sie. E Gös

Eigenmächtige Anrechtshemmung abgesehen von Notwehr und Notwehrhilfe. Von Dr. O. von Alberti, Hilfsrichter in Freudenstadt. Stuttgart, W. Kohlhammer 1904. 53 S. 1,50 Mk.

Eine juristische Frage, aber sie berührt sich mit einer ethischen. „In Familie, Schule und Kirche, wie in der Armee lehrt man, es sei eine sittliche Forderung, daß der Einzelne mannhaft das Unrecht hemme, wo er kann" (S. 24). Wie verhält sich zu dieser sittlichen Forderung das geltende Recht? Der Verfasser sucht die Gesetzesparagraphen auf, durch die eine eigenmächtige Unrechtshemmung — auch abgesehen von Notwehr — legitimiert wird. Es sind deren nicht viele, und nur durch exegetische Kunst werden sie verwertbar. — Wird darin, so fragt man, unsere Gesetzgebung nicht fortschreiten müssen? In welcher Richtung das etwa geschehen wird, kann die Broschüre nur andeuten. Jedenfalls sind nur solche Bestimmungen möglich, bei welchen dem selbständigen Ermessen, dem sittlichen Abwägen des Richters Vieles überlassen bleibt. Das hätte noch deutlicher werden können durch Verwertung der Gedanken R. Stammlers in seiner „Lehre vom richtigen Recht" (Berlin, J. Guttentag 1902, 16 Mk.), einem Werk, aus dem auch Theologen viel lernen können.

Max Reischle

Das Christenleben in Wort und Tat. Beispielsammlung zum Gebrauch in Kirche, Schule und Haus. Von Walther Groskopf. Dessau, Buchhandlung des evangelischen Vereinshauses 1903. 2 Mk.

Unter den vielen mir bekannt gewordenen Sammlungen nimmt diese einen guten Platz ein, weil sie etwa 800 sorgfältig ausgewählte Beispiele, mehr Gedanken und Worte als Geschichten (keine Sonntagsblätterware!) darbietet, die Pfarrern und Lehrern gute Dienste leisten können, um eigne Gedanken zu ersetzen oder anzuregen. Ein dreifaches Register — Inhalt, Sachregister, Bibelstellen — macht das Büchlein sehr brauchbar; auch wer Nichts darin sucht, sondern nur blättert, findet Vieles, was ihn fesselt und erfreut. F Niebergall

Für Herz und Gemüt der Kleinen. 56 biblische Geschichten für die ersten vier Schuljahre in erzählend darstellender Form auf Grund Wundtscher Psychologie. Von Max Paul, Lehrer in Leipzig. Leipzig, E. Wunderlich 1904. 2,40, geb. 3 Mk.

Lange wollte ich an diese Schrift wegen des weichlichen Titels nicht heran, aber nachher ließ sie mich nicht mehr los. Eine prachtvolle Ergänzung bilden ihre beiden Teile; zuerst die Einleitung, die mit der Wundtschen Gefühlspsychologie die Herbart-Zillersche Zergliederungsmethode aus den Angeln hebt, und nachher die Darstellung der alten lieben Geschichten für die Kleinen. Wie das Alles lebt, und wie frei und köstlich Paul das Alles auszumalen weiß! „Eins der Kleinen streckte ihm die Arme entgegen und sagte Papa", heißt es in der Geschichte Jesus der Kinderfreund. Und welches Kind es vergißt, wie der König Herodes die Marmorstufen seines Schlosses herabschritt, um den prachtvollen Zug der drei Könige aus dem Morgenland zu begrüßen, bei dessen Anblick der kleine Hans mit offenem Mund dastand und Jette und Lieschen ihr Näschen zu wischen vergaßen, dem ist nicht zu helfen.

Mag die gestrenge Pädagogik sagen, was sie will, „in diesem Fall sind wir die Sachverständigen", die Kinder und die Eltern; und wir sagen: Prächtig! F Niebergall

Der verlorene Sohn. Roman von Th. H. Hall Caine. Zwei Bände. Verlag von H. A. Ludwig Degener, Leipzig 1904. 672 S. Geh. 6 Mk.

Der Verlag teilt mit, daß dieser Roman gleichzeitig in acht Ländern und in 220000 Exemplaren erscheint. Derselbe bezeichnet ihn als ein „großes Meisterwerk" und fügt in einem Anhang einen Hymnus auf den überaus fruchtbaren Verfasser an, dessen sämtliche Werke zum Schluß bibliographisch notiert sind. Ich kam mir zuerst sehr unwissend vor, weil ich Caines Bekanntschaft erst mit dem „Verlorenen Sohn" eben gemacht habe. Indessen meine Beschämung hat sich bald in aufrichtige Freude verwandelt. Denn am „Verlorenen Sohn" habe ich lediglich Zeit verloren; wieviel habe ich also an den anderen Bänden gespart! Caine erläßt sich ja jede Vertiefung nach jeder Hinsicht; er gibt einen „Roman" in dem Sinn, wie der platteste Spießbürger (oder seine Gattin!) das Wort versteht. Sollte das deutsche Lesepublikum wirklich noch so urteilslos sein, daß die Riesenreklame, die auf das Buch verwandt wird, Erfolg haben könnte?

Schian

Do We Believe? — Unter diesem Titel hat die große englische Tageszeitung The Daily Telegraph in ihren Spalten eine Erörterung der Frage, ob wir überhaupt glauben, aufgenommen, die in England großes Aufsehen erregt hat. Auf den ersten Artikel vom 29. September v. Js., in dem ein Mitarbeiter eine entschiedene Antwort auf diese seine Frage forderte, sind in der genannten Zeitung bis zum 31. Dezember, also in einem Vierteljahr, nicht weniger als 2500 Spalten in dem bekannten kleinen Druck bei englischem Riesen-Zeitungsformat mit Zuschriften gefüllt worden, Briefen und Betrachtungen von Leuten jeglichen Standes und Ranges, der Bischof nicht ausgeschlossen. Ueber den Wert eines solchen Verfahrens kann man vielleicht gering denken. Selbst der Fragesteller hatte eine so starke Wirkung seines Artikels nicht entfernt vorausgesehen. Er gibt auch zu, daß die Aussprache weit über den Rahmen dessen hinausging, was er ursprünglich beabsichtigt hatte. Er wollte eigentlich nur theoretisch den Glauben an eine andre Welt als Bestandteil des christlichen Glaubens und praktisch die ethische Geltung der Bergpredigt durch moderne Zeitungsleser erörtert sehen. Trotzdem dankt er es der Fügung, die ihn seine Frage hat aussprechen lassen. Keine einzige in der riesigen Flut von Erwiderungen war frivol, manche hochbedeutsam; die Verschiedenheit der Ansichten bezeichnet er als gradezu „pittoresk". Was ihn vor allen Dingen befriedigt, ist die Feststellung, daß die Meisten ihren Glauben mit einer Entschiedenheit bejaht haben, die gleichermaßen die laodiceische Lauheit weltlicher Seelen wie den offiziellen Optimismus der Verteidiger christlichen Glaubens überrascht und in Erstaunen gesetzt haben muß. So weit sich in diesem Für und Wider die Gesinnung des englischen Volkes widerspiegelt, möchte er annehmen, daß der Menschen, die glauben, zehn oder zwölf Mal soviel sind als der Zweifler. „Und das in einem Zeitalter, das offenbar viel zu rasch zu einem skeptischen gestempelt worden ist!"

Die Zeitung hält es nicht für überflüssig, die gesammelten Zuschriften demnächst in Buchform erscheinen zu lassen. F M

Kleine Mitteilungen. Soeben sind die Verhandlungen des Zweiten Internationalen Kongresses für Allgemeine Religionsgeschichte in Basel ausgegeben worden. Basel, Helbing und Lichtenhahn 1905. 382 S. 8 Mk. Eine mühevolle, und soviel wir sehen, ausgezeichnete Leistung des Generalsekretärs des Kongresses Professor D. Bertholet. Nun erst kommt der ganze Reichtum der Verhandlungen zur Geltung, da kein Teilnehmer den neben einander tagenden Sektionen gleichzeitig beiwohnen konnte. Freilich ist von dem Reichtum wieder durch Kürzungen Manches verloren gegangen, auch Wichtigeres nur im Auszuge wiedergegeben; aber man erfährt dann doch, wo man das Ausgeführte zu suchen oder zu erwarten hat. So Dieterichs „Mutter Erde" im Archiv für Religionswissenschaft, Band 8; Müllers hochinteressanten Bericht über manichäische Funde in Turkestan in den Abhandlungen der Berliner Akademie. — Wenn doch das Komitee, das den nächsten Kongreß vorbereitet, die fatale Angelegenheit der richtigen Zählung dahin ordnen möchte, daß Stockholm als erster, Paris als zweiter, Basel als dritter Kongreß gezählt würde. Das entspricht doch einfach den Tatsachen, und unwillkürlich rechnet und zitiert so der schlicht Interessierte. Wir werden jedenfalls bei Gelegenheit so zählen und fordern alle Publizisten, die mit uns hierin ein Gebot der Billigkeit erkennen, das auch zu tun. So wird sich das Richtige vielleicht ohne große Beschlüsse durchsetzen. Vgl. d. Bl. 1904, Nr. 42.

Mancher unsrer Leser wird noch nicht wissen, daß es in Leipzig einen Buddhistischen Verlag gibt. Noch neuer wird ihm sein, daß dieser Verlag auch ein Buddhistisches Vergißmeinnicht herausgegeben hat, eine Sammlung buddhistischer Sprüche für alle Tage des Jahres, zusammengestellt von Bruno Freydank. Sieht man von dem propagandistischen Zweck ab, so ist es eine Zusammenstellung vieler guter Worte. 1,50 Mk., gebunden 2,20. Auch eine Monatsschrift Der Buddhist wird vom gleichen Verlag ausgegeben, „die erste buddhistische Zeitschrift in Europa". Halbjährlich 2,50 Mk.

Die Preußischen Jahrbücher enthalten in ihrem Maiheft ein höchst interessantes Wort zum Frieden. Nämlich zum konfessionellen. Wir erfahren daraus — was wenigstens uns noch unbekannt war —, daß „eine Anzahl katholischer und evangelischer Männer zusammengetreten" ist und als nächste Aufgabe ins Auge gefaßt hat „die Herausgabe einer Schrift zu veranlassen, welche die landläufigen Bedenken gegen den sogenannten Ultramontanismus einer streng wissenschaftlichen Erörterung und beziehungsweise Widerlegung unterzieht." Preis 600 Mark. Als Richter sind der katholische Kirchenhistoriker Professor Dittrich und Harnack ausersehen, wenn diese ablehnen, die Juristenfakultät Bonn. Der Ungenannte in den Preußischen Jahrbüchern stellt die Hauptpunkte zusammen, die in der Schrift behandelt werden müßten: Unseligkeit der Nichtkatholiken, kasuistische Billigung der Lüge und des Meineids, Wunder-Aberglaube, Abhängigkeit des Zentrums vom Papst auch in nichtkirchlichen Angelegenheiten, und Anderes.

Die landeskirchliche Versammlung, die am 2. und 3. Mai in Berlin abgehalten wurde, bedeutet vielleicht ein Ereignis für ihre zahlreichen Teilnehmer, aber schwerlich für die Gesamtkirche. Was da geredet und beschlossen worden ist, haben wir viel schärfer schon in den Kirchenzeitungen und im Reichsboten gelesen. Ruhige sachliche Auseinandersetzung aber findet in solchen Versammlungen keinen Platz. Die Tatsache, daß viele Theologen und Laien so stehen wie die Teilnehmer an der Demonstration, war auch vorher bekannt. Wir schätzen den Fonds an Glauben und Frömmigkeit, den unsre „Altgläubigen" verwalten, überaus hoch; aber durch derartige Versammlungen wird unsre Achtung davor nicht erhöht. Wenn wir von ihnen lernen, wenn wir sie lieb und wert haben wollen, müssen wir sie an andern Orten aufsuchen. Ein großes Hindernis wirklichen Erfolges ist für die ganze Richtung immer wieder, daß sie uns nicht kennt, daß sie nicht kennen und sehen will, was ernst und fromm ist bei uns. Sie richtet ihren Kampf wider ein Zerrbild, das sie sich von uns macht, indem sie sich an extreme Erscheinungen hält, die nichts Typisches haben. Dies blinde Drauflosschlagen rächt sich immer wieder an den Kämpfern selbst. Zum Glück vertritt ja nun in der allerstreitbarsten „Reformation" Professor Blaß eine neue Taktik. Wir sind ihm allzu mindere Leute: „nicht nur für den Himmel zu schlecht, sondern auch für die Hölle zu geringwertig." „Reden wir also nicht von ihnen." Glückliche Zukunft, wenn die „Reformation" und all die verwandte Presse dieser neuen Parole nachleben wird. Auch solche landeskirchliche Versammlungen wird es dann nicht mehr geben. Wenn aber doch, so müssen wir es eben über uns ergehen lassen. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Coblenz. Freunde der Christlichen Welt und des Evangelischen Gemeindeblattes. Mittwoch 24. Mai 3 Uhr im Evangelischen Bürgerverein (Altlöhrtor): Burggrafs Schillerpredigten (Oberlehrer Branchart-Coblenz). Alle Freunde sind willkommen.

Dortmund. Montag 15. Mai 8 Uhr im Kölnischen Hof: Die landeskirchliche Versammlung und die liberale Theologie.

Dresden. Mittwoch 24. Mai 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, 1. Stock: Von Gott (unter Bezugnahme auf den Gottesbegriff Schillers). (Klepl)

Frankfurt a. M. Montag 15. Mai 5 Uhr Kursaal Milani, Friedberger Anlage: Ueber protestantischen Kirchenbau. (Professor Bauer aus Marburg)

Hamburg. Montag 15., nicht 8. Mai Restaurant Tucherhaus Jungfernstieg 39 8 Uhr: Christus und das Sacaeenopfer, Religionsgeschichtliche Streiflichter. (Lic. Hans Vollmer)

Hannover. Montag 22. Mai 8 Uhr im Russischen Hof, Rosenstr.: Der Zweck heiligt die Mittel.

Leipzig. Donnerstag 18. Mai 8 Uhr bei Kitzing und Helbig: Häckels Welträtsel und die Religion. (Pastor Eger-Chemnitz)

Marburg. Dienstag 23. Mai 8 1/2 abends im Hause der Christlichen Welt Roter Graben 8 3/4: Ueber christliche Beurteilung unsrer Dichter und Künstler.

Goslar

Donnerstag den 15. Juni Vormittag 9 Uhr Generalversammlung der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt. Freunde, die nicht Mitglieder, als Gäste willkommen.

Freitag den 16. Juni Vormittag 9 Uhr Vortrag von Pfarrer Lic. Hackmann in London: Die Aufgabe des Christentums gegenüber dem Buddhismus. Diskussion.

V. d. F. d. C. W.

Wir bitten um Einsendung der Mitgliederbeiträge für 1905.

Der Vorstand

Versammlungskalender

13. 14. Juni Evangelisch-sozialer Kongreß Hannover
13.—16. „ Gemeinschafts-Konferenz Bad Kösen
15. 16. „ Freunde der Christlichen Welt Goslar
25.—28. September Kongreß für Innere Mission Leipzig

Wer will, freue sich mit der Ankunft einer zweiten **Tochter** im **Missionshaus zu Wuga.** Am Sonntag Jubilate soll sie in die Gemeinde Christi eingereiht werden.

M. Rösler mit **Frau**

Unterricht in Stimmbildung nach der Küpperschen Methode erteilt Frau Pfarrer **Otto-Zeitz,** diplomierte Lehrerin.

Die unterzeichnete Buchhandlung bringt hiermit zur Kenntnis der sich dafür Interessierenden, daß sie die 3. neueste Auflage der

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche

begründet von **Herzog,** redigiert von Professor **Hauck,** zu ganz kleinen Teilzahlungen abgiebt. Wir versenden auf Anfragen ausführlichen Prospekt und alles Nähere portofrei.

Bormann & Greiner
Leipzig Plagwitz Fröbelstr. 8

Venedig Christliches Hospiz. Campo S. Angelo 3581. Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Evangelische gebildete Damen

im Alter von 24—32 J., welche bereit wären, sich der Erziehungstätigkeit in Anstalten für Fürsorgezöglinge oder der sozialen Arbeit unter den Fabrikarbeiterinnen zu widmen, können zwecks Ausbildung im sozial-pädagogischen Seminar des **Evangelischen Fürsorgeheims für schulentlassene Mädchen in Gummersbach** zum 1. Mai oder später Aufnahme finden. Anfragen erbeten an

Pastor **Rüßle,**
Gummersbach (Rheinland)

Spezial-Landaufenthalt ausschliesslich für

Alkoholkranke

auf dem **Rittergut Nimbsch** a. Bober b. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.) Gegründet 1895. Preis pr. Tag 6 M. Arzt: **Dr. med. W. Bohn.** Prospekte frei durch **Alfred Smith.**

Töchter-Pensionat

von **Frau Dr. W. Nagel, Darmstadt,** Victoriaplatz 9

Allseitige wissenschaftliche, gesellschaftliche und häusliche Ausbildung. Vorzügliche Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin.

Chronik der Christlichen Welt

13. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk.
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Nr. 18. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Eine Richtungsstatistik der theologischen Universitätsdozenten; Zum Fall Fischer; Aus dem Herzogtum Gotha — Verschiedenes: Aus Oesterreich; Ungarn; Protestantenverein; Vermischte Nachrichten — Personalien

---

Man verlange

Probenummern

vom Verlag der Christlichen Welt

Hefte zur Christlichen Welt

Herausgegeben von D. Martin Rade, Professor in Marburg

Soeben erschien:

Heft 53

(Drittes Heft der Neuen Folge)

Unbewußtes Christentum

von

Martin Rade

8. M. —.40

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

In der Sammlung „Violets Studienführer" erschien soeben:

Wie studiert man evangelische Theologie?

Von Professor D. Heinrich Bassermann. 172 Seiten. M. 2.50.

Inhalt: I. Motive der Berufswahl. — II. Elternhaus und Schule. — III. Die Universität. — IV. Das Werden und Wesen der Theologie. — V. Die exegetische Theologie. — VI. Die historische Theologie. — VII. Die systematische Theologie. — VIII. Die praktische Theologie. — Anhang: Verteilung der theologischen Disziplinen auf eine achtsemestrige Studienzeit. — IX. Der Uebergang ins Amt.

Verlag von Wilhelm Violet in Stuttgart
Man verlange das Verzeichnis von Violets Studienführern

Evangelisch-sozialer Kongreß

am 13. und 14. Juni 1905

zu Hannover

Programm der 16. Tagung

Dienstag, den 13. Juni Nachmittags 5: Eröffnung durch den Vorsitzenden Professor D. Harnack. — Vortrag: Die sozialen Kräfte im Christentum und Buddhismus. Eine Vergleichung. Referent Pfarrer Lic. Hackmann, London. — Diskussion.

Abends 8½ Volksabend.

Mittwoch, den 14. Juni, Vormittags 9: Jahresbericht des Generalsekretärs. — Vortrag: Die Bedeutung der Arbeiterorganisationen für Wirtschaft und Kultur. Referent Professor Dr. Sieveking, Marburg. — Diskussion.

Nachmittags 1: Vortrag: Kirchliche Einrichtungen, die anti-sozial wirken. Referent Professor D. Baumgarten, Kiel. — Diskussion.

In den Räumen des Arbeitervereins, am Marstalle 3.

Bestellungen auf Wohnung an Herrn Lehrer Müller, Hannover, Eichstraße 8 III. Der Vorsitzende des Ortsausschusses, Oberlehrer Erich Meyer, Hannover, Bödekerstr. 61 ist zu jeder Auskunft bereit, ebenso der Generalsekretär Pastor Lic. Schneemelcher, Rummelsburg bei Berlin.

Gemeinschafts-Konferenz

(Hauptversammlung des Eisenacher Verbandes)

in Bad Kösen am 13. bis 16. Juni 1905

Dienstag, 13. Juni Nachmittags 5 Uhr Sitzung des Vorstandes. — Abends 8 Uhr: Begrüßung. Biblische Ansprache. „Das Gebetsleben der Kinder Gottes. Pastor Stuhrmann, Berlin.

Mittwoch, 14. Juni Vormittags 8½ Uhr Gebetsversammlung. — Vormittags 9¼ Morgenandacht. Pastor von Bodelschwingh. — Vormittags 10 Uhr „Die heilige Schrift und die gläubige Gemeinde." Lic. Dr. Julius Kögel, Greifswald. — Nachmittags 4 Uhr Biblische Ansprache: „Die Wirkungskraft des Wortes." Missionsinspektor Pastor Wilde, Großlichterfelde. — Abends 8 Uhr „Der Stand der Bewegung." Pastor Bunke, Berlin.

Donnerstag, 15. Juni Vormittags 8½ Uhr Gebetsversammlung. — Vormittags 9¼ Uhr Morgenandacht. Pastor Samuel Keller, Freiburg. — Vormittags 10 Uhr „Das Lebenswerk Jesu nach den Evangelien." Dr. Leplius, Gr. Lichterfelde. — Nachmittags 4 Uhr: „Tieferes Einwurzeln der Missionsarbeit in die Kirche." Pastor D. von Bodelschwingh, Bethel. — Abends 8 Uhr Missionsabend: „Die Arbeit der Pariser Mission." Missionsdirektor Pastor Boegner, Paris. Unsere Verpflichtung zur Muhammedaner-Mission. Missionar Pastor Joh. Awetaranian, Schumla-Bulgarien. Schluß der Konferenz.

Theologische Konferenz.

Freitag, 16. Juni Vormittags 9 Uhr Morgenandacht. — Vormittags 9½ Uhr „Heroenkultus und Jesusglaube." Professor D. Kähler, Halle a. S. Diskussion. — Nachmittags 4 Uhr: Studentenkonferenz. „Schillerscher Idealismus und Lutherscher Realismus." Vortrag von Seminar-Oberlehrer S. Jäger, Eisleben. Diskussion. —

Der Vorstand des Eisenacher Verbandes

Anmeldungen zur Teilnahme an der Konferenz sind zu richten an Herrn **Richard Schäfer, Grosslichterfelde West,** Ringstr. 50, **vom 4. Juni ab** an Herrn **Richard Schäfer, Bad Kösen,** Bureau der Eisenacher Konferenz.

Von dort sind zu erbitten die ausführlichen Programme mit den Mitteilungen über Nachtquartiere etc. sowie den Grundsätzen des Eisenacher Verbandes.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu zwei litterarische Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Gebauer-Schwetschke in Halle a. S. (Religionsgeschichtliche Volksbücher); Arwed Strauch in Leipzig (Festschriften für Gustav-Adolf-Vereine)

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 20 — Marburg i. H., den 18. Mai — 1905

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Gott unser Erzieher — Eine Mystifikation über Kierkegaard — Nachklänge zur Kantfeier — Wie er ein Kämpfer war — Der geistliche Stand ein notwendiges Uebel — Merksprüche für Erziehende. Schluß — Die Erweckung in Wales und der schottische Kirchenstreit — Die Professorenliste der Evangelischen Kirchenzeitung — Selbstanzeigen: Christus heute als unser Zeitgenosse (Classen); Gott in uns und Gott außer uns (Schwartzkopff); Persönliches Leben (Rolffs); Die Apostelgeschichte (Clemen); Kants Rassentheorie (Elsenhans) — Verschiedenes: Kreuzungen (Strauß); Der Muttersohn (Dose); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Gott unser Erzieher

Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Röm. 8, 28.

Das ist das Letzte und Größte, was wir von Gott zu sagen wissen, daß er uns zu einem großen Ziele zu erziehen sucht. Sein Ziel haben wir an Jesus kennen gelernt: es ist das Leben der vollendeten Persönlichkeit, das Leben der Seele im Guten, voll Glück und Friede und Kraft, es ist zuhöchst die Gemeinschaft mit dem Vater und dem Sohn und dem Geist, hie zeitlich und dort ewiglich. Ein solches Leben ist nicht nur das Kleinod, dem unser Rennen und Laufen gilt, sondern zugleich das Endziel, das sich langsam aus dem Nebel der Zukunft klar und leuchtend als der Sinn unsrer Lebensführungen heraushebt. Nicht mit der Schärfe des Verstandes erkennt man es; auch kann es Keiner dem Andern zeigen und beweisen. Nur in dem Maß, als sich unser sittliches Fühlen verfeinert und wir Alles, was Wert hat, im Bereich der Seele und des Guten zu schauen wissen, bekommen wir ein Ahnen und Tasten dafür, daß unser Leben den Sinn hat, uns mit einer höheren Welt in Verbindung zu bringen.

Ganz leise und in wenigen Augenblicken macht sich uns dann in unserm Erleben ein Schieben und Drängen bemerkbar, das in dieselbe Richtung weist, wie die Stimme unsers Gewissens. Zuerst scheint es, als ob nur hier und da an einem Punkte unseres Alltagslebens eine Linie ansetzte, die, bald nicht mehr erkennbar, in der Richtung nach jenem Ziele verläuft. Wir machen etwa einige Erfahrungen von dem einheitlichen Widerstand, den die Außenwelt den Uebergriffen unsrer Selbstsucht und Genußsucht entgegenstellt. Oder es wenden sich Menschen von uns ab, an denen uns gelegen war; unser Leib spricht die empfindliche Sprache der Schmerzen und der Schwäche; es gerät uns Nichts, was unser Trotz durchsetzen will. Oder es zeigt uns fröhliches Gelingen unsern Weg als die richtige Bahn, ermunternde Stimmen grüßen von beiden Seiten der Straße: — aber auf einmal bekommen auch Dinge, die gar nicht von unserm Tun abhängen, ein merkwürdiges Aussehen; denn es scheint, als hätten sie alle einen Mund, um uns Etwas zu sagen. Das Geschick der Menschen um uns her beginnt mit warnenden oder ermunternden Stimmen zu uns zu reden; Menschen, Bücher, Gemeinschaften kreuzen unsern Weg, die sich scheinbar verabredet haben, uns dasselbe einzuschärfen, was uns unser Gewissen zuraunt. Merkwürdige Verknüpfungen von Zufällen treten ein, die sich allmählich als zusammengehörige Laute einer geheimnisvollen Rede an unser Inneres bemerkbar machen. Glückliche Stunden rufen: Werde nicht übermütig! böse Tage des Verlierens: Hänge dein Herz nicht an die Welt!

So klingt uns ein Rufen hundertfältig aus allen Ecken

des Waldes entgegen, es greift Etwas wie mit vielen Armen nach uns, um uns in eine bestimmte Richtung zu stoßen und zu schieben. Wir sehen lange nicht den Mund, der da spricht, noch die Gestalt, die nach uns greift. Aber langsam erhebt sich über uns und der Welt das Bild des himmlischen Vaters, der uns über Höhen und Tiefen seinem Ziele entgegen führen will, wenn wir nur seine Sprache vernehmen und uns seinem Arm nicht entziehen.

Es gehört zu den größten Gaben unsres Glaubens, daß er es uns ermöglicht, einen Sinn in unserer Lebensführung zu finden und eine Linie durch unser Leben zu legen, die Schmerzen und Freuden ohne Unterschied mit einander verbindet und zu einem Wege wird, der in das Leben führt. Das ist erst einem Glauben möglich, der ein Gut über allen Gütern kennt, das auch durch die Schläge der Welt nicht beeinträchtigt, sondern gerade gegründet und gefördert wird. Nicht immer wird man diese Linie gewahr. Aber manchmal geht es uns mit ihr, wie dem Besteiger eines Berges an der Mosel: fünfmal sieht man den blinkenden Fluß, lauter Bruchstücke, weil die Berge den Blick auf den ganzen Lauf hemmen. Aber wir wissen, daß sie alle eine Linie bilden, die in den Ozean geht. Hoch muß man stehen, wenn man die Bruchstücke sehen und die verbindende Linie ahnen soll; wenn man noch höher stünde, dann läge der ganze Lauf vor dem Auge, wie er hier durch fröhliche Auen geht, aber dort ein enges Felsentor passiert, das erst nach langem Bohren und Anstürmen durchbrochen ward.

Niebergall

Eine Mystifikation über Kierkegaard

Auf eine höchst merkwürdige Weise ist eine Wochenschrift, die wir als eines unsrer vornehmeren Blätter hochachten und deshalb bei dieser Gelegenheit nicht nennen wollen, mystifiziert worden.

Man kennt die eigentümlich schwermütige Jugend- und Verlobungsgeschichte Sören Kierkegaards und den Einfluß, den sie auf seine Schriftstellerei gehabt hat. Ein junges Mädchen, halb Kind, weckt ihn aus seiner Jugendmelancholie. Er verlobt sich. Sofort nach der Verlobung überfällt ihn eine namenlose Angst: das ist nicht der Weg, mit seiner Schwermut fertig zu werden, er hat nur ein fremdes und unschuldiges Leben in sein Schicksal mit hineingerissen. Seine Schwermut hat sich verdoppelt. Die Grübelei zersetzt sein ganzes Denken; nimmt ihn auch körperlich so mit, daß Regine Olsen erschrickt, als sie ihn acht Tage nach der Verlobung auf der Straße trifft: er ist nicht wieder zu erkennen, so leidet er. Sie nimmt nun ihre ganze kindliche Fröhlichkeit, ihren ganzen jugendlichen Uebermut

zusammen, um seine Schwermut zu besiegen — und es gelingt! für eine Weile. Er läßt sich fortreißen. Er ist glücklich und er glaubt an die Möglichkeit dieser Ehe. Da verklärt sich ihr ganzes Wesen in grenzenlose Fülle von Liebe; er wird in der tiefsten Seele angerührt —, und sofort ist seine Reuestimmung wieder da, unendlich verstärkt durch das Bewußtsein, daß es unrecht war, ihrer Fröhlichkeit zu erliegen. Hat er sie nicht damit doppelt betrogen? muß er nicht wissen, daß er allein zu sein verurteilt ist? Darf er die Sünde seines Vaters, ihn, den Knaben in sein aufgewühltes Innenleben hineingerissen zu haben, darf er sie fortsetzen, indem er dieses ihm so unendlich liebe und rührende Kind mit hineinreißt? Dazu kommt ein Anderes, das all die Schreckbilder immer wieder für ihn materialisiert, seine Kränklichkeit. Um ganz sicher zu gehen, bespricht er sich eingehend mit seinem Arzt; als der ihm die Gesundung nicht verbürgen kann, ist er entschlossen. Einen Plan, sie religiös sich zur Schwester zu erziehen, scheint er ihrer prachtvollen Naivität gegenüber bald fallen gelassen zu haben. Jetzt kommt die schwerste Zeit, die in gewissem Sinne zwar schon ein Moment der Erleichterung in sich birgt: daß er entschlossen ist, — aber in anderer Richtung dennoch die schwerste bleibt: Ist er nicht schon schuldig? hat er sie nicht schon „hinausgerissen"? Wenn er sie nun verläßt, ist das nicht einfach eine Verdreifachung der Sünde? Erst verlobt, dann im Innersten sich angeeignet, beides im Angesicht der Unmöglichkeit, die er in sich fühlt, glücklich zu werden und glücklich zu machen, und nun in so gefesseltem Zustand sie allein lassen? Er muß sie von sich frei machen, innerlich! Er greift zu dem verzweifelten Mittel, sie abzustoßen. Regine Olsen hat als Kind einen ihrer Lehrer lieb gehabt und ist von ihm geliebt worden, einem tüchtigen, zukunftsvollen, redlichen Mann. Könnte sie ihn, Kierkegaard, vergessen und jenen heiraten, so wäre sie gerettet. Mehr als gerettet: durch ihn auf eine höhere Stufe des Innenlebens gestellt und durch den Andern in einer stillen und treuen Ehe beruhigt. Wiederum durch ihn, Kierkegaard, mit historischem Ruhm gekrönt. Und zuletzt in der Ewigkeit, in der es keine Ehe gibt: „dort werden sowohl Schlegel als ich uns freuen, mit Dir zusammen zu sein." In diesem Sinn dringt er auf sie ein, sich dem Andern zuzuwenden.

Gleichzeitig sucht er sich ihr so hassenswert als möglich zu machen. Zuerst vergeblich. Nicht nur Kierkegaards Liebe ist voller Verantwortungsgefühl; auch die ihre hat sich dahin vertieft, daß sie in ihr zugleich eine Aufgabe sieht, eine Aufgabe ihm gegenüber. Sie kämpft um ihn. Sie tut es mit solcher Kraft, daß er in seinen Notizen sagt, in dieser Zeit sei etwas Schreckliches in ihr Verhältnis eingetreten. „So furchtbar wird das Verhältnis, daß es sich schließlich mit dem Erotischen verhält, als wäre es gar nicht da, weil das Entsetzen das Verhältnis unter andere Kategorien einführt. Siehe das ist Furcht und Beben." Sie sagt, sie wolle sich leicht in das Ganze schicken, falls er sie überzeugen könne, daß er ein Schurke sei. Ein furchtbares Wort an einen in Opferideen Schwelgenden. Er nimmt die Rolle an. Er sagt ihr Scheußlichkeiten ausgesuchter Art, um sie zu überzeugen. Das Schlimme ist, daß er diese Rolle auch öffentlich spielen muß. Aber seine Energie hilft ihm. Er spielt sie so gut, daß er nur vierzehn Tage lang das Gerede, die Blicke und Alles das aushalten kann, was ihm die neue Rolle in der Kleinstadt Kopenhagen einbringt. (Kopenhagen hatte damals etwa 120 000 Einwohner.) Er geht nach Berlin an die Universität, Schelling zu hören, der ihn enttäuscht. („Schelling faselt grenzenlos, sowohl in extensivem als in intensivem Sinne.") Er schreibt aber dort, um seine Rolle zugleich zu verstärken und zu vertiefen, das „Tagebuch des Verführers". Er dichtet seine ganze Liebesgeschichte unter Qualen in eine Verführungsgeschichte um. Aber zugleich bohrt das Erlebnis immer tiefer gelegene Quellen in ihm auf. Und sie springen mit unerhörter Stärke. Eine ganze Litteratur entsteht. Ueberall ist das Erlebnis der Mittelpunkt. In diesem Erleben erlebt er alle Sünde — er ist ja der Schurke —, aber auch alle Größe und Göttlichkeit — es war ja seine Lebenstat, sein Opfer, daß er der Schurke wurde. Er erlebt allen Stolz und alle Erniedrigung, allen Glauben und allen Zweifel. Er erlebt den Verführer, er erlebt Clavigo, Don Juan und Faust, Antigone, Abraham und die ewig unglückliche Liebe Gottes: „das Unglück liegt nun nicht darin, daß die Liebenden einander nicht bekommen können, sondern darin, daß sie einander nicht verstehen können." So erlebt er in seinem Erlebnis nicht nur das Erleben einer Welt, sondern auch das Erleben Gottes. Und alle diese Werke, in der Tat große Werke voll feinster bohrender Psychologie, voll ästhetischer Kraft, voll ethischer Schärfe und religiöser Kühnheit sind ihr geweiht, sollen sie verherrlichen, die Einzige. In ihnen soll sie die Wahrheit lesen in einem Spiegel als in einem dunkeln Wort — dann aber von Angesicht zu Angesicht. Denn bei seinem Tode gehört nicht nur „natürlich" ihr allein sein ganzes — wie es scheint, nicht unbeträchtliches — Vermögen, sondern vor allem auch einige Aufzeichnungen über den eigentlichen Sinn des gemeinsamen Erlebnisses. Kierkegaard ist nur 42 Jahre alt geworden. Wie er sich vom Vater her als Büßenden betrachtete, so seit seinem Erleben mit Regine Olsen als Sterbenden. „O Tod, wer gab dir das Recht, Wucher zu treiben?"

Seine Absicht hatte er erreicht. Schlegel war ritterlich und hielt um die Verlassene, die er zu lieben nie aufgehört hatte, an. Zwei Jahre später war sie verheiratet. Im Jahre 1855, dem Todesjahr Kierkegaards, ging Schlegel als Gouverneur von Dänisch-Westindien nach St. Croix. Kierkegaards letzten Kampf gegen die Staatskirche erlebte sie schon nicht mehr daheim, ein Umstand, der für Kierkegaard ein Trost war: „Wie bin ich froh, daß meine kleine Gouvernante bei alle dem so weit weg ist, wie bin ich froh, daß sie sich verheiratet hat, und gerade mit Fritz Schlegel" — Worte von Kierkegaards Sterbebett. Und auch in allem Anderen hatte er seine Absicht erreicht. Er hatte sie in ein Leben erhoben, in dem sie über den gewöhnlichen Kleinkram hinaus war. „Wer weiß," schreibt sie nach seinem Tode an seinen Neffen Henrik Lund, „ob nicht diese vielen ernsthaften Gedanken, die mir in der späteren Zeit durch den Kopf gegangen sind, dazu bestimmt sind, mich vom Versinken in Kleinlichkeiten zu retten, welche die Folge eines kleinstädtischen Lebens ausmachen, und so muß eigentlich das Leben hier draußen genannt werden." Und auch darin erreicht er, was er wollte, daß sie tatsächlich in seinen Schriften immer wieder Andeutungen zu finden glaubte über die wahre Natur seiner „Schurkerei". So wurde ihre Gesinnung gegen ihn in Wahrheit eine schwesterliche. Am Tage ihrer Abreise begegnete sie ihm mit Absicht auf der Straße und sagte im Vorübergehen zu ihm: Gott segne dich! Er grüßte.

Eine Geschichte von großer Liebe, von Treue und von Tod, schwermütig und doch voll inneren Glanzes. Der jugendliche Kierkegaard gebraucht in Bezug auf seine Verlobungsgeschichte gern das Wort: „Ich habe mein Leben dichterisch in der Gewalt." Er hat es gut gedichtet. Und er dichtete es so, wie man sagen kann, daß es des Menschen religiöse Aufgabe ist, sein Leben zu dichten.

* * *

Das ist nun das Drama. Es folgt, wie billig, das Satyrspiel.

Alles irgendwie Wichtige oder gar Entscheidende in diesem Lebensschicksal konnte man seit Kierkegaards Tode, also seit ziemlich fünfzig Jahren wissen. Seit fast dreißig Jahren kann man es in breitester Deutlichkeit in dem ausführlichen und einer Biographie angenäherten Brandesschen Essay über Sören Kierkegaard*) gedruckt lesen. Im vorigen Jahre starb nun Regine Schlegel, acht Jahre nach ihrem Manne, ein halbes Jahrhundert nach Kierkegaards Tode, 82 jährig. Und es sind nun auch die in ihrem Besitz befindlichen Papiere, eben jene, welche Kierkegaard testamentarisch ihr vermachte, veröffentlicht worden.**)

*) In der neu bei Langen in München erschienenen Ausgabe der „Gesammelten Schriften" von Georg Brandes, Lief. 23—27.

**) Sören Kierkegaard und sein Verhältnis zu „ihr". Aus nachgelassenen Papieren. Herausgegeben im Auftrage der Frau Regine Schlegel und verdeutscht von Raphael Meyer. Stuttgart, Axel Juncker 1905. 157 S. 3 Mk.

Wobei man so weit gegangen ist ein Päckchen mit zu veröffentlichen, auf das er geschrieben hat: „Dieses Packet ist nach meinem Tode ungeöffnet zu verbrennen. Dies den Hinterbliebenen zur Nachricht. Es enthält nicht für 43 Schill. Wert." Diese Notiz ist den Papieren als Motto vorgedruckt. Wie man die Herausgabe so ausdrücklich verbotener Papiere entschuldigen will, kann uns gleichgültig sein. Sie sind da; es genügt zu sagen, daß sie tatsächlich „nicht für 43 Schill. Wert" enthalten. D. h. Briefe Kierkegaards sind natürlich in gewissem Sinn nie wertlos. Aber Aufklärung geben sie nicht, die man nicht auch sonst hätte. Und ihre Herausgabe mit dem Motto seines ausdrücklichen Verbots erinnert an die Zeitungsreklame „Dreimal konfisziert gewesen", übertrifft sie noch. Auch die übrigen Papiere enthalten nichts wesentlich Neues, vor allem keine Spur irgend einer Enthüllung. Wer Kierkegaard kennen lernen will, vor allem, wer von ihm lernen will — und ich wünschte wohl, daß wir diesen uns viel verwandteren, auch tieferen Geist dem russischen Steppenapostel vorzögen — dem würde man sogar von diesem Buch abraten müssen. Bei Geistern, wie seinem, Geistern, die in einem verhältnismäßig immerhin menschlich kleinen Erleben Welt und Ueberwelt umfassen, bekommt es leicht etwas Unverhältnismäßiges, Groteskes, wenn das über das Weltall Schweifende sich an den Knüppelbamm in Kopenhagen zurückmaterialisiert. Man soll nicht dem Geschmack fröhnen — denn das erhöht nicht und erzieht nicht, bereichert nicht, sondern entleert —, sich vergegenwärtigen zu müssen, was für Hosen die großen Geister der Menschengeschichte anhatten, als sie ihre großen Gedanken fanden. Man soll ihre Werke fragen. Natürlich steht es je nach dem Zweck, den man verfolgt, verschieden; auch je nach der Eigenart der Geister, mit denen man zu tun hat. Dann aber, um auf Kierkegaard zurückzukommen, wer nicht als Litterarhistoriker die Verpflichtung hat alles Material beisammen zu haben, findet, was er zu einem gut verstandenen Lebensbild braucht, in der Brandesschen Biographie, und wenn er das Wichtigste originaliter haben will, in der Auswahl aus den Tagebüchern, die Hermann Gottsched in diesem Jahre hat deutsch erscheinen lassen,*) und die unendlich viel reichhaltiger ist als das inhaltlich schließlich dürftige Buch, das jene Hinterlassenschaft darstellt. Was vor fünfzig Jahren Aufschluß und Ueberraschung war, ist es heute längst nicht mehr.

Aber wo bleibt das versprochene Satyrspiel? die Mystifikation? Ja sie bleibt bei dieser unwichtigsten und inhaltarmsten aller Kierkegaardreliquien, bei der Hinterlassenschaft der Frau Regine Schlegel. Ein Rezensent hat die gegenüber der im Jahre 1877 erschienenen Brandesschen Biographie in der Tat überraschende Entdeckung gemacht, „daß das Tagebuch des Verführers nicht, wie jeder Kenner Kierkegaards annehmen zu müssen glaubte (!), ein Phantasiegebilde, sondern die Geschichte seiner Brautschaft ist, natürlich eine aus Wahrheit und Dichtung gewebte Geschichte." Von diesem „Tagebuch des Verführers" in „Entweder—Oder" hat er vorher gesagt, es sei „eine so raffinierte Verführungsgeschichte, daß es sicherlich in der ganzen Weltlitteratur kein Seitenstück dazu gibt." Eine pikante Aufmachung! Hierauf wird nun eine in diesem Sinne umredigierte Verlobungsgeschichte erzählt, die vorsichtig abgefaßt ist, aber den ahnungslosen Leser durchaus in dem Glauben läßt, den die Ueberschrift der Rezension intendiert: „Der Heilige als Schurke." Schließlich erklärt der Verfasser, das hier vorliegende Problem nicht zu verstehen.

In welchen Diensten steht diese Mystifikation? Dieser Versuch, eine längst enthüllte Sache zurückzuhüllen und das so fertiggestellte Bild als neueste Entlarvung hinzustellen?

Ist sie buchhändlerisch zu verstehen? Man könnte ja vielleicht einem an sich unwichtigen Buch nicht besser aufhelfen, als indem man es in die Beleuchtung setzt, es bringe eine skandalöse Entdeckung. Oder ist sie eine kirchliche Rachetat gegen diesen Ankläger? Die Rezension beginnt mit der Erinnerung an seinen „Angriff auf das Christentum". Und es ist ja für kleinere Geister immer eine große Freude einem Ueberragenden moralisch eins auszuwischen. Etwas bleibt immer hängen. Montaigne sagt irgendwo: wenn er beschuldigt würde, die Türme von Notredame gestohlen zu haben, so wäre das Erste, was er tun würde: — über die Grenze zu fliehen. Und auch Neuere wollen noch erlebt haben, daß es keine so ausgemachten Dummheiten gibt, deren man nicht so beschuldigt werden kann, daß sie Gläubige finden. Vielleicht nur unter den Dummen. Aber wie hoch hinauf gehen die? Und bei Kierkegaard liegt Alles so schwierig und kompliziert, daß es leicht ist, solche zu täuschen, die nicht die Geschichte, um die es sich handelt, authentisch kennen.

Kehren wir noch einen Augenblick zu unserem Rezensenten mit dem Stichwort „Der Heilige als Schurke" zurück, um Abschied von ihm zu nehmen. Wenn seine Arbeit nun weder buchhändlerische Manipulation noch kirchliche Rachetat ist, ist sie dann vielleicht reine Torheit Eines, der eine Sache nicht versteht aber doch über sie interessant schreiben will? Wir sahen, er bekennt zum Schluß, daß er das Problem nicht verstehe. „Es ist nicht leicht . . .", sagt er, „herauszubekommen, wie er es eigentlich gemeint hat." Man würde nun — ohne vorgreifen zu wollen — der Meinung sein können, daß, wer selbst fühlt, daß er einem Problem nicht gewachsen ist, kein Recht dazu hätte, es so zu lösen, daß er den, der es darstellt, einen „Schurken" nennt. Man könnte meinen, daß er, indem er es dennoch tut, vielleicht am geeignetsten selbst als Schurke anzusprechen wäre, wenn denn durchaus dies Wort gebraucht werden soll. Doch hat Kierkegaard in eigener Person ihm bereits ein milderes Urteil zugebilligt, als er vor seine „Stadien" das Wort Lichtenbergs schrieb: „Solche Werke sind Spiegel: wenn ein Affe hinein guckt, kann kein Apostel heraussehen."

Wie dem sei — wir haben keine Verpflichtung uns über die Motive eines solchen Streiches den Kopf zu zerbrechen. Wir wollen sogar ein Uebriges tun und dem Rezensenten mit einer noblen Erklärung seiner Handlungsweise aushelfen. Er hat selbst auf Kierkegaardsche Weise handeln wollen, er hat ein Schurke werden wollen an Kierkegaards Andenken, um die Diskussion über ihn neu anzuregen, und so ihm zu nützen, seinem Einfluß neue Türen zu öffnen. Wir möchten nur, daß die Sache Kierkegaards Büchern*) zu Gute kommt, statt dem dürftigen Heft, auf das der Rezensent sie hinausspielt.

Bonus

*) Sören Kierkegaard, Buch des Richters. Seine Tagebücher 1833—1855 im Auszug aus dem Dänischen von Hermann Gottsched. Mit 2 Porträts. Jena, Diederichs 1905. 200 S. 3 Mk.

Nachklänge zur Kantfeier

Max Adler, Immanuel Kant zum Gedächtnis. Wien und Leipzig, in Kommission bei Franz Deutike. 47 S. 1 Mk.

Max Apel, Immanuel Kant, Ein Bild seines Lebens und Denkens. Berlin, Conrad Skopnik 1904. 102 S. 1 Mk.

Bruno Bauch, Glückseligkeit und Persönlichkeit in der kritischen Ethik. Stuttgart, Frommann 1902. 101 S. 1,80 Mk.

Bruno Bauch, Luther und Kant. Berlin, Reuther und Reichard 1905. 191 S. 4 Mk.

Hermann Cohen, Rede bei der Gedenkfeier der Universität Marburg zur hundertsten Wiederkehr des Todestages von Immanuel Kant. Marburg, Elwert 1904. 31 S. 60 Pf.

Paul Deussen, Vedanta und Platonismus im Lichte der Kantischen Philosophie. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1904. 25 S. 1 Mk.

Benno Erdmann, Immanuel Kant. Bonn, Friedr. Cohen 39 S. 1 Mk.

*) Das Tagebuch des Verführers und sein Gegenstück stehen in „Entweder—Oder", deutsch von Michelsen und Gleiß. 2. Auflage. Dresden und Leipzig, Fr. Richter 1904. 648 S. 6, gebunden 7 Mk. Das Zitat: „O Tod, wer gab usw." stammt aus den „Stadien", deutsch von A. Bärthold. Leipzig, Fr. Richter 1886. 500 S. 7, gebunden 8,50 Mk. S. 337. Das Zitat von der unglücklichen Liebe Gottes aus den „Philosophischen Bissen" unter dem Titel „Zur Psychologie der Sünde, der Bekehrung und des Glaubens", übersetzt von Chr. Schrempf. Leipzig, Fr. Richter 1890. 275 S. S. 189 f. — Auch wer die Art der Tagebuchsnotizen kennen lernen will, soll das bereits erwähnte Buch vorziehen, das Hermann Gottsched unter dem Titel „Buch des Richters" herausgegeben hat. Er hat hier für ungefähr den gleichen Preis das Wichtigste und Beste über Kierkegaards Verhältnis zu Regine Olsen auch, dazu aber noch über die vielen anderen wichtigen Seiten seiner Persönlichkeit Aufzeichnungen. Dazu gute Bilder der Beiden.

J. Freudenthal, Immanuel Kant. Rede. Breslau, M. und H. Marcus 1904. 32 S. 80 Pf.

Ludwig Goldschmidt, Kant über Freiheit, Unsterblichkeit, Gott. Gotha, Thienemann 1904. 40 S. 80 Pf.

Julius Kaftan, Kant der Philosoph des Protestantismus. Rede. Berlin, Reuther und Reichard 1904. 34 S. 50 Pf.

P. Kalweit, Kants Stellung zur Kirche. Königsberg i. Pr., Ferd. Beyers Buchhandlung. 88 S. 2 Mk.

Otto Liebmann, Immanuel Kant, Eine Gedächtnisrede. Straßburg, K. J. Trübner 1904. 18 S. 80 Pf.

Ernst Marcus, Kants Revolutionsprinzip (Kopernikanisches Prinzip). Eine exakte Lösung des Kant-Humeschen Erkenntnisproblems insbesondere des Problems der „Erscheinung" und des „Ding an sich".) Herford, W. Menckhoff 1902. 181 S. 4 Mk.

D. Minden, Der Humor Kants im Verkehr und in seinen Schriften. Dresden und Leipzig, H. Minden. 42 S. 1 Mk.

Paul Natorp, Zum Gedächtnis Kants. Separatabdruck aus „Deutsche Schule". Leipzig, Jul. Klinkhardt 1904. 23 S. 50 Pf.

J. Schneidermann, Die bleibende Bedeutung Kants. Leipzig, Hinrichssche Buchhandlung 1904. 19 S. 50 Pf.

Theodor Simon, Immanuel Kant, Ein Umriß seines Lebens und seiner Lehre. Stuttgart, Belser 1904. 58 S. 1 Mk.

W. Windelband, Immanuel Kant und seine Weltanschauung. Heidelberg, Winter 1904. 32 S.

Kant, Kritik der Urteilskraft. Herausgegeben von K. Vorländer. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung 1902. 3. Auflage. 413 S. 3,50, gebunden 4,50 Mk.

Am 12. Februar v. J. gab die Königsberger Hartungsche Zeitung eine besondere Kantnummer heraus. Es finden sich in derselben interessante Aufsätze, die Kants Leben, seinen Charakter und seine Philosophie schildern. Wunderlicher Weise sind unter der Rubrik „Stimmen der Gegenwart über Kant" auch sogar kurze Urteile vom Reichskanzler von Bülow, von Posadowsky und vom Präsidenten der Reichsbank in Berlin zu lesen. Der Königsberger Meister braucht solche Art Reklame wahrlich nicht. Die Kanttage selbst werden dann von der genannten Zeitung in mehreren auf einander folgenden Nummern ausführlich beschrieben. Die Hauptfeier fand in der Stoa Kantiana statt. Ihr folgte die Enthüllung der Kantgedenktafel, von der Stadt Königsberg gestiftet, und darauf der Festakt in der Universität mit Festrede des Professor Dr. Walter. Nachmittags 4 Uhr vereinigte die Professoren ein Festmahl in der Palaestra Albertina, an dem der Kultusminister, die Spitzen der Behörden und verschiedene Ehrengäste teilnahmen. Nur die Presse scheint dabei ausgeschlossen gewesen zu sein. Wenigstens wurden von dieser Klagen erhoben, „daß keinerlei Vorkehrungen getroffen worden seien, um ihr die Erfüllung ihrer publizistischen Pflichten in entsprechender Form zu ermöglichen." Abends hielt die Studentenschaft einen solennen Kommers. Ihn schildert in heiterer Weise Gaston Leroux, der Berichterstatter des Matin. Es heißt in seinem Bericht u. A.: „Die Rede des Ministers. Tausend Biere! Die Rede des Rektors. Tausend Biere! Die Rede des kommandierenden Generals. Tausend Biere! .... Beim Salamander gießt mir der Herr Bibliothekar seinen ganzen schäbigen Rest auf meine schöne weiße Weste .... Die Professoren wanken und weichen nicht. Vater und Sohn steigen gemeinsam in die Kanne." Der alte Kant würde zu Alledem gelächelt haben, wenn nur Professoren und Studenten am andern Tage pünktlich im Kolleg erschienen wären.

Doch man hat den großen Philosophen auch noch anders zu würdigen gewußt. Eine ganze Reihe von Vorträgen ist in fast allen bedeutenderen Städten Deutschlands gehalten worden. Viele von ihnen wurden gedruckt. Auch manche lesenswerte größere Arbeit ist erschienen. Wie von protestantischen ist auch von katholischen Schriftstellern (z. B. von Dr. Weiß in der Monatsschrift der Görresgesellschaft für 1904 und von Clemens Bäumker im 5. Heft des „Hochland") auf die Bedeutung Kants hingewiesen worden. Ein Beweis, wie weit die Wertung seiner Philosophie reicht. Nicht mit Unrecht sagt daher Freudenthal: „Selbst Viele von denen, die niemals eine Schrift von Kant gelesen haben, stehen, ohne es zu wissen, unter dem Einfluß seines Genius." Kaftan nennt ihn in seinem sehr ansprechend geschriebenen Aufsatz „einen der wenigen führenden Geister, an denen sich die Menschheit immer wieder über den Weg der Wahrheit orientiert." Windelband bezeichnet das neunzehnte Jahrhundert geradezu als das Jahrhundert Kants.

Alle, die Kant genauer kennen gelernt haben, sind darüber einig, daß seine Philosophie niemals veralten wird.

Diese Macht, die Kant auf seine Zeitgenossen und seine Nachfolger bis in die Gegenwart ausübt, hat nicht zum wenigsten ihren Grund darin, daß Lehre und Leben bei ihm übereinstimmen. Er war ein durchaus lauterer Charakter, eine milde, beschauliche Natur. Nichts Menschliches war ihm fremd. Ein echter deutscher Gelehrter ist er von gewissenhaftester Gründlichkeit, erfüllt von glühender Wahrheitsliebe. Gern gesehen in geselligen Kreisen, belebte er durch Witz und Laune die Unterhaltung. Seine Zuhörer und Freunde schwärmen für ihn. Wie schalkhafter Humor doch auch unter seiner hohen Denkerstirn wohnte, schildert Minden durch Anführung zahlreicher, zuweilen ziemlich scharfer Aussprüche und gelegentlicher Bemerkungen des Philosophen.

Eine besonders eingehende Beschreibung seines Wesens liefert Bauch in den „Kantstudien" (Bd. IX, Heft 1 und 2). In seiner beachtenswerten Abhandlung über Glückseligkeit und Persönlichkeit hebt er die Bedeutung des Persönlichen überhaupt und mit besonderer Beziehung auf die Moral unter Hinblick auf Kant überzeugend hervor. Ganz besonders interessant, schon des Themas wegen, ist desselben Verfassers Schrift über „Luther und Kant." Sie vergleicht beide Geistesheroen mit einander und kommt zu dem bemerkenswerten Resultate, daß Kant die reformatorischen Ideen Luthers zur Klarheit gebracht und damit die Bahn zur Verwirklichung des wahren Christentums vollendet, frei gemacht habe. Die ganze Arbeit zeigt lebhafte religiöse Begeisterung und ist mit großer, wohltuender Wärme geschrieben, wenn schon der Hauptpunkt in dem Vergleich zwischen Luther und Kant nicht genau getroffen ist.

Mit großer Liebe redet Goldschmidt von dem Königsberger Meister. Er wird nicht müde ernstes Kantstudium dringend zu empfehlen, darin Cohen gleich, der sich so reiche Verdienste um das Kantverständnis erworben hat. Sie alle wollen echte Jünger Kants sein und streben darnach, die eingehendste Beschäftigung mit der kritischen Philosophie statt aller Lektüre über Kant zu durchschlagender Geltung zu bringen. Das ganz gewiß muß ihnen zugegeben werden, daß Kant selbst noch immer zu wenig verstanden wird. Man kritisiert, ehe man ihn studiert.

Kant selbst hat keinen lebhafteren Wunsch, als verstanden zu werden, hofft solches Verständnis aber erst von der Zukunft. Er schreibt an Mendelssohn im Jahre 1783: „Ich muß mich also damit begnügen, daß dergleichen Arbeit [Kritik d. r. V.], wie Swift sagt, eine Pflanze sei, die nur aufblüht, wenn der Stock in die Erde kommt." Bescheiden fügt er im Jahre 1793 in einem Briefe an Fichte hinzu: „Wie nahe oder wie fern auch mein Lebensziel ausgesteckt sein mag; so werde ich meine Laufbahn nicht unzufrieden endigen, wenn ich mir schmeicheln darf, daß, was meine geringen Bemühungen angefangen haben, von geschickten, zum Weltbesten hinarbeitenden Männern der Vollendung immer näher gebracht werden dürfte." Wie sicher er dabei schon frühzeitig seines Ziels und seiner Kraft sich bewußt war, zeigen die Worte in dem Aufsatz über „die wahre Schätzung der lebendigen Kräfte". „Ich habe mir die Bahn schon vorgezeichnet, die ich halten will. Ich werde meinen Lauf antreten, und Nichts soll mich hindern ihn fortzusetzen." So wohnten Bescheidenheit und Selbstvertrauen dicht bei einander in Kants Gemüt. Das hat ihn zum berühmten Denker werden lassen. Das macht den Blick auf seine ganze Lebensführung besonders lehrreich.

Nicht uninteressante biographische Notizen, die zu solcher Belehrung mithelfen, finden sich bei Kalweit. Ziemlich eingehend wird von ihm der Königsberger Pietismus besprochen, dessen Führer der Prediger und nachmalige Professor Schulz war, und der von Andern weit überschätzte Einfluß dieser Richtung auf Kant. Ueberhaupt macht Kalweit nicht mit Unrecht darauf aufmerksam, daß verschiedene Notizen über Kants Leben, die von einzelnen Biographen beigebracht werden, doch mit Vorsicht aufzunehmen sind. So berichtigt er u. A. den vielfach (auch von Valentiner und Simon) behaupteten Irrtum, daß Kant anfangs Theologie studiert und sogar gepredigt habe. Welche Stellung Kant zur Kirche einnahm, wird sowohl von Kalweit wie von Apel ziemlich ausführlich dargetan.

Kant war religiös, aber nicht kirchlich. Das konnte auch gar nicht anders sein.

Ihm stand die Ethik im Vordergrunde und, gestützt auf sie, die reine wahre Religion. Zu diesen beiden steigt er auf von der Kritik der reinen Vernunft aus. „Selbstbesinnung des Geistes" das ist seine Methode wie die Platos (Erdmann). In der Möglichkeit der Erfahrung aber besteht sein „Urproblem" (Cohen). Er geht von dem Faktum der Wissenschaft aus und sucht die Gesetzlichkeit auf in den Grundlagen des Bewußtseins. In dieser Methode und eben gerade darin, daß seine Philosophie vorwiegend Methode ist, liegt ihre fortwirkende Kraft (Natorp). Kant brachte das System der Philosophie zur Einheit dadurch, daß er zur Logik und Ethik die Aesthetik hinzufügte (Cohen). Durch sie stellte er die Verbindung her zwischen der theoretischen und praktischen Philosophie. Die Kritik der Urteilskraft bildet, wie Schlapp sich ausdrückt, „die Ueberbrückung der Kluft zwischen dem Reiche der Natur und dem der Freiheit". Für das Studium dieser Kantischen Schrift ist die von Vorländer besorgte Ausgabe vor allem empfehlenswert. Sie enthält außer einer orientierenden Einleitung ein sehr gutes Sachregister, das dem Leser willkommene Hilfe bietet. Die Kritik der Urteilskraft erhält ganz besondere Wichtigkeit für das System Kants dadurch, daß sie den Vorwurf aufhebt, die theoretische und praktische Philosophie gingen bei ihm unvermittelt neben einander her. Das grade ist Kants Verdienst, daß er scharf die Grenze zieht zwischen der sinnlichen und der übersinnlichen Welt, daß er der menschlichen Erkenntnis ausschließlich das Gebiet der Erfahrung zuweist, über die hinaus sie nicht zu dringen vermöge. Es ist ein durchaus gesunder Dualismus, den er damit festhält (Goldschmidt). Kant stimmt hier, wie Deussen ausführt, nicht nur mit Plato überein, der zwei große Reiche unterscheidet, das metaphysische des ewig Seienden, und das des Entstehenden und Vergehenden, sondern hat hierin einen Vorläufer schon in der indischen Philosophie der Veden, die lehrt, daß es keine andere Realität in der Welt gibt, als den Atman, d. h. das Selbst, das an sich Seiende, das „Ding an sich". Während die Veden die empirische Realität jedoch als bloße Illusion erklären, bezeichnet sie Kant als „Erscheinung" und Plato als „die Welt der Schatten". Metaphysik des Uebersinnlichen als Wissenschaft ist nicht möglich. Das führt Marcus in instruktiver Weise aus. Er bezeichnet den Satz Kants, daß sich „die Gegenstände nach unsrer Erkenntnis richten" und nicht das umgekehrte Verhältnis stattfinde, als das kantische „Revolutionsprinzip" und weist in origineller überzeugenden Weise die Richtigkeit dieses Kantschen Prinzips nach. Ganz besonders einleuchtend und schlagend sind seine Ausführungen über die von Kant durchweg angenommene doppelte Kausalität, die Marcus Formal- und Produktivkausalität nennt, und seine Darlegungen über das Ding an sich.

Hier tritt die Bedeutung der Kantischen Grenzbestimmung inbezug auf das Erkenntnisvermögen in das hellste Licht. Sie ist auch insofern beachtenswert als sie der „Naturerkenntnis" und dem freien Willen auf dem gemeinschaftlichen Boden der Wirklichkeit die friedliche Entfaltung gewährleistet" (Goldschmidt). Demnach ist es als ein großer Irrtum bei der Auslegung der Kantischen Philosophie anzusehen, wenn die Behauptung aufgestellt wird, daß Kants Kritik der praktischen Vernunft ein Abfall sei von dem Standpunkt in der Kritik der reinen Vernunft. Besonders charakteristisch ist hier das Diktum Heinrich Heines, das Simon anführt, und das wohl nicht allgemein bekannt ist: „Nachdem Kant in der Kritik der reinen Vernunft den Deismus oder den alten Jehova selber totgeschlagen hat, folgt auf die Tragödie — eine Farce: hinter dem furchtbaren Kritiker steht, den Regenschirm ihm nachtragend, sein alter Diener Lampe, Tränen und Angstschweiß auf dem Gesicht. Da erbarmt sich Immanuel Kant und zeigt, daß er nicht bloß ein großer Philosoph, sondern auch ein guter Mensch ist, und halb gutmütig, halb ironisch spricht er: Der alte Lampe muß einen Gott haben, sonst kann der arme Mensch nicht glücklich sein, sagt die praktische Vernunft. Meinetwegen, so mag die praktische Vernunft die Existenz Gottes verbürgen." Echt Heinisch, aber falsch. Die Kritik der praktischen Vernunft ist kein Nebengebäude des Kantischen Systems.

Vielmehr, nachdem Kant die Metaphysik als Wissenschaft als unmöglich erwiesen und die Ideen, die notwendigerweise von der menschlichen Vernunft erzeugt werden, als „Grenzsteine für das Ende unsers Wissens" (Goldschmidt) bezeichnet hat, als „Pfadfinder für alle Forschung" schreitet er regelrecht weiter zu der „ethischen Metaphysik" (Windelband). Das moralische Bewußtsein, das Einheit des Handelns fordert wie die Logik Einheit des Denkens, führt zu dem „Zentralpunkte der Kantischen Philosophie", zur notwendigen Voraussetzung der Freiheit (Liebmann). Es versichert uns der Zugehörigkeit zu einer intelligibeln Welt, und so führt uns die wertvollste aller Erfahrungen, das Gewissen, über die engern Grenzen der Sinnenwelt hinaus (Windelband). „Die Ethik sollte so die Metaphysik des neuen Weltalters werden .... Das Sittengesetz bleibt die ewige Aufgabe, an deren Unbedingtheit, deren Gewißheit, deren Klarheit der sittliche Mensch den Gehalt, die Kraft, den Wert seiner Vernunft erkennt und in ihr den Wert seines Lebens" (Cohen). Auf sie hin zielt alle Theorie. Nichts ist gut in der Welt, als allein ein guter Wille, der von allem sinnlichem Trieben sich freihält. Die Ueberwindung aller heteronomen Prinzipien in der Sittlichkeit „ist der dauernde Besitz, den wir Kant auf dem Gebiete der Ethik zu danken haben" (Erdmann). Welches hohe Verdienst darin liegt, zu welcher Deutlichkeit Kant die reine Moral gebracht hat, das wird von den verschiedensten Gesichtspunkten aus von Goldschmidt, Windelband, Liebmann, Bauch, Simon, Freudenthal, Natorp, Adler, Erdmann und Cohen geschildert. Selbst Schnedermann, der sonst wenig Verständnis für die Kantische Philosophie zeigt, hat hier doch ein anerkennendes Wort. Eine auffallend ungleichmäßige Behandlung des Kantischen Systems aber ist es, wenn Apel neben einer ausführlichen Darstellung der theoretischen Philosophie nur wenige Seiten auf die Moralphilosophie verwendet, die für „ein Bild des Kantischen Lebens und Denkens" von der größten Wichtigkeit ist.

Hervorragende Bedeutung gewinnt die Ethik Kants gegenüber dem modernen „Historismus" und seinen Relativitäten. Sie weist klar und sicher die unwandelbare Position auf, die die Grundlage alles Denkens und Handelns bildet. „In Kant vollendet sich die Aufklärung, die vom historischen Vorurteil frei macht" (Goldschmidt). Der große Königsberger ist nicht so sehr alles geschichtlichen Verständnisses bar, wie gewöhnlich behauptet wird. Seine geschichtsphilosophischen Anschauungen enthalten vielmehr für den modernen Geschichtsforscher sehr beachtenswerte Richtlinien. „Der eigentliche Inhalt des historischen Prozesses ist nach ihm die Gestaltung der Sinnenwelt nach den Zwecken der Vernunft, die Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden" (Windelband). Der ewige Friede ist das Ziel der Geschichte, zwar ein Ideal, aber doch ein solches, dem nachgestrebt werden muß. Gewiß beherzigenswerte Gedanken für eine tiefere Geschichtsbetrachtung. Fein ist hier die Bemerkung Kalweits: „Die Geschichte nimmt gegenüber jenen Ideen, die in der reinen praktischen Vernunft ihren Ursprung haben (Gott, Freiheit, Unsterblichkeit), für Kant eine analoge Stellung ein, wie in der reinen theoretischen Vernunft die Elemente, die nur aus der Erfahrung stammen, gegenüber den aprioriischen Formen der Vernunft." Nach seiner Meinung ist das a priori der Geschichte „nichts anderes, als das menschliche Geistesleben, oder weiter zurückliegend das absolute Geistesleben Gottes." Aehnliche Ansichten spricht Apel aus bei der Würdigung von Kants Persönlichkeit. Er sieht in der Bedeutsamkeit großer Menschen die Wirksamkeit des Menschengeistes überhaupt. Ihm ist eine große Persönlichkeit gleichsam nur der örtliche und zeitliche Horizont, in dem sich das Werden einer geistigen Wirksamkeit vollzieht. Doch er steht bei dieser Auffassung auf dem Standpunkte des historischen Materialismus, für den er zweierlei Auffassungsmöglichkeiten konstatiert, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann. Diesem aber ist Kants Philosophie entschieden entgegen.

Von der Ethik aus erhebt sich die Kantische Philosophie dann weiter zur Religion. Sie ist die Vollendung seines Systems. Zu ihr führt die innere sittliche Erfahrung (Kalweit). Damit ruht sie auf einer „Urkunde, die unauslöschlich in jeder Menschenseele aufbehalten ist" und bedarf sonst Nichts zu ihrer Beglaubigung (Apel). Sie ist eine Forderung der Vernunft, die kein Mensch aufgeben kann. Mit der Retorte und dem Mikroskop, mit Hebel und Schraube, mit noch so subtiler Sophistik sind die Ideen ihres Wertes nicht zu berauben, der Glaube läßt sich aber auch nicht durch Beweise erzwingen (Goldschmidt). Auch die Religion hat ihr „Apriori". Das wird von Kalweit mit anregender und umsichtiger Gründlichkeit erörtert. Er setzt sich dabei mit einer Abhandlung des unterzeichneten Referenten*) über „Kants Lehre von der Kirche" ausführlicher auseinander. Das dabei in Frage kommende Problem ist unzweifelhaft „das Verhältnis des a priori" zum Geschichtlichen, „des Ewigen zum Historischen." Aber, wenn Kalweit das Apriori der Religion in der Idee der moralischen Welt oder des Gottesreichs findet, so ist dem kaum zuzustimmen. Das Apriori der Religion ist nicht dieses, sondern die Freiheit als absolute Kausalität oder Gott als freie Ursache der Welt überhaupt, als reine Spontaneität, wie dieses Referent an anderer Stelle (Der moralische Gottesbeweis nach Kant und Herbart, 1877) dargetan zu haben glaubt.

Von Kants Religionsbegriff aus bestimmt sich erklärlicher Weise auch seine Stellung zum Christentum, zur Kirche und zum Protestantismus. Das Christentum ist ihm die vollkommene Religion als der reine moralische Glaube, der durch dasselbe zum religiösen Prinzip gemacht worden ist. Er verlangt „Verinnerlichung der Religion", wie sie Jesus forderte. Dessen Lehre und Person könnte überhaupt auf uns gar nicht wirken, wenn nicht in der Menschheit „das Urbild sittlicher Gesinnung als göttlicher Mensch schon Platz gewonnen hätte" (Apel). Das Christentum ist die reine wahre Religion, die Religion der Freiheit, die keinen Zwang verträgt. „Sollte es einmal mit dem Christentum dahin kommen, daß es aufhörte liebenswürdig zu sein (welches sich doch wohl zutragen könnte, wenn es statt seines sanften Geistes mit gebieterischer Autorität bemischt würde), so müßte, weil in moralischen Dingen keine Neutralität (noch weniger Koalition entgegengesetzter Prinzipien) stattfindet, eine Abneigung und Widersetzlichkeit gegen dasselbe die herrschende Denkart der Menschen werden." Diese der Abhandlung Kants über „das Ende aller Dinge" entnommene Stelle ist nach Kalweits Meinung für Wöllner, der sich hierdurch getroffen fühlen konnte, möglicherweise der Anlaß gewesen, gegen Kant einzuschreiten. Ein betrübender Beleg dafür, wie die immer am meisten den Entwicklungsgang des Christentums aufzuhalten bemüht sind, die ihrer Rechtgläubigkeit sich rühmen zu dürfen glauben. Kant hat sich glücklicherweise durch solche Versuche nicht irre machen lassen. Er hatte ein gutes Gewissen. Nichts lag ihm ferner, als Haß gegen die Kirche. Aber er wollte sie nur als Mittel angesehen wissen, die eine wahre Religion „zu introduzieren." Ueber diese Stellung Kants hat sich Kalweit ausführlich verbreitet. Diese Anschauung des Philosophen stimmt auch genau mit dem Gedanken der Reformation überein.

Daß Kant daher noch mancher anderen Lehren und Aussprüche wegen der Philosoph des Protestantismus genannt wird, ist leicht erklärlich. Nicht erst aus neuerer Zeit stammt dieser Gedanke. Schon in einem Buche vom Jahre 1802 finden sich Andeutungen hierüber. Seitdem ist öfter von verschiedenen Kantschriftstellern hierauf hingewiesen worden. Kaftan sagt richtig: „Kant selbst mit seiner Philosophie wäre auf keinem andern geschichtlichen Boden möglich gewesen, als auf dem des deutschen Protestantismus." Sein Weg zu Gott ist derselbe wie der Luthers, die innere sittliche Erfahrung. Aehnliches wird von Bauch bemerkt. Simon aber macht darauf aufmerksam, daß der Neuthomismus der Römisch-Katholischen eben deswegen gegen Kant eine erbitterte Polemik führt, weil er der Typus protestantischer Philosophie ist. Natorp sieht „eine innige Beziehung zwischen Kant und dem reformatorischen Christentum namentlich in der Humanisierung der Religion." Kant setzt das Individuum ein in seine unveräußerlichen Rechte durch den Glauben. Darin besteht nach Cohen seine Verwandtschaft mit der Reformation und dem Humanismus, „die beide das Individuum zum Problem und zum Prinzip der neuen Welt machen." Kants Staatsidee ist dieselbe wie die des Protestantismus (Cohen).

Aus allen diesen Erörterungen über Kants Philosophie aber, wie sie von teilweise sehr bedeutenden Männern geboten werden, geht mit Evidenz hervor, zu wie großem Danke die evangelische Theologie dem in seiner Schlichtheit und Wahrhaftigkeit so ausgezeichneten Mann verpflichtet ist. Es verhält sich so wie Kaftan sagt: „Kant gehört zu den großen Lehrern unserer Kirche." Katzer

*) Katzer, Kants Lehre von der Kirche. Jahrbücher für protestantische Theologie, herausgeben von Lipsius, Bd. XII, XV und XVI.

Wie er ein Kämpfer war

Er hatte an einem Abend in einem Arbeiterverein gesprochen; da saßen um einen Tisch Leute aus der Hauptstadt, die wollten besonders klug sein und sagten: „Er ist der allerschlimmste Pfaffe und wird bezahlt für sein Reden." Da trat er plötzlich zu ihnen heran und sagte: „Wenn einer ein neues Geschäft eröffnet einem alten Geschäft zur Konkurrenz, so steht er wahrscheinlich im Dienst der alten Firma? So wenig bin ich ein Pfaffendiener!"

Da packte ihn der Zorn und er rief: „Wenn ihr sprecht: Es ist kein Gott! so lacht dazu nur der Gott der Welt. Wenn ihr auch alle Sünde tut, so könnt ihr noch wieder Menschen werden; doch wer den reinen Willen der Begeisterung mit Schmutz bewirft, der hat eine gemeine Seele. Ihr habt euch gelöst von Gott, der in jeder Seele wohnt, ihr erfahrt nie mehr die Seligkeit des Herzens!" Er wandte sich von ihnen ab, und Alle schwiegen hinter ihm, so waren sie vor seinem Zorn erschrocken.

Aus: Christus heute als unser Zeitgenosse. Von Walther Classen.

Der geistliche Stand — ein notwendiges Uebel

Die Gedanken, zu denen in einem unvergessenen Aufsatz des vergangenen Jahres Otto Wilhelm durch den „Teppichmacher Paulus" angeregt worden ist (Christliche Welt 1904, Nr. 42), sind bescheiden ausgeklungen; sie haben eigentlich nur die Eine positive Forderung aufgestellt, daß der Geistliche theoretisch und praktisch über ein reiches Maß allgemeiner Bildung verfügen müsse. Doch wollte Wilhelm selbst kein Ziel angeben, sondern nur zum Besinnen anregen.

Mir für meine Person — wie ich aber weiß, auch manch anderem jungen Kollegen — haben sich die gleichen und ähnliche Gedanken schon längere Zeit zu der These verdichtet: der geistliche Stand — ein notwendiges Uebel. Das ist vermutlich schon öfters ausgesprochen worden, will auch gar nicht originell sein; immerhin bin ich meines Erinnerns einer Ausführung der These noch nicht begegnet. So mag es nichts schaden, den Faden, den uns der Teppichmacher in die Hand gegeben, ein weniges fortzuspinnen.

Die Tätigkeit des Paulus fasse ich so auf, daß er im Hauptberuf Teppichmacher und nur im Nebenamt Missionar gewesen ist. Die mancherlei Reflexionen, warum Paulus mit den Händen gearbeitet habe, dürften ihm in Wirklichkeit ferne gelegen sein. Er hat einfach gearbeitet, weil das sein Handwerk war; er hat gearbeitet, wie wir auch, um vom Ertrag seiner Arbeit zu leben. Erst als er eingewurzelt war im Boden der Mission, kam für ihn die Möglichkeit in Betracht, von der geistlichen Saat auch Leibliches zu ernten; dann allerdings war er zu stolz dazu. So ist er denn als Tuchmachergeselle in der Welt herumgereist, freilich mit der Absicht, das Evangelium zu predigen; aber den realen Boden für die ideale

Tätigkeit gab ihm sein Handwerk. Mit Arbeit und Mühe hat er Tag und Nacht gewirkt, des Werktags; und am Sabbath hat er „in der Schule gelehrt.“ Und dann und wann in freien Stunden oder in der Stille der Nacht ist er in seiner Schlafstelle gesessen und hat zu Papier gebracht, wozu ihn das Herz gegen seine fernen Gemeinden gedrängt hat.

Es ist zu bekannt, als daß mans näher ausführen dürfte, wie auch in der nachapostolischen Zeit bis gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts die kirchlichen Aemter Nebenämter gewesen sind. Je nach dem Vorschlag des Apostels oder nach Alter, Frömmigkeit, Beredsamkeit und Leumund ist ein Weber, Schneider oder Handschuhmacher zum Episkopus, zum ersten Vorstand des christlichen Vereins seiner Heimat gewählt worden. Erst das Wachstum der Großstadtgemeinden, die Unmöglichkeit die Vereinsgeschäfte neben dem eigentlichen Beruf länger mitzuversehen, hat die Anstellung von Berufsarbeitern, die Entstehung des zünftigen geistlichen Amts veranlaßt. Umgekehrt hat in der Reformationszeit das Bedürfnis nach tauglichen Pfarrern zu massenhafter Anstellung von Laien geführt. Bezold berichtet darüber (S. 569 seiner Reformationsgeschichte), daß z. B. ein Tischler, der nicht einmal die zehn Gebote kannte, als Bewerber um eine Pfarrei aufzutreten wagte. An einem andern Ort versah ein Leineweber für ein jährliches Einkommen von zwei Gulden das Predigtamt. Noch von 1537 führt ein Wittenberger Verzeichnis unter den zu Ordinierenden neben den Theologen und Kantoren nicht nur Stadtschreiber, Setzer und Drucker auf, sondern auch Buchbinder, Schuster, Schneider und andere Handwerker. Erst unter Luthers Nachfolgern ist der Amtsbegriff, da das Bedürfnis nach Geistlichen durch rite vocati gedeckt werden konnte, wieder in die katholische Richtung zurückgebildet worden. In der Gegenwart dürften einerseits recht viele Sekten ohne berufsmäßige Geistliche sein — doch vermutlich mehr aus Not als aus Tugend; wachsen die Gemeinden, so wird sich der Vorgang der alten Kirche wiederholen —: andrerseits ist an die Stundenhalter in Württemberg und an die Führer der Gemeinschaften zu erinnern; die versehen ihr Amt entweder neben ihrem Geschäft und werden dabei nur von dem Vertrauen ihres Kreises getragen, oder sie werden doch auch wieder zu Berufsarbeitern ausgebildet und nehmen, wenn auch als Laien, doch in ihrer Art die Stellung eines Geistlichen ein.

So zeigt sich, daß man je und je recht wohl ohne den geistlichen Stand hat auskommen können, aber immer wieder hat die Entwickelung zu der einseitig religiösen Berufsbeschäftigung geführt, zum „Herausdestillieren des rein religiösen Funktionärs“. Denn das sind wir in der Tat geworden. Warum aber ist das vom Uebel? Was hätte es für Vorzüge, wenn die Predigt des Evangeliums in Laienhände gelegt wäre, die, wie St. Paulus, am Werktag sich abmühen mit irdischer Arbeit und am Sonntag gleichwohl geistlicher Dinge walten?

Von vorn herein gestehe ich — und wieder weiß ich, wie Viele ebenso empfinden —, daß ich dem Begriff „Kirche“ nie ein Interesse habe abgewinnen können. Natürlich **muß** die Predigt des Evangeliums irgendwie organisiert sein, aber die Organisation, die „Kirche“, bildet nur das Mittel zum Zweck, die notwendige, aber an sich gleichgiltige Voraussetzung, die zur Zeit beste Ermöglichung der geistlichen Wirksamkeit. So fühle ich mich nicht als Diener der Kirche, sondern als Prediger des Evangeliums. **Dies** Amt aber übe ich mit großer Freude aus, trotz einer Fülle rein geistlicher Geschäfte, bin auch kein Verächter der Theologie. Und doch meine These: der geistliche Stand — ein notwendiges **Uebel**. Warum?

Jörn Uhl sagt einmal, wenn ich mich recht entsinne, die Religion sei ein zartes Noli me tangere; wer sich viel mit ihr abgibt, nimmt leicht Schaden an der Seele. Welcher Pfarrer hätte das noch nicht empfunden! Auf dem Lande vielleicht weniger, aber die Großstadt zwingt förmlich zum religiösen Virtuosentum. Ich möchte den sehen, der nacheinander sechs Taufen hält und dann noch von dem Gefühl einer „heiligen Handlung“ beseelt ist! Aehnlich stehts mit dem Kirchhofdienst, ähnlich auch mit den Predigten; man mag wollen oder nicht, man mag in Stimmung sein oder nicht, man mag noch so viel

abgelenkt sein durch andere Geschäfte, die Predigt muß bis zum bestimmten Termin fertig sein — und sie wird auch fertig! Aber seltsam, Laienprediger, nicht bloß gelegentliche, auch berufsmäßige, sieht und hört man immer frisch, eifrig und begeisternd reden; sie mögen gleichfalls vielbeschäftigt sein, und sind doch immer elastisch. Läßt sich dies psychologisch anders erklären als daraus, daß die Leute bis in die reiferen Jahre einem bürgerlichen Beruf gelebt haben: dann ist ihre geistliche Befähigung, ihr Glaube, ihr Eifer, ihre Liebe zu Tage getreten, und **auf Grund ihres Charismas** hat sie ein Verein, eine Gemeinschaft in ihren Dienst genommen? Sie mögen noch so wenig an theologischer Bildung besitzen, aber ihr Charisma hilft über Alles hinweg und hält Alles aus. Wir aber studieren Theologie wie ein Andrer Jurisprudenz oder Medizin; wir sind begeistert für unser Amt, wir arbeiten mit Hingebung und Freude, wir glauben an unsre Sache, aber wer unter uns hat ein besonderes Charisma dafür? Einer vielleicht von hundert, mehr nicht. Wer könnte sich das Zeugnis ausstellen: wehe mir, wenn ich nicht predigte? Nein, wir predigen immerzu, mir tuns gern, vielleicht auch mit Erfolg, aber wir könnten auch lassen und fühlten uns gleichwohl nicht unglücklich.

Ein zweites Hemmnis sehe ich in der theologischen Bildung. Die, die liberalste wie die orthodoxeste, nimmt uns den Grad von glücklicher Einseitigkeit, der dem Laien zu Gebote steht, sie läßt uns über keine Erscheinung des kirchlichen Lebens mehr staunen, Alles ist ja schon dagewesen, sie drückt uns die Brille des Dogmas auf die Nase, dadurch betrachten wir die Menschen, sie lehrt uns die Relativität wichtigster Begriffe, sie schlägt zwar Brücke neben Brücke über die vergangene Zeit, aber sie zwingt eben dadurch, auch die heiligsten Güter der Gegenwart rein historisch zu erklären, sie tötet die Unmittelbarkeit des religiösen Gefühls, kurz, sie macht den Schriftgelehrten mehr oder weniger zum Pharisäer. Es **muß** zwar nicht so gehen, aber wie furchtbar gerne gehts tatsächlich so. Der Laie aber ahnt das Alles nicht von weitem, sein Urteil ist „durch keinerlei Sachkenntnis getrübt“. So sieht er Gottes Finger, wo wir oft nur Menschenwerk erblicken, Uebernatürliches, wo wir den natürlichen Zusammenhang durchschauen, Gnadenwirkungen, wo wir psychologische Analyse treiben. Und statt sich abzuquälen mit Harmonisieren, Transigieren und Exegesieren, greift er zu seiner Bibel und liest naiv und warm heraus und hinein, was ihn im Herzen bewegt. Vielleicht trägt er dann Ungeheuerlichkeiten vor, aber es ist ein Segen darin, es „wirkt“.

Doch, ich möchte nicht einmal dem berufsmäßigen Laienprediger das Wort reden, sondern der fromme Laie schlechthin erscheint mir am geeignetsten zum Prediger. Und zwar, weil er tiefer in den Sorgen und Nöten des täglichen Lebens steckt, weil er den „Kampf ums Dasein“ besser kennt. Dessen schroffe Form kennen wir nicht. Wir haben den „Staatsschnuller“ im Mund und essen von der Kirchenkrippe. Das Teil mag kärglich bemessen sein, aber man hat doch sein „Gewisses“. Jeden Ersten des Monats kommt der Gehalt, des Leibes Nahrung und Notdurft wendet uns das Konsistorium zu. Der Bauernpfarrer und der Hungerpastor vergangener Tage hat Gott gegenüber ein stärkeres Abhängigkeitsgefühl gehabt. Wir empfinden die innersten Angelegenheiten vielleicht tiefer als er, aber bei ihm war die **natürliche** Frömmigkeit lebhafter entwickelt; und wer zöge die nicht unserem subtilen Spintisieren und Reflektieren bei weitem vor? Der Laie, der auf Nichts gestellt ist und von der Hand in den Mund lebt, der fromme Laie wenigstens im Erwerbsstand, hat ein stärkeres Gottvertrauen und ist darin „frömmer“ als wir. Eben darum kann er auch den Andern nahrhaftere Kost bieten. Er plagt seine Hörer nicht viel mit geistlicher Weisheit, aber er weiß, wie und wo sie an Leib und Seele der Schuh drückt; sie sind Fleisch von seinem Fleisch, so kann er ihnen den besten Trank zur Genesung, die kräftigsten Waffen für den Kampf des Lebens reichen.

Das stärkste Bedenken aber gegen den geistlichen Stand gründet sich mir auf Matth. 10, 8. Freilich hat Christus gleich darnach das Andere gesprochen, daß jeder Arbeiter seiner

Speise wert ist; und Paulus hats auch betont, daß die des Altars pflegen, auch des Altars genießen sollen. Aber warum ist jenes Wort Christi so ganz unter den Tisch gefallen: „Umsonst habt ihrs empfangen, umsonst gebet es auch"? Hat da die persönliche Praxis des Paulus nicht doch das Richtige getroffen? Wie stünden wir da, wie würde man auf uns achten, wie würde man uns glauben, wenn wir gerade in dem Stück in den Spuren Pauli wandelten, von unsrer Hände Werk lebten und dann unentgeltlich, um unsres Gewissens willen, arbeiteten im Weinberg des Herrn! So aber werden wir bezahlt, zwanzig Mark oder wieviel die Predigt, und „leben von der Religion". Damit hat unser Evangelium die Hälfte seiner Wirkung, wir selbst dreiviertel unsrer Glaubwürdigkeit eingebüßt.

Und da soll unser geistlicher Stand nicht vom Uebel sein?

Aber freilich, ein notwendiges Uebel. Hielte ich ihn nicht für notwendig und bliebe gleichwohl sein Glied, so brauchte man mich nicht weiter ernst zu nehmen; aber ich zöge dann natürlich die Folgen aus meiner Ansicht, suchte mir als Holzhacker oder Steinklopfer mein täglich Brot und führte auf diesem Hintergrund mein Predigerideal durch. Aber das tue ich nicht, und zwar nicht bloß, weil es so bequemer ist, sondern nach Lage aller Verhältnisse ist der berufsmäßige geistliche Stand so notwendig, daß ohne ihn eine öffentliche, geistliche Wirksamkeit überhaupt kaum denkbar ist. Das näher auszuführen, darf ich mir ersparen; die Gründe liegen auf der Hand. Nur möchte ich ausdrücklich betonen, daß, was ich oben gegen den geistlichen Stand ins Feld geführt habe, auch nach meiner Ueberzeugung vom Standpunkt der Notwendigkeit aus zu ergänzen ist. So mag das theologische Studium immerhin viel Unmittelbarkeit zerstören, tatsächlich erweitert es den Horizont und schält die bleibenden, echten, wahren Güter heraus; ohne diesen Prozeß kann eine historische Religion je länger desto weniger bestehen. Wogegen die Laienprediger, wenn ich sie anders richtig gezeichnet habe, über alle Gräben kühn hinwegsetzen, dadurch die Augen fesseln und die Herzen packen und doch vielleicht an Irrtümern und objektiver Unwahrheit übergenug bieten. Desgleichen hätte die finanzielle Abhängigkeit, das Verflochtensein in die Nahrungssorgen seine sehr dunkle Kehrseite: die Hände könnten dadurch so fest gebunden, die Gedanken so tief ausgefüllt, die Flügel so stark beschnitten werden, daß der und der zwar trotzdem sich selbst und Andre zu den lichten Höhen führen könnte, aber im Ganzen hätten wir mit uns allein vollauf zu tun und kröchen vermutlich recht bescheiden und still am Boden. Ueberdies ließen sich unsere „gebildeten" Gemeinden einfach nicht Jedermann als Prediger gefallen; sie sind es ja selbst, die die Religionsspezialisten herangezüchtet haben. Und der Ungebildete, der Bauer wenigstens, duldete Seinesgleichen erst recht nicht auf der Kanzel.

Kurz, der Ausweg führte auch zu keinem Ziel; so bleibt es wohl bei der Notwendigkeit des geistlichen Amtes und Standes. Das Uebel, die Not, die hier vorliegt, wird ja auch gar nicht überall empfunden. Schließlich ist sie nur eines von den zahllosen Gebrechen unsres offiziellen Christentums, unsrer „Kirche". Vielleicht, daß der Tag des großen Reinemachens, den wir von der Zukunft erwarten, die Radikalkur vornehmen wird. Denn allerdings, die Beseitigung des Uebels wäre gleichbedeutend mit der Aufhebung des landeskirchlichen Pfarramts und der Landeskirchen überhaupt. Ob das aber wirklich ein Schaden wäre für die Religion?

Doch, das ist ein Kapitel für sich; aber angedeutet darfs wohl werden. Wie würde es unsern Landeskirchen, wie uns Pfarrern ergehen, lebten wir zur Zeit — in Frankreich. Unser ganzes System bräche mit Eklat zusammen. Einen Teil von uns erhielte vielleicht die Gemeinde, im Ganzen aber zögen wir nach Brot aus, und bis sich wieder ein geistlicher Stand erhöbe, nähmen die Laien die Pflege der Religion in die Hand. Und die „Kirche" würde wie ein Häuslein im Weinberg werden, wie eine Nachthütte in den Kürbisgärten: „klein, aber fein" wie ein Garten Gottes.

Bis dahin laßt uns des Amtes pflegen als einer Notwendigkeit und seine Uebel geduldig ertragen. Aber die Empfindung muß unter uns bleiben, daß es in der Tat ein Uebel ist, ausschließlich für die Religion und von der Religion zu leben. Unser Ideal muß sein, daß wir uns selbst überflüssig machen. Das sage nicht ich, das ist auch nichts Neues. Jeremia hat es vor mehr als 2500 Jahren gepredigt: „Es wird Keiner den Andern noch ein Bruder den Andern lehren und sagen: Erkenne den Herrn. Sondern sie sollen mich Alle [selber] kennen, beide, klein und groß, spricht der Herr." (Jer. 31, 34.)

J Kübel

Merksprüche für Erziehende

2

Behüte deinen Kindern den Sonnenschein, so lange ihr Frühling blüht. Herbst und Winterstürme werden von selber folgen.

Spott ist ein scharfer Pfeil. Laß die Hand davon ab, falls du kein Meisterschütze bist! Jeder Fehlschuß tötet.

Junge Füllen und junge Kinder wollen abwechselnd gezügelt und frei gelassen sein.

Bemühe dich nicht, aus einem Weinstock einen Rosenstrauch oder aus einem Eichenstämmlein einen Apfelbaum zu ziehn. Krüppel würden dir erwachsen. Darum ziehe jedes auf in seiner Art, und sie werden dir zur Freude gedeihen. Denn alle Kreatur Gottes ist gut.

Wiegt dein Kind einen Klotz in den Armen, so gib ihm keine Puppe dafür. Du nimmst ihm mehr, als du ihm gibst.

Bete für deine Kinder, so wirst du eine Schutzmauer um sie bauen. Bete mit deinen Kindern, so werden sie stark werden und des Schutzes nicht mehr bedürfen.

Halte es nicht für ein Unglück, wenn aus deinem Sohn kein Gelehrter wird. Denke daran, daß der Herr Christus eines Zimmermanns Sohn genannt wurde, und daß Paulus Teppiche wob.

Laß deinen Knaben den Versorger eines Hundes, dein Mägdlein das Mütterchen eines Vogels sein, so werden sie ihren Familienberuf bei Zeiten lernen.

Kindertänze erfrischen wie Quellen im Wald; Kinderbälle vergiften wie Branntweinschenken.

Man sagt, daß äußere Reinheit und Ordnung die Seele eines Kindes behütet; sollte äußerer Putz und Tand sie nicht verunstalten?

Pflanze und begieße und warte, daß Gott wachsen läßt. Vielleicht rauscht das Stämmlein, um das du heute sorgst, einstmals hoch über deinem Haupt.

Basenzärtlichkeit und Schmeichelei küssen den Schmelz von den Wangen und der Seele des Kindes.

Verstehst du selbst die Kunst fröhlicher Arbeit, so lehre sie deine Kinder; sie ist ein besseres Mittel gegen allerhand Ungemach, als alle andern Künste zusammengenommen.

Hüte dein Kind, daß es den Glauben an die Güte der Menschen nicht eher beweint, bis es gelernt hat, den Trost der Güte Gottes zu empfinden.

Märchen sind wie ein Wunderborn. Ein Tor, der seine Perlen verschmäht, weil einmal eine Kröte daraus hervorsprang.

Kinder sind keine unbeschriebenen Blätter. Mißfällt dir die Schrift, so denke daran, wieviel du selbst an ihr geschrieben hast, ehe sie waren.

Frieda Henning

Die Erweckung in Wales und der schottische Kirchenstreit

Vgl. 1904, Nr. 39 und 1905, Nr. 3, auch 1905, Nr. 16

13. Januar 1905

. . . Ich glaube, jetzt ist nicht mehr viel Gefahr, daß die Wee Frees sich unserer Kirche hier bemächtigen, obgleich der Kampf noch immer weiter geht . . .

10. Februar 1905

. . . Letzte Woche hatten wir sozialen Teeabend für Alle, die in irgend einer Weise sich für die Kirche nützlich machen, z. B. alle Diakonen und Aeltesten mit Frauen, Kirchenchor, Sonntagsschullehrer und -lehrerinnen, Kollektanten und Kollektantinnen, Kirchmeister, Pfarrer, Vikar, Küster u. s. w. M's bezahlen die Kosten. Der Gemeindesaal wird fein geschmückt mit viel Grün, Pflanzen und rotem Tuch. Eine Menge Tischchen und Stühle, legere herumgestellt; ein weißgedeckter großer Tisch mit all den Tassen, unbändig viel „Teilchen", auch kleine Kuchen genannt, und zwei Teeurnen steht an der Seite. Man gruppiert sich, geht, steht oder sitzt in zwangloser Weise herum, eine Teetasse in der Hand. Einer bedient den Andern. Der Kirchenchor und einige Solisten sangen, und zwei fremde Pfarrer sprachen. Einer von ihnen war ein Glasgower Pfarrer, der in Wales gewesen war, dort den Erweckungssturm kennen zu lernen. Er gab uns ein lebhaftes Bild des Revivals. Er sprach so packend, dramatisch, hinreißend, daß ich mich selbst wie in einem Traum befand und kaum wußte, wo ich war, als er aufhörte und meine Nachbarin zu mir sprach. Jeder hatte mit Spannung an seinem Munde gehangen, und Alle waren tief bewegt und erregt. Es ist eine wunderbare Sache um dieses revival in Wales. Tausende und Tausende bekehren sich, Wirtshäuser müssen geschlossen werden aus Mangel an Beschäftigung, das Wetten und Spielen hört auf, alte Schulden werden bezahlt, selbst der Staat merkt mit Genugtuung, daß die Steuerzahler sich höher, also ehrlicher einschätzen. Das sind praktische und reelle Folgen der Erweckung. Sie beweisen, daß es nicht nur ein andächtig Schwärmen ist, sondern moralische Werte nach sich zieht. Es ist ein Singen und Jubilieren in Wales. Die Wogen der religiösen Begeisterung gehen hoch. Die Kirchen sind nicht nur sonntäglich, sondern täglich gefüllt und überfüllt. Es wird nicht gepredigt, nur gesungen und gebetet. Die Pastoren nehmen nicht mehr und nicht weniger Anteil als alle Andern.

Sie sagen: „Wir müssen warten. Diese Zeit des Blühens und Treibens, diese aufregende, gährende Zeit muß und wird vergehen. Dann müssen wir die geschehenen Anregungen zu vertiefen suchen. Und vielleicht kommt für die jungen Christen, die jetzt in köstlichster Blüte stehen, die Zeit der unreifen, sauren Frucht. Sie werden enttäuscht und enttäuschen und möchten abfallen, ehe die Sonne Jesu sie vollständig zur Reife gebracht. Dann kommt unsere Arbeit des Lehrens und Liebens und Haltens."

Die ganze Erweckungsbewegung geht von einem jungen Bergarbeiter Roberts aus. Sein Einfluß ist erstaunlich, obgleich er durchaus kein packender Redner ist. Man möchte bei ihm an Hypnose glauben. Seine Gottesdienste sind absolut ungeordnet, ohne Plan. Jeder folgt nur dem Drange seines Herzens und des heiligen Geistes. Und doch scheinen die Tausende, die sich um ihn versammeln, nur wie ein Einziger. Sie brechen zusammen aus in die alten welschen Lob- und Danklieder und sinken in die Knie in heißen Gebeten. Und das Alles ist so schön und natürlich, nichts Gemachtes und Gekünsteltes daran. Und die einfachen Leute kommen so einfach mit ihren Anliegen zu Gott und manchmal so originell. Ein Mann sagte: „O Gott, der Teufel ist so heimtückisch und schlau; gestern kam er zu mir. Ich hätte ihn beinahe nicht bemerkt in der Versuchung. Er ging auf so leisen Sohlen, daß er wirklich kaum bemerkbar war. O Gott, gib dem Teufel Blotschen (clogs)!" Dort trägt man nämlich auch die auf den Straßenpflaster klappernden und lärmenden Holzschuhe wie bei uns am Niederrhein und in Holland. Und so könnte ich noch Vieles, Vieles erzählen.

Ich und überhaupt viele Schotten wünschen von ganzem Herzen, daß der Strom der Erweckung sich auch über Schottland ergießen möge. Wir haben ihn bitter nötig, denn dieser Kirchenstreit ist so bitter wie je. Und die Minorität geht mit erschreckender Konsequenz immer weiter. Wenn es noch lange so fortgeht, bleiben uns nicht viele Kirchen übrig. Ich wage selbst kaum zu hoffen, daß diese Befürchtungen, die man überall hört, übertrieben sind. Ein besonderes Gutes hat die Erweckung in Wales mit sich gebracht, daß sie alle Denominationen in Liebe verbindet. Sie sehen jetzt nur noch, was sie eint, nicht mehr, was sie trennt. Gott gebe, daß auch unserm Hochland ein Roberts erstehe. Es kann so was bei uns ja nicht in derselben äußeren Art kommen, denn die Schotten sind ganz andere Naturen als die Welschen, nicht so leicht erregbar und bewegbar. Aber Gott kann es doch wirken, wie er es in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hier auch bewirkt hat. Wir erbeten und erhoffen es für die äußere und innere Wohlfahrt unserer Kirche. Und doch, wenn so was in all die Aufregung mit unserm Kirchenstreit noch hineinführe, die Verwirrung wage ich mir kaum auszumalen . . .

31. März 1905

. . . Ich kanns nicht lassen, Euch einen Artikel aus The Edinburgh Evening News (9965) vom 25. März im Auszug vorzuübersetzen. Ein irländischer Student sandte ihn ein. Er erregt viel Aufsehen. Eine neue Offenbarung wird er für die royal commission sein, die noch immer den Stand der Dinge untersucht und die Fähigkeit der Wee Frees prüft, ob sie ein so kolossales, ihnen vom Lord Chancelor übertragenes Gut verwalten können. Kein Beweis, der bisher der hohen Kommission vorgelegt wurde, übertrifft an Wichtigkeit die Aussagen dieses Studenten. — Ich schrieb Euch ja schon früher mal von der Uebergabe des Edinburgher College mit der Assembly Hall an die Wee Frees. Daß Letztere nicht imstande sind, diese Prachtgebäude richtig auszunutzen oder auch nur zu benutzen, war von vornherein klar. Aber sie haben wenigstens einen verzweifelten Versuch gemacht, den Anschein zu erwecken, als ob sie es doch zum Teil könnten. Zu dem Zweck haben sie Studenten und Professoren aus allen Denominationen zusammengetrommelt. Denkt Euch, während sie doch vorgeben, nur im Interesse der reinen Westminster-Konfession uns die Gebäude abgenommen zu haben! Aber die Stipendien, die ihnen jetzt in reichem Maße zur Verfügung stehen, und die großen Gehälter lockten. Freilich gleicht infolgedessen das Wee-Free-College jetzt mehr einem Museum von theologischen Kuriositäten als einer ernsthaften Schule, die Männer zur pastoralen Arbeit bilden und erziehen soll.

Also dieser Student plaudert im wahrsten Sinne des Worts etwa Folgendes aus der Schule:

„Es ist mit Recht gesagt worden, daß die Wee-Free-Church nicht imstande gewesen wäre, auch nur den Schein wirklicher Universitätsarbeit aufrecht zu erhalten, wenn nicht ein so starker Prozentsatz irischer Studenten herübergekommen wäre. Natürlich waren wir infolgedessen ungern gesehene Gäste in diesem Lande, wenigstens bei der Mehrheit seiner Bewohner, und die Zeitungen gaben uns liebenswürdige Namen, wie »fromme Brotstudenten« u. Ae. Dies vor allen Dingen möchte ich aber ins rechte Licht rücken. Man sagt von uns, wir seien herübergekommen ohne Rücksicht auf Recht oder Unrecht des Streits, nur aus pekuniären Rücksichten. Ich glaube aber ehrlich, daß — außer Einem — Keiner von uns vor der Ankunft die wahre Lage der Dinge kannte, und nun finden wir es schwieriger, uns aus unserer verkehrten Stellung zu ziehen, als wir es fanden, mit echt irischer Unvorsichtigkeit hineinzugeraten. Mit Folgendem aber will ich mich und meine Vaterlandsgenossen rechtfertigen, die es auch als Pflicht empfinden, sich von der habgierigen und intoleranten Minorität zu trennen.

„Vorigen Herbst hatte ich noch keine festen Zukunftspläne gemacht. Ich dachte an Kanada, England, Schottland. . . . . .

Schluß des Briefes und zugleich des Studentenberichts in nächster Nummer.

Die Professorenliste der Evangelischen Kirchenzeitung

Daß Rang- und Proskriptionslisten der evangelischen Lehrer der Theologie an den deutschen Universitäten von konservativen Parteiführern geführt und gelegentlich dem Kultusministerium, dem Generalsynodalvorstande oder welcher Instanz sonst präsentiert werden, war schon immer zu vermuten. Denn mit den vagen Schätzungen, welche die wiederholte Agitation gegen die bisherige Besetzung der theologischen Lehrstühle vor der Oeffentlichkeit begleiteten, konnte man sich im Fall ernstlicher Verhandlungen nicht begnügen. Wer aber nicht hinter die Kulissen sah, konnte sich von jenen Richtungslisten keine deutliche Vorstellung machen. Denn ähnlich wie in unserm politischen Leben heute die Einteilung der gebildeten Männer nach Parteien sehr schwer ist, wenn sie nicht selbst eine öffentliche Parteistellung einzunehmen für gut befunden haben, ähnlich stößt ein jeder Versuch, die Theologieprofessoren nach ihrer Richtung zu gruppieren, auf die größten Schwierigkeiten. Die Zahl derer, die aus freiem Willen oder durch ihre besondre Lebensführung ihr unverkennbares Gepräge haben, ist, wenn man näher zusieht, verhältnismäßig gering; eine Statistik läßt sich auf dieses Segment hin vom Ganzen nicht geben. Und doch kommt es für eine ernste Beurteilung des Anteils der Richtungen am akademischen Lehramt eben auf die Vollständigkeit und Richtigkeit des tatsächlichen Befundes an.

Nun hat die, ehemals Hengstenbergische, Evangelische Kirchenzeitung in Nr. 15 d. J. ihre Leser mit einer durchgeführten Rubrizierung der Theologen in den deutschen evangelischen Fakultäten überrascht. Die Summa dieser Statistik hat zuerst die Kölnische Volkszeitung gezogen. Darnach hat die Chronik der Christlichen Welt jüngst in Nr. 18 uns den Dienst erwiesen, noch übersichtlicher und deutlicher, als die Evangelische Kirchenzeitung getan, deren Urteil zum Ausdruck zu bringen. Nun wissen wir: so also sehen in den Köpfen und Herzen unsrer konservativen Freunde die theologischen Fakultäten aus! So unterrichten sie ihre einflußreichen Laien, wenn sie von diesen nach dem Tatbestande gefragt werden! So bedienen sie den Herrn Kultusminister, wenn er sie auffordert, ihre Wünsche in der Professorensache durch Personalien näher zu begründen!

Sieht man das Verzeichnis durch, so steht man nur vor der einen Frage: ist es Mangel an Kenntnis, oder an Gewissenhaftigkeit, die dieses Monstrum zu stande brachte? Dies oder jenes — in der Sache läuft es auf Eines hinaus.

Ich denke nicht daran, die Rubrizierung nachzuprüfen. Wir verwerfen diese Richtungsstatistik grundsätzlich und halten es für unmöglich, was hier unternommen ist, durchzuführen.

Aber nicht unwillkommen ist uns doch der Versuch der Hengstenbergischen Kirchenzeitung in einer Hinsicht. Lepsius schrieb neulich in seinem Reich Christi: „Die moderne Theologie hat in den letzten Jahrzehnten die unbestrittene Herrschaft an der weit überwiegenden Mehrzahl der deutschen Universitäten errungen.“ Nun hat der Taxator der Hengstenbergischen Kirchenzeitung zu den Böcken auf der linken Seite so viele Dozenten geworfen als möglich. Dennoch lehrt er durch seine eigne Zählung, daß in Preußen 32 Ordinarien „positiver“ Richtung 26 modernen gegenüberstehen, während für das ganze Reich das Verhältnis das von 53 zu 54 ist. Wohlgemerkt, nach seiner höchst empfindlichen Auslese.

Es wird nach dem Erscheinen dieser Tabelle Niemand mehr im preußischen Landtage oder in den Synoden behaupten dürfen, daß die positive Richtung bei der Besetzung der theologischen Lehrstühle in Preußen bisher zu kurz gekommen sei. Natürlich wer der historisch-kritischen Theologie jedes Existenzrecht abspricht, wird ja erst dann zufrieden sein, wenn der letzte Privatdozent dieser Art das Feld geräumt hat. Und schon die Chronik deutet an, daß das Los der Privatdozenten und Extraordinarien, die sich nicht als „positiv“ ausweisen, heute ein gar hoffnungsloses ist. Ihre Aussichten auf Vorwärtskommen sind minimal. Haben sie irgend sich in den Augen „kirchlicher“ Kreise kompromittiert, so haben sie bei noch so großer Tüchtigkeit und noch so frommem Eifer nur noch im „Auslande“ die Möglichkeit, eine Anstellung zu finden. Selbst wenn man im Kultusministerium einem bewährten jungen Theologen die volle Anerkennung zollt, schließt ihn der Oberkirchenrat — oder der Generalsynodalvorstand von jeder Beförderung aus. Das hat sich im Fall Otto gezeigt, als einem unsrer besten Privatdozenten, der seine Begabung zur systematischen Vertretung unserer Religion durch sein Buch über „Naturalistische und religiöse Weltanschauung“ glänzend bewiesen hat, trotz aller Bemühung des Kultusministeriums der Breslauer Lehrstuhl versagt blieb. Unsre wissenschaftliche Jugend beginnt aus diesem Zustande die Konsequenzen zu ziehen. Etliche Idealisten trotzen der vollendeten Unsicherheit ihrer Zukunft; nüchterne Erwägungen können nur zurückhalten.

Das muß nun unsern „Positiven“ eben recht sein. Aber wenn sie unter diesen Verhältnissen auch noch jammern, als wären sie die Unterdrückten, so wird das unmoralisch. Wo ihr Wille zur Macht so glückliche Erfolge zeitigt, sollten sie nun ruhig arbeiten und dankbar der Kirche die Früchte ihres Geistes spenden!!

Kurz, die Statistik der Evangelischen Kirchenzeitung lehrt, daß die Professorenfrage in Preußen bereits nach dem Willen der Konservativen gelöst ist. Wir können diese Entwickelung nur beklagen. Nicht nur, daß die Rangstellung, welche heute die evangelische Theologie innerhalb des Ganzen der Universitätswissenschaft einnimmt, dadurch gefährdet ist. Nein auch unsre „positiven“ Professoren und Dozenten werden den Schaden davon haben. Denn bei aller eignen Kraft und Tüchtigkeit leben sie mit von dem, was die viel geschmähte moderne Theologie erarbeitet hat und noch immer erarbeitet. Und endlich bedarf dieser Arbeit die Kirche selbst, mag auch der unmittelbar kirchliche Nutzen gering erscheinen und Manchem bei ihrem Betriebe angst und bange werden. Mir wenigstens ist kein Zweifel, daß in dieser als „ungläubig“ verdächtigten Theologie mehr Glaube und Frömmigkeit steckt, als unsre Gegner zugeben mögen, und daß es einen Verlust für die evangelische Kirche bedeutet, wenn sie der wissenschaftlichen Durchforschung der von unsrer Geschichte uns gestellten Probleme künstlich Zaum und Zügel anlegt.

R

Selbstanzeigen

Christus heute als unser Zeitgenosse. Von Walther Classen. München, C. H. Beck 1905. Gebunden 1 Mk.

Dies Büchlein wird vielleicht manchen Lesern der Christlichen Welt ein Aergernis sein. Wie eine Profanierung wird man es ansehen. Dennoch lege ich es ihnen vor. Es ist aus einer Stimmung geschaffen, die leider unseren nur zu büchergebildeten Kreisen noch immer gar zu fremd ist, nämlich aus der Sehnsucht nach dem lebendigen Volke.

Mit ihm zusammen sind sozusagen diese Zeilen geschrieben. Seine stillschweigenden Mitarbeiter sind Handlungsgehülfen mit feinem, klugen Sinne, organisierte Arbeiter und treffliche Väter, Straßenjungen mit wilden Haaren und goldenen Herzen.

Ich wollte, ich könnte meine Freude an unserm Volke Hunderten und Tausenden mitteilen — da unten bei ihm in dunkeln, heißen Tiefen liegen die Lösungen aller religiösen Rätsel.

Hier meine Stimmung, als die Kirchenbehörde mich an einen anderen Platz stellen wollte, und ich den Ort verlassen mußte, wo ich die Liebe des Volkes gefunden, und wohin ich nun zurückgekehrt bin.

Nimmer verzeiht es mein Herz,
Was man ihm Böses getan!
Du Stadt der Armen, rasch verlorene Heimat,
Mit Kampf und Arbeit hatt ich dich gewonnen;
Ich sah dich heut mit Häfen und Kanälen
Wie ist so schnell das düstere Bild zerronnen.
Immer noch brennet der Schmerz
In der verwundeten Brust.
Die Arbeit schweigt; da kommt ihr gern zu mir,
Die ihr entgegenwuchset meinem Sorgen;
Ach, in der Frühe seid ihr wieder da,
Und seid so fern, und um mich graut der Morgen.

Für diese Menschen und Alle, die sie lieb haben können, habe ich Christus herbeigerufen mitten ins Getriebe unserer Großstadt. In der Hafenstraße stand sein Elternhaus, zwischen den modernen Menschen, Großen und Kleinen, ging er suchen. Kurz und einfach wie die Evangelien, habe ich seine Geschichte erzählt, als wäre sie gestern erst geschehen.

Hamburg Walther Classen

Gott in uns und Gott außer uns. Eine Existenzfrage für die religiöse Gewißheit, beleuchtet von Professor Dr. Paul Schwartzkopff. Halle, C. Ed. Müller 1905. 56 S. 1 Mk.

Man pflegt heutzutage jeden „Gottesbeweis“ als veraltet, überwunden und unnötig zu betrachten. Dann nehme man die Folgen in den Kauf! Hast du einen Gott, der dein Subjekt überragt? Wenn ja, so bedenke dies: Gewißheit läßt sich für etwas Außersubjektives nur auf objektivem Wege erbringen. Mithin ist Gewißheit über Gottes objektives Dasein ebenfalls nur von der objektiven Welt her zu erlangen.

Du behauptest ihn rein innerlich zu erleben. Wahr ist nur, daß dein religiöses Gefühl ein eigenartiges Erlebnis umfaßt. Ob dies aber eine Beziehung auf eine außersubjektive Wirklichkeit einschließt, dessen kannst du, bloß von innen her, nicht gewiß werden. Ist demnach deine Ueberzeugung von Gottes Dasein allein innerlich begründet, so kann sie die Objektivität desselben nicht bewähren. Denn das Gefühl stellt nicht zugleich eine „innere Wahrnehmung“ dar, wie Manche wähnen. Es gibt nur äußere Wahrnehmungen. Von diesen hat auch das religiöse Gefühl zuletzt sein Objekt zu erwarten. Gefühle produzieren nämlich ihre Gegenstände nicht, sondern würdigen sie nur. Auf die äußere Erfahrung und Schlüsse aus ihr ist daher auch die religiöse Gewißheit angewiesen, sofern sie sich auf die Gottheit, als eine objektive Wirklichkeit, bezieht.

Dies darzutun, mit besonderer Rücksicht auf den christlichen Glauben und auf Kants unzureichende praktische Begründung des Daseins Gottes, ist die Hauptaufgabe meiner Broschüre.

Paul Schwartzkopff

Persönliches Leben. Predigten von Ernst Rolffs, Pastor in Osnabrück. Tübingen, J. C. B. Mohr 1905. 196 S. 2,40 Mk.

Predigten drucken zu lassen, ist ein Wagnis, das einer Rechtfertigung bedarf. In diesem Falle möge sie darin gefunden werden, daß der Verfasser sich verpflichtet fühlte, einen positiven Beitrag zu den Bemühungen um eine zeitgemäße Predigtweise zu leisten, nachdem er eine Reihe von Jahren in der Theologischen Rundschau die neueren Predigtsammlungen besonders scharf daraufhin kritisiert hat, inwieweit sie den Bedürfnissen des modernen Menschen gerecht werden, ohne die Kontinuität der religiösen Ueberlieferung des reformatorischen Christentums zu durchbrechen. Die Predigten wollen daher in erster Linie als Material für die Homiletik gewürdigt werden. Wenn die Sammlung trotzdem durch die Aufnahme einer Gedächtnisrede für einen Freund, der dem Verfasser nach mehr als einer Richtung als das Ideal eines modernen Predigers erschien, sowie der Abschiedspredigt an seine frühere Gemeinde eine stark persönliche Färbung erhalten hat, so soll damit der Anschauung Ausdruck gegeben werden, daß ein neuer Predigtstil nicht allein und zuerst durch homiletische Theorien und Experimente geschaffen wird, sondern aus dem Leben christlicher Persönlichkeiten erwächst, die zugleich moderne Menschen sind. Was Goethe von dem Stil eines Schriftstellers sagt, gilt mutatis mutandis in noch höherem Grade von dem Stil des Predigers: „Will Jemand einen klaren Stil schreiben, so sei es ihm zuvor klar in seiner Seele; und will Jemand einen großartigen Stil schreiben, so habe er einen großartigen Charakter.“

Osnabrück Rolffs

Die Apostelgeschichte im Lichte der neueren text-, quellen- und historisch-kritischen Untersuchungen. Von Professor Lic. Dr. Carl Clemen, Privatdozent an der Universität Bonn. Gießen, Rickersche Verlagsbuchhandlung 1905. 1,30 Mk.

Diese bei dem vorjährigen theologischen Ferienkurs in Bonn gehaltenen Vorträge zu veröffentlichen, veranlaßt mich zunächst der Wunsch der Teilnehmer. Ich glaube aber mit dieser Zusammenstellung der neueren Forschungen über die Apostelgeschichte und ihrer Ergebnisse, die es bisher noch nicht gab, auch Andern einen Dienst tun und meine größere Arbeit über den Apostel Paulus, in der sich jene Untersuchungen auf zahllose einzelne Stellen verteilen mußten, ergänzen zu können.

Bonn Carl Clemen

Kants Rassentheorie und ihre bleibende Bedeutung. Ein Nachtrag zur Kant-Gedächtnisfeier, von Dr. Theodor Elsenhans, Privatdozent der Philosophie an der Universität Heidelberg. Leipzig, Engelmann 1904. 52 S. 80 Pfg.

Die bedeutende Rolle, welche die Rassenfrage im Völkerwettbewerb der Gegenwart spielt und der Eifer, mit welchem die anthropologische Forschung sich ihr zuwendet, legte im Jahre des Kantjubiläums den Gedanken nahe, auch einmal auf Kants bedeutende Abhandlungen über diesen Gegenstand zurückzugehen, der dem Problem eine Formulierung gab, die heute noch in fast allen Verhandlungen darüber sich geltend macht. Dabei bot sich Gelegenheit, Kants Stellung zur Naturwissenschaft überhaupt, zur Entwicklungstheorie, zur naturwissenschaftlichen Klassifikation und zum Verhältnis der mechanischen Erklärung und der Zweckbetrachtung kurz zu beleuchten.

Heidelberg Th Elsenhans

Verschiedenes

Kreuzungen. Roman. Von Emil Strauß. Berlin, S. Fischer 1904. 342 S. 4, geb. 5 Mk.

Das Kräftespiel dreier Seelen sucht Strauß in dieser Dichtung darzustellen. Zwei Frauen, das großzügige, im eigenen Wert sicher ruhende, reife Weib und die unausgegorene, krausköpfige Mädchenjugend, treten dem nach Liebe und Verständnis dürstenden, für dies Ideal zu jedem Opfer fähigen Manne auf seinem Lebensweg entgegen. Glaubt er anfangs in der schönen fast antik stilisierten Elfriede die Verwirklichung des Ideals gefunden zu haben, so wendet sich allmählich, unvermerkt sein Herz der von ihm bisher etwas geringschätzig angesehenen kleinen Klara zu. Das hat seinen tieferen Grund in der Entwicklung des jungen Dings, das, als es sich von dem spießbürgerlichen Boden seines bisherigen Daseins aus eigener Kraft gelöst hat, einen tüchtigen, in warmblütiger Teilnahme und hilfreicher Arbeit für Andere reifenden Charakter offenbart. Gleichzeitig aber zeigt Elfriede Eigenschaften, die ihr den geliebten Mann mehr und mehr entfremden müssen: einen unbewußten Egoismus, eine Sprödigkeit und Verschlossenheit, unter der echte Herzenswärme sich nicht erhalten kann. Elfriede scheidet aus dem kleinen Kreis aus. Die beiden Andern finden sich.

Trotz aller Sorgfalt der psychologischen Analyse ist es Strauß nicht völlig gelungen, das Gewebe seiner Dichtung durchsichtig zu gestalten. Der Held selbst, vor allem aber Elfriede, sind keine so recht lebendigen Menschen. Sie haben etwas Konstruiertes. Aus der Fülle des Lebens ist eigentlich nur Klara geschaffen; eine echte Vertreterin des badischen Bürgermädchens in seiner anmutigsten Erscheinung. Der kräftige Lokalton, die guten Szenen und Gestalten aus dem mittleren und kleinen Bürgerleben der badischen Hauptstadt zeigen den Dichter des Freund Hein, dessen einheitliche künstlerische Wirkung „Kreuzungen“ freilich kaum erreichen wird. Otto Frommel

Der Muttersohn. Roman eines Agrariers. Von Johannes Dose. Glückstadt, M. Hansen 1904. 488 S. 5,50, geb. 6,50 Mk.

Dies Buch ist das Werk einer gereiften Künstlerschaft und einer durchgearbeiteten in religiösem und ethischem Grunde wurzelnden Persönlichkeit, genährt mit den Kräften treuer Heimatliebe. Nordschleswig ist sein Mutterboden. Dort wächst der Sohn des Aruper Totengräbers, ein Kind armer Leute, aber reichbegabt, ins Leben hinein, alle sich ihm von außen bietenden Schwierigkeiten leicht besiegend. Mühelos würde Amatus Junker das ihm von der Mutter gesetzte Ziel eines schleswigschen Pfarrherrn erreichen, wenn ihm der Feind nicht im eigenen Blut säße: eine neurasthenische Anlage, die ihn von Zeit zu Zeit zum Alkohol treibt. In einer solchen Stunde der Schwachheit, auf einer dänischen Hochzeit, benimmt er sich so, daß ihn das Konsistorium seiner Stelle als Prädikant enthebt. Erst im freiwilligen Exil, in Nordamerika, wird er durch schwere körperliche Arbeit auf einer Farm Herr seiner Nerven und seiner selbst. Nach Schleswig heimgekehrt, landet er in dem von ihm stets heimlich ersehnten Hafen des Bauerntums. — Das Buch ist aus den Tiefen des Lebens gegriffen. Es liest sich wie eine epische Paraphrase zu Röm. 7, 19—25, jener machtvollen Skizze des Dualismus im menschlichen Willen und seiner Lösung in der Erfahrung der göttlichen Gnade. Es ist durchweht von christlichem Geist. Und doch — abgesehen von einigen etwas tendenziösen Ausfällen gegen den Dichter des Zarathustra — keiner jener „christlichen“ Romane, deren aufdringliche Religiosität die Wahrheit der Dichtung beeinträchtigt. Mit unerschöpflicher Phantasie gestaltet Dose aus tausend Farbentupfen die große Kontur, das farbige Gemälde des Lebens. Dabei verfällt er nie ins breit Episodische, sondern hält sein Gewebe mit fester Hand zusammen. Geradezu dankbar aber müssen wir ihm sein für die Gestalt der Mutter dieses „Muttersohns“. Wie sie, die Tochter aus besserem Haus, in ihren kümmerlichen Verhältnissen auf der Höhe vornehmer Gesinnung bleibt, wie sie sich Frauenanmut und unverwüstliche Jugend in allen Nöten erhält, wie sie um die Seele ihres Sohnes kämpft und ringt, das allein schon würde dem Roman bleibenden Wert verleihen. Nur in wenigen Zügen, am meisten vielleicht bei der Zeichnung eines von der Philosophie Nietzsches beherrschten jungen Lebemannes, ist Dose im Konventionellen stecken geblieben. Dafür entschädigt der Reichtum scharf und präzis gezeichneter Menschen und besonders der goldhelle Humor, die sonnige Lebensauffassung, die über dem Ganzen lagert. Wir wünschen dem Buch viele Leser. Otto Frommel

Kleine Mitteilungen. Vorige Nummer brachte die Mitteilung von einer Enquete, die in England über die Frage: Glauben wir? von einer Tageszeitung angestellt worden ist. Das sollen und werden unsre Tagesblätter nicht nachmachen. Aber fragen darf man aus diesem Anlaß: was ist denn aus den interessanten Fragebogen geworden, die 1904 von der Evangelisch-sozialen Vereinigung Schleswig-Holsteins unter der Kieler Studentenschaft auf eine ähnliche Frage Antwort begehrten? Es war ein ausgezeichneter Gedanke, über die religiöse Gedankenwelt unsrer Studenten Licht zu schaffen, und wir glauben gehört zu haben, daß reichliches Material daraufhin eingegangen ist. Wo bleiben nun die Ergebnisse? Insbesondere die befragten Studierenden haben ein Recht auf deren Bekanntmachung. — In Dresden bei Ungelenk ist soeben erschienen: Die Sächsische Evangelisch-soziale Vereinigung. 48 S. 60 Pf. Ein Jahresbericht, der besonderes Interesse verdient, da dieser Vereinigung allerhand Schwierigkeiten gemacht wurden. Wenn es die Mittel erlauben, soll vom nächsten Jahre an ein größeres Jahrbuch erscheinen. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Coblenz. Freunde der Christlichen Welt und des Evangelischen Gemeindeblattes. Mittwoch 24. Mai 3 Uhr im Evangelischen Bürgerverein (Altlöhrtor): Burggrafs Schillerpredigten (Oberlehrer Branchart-Coblenz). Alle Freunde sind willkommen.

Dresden. Mittwoch 24. Mai 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, 1. Stock: Von Gott, unter Bezugnahme auf den Gottesbegriff Schillers. (Klepl)

Halle a. S. Theologisch-kirchliche Zusammenkunft Montag 29. Mai 3 Uhr im evangelischen Vereinshaus. Himmelfahrts- und Pfingstpredigt.

Hannover. Montag 22. Mai 8 Uhr im Russischen Hof, Rosenstr.: Der Zweck heiligt die Mittel.

Magdeburg. Mittwoch 7. Juni 1/4 4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Der Glaube an Gott und die Wissenschaft unserer Zeit. (Siehe Herrmanns Vortrag über das gleiche Thema, bei Mohr 60 Pf.)

Marburg. Dienstag 23. Mai 8 1/2 abends im Hause der Christlichen Welt Roter Graben 8 3/4: Ueber christliche Beurteilung unsrer Dichter und Künstler.

Nordhausen. Mittwoch 24. Mai 1/2 5 Uhr Zusammenkunft im Hotel Schneegaß: Die sittlichen Bedingungen der Eheschließung. (Pastor Lippert)

Cand. theol. welcher das 1. theologische Examen bestanden hat und sehr gute Zeugnisse über seine praktische Tätigkeit als Hilfsprediger und Hauslehrer aufweisen kann, sucht sofort Stellung als Hilfsgeistlicher oder Lehrer an Privat- oder höherer Schule. Bevorzugt wird der Unterricht in Latein, Deutsch, Griechisch, Religion, die Stellung muß möglichst dauernd sein. Gefällige Offerten unter **M. S.** möglichst bald erbeten an die Expedition der Christlichen Welt.

Weibliche soziale Hilfsarbeit

Casseler Kurse zur Einführung in Theorie und Praxis der **sozial-pädagogischen Hilfsarbeit.** Näheres i. d. Broschüre „Arbeit im Fröbelseminar" von Hanna Mecke.

Das Kuratorium

Töchter-Pensionat

von Frau Dr. W. Nagel, Darmstadt, Victoriaplatz 9

Allseitige wissenschaftliche, gesellschaftliche und häusliche Ausbildung.
Vorzügliche Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin.

Bütten! **Verlobungsbriefe** u. dgl. auf echten Büttenpapieren und -Karten oder auch auf allerbesten schweren mattlatinierten Stoffen liefert schnell, billig und stilgerecht in altdeutschen oder Empireschriften, Hundert Verlobungsbriefe (klein Format 15×18 cm) mit Druck und Umschlägen M. 10,75, weitere hundert M. 5,75, postfrei gegen Nachnahme **Druckerei Bauer, Marburg a. L.**

Junge Dame, 22 Jahre alt, sucht Stellung als Gesellschafterin oder Reisebegleiterin. Offerten unter **L N** an den Verlag.

Cand. theol. oder **cand. phil.** als **Hauslehrer** gesucht für einen 13 jährigen Knaben. Gehalt nach Uebereinkunft. Antritt möglichst sofort. Bewerber wollen sich wenden an Pastor **Rickers, Abel bei Tondern,** Schlesw.-Holst.

Cand. min. zur Zeit wegen Krankheit ohne Stellung, empfiehlt sich zum Lesen von Korrekturen, Anfertigen von Registern, Uebersetzen und dergl. Offerten unter **S H** an den Verlag.

Junger verheirateter Theologe, wegen Schwerhörigkeit aus dem Pfarramte geschieden, nachweislich schreibgewandt, sucht geeignete Stellung. Anfragen und Angebote unter **N J** an den Verlag.

Unterricht in Stimmbildung nach der Küyperschen Methode erteilt Frau Pfarrer **Otto** in **Zeitz,** diplomierte Lehrerin.

Evangelische gebildete Damen

im Alter von 24—32 J., welche bereit wären, sich der Erziehungstätigkeit in Anstalten für Fürsorgezöglinge oder der sozialen Arbeit unter den Fabrikarbeiterinnen zu widmen, können zwecks Ausbildung im sozial-pädagogischen Seminar des **Evangelischen Fürsorgeheims für schulentlassene Mädchen in Gummersbach** zum 1. Mai oder später Aufnahme finden. Anfragen erbeten an

Pastor **Rühle,**
Gummersbach (Rheinland)

Schwestern

werden ausgebildet für 12 sächsische Heil-, Pflege- und Erziehungsanstalten. Feste Staatsanstellung mit Pensionsberechtigung. Alter 18—35 Jahre. Beginn der Kurse 1. April und 1. Oktober. Aufnahmebedingungen werden versendet.

Hubertusburg bei Wermsdorf, Kgr. Sachsen.
Pastor **Naumann,** Vorstand des Kgl. Pflegerinnenhauses

Macht auf das Tor! Macht auf das Tor!

Wer ein Kind lieb hat und wer sich selbst eine Quelle kindhafter und herzlicher Freude erschliessen will, der gehe nicht achtlos an einem Buche vorüber, das soeben bei Karl Robert Langewiesche in Düsseldorf erschienen, in den gutgeleiteten Buchhandlungen zur Ansicht ausliegt: „Macht auf das Tor! Macht auf das Tor!" Sammlung von über 500 alten deutschen Kinderliedern mit 110 Melodien. Das Buch will den Müttern und durch sie den Kindern dienen. Nicht minder aber „grossen Leuten", die einfältigen Herzens sind. Die köstlichsten der alten, von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Kinderlieder, Reime, Scherze und Singspiele sind hier zusammengestellt. Ausstattung, Umfang, und die Beigabe der Melodien machen das Buch fast zu einem kleinen „Wunder der Billigkeit".

Alte deutsche Kinderlieder 1.80 M.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9

In unserm Verlage sind soeben erschienen:

Schiller als Philosoph und seine Beziehungen zu Kant.

Festgabe der „Kantstudien". Mit Beiträgen von **R. Eucken, O. Liebmann, W. Windelband, J. Cohn, F. A. Schmid, Tim Klein, B. Bauch** und **H. Vaihinger** herausgegeben von **H. Vaihinger** und **B. Bauch.** Mit 3 Schillerporträts. Gr. 8°. IV, 166 Seiten. Mk. 3.—.

J. G. Fichte. Dreizehn Vorlesungen,

gehalten an der Universität Halle von Dr. **Fritz Medicus.** Gr. 8°. VIII, 269 Seiten. Mk. 3.—, geb. Mk. 3.80.

Die Grundlagen der Geschichtswissenschaft.

Eine erkenntnistheoretisch-psychologische Untersuchung. Von Dr. **Eduard Spranger.** Gr. 8°. XI, 146 Seiten. Mk. 3.—.

Wille und Charakter. Eine Erziehungslehre auf moderner Grundlage.

Von Dr. **J. Baumann,** Geh.-Reg.-Rat und Prof. a. d. Univ. Göttingen. **Zweite,** durchgesehene und vermehrte Auflage. Gr. 8°. VI, 98 Seiten. Mk. 1.50.

Helen Keller. Die Entwicklung und Erziehung einer Taubstummblinden

als psychologisches, pädagogisches und sprachtheoretisches Problem. Von Dr. **L. W. Stern,** Privatdoz. a. d. Univ. Breslau. Mit einer Tafel. Gr. 8°. IV, 76 Seiten. Mk. 1.80.

Beiträge zu der Geschichte der evang. Kirche in Rußland.

Von Dr. **Hermann Dalton,** Konsistorialrat. IV. Band: **Miscellanea.** Gr. 8°. VIII, 472 Seiten. Mk. 12.—.

Was schulden wir dem Alter? Ratschläge und Mahnungen eines praktischen Arztes

von Sanitätsrat Dr. med. **A. Römer.** Gr. 8°. II, 99 Seiten. Mk. 1.—.

Volksgeschichte Israels

Von Prof. Dr. **W. Schulze** in Dortmund. **Zweite,** neubearbeitete Auflage. Gr. 8°. IV, 244 Seiten. Mk. 4.—.
(Hülfsmittel für den evang. Religionsunterricht, herausgegeben von **M. Evers** und **F. Fauth,** Heft 9/10 u. 23).

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu zwei litterarische Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Fr. Wilh. Grunow in Leipzig (Zwei Seelen von Speck) und J. C. Hinrichs in Leipzig (Biblia Hebraica)

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 21 Marburg i. H., den 25. Mai **1905**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Sturm — Was ist ein religiöses Erlebnis? — Ein trauriges Jubiläum. Brief aus Rußland — Rußland und die Armenier — Der Evangelische Bund. Eine Selbstkritik und ein Programm — Vom schottischen Kirchenstreit. Schluß — Selbstanzeigen: Schleiermachers Glaubenslehre in ihrer Bedeutung für Vergangenheit und Zukunft (Clemen); Zum Religionsunterricht an höheren Schulen (Heuck) — Verschiedenes: Lothringer Friedhofsgeschichten (Sell); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Sturm

Jahwe zog vorüber; und ein großer und heftiger Sturmwind, der Berge zerriß und Felsen zerschmetterte, ging Jahwe voran. Jahwe war nicht im Sturmwind. 1. Könige 19, 11.

Jahwe ist für Elia nicht im Sturmwind, wenigstens in diesem Augenblick am Horeb nicht. Zuvor freilich hat er das Brausen seines Herrn in seinem Wirken unabläßig erfahren. Von der Verkündigung der Dürre an bis zum Karmelgericht ward es stärker und stärker bis zum gewaltigen Sturm.

Das vollkräftige Gleichnis von den zerrissenen Bergen und zerschmetterten Felsen würde entleert, wollte man, klein am Wortlaut haftend, schließen: „Gottes Art ist überhaupt nicht stürmend, sondern nur sänftigend; Windsbraut, Erdbeben und Feuerflammen gehen bloß als Herolde vor ihm her; sein ureigenes Wesen ist nicht zermalmend und verzehrend, vielmehr allein erhaltend und erquickend.“ Ebenso schief ist die Auffassung, als wäre Gott nur gegen den Widerstrebenden sturmhaft, wenn der milde Blick seiner Liebe, die leise Ermahnung seines Friedensgeistes nicht verfange.

Der tobende Wind ist nicht eine andersartige Vorstufe, nicht eine Unterstufe gegenüber dem sanften Wehen, sondern beide haben an ihrer Stelle Recht und Bedeutung. Gott ist der Lebenshauch; drum machts für ihn selbst keine Aenderung aus, ob er jetzt bewegter und ein andermal stiller ist. Was uns als Liebesoffenbarung erscheint, ist nicht zeitlich noch gedankenmäßig notwendig zu trennen von dem Gerichtsernst. Das Ungewitter mit all seinen Erschütterungen ist genau so naturnotwendig und gottgewollt wie ein lauer windstiller Frühlingstag. Gott wohnt auch im Sturm in ungeteilter Fülle: der verheerende Orkan, der verderbende Vulkan, nicht minder das Rauschen und Aechzen der Tannen, der zürnende Wasserfall, die gepeitschte Brandung, sie künden uns von einem heiligen Brausen. Und wie fliegt nur unser Erdplanet und Alles, was den Weltkreis füllt, einher in nimmer sich beruhigendem Sturm! Zwar ein schwaches, weil von begrenzten Geschöpfen hervorgerufenes Getöne ist das Sausen unsrer Fernsprache, das Zischen der Dampfkraft, das Gedröhne eines Hammerwerks; aber sicherlich klingt es ein in den Sturm der großen Gottheitsharmonie. Selbst das Kriegstoben kann als tiefe weithin schallende Gottesstimme vernommen werden.

Im Geistesleben bläst's und pfeift's und schlägt's noch stärker als im Naturleben, wenn der Luftdruckmesser auf Sturm weist. Nur sind hier die Elemente mit Bewußtsein, mit Gefühl und Willen beseelt, und daher rührt eine noch viel reichere Mannigfaltigkeit des Stürmens. Alle außerordentlich gotterfüllten Menschen und Zeiten bekamen ein gut Teil Sturmesart als Erbe mit. Die Propheten treten aus dem Gewoge tiefster Seelenwallungen stürmisch ans Tageslicht und ihr Wirken ist ein Sturm unter dem Grollen der Menschen. Des Herrn Entscheidungskampf am Oelberg — o wären wir gewürdigt und gerüstet etwas diesem Sturmgewitter auch nur Aehnliches zu erleben und sieghaft zu bestehen! Kaum wards mit ihm still am Kreuze, so hebt schon ein neues Brausen in den Seinen an. Zuerst als herzzerreißender Abschiedsschmerz, dann am Ostermorgen und am Pfingsttage als herzverbindende Frohstimmung, den Meister jetzt als rein verklärte Geisteskraft erst voll gewonnen zu haben. Ungeduldig drängt solch Wogen weiter nach Damaskus, nach Wittenberg und Worms, allenthalben die innersten Tiefen erschütternd. Und wo irgend ein redliches Menschenkind seufzt unter den Gerichtsschlägen von innen und außen, wo Einer oder Viele nach wahrer Menschenwürde ringen, immer wann hochgesinnte Persönlichkeiten und Gemeinschaften, dem Ruf des Herrn wie dem Zug des Herzens folgend, in eine Lücke treten, durch die Unheil rinnen könnte, wo irgend lautere Opfer gebracht werden und dabei die Wetter schlagen und die Funken stieben, da ist Gott im Sturme.

Wohl begegnet uns ab und zu ein holdes Sonntagskind, dem nur die milde Sonne leuchtet. Doch was gilts? selbst ihm blieben oder bleiben Mittagshitze und Gewitter nicht erspart: auch die innige Maria gehört zu den gebeugten Leidtragenden, auch der sanfte Johannes hat manch heiße Proben zu bestehen. Wer aber im Kampf der Elemente sich gehalten hat und ihn gar bereits zum vorläufigen Ende geführt, vielleicht mit zerrissenem Gewand, doch mit heiler Seele, der mag wie Elias mit großer Klarheit zurückschauen aufs Vergangene. Weit entfernt, durch die Sturmerscheinung, die ihm jetzt gottarm dünkt, beschämt zu sein, gedenkt er mit dem Stolze eines Streiters, der im ungleichen Kampfe unterlag, seiner schönsten Lebensstunden, da er alle Fasern angespannt hatte um eines köstlichen Preises willen. Er gab sein Edelstes dran nicht in willkürlichem Eifer, nicht in selbstgefälligem Trotze, sondern gedrängt von dem heiligen Druck um der Ehre Gottes und um des Besten seines Volkes willen: „Geeifert habe ich für Jahwe; denn die Israeliten haben deine Verordnungen außer acht gelassen“. Glücklich, wer also mitten durch die Wirrnis von Wind und Wetter samt ihren Leidenschaften ein helles Auge und ein reines Herz sich erstritten, ein Auge, das die Kleinheiten der Zeit einordnet in den allumfassenden Mittelpunkt der Ewigkeit, und ein Herz, das Nichts begehrt als getragen zu sein von der Einen starken Vorwärtsbewegung zum Göttlichen hin. Er schaut mit Dank zum Himmel: gottlob, der Herr war für mich im Sturme! A S

Was ist ein religiöses Erlebnis?

„Ohne Begebenheiten, ohne Geschehnisse, die stark und groß, andringend und bezwingend in unser Leben treten, ist noch niemals lebendige Religion zustande gekommen" sagt Hermann Scholz in seinem „Ostergespräch" (Christliche Welt Nr. 16). Er hat damit völlig recht. Zugeben, daß der Mensch in sich, in seinem verstandesmäßigen Erkennen und Nachdenken über sich, in sich isoliert, die Wahrheit finden könne, heißt zugeben, daß die Wahrheit entweder in toten Begriffen besteht, die auf irgend eine wunderbare Weise in Jedem liegen oder rasch in Jedem zu bilden sind, oder daß sie so eng und klein ist, daß Jeder sie sofort hat.

Wem einmal aufgegangen ist, daß die Wahrheit das Rätsel des unendlichen um uns wogenden Lebens lösen muß, daß sie ein Blick sein muß in die dieses Leben beherrschenden Kräfte, und wer es selbst erlebt hat, wie sich die Seele erst langsam zur Ahnung der Wahrheit ausweitet in Berührung mit dem Geistesleben anderer Menschen, Erleben großer Ereignisse, Erleben des langsam fortschreitenden geschichtlichen Lebens und der Natur draußen, der weiß, daß der Mensch unbedingt außer sich in dem Allen suchen muß, um erst auch nur einmal das zu finden, was Alles von dem letzten Grunde der Dinge umschlossen wird. Erst Erleben der Wirklichkeit außer uns, d. h. erst an uns herandrängende, uns zwingende Begebenheiten können uns Etwas geben, was so gewaltig ist, daß wir es als weltbeherrschende Macht anerkennen. Wir selbst sind doch wahrhaftig zu eng und klein, um bloß in uns das suchen zu wollen. Religiöse Menschen behaupten nun in diesem Erleben in sich und um sich diese Dinge zu erleben, die sie nötigen eine bestimmte geistige Macht, einen bestimmten geistigen Wert, einen in Allem wirkenden und es erhaltenden Willen anzuerkennen, und erleben dies mit so überwältigender Gewißheit, daß sie sich vom Leben der Welt, von der Quelle alles Lebens gelöst fühlen, wenn sie sich von der Art dieses Willens scheiden.

Für uns Christen ging aus diesen Erlebnissen die Gewißheit hervor, daß die die Welt regierende Macht uns zu selbstständigen Charakteren machen will, die mit eigener innerer Kraft an allem Guten hängen, es mit eigener innerer Kraft mehr und mehr tun lernen und darin ihr Glück, ihre reine innere Würde finden.

Fragen wir uns nun, was das für Erlebnisse sein können, so sind es vor allen Dingen die Augenblicke in unserm Leben, wo eine geschlossene Persönlichkeit in ihrer ganzen Kraft und unausschöpflichen selbstständigen Fülle vor uns hintritt, und wo der Anblick der Kraft und unausschöpflichen Fülle dort die Ahnung aus der Tiefe der Seele hervorlockt: Das erst ist dein Wesen. Unter uns Christen ist anerkannt, daß die Erkenntnis der Person Jesu vor allem zu diesem tiefsten Erlebnis führt. Auch andere Personen können Aehnliches wirken. Luther, Paulus, auch Herder, Goethe, Kant, Schiller haben Menschen ähnliche, wenn gleich unserer Ueberzeugung nach nicht so überwältigende starke und Alles erschöpfende Erlebnisse möglich gemacht. Haben wir es aber einmal erlebt, so erleben wir es immer wieder in anderer Form an derselben und an anderen Persönlichkeiten, und so vertieft und bereichert sich nun unser inneres Leben.

Indem nun das geschieht, beginnt von innen her ein Trachten und Ringen, dieses eigene Hängen am Guten, diese eigene Kraft echter Lebensgestaltung zu realisieren. Das bedeutet einen Kampf mit dem, was ein Hängen an anderen Gütern in uns ist. Und einen Kampf mit der Welt, in der wir eher geduldet werden, wenn wir nicht ganz wahr, ganz bis in die Tiefe treu, nicht ganz nach der Art einer Persönlichkeit wie Jesus unser Leben als eine Arbeitszeit für das Beste in uns ernst nehmen wollen. In diesen Kämpfen stehen wir oft am Rande der völligen Verzweiflung, sei es daß wir mit unsern Leidenschaften nicht fertig werden, der Mut uns verläßt, in der Welt so Etwas ausrichten zu können, die großen Enttäuschungen uns ausdörren, daß wir nicht mehr weiter können, oder das Leid des Lebens uns die Welt so öde erscheinen läßt, daß wir an einen großen Zweck nicht mehr glauben können.

Demgegenüber erhebt sich eine zweite Art religiösen Erlebens, wenn auf einmal es sich wieder regt auf dem dürren Felde der Seele wie hundert leise sprudelnde Quellen, der Mut wieder hervorbricht, gerade als wir völlig verzweifelten. Es ändert sich um uns, an allen Erfahrungen Nichts, aber in uns ist plötzlich neue Kraft. Es sind die Augenblicke unsers Lebens, wo wir Gottes am gewissesten werden. Wenn die Kraftlosigkeit zur Kraft und die Verzweiflung zur Hoffnung wird, dann wissen wir, daß seine schaffende Macht uns berührt hat, und zwar berührt hat in dem heiligen Willen, unsere Kraft und Liebe zu dem Guten nicht verloren gehen zu lassen.

Es gibt noch eine dritte Art des religiösen Erlebnisses. Wenn wir aus den Ereignissen, die der Mechanismus des natürlichen Geschehens über uns bringt, aus Unglück durch Naturereignisse, aus Grab und Tod eine Bereicherung und Stärkung unsers Innenlebens erfahren, oder ahnen, wie sie daraus kommen wird.

Das Erlebnis der Jünger an Ostern — wenn Petrus der Erste war, der den Herrn sah, vor allen Dingen sein Erlebnis — war von der zweiten Art. Völlig niedergebrochen erlebten sie es, daß ihr inneres Leben sich aufrichtete, daß neue fröhliche Zuversicht da war: Er ist nicht tot, er lebt.

Zu allen Zeiten hat sich starkes religiöses Erleben gerade dieser Art darin ausgesprochen, daß die Betroffenen mit dem leiblichen Auge Etwas sahen, das dem inneren Erleben eine äußere Ursache gab. Wir haben jetzt genug psychologische Beobachtungen auf diesem Gebiet gesammelt, um zu wissen, wie oft auch der heutige Mensch noch zu dem inneren Erleben einfach die verursachende Tatsache ergänzt. Alle nicht absichtlich und nicht durch krankhafte Veranlagung hervorgerufenen Visionen sind solcher Art.

Wir haben also gar nicht notwendig, irgend etwas „Wunderbares", d. h. irgend Etwas, an dessen Möglichkeit in unserm Leben wir nicht glauben, anzunehmen. Es ist für uns doch eine Tatsache vorhanden, der Entsprechendes in unserm eignen inneren Leben immer wieder geschieht. Die Psychologie wird mit Leichtigkeit das konstatieren können, vielleicht auch ein Gesetz daraus machen können, daß in bestimmten Fällen ein bestimmter Höhepunkt der Verzweiflung in Hoffnungsfreudigkeit umschlägt, genau wie die Naturwissenschaft ein Gesetz konstatiert hat, nach dem ein in die Höhe geworfener Körper bis zu einer bestimmten Höhe steigt und dann mit fortschreitender Schnelligkeit fällt.

Wenn Männer der Wissenschaft sich dann einbilden, mit der Aufstellung dieses Gesetzes mehr getan zu haben, als die Tatsachen zu registrieren, wenn es ihnen ergeht, wie mit der Schwerkraft, daß sie nämlich einen Begriff, der Nichts weiter ist als eine kurz gefaßte Beschreibung der Tatsachen, für eine Erklärung der Tatsachen halten, die ihnen so unerklärlich nicht vorkommen, weil sie sie täglich wahrnehmen, so ist das ihre Schuld.

Sie werden damit den, der solche Erlebnisse hat und dem sie das Größte in seinem Innenleben sind, nicht hindern können, allmählich in ihnen (zwar nicht durch den Verstand, aber durch die tiefer grabende Kraft des erlebenden Gemütes) zu verstehen — oder besser gesagt: zu ahnen, daß eine Quelle sittlicher Kraft irgendwie aus einem weiten Meere sittlicher Kraft in ihn einmündet, einmündet seit der Zeit, da er an der Person Jesu das Erlebnis von dem gehabt hat, was sie ist.

Mehr aber dürfen wir auch nicht annehmen!

War das Erlebnis, das die Jünger hatten, mehr — gut —, so war es das Faktum: die ewige Welt ist da, Gott und sein Wille sind da, diese sichtbare Welt ist nur ein vorüberrauschender Schein, also habt ihr nur in dieser ewigen Welt zu leben, sonst seid ihr — nicht unsittlich — sondern borniert, töricht, dumm!

Gerade das, was uns das Erlebnis an der Person Jesu gibt, daß nun ein eigenes Leben in uns beginnt, das wir nur um seiner Art willen, nur weil uns das überwältigende Wertgefühl ihm gegenüber dazu zwingt, also um des Gewissens willen, als den einzigen, unvergänglichen Wert unsers Lebens setzen, — gerade das nimmt uns ein objektives Erlebnis.

Wenn wir „wissen", durch irgend ein in der Welt der Tatsachen oder irgendwie faßbar von außen gekommenes Ereignis „wissen", daß er lebt, dann ist es nicht mehr unser Eigenes, nicht mehr unser Gewissen, das hoch und stark in einem heiligen Entschluß seine Art als das allein Wertvolle setzt; sondern eine Tatsache außer uns beweist den Wert — und wir haben nur zu gehorchen.

Es ist genau dasselbe, als wenn wir gewiß „wüßten", daß ein Gott ist. In dem Augenblick wäre unser Leben nach seinem Willen nicht mehr unsere sittliche Tat. Es wäre nur noch Torheit, nicht nach seinem Willen zu leben.

Ich finde deshalb in dem Widerstande der Menschen unserer Zeit gegen das „Wunder" der Auferstehung nicht nur „Aufklärung" (was es sehr oft ist), sondern auch ebenso oft Widerstreit, den wirklich sittliches Empfinden dem entgegensetzt, was die Religiosität wieder herabziehen würde aus einer sittlichen Tat zu dumpfem Gehorsam gegen Autorität, aus der Macht, die den frohen Glauben an die Möglichkeit eigenen sittlichen Lebens und damit die rechte starke, weiter schaffende sittliche Kraft bringt, zum Tod sittlicher Selbstständigkeit.

E Fuchs

Ein trauriges Jubiläum

Brief aus Rußland

Vergangenen Freitag den 22. April / 5. Mai feierte der Oberprokureur des Heiligen Synods in Petersburg, Konstantin Petrowitsch Pobjedonoszeff, das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seiner Tätigkeit als oberster Leiter der Geschicke der orthodoxen Staatskirche in Rußland. Dem Namen nach freilich war er nur der erste Berater des nominellen geistlichen Oberhauptes, des Zaren, und bildete, als einziges weltliches Mitglied der obersten Kirchenbehörde, sowie in seiner Eigenschaft als Mitglied des Ministerkomitees, bisher sozusagen den festen Kitt, der die Gemeinschaft der rechtgläubigen Russen unauflöslich mit dem autokratischen Staate verband.

Unauflöslich — ja so schien es noch vor Kurzem, und als Tor wurde angesehen, wer an die Möglichkeit von tiefergreifenden Veränderungen in der Verfassung und im Bestande der russischen Kirche glaubte. Noch vor einem Jahre hielt das Dreigestirn Pobjedonoszeff—Plehwe—Murjawoff (Letztere die ehemaligen Minister des Innern und der Justiz) in unserem Lande jede freiheitliche Regung mit eiserner Faust darnieder. Und heute — welche gewaltige Veränderung! Offenbar waren die Verhältnisse alle bis zu einer gewissen Reife gediehen, das Maß war voll geworden, wir waren in unserer staatlichen Entwickelung auf einem toten Punkt angelangt, als der von einer verblendeten Regierung mit Gewalt heraufbeschworene Krieg im fernen Osten mit seiner langen Reihe von unerwartet schweren und beschämenden Mißerfolgen das Wunder vollbrachte. Was früher ganz unmöglich schien, geschah: die sonst so apathische Bevölkerung unserer Haupt- und Provinzstädte (denn von einer Bauernbewegung ist trotz allen diesbezüglichen Zeitungsnachrichten im Grunde noch wenig zu spüren) schraken aus ihrer fatalistischen Ruhe und Resignation auf, und selbst Moskau, das altheilige, ultrareaktionäre, wurde zu einer Stadt voll liberaler, durchaus dem Endziel der Konstitution zutreibender Tendenzen. Zwar das hochinteressante Schauspiel des auf den Mai geplanten „Zerkowny Sobor", eines altrussischen Kirchenkonzils, wird uns vorläufig nicht zuteil werden. Es sollte über eine Neugestaltung der Verfassung und wohl gar auch der Glaubensnormen der herrschenden Landeskirche beraten und vor allem berufen sein, die selbst den obersten geistlichen Würdenträgern und Mitgliedern des heiligen Synods unerträglich gewordenen Fesseln der Staatsaufsicht und Bevormundung der Kirche durch die Polizeigewalt zu zersprengen. Insbesondere sollte es durch die Wiederherstellung der seit Peter dem Großen abgeschafften Patriarchenwürde den Zaren selbst und seinen unverantwortlichen Berater, den Oberprokureur, ihrer geistlichen Machtvollkommenheit entkleiden. Dieses kühne Projekt des Metropoliten Antoni ist durch kaiserlichen Beschluß „auf gelegenere Zeit" verschoben worden. Aber das war wohl der letzte Sieg des bisher so mächtigen Zarenbeeinflussers. Zwar berichteten die Zeitungen statt seines schon so oft in Aussicht gestellten und von Allen herbeigesehnten Rücktrittes, daß vielmehr sein geistlicher Antagonist, der Metropolit von Petersburg, in Ungnade gefallen sei und als einfacher Bischof in den Süden versetzt werde. Desgleichen sollte der Präsident des Ministerkomitees, Witte, als eifriger Beförderer der kirchlichen Reformpläne, zum Rücktritt gezwungen werden. Es kam aber anders.

Bereits im Januar zirkulierten in der Hauptstadt Gerüchte, daß die infolge der kaiserlichen Botschaft vom 12. Dezember zur Beratung staatlicher Reformen beim Ministerkomitee eingesetzte Kommission sich in ihrer großen Mehrheit für Abschaffung jeglichen Zwanges in Glaubenssachen ausgesprochen habe und zunächst gewillt sei, den Raskolniks im engern Sinne, den sogenannten „Altgläubigen" bedeutende Zugeständnisse zu machen. Mit großer Genugtuung berichteten die liberalen Zeitungen von der Rede, welche der Metropolit Antoni in einer der ersten Sitzungen gehalten habe: er erklärte den bisher ausgeübten Glaubenszwang für unvereinbar mit der Würde der orthodoxen Kirche und stellt den Grundsatz auf, daß jeder erwachsene Russe von 21 Jahren an als mündig zu betrachten sei und es ihm freigestellt werden müsse, sich für die oder jene Kirche zu entscheiden. Freilich hat dann derselbe Redner sich bei der Einzelberatung gegen die von Bischof Freifeldt im Namen der evangelischen Kirche Rußlands aufgestellte Forderung der Abschaffung des bei Mischehen üblichen Reverses erklärt mit der seltsamen Begründung: „den Kindern müsse doch erst Gelegenheit geboten werden, die Herrlichkeit der orthodoxen Kirche kennen zu lernen."

Aber nachdem einmal jener Grundsatz vom obersten kirchlichen Würdenträger ausgesprochen war, konnten derartige Inkonsequenzen nur wenig mehr ins Gewicht fallen. Alles hing nun nur noch von der Entscheidung des Kaisers ab. Schon im März erzählte mir ein mit den höchsten Kreisen in Petersburg in Fühlung stehender Freund, daß eine wichtige, die Glaubensfreiheit im Prinzip garantierende Kundgebung spätestens in den ersten Tagen des Mai zu erwarten sei. Wiederholt waren auch Gerüchte über geheime Unterhandlungen der Regierung mit den Altgläubigen, jener seit den liturgischen Reformen Peters des Großen entstandenen und gerade unter der alteingesessenen reichen Kaufmannschaft weitverbreiteten Sekte, in Umlauf gewesen. Es hieß, die Altgläubigen hätten der geldbedürftigen Regierung mehrere Milliarden angeboten, unter der Bedingung, daß ihre seit 1856 versiegelt gebliebenen Kirchen und Klöster wieder eröffnet und ihnen freie Ausübung des Kultus gewährleistet werde.

Trotz den wiederholten Dementis der Regierungsorgane erhielten diese Gerüchte immer neue Nahrung, und heute darf als ziemlich sicher angenommen werden, daß der unsere kühnsten Hoffnungen übersteigende Erlaß vom 17./30. April seine Entstehung einem derartigen finanziellen Geheimvertrag verdankt. Wird doch der frühere Finanzminister Witte allgemein als einer der Haupturheber des Dokuments bezeichnet, dessen erste Sätze Alles über den Haufen werfen, was bisher in Rußland als oberste Staats- und Kirchenidee galt.

Allerhöchstbestätigte Verordnungen des Ministerkomitees vom 17. April 1905 über die Festlegung der Prinzipien der Glaubensduldung.

In Ausführung der im Allerhöchsten Ukas vom 12. Dezember 1904 ausgesprochenen Allerhöchsten Willensäußerung über den Schutz der Toleranz in Glaubenssachen hat das Ministerkomitee verordnet:

I. In Sachen der allgemeinen Prinzipien der Glaubensduldung:

1. Anzuerkennen, daß der Abfall vom orthodoxen Glauben zu einer andern christlichen Konfession oder Glaubenslehre keinerlei Verfolgung unterliegt und keine nachteiligen Folgen bezüglich der persönlichen oder bürgerlichen Rechte nach sich ziehen darf, wobei die vor erreichter Volljährigkeit abgefallene Person zu der Konfession oder Glaubenslehre gehört, welche sie sich erwählt hat.

2. Anzuerkennen, daß beim Uebertritt eines Teiles der denselben christlichen Glauben bekennenden Ehegatten zu einem andern Glaubens-

bekenntnis alle minderjährigen Kinder in dem früheren, vom anderen Ehegatten bekannten Glauben verbleiben; beim Uebertritt beider Ehegatten folgen die Kinder bis zu 14 Jahren dem Glauben der Eltern, diejenigen, welche dieses Alter erreicht haben, verbleiben in ihrer früheren Religion.

3. Zu verordnen, in Ergänzung dieser Regeln (§§ 1 und 2), daß Personen, welche [nämlich infolge Zwangsübertritt] der orthodoxen Kirche zugezählt werden, in Wirklichkeit aber jenen nichtchristlichen Glauben bekennen, dem sie selbst oder ihre Vorfahren vor Vereinigung mit der Orthodoxie angehörten, auf ihren Wunsch der Ausschließung aus der Zahl der Orthodoxen unterliegen.

4. Den Christen aller Bekenntnisse wird gestattet, die von ihnen zur Erziehung aufgenommenen nicht getauften Findelkinder und Kinder unbekannter Eltern nach dem Ritus ihres Glaubens zu taufen.

II. In Sachen der Altgläubigen und Sektierer:

1. Es sind im Gesetze Unterschiede festzustellen zwischen den unter der Bezeichnung „Raskol" umfaßten Glaubenslehren, indem dieselben in 3 Gruppen eingeteilt werden: a. Altgläubige, b. Sektierer und c. Anhänger fanatischer Lehren, deren Zugehörigkeit kriminell strafbar ist.

2. Anzuerkennen, daß die Gesetzesbestimmungen, welche das Recht der Abhaltung öffentlicher Gebetsversammlungen verleihen und die Stellung des Raskols in bürgerlicher Beziehung bestimmen, die Anhänger sowohl der altgläubigen Meinungen, als der sektiererischen Deutungen umfassen; Verletzungen der Gesetze aus religiösen Motiven ziehen die gesetzlich festgestellte Verantwortung nach sich.

3. Die Bezeichnung „Altgläubige" statt der heute gebräuchlichen Benennung Raskolniki (Abtrünnige, Ketzer) ist allen Bekennern der verschiedenen Satzungen beizulegen, welche die Grunddogmen der orthodoxen Kirche umfassen, aber einige Zeremonien nicht anerkennen und ihren Gottesdienst nach ihren alten Kirchenbüchern abhalten.

4. Indem den religiösen Gesellschaften der Altgläubigen und Sektierer die Bezeichnung „Gemeinschaften" beigelegt wird, ist gesetzlich das Recht derselben auf beweglichen und unbeweglichen Besitz anzuerkennen und dieses Recht auch auf ihre gottesdienstlichen Anstalten auszudehnen.*)

Man müßte denken, daß das Erscheinen eines solchen Edikts hier in Rußland eine gehobene Stimmung, eine so freudige Bewegung der Geister hervorgerufen habe, daß alle anderen Interessen mit einem Schlage in den Hintergrund getreten seien. Gewiß waren der Jubel und die freudige Ueberraschung über das Ostergeschenk im weiten Reiche groß, und besonders die Altgläubigen, von deren auf dem Rogosky-Friedhof in Moskau gelegenen wichtigsten Kirchen noch in der Osternacht durch eine Deputation des Zaren die Siegel abgenommen wurden, beeilten sich, dem Allherrscher durch von der reichen Kaufmannschaft gewählte Vertreter ihren tiefgefühlten Dank auszudrücken. Im Uebrigen aber stellte sich fast in allen Kreisen der Bevölkerung nach der ersten warmen Begeisterung rasch eine bedeutende Abkühlung ein, wozu auch die traurigen Nachrichten aus Polen das Ihrige beitrugen. Vor allem aber ist man der vielen schönen Worte und Versprechungen von Oben her längst müde geworden. So lange im fernen Osten noch immer der unglückselige Krieg tobt, traut man auch im Innern des Reiches dem Frieden nicht, und solange der alte „Totenkopf" (wer je ein Porträt des Oberprokureurs des Heiligen Synods gesehen hat, wird diese Bezeichnung verstehen) noch am Ruder bleibt und seinen Zögling weiter inspiriert, hält man wohl mit einigem Recht das Anbrechen einer wirklichen Toleranzära für etwas sehr Problematisches.

Und dennoch begrüßen wir dieses erste wirkliche Dämmerungsanzeichen eines geistigen Erwachens in unserem Lande mit großer Genugtuung und sind überzeugt, daß die in der Osternacht vom 17./30. April 1905 um 1/25 Uhr morgens vom Zaren vollzogene Unterschrift unter das oben wiedergegebene Dokument die erste entscheidende Niederlage des Mannes bedeutet, dessen religiöse Politik ein so widerliches Gemisch von scharfer Klugheit und kalter Rücksichtslosigkeit darstellt. So ist es denn wohl in doppeltem Sinne ein trauriges Jubiläum gewesen, welches der russische Granvella-Torquemada am fünften Ostertag gefeiert hat: auf der einen Seite traurig für den Jubilar selbst, der sein ganzes mühsam aufgebautes System zusammenbrechen sieht, und traurig für uns, die wir die vielen bittern und häßlichen Früchte dieses Systems im geistigen und religiösen Leben Rußlands vor uns sehen und inmitten äußerer und innerer Wirren das immer deutlichere Gefühl haben, daß alle schönen Reformprojekte beim Fortbestehen einer so kraftlosen und von so viel unlauteren Elementen beherrschten Regierung unser armes Land vor den Schrecken einer langandauernden Revolutionsära nicht zu schützen vermögen.

*) Punkt 5—13 handeln von den besonderen Rechten der Altgläubigen und Sektierer zum Bau von Gebethäusern, Errichtung von Klöstern, Einsiedeleien, Ernennung von Geistlichen, Gründung von Schulen und Religionsunterricht, vom Druck und Import der Kirchenbücher und Schriften, Gleichstellung mit den Andersgläubigen bei Schließung gemischter Ehen mit Orthodoxen, Führung der Kirchenbücher und Anlegung besonderer Gottesäcker.

Rußland und die Armenier

Wenn auch ein Teil des armenischen Volkes erst seit kaum einem Jahrhundert unter russischer Herrschaft lebt, so sind doch die Anfänge der Beziehungen dieses Volkes mit Rußland ziemlich alt. Sie gehen bis in das elfte Jahrhundert zurück, in eine Zeit wo Rußland noch nicht zu einem Ganzen zusammengeschlossen war, sondern wo es an seiner Stelle nur verschiedene kleinere Fürstentümer gab. So hat sich z. B. in der Mitte des elften Jahrhunderts der Großfürst von Kiew, Alexander, in einem Kriege gegen die Polen auch armenischer Hilfe bedient (1060). Am Ende dieses Jahrhunderts hatten die Armenier in Kiew schon ihre angesehene Kolonie mit einer Kirche. In Handel und im Militär nahmen sie angesehene Stellungen ein.

Die russische Regierung war besonders darauf bedacht, die Tüchtigkeit der Armenier im Handel sich zu Nutzen zu machen, deshalb verlieh sie ihnen schon früh außerordentliche Privilegien. Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts zogen daraus besonders Armenier aus Persien ihren Vorteil. Sie knüpften Handelsbeziehungen mit vielen russischen Städten an, sie importierten über das kaspische Meer und die persische Bucht allerlei Ware orientalischer Art nach Rußland und stifteten dort Handelshäuser: so in Nowgorod, Moskau, später auch in Petersburg. Im Jahre 1659 brachten armenische Kaufleute aus Persien dem Zaren Alexej Michailowitsch einen Thron mit überaus kostbaren Diamanten zum Geschenk, der auch heute noch eine der größten Sehenswürdigkeiten des russischen Hofes ist.

Noch weiter ging Peter der Große. Er lockte durch allerlei Mittel, besonders wieder durch Privilegien, Armenier aus der Türkei nach Rußland. So wurden die ersten größeren armenischen Kolonien in Rußland gegründet. Im achtzehnten Jahrhundert hatte das persische Reich von seiner einstigen Macht viel eingebüßt. Diesen Zustand wollten die armenischen Lokalfürstentümer in Karabagh (in der Umgebung der heutigen Stadt Schuscha) benutzen, um sich selbständig zu machen.

Peter der Große begünstigte ihre freiheitliche Bewegung. Als Peter seine Eroberungszüge am Kaukasus begonnen hatte, waren die Armenier samt dem Könige der Georgier zu ihm gestoßen. Peter eroberte von den mohammedanischen Persern die Gegenden von Derbend, Gilan, Baku. Aber am Ende ließ er doch die Armenier und die Georgier im Stiche, sodaß sie dem Zorne ihrer mohammedanischen Feinde wieder preisgegeben waren.

Die Kaiserin Katharina II. (1762) setzte die armenische Kolonialpolitik ihres Vorgängers fort. In ihrer Zeit gründeten armenische Kolonisten zwei Städte in Südrußland, Neu-Nachitschewan am Don und Gregoriopol in Bessarabien. Auch andere Kolonien hatten stark zugenommen.

Am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zur Zeit des Zaren Paul I. beginnen die Eroberungen Rußlands in Armenien. Im Jahre 1813 ging durch den Vertrag zu Gülistan die Provinz Karabagh von den Persern an die Russen über. Die Feindseligkeiten zwischen Rußland und Persien wurden 1826

erneuert. In dieser Zeit hat der armenische Fürst Matathian den Russen erhebliche Dienste geleistet. 1827 drangen die Russen unter Führung des Generals Paskewitz in das innere Armenien, in die Provinz Ararat, wo das Herz Armeniens und sein Heiligtun, die Kathedrale Etschmiadsin, liegt. Der damalige Erzbischof von Tiflis, später Patriarch aller Armenier, Nerses V., verleitet durch russische Versprechungen, führte persönlich die freiwilligen armenischen Truppen an, indem er zu Pferde, das Kreuz in der Hand, Alle begeisterte. Er war selber begeistert. Die Russen hatten ihm versprochen, Armenien autonom zu machen; nur die Oberherrschaft würden die Russen behalten. Durch den Vertrag zu Turkmentschei (10. Februar 1828) ging ein Teil Armeniens, zwischen den Flüssen Kur und Arakes gelegen, an die Russen über. Paskewitsch hatte durch armenische Hilfe Armenien erobert, er nannte sich „Eriwanski" als Eroberer Eriwans.

Noch im selben Jahre am 14. April wurde zwischen den Russen und der Türkei ein neuer Krieg erklärt. Der Erfolg war wieder auf der Seite der Russen. Durch den Vertrag zu Adrianopel (2. Dezember 1829) wurden unter Anderm auch neue armenische Gegenden den Russen übergeben: Achalzich, Achalkala usw. 1830 wanderten rund 100 000 Armenier aus dem türkischen Teil Armeniens aus und siedelten ins russische Gebiet, in die Städte Alexandropol, Achalzich, über. Aehnliches geschah 1877/78 durch Loris Melikoff.

In allen diesen Kriegen hatten die Armenier fortwährend den Russen geholfen. Der Patriarch Ephrem hatte sogar noch einen Hirtenbrief an sein Volk gerichtet, den russischen Truppen behilflich zu sein.

Aber was haben die Armenier geerntet? Nicht nur haben die Russen ihr dem Nerses gegebenes Versprechen nicht gehalten, sondern die Armenier wurden von nun an verfolgt. Das Zentrum des armenischen geistlichen Lebens, Etschmiadsin, lag jetzt in Rußland. Und die russische Regierung fing an, das religiös-kirchliche Leben der Armenier zu unterdrücken. Die bis dahin freie Konstitution der armenischen Kirche wurde abgeändert. Die Rechte des Katholikos aller Armenier wurden beschränkt, und in Etschmiadsin wurde 1836 zur Verwaltung der armenischen Kirche ein „Synod" gestiftet. Dieser Synod soll einfach eine russische Kontrollbehörde über das kirchliche Leben der Armenier sein, weiter nichts. Aber dennoch war ja die Lage der Armenier in Rußland damals immerhin noch verhältnismäßig ertragbar. Ihr Volk erstarkte unter diesen erträglichen Verhältnissen zu kultureller Tätigkeit. Das war für die Armenier keineswegs leichte Arbeit, da sie Jahrhunderte lang unter mohammedanischen Herrschaft unterdrückt und zu mancher Kulturleistung unfähig gemacht waren. Zudem wurde auch jetzt noch ihr Kulturfortschritt durch allerlei kulturfeindliche Elemente — Türken, Tataren, Tscherkessen usw. — gehemmt. Aber dennoch sehen wir die Armenier eine verhältnismäßig große Kulturarbeit leisten. Sie stifteten Hunderte von Schulen, sie fingen an allerlei Wohltätigkeitsvereine zu gründen, sie gaben Zeitungen heraus. Am wichtigsten wurden für das Kulturleben der Armenier einige hochbedeutende Schulen: das Lazarewsche Institut zu Moskau (gegründet 1818), die Nersisianschule in Tiflis (1825) und die Georgian-Akademie zu Etschmiadsin (1874). So blühte das Leben der Armenier in Rußland auf — bis vor zehn Jahren. Sie lebten ganz zufrieden. Keine Spur von revolutionären Gedanken gegen Rußland. Nur brüderliche Gesinnung für die unterdrückten Türkisch-Armenier.

Da kam aber auch für die russischen Armenier eine Zeit der schweren Unterdrückung und Verfolgung. Sie beginnt mit reaktionären Zerfalle Rußlands unter der Regierung Alexander III. Aber ihre Höhe erreichten diese periodischen Verfolgungen erst in der Regierungszeit des jetzigen Zaren Nikolaus.

Die armenischen Greuel in der Türkei 1894—1896 sind weltbekannt. Es ist auch bekannt, wie damals durch den Willen der russischen Bürokratie die Armenier in der Türkei im Stiche gelassen wurden. Aber es blieb nicht bei diesen freundnachbarlichen Beziehungen zwischen Rußland und der Türkei. Die russische Regierung fing an, auch ihre Armenier zu verfolgen. Im Jahre 1897 wurden etwa 300 armenische Schulen

ohne weiteres geschlossen, Tausende von Kindern auf die Straße gesetzt, ohne daß die Regierung an Stelle jener Schulen hätte neue gründen können. Es wurden die in Russisch-Armenien verbreiteten und aufblühenden Vereine für die Wohlfahrt des Volkes bis zu ihrer vollen Untätigkeit unterdrückt. Hunderte von armenischen armen Studenten z. B., die bis dahin von diesen Vereinen ihren Unterhalt bekamen, blieben mittellos. 1899 wurde der in Tiflis arbeitende Verein für Herausgabe armenischer Bücher einfach unterdrückt, die bei den Armeniern hochangesehene Zeitung Ardzagang wurde untersagt, zahlreiche Haussuchungen fanden statt, Verbannungen blieben nicht aus. Den Armeniern im Kaukasus wurde sogar untersagt, die vielen Tausende von hungernden Flüchtlingen aus der Türkei in ihrer Not zu unterstützen. Nur einmal wurde eine Subskription zu diesem Zwecke erlaubt, aber unter der Bedingung, daß die Verteilung der Gelder dem Generalgouverneur Golizyn anvertraut würde. Seitdem sind Jahre vergangen, die 50 000 Rubel armenischen Geldes sind nicht verteilt. Sie werden in den Geldschränken des Fürsten Golizyn aufbewahrt. . . . Nicht allein dies, die vielen Tausende von Flüchtlingen wurden gezwungen, ohne Grund und Boden, ohne Eigentum russische Untertanen zu werden. Viele wollten lieber in ihre Heimat zurückkehren, allein der Weg wurde ihnen von der russischen Regierung gesperrt.

In ausländischen, sowohl in armenischen als auch in russischen Zeitungen sind offizielle Dokumente herausgegeben, die nach Ansicht der Armenier klar die Tatsache zu Tage legen, daß die russische Regierung in geheimem Bündnis mit der türkischen Regierung zusammen arbeitet an der Unterdrückung der Armenier. Beide haben dieselbe Devise: Armenien soll entarmenisiert werden!

Der Generalgouverneur vom Kaukasus, Fürst Golizyn, war der Urheber aller dieser Bedrückungen. Der größte Schlag blieb bis zuletzt aufgespart. Es war der Erlaß vom 12. Juni 1903, durch den die armenischen Kirche ihrer Güter beraubt wurde. Vgl. Christliche Welt 1903 Nr. 45 und 46.

Wozu alles dies? Waren denn die Armenier gegen die russische Regierung feindlich gesinnt? Keineswegs. Sie werden durch solche Verfolgungen erst zu Feinden gemacht werden. Aber sie sind es nicht. Im Gegenteil! Noch immer ist die Ergebenheit des armenischen Volkes gegen die Russen zu tief. Zur Schande der Armenier muß gesagt werden, daß die Vorliebe für alles Russische in der armenischen Bourgeoisie bis zum Grade der Selbstnichtachtung gestiegen ist. Schon heute ziehen viele Armenier vor, lieber russisch, als armenisch zu sprechen sowohl zu Hause als auch draußen. Ja eine große Zahl kann nicht einmal ordentlich armenisch sprechen — und zwar darunter ein großer Prozentsatz Studenten! Alle diese Leute genossen von ihrer Kindheit an russische Erziehung bei russischen Erzieherinnen, dann in der russischen Schule und Universität. Ich rede nicht davon, daß der allergrößte Teil der gebildeten armenischen Jugend nicht die Geschichte seiner Nation kennt. Jeder deutsche Volksschulknabe weiß von seiner Muttersprache von Land und Geschichte viel mehr als im Durchschnitt der russische Armenier mit Universitätsbildung. Das ist ja sehr traurig, aber wir konstatieren nur die Tatsache! In der Welt läuft die Meinung um, die armenische Geistlichkeit sei revolutionär, sei antirussisch. Wiederum grundfalsch! Die armenische Geistlichkeit ist bisher im ganzen durchaus russenfreundlich gewesen. Sie hat sogar in keiner Weise versucht, ihren in der Türkei zum Martyrium geweihten Brüdern zu helfen, gegen die Greueltaten des Sultans zu protestieren, sie hat keinen Pfennig zum Zwecke der Propaganda verwendet —, sie wollte es nicht, aber freilich: sie konnte es auch nicht, da allmonatlich all die kirchlichen Kapitalien der Revision durch die Regierung unterzogen wurden.

Die russische Regierung hat anfänglich versucht ihren eigentlichen Zweck beim Raube der armenischen Kirchengüter zu verhehlen. Dieser eigentliche Zweck ist allein: die Armenier dadurch zu russifizieren, daß sie sie in den Schoß der russischen Kirche zwingt. Aber heute wird das sogar nicht mehr verhehlt. Der heilige Synod zu Petersburg hat sich neulich ganz offen

ausgesprochen, er bezweckt, Christen anderer Konfessionen in Rußland, z. B. Armenier, orthodox zu machen. Dazu braucht die russische Kirche, die ja bekanntlich keine „kirchliche", sondern eine staatliche Behörde ist, vor allem Geld. Die Armenier will man durch ihr eigenes Geld orthodox machen.

Als neulich ein Dieb in Eriwan, ein Tatare, wegen Diebstahls mit Zwangsarbeit bestraft wurde, warf er seinen Richtern ins Gesicht: wenn ihr mich wegen eines kleinen Diebstahles so hart bestraft, was soll denn mit der russischen Regierung selber gemacht werden, die am hellen Tag die armenische Kirche ihrer reichen Güter beraubte?

Die armenische Nation hat im Laufe ihrer Geschichte viel Schlimmes erfahren. Wird aber ihr religiöses Gefühl verletzt, so ist sie — so tolerant gegen Andersgläubige sie ist — von höchster Reizbarkeit und Empfindlichkeit. Denn ihr Allerheiligstes will sie bewahren: die Autonomie ihrer Kirche, die Freiheit ihrer Religion. Die armenische Kirche will keine russische „Staatskirche" werden.

In den Kulturländen des Westens betreiben die Fortschrittler die Trennung von Staat und Kirche. Die armenische Kirche will ihr Getrenntsein vom Staate behüten. Dafür verfolgt man sie.

* * *

So weit gaben wir einem armenischen Freunde das Wort. Seit er seinen Aufsatz schrieb, hat nun auch Rußland, ebenso wie die Türkei, Armeniergreuel furchtbarer Art gesehen, Ausbrüche des wütendsten Rassenhasses. Darüber soll uns nicht ein Angehöriger der armenischen, sondern einer unserer eigenen Rasse sein Urteil abgeben. Ueber die Vorkommnisse selbst sind unsre Leser unterrichtet: vgl. Christliche Welt Nr. 13. Frhr. Alexis von Engelhardt schreibt im Tage Nr. 185 vom 18. April:

„Immer klarer wird es, daß die gegen die Armenier gerichteten Ausschreitungen der Bakuer Tataren von den Administrativbehörden jenes Gebietes eher begünstigt und angebahnt als rechtzeitig verhindert worden sind."

Die kaukasischen Armenier, so führt er weiter aus, seien auf dem total heruntergewirtschafteten Kaukasus wirtschaftlich weitaus das stärkste und tüchtigste Element. Die Grusier seien träge, die Russen indolent und die Tataren nur krämerhaft rührig. Deshalb sei es den Armeniern leicht, alle Konkurrenz jener Völker spielend aus dem Felde zu schlagen. Aber freilich fühlen sich jene dann „zurückgedrängt" und hassen die Armenier. Auch den russischen Regierungsbehörden seien die Armenier verhaßt. Hier aus einem andern Grunde. Denn sie stünden ähnlich wie die Juden bei allen liberalen und revolutionären Bewegungen in der Front. Bei diesem Hasse der Regierenden gegen die Armenier sei man in Rußland nicht einmal erstaunt gewesen, als die öffentliche Meinung Bakus das Arrangement der Metzelei — dem Gouverneur zugeschrieben habe. Der Gouverneur Fürst Nakaschidse sei bezeichnender Weise ein Grusier. Die Grusier, die einzig absolutes Nichtstun mit wahrer Vornehmheit identifizieren, verabscheuen die fleißigen und vorwärtsstrebenden Armenier ganz besonders. Frhr. von Engelhardt fährt dann wörtlich fort:

Der Gouverneur und der Polizeimeister haben sich völlig untätig verhalten. Das Militär sah drei Tage hindurch der Schießerei und Plünderung einfach zu. Nur zuweilen soll pro forma eine leere Salve abgefeuert worden sein. Erst als nach drei Tagen die Tataren auch viele Russen niederschossen und die Brandstiftungen so überhandnahmen, daß der Gouverneur befürchten mußte, in die Lage des Zauberlehrlings zu geraten, trat er in den Hintergrund, ließ sich von der Verantwortung entbinden und diese den militärischen Chargen übergeben, worauf Ruhe eintrat. Die Regierung hatte den Armeniern eine „Unterrichtsstunde" erteilt, wie Plehwe in solchen Fällen zu sagen pflegte.

In Baku wird versichert, daß Fürst Nakaschidse ganz planmäßig, solidarisch mit den tatarischen Notabeln, so quasi zwischen Suppe und Braten, das niedliche Volksvergnügen beschlossen und die Rollen verteilt haben soll. Die Polizei hat sich in vielen Fällen direkt mit den Plünderern verbrüdert und ist nirgends ernstlich gegen die tatarische Menge eingeschritten. Während in den Straßen ein wahres Blutbad angerichtet wurde, soll ein tatarischer Vertrauter des Gouverneurs aus sicherem Versteck das Ganze dirigiert haben. Böse Zungen behaupten, daß dieses „sichere Versteck" die Wohnung des Gouverneurs war.

So hat nun der Kaukasus das schon lange von Plehwe den Armeniern angedrohte „Strafgericht" erlebt. Wenn Fürst Nakaschidse die Ausführung in die Hände genommen hatte, so war doch der Plan schon lange vorher von ‚le beau Gri-gri', dem sattsam bekannten Generalgouverneur Fürsten Golizyn, ausgeheckt worden, der sich wohlweislich vor der Erteilung dieser Lektion verabschieden ließ.*) Wie weit wohl die Regierung mit dieser inneren Brigantenpolitik zu kommen glaubt? Die Abrechnung mit dem System, für das Nikolaus II. die Verantwortung vor der Nation trägt, wird immer peinlicher, je weiter sie hinausgeschoben und kompliziert wird.

Der Evangelische Bund

Eine Selbstkritik und ein Programm

Immer wieder erhebt sich gegen den Evangelischen Bund der Vorwurf, er treibe konfessionelle Hetze, er erweitere durch gehässiges Hervorzerren und Breittreten des Trennenden die unglückselige Kluft, die zwischen katholischen und evangelischen Volksgenossen gähnt, und mache durch sein ganzes Wirken, ja durch sein bloßes Dasein den Frieden zwischen den Bekenntnissen unmöglich, der uns zur Förderung wichtigster Interessen des gemeinsamen Vaterlandes bitter not tut.**) Die Bundesleitung hat diese Anklagen stets als unberechtigt zurückgewiesen und betont, daß sie sich in der Verteidigung befinde und nicht die katholische Religion, sondern die Unduldsamkeit der römischen Kirche und die den Lebensinteressen unseres Volks und Staats feindliche ultramontane Politik bekämpfe. Hier will ein Laie, Mitglied des Bundes, aber für dessen bisherige Vertretung und Tätigkeit nicht verantwortlich, versuchen, in ruhiger Prüfung die Berechtigung der beiderseitigen Forderungen abzugrenzen.

I. Wir Deutschen haben uns mit einer geschichtlichen Entwicklung abzufinden, wie sie auch nur annähernd keines der europäischen Kulturvölker aufzuweisen hat — weshalb es, nebenbei gesagt, nicht eben sehr weise ist, uns für unsere Kirchenpolitik etwa die der Italiener als Muster hinzustellen. Das Heimatland der Reformation ist das einzige, in dem weder diese, noch ihre Gegnerin den unbedingten Sieg errungen, sondern tötliche Erschöpfung beide Konfessionen genötigt hat, unbezwungen in annähernd gleicher Stärke (2 : 3) neben und mit einander weiterzuleben. Wenn anfangs der Grundsatz ‚Cuius regio, eius religio' wenigstens die konfessionelle Geschlossenheit der deutschen Einzelstaaten gewährleistete und diesen ihre durch den Westfälischen Frieden geheiligte Selbständigkeit auch eine selbständige Kirchenpolitik ermöglichte, so haben politische und wirtschaftliche Ursachen im neunzehnten Jahrhundert die Verhältnisse völlig verändert: die Gebietverschiebungen der napoleonischen Zeit haben fast überall die konfessionelle Geschlossenheit gesprengt und konfessionell gemischte Staaten so sehr zur Regel gemacht, daß von den größeren wenigstens heute nur noch das Königreich Sachsen so gut wie rein protestantisch, kein einziger rein katholisch ist. Freizügigkeit und Eisenbahnen wirbeln die Konfessionen unausgesetzt noch mehr durcheinander. Die festere Verknüpfung der Einzelstaaten aber durch das Band der Reichseinheit bewirkt, daß die Katholiken und die Protestanten ganz Deutschlands sich auch als je eine große Einheit fühlen, daß die rechtliche und tatsächliche Stellung eines Religionsteils in einem Bundesstaat zugleich von den Glaubensgenossen in allen andern mitempfunden wird, und daß, obschon die Regelung der kirchlichen Angelegenheiten durch die Reichsverfassung den Bundesstaaten vorbehalten ist, dennoch Reichs-

*) Mehrere Berichte von Augenzeugen bringt Der Christliche Orient Nr. 2. Verlag Deutsche Orient-Mission, Großlichterfelde West.

**) Ansicht z. B. der „Grenzboten".

regierung und Reichsoberhaupt nicht umhin können, auch als solche Stellung zu kirchenpolitischen Fragen zu nehmen und sich zu der internationalen, römisch-katholischen Kirche und ihrem Oberhaupt in ein Verhältnis zu setzen. Diese Aufgabe wird dadurch ungeheuer erschwert, daß der Kaiser, gleich der Mehrzahl des deutschen Volks evangelisch, sich dennoch eine Volksvertretung gegenüber sieht, in der eine Partei den Ausschlag gibt, die in allen Fragen wenigstens der inneren Politik den konfessionellen Maßstab anlegt und den katholisch-ultramontanen Standpunkt vertritt, dessen strikte Durchführung mit dem weltlichen Begriff der Autonomie des Staats unvereinbar ist. Dies ist die Lage, mit der wir uns abzufinden haben. Aendern wird sie sich in absehbarer Zeit sicherlich nicht. Dies wäre nur dadurch möglich, daß sich entweder das Zahlenverhältnis der Konfessionen wesentlich verschöbe, oder daß das Zentrum seinen Rückhalt in den Massen einbüßte, oder daß innerhalb der römischen Kirche das schroff ultramontane System, dessen Ziel Herrschaft ist, durch einen mehr religiös gestimmten Katholizismus abgelöst würde. Für keine dieser Möglichkeiten besteht vorläufig die geringste Aussicht auf Verwirklichung.

Können wir Evangelischen diese Sachlage nur mit sehr gemischten Gefühlen betrachten, so dürfen wir doch auch der Güter nicht vergessen, die ihr die Wage halten. Denn sie ist eben der Preis, den wir für die politische und wirtschaftliche Einheit unseres Vaterlandes zahlen müssen. In dieser gipfelt sosehr die politische Geschichte Deutschlands im verflossenen Jahrhundert, sie ist sosehr die selbstverständliche Grundlage unseres Daseins als Nation, daß man den Gedanken nicht zu Ende denken kann, wir könnten je aus irgend welchen Gründen wieder auf sie verzichten. Sie immer fester und straffer zu machen muß vielmehr das Ziel unseres patriotischen Strebens sein. Dies schließt, denke ich, den Vorbehalt nicht aus, daß es um der Reichseinheit willen nie dahin kommen darf, daß die eine Konfession die andere vergewaltigt und ihr, ihrem innersten Wesen, unerträgliche Normen des Lebens aufzwingt; denn der Mensch ist nicht nur ein *ζῶον πολιτικόν*, sondern auch ein *ζῶον πνευματικόν*.*)

Jemehr diese Gefahr fern gehalten wird, um so mehr dürfen wir hoffen, daß die politisch geeinte Nation auch zu einer kulturellen Einheit werden wird, was sie vorläufig noch nicht ist. Ist auch eine vollkommene Ausgleichung der Wertungsprinzipien geistiger Erzeugnisse wohl ausgeschlossen, so ist doch nicht abzusehen, warum wir nicht zu einer Verständigung über den Wert unserer Geistesheroen und zu einer gemeinsamen Freude an ihren Schöpfungen gelangen sollten. Diesem Ziele stehen zwar gewaltige Hindernisse im Weg, deren Entfernung nicht in unserer Macht liegt; aber sie berechtigen uns nicht dazu, es je aus den Augen zu verlieren oder aufzuhören, unsrerseits durch verständnisvolle Würdigung der Werke katholischer Meister an seiner Erreichung zu arbeiten.

II. Müssen wir uns also vertragen, unbedingt, um des Lebens willen, so müssen wir uns auch auf religiösem Gebiet zu ertragen und zu vertragen lernen. Uns Protestanten ist das in mancher Beziehung erleichtert. Können wir im einzelnen Katholiken den Mitchristen erblicken, so können und müssen wir auch in seiner uns tief antipathischen Weltkirche, so schwer sie es uns macht, die Schwesterkirche achten und damit erweisen, wie fern uns die Gesinnung der Zanktheologen des siebzehnten Jahrhunderts liegt, die uns gelegentlich zugeschrieben wird.**) Dabei wissen wir sehr wohl, daß es sich natürlich nicht um eine Versöhnung der Prinzipien handelt, die ewig unvereinbar sind, sondern um einen modus vivendi, d. h. eine Möglichkeit, trotz dieser Unvereinbarkeit neben einander zu leben und sogar in tausend wichtigen Dingen mit einander Hand in Hand zu arbeiten. Ein solcher ungeschriebener Vertrag fordert Opfer von beiden Seiten. Der Evangelische Bund ist recht eigentlich dazu da, zu verhindern, daß nur wir die Opfer bringen, und daß sie sich auf Güter erstrecken, die wir zum Leben nicht missen können. Suchen wir jetzt einmal festzustellen, welche Opfer

*) Nicht nur Staatsbürger, sondern Persönlichkeit. D H

**) Z. B. dem Verfasser in den Grenzboten vom 16. März d. J.

wir Evangelischen im allgemeinen und der Bund im besonderen unbeschadet unserer Lebensinteressen bringen können. Es handelt sich, irre ich nicht, um vier Punkte, die jedoch nicht alle ganz der gleichen Beurteilung unterliegen.

1. Es ist uns zugemutet worden, auf jede Kritik an Dogma und Verfassung, Kultus und Andachtformen der katholischen Kirche zu verzichten und sie den Dogmatikern und Religionshistorikern zu überlassen, die in den Hörsälen und der wissenschaftlichen Litteratur zu Worte kommen. Zur Begründung solcher Forderung läßt sich allerdings anführen, daß für ungeheuer große Menschenmassen eben nicht Denken und Selbstbestimmung, sondern Glauben (= Fürwahrhalten) und Autorität das einzig Geeignete, einzig Mögliche sind; denn die evangelische Freiheit als Lebensprinzip ist ja unzweifelhaft nur durch einen ungeheuern Optimismus in der Beurteilung der Menschennatur ermöglicht worden: wie könnten sonst sogar im Schoße des Protestantismus lange Zeit dogmatischer Eigensinn, Buchstabenglauben und Unduldsamkeit nicht Ausnahme, sondern Regel gewesen sein? Eine Pflicht der Evangelisation, so sagt man uns, könne nicht bestehen in einem paritätischen Lande, wo sie nur unter schwerster Erschütterung des öffentlichen Friedens ins Werk gesetzt werden könnte. Wir müßten es daher unsern katholischen Volksgenossen selbst überlassen, ob und wie sie sich ihrer Bande entledigen wollten, — was selbstverständlich nicht ausschließt, daß wir denen, die das schon getan haben oder noch zu tun entschlossen sind, wie den neuen Evangelischen in Oesterreich, mit Rat und Tat zu Hilfe kommen. Eigentliche Propaganda aber durch Missionen, Flugschriften, Zeitungsartikel, könne lediglich erbitternd wirken.

Dem muß doch erwidert werden, daß zwei Kirchen nicht Jahrhunderte lang in einem Lande neben einander bestehen können, ohne durch ihr bloßes Dasein einander zu beeinflussen. Die unvermeidliche Vergleichung erzeugt ebenso unvermeidlich die Kritik, der beste Wille kann diese Tatsache nicht aus der Welt schaffen; und gerade weil es sich um unsere Landsleute handelt, wird oft der beste Wille nicht schweigen können noch wollen. Ob der Neapolitaner unter christlicher Tünche einer unverfälschten Vielgötterei huldigt, ob der spanische Bauer Fetische in Amuletform anbetet und übergeschnappte Franzosen an den Teufel Bitru und seine Familie glauben, das braucht uns als evangelische Deutsche nicht tiefer zu beunruhigen als die Gebetmühlen der Tibetaner oder die religiösen Tollheiten der russischen Skopzen. Aber daß deutsche Männer der Freiheit eines Christenmenschen die Geistesknechtschaft eines unfehlbaren und bei Strafe der Verdammnis anzunehmenden Systems fertiger Glaubensnormen vorziehen; daß deutsche Landsleute sich um den heiligen Rock von Trier drängen und von einem wundertätigen Marienbild zu einem noch wundertätigeren wallfahrten; daß so bedenklichen Entartungen ausgesetzte Einrichtungen wie die Ohrenbeichte und die erzwungene Ehelosigkeit der Geistlichen auch in Deutschland Opfer fordern: dies empört uns immer wieder die Seele und macht uns das Schweigen so schwer. Es sind unsere lieben Brüder, die wir im Schatten und Banne einer Kirche sehen, die das ihr anvertraute Heilsgut im Laufe der Jahrhunderte immer mehr aus Jesu Religion des Geistes, der Wahrheit und der Freiheit zu einer Religion der Formel, des Aberglaubens und der Gesetzlichkeit hat werden lassen.

Wollten wir aber dies alles nicht achten und um des Friedens willen auch an die Dinge nicht rühren, die uns in Dogma, Kultus und Verfassung der römischen Kirche am meisten gegen die Seele sind, so müßten wir doch den Vorbehalt machen: solange sie nicht selbst friedenstörend in unsere Lebenskreise eingreifen. Dies aber geschieht und wird geschehen, solange Ultramontan Ultromontan und Zentrum Trumpf in Deutschland ist. Unserer Haut müssen wir uns wehren. Was sind unsere Flugblätter und Zeitungsartikel gegen die katholische Propaganda in Schulen und Krankenhäusern, gegen die jesuitischen Volksmissionen und die systematisch geleiteten Maßregeln zur Eroberung protestantischer Gebiete? Es mag sein, daß unsere Besorgnis vor diesen Dingen übertrieben ist; aber ihr Vorhandensein ganz abzuleugnen scheint denn doch ein aussichts-

loses Beginnen. Wer kennt nicht das Wort von der Entscheidungsschlacht auf märkischem Sande? Und dann unsere Ostmark: wer ermißt den ungeheuern Schaden, den der katholische Klerus dort unserm Volk und Staat durch die Gleichsetzung von Polnisch und Katholisch zufügt, eine Politik, unter der sogar die deutschen Katholiken empfindlich leiden? Solange diese Dinge sich nicht vollkommen ändern, wozu geringe Aussicht ist, wäre es wahrlich unbillig, uns den Mund zu verbieten.

Aber allerdings, eines kann doch geschehen. Wir können unserer Kritik den Stachel des Erbitternden nehmen, indem wir nicht spotten und höhnen oder in gehässiger Weise schelten und schimpfen, sondern aufklären. Dies wird am besten geschehen in der Form historischer Belehrung. Dadurch wird die unvermeidliche Polemik auf den Ton gestimmt werden, der im Streite der Geister der allein würdige ist und der allein mögliche sein sollte. Bei den drei anderen Punkten liegt die Sache wesentlich einfacher, und wir können uns unbedenklicher zu Zugeständnissen bequemen.

2. Wir können der durch die Unfehlbarkeit der römischen Kirche geschaffenen Sachlage Rechnung tragen und dürfen nicht verlangen, daß uns offiziell Prinzipien geopfert werden. Die Unfehlbarkeit ist ja doch das schwerste Joch, das auf dieser Kirche lastet, denn sie bürdet ihr eine 2000 jährige Geschichte mit allen ihren Sünden auf und gibt ihr keine Möglichkeit, auch nur ein Jota davon abzuschütteln. Die Genfer Calvinisten durften ein Sühnedenkmal für die Hinrichtung Servets errichten; die schottische United Free Church konnte ein Glaubensbekenntnis der Väter aufgeben, weil sie einzelne Sätze darin als unerträglich empfand; die römische Kirche kann nie Etwas zurücknehmen, was sie einst gebilligt, nie etwas gutheißen, was sie einst verdammt hat. Sie kann nur in Vergessenheit geraten, praktisch außer Kraft treten lassen, was unhaltbar geworden. Daß sie sogar dies sehr häufig nicht will, liegt mir fern zu bestreiten; aber *wenn* sie dazu bereit ist, sollen wir uns damit zufrieden geben. Wir müssen unsere geschichtliche Einsicht und Bildung auch dadurch beweisen, daß wir für die geschichtliche Entwicklung der Papstkirche, selbst wenn wir sie mißbilligen, Verständnis zeigen.

3. Wir brauchen die vergangenen Sünden der römischen Kirche nicht so stark zu betonen und unsern katholischen Zeitgenossen immer wieder vorzuhalten, wie es vielfach geschieht — vorausgesetzt allerdings, daß auch jene sich entschließen, von Reformation und Reformatoren in einer Weise zu sprechen, die für uns erträglich ist. Inquisition und Ketzerverfolgungen, Albigenserkriege und Bluthochzeit und all die andern Ausgeburten des religiösen Wahns sind und bleiben Schandflecke in der Geschichte der römischen Kirche, und wer Beruf hat, hiervon zu reden, soll keinen Zweifel daran lassen. Wir aber haben es mit dem Katholizismus und der Kirche der Gegenwart zu tun, und für die Gestaltung unseres Verhältnisses zu diesen dürfte es nicht förderlich sein, allzulebhaft die Erinnerung an jene Greuel wachzurufen, die, das dürfen wir denn doch wohl annehmen, wenngleich in der Theorie nicht verworfen und von einzelnen beschränkten Fanatikern noch jetzt gebilligt, dennoch Vergangenheit sind und bleiben werden.

4. Endlich sollen wir diejenigen Richtungen im Katholizismus, die sich uns irgendwie nähern und Bereitwilligkeit zur Versöhnung an den Tag legen, fördern und stärken, denn sie arbeiten mit uns an der Herbeiführung des ersehnten Friedens. Wir sollen von ihren Vertretern auch nicht verlangen, was katholisch eben unmöglich ist. Wir sollen z. B. nicht über F. X. Kraus schimpfen, weil er nicht zur evangelischen Kirche übergetreten ist, sondern uns freuen, daß die römische einen solch evangelischen Christen erzeugt und ertragen hat. Im Ganzen hat der Evangelische Bund dieser Forderung wohl immer entsprochen und auch damit gezeigt, daß er dem Frieden dienen, nicht den Haß schüren will.

III. Trotzdem ist der Evangelische Bund ein Kampfbund und muß es bleiben, solange drüben die kämpfende Kirche am Ruder ist. Alle Friedensliebe und alle Rücksicht auf die Gefühle unserer katholischen Volksgenossen können uns nicht nötigen, uns selbst aufzugeben. Die Ideale des Protestantismus, die weit, weit mehr sind als ein Gebäude religiöser Lehren, sind ein herrliches Erbe, das wir die heilige Pflicht haben, unsern Kindern ungeschmälert zu hinterlassen. Daß sie im Deutschen Reiche, das zu $^3/_5$ protestantisch ist, zu ihrem Rechte kommen, ist eine Forderung der Gerechtigkeit und der Ehre. Wir sind eine ansehnliche Mehrheit, wir können verlangen, daß man dieser Tatsache bei der Herstellung jenes modus vivendi ebenfalls gebührend Rechnung trägt, und das um so mehr, als sich die Bilanz noch gewaltig zu unseren Gunsten verschiebt, wenn man nicht die Massen der Bekenner zählt, sondern die beiderseitigen Kulturleistungen abwägt. Wir wollen und dürfen nicht dulden, daß man uns an Ehre und Leben greift, daß man unsere Toten in die Selbstmörderecken begräbt, unsere Taufe durch Wiedertaufe Uebertretender beschimpft, unsere Ehen als Konkubinate brandmarkt, unsere Kirche als Sekte verunglimpft, unsere Diasporagemeinden malträtiert, unsere Reformatoren verleumdet. Die katholische Theorie mag lauten, wie sie will: in der Praxis müssen wir in allen diesen Dingen darauf bestehen, daß Wandel geschaffen wird, sonst — kein modus vivendi möglich. Und nicht nur von unserer Bekenntnisgemeinschaft müssen wir die entehrenden Folgerungen abwehren, welche der Ultramontanismus aus katholischen Glaubenslehren zieht, sondern auch vom Staate. Dem entgegen zu halten: „das werde der Staat schon selbst besorgen", ist schief. Der Staat lebt nach dem Geist der Männer, die ihn leiten. Ist dies der ultramontane Geist, so verliert der Staat überhaupt Recht und Möglichkeit autonomer Selbstbestimmung, er wird ein Knecht der Kirche. Da dies dem innersten Lebensgesetz und Zweck des Staates zuwider wäre, so wird es auch in katholischen Ländern nie zur vollen Wirklichkeit; ja gerade in ihnen kann die Kirche in praxi sehr weit nachgeben, und hat sie nachgegeben. In überwiegend protestantischen Ländern dagegen sucht sie dem Staat, dem sie mißtraut, so viel wie nur irgend möglich abzugewinnen: Verzicht auf das Plazet und das Kirchenaufsichtsrecht, Verzicht auf die Schule, auf die Kontrolle der Vorbildung der Geistlichen, auf die Genehmigung der Ordensniederlassungen, auf was weiß ich alles. Allein der sogenannte Toleranzantrag des Zentrums redet ja hier Bände. Gegen solche, dem Wesen und der Hoheit des Staates zuwiderlaufende Zumutungen kann und soll allerdings der Protestantismus dem Staate das Rückgrat steifen, denn nur er erkennt einen autonomen Staat an. Dazu muß er organisiert sein, und solche Organisation soll der Evangelische Bund sein. Er soll auf der Wacht stehen, mahnen, wecken, unabläßig auf die Gefahr hinweisen. Die Gefahr ist vorhanden; nur Verblendete können das leugnen. Sie ist um so größer, als die katholische Kirche eine internationale, gewaltige Macht ist und im Zentrum über eine Truppe verfügt, der weder der Protestantismus noch der Staat etwas Aehnliches gegenüberstellen können. Daß das Zentrum in Deutschland die erste Geige spielt, ist unnatürlich und muß auch der Reichsregierung unheimlich sein, selbst wenn es sich in Fragen der auswärtigen Politik als Regierungspartei brauchbarer zeigt, als erwartet werden durfte.

Der Einwurf, die Regierung wolle gar keine Stärkung ihrer Position durch den Evangelischen Bund, kann uns nicht beirren. Graf Bülow ist gewiß ein hervorragender Staatsmann, aber in religiösen Dingen gleichgiltig, weshalb er auch im Volk nicht entfernt die Resonanz hat, die Bismarck hatte. Er pflegt sich jetzt über den Evangelischen Bund lustig zu machen; vielleicht kommt noch der Tag, wo er seine Mitarbeit freudig begrüßt. Die Frage, ob der Evangelische Bund nach politischem Einfluß streben soll — ohne aber eine neue politische Partei zu bilden — beantworte ich deshalb mit Ja. Er soll es, nicht, um einen neuen Kulturkampf heraufzuführen, vor dem uns Gott behüte, sondern um einen dauernden Frieden zu ermöglichen, ehe ihn das immer drohender anwachsende Uebergewicht des Ultramontanismus für immer untergräbt.

Fritz Friedrich

Vom schottischen Kirchenstreit

Schluß zu dem Artikel in voriger Nummer

„Vorigen Herbst hatte ich noch keine festen Zukunftspläne gemacht. Ich dachte an Kanada, England, Schottland. Flüchtig hatte ich die unvollständigen Nachrichten von dem Prozeß in den irischen Zeitungen gelesen. Die Wee Frees hatten gewonnen, waren gesetzlich im Recht, brauchten Männer, waren Presbyterianer wie auch ich. Warum sollte ich nicht einer Kirche beitreten, die die besten Aussichten bot? Ich tat eine Anfrage bei dem Edingburgher College, und bald war die Frage der Berechtigung mit ungeheurer Leichtigkeit erledigt. Man wollte mir sogar die Zeit von Weihnachten bis Ostern als vollen Jahrgang anrechnen, und ich bekam ein Stipendium von 30 Lstrl. (600 Mk.) jährlich.

„Niemand, der nur ein bischen Sinn für Humor hat, kann einen Tag im New College Edinburgh verbringen, ohne die possenhafte Lage des gegenwärtigen Zustandes förmlich zu genießen. Ein so großartig ausgestattetes theologisches Seminar von 16 Studenten besucht zu sehen, ist schon possierlich und lächerlich genug, aber die Personen im Einzelnen zu betrachten, würde selbst einen Heraklit zum Lachen bringen. Manchmal, wenn ich die Statue von John Knox betrachte, die in dem großen Quadrangle steht, glaube ich, ein sardonisches Lächeln auf den Lippen des Reformators zu sehen. Mein erster dort zugebrachter Tag überzeugte mich schon von meinem großen Fehlgriff, mich mit dieser Gesellschaft vereinigt zu haben. Aber weder die äußere Erscheinung noch das Betragen der Studenten beeinflußte mich dabei am stärksten. Was bei mir am schwersten wog, war die Aufklärung, die ich über die akademischen Berichte und die religiösen Winkelzüge und Finten des Hauptteils der Studenten gewann. Bei diesen Ausnahmezuständen ist es vielleicht kaum freundlich, diese heterogene Versammlung zu scharf zu beurteilen. Die Aussicht auf ein sicheres und leichtes Schlüpfen durchs College, die Gewißheit einer Stelle am Ende des Kursus kann nicht anders als anziehend sein für manchen gutherzigen Jüngling, der zu faul und dumm ist, sich durch das Pfarramtsstudium seiner eigenen Kirche hindurchzuarbeiten. Und da die Wee-Free-Church der Prediger sehr ermangelt, kann man kaum erwarten, daß sie so wählerisch ist, wie es in alten Tagen ihr Stolz war.

„Wir haben 16 Studenten im New College. Davon sind 7 Iren, deren Religion man wirklich identifizieren kann. Wir gehören Alle zur Irish Presbyterian Church. Wir haben unser Magister-(Abiturienten-)Examen gemacht. Dasselbe kann man sicherlich nicht von den andern Studenten sagen, von denen drei verheiratet sind und einer ein Witwer ist. Einige können nicht mensa deklinieren oder das ganze griechische Alphabet schreiben. Aber darauf lege ich jetzt nicht mehr viel Gewicht, da Viele früher in anderer Stellung waren und damals weder den Wunsch noch die Gelegenheit hatten, den Grund zu einer wissenschaftlichen Bildung zu legen. Indessen wird es der Oeffentlichkeit interessant sein, zu wissen, zu welchen Denominationen sie früher gehörten. Es sind die Staats-, die United Free-, die Baptisten- und die Kongregationalistenkirche; ja selbst die jüdische Synagoge ist dort vertreten. Und — man höre und staune — unter den 16 Studenten ist nicht ein einziger bona fide Wee-Free-Churchman.

„Ich brauche kaum zu sagen, daß ich nicht erstaunt war, den Lehrkörper ebenso gemischt vorzufinden. Man kann von den Herren nur mit größter Achtung reden, aber durch und durch Wee-Free-Churchman ist Keiner. Prinzipal Alexander war längere Zeit in der United Free Church. Der Dozent der alttestamentlichen Exegese John Urquhart ist ein Exbaptistenpfarrer. Eine seiner Schriften hatte kürzlich die Ehre einer vernichtenden Kritik von einem bedeutenden deutschen Theologen. Leider zwingt ihn sein Gesundheitszustand bald zur Uebersiedelung nach Neu-Seeland. Der Professor der christlichen Apologetik Morton gehörte zur Secession-Church; er ist einer der besten Pfarrer, denen ich je begegnete. Obgleich orthodox, glaubt er doch nicht, daß die modernen Theologen notwendig Satanskinder sein müssen. Man hört, und die Studenten bedauern es, daß auch er Ende des Halbjahrs sein Amt niederlegen will. Dr. Kerr, Dozent der systematischen Theologie, ist ein irischer Covenanter. Von Dr. Hay Flemings kirchlicher Vergangenheit weiß man nur, daß er nicht immer zur Free Church gehörte. Er liest Kirchengeschichte. Der Lehrer im Hebräischen, Pastor S. J. Hamilton, war in der Irish Presbyterian Church. Wie wir Irländer Alle, kam er im guten Vertrauen herüber; doch wurde das so erschüttert durch diesen selbstsüchtigen Kampf der unrechtmäßigen Besitzergreifung, daß er trotz lockender Anerbietungen nächste Woche nach Irland zurückkehrt und sein Amt niederlegt.

„Nun muß ich noch erzählen, wie wir Studenten unsere Sonntage verbringen. Die vielen Gemeindchen der Wee Frees müssen doch Gottesdienste haben, und da müssen dann wir Studenten herhalten. Die Erinnerung daran schon macht mich ganz elend. Diese langen, ermüdenden Bahn- und Seefahrten! Diese langen, ermüdenden Gebete vor und nach jedem Bröckchen Essen! Diese langen, ermüdenden Sonntagsgesichter! Sie sind mir unvergeßlich. Oft mußte ich den ganzen Samstag zur Hin-, den ganzen Montag zur Rückreise benutzen. Und der Sonntag verging unter Gottesdiensten und ermüdenden Märschen in die entlegensten Winkel, wo sich dann eine Handvoll Wee Frees um mich scharte. Kein Wunder, wenn ein junger Mann darauf und bei all der Verachtung und Feindschaft, die ihm noch anderweitig von der Masse der intelligenten Bevölkerung begegnet, kein Wunder — sage ich —, wenn die Wee-Free-Students nicht Lust noch Mut haben, auch nur den geringsten Schein von Energie ihrem Studium zuzuwenden. Dankbar waren wir, wenn wir bei diesen Touren in Hotels logieren konnten. Denn wenn wir in Privathäusern untergebracht waren, so mußten wir, außer wenn der pater familias ein Aeltester (und infolgedessen ein Amateurpfarrer) war, freie Gebete vor und nach jeder Mahlzeit sprechen, Andacht halten am Samstag Abend, Sonntag Morgen, Nachmittag und Abend und Montag Morgen. Es kam vor, daß wir von der Zeit, wo wir Edinburgh verließen, bis zu unserer Rückkehr dorthin neunzehnmal frei beten mußten. (Dabei denke man sich die in solchen Dingen doch noch unerfahrenen Jünglinge!)

„Während dieser Touren hatte ich viel Gelegenheit, hinter die Kulissen der Wee-Free-Churchmen zu sehen. Einige — das ist wahr — handeln aus Gewissensgründen. Sie glauben an die Unfehlbarkeit der Bibel, der Westminster-Konfession und des kleinen Katechismus, als seien alle drei in einen Band zusammengebunden vom Himmel heruntergefallen. Dabei herrscht unter ihnen eine gesunde Verdammung aller Führer der United Free Church und besonders des Erzsünders Prinzipal Rainy, den Manche für den Antichrist der Offenbarung halten. Viele aber haben lächerlich persönliche Gründe für ihre Handlungsweise. Sie wollen sich selbst wichtig machen mit ihrer Opposition. Sie haben wirkliche oder eingebildete Beschwerden gegen ihren Pfarrer oder ihre Frauen gegen die Pfarrfrau, die vielleicht Mrs. Macnab nicht zum Tee einlud, als sie Mrs. Mc. Tavish einlud, u. s. w.

„In einem kleinen Gemeindchen hatte ich Sonntagsschule, Morgengottesdienst und Abendgottesdienst zu halten. Dann bat man mich, auch nachmittags eine Bibelklasse zu halten. Es hat nicht viel auf sich, sagte man, wir wollen der hohen Kommission nur beweisen, daß wir die Kirche den ganzen Tag gebrauchen können. Wir wollen keine simultane Benutzung.

„Das Ende des Semesters rückt heran. Und die bange Frage ist: Wie viele Studenten werden bleiben? Kein Schotte mit Gymnasialbildung hat sich noch gemeldet, und selbst der gegenwärtig eingeschriebenen ist man nicht ganz sicher. Vor vierzehn Tagen waren wir Irländer mit nur einer Ausnahme entschlossen, unsere Verbindung hier abzubrechen. Aber seit der Zeit sind uns fast unwiderstehliche Anerbietungen gemacht worden; denn wenn wir gehen, so können sie kaum das Possenspiel eines Sommersemesters aufrecht erhalten, und unser Abbrechen wird auch Andere in Irland zurückhalten, die vielleicht daran gedacht hatten, herüber zu kommen. Wie viele meiner Landsleute den Verlockungen widerstehen werden, weiß ich noch nicht. Von Dreien weiß ich es gewiß, daß sie mit mir um-

kehren, und die Andern — dessen bin ich unumstößlich sicher — werden bald folgen. Das nationale Vorurteil gegen Austreibung Anderer aus ihrem Besitz erlaubt es einem Iren nicht, eine Pfarrstelle einzunehmen, von der ein Pfarrer, verheiratet und vielleicht Vater, nach zehn, zwanzig, dreißig Jahren pfarramtlicher Arbeit vertrieben worden ist. Nicht einmal durch Aushülfsarbeit wollen wir mehr einen Augenblick dieses verächtliche System unterstützen."

So viel von dem Artikel des irischen Studenten. Ich habe viel gekürzt, trotzdem ist es noch so lang geworden. Aber so könnt Ihr wohl auch mal, um mit dem Studenten zu reden, „einen Blick hinter die Kulissen" des ganzen Betriebs der Wee Frees werfen. Wir können unsere Entrüstung nicht bergen. Das Geld frommer Schotten aus früheren Tagen dient jetzt zur Ausstattung einer theologischen Menagerie. Und welch eine Komödie, wenn die königliche Kommission jetzt ihre kostbare Zeit zubringt mit Plänemachen für Fortführung eines Heims für dekadente Professoren und verbummelte Studenten! Soll aber das Wee-Free-College überhaupt eine Zukunft haben, so müssen doch die Studenten vor allem daheim bleiben, das griechische Alphabet lernen und die Lücken ihrer Bildung ausfüllen, anstatt ihre Zeit mit Land- und Seereisen zu verschwenden und dem Teetisch-tittel-tattel von Wee-Free-Church-Aeltesten und ihren Frauen zuzuhören. . . .

Selbstanzeigen

Schleiermachers Glaubenslehre in ihrer Bedeutung für Vergangenheit und Zukunft. Von Professor Lic. Dr. Carl Clemen, Privatdozent der Theologie an der Universität Bonn. Gießen, Alfred Töpelmann 1905. X, 132 S. 2,80 Mk.

Als im Jahre 1868 Schleiermachers hundertster Geburtstag gefeiert werden sollte, schrieb Biedermann in der Vorrede zur ersten Auflage seiner Dogmatik: „Nun ja — die bevorstehende Jubelfeier des großen Regenerators der modernen Theologie wird aufs neue Zeugnis davon geben —: die Pharisäer und Schriftgelehrten schmücken der Propheten Gräber — aber dann sollen diese auch versiegelt bleiben." Ich glaube nicht, daß das die Absicht irgend eines von denen war, die zu dem am 3. Juli v. J. in Berlin enthüllten Schleiermacherdenkmal beigetragen haben; aber das ist richtig: getan ist es damit noch nicht; soll Schleiermachers Bedeutung auch in unsrer Zeit, auch für unsre Zeit recht erkannt werden, dann muß man wieder eifriger, als bisher, seine Werke, vor allem seinen „Christlichen Glauben" studieren. Und das Interesse dafür ist ja, nachdem man sich charakteristischer Weise, wenngleich auch durch das hundertjährige Jubiläum ihres ersten Erscheinens veranlaßt, zunächst wieder den Reden zugewandt hatte, unverkennbar im Steigen begriffen. Ihm möchte daher auch meine Arbeit dadurch entgegenkommen, daß sie zusammenstellt, was von Schleiermachers Anschauungen bereits in das Bewußtsein weiter Kreise übergegangen ist und was eine solche Verbreitung noch verdient. Freilich so im allgemeinen konnte das natürlich nur von dem behauptet werden, was Jedem, unbeschadet seiner sonstigen Anschauungen, einleuchten muß; daneben findet sich aber Vieles bei Schleiermacher, was, je nach diesen, bald dem Einen, bald dem Andern zusagen wird. So glaubte ich zugleich einen vollständigen Ueberblick über sein System geben zu sollen und hoffe, daß ich damit recht Vielen, die das bisher noch nicht getan, Lust machen werde, sich eingehender mit Schleiermachers Glaubenslehre zu beschäftigen.

Bonn Carl Clemen

Zum Religionsunterricht an höheren Schulen. Von Dr. phil. Franz Heuck, Oberlehrer am Friedrichs-Werderschen Gymnasium in Berlin. Berlin, Alexander Duncker 1904. 52 S. 1 Mk.

Religion ist nicht lehrbar — das suche ich im ersten Abschnitt meiner Broschüre nicht etwa nachzuweisen; denn es ist Etwas, das heute nicht mehr des Nachweises bedarf, — sondern ich versuche vielmehr diesen Grundsatz in seiner ganzen Selbstverständlichkeit zu beleuchten. Das scheint mir aber um so notwendiger zu sein, als man, soweit ich sehen kann, diese einfache, so sonnenklare Erkenntnis immer wieder umgeht. — So gewiß Religion Sache des Gemütes ist, so gewiß ist — darüber handelt der zweite Abschnitt — Religionsunterricht, wie jeder andere Unterricht, Sache des Verstandes. Ein Unterricht, der sich nicht an das logische Denkvermögen wendet, kommt schließlich auf eine Art „Zungenreden" hinaus, das mit dem „Zungenreden" des Urchristentums aber nur die völlige Unverständlichkeit gemeinsam hat, im übrigen aber das direkte Gegenteil jener alten Begeisterung darstellt. Klärung des Denkens (darum handelt es sich im Unterricht) erscheint mir auf religiösem Gebiet besonders notwendig. — Damit leistet der Unterricht aber wirklich genug. Ich spreche mich deshalb im dritten Abschnitt auch offen gegen den sogenannten „erziehlichen" Religionsunterricht aus, soweit er bemüht ist, Moral beizubringen. Moral ist meines Erachtens ebensowenig lehrbar wie Religion, sei es nun, daß man reinen Moralunterricht empfiehlt, oder dem Religionsunterricht jene „praktische" Aufgabe stellt. Eine vernünftige Behandlung des Kindes, namentlich das Benehmen der Erwachsenen Kindern gegenüber, halte ich in dieser Beziehung für entscheidend; gelegentlich kann selbstverständlich auch ein belehrendes Wort angebracht sein, aber kein systematischer Unterricht! — Nachdem ich dann den Unterrichtsstoff, wie er für die unteren Klassen vorgeschrieben ist, einer eingehenden Kritik unterwerfe, komme ich zu dem Schluß, daß systematischer Religionsunterricht in die oberen Klassen gehört. Hier ist es möglich, historisches Verständnis für die Religion zu wecken, und dies ist notwendig im Interesse der allgemeinen Bildung, im Interesse unserer evangelischen Kirche, und namentlich im Interesse einer wirklichen, warmen und wahren Religiosität. — Daß es biblische Geschichten, Verse und Sprüche gibt, die den Kindern nicht vorenthalten werden sollen, bestreite ich keinen Augenblick. Hierfür meine ich aber, ist die Kinderstube mehr geeignet als die Schule, und ich habe es mir nicht versagen können, in einem besondern Abschnitt über „Religionsunterricht und Kinderstube" zu sprechen. Es kann sich auch die Schule der Sache annehmen, nur meine ich, müßte man einsehen, daß für einen siebenjährigen (erste Vorschulklasse bis Untertertia einschl.) systematischen Religionsunterricht kein Stoff vorhanden ist. — Der letzte Abschnitt gibt eine Skizze von dem Religionsunterricht in den oberen Klassen, wie ich ihn mir denke.

Berlin Franz Heuck

Verschiedenes

Lothringer Friedhofsgeschichten und Anderes. Von F. Sell, Pfarrer in Ars a. d. Mosel. Erstes Tausend. Metz, Lothringer Verlagsanstalt 1905. 40 Pf.

Die kleine Broschüre gibt auf ihren 20 Seiten neue Belege zu dem alten System, das mehr und mehr simultane Lebensgebiete mit dem konfessionellen Stempel versieht oder versehen wissen möchte, und dem bei diesem Bestreben kein Mittel zu schlecht ist. Der Wert der Schrift liegt 1. darin, daß sie aus dem Reiche Benzlers kommt (freilich nicht von einem seiner Untertanen!), 2. in den Zitaten aus den offiziellen und offiziösen Organen des Bischofs und in gerichtlich festgestellten Stilproben seiner Priester, 3. in einer Gemeinverständlichkeit, die weiteste Verbreitung ermöglicht überall da, wo konfessionelle Aufklärung not tut. Möchte doch die Mahnung eines einsamen Diasporakämpfers: „dahinten zu lassen, was trennt, innerhalb der evangelischen Kirche", da beachtet werden, wo man unermüdlich daran arbeitet neue Schranken aufzurichten! — Der geschmackvolle Umschlag zeigt vorne „das Protestantengrab in Fameck" und hinten den Plan des Friedhofs zu Spittel, den zur Erleichterung des Verständnisses seinerzeit die Deutsch-evangelische Korrespondenz veröffentlicht hat.

Eine von der Christlichen Welt angeregte Arbeit, die auf Grund umfangreichen Materials die Friedhofsfrage im Ganzen zu beantworten unternimmt, wird demnächst bei Herrn Alfred Töpelmann in Gießen erscheinen. E Goes

Kleine Mitteilungen. Die Aktenstücke zum Fall Fischer sind vom Vorstande des Protestantenvereins soeben herausgegeben worden: Näheres im heutigen Inseratenteil. Darunter zum ersten Mal veröffentlicht die beiden Eingaben des Pfarrers Fischer an das Konsistorium und an den Oberkirchenrat. — Baumgarten hat im jüngsten Heft seiner Monatsschrift für die kirchliche Praxis (Nr. 5, Mai) die gleiche Angelegenheit mit der ihm eigenen Gründlichkeit und Unabhängigkeit behandelt. Es sei bei diesem Anlaß auf die dankenswerte Arbeit hingewiesen, die dieser „Chronist" unermüdlich leistet. Jedes der Hefte bringt eine „Kirchliche Chronik" mehrere Seiten lang, worin rückhaltlos mit voller Einsetzung der Persönlichkeit die Entwickelung unsrer kirchlichen Zustände nach allen Seiten hin beleuchtet und beurteilt wird. Da die Chronik der Christlichen Welt nur in ihren Vierteljahrsübersichten, die Christliche Welt nur stoßweise aus besondrer Veranlassung kirchenpolitisch sich äußert, auch verwandte Blätter nach dieser Richtung hin keine Vollständigkeit erstreben, steht Baumgartens kritische Leistung auf unsrer Seite einzig da. Auch wer des Verfassers Ansicht nicht zu teilen vermag — was uns selten genug begegnet —, wird immer Klärung des eignen Urteils und Stärkung zu größerem Ernst und mutigerer Gewissenhaftigkeit daraus erfahren.

Die Vorgänge in Metz haben viele protestantische Gemüter beunruhigt. Ihre Deutung ist schwierig für Alle, denen das katholische Wesen ebenso fremd ist wie das höfische. Wir gehören zu denen, die eine ruhigere Auffassung hegen. Aber die Probe ist ja in diesem Fall ganz klar gegeben. Fameck ist noch immer nicht erledigt. Will sagen: das Lothringer Bistum hat seine, der römischen Kirche in Deutschland sonst fremde, Friedhofspraxis noch immer nicht aufgegeben. Selbst die letzte Entscheidung der höchsten staatlichen Behörde in vorliegenden Einzelfalle will man nicht respektieren, geschweige denn, daß man die bistümliche Gesamtpraxis revidierte. Wenn in dieser Sache der Staat eine befriedigende, seiner Würde und dem konfessionellen Frieden allein dienende Lösung erreicht — dann sollen die Bischöfe und Kardinäle um unsern Kaiser her Niemandem ein Aergernis sein; wenn aber das Lothringer Bistum seine Friedhofspolitik erfolgreich fortsetzt, dann werden auch wir zu den Mißtrauischen übergehn.

Da wir in dieser heutigen Nummer uns so viel mit Rußland befassen (Weiteres zur Würdigung des Edikts vom 17./30. April folgt), möchten wir sie nicht ausgehen lassen, ohne unsern Abscheu aus-

zusprechen auch vor den immer wiederkehrenden Judenmetzeleien, insbesondre vor der begünstigenden Haltung, welche die machthabenden Beamten und die Gerichte dazu einnehmen. Eine selbstmörderische Praxis, mit den Fremdvölkern im Reich fertig zu werden!

In Bremen hat der Senat die von Pastor Mauritz seit fünf Jahren abgehaltenen Taufen für ungiltig erklärt, weil dabei eine vorschriftswidrige Formel gebraucht wurde.

Absichtlich brachten wir bisher keine Mitteilung über das Schicksal der Bergarbeitervorlage im preußischen Landtag, da wir das Ende der Versammlungen abwarten wollten. Sofort nach Schluß der Beratungen wird unser Freund Traub über dieses schmerzliche Kapitel aus der Geschichte preußischer Sozialpolitik einen ausführlicheren Bericht schicken. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Freitag 26. Mai 8 Uhr: Kleine Naturgeschichte der Religion (Stiehler).

Halle a. S. Theologisch-kirchliche Zusammenkunft Montag 29. Mai 3 Uhr im evangelischen Vereinshaus. Himmelfahrts- und Pfingstpredigt.

Magdeburg. Mittwoch 7. Juni 1/4 4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Der Glaube an Gott und die Wissenschaft unserer Zeit. (Siehe Herrmanns Vortrag über das gleiche Thema, bei Mohr 60 Pf.)

Plauen i. V. Mittwoch 7. Juni 1/2 5 Uhr Theaterrestaurant Oberstock: Die Bedeutung der Wunder in der Religion.

Goslar

Hotel Achtermann (nahe dem Bahnhof)

Donnerstag den 15. Juni Vormittag 9 Uhr Generalversammlung der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt. Tagesordnung: Halbjahresbericht mit besondrer Berücksichtigung unsrer Stellungnahme zum Fall Fischer. Anträge. — Freunde, die nicht Mitglieder, als Gäste willkommen.

Freitag den 16. Juni Vormittag 9 Uhr Vortrag von Pfarrer Lic. Hackmann in London: Die Aufgabe des Christentums gegenüber dem Buddhismus. Diskussion.

Die besseren Zugverbindungen von Hannover nach Goslar:

1. über Braunschweig	Nachmittags		
von Hannover	3 34	6 48	8 00
in Goslar	6 09	8 59	11 31
2. über Hildesheim	Vormittags		
von Hannover	6 20	9 34	9 47
in Goslar	7 56	12 23	12 28
	Nachmittags:		
von Hannover	12 14	1 10	4 50
in Goslar	1 56	2 52	7 29

Der Verein abstinenter Pastoren

hält nach Beendigung der Verhandlungen des **Evangelisch-sozialen Kongresses in Hannover**

am Mittwoch den 14. Juni, abends 6 Uhr

im sog. Hanstein'schen Saale des Arbeitervereins (am Marstall 3) seine Jahresversammlung.

Verhandlungsgegenstand: Die soziale Bedeutung des abstinenten Pastors. Referent: Pastor Bottke aus Stolp.

Gäste sind herzlich willkommen

Lic. E. Wolffs	E. Baars	Haacke	Bottke
Osnabrück	Vegesack	Rickling (Holstein)	Stolp

Theologische Konferenz in Gießen

Donnerstag, den 29. Juni

Köhler: Die wissenschaftlichen Leistungen der neueren katholischen Theologie auf dem Gebiet der Reformationsgeschichte.

Weinel: Die Lehre von der Sünde und der Entwickelungsgedanke.

Dringende Bitte

Ein in der evangelischen Landeskirche Preußens geprüfter Theologe, Konvertit, der völlig heimatlos und existenzlos, seit 18 Jahren mit furchtbarem Elend zu kämpfen hat, augenblicklich aller Existenzmittel baar und buchstäblich auf der Straße liegt, wendet sich an edelgesinnte evangelische Christen mit der dringenden Bitte, ihm soweit behilflich sein zu wollen, daß er anderthalb Monate sorgenfrei leben kann, während welcher Zeit er voraussichtlich durch das Eintreten des Reichskanzlers und des Landtages zu einer geordneten kirchlichen Stellung kommen wird. Der Name und die Lebensschicksale des Bittstellers sind den Lesern dieses Blattes wohlbekannt: s. Nr. 12, Sp. 281 d. J.

Am 19. Mai ist unser liebes kleines

Töchterchen

nach schwerer Krankheit wieder heimgegangen.

Thalbürgel

Pfarrer **H. v. Lüpke** und **Frau**

3—4 jähriges gesundes Mädchen (am liebsten Vollwaise), findet unentgeltliche Aufnahme bei kinderlosem gebildetem Ehepaare. Eventuell später Adoption. Nähere Auskunft durch

Pfarrer **Zaubitz, Wensheim.**

Für eine alleinstehende gebildete Dame (Witwe), welche 3 Jahre selbstständig den Haushalt eines einzelnen Herrn führte, suche Wirkungskreis. Westdeutschland bevorzugt.

Pfarrer **Keller**
Loevenich Bez. Aachen.

Zu verkaufen

Realencyklopädie (Herzog) für protestantische Theologie und Kirche. **3.** Auflage. Die erschienenen Bände (15) wie neu 70 Mk. Off. sub. **J. S. 70** postlagernd **Dresden** Postamt 7.

Suche ein gebildetes, im Haushalt erfahrenes kinderliebes **Fräulein** zu meiner Unterstützung.

Frau Staatsanwalt Mackeldey
Coblenz a. Rh.

Junge Dame, 22 Jahre alt, sucht Stellung als Gesellschafterin oder Reisebegleiterin. Offerten unter **L N** an den Verlag.

Für ein gebildetes Fräulein von 19 Jahren, arbeitswillig und lebensfroh, wird zur weiteren Ausbildung Stellung in guter Familie in Norddeutschland, am liebsten in Thüringen und im Hause mit Kindern, gesucht. Gehalt nicht beansprucht, dagegen gute Behandlung und Familienanschluß. Anerbietungen unter **M. E. B.** an den Verlag.

Unterricht in Stimmbildung nach der Küyperschen Methode erteilt Frau Pfarrer **Otto** in **Zeitz,** diplomierte Lehrerin.

Jahrgang 1—15

der Christlichen Welt in tadellosen Originaleinbänden verkauft für 20 M. ausschließlich Porto

P. Dufft-Friedenau, Hauffstr. 18.

Töchter-Pensionat

von Frau Dr. W. Nagel, Darmstadt, Victoriaplatz 9

Allseitige wissenschaftliche, gesellschaftliche und häusliche Ausbildung.
Vorzügliche Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin.

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 20. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Landeskirchliche Versammlung in Berlin (1. Zur Einführung; 2. Die Predigt; 3. Die Volksversammlung im Feenpalast; 4. Die Eröffnung der Hauptversammlung; 5. D. Lütgerts Vortrag; 6. D. Eckes Referat; 7. P. Wolffs Rede; 8. Beschlußanträge; 9. Die Debatte; 10. Abendversammlungen) — Verschiedenes: Mischehe und konfessionelle Kindererziehung — Personalien

Soeben erschien:

Aktenstücke

zur Angelegenheit des Pfarrers D. M.

Fischer

an der Markusgemeinde in Berlin

Herausgegeben vom

Vorstande des deutschen Protestantenvereins

Inhalt: Vorwort des deutschen Protestantenvereins. — Vortrag des Pfarrer D. Fischer auf dem 22. Protestantentag zu Berlin. — Beschwerdeschrift und Erklärung der weltlichen Mitglieder des Gemeindekirchenrats von St. Markus. — Aufforderung des Konsistoriums an Pfarrer D. Fischer zur baldigen Aeußerung darüber. — Verantwortliche Aeußerung des Pfarrer D. Fischer. — Verfügung des Konsistoriums. — Beschwerde des Pfarrer D. Fischer an den Evangelischen Oberkirchenrat und Bescheid desselben.

Preis 1 Mark franko.

Gegen franko Einsendung des Betrages oder Nachnahme zu beziehen durch die

Centralstelle
des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb
Berlin S. 59, Straße Hasenhaide 59
oder durch die Buchhandlungen.

Bei den Demütigen ist Weisheit!

Diese soeben bei Karl Robert Langewiesche in Düsseldorf erschienene Claudius-Auswahl (Auszüge aus seinen Prosaschriften und ausgewählte Gedichte, herausgegeben von Hans Thun) darf nicht ohne Grund empfohlen werden. — Von den Schlacken einer vielleicht allzugrossen Nüchternheit befreit, leuchtet hier die tieffromme und stille Weisheit des alten Wandsbeker Boten ebenso hell hervor, wie seine dankbar-kindliche Empfänglichkeit für die einfachen Freuden des Lebens. In gutgeleiteten Buchhandlungen gern zur Ansicht.

Matthias Claudius-Auswahl: 1.80 M.

Venedig Christliches Hospiz. Campo S. Angelo 3581. Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Spezial-Landaufenthalt ausschliesslich für
Alkoholkranke
auf dem Rittergut Nimbsch a. Bober b. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.) Gegründet 1895. Preis pr. Tag 6 M. Arzt: Dr. med. W. Bohn. Prospekte frei durch Alfred Smith.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Soeben ist erschienen:

Sechs Vorträge über
Physische Kraft
Geweckтheit
Anschauungskraft
Wahrhaftigkeit
Wirklichkeitssinn
Religiosität

Otto Baumgarten

Ein Buch für Mütter

Ueber Kindererziehung

Erlebtes und Gedachtes

Preis Mk. —.80, in Leinwand gebunden Mk. 1.50.

Auf Veranlassung des Kieler Frauenbildungsvereins hielt Professor D. **O. Baumgarten** wesentlich vor Frauen sechs Vorträge über **„Ideale Ziele der Kindererziehung"**. Der ungemeine Zudrang von Müttern überzeugte Herrn Professor Baumgarten von einem tieferen Bedürfnis der Frauenwelt nach Aussprache über die hier behandelten Aufgaben ihres wesentlichsten Berufs. Den Bitten um Drucklegung wollte er sich nicht länger entziehen, zumal ihm gesagt wurde, daß er sich aufs nächste berühre mit Ellen Key, Das Jahrhundert des Kindes, und in vielen seiner Ausführungen völlig übereinstimme mit Försters Jugendlehre. Da er beide Bücher nicht gelesen hat, kann ihn die unbewußte Uebereinstimmung mit ihnen nur bestärken in der Gewißheit seines Weges.

In erster Linie will das Büchlein von **deutschen Müttern** gelesen werden. Es bietet Erlebtes und Gedachtes eines Mannes, der mehr aus Gesprächen mit Müttern, als aus pädagogischen Büchern gelernt hat.

Hefte zur Christlichen Welt

Herausgegeben von D. Martin Rade, Professor in Marburg

Soeben erschien:

Heft 53

(Drittes Heft der Neuen Folge)

Unbewußtes Christentum

von

Martin Rade

8. Preis **M.** —.30

(nicht M. —.40, wie in Nr. 19 der Christlichen Welt irrtümlicherweise angezeigt)

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Preußischer Beamten-Verein
in Hannover
(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamte, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 265022128 M. Vermögensbestand 87620000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1904: 2656815 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatt Bezug nehmen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine litterarische Beilage von der Verlagsbuchhandlung Heinrich Kerler in Ulm (Tolstois religiöse Botschaft)

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 22 Marburg i. H., den 1. Juni **1905**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Stille — Stimmungsbild aus Rom — Volksbildung und Bildungsideal — Roseggers Leben Jesu und die Theologen — Die Bremer Sensation — Selbstanzeigen: Der Theologe auf Schleichwegen (Hahn); Religionsbuch für die Hand der Schüler (Haupt); Unbewußtes Christentum (Rade) — Verschiedenes: Der Buddhist (Monatsschrift); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Stille

Nach dem Feuer ließ sich ein sanftes Säuseln vernehmen. Als Elia das hörte, verhüllte er sein Antlitz mit seinem Mantel. 1. Könige 19, 12. 13.

Vordem war der Herr für Elia im Sturm. Jetzt tut er seine Nähe kund als Stille. Das Walten der Gottheit dürfen wir nach keinem spröden Entweder—Oder bemessen: entweder Sturm oder Stille. Beide Wesensbezeugungen lösen sich vielmehr ab, ergänzen sich, fließen in einander über. Wir können keine Symphonie von lauter Forte- und ebensowenig eine solche mit lauter Piano-Sätzen hören; erst die künstlerische Verteilung der Tonstärke erzeugt dynamische Harmonie.

Das Säuseln ist ein Grundzug des göttlichen Wesens. Für gewöhnlich innerhalb des gegenwärtigen Weltlaufs liebt Gott die Stille und Verborgenheit. Gottes Mühlen mahlen langsam. Zwar fehlts niemals an außerordentlichen Segnungen und Gerichten, der Gang der Gottesgedanken und Gottestaten erzeugt an manchen Stellen ein unheimliches Rauschen. Doch meist gleitet die göttliche Art ruhig dahin — dem glatten Strome gleich in der Talebene. Städte und Länder liegen an seinen Ufern, Generationen und Jahrhunderte mit ihren Freuden und Leiden, Fortschritten und Wechseln. Gott läßt die Menschen reden und handeln, lachen und weinen, jubeln und toben; er duldets, daß Jahr für Jahr sein Name verkündigt wird und die große Masse ihm den Rücken wendet; er läßts geschehen, daß die Seinen vor Zweifel und Zagen die Hände ringen, als ob der Himmel von Erz wäre und kein Sonnenstrahl die finstern Wolken durchbräche. Er verharrt in majestätischer Ruhe. Und doch merkwürdig: Freunde und Feinde spürens unabweisbar: er ist trotz allem da, und seiner lenkenden Hand entfällt kein Fädlein. Unauffälliges Regieren ist das tiefgründigste und wirkungsvollste.

Ein Abglanz solch göttlichen Stillesein ist schon auf Elias Prophetenantlitz gefallen. In ganzer Sonnenfülle — und darum mit Nichts zu dämpfen — durchleuchtet es Jesum. Er ist uns das Urbild reiner Seelenruhe. Sein Stillesein hilft uns zum Stillewerden.

Gott in seiner Sanftheit zu erkennen, das war zuvörderst für Elia selbst eine rettende Wohltat. So wird er vor dem Mißgeschick des blinden Eiferns bewahrt durch den Wink zur nüchternen Selbstbesinnung über das Woher und Wohin seines Tuns, über die Mittel und Wege, über seine Beweggründe und Kräfte. Gerade dem Manne des Sturm- und Feuertemperaments ist zur rechten Zeit warmer Sonnenschein und sanfte Luft am ehesten nötig. Er verliert dann nicht über dem ungeduldigen Drängen auf die Außenwelt den Blick auf seinen eignen Stand.

Von solchem innerlich stillen Durchläutertsein teilt sich unserm ganzen Wesen, all unserm Auftreten gegen Menschen und Verhältnisse unwillkürlich etwas Abgemildertes mit. Der Fanatiker, ja schon der Enthusiast, arbeitet meist nur mit extremen Größen wie „selig“ und „verloren“, „arge Welt“ und „Auserwählte“; und es verschlägt ihm wenig, daß seine scheinbar mutvolle Entschiedenheit so und so oft zur geschichtlichen Ungenauigkeit, zur persönlichen Ungerechtigkeit und zur Gefährdung des Erfolges wird. Andrerseits der zum schlichten Seelsorger durchklärte Prophet vertieft sich mit unverdrossener Hingebung in die Ursprünge, Umgebungen, Umstände eines Lebens. Er kommt zusehends davon ab, auf den kranken, kahlen Baum zu schelten, und nimmt sich mehr die Mühe, Wurzeln und Boden zu untersuchen. Hiebei wird er den Menschen nicht etwa nur als Erzeugnis seiner wirtschaftlichen Verhältnisse ansehen; aber als gründlicher Forscher wird er ein Stück Geduld ums andre lernen, und dann wird er bei seinen Entdeckungen, die nicht bloß trüber Natur sind, wachsende Freude haben. Jesu Schweigen beim Toben der Widersacher war sicher nicht allein der Ausfluß seines guten Gewissens oder einer über die Leidenschaften ihn emporhebenden Ergebung, sondern es entstammte vornehmlich dem wohlwollenden Sichhineinversetzen in die seelische Lage derer, die „Kreuzige“ schrieen.

Wie völlig fremd sind diesem Stillesein manche gewöhnliche Formen des Sichruhigverhaltens: die phlegmatische Beschaulichkeit, die schwächliche Nachsicht, wo strenges Eingreifen not täte, die berechnende Vor- und Rücksicht, das wortreiche Schweigen, wo kraftvolles Zeugen am Platze wäre! Sie leiden an armer, verbrauchter, kranker Luft, beanspruchen aber zu Unrecht, das sanfte Säuseln zu sein. Gottes Säuseln ist keinesfalls etwas Schlafähnliches oder Bannartiges, sondern es hat die lebendige, zart bewegte Weise des Frühlings an sich, aus der Erquickung und Gedeihen sich entfalten. Es unterscheidet sich wie vom stürmischen Uebereifer so auch von dem neblig grauen Druck des Mißmuts. Fanatismus und Resignation sind beide gleich wenig befähigt, gesundes Leben zu treiben; Beiden eignet Krankhaftes: das steigende Fieber und die folgende Erschlaffung. Die tiefinnen begründete Gewissens- und Gemütsstille hingegen setzt sich zusammen aus den heimlichen, aber bei aller Zartheit des Säuselns doch lebendig bewegten Seelenschwingungen. Ganz verborgen klingen sie zusammen zu einer unsagbar weihevollen Harmonie mit Gott, mit der Welt und dem eignen Ich. Zur rechten Stunde werden sie jedoch anschwellen zum vollen Akkord eines reichen Wirkens und siegegekrönten Kämpfens. „Durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein.“

A Sch

Stimmungsbild aus Rom

Und sie bewegt sich doch! — nicht nur die Erde, wie Jedermann weiß, sondern auch die katholische Kirche und die geistige Atmosphäre Roms und Italiens. Wer fünfundzwanzig Jahre zurückschaut, wird von dem Kontrast wunderbar ergriffen. Kein moderner Gedanke schien damals im Stande, diesen Zauberkreis zu brechen. Unbeweglich wie die Peterskuppel im Blauen schwebt, lagen die großen Fragen der Gegenwart am Horizont. Der begeisterte Fremde selbst erlag dem Bann und tauchte unter in den großen Eindrücken des Imperiums. Kam man dann wieder an die Oberfläche, so erwachte die Erinnerung an das, was draußen geschah, und damit zugleich die Empfindung eines Mangels. Mit geschärftem Auge und Ohr folgte man nun der Entwicklung der Dinge. Der Vatikan hatte mit Schrecken erkannt, daß wer sich der Einsamkeit ergibt, gar bald alleine ist. Er hatte sich deshalb aufgerüttelt aus seinem Gefangenschaftstraum und begonnen Heilig- und Selig-Sprechungen mit großem Erfolg ins Werk zu setzen; vorläufig allerdings nur in der oberen Halle von St. Peter, nicht in der Basilika selbst. Aber die Menschen drängten sich doch wieder um St. Peters Stuhl, und das war die Hauptsache. Redete man aber mit dem Denkenden von der Not der Zeit, von Auswanderung und Malaria, von Mazzini, von Maurice und Kingsley, von Schulze-Delitzsch und Lassalle, dann erhielt man die Antwort: Mazzini hat sich ausgelebt, er gehört der Vergangenheit an, und eine Arbeiterfrage, eine soziale Frage gibt es zum Glück bei uns nicht!

Dann kamen die Glanzjahre des federgewandten Politikers auf St. Peters Stuhl, in denen Protest auf Protest gegen den Raub des Kirchenstaates sich in klassischem Latein über die Welt ergoß. Es kam die Niederlage der Dreibundsfreunde Galimberti, Schlözer; der Freunde einer Versöhnung mit Italien Monsignore Carini, Pater Tosti. Es kam der Triumph Rampollas über sie alle und die zielbewußte Vergötterung Frankreichs, durch die man die weltliche Macht zurückerobern wollte. Damals schritt der Kardinal Lavigerie mit Getöse durch die vatikanischen Räume. Wehe, wenn er das Konklave erlebt hätte! Es kam jenes merkwürdige goldene Priesterjubiläum des Papstes, da die Enden der Erde freiwillig dem Hirten der Völker huldigten, und alle die folgenden Jubiläen, welche die Goldbarren der Gläubigen zu seinen Füßen häuften. Wohl mochte er vergessen, daß es Mangel und Not auf Erden gibt, er der sich in die kostbarsten irischen und venetianischen Spitzen hüllte und den köstlichsten uralten Bordeaux trank, und sich besinnen mußte, ob er lieber das mächtige Brillantkreuz Südamerikas tragen wollte oder die juwelenglitzernde Mitra des alten Kaiser Wilhelm. Aber mächtiger noch als er war der Wogendrang der Zeit. Crispi hatte den Handelsvertrag mit Frankreich gekündigt. Das unglückliche Land stand am Rand des Verderbens. In Sizilien mischten die armen Leute den Kalk zum Bau ihrer Hütten mit dem Wein, den sie nicht auf den Markt bringen konnten! Da stand auch auf einmal die Arbeiterfrage da wie ein gewappneter Mann.

Daß der Vatikan Stellung zu ihr nehmen würde, war zu erwarten, schon wegen seines unfehlbaren Instinktes für materielle Interessen; aber wie es dazu kam, gehört zu den interessantesten Einzelheiten in unserem Bilde. Innerhalb des eigentlich vatikanischen Kreises war man gänzlich unvorbereitet dafür. Ueber Deutschland, England und Nordamerika kam die Anregung herüber, und die Kardinäle Gibbons und Manning wurden ihre Träger. Den Letzteren vorzüglich zierten zwei Besonderheiten, die er aus seiner protestantischen Vergangenheit mit herübergebracht hatte: liebevolle Vertrautheit mit der heiligen Schrift und tatkräftige Teilnahme an der sozialen Frage. Ist es doch sein Ehrentitel, den größten Londoner Streik der achtziger Jahre geschlichtet zu haben. Beide Gaben sind dem heiligen Stuhl zu Nutzen gekommen. Unter dem Druck seiner starken Persönlichkeit wandelten sich dort die Anschauungen, bis sie schließlich in der Enzyklika Rerum novarum am 15. Mai 1891 Ausdruck fanden. Der Abbé Lemire schreibt hierüber*):

*) Lemire, Le Cardinal Manning et son action sociale.

„Alle wissen, daß Manning daran Anteil hatte. Nicht nur wird ihm deren englische Ausgabe zugeschrieben, sondern es ist außer Zweifel, daß der Papst ihn auch bei der eigenen Arbeit zu Rate gezogen hat, daß seine Ratschläge angenommen wurden und sogar einige Sätze darin Wort für Wort seine Ansichten zum Ausdruck brachten."

Dem Jubel, womit man, seltsamer Weise, im Norden diese hier so lang erwartete Enzyklika begrüßte, stand in Italien eine große Enttäuschung auch in katholischen Kreisen gegenüber. Man hatte sofort den Eindruck, daß dem Papst viel mehr daran lag, es mit keinem Stande zu verderben und den Reichtum nirgends anzutasten, als dem vierten Stande ernstlich zu helfen. Der Klerus aber konnte sich der Bewegung nunmehr nicht entziehen. „Der gemäßigte Teil der Aelteren samt der hohen Prälatur möchten an der gesellschaftlichen Basis Nichts ändern, sind aber überzeugt, daß der Katholizismus tatkräftig mitwirken müsse an der Versöhnung des Kapitals mit der Arbeit. Deshalb befördern sie die ländlichen Darlehnskassen und die sozial-philanthropischen Anstalten. Aber weiter möchten sie nicht gehen. Ihnen stehen die meisten großen Zeitungen und die katholischen Kongresse zur Verfügung. Die andere, jüngere Partei ist radikaler und bringt ihre Wünsche vorzugsweise in der Cultura zum Ausdruck. Ihnen trat Leo XIII. in der Enzyklika Graves de communi re entgegen, wo er die Democratici cristiani warnt" sich von politischer Agitation freizuhalten, weil die Kirche sich mit jedem Regime vertragen könne, so weit es der Ehrbarkeit und Gerechtigkeit nicht widerstreite, und sich des Parteitreibens enthalte.*)

Immerhin wurden die Gedanken über das Eigentum, über den Eingriff des Staates in die ökonomischen Fragen des Landes usw. in katholischen Kreisen ernstlich bewegt, und auf Einem Punkte scheinen sich alle Richtungen geeinigt zu haben, nämlich in Betreff der Corporazioni di arti e mestieri (Genossenschaften sämtlicher Künste und Handwerke). In diesen Corporazioni sollen Kapitalisten und Arbeiter zusammen beraten — im Gegensatz zu den nur von Arbeitern gebildeten Vereinen — und eine große Familie, eine zünftige Familie bilden, worin der Herr als Familienvater dasteht und die Arbeiter als Brüder; eine Familie, die ein gemeinsames Vermögen und eine gemeinsame Kasse besitzt, aus der die Bedürfnisse der Kranken, Verwundeten und Arbeitsunfähigen bestritten werden. Die Genossenschaften sollen den Arbeitern das Recht auf Arbeit und eine gesicherte Existenz gewähren: denn der Herr würde auf das Recht verzichten, diese zu entlassen, und sie ihrerseits würden nicht willkürlich der Arbeit entlaufen dürfen. Die Genossenschaften müßten unter dem Schutz eines Kalenderheiligen stehen und je eine Bruderschaft zur Seite haben, der die Feier der kirchlichen Feste obläge. Sie würden so ein Idealgebilde darstellen, das die Armen emporhöbe und ihr Leben schmückte, ein religiöses Ideal! „Die unter der Obhut der Religion gebildeten Corporazioni," sagt Leo XIII., „werden alle Genossen mit ihrem Los in der Welt aussöhnen, so daß sie mit Geduld ihre Arbeitslast tragen und ein stilles friedliches Leben führen werden."

Auf diesem Wege wandeln seitdem Alle, die es ebenso ernst mit ihrem Katholizismus, wie mit dem Volkswohle meinen; nicht zuletzt die gebildeten Frauen. Unter der Führung der beiden Prinzessinnen Elena d' Aosta-Orleans und Isabella di Genova-Bayern bildete sich in Turin, von anderen Bestrebungen zu schweigen, ein über ganz Italien verbreitetes Protettorato delle giovani operaie (Schutzamt der jungen Arbeiterinnen), das die vornehmsten Damen als Leiterinnen und viele tausend Arbeiterinnen als Mitglieder zählt und neulich in betreff der Frauen- und Kinderarbeit ans Parlament eine Eingabe gemacht hat.

Ebenso energisch arbeiten die Sozialisten, unter denen sehr bedeutende Frauen sind, am zielbewußtesten in Mailand unter der Führung Majno-Turati, weil dort die größte und intelligenteste Arbeiterbevölkerung zusammengedrängt, auch die

*) E. Meynier, Problemi Sociali contemporanei. Firenze, Claudiana 1902. Pag. 177.

Pelagra-Not der Reisfelder am nächsten ist. In dem noch reformbedürftigeren ländlichen Süditalien liegen die Fragen noch komplizierter. Größte Armut, furchtbare Unwissenheit auch des Klerus öffnen der Agitation Tür und Tor, ohne daß bisher eine Rettung möglich erscheint. Ein Punkt, wo die Klerikalen und Sozialisten in ganz Italien unfehlbar aufeinanderstoßen werden, ist die Nadelarbeit der Frauen, die durch die unerträglich niedrigen Preise der Klosterarbeit schwer geschädigt wird. Die Sache ist bereits auf das Programm der Sozialisten gesetzt worden, die mit doppelter Schärfe kämpfen, je energischer sie den vollen Atheismus auf ihre Fahne geschrieben haben.

Doch das ist schwerlich dem alternden Leo XIII. zum Bewußtsein gekommen. Er glaubte die Sache für alle Zeiten geregelt zu haben, um so mehr als für den Herrschsüchtigen nun doch die passiven Jahre kamen, in denen er ein Werkzeug der Kurie wurde.

Und endlich versagte die Puppe in den Händen der Klugen, die sie bewegten. Das Konklave trat zusammen. Es geschah das Unerwartete: der rastlose Politiker, der haßerfüllte Sizilianer unterlag im zweiten Wahlgang, nachdem ihm zuvor nur wenige Stimmen gefehlt hatten. Der sich sträubende venetianische Landpfarrer erhielt die von jenem so heiß ersehnte Tiara. Der unpolitische Papst, jubelte man, der Papst nach dem Evangelium! Versöhnung mit Italien! war der Stoßseufzer Aller. Angstvoll harrte man, ob er von der äußeren oder inneren Loggia das Volk segnen werde. Es geschah von der inneren; denn auf St. Peters Stuhl steigt nicht das Individuum, sondern das System.

Zwei Jahre sind seitdem vergangen. Inzwischen ist in der Politik eine Schwenkung eingetreten. Wie Allen erinnerlich, hinterließ der letzte Kaiserbesuch hier eine Bitterkeit in den Gemütern. Zu groß war die Hälfte der Zeit ausgefallen, die dem Vatikan zu teil geworden, und das Rampolla gewidmete Frühstück auf der Gesandtschaft, sowie der glänzende Besuch beim Papst sind unvergessen. Unmittelbar darauf gewann der Besuch des jungen Königspaares beim Präsidenten Loubet in Paris Gestalt. Mit welcher Sorgfalt dieser ausgeführt wurde — nicht auf der Durchreise nach London — und mit welchem Erfolg, ist in Aller Gedächtnis, ebenso, daß Loubet ihn erwiderte ohne den Versuch, den Papst zu begrüßen. Merry del Vals ungeschickter Protest machte dann das Unglück voll. Diese spontane Aussöhnung der beiden lateinischen Schwestern aber verändert wesentlich die Lage und nimmt der Kurie die schärfste Waffe gegen Italien aus der Hand.

Papst Pius X. hat kein leichtes Erbe angetreten. Auch einem feineren Diplomaten, als er ist, würde es mancherlei Rätsel aufgeben. Obgleich auch dies vielleicht nur eine Redeweise ist: hier in Rom sagt man, die Entschlüsse werden gefaßt vom Papa nero (dem Jesuitengeneral), vom Staatssekretär und einem der im Vatikan wohnenden Kardinäle (di Curia). Jedenfalls müssen aber auch diese drei Herren mit der jüngeren Geistlichkeit rechnen, unter der sich einige historisch geschulte junge Priester durch Begabung hervortun.*) Man nennt vorzugsweise außer dem Abate Murri (der sich bereits unterworfen hat) den Barnabiten Semeria, einen sehr begabten Kanzelredner, den Gelehrten Don Salvatore Minocchi, der voriges Jahr die italienischen Eisenbahnarbeiter in Sibirien besucht und eben eine schöne Ausgabe der Psalmen vollendet hat, und den milden Pater Genocchi, den gern gesehenen Gast in den Häusern der Großen.

In diese Häuser bringt aber außerdem noch ein anderer unerwarteter Gast: die Theosophie. In weiten Kreisen regt sich das Interesse dafür und die Anhänger kommen vorzugsweise aus den höheren Offiziers- und Beamtenkreisen. Ein Beweis, daß tiefere Bedürfnisse vorhanden sind, als man meist zugibt. Wem das nicht mehr genügt, der nähert sich der Waldenserkirche, die viele Nikodemusfreunde hat. Die stille Kulturarbeit dieser kleinen Nationalkirche ist schwer zu beschreiben.

*) Einen sehr soliden und gut orientierenden Artikel über die Kurie und die Democrazia cristiana bringt gleichzeitig, voraussichtlich in Nr. 22, die Chronik der christlichen Welt. D H

Ganz sicher ist wahr, was ihr greiser Leiter sagt, daß sie für Italien die Gewissens- und Glaubensfreiheit bedeutet, daß ohne sie Italien darin nicht weiter entwickelt sein würde, als wie Spanien es heute ist. Das geht auf die Anfänge zurück: Cavour kannte und ehrte einen ihrer Aeltesten und Besten, den damals schon in Turin angesessenen alten Bankier Malan, und empfing durch ihn manche Anregung auf dem Gebiet freien Denkens. Dem festen und ruhigen Vordringen der kleinen Schar, die dasselbe Bürgerrecht in Italien hat wie ihr Königshaus, ist es gelungen, den ersten Artikel der Konstitution umzubiegen, von dem Guido Baccelli einmal im Parlament sagte, er nähme sich am Neubau der terza Italia aus wie die Fledermaus, die man an das neue Stalltor zu nageln pflege. Denn er lautete: „Die Religion des Staates ist die römisch-katholische; alle anderen Konfessionen werden geduldet (tollerato)." Aus dem „Geduldet" ist dank den Waldensern unversehens ein „Berechtigt" geworden; das erkennen tatsächlich die Verwaltungen an. Die fremdländischen spätergekommenen Missionskirchen genießen dies mit, ohne über den Ursprung der Vergünstigung nachzudenken.

Daß auch die Frauenwelt erwacht ist, deutete ich bei den klerikalen und sozialistischen Bestrebungen an. In den großen Städten übernehmen häufig bei den gemäßigten Strömungen die Damen des Adels die Führung. Als auf Anregung der amerikanischen Frauen der Weltbund der Frauen auch für Rom wenigstens sich konstituierte — im Herbst 1899 —, waren wir Alle überrascht von den vielen, mannigfaltigen philanthropischen Bestrebungen, die neben den jahrhundertalten Opere pie in diesen Jahrzehnten aufgewachsen sind und die sich nun hier zum ersten Mal wechselseitig ins Auge sahen. Obgleich die verschiedenen politischen Färbungen auch hier, wie im Parlament, zum Ausdruck kommen, so fehlt es doch nicht an gutem Willen zu gemeinsamem Schaffen. Das Arbeitsfeld ist so ungeheuer, daß die positiven Gedanken und Ziele sich doch wohl durchsetzen werden.

Bei dieser Entwicklung muß man mit der großen Zahl national-gemischter Ehen rechnen, durch die englische und amerikanische, aber auch russische und deutsche Frauen in italienische Familien eingetreten sind. Dies war teilweise schon vor fünfundzwanzig Jahren der Fall, aber erst durch die starke soziale Bewegung jener Länder hat sich auch diesen Frauen der Horizont erweitert und sind ihnen die Flügel gewachsen. Der italienische Nationalverein der Freundinnen junger Mädchen brachte dem Frauenbunde ein zielbewußtes evangelisches Element, meist aus der Waldensergemeinde, das bisher nicht angefeindet worden ist, und auch bei Bekämpfung des Mädchenhandels durch seine feste Organisation Gewicht erhält. Für diesen Kampf, sowie für Refezione scolastica (Schulfrühstück), die Lehrerinnen und die Wohnungsnot treten überdies die noch von Mazzini Angeregten und die Freimaurerkreise ein.

Kein hiesiges Stimmungsbild wäre vollständig ohne die Erwähnung dieser mächtigen Genossenschaft der Freimaurer. Forscht der Nordländer danach, warum in den lateinischen Ländern ihr Einfluß so stark, die Feindschaft zwischen ihr und den kirchlichen Parteien so erbittert ist, so erfährt er, daß sie dem Jesuitenorden gegenüber ihre Berechtigung habe als die einzige geheime Gesellschaft, die es mit ihm aufzunehmen im Stande sei. Sie erscheint als historische Notwendigkeit. Deshalb vielleicht fordert sie die Abjura della Croce (Verleugnung des Kreuzes), die man ihr nachsagt. Was sie im politischen Leben so mächtig und so gefährlich macht, ist eben diese verschwiegene gegenseitige Hilfe, die, wie es heißt, auch durch die Lüge geschützt werden darf. Der furchtbare Prozeß Murri-Bonmartini und der in andrer Weise ebenso traurige des Ex-Ministers Nasi würden andere Gestalt annehmen, wenn nicht die Freimaurerei so stark hineinspielte. Der absolute Begriff der Gerechtigkeit, der Wohlfahrt des großen Ganzen verschwindet, wo es sich darum handelt, dem Genossen zu helfen. Den rettet man und — — mehrt das Verderben.

Unser Rom hat überdies noch seine besonderen Bedrängnisse: die wachsende Bevölkerung ohne Obdach, die verschuldete Stadtkasse, das endlose Problem der Campagna, dies ganze

aus dem Mittelalter in einer Generation sich zur Gegenwart herausarbeitende Gemeinwesen, bei denselben schroffen Kontrasten der Klerikalen und Liberalen. Der katholischen Kirche gereicht es zur Ehre, daß sie in den exzentrischen Stadtteilen mit dem Bedürfnis Schritt zu halten bestrebt ist. Allerliebste kleine Basiliken, ähnlich der bei den Tre Fontane, entstehen über Nacht. Auch war eine erste Maßnahme des neuen Papstes, die Sacra Visita anzuordnen, die Hirtenreise des General-Vikars durch die Parochien Roms, die Leo XIII. gänzlich unterlassen hat und von der man großen Segen erwartet.

Wenn man alle diese gärenden, aufwärtsstrebenden Elemente erwägt, kann man mit Recht sagen, daß die Morgenröte einer neuen Zeit auf dieser Stunde liegt. Doppelt gärend und sich bewegend, seit innerhalb des letzten Monates eine ungewohnte Erregung durch litterarische Veröffentlichungen hinzukommt, die sich anfänglich sogar mit dem Mantel des Papstes deckten. Ich meine die durch die politischen Zeitungen bereits bekannten Broschüren, welche ich in den nächsten Aufsätzen zu besprechen gedenke.

Die erste in der Reihe war: Pius X., seine Handlungen und Absichten (Pio X. Suoi atti e i suoi intendimenti). Von einem Beobachter. Darauf kamen zwei minderwertige Schriftchen: Fiat Pax (anonym) und: Antwort auf die Handlungen und Absichten von Luigi Tassi. Dann erschien das gewichtigste von den vieren: Religiös-politische Fragen. Nach den Atti ed Intenti. Bemerkungen eines römischen Prälaten. Den „Atti", die sich wie von Pius inspiriert geben, folgte, wie zu erwarten, das Dementi des Osservatore Romano Giovedi 4. Maggio 1905, der offiziell erklärte, der heilige Stuhl habe keinen Teil an der gedachten Veröffentlichung und der Augusto Pontefice habe sie nicht im mindesten weder inspirirt noch gebilligt: ne ispirato ne menomamente approvato.

Trotzdem höre ich aus meinem römisch geborenen Freundeskreise, es sei wirklich wahr, daß die katholischen Buchhandlungen die Verbreitung erleichtern.

Gleichzeitig aber erhalte ich die neueste Broschüre aus dem Lager der intransigenten Vera Roma: Il papa è il papa! Der Titel verrät den Inhalt.

Ueberdies hat Monsignore Patrizi eine Broschüre über die Garantiegesetze geschrieben, und Monsignore Bonomelli von Cremona über etliche Mißbräuche des Kultus, und die Riforme! von einem Sacerdote Romano.

In dieser Woche aber erschien das lang erwartete Buch des bejahrten Professors der Kirchengeschichte in Rom B. Labanca: Il Papato, sein Ursprung, seine Geschicke, seine Zukunft.

Wenn es Rosen sind, werden sie blühen, sagt das italienische Sprichwort. Se sono rose, fioriranno.

Maria Sell

Volksbildung und Bildungsideal

1

Dem Volk die Bildung! Was haben wir denn auch an einer Bildung, die nicht der Gesamtheit dient?

Sollte Bildung Nichts weiter sein als eine Würze im Genußleben Weniger? vielleicht die beste, schönste, reinste Würze, aber doch Nichts weiter als eine Zugabe, eine Blume am Wege, ein Schmuck für die Reichen? Es züchtet der Gärtner Blüten von schmelzender Farbenpracht, leuchtender Glut, voll duftender Wohlgerüche, davor der warme Glanz der gelben Lupine, der satte Duft des würzigen Klees, der helle Schimmer der goldenen Aehre sich bescheiden verstecken muß. Aber wird der Acker gebaut, nur daß die Blume des Gartens desto stolzer erscheine, sich wiegend in ihrer künstlichen Pracht? Sind diese Zierden der Gärten etwas Anderes als veredelte Kinder des Feldes? — Freilich die stolze Höhenbildung des Jahrhunderts in die Niederungen des Volkes hineinzutragen, das wäre ein kühnes Unterfangen, ein Gedanke von Schwärmern. Mögen die Gärten in ihrer schönen Zier immerhin blühen und die feineren Sinne entzücken, wenn nur daneben auch der Acker gehörig bestellt wird. Hätten wir nur die vornehmen Gärten und sonst geistige Wüste, dann hätten wir die Revolution unter den Füßen. Einst waren die Pariser Salons solche prächtige Gärten. Welch feines, reiches Leben in diesen Stätten der höchsten Bildung! Wie funkelten da die Diamanten, wie blitzten die Waffen geistreicher Rede und Widerrede; wie wußte man den Witz zu schleifen, die Werke großer Geister zu genießen, die Erzeugnisse glänzender Schriftsteller zu schlürfen wie ein Kenner prickelnden Schaumwein schlürft. Es war Nichts so hoch, Nichts so tief, darüber man nicht zu reden und schön zu reden wußte; Nichts so hoch und Nichts so heilig, daß man nicht seinen glänzenden Witz daran üben mochte; Nichts so rein, Nichts so gemein, das man nicht zu einem Mittel selbstsüchtigen Genusses zu gestalten die Kunst gehabt hätte. Alles voll heiter-frohen Lebensgenusses wie unter den sagenhaften Göttern Griechenlands im hohen Olymp. Darunter freilich die Titanenkräfte einer wilden, rohen, ungebärdigen Revolutionsmasse; ein blühender Garten voll glänzender Blumen, aber auf dünner, künstlicher Kruste, darunter die glühende Lava des Hasses, die nur durch die Dauer stumpfer, dumpfer Gewohnheit noch zurückgehaltene Vulkanmasse eines enterbten, ungebildeten Volkskörpers, der dort oben Nichts gesehen hatte als Wohlleben und nun nach Brot schrie, der von dort oben Nichts gehört hatte als das Wort von der Freiheit des gebildeten Menschen und nun nach Gewalt und Willkür schrie.

Die hohe Geistesbildung, deren die obere Gesellschaftsschicht genießt und sich rühmt, hat nur dann Wert und Bestand, wenn sie die natürliche Krone und Vollendung der Volksbildung ist, hat nur dann ein Recht, wenn sie ihrer Pflicht gegen die Gesamtheit allezeit sich bewußt bleibt, der Pflicht, eine Dienerin, Helferin und Führerin des Volkes zu sein, eine Vermittlerin der herrlichen Güter und Schätze, die Gott durch die großen Geister uns schenkt, sie umzusetzen in die gangbare Münze, darin sie Jedem zugänglich werden können, der darnach verlangt und sucht. Ohne Wert und Bestand ist auch die höchste Bildung, wenn sie nicht im Volksganzen wurzelt. Um ihrer selbst willen muß sie den tiefen Boden des Volkstums suchen, sonst stirbt sie ab an innerer Unfruchtbarkeit, wird hohl, künstlich, genußsüchtig, faul. Aus der Tiefe der ungekünstelten Volksnatur, der unverbrauchten Fülle frischen Ackerbodens muß und will immer neuer, frischer Zustrom von Kraft heraufströmen, um immer wieder aufs neue den Geist des Volkes zu befruchten, der Erschlaffung vorzubeugen, neue Bahnen zu öffnen.

Zeiten, in denen die Bildung ein Vorrecht mehr oder weniger enger Kreise ist, sind Zeiten des politischen, wirtschaftlichen und sittlichen Niederganges. Nichts ist verderblicher für ein Volk als der Kastengeist, ob es nun äußere Standeskasten oder Bildungskasten sind, die sich hart von einander scheiden. Die soziale Frage ist nicht zum wenigsten eine Bildungsfrage.

2

Volksbildung! ein löblicher Wahlspruch, aber was kommt dabei heraus? Die Karrikaturen, die uns auf Schritt und Tritt begegnen, sind sie nicht Früchte der Volksbildung? Gewiß, aber einer falschen, ungenügenden. Sie sind ein Beweis viel mehr gegen die Bildung der „Gebildeten" als gegen unsere Forderung: mehr Volksbildung! Wer das Volk liebt und kennt — und nur wer es liebt, kennt es — blickt hinter die Karrikatur und sieht überall einen mehr oder minder starken, leider aber gänzlich ungepflegten oder irregeleiteten Bildungstrieb. Oft ist mir, weniger aus dem Bauernstand mehr aus dem der Arbeiter, geradezu ein Hunger nach Bildung entgegengetreten. Ueberaus lehrreich sind in dieser Beziehung die Umfragen, die früher D. Rade und Dr. Pfannkuche unter der industriellen Arbeiterbevölkerung Deutschlands angestellt haben, und deren Ergebnisse durch vielfache Einzelbeobachtungen bestätigt werden. Man muß daraus die Ueberzeugung gewinnen, einmal, daß unter unserer Arbeiterschaft ein durchaus ernst zu nehmender, z. T. bewundernswerter Bildungstrieb vorhanden ist, der sich an die schwierigsten Fragen und Sachen heranwagt,

zum andern aber, daß die Befriedigung dieses Bildungstriebes eine absolut einseitige ist. Was nicht auf dem Boden radikalster Aufklärung und Verneinung steht, ist aus ihrem Gesichtskreise von vornherein ausgeschlossen, um das es sich nicht lohnt Zeit und Geld aufzuwenden. Sie, die modernen Arbeiter, sind die fortgeschrittensten und aufgeklärtesten Elemente des deutschen Volkes, denen die Zukunft gehört, deren radikale Weltanschauung allein (nach ihrer Meinung) den Ergebnissen der modernen Wissenschaft entspricht. Gewiß ist, daß, seit Marx und Engels das Gebäude ihrer materialistischen Weltanschauung für die Arbeiter gezimmert haben, die Wissenschaft nicht schlafen gegangen ist, sondern, wie das der Gang der Entwicklung ist, zertrümmert hat, was die vorige Generation mit ebenso viel Glaube als Eifer gebaut, um aus den Trümmern ein Neues zu errichten. Aber wer wollte sich dabei beruhigen, daß der Materialismus wissenschaftlich überwunden sei? In der Praxis des Lebens fristet er noch sehr kräftig sein vergiftendes Dasein. Welche Versäumnisse, welche Aufgaben!

Welches war und ist denn das Bildungsideal der maßgebenden Kreise der letzten Generation? Was war und ist denn, fragen wir zuerst, das Maßgebende? Es ist der Besitz. Wer Etwas hat, gilt Etwas, ob er auch ein wenig gebildeter Geldprotz wäre, ob auch die Herkunft seines Habens etwas anrüchiger Art wäre. Das Geld hat die für den Inhaber ja sehr schätzenswerte Eigenschaft, vor den Augen der Gesellschaft tiefe Spalten und Klüfte der Bildung und der Moralität zu überbrücken, ja auszugleichen. Es verleiht ein starkes Machtgefühl, ein rücksichtsloses Selbstbewußtsein, ein Gefühl der Freiheit und Unabhängigkeit und — gibt Genuß. So bildete sich denn auch entsprechend das Bildungsideal, wie es uns aus der Praxis des Lebens, wie es uns aus der modernen Litteratur entgegentritt. Freiheit, Unabhängigkeit, Selbständigkeit der Meinung und des Urteils — schöne, herrliche Worte für eine oft niedrige Gesinnung. Los von aller geistigen Bevormundung! Aber ein Mensch, der um seinen Besitz im wilden Konkurrenzkampf zu sorgen und zu mühen hat, kann der sich in stiller geistiger Sammlung an die Quellen der Weisheit setzen, kann er neben dem materiellen Ringen sich auch noch in den Geisterkampf stürzen und die Tiefen wissenschaftlicher Erkenntnis ergründen, soll er seinen von Zahlen und Dispositionen beanspruchten Kopf auch noch mit schwierigen Problemen füllen, die ihn womöglich noch um das behagliche Gleichgewicht seiner Seele, um die skrupellose Ruhe seines Gemütes bringen? Für ihn kann es sich nur darum handeln, die „gesicherten Resultate der Wissenschaft“ sich kurz und bündig anzueignen. Und das besorgt ihm die „populäre“ Litteratur à la Welträtsel, das besorgt — das Angenehme mit dem Nützlichen verbindend — in behaglichem Plauderton das unverantwortliche Feuilleton seines Leibblattes. Er ist ein Sklave seiner Zeitung. Daher der ungeheure Einfluß einer Tagespresse, die der Zeitströmung dient, nicht bloß in Tagesfragen, sondern auch in Fragen geistiger Bildung, die keine Tagesfragen, sondern Fragen eines ganzen Lebens sein sollten. Wie aber kann man, in Wirklichkeit ein geistiger Sklave, die Selbständigkeit und Unabhängigkeit seines Denkens einfacher und sicherer vor den Menschen dokumentieren, als dadurch, daß man sich keiner Autorität unterworfen zeigt, vielmehr über alle Autoritäten zu Gericht sitzt, daß man sich auf den Freidenker und Freigeist hinausspielt? Der Geist der Verneinung, der Geist tändelnder Kritik, denkt man, ist ein untrügliches Zeichen höherer Bildung. Welche Logik wäre einfacher: wer zu Allem Ja sagt, ist ein abergläubischer Dummkopf; wer Alles verneint, also ein kluger, selbständiger Geist. Und kann man gar, wozu einem die vielen Witzblätter ja die nötige geistige Beihilfe geben, über das Erhabene sich erheben und mit Blasiertheit über christlichen Glauben und christliche Sittlichkeit reden, dann hat man die Höhenlage seiner Bildung hinreichend festgestellt.

Die Kirche läßt man sich noch so weit gefallen, als sie zur Dekoration zu verwerten ist. Keinesfalls aber läßt man sich weder durch die Stimme Gottes noch durch den Notschrei des Nächsten hindern im Auskosten seiner moralischen Freiheit inbezug auf Handel, Wandel und Genuß. Jene geistige Freiheit soll die Rechtfertigung sein dieser moralischen Zügellosigkeit. Dem Volke aber — ja, dem Volke muß die Religion erhalten bleiben. Das Volk aber schrie: Wir wollen nichts Anderes wie ihr, wir wollen dieselbe Bildung wie ihr, dieselbe Freiheit, denselben Genuß. Natürlich, was bei den Besitzenden in Salonanzug einhergeht, tritt bei den Besitzlosen in der Arbeiterbluse auf. Wo dort der Schein gewahrt bleibt, wird hier auch die Maske abgeworfen. Was dort Aufklärung, ist hier offener Radikalismus; was dort Laxheit, hier Rohheit. Die Karrikaturen der Halbbildung sind nichts Anderes als groteske Schatten der herrschenden Bildung.

3

Gleiche Bildung für Alle! Damit soll gemeint sein: die gleiche Art, das gleiche Ideal, nicht dieselbe Masse der Bildung. Wir huldigen nicht der gedankenlosen Phrase von der Gleichheit aller Menschen, vielmehr möchten wir das Ziel der wahren Bildung kennzeichnen mit den Worten: der Mensch werde eine charaktervolle Persönlichkeit!

Ich und die Welt! Eine kühne Gegenüberstellung, ein stolzes Wort! — Ich versenke mich bewundernd in die Unendlichkeit des Alls, ich versuche das Unmögliche, auszudenken die gewaltigen Größen der Sonnen, mit beschwingter Phantasie auf den Aetherwellen des Lichtes, das der Sirius hinaussendet, durch den Weltenraum zu segeln, einen Blick zu werfen in Gottes Schöpfung — mich schwindelt. Ich überblicke Tausende von Menschengeschlechtern, sie kamen und gingen, wüteten wider einander in stetem Kampf, wieviele lebten ein stumpfsinniges Dasein, auch die schönsten Blüten des Menschengeschlechts sanken ins Grab des Vergessens. Ich blicke in die Gegenwart, ein Ringen und Kämpfen zwischen Volk und Volk, zwischen Mensch und Mensch, ein Streiten um den abgenagten Knochen, ein Spielen mit Menschenleben um sogenannter höherer Zwecke willen, ein Hinsterben Tausender und aber Tausender, die niemals Mensch im wahren Sinne geworden sind. Ich blicke auf mich selbst und den einzelnen Menschen und sehe, daß jene Leute, die von der absoluten Abhängigkeit des Menschen reden, in vielen Stücken recht haben. Wie Vieles an mir, Gutes und Böses, ist ein unverdientes, unverschuldetes Erbteil meiner Väter. Ich bin ein Glied eines bestimmten Volkes, eines besonderen Standes, ein Kind meiner Zeit — und wie Vieles habe ich und vermag ich nur als solches? — ich beobachte, welcher Einfluß auf die Sittlichkeit, die Charakterstärke, die Lebensrichtung, die Gedankenwelt, kurz auf den ganzen Menschen ausgeübt wird durch Erziehung, Umgebung, Beruf, Ernährung, Wohnung. Ist es da nicht eitel Selbsttäuschung, verblendeter Größenwahn, zu meinen, daß mein Ich ein Eigenes, Besonderes sei, daß ich berufen sei, in freier Selbstentschließung mich aus der Welt, gegenüber der sonstigen Kreatur, ja gegenüber jedem Andern meines Geschlechts auszusondern, mich als etwas nur einmal Vorhandenes, von Allem und Jedem Unterschiedliches zu fühlen, und dieses Besondere in seiner Art zur Vollkommenheit auszugestalten? — Und dennoch lebt dieses in der Tat geheimnisvolle Etwas in mir. Es soll durch keine Widersprüche sich irre machen, durch keine logischen Schlüsse sich erschrecken, durch keine noch so zähen Angriffe sich aus seiner Position schlagen lassen. Ich bin, also mache mir Niemand mein Recht streitig, wolle mir Niemand beweisen, daß ich in Wirklichkeit nicht sei. Ich und die Welt sind zwei verschiedene Dinge. Wir sehen in dem Persönlichkeits-, dem Ich-Bewußtsein etwas von Gott Gegebenes. Es ist jedem Menschen gegeben.

Vor Jedem steht ein Bild des, was er werden soll;
So lang er das nicht ist, wird nicht sein Friede voll.

Freilich, dieses Persönlichkeitsbewußtsein ist nicht bei allen Menschen gleich stark. Das Ich liegt mit der Welt im Kampf und oft genug muß es der Welt unterliegen. Ein Mensch, dem es nicht gelingt, sein Ich zum Charakter, zu einem festen, klaren Gepräge zu gestalten, hat sich selbst verloren, preisgegeben, der ist wahrer Bildung verlustig gegangen, ob er unter den oberen Zehntausend oder in der großen Masse vegetiere, ob er ein litterarischer Feinschmecker oder ein unwissender Grob-

schmied sei. — Dieses Persönlichkeitsbewußtsein kann andererseits auch verbildet, überspannt werden. Fordere ich für mich die Anerkennung meines Ich, so bin ich ein Gleiches auch meinem Mitmenschen schuldig, dessen Eigenart zu schonen nicht nur, sondern auch zu fördern mir angelegen sein soll, liegt doch gerade in der Wechselwirkung zwischen zwei Menschen eine außerordentliche Bildungskraft. Nur diese gegenseitige Anerkennung, dieses gegenseitige Schonen und Fördern gibt die Möglichkeit und das sittliche Recht, die eigene Individualität zur Geltung und Entfaltung zu bringen. Wer sein Ich einseitig überhebt zu der Selbstsucht der Herrenmenschen (einerlei ob nur praktisch oder mit dem Vorwand Stirnerscher oder Nietzschescher Philosophie), der ist nicht nur ein Usurpator ohne Rechtstitel (entweder hat jeder Mensch das Recht auf Individualität oder gar keiner!), sondern wird auch sich selbst und Andere zu Grunde richten.

Das Christentum und die christliche Sittlichkeit allein gibt Grund und Kraft, sowohl zu dem Glauben an die Persönlichkeit des Menschen und zu der Vervollkommnungsarbeit an sich selbst, als auch zu dem Schonen und Fördern des Nächsten. Denn nur der Gottesglaube, wie ihn die Offenbarung Jesu Christi gibt, gewährt jeder einzelnen Menschenseele ihre über Zeit und Vergänglichkeit hinausgehende Bedeutung, gibt ihr die Gewähr des persönlichen Fortbestehens und damit dem Ringen nach der Vollkommenheit den eigentlichen Trieb. Und das Gebot der Nächstenliebe kann nur als Gottes Gebot und in Gottes Kraft die Macht der Selbstsucht in uns überwinden. Und wenn tatsächlich auch ohne persönliches Bekenntnis zum Christentum es ein Streben nach hohen Idealen und sittlicher Charakterbildung gibt, so wird doch bei der Wertung dieser Tatsache häufig übersehen, in welchem Maße das Christentum als geschichtliche Kulturmacht den Einzelnen auch ohne sein Wissen und Willen beeinflußt und in dem Zwang seiner Wirkungen hält. Darum: christliche Persönlichkeiten, christliche Charaktere!

4

Persönliches Leben entzündet sich nur an Persönlichen. Wenn uns ein Mensch begegnet, sei es im Leben, sei es in der Geschichte, der nicht nur im Kopf, sondern auch im Herzen sein Wissen hat, der nicht nur aus Büchern gelernt sondern auch durch Leben und Leiden, in der rauhen Schule der Erfahrung, dessen Bildung nicht Kenntnis ist sondern Weisheit, dessen Geist, der gesehen, gelitten und gewirkt, zu uns spricht von dem, was er versucht und besiegt hat; wenn mühevolle und trübe Erfahrungen, wenn ein hartes Ringen des Geistes ihn geführt haben zu einer sieghaften Ruhe, einer zielbewußten Sicherheit, einer erprobten Festigkeit des Charakters, — dann, um Carlyle zu zitieren, „steigt, für das sorglose Auge unbedeutend, in unserm Geiste eine Maxime auf, lichtvoll und mit lösender Kraft einen langen, verworrenen Zeitraum unserer eigenen Geschichte überstrahlend. So spricht Herz zu Herz, und das Leben eines Menschen wird zum Eigentum Aller." Das ist der zündende Funke, der uns erleuchtet, der uns Klarheit gibt über das Zielen und Streben unsers Innersten, ein klärendes Licht wirft über die Irrwege, die wir gingen, über den Weg, den wir zu gehen haben. Es ist, als ob eine Binde uns von den Augen genommen sei. Ich weiß, wer ich bin, wer ich sein soll. Das Bildungsideal, zu dem ich berufen bin mich zu bilden und zu gestalten, ist in mein Bewußtsein getreten. Unter steter Förderung durch die Macht des Persönlichen im Leben, in Geschichte und Offenbarung strebe ich diesem Ziele zu. Mein zum Bewußtsein erwachtes Ich ergreift nun die Außenwelt als einer, der sie beherrscht, wie ein Künstler den Ton, als einer, der sie gebraucht nach seinem Bedarf, wie der Maler die Farben, der da wählt und scheidet, wie der Baumeister sein Material. Alles, was mir homogen, was meinem innersten Wesen entspricht, nehme ich auf, woher es auch komme, sauge ich auf, wie die Biene die Süßigkeit auch aus der giftigen Blume, selbst aus der Verquickung mit ganz fremden und widersprechenden Elementen. Diese selbst aber, Alles was meinem wahren

Wesen zuwider, werden ausgeschieden und abgestoßen, wenn auch oft nur unter heftigen Kämpfen und Gährungen. Daher denn auch die Frage nach dem Was, nach Stoff und Mittel der Bildung erst in zweiter Linie kommt. Aus Allem und Jedem, auch aus dem Dürftigen und Wenigen, kann der bildungsfähige Mensch das Seine nehmen, um es zu formen und einzugestalten in das Bild, das er in sich trägt.

Alles persönliche Leben aber ist in Jahrhunderten als aus seinem letzten Grund geflossen aus der Alles überragenden Persönlichkeit Jesu. Wo das Wesen der inneren Wahrhaftigkeit, der Selbstgewißheit, wo das Recht der persönlichen (nicht bloß leiblichen) Freiheit und geistigen Selbständigkeit, die Bedeutung jeder einzelnen Menschenseele vergessen und somit die Menschheit in ihrer Kulturentwicklung zurückgesunken war, da hat die Rückkehr zu Jesu Person die Menschheit immer wieder sozusagen auf eigene Füße gestellt; ja Jesus hat die Menschen fest auf die Erde gestellt, eben weil er Menschen aus ihnen machte, die ihre Kraft und Stütze nicht in der Welt suchten, sondern in sich selbst, d. h. in der neuen persönlichen Lebenskraft, die ihnen durch ihn erwachsen war. Und wie die Persönlichkeit Jesu über Jahrhunderte gewirkt hat, wird sie weiter wirken. In ihm ist das Persönlichkeitsideal in schlechthin vollkommener Weise ausgestaltet worden. Kann eine größere Selbstgewißheit gedacht werden, als sie sich in seiner Berufserfüllung offenbart, in einem Berufe, der doch so einzigartig fernab von allen betretenen Pfaden ging? Sein irdisches Wissen war vielleicht gering, aber gerade die größten Geister schöpften aus seiner Weisheit.

„Je höher — sagt Goethe — die Jahrhunderte an Bildung steigen, desto mehr wird die Bibel, zum Teil als Fundament, zum Teil als Werkzeug der Erziehung, freilich nicht von naseweisen, sondern von wahrhaft weisen Menschen genutzt werden."

Wenn Jesus auch noch so sehr fußte auf den Propheten Israels, an der absoluten Selbständigkeit seiner Lebens- und Welterfassung kann Niemand zweifeln. An der Geschlossenheit seines Charakters, der dasteht wie ein Fels, an der Durchbildung seines inneren Menschen, der stets mit unfehlbarer Sicherheit seinen Weg wählt und seine Mittel greift, fehlt Nichts. In dem, was er als sein, als des Menschen Element, schon als zwölfjähriger Knabe empfindet, geht er völlig auf. Ihm ist und bleibt er treu um jedes Opfer, das von ihm mag gefordert werden und gefordert wurde. Und die Jünger, deren Herzen an seinem persönlichen Leben sich entzündeten, sind sie etwa bloße Nachahmer, Schablonenmenschen geworden? Abhängige Massenmenschen mögen sie vielleicht vorher gewesen sein. Jesu gewaltige Persönlichkeit hat doch ihre eigene Individualität nicht unterdrückt, nicht in den Bann seiner Größe geschlagen, sondern grade erst entbunden, zu freier, sieghafter Entfaltung gebracht, er hat sie nur befruchtet, geläutert, veredelt. Er hat sie zu Bildnern der Menschheit gebildet. Wer sich daher unter Jesu Einfluß stellt, mittelbar oder unmittelbar, in dem wird der Funke entzündet, der das persönliche Leben in uns wach ruft, der wird auch in den verwickeltsten und widerstrebendsten Verhältnissen des irdischen Daseins sich in Harmonie und Weisheit bilden können, und dann auch ein Bildner seiner Mitmenschen sein dürfen.

Eine solche christliche Persönlichkeit ist keineswegs, wie so gern vorgehalten wird, dem irdischen Leben abgewandt. Wenn das bei der ersten Christenheit der Fall war, so hat das seine Gründe, über die wir uns hier nicht auslassen können. Wir verwerfen das Mönchsideal. Schildert Carlyle etwas Anderes als die reformatorische und doch auch echt christliche Auffassung, wenn er in seiner urkräftigen Art schreibt: „Alle wirkliche Arbeit ist heilig; in aller wirklichen Arbeit, wäre sie auch nur wirkliche Handarbeit, ist etwas Göttliches. Der Schweiß der Stirne, und mehr als das der Schweiß des Hirns, der Schweiß des Herzens bis hinauf zu jenem blutigen Todesschweiß Christi, den die Menschheit göttlich genannt hat. Mein Bruder, wenn das nicht Gottesdienst ist, dann tut es mir leid um deinen Gottesdienst; denn es ist das edelste Ding, das bis jetzt unter Gottes Himmel erfunden."

Die Treue im irdischen Beruf ist das Erste, darin die christliche Persönlichkeit sich zu betätigen hat. Diese Treue fordert von ihm, daß er alle Kräfte, die Gott ihm gegeben hat, darin auch auswirke und zu voller Entfaltung bringe. Ein Pfuscher in seinem Berufe ist keine Persönlichkeit, die Achtung fordern kann. Wer sich zu einem christlichen Charakter bilden will, der findet grade in der Berufsbildung sein Feld. Nun hat freilich die Entwicklung der Industrietechnik ein solches Maß von Arbeitsteilung und eine solche Entlastung menschlicher Mittätigkeit im Gefolge gehabt, daß heute ein ganzes Heer von Arbeitern vor uns steht, deren Berufstätigkeit mehr oder minder aufgeht in steter Wiederholung mechanischer Handgriffe und Tätigkeiten, einer Arbeit, in der es schwer ist ein bildendes Element zu finden. Dem gegenüber aber hat das Berufsleben des Arbeiters heute nach einer anderen Seite hin eine wesentliche und mancherlei Bildungskräfte in sich bergende Erweiterung erfahren. Es ist die Gewerkschaftsbewegung, die so viel zur Hebung und Bildung des englischen Arbeiterstandes beigetragen hat, die auch in Deutschland immer mehr Beachtung und Anerkennung ihrer Berechtigung und Bedeutsamkeit findet, es ist die ganze kulturelle und soziale Aufwärtsbewegung des vierten Standes, worin auch für den modernen Industriearbeiter die Bausteine zu einer eigenartigen charaktervollen Berufs- und Standesbildung in hinreichender Fülle dargeboten sind. — Und wenn es auch nicht Jedermann in seinem Stand und Beruf zum vollendeten Meister bringen mag, das Streben darnach soll doch niemals aufhören. Und damit müssen wir uns allerdings abfinden auch in der Frage der Bildung: wer redlich strebend sich müht um den Preis der Vollendung, der ist des Lobes wert.

Wir haben ein hohes, schweres Ziel, das freilich allein eine gesunde, aufwärts steigende Entwicklung unseres Volkes verbürgt: Volksbildung. Wir haben aber auch ein hohes, kraftvolles Ideal; es wird die äußerlichen, hemmenden Schranken, die anmaßender Kastengeist durch Bildung und Besitz aufrecht zu halten und zu festigen sucht, niederreißen: Persönlichkeitsbildung.

Karl Rösener

Roseggers Leben Jesu und die Theologen

Von einem Nichtgeistlichen

Ob wohl alle Leser der Christlichen Welt die Kritik, die Professor Drews in Gießen über Roseggers Leben Jesu in Nr. 2 dieses Jahres geschrieben hat, mit ebenso gemischten Gefühlen gelesen haben wie der Schreiber dieser Zeilen? Den Theologen und den Pastoren war sie gewiß zumeist aus dem Herzen gesprochen — obwohl z. B. eine so „theologische" Zeitschrift wie die Wartburg das Buch nachdrücklich empfiehlt (IV, 8, vgl. III, 98). Aber diejenigen unserer Leser, die nicht dem geistlichen Stand angehören, werden doch hoffentlich mit der summarischen Verurteilung des strengen Kritikers nicht alle einverstanden gewesen sein.

Drews hat ja den ästhetischen Gesichtspunkt stark hervorgehoben. Hier wollen wir mit ihm nicht rechten, einmal weil über den Geschmack nicht zu streiten ist und sodann weil wir da manche seiner Bedenken teilen. Aber wir glauben doch nicht zu irren, wenn wir neben dem Aestethiker auch den Theologen in jener Kritik hören. Denn wir meinen, trotz seinem Bestreben nur Geschmacksurteile abzugeben, sieht er doch eben als Theologe den Gegenstand anders als der „durch theologische Sachkenntnis nicht getrübte" Blick des Dichters und des Laien.

Freilich die Christliche Welt mutet ihren Lesern ziemlich viel Theologisches zu, und das kann ja bei der heutigen Richtung im Protestantismus, wo man das Christliche genau so erfassen will, wie es ursprünglich gewesen ist, auch gar nicht anders sein: um sich, statt wie früher von dem Christus der orthodoxen Dogmatik, nun von dem geschichtlichen Jesus, so wie wir ihn heute zu erkennen vermögen, zu Gott führen zu lassen, muß man eben einige theologische, oder mindestens geschichtliche Bildung besitzen, wenn man nicht gerade seinem Pastor ohne weiteres Alles aufs Wort glauben will. Aber es ist nicht

unmöglich, daß gar manche unserer Freunde sich dadurch in ihrer untheologischen Selbständigkeit etwas wankend machen lassen und nun selber die Dinge vom theologischen Gesichtspunkt aus betrachten: und da kann freilich Roseggers Buch nicht viel Freude erwecken.

Man denke: ein Mann, dem wir trotz seiner so verdienstlichen Unterstützung der evangelisch kirchlichen Arbeit doch fast auf jeder Seite den Katholiken anmerken, ein Mann, der sich so wenig um alle geschichtliche Gelehrsamkeit kümmert, daß er statt Pharisäer und Rabbinen, Phariten und Rabbiten, und statt Barrabas Barrab schreibt, ein Mann, der seinen schalkhaften bäuerlichen Humor, der uns in seinen übrigen Büchern so gut gefällt, nicht einmal in einer Erzählung des Lebens Jesu ganz unterdrücken kann — ein solcher Mann wagt sich an den Stoff, den wir zwar nicht mit dem Kritiker den „ungeheuerlichsten", aber doch sicher den für Christen erhabensten und zugleich zartesten nennen müssen, schreibt in einer seltsam symbolisch aussehenden, romanhaften Einkleidung den Inhalt unserer Evangelien nieder und hegt noch dazu die Erwartung, daß sein Buch eine Art von religiös erbaulicher Wirkung ausüben und manchen Leser in ein innerliches Verhältnis zum Heiland bringen könne! Und dabei ist er von Profession Dichter und will doch gewiß so etwas wie ein Kunstwerk gegeben haben! In der Tat, ein starkes Stück! Und es wäre fast ein Wunder, wenn er es damit einem Theologen recht gemacht hätte; jedenfalls wäre der Theologe wahrhaftig ein weißer Rabe! Denn die Theologen sind doch immer und überall die Hüter des Ueberlieferten — das gilt, freilich in einem anderen Sinn als gewöhnlich, sogar von den lieben und verehrungswürdigen Theologen, denen die Christliche Welt so viele wirklich ausgezeichnete und gewiß nach Kräften „untheologische" Beiträge verdankt.

Die Theologie der Christlichen Welt — wenn wir ihr überhaupt eine zuschreiben dürfen — ist freilich nicht die dogmatische, die aus der „Ueberlieferung" der Kirche stammende, sondern die kritische, die auf das ursprüngliche und unverfälschte Evangelium und vor allem auf seinen Bringer Jesus zurückgreift. Und das Merkmal, das sie auszeichnet, ist das, daß sie diesen Jesus zwar mit rein geschichtlichen Mitteln zu erkennen sucht, in dem so Erkannten aber genau dasselbe zu haben überzeugt ist, was die orthodoxe Theologie in ihrem dogmatischen Christus zu haben behauptet: nicht bloß den Propheten und Lehrer, sondern den Heiland und Erlöser.

Diesen Jesus findet die Theologie der Christlichen Welt in der Ueberlieferung der Evangelien: es ist also nur natürlich, und wie gesagt, das unveräußerliche Merkmal jeder Theologie, daß sie dieses „Ueberlieferte" hütet und gegen alle Verunstaltung durch Unberufene verteidigt. Nichts Anderes tut auch Professor Drews: er rügt — und von diesem Standpunkt aus völlig mit Recht, — „daß die wunderbare Schlichtheit und majestätische Einfachheit der neutestamentlichen Erzählung vertauscht ist mit einer weitschweifigen, wässerigen Redseligkeit, in der eine Menge legendenhafter Ausschmückungen sich breit machen", er findet „dieses Hineinziehen jener biblischen Gestalten in eine halb moderne Welt unerträglich", und er urteilt, „daß die Gestalt Jesu es eben nicht verträgt, romanhaft behandelt zu werden". Den tiefsten Grund seiner Abneigung enthüllt er uns aber in der Begründung, warum das Jesus nicht vertrage. „Denn dazu muß er ins Leben mit seinen Einzelheiten und Kleinigkeiten hineingestellt werden und dabei wird er selbst klein, eng."

Aber wie, wenn der Dichter gerade das ausdrücklich gewollt hätte, was der Gelehrte hier für durchaus verpönt erklärt? Es ist vielleicht dem Verfasser von I. N. R. I. nicht bloß eben passiert, daß er seinen Jesus in so kleinmenschliche, modern erscheinende Umgebung hineingestellt hat, weil der Dichter natürlich das Dichten und Erdichten nicht lassen kann, sondern vielleicht hat er das gerade mit Absicht getan? Vielleicht wollte er etwas Bestimmtes damit erreichen? Und vielleicht war es nicht bloß eine unbeabsichtigte und unerwünschte Folge der „romanhaften" Einkleidung, daß Jesus „kleiner" wurde, sondern Rosegger — der sich rundweg zu dem von der Jungfrau Maria

geborenen, in die Vorhölle gestiegenen, auferstandenen und gen Himmel gefahrenen Gottmenschen bekennt — hat ihn mit Absicht „klein“ gemacht?

Es ist nicht vielleicht so, sondern es ist wirklich so. Rosegger hat sich bis jetzt zweimal über sein Buch ausgesprochen. Zuerst in seiner Zeitschrift Heimgarten (29, 3, Dezemberheft 1904, S. 221—229), wo der Verfasser von I. N. R. I. in ergötzlicher Weise als „der arme Sünder im Verhör“ dargestellt wird, wie er auf alle Vorwürfe des gestrengen Kritikers zu antworten sucht; und noch einmal, teilweise diese Antworten wiederholend, in einem Nachwort zu dem Buch selbst, das dem 17.—20. Tausend mit auf den Weg gegeben wird (zum größten Teil abgedruckt in der Wartburg IV, 8 vom 24. Februar 1905). Und weil diese Selbstverteidigung, dem theologisch, Gott sei Dank, ganz unwissenden Dichter wohl selbst nicht klar bewußt, einen tiefen Gegensatz zu jeder Theologie, auch zu der der Christlichen Welt, offenbart, deshalb ist es für unsere Leser vielleicht interessant, ihr auf den Grund zu sehen.

Rosegger erklärt, daß nach zahlreichen Zuschriften und Kritiken das Buch nur zwei Gegnerschaften zu haben scheine: Atheisten und Theologen (evangelische wie katholische). Eine höchst lehrreiche Zusammenstellung! Vielleicht hat der Dichter gar nicht daran gedacht, Beide unter den „Dogmatikern“ zusammenfassen zu wollen, von denen „sein Buch abgetan werde, vielleicht gar erbarmungslos und schmachvoll“. Aber man könnte doch vielleicht — nur für diesmal — unter diesem Schlagwort wirklich beide zusammenfassen. Unter den Atheisten versteht Rosegger gewiß die „dogmatischen“ Verwerfer aller Religion, denen ein für allemal feststeht, daß es mit der Religion nichts sei. Die Theologen sind aber nach dem, was vorhin angedeutet wurde, doch sicher alle in der Art „dogmatisch“, daß sie eine bestimmte, seis dogmatisch, seis geschichtlich festgestellte, jetzt aber nun auch feststehende Form für den religiösen Inhalt verlangen und verteidigen.

Vielleicht wird das, was wir meinen, an einem Beispiel klar. Felix Dahn erzählt in einem seiner Bücher von zwei nordischen Skalden, die sich über das zu ihrer Zeit eben vordringende Christentum unterhalten; da sagt der Eine: mit dem Christentum sei schon deshalb für ihn Nichts anzufangen, weil man da gar nicht dran weiter dichten dürfe; bei der alten Volksreligion habe jeder Sänger die Göttergeschichten verändern dürfen, bei den Christen müsse es ein für allemal so bleiben, wie sie erzählt werden. Jeder Theologe wird ohne weiteres sich hier auf die Seite des Christentums schlagen und die Form der Religiosität des Skalden als heidnisch und mythologisch verwerfen, denn er erblickt den Vorzug des Christentums eben darin, daß es eine historische und nicht eine mythologische Religion ist. Ob Rosegger, wenn er diese Geschichte kennt und den ihr zu Grunde liegenden wirklich grundsätzlichen Gegensatz erfaßt, sich unbedingt auf die Seite des Skalden stellen würde, weiß ich nicht und möchte es fast bezweifeln. Aber jedenfalls hat ihn sein germanisches Empfinden gezwungen, genau nach der Vorschrift dieses Skalden zu handeln. Der Kritiker sagt zu dem armen Sünder: „Es handelt sich bei der Geschichte Jesu doch nicht um heute“; aber der Angeklagte erwidert schlankweg: „Es handelt sich um heute. Das Leben Jesu ist nicht »gewesen«, es *ist* und wird immer sein. Darum wird es nicht wie ein Geschehenes, sondern wie ein Geschehendes erzählt“. Der Dichter nimmt ausdrücklich als sein Recht in Anspruch, „was so Viele selbst im strengen dogmatischen Mittelalter getan haben“, auch versuchen zu dürfen: „keinen schematischen Jesus, sondern einen lebendigen“ darzustellen; das heißt doch offenbar: keinen, der eine bestimmte, dogmatisch oder wissenschaftlich festgestellte Form zu haben braucht. Da er mit Recht glaubt „in der Behandlung es nicht an Ehrerbietung noch an Herzenswärme fehlen gelassen zu haben“, will er wie die Dichter und Künstler vergangener Zeitalter, die darin freier waren, die „trautsame Gottmenschgestalt“ darstellen, „wie sie in ihm ist“. Bei den bildenden Künstlern des naiven Mittelalters haben wir uns daran gewöhnt, daß sie Jesus und seine Umgebung nicht im geschichtlich treuen, sondern im naiv-unhistorischen zeitgenössischen Kostüm darstellen: zu diesem Kostüm gehört aber fast jedes Mal ein gut Stück germanischen Gemütslebens mit. Noch heute wird jedes Kind sich zur Weihnachtsgeschichte eine gut germanische Schneelandschaft denken; und wir finden es ganz richtig, wenn Mohn sie auch dazu zeichnet, ja wir gewöhnen uns sogar an Uhdes Vergegenwärtigungen der biblischen Geschichte und finden sie jedenfalls nicht „irreligiös“. Aber sollte, was dem bildenden Künstler recht ist, nicht auch dem Dichter billig sein? Der Heliand steht uns leider durchschnittlich zu fern: in ihm aber ist eine Germanisierung der Gestalt Jesu durchgeführt, um die man die alten Sachsen beneiden möchte. Und wie tief religiös ist der ewige Gehalt von Jesu sittlicher Predigt in Walter Classens neuestem Büchlein erfaßt, wie lebendig hat er „Christus heute als unseren Zeitgenossen“ vor uns hingestellt! Freilich, man merkt da den gründlich gebildeten Theologen an jedem Wort: aber soll, was dem Theologen recht ist, bei uns Evangelischen — und in diesem Sinn rechne ich Rosegger unbedingt zu uns — dem „Laien“ nicht billig sein? Es kann ja sein, daß uns das Milieu, in das der Steiermärker Dichter Jesum stellt, nicht recht paßt, daß seine Mischung von bäuerlichem Humor und feierlicher Getragenheit uns nicht recht eingehen will: aber das ist nicht Sache des Dichters, das liegt an uns — und es braucht ja noch lange kein Tadel zu sein, wenn man das von uns sagen muß. Der Dichter und Mensch Rosegger aber, das behaupte ich, hat das unbestreitbare Recht, *seinen* Jesus so zu gestalten, und zwar nicht bloß das dichterische, sondern das religiöse Recht.

Vergessen wir doch nicht, daß Roseggers religiöse und kirchliche Stellung eine ganz einzigartige, eben *seine* Stellung ist. Ein Mann, der als Katholik geboren und erzogen, seine Kinder sämtlich fröhlich zur evangelischen Kirche übertreten sieht, sich über ihren Uebertritt freut — es gibt darüber eine köstliche, echt Roseggersche Geschichte — aber selbst nicht übertritt, der in seiner Heimat eine evangelische Kirche baut, aber eine Muttergottesstatue drin haben will und dann ganz ohne Empfindlichkeit davon absteht, weil die protestantischen Pfarrer das nicht wollen oder nicht können: ein solcher Mann ist ein ens sui generis, ein Wesen für sich, und kann mit unsern rein protestantischen Maßstäben so wenig gemessen werden als ein Viereck mit Kreisflächen. Wenn uns Protestanten — wenigstens soweit wir Bibelleser sind — das Abweichen von den biblischen Worten stört, so empfinden das die Katholiken gewiß viel weniger. Und dasselbe gilt doch auch von Vielen, die keine Katholiken sind: es gibt doch heutzutage leider Gottes ungezählte Tausende, die ein Abweichen vom Bibelwort nicht im mindesten stört, einfach weil es ihnen ganz und gar nicht vertraut ist!

Es liegt nun einmal im Wesen des Katholizismus, daß er jener, meinetwegen heidnischen und mythologischen, Vorstellungsweise noch näher steht, die ein verhältnismäßig freieres Schalten mit dem Historischen zuläßt: ist doch die Tradition elastischer als die Bibel, und kann doch der starre Buchstabe der Bibel durch die allegorische Erklärung jederzeit erweicht werden. Wir Protestanten mögen uns noch so sehr — und mit Recht — der germanischen Eigenart unserer Religiosität rühmen: der Katholizismus hat doch in einer Zeit, da Vieles im Christentum noch flüssiger war als heute, auch eine germanische Eigenart ausgebildet, indem er den Ernst der Religion in allerlei Umrankungen und Gebräuchen unserem Volksempfinden und unserem Volksgemüt näher gebracht hat, als ihm der bildlos geistige Protestantismus vielleicht jemals kommen kann.

Und so ist auch das Andre ein katholischer Zug — im gemütvollen Sinne dieses Wortes genommen — an Roseggers Buch, daß er absichtlich die Gestalt des Gottmenschen vermenschlicht, noch unter das Maß dessen herab, was er selber als sein Bild in sich trägt. Auf den Vorwurf, daß er die hohen Worte Jesu nicht buchstäblich nehme, sondern abschwäche, erwidert er in jenem Verhör mit verblüffender Ehrlichkeit: „weil ich — offen gesagt — die ganze Wucht nicht zu ertragen vermag. Es wäre freilich bequemer, einen Zentner bewundernd einfach liegen zu lassen, als fünfzig Pfund zu versuchen auf sich zu nehmen. Es war wohl Sache des Gottmenschen, das höchste Bild der Vollkommenheit aufzuzeigen; doch der Erdenmensch muß sein Teil so nehmen, wie er es tragen kann. Lädt man ihm zu

viel auf, so wird er kopfscheu. Wird er im Tragen erst geübt sein, dann kann er auch schwerer aufladen und das wird er auch tun."

Man kann über die Berechtigung und über den Nutzen dieser echt katholischen pädagogischen Methode sehr verschiedener Meinung sein. Aber gar mancher Hörer von gut protestantischen Predigten hat sich doch vielleicht schon gesagt: unser Pastor sollte froh sein, wenn seine Zuhörer die freilich nicht auf der Höhe des paulinischen Evangeliums stehende Lehre von den guten Werken beherzigen! Es ist doch unbestreitbar, daß Viele heutzutage sich an die Bibel gar nicht mehr hingetrauen: sie sind so verwirrt von dem Streit über Echtheit und Unechtheit, Wahrheit oder Unwahrheit dieser Geschichten, daß sie einfach nicht mehr wissen, was sie mit ihnen anfangen sollen — von denen ganz zu geschweigen, die mit ihnen schon ganz fertig sind. Daß solchen Leuten eine Darstellung wie die Rosegger'sche ein Führer zum Heiland und so ein Führer zu Gott sein kann, davon bin ich ebenso fest überzeugt, wie daß für viele Naturen nun eben einmal das methodistische Wesen oder gar der Abscheu aller Theologen, die Heilsarmee, der gewiesene Weg ist. Daß es dabei nicht ohne Dinge abgehen kann, die von dem Kanon unsers „geläuterten" Geschmacks abweichen, versteht sich von selbst, und daß Rosegger seine Darstellung nicht für eine so vollendet künstlerische ansieht, als sie der Höhe des Gegenstandes gemäß eigentlich sein sollte, d. h. für unbedingt vollkommen, hat er selbst mit erquickender Bescheidenheit und Selbstkritik zugegeben.

Summa summarum: die österreichische Polizei hat es dem Dichter Rosegger nicht erlauben können, drucken zu lassen „wie er sich die Persönlichkeit Jesu denkt" — unsre lieben deutschen Theologen sollten ihm das unbedingt gestatten und sich über seine Gabe freuen, auch wenn sie mit theologischem Maßstab gemessen etwas ungefüg erscheint. Christian Teutsch

---

Die Bremer Sensation

Verschiedenen Mitteilungen Kundiger entnehmen wir folgenden Tatbestand:

Allerlei Gerüchte über Pastor Mauritz, daß er an Stelle der Taufe eine von kirchlicher Form und christlichem Gehalte abweichende „Weihe" der Kinder eingeführt habe, schwirrten seit langem durch die Welt. Im Kreise der Bremer konservativen Pastorengesellschaft, zu der die orthodoxen Bremer Geistlichen, auch nichtamtliche, wie der Missionsinspektor, Krankenhausgeistliche usw., auch Gäste aus der Umgegend gehören, entstand das Bedenken, daß 1. dadurch die Anerkennung der Bremischen Taufen draußen in der Welt, nicht bloß die Mauritzens, bedroht sein könnte. Besonders befürchtete man 2., daß dadurch die bedauerliche katholische Wiedertaufpraxis Begründung und Nahrung finden könnte. Einige der Herren fühlten sich auch in ihrem Gewissen bedrängt durch die Erwägung, daß 3. sie selbst solche von Mauritz getauften Kinder nicht als getauft behandeln könnten.

Um Klarheit zu schaffen, richteten diese dreißig Geistlichen im Anfang des Jahres eine Eingabe an den Senat, in der sie ihm die obigen Bedenken aussprachen und um Untersuchung der Sache baten unter Hinweis auf jene Gerüchte, die behaupteten:

a. Mauritz benutze kein Wasser mehr bei der Taufe,
b. er verrichte die Taufe überhaupt nicht mehr als Taufe, sondern ganz vage als „Weihe",
c. er bediene sich einer ganz unchristlichen Taufformel.

Der Senat mußte die Berechtigung jener kirchenrechtlichen Bedenken 1, 2, 3 anerkennen und nahm die Untersuchung auf. Mauritz bestreitet entschieden a und b. Er habe stets Wasser benutzt und stets die Handlung als Taufe vollzogen. Die Wahrscheinlichkeit dieser Aussage ad a anzuzweifeln, liegt kein Grund vor. Daß er aber (b) an Stelle der Taufhandlung eine Art Weihe vollzogen habe, ist der Eindruck auch in liberalen Kreisen gewesen. Ad c erklärte Pastor Mauritz vor dem Senat, daß er von seinem Amtsantritt 1897 bis zum Mai 1900 die Formel Math. 28, 19 gebraucht habe. „Gewissensbedenken" hätten ihn dann dazu veranlaßt, von ihr abzugehen. Er habe fortan getauft mit den Worten:

„Ich taufe dich im Aufblick zu Gott, den wir mit Jesus Vater nennen."

Seit 1903 habe ihm auch das nicht mehr genügt, und er habe nun die Wendung benutzt:

„Ich taufe dich im Aufblick zu Gott dem Alleinen, in dem wir leben, weben und sind, welchen die christliche Kirche als Vater, Sohn und heiligen Geist bekennt."

Weitere andere Formen will er nicht benutzt haben, und der Senat hatte sich daran zu halten. In der Stadt sind doch noch andere Lesarten verbreitet.

Bei der Stellungnahme des Senats haben dogmatische Erwägungen nie, auch nur im Geringsten, mitgespielt. Man sah sich lediglich vor die Frage gestellt: Ist eine so vollzogene Taufe kirchenrechtlich gültig? Und darauf hätte es nur ein unbedingtes Nein gegeben. Nach dem allgemein gültigen Kirchenrecht gehören zur Taufe Zweierlei: das Wasser und die Taufrede: „Ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." Wie der Geistliche diese Worte auffasse, bleibe ihm ganz überlassen. Der Senat hat sich keineswegs zum Trinitätsdogma bekannt, und es ist unrichtig, wenn die Deutsch-evangelische Korrespondenz berichtete, Mauritzens Taufen seien als ungültig erklärt, weil er nicht auf die Trinität getauft habe: in dem Bescheid an Mauritz hat der Senat ausdrücklich von der „sogenannten" Trinitätsformel gesprochen. Also lediglich aus kirchenrechtlich formellen Gründen sah sich der Senat genötigt, die etwa 600 Taufen seit Mai 1900 für ungültig zu erklären.

Es ist dies Mauritz in einem ernsten Verweis mitgeteilt, ebenso den Bauherrn des Doms und den Dompastoren, damit diese nicht auf Mauritzsche Eintragungen hin einmal einen Taufschein ausstellten und sich damit strafbar machten.

Zwischen den Verhören und dem jetzigen Entscheid liegt eine ziemlich lange Zeit. Das wird von Mauritzens Anhängern dem Senat zum Vorwurf gemacht. Aber es bedurfte natürlich langer Verhandlungen im Senat, ehe man sich entschließen konnte, eine solch schwerwiegende Entscheidung zu treffen.

Pastor Mauritz erklärte vor dem Senat, daß er gar nicht gewußt habe, daß der Gebrauch jener Formel vom Kirchenrecht vorgeschrieben sei. Bei einer zweiten Verhandlung stellte sich heraus, daß er inzwischen schon zu der Taufformel: „Ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes" zurückgekehrt sei. Er hat sich auch seinen Bauherren gegenüber bereit erklärt, jene Kinder noch einmal rite zu taufen! Er hat es ferner übernommen, die Eltern der Kinder von dem Beschluß des Senats zu benachrichtigen und ihnen das Weitere zu überlassen. Die Bauherren haben ihm einen Saal zu Massentaufen angeboten.

Ein recht klägliches Ende der Sensation: Tausende aufgeregt ohne den Gotteszwang des Gewissens!

Allerlei unerläßliche Betrachtungen über die Sache behalten wir uns vor. Den Fall kirchenrechtlich zu beurteilen, werde ich einem Sachverständigen überlassen. Für meine Person, das will ich schon heute sagen, bin ich auch in diesem Falle Feind des Kirchenrechts in der Kirche aus religiösen Gründen. R

Selbstanzeigen

Der Theologe auf Schleichwegen. Von Joh. F. Hahn. München-Schwabing, E. W. Bonsels. 32 S. 1 Mk.

Das Buch behandelt einige Schwierigkeiten, die die gegenwärtige Lage dem theologischen Studium bringt. Der junge Student sieht seine akademischen Lehrer in zwei feindliche Lager zersprengt und kann sich von vornherein weder für die einen noch für die andern entscheiden, falls nicht die Position der Gemeinde, in der er später wirken soll, ob liberal, ob positiv, von vornherein den Gang seiner Entwickelung bestimmt. Fast alle Konsistorien, besonders die preußischen, verlangen eine positiv gerichtete theologische Ueberzeugung, die Bücher aber, die am meisten gelesen werden und am schnellsten orientieren, stammen aus dem anderen Lager. Zu dieser Schwierigkeit kommt

noch die wichtigere, daß jeder Student sein naives Denken, das nur in den seltensten Fällen schon auf dem Gymnasium hier und da erschüttert ist, in langsamer Umbildung in ein wissenschaftliches verwandeln muß. Die Risse und Konflikte, die sich dabei für das eigene Glaubensleben einstellen, zeigen in der gewaltigen Erschütterung des persönlichen Lebens den Ernst der Verpflichtung, diese Umwandlung nun auch wirklich mit aller Kraft und verantwortungsvoller Energie durchzusetzen.

In der Ueberzeugung, daß hierbei die meisten Studenten nicht reinlich zu Werke gehen, sondern den Konsequenzen mit Rücksicht auf ihren späteren Beruf und ihr glatteres Fortkommen oft lieber aus dem Wege gehen, versuche ich vor falscher, ängstlicher Flucht aus den Kämpfen heraus zu warnen und die persönlichen Verpflichtungen ernster wissenschaftlicher Arbeit den jungen Theologen vor Augen zu stellen. Wo Jemand wissenschaftliche Theologie treiben will, da muß er sein naives Denken und Empfinden auch in seinem eigenen Glaubensleben preisgeben und kann es erst auf einer historisch und philosophisch gewonnen Basis wieder zu erreichen suchen. Diese Basis, die von der entwickelungsgeschichtlichen Theologie prinzipiell vorausgesetzt wird, kann auch der positiven Ueberzeugung gerecht werden und untergräbt damit jede Angst des jungen Theologen, daß er vielleicht auf eine Position gedrängt wird, die ihm den geistlichen Beruf in der Landeskirche unmöglich macht.

Berlin Joh F Hahn

Religionsbuch für die Hand der Schüler bearbeitet von Walther Haupt. Erster Teil: I.—IV. Schuljahr. Heilige Bilder aus der Geschichte des Reiches Gottes. Zweiter Teil: V.—VIII. Schuljahr. Die geschichtliche Entwickelung des Gottesreiches: Gesetz, Prophetie, Evangelium, Kirche. — Tübingen, J. C. B. Mohr 1904. 265 S. — 1. Teil 75 Pfg., 2. Teil 1,25 Mk., beide Teile in 1 Band 2,50 Mk.

Nachdem schon oft und von den verschiedensten Seiten die Forderung nach Umgestaltung des Religionsunterrichtes laut geworden ist — Ausgleichung des Religionsunterrichtes mit der Bibelwissenschaft; Auswahl und Anordnung des Stoffes; stärkeres Hervortreten des ethisch-religiösen Elementes, des entwicklungsgeschichtlichen Gedankens, der christozentrischen Betrachtungsweise; größeres Betonen des Prophetismus; andersartige Verwendung des Katechismusstoffes und des Spruchmaterials; eingehendere Behandlung der Reformation und der neuesten Kirchengeschichte; Verhältnis zum Luthertext u. A. — habe ich versucht, diese Forderungen in einem für die Hand der Schüler bestimmten Religionsbuch in die Praxis zu übersetzen. Mag mir dabei im Einzelnen Vieles nicht geglückt sein und der Abänderung bedürfen: wer immer für die Mängel unserer bisherigen Religionsbücher ein Auge hat, wird um der Sache willen freundlich gebeten, in Lehrerkreisen auf das vorliegende Religionsbuch aufmerksam zu machen.

Haubinda Walther Haupt

Unbewußtes Christentum. Von Martin Rade. Hefte zur Christlichen Welt Nr. 53, drittes Heft der neuen Folge. Tübingen. J. C. B. Mohr 1905. 23 S. 30 Pf.

Die Losung „unbewußtes Christentum" klingt durch die religiösen und kirchlichen Erörterungen unsrer Tage immer wieder leise oder lauter hindurch. Einen bestimmten Begriff aber verbinden wohl nur Wenige damit. Der Vortrag geht der Herkunft des Wortes nach und fragt, ob es heute für uns noch dieselbe Bedeutung haben könne, die es für seine ersten Liebhaber hatte. Am Schluß wird eine ernste kirchenpolitische Forderung erhoben. R

Verschiedenes

Der Buddhist. Deutsche Monatsschrift für Buddhismus. Herausgeber Karl B. Seidenstücker. Erster Jahrgang. Leipzig, Buddhistischer Verlag. Nr. 1 und 2. April-Mai 1905.

Die buddhistische Propaganda, welche in den letzten Jahren mehrfach Anstrengungen gemacht hat, den Buddhismus neu zu beleben, zu reformieren und nach Europa sowie Amerika zu übertragen, tritt jetzt mit einer deutschen Monatsschrift vor das Publikum. Man meint damit einer dringenden Notwendigkeit zu gehorchen, da die „beständig zunehmenden" Kreise derer, die sich für jene Religion interessieren, ein Zentralorgan auch in Deutschland nötig hätten. Der Herausgeber geht aus von der Tatsache, daß viele sogenannte Buddhisten des Abendlandes selbst gar nicht recht wissen, was eigentlich Buddhismus ist. Es soll also eine eingehendere Unterweisung auf Grund von Uebersetzungen autoritativer Texte und durch Aufsätze von Kennern geboten werden. Alle jene fernet, denen der Buddhismus bisher mehr Gegenstand des Studiums als wirklich ein „geistiger Führer" ist, hofft der Herausgeber in die Kreise der wahren Anhänger hinüberzuziehen. Sodann meint er, jenen „Hunderttausenden, ja Millionen in Deutschland", die sich von der landesüblichen Kirchenreligion abgewandt haben und sich doch nach einem religiösen Ersatz sehnen, im Buddhismus diesen Ersatz durch Lehren einer „undogmatischen Religion und vernünftigen Weltanschauung" verschaffen zu können.

Einer speziellen Richtung will die neue Zeitschrift nicht dienen, vielmehr den Anhängern aller Schulen und Schattierungen des Buddhismus das Wort gönnen. Der Herausgeber gibt sich dabei der sehr optimistischen Hoffnung hin, daß bei den verschiedensten Meinungsäußerungen sich doch ein gemeinsamer Kern als der wesentliche Bestand aller Schulströmungen herausstellen werde, der allein von bleibendem Wert sei und die Zeiten und Kulturfärbungen überdauere. Er ist ferner gewiß, daß dieser „Kern" durchaus kein speziell indisch-asiatisches Gepräge aufweisen werde, sondern universale, kosmopolitische Bedeutung habe und in allererster Linie als Weltreligion in Frage komme. Wie er sich diesen Kern denkt, sagt der Herausgeber leider nicht. Er scheint sich etwas höchst Sublimiertes darunter vorzustellen. Die Frage, wie der auf jenem „Kern" sich aufbauende Buddhismus in seiner praktischen Gestaltung sich zu andern Religionen verhalte werde, findet Antwort in der Phrase: „Und würden gleich alle fünf Erdteile christlich oder islamitisch, so würde doch der Buddhismus über der ganzen Erde lagern wie ein nobler Duft, der Jeden umfängt, sobald er aus der engen, dunstigen Atmosphäre der Tiefe emportaucht." (Die schöne Redeblume ist hergenommen aus P. Dahlkes Aufsätzen zum Verständnis des Buddhismus.)

Das erste Heft enthält außer der Einführung (Unser Programm) durch den Herausgeber sechs Nummern: 1) Ein Weckruf aus dem Evangelium Buddhas von Paul Carus; 2) Das Metta-Sutta des Sutta-Nipâta von Arthur Pfungst; 3) Der Wert des Buddhismus von Ananda Maitriya (sollte besser Maitrêya geschrieben werden); 4) Die vier erhabenen Wahrheiten von Allan Mac Gregor; 5) Vergänglichkeit von Karl B. Seidenstücker; 6) Lieder des Lebens von Wolfgang Bohn.

Der Verfasser von Nr. 3 und 4 ist derselbe, nur unter verschiedenem Namen.*) Die Artikel sind mit Ausnahme des vom Herausgeber herrührenden sämtlich nicht Originalartikel. Der erste ist eine Uebersetzung (aus dem Englischen) des ersten Abschnitts von Carus' bekannter Zusammenstellung The Gospel of Buddha (Chicago, 1900). Das hätte meines Erachtens den Lesern ausdrücklich gesagt werden sollen. Nr. 2 ist als Nachdruck bezeichnet. Nr. 3 ist die Uebersetzung eines Artikels aus der englischen (in Rangoon erscheinenden) Zeitschrift Buddhism (Vol. 1 Nr. 1). Nr. 4 ist ein 1901 in Colombo gehaltener Vortrag, der auch schon früher englisch gedruckt wurde. Nr. 6 entstammt einer Liedersammlung, die demnächst erscheinen soll. Es ist keine besondere Empfehlung für eine mit so großen Ansprüchen auftretende Zeitschrift, wie die vorliegende sich selbst in der Einführung charakterisiert, wenn sie in ihrer ersten Nummer nur einen einzigen Originalartikel, und den aus der Feder des Herausgebers bietet.

Der Aufsatz des Herrn Seidenstücker nun sucht dem Leser unter der Ueberschrift „Vergänglichkeit" einige grundlegende Gedanken des Buddhismus einleuchtend zu machen. Zuerst wird das Vergehen aller Erscheinungen betont. Daß Vergehen nur der eine Pol im Wechsel der Erscheinungen ist, daß man sogut wie von der allmächtigen Vergänglichkeit auch von der allmächtigen Werdekraft, von stetem Entstehen reden könnte, was einen ganz andern Gesichtspunkt ergäbe, wird dem Leser nicht gezeigt. Die philosophischen Betrachtungen, welche die Illusion des dauernden Ich nachweisen sollen, sind sehr seicht. Die Behauptung, daß der Satz vom Leiden alles Daseins, eine durch nüchterne Schlußfolgerung und objektiv-kühle Beobachtung erkannte und durch die Erfahrung bestätigte Tatsache und Wahrheit sei, ist nur für den schon voreingenommenen Buddhisten „erwiesen". An dem gesunden Empfinden von Millionen aktiv gerichteter Menschen sowohl wie an der tiefer ausholenden Kritik echter Philosophie wird sie immer zurückprallen. Die größte Schwäche zeigt der Gedankengang da, wo der Weg zur Erlösung aufgewiesen werden soll. Es ist freilich die Schwäche des Systems, nicht eben die Schwäche des Herrn Seidenstücker. Betrachtung über die Vergänglichkeit, über das Nichtexistieren eines dauernden Ich, über das Leiden soll zur Ueberwindung des Haftens an den Dingen führen. Eine verhängnisvolle Täuschung, daß die angelernte und auch noch so tief eingeprägte Erkenntnis oder vermeintliche Erkenntnis die mächtigen Impulse des natürlichen Willens zu überwinden im stande wäre. Die ganze Geschichte des asiatischen Buddhismus zeigt, daß an dieser Stelle das System versagt hat. Mag, wer da will, auch im Abendlande die Probe machen. — Ein der Zeitschrift beigegebener Anhang „Die buddhistische Welt", der auch separat bezogen werden kann, handelt auf 16 Seiten über buddhistische Zeitschriften, Missionsbestrebungen, Litteratur und streut dazwischen kurze Bemerkungen über allerlei Fragen ein. So soll eine Darlegung: Zweierlei Buddhismus? auf Einer Seite die tiefen Differenzen zwischen der Hinayana- und der Mahayana-Lehre hinwegeskamotieren. Mit solchen Verschleierungen des wahren Tatbestandes führt sich die neue Zeitschrift nicht eben günstig ein. —

Die Auseinandersetzung zwischen Buddhismus und Christentum wird uns immer näher rücken. Zu fürchten hat das Christentum Nichts davon, doch werden wir einige Arbeit daran zu tun bekommen, daß wir die unorientierten, leicht irre zu führenden Kreise, auf welche die Propaganda des Buddhismus spekuliert, gründlicher aufklären über seine schwachen Punkte. So sehr er sich immer als wissenschaftlich hinzustellen liebt, seine Basis ist Stimmung und Mythologisches, dagegen keine Wissenschaft. Die Stimmung, daß Leben Leiden sei, der Mythus von der Neuverkörperung, das sind die Ausgangspunkte des Buddhismus. Die letztere Lehre sucht freilich der Propagandist dem abendländischen Leser schon mehr als irrelevant hinzustellen, weil er fühlt, wie wir sie unwillkürlich ansehen. Sie gehört aber zum System, steckt mit Notwendigkeit im zweiten Grundsatze. Jene Stimmung aber von dem Leiden der Welt ist eine für den Abendländer im ganzen ebenso brüchige Grundlage. Empfindung

*) Vergl. Buddhistische Bestrebungen in Burma. Jahrgang 1904, Nr. 1. D H

der Leidensmomente im Leben ist natürlich allgemein menschlich. Aber solch ein Extrem der Sensitivität, welches dem Dasein an sich (um der Erscheinung des Wechsels, der Unbeständigkeit willen) den alleinigen Charakter des Leidens vindiziert, wird nie allgemeine Anerkennung finden. Diese Abgekehrtheit vom Leben ist unmenschlich und unnatürlich.

Debattierproselyten wird der Buddhismus eine zeitlang in Deutschland wohl auch machen. Sie haben aber nicht viel zu bedeuten. Religionen wachsen nicht aus solchem Grunde hervor. Geschmacksregungen, die etwas Exotisches suchen, Unzufriedenheit mit Zuständen der Christenheit, vermeintliche Lösung der tiefsten Probleme, aber eine angelesene Lösung, dergleichen bildet wohl solche Proselyten, die auch etwa eine Zeitschrift, wie die vorliegende halten werden. Freilich möchte ich ihnen, da Einer, der sich mehr mit dem Buddhismus abgeben will, doch unbedingt des Englischen mächtig sein muß, dann eher noch die von dem erwähnten Ananda Maitrêya herausgegebene Zeitschrift Buddhism empfehlen, welche mehr Originales bietet. Mögen sie immerhin lesen und diskutieren und sich dabei ihrer neuen „Einsicht" freuen. Religion wird das nicht. Religion wird der Buddhismus auf unserm Boden nimmer. Sublimiert man ihn so sehr, daß das ganze praktische System Gautamas wegfällt (und Bettelmönche bei uns würden doch wohl ein Danaergeschenk sein für die neue Propaganda, wie denn Ananda Maitrêya, früher Mr. Allan Mac Gregor, wohl gewußt haben wird, warum er nach Rangoon ging, um das gelbe Gewand anzuziehen und die Bettelschale in die Hand zu nehmen), dann fehlt ihm der Hebel, die Welt in Bewegung zu setzen. Er ist dann nur Dahlkes „nobler Duft", aber solchen Duft weht ein Lufthauch hinweg.

Für meine Person freue ich mich, daß in dem Buddhismus dem Christentum ein Gegner auf den Leib rückt. Die Wirkung wird der an sich wohl nicht sehr gefährliche Gegner doch haben, daß uns etwas mehr große Gesichtspunkte auch in der Erfassung unserer eigenen Religion sich aufdrängen. Sowohl in den Streitigkeiten der christlichen Richtungen wie im Betrieb theologischer Wissenschaft geht die Schätzung für Groß und Klein ganz bedenklich verloren. Ein Gegner von außen kann da sehr nützen. Stellt man das Christentum im Geiste neben den Buddhismus, sei es nun, daß man die Geschichte oder den Ideengehalt besonders betrachtet, so treten die mächtigen Grundfaktoren wieder hell ins Licht. Dafür soll uns auch ein „Buddhistischer Missions-Verein in Deutschland" willkommen sein.

H Hackmann

Kleine Mitteilungen. Unser heutiger Rosegger-Artikel bedeutet im Sinn des Herausgebers keine Revokation der Besprechung in Nr. 2 ds. Js., die ein Liebhaber der schönen Litteratur und des Dichters Rosegger grundsätzlich vom ästhetischen Gesichtspunkte aus geschrieben hat, ohne den Theologen dabei zu verleugnen. Es hat an der Zustimmung von der Theologie unberührter Laien nicht gefehlt, freilich auch nicht an Widerspruch. Umgekehrt haben Theologen anders geurteilt als Drews. So können wir der im Titel ausgedrückten Tendenz des Herrn Christian Teutsch nicht ganz beistimmen. Wir haben aber seinen Aufsatz aufgenommen: 1. weil wir Rosegger gern jede Freude machen, die wir ihm mit gutem Gewissen machen können, 2. weil uns recht beachtenswert scheint, wie die Differenz zwischen dem Laien- und dem Theologen-Empfinden uns darin vorgehalten wird — eine nur allzu richtig beobachtete Differenz, die gewiß vornehmlich die Ursache ist, weshalb wir mit der innerkirchlichen Reform nicht besser vorankommen.

Die Selbstanzeige des Theologen auf Schleichwegen haben wir nicht gedruckt, ohne das Büchlein gelesen zu haben. Der Titel ist gar zu anstößig, und wir können ihn nur bedauern. Aber das Büchlein selbst ist durchaus ernst zu nehmen, ein „menschliches Dokument", interessant für alle Beteiligten und recht eigentlich geeignet für eine Selbstanzeige. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Montag 19. Juni 5 Uhr im Kursaal Milani Friedberger Anlage: Die Entstehung der Preußischen Landeskirche als Beispiel der Kirchenbildung im deutschen Protestantismus.

Magdeburg. Mittwoch 7. Juni 1/4 4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Der Glaube an Gott und die Wissenschaft unserer Zeit. (Siehe Herrmanns Vortrag über das gleiche Thema, bei Mohr 60 Pf.)

Stuttgart. Montag 26. Juni 8 Uhr im Herzog Christof: Charakterbild Jesu (Professor Dr. Schöll Stuttgart).

Freunde der Christlichen Welt im Vogtland

Plauen i. V. Mittwoch 7. Juni 1/2 5 Uhr Theaterrestaurant Oberstock: Die Bedeutung der Wunder in der Religion. (Die Zeit der Zusammenkunft ist mit Rücksicht auf die auswärtigen Freunde gewählt, die hierdurch zu unsern Versammlungen herzlich eingeladen werden.)

Versammlungskalender

13.	14.	Juni	Evangelisch-sozialer Kongreß Hannover
13.	16.	„	Gemeinschafts-Konferenz Bad Köfen
15.	16.	„	Freunde der Christlichen Welt Goslar
28.	20.	„	Sonntagsschulkonvention Stuttgart

Goslar

Hotel Achtermann (nahe dem Bahnhof)

Donnerstag den 15. Juni Vormittag 9 Uhr Generalversammlung der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt. Tagesordnung: Halbjahresbericht mit besondrer Berücksichtigung unsrer Stellungnahme zum Fall Fischer. Anträge. — Freunde, die nicht Mitglieder, als Gäste willkommen.

Freitag den 16. Juni Vormittag 9 Uhr Vortrag von Pfarrer Lic. Hackmann in London: Die Aufgabe des Christentums gegenüber dem Buddhismus. Diskussion.

Die besseren Zugverbindungen von Hannover nach Goslar:

1. über Braunschweig Nachmittags

von Hannover	3^{34}	6^{48}	8^{00}
in Goslar	6^{09}	8^{59}	11^{81}

2. über Hildesheim Vormittags

von Hannover	6^{20}	9^{34}	9^{47}
in Goslar	7^{56}	12^{23}	12^{23}

Nachmittags:

von Hannover	12^{14}	1^{10}	4^{50}
in Goslar	1^{56}	2^{52}	7^{29}

Einen
cand. theol.
sucht **Vilmars Institut, Melsungen.**

Für ein gebildetes Fräulein von 19 Jahren, arbeitswillig und lebensfroh, wird zur weiteren Ausbildung Stellung in guter Familie in Norddeutschland, am liebsten in Thüringen und im Hause mit Kindern, gesucht. Gehalt nicht beansprucht, dagegen gute Behandlung und Familienanschluß. Anerbietungen unter **M. E. B.** an den Verlag.

Junges Mädchen, 22 Jahre alt, sucht in gebildetem Hause Stellung als Gesellschafterin oder Reisebegleiterin. Offerten unter **L N** an den Verlag.

Für **Kirche, Schule** und **Familie** Musikinstrumente aller Art billigst direkt ab Fabrik
G. V. E. Wettengel
Markneukirchen i. S.
Bitte um Angabe, welches Instrument verlangt wird.

Probenummern
der Christlichen Welt jederzeit unentgeltlich vom Verlag

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Theologische Rundschau
in Verbindung mit vielen Fachgenossen
herausgegeben von
D. W. Bousset Professor in Göttingen und **Lic. W. Heitmüller** Privatdozenten in Göttingen
Abonnementspreis jährlich (12 Hefte) M. 6.—
Einzelne Hefte M. —.80
Achter Jahrgang 1905

Inhalt des 5. Heftes:
Jesus und Paulus. II. Von Eberhard Vischer. — **Referate: Altes Testament.** Geschichte der israelitischen Religion I. Von W. Nowack. — **Kirchengeschichte.** Kirchengeschichte des Mittelalters. Von G. Ficker.

„Sicher nicht unbekannt ist den meisten unserer Leser die **Theologische Rundschau;** aber ein Hinweis auf dieses höchst nützliche und gediegene Unternehmen ist vielleicht doch nicht überflüssig. Ich wüsste keine Erscheinung, die den Pfarrer so gründlich und dabei so interessant über den Stand der verschiedenen theolog. Disziplinen unterrichtet wie diese. Der vorige Jahrgang (1904) bot eine Fülle wichtiger und gehaltreicher Artikel, z. B.: „Popularisierende theologische Literatur" aus der geistvollen Feder des Pfarrer Jäger-Seebergen; „Naumann und Frenssen", eine höchst beachtenswerte Studie von Pfarrer Rolffs-Osnabrück; „Die Religionsgeschichte und das Neue Testament", drei sehr lesenswerte Aufsätze von Bousset. Neben diese „einleitenden Artikel" treten dann die Referate über die einzelnen theologischen Disziplinen, die selbst wieder einen selbständigen Charakter tragen. . . . Erstaunlich ist die Billigkeit der „Rundschau". Für 6 Mk. wurde 1904 ein Band von 540 S. geliefert! Also man abonniere!"
P. D. in: Monatsschrift für die kirchliche Praxis.
Mai 1905.

Macht auf das Tor! Macht auf das Tor!

Wer ein Kind lieb hat und wer sich selbst eine Quelle kindhafter und herzlicher Freude erschliessen will, der gehe nicht achtlos an einem Buche vorüber, das soeben bei Karl Robert Langewiesche in Düsseldorf erschienen, in den gutgeleiteten Buchhandlungen zur Ansicht ausliegt: „Macht auf das Tor! Macht auf das Tor!" Sammlung von über 500 alten deutschen Kinderliedern mit 110 Melodien. Das Buch will den Müttern und durch sie den Kindern dienen. Nicht minder aber „grossen Leuten", die einfältigen Herzens sind. Die köstlichsten der alten, von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Kinderlieder, Reime, Scherze und Singspiele sind hier zusammengestellt. Ausstattung, Umfang, und die Beigabe der Melodien machen das Buch fast zu einem kleinen „Wunder der Billigkeit".

Alte deutsche Kinderlieder 1.80 M.

Christliche Geheimlehre in den ersten beiden christlichen Jahrhunderten (Gnost. Katech.), zum ersten Male dem deutschen Volke zugänglich gemacht von Pfarrer Dr. Peithmann. Bei **F. E. Baumann,** Bitterfeld.

Hauck's Realencyklopädie 3. neueste Auflage bis zum Buchstaben P (Predigtgeschichte) zu verkaufen gesucht. Anerbieten unter **P. T.** an den Verlag der Christlichen Welt.

Man verlange **Probenummern** der Christlichen Welt

Die Evangelische Gemeinde zu **Kairo** sucht zum 1. Oktober dieses Jahres einen **Hilfsprediger.** Gehalt ca. 2700 Mark und freie Wohnung, Reiseentschädigung. Meldungen an die Expedition des Blattes erbeten.
Lic. Dr. **Kahle,** Pastor

3—4 jähriges gesundes Mädchen (am liebsten Vollwaise), findet unentgeltliche Aufnahme bei kinderlosem gebildetem Ehepaare. Eventuell später Adoption. Nähere Auskunft durch Pfarrer **Zaubitz, Bensheim.**

In meinem Hause finden noch einige **schwachsinnige** und **epileptische Kranke** liebevolle Aufnahme. Meine Frau ist in der Pflege derartiger Kranken ausgebildet.
Merzyn, Apotheker
Görzke (Bez. Magdeburg)

Ev. Fröbel-Seminar u. Erziehungsheim Cassel

Staatlich konzessioniertes **Kindergärtnerinnen-Seminar,** $1^1/_2$ jährige Kurse, für Töchter der gebildeten Stände. Näheres s. d. Broschüre „Die Arbeit im Fröbelseminar".

Für das Kuratorium
D. Pfeiffer, Generalsuperintendent

Töchter-Pensionat

von **Frau Dr. W. Nagel, Darmstadt,** Victoriaplatz 9

Allseitige wissenschaftliche, gesellschaftliche und häusliche Ausbildung. Vorzügliche Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin.

Ganz umsonst und portofrei

kann sich Jeder von uns für entsprechenden Wert Waaren erwerben. Man verlange neuesten Prachtkatalog mit 2500 Abbildungen nebst näherer Angabe ebenfalls gratis und franco (ohne Kaufzwang). — Derselbe enthält grosse Auswahl in Herrenketten, ferner grosse Auswahl in

Gebrüder Bell, Gräfrath
bei Solingen 245
Ältestes Fabrikversandhaus am Platze
Gegründet 1876.

Damen-Uhr- und Halsketten Broschen, Ringen, Taschenuhren, Regulateure, Wecker, Portemonnaies, Pfeifen, Spazierstöcke, Fernrohre, Feldstecher, Schuss- u. Stichwaffen, Waagen, Sensen, Reben- od. Gartenscheeren, Gärtnermesser, Brod-, Schlacht-, Gemüse-, Hack- u. Wiegemesser, Taschenmesser, Rasirmesser, Tafelmesser u. Gabeln, Damen-, Haar- u. Schneiderscheeren, Haarmaschinen, Rasirutensilien, Musikinstrumente und sonstige Schmuck- und Haushaltungsartikel etc. Gleichzeitig offerieren wir, damit sich Jeder von der Güte u. Qualität unserer Waaren überzeugen kann, franco prima Nickel-Uhrkette No. 695 wie Zeichnung ca. 29½ cm lang, mit Compass im Schieber u. 2 Quasten-Anhängern für nur Mark 2.— 14 Tage zur Ansicht. Besteller verpflichtet sich, den Betrag in angegebener Probezeit einzusenden od. die Uhrkette zu retourniren. — Mehr wie 1 Stück nur gegen Nachn. Bitten genau auf unsere Firma zu achten. Katalog enthält Neuheiten in Handwerkerketten für Schuhmacher, Zimmerleute, Maurer, Metzger, Klempner, Böttcher, Schlosser, Bäcker, Schreiner, Dachdecker, Schmiede, Bergleute, Gärtner, Winzer, Wagner, Steinhauer, Sattler. Käser, Pflasterer, Brauer u. Feuerwehr.

Chronik der Christlichen Welt

13. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk.
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Nr. 21. Deutsche Evangelische Landeskirchen: An die evangelischen Gemeinde-Kirchenräte Posens; Ein Angriff auf den Vizepräsidenten des preußischen Oberkirchenrates; Preßerörterungen über die kirchlich-sozialen Maßnahmen des preußischen Oberkirchenrates; Die Evangelische Vereinigung (Landeskirchliche Versammlung der preußischen Mittelpartei zu Halle) — Verschiedenes: Die Professorenliste der Evangelischen Kirchenzeitung; Neuer Friedhofstreit in der Rheinprovinz; Vermischte Nachrichten —

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Monatsschrift für die kirchliche Praxis

Der Zeitschrift für praktische Theologie Neue Folge

In Gemeinschaft mit

Lic. F. Niebergall Privatdozent in Heidelberg
Lic. Traub Pfarrer in Dortmund
Lic. J. Jüngst Pfarrer in Stettin

und vielen anderen namhaften Vertretern der modernen Theologie

herausgegeben von

Professor D. O. Baumgarten in Kiel

Abonnementspreis für den Jahrgang (12 Hefte) M. 6.—
Einzelne Hefte M. —.75

V. Jahrgang. 1905

Inhalt des fünften Heftes:

Notizen. — Frühlingspredigt. Von Pfarrer Ernst Böhme. — **Amt und Leben.** Von F. N. — **Aus der Gemeinde.** Der Leichenschmaus. Von C. B. — **Die Beeinflußung der Seele in Religion und Unterricht.** Von Lic. Dr. Niebergall. — **Die ländliche Fortbildungsschule,** auch ein Weg zur Jugendpflege für den Landpfarrer. Von Pfarrer Maurer in Dillich. — **Die Textgemäßheit und verwandte homiletische Fragen. II.** Von J. Gottschick. — **Kirchliche Chronik:** Der Bescheid des Berliner Oberkirchenrats im Fall Fischer. Erste Eindrücke. v. Sodens Begeisterung darüber. Fischers Stellung dazu. Die verschiedene Beurteilung der Provinzialen und Berliner. Kirchendiplomatische Deutung des Bescheides. Gegenerklärungen der Positiven. Drängen auf Konsequenzmachen aus dem Lehrgesetz. Uns ist nicht bange. Von Professor D. O. Baumgarten.

Die Verlagsbuchhandlung **bittet von neuem um Mitteilung von Adressen, an welche Probehefte der Monatsschrift für die kirchliche Praxis verschickt werden können.**

Die Verlagsbuchhandlung stellt gern postfertig verpackte und frankierte **Werbehefte** zur Verfügung.

Allen bisherigen und künftigen Freunden der „Monatsschrift" sei für ihre Bemühungen herzlichst gedankt mit der Bitte, von dem obigen Anerbieten der Verlagsbuchhandlung **recht viel** Gebrauch zu machen. **J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)**

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine litterarische Beilage vom Verlag der Vereinsbuchhandlung in Calw und Stuttgart

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 23 Marburg i. H., den 8. Juni **1905**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Stärkung — Rankes religiöse Anschauungen — Die Erscheinungen des auferstandenen Herrn vom psychologisch-naturwissenschaftlichen Standpunkt aus betrachtet — Ein Brief — Bremen — Zur Berggesetznovelle — Verschiedenes: Das Defizit des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Stärkung

Gehe wiederum deines Wegs ... Ich will in Israel Siebentausend übrig bleiben lassen: alle die Kniee, die sich nicht vor dem Baal gebeugt haben, und jeglichen Mund, der ihn nicht geküßt hat. 1. Könige 19, 15. 18.

Aus Sturm und Stille ersteht die neue Stärkung. Die Naturerscheinungen, die Elias in ihrer Mannigfaltigkeit und Gegensätzlichkeit erlebt hat, werden ihm sichtbare Bilder und Bürgen für ein im Schoße der Zukunft ruhendes Bessere. Ein Gott, der solch ein Meister aller Dinge ist, wird auch das augenblickliche Gewirr im Gemüte seines Propheten und im Herzensstande seines Volkes zu einem guten Schlusse hindurchführen. Hoffnungsfroh klingts in seinem Innern an: „Ich will übrig bleiben lassen."

Die Rollen sind vertauscht. Zuvor stand des Menschen Tun in erster Reihe: „Ich habe geeifert." Jetzt nimmt das göttliche Ich die gebührende Stellung im Ausgang und im Mittelpunkte ein. Hat der Mensch den Vorrang, so wird es ein schwaches Werk. Je mehr ein Werk auf den zwei Augen eines führenden Menschen ruht, um so gefährlicher lauert im Hintergrunde die Verwechslung der Einzelperson, ihrer Erfolge und Mißerfolge, mit der von ihr vertretenen Sache. Wieviel stärkere Stützen hat aber all das Gute, wofür große Menschen streiten, wenn es das Zeugnis der Wahrheit und der Durchschlagkraft in sich selbst trägt: „Ich will übrig bleiben lassen."

Der entscheidende Wende- und Höhepunkt im Leben eines jeden Gottesdieners tritt ein mit dem Aufgehen des menschlichen Ichs ins göttliche. Im Toben der Schlacht kommt dem einzelnen Mann das Orientierungsvermögen nahezu völlig abhanden. Der einzige Gedanke an den mächtig drängenden Feind und der eine Blick auf Blut und Leichen müßte der am heißesten umtosten Truppe den Mut auslöschen. Die größere Gewißheit aber, daß die Heeresleitung Alles überschaut und auch jene Kämpferschar nicht vergißt, die unbeugsame Zuversicht, daß der Feldherr aus guten Gründen gerade ihr den gefahrvollsten Posten angewiesen, wird die sinkenden Kräfte immer neu entzünden bis zum ehrenvollen Tode und Siege.

Erst da, wo das Menschen-Ich, sein Eifern und Zagen, auch seine leise sich einschleichende Selbstgefälligkeit sich verloren hat in jenem Alles zusammenfassenden Ich des Weltgeschehens, das wir in Schwachheit Gott nennen, erst da entwickelt sich die Höhenluft der edlen Zukunftsfreudigkeit. In weiten Kreisen der Christenheit genießt der Pessimismus noch das Vorrecht, als Frömmigkeit gewertet zu sein. Es gilt ihnen für religiös gehaltvoller, über Unglauben, Abfall und Heillosigkeit zu seufzen, als den Fleiß, den Wahrheitsdrang, das Selbständigkeitsstreben, das Solidaritätsgefühl unseres Zeitgeschlechtes gerecht anzuerkennen. Welcher Sinn ist klarer und ersprießlicher: der, welcher geflissentlich in den Wunden herumwühlt und dem Kranken bis zum Ermüden den nahen Zusammenbruch vorjammert, nicht selten mit geheimem Sich-Weiden an dem Siechtum — oder der, welcher die leidenden Teile zwar sorgsam im Auge hält, aber doch möglichst die gesunden Organe stärkt zur Heilung? Wer gründet seinen Glauben tiefer und richtet ihn höher: der, welcher in tatenloser Klage zurückschaut auf eine gute alte Zeit, die niemals existierte — oder der den Zukunftsblick und das Gegenwartswirken einstellt auf den Richtpunkt des Vertrauens auf Gottes Verheißung: „Ich will übrig bleiben lassen"?

Die grundlegende Wandlung, die in der Brust des Elias sich vollzog, gilts heute für die Christenheit im ganzen nach- und mitzuerleben. Wir müssen lernen, das Größeste zu halten nicht von den niederen Mächten, sondern von der göttlichen Wirklichkeit. Deren Ausstrahlungen heißen: Wahrheit, Liebe, Gerechtigkeit, herrliche Vollendung. Schon jetzt behauptet diese Wirklichkeit sich in stiller Hoheit, tritt je und je auch greifbar hervor, und irgendwann und irgendwie wird sie sich zu umfassender Entfaltung durchringen. Darauf setzten die stärksten unsrer geistigen Väter ihr Alles. Je reicher sie wurden, desto getroster ließen sie aber alle ihre Freuden und Sorgen verschlungen werden vom Strom der Zuversicht: der ewige Lenker der Herzen und Völker wird sein Werk schon selbst zum Ziele führen.

Siebentausend geläuterte Seelen, die der herrschenden Gesinnung, dem Reiz und dem Druck der Zeit widerstanden und Treue hielten ihrem Bundesgott! Für den gramgebeugten Elia eine leuchtende Zahl, die sein Herz höher schlagen ließ. Der Kleinmut macht blind und hart gegen das vorhandene Gute; Elia tat mit seiner Klage den im Volke sich noch reichlich findenden Jehovadienern bitter Unrecht. Dem Gottvertrauen aber paart sich freundlich ein steigendes Vertrauen zu den Menschen. Nicht kurzsichtige Vertrauensseligkeit, nicht weichliche Naivität verdient den Ehrentitel des Vertrauens.

Belächle nicht als einen Schwärmer den wahrhaft Gutgläubigen! Er hat keinen Geringeren als Jesum und in ihm Gott selbst auf seiner Seite. Wozu liebt der Herr denn Alle bis ans Ende, wenn er nicht an die Geliebten glaubt? Wozu pflanzt der Schöpfer in uns Geist und Leben, wenn er nicht vertraute auf ein Keimen? So kann denn, wohl verstanden, unser Hoffen auf die Menschen — gerade wenn noch Nichts oder nur Wenig zu sehen ist — ein Widerschein werden für unser Hoffnungsverhältnis zu Christus und zu Gott.

Neben dem nüchtern-frohen Menschenvertrauen wächst aus dem Stamm des Gottvertrauens ein gediegenes Selbstvertrauen. Gott schützt das mit dem göttlichen Ich durchtränkte Selbst vor den Gefahren des gewöhnlichen Eigenmächtigseins. Der ganze Mensch ist durch die in ihm fließende Gottesmacht über sich

selbst hinausgehoben zur Stufe einer höheren Persönlichkeit. Deren Adel leuchtet ihm auf Stirn und Auge. Immer unabhängiger gegen Menschen und Dinge, findet er seine einzige hohe Ehre und Freude darin, irgendwie dem Herrn seines Lebens brauchbar zu sein. Mag manch bittrer Tropfen in die Freude fallen; mag die Sorge drohen: was soll werden aus den Millionen außerhalb des Siebentausendkreises? mag die Frage drücken: wie viele werden unter den Erwählten fehlen, die ich nicht gerne missen möchte? — weiter in Gottes Namen: „Gehe wiederum deines Weges!“ Wirke, suche, liebe, rette nur du an deinem Teil, so lange es Tag ist! Wenn in der Nähe Hunderte ausbleiben, so kommen andre Hunderte, an die du nie zu denken wagtest; sie kommen herzu als unbekannt und doch bekannt. Und aus der fruchtlosen Einsamkeit heraus fühlst du dich von einem starken Bruderband umschlungen als Glied einer lebendigen Kette, empfangend und gebend, gefördert und fördernd, beglückt und beglückend. „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.“ A Schöttle

---

Rankes religiöse Anschauungen

Nicht wenige Leser der Christlichen Welt werden sich schon an den Ausgewählten Vorträgen und Aufsätzen von Max Lenz erfreut haben, die im achtzehnten Bändchen der Deutschen Bücherei veröffentlicht wurden; diejenigen, denen es noch nicht zu Gesicht kam, möchte ich darauf aufmerksam machen, daß hier Lenz neben seiner Schilderung von Humanismus und Reformation, von Hutten, Melanchthon und Gustav Adolf auch seine Ausführungen über Bismarcks Religion und dessen Verhältnis zu Ranke wieder abgedruckt hat, da er hier eingehender als in seinem Buche über Bismarck, in dem er hauptsächlich nur den Politiker ins Auge faßt, Fragen bespricht, die unserem Leserkreise besonders am Herzen liegen.

Die Erörterungen über Bismarcks Religion, zu denen ihn dessen Briefe an seine Braut und Gattin veranlaßten, sind von anderer Seite weiter geführt worden; wer sie und die hier nun mit ihnen vereinte Betrachtung der weitgehenden Gemeinsamkeit der historisch-politischen Anschauungen zwischen Bismarck und Ranke gelesen hat, dürfte wünschen, etwas Genaueres auch über das, soweit ich weiß, noch nicht gründlicher geprüfte Problem zu erfahren, ob eine ähnliche Verwandtschaft auch zwischen den religiösen Anschauungen unseres größten Staatsmanns und unseres größten Historikers nachzuweisen sei. Dafür empfiehlt es sich wohl, dem Vorbild zu folgen, das Otto Baumgarten in Nr. 44 der Hefte zur Christlichen Welt gegeben hat, und wie er hier Bismarcks Stellung zur Religion und Kirche zumeist nach dessen eigenen Aeußerungen beleuchtete, so auch nun über Rankes religiöse Anschauungen die wichtigsten Zeugnisse zusammenzustellen.

Freilich besitzen wir so reiz- und wertvolle Quellen, wie sie uns für Bismarck seine großen parlamentarischen Reden und namentlich seine köstlichen Briefe an Braut und Gattin liefern, für Ranke nicht; doch verdienen auch dessen so gehaltreiche und anziehende Schreiben und autobiographische Aufzeichnungen, die 1890 im Schlußband seiner sämtlichen Werke veröffentlicht wurden, mehr Beachtung, als sie bisher gefunden zu haben scheinen. Unter ihnen sind für unsere Frage besonders wichtig die Briefe, die Ranke in seiner Jugend an seinen ihm nächststehenden Bruder Heinrich gerichtet hat, der 1798, also drei Jahre nach Leopold, geboren mit diesem als Schüler in Pforta und als Lehrer in Frankfurt an der Oder zusammen lebte.

Aus Aeußerungen von Beiden sehen wir, wie sie manches Gemeinsame in ihren religiösen Anschauungen hatten, wie es aber auch an bedeutsamen Differenzen zwischen dem Historiker und dem Theologen nicht fehlte. Beiden erschien der in ihrer Umgebung vorherrschende Rationalismus „unbefriedigend, seicht und schal“; Heinrich war, wie sein älterer Bruder 1869 in einem autobiographischen Diktat aussprach:

„von den kirchlichen Stimmungen lebendiger berührt als ich; doch neigte er sich ursprünglich, wenn ich dies verraten darf, mehr den vom

Positiven abweichenden Gesinnungen zu. Er war von der Friesschen Philosophie mehr berührt worden, als ich; ich war, wenn ich mich nicht irre, gläubiger als er. Allein gar bald kämpfte sich in ihm die ihm eingepflanzte religiöse Gesinnung unter den gewaltigsten inneren Seelenbewegungen durch; er wurde sogar krank darüber. Nach einiger Zeit sah man ihn fleißig, sein Gesangbuch unter dem Arme, nach der Kirche gehen, obwohl er da nicht viel Nahrung für seine Sinnesweise fand. Ich dagegen war niemals, was man sagte, kirchlich gesinnt, obgleich Niemand die Bibel und selbst das Neue Testament höher schätzen und tiefer verehren konnte als ich.“

Noch anschaulicher als diese Schilderung, die Ranke im Alter entwarf, stellen uns Briefe, die uns aus seiner Jugendzeit erhalten sind, seine damaligen Gedanken und Stimmungen vor Augen. 1820 dankte er seinem Freunde Baier „für den reinen, klaren, stillen Thomas [a Kempis]. Klopstock sagt, zwischen den Gestirnen sei einst ein göttlicher Fluß zur Erde geflossen, gerad nach Eden, auf dem Gott zu den Menschen herabgestiegen. Solch einem Fluß könnte man wohl die spiegelhellen, ganz seligen Bücher, rein von dem irdischen Hauch, vergleichen.“

Dafür empfahl Ranke seinem Freunde den vierten Band von Jacobis Werken, die Hamanns Briefe an diesen enthielten:

„ein ganz einsamer, von der Welt verstoßener, aus aller Wissenschaft zu Gott geretteter Mensch, immer verkannt, zurückgestellt — nun auf einmal aus der Ferne her mit so warm liebender Hand angefaßt: wie er all diese Liebe zurückgibt, Rede steht von seinem Wesen und Leben, immer erstaunt, immer noch nicht recht glaubend, bis er endlich sieht von Aug zu Aug — dies alles findest du da, ja siehst 's lebendig vor dich treten, in schnellem Fortgang, Hindernis, Entwickelung.“

In solcher Stimmung blickte Ranke mit verständnisvoller Sympathie auf das Wesen seines Bruders, das, wie sein Schwiegervater J. G. von Schubert urteilte, ein „Johanneisches Gepräge trug“, und namentlich auch auf die Tätigkeit, die Heinrich seit 1823 in einer von Dittmar und Karl von Raumer geleiteten Erziehungsanstalt in Nürnberg entfaltete. Aber indem Ranke, was sein Bruder tat, „als ein selbständig Gewächs und eine Kreatur Gottes“ ehrte, fühlte er doch, wie er schon 1823 offen dem Bruder aussprach, zwischen ihm und „dem, was ich will, welches jedoch eben auch nicht ganz in Willkür und Entschluß ruht, einen so wesentlichen Unterschied, daß ich beinah denken muß: unsere Trennung ist näher, als eine solche Vereinigung, wie um welche du Gott bittest. Ueberdem denk ich: euer Wille ist gut, insofern er euer Wille ist, aber nicht, insofern er, soviel an euch ist, eine Zurückbildung der Welt auf ein Früheres oder überhaupt eine Umbildung bezweckt; das ist eine Umbidung nicht zum Christentum allein, zu Christi Worten, sondern zu St. Johannis Mystik, zur Scholastik Pauli, zum Antiarianismus, Antipelagianismus, ferner nicht allein zu Luthers wesentlichem Begriff, sondern zu dem System der lutherischen Theologen, unserem Kirchentum, zu Buddeus und Seiler, zu Spener und den Herrenhutern, zu Kempis und Arndt, welche alle ihr nicht allein im Begriff und Verstand, sondern im Leben darzustellen strebt. Ich kann euer Bestreben a priori tadeln. Ich frage Schubert und Raumer, ob unser Auge Gott sehen, ob unser Ohr Gott hören kann? Ob das Wort nicht ebenso gut Kreatur sei, als Baum, Stein, Menschenstirn? Ob wir also irgend ein Wort für seine Gottheit oder ungetrübten Erguß derselben ansehen können? In allen Dingen ist Gott; dieses Ding für Gott zu halten ist Götzendienst; wie ist es nun mit dem Wort?“

Ranke wünschte, sein Bruder hielte „nicht so viele Betstunden, Religions- und Kinderlehren oder Predigten; die wahre Wirkung geschieht im Kurzen und im Augenblick. Oftmalige Wiederholung, die hierbei nicht zu vermeiden, vernichtet den Eindruck und weckt den Spott.“

Nicht lieb war es ihm, daß ein anderer Bruder den philologischen Unterricht Heinrich abnehmen wollte:

„Denn soviel ich sehe, wird dann ein Jeder von euch eine besondere Wissenschaft abgesondert treiben; welches doch die Auflösung der Studien im Kopf des Knaben ist. Wäre es nicht besser, daß ihr das Gebet teiltet? Solltest du auch die meisten Religionsstunden und alle Predigten halten. Dies glaub ich würde den Zwiespalt, der zwischen euch ist, bald aufheben. Und nur vor dem Druckenlassen einer exzentrischen Meinung hüte dich bis zum dreißigsten Jahre. Es ist nicht mehr lange hin; ich hab es bald erreicht. Die Nation ist keine Quinta oder Sexta und wahrlich schwer sie belehren zu wollen. In allen Dingen gilt der gute Wille, doch hier gewiß nicht.“

Hat Lenz nachgewiesen, daß Bismarck „so sehr er sich von

dem Pietismus seiner Freunde angezogen fühlte, doch grundsätzlich von ihm geschieden war“: so drängt sich uns, wie wir sehen, eine gleiche Beobachtung auch bei Ranke auf. Und die Verwandtschaft der religiösen Anschauungen von Beiden enthüllt sich uns noch klarer, wenn wir betrachten, wie Beide ihren Beruf auffassen, wie das Gefühl ihrer Pflicht, den Aufgaben, die er ihnen stellt, mit Aufbietung aller ihrer Kraft zu genügen, gesteigert wird durch ihr Verantwortlichkeitsgefühl Gott gegenüber und wie sie überzeugt sind, ihm am besten zu dienen, wenn sie die ihnen von ihm verliehenen Gaben auf dem ihnen danach angewiesenen Arbeitsposten verwerten. Im Jahre 1820 schrieb der damals noch nicht ganz Fünfundzwanzigjährige:

„Es muß auch Leute geben, deren ganze Lust ein Studium ist, zu denen rechne ich mich. Mein Glück wäre, etwas Tüchtiges vollenden, vielleicht ist mirs versagt; so sei mein Glück, nach etwas Tüchtigem zu streben: das will ich mir nicht versagen. Ist es weltlich? fragst du. Gibt es wohl etwas Weltliches auf der Welt, etwas Gottloses? Ruhet nicht alles auf dem ewigen Gut, dem mütterlichen Erdboden und dem, der ihn geschaffen? Will nicht alles hinauf zu dem ewigen Glück, der ewigen Hoffnung und streckt die Arme gen Himmel zu dem, der ihn geschaffen, der da oben wohnt nach aller Völker Ausspruch?“

Und schon ein halbes Jahr zuvor, im März 1820 hatte er ebenfalls an Bruder Heinrich geschrieben:

„In aller Geschichte wohnt, lebt, ist Gott zu erkennen. Jede Tat zeugt von ihm, jeder Augenblick predigt seinen Namen, am meisten aber, dünkt mich, der Zusammenhang der großen Geschichte. Er stehet da, wie eine heilige Hieroglyphe, an seinem Aeußersten aufgefaßt und bewahrt, vielleicht damit er nicht verloren geht künftigen sehenderen Jahrhunderten. Wohlan! wie es auch gehe und gelinge, nur daran, daß wir an unserem Teil diese heilige Hieroglyphe enthüllen! Auch so dienen wir Gott, auch so sind wir Priester, auch so Lehrer.

Eben in diesem Brief wies er darauf hin, schon Fichte habe gesagt, „daß dies Lieben eines vergangenen Lebens, nämlich seiner Idee, dies innerliche Treiben und Kennenlernen des Altertums in seiner Tiefe zu Gott führe.“ In seinem letzten autobiographischen Diktat hat Ranke selbst berichtet, einen wie großen Eindruck ihm in seiner Jugend Fichtes populäre Schriften machten, wie er „den Reden an die deutsche Nation eine unbegrenzte Bewunderung widmete.“ Freilich fühlte sich dann der Historiker in wichtigen Punkten zum Widerspruch gegen den Philosophen gereizt; ausdrücklich hat er sich gegen den von Fichte angenommenen Weltplan und gegen jedes „ähnliche Schema“ erklärt und bestimmt den Unterschied der Wege der Philosophie und der Geschichte betont*), und scharfsinnig hat Richard Fester entwickelt, daß wohl gerade im Gegensatz zu Fichtes Ausführungen über die Deutschen als das Urvolk der neueren Geschichte Ranke seine Idee von der Einheit der romanischen und germanischen Nationen ausbildete, aber zugleich auch darauf hingewiesen, daß Ranke durch Fichte in der hohen sittlich-religiösen Auffassung seines Berufs bestärkt wurde, daß wie für Fichte das philosophische, so für ihn das historische Studium Gottesdienst war.**)

*) S. Doves Mitteilungen aus Rankes Vorlesungen im Vorwort zur zweiten Abteilung des neunten Teils der Weltgeschichte und Festers Ausführungen in der Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 6, 240 ff. Vergl. über Rankes Verhältnis zu Fichte auch Rankes Ansprache bei seinem fünfzigjährigen Doktor-Jubiläum in seinen Sämtlichen Werken 51/52, 589; Heinrich Rankes Jugenderinnerungen S. 96 f., die Rede, die Moritz Ritter 1895 bei Antritt seines Rektorats über Rankes Geistesentwicklung und Geschichtsschreibung hielt, S. 6 ff. 15 ff. und Nabaldian, Rankes Bildungsjahre und Geschichtsauffassung S. 19 ff. 51 ff. Ueber Fichtes Einfluß auf Ranke hat die Veröffentlichung der autobiographischen Diktate und der Briefe Rankes im 53/54. Band seiner Sämtlichen Werke wertvolle Aufklärung gebracht; ähnliche Aeußerungen über Herder sind hier nicht zu finden; doch zeigt ein Vergleich der Werke Beider, wie von dem großen Seher hingeworfene kurze Bemerkungen später durch Rankes Forschungen bestätigt und ergänzt wurden. Nach dieser Richtung ist es besonders interessant, Beider Aeußerungen über Luther und über Machiavelli zu vergleichen, über dessen Schrift vom Fürsten schon Herder urteilte: „Es ist ein rein politisches Meisterwerk, für italienische Fürsten damaliger Zeit, in ihrem Geschmack, nach ihren Grundsätzen, zu dem Zweck geschrieben, Italien von den Barbaren zu befreien.“ Vergl. Fester, Machiavelli S. 4 ff.

**) 1841 schrieb er an Waitz, indem er ihm riet, einem Ruf als Professor der Geschichte nach Kiel zu folgen: „Glauben Sie mir nur:

Mit klarem Bewußtsein knüpften Beide an Luthers Gedanken an; was über die nationale Bedeutung der Reformation und ihres Führers Fichte und Herder geäußert hatten, wurde durch Rankes umfassende kritische Forschungen eingehend bewiesen, und ganz im Sinne Luthers war es, wenn er dabei ebensowenig wie Bismarck den Glauben Andrer meistern, sondern nur das göttliche Recht des Staats schützen wollte, wenn er bei der Erforschung und Beurteilung historischer Fragen nur historische Gesichtspunkte berücksichtigte, wenn er selbst vor Allen dem Kultus der Wahrhaftigkeit diente, zu dem er seine Schüler ermahnte. Treffend hat Dove einmal betont, daß „das Deutscheste an Ranke der umfassende Begriff der allgemeinen Geschichte war, der in ihm lebte“; ebenso bekundete er seine protestantische Gesinnung am besten dadurch, daß er Mängel und Fehler von Protestanten und Vorzüge und Leistungen ihrer Gegner nicht verschwieg, daß er grundsätzlich anders handelte als die Mehrzahl der Geschichtsschreiber, die, wie Luther rügte, „ihrer Zeit Laster und Unfälle den Herrn oder Freunden zu Willen gern schweigen oder aufs Beste deuten, wiederum geringe oder nichtige Tugend aufmutzen, wiederum aus Gunst ihres Vaterlandes und Ungunst der Fremden die Historien schmücken oder sudeln, darnach sie Jemand lieben oder feinden; damit werden die Historien über die Maßen verdächtig und Gottes Werk schändlich verdunkelt.“

Von der gleichen Anschauung erfüllt hat Ranke, der klarer, als es je zuvor geschehen war, den großen Fortschritt schilderte, der auf den verschiedensten Gebieten dadurch herbeigeführt wurde, daß im sechzehnten Jahrhundert „die deutsche Nation die echten Urkunden des Geistes und der Religion wieder zur Geltung brachte“, doch nachdrücklich auch auf die Grenzen und Mängel der reformatorischen Bewegung und die weiteren Fortschritte späterer Jahrhunderte hingewiesen. Er fühlte sich durch die Selbstklugheit vieler Vertreter der Aufklärung, ihre Ungerechtigkeit gegen frühere Zeiten, die Seichtigkeit ihres Rationalismus abgestoßen; dennoch wußte er mit feinstem historischem Verständnis auch das Begreifliche und Berechtigte ihrer Bestrebungen zu würdigen. Ihm erschien es als ein „Ruhm der Lutherischen Kirchengemeinschaft, daß sie ein Element der Fortbildung in sich schloß, welche das System auflöste, ohne den Kern desselben zu zersetzen,“ daß „aus ihrer Mitte und zwar durch offenbarungsgläubige und echte Gelehrte die Theorie der grammatischen Interpretation der Texte der Heiligen Schrift ohne Rücksicht auf die daraus abgeleiteten Systeme, sowie die kritische Untersuchung des Kanon entsprang.“

Einen bedeutsamen Fortschritt sah er darin, daß „das streng konfessionelle Moment zurücktrat; die freie Forschung, die doch niemals ihren Ausgangspunkt und ihr Ziel aus den Augen verlor, trug die Keime einer universalen Verständigung in sich, für welche die religiöse Mystik in reinster Gestalt selbst Bedürfnis war.“ *)

Auch in dem Historischen Jahrbuch der Görres-Gesellschaft ist von verschiedenen katholischen Gelehrten anerkannt worden, mit welchem Ernst und Erfolg Ranke sich bemühte, „sein subjektives Urteil zurückzudrängen und die von ihm behandelten Persönlichkeiten aus ihrer eigenen Zeit zu begreifen“**); es kann nicht auffallen, daß hier daneben nicht nur über seine „irrigen Ansichten über die katholische Kirche“, sondern auch über seine „humanisierende“ Darstellung der Entstehung des

es ist ein großer Beruf, Geschichte des Mittelalters oder der neuen Zeit zu lehren. Ich war nicht wenig erstaunt, als neulich der Kronprinz von Württemberg, der recht eifrig bei mir hört, mir sagte: Geschichte ist Religion; es ist wenigstens dazwischen der innigste Zusammenhang. Andern habe ich es längst gesagt: er war selbst darauf gekommen. Widmen Sie sich dieser Sache nur immer. Mit aller Reinheit der Gesinnung und dem starken Willen, der zu dem Arbeiten notwendig ist, ohne den wir nichts leisten.“

*) S. Rankes Betrachtung „der deutschen Litteratur in kirchlicher und nationaler Beziehung“ in seinen Sämtlichen Werken 31/32, 82 ff.

**) So Grauert im Histor. Jahrbuch 8, 94. Aehnlich äußern sich Gramich und Reumont ebenda 3, 3 ff. 7, 608 ff. Einen ganz anderen Ton hat Emil Michael in seinem 1890 veröffentlichten Pamphlet gegen Rankes Weltgeschichte angeschlagen; durch welche Kluft dieser Jesuit von deutscher Wissenschaft geschieden ist, zeigt noch deutlicher seine 1892 publizierte „Charakteristik“ Döllingers. Vergl. Mirbt, Historische Zeitschrift 73, 343 f. und Reusch in Nr. 109 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 10. Mai 1892.

Christentums geklagt ist, da gegen diese auch Protestanten entgegengesetzter Richtungen starke Bedenken äußerten. Ranke betonte gerade auch an diesem bedeutsamen Punkte seine Ueberzeugung, daß „die Gebiete des religiösen Glaubens und des historischen Wissens nicht im Gegensatz zu einander stehen, aber doch ihrer Natur nach getrennt sind. Der Historiker kann von dem eigentlich Religiösen abstrahieren; er hat nur die Ideen zu erforschen, welche durch ihre Macht die allgemeinen Bewegungen veranlassen und die Strömung beherrschen, und an die Tatsachen zu erinnern, in denen sie sich manifestiert haben."

Er lehnte es daher ausdrücklich ab, „von dem religiösen Geheimnis zu reden, das doch, unbegreiflich wie es ist, von der geschichtlichen Auffassung nicht erreicht werden kann". Nach dieser seiner Ansicht konnte er „so wenig wie von Gott dem Vater von Gott dem Sohne handeln", sondern nur „die große Kombination der welthistorischen Momente, in welchen das Christentum erschienen ist und wodurch dann auch seine Einwirkung bedingt wurde, zur Anschauung bringen". Diese Fassung war seinem Freunde Edwin von Manteuffel, dem Ranke sie im Korrekturbogen vorlegte, wie der bei ihrer Unterhaltung gegenwärtige treue Amanuensis Rankes, Theodor Wiedemann, berichtet*), „nicht positiv genug; er drang auf einen bestimmten Ausdruck einer ihrer selbst gewissen kirchlich-positiven Gläubigkeit, besonders auch in Betreff der Gottheit Christi, des »menschgewordenen Gottessohns.« Er suchte hauptsächlich durch zwei Momente auf Ranke einzuwirken, einmal nämlich durch die Vorstellung, daß eine der bezeichneten Intention gemäß umgeformte Konzeption dessen eigener Ueberzeugung entsprechen, und sodann durch die Bemerkung, daß ein Bekenntnis, in dieser Weise von ihm abgelegt, auf die gebildeten Kreise einen noch größeren und heilsameren Einfluß ausüben werde als Aeußerungen in verwandtem Sinne, die man aus dem Munde Kaiser Wilhelms I. und Moltkes vernommen habe. Diese mit erhobener Stimme, die zugleich die Teilnahme des Gemüts deutlich erkennen ließ, vorgebrachte Einrede, verfehlte nicht auf Ranke Eindruck zu machen; sie setzte ihn in eine Art innerer Beunruhigung und vielleicht in Gewissensbedrängnis; dreimal ging er in eiligem Schritt aus dem Zimmer, in welchem das Gespräch geführt wurde; er ließ sich dann immer die angeführte Stelle vortragen und zog sie in Ueberlegung. Endlich verabschiedete sich der General. Noch einmal hieß Ranke mich die zitierten Worte vorlesen, dann sagte er: »Das ist grandios; das muß so bleiben.« Darauf führte er aus, daß die Darstellung so gehalten werden müsse, daß sie von Juden, Christen, Mohammedanern verstanden und angenommen werden könne; sein Gedanke war also, von den Besonderheiten der monotheistischen und geoffenbarten Religionen zu abstrahieren."

Diese erst 1893 veröffentlichten Mitteilungen Wiedemanns liefern einen neuen Beleg für die Richtigkeit der Ansicht, die schon 1886 Konstantin Rößler**) entwickelt hatte, daß „Ranke durch seine religiöse Stellung nie an der denkbar freiesten Auffassung der Geschichte verhindert wurde" und daß „vergebens solche, die mit Ranke die gleiche Stellung zum Evangelium in Anspruch nehmen, diesen Mann in ihre Parteiungen hineinzuziehen" versuchten. Hierzu machte Manteuffel einen neuen Versuch, als ein hervorragender liberaler Theologe, als Heinrich Holtzmann in der Deutschen Revue kritische Bemerkungen gegen Rankes Darstellung der Entstehung des Christentums veröffentlichte. Holtzmann fand es durchaus begreiflich, daß sich „der Historiker, welcher so delikate und zum Teil wirklich unerkennbare Gebiete, wie sie hier berührt werden mußten, beschreibt, den sittlichen Mächten des Maßes, des Taktes und der Pietät am wenigsten entfremdet fühlen" wollte und begrüßte „gern auch die in knappen Zügen gegebene Ausführung von der im Gedanken des Reiches Gottes gipfelnden Ideenwelt Jesu, von der Auffassung seines Berufs und der darin begründeten Tragik seines Geschicks im Großen und Ganzen als einen gelungenen Wurf"; aber er bedauerte, daß „für denselben Geschichtsschreiber, welcher die Profanquellen so scharfsinnig auf ihre Glaubwürdigkeit examinieren und die verschiedene Stromtiefe der geschichtlichen Treue so meisterhaft unterscheiden lehrte, eine eigentliche Kritik der neutestamentlichen Geschichtsquellen einfach nicht existierte", daß er die reiche auf sie bezügliche Litteratur der letzten Jahrzehnte unbeachtet ließ. Aehnliche Einwendungen waren auch gegen frühere Bände der Weltgeschichte bereits erhoben worden; als Manteuffel zwei Straßburger Historiker um ihre Meinung über Rankes Darstellung der römischen Republik befragte, hatte der Vertreter der alten Geschichte geäußert, daß ihm Ranke hier „nicht mehr auf der früher erreichten Höhe zu stehen scheine"*); als Holtzmann nun ein gleiches Urteil über Rankes Schilderung des Eintritts des Christentums in die Welt fällte, berief er sich dafür namentlich auf Rankes Anschluß an das Johanneische Evangelium, das „schon fast mehr Theologie als Erzählung" sei; dadurch sei der Historiker „tiefer als seinem eigenen Programm zufolge zulässig erschiene, in das „Mysterium" hineingeraten".**) Manteuffel sah in Holtzmanns Worten nur „rationalistische Auslegerei" und forderte seinen Freund auf, den Angreifer „mit ein paar Keulenschlägen niederzuschmettern"; Ranke aber ist dieser Aufforderung so wenig wie Manteuffels früheren Vorstellungen gefolgt. Es wäre sehr verkehrt die bedeutsamen Unterschiede leugnen oder unterschätzen zu wollen, die zwischen den Anschauungen des konservativen Historikers und des liberalen Theologen bestanden; eben im Hinblick auf sie aber scheint es mir um so wichtiger und erfreulicher zu sein, daß auch eine Betrachtung Rankes uns in der Ueberzeugung bestärkt, zu der Holtzmann bei dem Rückblick auf seine akademische Lehrtätigkeit sich bekannte, „daß es eine Wissenschaft gibt, die ein frommer Mann aufrichtig vertreten kann, und eine Frömmigkeit, die vor keinen wissenschaftlichen Resultaten zurückschreckt".

Conrad Varrentrapp

*) Im 18. Jahrgang (1893) der Deutschen Revue 3, 344 ff. In der gleichen Zeitschrift war im 8. Jahrgang (1883) 2, 265 ff. Holtzmanns Kritik von Rankes Darstellung der Entstehung des Christentums veröffentlicht worden; Manteuffels Schreiben vom 19. Mai 1883, in dem er Ranke aufforderte, „meinen mir sonst ganz lieben Professor Holtzmann niederzuschmettern, weil er sich unterfängt Sie öffentlich anzugreifen", siehe in Doves ausgewählten Schriftchen S. 298 f. Daß wie in dieser, so auch in politischen Fragen die Ansichten beider Freunde mehrfach auseinandergingen, tritt einem Jeden entgegen, der mit Manteuffels Behandlung der kirchlichen Verhältnisse in Elsaß die 1879 von Ranke niedergeschriebenen Bemerkungen über das Elsaß vergleicht. „Es bleibt, lesen wir in ihnen (S. W. 53/54, 637) nichts übrig, als das germanische Element hervorzuheben und zu fördern; die einzige greifbare Handhabe bietet dazu die Augsburgische Konfession dar. Ihre Bekenner waren bei dem Ausbruch des letzten Kriegs mit einem Verderben bedroht, das unabwendbar gewesen wäre, hätten die preußischen Waffen nicht den Sieg davongetragen."

*) Im 58. Band der Preußischen Jahrbücher S. 71 ff.

Die Erscheinungen des auferstandenenen Herrn vom psychologisch-naturwissenschaftlichen Standpunkt aus betrachtet

Eine Laienstimme zur Wunderfrage

Es ist mir von größter Wichtigkeit, daß die „Erscheinungen" Christi als wirkliche Erlebnisse der Jünger anerkannt werden, durch welche sie die „Gewißheit empfangen haben, daß ihr Herr nicht im Tode geblieben, sondern von Gott zur Herrlichkeit erhöht worden ist; in diesem Sinne war die Gemeinde sich bewußt, ein Wunder erlebt zu haben, das alle andern Wunder in den Schatten stellte: die Auferstehung Jesu."

Mit diesen Aussprüchen bezeugt D. Johannes Weiß in der Einleitung zu den „Schriften des Neuen Testamentes" (neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt von D. Otto Baumgarten und anderen Gelehrten, S. 41 und 45), daß sich die sogenannte moderne Kritik nach der positiven, aufbauenden Richtung hinbewegt. Das möchte ich mit freudiger Genugtuung konstatieren, denn diese Aussprüche erscheinen geeignet, herbeizuführen, daß in weiten Kreisen gewissenhafter Bibelverehrer eine wohltuende Beruhigung einkehrt.

In vollkommener Uebereinstimmung mit Johannes Weiß

*) Wiedemann, Deutsche Revue, 18. Jahrgang (1893) 3, 236.

**) Wenn Ranke später mehr als 1823 der Mystik S. Johannis sich anschloß, so hat darauf vielleicht Friedrich Wilhelm IV. eingewirkt. Vergl. Rankes Sämtliche Werke 49/50, 392 f. und Ritters Rede über Ranke S. 8.

spricht sich über diesen Gegenstand auch D. Max Reischle in seiner „Christlichen Glaubenslehre“ S. 113 mit den Worten aus:

Die Gewißheit, daß der Gekreuzigte nicht im Tode geblieben sei, sondern aus »Gottes Kraft lebe«, erwuchs der ersten Gemeinde aus den Erscheinungen Jesu Christi nach seinem Tode. Dies darf als gesicherte historische Tatsache behauptet werden.

In dieser Gewißheit haben die Jünger Jesu den niederschmetternden Eindruck seines Kreuzestodes überwunden.

Wenn wir uns auch eine genaue Vorstellung über den eigentlichen Vorgang dieser Erscheinungen niemals zu machen vermögen, so glaube ich doch, daß es uns möglich sein dürfte, diese geheimnisvollen Vorgänge zu denken. So können wir uns beispielsweise die ohne Vermittelung in die Ferne wirkende Gravitationskraft, die unsre Erde in ihrer Bahn erhält, niemals vorstellen, aber wir können sie doch denken.

In der Absicht hierüber einige Gedanken zu entwickeln, muß ich zunächst auf den hervorragenden Aufsatz von Max Reischle in Nr. 1 der Christlichen Welt von 1900 über die Erscheinungen des Herrn und die Frage der leiblichen Auferstehung Jesu Christi hinweisen. Max Reischle stellt hierbei die Frage auf S. 5:

Und wie haben wir selbst die Art und Weise der Erscheinungen Jesu Christi, die wir im Glauben als Gottesoffenbarungen bekennen, uns etwa zu denken? Die Frage gewinnt größere Bestimmtheit, wenn wir die zwei Hauptansichten uns vergegenwärtigen, die in den Forschungen über das Leben Jesu sich herausgebildet haben. Nach der einen Ansicht hat sich bei den Erscheinungen des Herrn vor seinen Jüngern wirklich ein in diese Sinnenwelt gerückter Gegenstand, nämlich die aus dem Grab erstandene, allerdings verklärte Leiblichkeit des Herrn der Wahrnehmung dargeboten, so daß ein Schauen mit leiblichem Auge, das Hören einer wirklichen Stimme mit dem Gehörsorgan stattgefunden hat. Nach der andern Ansicht ist den Jüngern ein inneres Wahrnehmen einer der Sinnenwelt entrückten, rein geistigen Wirklichkeit zuteil geworden, in einem inneren Vorgange.

Die letztere Ansicht, nach der die Jünger nur mit ihrem geistigen Auge gesehen, mit ihrem geistigen Ohr gehört haben (ein innerer Vorgang, bei welchem der optische Teil des Auges, der akustische Teil des Ohres gar nicht in Mitleidenschaft gezogen worden ist, und wobei eine auf das leibliche Auge, auf das leibliche Ohr hätte wirken könnende Leiblichkeit des Herrn gar nicht vorhanden war), diese Ansicht ist es, für welche ich das Wort ergreifen möchte. Nur muß für ein inneres Wahrnehmen einer der Sinnenwelt entrückten, rein „geistigen Wirklichkeit“ auch ein „Projiziertwerden“ dieses inneren Vorgangs in den äußeren Gesichts- und Gehörseindrücken (von denen Max Reischle S. 6 spricht) entschieden abgelehnt werden. Es muß vielmehr eine Tätigkeit, jedes Funktionieren der menschlichen Gesichts- und Gehörsorgane vollständig ausgeschaltet gedacht werden.

Das wahre Wesen der Sinnesempfindungen: also der Farben, der Töne, Gerüche, der Geschmack- und Tastgefühle, hat zuerst der englische Philosoph John Locke richtig erkannt, indem er sie von der Außenwelt in den Geist, in die Seele verlegt hat. Diese Sinnesempfindungen, deren Heimat Locke in das Reich des Geistes, der Seele verwiesen hat, sind aber, und das muß hier gleich hervorgehoben werden, darum nicht weniger „wirklich“, nicht weniger „real“, als jene materiellen Veranstaltungen der Außenwelt, die sie hervorgerufen, sie im Geist, in der Seele ausgelöst haben.

John Locke vergleicht den menschlichen Geist mit einem Spiegel, in den die Bilder der äußeren Gegenstände hineinfallen; solche Bilder sind eben die Farben, die Töne, die Gerüche, der Geschmack und das Hautgefühl; sie existieren nur in unsrem Geiste; die Dinge selbst sind daher nicht farbig, sie tönen nicht, riechen und schmecken nicht.

Diese Gedanken und Anschauungen hat der deutsche Philosoph Hermann Lotze in seinem „Mikrokosmus“ weiter ausgebildet:

Jene Empfindungen — sagt Lotze auf Seite 390 in seinem Mikrokosmus, 4. Auflage, 1. Band — sind nur das eigene Erzeugnis unsrer Seele, angeregt zwar von äußeren Eindrücken, aber weder diesen, noch den Dingen ähnlich, von denen sie ausgingen. Weder finster noch hell, weder laut noch still, vielmehr völlig beziehungslos zu Licht und Klang liegt die Welt um uns her, die Dinge selbst sind ohne Duft und Geschmack, selbst, was auf das Unwiderleglichste die Wirklichkeit des Aeßeren zu bezeugen scheint, Härte, Weichheit, Widerstand der Dinge sind zu Formen der Empfindung geworden, in denen nur eigene Zustände unseres Inneren zum Bewußtsein kommen.

Diese Empfindungen — die sogenannte klingende, leuchtende, duftende Welt — sind daher etwas schlechthin Verschiedenes, qualitativ ganz Unvergleichbares von und mit den mechanisch materiellen Veranstaltungen der Außenwelt, die sie in der Seele, im Geiste hervorgerufen haben. Das Subjekt, das sieht, hört, riecht, schmeckt und fühlt, ist der Geist, ist die Seele, und die klingende, leuchtende, duftende Welt existiert nur seit der Zeit und nur so lange, als es beseelte Wesen auf der Erde gegeben hat und noch geben wird. Da aber außer den Menschen auch die höheren Tiere sehen, hören, riechen, schmecken und fühlen, so erscheint mir diese Tatsache der schlagendste Beweis dafür zu sein, daß auch den Tieren eine empfindende Seele zugeschrieben werden muß, freilich (nach Rudolf Eucken: „Geistige Strömungen der Gegenwart“ S. 116) nur eine naturgebundene und daher mit dem Tode vergängliche Seele, während der Mensch eine geisterfüllte und daher unsterbliche Seele besitzt.

Die Körper der Außenwelt senden Lichtstrahlen, weiße und farbige, in unser Auge; diese Strahlen sind in Wirklichkeit rhythmische Wellenbewegungen, Schwingungen des sogenannten Aethers, eines materiellen Mediums von sehr großer Elastizität und verschwindend geringer Dichtigkeit. Sie treffen, nachdem sie die durchsichtigen Teile unsres Auges passiert haben, den Augennerven, die sogenannte Netzhaut, welche durch diese Lichtstrahlen gereizt wird. Der Reiz pflanzt sich durch den Sehnervenstrang in unsern Zentralnervenapparat, das Gehirn, fort, wobei wir uns vorstellen, daß hierdurch in gewissen Gehirnpartien gewisse kleinste Bewegungen hervorgerufen werden. Nun aber entsteht etwas ganz Unbegreifliches, man könnte ebensogut sagen, etwas ganz Wunderbares: durch jene kleinsten Bewegungen in unsrer Gehirnsubstanz werden Bewußtseinsvorgänge in unsrer geisterfüllten Seele ausgelöst, die wir mit dem Ausdruck Sinnesempfindungen, im vorliegenden Falle mit Licht- und Farbenempfindungen bezeichnen. Der Hergang des Hörens vollzieht sich in ganz ähnlicher Weise wie der des Sehens, nur treten an Stelle der Aetherschwingungen Verdichtungs- und Verdünnungswellen der Luft, die nach dem Passieren unsers Ohres den Ohrennerv treffen und reizen: dieser telegraphiert den empfangenen Reiz in das Gehirn weiter, hierdurch werden in unserem Geist jene Empfindungen ausgelöst, die wir als Ton, Schall, Geräusch zu bezeichnen gewohnt sind.

Auch beim Riechen, Schmecken, Fühlen spielen sich analoge Vorgänge ab, auf die hier näher einzugehen um so mehr verzichtet werden kann, als sie für das Problem der Erscheinungen des Herrn nicht von Bedeutung sind. Die hier besprochenen Licht-, Ton-, Geruchs-, Geschmacks- und Gefühlsempfindungen in unsrer geisterfüllten Seele sind qualitativ schlechthin verschieden von jenen sie hervorrufenden kleinsten Bewegungen in unsrer materiellen Gehirnsubstanz.

Diese Auffassung über das Wesen unsrer Sinnesempfindungen als Bewußtseinsvorgänge in unsrem Geiste wird nicht allein von Philosophen wie Locke, Kant, Lotze und Anderen vertreten, sondern unumwunden auch von denkenden Naturforschern anerkannt. Emil du Bois-Reymond spricht sich in seinem Vortrag: „Ueber die Grenzen des Naturerkennens“ (auf S. 42 der siebenten Auflage) über die Beziehungen jener bestimmten Bewegungen der Nervensubstanz unsres Gehirns zu den entsprechenden Bewußtseinsvorgängen in unsrem Geiste folgendermaßen aus:

Welche denkbare Verbindung besteht zwischen bestimmten Bewegungen bestimmter Atome in meinem Gehirn einerseits und den für mich ursprünglichen, nicht weiter definierbaren, nicht wegzuleugnenden Tatsachen: ich sehe rot, höre Orgelton, rieche Rosenduft, schmecke Süßes, fühle Schmerz, fühle warm, fühle kalt andererseits? Es ist eben durchaus und für immer unbegreiflich, daß es einer Anzahl von Kohlenstoff-, Wasserstoff-, Stickstoff-, Sauerstoff- usw. Atomen unsres Gehirns nicht sollte gleichgültig sein, wie sie liegen und sich bewegen, wie sie lagen und sich bewegten, wie sie liegen und sich bewegen werden. Es ist in keiner Weise einzusehen, wie aus ihrem Zusammenwirken Bewußtsein z. B. von Rot, Rosenduft, Orgelton, Süßem, von Schmerz, Wärme, Kälte entstehen könne.

Und dieses Unbegreifliche, dieses Wunderbare wiederholt sich bei jedem wachenden Menschen hundertmale in jeder Minute, in der er die Außenwelt auf sich einwirken läßt!

Ebenso unbegreiflich, ebenso wunderhaft wie der geschilderte Hergang des Sehens, des Hörens usw. ist aber auch der umgekehrte Vorgang: die Beeinflussung des Physischen durch das Psychische, z. B. die Beeinflussung unseres Zentralnervenapparates und dadurch unserer Muskelapparate durch unsern Willen, also das Vermögen der Hervorbringung einer mechanischen Tätigkeit durch eine geistige Ursache. Eine solche Beeinflussung eines Physischen durch ein Psychisches vollzieht sich beim Bewegen unsres Körpers — beim Sehen, beim Ausstrecken eines Armes usw. — durch die Einwirkung unsres Willens. Und dieser Vorgang (ebenso wie auch der umgekehrte Hergang des Sehens, des Hörens usw.) kommt dem hierüber nicht tiefer nachdenkenden Menschen nur deshalb nicht rätselhaft, nicht wunderhaft vor, weil er täglich und stündlich an ihn gewöhnt ist.

Nachdem nun dargetan worden ist, daß die Empfindungen der Farbe, des Tons, Geruchs, Geschmacks und Gefühls in letztem Grunde nicht in das Gebiet der Physik (und der Naturwissenschaften), vielmehr in das Reich des Psychischen (und der Geisteswissenschaften) gehören, so erhebt sich uns die gewichtige Frage: Welche Bewandtnis hat es nun mit jenen Erlebnissen der Jünger Jesu, die als Erscheinungen des Herrn bezeichnet werden? und zwar sowohl von seiten der Jünger, wie auch von seiten des Auferstandenen?

Ich bin der Meinung, daß die Jünger beim Erleben jener Erscheinungen des Herrn in ihrem Geiste direkt ohne Vermittlung ihrer Nervenapparate und ihrer Sinneswerkzeuge ganz dieselben Eindrücke, Bilder, Empfindungen erhalten haben, wie solche unter gewöhnlichen Umständen durch die Einwirkung der Außenwelt auf ihre Nerven- und Sinnesapparate von der leiblichen Gestalt ihres Herrn in ihrem Geiste hervorgerufen worden sind. Da sie aber über das eigentliche Wesen und den Sitz dieser Empfindungen begreiflicherweise eine richtige, wissenschaftliche Einsicht nicht haben konnten, so mußten sie die feste, unerschütterliche Ueberzeugung gewinnen, daß sie ihren Herrn und Heiland in Wirklichkeit mit eigenen Augen gesehen haben, mit eigenen Ohren haben reden hören.

Solche Eindrücke, solche Empfindungen in ihrem Geiste hätte sogar selbst ein solcher Jünger gewinnen können, dessen leibliches Auge, dessen leibliches Ohr — etwa durch einen Unfall kurz vorher — zerstört worden wäre, eben weil sie den Herrn nur mit ihrem geistigen Auge gesehen, mit ihrem geistigen Ohr gehört haben.

Wie sind nun aber die „Erscheinungen" von seiten des Auferstandenen, von seiten des eingeborenen Sohnes Gottes zu deuten? Wenn wir daran festhalten, daß Sehen, Hören usw. im letzten Grunde seelische Vorgänge sind, so können wir uns wohl denken, es sei von Gott verordnet worden, daß sein vom Tode wieder geistig erstandener und in Geistigkeit wirklich lebender einzigartiger Sohn mit dem Geiste der Jünger Jesu direkt in Verbindung getreten sei, ein Vorgang, bei welchem die Ansicht entschieden abzulehnen wäre, als ob der wiedererstandene Christus mit irgend einer materiellen Substanz seines früheren Leibes, also mit den Muskeln, Gefäßen, dem Blute, der Nervensubstanz, dem Knochengerüste usw., also mit Substanzen beschwert gewesen sein würde, die ja nicht allein gewissen allgemeinen Veränderungen unterworfen gewesen wären, sondern auch nach dem allgemein gültigen Gesetze der Schwere durch den Planeten Erde hätten festgehalten werden müssen.

Ich sage also, der in reiner Geistigkeit auferstandene Christus ist nach Gottes Willen mit dem Geiste der Jünger in Verbindung getreten, wobei in der Seele der Jünger ohne alle Mitwirkung von Aetherschwingungen und Luftwellen und ohne Vermittlung ihrer leiblichen Gesichts- und Gehörsapparate, sowie auch ohne Mitwirkung ihres stofflichen Zentralnervenapparates ganz dieselben Empfindungen des Sehens und Hörens entstanden sind, die unter gewöhnlichen Umständen in der Seele der Jünger durch die Einwirkungen der materiellen Außenwelt und durch Vermittlung ihrer Nerven- und Sinnesapparate aufzutreten pflegten.

Infolge dieses geistigen Inverbindungtretens des Auferstandenen mit der geisterfüllten Seele seiner Jünger, also infolge eines zweiseitigen Vorganges, haben dieselben die hoheitvolle, freundliche Gestalt ihres Heilandes mit ihrem geistigen Auge wirklich gesehen, den ihnen wohlbekannten Klang seiner Stimme mit ihrem geistigen Ohre wirklich gehört!

Dieses Inverbindungtreten des Geistes Jesu mit dem Geiste seiner Jünger scheint mir aus Gründen der Vernunft ein wohl vollziehbarer Gedanke zu sein, während andererseits die Vertreter der Naturwissenschaften die Möglichkeit eines solchen Vorgangs zu bestreiten gar nicht in der Lage sein werden, gerade weil sich ein derartiger Vorgang nur auf rein geistigem Gebiete abspielen kann. Die „Erscheinungen" des Herrn müssen unbedingt als ausschließlich psychologische und nicht als physiologische Vorgänge betrachtet und beurteilt werden. Bei einer solchen Deutung der Erscheinungen Jesu kann auch von einer Durchbrechung der von Gott selbst gesetzten Naturgesetze gar nicht die Rede sein, da Naturgesetze bei derartig gedachten psychischen Vorgängen in keiner Weise betroffen werden können.

Mit großer Wärme und voller Ueberzeugung tritt auch Lic. Rudolf Otto in seinem Schriftchen: Leben und Wirken Jesu nach historisch-kritischer Auffassung, Göttingen 1905*), für die volle Realität der Erscheinungen Jesu ein, die er als ein innerliches Erleben und Innewerden — ein „Schauen" — des lebendigen Christus bezeichnet, und fügt noch die Bemerkung hinzu, „daß es sich um ein Erleben handelt, das wir uns vielleicht besser veranschaulichen würden, wenn wir mehr und Deutlicheres wüßten als bisher über ein unmittelbares, nicht auf dem gewöhnlichen, sinnenfälligen Wege sich vollziehendes Wirken und Verkehren von Wille zu Wille, von Seele zu Seele". Gerade als ein Inverbindungtreten des Geistes Jesu mit dem Geiste seiner Jünger habe ich im Obigen die Erscheinungen des Herrn gedeutet und versucht auszuführen, wie wir uns solche geheimnisvollen Vorgänge zwar nicht vorzustellen, aber doch zu denken vermögen, ohne uns mit dem allgemeinen Naturgeschehen und seinen Gesetzen in Widerspruch zu setzen. Hierbei habe ich absichtlich Ausdrücke wie „Vision" und „objektive Vision" wegen ihrer vielseitigen Deutung vollkommen vermieden, hauptsächlich aber auch, um für die fraglichen Vorgänge der Erscheinungen ihren zweiseitigen Charakter in volles Licht setzen zu können.

Der Gedanke eines „Schauens" der Jünger mit ihrem geistigen Auge ohne jegliche Mitwirkung ihrer stofflichen Zentralnervenapparate und menschlicher Sinneswerkzeuge dürfte keineswegs als ungereimt bezeichnet werden. Haben wir uns doch daran gewöhnt, uns in dem „christlichen Himmel", d. h. in der für uns noch unsichtbaren „geistigen Gotteswelt" (Max Reischle) Empfindungen von Glanz und Licht, von Musik zu denken, obgleich dort von Aether- und Luftwellen, von Nervenapparaten und von Sinneswerkzeugen keine Rede sein kann.

Ich komme zum Schluß und betrachte also die „Erscheinungen des Herrn" als einen übersinnlichen Verkehr zwischen der geistigen Persönlichkeit des auferstandenen, lebendigen Christus mit den geistigen Persönlichkeiten seiner damals noch auf Erden weilenden Jünger, als einen Verkehr, den der himmlische Vater zur Ehre seines eingeborenen Sohnes und zum Heile der erlösungsbedürftigen Menschheit gewollt und bewirkt hat, als einen Verkehr, der sich in den geisterfüllten Seelen der Jünger zu jenen wirklichen „Erlebnissen" verdichtet und ausgestaltet hat, welche die verzweiflungsvolle Trauer der Seinigen in selige Freude verwandelt haben und durch welche die geschichtlich bezeugte, felsenfeste Glaubensgewißheit, wie auch die weltüberwindende Glaubensfreudigkeit der Jünger und Apostel begründet worden ist.

Gustav Wepfer

*) Es ist dies die vierte Auflage der 1901 zum ersten Mal ausgegebenen Schrift. Sie sei unseren Lehrern warm empfohlen. 86 S. 1 Mk.

Ein Brief

16. 5. 5

Hochgeehrter Herr Professor!

Mir läßt seit dem Fall Fischer die Frage keine Ruhe, wie ich als moderner Theologe mich zu dem Dienst in der Landeskirche zu stellen habe, zumal die Frage meiner Ordination in Bälde aktuell werden dürfte.

Was uns den Dienst in der Landeskirche unmöglich machen könnte, ist nicht etwa der Umstand, daß wir das Apostolikum bei der Liturgie verlesen müssen und bei der Ordination auf dasselbe verpflichtet werden, an sich. Es ist mir von einem positiven, den Gemeinschaftskreisen nahestehenden Kollegen mit dem Worte: Natürlich! zugestanden worden, daß das Apostolikum die Bedeutung einer mehr oder weniger indifferenten Formel habe, die man nur ihres Alters wegen benutze, um sich zu dem Ganzen des christlichen Glaubens zu bekennen, und daß auch nur in diesem Sinne sein Gebrauch von der Kirchenbehörde vorgeschrieben sei. Die Erlaubnis, das Apostolikum auch durch ein Glaubenslied zu ersetzen, scheint dies zu bestätigen. Nun ist aber eine solche vom Wortlaut im Einzelnen absehende Wertung des Bekenntnisses dem gewöhnlichen Christen kaum zuzumuten (vergl. verschiedene Zuschriften an den Reichsboten anläßlich des Falles Fischer); er wird, sobald diese Frage in seinen Gesichtskreis tritt, das Bekenntnis immer auffassen als die Aufzählung alles dessen, was einer lückenlos wissen und für wahr halten muß, um ein Christ zu sein. Den Grund zu dieser Unfähigkeit fand genannter Kollege in der auch von ihm bedauerten sträflich vernachlässigten theologischen Erziehung der Gemeinden. Die Folge ist, daß Jeder, der seinen Katechismus auswendig kann und kirchlich interessiert ist, den modernen Theologen, der sich, ohne auf das Einzelne zu sehen, mittelst des Apostolikums zum christlichen Glauben als solchem bekennt, einen Heuchler, Lügner und Meineidigen an heiliger Stätte schilt. So der Tatbestand!

Nun ist die Frage die. Entweder ist die obige Vermutung, daß das Apostolikum eine nur durch Alter und Tradition geheiligte Formel sei, falsch und sein Gebrauch entspringt mehr oder weniger antihäretischem Interesse des Kirchenregiments: dann ist für uns im Dienst der Landeskirche schlechterdings kein Platz mehr, weil wir das nicht leisten können, was die Leute, die uns bezahlen, von uns verlangen. (Ob mit Recht oder Unrecht, ist hier gleichgültig.) Oder aber die Vermutung ist richtig, dann darf das Kirchenregiment an dem Gebrauch des Apostolikums durch einen modernen Theologen keinen Anstoß nehmen. Dann muß aber endlich die Behörde gezwungen werden, sich unmißverständlich darüber zu äußern, in welchem Sinne sie sich den Gebrauch des Apostolikums denkt. Da wird sich nun aber die Behörde schwer hüten wegen des heillosen Geschreis, das dann auf der Rechten losginge. Lehnt also die Kirche eine klare Erklärung ab, dann ist es unsere Ehre, die uns verbieten müßte uns anstellen und bezahlen zu lassen von einer Behörde, die sich nicht scheut, aus Opportunitätsrücksichten Hunderten von ehrlichen Leuten, die mit warmem Herzen und in bester Absicht ihr dienen wollen, keine andere Wahl zu lassen, als entweder von Lohn und Brot zu gehen, oder sich von Hinz und Kunz Heuchelei und Eidbruch vorwerfen zu lassen. Dieser Zustand ist doch völlig unhaltbar. Ich kann mir nicht helfen: Jeder von uns, der sich in der preußischen Landeskirche anstellen läßt, kann dies nur vermöge eines Kompromisses, und Kompromisse sind das Heillooseste, was es gibt. Es muß hier endlich einmal Klarheit geschaffen werden. Entweder die Behörde gibt den relativen Charakter und die zeitgeschichtliche Bedingtheit alles dessen, was Bekenntnis heißt, offen zu und verurteilt damit alle Bestrebungen, die aus ihren Buchstaben dem modernen Theologen Stricke drehen wollen. Dann hat uns kein Mensch den Dienst in der Kirche zu verwehren und wir können getrost weiter arbeiten trotz Reichsboten und Genossen. Oder aber, sie tut es nicht, sei es aus Ueberzeugung oder aus Mangel an Entschlossenheit, dann müssen wir die Konsequenzen ziehen. Was daraus folgt, ist nicht unsere Sache. Wir haben keine andere Pflicht, als uns ein reines Gewissen zu bewahren; was darüber hinausliegt, muß ein Anderer in die Hand nehmen. Also nicht etwa dem Nächsten zuliebe würden wir diese Konsequenzen ziehen, sondern um des Gewissens willen, weil es keine andere Möglichkeit gäbe, vor der Welt dem Schein der Unwahrhaftigkeit aus dem Wege zu gehen. Nicht anders hat Luther gehandelt; er hatte auch keinen inneren Trieb eine Kirche zu gründen, hat, als er die Bannbulle verbrannte, überhaupt noch mit keinem Gedanken an die Gründung einer Kirche gedacht, sondern hat getan, wozu ihn im Augenblick sein Gewissen trieb und die Sache ging doch nicht schief.

Es gilt ja im Allgemeinen ein Handeln ohne Rücksicht auf etwaige Folgen für töricht; aber ich meine, Ehrlichkeit und Gewissen sind Instanzen, die mehr Recht auf Berücksichtigung haben, als irgend welche äußeren Umstände. Das ganze Elend unserer kirchlichen Verhältnisse kommt meines Erachtens daher, daß kein Mensch Mut und Gottvertrauen hat, um sich bei seinem Handeln lediglich von dem Gesichtspunkt leiten zu lassen, ein reines Gewissen sich zu bewahren, und so werden Kompromisse auf Kompromisse geschlossen, Konzessionen auf Konzessionen gemacht und Nichts wird erreicht. Ich sehe den prinzipiellen Unterschied zwischen uns Menschen und Jesu Christo doch vor allem Anderen darin, daß er es fertig gebracht hat, jeden Kompromiß zu vermeiden und keine anderen Gesichtspunkte bei seinem Handeln zu berücksichtigen als den, ohne jegliche Reflexion dem Gewissenstriebe zu folgen. Das ist der springende Punkt bei seiner ganzen Wirksamkeit, der ihm äußerlich einen totalen Mißerfolg eintrug und doch später eine Anhängerschar von Millionen, und er allein genügt schon, um ihn zum Heiland der Welt zu machen.

24. 5. 5.

Inzwischen habe ich die Verhandlungen auf der Kreissynode Berlin III gelesen, wo ein Pastor H. über seine Ordination berichtete. Der Generalsuperintendent habe ausdrücklich gesagt, nicht auf den Buchstaben, sondern auf den religiösen Gehalt des Bekenntnisses verpflichte die Kirche. Das kann doch nur in der deutlichen Absicht geschehen sein, suchenden und zweifelnden Gemütern die Möglichkeit zu geben, sich mit gutem Gewissen ordinieren zu lassen. Wenn das aber ausdrücklich von maßgebender Stelle den Kandidaten gesagt wird, dann hat die Behörde auch die Pflicht, das den Laien mitzuteilen, und es ist eine sträfliche Pflichtversäumnis, wenn sie 1. das unterläßt, 2. die also ordinierten Leute gegen laienhafte Vorwürfe nicht nur nicht schützt, sondern 3. ihnen auf Anklage von Laien hin sogar den Prozeß macht, wenn sie doch gegen den Buchstaben verstoßen, worauf die Behörde sie überhaupt nicht verpflichtet hat.

Bremen

Wenn Streit und Unruhe um Religions- und Kirchensachen glücklich macht, so muß es jetzt eine Lust sein, in Bremen zu leben. Eine radikale Lehrergruppe agitiert für die Ausscheidung des Religionsunterrichts aus den öffentlichen Schulen. Die Frauen bewerben sich um das kirchliche Stimmrecht. In St. Remberti wird den Abstinenten beim Abendmahl erlassen vom Kelch zu genießen.*) Der Senat erklärt die Taufen von fünf- bis sechshundert Kindern für ungiltig, weil der Taufende, Pastor Mauritz, zu den Worten „ich taufe dich“ nicht hinzugefügt hat „im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“, sondern diese Formel umschreibende Worte (abgedruckt in voriger Nummer, Sp. 522). Pastor Mauritz schreibt an die betroffenen Eltern, daß er bereit sei, ihre Kinder noch einmal zu taufen mit der richtigen Formel, an neun Tagen in gewissen Stunden. Die Eltern halten eine Versammlung ab — der große Saal kann den Zudrang nicht fassen — man beschließt unter Aeußerungen des Dankes für die Bereitwilligkeit des Pastors, sich dem Senatsbeschluß nicht

*) Woraus die Hengstenbergsche Kirchenzeitung einen Rückfall in die katholische Feier unter Einer Gestalt macht, während es vielleicht nur eine Ausübung evangelischer Freiheit und Bruderliebe ist.

zu fügen und richtet an die „Kirchliche Kommission“ das Ersuchen, „beim Hohen Senat dahin wirken zu wollen, daß die Ungiltigkeitserklärung der ... Taufen so schnell als möglich aufgehoben wird.“ Auf die Frage des Vorsitzenden, ob irgend Jemand in der Versammlung gewillt sei, sein Kind nochmals taufen zu lassen, antwortete ein einstimmiges Nein!

Die Ungiltigkeitserklärung von fünf- bis sechshundert Taufen in Bremen kann von sehr verschiedenen Standpunkten aus beurteilt werden. Unterscheiden wir den- juristischen, den orthodox-gläubigen und den fromm-enthusiastischen.

1. Vom juristischen Standpunkt

Die Eisenacher Konferenz hat am 17. Juni 1865 feierlich erklärt (Allgemeines Kirchenblatt S. 299 ff.):

Die Abgeordneten zur Konferenz erklären jeder für die evangelische Kirche seines Landes, daß die Ordnung ihrer Landeskirche eine Taufe mit Anwendung der vollen neutestamentlichen Formel unbedingt erfordert und daß die Kirchenregierung es nicht ohne schwere Ahndung lassen würde, wenn bei ihr zur Anzeige gelangen sollte, daß ein Geistlicher der Landeskirche ohne Anwendung dieser Formel eine Taufe vorgenommen habe.

Diese Erklärung richtete sich gegen die katholische Wiedertaufe Uebertretender. Sie sollte gewissermaßen der katholischen Kirche die Bürgschaft dafür geben, daß in den deutschen Landeskirchen rite getauft würde, und sie dadurch in die Lage setzen, das alte Verhältnis gegenseitiger Anerkennung der Taufen zwischen den sonst so getrennten Kirchen aufrechtzuerhalten. Ich bin geneigt, dieses Band von Gemeinschaft zwischen der römisch-katholischen Kirche und den evangelischen recht hoch zu schätzen; aber da die römisch-katholische Kirche sich durch die seit Jahrzehnten immer häufiger geübte sogenannte Wiedertaufe einer neuen Praxis zugewendet hat, scheint es mir würdelos, ihren Prätensionen mit solchen Beschlüssen nachzugeben. Wir haben es heute nur mit der Anerkennung zu tun, die evangelische Kirchen gegenseitig ihren Taufen schuldig sind. Es ist mir nicht bekannt, daß abgesehen von jenem Eisenacher Beschluß von 1865 die Formel „auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes“ allgemein rechtsgiltig fixiert worden wäre. Die Eisenacher Konferenz ist keine gesetzgebende Instanz. Wenn eine deutsche Landeskirche sich von der 1865 gemeinsam gegebenen Erklärung zurückziehen und eine andere Formel dulden würde, so könnte die Konferenz, oder der heute aus ihr hervorgegangene Kirchenausschuß, den Vertreter dieser Kirche aus dem Kollegium ausschließen. Aber unmittelbare kirchenrechtliche Folgen hätte dieser Ausschluß noch nicht, so gewiß keine deutsche Landeskirche gezwungen ist, die Konferenz zu beschicken, bezw. dem Ausschuß beizutreten. Kirchenrechtlich würde die Nichtanerkennung der Taufe der betreffenden Landeskirche erst dann perfekt, wenn die Gesetzgebung der einzelnen Landeskirchen in besonderen Akten sie festlegte. Insofern kann man nach meinem — jeder Belehrung gerne zugänglichen — Verständnis heute nicht sagen, daß nach deutschem evangelischen Kirchenrecht die wörtliche Anwendung der Formel „auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“ zur Giltigkeit einer Taufe unerläßlich sei. Erklärungen von Kirchenbehörden können doch keine Gesetze machen. Auch ist ein großer Unterschied zwischen „Ahndung“ der Unbotmäßigkeit eines Pfarrers und zwischen der Verwerfung vollzogener Taufen. Die Taufe ist vollzogen, wenn das Wort Gottes mit und bei dem Wasser war.

Die Entscheidung des Bremer Senats ist umso begreiflicher, wenn er durch seinen Vertreter die Erklärung von 1865 mitbeschlossen haben sollte. Aber auch sonst mag ihm als Summepiskopus von Bremen daran liegen, seine Landeskirche vor Isolierung unter den deutschen Landeskirchen zu bewahren. Dies wäre ein politischer Gesichtspunkt, nicht ein juristischer. Ist ein Druck von außen auf ihn ausgeübt worden?

Meines Erachtens hätte es der Bremer Senat sehr wohl auf die Probe ankommen lassen können, ob die übrigen evangelischen Kirchen Bremen die Anerkennung seiner Taufen versagen würden, wenn er im Fall Mauritz anders entschiede. Der Senat hätte sein Entgegenkommen gegen die Ansprüche der verbündeten Kirchen dadurch beweisen können, daß er dem Pastor Mauritz aufgab, von jetzt an sich der allgemein gebräuchlichen Taufformel zu bedienen. Pastor Mauritz wäre einer obrigkeitlichen Mahnung in dieser Richtung, wie seine viel weiter gehende Unterwerfung unter den jetzigen Senatsbeschluß beweist, willig nachgekommen. Gleichzeitig aber hätte der Senat die durch Pastor Mauritz vollzogenen Taufen einfach für giltig erklären können. Ich bin überzeugt, daß ihm daraus keine Schwierigkeiten erwachsen sein würden, und er hätte sich, den Bremern und der ganzen Christenheit die Sensation der sechshundert falsch getauften Kinder erspart.

Man sage nicht: das ist Pastor Mauritzens Schuld, nicht die des Senats. Natürlich ist die Ursache der ganzen Verlegenheit Pastor Mauritz. Aber wenn der Senat kraft seiner Vollmacht in diesen Dingen durch einen legalen Beschluß die jetzt verworfenen Taufen für rechtsgiltig erklärte, so habe ich das Zutrauen zu allen Juristen im Deutschen Reich, daß sie sie auch als rechtsgiltig anerkannt haben würden.

Wohlgemerkt, der Senat hat überhaupt nur die rechtliche Geltung der Mauritzschen Taufen geprüft. Um ihren religiösen Wert hat er sich nicht gekümmert. Es handelte sich für ihn darum, die so getauften Kinder vor unangenehmen Folgen zu schützen, die eine ihrer Anerkennung nicht gewisse Taufe ihnen im späteren zivilen oder militärischen Leben verursachen könnte. Bei der Konfirmation, Einschulung, Zulassung zu Aemtern, Stipendien und anderen Wohltaten. Ueberall ist unsere Gesellschaft mehr, als wir uns meist klar machen, von Privilegien voll für solche, die einen Taufschein aufweisen. Man kann darüber von religiösem Standpunkt aus sehr herb urteilen. Der Senat, als eine gute, vorbedachte Obrigkeit, nimmt aber die Zustände, wie sie sind, und ordnet für die falsch getauften Kinder eine zweite Taufe an, die ihnen zu einem einwandfreien Taufschein hilft. Nun stehen ihnen alle Türen offen.

Herr Pastor Mauritz hat diesen Standpunkt anerkannt. Erst änderte er „aus Gewissensbedenken“, „aus religiöser Wahrhaftigkeit“ die übliche Taufformel, jetzt ist er auf die juridische Belehrung des Senats hin „zur trinitarischen Formel zurückgekehrt“. Glücklicherweise hindert die Eltern der falsch getauften Kinder ein gesundes Gefühl, diese Tragikomödie so einfach mitzumachen. Dies hat das Gute, daß die ganze Angelegenheit gründlicher zur öffentlichen Verhandlung kommen wird, als es sonst der Fall wäre.

2. Vom orthodox-gläubigen Standpunkt

Es scheint Tatsache, daß der Senat durch einen Konvent von Pastoren orthodox-gläubiger Richtung auf die Freiheiten aufmerksam gemacht worden ist, die sich Pastor Mauritz bei den Taufhandlungen gestattete. Sollten diese Männer nur, wie der Senat, auf die juridische Korrektheit der Bremer Taufen bedacht gewesen sein? Sollten sie nur um die üblen Folgen, die den so Getauften in ihrem bürgerlichen Leben etwa widerfahren könnten, Sorge getragen haben? Ich denke, ihnen war das Schwere, Belastende, daß sie selber von ihrem Standpunkte aus an der Christlichkeit der Mauritzschen Taufen zweifelten und mithin Sorge trugen um das Heil der von ihm getauften Kinder. Solche innere Beunruhigung dieses Kreises ist umso mehr zu verstehen, wenn man bedenkt, daß noch ganz andre Taufformeln als von Mauritz gebraucht zirkulierten, ganz andre als die von ihm vor dem Senat anerkannten, in dem Stile: „ich taufe dich im Namen des Guten, des Fortschritts und der Entwicklung“, Formeln, bei denen man nicht weiß, wo die ehrliche Nachrede aufhört und der schlechte Witz anfängt.

Ich möchte heute mit den orthodox-gläubigen Beanstandern der Mauritzschen Taufe nicht lange über den Sakramentsbegriff rechten. Aus dem Wege gehen wollen wir ja diesem Thema nicht. Schwer genug zu fassen ist die protestantisch-orthodoxe Lehre von der Kindertaufe bei den Orthodoxen unsrer Tage. In diesem Fall handelt es sich um die Taufformel. Man muß den Vertretern des orthodoxen Christentums in Bremen die Frage vorlegen, ob sie meinen, daß die durch Mauritz entweder „im Aufblick zu Gott, den wir mit Jesus Vater nennen“ oder „im Aufblick zu Gott dem Alleinen, in dem wir leben, weben und sind, welchen die christliche Kirche als Vater, Sohn und heiligen Geist bekennt“ getauften Kinder dank der Anwendung

dieser Formeln einen Heilsverlust erlitten oder zu gewärtigen haben?

Wenn ja, so würde sich dieser Heilsverlust ohne Zweifel an den Kindern am schmerzlichsten bemerkbar machen, die nach ihrer Taufe durch Pastor Mauritz gestorben sind und die vom Senat nunmehr angeordnete korrekte Taufe nicht mehr erleben.

Wenn nein — so würde dieser Konvent rechtgläubiger Pastoren also auch wesentlich nur das Interesse an der Rechtsgiltigkeit der Bremer Taufe für die bürgerliche Zukunft der Bremer Kinder vertreten haben. In diesem Fall brauchten wir über den orthodox-gläubigen Standpunkt nicht mehr zu reflektieren, denn er existierte nicht. Das Bremer Kirchenblatt wird mir gern hierzu die erwünschte Belehrung zu teil werden lassen.

3. Vom fromm-enthusiastischen Standpunkt

Pastor Kalthoff hat in Nr. 148 der Bremer Nachrichten den Standpunkt geltend gemacht, den ich den fromm-enthusiastischen nennen möchte. Mit allerlei Vorbehalt möchte ich mich ihm anschließen. Kalthoff irrt, wenn er glaubt, daß der ganze Fall uns die „Unvereinbarkeit des Staatschristentums mit religiöser Wahrhaftigkeit und politischer Freiheit handgreiflich mache". Denn zivilrechtliche und gesellschaftliche Folgen würde das Manko der Taufe oder der Makel einer zweifelhaften Taufe auch haben können, wenn an Stelle der „Staatskirche" die Freikirche getreten wäre, und umgekehrt ist religiöse Wahrhaftigkeit sehr wohl mit unserm Staatschristentum vereinbar, man muß sie nur tapfer ausüben. Ferner: es kann einem liturgischen Akt und einer liturgischen Formel gegenüber, die uraltes Herkommen geheiligt hat, nicht dieselbe subjektive Willkür des Ausdrucks und der Handhabung statthaben wie Ideen gegenüber. Hier gilt es in der Rücksicht auf das Giltige ebenso ein zartes Gewissen zu bewähren wie in der Rücksicht auf die eigene individuelle Ueberzeugung.

Aber der übertriebenen Schätzung der Formel, wie sie in dem Senatsbescheid vorliegt, kann man allerdings mit nichts Anderem begegnen als mit religiösem Enthusiasmus. D. h. mit jener rücksichtslosen frommen Energie, die in solchem Wirrwarr auf die Hauptsache dringt und erklärt: alles Andre ist mir gleichgiltig. Hätte ich in gut christlichem Sinn mein Kind durch einen Pfarrer taufen lassen und diese Handlung würde mir nachher aus formellen Ursachen für „ungiltig" erklärt, ich glaube nicht, daß ich mein Kind noch einmal taufen lassen würde. Ich würde mir an der Gesinnung, in der ich damals mein Kind taufen ließ, und an dem Segen, den ich mit den Meinigen von der Feier mit hinwegnahm, genügen lassen und mein Kind ruhig den Eventualitäten aussetzen, die ihm aus der etwaigen Nichtanerkennung seines Taufscheins später erwachsen können. Ich würde in diesem Falle wirklich keine Religion haben — aus Religion. Man kann gegen gewisse Veräußerlichungen des Innerlichen nicht anders protestieren.

Reden wir rein christlich fromm mit einander, so kann doch gar keine Rede davon sein, daß Jesus Christus bei der Einsetzung der Taufe bestimmt habe, es solle dabei immer die Formel gebraucht werden: „Ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes"! Darüber sollte bei noch so verschiedener kritischer Stellungnahme zu Matth. 28, 19 unter evangelischen Theologen kein Zweifel möglich sein. Die Taufen „im Namen Jesu" der ersten christlichen Zeiten waren doch wohl giltige christliche Taufen? — In der frommen Erregung der Reformationszeit hat man unwillkürlich auf diese einstige Freiheit der apostolischen Zeit zurückgegriffen:

> Etliche, die sich töricht auf den Buchstaben versteifen, verdammen es, wenn man spricht: „ich taufe dich im Namen Jesu Christi", da doch gewiß ist, daß die Apostel in dieser Form getauft haben, und wollen, daß hinfort keine andere Taufformel giltig sei als diese: „ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes". (Babylonische Gefangenschaft, Braunschweig-Berliner Ausgabe von Luthers Werken für das christliche Haus, Band 2, S. 435.)

Einen „müssigen Streit" nennt Luther den Hader „über die Form der Taufe, wie sie [die Römischen] eben die Taufworte nennen" und spricht damit sein Urteil über den Bremer Senatsbeschluß und, sofern dieser mehr als eine praktische Anordnung sein sollte, auch über das Votum der Eisenacher Konferenz von 1865, ja über jede einseitig juristische Regelung der Sache. Einseitig juristische Entscheidungen in religiösen Fragen kommen immer der katholischen Auslegung zu gute, denn die römisch-katholische Kirche ist ihrer Natur nach dem Jus verwandt.

Der württembergische Reformator Johann Brenz schreibt in seiner Explicatio catechismi:

> Es gibt Menschen, die meinen, daß Christus die Taufe so eingesetzt hat, daß sie auch mit den Worten Matthäus 28, 19 vollzogen werden muß und daß es keine wahre Taufe ist, wenn wir diese Worte nicht gebrauchen. Aber Christus hat seine Taufe nicht an gewisse, bestimmte Worte gebunden. Er setzte doch keine Magie ein, die an eine bestimmte Form von Worten und Zeremonien gebunden ist, sondern himmlische Sakramente, die ihr Wesen in ihrem Zwecke haben, und die nur nach Belieben mit diesen oder jenen Worten mitgeteilt werden.

So nach einem trefflichen Artikel in Nr. 146 der Bremer Nachrichten, der auch Schleiermachers Christlichen Glauben anführt. Ich finde die zitierte Stelle dort so nicht, gebe dafür eine andre § 37, 1, wo Schleiermacher ausdrücklich bestreitet:

> daß durch die Einsetzung Christi das Aussprechen bestimmter Worte während der äußeren Handlung geboten und also eine Taufe ohne diese überall und immer gleichmäßig ausgesprochenen Worte ungiltig sei.

Die Bremer Nachrichten verweisen für Weiteres auf Scholtens Buch: Die Taufformel (1869, deutsch 1883), es ist mir eben nicht zur Hand, gewiß wird es noch eine Fülle Material gegen das Bremer Kirchenrecht enthalten. Und gleichviel, das ist nun unser Standpunkt, daß wir unsre Taufpraxis auf die „Form" der Worte „im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes" nicht wollen eingrenzen lassen und daß wir die gegenteilige Annahme, ihr Gebrauch sei durch das Kirchenrecht schlechthin gefordert und verbürgt, schlechthin ablehnen. R

Zur Berggesetznovelle

Unsere Freunde, die in den Tagen des großen Bergarbeiterstreiks jede einzelne Phase der Bewegung mit hohem Interesse verfolgten, haben mit recht gemischten Gefühlen die Verhandlungen mit angesehen, welche über die preußische Berggesetznovelle im Abgeordnetenhause gepflogen worden sind. Man muß sich wieder ins Gedächtnis zurückrufen, daß den Bergarbeitern eine gesetzliche Regelung in Aussicht gestellt worden ist, welche die von ihnen beklagten Mißstände beseitigen sollte. Der Streik wurde abgebrochen unter der bestimmten Aussicht auf rasche Einlösung des gegebenen Worts. An diesem Maßstab muß das voraussichtlich durch den Beitritt des Herrnhauses demnächst zur Verabschiedung kommende Gesetz geprüft werden.

Das einzig Erfreuliche in der ganzen Entwickelung war, daß die Regierung ihrerseits Wort gehalten hat, als sie ihre Vorlage einbrachte. Diese gab zu Verhandlungen durchaus brauchbare Voraussetzungen und zeigte den ernstlichen Willen, den Wünschen der Bergarbeiter Rechnung zu tragen. In jenem Augenblick lag die sozialpolitische Führung vollständig bei der Regierung. Diese Tatsache muß viel schärfer betont werden, als es geschehen ist. Die Regierung denkt nicht grundsätzlich „kapitalistisch"; sie sucht, ob sie praktischer Unterstützung sicher sei bei denen, welche soziale Reform als ihren obersten Grundsatz anerkennen. Wird sie jedesmal brüskiert und zurückgewiesen, dann wird die Gelegenheit immer seltener werden, daß man sich für Verteidigung sozialer Reform auf Regierungsvorlagen und Regierungsmaßregeln berufen kann. Praktische Arbeiterpolitik wird sich nach diesen Grundsätzen richten müssen. Der Standpunkt „Alles oder Nichts" ist vielleicht gesinnungstreu, aber deshalb gegen die Arbeiterinteressen untreu, weil damit Wenig oder Nichts erreicht wird. Freilich hätte die Regierung ihre eigene Vorlage mit viel größerer Energie vertreten können und gleich von Anfang an keinen Zweifel darüber aufkommen lassen sollen, daß ihre Forderungen das Mindestmaß dessen sind, was eigentlich erfüllt werden muß.

Aber der Ernst der Situation war bald vergessen. Das elementare Rechtsempfinden dafür, daß man gegebenes Wort glatt und ohne Zögern einlöst, verlor sich bei den langwierigen, schleppenden Verhandlungen im Abgeordnetenhaus. Sozialethische Rücksichten wurden von politischen Gedankengängen auf die Seite geschoben. Man redete hin und her, schob hinter den Koulissen, strich Eins ums Andere von Reformen ab, und suchte dies und jenes mehr gegen die Arbeiter als für die Arbeiter zu bestimmen. So zogen sich die Verhandlungen, die wir kennen, in die Länge. Die Kommissionsbeschlüsse waren ein Schlag ins Gesicht der Regierung. Man vertröstete von einer Lesung auf die andere. Niemand wußte, wie die Sache am Ende gehen würde. Wir wollen garnicht davon reden, wie politisch unklug diese Haltung der ausschlaggebenden Parteien war. Mochte herauskommen, was wollte, und würde selbst der beste Abschluß erfolgt sein: das Mißtrauen unter den Tausenden von Bergarbeitern wurde von Tag zu Tag größer, weil stets die Hoffnung auf Entgegenkommen tiefer sank. Die Summe an Vertrauen, die damit verloren gegangen ist, hätte rein vom politischen Parteigesichtspunkt in Anschlag gebracht werden müssen. Für uns kommt freilich die moralische Schätzung in erster Linie in Betracht. Ueberall bis hinein in das nationalliberale Lager selbst, wie die Reden von Bassermann und Goldschmidt auf dem Parteitag beweisen, konnte man die drückende Empfindung nicht los werden, daß man sich gegen eine eingegangene Verpflichtung gesträubt und damit eine unwiederbringliche Einbuße an sozialreformerischem Willen erlitten habe.

Die konservative Partei blieb sich konsequent treu, wie in den Tagen Stoeckers: für Sozialpolitik im Sinn einer emanzipierenden Anerkennung des vierten Standes ist sie nicht zu haben. Sie scheidet nach ihrer Haltung gegenüber der Berggesetznovelle vollständig aus der Reihe der Parteien aus, welche für Sozialreform zu interessieren sind. Das ist desto trauriger, als Bülow gerade in diesem Zusammenhang der konservativen Partei deutlich seinen Willen kundgegeben hat, mit ihr zu regieren. Sie konnte es sich deshalb leisten, die nationalliberale Partei in einer Weise zu verhöhnen, wie man es seit langer Zeit nicht gehört hatte. Das Traurigste war, daß die Partei eines Bennigsen und Hammacher kein entscheidendes Wort der Abwehr darauf zu sagen hatte; sie hatte sich ihre Position seit den Kommissionsbeschlüssen vollständig verdorben. Die Linke war in dieser Frage durchaus zuverlässig, aber nicht stark genug, etwas Tüchtiges durchzusetzen. So nützte das Zentrum die Situation aus. Es muß anerkannt werden, daß ohne Hilfe des Zentrums überhaupt Nichts zu Stande gekommen wäre. Die sozialreformerische Führung der Regierung ging an das Zentrum über. Damit haben die übrigen Parteien den schlimmsten Zustand herbeigeführt. Denn das Zentrum läßt sich jede Unterstützung der Regierung zuletzt bezahlen mit einem Wechsel auf Durchführung voller Reaktion auf geistigem Gebiet. Sehen wir aber davon ab und berücksichtigen rein das Schicksal der Berggesetznovelle für sich, so muß und soll offen zugegeben werden, daß das Zentrum die letzte Stütze sozialreformerischer Hoffnungen gewesen ist.

Es bleibe dahingestellt, ob es dem Zentrum im Reichstag nicht, wie wir meinen, viel besser geglückt wäre, ein tüchtigeres Gesetz zu wege zu bringen. Das Einbringen seiner Initiativanträge im Reichstag beurteilen wir nur als taktisches Manöver, ebensogut wie das der Stoeckerschen Anträge, und bedauern das unzeitgemäße Vorgehen der Sozialdemokratie im Reichstag, das den preußischen Landtag schließlich zu einer Aktion zusammenzwang. Eine andere Frage ist, ob es dem Zentrum nicht möglich gewesen wäre, einen besseren Kompromiß durchzudrücken, wenn es alle andern Rücksichten außer Acht gelassen und nur Sozialreform getrieben hätte.

Es ist doch sehr bezeichnend, wie sehr die „Post“ mit der neuen Fassung der Berggesetznovelle zufrieden ist und es rühmend hervorhebt, daß „dem einzelnen Grubenbesitzer voller Rechtsschutz dem Oberbergamt gegenüber dadurch gewährt wird, daß ihm gegen dessen Verfügung die Klage im Verwaltungsstreitverfahren vor einem Bergausschuß gegeben wird.“ Selbst mit den Arbeiterausschüssen hat sie sich trotz der zugestandenen

geheimen Wahl gut abgefunden; denn der Arbeitsausschuß könne ja auch dann aufgelöst und suspendiert werden, wenn er sich mit Streitigkeiten über das Arbeitsverhältnis „über die Grenzen des eigenen Bergwerks hinaus“ befaßt. Gerade in diesem Punkt ist der „Umfall“ des Zentrums sehr bedauerlich. Die Arbeiterausschüsse können suspendiert werden: — es verschlägt nichts, ob nur ein Jahr, oder drei. Tatsache ist, daß diese Bestimmung verfassungswidrig bleibt und trotz des ursprünglichen Widerspruchs des Zentrums auch von diesem gebilligt wurde. Denn „kein Gemeinderat, keine Provinzialvertretung, kein Landtag kann suspendiert werden“ (Frankfurter Zeitung, 27. Mai), und auch von juristischer Seite ist auf die Einzigartigkeit dieser Bestimmung hingewiesen worden. Ebenso bedeutet die Einschränkung des passiven Wahlrechts auf diejenigen Arbeiter, die ununterbrochen mindestens drei Jahre auf dem Bergwerk gearbeitet haben, eine außerordentliche Beschränkung der Wahlberechtigung. „Krankheit, Militärdienst, Streik werden diese Frist unterbrechen, und das hat z. B. zur Folge, daß nach einem Streik drei Jahre hindurch kein Arbeiterausschuß möglich ist.“ Außerdem hat noch die Post darauf aufmerksam gemacht, daß nur die Mehrzahl der Mitglieder des Arbeiterausschusses aus Wählern der Belegschaft hervorzugehen hat, so daß z. B. „für einen Arbeiterausschuß von fünf Mitgliedern deren zwei von dem Arbeitgeber ernannt werden könnten“. Selbst die Kölnische Volkszeitung, welche die Taktik des Zentrums ganz verteidigt, in Arbeiterfragen im allgemeinen fortgeschrittenes soziales Verständnis zeigt, gibt zu: „Es wird sehr viel davon abhängen, in welcher Weise das Gesetz ausgeführt wird. In dieser Beziehung sind wir nicht ohne Bedenken.“ (Nr. 443.) Ist ja selbst der sanitäre Maximalarbeitstag gefallen. Gerettet sind: das Verbot des Wagennullens, die geheime Wahl zu den Arbeiterausschüssen, das Recht des Arbeiterausschusses an der Verwaltung der Unterstützungskasse teilzunehmen, die Aufrechnung der Ein- und Ausfahrt auf die Arbeitszeit, wenn diese um mehr als eine halbe Stunde verlängert wird. Daß den früheren Kommissionsvorschlägen gegenüber mit diesem Kompromiß ein wesentlicher Fortschritt bezeichnet wird, ist klar. Daß das Gesetz dem ursprünglichen Willen der Regierung nicht entspricht, ist ebenso deutlich. Was nun?

Man nehme das Gesetz, und starke Organisationen mögen über seine Ausführung wachen! Große Freude kann es auf keiner Seite auslösen. Ein unrühmliches Kapitel der Geschichte, voll Verhandlungen, die dem Geist der Geschichte keine Rechnung trugen, ist damit abgeschlossen. Wann wird der preußische Landtag wirkliche Volksvertretung werden? Traub

Verschiedenes

Das Defizit des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins. Vor kurzem berichteten wir über die große Missionsschuld der Herrnhuter und ihre wundervoll rasche Deckung. Viel kleiner ist der Fehlbetrag, mit dem der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein kämpft und von dem seine Bitte im heutigen Anzeigenteil unsern Lesern Kenntnis gibt.*) Aber im Vergleich mit dem viel kleineren Werk ist doch auch dieses Manko schon eine rechte Sorge für den Verein. Und noch ernster ist seine Situation, wenn man bedenkt, daß draußen in China und Japan Alles, die große Gesamtlage und der Einzelfortschritt der Missionsarbeit selber, gebieterisch die Erweiterung seines Werkes fordert. In Tsingtau stehen Wilhelm, Schüler und Blumhardt, in Japan Haas, Ostwald und Schiller in treuem Dienst an den Heidenvölkern — was ist das unter so Viele? kann man klagen. Nun sind ja unsre Missionare nicht die einzigen dort, aber in Japan doch die einzigen Deutschen! Wir müssen darauf denken, unsre Leser und Leserinnen mehr für das Werk zu interessieren, die Aufgabe ist zu groß, zu wichtig; angesichts der jüngsten Weltgeschichte sollte das jeder Christ einsehn. Uebrigens ist bei unsern Gebildeten viel zu wenig bekannt, was Warneck neulich in seiner Allgemeinen Missionszeitschrift festgestellt hat, daß eine ganze Anzahl der japanischen Heerführer „Christen von gutem Rufe“ sind. Kuroki, Oku und auch Admiral Togo gehören der presbyterianischen Kirche an. Auch viele unter den niederen Offizieren und unter den Soldaten sind Christen. Aber tiefer als je müssen wir alle jetzt empfinden, welch ungeheure Aufgabe es bedeutet, daß christlicher Glaube und

*) Aus Raummangel erst im Anzeigenteil der nächsten Nummer. So möge unser heutige Notiz die Bitte wirksam vorbereiten.

christliche Kultur auch in China und Japan triumphieren sollen. Wie auch unsre Freunde sonst mit ihrem Missionsinteresse engagiert sein mögen, wir sollten in diesen Tagen dem Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein dazu helfen, daß er sein Werk verdopple und verdreifache. Ich kann versichern, daß die Arbeiter draußen nur die eine Sehnsucht haben, daß die Heimat ihnen ganz anders die Hände stärken möge: sie sehen mehr Arbeit, als sie bewältigen können. R

Kleine Mitteilungen. Zu dem Aufsatz des Herrn Oberbergrat Wepfer in dieser Nummer sei daran erinnert, daß wir beabsichtigen durch den ganzen laufenden Jahrgang hindurch Beiträge zur Wunderfrage vor unsern Mitarbeitern und Lesern zu veröffentlichen, um dann gegen Ende des Jahres einen abschließenden Artikel folgen zu lassen. Vgl. 1904 Nr. 36 und 47, 1905 Nr. 7, 8, 13.

Pfingsten feiern wir diesmal in besonders ernster Zeit. Wie hat der Herr der Weltgeschichte jüngst so laut geredet! Die Tagungen in Hannover und Goslar sind auf diesem Hintergrunde besonders wichtig. Gott mache die Christenheit seines Geistes voll! R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Versammlungskalender

13.	14.	Juni	Evangelisch-sozialer Kongreß Hannover
13.—	16.	„	Gemeinschafts-Konferenz Bad Kösen
13.—	16.	„	Deutscher Evang. Schulkongreß Wernigerode
15.	16.	„	Freunde der Christlichen Welt Goslar
18.—	20.	„	Evangelische Gesellschaft und Südwestdeutsche Konferenz für Innere Mission Stuttgart
28.	20.	„	Sonntagsschulkonvention Stuttgart
17.	18.	Juli	Deutsch-evangelischer Kirchengesangstag Rothenburg a. T.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Montag 19. Juni 5 Uhr im Kursaal Milani Friedberger Anlage: Die Entstehung der Preußischen Landeskirche als Beispiel der Kirchenbildung im deutschen Protestantismus.

Stuttgart. Montag 26. Juni 1/2 8 Uhr im Herzog Christof: Charakterbild Jesu (Professor Dr. Schöll Stuttgart).

Goslar

Hotel Achtermann (nahe dem Bahnhof)

Donnerstag den 15. Juni Vormittag 9 Uhr Generalversammlung der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt. Tagesordnung: Halbjahresbericht mit besondrer Berücksichtigung unsrer Stellungnahme zum Fall Fischer. Anträge. — Freunde, die nicht Mitglieder, als Gäste willkommen.

Freitag den 16. Juni Vormittag 9 Uhr Vortrag von Pfarrer Lic. Hackmann in London: Die Aufgabe des Christentums gegenüber dem Buddhismus. Diskussion.

Die besseren Zugverbindungen von Hannover nach Goslar:

1. über Braunschweig Nachmittags

von Hannover	3 34	6 48	8 00
in Goslar	6 09	8 59	11 31

2. über Hildesheim Vormittags

von Hannover	6 30	9 34	9 47
in Goslar	7 56	12 23	12 23

Nachmittags:

von Hannover	12 14	1 10	4 50
in Goslar	1 56	2 52	7 29

Der Verein abstinenter Pastoren

hält nach Beendigung der Verhandlungen des **Evangelisch-sozialen Kongresses in Hannover**

am Mittwoch den 14. Juni, abends 6 Uhr

im sog. Hanstein'schen Saale des Arbeitervereins (am Marstall 3) seine Jahresversammlung.

Verhandlungsgegenstand: Die soziale Bedeutung des abstinenten Pastors. Referent: Pastor Bottke aus Stolp.

Gäste sind herzlich willkommen

Lic. **E. Rolffs**	**E. Baars**	**Haake**	**Bottke**
Osnabrück	Vegesack	Rickling (Holstein)	Stolp

Gesucht ein **Hauslehrer** (cand. phil. oder theol.), der einen 13 jährigen Knaben auf die Tertia der Realschule vorbereitet (täglich ca. 4 Stunden Unterricht). Gehalt: freie Station und 1200 M. jährlich. Womöglich bleiben bis April 1907. Näheres durch Pastor **Nissers** in **Abel** bei **Tondern** (Schl.-H.).

Die Evangelische Gemeinde zu **Kairo** sucht zum 1. Oktober dieses Jahres einen **Hilfsprediger.** Gehalt ca. 2700 Mark und freie Wohnung, Reiseentschädigung. Meldungen an die Expedition des Blattes erbeten.

Lic. Dr. **Kahle,** Pastor

Gebildetes älteres Fräulein, leistungsfähig und gerne tätig, in der feineren Küche geübt und im Hauswesen tüchtig als wirkliche Stütze der Hausfrau in größerem Haushalte zu baldigem Eintritt gesucht. Einfache Köchin und Zimmermädchen vorhanden. Gefl. Anerbieten unter **S. W.** an die Expedition.

Junges Mädchen, 22 Jahre alt, sucht zu seiner weiteren Ausbildung Stellung als Gesellschafterin oder Reisebegleiterin. Offerten unter **L N** an den Verlag.

Probenummern
der Christlichen Welt jederzeit unentgeltlich vom Verlag

In einem hessischen **Landpfarrhaus,** in schöner berg- und waldreicher Umgebung finden 1 oder 2 **junge Mädchen** Aufnahme zur **Erlernung des Haushaltes.** Auf Wunsch auch Musikunterricht. Angebote sub. W. K. an die Exp. d. Blattes.

Töchter-Pensionat

von **Frau Dr. W. Nagel, Darmstadt,** Victoriaplatz 9

Allseitige wissenschaftliche, gesellschaftliche und häusliche Ausbildung. Vorzügliche Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Soeben erschien:

Deutsche Geschichte und Deutscher Beruf

Aufsätze und Reden

von

Karl Chr. Planck

Zur Erinnerung an die 25. Wiederkehr seines Todestages 7. Juni 1880

herausgegeben und eingeleitet

von

R. Planck

8. 1905. Mk. 2.50. Geb. M. 3.50

Für meine beiden Jungen, (11 und 8 Jahre) Quarta und Vorschule, bisher durch cand. theol. erzogen, suche ich zum 1. September einen durchaus zuverlässigen **Hauslehrer; Cand. theol.** oder **phil.** Anerbietungen mit Gehaltsansprüchen erbeten.

Gussone, Königl. Forstmeister, Neuhaus-Solling (Bahnstation Holzminden).

Hauck's Realencyklopädie
3. neueste Auflage bis zum Buchstaben **P** (Predigtgeschichte) zu verkaufen gesucht. Anerbieten unter **P. T.** an den Verlag der Christlichen Welt.

Bei den Demütigen ist Weisheit!

Diese soeben bei Karl Robert Langewiesche in Düsseldorf erschienene Claudius-Auswahl (Auszüge aus seinen Prosaschriften und ausgewählte Gedichte, herausgegeben von Hans Thun) darf nicht ohne Grund empfohlen werden. — Von den Schlacken einer vielleicht allzugrossen Nüchternheit befreit, leuchtet hier die tieffromme und stille Weisheit des alten Wandsbeker Boten ebenso hell hervor, wie seine dankbar-kindliche Empfänglichkeit für die einfachen Freuden des Lebens. In gutgeleiteten Buchhandlungen gern zur Ansicht.

Matthias Claudius-Auswahl: 1.80 M.

Hefte zur Christlichen Welt

Herausgegeben von D. Martin Rade, Professor in Marburg

Heft 54

(Viertes Heft der Neuen Folge)

Noch rechtzeitig für Goslar soll erscheinen:

Weshalb wir in der Kirche bleiben!

Ein Wort zur Verständigung an die Veranstalter und Besucher der Landeskirchlichen Versammlung in Berlin und ihre Gesinnungsgenossen in den deutschen evangelischen Landeskirchen

von

Erich Foerster

8. ca. 50 Pfg.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Venedig Christliches Hospiz. Campo S. Angelo 3581. Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Für **Kirche, Schule** und **Familie** Musikinstrumente aller Art billigst direkt ab Fabrik
G. V. E. Wettengel
Markneukirchen i. S.
Bitte um Angabe, welches Instrument verlangt wird.

Spezial-Landaufenthalt ausschliesslich für
Alkoholkranke
auf dem **Rittergut Nimbsch** a. Bober b. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.) Gegründet 1895. Preis pr. Tag 6 M. Arzt: **Dr. med. W. Bohn.** Prospekte frei durch **Alfred Smith.**

Die unterzeichnete Buchhandlung bringt hiermit zur Kenntnis der sich dafür Interessierenden, daß sie die 3. neueste Auflage der
Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche
begründet von **Herzog**, redigiert von Professor **Hauck**, zu ganz kleinen Teilzahlungen abgiebt. Wir versenden auf Anfragen ausführlichen Prospekt und alles Nähere portofrei.
Bormann & Greiner
Leipzig Plagwitz Fröbelstr. 8

Christliche Geheimlehre
in den ersten beiden christlichen Jahrhunderten (Gnost. Katech.), zum ersten Male dem deutschen Volke zugänglich gemacht von Pfarrer Dr. Peithmann.
Bei **F. E. Baumann**, Bitterfeld.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Kürzlich erschienen:

Persönliches Leben
Predigten
von
Ernst Rolffs
Pastor in Osnabrück
8. 1905. M. 2.50, geb. M. 3.50

Militia Christi
Die christliche Religion und der Soldatenstand in den ersten drei Jahrunderten
Von
Adolf Harnack
8. 1905. M. 2.—, geb. M. 2.80

Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften
aus dem
Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte.
41.
Die geistlichen Uebungen des Ignatius von Loyola
Eine psychologische Studie
von
D. **Karl Holl**
a. o. Professor der Kirchengeschichte in Tübingen
8. 1905. M. —.60

Ur-Marcus
Versuch einer Wiederherstellung der ältesten Mitteilungen über das Leben Jesu
von
Dr. **Emil Wendling**
8. 1905. M. 1.50

Das nachapostolische Zeitalter
Geschichte der Christlichen Gemeinden vom Beginn der Flavierdynastie bis zum Ende Hadrians
Dargestellt von
Lic. **Rudolf Knopf**
Privatdozenten der Theologie zu Marburg
Gr. 8. 1905. M. 9.—. Gebunden M. 11.50

Lehrbuch der Religionsgeschichte
In Verbindung mit
Dr. **Th. Achelis** (Bremen) — Prof. Dr. **J. J. M. de Groot** (Leiden) — Prof. Dr. **A. E. J. Holwerda** (Leiden) — Prof. Dr. **M. Th. Houtsma** (Utrecht) — Dr. **Friedr. Jeremias** (Dresden-Trachenberge) — Oberbibliothekar **H. O. Lange** (Kopenhagen) — Prof. Dr. **R. Lange** (Berlin) — Dr. **Edv. Lehmann** (Kopenhagen) — Prof. Dr. **J. J. P. Valenton jr.** (Utrecht)
herausgegeben unter Redaktion von
P. D. **Chantepie de la Saussaye**
Dr. und ord. Professor der Theologie in Leiden
In zwei Bänden
Dritte völlig neu bearbeitete Auflage
Gr. 8. 1905. M. 24.—. Geb. M. 29.—

Sünde und Gnade
nach der Vorstellung des älteren Judentums, besonders der Dichter der sog. Bußpsalmen
Eine biblisch-theologische Studie
von
Lic. Dr. **Willy Staerk**
Privatdozenten an der Universität Jena
8. 1905. M. 1.50

Einleitung
in die
kanonischen Bücher des Alten Testaments
von
Carl Heinrich Cornill
Dr. theol. et phil. Professor der evangelischen Theologie an der Universität Breslau
Fünfte völlig neu gearbeitete Auflage der „Einleitung in das Alte Testament"
(Grundriß der theologischen Wissenschaften)
8. 1905. M. 5.—. Geb. M. 6.—

Biblische Theologie des Alten Testaments
Von
D. **B. Stade**
Geheimen Kirchenrat und Professor der Theologie in Gießen
Erster Band
Die Religion Israels und die Entstehung des Judentums
Erste und zweite Auflage
(Grundriß der theologischen Wissenschaften)
8. 1905. M. 6.—. Geb. M. 7.—

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu zwei litterarische Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Fr. Wilh. Grunow in Leipzig (Sophus Bauditz) und Eugen Strien in Halle a. d. S. (Robert Fatke)

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 24 — Marburg i. H., den 15. Juni — 1905

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Die Schöpfungsgeschichte — Die ägyptische Religion (Erman) — Neuere Litteratur zu den Gleichnissen Jesu (Weinel, Schullerus, Fiebig) — Weiteres aus Rom. I — Ueber Heidenmission. Zum Nachdenken — Die Aufgabe des Christentums gegenüber dem Buddhismus. Thesen für Goslar — Antwort auf den Brief in voriger Nummer — Religiöse Schriften im Arbeiterhaushalte — Ueber den zweiten sozialen Ausbildungskursus — Verschiedenes: Die Entscheidung des Falles Heyn; Ein notwendiges Uebel? Von den Quellen des Lebens (Müller); Wie predigen wir dem modernen Menschen? (Niebergall); Um Roseggers I. N. R. I.; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Die Schöpfungsgeschichte

1. Mos. 1, 1—25

Die Schöpfungsgeschichte. Uns allen von Jugend her vertraut. Und den Kennern so lebendig und fein.

Welche Not ist durch sie über Christenmenschen gekommen! Als die Naturwissenschaft ein anderes Weltbild neben sie stellte. Sonderlich für Protestanten war das eine Not. Denen die Bibel Gottes Wort war. Und die doch auch gewohnt waren, das Arbeiten der Wissenschaft als einen Gottesdienst aufzufassen. Solche Not aber machte die Protestanten frei, tiefer noch hineinzuhören in das Reden Gottes in der Bibel, herauszuhören vor Allem das fromme Leben, aus dem heraus die einzelnen Geschichten erzählt sind.

Gott allein durch sein Wort hat Alles geschaffen; er ist unverworren mit den Dingen dieser Erde. In solchem Glauben hebt sich die Freiheit des Menschen langsam und leise über alle Furcht vor Welt und Natur. Die Schöpfungsgeschichte ist das große Siegeslied einer jungen freigewordenen Menschheit. Ist das eine überwundene Frage für unsere Zeit? Selig und fröhlich sind die Christen, die diese Schöpfungsgeschichte als ihre Antwort auf Gottes Offenbarung bekennen.

Und Gott sah, daß es gut war. Dem Erzähler ist die Welt wirklich eine Schöpfung Gottes — das heißt: gut. Und von solchem Glauben her sinnt er sich liebevoll und feinspürend hinein in ihr eigenartiges Leben. Können wir das auch? Wir Christen unsrer Tage? Wir haben mit der Natur, mit der Wirklichkeit, die aus ihr zu uns sprach als Kampf ums Dasein, unsre Not gehabt, Not des Glaubens. Und es ist uns Gottes Wort und Offenbarung, aus der Schar der Gottgläubigen heraus immer wieder das Wort zu hören: und er sah, daß es gut war. So kommt auch uns neue Kraft zum Wagnis solchen Glaubens, solchen Kindervertrauens. H B

Die Aegyptische Religion

Von Adolf Erman. Mit 165 Abbildungen. Berlin, Georg Reimer 1905. VI., 259 S. 3.50, gebunden 4 Mk.

1

Die „religionsgeschichtliche" Forschung, durch die unser Geschlecht zum tieferen Verständnis der biblischen Religion zu gelangen trachtet, wird, davon sind wir fest überzeugt, trotz aller Lauigkeit, ja Feindschaft, mit der man sie gelegentlich aufgenommen hat, trotz aller Mißverständnisse, die sich bei ihren Gegnern daran schließen, trotz aller Fehlgriffe, die ihre Freunde machen mögen, ihren Weg gehen. Nachdem die großen Probleme, die sie uns zeigt, einmal aufgestellt sind, wird es auf die Dauer unmöglich sein, unter irgend einem Vorwand an ihnen vorüberzugehen; vielmehr sie bedürfen der Lösung und sie werden sie finden. Die Theologie wird sich nicht für immer begnügen, nur oder fast nur die Religion der Bibel zu betrachten; die Begeisterung, die eine so gewaltige Ausdehnung unsers Horizonts entfacht, wird die Widerstrebenden mit sich fortreißen. Und wenn allzugroße Vorsicht oder gar Kleinmut, Unverstand oder bequeme Sattheit verhindern sollten, daß dies in unsrer Generation geschieht, so wird es eben in der nächsten geschehen: die Wissenschaft hat Zeit. Allen Theologen aber, die noch lernen wollen, und nicht nur den Theologen allein, kann man gegenwärtig Nichts dringender raten, als sich mit der Kenntnis der fremden Religionen zum Verständnis der eigenen zu waffnen.

Wir machen deshalb die Leser der Christlichen Welt auf das oben in der Ueberschrift genannte Büchlein aufmerksam und empfehlen es ihnen aufs angelegentlichste. Hier bietet sich uns Professor Erman für die ägyptische Religion als kundiger Führer an, ein Forscher, der durch sein über alles Lob erhabenes Werk „Aegypten und ägyptisches Leben im Altertum" dem Publikum längst bekannt ist. Erman gehört zu den immer noch allzu wenigen deutschen Gelehrten, die zu schreiben verstehen. Einfachheit, Anmut und vornehme Zurückhaltung bestimmen seinen Stil; kein geschwollenes Pathos, kein Haschen nach Sensation verstimmt den Leser; keine überflüssige Gelehrsamkeit beschwert ihn. Mit leichter und sicherer Hand zieht Erman die klaren Umrisse des Bildes und koloriert sie mit wenigen, gut gewählten und eindrucksvollen Beispielen. Einen Mann, der so schreibt, wird der Lärm der Zeitungen nicht zur Tagesgröße erheben; aber kein Leser, der auf leise Töne zu horchen versteht, wird sich dem stillen Zauber dieses Buches entziehen können. Und auch darin ragt Erman vor vielen der gegenwärtigen Forscher des Orients hervor, daß er weiß, was Religion ist. Wie viele sind schon vor der Lektüre eines solchen religionsgeschichtlichen Werkes zurückgeschreckt, wenn es nur Namen und Eigenschaften der Götter aufzuzählen, Mythen zu analysieren und kosmologische Theorien darzustellen wußte, während die eigentliche Religion dabei zu kurz kam: was die Menschen von ihren Göttern gehabt, was sie von ihnen erhofft und gefürchtet haben, von dem eigentlichen inneren Wesen der Religion erfahren wir sehr häufig so gut wie nichts. Ganz anders Erman, der gerade denjenigen Dingen nachgeht, „die der ägyptische Priester verachtet haben würde." „Wie das Volk in der Urzeit dachte, als es seine Götter noch naiv lebendig schaute; wie es später, als seine Gottheiten ihm in ihren Riesentempeln fremd geworden waren, sich bescheidnere Helfer erdachte, die ihm näher stehen konnten; wie einmal ein Herrscher den kühnen Versuch gemacht hat, sich und sein Volk von dem Bann des alten Glaubens zu erlösen; wie inmitten all der äußerlichen

Vorstellungen vom Leben nach dem Tode das Gefühl durchdringt, daß dabei die Rechtlichkeit der Menschen doch wichtiger sei als Formeln und Zeremonien — das zu sehen erscheint uns wichtiger, als wenn wir alle Namen und Abzeichen und Festtage der Götter und Göttinnen kännten." Das ist Ermans Programm, und so versteht er es, dem modernen Leser Glauben und Leben dieses seltsamen Volkes vertraut zu machen. Oft aber wird der Leser das Buch sinken lassen und im stillen einer schlagenden Analogie nachsinnen, die ihm bei der Lektüre aufgefallen ist: Erman selbst hat beinahe jede geschichtliche Parallele, auch wo sie noch so nahe gelegen hätte, vermieden.

Dazu noch dies, daß sowohl dies Büchlein wie Ermans soeben erwähnte ägyptische Kulturgeschichte „Aegypten und ägyptisches Leben im Altertum" für den Laien geschrieben sind und die Kenntnis der ägyptischen Sprache nicht voraussetzen.

2

Besonders bemerkenswert für uns, und zwar ebenso für die neutestamentliche wie für die kirchengeschichtliche Forschung, und noch immer viel zu wenig beachtet ist der Glaube der Aegypter an das Fortleben der Seele nach dem Tode (Erman S. 87 ff.). Da finden wir unter den mannigfaltigen Vorstellungen, die die Aegypter erzeugt haben, und die sich dort in wirrem Durcheinander durchkreuzen, auch die, daß Seelen der Verstorbenen den Weg zum Himmel finden und dort als Sterne im ewigen Glanze mit den Göttern wandeln. „Der große Gott, der Herr des Himmels (d. h. der Sonnengott) hatte ihnen die Hand gereicht, oder die Himmelsgöttin hatte sie zu sich genommen und sie unter die unvergänglichen Sterne ihres Leibes" — der Leib der Himmelsgöttin ist der Himmel, den wir schauen, — „eingereiht" (S. 90). Der Sonnengott nimmt sich des neuen Himmelsbewohners freundlich an: „Du empfängst", so spricht er zu ihm, „die Gestalt eines Gottes; er läßt seinen Leib leuchten wie den der Himmlischen." So fährt er als Genosse des Sonnengottes über den Himmel. „Thot, der Mondgott, nimmt ihn des Nachts in sein Schiff auf und so durchkreist er den Himmel wie Re und durchkreist den Himmel wie Thot" (S. 91).

Aehnliche Vorstellungen kennen wir als Bild aus jüdisch-christlicher Ueberlieferung: die „verklärten" Seligen werden leuchten wie die Sterne des Himmels; wie auch Paulus 1. Kor. 15, 41 den geistlichen Leib mit den Sternen vergleicht.

Der Unterzeichnete darf wohl darauf hinweisen, daß er bereits vor längerer Zeit*) diesem weitverbreiteten Bilde den Vergleich der Seligen mit den Engeln (z. B. Matth. 22, 30) parallel gesetzt hat. Beide Vorstellungen, so hatte ich damals behauptet, sagen im letzten Grunde dasselbe: denn die Sterne des Himmels sind ursprünglich Engel. „Diese Beobachtung aber," so hatte ich weiter geschlossen, „ist wichtig, weil wir daraus erkennen können, aus welchen Kreisen der Auferstehungsglaube ursprünglich stammt. Er stammt aus einer Religion, deren Götter Sterne waren, und in der das Ideal der Gläubigen war, der Sterblichkeit der Menschenkinder entrückt und zu unsterblichen Göttern, zu ewigen Sternen zu werden." Das, was wir so, noch ohne Kenntnis des ägyptischen Materials, allein aus dem jüdisch-christlichen Glauben als dessen Vorstufe erschlossen hatten, finden wir nun im Aegyptischen wieder.

Dieser Rückblick möge hier gestattet sein, nicht, um nun sofort die Vermutung aufzustellen, daß der jüdisch-christliche Glaube an die Auferstehung der Toten ägyptischen Ursprungs sei, obwohl diese Vermutung wirklich erwägenswert zu sein scheint. Vielleicht werden spätere Forscher sich zu der Behauptung entschließen, daß bei der Entstehung dieses Glaubens verschiedene Einflüsse und u. a. auch der ägyptische zusammengewirkt haben, den die Theologen, soweit ich weiß, bisher überhaupt noch nicht dafür in Betracht gezogen haben. Wichtiger aber erscheint mir, an diesem Punkt den Lesern zeigen zu können, daß die Methode des religionsgeschichtlichen Rückschließens, des Postulierens, wenn sie nur mit der rechten Vorsicht geschieht, zu sicheren Resultaten führen kann.*)

*) Vergl. meine Anmerkung zu 4. Esra 7, 97 in Kautzsch „Apokryphen und Pseudepigraphen" Bd. 2, S. 375 f.

3

Auch manche Einzelheiten, mit denen dieser Weg der Seelen zum Himmel ausgestattet wird, sind als Parallelen zum Neuen Testament sehr lehrreich. Da hören wir, daß die Neuschöpfung des Verstorbenen zum unvergänglichen Gott eine neue Geburt genannt wird. Die Himmelsgöttin ist es, „die sein Leben macht, sie ist es, die ihn gebiert. In der Nacht wird er erzeugt, in der Nacht wird er geboren; er gehört zu denen hinter dem Re, zu denen vor dem Morgenstern. Er fährt zu der Ostseite des Himmels, zu dem Ort, wo die Götter geboren werden (d. h. wohl: wo die Sterne aufgehen) und wo er mit ihnen geboren wird, erneut, verjüngt" (S. 90 f.). Das ist, wenn wir das Polytheistische davon abziehen, dieselbe Vorstellung wie die altchristliche, wonach die Wiedergeburt eine Einweihung zu neuem himmlischen, unsterblichen Leben ist. Freilich ist — und das soll ja nicht übersehen werden — der Gedanke der Wiedergeburt im Urchristentum mit einem Inhalt gefüllt, dessen Tiefe weit über alles Verständnis eines alten Aegypters hinausgeht. Dennoch müssen wir, um die Form dieser Gedanken zu verstehen, eine Vorstufe annehmen, derjenigen ähnlich, wie wir sie in Aegypten bezeugt finden. Daß aber diese Religion, die der christlichen hierin vorgearbeitet hat, die ägyptische gewesen sei, behaupten wir nicht, da wir das Bild von der Wiedergeburt zur Unsterblichkeit in der antiken Welt auch im Attis-, Mithras- und Dionysoskult wiederfinden!**)

Das Ziel der Seele, die zum Himmel strebt, ist nach mehreren Stellen, die bei Erman zitiert werden, daß der Verstorbene den höchsten Gott „schaue", daß er „seinen Vater schaue" (S. 91). „Glücklich, der da sieht den Vater" (S. 99). „O Re Atum, dein Sohn kommt zu dir, er kommt zu dir; du läßt ihn bei dir wohnen; du schließt ihn in deine Arme, ihn deinen leiblichen Sohn ewiglich" (S. 92). Im Aegyptischen scheinen sich diese Worte vom Vater und Sohn ursprünglich auf den König zu beziehen, den Sohn des Gottes, der jetzt zu seinem Vater eingeht, und sind erst nachträglich auf den Einzelnen übertragen worden.

Auch das müssen wir hervorheben, daß der Verstorbene auf seinem Wege zum Himmel allerlei Wesen begegnet, die ihn hindern könnten, die ihn aber schließlich doch nicht aufzuhalten vermögen. So bedroht ihn ein großer Stier mit seinem Horn und sagt: Wohin geht er? „Aber die Antwort lautet: Er geht zum Himmel voll Lebenskraft, daß er seinen Vater schaue, und das schreckliche Wesen läßt ihn vorbeigehen" (S. 91). Auch das sind Gedanken, die bei den Völkern in der ganzen Welt weitverbreitet sind. Im neutestamentlichen Glauben haben solche allzu kraß-mythologischen Vorstellungen keine Stelle; es ist aber bekannt, daß sie im Glauben gnostisch christlicher Sekten einen großen Raum eingenommen haben. Hier also wäre die Frage, die der Kirchenhistoriker zu erwägen hat, ob nicht die ägyptische Religion als eine der Wurzeln des Gnostizismus anzusehen ist.

Eine eigentliche Eschatologie, d. h. eine Lehre vom Ende der Welt, eine Lehre, die sich im Parsismus mit dem Auferstehungsglauben verschwistert hat, findet sich in Aegypten nicht: da handelt es sich niemals um ein gemeinsames Erleben aller Toten, eine Auferstehung Aller und um ein Weltgericht, sondern stets um das Schicksal der einzelnen Seele nach ihrem Tode. Es ist längst bekannt, daß sich in der jüdisch-christlichen Ueberlieferung wie übrigens auch im Parsimus beide Anschauungen finden: als Oberströmung die Verbindung mit

*) Es sei noch ausdrücklich bemerkt, daß, wie die mitgeteilten Stellen zeigen, der Glaube an Astralgötter nicht, wie man wohl anzunehmen geneigt ist, im Orient spezifisch-babylonisch, sondern daß er auch den Aegyptern bekannt gewesen ist. Die Vermutung, daß die Hoffnung, nach dem Tode den Sternen, d. h. den Göttern gleich zuwerden, unter den Einfluß babylonischer Astralreligion entstanden sein müsse, war also nicht berechtigt.

**) Vergl. A. Dieterich, Mithrasliturgie S. 161.

der Eschatologie, der Glaube an die Auferstehung am jüngsten Tage, aber zugleich als Unterströmung der Glaube, daß jede Seele nach dem Tode des Menschen vor Gott tritt; man denke an Jesu Wort: Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein. Wir sind einstweilen noch nicht imstande über den Ursprung dieser Glaubensvorstellungen sichere Behauptungen aufzustellen; aber vielleicht werden die Späteren urteilen, daß die Lehre von der Erneuerung der Menschheit im letzten Grunde babylonisch-persischen Ursprungs ist, während der individuelle Auferstehungsglaube die Erbschaft ist, die Aegypten unserer Kulturwelt hinterlassen hat.

4

Weit wichtiger aber als all das Material, das wir bisher aus dem Aegyptischen mitgeteilt haben, ist der ägyptische Glaube, den wir durch Ermans Schrift aus neuen Stellen belegen können, daß der Verstorbene Unsterblichkeit und himmlisches Wesen bekommt, weil er durch bestimmte Zeremonien und Beschwörungen zum Osiris geworden ist. Osiris selbst ist ja gestorben und durch den Tod zum neuen Leben hindurchgedrungen. So wird denn der Tote kraft des Zaubers, der mit ihm geschieht, ein zweiter Osiris. Er wird erwachen, wie einst Osiris erstanden ist. So seltsam nun auch nach unsern Begriffen die weitere Ausführung dieses Gedankens im Aegyptischen sein mag, so haben wir doch hier eine unleugbare und überraschende Parallele zu der im Neuen Testament besonders aus Paulus bekannten Lehre, daß die Taufe Symbol des Sterbens und Begrabenwerdens sei; wer sich auf Christum taufen läßt, der erlebt dabei Christi Tod und Auferstehung: er kommt aus dem Wasser heraus als ein Gestorbener und zu neuem Leben Erweckter.*) Auch hier also der Glaube, daß sich an dem Frommen das Geschick des göttlichen Wesens, das gestorben und auferstanden ist, wiederholt; und auch hier gibt es gewisse Zeremonien, kraft deren der Mensch an dem Geschick des göttlichen Wesens teilnimmt. Dabei ist Einzelnes, freilich auch nur Einzelnes, in den ägyptischen Begräbnisliturgien derartig, daß es noch heute am Grabe vom christlichen Prediger gesprochen werden könnte. „Nicht als Tote gehen sie fort, sie gehen als Lebende fort“ (S. 99). „So wahr Osiris lebt, wird auch er leben; so wahr Osiris nicht gestorben ist, wird auch er nicht sterben; so wahr Osiris nicht vernichtet ist, wird auch er nicht vernichtet werden“ (S. 97). Setzen wir in diesen schönen Worten „Christus“ für „Osiris“ ein, so könnte sie jeder Christ unterschreiben.

Es ist hier nicht der Ort, die schwierige Frage zu entscheiden, ob zwischen diesen beiden, trotz aller großen Verschiedenheit im Einzelnen — die wir gewiß nicht leugnen — doch verwandten Vorstellungen irgend eine geschichtliche Beziehung anzunehmen ist oder nicht. Sollte man aber eine solche erwägen, so wird man Zweierlei feststellen müssen: erstens, daß keine Rede davon sein kann, daß neutestamentliche Männer unmittelbar aus dem Aegyptischen geschöpft hätten, daß vielmehr in diesem Falle viele Zwischenstufen zwischen Beiden anzunehmen sind; zweitens, daß eine außerordentlich starke Umarbeitung des Stoffes stattgefunden hat; drittens, daß sich die Idee von der Vereinigung des Mysten mit dem gestorbenen und auferstandenen Gott auch in den anderen mystischen Kulten des späten Altertums findet**), wobei zu erwägen ist, ob und wie weit diese von dem Aegyptischen abhängig sind. Wie dem aber auch sein mag, auf keinen Fall sollte die ägyptische Parallele als solche von dem, der das Neue Testament verstehen will, übersehen werden; auch wenn sie zu weiter Nichts dienen könnte, als den christlichen Glauben eigentümlich zu beleuchten.

Jedenfalls aber können wir von vornherein vertrauen, daß ebenso wie die babylonischen Parallelen zum Alten Testament bisher stets die eigentümliche Hoheit der Religion Israels nur in hellerem Lichte gezeigt haben, so auch unsere religionsgeschichtliche Forschung zum Neuen Testament uns die altchristliche Religion in ihrer ganzen Erhabenheit und Herrlichkeit nur um so deutlicher zeigen wird. Wie atmet man auf, wenn man aus all dem Wust von Vielgötterei und Zauberei der alten Aegypter in die reine Luft des Neuen Testamentes tritt! So wenig wir imstande sind, jetzt, da wir uns noch im ersten Stadium unserer religionsgeschichtlichen Forschungen befinden, alle die Fragen zu beantworten, die wir herannahen sehen, so dürfen wir doch voller Vertrauen sagen: Mag fallen, was da fallen muß; das Ewige wird bleiben!

Mit diesen wenigen Andeutungen hoffen wir gezeigt zu haben, was der Forscher aus einem Buch wie dem Ermans alles lernen kann, und warum es auch für den Laien eine interessante Lektüre ist. Hermann Gunkel

*) Vergl. meine Schrift „Zum religionsgeschichtlichen Verständnis des Neuen Testamentes“ S. 83.

**) Vgl. A. Dieterich, Mithrasliturgie S. 137.

Neuere Litteratur zu den Gleichnissen Jesu

Die Gleichnisse Jesu. Von H. Weinel. (Aus Natur und Geisteswelt, Bändchen 46.) Leipzig, Teubner 1904. 1 Mk., geb. 1,25 Mk.

Warum durch Gleichnisse? Von Adolf Schullerus. (Referat auf der Pastoralkonferenz des Schenker Kirchenbezirks.) Hermannstadt, W. Krafft 1904. 65 S. 43 Pf.

Altjüdische Gleichnisse und die Gleichnisse Jesu. Von Paul Fiebig. Tübingen, J. C. B. Mohr 1904. 167 S. 3 Mk.

Seit Adolf Jülichers großem Werk über die Gleichnisreden Jesu ist die Kontroverse über diesen wichtigen Punkt der Verkündigung Jesu aufs neue und erst recht in Fluß geraten. Die These Jülichers, daß Jesu Gleichnisse nicht Allegorien seien, von denen jeder einzelne Zug auf etwas bestimmtes Einzelnes gedeutet werden muß, sondern eben Gleichnisse, deren Hauptgedanke einen anderen Gedanken wuchtig und dringlich veranschaulichen und beweisen soll, hat neben begeisterter Zustimmung reichlichen Widerspruch erfahren. In den genannten drei Schriften steigert sich der Widerspruch nach der obigen Reihenfolge. Während Weinel sich in der Hauptsache ganz an Jülicher anschließt, von Allegorien bei Jesus gar nichts finden will, überall auf den Hauptgedanken dringt, und nur dies zuzugeben nötig findet, daß zuweilen noch andere Einzelzüge untergeordnete weitere Vergleichungspunkte bieten, behauptet Schullerus wenigstens für eine Gruppe der Gleichnisse — es sind diejenigen, in denen sich ein eigenes Erleben Jesu darstellt — daß sich hier die Grenze von Gleichnis und Allegorie fast völlig verwischt habe und vom allegorisch gefaßten Hauptgedanken aus allegorische Nebenzüge sich einflechten. Von da aus will er selbst das Gespräch Jesu mit den Jüngern über den Verstockungszweck dieser Gleichnisse geschichtlich begreiflich finden. Zu einem noch konservativeren Ergebnis gelangt Fiebig auf Grund seines Studiums der Gleichnisse jüdischer Schriftgelehrten. Diese scheinen ihn gerade dies zu lehren, daß eine solche reinliche Scheidung reiner Allegorien und reiner Parabeln unmöglich sei, daß die Gleichnisse Jesu, so gut als die der Schriftgelehrten, Mischformen seien, bald mehr dem einen, bald mehr dem andern Begriff zugewandt. Nehme man dann noch dazu, daß die Reichgottesgleichnisse schon ihrem Gegenstand nach den Geheimnisreden der jüdischen Apokalyptik verwandt seien, so sei es gar nicht mehr befremdlich, daß Jesus sie wirklich zum Zweck des Verhüllens und Verstockens gesprochen habe. Da sind wir denn freilich, wenn auch auf einem Umweg, ungefähr da wieder angelangt, wo die Auslegung vor Jülicher gestanden hatte.

Es ist hier nicht der Ort, diese Debatte über das Wesen der Gleichnisse ausfechten zu helfen, obschon ich fest darauf traue, daß Jülichers These in der leichten Modifikation, die Weinel ihr gibt, uns die endgiltige Befreiung aus dem Irrgarten der Gleichniserklärung gebracht hat. Aber ganz abgesehen von der Gleichnistheorie können die Schriften Fiebigs und Weinels mit reichem Gewinn auch von Laien gelesen werden. Ich denke freilich bei Fiebig an einen Gewinn negativer Art. Dieser Gelehrte hat uns mit großer entsagungsvoller Arbeit zum ersten Mal eine ganze Reihe echter rabbinischer Gleichnisse — sie sind der Mechilta entnommen und reichen

teilweise bis ans Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. zurück — ans Licht gezogen und in verständlicher deutscher Uebersetzung dargeboten. Die Schriftgelehrten zur Zeit Jesu werden in der Tat nicht viel anders gesprochen haben, es bestand eine gewisse Tradition der Gleichnisform, an die vielleicht Jesus angeknüpft hat. Aber eben wie er nicht gesprochen hat, der Abstand des Gelehrten vom Genius, das macht einem die Lektüre dieser Gleichnisse jüdischer Schriftgelehrsamkeit so recht deutlich, man freut sich nachher doppelt an der Pracht und Einfalt der Worte Jesu. Weinels Gleichnisse Jesu denke ich mir besonders für Lehrerkreise als die beste Einführung in den Gegenstand. Er gibt auf kurzem Raum die vorzüglichste Orientierung in ästhetischer, psychologischer und religiöser Hinsicht. Eine wortgetreue Uebersetzung ist angehängt; eine knappe wohlverständliche Quellenkritik bahnt den rechten Weg zu ihrer Benützung. Weinel geht ordentlich konservativer vor als Jülicher oder der Unterzeichnete; er kann sich z. B. beim Reichen Mann und armen Lazarus in Zusammenhänge des Evangelisten hineindenken, die mir künstlich vorkommen. Aber an Feinheit des Sichhineinfühlens kommen ihm Wenige gleich; es ist Herdersche Art in ihm, die gerade hier am rechten Platz ist.

Paul Wernle

Weiteres aus Rom

1

Italien ist von seinen neuen Aufgaben, besonders von seinen sozialen Kämpfen so hingenommen, daß es in das neue Jahrhundert eingetreten ist, ohne sich die geistigen Errungenschaften des scheidenden in einem litterarischen Denkmal zu vergegenwärtigen, wie dies in Deutschland so reichlich geschehen ist. Berufene Männer fehlen nicht: Raffaele Mariano und Giacomo Barzelloti wären recht eigentlich durch ihre Studien und Schriften dazu vorbereitet gewesen. Es fehlt vielmehr das große lesende Publikum, das mit dem Schriftsteller die gleiche Höhenlage teilt. Es fehlt daher dem Schriftsteller die freudige Zuversicht, von der Menge getragen zu sein und das Wort aus ihrer Seele zu lesen. Wer aber einmal dieser Arbeit naheträte, müßte ebenso den liebevollen religiösen Sinn mitbringen, wie den scharfen historischen Blick. Denn gibt es ein merkwürdigeres Schauspiel als den Kampf um Glauben und Vaterland, den Italien im neunzehnten Jahrhundert mit unendlichen Opfern bestanden hat?

Wer mit warmem Herzen der Freiheitsbewegung von 1830 und 1848 gefolgt ist, wer mit den Patrioten geweint und gezittert, wer mit ihnen gejubelt hat über die Erfolge der Jahre 1860 und 1870, der vergißt so leicht die andere Seite, welche die gleiche Berechtigung hat. Für den frommen Katholiken liegt immerdar der Seelen Seligkeit beschlossen in den Apostelgräbern, und des Paradieses Schlüssel ruhen ihm in der Hand des Stellvertreters Christi. Wie der Pilger vor Alters auf der Höhe der flaminischen Straße nach der aufsteigenden Peterskuppel spähete und den Staub küssend mit frommer Kniebeugung sprach: Ecco Roma! so empfinden noch viele Tausende, und die Schwelle der hehren Basilika scheint ihnen des Paradieses Pforte. Das ist nicht Rhetorik, das ist Wahrheit, damit soll man rechnen.

Am Anfang des Jahrhunderts stehen die Sturmwolken der französischen Herrschaft, aber erst die unselige Tat des Wiener Kongresses besiegelte das leidvolle Geschick des schönen zerrissenen Landes; denn die zerfallene weltliche Herrschaft des Papstes neu aufzurichten und den Kirchenstaat künstlich wieder zusammenzuflicken bedeutete die Herrschaft fremder Bajonette. Sofort aber sehen wir trotzdem die Ernsten und Tüchtigen dem einigen Vaterlande zustreben, sei es in Verschwörungen, sei es in sittlicher Arbeit.

Wohl legte Mazzini die Axt an Thron und Altar zugleich, aber durch alles Dunkel und das Irrsal seiner Wege begleitete ihn ein erleuchteter Gottesglaube, der in Bürgertugend zu bewähren sei im neuen freien Italien. Der gekrönte Mann in der Königsburg von Turin zitterte wohl nach seinem eignen Wort „vor dem Dolch der Carbonari und vor der Chokolade der Jesuiten", aber dennoch hörte er das Seufzen des geknechteten Landes und sammelte seine Getreuen und rüstete seine Mannen und glaubte, daß sein Stern — Mon Astre — der Stern des einigen Italiens werde. Wohl sah er den Tag nicht; aber sein Sohn mit seinem großen Minister vollbrachten die Tat. Und gerade als sich der Freiheitsgedanke zum Lichte rang in der Mitte des Jahrhunderts, stehen zwei große Denker, zwei Priester und Patrioten auf der Höhe ihrer Kraft, Gioberti und Rosmini. Eine würdige politische Entwicklung des Vaterlandes ist ihr heißes Streben, nicht minder aber die Erneuerung der geliebten, nie bezweifelten katholischen Kirche. Ohne sie wäre der Pionono der ersten zwei Regierungsjahre 1846—48 gar nicht zu verstehen. Giobertis großes Werk Del Primato civile e morale degli Italiani war 1833 in Paris erschienen und wurde zur Tat. Es gab dem verzweifelnden Volke das Vertrauen zu sich selbst zurück. Es zeigte die Möglichkeit einer Erhebung, bei der das gereinigte Papsttum an die Spitze der italienischen Bundesstaaten träte. Diesem Gedanken ist Gioberti auch in seinem berühmtesten Buche, dem Gesuita moderno nicht untreu geworden. Das Idealbild einer innerlichen, aller Unzier entkleideten, um so mächtigeren katholischen Kirche hat ihn bis ans Ende getröstet. Neben ihm, fast gleichaltrig, leider von ihm philosophisch verdächtigt, steht der milde Rosmini, bei dem es nie zum Exil kam, schon weil er die Politik nie suchte. Seine Fratelli della Carità haben mit den Carbonari nichts gemein. Aber in seiner Seele lebte ein tiefer Gram um die entstellte, so heißgeliebte katholische Kirche. Schon 1833 hatte er in dieser Stimmung seine berühmten Cinque Piaghe della Santa Chiesa geschrieben; aber erst die Morgenluft, welche die Stuhlbesteigung Piononos umwehte, gab ihm den Mut sie zu drucken. Diesem angebeteten und dann vom Volk verfluchten Mann trat er als Abgesandter Piemonts nahe und hielt ihm die Treue auch bei der Flucht nach Gaeta, in der Hoffnung, ihn der Reform der Kirche und der Einigungsbewegung zu erhalten. Er wurde dann das erste Opfer des vom Bourbonen und vom Kardinal Antonelli umgebildeten Papstes. Die Schrift kam auf den Index; doch schützte Pius den Edeln vor dem persönlichen Makel der Ketzerei, mit dem die Jesuiten ihn bedrohten. Die Verdammung seiner Philosophie gelang diesen erst unter Leo XIII. in den achtziger Jahren. Man erzählt in Rom, auch er habe mit Verehrung an Rosmini gehangen und lange widerstrebt. Erst als der Peterspfennig von 12 Millionen auf 3 Millionen herunterging und das Gespenst des gelato avvelenato (vergifteten Eises) im Vatikan erschien, fügte sich der Willensstarke.

Diese Schrift also von den Fünf Wunden der Kirche*) hat auf die ernsten italienischen Priester eine ungeheure und dauernde Wirkung geübt, zumal Rosminis apostolische Persönlichkeit und die Tätigkeit seines Ordens die geäußerten Gedanken in die Tat umsetzten. Ein Kenner der Bewegung sagte mir neulich noch: „Der ganze lombardisch-venezianische Klerus ist rosminisch bis ins Mark der Knochen."

Rosmini aber nennt als erste Wunde die große Kluft, welche das unwissende Volk von dem in fremder Sprache den Kultus feiernden Klerus trennt.

Die zweite Wunde ist ihm die mangelhafte Bildung der Priester, über deren Unfähigkeit er sehr deutlich redet, indem er sie mit den großen Gestalten der Urzeit vergleicht.

Als dritte Wunde nennt er die Zwietracht der Bischöfe untereinander, die Trennung vom Volk, dessen Meinung sie nicht mehr hören, und das abweisende Verhalten gegen die Domkapitel. Der Episkopat hat die naturgemäße Pflicht, der Lehre und des Kultus zu walten; davon aber wurde er abgehalten durch weltliche Pflichten und wachsenden Reichtum: „ein stets wiederkehrendes Faktum in der Kirchengeschichte ist,

*) Die Cinque Piaghe sind meines Wissens nur antiquarisch zu haben, oder in den Bibliotheken. Die Mailänder Gesamt-Ausgabe von 1842 kann sie nicht enthalten, da sie erst 1846 gedruckt wurden.

daß wo immer ein Bischofssitz auf längere Zeit größere weltliche Macht erlangte, wie z. B. der von Konstantinopel, sofort Unruhen und Streitigkeiten eindrangen." Merkwürdigerweise zieht Rosmini weder hier noch später die natürliche Konsequenz dieser seiner Beobachtung in betreff des römischen Bischofsstuhles.

Die vierte Wunde scheint ihm die Bischofswahl durch das Laienregiment, und die fünfte die Dienstbarkeit des Kirchengutes (la servitù dei Beni ecclesiastici), das der Gesamtheit zu Nutzen von der Kirche als solcher mit Treue zu verwalten sei.

Man fühlt sofort, daß solche Ansichten nicht unangefochten bleiben konnten. Höchst interessant ist, was der geistreiche Franz Xaver Kraus darüber sagt, wie und wo er lobt und tadelt, und wie er es beklagt, daß diese einzige Gelegenheit, den Kirchenstaat zu retten, versäumt wurde.*) Aber was auch dieser feine Kenner nicht wissen konnte und nicht mehr erlebte, ist eben die Tatsache der nachhaltigen Wirkung von Rosminis Gedanken, welche in den Atti ed Intendimenti neu auftauchen. Hier liegt das eigentliche Interesse des Büchleins, ein Interesse, an welchem die oberflächliche Tagespresse bisher leider achtlos vorüberging.

Nach sechzig Jahren steht die katholische Kirche somit aufs neue vor den in unverwüstlicher Frische aus der Not der Zeit wieder erstandenen Gedanken des Verurteilten. Es ist etwas Herrliches, daß große Gedanken nicht sterben, und es ist ein großer Vorzug der europäischen Menschenseele, daß ihr die Verjüngungskraft innewohnt, welche auch versteinerte Formen zu sprengen und neue zu bilden vermag, gehe es gleich durchs Märtyrertum. Manche der alten Patrioten sprechen heute: „Nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren! Wir mit Gioberti und Rosmini wollten wahre Italiener erziehen, wollten einen edlen Klerus bilden, Männer und Christen, ehe das Unwetter losbräche, damit das Eine Italien Männer vorfände, die seiner würdig wären. Es hat nicht sein sollen. L'Italia Una kam erst; und Massina d' Azeglio mußte sein berühmtes Wort sprechen: l' Italia è fatta, ora facciamo gli Italiani!**) Deshalb all der Jammer, den wir erlebt haben. Heute aber wehen Frühlingslüfte um St. Peters Dom und man sollte mit Ernst sich dieser Bewegung hingeben."

Sehen wir uns also das grüne Büchlein an: Pio X. Suoi Atti e suoi intendimenti. Pensieri e note di un osservatore.

Maria Sell

Ueber Heidenmission

Zum Nachdenken

1

Die Zeitschrift Deutschland, herausgegeben von Graf von Hoensbroech, brachte in ihrem Novemberheft 1904 folgenden Artikel.

Jedesmal, wenn unsere Missionare irgendwo in schwierige Situation geraten, wiederholt sich das merkwürdige Schauspiel, daß gerade von den Seiten aus, die sonst die Stützen der Religion zu sein behaupten, die heftigsten Angriffe und — was schlimmer ist — die verständnislosesten Ratschläge und Vermahnungen ausgehen. Gouverneure, Gesandte, Reichskanzler, Konservative und „nationale" Zeitungen eifern um die Wette. Und sonderbarerweise kommen eben zur selben Zeit diejenigen, welche skeptisch denken über das Existenzrecht der Mission, in die Lage, schwankend zu werden in ihrer Abneigung. Es kommt das offenbar aus einem verschiedenen Verständnis der Religion her. Wem sie eine Erweiterung der Staatsgewalt ins Geistige ist, eine Ausdehnung der Macht des Staates über das Innere der Menschen, eine Ausdehnung, die der Staat auf diesem Umwege versucht, weil er auf dem direkten Wege keine Sympathien mehr erweckt — man soll die Behörden und die führenden und besitzenden Stände aus religiöser Verpflichtung lieben, wo man sie aus freier Neigung, Achtung und Einsicht nicht mehr zu ehren vermag —, wer so über Religion denkt, dem ist natürlich die Religion nichts anderes als ein — nebenbei gesagt „verflucht teurer" (aber es bezahlens ja die Liebhaber) — Apparat, um die wilden Völkerschaften gefügig zu machen. Alles, was wir in unseren „nationalen" Zeitungen an Hohn und Spott über die Engländer lasen, die die Wilden erst mit Mission und Alkohol christlich erweichten, um sie dann auszurauben und aus ihrem Land zu treiben, das wird jetzt als das Normale angesehen: die Missionare gehören an die Seite ihrer Landsleute; sie haben kein Recht auf Neutralität zwischen Deutschen und Hereros, geschweige ein Richteramt.

Der Verfasser bekennt sich als grundsätzlichen Gegner der Mission. Er ist nicht der Meinung, daß irgend ein Bibel- oder Herrenwort dergleichen Fragen entscheidet. Aber wenn so viel von einem Missionsbefehl die Rede ist, so hält er für Recht, darauf hinzuweisen, daß jedenfalls das einzige, einigermaßen authentische Herrenwort über die Mission das ist, welches Matthäus 23, 15 geschrieben steht und lautet: „Wehe euch, Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr Land und Wasser umziehet, daß ihr Einen Proselyten macht! und wenn er es geworden ist, macht ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefältig mehr, denn ihr seid." Der Weg der Wilden zur höheren sittlichen Kultur geht normalerweise über ihre Treue zu ihrem Stamm. Deshalb halten wir eine Tätigkeit, die darauf gerichtet ist, einzelne Glieder fremder nichtchristlicher Völkerschaften ihrem Volksverband zu entfremden, für sittlich bedenklich. Wir wissen doch Alle, wie gemischte Gefühle wir hatten, wenn wir von jenen Proselyten einer fremden ob auch höheren Kultur hörten, dem Aeduer Divitiakus, dem Cherusker Segest, dem Buren Piet de Wet. Gewiß, nach der Theorie ist Alles in schönster Ordnung. Die Missionare wollen gar nicht eine fremde Kultur aufdrängen, sie wollen lediglich die rein-religiöse Weckung der innerlichsten Kräfte, aus deren Entfaltung dann originale Kultur erwachsen kann. Indessen, sehen wir näher zu, so sind die Missionare meist gar nicht fähig, zwischen Religion und Kultur zu unterscheiden, und was sie als Religion bringen, das ist lediglich mißverstandene, abgeplattete Kultur, die nur desto unverdauter aufgenommen wird, da sie religiös versteift ist, eine Vorstellungswelt, die fremd und unverständlich ist und mit Haut und Haar als heilig angebetet wird, als eine Art Fetisch, an dessen Kraft man glaubt, ohne irgend ein inneres Verständnis für sie zu haben. Eine wirkliche religiöse Erweckung wäre doch erst da möglich, wo der Missionar die Kraft besäße, die primitiven religiösen Vorstellungen der Wilden aufzunehmen und von innen her fortzubilden, alles das zu tun, was die berühmten Apostel der Deutschen versäumt haben zu tun, als sie unsere heiligsten Vorstellungen beschmutzten und uns andere gaben, deren Heiligkeit zu verstehen uns — als Volksganzem — noch heutigen Tages nicht gelungen ist.

Wo nun aber eine eigentlich religiöse Verkündigung versucht werden sollte, wäre die erste Vorbedingung die, daß die Missionare in dem Volke aufzugehen versuchten, in dem sie wirken wollten, und dazu die erste Vorbedingung, daß sie das Unrecht, das ihm getan wird, mitzufühlen verständen. Wenn wir auch skeptisch bleiben in bezug auf die wirklich religiöse Wirksamkeit unserer Missionare, d. h. auf ihren wirklich religiösen und religiös wertvollen Erfolg, so hätte es doch etwas Großes für unsere Anschauung, uns vorzustellen, daß in ihnen eine Art freundliche Sachwalter und Verteidiger der Schwachen und Vergewaltigten zu den Wilden ginge. Was man hin und her von dem hören kann, wozu weiße Leute diese halb Tiere halb Kinder mißbrauchen, das ist so entsetzlich, daß es etwas Versöhnendes hat, denken zu dürfen, daß dieselben Völker, die diese Bestien aussenden, doch auch wie als eine Sühne ihnen Menschen schicken, die sich vor Gott verpflichtet halten sollen, nicht die Partei ihrer Landsleute zu nehmen, sondern unparteiische Beurteiler und vertrauenswürdige Freunde dieser — wie soll man sagen? — Schutzbefohlenen der Weißen zu sein.

Nun kann ja der Staat natürlich sich dieser Auffassung versagen. Er kann bekannt machen: Wir schützen in unseren Kolonien alle diejenigen, welche dort „berechtigte Interessen" verfolgen, d. h. sich ein Vermögen zu schaffen suchen, sei es durch einfachen Handel, sei es indem sie die Unverständigen übers Ohr hauen, sei es indem sie sie dazu verführen, sich an ihrem Alkohol tot zu saufen, oder die sonst welche Bedürfnisse der blonden Bestie zu befriedigen begehren, sowie ferner die, welche alle diese berechtigten Interessen verteidigen. Dagegen bleiben von jetzt an ungeschützt alle die, welche „nur ideale"

*) Deutsche Rundschau 1888, S. 54 f.

*) Italien ist fertig, laßt uns jetzt Italiener machen.

Zwecke verfolgen, besonders wenn sie den „berechtigten“ in den Weg treten. Dies wäre eine einfache und klare Sprache, die alles das ausdrückte, was man zur Zeit gegen die Missionare auf dem Herzen hat und zwar in allgemeinverständlicher Weise. Dagegen ihren Beruf anerkennen und ihnen zugleich zurufen — womöglich von höchster amtlicher Stelle aus —, daß sie ihre Pflicht nicht tun dürfen, das hat keinen sittlich anerkennbaren Zweck. Trauten wir dem Reichskanzler ein Bewußtsein dessen zu, was er mit seiner Aufforderung sagte, so müßten wir sie für eine Aufforderung zur Unsittlichkeit erklären. So aber haben wir den Eindruck, daß der Fehler darin liegt, daß diese Missionen protestantisch sind; hätten sie das Glück, der Konfession des Prinzen Arenberg anzugehören, so würde der Reichskanzler kaum gezögert haben, sich rechtzeitig das nötige Verständnis zu verschaffen.*)

Obwohl der Verfasser sich als grundsätzlichen Gegner der Mission bekennt, hat er doch sichtlich nur zu dem Zwecke die Feder ergriffen, um die Missionare in ihrer Missionsarbeit wider die Zumutungen zu verteidigen, die ihnen aus Anlaß des Herero-Aufstandes von unserm Reichskanzler und vielen patriotischen Tagesblättern gemacht wurden. Auch wir haben diese Zumutungen wiederholt zurückgewiesen (zuletzt 1904, 36, 859). Ob nun der Umstand, daß sozialdemokratische Blätter das ihnen Willkommene zuerst aus dem Deutschland-Artikel auszogen, oder der andre, daß als Name des Verfassers Arthur Bonus darüber zu lesen stand, unsrer kirchlichen Presse das Verständnis erschwerte, kurz der Artikel fand bei ihnen eine Aufnahme, die an Feindseligkeit Nichts zu wünschen übrig ließ. Der Reichsbote schrieb wörtlich:

Pastor Arthur Bonus, der bekannte Mitarbeiter der Christlichen Welt, veröffentlicht in der neuesten Nummer der vom Grafen Hoensbroech herausgegebenen Zeitschrift Deutschland einen für einen Geistlichen der evangelischen Landeskirche sehr merkwürdigen Artikel über die christliche Mission, aus dem der Vorwärts mit schmunzelndem Behagen einige Stellen abdruckt. Dieser „Pastor“ Bonus bekennt sich von vornherein als grundsätzlicher Gegner der Mission.**) Er ist nicht der Meinung, daß irgend ein Bibel- oder Herrenwort dergleichen Fragen entscheidet. „Aber wenn so viel von einem Missionsbefehl die Rede ist, so hält er für Recht, darauf hinzuweisen, daß jedenfalls das einzige, einigermaßen authentische Herrenwort über die Mission das ist, welches Matthäus 23, 15 geschrieben steht und lautet: Wehe euch, Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr Land und Wasser umziehet, daß ihr Einen Proselyten macht! und wenn er es geworden ist, macht ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefältig mehr denn ihr seid.“ Den Missionsbefehl des Herrn „Gehet hin in alle Welt“ hat Harnack ja bekanntlich als „unecht“ erklärt. Arthur Bonus geht hier bedeutend weiter; er erklärt die Missiontreibenden für Heuchler, die gleich den Pharisäern aus den Heiden „Kinder der Hölle“ machen.***) Er hält es für sittlich bedenklich, einzelne Heiden „ihrem Völkerverband zu entfremden“ und fährt fort: „... sehen wir näher zu, so sind die Missionare meist gar nicht fähig, zwischen Religion und Kultur zu unterscheiden. Was sie als Religion bringen, ist lediglich mißverstandene, abgeplattete Kultur, die nur desto unverdauter aufgenommen wird, da sie religiös versteift ist, eine Vorstellungswelt, die fremd und unverständlich ist und mit Haut und Haar als heilig angebetet wird, als eine neue Art Fetisch, an dessen Kraft man glaubt, ohne irgend ein inneres Verständnis für sie zu haben. Eine wirkliche religiöse Erweckung wäre doch erst da möglich, wo der Missionar diese Kunst besäße, seinerseits die primitiven religiösen Vorstellungen der Wilden aufzunehmen und von innen her fortzubilden, also alles das zu tun, was die berühmten Apostel der Deutschen versäumt haben zu tun, als sie unsere heiligsten Vorstellungen beschmutzten und uns andere gaben, deren Heiligkeit zu verstehen uns — als Volksganzem — noch heutigen Tages nicht gelungen ist.“

Der Vorwärts weiß „diesem vernichtenden Urteil eines Sachverständigen nichts hinzuzufügen“. Er empfiehlt nur dringend, diesen Artikel bei der Agitation zu verwerten. Es ist tieftraurig, einen im kirchlichen Amt stehenden evangelischen Geistlichen so über die christliche Mission und ihre Werkzeuge urteilen zu hören.†) Wenn Arthur Bonus, der ja für eine „deutsche Religion“ schwärmt, glaubt, daß das Christentum [!] die altgermanische Religion beschmutzt hat, weshalb bleibt er dann noch in seinem Amt, anstatt auszutreten und sich den Odinsanbetern anzuschließen!

*) Die Sperrungen hier wie später immer getreu der Vorlage.

**) Das hat Johann Tobias Beck auch getan und manche edle Christen mit ihm. R

***) Wo tut Bonus das? Erklärt man die Menschen, die Mission treiben, für Heuchler, wenn man grundsätzliche Bedenken gegen das Missionswerk hat? R

†) Die Denunziation war deutlich. Sie hat auch gewirkt. Aber Kirchenbehörden sind doch gerechter als Kirchenzeitungen. R

Wir wollten gleich damals unsern Lesern Gelegenheit geben, diese missionsfreundliche Abfertigung mit der missionsfeindlichen Verteidigung der Missionare vergleichen. Man braucht ja beides nur neben einander zu stellen. Was Bonus sagt, ist scharf genug. Aber seine Grundtendenz ist eine in diesem kritischen Moment der Mission und den Missionaren freundliche, und sie gewinnt durch das Bekenntnis grundsätzlicher Gegnerschaft vor der profanen Oeffentlichkeit noch an Wert. Gerade solche, die in der Missionsarbeit selber drinstehn, werden das, was Bonus sagt und meint, zu würdigen wissen. Davon, daß er das Christentum (!) beschuldigte, es habe die altgermanische Religion beschmutzt, kann natürlich keine Rede sein.

Andere dringendere Interessen ließen uns unser Vorhaben fast vergessen. Da fanden wir — erst jüngst — im Februarheft der Monatsschrift Glauben und Wissen eine Fortsetzung jener Reichsbotenpolemik, die wir ebenfalls von Anfang bis zu Ende abdrucken:

Zur Arbeit der Missionare lesen wir folgende Zeilen: „Sehen wir näher zu, so sind die Missionare meist gar nicht fähig, zwischen Religion und Kultur zu unterscheiden. Was sie als Religion bringen, ist lediglich mißverstandene abgeplattete Kultur, die nur desto unverdauter aufgenommen wird, da sie religiös versteift ist, eine Vorstellungswelt, die fremd und unverständlich ist und mit Haut und Haar als heilig angebetet wird, als eine neue Art Fetisch, an dessen Kraft man glaubt, ohne irgend ein inneres Verständnis dafür zu haben. Eine wirklich religiöse Erweckung wäre doch erst da möglich, wo der Missionar die Kunst besäße, seinerseits die primitiven religiösen Vorstellungen der Wilden aufzunehmen und von innen her fortzubilden, also alles das zu tun, was die berühmten Apostel der Deutschen versäumt haben zu tun, als sie unsere heiligsten Vorstellungen beschmutzten und uns andere gaben, deren Heiligkeit zu verstehen uns — als Volksganzem — noch heutigen Tages nicht gelungen ist.“

Diese Worte stehen nicht etwa im „Vorwärts“, sondern in des Grafen Hoensbroech „Deutschland“ und der sie schrieb, ist Arthur Bonus, ein früherer Pfarrer. Man fragt sich nur, wie ein Mann, der von der Heiligkeit des Christentums „noch heutigen Tages“ keine Vorstellung hat — das Einschiebsel „als Volksganzem“ ändert daran nichts — es überhaupt wagen konnte, je eine christliche Kanzel zu besteigen und statt seiner in Wodan und Thor gipfelnden „heiligsten Vorstellungen“ Christus zu predigen. Und jetzt nun wagt solch ein Mann es, unsere Missionare zu beschimpfen! Glaubt er denn wirklich, daß diese treuen, keine Entsagung, keine Not des Lebens, keine Gefahr scheuenden Männer hinausgezogen sind und ihr Leben todesmutig in die Schanze schlagen, um den Heiden eine „religiös versteifte“, „lediglich mißverstandene, abgeplattete Kultur“ zu bringen? Wie nur ist es möglich, daß ein früherer Pfarrer behauptet, die Missionare brächten den Wilden eine neue Art Fetischismus? Kann er seinen Christenglauben, in dem er doch wohl aufgewachsen ist und den er von der Kanzel verkündigt hat, gröblicher beschimpfen? — Freilich, Herr Bonus hat ja eine ganz besondere Art von Christenglauben. Wir möchten ihm raten, nachdem es ihm hier in Deutschland damit nicht gelang, nun doch einmal den Papuas und anderen farbigen Landsleuten sein „Christentum“ anzubieten und gleichzeitig einmal die Arbeit der wirklich christlichen Missionare an Ort und Stelle zu studieren. Vielleicht macht er dann doch auch die Erfahrung, wie bitter Unrecht er unseren mutigen Kämpfern für die Wahrheit unter den Heiden getan hat und welche lebensunfähigen Torheiten er sich am Schreibtisch ausgeklügelt hatte.

Ich bin überzeugt, daß der Verfasser dieser Zeilen den Aufsatz, den er bekämpft, nicht gelesen hat. Er kannte nur die an die Spitze gestellten Sätze. Aber „Blätter zur Verteidigung und Vertiefung des christlichen Weltbildes“ sollten vorsichtiger sein. Man weiß doch, daß man sich auf solche Auszüge nicht verlassen kann.

2

Und das wäre für unsre Leser schon genug zum Nachdenken. Aber wir fügen sogleich einige Thesen bei, die unsre Freunde in Frankfurt a. M. bei zweien ihrer Zusammenkünfte durchgesprochen haben und die auch Anderen guten Dienst tun mögen:

1. Nicht der Missionsbefehl Matth. 28, 19, sondern Geist und Sinn des Evangeliums ist Ursprung und Begründung der Mission.

2. Mission ist freiwilliges Tun.

3. Es darf nicht als eine allgemeine Pflicht der Kirche gepredigt werden, Mission zu treiben.

4. Wohl aber muß von jedem Mitgliede der Kirche gefor-

dert werden, daß es das Recht der Mission anerkenne, die dazu Berufenen fördere und sich ihrer Erfolge freue.

5. Die Pflicht des Interesses an der Mission folgt unmittelbar aus dem Bekenntnis zu der Bestimmung des Heils für die Welt.

6. Sie folgt weiter aus der Sorge für die Zukunft des Christentums in der Heimat.

7. Die Beschäftigung mit der Mission fördert den einzelnen Christen wie im Verständnis des Neuen Testaments so in der Dankbarkeit für den eignen religiösen Besitz.

8. Es ist dringend anzuraten, daß sich das Interesse an der Mission auf eine bestimmte, bewährte Arbeit konzentriere.

9. Es ist zu beklagen, wenn bewährte und alte Missionswerke durch neue ungesunde und unreife Unternehmungen nicht nur geschädigt, sondern auch diskreditiert werden.

10. Die Jahresfeste der Missionsvereine (wie der meisten christlichen Liebeswerke) bedürfen einer gründlichen Reform.

11. Es ist wichtiger und aussichtsreicher, Missionsvereine zu gründen, als Jungfrauenvereine.

Thesen sind das. Also Sätze zum Bestreiten oder zum Annehmen. Jedenfalls zum Nachdenken. R

Die Aufgabe des Christentums gegenüber dem Buddhismus

Thesen für Goslar den 16. Juni

1. Eine natürliche und unvermeidliche Entwicklung rückt Christentum und Buddhismus immer näher aneinander und zwingt sie, ihre Kräfte miteinander zu messen.

2. Es ist wichtig, daß man auf christlicher Seite dem Studium des Buddhismus als Religion sowohl nach seinem geschichtlichen Fortschreiten als nach seinen heutigen Zuständen viel stärker die Aufmerksamkeit zuwende.

3. Den Ausschlag im Kampfe zwischen Buddhismus und Christentum werden freilich nicht Studien und theoretische Erwägungen geben sondern der tatsächliche Erweis religiöser und sittlicher Kraft.

4. Diesen Erweis hat in erster Linie die Missionsarbeit zu liefern. Sie bedarf dafür aber noch ganz wesentlicher Vervollkommnung. Sie muß Männer zu ihrem Dienste finden, welche hervorragende Begabung und gründlichste Geistesbildung verbinden mit einer festen Schulung des Willens zur Hingabe an aufreibende Arbeit; sie muß in ihrer Methode immer vor allem danach streben, etwas vom Wesen Jesu Christi als einer lebendigen Macht der Hülfe den Nichtchristen nahe zu bringen mit Zurückstellung bloßer Formen und Organisationen.

5. Die Theologie hat bisher der Missionsaufgabe gegenüber fast völlig versagt. Grade die freier gerichtete Theologie muß in diese Lücke eintreten. Sie findet hier das notwendige Gegengewicht zu überstarker Reflexion und theoretischer Verdünnung des Christentums, eine Probe auf das, was wirklich lebt. H Hackmann

---

Antwort

auf den Brief in voriger Nummer

Lieber Herr Kandidat,

Sie haben aus dem Abdruck Ihres Briefes ersehen, daß ich Ihren Bedenken jegliche Achtung widerfahren lasse. Ich glaube auch einem öffentlichen Interesse zu dienen, wenn ich dazu helfe, daß dergleichen Stimmungen an den Tag kommen.

Aber aus der persönlichen Zurückhaltung, die ich bei dieser Veröffentlichung übte, haben Sie hoffentlich nicht geschlossen, daß ich mit Ihnen einverstanden bin. Ich respektierte Ihr jugendliches Empfinden, aber ich halte es doch für ein irrendes, und möchte darum Ihren Brief nicht länger unwidersprochen lassen.

Das Schlimmste an Ihrem Standpunkte ist, daß Sie das Gefühl der Kränkung, die Sie in Ihrer Lage von Andern erfahren, mit der Stimme Ihres Gewissens verwechseln. Gewiß haben wir Pfarrer darauf zu halten, daß unsere Gemeinden und auch die Draußenstehenden uns als redlich und wahrhaftig achten. Lassen Sie uns dafür kämpfen, persönlich in kleinem Kreis durch unser Wirken, öffentlich durch die Teilnahme an dem Ringen der Geister nach dem Maße unsrer Kraft. Aber wenn Sie Ihr Amt lieb und als Theologe ein gutes Gewissen haben, muß Ihnen die Frage nach dem, was Andre über Sie denken, eine Frage zweiten Ranges sein.

Verzeihlicher ist die Zumutung, die Sie dem Kirchenregiment machen. In der Tat gehört eine klare Interpretation der Ordinationsverpflichtung zu den direkten Amtspflichten der Behörde. Ich glaube auch nicht, daß die darum befragte Instanz eine Antwort schuldig bleiben wird. Aber in dem gegenwärtigen kritischen Moment wird diese Antwort entweder einseitig konservativ oder unklar vermittelnd ausfallen. Man mag das bedauern, aber man darf auch nicht zu viel verlangen. Ihre Vorstellung von der Macht des Kirchenregiments ist eine gar zu große. Das, was Sie sich wünschen, kann es nicht leisten. Eine Erklärung, wie Sie sie vom preußischen Oberkirchenrat fordern, könnte einmal zu stande kommen, wenn der Streit der Geister, der jetzt die Kirche bewegt, einigermaßen ausgefochten ist. Aber man darf im Interesse des Ernstes und der Wahrheit gar nicht wünschen, daß es dazu so schnell komme. Eine Vorwegnahme geschichtlicher Wandlungen durch Erklärungen von Kirchenbehörden würde ich für ein Unglück ansehen. Bequem wäre es ja vielleicht, aber nicht gut.

Drittens ein Wort über Kompromisse. Sie sind in Ihren Augen das Heilloseste, was es gibt. Gewiß liegt in dieser Richtung eine sittliche Gefahr, die wir vermeiden müssen. Aber ich würde Kompromisse, die wir nicht eingehen dürfen, eben als falsche, unsittliche von anderen, berechtigten unterscheiden. Wie soll ein Zusammenleben von freien Personen möglich sein, ohne daß sie sich gegenseitig Zugeständnisse machen? Kein Zusammenleben in der Familie, im Staat, in der Gesellschaft, mit Berufs- oder Vereinsgenossen, kein gemeinsames Werk ist möglich ohne Kompromisse. So auch kein Zusammenhang mit der Geschichte, die hinter uns liegt, mit der älteren Generation, die wir doch nicht totschlagen, mit den überkommenen Institutionen, die wir doch nicht einfach abschaffen können. Es kann sich also nur darum handeln, daß wir bei allen Kompromissen, zu denen die Praxis des Lebens uns zwingt, — unser Gewissen nicht verraten.

Das kann man auch den jungen Theologen nur immer wieder sagen. Meinen sie den Zusammenhang mit den gegebenen Kirchen und dem in sie hineingestellten Amt nicht finden zu können, ohne Schaden zu nehmen an ihrer Seele, dann heißt es eben auf diesen Beruf verzichten. Ist aber die rechte Liebe zur Kirche und der rechte Trieb zum Dienst in ihr vorhanden, ist Frömmigkeit der tiefe innere Zug, auf den wir unser Leben und Wirken gründen möchten, dann wird sich auch der Weg zum Amt ebnen. So herrschend sind in unsern evangelischen Kirchen die ängstlichen und ängstigenden Elemente nicht, daß ein freier Christenmensch in ihr keine Heimat und kein Recht mehr fände. Wer es aber in der einen Landeskirche nicht findet, der gehe in eine andre. Wir haben Gott Lob trotz alles Einigungsenthusiasmus doch noch recht verschiedene Kirchengebilde im protestantischen Deutschland. Noch findet jeder Theologe, der reines Herzens ist, seine Stätte, mag es auch durch Schwierigkeiten und durch Opfer hindurchgehn. Und wer sie gefunden hat, der soll nur wacker mit Hand anlegen, daß die Zustände in den Kirchen immer vollkommener werden. Was aber Stückwerk bleibt, soll er in Liebe tragen.

Ich habe Sie frei sich aussprechen lassen, lieber Herr Kandidat, so nehmen Sie auch meine offene Antwort freundlich hin. Lassen Sie uns Gott danken, daß wir unsrer Kirche in einer Zeit dienen dürfen, wo der Streit um die Wahrheit heiß entbrannt ist und faule Knechte ihre Rechnung in ihr nicht finden; lassen Sie uns nicht ungeduldig werden und nicht unbillig, als ginge der Gang der Geschichte zu langsam.

Stets der Ihrige Rade

Religiöse Schriften im Arbeiterhaushalte

In Dresden sind von dem Statistischen Amte dort die Inventarien von 87 Arbeiterhaushalten, von denen 2 aus nur 1 Person, die übrigen aus 2 bis zu 10 Personen bestanden, angenommen worden. Auch nach den vorhandenen Büchern wurden Nachforschungen angestellt. 16 Haushalte besaßen kein Buch. In den übrigen Haushalten wurden Bücher der verschiedensten Art gefunden. Die folgende, dem Reichsarbeitsblatte, Jahrgang 1905, Nr. 3, entnommene Aufstellung gibt ein Bild über den Inhalt der Bücher:

Politische Schriften waren	in 63	Haushalten	mit 25	Werken,
Litteratur einschließlich Musik	„ 52	„	„ 37	„
Gesundheitspflege	„ 45	„	„ 14	„
Juristische Bücher	„ 41	„	„ 19	„
Unterhaltungszeitschriften	„ 36	„	„ 15	„
Geschichte	„ 32	„	„ 11	„
Naturwissenschaften	„ 28	„	„ 13	„
Wörterbücher usw.	„ 24	„	„ 10	„
Technik	„ 16	„	„ 15	„
Romane	„ 16	„	„ 14	„
Volkswirtschaft	„ 9	„	„ 6	„
Antireligiöse Schriften	„ 8	„	„ 4	„
Fremdsprachliche Lexika	„ 6	„	„ 6	„
Geographie	„ 4	„	„ 4	„

Die Tabelle zählt an erster Stelle diejenigen Litteraturgegenstände auf, aus denen in den meisten Haushalten Schriften vorhanden waren, und geht dann herunter bis zu den am seltensten vertretenen. Religiöse Schriften irgend welcher Art werden als nicht vorhanden bezeichnet. Wenn aus 8 Haushalten antireligiöse Schriften gemeldet werden, so ist es schwer zu sagen, ob diese Bezeichnung zutrifft; vielleicht wäre der Ausdruck antikirchlich vorsichtiger und richtiger gewählt gewesen. Die Beurteilung der Sachlage leidet etwas darunter, daß wir über den Inhalt dieser Schriften nicht unterrichtet sind.

Das Ergebnis wird religiöse Naturen vielleicht zunächst sehr erschrecken. Wenn man aber Schlüsse aus der Erkundung ziehen will, so kann man eigentlich doch auf weiter nichts mit Sicherheit schließen, als daß bei den Familienhäuptern und Haushaltsvorständen kein Bedürfnis nach kirchlich-religiösen Schriften vorhanden war und wahrscheinlich zumeist schon während eines längeren Zeitraums nicht vorhanden gewesen war. Daß sämtliche Familien keine Kirche usw. besuchen, dürfte dagegen nicht ohne Weiteres zu folgern sein.*) Und wenn man nun die Büchereien des Bürgertums und der Oberen Zehntausend durchmustern würde, so dürfte man bei Laien unter den zum Handgebrauch daliegenden Büchern ja auch nicht viele religiöse Schriften finden.

Wie diese Tatsache zu beurteilen sei, ist keine ganz einfache Frage. Es müßte der, dem das Lesen religiöser Bücher notwendiges Bedürfnis ist, sich die Frage vorlegen, wann er denn zum ersten Male aus eigenem inneren Drange zu einem religiösen Buche gegriffen habe; ob es eine Stunde des Glückes oder der stillen Einkehr oder des schmerzlichst gefühlten Unglücks gewesen ist. Es ist da wohl nötig, daß Jeder sich die Erfahrungen, die er an Anderen oder an sich selbst gemacht hat, vergegenwärtigt.

Wenn 87 Arbeiter, die wahrscheinlich in harter und ihre Kräfte voll beanspruchender Tagesarbeit stehn, gute Nerven haben und vermutlich zudem meist in irgend einer Weise sich als Glieder einer größeren geistigen Gemeinschaft fühlen, kein ausgesprochenes religiöses Bedürfnis haben sollten, so getraue ich mich nicht, das in jeder Beziehung zu ihrem Nachteil auszulegen. Eine andre Frage ist, ob es gut sein kann, wenn der Zusammenhang zwischen den höchsten religiösen Ideen der Zeit und der breitesten Volksschicht gelockert oder ganz gelöst wird. Es ist doch wohl natürlich, daß ein tüchtiger Vertreter des Standes, dem die Pflege der religiösen Ideen anvertraut ist, einen solchen Zustand als eine fürchterliche Bescheinigung für die Unzulänglichkeit der Leistungen seines Standes und des Mißerfolgs seiner Bestrebungen betrachtet. Oder ist auch hierüber eine andere Meinung möglich?

*) Es wird aber doch durch das Fehlen von Gesangbüchern wahrscheinlich. D H

Jedenfalls dürfte es als notwendig erscheinen, daß für Zeiten der Not, nicht nur des Einzelnen, sondern des Volksganzen, diejenigen religiösen Ideen in vollster innerer Befestigung und Tragfähigkeit, in einer gewissen Anerkanntheit und Allgemeingültigkeit, gleichsam zum Gebrauche fertig, dargeboten werden, an denen der Einzelne und die Gesamtheit — ohne Opfer des Intellekts und ohne Rückfall auf überwundene ältere Stufen — im Sturme des Lebens sich fest verankern kann. Heute scheinen die 87 Dresdener Arbeiter kein starkes Bedürfnis nach einer zu Hause gepflegten Religiosität, nach einem bewußten Schöpfen aus dem Urquell des Lebens, nach einer bewußten Einfügung in den größten Zusammenhang, dessen wir inne werden können, zu empfinden. Vielleicht aber leben Manche von den Siebenundachtzig lange genug, um Zeiten und Schicksale zu schauen, die andere Anforderungen an unser Volk stellen, Zeiten, da ganz andre Leistungen der Anspannung und Aufopferung erfüllt werden müssen, wenn unser Volk nicht in tiefe Abgründe fallen soll. Man denke an die vorhandenen außerpolitischen und innerpolitischen Kampfmomente, die eine baldige Entscheidung heraufbeschwören können. Jedenfalls gibt es Lebenslagen, die an die sittliche Stärke und an die Nerven größere Anforderungen stellen, als die ruhige, gleichmäßige Arbeitstätigkeit im friedlichen Dresden. J Johannsen

---

Ueber den zweiten sozialen Ausbildungskursus

Es war natürlich, daß nach dem günstigen Verlauf und den großen Erfolgen des vorjährigen Berliner Ausbildungskursus der Gesamtverband Evangelischer Arbeitervereine in Gemeinschaft mit den anderen sozialen Organisationen und Instituten auch in diesem Jahre an die Veranstaltung eines solchen sozialen Kursus ging. Als Ort wurde, wohl hauptsächlich in Rücksicht auf sein sozialpolitisches Interesse, auch infolge seiner günstigen zentralen Lage Frankfurt a. M. gewählt.

Dieser zweite Kursus befand sich ja in der sehr angenehmen Lage, die Erfahrungen des Vorjahres verwerten zu können. Man hatte daher die Zeiteinteilung des Tages im wesentlichen beibehalten, nach der früh und nachmittags je ein Vortrag gehalten wurde, an den sich Fragestellung und Diskussion anschloß, und dann des Abends auf Grund der von den Teilnehmern gehaltenen Referate Diskussionsversammlungen stattfanden. Man hatte die Zahl der ordentlichen Teilnehmer gegen das Vorjahr beschränkt, indem als Höchstzahl der ordentlichen Kursisten 30 festgesetzt wurde; infolge einiger Umstände waren im ganzen gegen 46 im Vorjahr nur 27 Arbeiter in Frankfurt. Man hatte aber vor allem die erdrückende Arbeitsfülle zu vermeiden sich bemüht, die im Vorjahr den Teilnehmern körperliche Schlaffheit und geistige Uebermüdung brachte. So wurden statt 6—8 schriftlicher Arbeiten nur deren 2—3 angefertigt, wurden die Referate beschränkt, wurde auch in jeder Woche ein Abend für die eigene Arbeit freigelassen; so war wohl hauptsächlich aus diesem Grunde die Dauer des Kursus von 6 auf 4 Wochen beschränkt worden.

Ob freilich alle diese Aenderungen glücklich gewesen sind, kann nicht unbedingt bejaht werden. So scheint die Zahl der schriftlichen Arbeiten zu gering, ihr Thema zu leicht gewesen zu sein; die Schwierigkeit, die so Mancher allein schon in der Tätigkeit des Schreibens fand, hinderte ihn an der richtigen Gestaltung des Inhalts, und etwas mehr Uebung wäre daher wohl sehr nützlich gewesen; auch darf man die Arbeitsfähigkeit der Teilnehmer nicht unterschätzen. Es war auch in diesem Jahre auffallend, wie die überwiegende Mehrzahl der Kursisten vom frühen Morgen bis zum späten Abend frisch und regsam arbeitete und ohne Zeichen der Ermüdung noch abends manch heftigen Redekampf ausfocht. Man wird also in der Folgezeit wohl darum in der Stellung schriftlicher Aufgaben nicht mehr so zaghaft sein dürfen, vielmehr ganz ohne Sorge allwöchentlich eine solche Arbeit stellen können. Auch die Beschränkung der Dauer wird sich vielleicht nicht für die Zukunft empfehlen. Gewiß ist es unmöglich, in solch einem Kursus,

auch etwa von doppelter Dauer, Berufsarbeiter der sozialen Bewegung, Arbeitersekretäre usw. völlig auszubilden; dazu fehlt vor allem schon die praktische Schulung, die nur unter Leitung eines in der praktischen Arbeit stehenden Mannes an der Hand der täglichen Vorkommnisse erreicht werden kann. Aber 4 Wochen erscheinen doch auch bei Beschränkung des Zieles gegenüber der Fülle des Stoffes zu wenig. Es waren in diesem Jahre fast alle Gebiete weggelassen, die ohne Schaden beiseite bleiben konnten, aber trotzdem mußte manches wichtige Gebiet recht kurz behandelt werden. Es mag sein, daß der Gesamtverband Evangelischer Arbeitervereine, von dem aus den 27 Teilnehmern 21 entsandt waren, die ungeheuren Kosten eines längeren Aufenthalts bei dem Kursus nicht tragen könnte; aber schließlich dürfte es sich doch dann mehr empfehlen, wenige Teilnehmer für eine längere Dauer (6—8 Wochen) zu senden. Die dann drohende Ermüdung und Erschlaffung der Kursisten ließe sich leicht durch einige Rasttage und gemeinsame Ausflüge fernhalten. Aber bei so kurzer Dauer hatte man doch manchmal das Gefühl, daß einzelne Gebiete zu kurz behandelt würden und die ganze Fülle des Stoffes nicht genügend zur Geltung käme.

Gelernt hatte man auch in der Auswahl der Teilnehmer. Waren im Vorjahre noch Einige, die zu wenig vorgebildet zu dem Kursus kamen, so waren in diesem Jahre bis auf ganz verschwindende Ausnahmen die richtigen Männer entsandt worden. Meist waren es Leute, die schon irgendwie selbständig, meist in den Gewerkschaften, aufgetreten waren und darin Erfahrung gesammelt und Redegewandtheit sich angeeignet hatten. Ihre Redefertigkeit überstieg oft das gewöhnliche Maß des auch in anderen Kreisen Ueblichen; eigentlich war es nur ein einziger Teilnehmer, dem das Reden noch schwer fiel, und der noch ernstlich wird an sich arbeiten müssen. Aber, weil es Männer waren, die schon in der Arbeit und Bewegung gestanden hatten, waren sie auch anfangs sehr geneigt, den Agitationston der Rede in den Diskussionen anzuschlagen, jede andere Ansicht zu verwerfen und nur die eigene Meinung als richtig gelten zu lassen. Erst allmählich lernten sie die Achtung vor der fremden Ueberzeugung; aber daß sie es gelernt haben, ist ein bedeutender Erfolg des Kursus. Es scheint auch in der Arbeiterbewegung, auf die von Vielen die größten Hoffnungen gesetzt werden, in den Kreisen der christlichen Gewerkschaften, vielfach ein Geist der Unduldsamkeit und des Stolzes auf die eigene Position zu herrschen, der jedes Zusammenarbeiten mit andren Parteien und Organisationen im höchsten Grade gefährdet. Wie weit diese Neigung sich etwa aus den nahen Beziehungen zu Ultramontanismus und kirchlich-sozialer Partei erklärt, sei dahingestellt; vorhanden ist sie aber, das weiß Jeder, der in diese Kreise einmal näher hineingeschaut hat. Daß nun die Arbeiter, die zum großen Teil der christlichen Gewerkschaftsbewegung angehörten, auch andere Ansichten kennen, achten und verstehen gelernt haben, ist von großer Bedeutung für das Ziel einer einheitlichen, nationalen Arbeiterbewegung.

Daß solche unbefangene und parteilose Aufklärung möglich war, ist ein Verdienst der Kursusleitung, insbesondre des hochverdienten Leiters, Pfarrer Schmitt aus Höchst, der neben seinem Amte in diesem Nachbarorte Frankfurts mit großer Hingebung und unsichtigem Eifer den Kursus geführt und geschickt geleitet hat. Von Parteischablone, über die im vorigen Jahre nur allzusehr geklagt werden mußte, war Nichts zu merken; die Neutralität wurde von ihm gewahrt. Ihm verdankten wir es, daß es in diesem Jahre auch möglich war, Professor Harnack zu hören; sein „sozialer Gang durch die Kirchengeschichte", der weit über den Kreis des Kursus hinaus zahlreiche Zuhörer aus allen Ständen der Stadt Frankfurt angezogen hatte, darf infolge seiner weitherzigen Auffassung und seines klaren Vortrages als einer der Höhepunkte des Kursus bezeichnet werden. Die Arbeiter, die in Harnack einen hervorragenden Freund der sozialen Bewegung begrüßten, waren unterschiedslos von seiner Persönlichkeit bezaubert und erkannten freudig, obwohl Viele auf ganz anderem theologischen Standpunkte standen, die parteilose Art seiner Rede- und Beweisführung an. Das war es ja überhaupt, was von allen Teilnehmern, so verschieden ihre

Bildung und Denkart sein mochte, was auch besonders von den den verschiedensten politischen und theologischen Richtungen angehörenden Hospitanten anerkannt wurde, daß die Parteilosigkeit des Kursus, seine Neutralität, seine ausschließliche Bestimmung der Schulung und Belehrung niemals verletzt worden ist. Nicht nach irgend welcher Stellung hatte die Kursleitung bei der Auswahl der Redner und Dozenten gefragt, sondern lediglich nach ihrer Bedeutung in ihrem speziellen Fache. Vielleicht wäre, um allem und jedem Scheine aus dem Wege zu gehen, besser das Thema, „Christliche und materielle Weltanschauung" aus der Reihe der Vorträge gestrichen worden, auch schon mit Rücksicht auf die für die Zuhörer oft recht unverständliche Art der Behandlung, obwohl auch hier von irgend welcher Propaganda für irgend eine Partei keine Rede sein kann.

So war der zweite Kursus gerade in diesem wichtigsten Punkte dem Ideal ziemlich nahe gekommen, und jeder Freund der sozialen Bewegung hätte sich daran freuen und an dem Gelingen mitarbeiten müssen, vorausgesetzt freilich, daß ihm an einer einheitlichen neutralen Arbeiterbewegung gelegen ist. In dieser Erwartung hatte sich der vorbereitende Ausschuß wiederum an dieselben Organisationen (Bureau für Sozialpolitik, Soziale Geschäftsstelle, Evangelisch-sozialer Kongreß und Freie Kirchlich-soziale Konferenz) gewendet, die im vorigen Jahre den Kursus unterstützt hatten, und in diesem Jahre noch das Institut für Gemeinwohl in Frankfurt a. M. mit hinzugezogen. Sämtliche Korporationen waren zu der grundlegenden Sitzung im Oktober vorigen Jahres unter Ueberreichung eines vollständigen, auch später nur ganz unwesentlich geänderten Programmentwurfes eingeladen worden und hatten Vertreter gesandt, die ihre Uebereinstimmung mit den Vorschlägen und ihre Bereitwilligkeit zur Mitarbeit ausdrückten. Auch die Soziale Geschäftsstelle und die Kirchlich-soziale Konferenz wurde somit zu den Veranstaltern gerechnet, da auch sie zu der Oktobersitzung eingeladen und auf ihr vertreten waren. Da erklärten beide Stellen kurz vor der Eröffnung des Kursus, daß sie sich an ihm nicht beteiligten, weil sie auf Auswahl der Redner und Leitung keinen Einfluß gehabt hätten. Gegen wen sich ihr Widerstand richtete, haben sie nicht angegeben, soll und kann darum auch nicht Gegenstand der Erörterung sein; aber festgestellt sei, daß die Absage beider Instanzen völlig unmotiviert und überraschend gekommen ist. Unerwartet für jeden Kenner der Verhältnisse war sie ja nicht; denn nur, wo ausschließlich kirchlich-sozial regiert werden kann, wollen beide mitwirken, da sie ja „Gleichberechtigung der religiösen und politischen Anschauungen" nicht kennen. Jede auf Neutralität gerichtete Bestrebung kann darum nicht unterstützt werden. So traurig der Zwiespalt ist, so erscheint es doch andrerseits nicht ohne Wert, daß wieder einmal dieser Geist offen zu Tage getreten ist und allen Traumgebilden eines einheitlichen Zusammenarbeitens sich entgegengestellt hat. Es kommt hinzu, daß man seit einiger Zeit in den Kreisen der Kirchlich-sozialen Konferenz den Gedanken eines eigenen „kirchlich"-sozialen Kursus ernstlich erwägt, und daß so dieser scheinbare Anlaß freudig begrüßt wurde, um sich von dem entarteten neutralen Kursus zurückzuziehen. Wenn nicht ganz unvorhergesehene Fälle eintreten, wird wohl die Welt in den nächsten Jahren das Schauspiel zweier solcher Ausbildungskurse haben. Es ist überflüssig, noch Etwas hier hinzuzufügen; das, was als Wunsch bei der Betrachtung des vorjährigen Kursus in diesem Blatte ausgesprochen wurde, es möge Parität geübt werden, es ist in diesem Jahre von der Kursleitung geschehen; nun zeigen sich auf einer andren Seite neue Schwierigkeiten.

Aber das Alles darf die Freunde unsrer Arbeiterbewegung nicht hindern, sich auch des zweiten Ausbildungskursus zu freuen. Er bedeutet einen entschiedenen Fortschritt gegen den ersten, und die kleinen Fehler haben an dem Erfolge glücklicherweise Nichts gehemmt; auch aus ihm sind Arbeiter hervorgegangen, die frei und selbständig im Urteil nunmehr befähigt sein werden, eine Führerrolle unter ihren Genossen zu übernehmen.

Schon denkt man an einen dritten Kursus im Jahre 1906 in Dresden. Es sei aber gestattet, hier noch in aller Kürze zu betonen, daß es nach viel geäußerter Meinung besser wäre,

im nächsten Jahre für die Mehrzahl der bis jetzt ausgebildeten 70 Kursisten einen etwa 2—3 Wochen währenden Wiederholungskursus zu veranstalten, in dem sie nach praktischer Erprobung ihrer Kenntnisse und Fähigkeiten ihre Erfahrungen austauschen und ihr Wissen bereichern, besonders aber vertiefen könnten. Nur in der Gründlichkeit der Kenntnisse liegt ja auch unter den Arbeitern der Erfolg begründet. So möge man im nächsten Jahre die entlassenen Mannschaften zu einer Reserveübung einberufen, um dann 1907 wieder mit neuer Ausbildung anzufangen. A Just

Verschiedenes

Die Entscheidung des Falles Heyn ist getroffen. Der Berliner Oberkirchenrat hat gesprochen. (Vergl. Chronik der christlichen Welt Nr. 23.) Durchaus überzeugend stellt er zuvörderst die rechtliche Lage dar. Was hat das Einspruchsrecht des Propstes von St. Petri zu bedeuten? Es ist ein Sonderrecht, ein Privilegium des Propstes. An mehreren Gemeinden — es wäre in diesem Zusammenhange sehr erwünscht sie kennen zu lernen! — hat nach älterem märkischen Provinzialrecht der erste Pfarrer die Befugnis, persönliche Bedenken gegen die Anstellung von Diakonen an seiner Kirche dann geltend zu machen, wenn er sich von deren Zusammenarbeiten mit ihm keinen Segen für die Gemeinde versprechen kann. Es ist durchaus einleuchtend, daß dies Privilegium ganz anders zu beurteilen ist, wie das gemeine landeskirchliche Einspruchsrecht der Gemeinde gegen Wandel, Lehre und Gaben. Der erste Pfarrer hat vielmehr hier das Vorrecht, Diakonen abzulehnen, die nicht zu ihm passen. Damit er das Privileg nicht mißbraucht, hat die kirchliche Aufsichtsbehörde nötigenfalls darüber zu entscheiden, ob seine Bedenken motiviert sind, ob er für seinen privilegierten Einspruch wirklich beachtenswerte Gründe anführt — so beachtenswert, daß auch der unparteiische Beurteiler zugeben muß: zwischen diesem Propst und diesem Diakonus ist nach Lage der Dinge ein gedeihliches Zusammenwirken zum Segen der Gemeinde nicht möglich.

Wenn das die klare rechtliche Lage ist, so kann gar kein Zweifel aufkommen, daß der Oberkirchenrat in dem Falle Heyn den Einspruch des privilegierten Propstes als begründet anerkennen mußte. Auch der Schwerfälligste und Dickfelligste unter den kirchenpolitischen Gegnern des Oberkirchenrates kann sich unmöglich der Einsicht entziehen: Propst von der Goltz und Pfarrer Heyn passen herzlich schlecht zu einander.

Der Oberkirchenrat hat sich leider nicht begnügt, aus der von ihm klargestellten Rechtslage schlicht und kurz diese ganz einfache Konsequenz zu ziehen. Er hat noch ein opus supererogationis hinzugefügt. Fürwahr ein trauriger Opus! Man studiere es in der Chronik. Den Vorwurf der Taktlosigkeit, welchen Propst von der Goltz gegen Heyn erhoben hatte, diesen Vorwurf, der wie kein zweiter geeignet ist, die psychologischen Voraussetzungen für jeden seelsorgerlichen Erfolg eines Pfarrers völlig in Frage zu stellen, den zu bestätigen und zu substantiieren hält der Oberkirchenrat noch für nötig. Wozu denn? Wenn doch die Lauterkeit der Motive des Propstes von der Goltz beim Geltendmachen dieses Vorwurfes außer Frage steht und von Niemandem bestritten wird — genügt es da nicht, festzustellen, daß der Eine den Andern ehrlichen Herzens für taktlos hält, um die kirchenregimentliche Entscheidung gutzuheißen, welche die Beiden nicht in das Verhältnis von propositus und diaconus geraten lassen will? Konnte der Oberkirchenrat nicht erklären, daß es sich bei dieser klaren Sachlage erübrige, auf die Frage einzugehen, ob die „Taktlosigkeiten" Heyns von allen taktvollen Menschen ebenso empfunden werden müßten, wie Propst von der Goltz und gar das Brandenburgische Konsistorium sie empfunden haben? Und wenn der Oberkirchenrat das erklären konnte, mußte er es da nicht erklären? War es klug von ihm und war es gut von ihm, mehr zu tun, als seines Amtes war? Was deines Amts nicht ist .... Sitzt denn im Oberkirchenrat kein Philosoph und kein Pietist? Ein Philosoph hätte geltend machen müssen, daß das Urteil „er ist taktlos" als Geschmacksurteil niemals allgemein gültig sein kann, daß also das Unternehmen des Oberkirchenrats, dies Urteil absolut zu begründen, ein Widersinn ist. Ein Pietist würde den Verfertiger des Entscheides darauf aufmerksam gemacht haben, daß die Greifswalder Gemeindeglieder fortan nur dann noch den seelsorgerlichen Verkehr mit ihrem Seelenhirten sich gefallen lassen können, wenn sie das „begründete" Urteil des Oberkirchenrates, Heyn sei taktlos, für unbegründete Verleumdung halten.

Das Traurigste aber ist, daß der Oberkirchenrat nicht die Weisheit und nicht den Takt besessen hat, durch seine Entscheidung den Fall Heyn der aktuellen kirchenpolitischen Ausbeutung zu entziehen. Das wäre so leicht gewesen. Selten wurde es einer Behörde so bequem gemacht, über den Parteien zu stehen, als hier; es galt ja nicht für ein schwieriges Gebiet neues Recht zu schaffen, sondern nur bestehendes altes Recht klar und scharf anzuwenden. Der Oberkirchenrat hat sich statt dessen zum Werkzeug einer Partei gemacht. Nicht dadurch hat er das getan, daß er einer Partei Recht gab, sondern dadurch, daß er sich in den Parteistreit unnötigerweise einmischte. Mag der Oberkirchenrat noch manche Entscheidung treffen, die uns unwillkommen ist: daß er sich als Werkzeug einer Partei habe brauchen lassen, werden wir ihm deshalb nicht vorwerfen. Wenn er aber zu einer Zeit, wo erregter Parteifanatismus Opfer über Opfer fordert, durch die überflüssige Behandlung und Begründung der Taktlosigkeitsfrage usw. usw. gerade den Mann den Fanatikern als theologisches Opfer preisgibt, der in dem schwebenden Verfahren juristisch Unrecht bekommt und daher eigentlich doppelt des Schutzes seiner vorgesetzten Behörde bedarf — dann werden wir den Ausdruck unseres tiefsten Bedauerns darüber nicht zurückhalten. Ja wir fürchten geradezu, der Oberkirchenrat könnte nun, wie er den Parteien der Rechten den Pfarrer Heyn geopfert hat, so nun auch für die Parteien der Linken durch Besetzung der Vakanz mit einem Liberalen ein neues äquivalentes Opfer folgen lassen. Wir verzichten gern auf Entgegenkommen gegen alle Parteiwünsche, aber wir verzichten nicht auf den Schutz unserer Gemeinden und ihrer Pfarrer gegen jedes Parteitreiben. Wir fordern nicht Opfer, sondern Gerechtigkeit. R

Ein notwendiges Uebel? Eine Leserin schreibt uns:

Der Artikel „Der geistliche Stand — ein notwendiges Uebel" hat mich so lebhaft beschäftigt, daß ich von dem Recht der Freunde der Christlichen Welt, Bedenken oder Zustimmung zu äußern, Gebrauch mache.

Den Begriff des „notwendigen Uebels" bekämpfe ich, so viel ich kann. Wenn etwas notwendig ist, selbst nur für gewisse Zeiten oder Verhältnisse notwendig, so kann es nicht schlechtweg ein Uebel sein, wenigstens nicht für eben diese Zeiten und Verhältnisse. Es kann wohl Schattenseiten und Fehler haben, aber diese sind dann eben nicht notwendig und können mit dem Gegenstand nicht untrennbar verbunden sein, wenn er selbst innere Notwendigkeit besitzt. Ich lebe geradezu davon, daß ich Alles (wenn auch mit schwachen Kräften) bekämpfen kann, was ich für ein Uebel halte. Wollte ich ein „notwendiges Uebel" anerkennen, so müßte das alle Kräfte lähmen.

Wichtiger ist mir die Sache selbst. Ich halte den geistlichen Stand unter uns durchaus für notwendig. Wir brauchen Menschen, die berufsmäßig nicht bloß Bildung und Kenntnisse, sondern gerade den Sinn für das Jenseitige in unserm Volksleben pflegen. Ausnahmen abgerechnet wird ein „Teppichweber" selten den weiten Blick, das Verständnis für die geistige Verfassung sehr verschiedener Menschen und noch weniger die Zeit aufbringen, um einer ganzen Gemeinde zu dienen und den vielen Einzelnen darunter, die es bedürfen, Etwas zu sein.

Ich halte darum den geistlichen Stand unter unsern gegenwärtigen Verhältnissen auch nicht für ein Uebel, sondern für etwas Gutes und Berechtigtes. Wohl aber halte ich ihn für reformbedürftig. Das Zitat aus Jörn Uhl, das der Verfasser anführt, und das, was er selbst hinzufügt, sind mir ganz aus dem Herzen gesprochen! Ich empfinde es oft als eine Grausamkeit, daß der Pfarrer fast allsonntäglich vor der Gemeinde seine tiefsten und eigensten Schätze ausbreiten soll! Einmal im Jahre oder noch seltener eine solche Predigt, in der von Religion allein die Rede ist, das wäre dann für Pfarrer und Gemeinde ein großes Erlebnis! Und was ist es denn, was uns die Predigt wertvoll macht? Doch nicht die darin vorgetragenen Gedanken und Meinungen, sondern die Tatsache, daß ein religiöser Mensch zu uns spricht, daß sein Enthusiasmus auf die Zuhörer überspringt und in ihnen die gleiche Flamme entzündet. Ist der Pfarrer eine wirkliche religiöse Persönlichkeit, so muß sich das auch äußern, wenn er von andern als von religiösen Dingen spricht. Ich habe vor Jahren einmal eine Predigt über indisches Frauenelend gehört; äußerlich betrachtet war es mehr ein Vortrag — doch kann gerade der religiöse Eindruck solcher Reden sehr groß und nachhaltig sein. Der Pfarrer kommt dann nicht in die Verlegenheit, in den Stunden innerer Mattigkeit, die wohl keinem Menschen ganz erspart bleiben, von Gefühlen und Erfahrungen zu reden, die ihm gerade in dem Augenblick vielleicht fern und unwirklich erscheinen.

Noch einen andern Vorteil würde es haben, wenn der Pfarrer für gewöhnlich in seiner Predigt von den Dingen dieser Welt redete. Bonus schreibt einmal: „Die öffentliche Verkündigung macht den Anspruch, die göttliche Antwort auf die Probleme des wirklichen beruflichen oder sonstigen Lebens zu sein. Gerade diese Wirklichkeit ist nun für den Theologen eine vollständig andere als für den Laien." Ich meine, der Pfarrer soll sich nicht einseitig mit seiner Arbeit auf das religiöse Gebiet beschränken, weil gerade dieses sonst Schaden nimmt. Das Ideal wäre meiner Ansicht nach das: Der Pfarrer werde der Lehrer für die Erwachsenen aller Stände, wie es der Volksschullehrer für die Kinder ist. Er stelle sich in den Dienst aller Bildungsbestrebungen und betrachte das Religiöse als das Ziel, zu dem er stets hinzuführen strebt, nicht aber als den alleinigen Zweck seiner gesamten Tätigkeit.*) E B

Von den Quellen des Lebens. Von Dr. Johannes Müller. München, C. H. Beck 1905. 364 S. 3, gebunden 4 Mk.

Die in diesem Bande vereinigten sieben Aufsätze aus dem 3. 4. und 7. Bande der Blätter zur Pflege persönlichen Lebens sind mit Sorgfalt so zusammengestellt, daß sie eine deutliche und einheitliche Vorstellung von Dr. Müllers „Auffassung von den Grundlagen, Wegen und Zielen der inneren Entwickelung der Menschheit geben". Und

*) Wir können aus mancherlei Gründen der Einsenderin in ihrer Bestimmung der Aufgabe des Predigtamts nicht zustimmen. Aber ihre Worte schienen uns doch des Nachdenkens und darum des Abdrucks wert. D H

wenn der Titel verspricht, daß die „wie die Glieder einer Kette“ ineinandergreifenden Aufsätze den Suchenden die vielfach verschütteten oder unzulänglich gefaßten Quellen des Lebens erschließen“ wollen, so kann man es getrost auf die Probe ankommen lassen, ob man Quellwasser findet oder nicht. Wir greifen beispielsweise heraus den (sechsten) Aufsatz: „Wer war Jesus?“ Wie ist man da ordentlich froh, einmal jenseits aller menschlichen Begriffe und theologischen Formeln und Kategorieen, die doch nur „ein unzulängliches Gestammel“ sind, darum auch jenseits der Gegensätze von Liberal und Positiv, von modernem und altgläubigem Standpunkt, der Gestalt des Gottessohnes lebendig ins Auge zu blicken! Aehnlich gehts dem Leser beim (zweiten) Aufsatz: „Atheismus“, der die Sinnlosigkeit des Kampfes um die Gottesidee nachweist, aber auch die Bekenner Gottes in einer Weise verpflichtet, daß sie sich für den Atheismus unserer Zeitgenossen verantwortlich fühlen müssen. Johannes Herzog

Wie predigen wir dem modernen Menschen? Von Lic. Friedrich Niebergall, Privatdozenten in Heidelberg. Erster Teil. Eine Untersuchung über Motive und Quietive. Zweite durchgesehene Auflage. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1905. 3, gebunden 4 Mk.

Wenn ich sehe, wie die Hilfsbücher, die dem Prediger die eigene Arbeit erleichtern sollen, Auflage um Auflage erleben, so wird mein Herz traurig. Wenn ich aber sehe, daß auch ein Buch wie das Niebergallsche zum zweiten mal ausgeht, so fasse ich wieder Mut. Also lassen sich doch ihrer Viele von diesem Führer in richtige, gründliche, scharfe Gedankenarbeit über das, was unsere Predigt soll und kann, hineinziehen! Wem das (übrigens in der zweiten Auflage nur stilistisch geänderte) Buch diesen Dienst erwies, der wird sich freuen, daß Niebergall es jetzt als „Ersten Teil“ bezeichnet, dem ein zweiter, unsere modernen religiösen Ausdrucksmittel behandelnder, in nicht allzulanger Zeit folgen soll. M Schian

Am Roseggers I. N. R. I. Ein Freund schreibt uns:

Sehr geärgert habe ich mich über den Artikel gegen Drews für Rosegger. Darf ein Theologe nicht mehr den Mund auftun, ohne auf seine theologische Beschränktheit hingewiesen zu werden? Dabei ist es diesmal bei Drews doch mehr das Bedürfnis nach mehr Kraft. Den liebenswürdigen Rosegger in allen Ehren. Ein Mann, der selbst katholisch bleibt und seine Kinder evangelisch werden läßt, imponiert mir nicht, wie das bei Teutsch der Fall zu sein scheint. Ihm ist die Religion ein Träumen in dem, was dem Gemüt angenehm ist, nicht ein unbedingtes Muß der Wahrheit. Ob man ihm aber dann nicht sagen darf, daß er das Gegenteil seiner Art nicht in seine Art hineinziehen möge? Seit Jahren kämpfen wir gegen das süße Jesusbild, müssen es also auch bei Rosegger als eine Gefahr empfinden. Auch er möchte die Menschen um den scharfen Wahrheitskampf herumführen.

— Gewiß. Auch darin steckt wieder Wahrheit. Nachdem wir einmal die Diskussion zugelassen haben, soll seine Meinung sagen, wer eine hat. Was aber Roseggers konfessionelle Geltung anlangt, so ist die in Nr. 12 unseres Jahrgangs 1900 eingehend gewürdigt worden. D H

Kleine Mitteilungen. Unsere Andacht heute ist die erste aus einer Reihe von Betrachtungen zum ersten Buche Mosis. Die wissenschaftliche Vorarbeit dazu beruht, wie der Verfasser ausdrücklich bemerkt haben will, auf Gunkels Genesis-Kommentar.

Ein Druckversehen in voriger Nummer werden sich unsre Leser selbst berichtigt haben, zumal es sie persönlich anging. Wir wollten Sp. 540 Ottos Leben und Wirken Jesu nicht unsern Lehrern empfehlen — obschon gern auch diesen — sondern unsern Lesern.

Pfarrer Traub schreibt uns zu seinem letzten Artikel über die Berggesetznovelle, daß (infolge Verspätung der Korrektur) ein wesentlicher Satz ausgefallen ist, nämlich dieser: „Die Bergarbeiter sind um eine bittere Enttäuschung reicher geworden.“ Nach der Rede des Herrn von Burgsdorff im Herrenhaus müsse dies nochmals gesagt werden. — Ferner macht Traub uns darauf aufmerksam, daß die in Arbeitgeberkreisen weitverbreitete Vorstellung von der sozialdemokratischen Anzettelung des Bergarbeiterstreiks durch ein am 7. Juni in Essen gefälltes Urteil hell beleuchtet wurde. Bergmeister Engel hatte sich beleidigt gefühlt, weil der Redakteur Ballen vom Allgemeinen Beobachter die Engelsche Broschüre (vom Bergwerksverein herausgegeben) stark angegriffen hatte. Der Redakteur wurde wegen formeller Beleidigung zu 50 Mark Geldstrafe verurteilt. Das Gericht konstatierte aber Folgendes: „Es kommt in Betracht erstens, daß den Knappschaftsältesten der Vorwurf gemacht wird, daß sie nicht nach pflichtmäßigem Ermessen gehandelt, sondern sich von der sozialdemokratischen Parteileitung beeinflussen lassen; die Beweisaufnahme hat die Unrichtigkeit dieser Behauptung ergeben. Andererseits hat der Gerichtshof angenommen, daß Engel seinerseits geglaubt hat, daß vielfach Einfluß auf die Arbeiter-Vertreter seitens der sozialdemokratischen Parteileitung ausgeübt wird. Es stützte sich dabei auf Annahmen in Arbeitgeberkreisen. Das Vorgehen Engels sei aber als leichtfertig zu bezeichnen.... Weiter ist in der Broschüre behauptet worden, die Arbeiterpresse unterstütze die Bewegung der Arbeiter nur, um zu hetzen. Auch diese Behauptung ist durch die Beweisaufnahme als vollständig unrichtig festgestellt worden. Auch hier ist das Vorgehen des Engel als ein leichtfertiges zu bezeichnen....“

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Montag 19. Juni 5 Uhr im Kursaal Milani Friedberger Anlage: Die Entstehung der Preußischen Landeskirche als Beispiel der Kirchenbildung im deutschen Protestantismus.

Oldenburg i. Gr. Sonnabend 24. Juni ½9 Uhr in der Bavaria, Julius Mosen-Platz: Bericht über Goslar.

Stuttgart. Montag 26. Juni ½8 Uhr im Herzog Christof: Charakterbild Jesu (Professor Dr. Schöll Stuttgart).

Versammlungskalender

15.	16.	„	Freunde der Christlichen Welt Goslar
18.—	20.	„	Evangelische Gesellschaft und Südwestdeutsche Konferenz für Innere Mission Stuttgart
19.		„	Deutsche Lutherstiftung Breslau
27.	28.	„	Thüringer Konferenz für Innere Mission Rudolstadt
28.	20.	„	Sonntagsschulkonvention Stuttgart
17.	18.	Juli	Deutsch-evangelischer Kirchengesangstag Rothenburg a. T.

Theologische Konferenz in Gießen

Donnerstag, den 29. Juni

Neuer Saalbau (Steins Garten) vormittag 10½ Uhr

Köhler: Die wissenschaftlichen Leistungen der neueren katholischen Theologie auf dem Gebiet der Reformationsgeschichte.

Weinel: Die Lehre von der Sünde und der Entwickelungsgedanke.

Chronik der Christlichen Welt

13. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk.
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Nr. 22. Versammlungen: Der Hannoversche Pfarrverein; Die zehnte Hauptversammlung der Freien Kirchlich-sozialen Konferenz; Dritte allgemeine studentische Missionskonferenz — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Aus Braunschweig; Aus Hannover — Römische Kirche: Die römische Kurie (Die christlichen Demokraten; Das Konsistorium vom 27. März; Die Zentralauskunftsstelle der ultramontanen Presse) — Verschiedenes: Im sozialdemokratischen Wahlverein von Leipzig-Stadt; In der Zentralstelle für das evangelische Deutschland; Die Wahl des D. Fischer in die Provinzialsynode

Die Geburt eines
Jungen
beehren sich hierdurch anzuzeigen

Seelscheid, 7. Juni 1905

Pfarrer Lic. **Otto Zurhellen** und Frau **Else Zurhellen** geb. Pfleiderer

Junges Mädchen, 22 Jahre alt, sucht zu seiner weiteren Ausbildung Stellung als Gesellschafterin oder Reisebegleiterin. Offerten unter **L N** an den Verlag.

Hauck's Realencyklopädie
3. neueste Auflage bis zum Buchstaben **P** (Predigtgeschichte) zu verkaufen gesucht. Anerbieten unter **P. T.** an den Verlag der Christlichen Welt.

Für meine beiden Jungen, (11 und 8 Jahre) Quarta und Vorschule, bisher durch cand. theol. erzogen, suche ich zum 1. September einen durchaus zuverlässigen **Hauslehrer; Cand. theol.** oder **phil.** Anerbietungen mit Gehaltsansprüchen erbeten.

Gussone, Königl. Forstmeister, Neuhaus-Solling (Bahnstation Holzminden).

Ins praktische Amt tretend suche ich einen Nachfolger für mich als **Hauslehrer** zum 1. September für 1 Quartaner und Vorschüler in einer Oberförsterei. Angenehme Stellung und Familienanschluß. Anerbietungen mit Gehaltsansprüchen unter **O. W.** an die Expedition des Blattes erbeten.

O. Winkler, cand. min.

Hülfsprediger gesucht

Die vakant gewordene Stelle eines **Ministeriums-Hülfspredigers** in **Bremen** ist **baldmöglichst** zu besetzen. Die Tätigkeit des qu. Hülfspredigers beschränkt sich in der Regel auf Vertretungen der Ministeriums-Mitglieder im Predigen. Derselbe kann seiner Glaubensüberzeugung gemäß predigen und ist nur gehalten, sich der Polemik in Bezug auf die im Ministerium vorhandenen Richtungen zu enthalten. Das Gehalt beträgt 1700 Mark. Meldungen unter Beifügung der Zeugnisse und einer Predigtabschrift sind zu richten an den derz. Aktuar ven. min. **Pastor Müller, Kantstr. 96, Bremen.**

Töchter-Pensionat

von Frau Dr. W. Nagel, Darmstadt, Victoriaplatz 9

Allseitige wissenschaftliche, gesellschaftliche und häusliche Ausbildung.
Vorzügliche Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin.

Herzliche Bitte!

Unser Verein steht vor sehr ernster Frage. Die Arbeit draußen auf den Missionsfeldern in Japan und China geht zwar gut vorwärts, und auch die Art, wie wir Mission treiben, erfährt von vielen Seiten Zustimmung. Aber unsere Kassenverhältnisse erfüllen uns mit schwerer Sorge. Die Einnahmen sind immer mehr hinter den durch die wachsende Ausdehnung unseres Werkes entstandenen Ausgaben zurückgeblieben. Wohl ist es uns gelungen, im vergangenen Jahre auf dem Wege einer Anleihe 40 000 Mk. aufzubringen. Aber davon wurden im Wesentlichen früher eingegangene Verpflichtungen gedeckt, zu Bestreitung der laufenden Ausgaben blieb davon nur ein kleiner Rest. Die Beiträge der Zweigvereine gehen in den Wintermonaten ein. Gewöhnlich sind sie sofort gebraucht worden, und nur durch Vorschuß bei der Bank kamen wir über den Sommer hinweg. Dieses Mal sind wir bereits am 15. April genötigt gewesen, unseren Kredit bei der Bank in Anspruch zu nehmen. Dazu übersteigen nach vorsichtigem Voranschlag die Ausgaben in diesem Jahre die Höhe der Einnahmen um mindestens 30 000 Mk. Soll der Verein bestehen und seinen Aufgaben einigermaßen gerecht werden, bedürfen wir einer außerordentlichen Einnahme von 50 000 Mk. Es sollte den Freunden unserer Sache nicht schwer sein, diese Summe uns zu verschaffen, besonders wenn die mit irdischen Gütern Gesegneten sich zu einer einmaligen reichlichen Spende entschließen. Gott mache die Herzen willig! Unser Vereinswerk ist in wirklicher Gefahr und kann doch mit Gottes Hilfe eine große Zukunft haben. Gerade in neuester Zeit haben sich in Ostasien unserer Arbeit immer mehr Türen aufgetan. Viel mehr als bisher könnten wir leisten, wenn uns durch den Mangel an Mitteln die Hände nicht immer gebunden wären! Helfe, wer helfen kann! Und wer schnell gibt, gibt doppelt. Allen Gebern im Voraus herzlichen Dank.

Berlin W 8, den 6. Mai 1905
Kronenstraße 70

Der Zentralvorstand
des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins
D. August Kind

Evangelisch-Sozial

Herausgegeben von

Lic. W. Schneemelcher

1905. Mai—Juni. Nr. 5/6.

Inhalt: Einladung zur 16. Tagung des Evangelisch-sozialen Kongresses in Hannover — A. Harnack, Zur 16. Tagung des Evangelisch-sozialen Kongresses am 13. und 14. Juni 1905 zu Hannover — Chr. Tischendörfer, Unheimliche Bergmächte — Christian Barth, Vom Rheinisch-westfälischen Verbande evangelischer Arbeitervereine — Paul Röthig, Sächsische evangelisch-soziale Vereinigung — P. Lic. Gottfr. Naumann, Warum ist unsere evangelische Kirche nicht volkstümlich? — Kongreßnachrichten.

Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35.

Christliche Geheimlehre
in den ersten beiden christlichen Jahrhunderten (Gnost. Katech.), zum ersten Male dem deutschen Volke zugänglich gemacht von Pfarrer Dr. Peithmann.
Bei **F. E. Baumann**, Bitterfeld.

Für **Kirche, Schule** und **Familie** Musikinstrumente aller Art billigst direkt ab Fabrik
G. V. E. Wettengel
Markneukirchen i. S.
Bitte um Angabe, welches Instrument verlangt wird.

Weibliche soziale Hilfsarbeit
Casseler Kurse zur Einführung in Theorie und Praxis der **sozial-pädagogischen Hilfsarbeit.** Näheres i. d. Broschüre „Arbeit im Fröbelseminar" von Hanna Mecke.
Das Kuratorium

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. Herausgegeben von den Prof. D. **A. Schlatter** und D. **W. Lütgert.** IX. Jahrg. 1905. (Jahrg. 6 Hefte 10 M.)
1. **Riggenbach,** D. E., **Fragmente des Pelagius-Kommentars z. d. Paulin. Briefen.** — **Franckh,** Lic. th., **Die Prophetie in der Zeit vor Amos.** Ein Versuch zur altteſt. Religionsgeschichte. 1,50 M.
2/3. **Wustmann,** Lic. th. G., **Die Heilsbedeutung Christi bei den apostolischen Vätern.** 4,50 M.

Temperament und Kirche. Von **F. Büttner.** 1 M.

Umfang u. Art der **Bibelbenutzung in Goethes Faust.** Von Lic. Dr. **E. Kößne.** 60 Pf.

Brief Pauli an die Römer f. höh. Schulen ausgelegt von Prof. **R. Niemann.** 2 M. — **Schülerheft** dazu 50 Pf. (10 Ex. 4 M.)

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 25 — Marburg i. H., den 22. Juni — 1905

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Buße — Das „atheistische Denken" der neueren Theologie. Zur Verständigung — Die Straßburger Reformation nach ihrer religiösen Eigenart und ihrer Bedeutung für den Gesamtprotestantismus. Erstes Stück — Weiteres aus Rom. 2 — Die Kundgebung der Kontinentalen Missionskonferenz gegen die moderne Theologie — Erinnerungen aus meinem Diakonissenleben (Leithold) — Verschiedenes: Ansiedlerschicksale (v Falkenhausen); Moderne Predigten (Meyer, Weingart); Unsere Gemeinschaft am Evangelium (Cordes); Ecce homo (Salomon); Indische Litteratur (Oldenberg, Winternitz); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Buße

1. Mos. 1, 24—31

Diese Erzählung von der Erschaffung des Menschen ist ein Sieggesang auf die Herrlichkeit des Menschengeschlechts. Jetzt muß die ganze Gott- und Engelwelt mithelfen am Werk; jetzt läßt nicht mehr auf ein Wort die Erde hervorgehen, sondern Gott muß selbst die Hände regen zur Arbeit. Und seine eigene Gestalt wird ihm Vorbild beim Schaffen. Davon ist länger und ausführlicher zu erzählen, als von allen andern Taten des lebendigen Gottes. So ist diese Erzählung ein Sieggesang auf die Herrlichkeit des Menschengeschlechts. Und doch sind es nur Anfangslaute und leise Klänge aus dem immer mächtiger werdenden Lied der Menschheit von ihrer eigenen Herrlichkeit und Größe. Seinen Vollklang bekommt dies Singen der Menschheit von ihrem eigenen Adel und ihrer eigenen Würde in dem stolzen Jesuswort, das eine Menschenseele höher wertet als alle Welt sonst.

Ist das nicht ein mächtiges gewaltiges furchtbares Bußlied vor unserem Sinn? Wenn wir diesen Adelsbrief der Menschheit lesen und die erbärmliche Wirklichkeit unseres Lebens sehen? Haben wir nicht immer wieder unsere Sonderstellung dem natürlichen Leben gegenüber aufgegeben? Eine Gottesoffenbarung wird uns dann auch heute noch aus dem Glauben dieses alten Erzählers, dem der Mensch Ziel und Sinn der Schöpfung war.

Eine Erfüllung hat dies Menschenwort vom Wert des Menschen gefunden, daran sein Erzähler nicht gedacht: Eine Erfüllung im sterbenden Jesus. Jesus am Kreuz. So hochwert, so würdig, so herrlich ist der Mensch, daß er als Jesus an das Kreuz ging. Der stille Freitag war der Sonntag des lebendigen Gottes: So hatte er seine Menschenkinder gewollt. Ja, so hat Gott uns gewollt und was ist aus uns geworden?

H B

Das „atheistische Denken" der neueren Theologie

Zur Verständigung

Der Vorwurf, der gelegentlich Theologen unserer Richtung gegenüber gefallen ist, wir dächten atheistisch, will ja gewiß nicht sagen, wir seien Atheisten. Aber er ist schwerwiegend und interessant genug, um eine nähere Untersuchung zu verdienen.

1

Es läßt sich sehr leicht denken, daß Mancher in der Behauptung, „die Modernen denken atheistisch", eine Beleidigung erblickt. Aber eine Beleidigung war in dem Augenblicke, da jener Satz vertreten wurde, jedenfalls nicht beabsichtigt. Nur die Feststellung einer Tatsache. Der beleidigende Schein entsteht dadurch, daß der Ausdruck leicht den Begriff des atheistischen Theologen auslöst. Damit wäre man denn auf dem persönlichen Gebiete, und da ein atheistischer Christ zweifellos ein Mißgeburt wäre, so wäre die Beleidigung fertig. Es ist daher, wenn wir uns ernstlich verständigen wollen, wichtig, daß wir von vornherein diesen Unterschied festhalten und auf dem Gebiete des Sachlichen bleiben. Es handelt sich um die „atheistische" Methode der neueren Theologie.

Professor D. Lütgert in Halle, der vor einigen Jahren in Eisenach die vorliegende Frage in die Besprechung einführte, bezeichnete das als das Unterscheidende zwischen seiner Gruppe und den Vertretern der „historischen Methode", daß er und seine theologischen Freunde in der Geschichtsforschung einen Gebrauch machen von ihrer Erkenntnis Gottes. Er zitierte die Aeußerung eines neueren Theologen: „Unsere wissenschaftliche Forschung hört da auf, wo man Gott als Coeffizienten der Geschichte auffaßt." Er meinte dagegen, die Vorstellung, „sobald wir an das Denken und Arbeiten gehen, lassen wir Gott zurück", sei nicht eine Methode, sondern eine Täuschung. Es sei „ebensowenig möglich, dem lieben Gott Adieu zu sagen, wenn man ans Denken, wie wenn man ans Handeln gehe. Irgendwie behandelt man ihn. Wenn man ihn ignoriert, behandelt man ihn auch. Er läßt sich nicht ignorieren. Darum steckt in jeder historischen Methode eine Dogmatik." In diesem Zusammenhange wies er darauf hin, wie unmöglich es sei, eine Geschichte Jesu zu schreiben, wenn man dabei Gott ignoriert. Man könne die Hauptperson nicht ignorieren. — Der Hauptvorwurf, der gegen die neue Theologie erhoben wird, ist, daß sie bei ihrer Arbeit den Gottesbegriff suspendiere. „Untheologische Theologen sind ein Widerspruch in sich," sagte Professor Lütgert.

2

Wir werden uns nur dann verständigen können, wenn wir uns darüber klar sind, was wir wollen. Wir wollen wissenschaftliche Theologie haben. Das heißt: eine Wissenschaft vom religiösen Leben, die in genauer Fühlung mit dem wissenschaftlichen Bewußtsein und Arbeiten der Zeit steht. Nicht um die Berührung mit irgend einem Typus der Wissenschaft handelt es sich, sondern mit dem, was heute allgemein als Wissenschaft gilt. Wir können uns im vergleichenden Rückblick der Tatsache nicht verschließen, daß im Gegensatz zur Wissenschaft des Altertums und des Mittelalters immer klarer ein neuer Typus sich herausgebildet hat, dessen Programm kurz und entschieden lautet: wir wollen die Welt aus der Welt erklären. Das ist zugleich die leitende Arbeitsmethode der

gesamten modernen Wissenschaft: die Geschichte und die Erscheinungen und die Geschichte der Erscheinungen werden aus den im Weltprozeß liegenden Kräften erklärt, ohne Zuhilfenahme eines Gottesgedankens.

Es genügt nicht, überhaupt im Allgemeinen eine wissenschaftliche Theologie zu fordern. Sondern wir sollen uns die Frage vorlegen, ob wir mit dieser, ausgerechnet dieser Methode, die der wissenschaftliche Grundgedanke unsrer Zeit ist, auch in der Theologie arbeiten wollen, denn die Theologie hat nur so lange Gleichberechtigung im Rahmen der Universitas Litterarum, als sie aufrichtig und ehrlich und nicht blos zum Schein die allgemein anerkannte wissenschaftliche Methode mit vertreten kann. Kann sie das nicht, so muß sie die Entschlossenheit haben, auszutreten. Daß so etwas in der Luft liegt, verraten erstens die Bemühungen, die Ausbildung der Pfarrer von der Universität zu lösen und zweitens die Forderung einer besonderen christlichen Methode.

3

Wenn man sich das rein immanent gedachte wissenschaftliche Leitmotiv von der Erklärung der Welt aus den Kräften der Welt vergegenwärtigt und daneben den alten Anspruch der Theologie hält, die Welt eben nicht aus der Welt, sondern aus Gott zu erklären, so begreift man, daß es vielfach beinahe als eine Verhöhnung der Theologie empfunden wird, wenn man ihr eine solche Methode zumutet; daß man es als einen Verrat der Sache Gottes ansieht, wenn man in seiner heiligen Theologie mit solchen Gedanken arbeiten will. Und wenn man zur Milderung des Eindruckes jener Methode darauf hinweist, daß sie streng genommen Gott weder behaupten, noch leugnen, sondern nur ohne Beziehung auf ihn arbeiten will, so scheint ein entrüstetes „O daß du kalt oder warm wärest!“ am Platze zu sein.

Aber das wäre gar nicht am Platze, weil man so zu Personen sprechen kann, aber nicht zu Methoden. Denn Methoden sind Instrumente, weiter nichts. Von einem Instrument verlangt man keine persönliche Stellungnahme. Da sich nun Gott überhaupt nur persönlicher Stellungnahme erschließt, so ist von einer Methode überhaupt keinerlei Auskunft über, für, gegen Gott zu erwarten. Sie kann Gott auch nicht „ignorieren“, denn wir verbinden damit den Gedanken: etwas, dessen Vorhandensein uns bekannt ist, absichtlich übersehen. Darin steckt noch die der älteren Wissenschaft geläufige Selbstverständlichkeit des Daseins Gottes. In der modernen Wissenschaft ist Gott längst nicht mehr selbstverständlich. Die wissenschaftliche Methode ignoriert Gott nicht, sondern ignorat Deum, weiß nichts von ihm. Das ist doch ein Unterschied. Darüber ist man ja in weiten Kreisen einig geworden, daß der Gott des Frommen nicht Gegenstand der wissenschaftlichen Erkenntnis, auch überhaupt nicht ein wissenschaftlicher Begriff ist. Man ist mit Recht überzeugt, daß diese Einsicht einen Fortschritt bedeutet, der der Vertiefung der religiösen Erkenntnis dienen muß und bereits gedient hat. Wir brauchen daher den Begriff der Wissenschaft nur folgerichtig auszudenken, um es völlig in der Ordnung zu finden, daß die gesamte Wissenschaft bei ihrer Arbeit den Gottesgedanken aus dem Spiele läßt und völlig konsequent die Welt aus der Welt selbst zu erklären unternimmt. Man sollte doch so gerecht sein, zuzugeben, daß in der Tat die Wissenschaft, so wie die Dinge liegen, keine andere Methode haben kann. Oder ist damit für die Frömmigkeit etwas gewonnen, daß man Gott als Hypothese einstellt, da er nicht als selbstverständlich erwiesen werden konnte?

4

Wir müssen der Frage ernstlich ins Gesicht sehen: wollen wir wissenschaftliche Theologie haben, so müssen wir den Theologen erlauben, die wissenschaftlich allein giltige Methode auch auf dem Gebiete des religiösen Lebens folgerichtig anzuwenden. Wollen wir das nicht, so müssen wir daraus die Folgen ziehen. Vergessen wir doch nicht, daß es sich in der Wissenschaft nur um das Wißbare, jedem normalen Menschen Beweisbare handelt, in der Theologie um die wißbare und nachweisbare Seite des religiösen Phänomens. Beängstigend für den Glauben wäre die Handhabung der modernen wissenschaftlichen Methode doch nur, wenn es in der Machtsphäre der Wissenschaft läge, in den höchsten und tiefsten Fragen des Menschen jemals das letzte Wort zu sprechen. Die Wissenschaft ist Dienerin des Menschen, nicht Herrin; schon darum kann und will sie, wenn sie sich selbst recht versteht, das letzte Wort nicht haben. Aber darum können wir auch um so unbefangener ihr in ihrem Gebiete freien Lauf lassen. So muß auch die Theologie bei ihrem immer erneuten Nachprüfen und Durchsuchen der Urkunden und Tatbestände die Dinge und Personen mit jener Methode behandeln. Ich meine, es müßte an sich schon interessant sein, zu sehen, wie das ganze große Gebiet sich unter dieser Beleuchtung ausnimmt, in diesem ungefärbten Lichte im Unterschied von dem vertrauten farbigen Lichte. Auch das Photographieren ist eine Behandlung der Dinge mit einer Methode. Man fixiert damit, was auf diese Weise zu fixieren ist; mehr nicht. Aber das Bild sagt an sich noch nicht, daß dies und jenes überhaupt nicht existiere oder existieren könne, sagt auch nichts über den Wert oder Unwert der Objekte, ist sittlich völlig indifferent usw., und doch leistet uns dieses Verfahren große Dienste. Wir fügen aber gleich hinzu: alles leistet es natürlich nicht. Es schließt auch ein weiteres Verfahren durchaus nicht aus, sondern fordert es oft geradezu heraus. Aber vor allem will es erst einmal restlos durchgeführt sein.

So ist es auch mit jener Methode, die grundsätzlich nur mit den im geschichtlichen Weltprozeß liegenden Kräften rechnet und Kräfte, die etwa „direkt von Gott“ stammen, garnicht in Rechnung stellt. Auch von ihr gilt natürlich: alles leistet sie nicht. Sie liefert ein reinliches Bild des für uns zur Zeit Wißbaren auf dem Gebiete der Religionsgeschichte, — weiter nichts. Aber das ist dann die wissenschaftliche Grundlage für die Theologie, mit der sie im Rahmen der Universitas mit ihren Schwestern auf gleichem Boden steht. Was auf dieser Grundlage mit Synthese, Kombination und Spekulation weiter aufgebaut wird, ist eine andere Frage. Hier handelt es sich lediglich darum, ob es uns mit der wissenschaftlichen Fundamentierung der Theologie ernst ist. Man kann sie ja ablehnen, und den schlichten Frommen interessiert die ganze Sache nicht; viele warnen nach der Melodie „Wenn dich die bösen Buben locken“ vor der Berührung mit der allerdings ihrer ganzen Art nach rücksichtslosen Wissenschaft. Wollen wir aber die theologischen Fakultäten in den Universitäten lassen, so erwartet man von uns, daß wir die hinlänglich erprobte Arbeitsmethode mit übernehmen und nicht dem Theologen wie einem schwächlichen Schulbuben alle Augenblicke einen Entschuldigungszettel mitgeben: „Ich bitte, meinen Sohn, wenn das daran kommt und jenes, von dem Gebrauch der Methode zu dispensieren.“ Es ist eine bekannte Erscheinung im Schulleben, daß die so Dispensierten eine gewisse Scheu und Beklommenheit den Andern gegenüber nicht loswerden; denn daß man ihnen nicht viel zutraut, liegt auf der Hand, und das ist drückend.

5

Allein muß nicht in der Tat das in jener Methode liegende „Ignorieren Gottes“ dem Theologen, dem Christen überhaupt, die schwersten Bedenken erregen? — Wenn ein Arzt vor einem Krankheitsfalle steht, so wird er, auch wenn er ein frommer Mensch ist, seine medizinische Theorie zunächst einmal lückenlos auf diesen Fall anwenden und sich von ihr leiten lassen, so weit sie ihn überhaupt führen kann. Ist das bedenklich? Nein, wir erwarten es von ihm, ganz gleich, ob er Christ oder Atheist ist. Aber seine Theorie ist religiös völlig indifferent, sie nimmt auf Gott gar keine Rücksicht, „ignoriert“ ihn! Gewiß, aber hindert sie ihn, als Christen den ganzen Fall, Zustand und Verlauf mit frommen Gedanken anzusehen? Sicherlich doch nicht. Und gerade so wie der Mediziner, der Christ ist, seiner Aufgabe, so steht auch der wissenschaftliche Theologe der Religionsgeschichte mit Einschluß des Christentums gegenüber. Er stellt mit Hilfe seiner historischen Methode fest, was man darüber nach dem vorhandenen Material

durch kritische Analyse der Quellen und an der Hand der uns bekannten typischen psychologischen Erscheinungen wissen kann. Eben auf das Wissen kommt es an, und so gewiß Gott nicht in das Gebiet des dokumentarisch Feststellbaren hineingehört, so gewiß kann er für die wissenschaftliche Methode nicht existieren. Ist aber der Forscher auf anderem Wege Gottes inne geworden, so hindert ihn schlechterdings nichts, das ganze Forschungsgebiet in diesem Lichte anzusehen. Nur darf er das, was er in diesem Lichte mehr und anders sieht, nicht als Wissenschaft ausgeben.

Das will aber vielen Theologen noch immer nicht in den Sinn. Sie fühlen, daß sie eine größere Wirklichkeit vertreten, als die wissenschaftliche Begriffsbildung und Tatsachenregistrierung gelten läßt. Das ist ein durchaus richtiges Gefühl, aber falsch ist es, diese Wirklichkeit unter dem Dache der Wissenschaft unterbringen zu wollen, denn die ist darauf garnicht eingerichtet. Das ist die Schwierigkeit für die Theologie, daß ihr eigentlicher Hintergrund sich der Wissenschaft entzieht; aber um so ernster und unerbittlicher müssen wir in der Forderung sein, das, was in die Wissenschaft hineinragt, wirklich rein wissenschaftlich — und das heißt zur Zeit vielfach: unter Bekämpfung theologischer Gesichtspunkte — zu erforschen und darzustellen. Das gilt natürlich auch vom Leben Jesu, überhaupt von der biblischen Geschichte und von der Kirchengeschichte. Man bringt einen lieben Menschen zum Arzt: „Untersuchen Sie ihn gründlich und sagen Sie mir ohne jede Rücksicht auf meine Gefühle, wie es steht. Ich möchte wissen, was Sie als Arzt darüber zu sagen wissen." So liefern wir auch die uns heiligen Gebiete der Geschichte ohne Vorbehalt der historischen Methode aus, um zu erfahren, was die Wissenschaft darüber zu sagen weiß. Unser Urteil behalten wir uns vor.

6

Allein verfehlt nicht jenes Gleichnis von dem Arzt, der unbeschadet seiner frommen Ueberzeugung seiner „Gott ignorierenden" medizinischen Methode folgt, gerade den Punkt, auf den es ankommt? Er hat es mit der Erforschung des Menschenleibes, die Theologie aber hat es mit dem Göttlichen zu tun!

Bei diesem Einwande übersieht man, daß für die Wissenschaft die Religion nichts Andres ist als ein Zustand des Menschen. Da die Wissenschaft Gott nicht kennt, so hat es auch die Religionswissenschaft und darum die wissenschaftliche Theologie in der allgemeinen Religionsgeschichte sowohl, wie in der biblischen und Kirchengeschichte nur mit dem subjektiven Verhalten von Menschen zu tun, mit menschlichem Fühlen, Glauben und Handeln, mit Erlebnissen von Menschenseelen.*) Daß das religiöse „Ereignis" in der Seele noch nicht das Ganze ist, ist dem Gläubigen gewiß, aber auch die Wissenschaft hat keinen Grund, das religiöse Erlebnis als Illusion abzutun, kann es vielmehr sehr wohl auf das Wirken einer Wirklichkeit zurückführen. Aber das dürfen wir nicht vergessen:

> Wie wir die objektive Welt, die den Inhalt des Denkprozesses bildet, von diesem Prozesse selbst zu unterscheiden haben, so den religiösen Inhalt in seinem objektiven Bestande und Gültigkeit von der Religion als subjektiv-menschlichem Prozesse.**)

Simmels Ausführungen scheinen mir eine gute Grundlage zur Verständigung über die Frage, die uns hier beschäftigt, zu bieten. Er reiht die Religiosität ein unter die großen Kategorien des inneren Lebens (Sein und Sollen, Möglichkeit und Notwendigkeit, Wollen und Fürchten), die er mit verschiedenen Aggregatzuständen eines und desselben Stoffes vergleicht oder mit verschiedenen Musikinstrumenten, auf denen eine und dieselbe Melodie in verschiedener Klangfarbe gespielt werden kann.

> Je nach ihrer Gesamtlage antwortet unsre Seele auf denselben Vorstellungsinhalt mit einem ganz verschiedenen Verhalten und rückt ihn eben damit in ganz verschiedene Bedeutungen für uns. Es scheint mir nun, daß die Religiosität zu diesen grundlegenden formalen Kategorien gehört und so mit dem ihr eigenen Ton gewisse Vorstellungsinhalte ausstattet, welche aber in andern Fällen auch die Anwendung andrer Kategorien auf sich gestatten.

Von hier aus wird unsre Frage durchsichtig und einfach. Die Wissenschaft, in unserm Falle die Religionswissenschaft und wissenschaftliche Theologie, hat streng genommen nur die Aufgabe, uns die Tatsachen, die sie methodisch zu erforschen vermag, unter der Kategorie des Seins, rein theoretisch, zu vermitteln und überläßt es der Religiosität, sich dieses gesamte Material in ihrer besonderen Art anzueignen, in ihrer Melodie zu spielen, in ihrem Lichte zu sehen. Wenn wir Wissenschaftlichkeit und Frömmigkeit als zwei verschiedene Vergegenwärtigungsarten derselben Inhalte auseinanderhalten, so kann es nicht mehr für ungeheuerlich gelten, wenn auch Theologen die religiös indifferente „historische" oder „immanente" Methode auf ihrem Gebiete anwenden. Ja, wenn die rein wissenschaftliche Vergegenwärtigungsart überhaupt durchgeführt werden soll, so ist es nach unsrer Art der Gotteserkenntnis, also für den Christen, selbstverständlich, daß die Methode, nach der wir uns die Dinge wissenschaftlich zum Bewußtsein bringen, von Gott nichts weiß. Wer das einsieht, für den verliert das „atheistische Denken" der modernen Theologen alles Widersinnige und Anstößige. Es kommt somit im Grunde darauf hinaus, ob wir die verschiedenen Kategorien in der Arbeit, wo nun einmal Ordnung herrschen muß, wenn man sich durchfinden soll, reinlich von einander scheiden und durchführen wollen. Bringen wir Gott als „Coeffizienten" in die Geschichtsforschung hinein, so vermischen wir eben die Kategorien, und diese Inkonsequenz bei der Arbeit nennen wir „dogmatische" Methode und lehnen sie ab. Da aber der Mensch über seinen Kategorien als Einheit steht, so ist es in Wirklichkeit garnicht der Theologe, der bei der wissenschaftlichen Arbeit „dem lieben Gott Adieu sagt", sondern das könnte man höchstens von den Kategorien sagen, und da die keine Seelen haben, mögen sie es ja tun.

Mit Recht hebt Simmel hervor, daß durch die Auffassung der Religiosität als einer einheitlichen und fundamentalen Verfassung der Seele die religiöse Welt eine Selbständigkeit bekommt, „die nun nicht mehr immer auf die Legitimation seitens der Welten jener Kategorien zu warten braucht."

> Jede (der Kategorien) drückt in der ihr eigenen Sprache das gesamte Sein aus und eben deshalb kann keine in die andere übergreifen. Ist Religiosität eine von ihnen, ist sie wirklich das gesamte Sein, von einem besonderen Standpunkte aus gesehen, so lehnt sie nicht nur jede Prüfung an den Weltbildern der Wirklichkeit oder des Wollens usw. ab, sondern auch jede innere sachliche Gemeinschaft und Verwebung mit diesen, so sehr alle diese im Leben des Individuums sich in „Gemengelage" darbieten mögen. (A. a. O. 14.)

Die gegenseitige Anerkennung der Selbständigkeit ist für Staaten, besonders Nachbarstaaten, eine unentbehrliche Grundlage des Friedens und guten Einvernehmens. Auch wir werden am besten tun, wenn wir der Wissenschaft geben, was der Wissenschaft ist, und der Frömmigkeit, was der Frömmigkeit ist. Als Christen setzen wir hinzu: Alles aber ist Gottes. Wir wollen auch nicht vergessen, daß die Frömmigkeit auf den Streit über die Methoden ruhig herabsehen kann und darf. Methode bedeutet ursprünglich nichts anderes als „Weg", und für die Seele gibt es im Grunde nur Einen Weg, der zum Ziele führt. Augustin spricht davon in dem bekannten Worte von der Unruhe des Herzens. Weil wir über diesen Weg einig sind, darum muß es auch möglich sein, über andere Wege und Methoden uns zu verständigen. Die Frage, vor der wir stehen ist die: soll die Theologie religiöse Wissenschaft oder Religionswissenschaft sein? Eine konsequente Handhabung wissenschaftlicher Methode scheint mir nur in der Religionswissenschaft möglich.

Das letzte Wort in dieser Sache ist noch lange nicht gesprochen. Diese Zeilen möchten der Verständigung dienen und zugleich die Frage im Flusse erhalten. Heute kam es nur darauf an, zu sagen, daß an dem Wort vom „atheistischen Denken" der modernen Theologen etwas Wahres, aber nichts Schreckliches ist.

Paul Jaeger

*) Vergl. Georg Simmel, Beiträge zur Erkenntnistheorie der Religion. (Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik 1902, S. 11 ff.)

**) Simmel, a. a. O. 12.

Die Straßburger Reformation nach ihrer religiösen Eigenart und ihrer Bedeutung für den Gesamtprotestantismus

Für immer wird es der Hauptstadt des Elsaß zur Ehre gereichen, daß ihre bedeutungsvolle Stellung in der Geschichte des Reformationszeitalters nicht durch das Schwergewicht äußerer Machtmittel erzwungen ist, sondern auf geistigen und sittlichen Kräften, vor allem auf der geistigen Größe ihrer Führer beruht. Bucer, Capito, Hedio, Zell die Theologen, Johannes Sturm und Sleidan die Humanisten, über allen Jakob Sturm der große Stättmeister, um nur die wichtigsten zu nennen — es ist ein erlauchter Kreis von Gestalten, die uns vor die Seele treten, sobald wir jener großen Zeit gedenken.

Kein weltbewegender Genius zwar ist unter ihnen, wie ihn das kleine Wittenberg besaß; kein Doppelgestirn von der Leuchtkraft, wie sie den Namen Luther und Melanchthon innewohnt; wohl auch kein Mann von der Klarheit und Kühnheit des Denkens, Planens und Wagens, wie sie Zwingli eigen war. Dafür aber besitzt Straßburg einen so reichen Kreis von bedeutenden Persönlichkeiten, wie ihn nicht Wittenberg und nicht Zürich, wie ihn sonst höchstens noch Konstanz aufweisen konnte.

Diese Männer sind es vor allem gewesen, welche Straßburg, die angesehene, wehrhafte Reichsstadt, den wichtigen Stapelplatz auf der von Italien nach dem Niederrhein führenden Welthandelsstraße, auch zu einem Mittelpunkte der evangelischen Bewegung gemacht haben. In dieser Tatsache liegt die Berechtigung der Fragen: Worin liegt die Eigenart der Reformationsbewegung in Straßburg verglichen mit dem, was an andern Herzpunkten derselben gedacht und geschaffen worden ist? und: Welches ist die Bedeutung der Straßburger Reformation und des reformatorischen Straßburg für die allgemeine Entwicklung des Protestantismus in seiner grundlegenden Entstehungszeit?

1. Die Vorbedingungen der Straßburger Sonderart

In einer Einzigartigkeit, die dauernd zu behaupten einem Menschen nicht vergönnt sein konnte, ist in den ersten Jahren Luther der Held des deutschen Volkes, der Herold, nein die Verkörperung der Reformation. Die alten Klagen wider Rom, er faßte sie mit dem Zorn des deutschen Patrioten zu einer Anklage von niederschmetternder Wucht zusammen. Er zerstörte nicht, wie bisher geschehen, allerhand Außenwerke, sondern die Grundfesten des katholischen Kirchentums selbst. Vor allem: als ein zweiter Paulus wußte er mit neuen Zungen zu künden von seinem tiefsten Erlebnis, von der erlösenden, befreienden, Sünde und Welt überwindenden Gewißheit der Gotteskindschaft, von der an dem Evangelium Jesu gewonnenen seligen Gewißheit des Heils.

Nur natürlich also, daß in Straßburg, wie überall, Luthers Auftreten und die von den Druckerpressen der Stadt ins Volk geworfenen Schriften des Wittenbergers den entscheidenden Anstoß geben. Nicht minder, daß auch die Reformatoren Straßburgs zunächst im Zeichen Luthers stehen. Sein Auftreten auf dem Augustinerkonvent in Heidelberg hatte Bucer, den damaligen Heidelberger Dominikaner, überwältigt. Capito hatte noch als Basler Domprediger eine lateinische Gesamtausgabe der ersten Schriften Luthers veranstaltet. Es ist Luthers Christentum, das Zell im Münster zu predigen beginnt, das Bucer in seinen ersten Schriften vertritt.

Und doch, diese Männer waren mehr als bloße Schüler Luthers. Gleich ihrem größeren Genossen Zwingli und andern Oberdeutschen waren sie sämtlich, sei's mehr, sei's weniger, durch die Schule des Humanismus gegangen. Erasmus war ihr Ideal, ihr verehrter Meister gewesen. Die andersartige Stimmung, die ihre Frömmigkeit verglichen mit derjenigen Luthers kennzeichnet, findet in diesem verschiedenen Entwicklungsgang ihre Erklärung. Luther einst ein durch und durch mittelalterlicher Christ, seiner Kirche in tiefster Inbrunst ergeben, als Mönch mit heiligem Ernste den Heilsweg beschreitend, den die Kirche wies. Unruhe, Verzweiflung war das Ende gewesen. Da hatte, einem gefesselten Titanen gleich, Luther in einem

Ringen, das sein ganzes Wesen in seinen tiefsten Tiefen erschütterte, seine Bande gewaltsam zerrissen und sich zu evangelischem Heilsglauben durchgerungen.

Anders jene humanistischen Theologen. Kein schwerer Seelenkampf, kein gewaltiges inneres Ringen. Die Fesseln brauchen nicht gesprengt zu werden, sie werden von selbst immer schwächer und fallen ab. Die humanistische Losung „Zurück zu den Quellen, zum Ursprünglichen!" hat sie längst zu Jesus, zu Paulus, zur Schrift geführt; immer klarer hat sich die Einsicht geltend gemacht, die Lehre der Kirche sei etwas ganz andres als das Evangelium Jesu Christi. Den kirchlichen Formen der Frömmigkeit stehen sie kühl, kritisch, mit dem Gefühle innerer Erhabenheit gegenüber. Hier also nicht sowohl ein großes, befreiendes Erlebnis, vielmehr eine Kette von befreienden Erkenntnissen.

Von Luthers religiöser Größe aber werden diese frommen und aufgeklärten Gelehrten deshalb überwältigt, weil er ihnen Etwas geben konnte, das sie in gleicher Weise nicht besaßen. So tief, so persönlich, so konzentriert hatten sie Wesen, Kraft und Herrlichkeit evangelischen Heilsglaubens nicht erlebt. In diesem Heilsglauben finden nunmehr ihre bisherigen Erkenntnisse ihren einheitlichen Mittelpunkt und damit ihre Wirkungskraft, und aus Luthers Glaubenstrotz schöpfen sie auch ihrerseits Mut und Begeisterung, offen auf den Kampfplatz zu treten.

Unausbleiblich mußte jedoch über kurz oder lang ihre Eigenart sich wieder Geltung verschaffen, zumal als es sich bald nicht mehr bloß darum handelte, das wiederentdeckte Evangelium zu verkünden, sondern ein evangelisches Kirchenwesen und eine evangelische Kirchenlehre zu schaffen. Hier bot sich um so mehr die Möglichkeit selbständiger Leistungen und Gestaltungen, als immer deutlicher zu Tage trat, daß Luther in vielen Stücken ein mittelalterlicher Geist geblieben war.

So bildete sich denn im Südwesten des deutschen Sprachgebiets ein protestantisches Christentum und Kirchentum, das, wenn auch in seinem Tiefsten von Luther entscheidend beeinflußt, eine vielfach selbständige Ausprägung der Grundgedanken des Evangeliums darstellt. Seine beiden Zentren sind Zürich und Straßburg; seine theologischen Führer Zwingli und Bucer.

Das Verhältnis dieser beiden Männer könnte man vielleicht unter Verwendung eines etwas trivialen Bildes dahin bestimmen, daß sie die männliche und weibliche Ausprägung der gleichen Grundauffassung darbieten. Zwingli, am tiefsten von humanistischem Geiste berührt, unter allen Reformatoren der modernste, ist die kühnere Natur, der schärfere Denker, der systematische und philosophische Geist. Zugleich aber ist bei ihm Alles um einen Grad schärfer, schroffer, gesetzlicher. Bucer ist die innerlichere, weichere, biegsamere Natur. Ohne philosophische und systematische Begabung, weiß er unter weitgehender Fähigkeit des Nachfühlens und Anempfindens eine Reihe von Gedanken zu entwickeln, die religiös wertvoll und praktisch brauchbar sind. Seine Stärke ist der ungemeine sittliche Ernst, mit dem er, der geborene Organisator, seine Erkenntnisse praktisch durchzuführen sucht.

2. Das Straßburger Christentum

Suchen wir die Hauptzüge dieses Christentums festzuhalten.

„Gott allein die Ehre" könnte man als Losungswort darübersetzen.

Ziehen wir Luthers innere Kämpfe zum Vergleich heran. Sein Ringen geht nach der Gewißheit eines gnädigen Gottes. Sie will ihm nicht werden. Der arme, nichtige, sündenbefleckte Erdenwurm, wie sollte er auch bestehen können vor dem Gott, dessen Heiligkeit ist wie ein verzehrend Feuer, der nach unerforschlichem Ratschluß in vollendeter Willkür Segen und Fluch spendet: Das war die Auffassung Gottes, die ihm seine theologischen Lehrer geboten. In dem Evangelium des Heilandes lernt er dann Gottes Gnade erfassen, den gnädigen Gott anschauen. Doch die alte Vorstellung wirkt weiter: Wir müßten zittern und beben, wenn wir uns zu Gottes Majestät zu erheben hätten. Das Tröstliche ist, daß wir dessen überhoben sind. Er ist herabgestiegen in unsre Niedrigkeit, er hat sich

unsrer blöden Natur anbequemt, er hat in Christus unser armes Fleisch und Blut angenommen. Ja noch täglich verbindet sich im heiligen Abendmahle, uns zum Trost und sichersten Glaubensunterpfand, der himmlische Herr mit dem irdischen Element. Das Eingehen Gottes in die irdische Kreatürlichkeit ist Kern und Stern unsres Heilsglaubens.

Das sind mystische Gedanken von ungemeiner religiöser Kraft, weil sie die Tatsache, daß Christus uns den Vater geoffenbart, möglichst konkret vor Augen führen: aber mit der bedenklichen Neigung, geistige in naturhafte Vorgänge umzuwandeln.

Die Oberdeutschen empfinden entgegengesetzt, weil ihr Ausgangspunkt ein andrer ist. Sie haben nie wie Luther gezittert und gebebt vor dem furchtbaren, unberechenbaren Gott der spätmittelalterlichen Theologie, weil ihnen auch das humanistische Verständnis des Neuen Testaments längst einen reineren Begriff von Gott erschlossen. Aber heiligen Zorn haben sie verspürt ob der Kreaturvergötterung, die in der Kirche rings um sie her ein neues Heidentum aufgerichtet hatte. Maria und die Heiligen alle, die in ihren Bildern und Reliquien als himmlische Helfer angebetet werden; all der äußere Prunk und Flitter in Gotteshäusern und Gottesdiensten; die Sakramente alle, die den Seelen das Göttliche als himmlische Arznei vermitteln — das alles hat dem Christenvolke das kostbarste, das einzige Gut geraubt, das Leben der Seele in dem lebendigen Gott. Darum der entrüstete Ruf, wie ihn einst die Propheten des Alten Bundes erhoben: Das ist Kreaturvergötterung, das ist Götzendienst, hinweg damit! Wie sollte der unendliche große Gott endlichen Geschöpfen und Dingen, wie sollte er dem Taufwasser und dem Abendmahlsbrote wesenhaft innewohnen können! Er ist der Schöpfer, er ist der Geist. Aufwärts die Herzen: Gott allein alle Ehre!

Diese Auffassung ist dem Katholizismus in seiner kirchlichen Ausprägung wie in seinen religiösen Grundwurzeln viel schärfer entgegengesetzt; ihr entsprechend merzt der oberdeutsche Protestantismus in Kultus und Lehre alles katholische viel folgerichtiger aus. Ihre religiöse Kraft aber liegt darin, daß sie Ernst macht mit dem Worte von der Anbetung Gottes im Geiste. Daher denn im Gegensatze zu den Lutherischen Gebieten die ganz schlichten Formen des Gottesdienstes; alle katholischen Zeremonien sind unterdrückt, aller bisherige Prunk in der Ausstattung der Gotteshäuser, in der Kleidung des Geistlichen verschwindet. Nichts Sinnliches soll zwischen die Seele und ihren Gott treten dürfen: das ist der Gesichtspunkt, den Bucer zur grundsätzlichen Rechtfertigung der Straßburger gottesdienstlichen Ordnungen geltend gemacht hat. —

Gott allein die Ehre, denn Gott ist es, der da wirket Alles in Allen! Damit stoßen wir auf den religiösen Keim der Prädestinationslehre, deren eifriger Vertreter Bucer stets gewesen ist. Auch Luther hatte sich in seinem Kampfe wider Erasmus zu dieser Lehre bekannt, sie aber später nie mehr hervorgekehrt. Ist sie doch bei ihm nicht ein Ausfluß seiner Heilsgewißheit, sondern eine damit streitende Nachwirkung der Vorstellung von dem furchtbaren Gott der schrankenlosen Willkür. Zwinglis Prädestinationslehre hängt aufs engste zusammen mit seinem philosophischen Determinismus. Bucers Ausgangspunkt ist ein ganz praktischer: Wir wissen uns als selige Gotteskinder, das ist nicht unser Werk noch Verdienst; der allwirkende Gott hat uns erwählt und begnadet, ihm sei die Ehre! Andrerseits gibt es Menschen, die trotz allem gottlos sind und bleiben: Gott muß sie eben verworfen haben, wie Paulus sagt. Die rein religiöse Wurzel der Prädestinationslehre ist hier deutlich zu greifen. In dieser ungestümen Zeit ist jene uns so unerträglich drückende Ueberzeugung zunächst nur der großartig kühne und biblisch begründete Ausdruck der Gewißheit: Gott ist mit uns und für uns! —

Kehren wir zu Luther zurück. Als er sich abquälte „einen gnädigen Gott zu kriegen“, hatte er es mit Bußleistungen und Kasteiungen versucht. Doch alle kirchlichen Werke hatten ihm den Frieden nicht gegeben. Genau so hatte es Paulus erlebt, der durch jüdische Gesetzeswerke hatte vor Gott gerecht werden wollen. In Christus hatte sich Beiden die Gewißheit der Gnade Gottes erschlossen. Die Folge ist, daß Luther genau wie Paulus Gesetz und Evangelium einander gegenüberstellt. Für den Christen ist das Gesetz abgetan; aus der Freude und Dankbarkeit des beseligten Gotteskindes quillt die rechte Herzensbeschaffenheit, die Liebe zum Nächsten und alles sonstige Wohlverhalten.

Wie aber in der urchristlichen Zeit neben Paulus andre Vertreter des christlichen Universalismus stehen, die da sagen: das Gesetz gilt für den Christen erst recht, nur muß es richtig, d. i. geistig verstanden werden, so fassen Bucer und Zwingli Gesetz und Evangelium nicht als Gegensätze, sondern als zusammengehörige Aeußerungen desselben göttlichen Gnadenwillens. Das Wort Gesetz wird eben beiderseits verschieden verstanden. Redet Luther vom Gesetz, so steht vor seiner Seele der falsche Heilsweg, auf dem die Menschen die Seligkeit verdienen wollen und doch niemals können, dessen Ende die Schrecken des Gerichtes und der Verzweiflung sind. Handeln Bucer und Zwingli vom Gesetze Gottes, so stehen ihnen vor Augen die ewigen großen Ordnungen des sittlichen Lebens, die im Alten Testament wie in den Reden Jesu enthalten sind; und es ist wenigstens die vorwaltende Tendenz, und zwar bei Bucer wohl in höherem Maße als bei Zwingli, das Gesetz als eine geistige und innerliche Größe zu fassen.

Luther vertraut in großartiger Sorglosigkeit, daß aus der rechten religiösen Stellung alles Weitere sich von selbst ergebe. Er hat damit ohne Frage den Quellpunkt aller christlichen Sittlichkeit richtig bezeichnet; er ist auf diesem Gebiete insofern der modernere, als mit dieser Auffassung Alles auf die freie Innerlichkeit ausgereifter Persönlichkeiten gestellt erscheint. Er hat aber mitverschuldet, daß die entstehende lutherische Kirche weder praktisch noch in der theoretischen Behandlung der ethischen Probleme die sittlichen Kräfte wirklich entbunden hat, die in dem Evangelium Jesu beschlossen liegen. Der Standpunkt der Oberdeutschen konnte zu äußerer Gesetzlichkeit führen und hat später auch dazu geführt. Aber mit wie viel größerem Ernst und mit welch entschlossener Tatkraft ist man hier an die Aufgabe herangetreten, die verschiedenen Lebensgebiete nach den sittlichen Normen der Schrift zu ordnen!

In dieser sittlichen Haltung liegt mit auch die Größe der Straßburger Reformation, zumal hier gewisse Härten nicht hervortreten, die Zürich aufweist. Dieser Richtung entsprechend bestimmt Bucer auch die Kirche vor allem als die lebendige Gemeinschaft, deren Glieder sich gegenseitig zu bauen und zu fördern haben, von der in Selbstgefälligkeit sich abzusondern die Hauptschuld der Sektierer bildet. Ist die Einführung einer geregelten Kirchenzucht ein Lieblingsgedanke Bucers, so geht er dabei doch aus von der erziehenden Zucht, die aneinander zu üben Liebespflicht der einzelnen Christen ist und die dann allerdings um der Erziehung des Volkes willen in einer öffentlichen kirchlichen Zucht- und Bannordnung ihre Spitze finden muß.

Ueberhaupt verbinden sich in Straßburg mit dem sittlichen soziale und volkspädagogische Gesichtspunkte, von denen aus manche uns fremd anmutende Maßnahmen ihre Erklärung finden: Um des Volkes willen werden die Kirchen von allen Bildern gesäubert, denn sein Herz ist durch sie betört; um des Volkes willen werden sämtliche, auch die höchsten kirchlichen Feiertage abgeschafft, denn sie sind Sündentage geworden; wiederum um des Volkes willen, so führt Bucer aus, muß der Sonntag bestehen bleiben, damit der Geplagte einen Ruhetag habe. Die versöhnliche Haltung der Stadt im Bauernkriege, die Sorge um Einführung einer geregelten Armenpflege, die Ernährung von zahlreichen einheimischen und auswärtigen Armen durch Stadt und Bürgerschaft in manchen Not- und Kriegsjahren, die Aufnahme flüchtiger Glaubensgenossen unter zum Teil sehr großen persönlichen Opfern — das alles sind Ruhmesblätter in der Geschichte des evangelischen Straßburg.

Mit am reinsten tritt endlich die Eigenart der Straßburger Kirche in ihren Gottesdienstordnungen hervor. Handelt es sich doch auf diesem Gebiete um selbständige, weder von Wittenberg noch von Zürich wesentlich beeinflußte Schöpfungen. War man hier wie überall von der verdeutschten Meßordnung ausgegangen, so ist man im Gegensatze zu Luther, der nur das ausmerzte,

was unmittelbar gegen die evangelische Lehre verstieß und den also sich ergebenden Torso beibehielt, doch bald zu Ordnungen vorgeschritten, die in der Schlichtheit ihres Aufbaus wie in der Gestaltung des einzelnen wahrhaft evangelischen Geist atmen. Gebet und Gesang sind neben der Predigt ihre wichtigsten Bestandteile. Während Wittenberg noch zurückhielt und Zwingli jeglichen Gesang aus dem Gottesdienste bannte, ist Straßburg die erste evangelische Stadt, die deutschen Gemeindegesang, in der Hauptsache zunächst den Gesang versifizierter Psalmen, eingeführt hat. Ebenso haben die Straßburger Ordnungen zuerst dem Gemeindegebet die gebührende Stellung gesichert und Gebete von mustergiltiger kirchlicher Haltung geschaffen. Hier liegt überhaupt ein Charisma der Straßburger. Während sie sonst, was Anschaulichkeit, volkstümliche Kraft und poetischen Gehalt der Sprache betrifft, Luthern nicht entfernt an die Seite gestellt werden können, während auch die meisten ihrer Dichtungen neben dem hohen Schwung eines Luther und Blaurer etwas nüchtern klingen, suchen die Gebete unsrer alten Ordnungen „an Wucht und Würde der Sprache ihresgleichen"; und ähnliches gilt von den Perlen, die das alte Straßburg zu dem Melodieenschatz der evangelischen Kirche beigesteuert hat.

Fügen wir noch die Einzelheiten hinzu, daß uns in Straßburg zuerst die evangelische Traurede und die regelmäßige sonntägliche Kinderlehre begegnet, zumal aber, daß Bucer der Vater der evangelischen Konfirmationshandlung ist, die er gleichzeitig in Straßburg und in Hessen eingeführt hat, so dürfte erhellen, wie sehr wir uns hier auf schöpferischem Boden befinden.

Weiteres aus Rom

2

Sehen wir uns also das grüne Büchlein an: Pio X. Suoi Atti e suoi intendimenti. Pensieri e note di un osservatore.

(Roma S. Casciano, Licinio Cappelli 1905, 68 S.) und lassen dem Anonymus selbst das Wort:

Restaurare ogni cosa in Cristo — Alles in Christo wieder neu herstellen, das ist das Programm des Papstes, beginnt der Anonymus, dessen Schrift wir im Auszuge wiedergeben. „Zu diesem Programm des Papstes — so schreibt er — erlaube ich mir einige Bemerkungen:

„Pius X. weist darauf hin, es gälte, daß zu allererst Christus Gestalt gewinne in denen, welche aus Beruf ihn bei den Anderen herausbilden sollen: also im Klerus.

„Das ist leicht begreiflich, da bekanntermaßen ein gutes Beispiel viel wirksamer ist, als eine lange Predigt. Dazu kommt, daß die Stimme des Oberhauptes der Kirche keinen anderen Träger hat, als die Bischöfe und Priester. Sind diese aller Autorität bar und deshalb außerstande, sich Gehör zu verschaffen, so verhallt des Papstes Stimme im Leeren und wird mit Gleichgültigkeit, wenn nicht mit Verachtung aufgenommen.

„Seit langer Zeit vollzieht sich eine Tatsache, deren Gewicht Niemand verkennen kann: Die Tatsache, daß die Laienwelt sich jeden Tag weiter von der Kirche entfernt. Und der Grund? Die Unzulänglichkeit und geringe Tatkraft des Klerus. Ich leugne nicht, daß auch andere Gründe mitsprechen: die Arbeit der Sekten*), die schlechte Presse, die Anstrengungen der Freimaurerei; doch wäre das Alles nicht schlimm, wenn der Klerus seine Stelle ausfüllte und durch glänzende wissenschaftliche Tüchtigkeit, Lauterkeit des Wandels und tätigen Eifer für das Seelenheil die Liebe des Volkes verdiente.

„Dagegen gibt es heute Wenige, die das Gute aus innerem Berufe tun. Von Allem, was geschieht, wird großer Lärm gemacht, um Lob, womöglich auch Stellen, Titel und Ehren dadurch zu erlangen.

„Es gebührt sich, daß die Kirche von jedem Makel gereinigt werde. Diese Arbeit aber müßte in Rom beginnen am Sitz des höchsten Papsttums, das man in der ganzen Welt als Schutzheiligtum verehrt. Hier gälte es maßlose Begierden der Habsucht, ungesunden, ungeordneten Ehrgeiz, freche, törichte, mit knechtischer Heuchelei verbundene Anmaßung zu zügeln.

„Nicht rede ich vom heiligen Stuhl selbst. Glücklicherweise sind die traurigen Zeiten S. Pier Damianos vorüber. Ich rede vom Klerus Roms, von dem nicht selten ein trüber Schein auf die Catedra di San Pietro fällt.

„Die Seminarien sind in Pius' Augen das zweite Mittel um Alles in Christo neu herzustellen. Er ruft die Bischöfe auf, Sorge zu tragen, dort den Klerus zur Heiligkeit zu erziehen, Sorge zu tragen zumal, daß die Seminaristen durch Tüchtigkeit der Studien und fleckenlose Lebensführung sich auszeichnen.

„Wenn ich nun Italien allein betrachte, so frage ich: sind diese Anstalten wirklich imstande, einen Klerus zu liefern, wie die Bedürfnisse unserer Zeit ihn verlangen? Mir scheint, der Studienplan als solcher lasse viel zu wünschen übrig. Es fehlt an Lehrern. Dreihundert Seminarien haben wir. Kaum vierzig bis fünfzig weisen Lehrer auf, die mit Ehren den Titel tragen.

„Ich würde vorschlagen, aus der Mehrzahl der Seminare Vorbereitungsschulen zu machen, in denen man auch die bisher vernachlässigte Geographie und Weltgeschichte lehrte, und in jeder Kirchenprovinz ein Gran Seminario zu gründen, wo man für alle Disziplinen der Philosophie, des Kirchenrechtes und Landrechtes, der Theologie, der biblischen Studien und der Litteratur des Alten wie Neuen Testamentes, der semitischen Sprachen, der Kirchengeschichte, für heilige Liturgie und Kanzelberedsamkeit Lehrstühle hätte.

„Dort müßten die Jünglinge eine freiere Entwicklung genießen, als bisher.

„Man bedenke, daß der elende Zustand, zu dem wir herabgesunken sind, vornehmlich entsteht durch den Mangel an Persönlichkeiten von Charakter und festen Vorsätzen, von Pflichtgefühl und Ueberzeugungstreue. Männer soll man heranbilden, die, wo es not tut, mit lauter Stimme Zeugnis ablegen von dem, was in ihnen lebt, und nicht nur Leute, die überall zu schmeicheln und Alles zu loben verstehen und immerfort vor den Großen Weihrauch verbrennen. Männer brauchen wir, welche erhobenen Hauptes, freien Gemütes und klaren Sinnes den Kampf des Lebens aufnehmen. Der italienische Klerus aber im Allgemeinen vermochte in schwerer Stunde nur mit gekreuzten Armen dazustehen und die Luft mit weibischen Klagen zu erfüllen.

„Auch die ökonomische Seite hat ihr Gewicht. Manche Seminarien sind wegen schlechter Verwaltung und Veruntreuung ihrer rechtmäßigen Einnahmen schwer mit Schulden belastet. Davon haben wir ganz in der Nähe Roms Beweise.

„Der dritte Punkt, den Pius X. in seiner Encyklika den Bischöfen zur Pflicht macht, ist die Wachsamkeit über die eben aus den Seminarien entlassenen und geweihten Priester. In Rom besonders erlebt man, daß sie — kaum ist die erste Messe gelesen — sich aufmachen und nach Stellen und Protektionen herumjagen und so ihren priesterlichen Geist von Anfang an schädigen. Auch gefährliche Beziehungen verstehen sie aus Unerfahrenheit nicht zu vermeiden und werden schnell vom Geist des Liberalismus angefressen, falls ihnen nichts Schlimmeres begegnet. Dasselbe gilt von den Pfarrern. Dieses schwierige Amt wird jungen ungebildeten Priestern anvertraut, die wenig Frömmigkeit und keine Erfahrung haben. Sich selbst überlassen und einsam auf dem Lande lebend, begehen sie Torheiten aller Art.

„Von den Ordensleuten hat der heilige Vater nicht ausdrücklich gesprochen, aber da sie einem noch vollkommeneren Leben nachstreben, gilt ihnen doppelt, was für den Welt-Klerus gesagt ist.

„Gewißlich darf man die großen Dienste nicht verkennen, die sie der Kirche erwiesen haben und noch erweisen. Indessen wird Niemand bestreiten, daß die strenge Disziplin seit langer Zeit erschlafft ist. Vor Allem sollte man mit der Regel des gemeinsamen Lebens wieder Ernst machen. Die einzelnen Mönche dürften kein eigenes Geld besitzen, eine Sache, aus der so viele Mißbräuche folgen. Aus den Klöstern wäre der Müßiggang, die Trägheit, das süße Nichtstun zu verbannen. Es wäre den Mönchen zu verbieten, allein herumzulaufen, in Schenken

*) Gemeint sind die protestantischen Kirchen.

und Kaffeehäusern vorzusprechen oder auch in Familien. Sonderlich wäre vorsichtig zu sein bei der Aufnahme der Neuen, die häufig vom sicheren Brod angelockt werden, statt vom inneren Beruf.

„Pius hat, was ihm schon allein den Ruhm der Nachwelt sichern würde, angeordnet, daß alle in Kraft stehenden kanonischen Gesetze in ein einziges Gesetzbuch zu sammeln seien.

„Dies ist ein seit langer Zeit empfundenes Bedürfnis. Wohl könnte man einwenden, es seien genug Gesetze zur Regierung der Kirche vorhanden, wenn man sie nur anwendete. Auch ich gebe das zu. Aber leider sind ihrer zu viele und unter einander sich widersprechende, neue und alte, undeutliche, verworrene, widerspruchsvolle, so daß selbst der Sachverständige keinen Ausweg dabei sieht. Hierin liegt die Erklärung für die gehäuften Mißbräuche und Unordnungen, die wir beklagen, denn immer noch gilt: in republica corruptissima plurimae leges. Unser jetziges Corpus juris canonici ist eine wahre Archäologie! In der Schule könnte man ja immerhin Geschichte und auch Philosophie des kanonischen Rechtes lehren, aber in der Praxis müßte Jedermann wissen, welches das maßgebende Gesetz ist.

„In Ermangelung guter und klarer Gesetze ruft die Kurie die Präcedenzfälle an, die Tradition und Gewohnheit. Aber im einzelnen Fall gilt das oder gilt das nicht, je nachdem man geneigt ist die Sache zu tun oder nicht zu tun. Im ersteren genügt ein Präzedenzfall gegen hundert widersprechende; im letzteren nützen tausend Präzedenzfälle Nichts, denn wo das Gesetz fehlt, herrscht die Willkür.

„Ueberdies gälte es dem einmal vorhandenen neuen Gesetzbuch gegenüber streng zu fordern, daß es gewissenhaft beobachtet werde. Ganz besonders in Rom, wo endlich abzuschaffen wäre, daß der, welcher eine neue Bulle macht, die frühere aufhebt, und Gesetze gibt, wer zu befehlen hat (chi bolla sbolla, chi comanda fa legge)."

Nun betritt der Anonymus das Gebiet der Congregazioni e Dicastri ecclesiastici, wofür er einen wohldurchdachten Reformplan bereit hat. Diese Frage ist so verwickelt und so spezifisch römisch, daß man die ganze Auseinandersetzung wörtlich wiedergeben müßte, um verständlich zu sein. Ich hebe nur einige Sätze heraus, die mir als Zeichen der Zeit erscheinen: „Könnte man nicht die Benennung des Santo Ufficio o Inquisizione generale, welche unsere Feinde so häufig mißbraucht haben, umändern in ein: De fide tuenda oder De fide et moribus tuendis, ähnlich der anderen Congregazione de propaganda fide? Auch müßte dieser Behörde streng untersagt werden, sich in Ehefragen zu mischen, was sie im Widerspruch mit ihrer Gründungsurkunde tut.

„Die Kardinäle der Congregazione del Concilio müßten sich in zwei Sektionen teilen, welche in erster und zweiter Instanz urteilten. Gibt es doch sicherlich kein anderes Tribunal der Welt, in welchem dieselben Richter in der Appellinstanz wieder den Fall zu richten haben, über den sie in erster Instanz das Urteil gesprochen. Einen dritten Spruch hätten dann die zwei Sektionen zusammen zu vollziehen.

„Das System der Incerti (eigentlich Trinkgelder, hier Accidenzien) an dem in manchen Dekastere alle Beamten beteiligt sind, wäre gänzlich abzuschaffen. Man sichere Allen einen anständigen Gehalt, und wer an hervorragender Stelle steht, sei der Erste, der das gute Beispiel gibt.

„Wer es wagen sollte, dem Papste die Angelegenheiten Anderer vorzutragen, geschweige sie eigenmächtig zu erledigen, wäre zu bestrafen. Es wäre das Richtigste, man sagte: ita ut quicumque id attentare praesumpserit, sit ipso facto ab officio suspensus.*)

„Es gilt den verschiedenen Verwaltungen tüchtige Beamte zu schaffen. Die Geistlichen wären von der unziemlichen Stellenjägerei abzubringen, welche sie heute üben. Es sollte ein ehrbarer Wettlauf stattfinden, welcher ihrer eigenen Würde ebenso entspräche als der Sittlichkeit und Gerechtigkeit und der so viel beklagten Günstlingswirtschaft ein Ende machte.

*) Wer auch nur den leisesten Versuch dazu macht, ist eben dadurch schon vom Amte suspendiert.

Dies würde auch den Papst persönlich vor vielen Unannehmlichkeiten schützen, zu deren Opfer ihn der Druck und die Zudringlichkeit der Unbescheidenen macht. Pressioni ed ossessioni nannte sie Leo XIII."

Ueber die Kardinäle heißt es: „Es ist eine alte Gewohnheit, den Purpur mit bestimmten Stellen zu verknüpfen, statt mit verdienstlichen Persönlichkeiten. Schon vor einem Jahrhundert beklagte dies der Kardinal Sala. Dadurch hat sich die verruchte Gewohnheit gebildet, kein Mittel zu verachten, das zu diesen Stellen führt. Es gibt Leute, die stiegen selbst auf des Teufels Schultern, um zum Ziele zu gelangen. Das würde aber mit einem Schlage aufhören, wenn man wüßte, daß keine Stelle als solche auf den Purpur Anwartschaft gibt, daß man vielmehr von überall her dazu gelangen kann, weil die einzige Vorbedingung dazu das wirkliche Verdienst ist.

„Der Geist, welcher viele Prälaten beseelt, ist sicherlich nicht der Geist Christi. Von welcher Seite man die Sache betrachtet, tritt die Forderung gebieterisch zu Tage, daß man gegen dies Fieber des Ehrgeizes und der Jagd nach Ehrenstellen ein Heilmittel finde, Dinge, die mit Christi Geist so gänzlich unverträglich sind."

Ueber die Bischöfe ertönt die Klage, „daß sie von den bescheidneren nach den besseren Stellen streben, daß die jüngeren ihre Hirtenreisen in Vergnügungsreisen verwandeln, daß die alten durch ihre Unfähigkeit ihre Umgebung veranlassen allen möglichen Unfug zu treiben, daß es überhaupt bei den 280 italienischen Bischofssitzen unmöglich ist, ebensoviele ausgezeichnete Oberhirten zu finden. Es müßte, wie bei den Seminarien eine Verringerung der Zahl eintreten."

Die Unfähigkeit der Nuntien wird mit Schärfe getadelt, und gezeigt, wie sie dadurch das Spielzeug ihrer Auditori und Sekretäre werden. Es müßte ihnen eine ganz andere Vorbildung zuteil werden. Wenige ausgezeichnete Jünglinge solle man auswählen, und sie gründlich in Kirchenrecht, in der Geschichte der Konkordate, in den notwendigen Sprachen schulen. „Um die päpstliche Diplomatie gebessert zu sehen, müßte man sie tätiger und fähiger machen, eifriger und aufrichtiger in ihren Mitteilungen an den heiligen Stuhl, uneigennütziger und folglich weniger gewinnsüchtig, bescheidener im Auftreten und wirksamer im Kreise ihrer Pflichten."

Die letzten Kapitel über den Wohlanstand in den Kirchen und bei den heiligen Handlungen, über die Prediger und Bruderschaften sagen manches vortreffliche Wort für Andacht und Erbauung, gegen phantastische Neuerungen, gegen die unerhörten römischen Begräbniskosten usw. usw.

In den Schlußworten wird dann noch einmal die Summe gezogen: „Das, was vor Allem not tut, ist die gewissenhafte Anwendung der Gesetze ohne Ansehen der Person. In Fleisch und Blut müßte der Geist der Gesetzlichkeit übergehen. Dies ist für die Kurie Lebensfrage. Die Elemente der Zwietracht sind zu beseitigen. Von öffentlichen Aemtern ist fern zu halten, wer ihrer unwürdig ist; nicht die Parasiten sind zu belohnen, wohl aber der, welcher mit Eifer seines Amtes waltet. Gegen Ehrgeiz, Habgier und jenen verbreiteten Geiz des Klerus, welcher den Verstand lähmt, das Gefühl abstumpft und das Herz vergiftet, sei der Kampf tapfer aufgenommen. Jeder fülle seine Stelle aus mit festen Pflichten und Rechten."

Und mit einem Wort warmen hoffnungsvollen Vertrauens auf den Papst, der so milde und doch willensfest seines Amtes waltet, schließt das Büchlein. Maria Sell

---

Die Kundgebung der Kontinentalen Missionskonferenz gegen die moderne Theologie

Jüngst tagte in Bremen die Elfte Kontinentale Missionskonferenz. Zwölf ausländische Missionen mit 15 und vierzehn deutsche mit 25 offiziellen Vertretern nahmen an ihr teil; dazu kamen noch acht Persönlichkeiten, die vom Ausschuß der deutschen evangelischen Missionen eingeladen waren. Außer diesen 48 stimmberechtigten Mitgliedern wohnten noch etwa 20 bis

25 Herren den Sitzungen bei, die im Gartensaal des Herrn F. M. Vietor von 9 bis 4 Uhr stattfanden; zwei Abend-Versammlungen wurden im Liebfrauen- und Stephani-Gemeindehause gehalten.

Wenn der Bericht in den Bremer Nachrichten bemerkt: „Man hätte wohl wünschen mögen, daß manche Gegner der Mission den Verhandlungen beigewohnt hätten, um ihre Anschauungen über die große der Christenheit obliegende Pflicht der Weltmission und ihre Vertreter zu revidieren“ — so stimmen wir dem herzlich bei. Und nicht nur den Gegnern der Mission wünschen wir das, sondern uns allen, die wir für die ganze große Arbeit der Mission draußen Sinn und Herz haben. Sicher würden wir ein solches Sachverständnis und eine solche Weite und Schärfe des Blicks in allen Missionssachen nirgends sonst finden können, wie eben in dieser Missionskonferenz.

Leider hat dasselbe Kollegium nicht auseinander gehen wollen, ohne zu den theologischen Kämpfen unsrer Tage ein öffentliches Wort zu sagen. Es lautet:

Die vom 29. Mai bis 2. Juni 1905 in Bremen tagende Missionskonferenz spricht als Vertreterin von 26 evangelischen Missionen des europäischen Kontinents ihr schmerzliches Bedauern darüber aus, daß durch die planmäßige Verbreitung einer Theologie, welche die fundamentalen Heilstatsachen entwertet oder gar leugnet, ja selbst die Einzigartigkeit der Offenbarung Gottes in Christo und damit die Absolutheit der christlichen Religion in Frage stellt, die Missionsarbeit daheim und draußen zerstört und erschwert wird. Im Blick auf ihre Erfahrung bis zur Gegenwart und auf die Geschichte der christlichen Mission erklärt die Konferenz, daß allein dem unverkürzten, von der heiligen Schrift bezeugten apostolischen Evangelium von dem für die Sünder gekreuzigten und auferstandenen Sohn Gottes die Kraft zur Rettung und Erneuerung der Menschheit innewohnt. Eine Verkündigung, die diese Grundlage preisgibt, setzt sich in Widerspruch mit der Geschichte der christlichen Kirche, verschließt sich die Quelle ihrer Kraft und beraubt sich ihres göttlichen Rechtes gegenüber der Völkerwelt.

Der Ausschuß der evangelischen deutschen Missionen
D. Buchner, Missionsdirektor der Brüdergemeine
D. Oehler, Inspektor der Basler Mission
G. Haußleiter, Inspektor der Rheinischen Mission
D. von Schwartz, Direktor der Leipziger Mission
D. Merensky, Inspektor in der Mission Berlin I

Daß Missionsarbeiter nicht ohne Erregung dem geistigen Ringen zuschauen, das inmitten der Christenheit um die christliche Wahrheit kämpft, begreifen wir wohl. Es wäre für ihr Werk anscheinend bequemer, wenn auch der evangelische Glaube daheim die große Einheit, Beständigkeit und Unfehlbarkeit darstellte, die an der katholischen Kirche so Vielen imponiert. Das ist nun nach Gottes Willen nicht der Fall, und auch unsre Arbeit unter den Heiden draußen muß damit rechnen, daß das Evangelium daheim sich nur behaupten kann unter immer erneuter ernster Infragestellung seines Inhalts. Und zwar so, daß die Fragesteller nicht nur von ferne kommen, Spötter und Gottesleugner, sondern daß es die Christen selber sind, die ihr Heiligstes immer wieder zur Prüfung in den Schmelztigel der Kritik werfen. Diesen Zustand vor den Heiden zu rechtfertigen, zumal wenn sie minder intelligenten Völkern angehören, muß schwer oder unmöglich sein. Und auch die heimische Missionsgemeinde fühlt sich gestört und gehemmt durch die Unruhe der Geister um sie her.

Dennoch hätten die Achtundvierzig in Bremen sich bedenken sollen, ob sie zu solcher Erklärung kompetent seien. Die Arbeit, welche die Theologie unsrer Tage tut, ist nicht willkürlich unternommen. Daß allmählich auch die Laienwelt in das Interesse gezogen wird, ist auf protestantischem Boden natürlich. Auch die Missionsfreunde und die Missionsarbeiter sollen getrost ihr Schwert in die Wagschale werfen. Aber ob gerade die Bremer Missionskonferenz gut tat, als solche eine Kundgebung zu erlassen? Sie hat auf ihrem Gebiet zu viel Autorität, und auf dem Gebiet, das sie damit betreten hat, zu wenig, als daß sie nicht besser getan hätte, zu schweigen. Unterzeichnet steht an zweiter Stelle der Vertreter der Basler Mission: noch sind die Aufregungen unvergessen, die einst der Fall Kinzler in den Kreisen dieser Mission hervorrief und die mit einem Rückzuge der Wissenschaft im Missionsseminar vor der derben Gläubigkeit pietistischer Missionsfreunde endete. Unterzeichnet steht an erster Stelle der Vertreter der Herrnhuter Mission: liegt es wirklich im Geiste der Brüderkirche begründet, daß sie mit einer derartigen Erklärung hereintritt in unsere theologisch-kirchlichen Kämpfe? Ist es wirklich nötig daran zu erinnern, welche Rolle der Name Zinzendorf in den orthodoxen Kontroversschriften des achtzehnten Jahrhunderts spielt — zum ewigen Exempel, wie gefährlich es ist, das Christentum Anderer an einem vermeintlich absoluten Maßstabe zu messen? Mögen die Herrn von der Konferenz es wie eine persönliche Nötigung empfunden haben, in die gegenwärtige Krisis ihr Bekenntnis hineinzurufen: so wie die Erklärung nun vorliegt, wirkt sie doch nicht anders denn als das Damnamus eines hierzu nicht berufenen Kollegiums.

Die Sache hat aber noch ihre praktische Seite. Einer unsrer Freunde sagte mir von der inneren Verlegenheit, in welche die Erklärung ihn in dem Moment versetzt habe, da er sich anschickte, eine Predigt zu Gunsten der Basler Mission zu halten. Da er sich als modernen Theologen wußte, durfte er noch für Basel predigen? — Nun, die Personen und die Gaben werden vermutlich die beteiligten Missionsgesellschaften noch weiter annehmen, ohne sich an der modernen Theologie zu stoßen, aus der sie herkommen. Aber es fragt sich, ob es nicht Ehrensache aller modern empfindenden Theologen und Laien ist, sich nach dieser Erklärung ernstlich von den Missionswerken zurückzuziehen, die die Bremer Erklärung billigen. So schön es ist, wenn viele von unsern Gesinnungsgenossen gerade das Band praktischer Gemeinsamkeit pflegen, das in Missionsvereinen sich noch immer darbot: man kann doch nicht bleiben, wo einem das moralische Daseinsrecht abgesprochen wird. Aus unseren Kirchen kann uns Niemand ausschließen, so lange wir ihnen innerlich zugehören: mit Missionsvereinen steht es doch anders.

Das kann ich nicht glauben, daß die Kontinentale Konferenz ihre Erklärung sonderlich gegen den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein gemünzt hätte. Der Verein ist zu klein und (abgesehen von seinem Namen, für den aber die heutige Generation nichts kann) zu bescheiden dazu. Immerhin wäre zu wünschen, daß der Missionseifer von Christen, die da wissen, daß die von der Bremer Erklärung verworfene moderne Theologie die alten Glaubenskräfte nicht verleugnet, umso kräftiger aufflammte und am Missionswerke, da wo er kann und darf, umso treuer mitarbeitete! R

Erinnerungen aus meinem Diakonissenleben

Von Friederike Leithold. Volksausgabe (2. umgearbeitete Auflage) Leipzig, A. Deichert 1904. 2,80, geb. 3,50 Mk.

Als die „Erinnerungen aus meinem Diakonissenleben“ mir kürzlich auf den Tisch gelegt wurden, kam ich gerade von der Lektüre des neuesten Romans einer viel gelesenen, gefeierten Schriftstellerin. Hatte ich hier die schriftstellerische Gewandtheit, die künstlerischen und psychologischen Feinheiten bewundert, so verblaßte dieser Eindruck bald vor dem reichen, vollen Inhalt, der edlen, wunderbar harmonischen Eigenart, der wahren, aus der Tiefe und Mannigfaltigkeit des menschlichen Lebens geschöpften Erfahrung, die aus diesen Erinnerungsblättern spricht. Man kann sich kaum eine anziehendere, ja erhebendere Lektüre für gebildete Frauen und Mädchen denken, als das schlichte und doch so überwältigende Lebensbild dieser Diakonissin, die in Krankenhäusern, in Gemeinde- und Privatpflegen, im In- und Ausland, ja auch in den Kriegen 1866 und 1870 ihren Wirkungskreis hatte.

Aber das vielgestaltige Leben und Miterleben, die Opferfreudigkeit, Reinheit und Charakterstärke dieser liebenswerten Diakonisse erweckt nicht nur Bewunderung, ergreift und bereichert nicht nur das Gemüt — in dem Herzen mancher Leserin wird wohl auch der Wunsch sich regen: Wenn nun auch du in solch herrlicher, köstlicher Weise dein Leben in den Dienst der Nächstenliebe stellen würdest, müßte das nicht reicher, zufriedener, glücklicher machen? Und Manche, die gesund, tüchtig und willig ist, wird in dem Diakonissenberuf einen herzbefriedigenden und wirklich nützlichen Lebenszweck finden.

So begeistert aber auch die Verfasserin von ihrem schönen

Beruf spricht, so hingebend und selbstverleugnend ihre Liebe zu den Kranken und Hilfsbedürftigen ist — ein aufmerksamer Leser, der in die Verhältnisse und Prinzipien der Mutterhäuser eingeweiht ist, wird selbst in diesen Blättern Vieles bestätigt finden, was da und dort von Freunden und Widersachern diesen Anstalten immer wieder zum Vorwurf gemacht wird. Es sind das entschieden auch Mängel und Härten, die abgestellt werden können und sollten.

In dem bekannten Buche „Frei zum Dienst", das in drei Jahren schon fünf Auflagen erlebte, hat Luise Algenstaedt in maßvoller, klar geschauter Weise diese Vorwürfe und Mängel dargestellt. In ihrer Diakonissengeschichte ist es ein wirklich gebildetes Mädchen der höheren Stände, das immerhin gereift und urteilsfähig in ein Mutterhaus eintritt, und das seine Individualität, seine geistigen Interessen und Bedürfnisse mißachtet und unterdrückt und ihren Körper durch schwere Arbeit und Nachtwachen überangestrengt sehen muß — in unserm Buch ist es ein siebzehnjähriges Mädchen, einfach erzogen und etwas schüchtern, das bedauert, daß es keine evangelischen Nonnenklöster gibt und in ihrer Begeisterung für den Diakonissenberuf froh ist, von dem Mutterhaus angenommen zu werden. Und beide kommen doch in vielen Dingen zu ähnlichem Urteil und beide — treten aus. Jene, bei der die Kritik fast sofort einsetzt, kommt schon nach zwei Jahren, trotz aller Liebe zum Beruf, mit dem engen, katholisierenden Geist der Anstalt so in Konflikt, daß sie ihren Austritt erklärt. Diese, die eine harmonische, gläubige Natur hat, ist schon so mit dem Beruf verwachsen, als sie hie und da Mängel und Mißgriffe auf seiten der Leitung entdeckt, daß ihr diese nicht viel Unruhe gemacht zu haben scheinen. Aber auch sie mußte ausscheiden, nachdem sie etwa siebzehn Jahre in ihrem geliebten Dienst gearbeitet hatte — erst 35 Jahre alt und doch fast aufgerieben. Die „betäubenden Mißverständnisse", die den Austritt veranlaßten, sind in der neuen Ausgabe nicht weiter berührt. Wenn man dagegen die erste, ausführlichere Ausgabe zu Rate zieht, so erfährt man den Grund ihres Austritts.

Schwester Friederike wird in Privatpflege zu einem älteren, dem Diakonissenhaus befreundeten Herrn geschickt. Als sie nach einiger Zeit abgelöst werden soll, bittet der Schwerleidende, daß man ihm die Schwester, an die er sich sehr gewöhnt hatte, lassen möge. Sie darf bleiben und pflegt ihn, später auch seine kranke Frau, bis er nach zwei Jahren stirbt. Infolge der aufreibenden Pflege erkrankt Schwester Friederike gleich nach dem Todesfall und nimmt daher das Anerbieten der Witwe, mit ihr in ein Bad zu gehen, wo Beide sich erholen wollen, an. Der Arzt sucht beim Mutterhaus um Urlaub für die erkrankte Schwester nach. Als dieser nicht sofort kam, reisten die Beiden ab, da die Wohnung bestellt war. Als dann bald ein freundlicher Brief des Anstaltsgeistlichen bei Schwester Friederike eintraf, der die Urlaubsangelegenheit gar nicht berührte, blieb sie ruhig im Bad. Noch krank und elend kehrte sie nach mehreren Wochen ins Mutterhaus zurück. Ganz bestürzt hört sie hier, daß man ihr das lange Verweilen in der einen Familie zum Vorwurf macht, daß man in ihrer Abreise ins Bad Eigenmächtigkeit und Ungehorsam gegen die Hausgesetze erblickte! „Ich war gewohnt zu gehen, wohin man mich schickte, zu bleiben, bis man mich abrief; der Gedanke, selbst darin etwas zu tun, wäre mir nie gekommen; . . . in gutem Glauben an die Zustimmung des Vorstandes hatte ich die Reise angetreten, weder ein Verweis hatte mich beirrt, noch war der Ruf zur Rückkehr an mich ergangen", so schreibt Fräulein Leithold darüber. — Und die treue, im Dienst fast aufgeriebene Schwester erhielt die Aufforderung, ihr Entlassungsgesuch einzureichen. Mag auch jetzt für die invaliden Schwestern besser gesorgt werden wie dazumal, dies Beispiel ist dennoch bezeichnend für den Geist, der nicht selten die Leitung der Mutterhäuser seinen Schwestern gegenüber zu beseelen scheint. Ist es nicht eine Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit, wegen eines kleinen Formfehlers eine verdiente Schwester, deren Kraft im Dienste des Mutterhauses sich verzehrt hat, einfach zu entlassen? Nicht jede Natur wird so ohne Bitterkeit sich darin zu schicken wissen und so demütig das Opfer dieses fast despotischen Systems werden

wie diese Schwester Friederike. Der Herausgeber der vorliegenden Volksausgabe, die „von Einem, der die Diakonissensache genau kennt", durchgesehen worden ist, hat diese den Vorstand des Mutterhauses belastende Stelle bezeichnenderweise fast ganz ausgelassen.

Im Vorwort wird vom Herausgeber ferner gesagt, daß in den 40 Jahren, die zwischen damals und heute liegen, sich die „Lebensverhältnisse in den Diakonissenhäusern gewaltig geändert" haben, daß man den Lebensgewohnheiten und Bedürfnissen der heutigen Zeit in „weitgehendem Maß" Rechnung getragen habe.

Das mag in mancher Hinsicht der Fall sein, nach unserer Erfahrung freilich mehr in den äußern, technischen Einrichtungen, als im Ausbildungs- und Erziehungssystem. Wenn wir in der neuen Ausgabe als Anmerkung lesen, daß die Schwestern der im Kaiserswerther Verband stehenden Mutterhäuser keiner Sektion mehr beiwohnen dürfen, so kann man sich nur freuen, falls es sich wirklich so verhält. Bis auf den heutigen Tag ist dies aber in dem mir bekannten Mutterhaus nicht der Fall, die Schwestern sollen vielmehr der Sektion derjenigen Toten, die sie vorher in Pflege hatten, anwohnen; nur eigentlich gezwungen wird man nicht dazu. Auch hatten wir immer die Verbandwäsche zu waschen. Bei dieser Arbeit hatte ich mir damals eine leichte Blutvergiftung zugezogen, die eine kleine Operation notwendig machte. Die Narbe auf der linken Hand ist ein bleibendes Andenken daran. Sollte wirklich — wie Friederike Leithold schreibt — diese Arbeit jetzt nicht mehr von den jungen Schwestern verlangt werden? Auch ist mir nicht bekannt, daß jetzt die Schwestern nur noch vorübergehend, um die Arbeit etwas kennen zu lernen, in der Waschküche beschäftigt werden. Meines Wissens sind noch jetzt junge und ältere Schwestern ein halbes, ein ganzes Jahr und länger „Waschschwestern".

Wenn ferner Friederike Leithold Seite 103 erzählt, daß sie, als der Vorstand ihre verweinten Augen sah, nicht auf den ihr zugedachten Posten gehen mußte, so gehört das jedenfalls zu den Seltenheiten. An andern Stellen lesen wir ja auch (S. 118 und 203), daß bei Versetzungen die Schwester „keinen Willen" habe, sondern tun muß, wie über sie verfügt wird.

In den meisten Fällen ist das ja auch gut, und jedenfalls schützt es vor Reue und Selbstvorwürfen, wenn der neue Wirkungskreis große Schwierigkeiten oder Enttäuschung bringt. Desto mehr Veranlassung aber hätte darum die Leitung, in den seltenen Fällen, wo Wünsche laut werden, diese zu berücksichtigen.

Einiges wiederum, was in dem von Friederike Leithold geschilderten Mutterhaus für die Probejahre — diese wichtige und oft grundlegende Zeit für die Entwicklung vieler Schwestern — eingeführt war, wäre nach der Erfahrung mancher jungen Probeschwester noch heute wünschenswert, so z. B. die geteilten Nachtwachen. Die meisten würden weniger ermüdet, wenn sie nur die halbe Nacht zu wachen hätten, die eine etwa bis 1 Uhr, die andere bis 6 Uhr. So könnte jede noch vier bis fünf Stunden schlafen und ohne Schaden für die Gesundheit nötigenfalls häufiger wachen. Muß doch auch nach einer ganzen Nachtwache die Tagesarbeit wie sonst getan werden. — Auch las ich in diesen „Erinnerungen" mit Genugtuung, daß die ganz jungen Probeschwestern (jung in Bezug auf das Dienstalter) stets persönlich die Berichte über ihre Kranken dem leitenden Arzt zu geben hatten. Mir passierte es, daß ich in einem Männersaal der inneren Abteilung nach vierzehn Tagen noch kaum wußte, was den sieben Patienten fehlte. Mit dem Arzt hatte nur die Oberschwester zu reden. So ist es ja nicht überall, aber doch hat die junge Schwester in Anwesenheit der „Leitenden" dem Arzt fast nie direkt zu berichten.

Interessant ist es zu lesen, daß damals wie heute innige Freundschaften zwischen Schwestern verboten waren und sind. Das wird ja nun je nach der Anlage der einen leichter, während die andere es als Härte empfindet. Auch in „Frei zum Dienst" wird dies Moment betont, wohl in der Erkenntnis, daß für ein gebildetes Mädchen mit viel geistigen Interessen ein herzlicher Anschluß an eine gleichgestimmte Seele innerhalb der Diakonissenhausmauern besonders nötig ist, da ja ihre ganze

Natur bei dem vielen neuen Erleben, Erstaunen und Vermissen begreiflicherweise nach Aussprache mit einer ähnlich Empfindenden verlangt. Durch solches Aussprechen und Verstandenwerden ebben die anfangs oft hochgehenden Erregungen und tiefwühlenden Eindrücke naturgemäß ab, während bei der geforderten Isolierung nur zu leicht müde Resignation oder fanatischer Eifer die ungesunden Folgeerscheinungen sind. Eine Persönlichkeit wie Friederike Leithold wurde davor bewahrt, weil sie in großer Jugend schon aus dem Mutterhaus heraus in das reiche, wechselvolle Wirken des Außendienstes versetzt wurde und vor allem durch die Kriege etwas Großzügiges in ihr Leben kam, das auf ihre so tief und reich veranlagte Natur nur fördernd wirkte.

In einem stimmen „Schwester Gabriele" in „Frei zum Dienst" und Schwester Friederike in ihren „Erinnerungen" völlig überein: in der Liebe und Hingebung zu ihren Kranken und ihrem Diakonissenberuf. Und wohl keine, die je darin stand, wird leugnen, daß der Schwesternberuf einer der herrlichsten, beseligendsten für eine echte Frau ist und sein kann. Für schlicht erzogene und auch für gebildete, nachgiebige und einfache Mädchennaturen bietet das Mutterhaus wohl die geeignetste Form zur Betätigung im Diakonissenberuf. Für komplizierter veranlagte und stark ausgeprägte Individualitäten dagegen wird eine freiere Anstalt in der Regel das Richtigere sein. Denn nicht allein der Mangel an Willigkeit und Selbstverleugnung gebildeter und begabter Mädchen ist die Ursache ihres geringen Zuspruchs zu den Mutterhäusern; die Schuld des Fernbleibens liegt auch an den wenig entgegenkommenden Diakonissenanstalten.*)

Die Gründung eines besonderen Mutterhauses für „höhere Töchter", wie Fräulein Knutzen in ihren „Gedanken über Frei zum Dienst" vorschlägt, halten wir für wenig zweckentsprechend und nicht für notwendig. Denn niemals lassen sich die Vorbedingungen für das Sicheinfügen in die bestehenden Mutterhausformen nach der zufälligen Schulbildung entscheiden. Manche „höhere Tochter" wird sich viel leichter einleben können als vielleicht ein komplizierter veranlagtes, reich begabtes Mädchen mit guter Volksschulbildung. Für viele geistig höher strebende, kritisch und selbständig gerichtete Persönlichkeiten wird wohl im Diakonieverein von Professor D. Zimmer die geeignetste Art des Schwesternberufes gefunden sein. Und warum sollten die beiden Arten und Anstalten nicht friedlich nebeneinander bestehen und jede in ihrer Weise segensvoll wirken können?

Clara Maria P

*) In den Mutterhäusern des Kaiserswerther Verbandes sind 3 %, im Diakonieverein von Prof. D. Zimmer 12 % Pfarrtöchter.

Verschiedenes

Ansiedlerschicksale. Elf Jahre in Deutsch-Südwestafrika 1893 bis 1904. Von Helene von Falkenhausen geb. Nitze. Berlin, Dietrich Reimer 1905. 266 S. Kartoniert 3 Mk.

Die Verfasserin, Frau von Falkenhausen, siedelte mit ihren Eltern und zwei Schwestern 1893 nach Deutsch-Südwest-Afrika über, nachdem der Vater schon ein Jahr lang dort Farmer gewesen war. Hier schaffte sie wacker mit Eltern und Schwestern in Haus, Hof und Garten des neu erworbenen Grundstückes. Die Gartenfrüchte waren damals mit eine Haupt-Erwerbsquelle. Eine Zeit lang war sie auch als berittene Schulmeisterin in Windhoek tätig. Im elterlichen Hause lernte sie Herrn von Falkenhausen kennen, mit dem sie sich 1899 verheiratete. Ihr Vater war im Herbst vorher gestorben. Mutter und Schwestern kehrten nach Deutschland zurück. Nur fünf Jahre, überreich an Entbehrungen und Strapazen, beständig von Gefahren umgeben, und dennoch voll stillen, sonnigen Glücks, hat sie mit ihrem Manne teilen dürfen. Herr von Falkenhausen wurde das erste Opfer des so unerklärlich heimlich geschmiedeten Herero-Aufstandes. Sechs Hereros erschlugen ihn, als er, auf einer Handelsreise begriffen, die hinterlistigen Pläne der Eingeborenen geahnt hatte und deshalb umgekehrt war, Frau und Kinder in Sicherheit zu bringen. Die Verfasserin sah damals der Geburt des dritten Kindes entgegen. Die arme, unglückselige Frau wurde auf ihrer Farm von Hereros überfallen, mit Keulen niedergehauen. Mit blutender Kopfwunde ist sie dann samt ihren beiden Kindern und ihrer schwarzen Dienerin, einer Kaffernfrau, in die Sonnenglut hinaus geflohen. Ein Missionar nahm sie auf, bis sie mit dessen Familie die Flucht gemeinsam fortsetzte unter unsäglichen Aengsten und Gefahren. Ihr jüngeres Kind war in Folge der Strapazen schon auf der Flucht erkrankt, deswegen beschleunigte die arme verlassene Mutter ihre Einschiffung nach Deutschland; sie hoffte auf Besserung durch die Seeluft. Aber auch dieses bange Hoffen erfüllte sich nicht; ihr Kind, ihr besondrer Liebling, wurde ihr entrissen. Elf Tage nach ihrer Landung auf deutschem Boden wurde ihr ein Töchterchen geboren.

Nie ist mir ein Buch, in dem außer-europäische Verhältnisse beleuchtet werden, unter die Hände gekommen, das mich von Anfang bis Ende so gefesselt und vor allem bis ins innerste Herz ergriffen hat, wie dieses. Vielleicht wohl, weil ich mit der Verfasserin vor ihrer Auswanderung drei Jahre lang ein Stückchen Leben gemeinsam gewandert bin. Aber es wird ebenso vielen Andern von Wert sein, einmal Schritt für Schritt zu verfolgen, wie dort im öden und wilden Süden Afrikas ein stilles friedliches Glück sich fest gründet, und wie es dann auf grauenvollste Weise zerrissen wird. Kein glänzender Stil zeichnet dies Buch aus, sondern in äußerst schlichter, natürlicher Weise gibt die Verfasserin ein anschauliches Bild von anspruchslosem tapferem Schaffen, Leben und Leiden des Farmerdaseins. Wie von Mund zu Mund erfährt man die interessantesten Einzelheiten, die charakteristisch sind zur Beurteilung dieser zum Teil doch trostlosen und ungerechten afrikanischen Verhältnisse. L Naumann

Moderne Predigten. In der „Modernen Predigtbibliothek" des Wöpkeschen Verlages (Leipzig) sind zwei Bändchen erschienen (Heft 3 und 4 der III. Serie, je 1,20, geb. 1,80 Mk.), die beide zu interessanten Studien Gelegenheit geben. Zwei sehr verschiedene Typen des „modernen Predigers" lernen wir kennen: Superintendant D. Friedrich Meyer in Zwickau („Kampf und Sieg des Christen") und Pastor Hermann Weingart in Borgfeld bei Bremen („Suchen und Finden"). Meyers Verhältnis zum überkommenen Christentum, zur altkirchlichen Lehrformulierung ist bedeutend enger als das Weingarts, der z. B. in der Predigt „Die Bibel" sehr deutlich seinen Standpunkt markiert. Weingart spricht praktisch, mit zahlreichen Illustrationen aus dem Leben; Meyer gedankenreich, in gedrungenen Sätzen, wuchtig. Die Verschiedenheit des Titels ist, wie selten, für die beiden Sammlungen charakteristisch. So fein und schön Weingart Vieles sagt, gerade in der Predigt ist mir Meyers kraftvolle Art noch lieber. — Moderne Predigten enthält auch der Band „Unvergessene Worte", den Dr. jur. Scharlach und Pastor Dr. Müller in Hamburg aus dem Nachlasse des 1904 verstorbenen Pastors der reformierten Gemeinde in Hamburg, Dr. Hermann Spörri, herausgegeben haben. (Leipzig, Wöpke 1904. Mit Porträt 4, geb. 5 Mk.) Der Verfasser hatte die meisten selbst noch zum Druck gerichtet; Unfertiges begegnet nirgends. Spörri ist ausgesprochenermaßen reformierter Theologe gewesen, einer Union abhold, aber frei von jeder konfessionellen Engherzigkeit. Er ist weiteren Kreisen durch mehrere Schriften schon früher bekannt geworden. Aber auch seine Predigten lassen erkennen, daß er ein feinsinniger, formbegabter, sehr sorgfältig arbeitender Redner war, und, was mehr ist, eine ausgeprägte Persönlichkeit mit ganz bestimmtem Eigenleben. Jede äußere wie innere Anlehnung an herkömmliche Schemata fehlt; vollendete Feinheit des Ausdrucks eint sich mit Energie des Gedankens. Das Historische, das Biblische tritt zurück; Gegenwartsreligion lebt in jeder Zeile. Für Gebildete hat er gesprochen; nur sie können die vielfachen Beziehungen zur Welt der modernen Bildung würdigen. Besonders erregen die in einem Anhang beigegebenen „Reisepredigten" unsere Aufmerksamkeit: eine Art religiöser Reiseberichte, die er nach längerer Abwesenheit von der Kanzel zu geben pflegte. Mir fehlt bei Spörri manchmal die unmittelbare Wucht einfachen, schlichten Christentums; sie scheinen mir mehr Abhandlungen als Predigten; ich muß zu viel denken und möchte mehr fühlen. Anderen wirds anders gehen. Jedenfalls sind diese „Unvergessenen Worte" eine Sammlung von großem Wert.

M Schian

Unsere Gemeinschaft am Evangelium. Predigtgrüße von A. Cordes, Pastor an St. Johannis in Hamburg-Harvestehude. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses 1904. 69 S. Gebunden 1 Mk.

Vier Predigten, darunter die Abschieds- und Antrittspredigt bei Uebersiedelung von Frankfurt nach Hamburg. Ein altgläubiger Prediger redet in moderner Sprache. Aller Nachdruck fällt auf das innere, religiöse Leben; dies innere Leben aber versteht Cordes wirklich zu beeinflussen. M Schian

Ecce homo. Gedanken und Reden von Karl Salomon. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke 1904. 134 S. Gebunden 2,60 Mk.

Das sind Betrachtungen, die konsequent und mit Glück das große Ziel verfolgen: zum modernen Menschen in moderner Weise zu reden. Alle abgegriffenen Worte, alle traditionellen Begriffe, alle allzusichere Gewißheit, alle allgemein geglaubten Sätze sind dem Verfasser verhaßt; er liebt den Zweifel, er stellt alte Formeln auf den Kopf, er wirft das, was das Herkommen immer wieder nachsprechen läßt, um; er schwelgt in Paradoxien, er prägt neue Begriffe, er sieht Alles von der andren Seite an. Daß diese Methode außerordentlich anregend ist, kann nicht bezweifelt werden. Sie ist nicht für Jedermann; wer sich über so etwas ärgert, der lasse die Hände davon; Andere werden das Buch mit Hochgenuß lesen. Und mit innerer Förderung; denn es steckt religiöse Kraft drin und eine gewaltige Ehrfurcht vor Jesus, der „der göttlichste Mensch war, weil er der menschlichste war."

M Schian

Die Litteratur des alten Indiens. Von H. Oldenberg. Stuttgart, Cotta 1903. 299 S. 5 Mk.

Geschichte der indischen Litteratur. Von M. Winternitz. (Litteratur des Ostens IX.) Erster Halbband. Leipzig, Amelang 1904. 258 S. 3,75 Mk.

Die indische Litteratur steht uns an sich so fern als nur eine der Litteraturen des Ostens: aber weil in ihr das Religiöse eine so überragende Stellung einnimmt, und zwar das Religiöse in jenem pantheistischen Sinn, der heute so stark auf die Denk- und Gefühlsweise unsrer suchenden Geister einwirkt, verdient sie unser aufrichtiges Interesse. Der erste Halbband von Winternitz enthält nur die religiöse Litteratur, ja noch nicht einmal die ganze, sondern nur Alles, was zum Veda gehört: hier wird uns ganz besonders dieser Charakter der indischen Litteratur deutlich. Wenn die Inder wegen ihrer starken Rassenmischung auch nicht mehr Fleisch von unserm Fleisch sind, so finden wir doch in dieser Gedankenwelt in manchem Sinn Geist von unserem Geist, Vieles was zu allen Zeiten arische Denker, Dichter und Mystiker bewegt hat. Um als Uebersicht über die heute immer mehr bei uns an Einfluß zunehmende Gedankenentwicklung im Veda zu dienen, ist das Buch vortrefflich geeignet. — Kürzer, weil auf noch kleinerem Raum die ganze indische Litteratur umfassend, ist das Buch von Oldenberg. Meisterhaft läßt er als Hintergrund der Litteraturgeschichte vom Rigveda bis zur Gitagovinda die kulturgeschichtliche Entwicklung der Inder durchscheinen als die Leidensgeschichte der Seele eines reichbegabten Volkes, das aus der natürlichen Bahn seines Lebens in eine geschichtliche Sackgasse geraten, als Blutsverwandter von Griechen und Germanen und gleichzeitig von asiatischen Wilden unter der Aufgabe erlag, die die Grausamkeit der Weltgeschichte ihm gestellt hat: Unvereinbares zu vereinen. In derselben Art und Weise wie in seinem Buch über Buddha — für die ich nur die Bezeichnung „klassisch" gebrauchen kann, und die in unserer theologischen Litteratur am stärksten Wellhausen besitzt — schildert er in vollendeter Sprache und Form diesen Gang der Entwicklung vom Veda und den Upanischaden durch die Litteratur des Buddhismus zu den beiden großen Epen, den Gesetzen des Manu und schließlich zur indischen Kunstdichtung, die, weil ihr das Geheimnis künstlerischer Klarheit fehlt, bald in überfeiner Form, bald — und oft gleichzeitig — in phantastischer Formlosigkeit ihre verschlungenen Wege geht. Der Eindruck, den wir von diesen östlichen Litteraturen mitnehmen, ist bei aller Belehrung doch immer das Gefühl der Dankbarkeit, daß wir als Abendländer und als Germanen geboren worden sind. M Christlieb

Kleine Mitteilungen. Das Deutsche Protestantenblatt bringt in seiner Nr. 24, Beilage, ausführliche Randbemerkungen zum Fall Mauritz, die Niemand, der sich ernster für die Angelegenheit interessiert, ungelesen lassen sollte. (Verlag von Carl Schünemann, Bremen.) — Ueber Hannover und Goslar das nächste Mal. Auch Quittung folgt in nächster Nummer. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Darmstadt. Montag 26. Juni abends 8¼ Uhr im Fürstensaale, Grafenstraße: Bericht über die Versammlung in Goslar und die dort gefaßten Resolutionen. (Referent: Fuchs)

Nordhausen. Mittwoch 28. Juni ½5 Uhr Zusammenkunft im Hotel Schneegaß: Berichte über die Tagungen des Protestantenvereins, der Mittelpartei und der Freunde der Christlichen Welt.

Oldenburg i. Gr. Sonnabend 24. Juni ½9 Uhr in der Bavaria, Julius Mosen-Platz: Bericht über Goslar.

Stuttgart. Montag 26. Juni ½8 Uhr im Herzog Christof: Charakterbild Jesu (Professor Dr. Schöll Stuttgart).

Versammlungskalender

27.	28.	Juni	Thüringer Konferenz für Innere Mission Rudolstadt
28.	20.	„	Sonntagsschulkonvention Stuttgart
17.	18.	Juli	Deutsch-evangelischer Kirchengesangstag Rothenburg a. T.
11.—14.		September	Gustav-Adolf-Verein Bromberg
25.—28.		„	Kongreß für Innere Mission Leipzig
26.	27.	„	Allg. Evang.-Prot. Missionsverein Eisenach

Als **Organist** und **Dirigent**
sucht ein Künstler, der sich über eine langjährige Tätigkeit auch als Chor- und Orchester-Dirigent, (Oratorien) Komponist und Musikschriftsteller ausweisen kann, zu Michaelis oder später Stellung im Inlande oder einer deutschen Kolonie des Auslandes. Seit sieben Jahren ist er in Mecklenburg im Amt. Anfragen unter **M. R.** an die Expedition des Blattes erbeten.

Töchter-Pensionat
von **Frau Dr. W. Nagel, Darmstadt, Victoriaplatz 9**
Allseitige wissenschaftliche, gesellschaftliche und häusliche Ausbildung.
Vorzügliche Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Hefte zur Christlichen Welt
Herausgegeben von D. Martin Rade, Professor in Marburg
Heft 54
(Viertes Heft der Neuen Folge)

Weshalb wir in der Kirche bleiben!

Ein Wort zur Verständigung an die Veranstalter und Besucher der
Landeskirchlichen Versammlung in Berlin
und ihre Gesinnungsgenossen in den deutschen evangelischen Landeskirchen
von
Erich Foerster
Pfarrer in Frankfurt am Main und Mitglied des weiteren Vorstandes der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt

8. 1905. M. —.40

Den einzelnen Gruppen von „Freunden der Christlichen Welt" wird empfohlen, das Heft in Partien für ihre Mitglieder zu beziehen. Bei grösseren Partien räumt die Verlagsbuchhandlung einen Vorzugspreis ein. Man wende sich an diese.

Kunsterziehung im Geiste **Ludwig Richters**
Von **Karl Rösener.** 130 S. 1,20 M., eleg. geb. 2 M.
Inhalt: I. Kunsterziehung. II. Die Kunstanschauung Ludwig Richters. III. Die Bildungselemente der Richterschen Kunst.

Auf dunklem Pfad. Volkstümliche Aufklärung über geheimnisvolle Erscheinungen und Kräfte. Von Pfr. **A. Strauß.** 4 M., geb. 4,80 M.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Chronik der Christlichen Welt
13. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk.
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen
Nr. 24. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Aus Hannover — Verschiedenes: Die 11. Kontinentale Missionskonferenz; Allerhand Schillerfeiern; Gegen Propst D. v. d. Goltz; Kirchliche Einrichtungen, welche antisozial wirken; Vermischte Nachrichten.

„Die Hilfe"
Nationalsoziale Wochenschrift
Herausgeber D. **Fr. Naumann**
Preis: Mk. 1,50 vierteljährlich
Die „Hilfe" vertritt die gemeinsamen Interessen von Arbeit und Bildung in Stadt und Land, hat auf politischem, wirtschaftlichem und unterhaltendem Gebiet hervorragende und angesehene Mitarbeiter, ist frisch, leicht und anregend geschrieben und überall verbreitet.
Bestellungen nimmt jede Postanstalt oder Buchhandlung entgegen, Probenummern versendet auf Wunsch gerne gratis
die Geschäftsstelle der „Hilfe"
Berlin-Schöneberg

ILLUSTRIERTE MONATSSCHRIFT
FÜR KUNST UND KUNSTGEWERBE

JÄHRLICH ZWÖLF HEFTE MIT VIELEN ABBILDUNGEN,
FARBIGEN BLÄTTERN UND ORIGINALBEILAGEN

VIERTELJÄHRLICH DREI HEFTE M. 6.— ✱ VERLAG BRUNO CASSIRER, BERLIN
PROBEHEFT GEGEN 20 PF. PORTO

Dr. phil. **Friedrich Küchler**
Eliza Küchler, geb. Icken
Vermählte
Charlottenburg, Pestalozzistraße 87 IV.

Für meine beiden Jungen, (11 und 8 Jahre) Quarta und Vorschule, bisher durch cand. theol. erzogen, suche ich zum 1. September einen durchaus zuverlässigen **Hauslehrer; Cand. theol.** oder **phil.** Anerbietungen mit Gehaltsansprüchen erbeten.

Gussone, Königl. Forstmeister, Neuhaus-Solling (Bahnstation Holzminden).

Venedig Christliches Hospiz. Campo S. Angelo 3581. Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Für **Kirche, Schule** und **Familie** Musikinstrumente aller Art billigst direkt ab Fabrik
G. V. E. Wettengel
Markneukirchen i. S.
Bitte um Angabe, welches Instrument verlangt wird.

Spezial-Landaufenthalt ausschliesslich für
Alkoholkranke
auf dem **Rittergut Nimbsch** a. Bober b. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.) Gegründet 1895. Preis pr. Tag 6 M. Arzt: **Dr. med. W. Bohn.** Prospekte frei durch **Alfred Smith.**

Preußischer Beamten-Verein
in Hannover
(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamte, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 265022128 M. Vermögensbestand 87620000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1904: 2656815 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatt Bezug nehmen.

Bütten! **Verlobungsbriefe** u. dgl. auf echten Büttenpapieren und -Karten oder auch auf allerbesten schweren mattsatinierten Stoffen liefert schnell, billig und stilgerecht in altdeutschen oder Empireschriften, Hundert Verlobungsbriefe (klein Format 15×18 cm) mit Druck und Umschlägen M. 10,75, weitere hundert M. 5,75, postfrei gegen Nachnahme **Druckerei Bauer, Marburg a. L.**

Man verlange
Probenummern
vom Verlag der Christlichen Welt

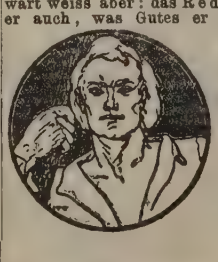
Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, Bildende u. angew. Künste

Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.
Mit Bildern und Notenbeilagen.

Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den Ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.



Abonnementspreis Mk. 3.50 f. d. Vierteljahr

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 26 Marburg i. H., den 29. Juni 1905

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Sonntag — Die Straßburger Reformation nach ihrer religiösen Eigenart und ihrer Bedeutung für den Gesamtprotestantismus. Zweites Stück — Weiteres aus Rom. 3 — Ist die Ablehnung des Naturwunders religiös gleichgiltig? — Hannover und Goslar — Das Recht einer freien Theologie in der Kirche — Verschiedenes: An den Reichsboten; Zur Gerechtigkeit und Buße (Freund); Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Sonntag

1. Mos. 2, 2—3

Eine fremde Welt tut sich auf: Gott muß sich erholen von seiner Arbeit. Aber dies Wort ist für die Geschichte der Menschheit folgenschwer gewesen.

Luther sieht die rechte Sonntagfeier in der Andacht vor dem Worte Gottes. Unser ganzes Christenleben soll und kann Andacht sein. Aber daß das wird, dazu bedarf es der Einwohnung in die Art und in das Leben Gottes, der besonderen Andacht. Damit unsre Wochentage innerliche Sonntage sind, dazu haben wir den Sonntag nötig. Und dann: gibt es nicht weite, weite Lande unsres Lebens, in denen wir uns einfach darnach sehnen, einmal herauszukommen aus dem Wust der Arbeit und aus dem täglichen Getriebe und bei Gott zu sein ganz abgesehen von aller Welt? Andacht — eine Notwendigkeit und ein seliges Dürfen der Christen.

Andacht im sonntäglichen Gottesdienst? Wie zerstört mancher Gottesdienst unsre Andacht. Und doch Andacht im sonntäglichen Gottesdienst! Der gemeinsame Gottesdienst ist ganz einfach zunächst einmal eine heilsame Gewöhnung, daß man überhaupt zur Andacht kommt. Und dann das Wichtigste: wir werden herausgenommen aus der Vereinzelung unseres frommen Lebens und hineingestellt in das fromme Leben der Gemeinde. Von dem Glaubensleben und von den Glaubenserlebnissen der Gemeinde aller Zeiten und aller Orte geht der Lebensstrom hinein in die stille Andacht. Gerade die Christen, die hungrig und durstig geblieben sind und bleiben in dem Leben ihrer Seele, werden Kirchenchristen sein.

Es gibt Christen, die sich evangelisch-lutherisch nennen lassen, und die doch Luther ernstlich böse sind, daß er in seiner Erklärung des dritten Gebotes nicht die Arbeitsruhe am Sonntag als ein göttliches Gebot erwähnt hat. Wir sind mit Luther frei vom Gesetz des Sonntags, innerlich ganz frei. Aber wir wollen einen Augenblick tiefer sinnen: Was ist der Sinn und das Ziel unsres Menschenlebens? Gewiß ist tüchtige Arbeit wertvolles Leben. Wie viel Arbeit gibt es, in der unsre Seele ihre Freude hat? Und in der Arbeit, die Freude ist, ist auch das Beherrschen eines Stückes Welt das, was die Freude schafft. Menschenleben in der Fülle und in der Genüge ist die Feier. Tätiges Genießen — erarbeitetes Leben feiernd anschauen. Feierabend und Feiertag ist unserm Leben not. Gemeinsamer Feierabend und gemeinsamer Feiertag. H B

Die Straßburger Reformation nach ihrer religiösen Eigenart und ihrer Bedeutung für den Gesamtprotestantismus

3. Die Abendmahlslehre

Ein Punkt ist es, in dem die Verschiedenheit in der religiösen Grundstimmung bei Luther und den Oberländern ihre Zuspitzung findet, zu Entzweiung und Zusammenstoß führt: die Abendmahlslehre.

Hier hat Luther trotz aller Abstriche und trotz der evangelischen Gesichtspunkte, die er als Augustins Schüler hat in Kraft treten lassen, die bisherige kirchliche Grundauffassung beibehalten. Das Abendmahl ist eine Gnadengabe, die dem Menschen als dem Empfänger von oben dargereicht wird. Dargeboten wird einmal Christi Wort „zur Vergebung der Sünden“ und damit das Evangelium selbst in kürzester, sinnenfälliger und darum eindrucksvollster Zusammenfassung. Dargeboten wird aber noch etwas ganz Andres: von Brot und Wein in wunderbarer Weise in sich befaßt werden dem Munde zum Genuß geboten Leib und Blut des Herrn. So vollzieht sich in ungreifbarer, aber darum nicht minder realer Tatsächlichkeit im Abendmahle fort und fort das Wunder, das sich einst in der Menschwerdung vollzogen hat, und darum ist das Abendmahl die allergewissefte Versicherung unsrer Erlösung. Mochte nun auch Luther an die Stelle der kirchlichen Lehre von der Verwandlung von Brot und Wein die spätmittelalterliche Theorie des wunderbaren Nebeneinanders und Ineinanders der irdischen und himmlischen Elemente stellen, diese aus den Worten Jesu nicht zu rechtfertigende und mit der Wertung des Christentums als geistiger Religion nicht verträgliche Behauptung des Abendmahlwunders blieb das konkreteste Stück Mittelalter, das Luther als fremden Bestandteil seinem Bau einfügte. Es gibt auch im geistigen und religiösen Leben entscheidende Augenblicke; werden die verpaßt, so reichen Jahrhunderte nicht hin, das Versäumnis einzuholen, und das Versäumte wird zum Verhängnis. Man darf kühnlich behaupten, daß der Glaube an die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl in der gesamten werdenden evangelischen Kirche keine Stätte gefunden hätte, wäre Luthers Frömmigkeit in diesem Punkte nicht mittelalterlich geblieben.

Hier bildet allerdings Zwingli den vollen Gegensatz zu Luther. Er gibt die bisherige Grundanschauung vollständig preis. Das Abendmahl ist nicht Gnadengabe Gottes, denn das einzige Gnadenmittel ist das Wort. Die Behauptung der leibhaften Gegenwart Christi ist der Schrift fremd, der Vernunft unannehmbar und bedeutet eine Herabwürdigung der Gottheit. Nicht um eine Gabe an die Menschen handelt es sich, sondern

um ein Handeln von seiten der Menschen. Die Abendmahlsfeier ist demnach eine heilige Handlung der versammelten christlichen Gemeinde, die im Genuß des heiligen Mahles in dankbarer Erhebung das Gedächtnis des Erlösungswerkes begeht und sich eben dadurch als christliche Gemeinde darstellt, indem damit jedes Glied dem andern gegenüber sich als christlichen Bruder bekennt und zur Nachfolge des Meisters verpflichtet.

Bis weit in die Kreise der reformierten Theologen hinein ist es heute Sitte, diese Anschauung als einseitig, wo nicht gar als oberflächlich hinzustellen und mit Genugtuung zu vermerken, daß sie später auch in der reformierten Kirche ihre Ergänzung und Vertiefung gefunden habe. Indes, schaut man diese Lehre Zwinglis im Lichte seiner Ordnung der Abendmahlsfeier, der schönsten, die die Reformationszeit geschaffen, so ist vielmehr zu sagen: sie ist nicht bloß die aller katholischen Auffassung am strengsten entgegengesetzte, sondern auch die einheitlichste, die der urchristlichen Stimmung der Feier wie unserm modernen Empfinden am nächsten kommende und der Idee des evangelischen Gottesdienstes am besten entsprechende.

Eben in den Jahren, in denen diese Lehren sich beiderseits verfestigten, standen die Straßburger in regstem Verkehre mit dem Zwinglischen Kreise. Sie waren damit selber an der Herausbildung der symbolischen Auffassung beteiligt, und so ist es diese Zwinglische Auffassung vom Abendmahle wie auch von der Taufe, welche zunächst von der Mitte der zwanziger Jahre an in Straßburg vertreten wird.

Das Verhängnis war nun, nicht daß verschiedene Anschauungen bestanden, sondern daß Luther, durch die große täuferische Bewegung sein Werk bedroht sehend, den freien Begriff evangelischen Glaubens, den er selbst der Christenheit geschenkt hatte, in diesem Punkte praktisch verleugnete und Jeden, der sich nicht zur leiblichen Gegenwart bekannte, für einen Unchristen erklärte, mit dem man keine Gemeinschaft haben könne. So warf Luther die Oberdeutschen einfach mit den Täufern zusammen, d. h. er stieß die Hälfte der Bekenner des Evangeliums in der schroffsten Weise von sich. Und wie er Zwingli schmähte und höhnte, so hatte er auch bitterböse und höchst ungerechte Worte für die Straßburger.

Die Haltung Zürichs und Straßburgs in diesem Streite ist eine charakteristisch verschiedene. Zwingli, Luthern, den er persönlich nicht kannte, in seinem tiefsten Wesen nicht verstehend und darum dessen Festhalten an seiner Ueberzeugung auf Beschränktheit, Eigensinn und Herrschsucht zurückführend, vergiftet seinerseits den Streit dadurch, daß er in dem kühl herablassenden Tone des Aufgeklärten den Gegner als einen geistig Zurückgebliebenen behandelt. Dagegen hat Niemand das Wesen Luthers als Verbindung von religiöser Genialität und dämonischer Unberechenbarkeit so tief durchschaut und so plastisch geschildert wie der Menschenkenner Bucer. Darum bewahren die Straßburger trotz aller Unbill, die ihnen Luther zufügt, ein lebendiges Gefühl von seiner Größe, und vor allem: sie wissen seine Stellungnahme religiös zu würdigen. Wenn irgendwer, so waren sie daher in diesem Streite die gewiesenen Vermittler.

4. Straßburger Politik

So leitet uns der Kampf um die Abendmahlslehre zu Straßburgs protestantischer Politik über, die in den entscheidenden Jahren in jenem Zeichen steht.

Seit dem Wormser Reichstag stand es fest, daß Kaiser Karl nur auf den günstigen Zeitpunkt warte, den Greuel der Ketzerei mit Gewalt auszurotten. Die Notwendigkeit eines politischen Zusammenschlusses der evangelischen Fürsten und Städte und damit einer protestantischen Politik mußte sich hierdurch aufdrängen. Wenn nun gerade Straßburg, ganz entgegen seiner kleinlich „fürsichtigen“ Haltung in den vorangehenden Jahrzehnten, sich durch den Schwung und die Großzügigkeit der von ihm vertretenen Politik auszeichnet, so ist dieses plötzliche Hervortreten vor allem dem Umstande zu danken, daß die Stadt zwei der wenigen politischen Köpfe, über welche der damalige Protestantismus verfügte, zu ihren Führern zählte: neben Zwingli und dem Landgrafen von Hessen stehen Jakob Sturm und Bucer. Zwingli, wohl unter allen der genialste, voll kühner weltumspannender Kombinationen und in seinen Verfassungsentwürfen die moderne Entwicklung seines Heimatlandes prophetisch vorwegnehmend; bei dem schnell begeisterten Landgrafen wiegen Unbeständigkeit, Leichtgläubigkeit und schlimme Leidenschaft nur allzu leicht politische Einsicht auf. Die Straßburger wissen ihr ideales Ziel, die Ausnützung der politischen Lage zur Sicherung und möglichsten Ausbreitung des Evangeliums in und außerhalb Deutschlands, in besonnener Realpolitik leidenschaftslos und mit sicherem Scharfblick zu verfolgen. Jakob Sturm, der ständige Gesandte der Stadt, dessen Wort auf allen Tagungen ins Gewicht fiel, und Bucer, der mit selbstlosester Hingabe an die große Sache durchdringendste Menschenkenntnis und angeborenes Diplomatentalent verband, wirkten zu diesem Ende zusammen.

Kaum haben deshalb die Bündnisverhandlungen zwischen den protestantischen Staaten greifbare Gestalt gewonnen, so sehen wir das zudem durch seine Lage inmitten katholischer Territorien besonders gefährdete Straßburg sich mit besonderem Eifer an den Verhandlungen beteiligen. Sehr rasch erhebt sich dabei die elsäßische Metropole einerseits zum Vorort der oberdeutschen, insonderheit der schwäbischen Reichsstädte, anderseits zum Bindeglied zwischen Mitteldeutschland und der Schweiz. Engere Kreise schließen sich zunächst zusammen, und an mehreren dieser Gruppierungen ist Straßburg beteiligt: Straßburg und die Schweizer Städte, Straßburg, Hessen und die Schweiz, Straßburg mit den süddeutschen Städten und die protestantischen Fürstenstaaten. Und mit Zwingli und Philipp von Hessen werden die Straßburger die eifrigsten Vertreter der Idee eines großen gesamtprotestantischen Bündnisses.

Die Verwirklichung dieses Planes hindert nun aber die leidige Entzweiung über das Abendmahl. Denn der Kurfürst von Sachsen, seinem Doktor Luther treu ergeben, sonst aber beschränkten und schwerfälligen Geistes, lehnt jede politische Verbindung mit den oberländischen Irrlehrern ab.

Da glaubte Bucer diesen Mißton beseitigen zu können. Die beiderseitigen Auffassungen auf sich wirken lassend und gegen einander abwägend, war er Zwingli gegenüber immer selbständiger geworden und hatte vom Jahre 1529 an einen eigenen Standpunkt zu vertreten begonnen. Mit Zwingli blieb er bei der Verwerfung der Lehre von der leiblichen Gegenwart Christi in den Abendmahlselementen, wandte sich aber im übrigen Luthers Grundauffassung wieder zu, ihr die mystische Wendung gebend, die sowohl die Aussagen Jesu im Johannesevangelium als die Ausführungen der Kirchenväter nahezulegen schienen. Mit Luther sagt er: im Abendmahle ist der Gläubige der Empfangende; es wird ihm eine himmlische Gabe zum Genuß geboten, nun aber nicht so, daß er mit dem Munde etwas Real-himmlisches leiblich genösse, das sich durch ein Wunder mit Brot und Wein substantiell verbunden hätte, sondern so, daß der Genuß der irdischen Elemente nur das äußere Abbild, das Symbol der Tatsache darstellt, daß sich der himmlische Herr, dessen Wesen selbst Geist ist, in dieser Feier den Seinen zur Seelenspeise darbietet. Es handelt sich also um eine innere, geistige, mystische, aber darum nicht minder real gedachte Verbindung zwischen der Seele des Christen und seinem himmlischen Haupte.

Diese Auffassung tilgt mit dem Wandlungswunder das mittelalterlich-katholische Element in Luthers Abendmahlslehre; sie richtet aber, im Gegensatze zu Zwingli, die Grundlage des alten Sakramentsbegriffs, das Mysterium, wieder auf, nicht in dem Sinne, in dem die Verbindung des Menschengeistes mit Gott das große Mysterium ist, das jeglicher Religion zu Grunde liegt, sondern in dem unevangelischen Sinne, daß bestimmte geheimnisvolle göttliche Wirkungen an den Vollzug einer bestimmten Handlung geknüpft erscheinen.

Diese neue Auffassung stand der Lutherischen bedeutend näher, und Bucer nützte dies in Speyer, in Marburg, in Augsburg für seine politischen Pläne aus. Die Haltung der Straßburger auf dem Reichstage zu Augsburg ist ein Meisterstück diplomatischer Gewandtheit. Die Lage war hochernst, und noch war man uneins; nur Sachsen und Hessen

einerseits, Straßburg und die Schweizerstädte andrerseits hatten sich verbündet; Sachsen aber gedachte durch schmähliche Preisgabe der Süddeutschen sich den Frieden vom Kaiser zu erkaufen. Vergebens mahnte Sturm. Seine dringende Bitte, Straßburg zur Unterzeichnung des dem Kaiser zu überreichenden Bekenntnisses zuzulassen, erfuhr von seiten Sachsens schroffe Abweisung. Was tun? In Eile werden Bucer und Capito berufen: sie verfassen für Straßburg ein eignes, auch von Konstanz, Memmingen und Lindau unterzeichnetes Bekenntnis, die Tetrapolitana. In der Fassung des Abendmahlsartikels hat hier der Diplomat Bucer dem Theologen die Feder geführt. Der Wortlaut war derart gestellt, daß an dem Bekenntnis zum „wahrhaftigen Essen und Trinken des wahrhaftigen Leibes und Blutes zu Trank und Speisung der Seele" nur der kundige Theologe zu erkennen vermochte, daß eine andre als die Lutherische Lehre gemeint sei.

Bald zeigte sich, daß das „sehr listige Männlein, das Bucerlein", wie ihn Luther einmal im Unmut nennt, ein kluger Rechner gewesen. Als die Sachsen unter dieselbe kaiserliche Ungnade gefallen waren, wie die andern, weitete sich ihr lutherisches Gewissen um ein beträchtliches. Jetzt tat Sachsen den ersten Schritt, knüpfte mit den vorher abgewiesenen Straßburger Gesandten an und erklärte, mit all denen in Gemeinschaft und Bündnis treten zu können, die wenigstens die Tetrapolitana annähmen. Straßburg soll mit den süddeutschen Städten verhandeln, womöglich auch die Schweizer gewinnen.

Sofort beginnen die Verhandlungen. Das Resultat ist der Zusammenschluß der evangelischen Reichsstädte des Südens mit den evangelischen Fürstenstaaten des Nordens zum Schmalkaldischen Bunde. Sturms und Bucers diplomatische Kunst war es gewesen, die durch Beseitigung des dogmatischen Hindernisses diesen Bund ermöglicht hatte.

Gerade hier aber trat die Verschiedenheit der Geistesart Bucers und Zwinglis klar zu Tage. Der Züricher Reformator äußerte sich voller Unmut über Bucers „Musselei". Er wollte seine Ansicht nicht unter den Scheffel stellen müssen, sondern in voller Freiheit vertreten, weil er nicht zweifelte, daß ihr die Gegenlehre dann unterliegen werde. So waren die Schweizer für das Vierstädte-Bekenntnis und damit auch für den Schmalkaldischen Bund nicht zu haben.

5. Von Zwinglis Tod bis zur Wittenberger Konkordie

Da trat ein für die Entwicklung der evangelischen Bewegung folgenschweres Ereignis ein: die Niederlage der Züricher und Zwinglis Tod bei Kappel.

Das bedeutet für Straßburg Zweierlei. Einmal: was Zürich jetzt an Ansehen und Einfluß verliert, das gewinnt Straßburg. Seine Kirchenmänner sind jetzt die anerkannten politischen, kirchlichen und theologischen Führer des oberdeutschen Protestantismus. Hier gewinnt nun überall der mildere Bucersche Typus die Oberhand über den schärferen Zwinglischen, die Straßburger Ordnungen werden vorbildlich, ja bis in die Schweiz hinein erstreckt sich Anerkennung und Einfluß Straßburgs. Während Bucer in Ulm, in Memmingen, in Augsburg bei der Neugestaltung des Kirchenwesens entscheidend mitwirkt, empfängt die Berner Kirche auf einer von Capito geleiteten Synode ihre endgiltige Organisation.

Das Zweite aber ist dies: die Politik Straßburgs und der Süddeutschen überhaupt hatte in den letzten Jahren ein Doppelangesicht getragen, das eine der Schweiz, das andre der sächsischen Vormacht zugewandt. Noch war der Schmalkaldische Bund nicht endgiltig festgeschmiedet; noch stand vielmehr zur Frage, ob er nicht durch eine andre Gruppierung unter Zwinglisch-Bucerscher Fahne ersetzt werden würde, die die Schweizer inbegriffen, Sachsen und die streng lutherischen Theologen dagegen ausgeschaltet hätte. Da zerreißt der Kappeler Friede den Keim dieser anderen Gruppierung, den Bund der Schweizer mit Straßburg und Hessen. Mehr noch: die protestantischen Schweizerstädte brechen gänzlich mit Zwinglis großer Politik und beschränken sich für die Folgezeit streng auf den Boden der Eidgenossenschaft. Das heißt also als Machtfaktor, der für eine protestantische Politik großen Stils in Rechnung gestellt werden könnte, kommen sie schlechtweg nicht mehr in Betracht. Wollen sie also einen politischen Rückhalt haben, so bleibt Straßburg und den Süddeutschen nun gar keine andre Wahl: sie müssen um jeden Preis mit den protestantischen Fürstenstaaten unter Sachsens Führung zusammengehen. Das heißt bei der damaligen Verquickung von Religion und Politik: Oberdeutschland geht aus der Zwinglischen mehr und mehr in die Einflußsphäre des Lutherischen Kirchentums über.

G Anrich

Schluß (auch dieses fünften Kapitels) in nächster Nummer

Weiteres aus Rom

3

Die Questioni Politico-Religiose

Dopo gli Atti ed Intendimenti. Osservazioni di un Prelato Romano. Roma, Forzani e C. 1905. 62 S. 1 Lira.

Diese Questioni sind unter den drei nachfolgenden Schriften bei weitem die bedeutendste. Einmal weil der Anonymus seinen amtlichen Charakter offenbart, dann aber weil der sittliche Ernst seiner Persönlichkeit Achtung gebietet.

Eingangs entschuldigt er sich: er schreibe zu der angeregten Frage ein viertes Buch, weil keins der vorhergehenden den Kern der Sache treffe, weil aber ein offenes Wort geboten sei, sonst werde die angestrebte Wiederherstellung aller Dinge in Christo sich auf gesangliche und geringe Kultusreformen beschränken, „die wahrlich nicht zu denen gehören, deren die Kirche in dieser Stunde lauten oder leisen Schiffbruches der christlichen Kultur im Schoße der heutigen Gesellschaft bedarf."

Den Klerus Roms entschuldigt er, denn es sei nicht Strebertum, woran er kranke, sondern Indolenz und Stumpfsinn: „Er lebt tatsächlich, wie wir von der Kurie es ihm eingeimpft haben, kraft unseren Instruktionen, Methoden und Gewohnheiten."

Mit den Gedanken des grünen Buches über die Seminarien findet sich der Prälat im ganzen einig. Aber den neugeweihten Priestern gibt er das Zeugnis der Bescheidenheit, Geduld und eifrigen Arbeit unter den Verwahrlosten. Gegen die Häufung der Aemter und Gehälter würde nur eine gerechte und auskömmliche Gehaltsreform helfen. An andrer Stelle nennt er die fetten Pfründen ohne Pflichten und die erdrückende Arbeitslast bei Hungerlöhnen eine geradezu unmenschliche Ungebührlichkeit. Die Domherrenpfründen von heute sind das Refugium schiffbrüchiger Diplomaten und andrer Amtsuntüchtiger, und sollten doch der Lohn eines würdig dem Dienst der Kirche geweihten Lebens sein.

Ueber die Ordensleute erhalten wir merkwürdige Aufschlüsse: Ihr Dasein schafft einen der Kirche schädlichen Dualismus, in welchem sie durch ihre straffe Organisation das Uebergewicht bekommen haben. Ehemals hatten sie Verdienste, heute sind sie ein Anachronismus. „So ist es gekommen, daß sie sich für ihre Energie andere Gebiete gesucht haben und, in die leitenden Kreise der Kirche eingetreten, alle jene Unbeständigkeit und jenen Ehrgeiz mitbrachten, die unbewußt vom Korpsgeist in ihnen genährt worden. Nicht will ich hier eine traurige Geschichte wiederholen, deren Echo bei uns noch nachklingt, bei der man zu leichtfertig den Regierungen Schuld gibt, indem man die Religiösen mancher Orden als arme vom Wolf verfolgte Lämmer darstellt. Zu beklagen ist immer die Unterdrückung der Freiheit; aber den Mut sollen wir haben einzugestehen, daß der sinnlosen Jagd ein wütender Kampf vorhergegangen, ein Kampf wie von Gleichberechtigten, in dem jedes Mittel recht war, trotz der klaren Anweisungen beider Päpste." Hier könnte nur eine vernünftige Teilung in große Gruppen helfen, je nach der Art des Berufes, sei es Volks- oder Heidenmission, Jugenderziehung oder Krankenpflege. Auch die weiblichen Orden wären in Hospital- und Erziehungsorden zu teilen; vielleicht auch die Klausur und die ewig-bindenden Gelübde abzuschaffen.

Gegen die Bischöfe — hören wir — sei die Anklage ebenso ungerecht als gegen die Priester. „Was sie verfehlen, haben wir, wir von der Kurie verschuldet, die wir für ihre Amtsführung keine größeren Umrisse zu entwerfen gewußt. Als Hirten sind sie treu, aber mit wenigen Ausnahmen unfähig das moderne Leben in ökonomischer, sozialer, wissenschaftlicher, religiöser Hinsicht zu erfassen, wie es heute notwendig wäre.

Ueber die Kurie ist der Prälat mit dem grünen Buche einig und gesteht zu, daß die Congregazioni von keinem Geringeren als Sixtus V. geordnet und seitdem nicht mehr berührt wurden: „so wahr ist es, daß Rom ewig ist!"

Ueber die kirchliche Rechtspflege — Alles im Geheimen! —, über die Konzentration der Administrationen gibt er alle Schäden zu, warnt aber davor, so gewaltige Fragen oberflächlich zu behandeln. Gewisse physiologische Folgen werfen ihre Schatten auf das Leben: der stolze, unabhängige, regierende Klerus verachtet den niederen Klerus, den er als Herdentiere behandelt. Ein tiefes Wort der Scholastik redet vom Individuum ineffabile; verachten aber darf man nicht, was „unaussprechlich" ist, zumal wenn es im Priesterkleide einhergeht.

Ueber den gregorianischen Gesang scheint der Prälat wie wir anderen Verehrer Palästrinas zu trauern; mehr aber noch — gleichfalls wie wir — über die Verunstaltung der alten Basiliken mit geschmacklosem Tand, und über phantastische Heiligenverehrungen neuen Datums.

Sehr erwünscht, wenn auch nicht angekündigt, wäre die Korrektur der ganz unhistorischen Kapitel im Breviarium, dessen letzte Revision unter Benedikt XIV. stattfand, wo Archäologie und Geschichte noch in den Windeln lagen.

Der Jugendunterricht wäre ganz umzugestalten.

Die Confraternità (Bruderschaften) wären ganz zu unterdrücken, da sie, im Mittelalter nützlich, heute sich überlebt haben.

Im vierten Kapitel über die Politik streift der Prälat auch die Utopien des roten Buches Fiat Pax und bewährt in der Gesamterwägung seinen reifen ernsten Sinn. „In erster Linie ist die Kirche eine Weltmacht. Wir Italiener neigen so leicht dahin, sie nur in den engen Grenzen unsres Landes zu betrachten. Die Kirche aber darf keine nationale Grenzen haben."

„Nicht veraltete Reformpläne des Kardinal Sala bedürfen wir, neues Leben müssen wir dem ganzen Organismus einflößen. Und da stehen wir vor der Frage des Potere temporale, der weltlichen Macht. Die Broschüre Fiat pax ist in dieser Beziehung ein Denkmal der Naivetät und auch der historischen Unkunde. Nicht nur läßt sie den Papst nach Monte Cassino gehen (was schon Andere taten), sondern will ihn direkt im gelobten Lande ansiedeln, was vom Sultan auf diplomatischem Wege zu erlangen sei!

„Die Geschichte verzeichnet eine schlimme Begebenheit, die unter einem argen Namen bekannt ist: die Gefangenschaft von Avignon. Der Papst, der Rom verlassen wollte, wurde der Knecht einer Dynastie. Wenn aber die wenigen Mönche in Jerusalem sich einer Kleinigkeit wegen immerfort in den Haaren liegen, sollten da nicht auch dem Papst schwere Konflikte drohen? Und Rußland mit seiner Orientpolitik? ... Ueberdies fordert die päpstliche Autorität gebieterisch una Sede Universale (einen Sitz über dem All). Rom allein hat, in der ganzen Welt so majestätische, so großartige Traditionen, daß hier allein die nicht ganz unwürdige Stätte für die verehrenswürdige Majestät des Nachfolgers Petri ist. Außerhalb des römischen Stadtbannes verlöre er Etwas von seiner Größe. Jeder andere Ort ist für ihn zu eng.

„Tatsächlich ist die römische Frage unendlich schwer. Schwer, weil die zartesten Fragen der päpstlichen Unabhängigkeit daran hängen; schwer, weil fünfzig Jahre italienischer Politik sie bedrücken wie ein Alp; schwer wegen möglicher internationaler Verwicklungen; schwer — warum es nicht sagen? — wegen der Unstete, den Widersprüchen und Schwankungen der Politik des vorigen Papstes. Dieser wird, fürchten wir, nicht mit dem Strahlenkranz auf die Nachwelt kommen, den übereifrige Bewundrer ihm zuerkannt haben.

„Zuerst ein schroffer Verteidiger der weltlichen Macht, gibt er Monsignore Farabulini den Auftrag darüber eine gelehrte Abhandlung zu schreiben. Plötzlich der Versöhnung günstig, beruft er Padre Tosti und Monsignore Carini. Tosti, diese große Seele eines Italieners, eines Mönches, eines Historikers, den wir vergessen haben (weil wir solchen Ueberfluß an Ruhm zu verschwenden haben), schrieb seine berühmte Broschüre über die Versöhnung. Da plötzlich: rückwärts die Maschine! Alle Brücken werden abgebrochen. Der Zwiespalt wird ärger als zuvor. Was tun? Heute bedrohen andere Fragen das politische Leben Italiens wie das kirchliche Leben aller Völker. Wegen des Gewichtes dieser neuen Sorgen sowie der ihr selbst innewohnenden Schwierigkeiten rückt die römische Frage notwendig in die zweite Linie: ihre beste Lösung, wenigstens momentan, ist, sich aller Vorschläge zu enthalten; abzuwarten, daß die Ereignisse reifen, daß neue Gesichtspunkte in internationaler Beziehung sich geltend machen. Denn eine Seite der Frage vergessen wir Italiener leicht, die nämlich, daß die weltliche Macht ein Problem ist, das alle Mächte, die katholischen wie die nicht-katholischen beschäftigt. Diese müssen notwendigerweise mit Schrecken einem Modus vivendi zwischen dem Papst und der italienischen Monarchie entgegensehen, durch welchen die letztere ein unvorhergesehenes Uebergewicht erlangen könnte.

„Der Verlauf der Zeit wird heilsam sein. Betrachten wir daher zunächst die innere Politik. Wir halten das grüne Buch für einen ballon d'essai. Deshalb scheint es Pflicht, Seiner Heiligkeit eine ehrliche Antwort zu geben, obgleich es unrecht war, daß die Bedeutung des Buches von katholischen Blättern so über das Maß übertrieben wurde.

„Zwei politische Tatsachen sind in dieser ersten Periode des Pontifikats von Belang: die große Strenge gegen die Democratici cristiani autonomi und die schlecht verhüllte Teilnahme der Katholiken an den politischen Wahlen.

„Für uns gibt es keine Autonomie in katholischen Organisationen, und es ist uns unverständlich, wie ein Katholizismus, für den die Unterwürfigkeit unter die rechtmäßigen Oberhirten Grund- und Eckstein ist, sich nicht in den politischen und sozialen Formen der Gesamttätigkeit widerspiegele. Aber wir sagen, man solle tatkräftige Katholiken nicht dazu treiben, als Staatsbürger eine mit ihren religiösen Ueberzeugungen unvereinbare Unabhängigkeit zu betätigen. Hier berühren wir eine umfassende und sehr zarte Frage. Kann die kirchliche Obrigkeit die politische Tätigkeit des Einzelnen oder einer Mehrheit kategorisch begrenzen? Wir verneinen ihr nicht die Befugnis, die das bürgerliche Leben berührenden sittlichen Normen streng zu bezeichnen. Aber welche Klugheit, welcher Takt, welche Mäßigung ist hierfür nötig! Wehe über den Mißbrauch dieses Rechtes!

„Niemand weiß, was die Zukunft birgt. Deshalb gewähre man den Katholiken volle Freiheit. Man lasse sie das Programm entfalten, das ihnen beliebt, und die Initiative ergreifen, wo es ihnen richtig scheint. Dann werden gute Christen sich nicht gezwungen sehen, in widernatürlicher Weise ihre religiöse Ueberzeugung von ihrer Eigenschaft als freier Bürger zu scheiden.

„Was aber die politischen Wahlen angeht, so scheint uns, man habe einen höchst gefährlichen Weg eingeschlagen. Vor allem mißfallen uns die Halbheiten. Entweder man trete mutig zur Wahlurne mit Genehmigung von oben, oder man bleibe fern. Der dritte, ungeschickteste Ausweg: man gehe ohne es zu sagen, soll von dem ruhelosen Geist eines Purpurnen ersonnen worden sein. Jedenfalls wurde er bei den letzten Wahlen befolgt. Aber darüber könnte man wegsehen. Die Hauptsache ist, daß wir am politischen Leben der Nation überhaupt teilnehmen. Jedenfalls treibe man die klare, bestimmte Politik einer gesunden, jungen, unabhängigen Partei, nicht die von demütigen Knechten der Konservativen. Diese schreckliche Zweideutigkeit liegt von Anfang wie eine Wolke über unserer bürgerlichen Tätigkeit, und droht alle unsere Kräfte, alle unsere Zukunftshoffnungen zu hemmen und zu verdunkeln.

„Haben wir nicht im Evangelium, in unseren Lehr-Tradi-

tionen, in den reinen Wurzeln unsrer christlichen Frömmigkeit ein gewaltiges Programm für unsere, ausschließlich unsere Politik? Und doch wurden bei den letzten Wahlen die katholischen Massen abgeschickt, um die Konservativen zu unterstützen, die häufig Freimaurer, immer irreligiös und dem Glauben abgeneigt sind, damit diese auf ihren Schultern in den Parlamentspalast von Montecitorio hinaufstiegen. Soll man sich über einen so erschrecklichen Irrtum mehr wundern oder ihn mehr beklagen?

„O hohes Gedächtnis des Papsttums! o heilige, unsterbliche Papstgestalten, die ihr in euren großen Apostelherzen Raum hattet für die Liebe zu Italien, zum Volk und zu der euch anvertrauten Kirche! Hat man euer so ganz vergessen oder sind also die Zeiten verwandelt, daß für gefahrvoll gilt, was euch eures hehren Berufes am würdigsten erschien!

„Nein, nicht dieser Weg führt zum Triumph der Kirche. Die Mächtigen haben stets die Kirche befeindet und betrübt; erst wenn die großen Päpste des Mittelalters sich väterlich von den jungfräulichen Kräften und dem ungeheuren Vertrauen des Volkes tragen ließen, erglänzte ihr geistliches Diadem von einem Strahlenglanze, der uns bei der Erinnerung eine Träne auspreßt.

„Existenzrecht besitzt jede Partei, die einen ausgesprochenen Charakter und ein bestimmtes Programm hat. Wir aber erhielten von Christus einen Auftrag, dem wir uns nicht entziehen können, die Elenden zu trösten, ihnen zu helfen auf jede Weise nicht durch Wohltätigkeit allein, sondern durch weise Gesetze.

„Daran hat man nicht gedacht, und so bleiben wir im Hintertreffen. Das Volk, auf dessen Seite die Zahl und die Kraft steht, dem die Zukunft gehört, entfernt sich von uns immer mehr, mit zunehmender Geschwindigkeit, ohne Abschiedstränen. Sind das harte Worte? Mir scheinen es nur wahre Worte zu sein. Wehe über eine schweigende Zustimmung zu falscher Politik gleich zu Anfang. Bald kann es zu spät sein.

„Ein verheißungsvoller Morgen des italienischen Lebens graut. Alle Kräfte auf allen Gebieten der Industrie und des Ackerbaues wie des Geistes erwachen zu jugendlicher Tätigkeit. Deshalb sollte der Papst die Katholiken ungestört wählen lassen. Ihr Fernbleiben hat schon zu sehr das Volksleben geschädigt. Die Bitterkeiten der Vergangenheit lasse man ruhen. Unsere ganze Energie entbinde man für die bürgerliche und parlamentare Diskussion, auf daß wir unser Programm unverkürzt wahrhalten können und keiner anderen Partei Anhängsel werden. Dasselbe ist christlich und sozial zugleich.

„Lasset es uns erfüllen. Nicht nach Zuständen sollen wir streben, die endgültig verschwunden sind. Alle wollen wir heute die Einheit Italiens. Das sei einmal laut und deutlich gesagt. Aber wir wollen, daß dies an innig katholischen Traditionen reiche Italien wisse, die Kirche sei im Stande sich zu eigen zu machen, was die Zeit gebietet: den im edlen, gesunden Sinn demokratischen Fortschritt, nicht um dem Sozialismus Konkurrenz zu machen, sondern als reine Darstellung des seit zwanzig Jahrhunderten in der Menschheit gärenden christlichen Geistes."

Auch den fremden Ländern müßte der Papst größere Selbstständigkeit gewähren, denn ihre Verhältnisse werden von dem engen Gesichtskreis des italienischen Kongregations-Personales nicht begriffen. Nationale Synoden müßte man bilden, wo die lehrende Stimme der Kirche durch den Bischof vernehmlich klänge.

Das Kapitel über die Heilmittel ist nicht minder merkwürdig, als das über die innere Politik. Welche Seufzer über die Andachtsübungen der Frommen, über die Thomistische Richtung in den Seminarien, über das Index-Amt! Die heilige jungfräuliche Filomena (nach des frommen Professor Marucchi Aeußerung weder Jungfrau noch Heilige noch auch Filomena!) wird mit besonderen Festen beehrt! . . . „Nein die Zeit der mystischen Exaltation ist vorüber. Es gilt in den jungen Priestern eine männliche Frömmigkeit zu erwecken, das eifrige und liebevolle Studium der heiligen Schrift zu pflegen, sie mit den großen Asketen der Kirche vertraut zu machen, die wir fröhlich der Vergessenheit überlassen haben, wie z. B. San Bonaventura."

„Man sei weniger hastig, neue Meinungen zu verdammen. Aus der Verurteilung Galileis, die der Kirche so sehr geschadet, haben die Späteren Nichts, auch gar Nichts gelernt."

Vor allem wäre die Infallibilität scharf zu begrenzen, weil darüber eine heillose Verwirrung herrsche und sogar fromme Menschen am Uebertritt verhindert würden!

Die Bibelkommission solle man stärken, statt sie aussterben zu lassen, denn in der gegenwärtigen Gärung der Geister tue ein klares erleuchtetes Urteil über die Bibelkritik not.

Der Presse soll der Vatikan sich mit Ernst annehmen und ein Welt-Blatt herausgeben, in dem er die reichen geistigen Schätze verwertete, die ihm von allen Seiten zufließen.

Den Priesterstand solle man davor schützen, daß der Unfähigste der Söhne oder der Broterwerbende zum Priesteramt gezwungen werde. In Rom gehe die Rede: beata quella casa, dove c' è la chierica rasa (Heil dem Hause wo die Tonsur sich findet). Alle Anstrengungen müßten sich auf das eine Ziel richten, die sittlichen und intellektuellen Kräfte des Klerus zu heben, welche sich bisher in unheilvoller Untätigkeit, in trostlosem Haß gegen das Neue verzehrt haben. Die Reform des Volkes würde zweifellos der Reform des Klerus folgen.

Dann kommt auf der letzten Seite noch eine sehr merkwürdige Betrachtung über das Zölibat, das vollauf gebilligt, aber als Ursache vieler Störungen erkannt wird. In den entscheidenden Zeiten bedarf es der zarten seelsorgerischen Leitung der Oberen, und diese müßten solche von der Schwelle zurückweisen, „die für dieses köstlichste Geschmeide des katholischen Priesterstandes nicht geeignet sind."

Auch die Pracht der päpstlichen Hofhaltung, an der fremde Katholiken schweres Aergernis nehmen, wäre zu beschränken, um für manche nötige Reformen die Mittel zu gewinnen.

Bei der Beurteilung des hier entworfenen Gesamtbildes muß man, um gerecht zu sein, bedenken, daß die vielen kümmerlichen Seminarien und 280 Bischofssitze in den unzähligen kleinen Universitäten und hundert Präfekturen des italienischen Staates ein genaues Ebenbild haben, folglich in der historischen Entwicklung des Landes einen Milderungsgrund finden. Das Gleiche gilt von den übel verteilten, oft jammervollen Gehältern, die zur Untreue verleiten hier wie dort.

Der Schwerpunkt des Buches liegt einmal in der maßvollen Besprechung der weltlichen Macht, dann aber in den Erörterungen über die Demo-Cristiani und die politischen Wahlen. Für erstere verweise ich auf den Artikel der Chronik der Christlichen Welt Nr. 22 und füge nur hinzu, daß es ein merkwürdiges Zeichen der Zeit ist, wie hoch die gebildete Laienwelt Don Romolo Murri schätzt. Voriges Jahr in Venedig und dieses Jahr in Ancona jetzt im Mai hielt er Predigten, die zu Ereignissen wurden. Die ganze höhere Gesellschaft, die Spitzen der Behörden und Schulen, ja sogar die hohe Geistlichkeit strömten ihm zu, ohne daß ein Wort des Tadels laut wurde. Seine Rede umfaßte das ganze christliche Leben.

Ueber den zweiten Gegenstand, die politischen Wahlen, wäre viel zu sagen, aber ich fasse mich kurz. Dreißig Jahre lang hat die Kurie auf den Pessimismus spekuliert: Italien soll an unserm Widerstand zerbrechen, oder in seiner sittlichen Fäulnis untergehen! Deshalb hieß es: Non expedit! — „es ist nicht ratsam", daß fromme Katholiken helfen ein gesundes und tüchtiges Parlament zu wählen. Faktisch war die Maßregel eben so halb und unwahr, wie die der Exkommunikation des Königshauses oder des Heeres. Tausende frommer Katholiken wählten doch; viele enthielten sich aus Indolenz und nicht aus Gewissensnot. Aber die Zielbewußten, die Besten blieben doch tatsächlich wegen dieses Non expedit dem politischen Leben fern, und daraus erwuchsen schwere Schäden. Wer scharf beobachtete, gewahrte mit Entsetzen, wie alle höheren Gesichtspunkte schwanden, wie Unredlichkeit, Unsittlichkeit und Eigennutz zu einem verheerenden Strom anschwollen, der alle festen Grenzpfähle der Gesittung fortzureißen drohte. Die Kirche aber, die berufene Hüterin der idealen Güter der Menschheit, schwieg.

Und wenn diese schwiegen, so würden die Steine schreien! So geschah es: aus der Tiefe des Volksbewußtseins kam der Protest. Das ist das Verdienst der Sozialistenführer Cavallotti, Colajanni, Ferri, Bovio. Sie haben Zeugnis abgelegt gegen die Fäulnis, für die Sitte, für das Recht, während die Kurie sich schadenfroh die Hände rieb. Dort hatte man für Irland, für Frankreich Worte der Weisheit, der Milde; das unglückliche Italien aber ließ man von wuchertreibenden Priestern, von pflichtvergessenen Großgrundbesitzern, von verzweifelnden Kleinbauern, Schwefel- und Marmorarbeitern, von haßerfüllten Agitatoren bis an den Rand des Abgrunds treiben, ohne die großen Kulturkräfte, die man in der Hand geknebelt hielt, zu entbinden, ohne ein Wort zum Frieden zu reden.

Und höher stiegen die Wogen des Kampfes im Parlament und draußen: die selbstsüchtige besitzende Majorität in ihrem ganzen Zynismus; die immer frecher jede Entschließung versperrenden Sozialisten drinnen; das dem Hunger, den Steuern, der Perlagra und Malaria erliegende Volk draußen! Und die Zeit ging ehernen Gang. Zu Monza unter Mörderhand sank Umberto der Gute. An der Leiche des Vaters setzte der junge Fürst die blutbenetzte Krone aufs Haupt, trat mutig vor die ernüchterten Parteien, und wo der Vatikan den Segen verweigert hatte, redete die königliche Witwe in der Sprache dieser ihrer Kirche zu ihrem Gott und zu ihrem Volk in jenem berühmten Gebet an der Bahre des Gatten, das dem Vatikan mehr geschadet und Italien mehr genützt hat als viele Controverse.

Aus dem Chaos kam das Licht. Trotz den dem Vaterlande entzogenen und im Ausland auf Zinsen gegebenen Schätzen des Vatikans, trotz dem Hohn der Kurie über unerschwingliches Agio und schwankende Rendita nazionale rang Italien sich durch und fing an auf dem Weltmarkt zu gelten. Das ist eine Sprache, welche die Kurie versteht. Es erwachte dort die Erkenntnis, daß man eine italienische Einrichtung sei, man möge wollen oder nicht, daß es deshalb besser sei, von dieser unverwüstlichen Italia Una Nutzen zu ziehen. Ueberdies türmte sich ein Wetter über das andere im sozialen Leben der Nation, und angesichts der verheerenden Streike in den Städten und der viel trostloseren Streike der ländlichen Verölkerungen kam die Betrachtung, daß im gegebenen Fall die Sturmflut der Revolution, die prahlende Gottlosigkeit der Volksparteien zu allererst die Kirche verschlingen werde, die Kirche, die den niederen Klerus zertritt, die Schätze häuft und für das Elend von Tausenden kein gutes Wort hat, die über ein Menschenalter sich ihrer Pflicht entzog. Mea culpa, mea maxima culpa! Das alles tönt uns entgegen aus dem Bekenntnis jenes Tapferen, der den Mut hatte auszusprechen: wir Alle wollen heute die Einigkeit Italiens und wollen eine Erneuerung der Kirche in allen ihren Gliedern.

„O großer Papst Pius X., wir hören von ferne Christi geheimnisvolles Wort: Hebet eure Augen auf und sehet, denn das Feld ist weiß zur Ernte. Eure Erlösung naht! Dich, heiliger Vater, bitten wir, daß du zu der schmachtenden Menge dies erlösende Wort sprechest! Custos, quid de nocte?"

Maria Sell

Ist die Ablehnung des Naturwunders religiös gleichgiltig?

Vergl. 1904, 36. 47. 1905, 7. 8. 13. 23

1

Bei einem Versuch, das Wunderproblem zu lösen, ist Zweierlei im Voraus klar zu stellen. Einmal hat alles bloß Geheimnisvolle sei es auf dem Gebiet der sichtbaren oder unsichtbaren Natur von vornherein auszuscheiden. Geheimnisvoll nennen wir einen für uns unerklärlichen Vorgang, der mit induktiv erkannten und in wissenschaftlicher Bestimmtheit festgelegten Gesetzen oder mit sonstigen scharf beobachteten wiederkehrenden Erscheinungen nicht in Widerspruch tritt. Dazu gehört das Erwachen des physischen, psychischen und intellektuellen Lebens, die Erklärung des Alls, die Frage der Wesensnotwendigkeit aller Kausalgeschehnisse, das Auftreten des Genialen in der Geisteswelt usw.

Zweitens muß die Schöpfung Gottes als Ganzes gefaßt und in ihrer Totalität für die Stellung zum Wunder in Anspruch genommen werden. Es ist nicht zulässig, die Wunder der Natur im Unterschied von denen der geistigen Schöpfung als Sondergebiet zu behandeln, den Kausalitätsbegriff in das Wesen der Erkennbarkeit eines Vorganges der sichtbaren Natur als notwendig einzubeziehen — unter gleichzeitigem Verzicht auf ein gleiches Postulat für die Erkennbarkeit eines Vorganges der unsichtbaren Natur — und daraus zu schließen, Gott könne in der sichtbaren Natur in einer, den Menschen erkennbaren Weise nur in der Wechselbeziehung von Ursache und Wirkung nach naturgesetzlicher Analogie wirken. Denn wie die sichtbare Natur ein festgefügter, in gesetzmäßigen Bahnen sich auswirkender Organismus ist, so ist dies nicht minder der Mensch, dieser Mikrokosmos, nach Leib und Seele d. h. nicht nur als Leibesorganismus, sondern auch als Geisteswesen. Alle Geschehnisse verlaufen auch hier durchaus in festbestimmten Ordnungen, nach bleibenden Naturgesetzen, also in innerer Geschlossenheit. Auch hier wäre wie dort demnach ein Wirken Gottes nur möglich im Schema der Kausalität, wenigstens nach der menschlichen Erkenntnis. Denn auch hier liegt das eherne Kausalitätsgesetz allem natürlichen Werden zu Grunde, sodaß nach jener Annahme für ein Wunderwirken Gottes außerhalb davon — jedenfalls für menschliche Erkenntnis — kein Spielraum bliebe. Dem gegenüber ist die Unterscheidung zwischen Erkennbarkeit und Erklärbarkeit, also zwischen Wahrnehmung und Denken festzuhalten. Die Organisation unseres Denkens hat wohl für die Erklärung, aber nicht für die Erkennung eines Vorganges auf dem Gebiete der stofflichen wie geistigen Natur den natürlichen Kausalzusammenhang zur Voraussetzung. Darin, daß sich für unser Erkennen alle Erscheinungen in zeitlicher Aufeinanderfolge vollziehen, spricht sich die diskursive Art unseres, aufs Kausale gerichteten Denkens aus. Ist aber eine Tatsache ihrem von Gott gewollten außerkausalen Wesen nach unerklärlich, so kann ihr Geschehen deshalb nicht einfach geleugnet werden, weil es nicht dem Kausalgesetz unterliege, folglich nicht diskursiv durchdacht werden könne. Daß die Neigung unseres Denkens aus Gewohnheit darauf gerichtet ist, auch hier nach Kausalzusammenhängen zu suchen, verschlägt dabei Nichts. Nach Gottes Absicht soll ja dann das Wunder garnicht als Denkobjekt dem Urteil des Menschen unterfallen; es handelt sich ja nur um eine sinnenmäßige Wahrnehmung im Sinne einer einmaligen Neuschöpfung. Aber selbst zugegeben, daß sich aus unserem subjektiven Verhältnis zur Außenwelt der Schluß uns aufnötigte: ein Naturwunder Gottes sei für uns nicht wahrnehmbar, müßten wir auf diese Folgerung aus religiösen Gründen verzichten.

2

Denn gewichtiger als der logische Einwand sind die praktischen Konsequenzen, die sich aus der unbedingten Abweisung des Naturwunders für unsere Frömmigkeit ergeben. Wird die Erkennbarkeit von Vorgängen, die dem Kausalitätsgesetz nicht unterworfen sind, unbedingt geleugnet, dann kann Gott in den Entwicklungsgang des äußeren Lebenslaufs eines Menschen nicht eingreifen; er kann weder Krankheiten veranlassen noch ihren Verlauf beeinflussen noch also auch die Todeszeit des Menschen bestimmen. Ein jeder Eingriff Gottes würde ein Naturwunder sein, der weitere Verlauf nach jener Behauptung sich also menschlicher Erkenntnis entziehen. Denn das Wunderbare liegt doch nicht nur in der Plötzlichkeit der auftretenden Erscheinung, sondern ein jedes Ablenken aus der natürlichen Bedingtheit der Entwicklung, die eine Abweichung völlig ausschließt, wäre ein Wunder, auch wenn ein längerer Prozeß angenommen würde. Nach der hier abgewiesenen Auffassung kann Gott aber auch auf die geistige, sittliche, religiöse Entwicklung des Menschen keinen Einfluß haben — auch diese Gebiete gehören für unsere Untersuchung zur subjektiv wahrgenommenen Außenwelt —; vielmehr muß sich nach menschlichem Erkenntnisvermögen hier

gleichfalls Alles rein gesetzmäßig, d. h. also rein mechanisch abwickeln.

Ein Beispiel möge das erläutern. Um der Auffassung der Auferstehung Jesu als eines Naturwunders aus dem Wege zu gehen, hat man zur Annahme einer von Gott gewirkten objektiven Vision gegriffen. Das ist aber eine Selbsttäuschung. Die Auffassung einer göttlichen Einwirkung auf das Sehvermögen der Jünger — wenn auch durch das Medium einer Beeinflussung ihres Seelenzustandes — ergäbe ein Naturwunder der psychischen Welt, das der Vorstellung von der Rückkehr eines toten Körpers ins Leben an wissenschaftlichem Wert in keiner Weise überlegen wäre. Der Versuch, das Ostererlebnis der Jünger als einen, von der Tätigkeit der Sinneswerkzeuge unabhängigen, also lediglich innerlichen Bewußtseinsvorgang aufzufassen, fällt aus dem Rahmen der geschichtlichen Erfahrung heraus und erscheint als eine ad hoc konstruierte Willkürannahme, als ein Denkopfer des philosophischen Systems, das dem Wunder ausweichen will und und doch am Wunderbaren hängen bleibt. Das Mirakelhafte kann nur durch die Annahme gemieden werden, daß bei der Entstehung des Osterglaubens Gott völlig unwirksam gewesen, daß die Auferstehungsgewißheit aus rein natürlich-psychologischen Ursachen erwacht ist. Ohne mirakelhafte Uebertretung der unserem Erkennen grundsätzlich völlig offen stehenden psychologischen Gesetze kann Gottes Geist überhaupt nicht einwirken auf den Menschengeist.

Logisch zu Ende gedacht, schließt jene Ablehnung einen Angriffspunkt für göttliches Wirken schlechthin aus. Außerhalb der natürlichen Mittel, die aber für ein freies göttliches Handeln unverwendbar sind, kann Gott weder das innere noch äußere, weder das sittliche noch religiöse noch geistige noch leibliche Leben des Menschen irgendwie beeinflussen, höheren Zwecken zuführen.

3

Dem Begriff des Naturwunders entspricht als Korrelat der Begriff der Willensfreiheit auf sittlichem, der der Offenbarung auf religiösem Gebiet, letztere im weitesten Sinn gefaßt als göttliche Erleuchtung der betenden menschlichen Persönlichkeit. Alle drei Erscheinungen stellen Ausnahmezustände dar, die außerhalb der natürlichen Kausalität bestehen, also vom Menschen nach jener Theorie nicht wahrgenommen werden könnten. Wer die eine Erscheinung bestreitet, muß folgerichtig auch die anderen zwei ableugnen. Es ist doch kein Zufall, daß die Philosophie alle drei abweist, weder Naturwunder noch Willensfreiheit noch eine Gottesoffenbarung im besonderen Sinne anerkennt. Diese drei Begriffe entziehen sich der rein philosophischen Untersuchung, denn sie sind religiös bedingt und nur religiös verständlich. Sie hängen mit einer ganz bestimmten Vorstellung von Gottes Wesen aufs engste zusammen. Darum mögen theistisch denkende Philosophen, wenn sie religiös konsequent sind und der Religion den gebührenden Einfluß auf ihre Philosophie einräumen, über Wunder, Willensfreiheit, Gottesoffenbarung — je nach dem Grade ihrer Konsequenz — weniger abfällig urteilen, vielleicht gar zustimmen. Pantheisten aber lehnen ihre Tatsächlichkeit rundweg ab. Der Offenbarungsbegriff ist selbst von Theologen fallen gelassen unter der Wucht der Annahme, daß alles Geschehen im Rahmen des Kausalnexus zu betrachten sei. Nur die Willensfreiheit erfreut sich noch meist der theologischen Gunst — aber vom modernen Standpunkt aus völlig mit Unrecht.

4

Diese Ergebnisse sind nicht ohne religiöse Bedeutung. Zunächst schließen sie das zuversichtliche Gebetsleben völlig aus. Ein kindliches Vertrauensverhältnis zu dem nach ewigen, unverbrüchlichen Gesetzen waltenden Gott ist kaum möglich. Wie der Zeus der Antike gebunden ist an die Entscheidungen der Parzen, so der Gott der Moderne der Menschheit gegenüber an die Unantastbarkeit der Gesetze. Die Religion erstarrt zur blinden Unterwerfung unter das Gesetz, zu einer Anschauungsform ohne Inhalt und Kraft. Denn ist es grade das Motiv der Religion, Schutz zu suchen gegen die klaren Eindrücke des Lebens, daß „wir hilflos eingespannt sind in eine unerbittliche Notwendigkeit“ (Harnack, Wesen des Christentums), so fällt alsdann diese Stütze an der Religion in sich zusammen. Für Gottes Liebe bleibt ja nur soviel Raum, daß sie den Gesetzen eine gewisse Weisheit und Güte zu Grunde gelegt und eingehaucht hat. Denn das religiös Bedenklichste der ganzen Sachlage ist etwas durchaus Folgerichtiges, daß wir bei der Abweisung des Naturwunders mit ihren notwendigen Folgerungen dem tiefen Eindruck des Lebens wehrlos gegenüberstehen, mit dem die Religion jeder Zeit unausgesetzt schwer zu ringen hat, daß nämlich sichere Merkmale einer göttlichen Liebeswirksamkeit völlig fehlen. Wer die Weltgeschichte der Vergangenheit und Gegenwart nüchtern betrachtet, die Menschen und ihre Schicksale sachlich beobachtet und auch den Verlauf des eigenen Lebensganges nachdenkend verfolgt, wird wenig Mut finden, an eine Liebe Gottes zu glauben. Es gehört an sich ein gewaltiger Kraftfonds von freudigem Glaubensoptimismus dazu, der nicht in der innerweltlichen Lebenserfahrung wurzelt, an Gottes Liebe nicht irre zu werden. Weist nun die Wissenschaft — den Eindruck des Lebens zum Glaubensbankrott verstärkend — noch gar nach, daß für Gottes Wirken außerhalb des Schemas von natürlicher Ursache und Wirkung, natürlichem Grund und Folge überhaupt keine Möglichkeit bleibt, dann ist jenem Glauben alle Berechtigung genommen.

5

Auch Christus ist der Moderne eine durchaus innerweltliche, innermenschheitliche Erscheinung, die man — ohne ein besonderes Eingreifen Gottes in die Entwicklung der Menschheit anzunehmen — natürlich zu begreifen sucht; er kann also zur Lösung des Problems Nichts beitragen, zumal das wissenschaftliche Weltbild der Gegenwart ihm keine innere Not bereitete und die Selbstverständlichkeit seines naiven Gottesglaubens und die Sicherheit seiner kritiklosen Ueberzeugung nicht stören und beeinträchtigen konnte. Christus hat nur die Bedeutung eines religiösen Kraftgenies, ist aber ungeeignet, für die Wahrheit des religiösen Glaubens Etwas auszutragen, da er selbst Partei ist und einer Rechtfertigung bedarf. Als Mensch hat er nichts Neues gebracht, er ist nur ein Hauptbeleg für die auch vor und außer ihm bestehende Tatsache, daß sich im Menschen „Religion“ entwickelt. Er hat den religiösen Gedanken zu Ende gedacht und aufs Leben konsequent angewandt. Eine Anschauung wird jedoch darum noch nicht zur Wahrheit, daß sie scharf und schroff zur vollen Kraft sich konzentriert, weder Religion noch ihr Gegenteil, das Laster, weder Haeckelscher Evolutionismus noch römischer Traditionalismus. Die Wirklichkeit des Seins ist Preisrichterin der Wahrheit.

Die Idee der Religion ist in Jesu gewiß zur Alleinherrschaft gekommen, und die Betrachtung seiner Person könnte trotz dem Gesagten wegen des hohen praktischen Wertes große, ja ausschlaggebende Wirkungen auf uns ausüben und uns zur Nachfolge begeisternd mit fortreißen, wenn nicht seinem Glaubensinhalte die Wirklichkeiten des wissenschaftlichen und praktischen Lebens in moderner Auffassung völlig ablehnend gegenüberständen. Wenn die Erfahrungen der Wirklichkeit eines meist völlig sinnlosen Elends, einer oft unverschuldeten Gottentfremdung, eines vielfach verantwortungslosen Sündenlebens dem Glauben an den Vater Jesu Christi mit seiner Annahme eines unendlichen Wertes der Menschenseele schlechthin und der Fürsorge Gottes für jede einzelne Menschenseele nicht schnurstracks zuwiderliefen, würde das Zeugnis Jesu des Glaubensheros befriedigen. Der häufige Vorwurf der Sentimentalität solcher Betrachtung gegenüber ist doch eine zu billige und bequeme Ausflucht, die Schwere des Problems auf Kosten der Wahrheit abzuschwächen. Verrät sich darin nicht vielleicht die Schwäche der theologischen Position oder die Unzulänglichkeit der religiösen Grundlage? Denn wer vermag den Knoten grausigen Verhängnisses und persönlicher Verschuldung zu lösen? So besteht eine Disharmonie zwischen Ideal und Wirklichkeit des religiösen Bestandes. Um aber diesen unerträglichen schreienden Widerspruch zwischen dem religiösen Soll und Haben aus der Welt zu schaffen, bedarf es deutlicherer Bekundungen

der Gottesliebe, als sie bloße Weltreflexion zu geben vermag. Wer empfindet nicht das Verhängnis als göttliche Verschuldung? Hier steht Wirklichkeit gegen Wirklichkeit; die Wirklichkeit menschlicher Schicksalshärten erfordert zwingend die Wirklichkeit göttlicher Liebestat.

6

Daher verlangt das wahrheitsuchende fromme Gemüt nach einem deutlichen Erweis göttlicher Kraft und Fürsorge und findet den zunächst in dem Wundergeschehen, um nicht inmitten der — scheinbaren oder wirklichen, wer weiß es? — Einspannung in einen grausamen Naturlauf voller Rohheit und unerbittlichen Notwendigkeit religiös zu Grunde zu gehn. Der Glaube hat aber die Möglichkeit einer ihm wenigstens zugänglichen Erkennbarkeit göttlicher Wundererscheinung zur grundlegenden Voraussetzung. Insonderheit kann der Glaube an Gottes Vaterliebe sich voll innerer Wahrhaftigkeit nur dann selbst behaupten, wenn er in Christo eine völlig neue Gottesschöpfung, ein sich selbst offenbarendes Heraustreten der Gottheit aus dem Dunkel menschlicher Ahnung in die Wirklichkeit geschichtlichen Lebens erkennt, wenn die Menschwerdung Gottes in Christo — irgendwie im Sinne des modern freilich verpönten Modalismus — Wahrheit ist: Gott war in Christo, und zwar in einer nicht nur quantitativ (graduell), sondern qualitativ (generell) von der Einwohnung Gottes in uns Menschen verschiedenen Weise. Das Menschliche Christi bleibt völlig unangetastet, wird aber religiös gewertet als Offenbarungsform Gottes in Menschengestalt, um ihn uns so einwandfrei verständlich zu machen als Liebe. So allein kommt der Glaube allen Zweifeln gegenüber zur vollen inneren Ruhe und Harmonie. Christus ist dann freilich das Wunder aller Wunder und Maßstab wie Ziel aller anderen Wunder.

Dabei ist eine historische Prüfung der einzelnen Wunderberichte der Bibel nicht ausgeschlossen, sondern bei deren geschichtlichem Charakter geboten. Jedenfalls ist die Kritik von Fall zu Fall wirklich historisch mit Mitteln der philologischen, kritischen Exegese, aber nicht dogmatisch-philosophisch zu führen. Auch hat die religiöse Abzweckung bei der geschichtlichen Entscheidung ein gewichtiges Wort mitzureden. Das geschichtliche Verständnis wird also stark beeinflußt vom religiösen Feingefühl und von der auf diesem Grunde erworbenen theologischen Aesthetik. Eine Frage zweiter Bedeutung ist dann die: wie ist das biblische Wunder — typisch gefaßt — mit dem Gegenwartswirken Gottes in innere Beziehung zu bringen und eventuell als Sondererscheinung zu begründen? Gehören sie „als Merkzeichen" zur Ewigkeitsatmosphäre des Menschensohnes? Sind sie die sichtbaren Wellenausläufe der überweltlichen Lichtgestalt des Messias mit zeitgeschichtlich-propädeutischer Tendenz, das religiöse Erlebnis der ersten christlichen Generation psychologisch vorzubereiten? Gleichviel: als Taten des liebenden Gottes können wir aus religiösen Gründen ihrer nicht entraten. Eine philosophische Dogmatik darf nicht hindernd in den Weg treten. Denn die religiöse Wahrheit des Christentums ist — ihrem Wesen nach, weil nach Jesu religiöser Voraussetzung — von einer bestimmten, die Möglichkeit und Tatsächlichkeit göttlichen Wunderwirkens, auch sogenannter göttlicher Naturwunder einschließenden Weltanschauung unzertrennlich verbunden. Jeder Versuch, die christliche Religion von diesem, geradezu organischen Nährboden zu emanzipieren, unterbindet und zerstört schließlich ihre religiöse Wahrheit und Kraft.

Freilich: ließe sich das wissenschaftliche Weltbild der Gegenwart nicht mehr mit der Weltanschauung des Evangeliums in Einklang setzen, dann hätte das Christentum seine religiöse Bedeutung für uns verloren. Ob das schmerzlich wäre oder nicht — für die Erkennung der Wahrheit bliebe es gleichgiltig.

Bruns

Hannover und Goslar

Es wäre unnatürlich für den Berichterstatter, die beiden Versammlungen zu trennen, so sehr sind sie ihm in der Erinnerung wie Ein Erlebnis. Daß es zwei verschiedene Größen sind, die völlig unabhängig von einander dastehn, wird ja dennoch in der Berichterstattung zu Tage kommen.

1. Der Evangelisch-soziale Kongreß in Hannover

24 Stunden währte diesmal der Kongreß, und 14 Stunden Arbeit leistete er in dieser Zeit. Nicht in den Augen Aller war die komprimierte Luft für das Leben, das sich in den Verhandlungen entfalten sollte, ein Vorzug. Aber der rasche Gang wirkte doch auch erfreulich, und bei künftigen Tagungen wird man sich ja gewiß wieder mehr Zeit lassen. Der Besuch war vortrefflich: wie es fast immer zu gehen pflegt, am ersten Tage stärker als am zweiten, und bei den theologisch-kirchlichen Themen stärker als bei den national-ökonomischen. Die Vorträge durchaus auf der Höhe, des Vorsitzenden Worte mehr als einmal über diese Durchschnittshöhe hinaus. Eine Debatte wurde wider alles Herkommen nach dem einen Vortrage überhaupt nicht gewünscht; nach den andern zwei Vorträgen war sie so interessant als sie bei dem Druck der Minutenangst nur sein konnte. Ein Volksabend, dessen Redner von dieser Minutenangst gar nicht angekränkelt waren, währte unter großer anhaltender Teilnahme von $^1/_2$9 Uhr bis Mitternacht.

Der Vortrag, der debattelos hingenommen wurde, war der Hackmanns über „die sozialen Kräfte im Christentum und im Buddhismus". Wer wollte über den Buddhismus mit ihm disputieren? Es hätte schon ein Vertreter des buddhistischen Missionsvereins in Leipzig oder sonst einer von unsern abendländischen Buddhismusschwärmern auftreten müssen: und ganz gewiß, wenn ein solcher sich zum Worte gemeldet hätte, wäre es ihm mit Freuden vergönnt gewesen. Aber wir Anderen waren doch mit dem Redner allzu einverstanden. Vortrefflich war, was er in seiner Parallele über das Christentum und dessen soziale Art knapp und wohl erwogen zum Ausdruck brachte; Gott Lob sind wir in den Kreisen des Kongresses uns so weit nahe gekommen, daß wir hierüber im Grunde Einer denken wie der Andre. Eine Eigentümlichkeit des Redners brachte Manchem, das soll nicht verschwiegen bleiben, einige Enttäuschung: allzu bescheiden stellte der Redner in den Hintergrund, was nun gerade er selbst aus Anschauung und Erfahrung vor uns allen voraus hatte an Kenntnis und Erkenntnis des heutigen Buddhismus; fast geflissentlich vermied er es den Schein zu erwecken, als habe er Neues, Besondres zu sagen — und nur dem Kenner der einschlägigen Litteratur bewährten hie und da Andeutungen das gute Vorurteil, daß der Mann uns über diese asiatische Weltreligion noch recht viel wird zu sagen haben.

Prachtvoll kurz und schlagend wies Harnack nach diesem Vortrag darauf hin, wie eben aus einem Vergleich der christlichen Religion mit dem Buddhismus unser Glaube an die Zukunft des Christentums und seiner sozialen Kraft starke Nahrung zieht. Eine Religion, die ein doppeltes Ideal des Sittlichen hat, eins für die Oberen (die Mönche), eins für die Unteren, gerät notwendig dahin, daß die Oberschicht das religiöse und soziale Leben der Unterschicht erstickt. Unendlich überlegen ist ihr eine Religion, die aus Einem Prinzip handelt, zumal wenn dies in seinem Grunde fest, einfach und faßlich, aber in seiner Anwendung völlig frei ist. Sehen wir auf das Einzelne der Moral, so scheint zwar im Buddhismus Alles vorhanden. Aber „einerseits ist zu wenig normiert, anderseits zu viel. Zu wenig normiert ist im Grundgedanken, zu viel normiert ist in den einzelnen Gesetzen." Umgekehrt wie in der Welt ist es im Reiche des Geistes: hier muß das Große und Entscheidende determiniert und alles Andre frei sein. Unsre evangelische Religion beruht auf einem klaren Gedanken, den jedes Herz und jedes Kind versteht, auf dem Gedanken der Liebe, darum wird sie bleiben und leben und dem Buddhismus nicht nur gewachsen sein, sondern auf ihn wirken wie ein Magnet. —

Professor Sieveking's Vortrag über „die Bedeutung der Arbeiterorganisationen für Wirtschaft und Kultur" war genau das, was ein solcher Kongreß von einem Fachmann will und braucht. Klar und so gar nicht ermüdend wurde das einschlägige Material vor uns ausgebreitet und die wissenschaftliche

Mitteilung durch das Hindrängen auf eine aktuelle Resolution in eine angenehme Verbindung gebracht mit unsrer praktischen Interessiertheit. Vor elf Jahren behandelte Landgerichtsrat Kulemann auf dem Frankfurter Kongreß das gleiche Thema und eine ganze Folge ausgiebiger Reden folgte seinem Vortrag. (Siehe Bericht über die Verhandlungen des Fünften Evangelisch-sozialen Kongresses. Berlin 1894, S. 96—136.) Wie viel lebendiger war heute als damals das Empfinden des Publikums an der Frage beteiligt! Bergarbeiterstreik und Berggesetznovelle bildeten den großen politischen Hintergrund. Es konnte von vorn herein gar keine Frage sein, daß der Kongreß sich einmütig auf Seiten der Arbeiterorganisationen, ihrer Notwendigkeit und ihres Rechts, stellen würde. Und zwar einschließlich Harnacks und Baumgartens: dies gegen den Leitartikel der Täglichen Rundschau in Nr. 279. Männer wie diese, die da wissen und es so halten, daß — mit Troeltsch und seinem Vortrage in Breslau zu reden — das Christentum ebenso eine sozial-aristokratische wie eine sozial-demokratische Ader hat, gibt es im Kongreß und gab es in Hannover noch genug; aber in Sachen der Arbeiterorganisationen war zwischen den aristokratischen und demokratischen Erwägungen kein Widerstreit. Sieveking konnte uns an diesem Punkte gar nicht zu neuen Erkenntnissen führen, er konnte nur siegreich aussprechen, was wir Alle empfanden. So wurden denn auch seine Thesen glatt und einmütig von der Versammlung zum Beschluß erhoben, mit ganz unwesentlichen redaktionellen Aenderungen. Die Resolution lautet:

1. Der Evangelisch-soziale Kongreß, auf dem Boden der Kaiserlichen Erlasse von 1890 stehend, sieht in den modernen Arbeiterorganisationen eine für unsere Wirtschaft notwendige und für unsere Kultur bedeutungsvolle Erscheinung.

2. Der Evangelisch-soziale Kongreß bedauert die einseitige Richtung, welche die Arbeiterorganisationen heute vielfach verfolgen, vermag aber die Schuld daran nicht lediglich den Arbeitern zuzumessen, sondern sieht sie ebensosehr in dem mangelnden Entgegenkommen der Unternehmer, in der Rückständigkeit der Vereinsgesetzgebung und deren Anwendung, und im Zögern der öffentlichen Meinung.

3. Der Evangelisch-soziale Kongreß hofft, daß die Zugeständnisse, welche die preußische Berggesetznovelle der Arbeiterorganisation gemacht hat, nicht ein durch die Not des Augenblicks ertrotztes Gelegenheitsgesetz bleiben, sondern den Ausgangspunkt bilden mögen für eine zielbewußte und konsequent durchgeführte Politik, die den verständigen Forderungen der Arbeiter die ihnen gebührende Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Diese Sätze kann man ruhig als die Meinung Aller ansehen, die auf dem Boden des Evangelisch-sozialen Kongresses stehen. Sie würden aber ebenso zum Beschluß erhoben worden sein, wenn Stoecker und seine Freunde noch mit uns zusammentagten. An dieser Stelle gibt es keine Differenzen zwischen uns und der Kirchlich-sozialen Konferenz. Damit machen wir noch lange nicht, wie die Norddeutsche Allgemeine Zeitung Nr. 141 dem Kongreß unbegreiflicherweise insinuiert, das Christentum „zum Parteigänger einseitiger Klassenbestrebungen oder gar der Sozialdemokratie“. Wir wollen die Arbeiterorganisationen nicht um des einseitig ins Auge gefaßten Vorteils der Arbeiter willen, sondern im Interesse des Staatswohls, im Interesse der Gesundheit des ganzen Volkskörpers. Wenn die Norddeutsche Allgemeine aus den Verhandlungen des Mittwoch Vormittag das Gegenteil heraushörte, so hat sie weder den Vortrag noch den Kongreß verstanden.

Für Einseitigkeiten und Entgleisungen der Debatteredner ist der Kongreß nicht verantwortlich. Wir schätzen eine größtmögliche Redefreiheit in unsern Versammlungen. Der Zwang, den die zu kurz bemessene Stunde ausübte, erhöhte naturgemäß die Erregtheit, mit der Einzelne sprachen, und minderte die Möglichkeit ruhiger ausgleichender Gedankenentwicklung. Die Ansprüche, die von den Vertretern „christlicher“ Gewerkschaften an den Kongreß erhoben wurden, und ihre Zurückweisung zu Gunsten der „freien“ drängten sich bald in den Vordergrund. Mit Recht wurde ein Eingehen auf diesen Streit, als im Rahmen des Themas nicht rasch mit zu erledigen, von der Kongreßleitung abgelehnt. Es wurde aber die Wichtigkeit des Themas gerade für unsern Kreis von ihr voll anerkannt und

eine Verhandlung darüber für eine andre Tagung in Aussicht gestellt. Meiner unmaßgeblichen Meinung müßte diese Ergänzung zu der Hannoverschen Gewerkschaftsdebatte schon der nächste Evangelisch-soziale Kongreß bringen. Dann würde aber bei diesem Gegenstand eine solche Uebereinstimmung mit der Kirchlich-sozialen Konferenz, wie ich sie eben an einem andern Punkte voraussetzen durfte, gewiß nicht vorhanden sein: die Bedeutung, der Wert, das Recht der christlichen Sondergebilde ist auf dem Boden unsers Kongresses eine offene, unbestrittene Frage. Um so notwendiger, daß wir sie ohne Verzug auf unsre nächste Tagesordnung setzen.

Es muß auffallen, wie leicht die Norddeutsche Allgemeine es sich macht, dem Kongreß eine dem Gemeinwohl und also dem Staat gefährliche Tendenz anzudichten. Weil unser sozialpolitisches Thema diesmal ein solches war, das von allen Wirtschaftlich Denkenden außer der entgegengesetzten Interessentengruppe zu Gunsten der Arbeiter entschieden wird, beschuldigt das offiziöse Organ den Kongreß flottweg der Einseitigkeit. Da auch der Verfasser jenes Artikels auf dem Kongreß noch andere Töne gehört haben muß, sollte er sich lieber in den Gesamtgeist des Kongresses hineindenken, statt alsbald Widersprüche zu konstruieren, die nicht vorhanden waren. —

Mehr Freude als an der zweiten Session haben die konservativen Beobachter des Kongresses an der dritten haben können. Aber wer von uns wäre bei allem Vorbehalt im Einzelnen nicht von Herzen mit dem Redner gegangen! Baumgarten sprach über „kirchliche Einrichtungen, die antisozial wirken.“ Natürlich wußte er eine Menge solcher Einrichtungen aufzuzählen aus dem gottesdienstlichen und aus dem Verfassungsleben: Kirchstuhlvermietung, Massentaufen und -Trauungen, Liebesgaben, Mißbräuche bei der Abendmahlsfeier, beim Konfirmandenunterricht, bei der Bezirkseinteilung, im Synodal- und Patronatswesen. Die Liste wurde in der Debatte noch ergänzt. Aber nun trat er zu zweit für die historisch gewordene soziale Schichtung des Volkes ein, die Anklagen seines ersten Teils nicht revozierend, sondern limitierend, um zu dritt auf die großen entscheidenden Gesichtspunkte hinzuweisen, nach denen sich das Urteil über die soziale Haltung unsers Kirchentums überhaupt letztlich richten muß: nicht unser Landeskirchentum als solches ist antisozial, sondern es wirkt so, wenn es Hof- oder Bureau- oder Diplomaten-Kirchentum wird. In diesen Ausführungen fand der Redner überaus ernste Worte, gegen die kein Widerspruch in unserm Kreise möglich war. In einer wichtigen Richtung konnte der Kongreß sich nicht enthalten, die durch den Vortrag ausgelösten Empfindungen in eine Resolution zusammenzufassen:

Der Evangelisch-soziale Kongreß erklärt, daß unter den kirchlichen Einrichtungen, die antisozial wirken, jenes Filtriersystem besonders schädlich ist, welches die Provinzial- und Generalsynoden im wesentlichen zu Versammlungen staatlicher und kirchlicher Würdenträger und der Geburts- und Geldaristokratie macht. Der Evangelisch-soziale Kongreß erkennt an, daß die Vertretung der Kirche nicht von den Mächten ihrer geschichtlichen Entwicklung getrennt werden darf, aber er verlangt, daß sich in dieser Vertretung auch der soziale Aufbau der Kirche widerspiegelt.

Im übrigen muß ich für Vorträge, Thesen und Diskussionsreden auf die besseren Tagesblätter und auf Nr. 26 der Chronik der Christlichen Welt verweisen. Noch besser wird man sich an dem offiziellen Kongreß-Protokoll unterrichten, das bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen ohne Verzug erscheinen soll.

Nachdem die Hannoversche Tagung in ganz unverständlicher Weise für Norddeutsche und Tägliche ein Gegenstand des Anstoßes geworden ist, kann man nur feststellen, daß wir in Hannover den Eindruck eines völligen Gelingens und einer schönen Harmonie dieser ganzen Verhandlungen hatten. Einmal nur geschah ein bedauerlicher Fehlgriff. Unser ewig junger temperamentvoller Ehrenpräsident Adolf Wagner tastete die politische Vergangenheit der Hannoveraner an. Er hätte das nicht tun sollen. Aber er hat nun einmal die tapfere Art, immer auf die peinlichsten Punkte loszugehen. Und es geschah an dem Volksabend, nicht also in den offiziellen Verhandlungen. Wir Kongreßmitglieder werden es dem Manne um seiner großen Ver-

dienste willen gern zu gute halten, und das kernfeste Volk, dessen Gastfreundschaft wir genossen haben, wird um dieser Rede willen auch nicht ewig hassen.*) Dergleichen Episoden entscheiden zum Glück nicht den Wert oder Unwert einer gesamten Tagung. Und so schließe ich dies Kapitel mit dem Bekenntnis, daß diese heurige Tagung das Vertrauen in das Gedeihen des Kongresses und in den Erfolg seiner Mission in jedem Teilnehmer nur stärken konnte.

2. Die Versammlung der Freunde der Christlichen Welt in Goslar

Auch die unmittelbar an den Kongreß sich anschließende Generalversammlung der „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt" hat sich diesmal an die Oeffentlichkeit gewandt. Und zwar zunächst in einer Angelegenheit, die den Interessen des Kongresses verwandt ist.

Am zweiten Kongreßtage wurde bekannt, daß die von Redakteur Westmeyer vom sozialdemokratischen „Volkswillen" in Hannover wider seine nach § 166 erfolgte Verurteilung beantragte Revision vom Reichsgericht verworfen ist. Westmeyer wird also als „Gotteslästerer" seine drei Monate zu verbüßen haben. Der Prozeß und die Haltung, die zwei uns befreundete Pastoren als Zeugen dabei gespielt haben, ist unsern Lesern aus Nr. 53 des vorigen Jahrgangs unseres Blattes bekannt. (Das Corpus delicti findet sich in der gleichzeitigen Nr. 53 der Chronik der Christlichen Welt unter der Ueberschrift: „Ein Dokument zum § 166 aus der Kirchengeschichte der Gegenwart.") Nun war es unmöglich, den Kongreß ohne sorgfältige Vorberatung mit dieser Angelegenheit zu befassen. Wohl aber war die Generalversammlung unsrer organisierten Freunde der gewiesene Ort, die Sache zur Sprache zu bringen. Wir empfingen authentischen Bericht und beschlossen folgende öffentliche Erklärung:

Die Generalversammlung der Freunde der Christlichen Welt ist der Meinung, daß die kürzlich auf Grund des § 166 erfolgte Verurteilung des Redakteurs Westmeyer in Hannover wiederum die Unhaltbarkeit dieses Paragraphen gezeigt hat; sie stimmt der von den Pastoren Chappuzeau und Dörries in diesem Prozeß eingenommenen Haltung durchaus zu, wünscht grade vom christlich-religiösen und kirchlichen Standpunkt aus die Aufhebung oder durchgreifende Revision des § 166 des Reichs-Straf-Gesetz-Buchs und beauftragt ihren Vorstand, in diesem Sinne eine Eingabe an die gesetzgeberischen Körperschaften des Reiches zu richten.

Eine ganz andre Frage war, ob wir zu der innerkirchlichen Lage, wie sie insbesondere durch den Fall Fischer sich entwickelt hat, öffentlich Stellung nehmen sollten. Dankbar wurde des Dienstes gedacht, den Foerster uns durch seinen Appell an die Einberufer, Teilnehmer und Gesinnungsgenossen der Landeskirchlichen Versammlung vom 3. Mai getan hat: „Weshalb wir in der Kirche bleiben!" Hefte zur Christlichen Welt Nr. 54. Aber gegenüber den nicht ruhenden Tendenzen, die in jener Versammlung vorübergehenden Ausdruck gefunden haben, hielt es die Generalversammlung für recht und gut, auch ihrerseits ein offenes Wort zu sagen, und beschloß einstimmig folgende Erklärung:

Die Landeskirchliche Versammlung vom 3. Mai hat an die sogenannten liberalen Theologen das Ansinnen gestellt, die Landeskirche zu verlassen und eine eigene Kirche zu bilden, da sie nicht auf dem Boden des Bekenntnisses stünden. Die heute zu Goslar tagende Generalversammlung der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt setzt dieser Aufforderung, die Landeskirche zu sprengen, die Antwort entgegen, daß die sogenannten Positiven selbst nicht auf dem Boden der Bekenntnisschriften stehen, vielmehr daß dieselben Probleme und Zweifel, welche uns bewegen, auch in ihrer Mitte — sei es auch in verdünnter Gestalt — wirksam sind.

Da es unsere erste Versammlung seit der aus Anlaß des Falles Fischer entstandenen Bewegung ist, erachten wir uns für verpflichtet zu erklären, daß es dem Geistlichen der evangelischen Kirche in der heutigen Lage des Protestantismus freistehen muß, die theologischen Fragen vor die Gemeinden zu bringen und insbesondere in der diesem Zwecke dienenden Tätigkeit des Vortrages und der Schriftstellerei die rückhaltloseste Freiheit zu üben, mit der alleinigen Einschränkung, daß er sich hierbei persönlich bewußt ist, auf dem Boden des Evangeliums zu stehen. Wir sind dies der Wahrhaftigkeit des Geistlichen, dem Vertrauen der Gemeinde zu ihm und ihrem wachsenden Erkenntnisbedürfnis schuldig.

Wir verkennen nicht den Ernst der Beunruhigung, die durch den heutigen Betrieb der theologischen Wissenschaft, besonders in ihren historischen Disziplinen, und die mit ihnen Hand in Hand gehende Aufklärung über viele fromme Gemüter in unseren Kirchen gekommen ist; aber wir wissen, daß die Bezeugung lebendiger Frömmigkeit und die freie Aussprache theologischer Erkenntnisse die einzigen Kräfte sind, die dieser Beunruhigung allmählich Herr werden können. —

Den Verhandlungen unsrer organisierten Freunde folgte ein Tag des freieren Austauschs, wie wir ihn seit 1892 meist in Eisenach gepflegt haben. Es entsprach einem starken Zuge in unsern Reihen, wenn wir auch hier rasch aus der Theorie in die Praxis hineingerieten. Hackmann sprach zu uns über „die Aufgabe des Christentums gegenüber dem Buddhismus": unsre Leser kennen seine Leitsätze aus vorvoriger Nummer. In dem Augenblick, wo die Elfte Kontinentale Missionskonferenz uns jeden Beruf zur Mitarbeit am Missionswerk absprach, ja uns als Zerstörer der Arbeit draußen hinstellte, waren unsre Seelen erfüllt von reiner Lust und Liebe zur Heidenmission. Das wird ja wills Gott seine Folgen haben. Wären die Bremer Konferenzgenossen unter uns gewesen, vielleicht wären sie in ihren Urteil ruhiger und aus Feinden uns zu Freunden geworden.

Im übrigen ist es nicht unser Stil, daß wir von diesen Zusammenkünften viel erzählen. Die wir sie durchlebten, uns waren es Stunden der Erquickung und Gewissensstählung; denen, die ferne waren, könnte kein Bericht die persönliche Teilnahme ersetzen. R

*) Vergl. Deutsche Volkszeitung (Neue Hannoversche Landeszeitung) Nr. 9799.

Das Recht einer freien Theologie in der Kirche

Aus dem vorhergehenden Artikel kennen unsre Leser die Resolution, welche die Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt jüngst in ihrer Generalversammlung zu Goslar einmütig beschlossen hat, zum Zeichen dafür, daß sie das Recht der Existenz in der Kirche für die Theologen freierer Richtung in Anspruch nimmt. Zur weiteren Erläuterung jener Resolution dient nachfolgende von der Versammlung gebilligte Darlegung:

Wir weisen es mit aller Entschiedenheit zurück, wenn von Seiten orthodoxer Versammlungen und Blätter liberale Geistliche und Gemeindeglieder aufgefordert werden, wegen ihrer mangelnden Zustimmung zu den Bekenntnissen früherer Jahrhunderte die Kirche freiwillig zu verlassen, sehen vielmehr in dieser Aufforderung einen Akt religiöser Ungerechtigkeit, da sie in fast allen Fällen von solchen Männern ausgeht, die selbst den Ansprüchen der Bekenntnisse nicht genügen. Wir bitten unserseits alle diejenigen Geistlichen, die an der Verkündigung des Heils, das durch Jesus Christus kommt, ihre innere Befriedigung haben, sich durch keinerlei Hinweis auf formelle Bekenntnisse beirren zu lassen und nur der äußeren Macht, nicht aber den selbstgemachten höheren geistlichen Ansprüchen derer zu weichen, die sich selbst vor geschichtlich unerfahrenen Gemeindegliedern als bekenntnistreu darstellen.

Den Nachweis, daß die namhaftesten wissenschaftlichen Vertreter der sogenannten Rechtgläubigkeit nicht bekenntnistreu sind, finden wir unter Anderem in folgenden bald gemeinsam bald vereinzelt auftretenden Erscheinungen:

1. Die lutherischen Bekenntnisse dulden keine Abendmahlsgemeinschaft mit Reformierten, während die Rechtgläubigen der preußischen Landeskirche sie üben und fordern.

2. Die lutherischen Bekenntnisse verlangen den unbedingten Gegensatz gegen römisches Wesen, während ein großer Teil der heutigen Kirchenvertreter sich in Form und Inhalt des Glaubens und Gottesdienstes an römisch-katholische Kirchlichkeit annähert.

3. Die lutherischen Bekenntnisse haben das mittelalterliche Weltbild und einen mittelalterlichen Wunderbegriff, der heute von fast allen wissenschaftlichen Vertretern der Orthodoxie aufgegeben ist. Insbesondere ist aufgegeben worden der Glaube an die räumliche Existenz des Himmels, an das Fortwirken des Wundergeistes in der Gegenwart und an Existenz und Einwirkung überirdischer Geister.

4. Die lutherischen Bekenntnisse lehren die ungemischte und unverkürzte Existenz zweier Naturen in Christus, was heute nur noch von vereinzelten orthodoxen Theologen vertreten wird. Ebenso ist die Zahl derjenigen Theologen gering geworden, die die zentrale Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben in alter Reinheit und Klarheit lehren.

5. Zur Bekenntnisgemäßheit gehört die Annahme der wörtlichen Verbindlichkeit der heiligen Schrift. Es ist aber offenbar, daß alle Orthodoxen aus der heiligen Schrift nur das als verbindlich erklären, was ihnen in ihr System und in ihre Moral hinein paßt. Es zeigt sich dieses unter Anderem darin, daß

a) von fast allen Orthodoxen die Verbindlichkeit der einzelnen Vorschriften der Bergpredigt abgewiesen wird,

b) von fast allen Orthodoxen die Weissagungen über das nahe Ende der Welt und den Anfang des tausendjährigen Reiches nicht geglaubt werden,

c) von fast allen Vertretern der Kirchlichkeit das Mißtrauen des Neuen Testamentes gegen irdischen Reichtum und irdische Vornehmheit nicht für verbindlich gehalten wird.

Wenn es den Orthodoxen möglich ist, einen wissenschaftlichen Vertreter namhaft zu machen, der heute lebt und sich an den Wortlaut der Bekenntnisse und der heiligen Schrift hält, so sollen sie es tun! Wir unserseits erklären, daß die Litteratur der Orthodoxie nicht den Eindruck macht, als wären ihre Verfasser selbst an Schrift und Bekenntnis gebunden. Wenn es aber so steht, dann haben die Orthodoxen, deren Recht innerhalb der Kirche wir unserseits nicht bestreiten, kein sittliches und kein formelles Recht, uns das Verbleiben in der Kirche zu versagen, in der, aus der und für die wir arbeiten.

Verschiedenes

An den Reichsboten. Unsre Leser brauchen nicht zu fürchten, daß wir um unsrer Goslarer kirchenpolitischen Resolution willen uns nun mit unsern Gegnern viel herumzanken werden. Wir haben unsern Spruch gesagt, nun mögen sie reichlich das Wort haben, ehe wir wieder antworten. Aber von dem Artikel in Nr. 143 des Reichsboten möchten wir Beispiels halber doch Notiz nehmen. Darnach haben wir wieder einmal alle Heilstatsachen geleugnet und uns außerhalb des Christentums gestellt, haben als Freunde Fischers gar nichts mehr mit dem Christentum gemein. „Die Möglichkeit und Tatsächlichkeit der Offenbarung Gottes, also auch die Beziehung der Menschen zu Gott leugnen und nur noch von Gottesbegriffen als Produkt historischer Entwicklung reden und dann noch von Gottesbewußtsein, Gottesfurcht, Frömmigkeit sprechen — das sind schreiende Widersprüche, die vor keinem ehrlichen und logischen Denken bestehen können; da hört nicht bloß das Christentum, sondern überhaupt alle Religion auf... Zu Gottesbegriffen, die ein Produkt menschlicher Entwicklung sind und hinter dem keine Person Gottes — höchstens ein Wesen steht, das wie die Luft Alles erfüllt, aber wie diese ohne Selbstbewußtsein ist, kann man in keiner religiösen Beziehung stehen." Mit solchem leichtfertigen Gerede antwortet der Reichsbote auf unsre Sp. 619 f. gedruckten Sätze, nach seiner Gewohnheit Alles von den Freunden der Christlichen Welt bis zu Haeckel und dem blödesten Naturalismus in Einen Topf werfend. Dieser Mangel an jeglichem Unterscheidungsvermögen ist recht eigentlich seine große Kunst; darauf, daß er seine Leute in diesem Mangel erhält, beruht seine Macht. Ich veranschauliche mir die Situation in einem Gespräch mit dem Reichsboten so:

Der Reichsbote: Wir sind Christen und ihr nicht.

Wir: Ihr seid Christen und wir auch.

Ihr leugnet alle Heilstatsachen.

Nein.

Ihr leugnet die Offenbarung Gottes.

Nein.

Ihr sprecht Jesu jede religiöse Bedeutung ab und stellt ihn in die Reihe gewöhnlicher Menschen.

Nein.

Ihr verwerft den ganzen Inhalt des Christentums.

Nein.

Ihr leugnet die tatsächlichen Beziehungen des Menschen zu Gott.

Nein.

Ihr kennt keinen Gott, sondern nur noch Gottesbegriffe als Produkte menschlicher Entwicklung, hinter denen nichts Lebendiges steht, nichts Selbstbewußtes — Gott ist euch Luft.

Nein.

Ihr denkt wie D. Fischer.

Nein.

Wie kommt ihr dazu, für D. Fischer einzutreten?

Das werde ich Ihnen schwerlich klar machen können.

Nun, wenn ihr den unentrinnbaren Konsequenzen eurer Anschauungen klar ins Auge zu schauen nicht den Mut habt, so müssen wir es tun und die Kirche vor euch schützen.

Um Verzeihung — sollte der Kirche Jesu Christi mit einem Schutz, der auf so wenig Kenntnis der Sache und auf so wenig Nächstenliebe gegründet ist, gedient sein?

Schluß des Gesprächs. R

Zur Gerechtigkeit und Buße! Ein Nachwort an die Berliner Landeskirchliche Versammlung vom 2. Mai 1905. Von Friedrich Freund. Langensalza, Kommissionsverlag von Julius Beltz 1905. 16 S. 30 Pfg.

Wenn diese Rede vor Goslar erschienen oder gar in Berlin vor der Landeskirchlichen Versammlung gehalten worden wäre, hätten wir uns in Goslar unsre Resolution sparen können. Denn die Hauptsache von dem, was wir an unsern Gegnern vermißten und was doch gesagt werden mußte, sagt Friedrich Freund seinen Freunden. Ob das Schriftchen in den Kreisen, an die es sich richtet, viel Beachtung finden wird, weiß ich nicht; von uns sollte es gelesen und beherzigt werden. Denn gerade in der gespannten Situation von heute brauchen wir nichts nötiger als die Stärkung der Zuversicht, daß es unter den theologischen Gesinnungsgenossen der Landeskirchlichen Versammlung Männer gibt von der Einsicht und Billigkeit des Verfassers. Zur Probe nur zwei Sätze: „Die Waffen im Kampfe gegen theologische Neuerungen und theologische Umstürzungsversuche können nur theologische sein, wenn anders sie etwas ausrichten sollen." „Siegreich bekämpfen und überwinden kann man eine schlechte und falsche Theologie einzig durch eine gute und richtige Theologie." Ausgezeichnet! Was S. 11 f. zu lesen steht, hätte mich beinah bewogen, den heutigen Artikel „Das Recht einer freien Theologie in der Kirche" ungedruckt zu lassen. Wenn viele unter den Gegnern so dächten, was für einen herrlichen Streit gäbe das! — Aber Eins bedaure ich: daß der Verfasser sich nicht genannt hat. In diesem Falle erhöht Anonymität sicher die Wirkung des Schriftchens nicht. R

Kleine Mitteilungen. Aus Mecklenburg kommt die erfreuliche Nachricht, daß der Disziplinarprozeß Schmaltz beim Oberen Kirchengericht mit Aufhebung des Konsistorialurteils und kostenloser Freisprechung geendet hat. Vgl. Nr. 2 d. J. R

Quittung

Auf die dringende Bitte in Nr. 21 Sp. 501: 20 Mk. von W H, Marburg; 10 von R B, Frankfurt a. M.; je 5 von A H in D; E J, Freiburg; 3 von K, Herzfelde; 2 von N N in T; 1 von F in E.

Für den Gustav-Adolf-Verein: 1 Mk. von N N, Hottenstein.

Für die evangelische Bewegung in Oesterreich: 58,50 Mk. von R, Heuersen; 40 von H D, Frankfurt a. M.; 20 von K M, Tübingen; 10 Vermächtnis von Frau B, Hamburg; 5 von Sch, Aweyden.

Für das notwendige Liebeswerk: 20 Mk. von C R, Goslar; 15 Vermächtnis von Frau B, Hamburg; je 10 von K M, Tübingen; aus dem Klingelbeutel in Hottenstein bei Barmen; vom Evangelischen Frauenverein in Zell i. Wiesenthal; 6 von A N, Herford; 5 von A, Gechingen; je 3 von H, Kirchheim; L, Wilmersdorf; je 2 von R, Eisenberg; G F, Nordhausen; H H, Riesa.

Für denselben Zweck gingen bei Herrn Pfarrer Stier in Alten bei Dessau ein: je 20 Mk. von P, Frankfurt a. M.; E, Kiel; je 10 von W, Biendorf; K, Oechlitz; L, Lünen; S in W; 6 von H, Wörbzig; je 5 von B, Gorenzen; v. D, Oberau; je 3 von H, Drosa; K, Homberg; B, Bremen; K, Lichtentann; Sch, Wundersleben; H, Waiblingen; Sch, Rummelsburg; H, Kiel; J, Kiel; E, Kiel; H, Kiel; H, Leipzig; 2,50 von R, Scheuder; 2 von Sch, Leipzig; 1,23 aus der Gemeinde Wundersleben.

Für den Allgemeinen Evangelisch Protestantischen Missionsverein (vergl. die Bitte in Nr. 25): von der Versammlung der Freunde der Christlichen Welt in Goslar wurden gezeichnet **1056** Mk. einmalige Beiträge und 267 Mk. Jahresbeiträge. — Außerdem gingen für diesen Zweck ein: 30 Mk. von R B, Frankfurt a. M.; 25 von K, Bretzenheim; je 20 von W H, Marburg; G R, Göttingen; je 10 von H B, Marburg; einer Freundin, Marburg; R H, Altenweddingen; 7 von Sch, Aweyden; je 5 von F, Tuttlingen; R B, Frankfurt a. M. (Jbtrg.).

Wir bitten um rasche Einsendung der noch außenstehenden 152 Mark der in Goslar gezeichneten einmaligen Beiträge.

Herzlichen Dank!

D H

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Montag 3. Juli 8 Uhr: Die Tagungen von Goslar und Hannover. (Pastor Siegert)

Leipzig. Dienstag 4. Juli 8 Uhr bei Kitzing und Helbig: Die Missionspflicht des Christen und der Allg. Evangel. Protestantische Missionsverein. (Schwen)

Lüttringhausen. Montag 3. Juli 5 Uhr Düringer Hof: Das neue Programm der Mittelpartei (Direktor Dr. Hintzmann-Elberfeld). — Gesinnungsgenossen, besonders auch aus dem Kreise der Nichtgeistlichen, sehr willkommen.

Plauen i. V. Mittwoch 5. Juli 1/2 5 Uhr Theaterrestaurant Oberstock: Das Christentum in Gerhard Hauptmanns Dramen. — Die Zeit der Zusammenkunft ist mit Rücksicht auf die auswärtigen Freunde gewählt, die hierdurch zu unsern Versammlungen herzlich eingeladen werden.

Versammlungskalender

17. 18.	Juli	Deutsch-evangelischer Kirchengesangstag Rothenburg a. T.
11.—14.	September	Gustav-Adolf-Verein Bromberg
25.—28.	„	Kongreß für Innere Mission Leipzig
26. 27.	„	Allg. Evang.-Prot. Missionsverein Eisenach

Neuer Verlag von Trowitzsch & Sohn, Berlin

Der Heilige Geist

Sein Wesen und die Art seines Wirkens

Erörtert von

K. F. Nösgen

D. theol., Konsistorialrat u. ord. Prof. d. Univ. Rostock

VI u. 259 Seit. gross. 8°. Preis 5 M. 50 Pf.

Der Verfasser ist der Meinung, dass die christliche Kirche gerade in der Gegenwart einer Vertiefung ihrer Erkenntnis in diesem Punkte ihres Glaubens vor allem bedarf.

Ein **Theologe** mit mehrjähriger Erfahrung im Unterricht sucht sofort Stellung als **Hauslehrer.** Anerbieten unter **N. S.** durch den Verlag.

Ins praktische Amt tretend suche ich einen Nachfolger für mich als **Hauslehrer** zum 1. September für 1 Quartaner und Vorschüler in einer Oberförsterei. Angenehme Stellung und Familienanschluß. Anerbietungen mit Gehaltsansprüchen unter **O. W.** an die Expedition des Blattes erbeten.

O. Winkler, cand. min.

Soeben wird ausgegeben das 8.—10. Tausend von

Dr. Foersters Jugendlehre

Ein Buch für Eltern Lehrer und Geistliche

Die Christliche Welt schreibt:

Es ist ein feines, gutes Buch, das einen klein macht und vorwärts bringt. Mit das Beste ist es, wie es das Wort Liebe so oft auf Urlaub schickt, um die Sache in ihrer energischen Schönheit zur Geltung zu bringen.

Preis broschiert M. 5.—, gebunden M. 6.—

Verlag von Georg Reimer Berlin W. 35

Töchter-Pensionat

von **Frau Dr. W. Nagel, Darmstadt,** Victoriaplatz 9

Allseitige wissenschaftliche, gesellschaftliche und häusliche Ausbildung. Vorzügliche Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin.

In den beiden Alumnaten des Badischen Pfarrvereins:

dem **Töchter-Alumnat Friedenstraße 8** und dem **Söhne-Alumnat Klauprechtstraße 35** in **Karlsruhe** können auf k. Herbst noch einige Schülerinnen bezw. Schüler aus gebildeten, evangelischen Familien in Pflege genommen werden. Pensionspreis sehr mäßig. Prospekte, sowie nähere Auskunft durch den **Vorstand des Badischen Pfarrvereins, Stadtpfarrer Ludwig in Baden-Baden.**

Chronik der Christlichen Welt

13. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Nr. 25. Ausland: Resolution des russischen Ministerkomitees über Glaubensduldung vom [17.] 30. April; Die Folgen der Glaubensfreiheit in Rußland; Die Märzmanifeste des Zaren.

Witwe, in Krankenpflege und Küche erfahren, 57 Jahre alt, gesund, gebildeten Standes, mit guten Empfehlungen, sucht sofort Stellung als Leiterin oder Hausbälterin in Sanatorium, christlicher Anstalt, Ferienkolonie oder dergl. durch Expedition d. Bl. unter **L. C.**

Für **Kirche, Schule** und **Familie** Musikinstrumente aller Art billigst direkt ab Fabrik

G. V. E. Wettengel

Markneukirchen i. S.

Bitte um Angabe, welches Instrument verlangt wird.

Wissenschaftliche Lehrerin evangelisch, sucht von Michaelis bis Ostern Aufnahme in gebildeter Familie zur **Ausbildung im Haushalt,** am liebsten in der Nähe Hannovers. Angebote unter **F. R. 145.** an die Geschäftsstelle dieses Blattes erbeten.

Ev. Fröbel-Seminar u. Erziehungsheim Cassel

Staatlich konzessioniertes **Kindergärtnerinnen-Seminar,** 1 1/2 jährige Kurse, für Töchter der gebildeten Stände. Näheres f. d. Broschüre „Die Arbeit im Fröbelseminar".

Für das Kuratorium

D. Pfeiffer, Generalsuperintendent

Zum Quartalswechsel

bitten wir um pünktliche Erneuerung des Abonnements. Auch erinnern wir daran, daß das Reisequartal besonders geeignet ist für eine treue Propaganda. Freiexemplare für Sommerfrischen, Kurhäuser, Hotels, deren Auflegen im Lesezimmer durch Freunde der Christlichen Welt gesichert wird, stehen gern zur Verfügung. Wir bitten um geeignete Adressen.

Ganz umsonst und portofrei kann sich Jeder von uns für entsprechenden Wert Waren erwerben

Mit Namen in Goldschrift 10 Pfg. mehr.

Man verlange neuesten Prachtkatalog mit 2500 Abbildungen nebst näherer Angabe ebenfalls gratis und franko. (Ohne Kaufzwang.)

Derselbe enthält grosse Auswahl in Taschenmessern, Rasirmessern, Rasirutensilien, Haarmaschinen, Tafelmessern u. Gabeln, Damen-, Haar- u. Schneiderscheeren, Reben- od. Gartenscheeren, Sensen, Gärtnermessern, Brot-, Schlacht-, Gemüse-, Hack- u. Wiegemessern, Uhren, Uhr- u. Halsketten, Broschen, Ringen, Portemonnaies, Pfeifen, Spazierstöcken, Ferrarohren, Feldstechern, Schuss- u. Stichwaffen, Musik-Instrumenten u. sonstigen Schmuck- u. Haushaltungsartikeln etc. Gleichzeitig offerieren wir, damit sich Jeder von der Güte und Qualität unserer Waren überzeugen kann Schliess- und zugleich Jagdmesser No. 582, echt Hirschhornheft mit Neusilberbeschlag genau wie Zeichnung für nur Mk. 1.60 franko. 8 Tage zur Probe. Besteller verpflichtet sich, den Betrag einzusenden oder das Messer zu retournieren. Mehr wie ein Stück nur gegen Nachnahme. Bitten genau auf unsere Firma zu achten.

Gebrüder Bell, Gräfrath 245 bei Solingen, Ältestes Fabrikversandhaus am Platze, gegründet 1876.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 27 — Marburg i. H., den 6. Juli — 1905

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Du Nirgendwo und Ueberall! Gedicht — Für die Heidenmission — Die Straßburger Reformation nach ihrer religiösen Eigenart und ihrer Bedeutung für den Gesamtprotestantismus. Schluß — Der Bruch zwischen Frankreich und dem Vatikan. 5. Zur Wiederanknüpfung — Lepsius und die Religionsgeschichtlichen Volksbücher — Verschiedenes: Der Simplizissimus und das evangelische Pfarrhaus — Anzeigen

Du Nirgendwo und Ueberall!

Ich hör dich nicht,
wie einen der zu meinen Häupten geht,
im Manneschritt.
Ich höre nichts von dir,
nicht einen leisen, fernen Laut.

Ich seh dich nicht.
Bei Tag und Nacht, ein ganzes Sehnsuchtsleben
späh ich, wohin ein Auge sieht,
und seh dich nicht,
nicht einen fernen Saum entschwinden.

Und dennoch, mitten durch mein Herz,
das dich mit Zittern und mit Jauchzen grüßt,
hast du wie Krieg, Gott, deinen Zug.
Und wieder dann, so nah, so lind!
Ich sage Du, so nah! Und flüstre kaum:
„Du!“
Du schaust mir aus den Augen
in die Welt.

Fritz Philippi

Für die Heidenmission

Die Gedanken über Heidenmission, die ich hier niederschreibe, sind schon seit lange mein. Mancherlei Erlebnisse der letzten Wochen veranlassen mich, sie vor unsern Lesern auszusprechen.

Ich bin ein entschiedner, begeisterter Freund des Missionswerks unter den Heiden. Alle prinzipiellen Bedenken, alle Herzenskühle, alle substantiierten Anklagen wider die Mission haben mich nicht irre machen können. Im Gegenteil, meine Liebe zur Mission wird zu meiner eignen Verwunderung, je älter ich werde, desto herzlicher, leidenschaftlicher.

Gebe ich mir Rechenschaft darüber, so ist es Ein Grundgedanke, der mich bestimmt. Unter Allem, was Christen aus ihrer Religion heraus unternehmen können, ist das Missionsunternehmen das idealste. Jede andre Betätigung christlichen Ernstes wird unterstützt durch eine Fülle sonstiger Motive. Im Familien- und Berufsleben, in der Geselligkeit und in allerlei Wohltun daheim muß sich unser Christentum bewähren; aber wer will sagen, wer möchte da auch nur darauf reflektieren, wo die Triebkraft der Religion als solcher einsetzt, wo sie mitzuwirken aufhört? Aber der Gedanke, das Evangelium zu fernen Heidenvölkern zu bringen, ist reine Religion. Es mögen ja auch hier begleitende Gründe sich einstellen wollen, und sie haben sich, weltgeschichtlich betrachtet, oft genug eingestellt. Paulus hatte doch keinerlei sonstige Nebenabsichten, als er den Heiden Christus brachte. Und ich denke, daß die Missionare von heut in ihrer großen Mehrheit auch von dem Gedanken *rein* erfüllt sind, den Heiden eben dies Eine zu bringen, Christus.

Ich möchte dabei nicht den Hauptton darauf legen, daß Christus das Eine ist, was den Heiden *nottut*. Ich zweifle ja daran nicht, daß er Heilandskraft, daß er Erlösung hat für Alle, und daß die Heiden das Beste entbehren, solange sie ihn nicht kennen und haben. Allein der Mangel der Heiden scheint mir kein zureichender Grund für das Missionswerk. Denn erstens waren wir nicht dort und kennen also diesen Mangel nicht aus Erfahrung. Soll ich ein Werk treiben, weil Andre mir sagen, daß es nötig sei? Die Zuverlässigkeit dieser Andern muß ich dann erst prüfen; bei der Prüfung werde ich merken, daß mancherlei Irrtum und Uebertreibung mit unterläuft. Lebt Jemand unter Heiden und wird durch den Schrecken über ihren Mangel zur Verkündigung des Heils getrieben, das ist etwas Andres. Aber in dieser Lage sind wir nicht, und sollen sie uns nicht mit Hilfe der Phantasie künstlich schaffen. Zweitens aber genügt die Vorstellung von einem Mangel, den die Heiden leiden, darum nicht, die Heidenmission zur zwingenden Aufgabe zu machen, weil es verwandte Mängel in der Christenheit auch gibt. Alle die ernsten Aufgaben, die ein offnes oder latentes Gesinnungsheidentum daheim uns stellt, erheben sich als große, riesengroße Hindernisse wider die Regung der Missionspflicht draußen. Es ist hier so viel zu tun; da kann keine Frage sein, wer mir der Nächste und wem ich der Nächste bin. Und wenn uns schon sonst soviel Menschliches und Allzumenschliches auf dem Heimatboden festhält, so bedarf es nur einer kurzen Ueberschau über diese augenscheinlich uns persönlich mehr angehenden Forderungen der näheren Umgebung, um den etwa einmal versehentlich aufflammenden Missionsenthusiasmus rasch zu ersticken.

Nein, dies Abwägen der Verpflichtung an die Heiden draußen oder an die Christen daheim kann wohl in einem späteren Stadium der Ueberlegung ernstlich in Betracht kommen, aber das rechte, siegreiche Missionsmotiv ist es nicht. Dies kann nur sein *die völlige Hingenommenheit von dem Heil, das man persönlich durch Christus erfahren hat*.

Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über. Gerne auch vor den Christen daheim. Darauf beruht das Predigtamt in der Gemeinde. Wer das begehrt, muß *Etwas* in sich haben von der Freude, ein Christ zu sein, muß *Etwas* zu sagen haben von der Wohltat, die uns durch Jesus widerfahren ist, oder meinetwegen — wenn ihm allerlei Vermittelungen verständlicher, greifbarer sind als der Mittler — von der Wohltat unsrer christlichen Religion. Aber wem das Herz recht voll davon ist, dem genügt das nicht. Die Leute in der Christenheit wissen schon viel zu viel von der frohen Botschaft. Wenn sie sich darüber nicht freuen: schlimm genug, es ist ihre Sache.

Aber draußen liegt die weite Heidenwelt mit ihren Völkermillionen. Da hineinspringen mit der neuen Kunde, wie ein kühner Schwimmer ins offene Meer! So sein Leben hingeben für das Evangelium! Aus dieser inneren Nötigung heraus, weil ihm die Judenwelt nicht genügte für sein Heil und seine Heilsbotschaft, ging einst Paulus zu den Heiden. Weil sein Glaube so groß war, sah er, der Jude, auch den Mangel bei den Griechen.

Gerade das völlig Ungewisse des Erfolgs gehört zur Vollkommenheit dieses religiösen Entschlusses. Was die Mission leiste, welche Aussichten sie habe, so fragt erst der bange gewordne, der ernüchterte Sinn. Haben wir Glauben, so fragen wir nicht nach Sicherheiten des Erfolges, wir gehen einfach ans Werk und erwarten, daß wir Berge versetzen. Geht es langsam vorwärts, so üben wir Geduld. Vielleicht ist die Geduldsmission immer die gesegnetste. Nicht jene, die geduldig zu Hause bleibt, hinter dem Ofen, sondern die in der fremden Menschenwelt draußen das Evangelium lebt, ruhig vertrauend, treu bis in den Tod, nicht sehend und doch glaubend.

Dies Wort: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!“ ist der Schlüssel zu dem Geheimnis der Anziehungskraft, die der Missionsgedanke auf fromme Gemüter immer wieder ausübt. Es adelt und ehrt die Dorfgemeinde im fernen Tal, daß sie ihre Beiträge alljährlich wieder hinaussendet an einen Ort, von dem sie nichts weiß, und zu Menschen, die sie nicht kennt, einzig erfüllt von der Idee, daß auch dort Alle Christen werden müssen. Es verklärt ihre eigne heimische Schwachheit, daß sie darin so viel Empfindung äußert für das, was sie vor andern Menschen voraushat. Und die rührenden Züge von Opferwilligkeit, die einem überall begegnen, wo für Heidenmission gesammelt wird, gehören einfach zum Bestande eines wirklich noch irgend lebendigen Christentums.

Ich kenne sehr gut auch die Kehrseite. Aber vielfach haben Christengemeinden, in denen dieser Missionssinn fehlt, eben nur die Kehrseite — und die erfreulichere Vorderseite fehlt. Wo aller Idealismus des Christenglaubens geschwunden ist, da wächst keine Missionsluft, aber da kann man von Christentum überhaupt nur mit großem Vorbehalt reden.

Kurz, der Missionsgedanke ist der reinste, erste, der in einem wirklich von Christus und seiner Wohltat erfüllten Herzen normalerweise auf das Empfangene antwortet. Und wo man ihm folgt, versäumt man Nichts. Es ist überaus kurzsichtig, wenn man meint, daß die Kräfte und Menschen, die in der Heidenmission sich verzehren, irgend der heimischen Christenheit verloren gingen. Alles vergilt die Heidenmission, und mit Zinsen. Die ganze Kirchengeschichte legt Ein Zeugnis davon ab, daß Ausbreitungsarbeit, wo sie irgend in apostolischem Geiste geschah, nur stärkend, aufklärend, gesundend auf die Menschenmassen zurückwirkte, die das Christentum als überkommenes Erbe besaßen. Die Kirchengeschichte lehrt weiter, daß Richtungen in der Christenheit, die den Ernst der Missionsaufgabe vor andern erkannten, dadurch Quellen der Kraft sich erschlossen, die den andern verborgen blieben. Das gilt selbst von den Jesuiten. Eine wirklich Mission treibende Kirche, eine wirklich Mission treibende Christenschaar bleibt ewig jung. Sie kann unermeßlich viel Fehler machen nach der oder jener Richtung hin, die Mission hält sie!

Wer mir bis hieher hat zustimmen können, wird nun einen betrübenden Schluß mitmachen müssen. Steht es so, daß die Heidenmission die eigentliche rein religiöse Frucht lebendiger Frömmigkeit ist: welch betrübendes Zeichen dann für den Theologenstand, daß er so wenig Missionare gestellt hat! Ich denke nur an die letzten zwei Jahrhunderte, seit den Anfängen der Hallischen und der Herrnhuter Mission, näher an das neunzehnte Jahrhundert. Warneck hat es ein Missionsjahrhundert genannt, und die Leistungen der Mission in dieser Zeit sind jeder Anerkennung wert. Aber wie wenige studierte Theologen hatten die Hand mit am Werk! Daheim, ja, bei Missionsfesten, da waren sie zur Stelle, mit ernsten und lieblichen Reden, aber draußen? Da überließen sie, ganz wenige Ausnahmen abgerechnet, die Freude der Verkündigung und Pflanzung des Heils — den Laien. Gott sei Dank! könnte einer

sagen, daß sie den Laien auch noch Etwas ließen! Daß draußen wenigstens Laien predigen durften nach Herzensluft! Aber schlichte Laien waren es doch auch wieder nicht, und wenn schon: wieso sind denn hier die Theologen so wenig eifersüchtig, wieso ist es ihnen fast selbstverständlich, daß in der Heidenwelt halbausgebildete Laien die geeigneten Prediger sind, wieso liefert jeder bürgerliche Stand eine größere Menge Missionare als der Stand der studierten Theologen? Diese Tatsache wirft kein gutes Licht auf den Glaubenseifer der Theologen durch zwei Jahrhunderte. Und zwar trifft der Vorwurf auch die sogenannten gläubigen Fakultäten. Denn die hätten doch, sollte man meinen, recht eigentlich die Herde sein müssen, von denen das Feuer in die Heidenwelt ausströmte. Heute sind etwa zwei Dutzend deutsche Theologen alles in allem draußen im Missionsdienst; wenn darunter sechs „liberale“ sich befinden, so ist das für die „liberalen“ Fakultäten kein schlechtes Verhältnis.

Ich sage das gar nicht, um anzuklagen, sondern nur, um die Tatsache, auf die mirs ankommt, klar zu beleuchten. Auch unsre Missionsvereine, Missionskonferenzen u. s. w. kennen ja diesen wunden Punkt. Bodelschwingh hat erst neulich wieder kräftig den Finger darauf gelegt, vor der Kösener Gemeinschaftskonferenz, wer weiß zum wievielten Male.*) Ich will ja nur in dasselbe Horn stoßen, vielleicht daß es doch Jemand hört.

Unsre moderne Theologie taugt nichts, wenn sie nicht auch ihrerseits Missionare stellt. Natürlich handelt es sich nicht darum, moderne Theologie zu den Heiden zu bringen. Es handelt sich um den Beweis, daß die, die sich zur modernen Theologie bekennen, Glauben haben. Es handelt sich darum, daß in ihrer Schule so viel Ergriffenheit sei von den Wegen Gottes mit uns durch Jesus, daß Etliche gar nicht anders können als hinausgehn ans fernste Ende der Welt und dort diesen Jesus predigen. Ich meine, der Augenblick ist da, wo man das unsern jungen Theologen von heute sagen darf und muß, mit der Hoffnung, Eindruck dadurch zu machen.

Die kritische Theologie ist auf einem gewissen Punkt der Sättigung angekommen. Nicht, daß sie überall vor Ergebnissen stünde. In der Wissenschaft ist die Menge der Probleme unendlich. Auch die schon fast vollendete Arbeit wird täglich von neuem angefangen wie das Gewand der Penelope. Aber eine gewisse Ermüdung über dem gelehrten Betrieb tritt ein bei Manchen. Und die Sehnsucht nach Praxis, nach Handeln aus der im Studium erstarkten Kraft des Glaubens heraus kommt über die Gemüter. Auch scheint die sogenannte religionsgeschichtliche Richtung wie die letzte Strecke eines bestimmten Weges, der zurückgelegt werden mußte, zurück gelegt werden muß; gewiß warten am Ziele neue Aufgaben, vielleicht auch muß der Weg noch einmal gemacht werden, wer weiß es: aber man hat das Gefühl von Schranken, die sich in der Ferne zeigen. Was Wunder, daß der Geist darin ein wenig zur Ruhe kommt und die Aufgaben des Lebens ganz anders anfangen gehört zu werden. Die plötzlich auch bei den Gelehrten hoffähig gewordne, mit Einem Mal von allen Seiten her betriebene Popularisierung der Theologie ist nur ein Symptom für die Wandlung der inneren Lage. Die Wandlung muß der Mission zu gute kommen.

Auch daß nun gerade im Namen der „Religionsgeschichte“ die historisch-kritische Theologie ihre letzten Konsequenzen zieht, wird für die Mission unter den Heiden von Nutzen sein. Viele empfinden heut nur das Verneinende und Lähmende dieser Studien. Ueberall, wo die Kritik hinkommt, reißt sie erst nieder. Aber das Bleibende bleibt. Der Blick erweitert sich nur, bekommt andere Maße, und nachdem er sich an die neuen Entfernungen gewöhnt hat, sieht er wieder feste Größen und klare Verhältnisse. Es ist ein arger Kleinglaube, eine kindliche Ungeduld, wenn man gerade in Missionskreisen von diesen Studien und ihrer Propaganda besondre Gefahr fürchtet. Gerade sie müßten ein beruhigendes Zeugnis ablegen aus der Erfahrung ihrer Arbeit heraus.

Das Alles wird gut gehn für die Heidenmission. Vielleicht werden auch neue Methoden des Werkes draußen aufkommen,

*) Vergl. Die Reformation Nr. 26.

erprobt werden und zum Teil sich durchsetzen. Ohne Theologen aber von gründlichster Bildung wird es nicht gehen. In Japan, China, Indien sicher nicht, unter den Muhammedanern auch nicht. Es muß dahin kommen, daß unsre besten Theologen zu den Heiden gehen.

Wenn es dahin kommen soll, muß das Philistertum in unsern heimischen Kirchen aufhören. Weil es aber nicht von selbst aufhört, muß es bekämpft werden. Hierzu können und sollen die regen Christen aller Richtungen sich die Hand reichen. Irre ich nicht, so tun sie das schon. Mitten im Streit miteinander arbeiten sie für Ein Ziel. Jenes Philistertum muß bekämpft werden, das in seiner Sattheit, Trägheit und Selbstgefälligkeit vor Nichts mehr sich bekreuzigt als vor der Heidenmission. Das für dies reinste Werk der Christenheit nur Nickel opfert, wo es Beides bringen müßte, Silber und Gold. Das mit blöden Augen, wenn es hoch kommt, gelegentlich einmal hinschaut auf das ungeheure Geisteesschlachtfeld der Religionen und dann wieder in sein kurzatmiges Alltagsgetriebe zurücksinkt, sich die lungenweitende und herzstärkende Arbeit draußen nicht gönnend. Auch die Kirchturmspolitik unsrer Kirchen muß sich wandeln, die keine Kandidaten hergeben wollen, weil sie zu Hause gebraucht werden. Nicht einmal für Oestreich will es mehr zureichen. Man sende sie nur aus, die jungen Leute, nach Oestreich oder nach China, wenn anders sie tüchtig sind, und glaube an den Segen der Sendung. Trotz des drohenden Theologenmangels. Noch droht er mehr als daß er dawäre, aber wenn er kommt, so müssen wir uns lieber daheim mit Wenigeren behelfen, als daß die Arbeit draußen Schaden leide.*) Und endlich muß des Banausentums weniger werden bei unsern Theologie Studierenden selbst. Der enge Blick auf den vorgezeichneten Studiengang muß dem weiten Aufblick zu den höchsten und fernsten Zielen weichen. Mit der Möglichkeit, zeitlebens fern vom Vaterland unter schwarzen oder gelben Heiden zu leben, müßte Jeder rechnen. Nicht als ob er das Elend dort, das auf ihn und seine Freudenbotschaft wartet, kennte: er kennt es ja nicht. Sondern sein Glaube muß ihm sagen, daß das Christentum, dem er dienen will, eine so große weltweite Sache ist, daß er schlechterdings nicht wissen kann, wo sein Gott ihn einmal verbraucht. In dieser Erwartung kann er getrost seine Studien vollenden, denn so jung, wie man auf der Universität zu sein pflegt, kann man ja doch nicht zu den Heiden; so ists zur Entscheidung nach vollendetem Triennium noch früh genug.

Man kann solche Gedanken nicht öffentlich vortragen, ohne daß man der Frage gewärtig sein muß: Warum bist denn du nicht bei den Heiden? Nun, heute, wo mich diese Sache bewegt, bin ich zu alt geworden für das Werk. Und einst, als ich jünger war, kam mir der Gedanke nicht. Es ist, obwohl ich doch in guter Kirchenluft herangewachsen bin, die Möglichkeit, daß auch ich eine Verpflichtung haben könne unter die Heiden zu gehn, niemals an mich herangebracht worden. „Es hat mich Niemand gedinget." Denn der Appell der Missionsfeste machts wahrlich nicht. Die habe ich als Student mitgefeiert und habe als Pastor selber welche abgehalten: davon habe ich einige Erinnerungen, zu denen ich mit Vergnügen zurückkehre, aber ans Gewissen ist mir all das nicht gegangen. Es muß wohl anders kommen, damit einem die Missionssache Gewissenssache wird. Gebe ich mir Rechenschaft davon, so verdanke ich die Liebe, die ich heute zur Mission habe, in erster Linie Missionaren, die ich kennen lernte. Sodann dem Wandel der Weltgeschichte, den ich erlebte. Endlich der theologischen Wissenschaft.]

*) Man sollte über den Mangel an Pfarrern, der zu erwarten steht, nicht so viel jammern. Man sollte nicht so viel schwarze Gründe ausgraben, ihn zu erklären. Man vermehrt ihn ja nur dadurch. Dies Studium ist viel zu interessant und dieser Beruf viel zu schön, daß sich nicht immer junge Leute dafür finden sollten. Und die Zeiten geringen Zudrangs pflegen nicht die schlechtesten zu sein in der Qualität. Darum darf man aber auch nicht müde werden, gerade unsern jungen Theologen von heute Großes zuzumuten. Und die Kirchenbehörden dürfen da nicht hindern. Eine bequeme Verwaltung ihres Bezirks darf ihnen nicht höher stehen als die Interessen des Reiches Gottes.

Ich schrieb aber diese Zeilen, um unsern Lesern und Leserinnen das Gewissen zu wecken, insbesondre auch unsern jungen Theologen. Lebendiges Christentum kann nicht anders, es muß unter die Heiden. Wo der Glaube diese ihm natürliche Expansionskraft nicht entwickelt, geht er ein. Ich denke, es ist eben die rechte Zeit, daß wir uns darauf besinnen. Ich glaube an die Zukunft der Heidenmission. R

Die Straßburger Reformation nach ihrer religiösen Eigenart und ihrer Bedeutung für den Gesamtprotestantismus

5. Von Zwinglis Tod bis zur Wittenberger Konkordie (Schluß)

Schon aber waren Anzeichen dafür vorhanden, daß infolge kaiserlicher Lockungen das sächsische Gewissen wieder in Verengerung begriffen war und daß der Kurfürst am liebsten den Schmalkaldischen Bund sich hätte auflösen lassen. Die Straßburger setzten Alles daran, ihn zu erhalten. Bucer aber sah, daß er erst dann gesichert sein würde, wenn man ihn auf das feste Fundament einer wirklichen Einigung mit Luther in der Abendmahlsfrage stellen könnte. Und Bucer setzte nun einige Jahre seines Lebens daran, diese Einigung zu stande zu bringen. Die denkbar undankbarste Aufgabe, die eine schier unmögliche Selbstverleugnung erforderte! Denn bei seinen Verhandlungen mit Luther auf der Koburg hatte Bucer sofort gesehen, daß Luther bei seiner dämonischen Natur weder durch Gründe je von seiner Ansicht um ein Jota würde abzubringen sein, noch auch einer andern Ansicht neben der seinigen die Daseinsberechtigung zugestehen werde; daß mithin eine Einigung nur möglich sein werde, wenn es den Oberdeutschen gelänge, die eigene Ansicht mit Lutherschen Ausdrücken wiederzugeben und in eine Formel zu gießen, in der Luther seine eigne Ansicht ausgesprochen fände. Und so sehen wir nun Bucer mit diplomatischer Kunst Kompromißformeln schmieden und als „Fanatiker der Eintracht" in zahllosen Reisen und Verhandlungen die oberdeutschen Theologen für seinen Plan erwärmen. Endlich gelingt das Werk. Zu Wittenberg wird im Jahre 1536 die Konkordie geschlossen, und Luther reicht den süddeutschen Theologen als seinen lieben Brüdern in Christo die Hand. Wieder braucht es weitschichtiger und nicht überall erfolgreicher Verhandlungen, um die oberdeutschen Städte nach Straßburgs Vorgang zur offiziellen Annahme der Konkordie zu bewegen. Wieder sucht Bucer wie fünf Jahre zuvor die Schweizer für seine Unionsformel zu gewinnen, wieder mit demselben negativen Erfolg.

Was war damit gewonnen? Zunächst ein Großes: auf der Grundlage dieser Konkordie wird der gerade damals seine Glanzzeit erlebende Schmalkaldische Bund auf breiterer Grundlage erneuert. Das hat jedenfalls mitgeholfen, die von seiten des Kaisers drohende Katastrophe so weit hinauszuschieben, daß der deutsche Protestantismus, inzwischen weiter verbreitet und innerlich verfestigt, sie zu überstehn vermochte.

Aber wie teuer war dieser Gewinn erkauft! Man hatte jetzt für das Abendmahl — und für die Taufe — eine auf Schrauben gestellte Formel, die ganz und gar Lutherischen Klang hatte. Nur dem subtilen Theologen konnte es klar werden, daß man sie auch im Sinne eines rein geistigen Genusses verstehn konnte. Noch mehr: während die Lutheraner fort und fort ihre Anschauung in vollster Plerophorie vertraten, durfte man, um Luther nicht zu reizen, die eigne nur mit größter Behutsamkeit, nur in Lutherischen Formeln und niemals im Gegensatze zu Luther geltend machen. Das heißt, man hatte sich selber die Hände gebunden. Die breitern Volksschichten, denen man zudem immer betonte, man sei nun mit Luther vollkommen eins, konnten nicht anders als glauben, es gelte nun die Luthersche Sakramentsauffassung, und damit überhaupt die Luthersche Lehre.

Damit verschwindet mehr und mehr der für Straßburg

einst so bedeutende Zwinglische Einschlag. Immer stärker wird der altkirchlich-lutherische Sakramentsgedanke betont. In den Gottesdienstordnungen „strahlen Taufe und Abendmahl wieder in dem vollen Glanze sakramentlicher Handlungen." Die Katechismen kehren ihre polemische Spitze gegen die Ansicht, daß die Sakramente „leere Zeichen" seien, also gegen Zwingli. Um der Konkordie willen verschwinden in den Straßburger Gesangbüchern, die alle Lieder des Wittenberger Reformators enthalten, die ebenbürtigen Lieder der Konstanzer, weil diese der dogmatischen Einigung nicht beigetreten waren. Um der Konkordie willen tilgt Bucer in der Neuauflage seiner großen Kommentarwerke nicht bloß sorgfältig alle früheren polemischen Aeußerungen gegen Luthers Lehre von der leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahl, er nimmt auch noch in ausdrücklichen Retraktationen diejenigen seiner Ausführungen zurück, die streng Zwinglischen Geist geatmet hatten.

Und so muß man das Urteil fällen: das Konkordienwerk von 1536 ist der kirchliche Wendepunkt der Straßburger Entwicklung, hervorgerufen durch den mit Zwinglis Tod gegebenen politischen und kirchenpolitischen Wendepunkt. Die Konkordie bedeutet den Beginn der Lutheranisierung der Straßburger Kirche. Daß in Straßburg das Luthertum zur Herrschaft gelangt ist, daran ist nicht Marbach und nicht Poppus schuld; sie sind beide nur Einzelglieder in einer umfassenderen Entwicklungsreihe, die Bucer selbst einleitet.

Bucer ist der Konkordie halber hoch gerühmt und hart angefochten worden. Und gewiß, es ist peinlich zu sehen, wie ein Mann von seiner Bedeutung nicht bloß Zeit und Ruhe, sondern Ruf und alte Freundschaften für die Verwirklichung eines Planes einsetzt, der nur unter praktischer Verleugnung der eignen Ansicht zu verwirklichen war. Und wieder ist es psychologisch begreiflich, daß in Bucer der Diplomat nicht nur bewußt, sondern auch unbewußt über den Theologen Meister geworden ist: ist doch seine Abendmahlslehre durch immer weitere Annäherung an die Lutherische schließlich völlig unklar und schillernd geworden. Man wird milder urteilen, wenn man die Zwangslage bedenkt, in die ihn Luthers und der Sachsen Art einerseits und andrerseits die gemessene Erklärung der Straßburger Stadtherren versetzt hatte, „man sei nicht gewillt, sich um des einen Artikels vom Abendmahl willen von den Sachsen zu trennen." Auch ist die Frage berechtigt, ob die nunmehr Bucer verdächtigenden Schweizer ebenso fest geblieben wären, wenn sie statt der verhältnismäßig geschützten Eidgenossenschaft dem Reiche zugehört hätten. Uebersehen aber wird gewöhnlich, daß das Odium dieser Angelegenheit letztlich nicht auf Bucer, sondern auf Luther zurückfällt. Er hat dadurch, daß er die Zustimmung zu seiner Abendmahlslehre zur Bedingung der Anerkennung der Christlichkeit machte, die Straßburger und Süddeutschen gezwungen, ihrer Existenz wegen dieses Joch auf sich zu nehmen. Er hat mehr verleugnet als Bucer: seinen eignen evangelischen Glaubensbegriff.

6. Straßburgs Macht und ihr Niedergang

Fürs erste folgt auf die Wittenberger Konkordie ein glänzendes Jahrzehnt, in dem, mit durch die Konkordie, Straßburg auf der vollen Höhe seines Ansehens steht. Denn in demselben Maße, in dem der alternde durch Krankheit verdüsterte Luther, den jetzt schwebenden Fragen seiner innersten Natur nach fremd, in den Hintergrund tritt, wird in diesem Zeitalter kirchenpolitischer Handlungen und Verhandlungen in noch höherem Maße als der unpolitischere Melanchthon Bucer der Mann der Lage und der weithin anerkannte Führer des deutschen Protestantismus.

Eben jetzt wird ja Bucer durch einen äußerst regen intimen Briefwechsel der erste politische und kirchliche Berater des Landgrafen Philipp und, von diesem berufen, durch Gewinnung der täuferischen Führer und Einführung einer festen Zucht- und Aeltestenordnung der zweite Reformator des Hessenlandes. Wieder ist es Bucer, der, von dem evangelisch gewordenen Kurfürst-Erzbischof Hermann von Wied berufen, längere Zeit in Bonn wirkt und an dem Kölner Reformationsentwurf den Hauptanteil hat. Bis aus dem fernen Hamburg begehrt man in kirchlich-politischen Kämpfen seine Hilfe. Längst hat auch Bucer sein Augenmerk auf das Ausland gerichtet. Er steht in geheimer Verbindung mit der evangelischen Partei in Frankreich; er tritt in bedeutungsvolle Beziehungen zu Erzbischof Cranmer, dem Führer der englischen Reformbewegung, überall mit dem Doppelbestreben, das Evangelium zu verbreiten und die Lage zu Gunsten des Protestantismus politisch auszunützen.

Und als die kaiserliche Regierung, Friedensabsichten heuchelnd, die religiöse Frage durch Veranstaltung von Religionsgesprächen lösen zu wollen vorgibt, da ist es wieder Bucer, den man zu Worms und Regensburg an erster Stelle heranzieht. Mit Eifer läßt sich auch Bucer in diese Verhandlungen ein, die seiner Meisterschaft in theologischer Turnierkunst ein günstiges Feld bieten. Seine Rechnung freilich ist dabei eine ganz andre: er will das Licht des Evangeliums nicht durch Kompromisse unter den Scheffel stellen lassen, es vielmehr erst recht auf den Leuchter stellen, indem er durch offene Darlegung der evangelischen Grundsätze, verbunden mit dem Nachweis ihrer Uebereinstimmung mit den Lehren der alten Kirche, weitre Fürsten des Reichs für das Evangelium zu gewinnen hofft, eine Hoffnung, die nicht ganz getrogen hat.

Mehr und mehr aber sehen die Straßburger von ihrer hohen Warte eine schwarze Wolke heraufziehen und immer drohender sich ballen. Sie heißt Religionskrieg. Eine entschlossene und zielsichere Haltung der protestantischen Verbündeten hätte der Gefahr Trotz bieten können. Sturm und Bucer wiesen dazu die Wege, ratend, mahnend, drängend. Vergebens. Die protestantischen Fürsten, unter sich uneins, sind von der kaiserlichen Politik betört, der Landgraf gänzlich von ihr umgarnt. Gegen Straßburgs Rat leisten sie dem Kaiser Heeresfolge gegen Türken und Franzosen, ohne die Gewährung der Religionsfreiheit zur Bedingung dieser Hilfeleistung zu machen; bleiben dagegen untätig, als der Kaiser Jülich vergewaltigt, Kurfürst Hermann von Köln zur Abdankung zwingt und damit die Evangelisierung des Niederrheins mit Gewalt verhindert. Immer trüber lauten Sturms Berichte von den protestantischen Tagungen, auch der helle Zorn schlägt wohl einmal durch; und aus Bucers berühmtem Brief an Bullinger, der in wuchtiger Prägnanz die Lage schildert, spricht die verhaltene Leidenschaft des Patrioten, der an seinem Vaterlande verzweifelt, der nagende Kummer des Reformators, der sein Lebenswerk bedroht sieht.

So bricht das Verhängnis herein. Herbst 1546 liegt Süddeutschland, Frühjahr 47 Mitteldeutschland dem Kaiser zu Füßen. Straßburg ist so klug, sich zu ergeben, unter unerwartet günstigen Bedingungen. Dem Kaiser, der den deutschen Protestanten das Interim, einen Katholizismus mit Laienkelch und Priesterehe, aufzwingen will, liegt nunmehr Alles daran, diese kaiserliche Religion durch Berufung auf Bucer den Protestanten annehmbar erscheinen zu lassen. Jetzt aber beweist der um sein Vermittlungsstreben vielgescholtene Bucer unbeugsame evangelische Mannhaftigkeit. Nicht nur, daß in Augsburg weder Versprechungen noch Drohungen ihm die Zustimmung zum Interim abgewinnen können; er fühlt sich sogar, der politischen Zwangslage nicht achtend, in seinem Gewissen verpflichtet, in Straßburg das Interim als gottlosen Greuel leidenschaftlich zu bekämpfen. Und so sieht sich im Frühjahr 49 der Magistrat, in schwerstem Konflikt zwischen den Forderungen des Glaubens, der Dankbarkeit und der Politik, gezwungen, um des Kaisers Ungnade zu entgehen, Bucer zu beurlauben. In England ehrenvoll aufgenommen, stirbt er nach zwei Jahren als Professor in Cambridge. Im Jahre vor Bucers Entlassung stirbt Zell — Capito war längst tot —, 1552 stirbt Hedio, das Jahr darauf Jakob Sturm, nachdem er eben erst durch meisterhafte Diplomatie das Fortbestehen evangelischen Gottesdienstes in Straßburg gesichert.

Straßburgs große Zeit ist damit um. Die Kapitulation vom Jahre 1546, ein Schlag, den die Stadt nie mehr ganz verwunden, hat ihrer großen Politik ein plötzliches Ende bereitet. Und nun die große Generation ins Grab gesunken, wirkt die Konkordie sich aus, der Standpunkt eines Capito, eines Bucer wird rasch verlassen, das strenge Luthertum gelangt

zur Herrschaft. Nur die schlichteren Formen des Gottesdienstes und die etwas größere verfassungsmäßige Selbständigkeit der Gemeinden in Straßburg und seiner Einflußsphäre zeigen, daß hier einst ein andrer Geist geherrscht. Ungerecht freilich wäre es, die Kleinlichkeit und vielfache Gehässigkeit der nun folgenden Periode dem Luthertum allein zur Last legen zu wollen: es ist der unausweichliche Gegensatz eines unfreien Epigonenzeitalters zu einer vorangehenden großen und schöpferischen Zeit, die in der Enge des Horizonts und der konfessionellen Exklusivität zu Tage tritt.

7. Straßburgs Erbe: der Calvinismus

Die Geistesarbeit der Straßburger Reformatoren ist darum nicht untergegangen. Aus ihrer Heimat verdrängt, ist sie auf fremdem Boden erst zu umfassender Gestaltung und Wirkung gekommen. Zu eben der Zeit, da Straßburgs Größe zur Neige geht, ersteht durch Calvins Wirken Genf als neuer Mittelpunkt der reformatorischen Bewegung. Calvin aber hatte drei bedeutungsvolle Jahre als Prediger der französischen Fremdengemeinde in Straßburg zugebracht, nachdem er sich schon zuvor an Bucers lateinischen Schriften hauptsächlich gebildet hatte. Die neuesten Forschungen erst haben gezeigt, in wie weitgehendem Maße Calvin von Straßburgs kirchlichen Einrichtungen und von Bucers Theologie beeinflußt ist.

Diese Abhängigkeit zeigt sich am schlagendsten darin, daß die von Calvin in Genf eingeführte Gottesdienstordnung, von geringen Aenderungen abgesehen, die ins Französische übertragene Straßburgische Ordnung ist. Gerade auch ihr berühmtestes Stück, das den Gottesdienst einleitende Sündenbekenntnis, einst als Perle der liturgischen Schöpfungen Calvins gepriesen, ist lediglich die Uebersetzung der Straßburger „Offenen Schuld". Der Psalmengesang im Gottesdienste, durch dessen Pflege und Schätzung sich das sonst so puritanische Genf von Zürich unterscheidet, ist Straßburgisches Erbe. Das fast völlige Verblassen des Kirchenjahres findet sich ebenso in dem damaligen Straßburg. Die Verfassung anlangend, ist Genfs Vénérable Compagnie die Parallele zum Straßburger Kirchenkonvent, und in der Ausgestaltung des Aeltestenamtes kehrt in verstärktem Maße das wieder, was Bucer in Straßburg und in Hessen aus den Kirchenpflegern und Senioren gemacht hatte, oder hatte machen wollen. Zumal auch die geregelte Kirchenzucht, die den Nerv des Calvinschen Kirchentums bildet, hatte keinen wärmeren Befürworter gehabt als Bucer.

Und wie Bucer in der wissenschaftlichen Schriftauslegung der wichtigste Vorgänger Calvins gewesen, so ist Calvins Theologie in allen wichtigsten Bestandteilen bei Bucer vorgebildet; während allerdings die Frage, inwiefern der spätere Bucer hinwiederum durch Calvin beeinflußt ist, erst noch der Untersuchung bedarf. Grade die beiden Zentren von Calvins System, die Rechtfertigungslehre als das Lutherische Erbgut einerseits, die Prädestinationslehre andrerseits, finden sich in gleichem Nebeneinander bei Bucer. Er hat die Theorie von der doppelten Prädestination schließlich fast in derselben Schärfe vorgetragen und in derselben Weise auf die Ehre Gottes gegründet wie Calvin. In der Auffassung der Kirche als der Gemeinschaft der Erwählten, in der theokratischen Auffassung des Staates, in der Wertung der Schrift als des Gesetzes Gottes, in der Hochschätzung des Alten Testaments, hier überall ist Bucer Calvins Vorgänger. Vor allem aber: Calvins Abendmahlslehre ist die Lehre Bucers in schärferer und reinerer Fassung. Es ist in Wirklichkeit Bucers Abendmahlslehre, welche durch Calvin in der halben protestantischen Welt zur Herrschaft gelangt ist.

Bei aller Aehnlichkeit aber welche Verschiedenheit! Bucer ein Mann der ersten schöpferischen Generation, Alles bei ihm werdend, wachsend, unter allerhand Einflüssen sich umgestaltend. Bei Calvin Alles sofort fertig und fest, und darum in seinem tiefsten Kerne nicht ein Selbsterkämpftes, sondern ein Uebernommenes; aber allerdings die Festigkeit ist die eines scharfgeschliffenen Krystalls von reinster Klarheit. Denn erst Calvin hat mit seiner sprachlichen Meisterschaft und logischen Schärfe unter Ausmerzung aller Vermittelungen Bucers Gedanken ihre scharfgeschnittene Prägung gegeben. Und erst Calvin, auch auf geistigem Gebiete der große Organisator, hat die Kraft besessen, die durch Bucer vermittelten Gedanken der deutschen Reformation zu einem einheitlichen und umfassenden System zusammenzuschließen. Bucer hat die Bausteine geliefert, Calvin hat mit ihnen den Bau errichtet, nachdem er sie scharfkantig zubehauen. Dies auch der innere Grund, warum Bucers Theologie in Straßburg sich nicht zu behaupten vermocht hat.

Auch die Gesamtstimmung, die Calvins Christentum kennzeichnet, ist doch eine andre. Calvin der Romane, der Sohn der lateinischen Nationen, die stets das Bestreben gezeigt haben, die freie Sittlichkeit des Evangeliums in eine geregelte Disziplin umzusetzen, Calvin der Jurist, das gesetzgeberische Genie für alle Zweige der Genfer Verwaltung, Calvin die Herrschernatur von unbarmherziger Folgerichtigkeit, deren eiserner Wille das Gemütsleben niedergezwungen hat, ist ein Kirchenmann ganz andern Schlages als Bucer. Was dieser furchtbare Mann, der lieber strafte als vergab, aufrichtete, als er nach Bucerschem Ideale seine Kirche auf eine feste Zuchtordnung gründete, wurde vielfach eine kirchenbehördliche Zwangserziehung zur Sittlichkeit unter reichlicher Zuhilfenahme der Strafgewalt des Staates, eine neue Art kirchlicher Inquisition, der das ganze Leben des Einzelnen rettungslos anheimfällt.

Aber allerdings, dieser Calvinismus mit seiner Straffheit, seinem furchtbaren Ernst in Lehre und Leben, er ward die strenge Schule, die die Völker zur Sittlichkeit erzogen, er hat den Protestantismus eroberungsfähig, wehrhaft, heldenhaft gemacht. Das reformierte Christentum, das sich über die Schweiz hinaus in Frankreich, den Niederlanden, Schottland verbreitet, ist calvinisches Christentum. In den nunmehr für die Welt vorbildlich werdenden Genfer Einrichtungen aber wirkt Straßburgs Vorbild fort; und Bucer mit seinen Genossen ist eben darum so bald vergessen, weil er in Calvin auf- und untergegangen ist. In Calvins Christentum und Kirchentum lebt und wirkt die Straßburger Reformation unsichtbar weiter. Darin besteht zuletzt und zuhöchst die Bedeutung Straßburgs für die Gesamtentwicklung des europäischen Protestantismus.

Gustav Anrich

Der Bruch zwischen Frankreich und dem Vatikan

5. Zur Wiederanknüpfung*)

Als im vergangenen Dezember in der französischen Kammer das Kultusbudget — wohl zum letztenmal — zur Debatte stand, schloß der Deputierte Abbé Gayraud seine Rede mit den Worten eines christlichen Philosophen, der 1864 in der Revue Contemporaine geschrieben hatte: Celui qui porte une main téméraire sur les croyances de l'humanité, rencontre sa punition dans l'insuccès. „Dieser christliche Philosoph" — erklärte Abbé Gayraud unter dem Gelächter der Rechten — „war ein junger Kleriker und hieß Emil Combes." Gayraud hat in dem Sturz Combes' eine rasche Genugtuung gefunden. Denn war dieser direkt eine Folge des (übrigens den Klerikalen abgelernten) Angeberunwesens im Heer und in allen Zweigen der Verwaltung, so hat doch auch das tiefe Mißbehagen über das Regierungsprojekt für die Trennung von Kirche und Staat, das bis weit in die Reihen der Radikalen hinein sich festgesetzt hatte, zur politischen Isolierung Combes' beigetragen. Man war in Besorgnis, ob die Hand, die zu einem Schlag gegen die katholische Kirche ausholte, nicht auch eines Attentats gegen die Freiheit des Gewissens und der religiösen Ueberzeugung fähig wäre. Zumal, da die radikalen Ultras im Bloc keinen Hehl daraus machten, daß sie diesen Erfolg von der Trennung erwarteten. Ist doch für sie nach dem Wort des

*) Nachdem wir in Nr. 1 bis 4 dieses Jahrgangs vier Artikel über den Gegenstand gebracht hatten, brachen wir die Reihe ab, weil die politische Arbeit in Paris so lebhaft einsetzte, daß Niemand wissen konnte, was die nächste Zukunft bringen würde. Nun ein Ruhepunkt erreicht ist, wird die Artikelreihe nach ihrem ursprünglichen Programm fortgeführt. D H

sozialistischen Deputierten Allard die christliche Religion eine Pest, deren Verheerungen im menschlichen Geist nur mit denen des Alkoholismus verglichen werden können.

Am 9. Februar ging der Kammer das Trennungsprojekt des neuen Kabinets mit der Unterschrift des Kultministers Bienvenu-Martin zu. Kein Zweifel, daß es einen viel liberaleren Geist atmet als der Combessche Entwurf. Aber auch dieses Projekt kann nicht verleugnen, daß es sich um eine Gesetzgebung ab irato handelt, die einseitig darauf bedacht ist, dem Staat zu geben, was des Staates ist, und darüber vergißt, daß eine dauernde Lösung des Konfliktes nur gefunden werden kann, wenn auch die Kirchen mit ihren historischen und rechtlichen Ansprüchen nicht zu kurz kommen. Trotz der sichtlichen Tendenz dieses Entwurfes, den Kirchen gegenüber mehr Billigkeit walten zu lassen, hätte auch er trotz den von der Kommission vorgenommenen Retouchierungen im Fall einer Verabschiedung durch Kammer und Senat von den Kirchen als ein schwerer Schlag empfunden werden müssen. Und zwar von allen Kirchen. Schon wegen der finanziellen Folgen, wie sie durch den Wegfall des Kultusbudgets, durch die eventuelle Entziehung der Kirchengebäude und durch die beschränkenden Bestimmungen über die künftigen Vermögensverhältnisse der religiösen Korporationen bedingt sind.

Die nächste Konsequenz der Trennung ist der Wegfall des Kultusbudgets. Darin ist der Entwurf des Kabinets Rouvier mit allen früheren einig. Diese Konsequenz gilt so sehr als der charakteristische Akt der Trennung, daß sie von Freund und Feind als selbstverständlich angesehen wird. Niemand denkt daran, daß von den 40 Millionen des Kultusbudgets für die Katholiken, von den $1^1/_2$ Millionen für die Protestanten — außer den bescheidenen Pensionen für die Uebergangszeit — auch nur ein Sou zu retten sein wird. Wohl hat sich einst die Revolution bei der Einziehung der Kirchengüter zur dauernden Uebernahme der Kultuskosten verpflichtet. Am 2. November 1789 hat die konstituierende Versammlung nach einer großen Rede Mirabeaus mit 568 gegen 346 Stimmen beschlossen: Die Güter des Klerus fallen an die Nation zurück, die sich verpflichtet, für die Kosten des Kultus, für den Unterhalt der Geistlichen und für die Unterstützung der Armen in gehöriger Weise zu sorgen. Aber die Geschichte kennt keine Gewissensskrupel: Whats done, is done, sagt Lady Macbeth, indem sie sich die Hände vom Blute König Duncans wäscht.

Will aber der Staat seiner Verpflichtung zur Bestreitung der Kultuskosten sich nicht mehr erinnern, so wäre umso eher zu erwarten gewesen, daß er in betreff der Kultusgebäude uneingeschränkte Liberalität walten lasse. Nichts hat bei den Katholiken größere Erbitterung hervorgerufen als die auch im Kommissionsentwurf noch beibehaltenen Bestimmungen über die Kirchengebäude. Nach Artikel 10 bleiben die aus der Zeit vor dem Konkordat stammenden kirchlichen Gebäude Eigentum des Staats, der Departements oder der Gemeinden. Den künftigen Kultvereinen soll jedoch zwei Jahre lang das Recht der unentgeltlichen Benutzung dieser Gebäude zustehen. Nach Ablauf dieser Frist müssen die Kirchengebäude auf zehn Jahre, die Pfarrhäuser (aber nicht die bischöflichen und erzbischöflichen Palais) noch auf fünf Jahre den Kultvereinen zur Miete überlassen werden zu einem Mietpreis, der nicht mehr als 10 pCt. der nach dem fünfjährigen Durchschnitt berechneten Jahreseinnahmen der Kultvereine betragen darf. Unterhaltungs- und Versicherungskosten haben die Mieter zu tragen. Große Reparaturen sind Aufgabe der Besitzer. Im Weigerungsfalle kann ihnen gekündigt werden. Demnach wäre für die religiösen Vereine nach zwölf Jahren jeder Rechtsanspruch auf die Benützung der Kirchen, nach sieben Jahren auf den Gebrauch der Pfarrhäuser, nach zwei Jahren auf die Einräumung der Bischofspaläste erloschen. Es wäre nach Ablauf dieser Termine ganz im Belieben der jeweiligen Orts-, Departements- oder Staatsbehörden gelegen, ob in einer Kirche gepredigt oder die Messe gelesen wird, oder ob ein atheistischer Commis voyageur darin über ‚les crimes de Dieu' deklamiert, ob darin ein Turnverein seine Uebungen hält oder ein findiger Cafetier eine grande attraction einrichtet. Daß die Kommission an diesen vexatorischen Bestimmungen festhielt, ist um so auffallender, als in keinem andern der Länder, die mit der Trennung Ernst gemacht haben, eine Vermietung der Kirchengebäude verlangt wird. In Mexiko (Artikel 16 des Gesetzes vom 14. Dezember 1874) sind die Kirchen wohl Eigentum des Staates, aber den Kultverbänden zu ausschließlichem Gebrauch ohne Miete überlassen. In Brasilien (Artikel 5 des Dekrets vom 7. Januar 1890) behält jede Kirche das Eigentumsrecht an den gottesdienstlichen Gebäuden, die während des alten Regimes in ihrem Besitz waren. Und wenn selbst eine des Klerikalismus so wenig verdächtige gesetzgebende Versammlung wie der Nationalkonvent durch das Gesetz vom II. Prairial des Jahres III die Gemeinden ermächtigen konnte, in den Kirchen religiöse Zeremonien unentgeltlich zu feiern, was sollte der französische Staat von heute durch eine ähnliche Ermächtigung verlieren oder riskieren? Die einmütige Entrüstung im katholischen Lager über diese Artikel des Projekts der Regierung und des Entwurfs der Kommission — wir kommen später darauf zurück — haben keinen Zweifel darüber übrig gelassen, daß die Kammer durch die Annahme dieser Bestimmungen endlose Konflikte und die größten politischen Schwierigkeiten heraufbeschworen hätte. Sie hat dann zwar das Eigentumsrecht des Staates an alle kirchlichen Gebäude aus der Zeit vor dem Konkordat ausgesprochen, aber doch trotz des anfänglichen Widerspruchs der Regierung und der Kommission für unentgeltliche Ueberlassung der gottesdienstlichen Gebäude an die Kultvereine sich entschieden. Dagegen sollen die bischöflichen und erzbischöflichen Palais nur auf zwei Jahre, die Pfarrhäuser, die großen Seminare und die zwei Fakultäten für protestantische Theologie in Paris und Montauban nur auf fünf Jahre unentgeltlich eingeräumt werden.

Noch an einem andern Punkte hätte der Gedanke an die rechtliche Verpflichtung zum Kultusbudget zu liberaleren Bestimmungen führen sollen: in der Frage der Abfindung der bisher vom Staat besoldeten Kultusdiener. Nach dem Kommissionsentwurf sollten die Geistlichen, die seit 25 Jahren vom Staat, dem Departement oder der Gemeinde ihren Gehalt beziehen und mindestens 20 Jahre im Staatsdienst stehen, eine jährliche Pension erhalten, die der Hälfte ihres Gehaltes entspricht, jedoch nicht unter 400 Frs., aber auch nicht über 1200 Frs. betragen darf. Alle übrigen im Staatsdienst stehenden Geistlichen erhalten nach dem Vollzug der Trennung noch vier Jahre lang eine staatliche Unterstützung, und zwar im ersten Jahr ihren vollen Gehalt, im zweiten Jahr zwei Drittel, im dritten Jahr die Hälfte, im vierten Jahr ein Drittel ihres Gehalts. Bezieht der Kultusdiener aus einem andern Dienstverhältnis irgend eine Entlohnung vom Staat, vom Departement, von der Gemeinde, so wird seine Pension entsprechend vermindert. Ob die Herren von der Kommission wohl eine Ahnung hatten von dem Elend, dem sie mit diesen Bestimmungen tausende von armen Pfarrern ausliefern wollten? Nehmen wir als Beispiel einen protestantischen Pfarrer in den Bergen der Cevennen, der sich bisher mit seinem Gehalt von 1800 Frs. leidlich vor dem Hungertod geschützt und zwanzig Jahre im Staatsdienst gedarbt hat. Nun erhält er in vier Jahresraten noch 4500 Frs. und wird damit an die Luft gesetzt. Das Plenum der Kammer hat die Hand etwas weiter aufgetan: die Pfarrer, die mehr als 60 Jahre alt sind und mindestens 30 Jahre im Staatsdienst stehen, sollen eine Pension in der Höhe von drei Vierteln ihres Gehalts beziehen, doch darf sie die Summe von 1500 Frs. nicht übersteigen. Die Pfarrer, die mehr als 45 Jahre alt sind, sollen die Hälfte ihres Gehalts als Pension bekommen. Stirbt der Pensionär, so erhält die Witwe, wenn minderjährige Kinder da sind, die Hälfte der Pension; Witwen, die keine oder nur volljährige Kinder haben, beziehen ein Viertel der Pension. Pfarrer unter 45 Jahren werden vier Jahre lang mit einer Unterstützung bedacht, die im ersten Jahr ihrem Gehalt gleichkommt, im zweiten Jahr drei Viertel, im dritten Jahr die Hälfte, im vierten Jahr ein Viertel desselben beträgt. In Gemeinden von weniger als 1000 Einwohnern werden diese Perioden verdoppelt.

Auch die beengenden Vorschriften über die finanziellen Rechte der künftigen Kultvereine werden mit Recht als eine

wenig liberale Bevormundung empfunden. Wenn nach Artikel 17 des Kommissionsentwurfs die Kultvereine unter keinerlei Form Unterstützungen vom Staat, dem Departement oder den Gemeinden erhalten können, während nicht nur Turn- und Gesangvereinen, sondern auch den Vereinen der Freidenker solche Unterstützungen nicht verwehrt sind, so schlägt hier das Prinzip der religiösen Neutralität in das Gegenteil um. Artikel 20 gestattet den Kultvereinen und ihren Verbänden, ihr verfügbares Vermögen als Reservefonds anzulegen, dessen Gesamtbetrag (montant global, im Regierungsentwurf hatte es geheißen: revenu total d. h. Gesamtertrag) den Jahresdurchschnitt der in den letzten fünf Jahren für Kultuszwecke aufgewandten Summe nicht überschreiten darf. Außer diesem Reservefonds, der samt den erwachsenden Zinsen in Staatspapieren anzulegen ist, dürfen noch bei einer staatlichen Depositenkasse Reservemittel hinterlegt werden, die ausschließlich zur Unterhaltung der Kultusgebäude bestimmt sind. Wie weitherzig ist gegenüber diesen Bestimmungen die Gesetzgebung in Nordamerika, die dem Vermögenserwerb der Kirchengemeinschaften den weitesten Spielraum läßt! Aber freilich, Nordamerika ist ein protestantisches Staatswesen, das von seinen Bürgern, auch von seinen katholischen, einen Mißbrauch des kirchlichen Vermögens zu politischen Zwecken nicht zu fürchten hat. In Frankreich dagegen ist die Angst vor der „toten Hand", die als Kriegskasse gegen die republikanische Regierung eine ernste Gefahr werden kann, nicht unbegründet. Insofern sind den Gesetzgebern für ihr übergroßes Mißtrauen mildernde Umstände zuzubilligen. Nur werden durch diese, wie durch so manche andere Klauseln die Protestanten, die man nicht treffen wollte, viel härter getroffen als die Katholiken, die man dabei im Auge hatte, die aber mit unbequemen Gesetzesparagraphen viel skrupelloser umzugehen pflegen, als es dem protestantischen Gewissen erlaubt ist.

Eugen Lachenmann

Lepsius und die Religionsgeschichtlichen Volksbücher

Ueberraschend war es uns sicher nicht, daß die von Friedrich Michael Schiele herausgegebenen Volksbücher ein reiches Maß von Zorn und Entrüstung hervorgerufen haben, bei denen, für die wir sie zwar nicht schrieben, auf die wir aber als Zensoren und Beschirmer des Glaubens rechnen durften. Gehofft hatten wir bloß, daß unter den Gegenschriften auch die eine oder andere gute, verständnisvolle sei. Und ganz besonders durfte eine solche von Lepsius erwartet werden, der Etwas von den Schlägen, wie sie jeden Wahrheitssucher treffen, am eignen Leib gespürt und sich ritterlich gegen Verketzerung und Verdächtigung seines Glaubens gewehrt hatte.

In Heft 1 und 5 seines „Reichs Christi" (Groß-Lichterfelde, Reich-Christi-Verlag) hat er nun den Kampf gegen die Volksbücher und die darin verbreitete „Popular-Religion" der modernen Theologie begonnen. Aber diese Ueberraschung ist am allertraurigsten: keine Widerlegung, überhaupt kein Kampf, sondern Nichts als Anreizung der frommen Leser mit allen nur erdenklichen Mitteln zu ganz persönlichem Haß gegen die Vertreter der modernen Theologie.

1. Die Art der Kampfführung

Offen heraus sagt das erste Heft, was Lepsius will:

> den Kampf aufnehmen und die Waffen nicht niederlegen, bis die Herrschaft dieser Theologie gebrochen und der moderne Rationalismus zu Grabe getragen sein wird, wie der alte. (S. 14)

Fragt sich nur, wie wir am besten und schnellsten zu töten sind. Die Antwort ist leicht: Man macht eine Karrikatur aus uns und schlägt auf sie los, bis sie ganz tot ist. Man bietet den Lesern Zitate in Fülle aus unseren Schriften — das ist doch das sichere Zeichen der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit! —, läßt dabei alles irgendwie Gläubige, Begeisterte, Fromme, das wir schreiben, weg und addiert hübsch sämtliche Negationen mit Ausrufszeichen, erläuternden Parabeln und Stellen aus Goethes Faust. Dem Leser ist nun Zweierlei klar: 1. das Zitierte ist abscheulich und sein Verfasser ein gottloser Mensch. 2. das Zitierte ist dumm, man bedarf gar keiner Widerlegung. Womit wir dann allerdings sehr einfach getötet und begraben sind. Schon

> die Ausgangspunkte der modernen und der positiven Theologie sind entgegengesetzte. Jene setzt bewußt oder unbewußt bei den Weltanschauungsfragen, diese bewußt bei den Gewissensfragen ein. (S. 9)

Ob das nun wahr ist oder nicht, macht Lepsius wenig aus; es klingt gut: hier Gewissen, dort irgend etwas sittlich Gleichgiltiges. Daß es eine Kantische Theologie gab und eine Herrmannsche Theologie gibt, für die das Gewissen der eine feste Punkt ist, der über alle Weltanschauungsfragen entscheidet, ist ihm entfallen, ebenso daß es einen Protest gegen Bibelautorität und Wunderglauben gibt, der ganz allein hervorgeht aus Forderungen des Gewissens. Durch dieses eine Lepsiussche Dilemma ist zum voraus die ganze Polemik vergiftet und in ein falsches Geleise gebracht.

Sofort folgt eine zweite Reihe von Gegensätzen, welche die Kirche nicht in sich ertragen darf:

> Bekenntnis der Gottheit Christi — Leugnung derselben.
>
> Glaube an Auferstehung, Himmelfahrt, Wiederkunft Christi — Leugnung von Alledem.
>
> Botschaft von der Versöhnung der Sünde der Welt durch Christi Kreuz — Deutung des Kreuzestodes als der Tragödie der Schwärmerei.
>
> Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben — Predigt vom Wohlgefallen Gottes allein an dem Tun. (S. 13)

Trotzdem die zweitletzte Antithese rein erfunden ist und kein einziger von uns zu dieser Formulierung der letzten Antithese stehen könnte — der Gegensatz ist eindrucksvoll, geschickt zur Erreichung des gewünschten Effekts. Und darauf allein kommt es an, um uns rascher zu Grabe zu läuten.

Das fünfte Heft Reich Christi spezialisiert nun diese Methode auf das erste Heft der Volksbücher, meine Quellen zum Leben Jesu. Es ist dasjenige Volksbuch, das zum Schreiben am undankbarsten war und zum Angreifen am einladendsten ist, da es die Untersuchung gerade nur bis zu dem Punkt führt, wo die positiven Ergebnisse sich anschließen müssen. Hätte nun Lepsius wenigstens seinen Angriff darauf beschränkt! Da es ihm aber zu wenig Negationen bietet oder in einer zu wenig für seinen Zweck geschickten Form, häuft er zu seinem Scheiterhaufen alle ihm passenden Stellen aus meinen andern Büchern („Synoptische Frage" und „Anfänge unsrer Religion"), aber wohl gemerkt, bloß die ihm passenden Negationen. Und damit noch nicht zufrieden, unterschlägt er, da wo er das Fazit zieht (Der historische Rest S. 211), Alles, was ich am Schluß des Volksbuchs über das Ewige, durch die Quellenkritik gerade erst in seiner Wucht und Größe Erschlossene an Jesus skizzierte (Quellen S. 85 f., vergl. S. 30 f.). Man lese diese Stellen — und höre dann Lepsius:

> Was bleibt nun übrig für den historischen Jesus? Zunächst die Tatsache, daß ein frommer Jude, namens Jesus, wirklich existiert hat, eine Tatsache, die wissenschaftlich nicht bestritten zu werden braucht; sodann einige Sprüche, Fabeln und Anekdoten, die diesem Mann nicht abgesprochen zu werden brauchen; zuletzt steht wissenschaftlich fest die Tatsache, daß dieser Mann hingerichtet und begraben wurde und daß sein Leib sich noch in seinem Grab befindet. Auch über die Ursachen seines unglücklichen Todes wird man Einiges sagen können, vor allem, daß er selbst nicht unschuldig daran war. Ein enthusiastischer Irrtum brachte ihn zu Fall; es war ein Stück der Täuschung, die die Messiasidee enthielt und sich auf ihn übertrug. So ist Jesus trotz der Frömmigkeit seines Privatlebens an dem Konflikt zwischen Inhalt und Form seines Bewußtseins zu Grunde gegangen. Friede seiner Asche!

So schreibt ein Theolog, der aus meinen Büchern ganz genau weiß, wie ich zu Jesus stehe, und wie ich Alles, was ich bis heute geschrieben habe, in der Absicht schrieb, ihn durch Herausstellung des ursprünglichen Kerns den Menschen groß und lieb zu machen. Angesichts einer solchen Entstellung, wie Lepsius sie hier als unsern „historischen Rest" mitteilt, ist es mir schwer zu glauben, daß diese positive Theologie irgend etwas mit Gewissensfragen zu tun habe.

An diesen Proben der Kampfführung könnte es genügen. Ich greife aber noch zwei heraus:

Der sophistische Verstand besitzt nur eine Kategorie, und sie lautet: entweder — oder. (S. 224)

Damit soll meine Prüfung des Johannes im Verhältnis zu den drei ersten Evangelien gekennzeichnet und gerichtet sein. Der Leser darf kein Wort davon erfahren, daß ich unter dem Titel „Vermittelungen" (Quellen S. 22—24) ganz ernstlich die Frage stellte, ob nicht viel dem Johannes Verwandtes auch in den Synoptikern zu lesen sei und anderseits manches Johanneische als Ergänzung der synoptischen Tradition betrachtet werden dürfe. Das ist für mich eine Frage, auf die ich stets wieder zurückkomme, ohne bis jetzt zu einem andern Ergebnis als dem der Verneinung gelangt zu sein. Aber das muß totgeschwiegen werden, bloß damit Lepsius mit seinem hinlänglich bekannten Entweder — Oder unsre Arbeit diskreditieren kann.

Endlich das Letzte. Wer je auf irgend einem Gebiet der Legendenforschung gearbeitet hat, kennt die Macht unbewußter Phantasie genügend, um vielleicht kein Wort seltener anwenden zu dürfen als Lüge. Selbst wo er glaubt, es mit Dichtungen Einzelner zu tun zu haben, sind ihm die Uebergänge von unbewußter zu reflektierter, absichtsvoller Produktion viel zu fein und undurchsichtig, als daß diese plumpe Kategorie an sie heranreichte. Aus diesen Gründen hat auch die Bibelforschung, je kritischer sie war, desto seltener davon Gebrauch gemacht. Lepsius setzt nach Art bekannter Laienagitatoren jedesmal das Wort Lüge ein, wo ich von Legende oder Sage oder Dichtung geschrieben hatte (S. 234 f.) und dichtet mir eine „überall und grundsätzlich von der Kritik vorausgesetzte Unzuverlässigkeit, ja Verlogenheit der Evangelisten" (S. 230) an. Und das ist zweifellos seine stärkste Waffe; denn welcher Christ wird sich nicht entrüsten, zu hören, daß unsre sämtlichen Evangelisten Lügner sind? Es enthebt diese Darstellung jeden Leser der Mühe einer Widerlegung; es genügt, das Wort auszusprechen, so ist das Entsetzen da, das sofort das Todesurteil spricht. Nur soll man dann zusehn, welche Früchte diese Agitation zeitigt, und wie dann dieses fromme Entsetzen sich gegen den allermäßigsten Gebrauch positiver Bibelkritik selber kehren wird.

Alles in Allem die Kampfesweise des Agitators, der sich die Mittel auswählt nach ihrer Tauglichkeit zu seinem Zweck. Ebrard hat einst in ähnlicher Weise, ebenso witzig und poetisch, Strauß abgeschlachtet. Ich glaube doch, ein frommer Altgläubiger hat das Gefühl, daß dies nicht fein ist. Im Munde eines feinen positiven Gegners dächte ich mir eine andere Bekämpfung: Ihr Modernen seid mir wunderliche Leute; eure Bibelkritik ist mir ein Greuel, da sie lauter Heiligtümer unsres Glaubens zerstört. Und dennoch ruft ihr „Zurück zu Jesus!" und steht zu ihm als dem „treuesten Freund und Führer, auf den wir uns getrost verlassen dürfen." Mir ist das ein Rätsel und ein schreiender Widerspruch, für mich hieße es: Entweder — Oder. Aber ich spüre in diesem Widerspruch Etwas von der Gewalt Jesu über das moderne Menschenherz und freue mich darüber, indem ich zugleich euch bekämpfe.

Wann wird uns Gott einmal einen, auch nur einen solchen frommen Feind erwecken?

2. Wissenschaftliche Widerlegung

Schließlich könnte man all diese jesuitischen Kampfmittel ertragen, wenn überhaupt unsrer falschen wissenschaftlichen Beweisführung eine richtige positive entgegengestellt würde. Allein dazu macht Lepsius nicht einen Versuch. Seine ganze Methode besteht im Zitieren schlimmer Negationen und im Ausrufe: Wie gräßlich! Man denke! Das ist freilich weit leichter, als an irgend einem Punkt einen Beitrag zur Lösung der synoptischen oder johanneischen Frage zu geben, wie es Barth oder Hadorn getan haben. Denn die schwierigen Differenzen sind ja da, ohne daß wir sie schaffen oder nur vergrößern. Jeder Bibelleser, der Johannes und die Synoptiker nach einander liest, oder auch nur die Passions- und Auferstehungsberichte der Synoptiker, spürt Etwas von der Schwierigkeit. Daß z. B. nach den drei Synoptikern Jesu Mutter nicht beim Kreuz steht, während bei Johannes sie und der Lieblingsjünger gerade die Hauptpersonen sind, ist einfach ein Tatbestand, den man dadurch nicht erklärt, daß man ausruft: Wie verkehrt, ihn zu bemerken!

Lepsius glaubt sich einer solchen wissenschaftlichen Erklärung enthoben, weil er den von uns verhüllten Grundfehler der ganzen modernen Bibelforschung erkannt hat. Unsre ganze Quellenkritik ist bloßes Scheingefecht. Denn über Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte ist bei uns längst vor der Einleitung des dialektischen Verfahrens entschieden (S. 224). Wir tun so, als kämen wir durch historische Kritik zu unsern Ergebnissen; in Wahrheit arbeiten wir unter dem Bann des Dogmas: es gibt keine Wunder und Jesus war nur ein gewöhnlicher Mensch. Ist es nötig, solche Menschen, wie wir sind, welche die Resultate darlegen und die Voraussetzungen verschweigen (S. 231), wissenschaftlich zu widerlegen?

Dem gegenüber darf ich einfach darauf hinweisen, daß ich auf durchaus wundergläubigem Standort durch das Studium der Schriften von Bernhard Weiß zu der Auffassung des synoptischen Problems gekommen bin, die ich heute vertrete und von da aus durch wiederholte Vergleichung des Johannes mit den Synoptikern zu der Ueberzeugung gekommen bin, daß zwischen beiden gewählt werden muß. Und ich wüßte den einen oder andern gut wundergläubigen Theologen zu nennen, der über diese litterarischen Probleme in der Hauptsache gleich denkt. Christologie und Wunderfrage haben dabei kaum irgendwie mitgespielt; vielmehr hat sich mir die Abkehr von der alten Christologie aus dem Studium der Synoptiker ganz nachträglich ergeben. Ob wundergläubig oder wunderleugnend, wissenschaftliche Quellenforschung kann nicht anders verfahren, als sie verfahren ist: Entweder sie hat eine sicher datierbare Quelle; dann prüft sie von da aus die übrige Ueberlieferung und gruppiert sie nach der Annäherung an diese Quelle. So verfahren wir bei den Auferstehungsberichten, wo Paulus uns einen festen Anhaltspunkt gibt. Oder die Quellen sind zunächst undatiert und strittig an Alter und Wert; alsdann teilen wir sie in Gruppen nach ihrer Verwandtschaft, stellen fest, welche Gruppe die andere voraussetzt und auf ihr fußt, und schreiten langsam von den spätern Berichten zu den frühern, und womöglich zu deren Quellen. So muß unsre Evangelienforschung verfahren aus Mangel einer sichern älteren Ueberlieferung. Dabei verfährt jede Quellenkritik nach der von Lepsius als sophistisch verschrieenen Methode, daß sie zunächst die ältere Quellenschicht der jüngern gegenüber als relativ sicher, zuverlässiger verwertet, ohne deshalb über den absoluten Wert der älteren Quellen irgend Etwas zu bestimmen, vielmehr in der Voraussetzung, daß auch ihr Quellenwert im Fortgang der Untersuchung sich bedeutend verringern wird, je mehr in ihr selbst wieder ältere und jüngere Ueberlieferungen sich kundgeben. Wenn ein Theologe wie Lepsius diese Methode frappant und ärgerlich findet, so beweist er damit bloß, daß er nie ernsthaft Philologie getrieben hat. Auch das ist bloß in der Ordnung, daß „die methodischen Regeln für dieses Verfahren den allgemeinen Grundsätzen der Legenden- und Mythenforschung entnommen werden (S. 208)." Es gibt hier so wenig als irgendwo eine biblische Methode, sondern bloß Anwendung allgemeiner philologischer und historischer Methoden auf das biblische Spezialgebiet. Die beste Vorübung für die Arbeit am Evangelienproblem wäre das Studium buddhistischer oder muhammedanischer oder franziskanischer Quellenkunde, zugleich das beste Hilfsmittel, um im Vergleich mit solchen religionsgeschichtlichen Parallelen das Originale und Ewige an Jesus sicherer herauszuspüren.

Allerdings führt dann aber die Quellenkritik ganz von selbst zur Wunderkritik hinüber, dadurch, daß die späteren Quellen in der Regel teils von Wundern überladener, teils durch stärker auffallende Wunder ausgezeichnet sind, als die früheren Berichte, und das Wunder in dem Maß zurückzutreten pflegt, als wir uns der Zeit der geschilderten Begebenheiten nähern. In solchen Fällen wird die Evangelienforschung die den älteren

Quellen noch fremden Wundergeschichten der späteren Berichte mit demselben Rechte zu bezweifeln genötigt sein, als dies für jedes außerbiblische Quellengebiet als Regel gilt. Das trifft z. B. für die Verwandlung des Wassers in Wein und die Auferweckung des schon verwesenden Lazarus bei Johannes zu, verglichen mit dem gänzlichen Schweigen der älteren Synoptiker. Die Schwierigkeit wächst schon, wenn die älteste erhaltene Quelle — in unserm Falle Markus — sich gerade durch ihre Wunderfülle auszeichnet. Allerdings ist selbst dann die litterarische Ermittlung des Ursprünglichen noch nicht am Endpunkt angelangt. Teils bieten sich selbständige wunderlose Parallelen oder Quellen (das Gleichnis vom Feigenbaum bei Lukas und das Feigenbaumwunder bei Markus), teils enthält dieselbe Quelle eine Wundererzählung in mehrfacher, sich steigernder Form (Stillung des Seesturms, Wandeln auf dem See), teils gewährt ein noch älteres briefliches Dokument einen Maßstab der Kritik (das Schweigen des Paulus von den Frauen und dem leeren Grab). Aber schließlich läßt sich die litterarische Wunderkritik nicht weiterführen. Hier ist dann der Punkt, wo die einen Forscher überhaupt Halt machen werden, während die andern nach der Analogie des allgemeinen physischen und psychischen Geschehens die Wunderkritik bis an ihr Ende, nämlich zur restlosen natürlichen Erklärung verfolgen. Diese können sich dabei darauf berufen, daß wir der biblischen Forschung Nichts vorenthalten dürfen, was wir z. B. der franziskanischen oder buddhistischen Wunderkritik sofort preiszugeben uns genötigt fühlen würden, daß ja überhaupt der urchristliche Wunderglaube ein gesetzmäßiges Phänomen ist, so gut als der Wunderglaube jeder andern Religion und deshalb keine Ausnahmserklärung bedarf. Dazu kommt, daß jeder modern geschulte Mensch, sobald er überhaupt nachdenkt, den Glauben an die Gesetzmäßigkeit der physikalischen und chemischen Vorgänge viel zu fest in sich trägt, als daß er sich seiner, selbst wenn er wollte, gegenüber vergangenen Geschichtswundern entschlagen könnte. Eisen schwimmen zu machen trauen wir Jesus sowenig als dem Elisa zu; und an die Auferstehung des Lazarus zu einer Zeit, da sein Leichnam Verwesungsgeruch verbreitete, würden wir nicht leichter glauben, wenn Markus sie berichtete. Dann aber haben wir Recht und Pflicht, auch bei den Auferstehungsberichten zu fragen, was denn aus den chemischen Elementen des Leichnams Jesu geworden sei, ganz abgesehen davon, daß uns Paulus, der älteste Berichterstatter, bloß von Erscheinungen der Jünger und nicht von der Auffindung des leeren Grabes erzählt. Es ist das aber kein Dogma, mit dem wir von Anfang an an die Evangelienkritik getreten sind, sondern umgekehrt eine Reflexion, die zu allerletzt sich einstellt, wenn die litterarische und historische Kritik ihr Werk getan hat und es sich um die Ermittelung des allerältesten Verhältnisses von Geschichte und Sage handelt. Dogmatisch ist diese Kritik nicht mehr und nicht weniger als jede Beurteilung eines erzählten Tatbestandes nach der Analogie des Erfahrenen und als möglich Erprobten, selbstverständlich nicht des vom Einzelnen Erfahrenen — das gäbe eine schöne Spießbürgerkritik —, sondern das Wort Erfahrung in der Weite und Umsicht genommen, zu der gerade geschichtliches Studium führen muß.

Diesem wissenschaftlichen, für das Christentum so gut als für alle Religionen giltigen Verfahren hat Lepsius gar Nichts gegenüberzustellen als die Autorität des Bibelworts. Wäre nun diese Schriftautorität durch die Inspirationslehre begründet, so ständen sich doch klare, einleuchtende Prinzipien gegenüber, die eine Verständigung erleichterten. Allein dafür ist Lepsius wie die meisten Positiven von heute wieder zu modern, in Wahrheit aber zu denkfaul, um einzusehn, daß die Zerstörung des Prinzips notwendig die Aufhebung der durch dasselbe begründeten Autorität zur Folge hat. An Stelle der Inspirationslehre steht bei ihm die Forderung des Vertrauens zu der Wahrhaftigkeit und Sachkenntnis der biblischen Autoren. Diese Forderung, im Prinzip ganz schön, obschon selbst wieder dogmatisch, scheitert beim ersten Versuch der Anwendung. Unsre Evangelienberichte sind so widerspruchsvoll, ja teilweise gegensätzlich, daß das Vertrauen

zur Sachkenntnis aller Autoren sofort zerbrechen muß. Nimmt man bloß die Lazarusgeschichte, so ist entweder das Schweigen des einen Berichtes oder das Reden des andern für ihre Sachkenntnis vernichtend. Daß aber einer der Zeugen selber die Wahrheit seines Zeugnisses uns versichert, hat nach seinem eignen Grundsatz „Wenn ich von mir selber zeuge, so ist mein Zeugnis nicht wahr“ nicht eine Spur Beweiskraft, sowenig als das Reden des pseudonymen Verfassers des Petrusevangeliums in der ersten Person. Es ist dies Selbstzeugnis auf alle Fälle derselben Prüfung zu unterwerfen, wie jedes andere Merkmal litterarischer Eigentümlichkeit. Vertrauen soll jeder Forscher zunächst seinem Gegenstand entgegenbringen; aber dies Vertrauen selber für einen Beweis seiner Richtigkeit halten ist die lächerlichste Art, moderne Evangelienkritik zu bekämpfen, und doch die einzige, die Lepsius hat.

Bloß an einer Stelle seiner 40 Seiten meldet sich eine und zwar bezeichnende wissenschaftliche Reflexion. Meinem Hinweis auf das Verworrene des Verhörs Jesu bei Johannes, daß nämlich Jesus zu Annas, dem Schwiegervater des Hohenpriesters Kaiphas geführt, dort vom Hohenpriester verhört, und hernach von Annas gebunden zu Kaiphas, dem Hohenpriester, gesandt wurde, — diesem Hinweis begegnet Lepsius mit der Textkritik: der semitische Syrer lese Joh. 18, 24 (die Sendung zu Kaiphas) vor 18, 14 (dem Verhör durch den Hohenpriester):

> Aber wo bliebe die litterarische Kritik, wenn man zuvor Textkritik treiben wollte? (S. 219)

Schade bloß, daß Lepsius den Text dieses Syrers nicht selbst den Lesern des Reichs Christi geboten hat! Er lautet:

> Sie brachten ihn zuvörderst zu Annas, dem Schwiegervater des Kaiphas, welcher der Hohepriester war dieses Jahres. Annas aber sandte ihn gefesselt zu Kaiphas, dem Hohenpriester, welcher geraten hatte ...

Wer textkritisch ein wenig geschult ist, erkennt sofort, daß dieser syrische Text jünger und schlechter als unser gewöhnlicher Evangelientext ist, da er die zusammengehörige Charakteristik des Hohenpriesters Kaiphas durch den eingeschobenen Zwischensatz in zwei Stücke zerreißt. Der Syrer hat einfach die von mir oben hervorgehobene innere Schwierigkeit dieser Erzählung, wie sie alle griechischen Handschriften bieten, empfunden und beseitigen wollen, aber auf eine unglückliche Weise. Worauf es mir hier aber ankommt, ist nicht der einzelne Fall, sondern, die Pfuscherei dieses gläubigen Textkritikers überhaupt zu beleuchten. Er benutzt die Textkritik als Kampfmittel, wo es ihm paßt, und ignoriert sie überall, wo sie ihm nicht paßt. Warum sagt er seinen Lesern Nichts davon, daß derselbe Syrer, den er eben zitierte, Jesus bei Matthäus von Joseph gezeugt sein läßt und das von Lepsius freundlich gegen mich zitierte Lukaswort: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“ gar nicht liest? Nur gründlich heraus mit der Textkritik, das ist gerade, was wir wünschen. Auf den Höllenlärm, der dann in den christlichen Kreisen entsteht, und das Ketzergericht über die gläubige Wissenschaft kann man jetzt schon gespannt sein. Und zuletzt wird den Glauben an die Göttlichkeit des Buches die Verbreitung der Textkritik gerade in den Kreisen wankend machen, welche unsre Bibelkritik gar nicht erreicht.

3. Glaube und Unglaube

In einem Hauptpunkt hat Lepsius Recht: unsre Evangelienkritik ist sehr unerbaulich und Aergernis erregend. Das empfinden wir selber, die wir sie treiben, in schneidender Schärfe. Den meisten von uns ist die Bibel einst das heilige unantastbare Buch gewesen, bis die Kritik diesen Glauben zerstörte. Wir verstehen darum die Schmerzen, die sie verursacht, und den Zorn, den sie erregt. Mir persönlich sind die Vorlesungsstunden, da ich die kritischen Negationen vortrage, jedesmal aufs neue peinlich. Es ist etwas tief Schmerzliches, das Johanneische Selbstzeugnis oder die Passions- und Auferstehungsberichte so zu zerlegen, wie es unsre Kritik muß, und Lepsius täte ganz wohl daran, auch uns etwas menschliche Empfindung zuzutrauen.

Aber es gibt für uns gar keinen Ausweg, dieser Pflicht der Kritik zu entrinnen. Das Unerbauliche liegt in der Sache

selbst, in der Beschaffenheit des Buches, das uns die Religion vermittelt hat und doch untauglich ist, sie zu tragen. Wer darüber schelten will, der schelte mit Gott selber, der uns die Bibel gerade so gegeben hat, wie sie ist, als das wichtigste religiöse Gnadenmittel und als den schwächsten Angriffspunkt des Christentums. Ehrlich gestanden, so hätten tausende unserer Gläubigen sich eine andere Bibel gewünscht, ohne die bösen Widersprüche, die ihnen selbst schon heiße Mühe bereitet haben. Aber auch sie können Nichts am Tatbestand ändern. Wir sind ganz mit ihnen darin einig, daß es eine Hauptkraftprobe für das Christentum ist, ob es die Angriffe, die ihm aus seiner Bibel erwachsen, besteht oder nicht, und zweifeln mit ihnen gar keinen Augenblick daran, daß es sie bestehe.

Aber freilich sieht sich für uns diese Kraftprobe ganz anders an als für unsre Altgläubigen. Ihnen besteht das Christentum den Kampf, weil die Bibel Recht behält und ihre Sache Gottes Sache ist. Ich glaube an den Sieg des Christentums, weil Gottes Sache mir von der Sache des Buches geschieden ist und gerade aus der Zerstörung der Buchreligion der christliche Glauben Gewinn davon trägt. In diesem Hauptpunkt stehe ich ganz zu Lessing, den Lepsius um Alles in der Welt nicht hätte heraufbeschwören sollen. Die Formulierung Lessings, daß zufällige Geschichtswahrheiten der Beweis von notwendigen Vernunftwahrheiten nie werden können, klingt uns freilich zu intellektualistisch und rationalistisch. Ich möchte sie religiös übersetzen: daß unser Gottesglaube weder durch historische Berichte bewiesen, noch durch deren Kritik erschüttert werden kann. Im Grunde ist es doch einfach ein jammervolles Schauspiel, das die ganze gläubige Apologetik uns gewährt, ein Schauspiel, dessen wir uns vor jedem Nichtchristen schämen müssen. Echtheitsbeweise, Glaubwürdigkeitsbeweise, riesige Anhäufung historischer Gelehrsamkeit bis in die Details der Textkritik, Verteidigung jedes Wunders, Rettung jedes Widerspruchs — und das Alles wozu? Zum Beweis der Wahrheit unseres gegenwärtigen Gottesglaubens. Das Zeugnis des Paulus von der Bedeutung der Auferstehung Jesu für seinen Glauben in allen Ehren! Aber wer heute nach neunzehnhundert Jahren auf diese Zeugnisse von Zeugnissen seinen Christenglauben aufbaut, kommt mir etwas frivol vor. Wie sagt doch der von Lepsius so effektvoll zitierte Lessing:

> Auf die historische Wahrscheinlichkeit dieser Wunder die Wahrheit der Religion gründen: wenn das richtig, wenn das auch nur klug gedacht ist! Es sei herausgesagt! Wenn ich jemals so richtig, so klug zu denken fähig bin, so ist es um meinen Verstand geschehen. Das sagt mir mein Verstand jetzt. Und habe ich jemals einen anderen Verstand, so hatte ich nie einen.

Es ist wahrlich Zeit, wieder einmal von Lessings Glauben ein Wort zu sagen, um unsrer gefährlichen Sprachverwirrung ein Ende zu machen. Verglichen mit diesem Riesenglauben, der sprechen kann: „Mag das ganze Urchristentum ein Gewebe von Lüge und Irrtum gewesen sein, was tuts? Gott ist dennoch Gott, und er hat selbst die Geschichte des Christentums gut und weislich geordnet; das Gerüst mag abgerissen werden, der Bau steht in herrlicher Vollendung da," — verglichen mit diesem Riesenglauben Lessings, was bedeutet all das Glaubensgerede der ganzen heutigen Orthodoxie!

Darum wird sich die moderne Bibelforschung, wie sie in den Religionsgeschichtlichen Volksbüchern vor einen weiteren Leserkreis getreten ist, nicht im Geringsten erschrecken oder stören lassen. Wir fahren fort, unsre Bibelkritik zu treiben als einen Gottesdienst wie jede andere Arbeit; was sie Unerbauliches, Betrübendes mit sich bringt, rechnen wir zu den harten Berufserlebnissen, wie jeder Beruf sie kennt. Gott selbst ist ja auch nicht so erbaulich, wie man ihn gerne haben möchte. Froh ist uns wohl zu Mut bei jeder neuen Wahrheitserkenntnis, die immer auch eine Gotteserkenntnis ist. Aber stärker ist doch immer wieder das Muß, das uns auferlegt ist, und von dem wir um des Gewissens willen nicht lassen können. Allein unsern Christenglauben halten wir mit diesem kritischen Geschäft ganz unverworren. Wir meinen nicht, daß uns Bibelkritik zu Gott führe, wenn wir ihn nicht schon haben. Wir wissen bloß, daß ihn keine Bibelkritik uns nehmen kann. Ruht unser Glaube doch auf den Erfahrungen der ganzen reichen Menschheitsgeschichte, voran ihrer Seher, Propheten und Jesu selbst, und zieht seine Nahrung und Kräftigung aus allen Ereignissen unseres persönlichen Lebens, den frohen, wie den leidsamen. Gott müßte etwas Anderes als Realität und Leben sein, wenn seine Bezeugung an den paar Blättern hinge, welche die Geschichte uns aufbewahrt hat aus vergangenen Zeiten, und an denen menschlicher Fleiß und menschliche Gelehrsamkeit sich zerarbeitet haben. Sagen wir aber „Gott", so sagen wir immer zugleich den Vater, mit dem in innige, persönliche, freie, kindliche Gemeinschaft uns zu bringen das einzige Ziel des Lebens und Sterbens Jesu gewesen ist, ein Ziel, von dem uns auch kein ketzerrichterlicher Raub des Christennamens (S. 202) im geringsten wegzubringen vermag. Paul Wernle

---

Verschiedenes

Der Simplizissimus und das evangelische Pfarrhaus. Aus Stuttgart.

Die Simplizissimusprozesse werden in Stuttgart als dem Druckort verhandelt. Ein eigentümliches Zusammentreffen war es, daß an dem Tag, an welchem hier in Verbindung mit der 75. Jahresfeier der Evangelischen Gesellschaft die Südwestdeutsche Konferenz für Innere Mission ihre Jahresversammlung hielt, vor dem Landgericht die Klage gegen den Simplizissimus zur Verhandlung kam wegen Beleidigung evangelischer Geistlicher durch das Gedicht von Thoma „An die evangelischen Sittenprediger in Köln". Das Gedicht bezog sich auf die Stellung, die Pastor Lic. Weber von München-Gladbach und Lic. Bohn von Berlin auf dem Internationalen Kongreß zur Bekämpfung der unsittlichen Litteratur in Köln, Ersterer als Vorsitzender, Letzterer als Referent, eingenommen hatten. Angestrengt war die Klage nicht von den Beleidigten, sondern von der bayrischen und der preußischen Oberkirchenbehörde.

Von den Stuttgarter Tagesblättern haben einige, darunter die konservative Reichspost und das katholische Volksblatt nur kurz referiert, die meisten die Verhandlungen ausführlich wiedergegeben. Der demokratische Beobachter hat sogar das Gedicht abgedruckt und ihm dadurch zur Verbreitung in ländlichen Kreisen geholfen: ich denke namentlich an unsere Dorfwirtshäuser. Jedenfalls wurde die schon ganz vergessene Sache dadurch neu aufgeweckt und schmeckte wie gewärmtes Sauerkraut dem hungrigen Magen doppelt gut. Das ist nun vor Allem der Erfolg der erhobenen Klage. Zur Erhöhung des Interesses trug bei, daß gleichzeitig eine andere von Sachsen angestrengte Klage gegen den Simplizissimus verhandelt wurde mit Bezug auf die schwere Mißhandlung eines Dresdener Hoteldieners durch einen russischen Fürsten, der sein Vaterland durch das Blatt beleidigt fand.

Vorerst wurde in dem uns berührenden Fall der § 166 ausgeschieden („Ezechiel- und Jeremiasjünger, was beschmeußen Sie uns mit Bibeldünger?"). Dafür werden wir nur dankbar sein dürfen; eine erquickliche Ausbeute hätte diese Verhandlung, zu der der Verteidiger mit der Bibel unter dem Arm erschienen war, nicht gegeben. Mußten sich doch die beteiligten Pfarrer von dem Sachverständigen Justizrat Bernstein (Rosmer) in München Mißbrauch der Bibel vorhalten lassen, sofern sie den dort bildlich gemeinten Vorwurf des Ehebruchs auf das deutsche Volk wörtlich anwandten. Es handelte sich demnach nur noch um Beleidigung, verübt angeblich in Vertretung berechtigter Interessen, weil eine neue Lex Heinze gegen die Presse angeregt wurde, und entschuldigt mit dem poetischen Recht der Satire. Daß das Gedicht unerfreulich ist, hat s. Z. Avenarius im Kunstwart stark betont. Aber noch unerfreulicher ist an dem Gedicht die Wahrnehmung, wie wenig volkstümlich unsre evangelische Kirche mit ihrem Pfarrstand auch dann ist, wenn sie bei allgemein empfundenen sittlichen Notständen Hand mit anlegt — und auch da ist, wo sie gemeinsamen Gegnern gegenüber auf Rücksicht rechnen dürfte.

Ob es nötig und rätlich war, klagend vorzugehen? Ob man sagen kann, daß der Pfarrstand oder der einzelne Pfarrer durch das Gedicht wirklich im Ansehen und in der Wirksamkeit geschädigt wurde? Diese Frage möchte ich verneinen, dafür aber einige Nutzanwendungen aus diesem Fall ziehen.

1. Vor allem haben die Sachverständigen mit vollem Recht hervorgehoben, welch mönchischer Mißbrauch mit dem Wort „Unsittlichkeit" immer wieder getrieben wird, das man fort und fort eben auf das sexuelle Gebiet beschränkt. Wie viele andere sittliche Gebrechen wiegen ebenso schwer und schwerer (nennt doch auch Paulus neben der Befleckung des Fleisches die des Geistes); wie Vieles, was man gedankenlos oder engherzig als „unsittlich" in solch engem Sinn verurteilt, ist es gar nicht; — wie Vieles bleibt „unsittlich", auch wenn es durch den Deckmantel der Ehe geschützt ist!

2. Sodann bewiesen die von den Sachverständigen und vom Verteidiger angeführten Proben aus den Verhandlungen des Kölner Kongresses, daß es gerade uns Pfarrern unmöglich scheint, auf einem gemeinsamen weiteren Boden zusammen mit anders Gerichteten Gutes zu schaffen, uns zu mäßigen und Andre anzuerkennen, den polternden

Ton und die Uebertreibungen im Inhalt uns abzugewöhnen; wir meinen auch bei dieser Gelegenheit „Bekenntnis ablegen“ zu sollen. Vielleicht sollte durch die krasse Darstellung auf dem Kongreß der Schein der Prüderie vermieden werden, aber gerade das Gegenteil wurde erreicht. Das hat eben den unglimpflichen Ton des Gedichtes hervorgerufen.

3. Ferner, was sind doch zumal seit dem Lutherjahr 1883 für überschwengliche Lobreden auf das evangelische Pfarrhaus ergangen, die gewiß ihren berechtigten Kern hatten, aber doch in vielfache Uebertreibung verfallen sind; die jedenfalls weit wirksamer gewesen wären, wenn sie nicht von Angehörigen des Pfarrstandes selber angestimmt worden und demnach dem Schicksal des Eigenlobes verfallen wären! Da ist es menschlich, wenn von andrer Seite ein Dämpfer aufgesetzt wird, dem auch vom Standpunkt der Frauenbewegung aus angesehen eine gewisse Berechtigung nicht fehlt.

4. Wenn der Angeklagte Thoma in seiner Verteidigung Kongresse etwa dahin definiert hat, sie seien die willkommenen Anlässe zu Ferienreisen für Herdenmenschen, die ihre Ansichten gern en masse zum Ausdruck gebracht sehen, so stand das ja in sehr losem Zusammenhang mit der Sache; auch zeigten die Bemerkungen über die beiden zunächst beteiligten Pfarrer und ihren Kongreßeifer, wobei auch der letzte Evangelisch-soziale Kongreß gestreift wurde, wenig Verständnis für die zur Zeit so verwickelten Verhältnisse der evangelischen Kirche. Jedenfalls mögen unsre verehrten Freunde zur Rechten aus diesem Fall ersehen, daß wir neben der Wucht ihres dermaligen Ingrimms gegen uns noch überdies unser Teil Weltschmach mit ihnen zu tragen haben. Gustav Gerok

Vorstehende Zeilen sind unmittelbar nach der Verhandlung auf Anregen der Redaktion geschrieben. Inzwischen erfolgte am 26. Juni acht Tage nach der Verhandlung das Urteil. Der Dichter Ludwig Thoma ist zu 6 Wochen Gefängnis, der Redakteur des Simplizissimus zu 200 Mk. Geldstrafe verurteilt. Wir bedauern mit unserm Stuttgarter Freund die Anstrengung der Klage. 1. Petri 2,15 f. 3,15 f. War aber die Sache einmal vor Gericht gebracht, so konnte die Verurteilung schwerlich ausbleiben. — Auch andre Prozesse bedrücken einem die Seele. Mußte der in Leipzig wirklich sein? Und Halle: ist für deutsche Patrioten mit der Verurteilung Kunerts dort Alles erledigt?

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Am 26. Juni wurde unserm lieben Otto ein gesundes

Schwesterlein

geschenkt.

Leipzig

Lic. Horst Stephan
und Frau **Hedi geb. Mayer**

Venedig Christliches Hospiz. Campo S. Angelo 3581. Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Stud. theol. sucht für die Zeit vom 1. August bis 1. November d. J. **Hauslehrer-** oder ähnliche Lehrerstelle. Gute Zeugnisse stehen zur gefl. Verfügung. Offerten unter **E. W. 1905** an d. Exp. erbeten.

Cand. theol., gegenwärtig und noch bis zum 1. August als **Hauslehrer** tätig, sucht von da an bis zum 15. September gleiche oder ähnliche Beschäftigung. Angebote unter **E. S.** an den Verlag der „Christlichen Welt“.

Pfarrstelle

Demnächst soll an unserer Luisenkirche die neugegründete 6. Pfarrstelle besetzt werden. Die Besetzung erfolgt durch Gemeindewahl nach dem Pfarrwahlgesetz vom 28. März 1892.

Bewerbungen um diese Stelle werden bis zum 15. August cr. erbeten.

Charlottenburg, im Juni 1905

Der Gemeindekirchenrat
gez. D. Dr. **Niemann**, Oberpfarrer

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Jeremia

Dramatisches Gedicht in fünf Akten

von

Johannes Arthur
(Hans Follmer)

M. 8. 1904. Kart. Mk. 1.50.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München

Neueste Erscheinungen Juni 1905

Walter Classen, Christus heute als unser Zeitgenosse. Geb. 1 Mk.

Oskar Jäger, Homer und Horaz im Gymnasialunterricht. 13½ Bog. gr. 8° in Leinw. geb. 5 Mk.

Dr. Walther Judeich, Topographie von Athen. Mit 48 Abbildungen im Text und 3 Plänen größten Maßstabes. 26¾ Bog. gr. 8°. Geh. 18 Mk., in Halbfranz geb. 20 Mk.
[Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, III. Band, 2. Abteilung, 2. Teil.]

Dr. M. Kronenberg, Ethische Präludien. 21 Bog. 8° geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.

Dr. Eugen Kühnemann, Schiller. Mit Porträt nach Danneckers Büste in Gravüre. Erste und zweite Auflage. 36 Bog. 8° fein geb. 6.50 Mk.

Dr. Robert Petsch, Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen.
(Goethe- und Schillerstudien. Eine Sammlung wissenschaftlicher Arbeiten über die klassische Literatur der Deutschen. Band I.)
19½ Bog. 8° geh. 6 Mk., geb. 7 Mk.

Martin Schanz, Geschichte der römischen Litteratur. III. Teil: Die Zeit von Hadrian (107) bis auf Constantin (324). *Zweite neubearbeitete Auflage.* Mit Register. 33 Bog. gr. 8° geh. 9 Mk., in Halbfranz geb. 10.80 Mk.
[Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, VIII. Band, 3. Abteilung.]

Schulthess' Europäischer Geschichtskalender. Neue Folge: 20. Jahrgang, 1904. (Der ganzen Reihe XLV. Band.) Herausgegeben von Gustav Roloff. 26 Bog. gr. 8° geh. 9 Mk.

Dr. Heinrich Weber, Neue Hamanniana. Briefe und andere Dokumente, erstmals herausgegeben, mit Faksimile-Beilage, geh. 10 Mk.

Paul von Winterfeld, Gedichte. 4½ Bog. 8°. Eleg. kart. 1.50 Mk.

Herman Zumpe, Persönliche Erinnerungen. Mit Geleitwort von Ernst v. Possart und einer Porträt-Gravüre. 12 Bog. gr. 8° eleg. kart. 5 Mk., fein geb. 6 Mk.

In den beiden Alumnaten des Badischen Pfarrvereins:

dem **Töchter-Alumnat Friedenstraße 8** und dem **Söhne-Alumnat Klauprechtstraße 35** in **Karlsruhe** können auf k. Herbst noch einige Schülerinnen bezw. Schüler aus gebildeten, evangelischen Familien in Pflege genommen werden. Pensionspreis sehr mäßig. Prospekte, sowie nähere Auskunft durch den **Vorstand des Badischen Pfarrvereins, Stadtpfarrer Ludwig in Baden-Baden.**

Lausanne

Mesdames **Perey - Vouga** Fleurettes 5 reçoivent en pension 4 jeunes filles. Vie de famille. Leçons et conversation. Prix: 150 frs. par mois. Références: Mr. le Pasteur **Hahn, Vevey.** Regierungsrat **Martin, Cassel,** Königsplatz.

Spezial-Landaufenthalt ausschliesslich für

Alkoholkranke

auf dem **Rittergut Nimbsch** a. Bober b. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.) Gegründet 1895. Preis pr. Tag 6 M. Arzt: **Dr. med. W. Bohn.** Prospekte frei durch **Alfred Smith.**

** EIN GUTES BUCH DER BESTE REISEBEGLEITER **

WIR UND DAS WELTALL

Studien aus dem Leben und der Religion. Von **J. BRIERLEY**

deutsch von **J. A. Selter**

240 Seiten M. 3.—, gebunden M. 4.—

[NEU] Wir haben diesem Buch den Namen **„Sonnige Gespräche"** gegeben, denn wir haben lange kein **klareres, froheres u. weiseres** Buch gelesen. (Daily News)

Religionsgeschichtliche Volksbücher

herausgegeben von

Friedrich Michael Schiele

Marburg

[Prospekte kostenlos durch jede Buchhandlung oder den Verlag]

JESUS

von Prof. **D. Wilhelm Bousset**

11.—20. Tausend

Brosch. M. 0.60. — Kartoniert M. 0.80. — Pappband M. 1.—

Ganz Leinenband mit Pressung M. 1.40

PAULUS

von Prof. **D. William Wrede**

Brosch. M. 0.70. — Kartoniert M. 0.90. — Pappband M. 1.10

Die Wunder im Neuen Testament

von Pfarrer Lizentiat **G. Traub**

Broschiert M. 0.40. — Kartoniert M. 0.60

[NEU] Dieses Heft **muß** denselben Erfolg haben wie Boussets „Jesus", von dem im 3. Monat das 2. Zehntausend erschien.

DIE RELIGION DES * NEUEN TESTAMENTS

I. Band

in ganz Leinen gebunden M. 3.40

Enthält die folgenden Hefte der „Religionsgeschichtlichen Volksbücher": Prof. **Wernle,** Die Quellen des Lebens Jesu. — Prof. **Bousset,** Jesus. — Prof. **von Dobschütz,** Das apostolische Zeitalter. — Prof. **Vischer,** Die Paulusbriefe. — Prof. **Wrede,** Paulus. — Außerdem eine Vorrede von Lizentiat **Schiele,** die in den einzelnen Heften nicht enthalten.

Zwei Werke von

Lizentiat H. Hackmann:

An den Grenzen von China und Tibet

Wanderungen vom Omi bis Bhamo illustriert (mit 162 Federzeichnungen, 3 Kunstdrucktafeln und 2 Kartenskizzen) von **A. Weßner.** 25 Bogen in 2 Farben gedruckt M. 8.—. gebunden M. 9.—

Einzelne Naturschilderungen verdienten, so knapp und einfach sie stilistisch gehalten sind, als Musterbeispiele für wahre landschaftliche Darstellung *in der Litteratur einen besonderen Platz* zu erhalten.
Münchner Allgemeine Zeitung

Der Ursprung des Buddhismus und die Geschichte seiner Ausbreitung

78 Seiten. M. —.40. (Buddhismus I. Teil)
Religionsgeschichtliche Volksbücher
3. Reihe. 4. Heft [NEU]
Der II. Teil (ebenfalls 40 Pfg.) erscheint im Laufe des Sommers 1905

Die Lehre Buddhas in ihren verschiedenen geschichtlichen Schichten ist meisterhaft entwickelt und orientiert in außergewöhnlicher Weise. Basler Zeitung

Vorzugs-Angebot:

Das Wesen der Religion

Dargestellt an ihrer Geschichte von
PROFESSOR D. **W. BOUSSET**
Broschiert M. 4.—, gebunden M. 5.—*)

. . . ein Hand- vielleicht sogar ein **Lebensbuch** für Fragende und Ringende. . .
Deutsche Zeitung

*) Dieses Werk können wir bei Berufung auf diese Anzeige (soweit der kleine Vorrat durch die Versendung schadhaft gewordener Exemplare reicht) gebunden für Mk. 3.50 abgeben.

Ferner von Professor **Bousset:**
Was wissen wir von Jesus? M. 1.—
Paulus M. —.35.

Sterne der Hoffnung

(Nozomi no hoshi)
Japanische Novelle
von **Shun u Nakamura**
Deutsch von **A. Wendt**
Gebunden M. 2.—

. . . wird nun vollends eine anmutige Erzählung wie diese in so geschickter Uebersetzung uns geboten, so muß die Lektüre nicht nur zur Belehrung, sondern auch zur Freude an einem wahrhaft guten Buche werden.
Frankfurter Zeitung

Japans geschichtliche Entwickelung

von Oberbaurat **van den Bergh**
Elegant broschiert M. 1.20, kart. M. 1.50

Ein lehrreiches, ja unentbehrliches Werk, denn es wird zur dringenden Notwendigkeit *auch für jeden gebildeten Deutschen* zu wissen: Wie *ward,* wie entwickelte sich Japan, dieses Land der aufgehenden Sonne? Darauf antwortet einzig die Geschichte. . . .
Hallische Allgemeine Zeitung

WELCHES IST DIE BESTE RELIGION?

von Lizentiat **Niebergall**
brosch. M. 0.40, kart. M. 0.60 (Porto 10 Pf.)

DIE

RELIGIONEN DER ERDE

von Professor **Söderblom**
brosch. M. 0.40, kart. M. 0.60 (Porto 10 Pf.)
Aus den „Religionsgeschichtlichen Volksbüchern"
Prospekte kostenlos

AUS DER KINDERZEIT

NORWEGISCHE ERZÄHLUNGEN
von
INGEBORG VON DER LIPPE KONOW
deutsch von
MELANIE VON WOLFSRAMSDORF
mit Buchschmuck v. Weßner
gebunden M. 1.60

Die entzückendste Lektüre im Familienkreise für die Ferien.

ALTE MÄRCHEN

von **E. VON NATHUSIUS**
illustriert von FIKENTSCHER
M. 1.20

Dürfen Märchen fehlen in des Lebens Rast und Stille, die selbst fast ein Märchen?

DIE ENTSTELLUNG UNSERES LANDES *

von
PROF. **PAUL SCHULTZE-NAUMBURG**
mit 71 Abbildungen M. 0.80

Wer die **Kunstwart**-Bestrebungen anerkennt und im Interesse unserer **deutschen Kultur** für notwendig hält, der greife nach Schultze-Naumburgs Buch und helfe es verbreiten.

Da die **Tagesfragen** auch in den Ferien dennoch nicht ganz abzuweisen, seien schließlich die beiden folgenden Werke empfohlen:

Die russischen Kämpfe um Recht und Freiheit

von Prof. **M. v. REUSNER**
3. Aufl. M. 2.20, gebunden M. 3.—

Ein Werk, das Stürme der Entrüstung hervorrufen wird wie Stürme des Beifalls; und die letzteren werden in diesem Wirbel die stärkeren sein, denn die geschichtliche Wahrheit ist die Kraft, die hinter dem Werke steht.
Die Neuen Militärischen Blätter

Priester Georgij Gapon

der Führer der russischen Arbeiterschaft
von **Dr. G. Polonskij**
M. 0.60.

Ein psychologisch ungemein feingezeichnetes Charakterbild.

GEBAUER SCHWETSCHKE DRUCKEREI U. VERLAG G. M. B. H. **HALLE** A. S.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 28 Marburg i. H., den 13. Juli 1905

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Mann und Weib — Geistige Bewegungsgesetze — Der Religionsunterricht auf dem zweiten Deutschen Erziehungstage — Das russische Toleranzedikt und seine Folgen. Aus Rußland — Offener Brief an Herrn Konsistorialrat Professor D. Haupt — Die Neuorganisation der preußischen Mittelpartei — Verschiedenes: Zur Abwehr; Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Mann und Weib

1 Mos. 2, 5—25

Der Erzähler sieht in der Wirklichkeit, die ihn umgibt, eine alles Leben umfassende Tatsache: Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen und sie werden sein ein Fleisch. Er sieht die zwingende Gewalt der sinnlichen Liebe. Aber er sieht auch die Schmerzen und Gefahren dieser sinnlichen Liebe. Darum kennt er ein Paradies, in dem die Menschen waren wie die Kinder: Und sie waren Beide nacket, der Mensch und sein Weib, und schämten sich nicht.

Solche Erzählung ist nicht das Wort und die Anschauung eines zufälligen Einzelnen, sondern herausgesprochen aus der Erfahrung der Menschheit. Die sinnliche Liebe steht vor jedem heranreifenden jungen Menschenkind wieder neu als eine Frage, die Antwort fordert um jeden Preis. Sie steht vor jedem jungen Menschenpaar wieder neu als eine Frage, die Antwort fordert um jeden Preis. Ein großes Stück der gesamten Gedankenarbeit und der gesamten Tatenarbeit des Menschengeschlechts steht im Dienst dieser einen großen Frage. Und oft genug hat das Menschengeschlecht vor sich gesehen all die Zerstörungen und Zerrüttungen, die die Liebe zwischen Mann und Weib in der Geschichte angerichtet hat, und hat dann geseufzt und gestöhnt unter dieser Gabe der sinnlichen Liebe.

Und doch bleibt der christlichen Gemeinde die Gewißheit, daß uns auch diese Wirklichkeit von Gott geschenkt ist und daß darum die Schönheiten und und die Freuden dieser sinnlichen Liebe zweier Menschen zu einander gottgeschenkte und gottgewollte sind.

Mann und Weib — unsre alte Erzählung aus dem Mosesbuch hält sie nicht gleich wert. Einen langen, langen mühseligen Weg hat die Anschauung von dem Wert der Frau in der Schöpfung zurückgelegt bis hin zu dem Wort: Hier gilt nicht Mann noch Weib: sie sind allzumal einer in Christus. Ist es so unter uns Christen?

Von einem gleichen Wert von Mann und Weib wußte unser Erzähler noch nichts: aber davon weiß er zu sagen, daß die Frau Gehilfin des Mannes ist und sein muß. Das hat er aus der Wirklichkeit des Lebens herausgenommen, als den Sinn und den Willen Gottes: Es ist nicht gut, daß der Mann allein sei! Wir sehen hinein in die Wirklichkeit unsres Lebens, unsres beruflichen und menschlichen, unsres Heimlebens und all unsres öffentlichen Lebens und wir hören dasselbe heraus als den Sinn und den Willen Gottes — dasselbe, das diese alte Erzählung herausgehört hat aus ihrer Wirklichkeit: Es ist nicht gut, daß der Mann allein sei: ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei. H B

Geistige Bewegungsgesetze

Von einem der wichtigsten Bewegungsgesetze des geistigen Lebens wollen diese Zeilen reden. Und mit der trivialen Bemerkung möchte ich beginnen, die in allen naturphilosophischen Lehrbüchern zu finden ist, daß das Geheimnis alles Lebens in der Bewegung zu suchen sei: von der Zirkulationsbewegung chemischer Stoffe an in den Pflanzengebilden und Tierkörpern bis zu der dem Geistesleben zu Grunde liegenden Bewegung der Gehirnzellen, bis zu den von heiligen Anziehungs- und Abstoßungsgesetzen regulierten Sympathie- und Antipathiebewegungen menschlicher Persönlichkeiten, ja bis zu jener „ewigen Bewegung", in die eine Menschenseele einmal versetzt nach unauflösbar notwendigem Gesetze sich dem geheimnisvollen Grund der Dinge entgegenbewegen muß. Nicht nur unser physisches Leben, vielmehr noch das, was wir tiefstes geistiges Glück, seelische Bereicherung, auch was wir Liebe und Frömmigkeit nennen: es ist nichts Anderes als Bewegung.

Wie aber das physische Leben einer Organisation bedarf, um nicht der unorganisierten Bewegung, die wir Verwesung nennen, zu verfallen, so verlangt auch das geistige Leben, wenn anders es nicht in Fäulnis übergehen soll, eine gesetzmäßige Organisation. Und nur das Bewußtwerden dieser Organisation und ihrer Gesetze, so wenig sie gemacht werden kann, vermag uns über den herben Zustand einer tiefen Verstimmung hinwegzuhelfen, die sich unser bemächtigt, so oft wir uns in Seelen- und Geistesbewegungen eingeschlossen fühlen, die mit uns schalten und walten, und deren scheinbare Zwecklosigkeit uns in die Empfindung einer ohnmächtigen Hilflosigkeit versetzt.

Wir Alle haben ja gewiß schon oft den bisweilen sehr jähen Wechsel unserer Seelenstimmung zwischen idealer Erhebung und pessimistischer Niedergeschlagenheit beobachtet, und nicht die Schlechtesten sind es, die in diesem Wechsel ein schweres Leiden ihres Lebens erblicken. Wohl vermag uns der Gedanke, daß wir von körperlichen Verfassungen abhängiger sind, als wir gemeinhin denken, einigermaßen den schwersten Druck benehmen: indes erst dann, meine ich, werden wir völlig beruhigt sein, wenn wir diesen Wechsel als ein gottgeordnetes, notwendiges Bewegungsgesetz unseres Seelenlebens erkennen, wodurch die Gesundheit der Seele bedingt ist. Der amerikanische Professor Peabody, der sowohl durch seinen edlen Beitrag zur sozialen Frage wie durch seine anregenden religiösen Betrachtungen sich bekannt gemacht hat, beweist durch letztere seine große Kunst, allen Schriftworten, über die er redet, diejenige Seite abzugewinnen, welche in allerlei geistiger Not unbedingt ermutigen muß. So hat er das 1. Kapitel in seinen „Abendstunden" überschrieben: „Ebbe und Flut des Geistes"; und eben in diesem Kapitel versucht er allen sich an Seelenschwankungen abquälenden Menschen dadurch zu helfen, daß er ihnen die Notwendigkeit eines ebbenden und flutenden Zustandes im Geistes- und See-

lenleben einzuschärfen sich bemüht, ja dies Gesetz als das eigentliche Gesetz des Lebens bezeichnet.

Indes nicht auf dieses geistige Bewegungsgesetz hinzuführen ist meine Absicht. Auch will ich nicht dasselbe Gesetz, das ich gern das Gesetz der geistigen Wellenbewegung nenne, von unserm persönlichen Einzelleben auf das geschichtlich sich auseinanderfaltende Geistesleben der Menschheit übertragen. Wohl täte es auch hier not, allen den Menschen, die in Zeiten des Niedergangs leben und an einer Gesundung und Vorwärtsentwickelung der Menschheit verzweifeln, es nachzuweisen, wie ungläubig die Vorstellung einer einmal im Argen liegenden und dem Verderben preisgegebenen Welt ist; wohl wäre es nicht überflüssig, darzutun, wie der Glaube an eine nach oben gerichtete Wellenbewegung im Geistesleben notwendig zum Wesen der Religion gehört und wie gerade die Religion zur Verehrung des Gottes treibt, der sein Reich auf Höhen und in Tiefen als Weltenerzieher baut, ja in den Tiefen, in denen die Kräfte gezeugt werden, die auf die Höhe führen, wohl die relativ größere Förderung seiner Arbeit zu erzielen vermag.

Auf eine andere Bewegung möchte ich die Blicke lenken: auf die Zerspaltung des Geisteslebens in Gegensätze. Diese Bewegung ist von der vorigen augenscheinlich verschieden: denn bisher handelte es sich um eine einheitliche Bewegung, welche in ihrer Gesamtheit dem Wechsel unterworfen ist. Hier kommt die ja immer vorhandene, in unsrer Zeit aber so besonders beklagenswerte Zwiespältigkeitsbewegung in Betracht, welche durch ihre Folgen, durch ein wachsendes Sichnichtverstehen und durch eine fortgesetzte herbe Scheidung dessen, was durch Natur und Liebe verbunden ist, so tiefe Schmerzen verursacht.

Ist es nötig, die ganze „Misere" der gegenwärtigen Zerrissenheit auf geistigem Gebiet uns vor Augen zu stellen, die wir an ihr doch gerade schwer genug tragen? Wer einmal versucht hat, eine wissenschaftlich fundierte religiöse Ueberzeugung tieffrommer Art mit derjenigen eines ebenso frommen Gemeinschaftschristen zu vereinen und diesen auch nur zum Vertrauen zu jener bewegen zu wollen, der hat gewiß mit großem Bedauern erleben müssen, daß trotz beiderseitiger Aufrichtigkeit schließlich die Kluft religiöser Art noch größer ward als vorher; ganz zu geschweigen von den schier unüberbrückbaren wissenschaftlichen, politischen und künstlerischen Gegensätzen, in denen allen doch nur, ebenso wie in den theologischen, die religiösen Gegensätze sich projizieren. Möchte nicht fast die resignierte Pilatusstimmung siegen mit ihrer Frage: Was ist Wahrheit?

Da kommt mir das Wort eines philosophisch geschulten Vermittlungstheologen in den Sinn, der kürzlich bei einem Gespräch geäußert hatte: „Man sollte doch bei aller Festigkeit der eigenen Ueberzeugung den einen Gedanken nicht aus dem Auge verlieren, daß die Vorwärtsbewegung des Geisteslebens in einer Zickzacklinie sich vollzieht und daß der der Wahrheit entsprechende Fortschritt sich als Resultat aus der Spannung zwischen zwei Gegenpolen ergibt." — So tritt neben das geistige Gesetz der Wellenbewegung das der Zickzackbewegung; und wie wenig wissenschaftlich dieser Ausdruck erscheint, so unabweisbar klar gibt er unserer zerrissenen Zeit an, wie allein sie zu einer gedeihlichen Vorwärtsbewegung des Geisteslebens Hand anlegen kann.

Welch schärfer geschiedene Typen religiösen Lebens vermag die Geistesgeschichte der Menschheit aufzuweisen, als die beiden unmittelbar auf einander folgenden charakteristischen Erscheinungen des Pietismus und des Rationalismus. Und wie deutlich ist an diesen beiden Gegensätzen die Richtigkeit des Gesetzes der Zickzackbewegung nachzuweisen. Denn noch lebendig genug steht als Produkt beider Richtungen die Persönlichkeit Schleiermachers vor uns, der die vor keiner Konsequenz scheuende Gedankenfreiheit des Rationalismus mit der so fest an Gott gebundenen Innigkeit des Pietismus zu einer religiösen Persönlichkeit verschmolz, die noch jetzt das Frömmigkeitsideal des im edelsten Sinne modernen Menschen darstellt.

Muß sich so nicht unser, die wir nicht nur an die Unverbrüchlichkeit der Naturgesetze, sondern mehr noch an die der Geistesgesetze glauben, eine heilige Achtung vor der so oft und so tief beklagten Zerrissenheit des Geisteslebens bemächtigen, eine Achtung, welche die große Weisheit zu verehren lehrt, die aus so schrillen Dissonanzen so unbeschreiblich reine Harmonieen zu schaffen versteht?!

Diese Gedankenhöhe, auf die wir durch das Gesetz der Zickzackbewegung gestellt werden und von wo aus wir so abgeklärt auf all die Verworrenheit herabschauen dürfen, berechtigt uns gleichwohl nicht, ohne weiteres den so vieldeutigen und deshalb so viel mißbrauchten Schlagworten der Toleranz und der Vermittelung das Wort zu reden. Wohl scheint jenes Gesetz allen vermittelnden und sogenannten toleranten Naturen das Recht zu geben, lauter und eindringlicher ihre Predigt erschallen zu lassen, die alle Menschen zur goldnen Mittelstraße rufen soll, weil hier allein die Wahrheit zu finden sei. Ein genaues Zusehen überzeugt sofort davon, daß vielmehr aus diesem Gesetz sich die Notwendigkeit des Gegensatzes sich ergibt, und daß die eigentliche Wirkung auf geistigem Gebiet von den Menschen ausgeht, die in möglichster Einseitigkeit und Paradoxie nur die eine Seite des Gegensatzes vertreten. Die Menschen, welche am mächtigsten das Weltrad in Umschwung versetzt haben, sind nicht sogenannte tolerante, nicht vermittelnde Naturen, sondern leidenschaftliche, paradoxe Menschen gewesen, wie es die Namen eines Luther, eines Augustin, eines Paulus, ja Jesus Christus selbst, bestätigen. Und wer die Heilung aller Schäden und die gedeihliche Fortentwicklung seis im gesamten Geistesleben, seis auch nur in einer Landeskirche von der Vertuschung und Ausgleichung der Gegensätze erwartet, muß des Urteilsspruches gewärtig sein, daß er den Fortschritt des Reiches Gottes gehemmt habe. Deshalb erkennen wir die Ausdrücke Toleranz und Vermittelung als Schlagwörter, weil sie die grundfalsche Vorstellung erwecken, als sei auf sachlichem Gebiet Vermittlung und Toleranz angebracht, ja als zeuge sie von großer Denkungsart. Sie hat nur auf persönlichem Gebiet ihr gutes Recht, auf sachlichem kann sie nur von Schaden sein.

So gern wir ständig auf der reinen Höhe jener Abgeklärtheit verblieben: wir dürfen es nicht, wenn wir nicht untätige stille Beobachter, sondern begeistert handelnde Menschen sein wollen, die in sich den heiligen Drang fühlen, zu wirken so lange es Tag ist. Und deshalb wollen wir den Kampf, wir bejahen freudig den Geisteskrieg als einen heiligen, gottgewollten Krieg; aber wir wollen bei aller Paradoxie und bei aller scharfen Hervorkehrung des Gegensatzes das Bewußtsein stets in uns tragen, daß wir die Wahrheit nicht haben, sondern zu ihrer Auffindung das leisten, was von der einen Seite geleistet werden muß, daß aber auch eine heilige Notwendigkeit das Vorhandensein und die Ueberzeugungskraft unserer Gegner fordert, die wir deshalb nicht mitleidig bedauern, sondern, sofern uns nicht ihre Unaufrichtigkeit erwiesen ist, achten. Diese Achtung allein und nichts Anderes ist wahrhafte Vermittelung, echte Toleranz; und je mehr wir uns und Andere zwingen, mit sachlicher Schärfe persönliches Verstehenwollen zu vereinen, um so mehr wird der große schwere Geisteskampf aller fleischlich-kleinlichen Kampfesart entkleidet und zu einem großzügigen Kampf in Gottes Sinne gestaltet werden, weil innerlich große Menschen ihn kämpfen.

Der Religionsunterricht auf dem zweiten deutschen Erziehungstage

Ob die theologische Presse ihre Berichterstatter zum zweiten deutschen Erziehungstage nach Weimar geschickt hat, weiß ich nicht. Das aufgestellte Thema „Unser Religionsunterricht" und der durch seine Stellung bekannte Redner Pastor Steudel aus Bremen hätten es vielleicht nahe legen können. Jedenfalls sei es mir, der dort war und auch einen Vortrag dort gehalten hat, gestattet, hier ein Nachwort dazu zu sagen.

Steudel wandte sich in der Hauptsache gegen das herrschende Dogma und gegen den Verbalismus im Religionsunterrichte, der wahre Orgien feiert durch das mechanische Auswen-

diglernen unverstandener Sprüche und unverständlicher Lieder. Es kommt so weit, daß die Kinder Furcht vor der Religion bekommen, weil sie wegen schlechter Lernleistungen in diesem „Fache“ gestraft werden.

Der Vortrag war ein einziger Zornesschrei aus gepreßtem Herzen, und mit ihm — das zeigte der Beifall — machten sich zugleich hunderte von wehen Herzen deutscher Männer und Frauen, deutscher Väter und Mütter Luft; er war das Bekenntnis eines furchtlosen Mannes, und wenn wir Alle darnach hingingen und ihm die Hand drückten, so kam das von Herzen und ging wohl auch zu Herzen.

Daß sich Steudel gegen seine Berufsgenossen wendete und die „Pfaffen“, auch die nicht vorwärts kommenden modernen Theologen usw. scharf angriff, soll mich als Laien nicht berühren. Wir können ganz sicher auch hier manchen Kernsatz unterschreiben, z. B. den: Der Theolog kann kein religiöses Leben geben als Theolog, sondern höchstens als Mensch, und den Grundsatz: Religion ist nicht lehrbar.*)

Weniger erfreulich aber und, was hier gesagt sei, sicher wenig nutzbringend für die ganze Entwicklung der Bestrebungen für deutsche Erziehung war eine Folgerung, die an den Vortrag geknüpft wurde. Auf Anregung von Professor Ludwig Gurlitt soll an die Anhänger der Bewegung und an tausend andere Väter und Mütter die Aufforderung gerichtet werden, ihre Zustimmung zu dem Steudelschen Vortrage durch Unterschrift kund zu geben und dadurch den Wunsch auszusprechen, daß unsere Kinder künftighin nach den von Steudel ausgeführten Grundsätzen im Bezug auf Religion behandelt werden.

Hätte Steudel mit dem dritten Viertel geschlossen, so sollte Keiner rascher zur Feder greifen, als ich selbst. Ein Religionsunterricht frei von dogmatischem Zwange, frei von Verbalismus (Beides Dinge, die manchen Fluch in der sehr kräftigen Rede erhielten), ein Unterricht aufgebaut auf dem Gesetze der Liebe zu den Kindern, der treuesten Hingabe des Erziehers — ist es nicht ein leuchtendes Ziel, dem zuzustreben gerade unserem Kreise nahe liegen sollte?

Ja noch mehr. Auch den Ruf „Los von Kanaan!“ wollen wir — zum Teil — unterschreiben. Warum unsere alte herrliche Mythologie, unsere sagenhaften und geschichtlichen Heldengestalten immer und immer wieder zu kurz kommen lassen, während asiatische Despoten stundenlang liebevoll behandelt werden? Warum unseren Kindern all die altisraelitischen Schand- und Skandalgeschichten erzählen, während sie keine Zeit finden, zu den Schätzen unserer Vorzeit hinabzusteigen? Haben wir im Singen und Sagen unserer Ahnen nicht mehr Ethik, mehr sittliche Macht, als die alten Juden? Man mache doch endlich einmal Ernst mit dem Aufräumen von Dingen, die man polizeilich verbieten würde, wenn sie nicht — in der Bibel ständen.

Ob wir aber die wirklich großen Lebensbilder einiger Propheten, ob wir die Gestalt einer Ruth und Anderes missen möchten, darüber ließe sich reden.

Aber gegen eine Forderung Steudels möchte ich mit aller Kraft und deshalb auch öffentlich an dieser Stelle mich wehren: gegen die Forderung, *die Gestalt Jesu aus dem Unterrichte zu entfernen*. Ich hoffe, daß diese Forderung, die mir von einem „christlichen“ Pastor unerklärlich ist, viele, recht viele Väter und Mütter verhindern wird, die Eingabe zu unterzeichnen.

Gewiß, wir wollen unsern Kindern einen anderen Jesus vor Augen führen, als ihn Viele von uns in der Jugend kennen lernten. Wir wollen nicht einen weichlichen, von ewiger Demut überfließenden Jesus; so war er auch nicht. Wir wollen auch gar nicht untersuchen, ob Chamberlain Recht hat, daß Jesus kein Jude war, wir wollen aber an ihm festhalten, als an dem größten *Manne*, der gelebt hat, den unsere Voreltern als den Heliand, ihren Herzog, ansahen. Und wie diese, wollen auch wir unserem Herzoge die Treue halten. Keiner der Lebenden, Pastoren und Laien, wird sich mit ihm zu messen wagen, und wenn der deutsche Erziehungstag mit all seinen Rednern und Führern längst vermodert sein wird, wird noch immer der stille Held, der mannhaft und treu, ein Ritter ohne Furcht und Tadel für sein Werk in den Tod ging, triumphieren.

Die Gründe oder vielmehr der Grund für diese Forderung war denn auch ziemlich fadenscheinig. Denn die durch den Inhalt der alttestamentlichen Geschichten erklärliche Forderung „Los von Kanaan“ kann man auf Jesus nicht anwenden. Wenn doch unsere Kinder lauter solche Vorbilder hätten! Aber „es ist ja viel zu schwer, die Kinder in das Milieu einzuführen, in dem Jesus gelebt hat.“ Ich weiß nicht, ob die Bremer Kinder darin besonders gering veranlagt sind oder ob meine Kinder einen besondren Milieusinn haben; aber ich kann es durchaus nicht so schwer finden. An der Hand guter Lehrmittel, Wort, Schrift, Bild und Karte, gelingt es *leicht*, die Kinder im Geiste in das Land zu führen, das ihnen schon deshalb interessant ist, weil es eben doch nun einmal die Wiege des Christentums war. Damit der Ursprungsort alles dessen, was wir Menschen groß und schön finden: der zwei Gebote von der Liebe zu Gott und zu den Menschen usw. usw. Wenn sie Jesus kennen, achten und lieben lernen, so treibt sie umgekehrt auch wieder erst recht das Interesse, sich mit seinem „Milieu“ bekannt zu machen.

Warum soll denn auch das Eindringen darein so schwer sein? Wollen wir denn keinem Knaben mehr von Alexander dem Großen erzählen, weil es zu schwer ist, sich in das altmakedonische Milieu zu versetzen? Und ob der Unterschied der Einführung in das altgermanische Milieu, der ganz gewiß besteht, so unüberbrückbar ist, daß man eine Gestalt wie Jesus einfach streichen soll, steht doch zu bezweifeln.

Wenn Steudel und seine Richtung sich etwa damit verwahren, daß sie Jesus nur aus dem Religionsunterrichte herausnehmen, dafür aber in den Geschichtsunterricht einfügen wollen, so könnte diese Einrede jetzt keine Beachtung mehr beanspruchen: das hätte im Vortrage gesagt werden müssen. Uebrigens wäre das auch eine rein schultechnische Frage; dafür macht man solche aufregende Eingaben nicht.

Gerade erst recht wollen wir Jesus kennen und lieben lehren, wir wollen ihn so zum unsrigen machen, daß er nicht mehr der Mann aus Kanaan ist, sondern — wirklich „Los von Kanaan“ — der Unsrige. „Jesus heute“, *das* heißt uns: er ist nicht tot, er ist auferstanden. Jesus heute, das Leitwort für viele unserer Großen unter den Denkern, Dichtern und Malern. Der Jesus Dürers lebte unter deutschen Bauern, und ein Gang durch irgend eine Bilderhalle zeigt, daß auch andere Maler diesen fernen Jesus in ihre Zeit versetzten, von den neueren Uhde, v. Gebhardt, Wilhelm Altheim u. A. gar nicht zu reden. Kretzer hat es verstanden, Jesus mitten in unsere soziale Welt zu versetzen. Und wie Jesus heute mit unseren Arbeitern reden würde, d. h. wie wir uns seine Reden aus dem von Steudel verworfenen Lutherischen Wortlaute in unsere Sprache umgesetzt denken dürfen, hat Classen in seinem Schriftchen „Christus heute als unser Zeitgenosse“ ganz prächtig gezeigt. Endlich lese man einmal *Scharrelmanns* (auch eines Bremensers) Buch „Der Weg zur Kraft“ nach, um anfangs kopfschüttelnd, aber allmählich entzückt Jesus auch für die Kinder verständlich mitten durch elektrische Bahnen, Radfahrer und zeitunglesende Menschen hindurch wandeln zu sehen, ihn unseren Freund, unser Vorbild:

> Heilig, selig ist die Freundschaft
> und Gemeinschaft,
> die wir haben
> und darinnen uns erlaben.

Aber noch ein Zweites ist es, das ich von Steudels Vortrage nicht mit unterschreiben möchte. Aus der Jugenderziehung müsse der „liebe Gott“ heraus. Gut: „der liebe Gott“ der Kinderstube, der stets mißbrauchte, von dem die schon von den Kleinsten Abends hergeplapperten, oft bis ins Sinnlose entstellten Verschen lauten. Damit wird jeder Pädagog und Vater einverstanden sein. Aber Gott?

Was ist Religion? fragt Steudel.

Jenes tief Ergriffensein von der Unendlichkeit der Welt nach Raum und Zeit, der Unendlichkeit in extensiver Beziehung, wenn wir

*) Vgl. meinen mit meiner Lehrerin, Fräulein Else Louis, gemeinsam geschriebenen Aufsatz: „Die Pflege religiösen Gefühls in der Volksschule.“ Blätter für deutsche Erziehung 1905 Nr. 2—3.

hinausschauen mit unseren riesigen Teleskopen in die unendlichen Weltfernen, der Unendlichkeit, wenn wir hineinschauen mit unseren Mikroskopen in die allerkleinsten Lebewesen und diese außerordentliche Differenzierung, diese reiche Welt sehen, jene tiefe Ergriffenheit von der Zeit, wenn wir sehen, wie schon Menschen vor uns waren, von denen kaum eine Nachricht übrig geblieben ist, die mit den dürftigsten Feuersteinwaffen lebten und gleich wie wir rückwärts schauten in die Vergangenheit, und das Schauen in die Zukunft, die in ihrer Unendlichkeit uns so Viel bringen kann.

Jenes Ergriffensein von der Wirklichkeit als einem in seinen letzten Zusammenhängen unter der Oberfläche liegenden Rätsel. Daß ich das Rätsel anerkenne, das ist die Hauptsache, nicht die Erklärung des Rätsels; hier gibt es etwas Unendliches, in das ich nicht tiefer eindringen kann, ein Rätsel, vor dem sich auch Goethe gebeugt hat.

Das tiefe Ergriffensein vom Leben überhaupt, dessen Vorgang in seinen letzten Tiefen uns immer unfaßbar bleibt, von der Entstehung und Entwicklung sowohl des einfachsten Lebensvorganges, wie von der höchsten Entfaltung der schöpferischen Kraft jeder wahren Persönlichkeit.*)

In dieser etwas verschwommenen Begriffsbestimmung von „Religion" ruht als Lösung des Rätsels, ruht als Ziel der naturwissenschaftlichen Entwicklungslehre, die doch auch fragt Wohin?, ruht als Urquell des „Woher?", das fragend hinter der letzten Urzelle steht, — unausgesprochen „Gott". Name ist Schall und Rauch, sagt auch Steudel. Uns ist gleichfalls Nichts weniger lieb, als eine Vermenschlichung dieses höchsten Wesens. Aber dieses „Etwas", diese „Macht" wird doch gerade das (nach Steudel) mehr denn je in die Natur geführte Kind ebenfalls fühlen. Der Schauer der Bewunderung, der Schauer der Anbetung überkommt das denkenlernende Kind, und auf die Lippen drängt sich dann das eine Wort, das so wenig und doch auch so viel sagen kann: Gott. Dieses Wort aus dem Unterrichte, der Erziehung zu verbannen — auch nur bei den Kleinen — ist ein Vergehen an der kindlichen Seele. Umsomehr, je mehr man naturwissenschaftlich zu denken vermag, je größer die Achtung vor dem Weben und Leben in der Natur ist.

So meine ich und hoffe, daß noch viele der Eltern, die ihre Kinder auch vom Dogma und vom Verbalismus befreien wollen, mit mir gleich denken. „Gott" darf freilich nicht zum Gegenstande kindlichen Plapperns werden, dazu soll er den Eltern zu hoch stehen. Ihr Höchstes, Heiligstes sollen sie nicht in den Staub ziehen lassen. Lehren wir die Kinder im Hinblick auf diesen großen, hohen, hehren Gott recht beten, wie es uns der verschmähte Jesus mit der dritten Bitte gelehrt! Denn die gefaßte Unterwerfung unter das, was kommt, was nach (Gottes) ewigen und unerforschlichen Naturgesetzen uns treffen muß, ist das Beste, um das wir bitten können, und vielleicht das Einzige, um das wir immer bitten dürfen.**)

Das sind Gedanken und Worte eines Laien, dem der Steudelsche Vortrag tief ins Herz gegriffen hat. Sie sollen nichts Gelehrtes, sondern wie Steudels Worte auch ein Bekenntnis sein. Das aber hoffe ich: sie erwecken manchem Erzieher das Bewußtsein, daß die von Steudel aufgestellten Sätze keineswegs so klipp und klar vor uns liegen, wie sie seine berückende Darstellung uns vor Augen stellte, und daß es noch ernster Erwägung und vielleicht Beratung bedarf, ehe man solche Worte zur Massenunterschrift verbreitet.

Man rottet Unkraut nicht aus, indem man den ganzen Garten umgräbt, mitsamt seinen blühenden Pflanzen und Beeren und Obstbäumen. Dr med Georg Liebe

---

Das russische Toleranzedikt und seine Folgen

Zweiter Brief aus Rußland***)

In einem Artikel der „Zukunft", der nach den blutigen Ereignissen in Petersburg vom 9. (22.) Januar über die Revolution in Rußland geschrieben ist, beginnt der Verfasser damit: es sei schwierig, über die Zukunft dieses Landes, ja auch nur über die allernächsten Phasen und Folgen der Krisis, in der wir uns befinden, etwas Bestimmtes auszusagen, das nicht vielleicht schon durch die Ereignisse des folgenden Tages Lügen gestraft werde. In seinen weitern Ausführungen warnte er davor, aus den Sensationsmeldungen der Blätter über einzelne, in dem Riesenreiche des Zaren da und dort ausgebrochene Bewegungen der Unzufriedenheit und Auflehnung gegen die bestehende Ordnung — oder Unordnung — gleich den Schluß zu ziehen, als seien das die beginnenden Anzeichen einer staatspolitischen Umwälzung, einer allgemeinen Erhebung gegen das autokratische Willkürregiment, dessen Tage gezählt seien.

Obschon wir seither infolge der unglücklichen Kriegsereignisse in der innerpolitischen Entwicklung riesige Fortschritte gemacht haben, ist doch in der Tat Beides wahr: Rußland hat seit ungefähr acht Monaten so viel Ueberraschendes erlebt, daß man diesen durch Autokratie und Bureaukratie in seiner Entwicklung bisher fast lahmgelegten Staat mit seiner zu $^9/_{10}$ noch in rohester Unwissenheit und stumpfer Gleichgiltigkeit dahinlebenden Bevölkerung bald gleich dem fortschrittlichen Nordamerika als ein „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" bezeichnen kann. Aber anderseits muß man sich wohl hüten, die von der Regierung unter dem Druck äußerer Verhältnisse bisher nur durch schöne Versprechungen eingeleitete Reformaktion und die immer lauter und energischer sich hervorwagende Bewegung unter der russischen Intelligenz schon als Garantie für den Beginn einer neuen Aera zu betrachten, die das halbasiatische Rußland der westeuropäischen Kultur nähern und allen Freiheits- und Fortschrittsforderungen der neuen Zeit auch hierzulande endlich Tür und Tor öffnen werde. Sicher ist ja wohl das Eine, daß die Regierung vollständig sich von den Ereignissen treiben läßt, dabei aber mit kluger Berechnung auf das Beharrungsvermögen und die Trägheitsinstinkte der großen Masse ihre Hoffnungen baut und sehr gut weiß, wie einerseits das Schreckgespenst einer sozialen und agrarischen Revolution die Mehrzahl der (sonst zu den liberalen Reformfreunden sich zählenden) Großgrundbesitzer und Fabrikanten im Schach hält, während auf der andern Seite das große Heer der an der Fortdauer der bestehenden Zustände aufs lebhafteste interessierten Beamten (Tschinowniks) den Haß gegen jede Neuerung im Volke zu schüren bestrebt ist.

Zu diesen Letztern gehören natürlich auch die Geistlichen der orthodoxen Staatskirche, denen die unbedingte Abhängigkeit von der autokratischen Staatsgewalt, die unauflösliche Verbindung von Thron und Altar als eines der heiligsten Lehrgesetze eingeimpft worden ist. Wer da weiß, welch eine wichtige Stelle die Kaisergebete und der Gesang des Mnogaia Ljeta (Bitte um langes Leben für alle die einzelnen Mitglieder der kaiserlichen Familie) im liturgischen Gottesdienst der russischen Kirche einnehmen, der versteht meine Behauptung. Naturgemäß machen sich aber auch innerhalb der Geistlichkeit zwei Strömungen geltend, deren eine mit dem in meinem letzten Brief genannten Metropoliten Antoni von Petersburg an der Spitze die dringende Notwendigkeit von Reformen auch gerade für die Kirche und das geistige Leben der Nation unaufhörlich betont, während die andere, durch den Metropoliten Wladimir von Moskau repräsentiert, schon das kaiserliche Toleranzedikt vom 17. (30.) April mit argwöhnischen Augen betrachtet und seine Anwendung sowie weitere liberale Zugeständnisse in religiöser Hinsicht auf jede Weise zu hintertreiben sucht. Hat doch das Sprachrohr dieser Leute, die ultrareaktionäre Moskowskia Wjedomosti (Moskauer Nachrichten) in mehreren Artikeln ihres übereifrigen Leiters, des einst im Schoße der reformierten Kirche geborenen und aufgewachsenen Herrn Woldemar Gringmuth (sein Name ist bei den Liberalen Moskaus zum häufig gebrauchten Schimpfwort geworden) das neueste Kriegsunglück Rußlands, die Vernichtung seiner Flotte in der Meerenge von Tsushima, als eine Folge des Abfalls Vieler vom orthodoxen Glauben hingestellt und als Heilmittel außer der Abschaffung jenes Toleranzediktes allgemeine Fasten, Gebete und Wallfahrten empfohlen, während jeder Wehrpflichtige dem Vaterlande helfen solle, den heiligen Krieg gegen die „Ungläubigen" sowohl nach Innen als nach Außen auf jede Weise fortzusetzen. Zur Erreichung dieses

*) Nach dem ausführlichen Berichte der Zeitung „Deutschland".

**) Müller, Grüne Blätter 8, 1.

***) Vergl. den ersten Brief in Nr. 21: Ein trauriges Jubiläum. Dieser zweite Brief ist vor den Ereignissen im Schwarzen Meer geschrieben. D H

Zieles empfiehlt Herr Gringmuth die sofortige Einsetzung einer Militärdiktatur, ohne zu bedenken, welches Armutszeugnis er damit dem von ihm verherrlichten Prinzip der absoluten zarischen Selbstherrschaft ausstellt. Daß auch viele der meistens auf so niedriger Bildungsstufe stehenden Landgeistlichen, schon aus Angst vor der Verminderung ihrer ohnehin sehr kläglichen Einnahmen, gegen jede Erleichterung des bestehenden Glaubenszwanges eifern, versteht sich von selbst. Daneben aber gibt es doch auch schon, namentlich in den Städten und deren nächster Umgebung, eine größere Zahl von aufgeklärteren Popen mit akademischer Bildung, welchen der geistliche Druck und alle die einschränkenden Fesseln, die seit Jahrhunderten jede freie Bewegung der Kirche und ihrer Organe verhindern, längst lästig geworden sind und die es als eine Erlösung begrüßen würden, wenn man ihnen Gelegenheit gäbe, sich über die ihren ganzen Stand zur Kaste herabdrückenden Vorurteile auch nur einmal ordentlich auszusprechen.

Welcher protestantische Geistliche in Rußland hätte es nicht schon aufs lebhafteste empfunden, wie viel näher uns im Grunde trotz seines bizarren Aeußern in- und außerhalb des Gottesdienstes der gebildete Pope steht als der katholische Priester, schon allein deshalb, weil er verheiratet ist und die Freuden und Sorgen des Familienlebens aus eigener Erfahrung kennt. Aber auch sonst ist er viel mehr Mensch unter Menschen, von Hause aus durchaus tolerant, und oft versteht er es in überraschender Weise, selbst den totesten und starrsten Formen der gottesdienstlichen Handlung Etwas von jener Unbefangenheit und freien Bewegung einzuhauchen, die sie dem einfachen Volke näher bringen und dem Gebildeten erträglicher machen. Jemehr ich mich davon überzeuge, umsomehr begreife ich auch in dieser Beziehung den — trotz aller äußern Verwandtschaft — doch ganz unüberbrückbaren Gegensatz zwischen der römischen und griechischen Kirche, einen Gegensatz, der gerade hierzulande von römischer Seite viel mehr betont wird als umgekehrt und der sich namentlich bei Mischehen zwischen Katholiken und Orthodoxen in zornigen Wutausbrüchen der Vertreter des Papsttums Luft macht. Daß nun von diesen römischen Fanatikern die im Toleranzedikt gegegebenen Versprechungen vielfach mißdeutet und, namentlich in den früher polnischen Gebieten, zu rücksichtsloser Propaganda ausgenützt werden, das stand von vornherein zu erwarten, umsomehr als ja gerade in Westrußland die herrschende Landeskirche im Dienste der politischen Unterjochung jener Völkerschaften arge Sünden auf dem Gewissen hat. Der Warschauer Generalgouverneur, beunruhigt durch die Meldung von bevorstehenden Massenübertritten aus der orthodoxen in die katholische Kirche hat sich denn auch schon veranlaßt gesehen, mit den Strafgesetzen zu drohen, welche bisher jede Propaganda der in Rußland bloß geduldeten Religionsgenossenschaften streng ahndeten. Die katholische Propaganda in Polen als schlimme Folge des Toleranzediktes — das ist denn auch das von vielen Seiten, selbst von ängstlichen Protestanten an die Wand gemalte Schreckgespenst, mit dem man uns die Freude über diesen wichtigen Fortschritt für das ganze staatliche und kirchliche Leben zu vergällen sucht.

Daß die lutherischen Pastoren sich jeder voreiligen Ausnützung des Toleranzediktes enthalten würden, war ohne Weiteres anzunehmen. Doch ist die von ausländischen Blättern aufgestellte Behauptung unrichtig, als ob bisher keine Uebertritte von der Orthodoxie zur evangelischen Kirche stattgefunden hätten, weil die große Mehrzahl der Geistlichen nicht den Mut besitze, die Aufnahme der von der herrschenden Landeskirche Abgefallenen zu vollziehen, oder weil ihnen von den Behörden (Generalkonsistorium und Konsistorium in Petersburg, Moskau und den drei Ostseeprovinzen; in oberster Instanz das Departement der fremden Konfessionen beim Ministerium des Innern) soviele Schwierigkeiten in den Weg gelegt würden, daß jede praktische Anwendung des Toleranzediktes bisher unmöglich sei. Zwar brachten die Zeitungen in diesen Tagen eine halbamtliche Mitteilung aus dem ebengenannten Departement der fremden Konfessionen, daß bis zur Stunde keine Gesuche um Uebertritt aus der Orthodoxie in eine der andern Kirchen eingelaufen seien und daß das Departement eifrigst mit der Ausarbeitung von Regeln für

solchen Glaubenswechsel beschäftigt sei. Es ist aber in Moskau und in Petersburg ein offenes Geheimnis, daß solche Uebertritte schon seit der Osterwoche tatsächlich stattfinden. Und zwar nicht bloß in den Ostseeprovinzen, wo es sich zunächst um die dringenden Bittgesuche Solcher handelt, die in den achtziger Jahren und schon früher infolge der schamlosen Propaganda der orthodoxen Missionspriester unter falschen Versprechungen zu Tausenden zum Abfall vom lutherischen Glauben verführt wurden, namentlich esthnische und lettische Bauern. Daß diese Leute, sobald sie den Betrug einsahen, zumeist wieder in die lutherische Kirche zurückstrebten oder wenigstens für ihre Kinder dringend um Taufe und Konfirmation nach lutherischem Ritus nachsuchten, ist ja aus der Geschichte der endlosen Pastorenprozesse bis zum Jahre 1900 genügend bekannt. Seit dieser Zeit wurden die Prozesse meist niedergeschlagen oder die Urteile vom Senat kassiert, während früher Verbannung oder Suspendierung vom Amte das mindeste Strafmaß war.*) Nunmehr ist gerade diesen gegen ihre innere Ueberzeugung zur herrschenden Kirche Hinübergelockten Straflosigkeit zugesichert, wenn sie sich wieder zu ihrem früheren Glauben halten wollen. Denn daß das kaiserliche Toleranzedikt bereits Gesetzeskraft hat, trotzdem es nur „allgemeine Prinzipien der Glaubensduldung“ aufzustellen erklärte, darüber lassen sowohl die einleitendenden Formeln, als auch die Erklärungen kompetenter Persönlichkeiten keinen Zweifel. Wohl sind die seither von den Konsistorien an die Pfarrämter erlassenen provisorischen Verhaltungsmaßregeln in sehr vorsichtigem Tone gehalten. Aber tatsächlich besteht doch auf ihrem Grund bei uns schon beinahe dieselbe Freiheit des Uebertritts aus der Landeskirche in eines der geduldeten christlichen Bekenntnisse, wie sie in den meisten Ländern Westeuropas Geltung erlangt hat. Das heißt: es genügt eine Erklärung des betreffenden Petenten, daß er von seiner Kirche abgefallen sei und sich an die Gemeinde dieses oder jenes Pastors anzuschließen wünsche. Hierauf berichtet der Pastor darüber seinem Konsistorium, durch dieses wird wiederum der Priester des Sprengels, zu dem der Abgefallene gehörte, davon in Kenntnis gesetzt. Natürlich hat der evangelische Geistliche außerdem die Verpflichtung, sich darüber zu vergewissen, ob dem um die Aufnahme in seine Kirche Nachsuchenden auch ihre Grundlehren und Unterscheidungsmerkmale bekannt sind.

Wieviel Uebertritte nun im ganzen Reiche oder in seinen einzelnen Teilen bereits stattgefunden haben, darüber läßt sich vorläufig keine Berechnung anstellen, da die einzelnen Fälle aus naheliegenden Gründen hier nicht wie seinerzeit in Oesterreich an die große Glocke gehängt werden; doch kann mit Bestimmtheit versichert werden, daß namentlich aus gemischten Ehen schon in größerer Zahl Petenten sich meldeten und ohne Schwierigkeit aufgenommen wurden. Freilich hat die schon im April eingetretene sommerlich warme Witterung und der durch sie bedingte Massenumzug aller bürgerlichen Elemente in die Landwohnungen, dazu die heuer der Choleragefahr und der Unruhen wegen noch viel zahlreichern Abreisen ins Ausland, nach Finland, an den Ostseestrand u. s. w. vorläufig alle andern Interessen in den Hintergrund treten lassen. Vielen flößt wohl auch der immerhin bloß provisorische Charakter des Toleranzediktes Bedenken ein. Aber schon jetzt dürfte, entgegen den in meinem ersten Briefe ausgesprochenen Befürchtungen, das Eine feststehen: ein Zurück gibt es nicht mehr auf dem einmal von der Regierung in Fragen der Glaubensduldung betretenen Wege; eine wesentliche Einschränkung der im Toleranzedikt ausgesprochenen Prinzipien würde sich die russische Gesellschaft von heute nicht mehr gefallen lassen. Dafür bürgt nicht nur die nach der Seeschlacht von Tsushima noch energischer als bisher in die Hand genommene Liquidation dieses von allen halbwegs vernünftigen Elementen als Gottesgericht aufgefaßten und nun hoffentlich bald beendigten Krieges, sondern vor allem die Tatsache, daß seit dem Beginn der liberalen Bewegung die Forderung unbedingter Glaubensfreiheit auf den Programmen aller Parteien, Kongresse und Vereinigungen, auch der gemäßigten Schattierungen, obenan gestanden hat. — —

*) Vergl. die ersten Jahrgänge dieser Zeitschrift, besonders 1887 Nr. 4 und 5, 1889 Nr. 2 und 15 und 50. D H

hinausschauen mit unseren riesigen Teleskopen in die unendlichen Weltfernen, der Unendlichkeit, wenn wir hineinschauen mit unseren Mikroskopen in die allerkleinsten Lebewesen und diese außerordentliche Differenzierung, diese reiche Welt sehen, jene tiefe Ergriffenheit von der Zeit, wenn wir sehen, wie schon Menschen vor uns waren, von denen kaum eine Nachricht übrig geblieben ist, die mit den dürftigsten Feuersteinwaffen lebten und gleich wie wir rückwärts schauten in die Vergangenheit, und das Schauen in die Zukunft, die in ihrer Unendlichkeit uns so Viel bringen kann.

Jenes Ergriffensein von der Wirklichkeit als einem in seinen letzten Zusammenhängen unter der Oberfläche liegenden Rätsel. Daß ich das Rätsel anerkenne, das ist die Hauptsache, nicht die Erklärung des Rätsels; hier gibt es etwas Unendliches, in das ich nicht tiefer eindringen kann, ein Rätsel, vor dem sich auch Goethe gebeugt hat.

Das tiefe Ergriffensein vom Leben überhaupt, dessen Vorgang in seinen letzten Tiefen uns immer unfaßbar bleibt, von der Entstehung und Entwicklung sowohl des einfachsten Lebensvorganges, wie von der höchsten Entfaltung der schöpferischen Kraft jeder wahren Persönlichkeit.*)

In dieser etwas verschwommenen Begriffsbestimmung von „Religion“ ruht als Lösung des Rätsels, ruht als Ziel der naturwissenschaftlichen Entwicklungslehre, die doch auch fragt Wohin?, ruht als Urquell des „Woher?“, das fragend hinter der letzten Urzelle steht, — unausgesprochen „Gott“. Name ist Schall und Rauch, sagt auch Steudel. Uns ist gleichfalls Nichts weniger lieb, als eine Vermenschlichung dieses höchsten Wesens. Aber dieses „Etwas“, diese „Macht“ wird doch gerade das (nach Steudel) mehr denn je in die Natur geführte Kind ebenfalls fühlen. Der Schauer der Bewunderung, der Schauer der Anbetung überkommt das denkenlernende Kind, und auf die Lippen drängt sich dann das eine Wort, das so wenig und doch auch so viel sagen kann: Gott. Dieses Wort aus dem Unterrichte, der Erziehung zu verbannen — auch nur bei den Kleinen — ist ein Vergehen an der kindlichen Seele. Umsomehr, je mehr man naturwissenschaftlich zu denken vermag, je größer die Achtung vor dem Weben und Leben in der Natur ist.

So meine ich und hoffe, daß noch viele der Eltern, die ihre Kinder auch vom Dogma und vom Verbalismus befreien wollen, mit mir gleich denken. „Gott“ darf freilich nicht zum Gegenstande kindlichen Plapperns werden, dazu soll er den Eltern zu hoch stehen. Ihr Höchstes, Heiligstes sollen sie nicht in den Staub ziehen lassen. Lehren wir die Kinder im Hinblick auf diesen großen, hohen, hehren Gott recht beten, wie es uns der verschmähte Jesus mit der dritten Bitte gelehrt! Denn die gefaßte Unterwerfung unter das, was kommt, was nach (Gottes) ewigen und unerforschlichen Naturgesetzen uns treffen muß, ist das Beste, um das wir bitten können, und vielleicht das Einzige, um das wir immer bitten dürfen.**)

Das sind Gedanken und Worte eines Laien, dem der Steudelsche Vortrag tief ins Herz gegriffen hat. Sie sollen nichts Gelehrtes, sondern wie Steudels Worte auch ein Bekenntnis sein. Das aber hoffe ich: sie erwecken manchem Erzieher das Bewußtsein, daß die von Steudel aufgestellten Sätze keineswegs so klipp und klar vor uns liegen, wie sie seine berückende Darstellung uns vor Augen stellte, und daß es noch ernster Erwägung und vielleicht Beratung bedarf, ehe man solche Worte zur Massenunterschrift verbreitet.

Man rottet Unkraut nicht aus, indem man den ganzen Garten umgräbt, mitsamt seinen blühenden Pflanzen und Beeren und Obstbäumen. Dr med Georg Liebe

---

Das russische Toleranzedikt und seine Folgen

Zweiter Brief aus Rußland***)

In einem Artikel der „Zukunft“, der nach den blutigen Ereignissen in Petersburg vom 9. (22.) Januar über die Revolution in Rußland geschrieben ist, beginnt der Verfasser damit: es sei schwierig, über die Zukunft dieses Landes, ja auch nur über die allernächsten Phasen und Folgen der Krisis, in der wir uns befinden, etwas Bestimmtes auszusagen, das nicht vielleicht schon durch die Ereignisse des folgenden Tages Lügen gestraft werde. In seinen weitern Ausführungen warnte er davor, aus den Sensationsmeldungen der Blätter über einzelne, in dem Riesenreiche des Zaren da und dort ausgebrochene Bewegungen der Unzufriedenheit und Auflehnung gegen die bestehende Ordnung — oder Unordnung — gleich den Schluß zu ziehen, als seien das die beginnenden Anzeichen einer staatspolitischen Umwälzung, einer allgemeinen Erhebung gegen das autokratische Willkürregiment, dessen Tage gezählt seien.

Obschon wir seither infolge der unglücklichen Kriegsereignisse in der innerpolitischen Entwicklung riesige Fortschritte gemacht haben, ist doch in der Tat Beides wahr: Rußland hat seit ungefähr acht Monaten so viel Ueberraschendes erlebt, daß man diesen durch Autokratie und Bureaukratie in seiner Entwicklung bisher fast lahmgelegten Staat mit seiner zu $^9/_{10}$ noch in rohester Unwissenheit und stumpfer Gleichgiltigkeit dahinlebenden Bevölkerung bald gleich dem fortschrittlichen Nordamerika als ein „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ bezeichnen kann. Aber anderseits muß man sich wohl hüten, die von der Regierung unter dem Druck äußerer Verhältnisse bisher nur durch schöne Versprechungen eingeleitete Reformaktion und die immer lauter und energischer sich hervorwagende Bewegung unter der russischen Intelligenz schon als Garantie für den Beginn einer neuen Aera zu betrachten, die das halbasiatische Rußland der westeuropäischen Kultur nähern und allen Freiheits- und Fortschrittsforderungen der neuen Zeit auch hierzulande endlich Tür und Tor öffnen werde. Sicher ist ja wohl das Eine, daß die Regierung vollständig sich von den Ereignissen treiben läßt, dabei aber mit kluger Berechnung auf das Beharrungsvermögen und die Trägheitsinstinkte der großen Masse ihre Hoffnungen baut und sehr gut weiß, wie einerseits das Schreckgespenst einer sozialen und agrarischen Revolution die Mehrzahl der (sonst zu den liberalen Reformfreunden sich zählenden) Großgrundbesitzer und Fabrikanten im Schach hält, während auf der andern Seite das große Heer der an der Fortdauer der bestehenden Zustände aufs lebhafteste interessierten Beamten (Tschinowniks) den Haß gegen jede Neuerung im Volke zu schüren bestrebt ist.

Zu diesen Letztern gehören natürlich auch die Geistlichen der orthodoxen Staatskirche, denen die unbedingte Abhängigkeit von der autokratischen Staatsgewalt, die unauflösliche Verbindung von Thron und Altar als eines der heiligsten Lehrgesetze eingeimpft worden ist. Wer da weiß, welch eine wichtige Stelle die Kaisergebete und der Gesang des Mnogaia Ljeta (Bitte um langes Leben für alle die einzelnen Mitglieder der kaiserlichen Familie) im liturgischen Gottesdienst der russischen Kirche einnehmen, der versteht meine Behauptung. Naturgemäß machen sich aber auch innerhalb der Geistlichkeit zwei Strömungen geltend, deren eine mit dem in meinem letzten Brief genannten Metropoliten Antoni von Petersburg an der Spitze die dringende Notwendigkeit von Reformen auch gerade für die Kirche und das geistige Leben der Nation unaufhörlich betont, während die andere, durch den Metropoliten Wladimir von Moskau repräsentiert, schon das kaiserliche Toleranzedikt vom 17. (30.) April mit argwöhnischen Augen betrachtet und seine Anwendung sowie weitere liberale Zugeständnisse in religiöser Hinsicht auf jede Weise zu hintertreiben sucht. Hat doch das Sprachrohr dieser Leute, die ultrareaktionäre Moskowskia Wjedomosti (Moskauer Nachrichten) in mehreren Artikeln ihres übereifrigen Leiters, des einst im Schoße der reformierten Kirche geborenen und aufgewachsenen Herrn Woldemar Gringmuth (sein Name ist bei den Liberalen Moskaus zum häufig gebrauchten Schimpfwort geworden) das neueste Kriegsunglück Rußlands, die Vernichtung seiner Flotte in der Meerenge von Tsushima, als eine Folge des Abfalls Vieler vom orthodoxen Glauben hingestellt und als Heilmittel außer der Abschaffung jenes Toleranzediktes allgemeine Fasten, Gebete und Wallfahrten empfohlen, während jeder Wehrpflichtige dem Vaterlande helfen solle, den heiligen Krieg gegen die „Ungläubigen“ sowohl nach Innen als nach Außen auf jede Weise fortzusetzen. Zur Erreichung dieses

*) Nach dem ausführlichen Berichte der Zeitung „Deutschland“.

**) Müller, Grüne Blätter 8, 1.

***) Vergl. den ersten Brief in Nr. 21: Ein trauriges Jubiläum. Dieser zweite Brief ist vor den Ereignissen im Schwarzen Meer geschrieben. D H

Zieles empfiehlt Herr Gringmuth die sofortige Einsetzung einer Militärdiktatur, ohne zu bedenken, welches Armutszeugnis er damit dem von ihm verherrlichten Prinzip der absoluten zarischen Selbstherrschaft ausstellt. Daß auch viele der meistens auf so niedriger Bildungsstufe stehenden Landgeistlichen, schon aus Angst vor der Verminderung ihrer ohnehin sehr kläglichen Einnahmen, gegen jede Erleichterung des bestehenden Glaubenszwanges eifern, versteht sich von selbst. Daneben aber gibt es doch auch schon, namentlich in den Städten und deren nächster Umgebung, eine größere Zahl von aufgeklärteren Popen mit akademischer Bildung, welchen der geistliche Druck und alle die einschränkenden Fesseln, die seit Jahrhunderten jede freie Bewegung der Kirche und ihrer Organe verhindern, längst lästig geworden sind und die es als eine Erlösung begrüßen würden, wenn man ihnen Gelegenheit gäbe, sich über die ihren ganzen Stand zur Kaste herabdrückenden Vorurteile auch nur einmal ordentlich auszusprechen.

Welcher protestantische Geistliche in Rußland hätte es nicht schon aufs lebhafteste empfunden, wie viel näher uns im Grunde trotz seines bizarren Aeußern in- und außerhalb des Gottesdienstes der gebildete Pope steht als der katholische Priester, schon allein deshalb, weil er verheiratet ist und die Freuden und Sorgen des Familienlebens aus eigener Erfahrung kennt. Aber auch sonst ist er viel mehr Mensch unter Menschen, von Hause aus durchaus tolerant, und oft versteht er es in überraschender Weise, selbst den totesten und starrsten Formen der gottesdienstlichen Handlung Etwas von jener Unbefangenheit und freien Bewegung einzuhauchen, die sie dem einfachen Volke näher bringen und dem Gebildeten erträglicher machen. Jemehr ich mich davon überzeuge, umsomehr begreife ich auch in dieser Beziehung den — trotz aller äußern Verwandtschaft — doch ganz unüberbrückbaren Gegensatz zwischen der römischen und griechischen Kirche, einen Gegensatz, der gerade hierzulande von römischer Seite viel mehr betont wird als umgekehrt und der sich namentlich bei Mischehen zwischen Katholiken und Orthodoxen in zornigen Wutausbrüchen der Vertreter des Papsttums Luft macht. Daß nun von diesen römischen Fanatikern die im Toleranzedikt gegegebenen Versprechungen vielfach mißdeutet und, namentlich in den früher polnischen Gebieten, zu rücksichtsloser Propaganda ausgenützt werden, das stand von vornherein zu erwarten, umsomehr als ja gerade in Westrußland die herrschende Landeskirche im Dienste der politischen Unterjochung jener Völkerschaften arge Sünden auf dem Gewissen hat. Der Warschauer Generalgouverneur, beunruhigt durch die Meldung von bevorstehenden Massenübertritten aus der orthodoxen in die katholische Kirche hat sich denn auch schon veranlaßt gesehen, mit den Strafgesetzen zu drohen, welche bisher jede Propaganda der in Rußland bloß geduldeten Religionsgenossenschaften streng ahndeten. Die katholische Propaganda in Polen als schlimme Folge des Toleranzediktes — das ist denn auch das von vielen Seiten, selbst von ängstlichen Protestanten an die Wand gemalte Schreckgespenst, mit dem man uns die Freude über diesen wichtigen Fortschritt für das ganze staatliche und kirchliche Leben zu vergällen sucht.

Daß die lutherischen Pastoren sich jeder voreiligen Ausnützung des Toleranzediktes enthalten würden, war ohne Weiteres anzunehmen. Doch ist die von ausländischen Blättern aufgestellte Behauptung unrichtig, als ob bisher keine Uebertritte von der Orthodoxie zur evangelischen Kirche stattgefunden hätten, weil die große Mehrzahl der Geistlichen nicht den Mut besitze, die Aufnahme der von der herrschenden Landeskirche Abgefallenen zu vollziehen, oder weil ihnen von den Behörden (Generalkonsistorium und Konsistorium in Petersburg, Moskau und den drei Ostseeprovinzen; in oberster Instanz das Departement der fremden Konfessionen beim Ministerium des Innern) soviele Schwierigkeiten in den Weg gelegt würden, daß jede praktische Anwendung des Toleranzediktes bisher unmöglich sei. Zwar brachten die Zeitungen in diesen Tagen eine halbamtliche Mitteilung aus dem ebengenannten Departement der fremden Konfessionen, daß bis zur Stunde keine Gesuche um Uebertritt aus der Orthodoxie in eine der andern Kirchen eingelaufen seien und daß das Departement eifrigst mit der Ausarbeitung von Regeln für

solchen Glaubenswechsel beschäftigt sei. Es ist aber in Moskau und in Petersburg ein offenes Geheimnis, daß solche Uebertritte schon seit der Osterwoche tatsächlich stattfinden. Und zwar nicht bloß in den Ostseeprovinzen, wo es sich zunächst um die dringenden Bittgesuche Solcher handelt, die in den achtziger Jahren und schon früher infolge der schamlosen Propaganda der orthodoxen Missionspriester unter falschen Versprechungen zu Tausenden zum Abfall vom lutherischen Glauben verführt wurden, namentlich esthnische und lettische Bauern. Daß diese Leute, sobald sie den Betrug einsahen, zumeist wieder in die lutherische Kirche zurückstrebten oder wenigstens für ihre Kinder dringend um Taufe und Konfirmation nach lutherischem Ritus nachsuchten, ist ja aus der Geschichte der endlosen Pastorenprozesse bis zum Jahre 1900 genügend bekannt. Seit dieser Zeit wurden die Prozesse meist niedergeschlagen oder die Urteile vom Senat kassiert, während früher Verbannung oder Suspendierung vom Amte das mindeste Strafmaß war.*) Nunmehr ist gerade diesen gegen ihre innere Ueberzeugung zur herrschenden Kirche Hinübergelockten Straflosigkeit zugesichert, wenn sie sich wieder zu ihrem früheren Glauben halten wollen. Denn daß das kaiserliche Toleranzedikt bereits Gesetzeskraft hat, trotzdem es nur „allgemeine Prinzipien der Glaubensduldung" aufzustellen erklärte, darüber lassen sowohl die einleitendenden Formeln, als auch die Erklärungen kompetenter Persönlichkeiten keinen Zweifel. Wohl sind die seither von den Konsistorien an die Pfarrämter erlassenen provisorischen Verhaltungsmaßregeln in sehr vorsichtigem Tone geholten. Aber tatsächlich besteht doch auf ihrem Grund bei uns schon beinahe dieselbe Freiheit des Uebertritts aus der Landeskirche in eines der geduldeten christlichen Bekenntnisse, wie sie in den meisten Ländern Westeuropas Geltung erlangt hat. Das heißt: es genügt eine Erklärung des betreffenden Petenten, daß er von seiner Kirche abgefallen sei und sich an die Gemeinde dieses oder jenes Pastors anzuschließen wünsche. Hierauf berichtet der Pastor darüber seinem Konsistorium, durch dieses wird wiederum der Priester des Sprengels, zu dem der Abgefallene gehörte, davon in Kenntnis gesetzt. Natürlich hat der evangelische Geistliche außerdem die Verpflichtung, sich darüber zu vergewissen, ob dem um die Aufnahme in seine Kirche Nachsuchenden auch ihre Grundlehren und Unterscheidungsmerkmale bekannt sind.

Wieviel Uebertritte nun im ganzen Reiche oder in seinen einzelnen Teilen bereits stattgefunden haben, darüber läßt sich vorläufig keine Berechnung anstellen, da die einzelnen Fälle aus naheliegenden Gründen hier nicht wie seinerzeit in Oesterreich an die große Glocke gehängt werden; doch kann mit Bestimmtheit versichert werden, daß namentlich aus gemischten Ehen schon in größerer Zahl Petenten sich meldeten und ohne Schwierigkeit aufgenommen wurden. Freilich hat die schon im April eingetretene sommerlich warme Witterung und der durch sie bedingte Massenumzug aller bürgerlichen Elemente in die Landwohnungen, dazu die heuer der Choleragefahr und der Unruhen wegen noch viel zahlreichern Abreisen ins Ausland, nach Finland, an den Ostseestrand u. s. w. vorläufig alle andern Interessen in den Hintergrund treten lassen. Vielen flößt wohl auch der immerhin bloß provisorische Charakter des Toleranzediktes Bedenken ein. Aber schon jetzt dürfte, entgegen den in meinem ersten Briefe ausgesprochenen Befürchtungen, das Eine feststehen: ein Zurück gibt es nicht mehr auf dem einmal von der Regierung in Fragen der Glaubensduldung betretenen Wege; eine wesentliche Einschränkung der im Toleranzedikt ausgesprochenen Prinzipien würde sich die russische Gesellschaft von heute nicht mehr gefallen lassen. Dafür bürgt nicht nur die nach der Seeschlacht von Tsushima noch energischer als bisher in die Hand genommene Liquidation dieses von allen halbwegs vernünftigen Elementen als Gottesgericht aufgefaßten und nun hoffentlich bald beendigten Krieges, sondern vor allem die Tatsache, daß seit dem Beginn der liberalen Bewegung die Forderung unbedingter Glaubensfreiheit auf den Programmen aller Parteien, Kongresse und Vereinigungen, auch der gemäßigten Schattierungen, obenan gestanden hat. — —

*) Vergl. die ersten Jahrgänge dieser Zeitschrift, besonders 1887 Nr. 4 und 5, 1889 Nr. 2 und 15 und 50. D H

Offener Brief an den Herausgeber der Deutsch-evangelischen Blätter Herrn Konsistorialrat Professor D. Haupt

Hochverehrter Herr Doktor!

Gestatten Sie, daß ich in dieser öffentlichen Form eine Verständigung mit Ihnen suche über das mir erst in diesen Tagen bekannt gewordene Nachwort, mit dem Sie im Maiheft der Deutsch-evangelischen Blätter das Protokoll der Beratungen über das künftige Programm der Landeskirchlichen Evangelischen Vereinigung in Halle am 26./27. April begleiten. Die Bedeutung der Sache scheint es mir zu erfordern, daß sowohl der Kreis der Evangelischen Vereinigung, für den die Aeußerung eines so maßgebenden Führers doch eine mehr oder weniger programmatische Bedeutung hat, wie der Kreis von Freunden, dem ich angehöre, Zeuge dieser Aussprache sein könne. Denn die werbende Kraft des vereinbarten Programms in den mir nahestehenden Kreisen ebensogut, wie der Nachdruck, mit dem es in der Landeskirche sich zur Geltung bringen wird, hängt doch zweifellos von der vollen Klarheit über seine Tragweite ab.

Mit rückhaltloser und dankbarer Freude habe ich mit Vielen den Entwurf für dieses Programm willkommen geheißen. Und die spürbare Gemeinschaft des Geistes in der Versammlung, welche ihn am 27. April durchberiet und mit wenigen meines Erachtens durchweg verbessernden Aenderungen zum gemeinsamen Programm erhob, war für mich stärkend und erhebend.

Endlich ein Arbeitsprogramm, ein Programm, das die dringendsten Bedürfnisse unserer preußischen Landeskirche in der Gegenwart energisch ins Auge faßt und deren Befriedigung in einer Weise erstrebt, der nicht nur ich zustimmen konnte, sondern für die ich auch die Zustimmung des Kreises, dem ich mich verbunden fühle, voraussetzen durfte. Ich zweifelte nicht, das Programm werde weite Kreise zur Mitarbeit in unserer Kirche gewinnen. Hatte es doch noch einen besonders großen Vorzug. Es ließ denen, die es zur gemeinsamen Arbeit in den bezeichneten Linien aufrief, feinfühligste Freiheit in ihrer persönlichen religiösen Ueberzeugungsbildung innerhalb eines weitgefaßten Umkreises und wollte sichtlich die Möglichkeit mannigfaltiger individueller Ausgestaltung derselben anerkennen.

Mag einmal wieder eine Zeit kommen, der es beschieden ist, Bekenntnisse zu schaffen, die Alle, die sich als Christen wissen, zu freier und freudiger Zustimmung vereinen, — daß unserer Gegenwart dazu der Beruf versagt ist, dazu bekannte sich das Programm in dem, was es enthielt und was es nicht enthielt. Das war demütig, aufrichtig und fromm. Gegenüber den überlieferten Bekenntnissen fand das Programm in den „Abgrenzungen nach rechts und links“ eine sachgemäße, in der Charakteristik der andern Gruppen gerechte Haltung. Innerhalb dieser Grenzen aber ist das, was der Vereinigung Kernpunkt ist, nach allseitiger eingehendster Aussprache zum Ausdruck gekommen in dem an die Spitze gestellten Satz:

„Die Offenbarung in Christo bleibt uns allzeit der Grund unseres Heils, die heilige Schrift die maßgebende Urkunde der Offenbarung“, mit der genaueren Bestimmung, „daß wir das in der Reformation gewonnene Verständnis des Heils und des Heilwegs als für die evangelische Kirche maßgebend anerkennen“, und mit dem Vorbehalt, „daß wir dessen innere Aneinung und Entwickelung für jede Zeit und mit den jeder Zeit besonders gegebenen Mitteln nur auf dem Boden der Freiheit für erreichbar ansehen.“

Darin eben sah ich, gewiß mit viel Anwesenden, die in der Einleitung angerufenen „Grundsätze und Ziele“ umschrieben, zu denen die Vereinigung sich seit ihrer Gründung bekannt hat und für die sie fortdauernd einzustehen erklärt. In dieser Auffassung bestärkte mich eine Reihe von maßgebenden Aussprüchen in der Debatte. Ich zitiere nur das Wort unseres Vorsitzenden zur Begründung des Unternehmens, ein neues Programm zu formulieren:

„Weite Kreise evangelisch christlicher Männer, die uns bisher nicht angeschlossen sind, warten geradezu auf ein klares

Programm, das ihnen ermöglicht, in den praktischen Fragen des kirchlich-gemeindlichen und synodalen Lebens gemeinsam zu arbeiten“; ein Programm, „welches sich nicht in allgemeine, daher unverständliche Gelöbnisse und Beteuerungen verflüchtigen, sondern zu den aktuellen Fragen des kirchlichen Lebens der Gegenwart klare Stellung nehmen will“, ein Programm „frei von einer durch den Geist Christi, durch den sich ununterbrochen fortsetzenden Fortgang der Reformation und durch die evangelische Freiheit verwehrten Bindung unter eine formalisierte Bekenntnisgerechtigkeit.“ —

In Ihrem Nachwort finde ich nun aber die Verhandlungen und Beschlußfassungen jener Stunden in einer Beleuchtung, in der sie mir nicht erschienen, wohl verzeihlich bei einem neu Hinzugekommenen, bei dem die innere Gebundenheit an die Vergangenheit der Gruppe auf seine Auffassung nicht bestimmend einwirkte. Diese Beleuchtung hat in weiten Kreisen meiner Freunde nachträglich Befremden erregt über den Entschluß, zu dem neben Anderen von ihnen auch mich jene Verhandlungen geführt hatten, auf Grund dieses Programms der Evangelischen Vereinigung als Mitglied beizutreten.

Ich will nicht betonen, daß ich nicht den Eindruck hatte, diese Versammlung habe, wie Sie sagen, sich gerade die Abgrenzung von der Linken zur Aufgabe gemacht. Wir haben nach beiden Seiten gegenüber den dort vertretenen Anschauungen über die Aufgaben der Kirche das diese Gruppe charakterisierende Verständnis derselben zu formulieren gesucht. Ich ziehe auch nicht in Zweifel, daß es „Niemand beigefallen ist, gegen das alte Bekenntnis unserer Gruppe zu Jesu Christo als dem eingeborenen Sohn Gottes zu protestieren und es leugnen zu wollen.“ Aber jene Bekenntnisse mit ihren theologischen Formulierungen sind doch tatsächlich in ihrem Wortlaut nicht in das neue Programm aufgenommen worden, trotzdem daß altbewährte, treue und wertvolle Mitglieder der Gruppe dafür sich mit ihrer ganzen Kraft eingesetzt hatten. Es ist zugestanden worden, daß jene Formulierungen vieldeutig seien und darum doch nicht scharf zum Ausdruck brächten, was damit gemeint sei. Und so kam es zu dem Beschluß, durch welchen der Zutritt zur Gruppe auch solchen offen gehalten wurde, die in jenen Formeln nicht eben den glücklichsten und klarsten Ausdruck für das christliche Bekenntnis zu finden vermögen.

Auch ich kann gleich Ihnen, und mit mir viele Freunde, denen Ihr Epilog die Freudigkeit sich anzuschließen etwas getrübt hat, die Formel von der Gottheit Christi mir aneignen. Ich wüßte keine, die in aller Kürze besser zum Ausdruck brächte, was ich an Christus habe. Ja ich könnte, wenn es einmal um Bekenntnisfixierungen in der alten Linie sich handelt, weiter gehen und irgendwie die trinitarische Formulierung einstellen, in der m. E. ein ebenso unveräußerliches, als Korrektiv für die nur christologische Formulierung unentbehrliches Moment unserer christliche Glaubenserfahrung zum Ausdruck kommt, welches heute unter den christologischen Empfindlichkeiten viel zu sehr in den Hintergrund gedrängt ist. Ich bin sogar geneigt, den Glauben an den heiligen Geist als das in unserer Gruppe besonders ausgeprägte Moment christlichen Glaubens herauszustellen. Denn darauf ruht im letzten Grund unser mutiges Eintreten für Weite und Freiheit. Die Berliner Landeskirchliche Versammlung stand ihrer ganzen Tendenz nach nicht auf dem Boden dieses Bekenntnisses zum heiligen Geist, wie denn auch in ihrer Mitte kaum das Bewußtsein gefehlt haben dürfte, daß sie den vom Apostel geforderten Beweis des Geistes und der Kraft nicht erbracht hat.

Aber hier wie dort müßte ich mir doch die nähere Erläuterung der Formeln, der christologischen wie der trinitarischen, vorbehalten. Und ich bin nicht sicher, mit einem Anderen, der sie sich auch aneignet, darum im Kernpunkt eines Sinnes zu sein, andrerseits sicher, mit Manchem, der sie zum Ausdruck seines Christenglaubens für wenig geeignet erachtet, im Kernpunkt einig zu sein. Es steht außer Frage bei der langen wechselreichen Geschichte dieser Formeln, daß sie heute bei verschiedenen Menschen ganz verschiedene Anschauungen auslösen. Wie mir auch scheinen will, daß der jetzt so beliebte Ausdruck Gottheit Christi von den Einen vorgezogen wird, weil ihnen der

Ausdruck Gottes Sohn zu viel, von den Andern, weil er ihnen zu wenig einzuschließen scheint. Sie selbst, hochverehrter Herr Doktor, haben in der Debatte so treffend den Verzicht auf eine christologische Formel für unser Programm empfohlen mit dem Hinweis auf die „Vielen, welche nach ihrer exegetischen Ueberzeugung jenen Ausdruck anders verstehen (nämlich als die altlutherischen Dogmatik und die alten Konzilien), ihn also mit gutem Gewissen gebrauchen könnten, dennoch dieser Formel abgeneigt seien, um dem Vorwurf der Falschmünzerei nicht zu verfallen." Diesen Männern will doch sicher kein Mitglied der Evangelischen Vereinigung das Existenzrecht in ihrer Mitte, d. h. die Mitarbeit an der Durchführung ihres Programms wehren.

Das Eigenartige der Stellung der Vereinigung zu dem Bekenntnisgedanken ist doch, daß wir, wie im dritten Absatz unseres Programms formuliert ist, „den Inhalt des evangelischen Glaubens nicht an einmal gegebene Formen und Formeln gebunden erachten," daß wir, nach den Worten unseres Vorsitzenden, „uns frei halten wollen von der Bindung unter eine formalisierte Bekenntnisgerechtigkeit". Uns liegt vielmehr der Schwerpunkt „in der Gemeinschaft des religiösen Besitzes, vor Allem in dem innersten Verhältnis der Seele zu Gott in Christo". Ja wir sind uns darüber klar und einig, daß zwischen gedankenmäßiger Formulierung und persönlichem Besitz des Heils ein großer Unterschied ist, daß beide sich keineswegs notwendig und selbstverständlich decken, auch nicht bei Theologen.

Wir sind aber ebenso der Ueberzeugung, daß auf evangelischem Boden christliche Versammlungen, wie unsere Synoden, nicht berufen sind, ein Bekenntnisgesetz aufzustellen, sondern vielmehr praktische kirchliche Arbeit zu leisten. Dann aber bedarf auch eine anläßlich dieser Versammlungen sich zusammenschließende Gruppe keiner festen Bekenntnisformeln, sondern nur eines Arbeitsprogramms und eines möglichst untheologischen Ausdrucks für den gemeinsamen religiösen Besitz, zwei Aufgaben, die zu lösen unserem Programm meines Erachtens sehr glücklich gelungen ist.

Ich könnte keiner kirchlichen Gruppe angehören, die eine theologisch gefaßte Bekenntnisschranke aufrichtet. Stellte sie sich doch damit über die Männer des Neuen Testaments, das mit seiner großen Mannigfaltigkeit in den Bekenntnisformen christlichen Glaubenslebens, auch gegenüber Christus selbst als seinem Quell, vom Vaterunser und der Bergpredigt an bis zum Johannesevangelium uns maßgebend sein muß. Jesus selbst hat nirgends ein formuliertes Bekenntnis gefordert als Bedingung der Zugehörigkeit zu ihm. Genug, daß man zu ihm kam, ihm volles Vertrauen schenkte, von ihm Alles erhoffte und ihm nachfolgte, daß man in ihm seinen Herrn, seinen Heiland oder den Messias sah.

Ich glaube nach dem Gang der Verhandlungen in Halle dessen gewiß sein zu dürfen, daß diese meine Auffassung innerhalb der Evangelischen Vereinigung volles Bürgerrecht genießt. In diesem Sinn bin ich ihr beigetreten und werde für den Beitritt zu ihr werben.

In ausgezeichneter Hochachtung

Ihr herzlich ergebener

Berlin, Juni 1905 D von Soden

Die Neuorganisation der preußischen Mittelpartei

1

Wilibald Beyschlag erzählt in seiner Selbstbiographie, wie er zum Parteigründer geworden ist:

... Die kirchlichen Zeitverhältnisse, und vorab die evangelischen, ließen mich nicht los. Seit jener unglücklichen Oktoberversammlung hatte ich Mahnung um Mahnung erhalten, an die Spitze einer neuen Partei zu treten, die sich nicht nur von der starren Rechten und zersetzenden Linken, sondern auch von den hilf- und ratlosen alten Unionsfreunden als ernstliche evangelische Reformpartei unterschiede.

In einem an ihn gerichteten Briefe aus dieser Zeit hieß es:

Lieber teurer Herr Professor, seien Sie unser Führer! Das einzig erkennbare Prinzip der jetzigen Kirchenpolitik ist die Angst. Wollen Sie nicht den Beweis liefern, daß in der evangelischen Kirche noch Männer sind, welche nicht dreihundert Jahre kirchlicher Entwicklung ausstreichen wollen, welche keine Angst, sondern gute Freudigkeit haben zum Berufe des Evangeliums im deutschen Volk?

Im Herbst 1873 kam alsdann die Gründung des „Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke in der Provinz Sachsen" zu Stande, aus dem durch den Anschluß anderer ähnlicher provinzieller Vereine die „Landeskirchliche evangelische Vereinigung" erwachsen ist. Es war eine Mittelpartei, die so entstand. Sie fühlte sich von vornherein im scharfen Gegensatz zu den Konfessionellen, welche dreihundert Jahre kirchlicher Entwicklung ausstreichen wollten; anderseits erklärten zwar die Führer, auch nach links hin die Hand zur Verständigung bieten und evangelisch gesinnte Mitglieder des Protestantenvereins nicht ausschließen zu wollen, aber auf der dann folgenden Generalsynode schloß sich der einzige Protestantenvereinler der Synode der Gruppe doch nur als Gast an. Eine Mittelpartei, — aber eine Partei, die, abhold allem Lehrzwang, entsprechend dem Programm des sächsischen Provinzialvereins, die Unterordnung der Bekenntnisse unter die oberste Norm des göttlichen Wortes scharf betonte und „zu dessen immer tieferer und reinerer Erfassung auf der erforderlichen Freiheit nicht bloß für die akademischen Theologen, sondern auch für die Träger des kirchlichen Lehramts" bestand, — eine Partei, in deren Namen Beyschlag auf der Generalsynode nachwies, daß es in der evangelischen Kirche eine rechtmäßige und unveräußerliche Lehrfreiheit gebe. Wer die Kirchengeschichte der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts kennt, der weiß, wie gerade der bekannteste Führer der Partei, Beyschlag, seit dem Altenburger Kirchentag in weiten Kreisen der evangelischen Rechten als Ketzer galt; wer die Geschichte der Theologie dieser Zeit kennt, weiß, daß Beyschlag mit seiner Christologie tatsächlich von der altkirchlichen erheblich abwich. Die Partei hat das nicht etwa „ertragen", sie hat in diesem Mann allezeit ihren Führer gesehen. Theoretische Betonung der Lehrfreiheit und praktische Inanspruchnahme derselben auch für „Heterodoxieen" im allerwichtigsten Zentralpunkt haben diese Partei von Anfang an mit charakterisiert.

2

Die Partei hat ihre Arbeit unter wechselnden Verhältnissen in Treue getan. Es wechselte der Wind von oben, die Gunst von oben. Es wechselte die Würdigung der mit ihrer hervorragenden Hilfe geschaffenen Kirchgemeinde- und Synodalordnung, die bald zum Werkzeug der sogenannten „positiven" Parteien wurde. Es wechselten aber auch die theologischen Stimmungen außerhalb und innerhalb der Partei. Und dieser letztgenannte Wechsel war für sie der folgenschwerste.

Als die Partei gegründet wurde, beurteilte man, wie das Zitat oben beweist, die „alten Unionsfreunde" als hilf- und ratlos. Aber das war ein lediglich kirchenpolitisches Urteil. Die alte Unionstheologie hielt man noch nicht für überlebt. Zwar, die berühmtesten Kräfte der Halleschen Fakultät, Tholuck und Müller, begannen gerade damals zu versagen. Aber noch hatte jene Vermittlungstheologie, die persönliche Modernität, ja mancherlei abweichende Lehrmeinungen mit der energischsten Berufung auf die Autorität der Schrift nicht etwa bloß zu vereinigen, sondern geradezu zu decken wußte, bedeutende Vertreter und großen Anhang. Kein treffenderes Beispiel dafür als Beyschlag selber. Seine Altenburger Ketzereien glaubte er mit aller fröhlichen Zuversicht als biblisch erweisen zu können. Einer Partei, die mit dieser Theologie eng verwachsen war, konnte es garnicht in den Sinn kommen, das Verlangen nach Lehrfreiheit anders zu formulieren, als es oben wiedergegeben ist. War die oberste Autorität der Schrift gewahrt, war die nötige Freiheit zu deren Erfassung gewährleistet, so war zugleich die nötige Freiheit aller theologischen Modernität gesichert. Denn die Schrift war ja nach der

Ueberzeugung jener Theologie im Grunde etwas höchst Modernes, ganz den theologischen Bedürfnissen der Vermittlung von Bildung und Kultur Entsprechendes.

So damals. In den drei Jahrzehnten seitdem aber erlebte die Theologie jenes Ungeheure: die Gewinnung eines wirklich geschichtlichen Verständnisses der Bibel. Nicht alle Theologen erlebten sie, auch nicht jede Theologie, aber die Theologie als Ganzes. Die unvermeidliche Konsequenz dieser Entwicklung war, daß man den Abstand zwischen Schrift und eigener Theologie erkannte. Zwar die religiöse Einheit wahrte man, aber die Kluft zwischen dem Ausdruck dieser Einheit in der Schrift und in der modernen Theologie konnte man sich nicht verhehlen. Beyschlag selbst hat, wenngleich mit schwerem Herzen, noch zugegeben, daß seine (die Altenburger Heterodoxieen deckende) Christologie des Neuen Testaments in wichtigen Punkten nicht haltbar sei. Die vollen Konsequenzen der neuen theologischen Entwicklung hat freilich weder er gezogen, noch viele seiner Altersgenossen und Freunde. Sie hatten ihre eigenen Meinungen, aber sie hielten diese für streng „biblisch" und sich selbst im Grunde für „rechtgläubig".

Für die Mittelpartei mußte diese Entwicklung von allergrößter Bedeutung sein, wenn sie sich der theologischen Entwickelung offen hielt. Aber das tat sie nur in einer Anzahl ihrer Glieder, nicht als Ganzes, — wohl in manchen wissenschaftlichen Führern, aber nicht im alten Stamm, namentlich nicht in dem der entlegeneren Provinzen. Sie trat für die Lehrfreiheit ein, aber sie tat das vom sicheren Standpunkt einer theologischen Anschauung aus, die sich selbst mit aller Ueberzeugung den Charakter der Biblizität beilegte. Die Partei als solche hätte ihr Programm revidieren müssen: das Pochen auf die Autorität der Schrift ließ sich nicht länger mit dogmatischer Freiheit vereinigen. Lange Zeit hat die Partei diese ihre Aufgabe nicht erkannt. Zwar machte sich namentlich da, wo ihre geistig-leitenden Kräfte zur Stelle waren, also besonders auf den Generalsynoden, der Zug der neuen Zeit auch in ihr bemerkbar. Aber das geschah so zu sagen über das Parteiprogramm hinaus, und es blieb vielfach unwirksam für die provinziellen Verbände. Die klaren kirchenpolitischen Konsequenzen dieses Wechsels der theologischen Erkenntnis zog die Partei nicht.

3

Aber das Rauschen der Zeit läßt sich nicht ungestraft überhören. Die theologische und kirchliche Reaktion wuchs und drängte die Partei aus stolzer Mehrheit in die Stellung der schwachen Minderheit. Schlimmer aber war, daß die Partei als eine innerlich alt werdende die Zugkraft bei der nachwachsenden jungen Generation verlor. Sie hätte das durchaus nicht nötig gehabt. Denn die Grundtendenzen ihrer kirchlichen Stellung waren auch die eines guten Teiles des neuen Geschlechts. Auch die streng geschichtlich denkenden „modernen Theologen" teilten mit ihr die Frontstellung gegen die kirchliche Rechte und das energische Eintreten für die Lehrfreiheit; und ein erheblicher Teil von ihnen war mit der Partei eins in der Abneigung gegen die spezifisch protestantenvereinliche Stimmung, in der ihnen oft das negative Moment über das positive zu überwiegen schien, in der das Aufklärerische stärker zu sein schien als das Religiöse, und in der das Prinzip der Kontinuität mit der Kirche ihnen nicht deutlich genug zum geschichtlichen Ausdruck kam. Hinsichtlich ihrer Theologie, die wesentlich von Ritschl und der Christlichen Welt her beeinflußt war, vermochten sie im Protestantenverein mit seiner Vorliebe für das Philosophisch-Spekulative durchaus nicht lediglich verwandte Art zu erblicken. Und endlich war die Stellung, welche der Protestantenverein zu der neueren praktischen kirchlichen Entwicklung, also zur Inneren Mission usw. einnahm, ihnen vielfach unannehmbar. Nach Alldem war die Möglichkeit sehr wohl gegeben, daß die kirchliche Mittelpartei auch in der neuen Generation einwurzelte.

Es ist lediglich die Schuld der Partei gewesen, daß solche innere Verbündung mit der Jugend, die doch nun einmal die Zukunft hat, nicht stattfand, sondern daß vielfach das Gefühl gegenseitigen Fremdseins platzgriff. Zum Teil lag das ja auch

an der Vertretung der Partei auf den Provinzialsynoden. Für jede Partei ist die Zeit, da sie 20—30 Jahre alt wird, eine äußerst kritische Zeit. In die ersten Synoden Mitte der siebziger Jahre wurden natürlich Männer gewählt, die in der Fülle der Kraft standen und mit ihrer Zeit fühlten. Durch ganz begreifliche Gründe blieben diese Männer im Besitz der Mandate, solange sie lebten und leben. Manche, aber nicht Alle, lebten mit ihrer Zeit fort. Im Laufe der Jahrzehnte ist jene ganze erste Generation von Synodalen alt geworden; sie hat die Fühlung mit der neuen Zeit verloren. Das gilt von allen Parteien, aber es ist nicht ebenso folgenschwer bei jenen Parteien, welche die alte Theologie ausdrücklich vertreten wollen, wie bei der Partei, welche die Freiheit der theologischen Entwicklung hochhalten will. Vielleicht hat auch die Mittelpartei es noch mehr als andere Parteien versäumt, ihren alten Mitglieder- und Synodalenbestand rechtzeitig durch frische Kräfte zu ergänzen. Wir geben gerne zu, daß ihr das schwerer wurde als den rechtsstehenden Parteien, eben weil die Jugend nicht genau einen Abdruck der alten Art darstellte. Aber eben deswegen war es um so verhängnisvoller. Es sind gerade von Vertretern der Mittelpartei an hervorragender Stelle, z. B. in der letzten Generalsynode, Aeußerungen z. B. über den Pfarrerverein gefallen, ohne daß aus den Kreisen der Fraktion Widerspruch laut wurde, — Aeußerungen, welche in jüngeren Pfarrerkreisen mit Recht aufs tiefste verstimmt haben und die Entfremdung zwischen der Partei und der Jugend nur steigern konnten. M. a. W.: was keineswegs notwendig gewesen wäre, ist eingetreten. Die allerdings theologisch anders orientierte, aber in der kirchlichen Gesamtstimmung auf die Mittelpartei hingewiesene jüngere Generation hat zu dieser Partei durch deren Schuld bisher kein inneres Verhältnis gewinnen können, das auf Vertrauen und Hoffnung begründet wäre.

4

Die Erkenntnis dieser Sachlage ist allmählich auch in der Partei selbst mächtig geworden. Aus dieser Erkenntnis heraus hat man die Aufstellung eines neuen Programms beschlossen. Professor DDr. Kahl hat es mit vornehmer Offenheit bei Gelegenheit der endgültigen Beratung dieses Programms ausgesprochen, daß es nicht nur zur eigenen Klärung dienen solle, sondern daß es die Pflicht der Partei sei, ihm „auch eine werbende Kraft zu geben für die Zukunft." „Die Veteranen sterben aus. Der Nachwuchs ist gefährdet, wenn wir nicht auf den Plan treten." Und derselbe Redner zeigte eine vollkommen klare, von allen Illusionen freie Erkenntnis der Bedingungen, unter denen solche werbende Kraft dem Programm gegeben werden könne, und der Stimmung derjenigen Kreise, aus denen Zuzug zu erhoffen sei. Aus seinen (in der Chronik der Christlichen Welt 1905 Nr. 21 abgedruckten) Worten ging hervor, daß er an Männer „von links" dachte, die zwar eine andere Theologie hätten, die aber auf ein Programm der Mittelpartei geradezu warteten, das ihnen ermöglichen sollte, in den praktischen Fragen des kirchlich gemeindlichen und synodalen Lebens gemeinsam mit der Partei zu arbeiten. Und DDr. Kahl hat dieser prinzipiellen Erkenntnis im ganzen Verlauf der Verhandlungen konsequenteste Folge gegeben.

Auch die Kommission, welche das Programm zu formulieren hatte, war ausgezeichnet gewählt. Außer Kahl selbst und Professor D. Haupt hatten die Pfarrer D. Hackenberg und D. Scholz an seiner Formulierung hervorragenden Anteil genommen, in letzterem also ein Glied des Kreises der „Freunde der Christlichen Welt", in Hackenberg ein durch sein Auftreten im Abgeordnetenhause auch in diesem Kreis außerordentlich wertgeschätzter Parlamentarier. Das Resultat war derart, daß Alle, welche jene oben geschilderte freiheitliche, aber nicht protestantenvereinliche Stimmung teilten, sich durchaus befriedigt fühlen konnten. Und die definitive Beschlußfassung über dies Programm, die am 27. April in Halle stattfand, entsprach vollkommen dem bisherigen Gange der Dinge. Dem theologisch anders orientierten, aber kirchlich nicht extrem gestimmten Nach-

wuchs, der die theologische Wissenschaft liebt und ihre Freiheit vollkommen ungeschmälert wissen will, der aber auch die geschichtliche Kontinuität der evangelischen Kirche wahren will, diesem Nachwuchs öffnet das Programm die Tore der Partei.

5

Worauf gründe ich dieses Urteil? Einmal auf den Wortlaut des beschlossenen Programms, sodann auf den Verlauf der beschlußfassenden Hallenser Versammlung.

Erstens. Das Programm erklärt jede Einführung einer rechtlichen Bindung und Einschränkung der Freiheit der theologischen Lehre im eigenen Interesse der evangelischen Kirche für verderblich. Es widerspricht der Beteiligung des Generalsynodalvorstandes an der Berufung der theologischen Professoren. Es fordert auch für den praktischen Geistlichen Freiheit der wissenschaftlichen Forschung und verlangt daher „evangelische Auffassung und Handhabung des Ordinationsgelübdes". Es proklamiert, allerdings eine „Scheidung" nicht nur nach rechts, sondern auch nach links. Aber diese „Scheidung" bedeutet nach dem klaren Sinne des Programms keine intolerante Absonderung, sondern lediglich eine kirchenpolitische Abgrenzung. Den unwiderleglichen Beweis für diese Auffassung bieten die Sätze:

... Vielmehr bemißt sich uns die innere Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche an der Gemeinschaft des religiösen Besitzes, vor allem dem innersten Verhältnis der Seele zu Gott in Christo. Wir vermögen daher Gemeinschaft des Glaubens auch da anzuerkennen, wo die christliche Erkenntnis nach ihrem Maß und ihren Formen verschieden ist.

Und ferner grenzt diese Scheidung die Partei lediglich von denen ab, „welche, das Walten des heiligen Geistes in der Kirche verkennend, in den Glaubensaussagen früherer Jahrhunderte nur ein belastendes Erbe der Vergangenheit sehen."

Wenn aber als eine Art Bekenntnissatz der nachfolgende voraufgestellt worden ist:

Die Offenbarung Gottes in Christo bleibt uns dabei allezeit der Grund unseres Heils, die Heilige Schrift die maßgebende Urkunde der Offenbarung. Unsere Stellung zu allen Einzelfragen ist darin begründet, daß wir das durch die Reformation gewonnene Verständnis des Heils und des Heilsweges als für die evangelische Kirche nach wie vor maßgebend anerkennen, aber dessen innere Aneignung und Entwicklung für jede Zeit und mit den jeder Zeit besonders gegebenen Mitteln nur auf dem Boden der Freiheit für erreichbar ansehen — —

sollte er für einen modernen Theologen ein Hindernis bedeuten? Gewiß, auch diese Formeln sind mehrdeutig; welche Formeln hätten diese liebliche Eigenschaft nicht? Aber in keinem Fall enthalten sie Etwas, was der moderne Theologe nur mit Vorbehalt unterschreiben könnte.

Zweitens. Die Versammlung in Halle am 27. April konnte für die Freunde der Christlichen Welt, die sich der Partei anzuschließen gedachten, garnicht günstiger verlaufen, als sie verlaufen ist. Als Teilnehmer, der der ganzen siebenstündigen Verhandlung von A bis Z mit gespanntester Aufmerksamkeit gefolgt ist, darf ich das wohl bezeugen. Und um der notwendigen Offenheit willen, die ich allerdings für dringend geboten halte, muß ich das öffentlich aussprechen. Es ist selbstverständlich, daß die jüngere Generation nicht etwa durch Versprechungen hinter den Kulissen sich kaptivieren läßt; darüber wird sich auch Niemand unter den Leitern der Partei einer Selbsttäuschung hingeben. Wir haben zu entschieden Stellung zu den großen, bewegenden Fragen der Zeit genommen, als daß wir uns da wohl fühlen könnten, wo wir nicht wirkliche Geistesgemeinschaft spüren.

Aber die Verhandlungen ließen solche Geistesgemeinschaft wirklich hervortreten. Allerdings zeigte sich, daß ein Teil der älteren Generation auf ihre theologische Alleinherrschaft in der Partei noch nicht verzichten wollte. Es wäre auch wunderbar gewesen, wenn der Gegensatz der theologischen Stimmung nicht zum Ausdruck gekommen wäre. Zwischen der alten Vermittlungstheologie und unserer modernen Theologie liegen Differenzen, die dem, der ganz in jener ersteren wurzelt, wohl als recht erheblich erscheinen können. Was Wunder, daß auch

der Gedanke auftauchte, den Jüngeren zwar die Hand zu bieten, aber ohne ihnen — kurz gesagt — volles theologisches Recht zuzugestehen. Aber diese Stimmung war ganz entschieden in der Minderheit. Die Jüngeren protestierten dagegen; ich brachte es aufs unmißverständlichste zum Ausdruck, daß sie nur zu haben wären, wenn sie volles Recht in der Gruppe erhielten. Die Führer der Partei teilten jene Stimmung nicht; vielmehr waltete bei ihnen ganz offensichtlich klarstes Verständnis für die Lage und der lebhafte Wunsch vor, dem Programm seine Werbekraft zu erhalten. Man nahm uns durch deutlichste Aussprache jede Möglichkeit des Zweifels an dem festen Willen der Führer, uns die Bahn frei zu machen. Schließlich ist die Stimmung der Führer ausschlaggebend, nicht die einer Minorität vom rechten Flügel. Die Majorität der Versammlung selbst bewies durch Beifallsbezeugungen und Abstimmung klar, daß sie zwar für die inneren Schwierigkeiten, mit denen der rechte Flügel zu kämpfen hatte, volles Verständnis besaß, daß sie aber selbst durchaus nicht mit diesem Flügel fühlte, sondern mit den Führern den Jüngeren volles Recht zuzusprechen gesonnen war.

6

Welches werden die Folgen der Neuorganisation sein? Zunächst: wird das Programm werbende Kraft entfalten? Die Rolle des Propheten steht mir nicht an. Und soviel erscheint mir sicher, daß jedenfalls nicht auf alle „Freunde der Christlichen Welt" in Altpreußen zu rechnen sein wird. Es ist ja ein offenes Geheimnis, daß auch unter ihnen die Stimmungen recht mannigfaltig sind, zumal die kirchenpolitischen Stimmungen. Vielleicht ist unter ihnen auch eine erhebliche Zahl von solchen, welche rein theologisch und garnicht kirchenpolitisch interessiert sind. Von ihnen wird die Mittelpartei auch nach dem neuen Programm weder Beitritt noch besondere Sympathie erwarten dürfen. Das liegt eben einfach daran, daß sie als kirchenpolitische Partei auch von kirchenpolitischen Gesichtspunkten aus beurteilt werden muß. Politik ist die Wissenschaft vom Möglichen. Kirchenpolitik ist die Wissenschaft vom Kirchlich-Möglichen. Wer nur Ideale pflegt, nur wissenschaftlich arbeitet oder für die praktische Arbeit jedem Einzelnen nur den kleinen Fleck anweist, auf den er gerade gestellt ist, wer mit den kirchlichen Machtfaktoren, mit Kirchenregiment und Synoden, mit Pfarrern und Gemeinden nicht rechnet, den werden wir zu einer gerechten Würdigung einer kirchenpolitischen Aktion nicht erst einladen dürfen.

Aber mir scheint doch, als bräche sich auch in den Kreisen der modernen Theologen die Erkenntnis langsam, aber sicher Bahn, daß Kirchenpolitik, so abscheulich sie Manchem als Handwerk scheinen mag, doch eine unbedingte Notwendigkeit ist. Wir erleben bereits, daß der Mangel an kirchenpolitischer Fähigkeit uns schädlich wird. Um so mehr müssen wir ihn auszugleichen suchen. Denen, die von dieser Erkenntnis aus die Neuorganisation betrachten, wird die Lage doch erheblich anders erscheinen als den vorhin Gemeinten.

Sie sehen zunächst die Tatsache, daß auch unter den Modernen die Zahl jener — kurz gesagt — auf Freiheit der Wissenschaft wie auf Betonung der kirchlichen Kontinuität Gestimmten nicht unbedeutend ist. Sie werden ferner beachten müssen, daß es sich bei der ganzen Sache um eine Frage der altpreußischen Kirche handelt. Kirchenpolitik kann man eben wegen ihrer engen Beziehung auf das Mögliche nicht anders beurteilen als im Rahmen ganz bestimmter kirchlicher Verhältnisse; und das sind hier die Verhältnisse der altpreußischen, namentlich der östlichen Provinzen. Wir stehen im allgemeinen in keinem guten Ruf bei den Leuten im Westen. Das mag ja auch mancherlei gewichtige Gründe haben. Aber das ist doch gewiß, daß wir unsere Kirchenpolitik auf unsere kirchlichen Verhältnisse zuschneiden müssen und nicht auf die Wünsche und Stimmungen der Freunde im Westen. Es ist für den, der nicht in diesen Dingen mitten drin steht, garnicht so leicht, zu klaren Folgerungen betreffs des kirchenpolitisch Richtigen zu gelangen.

In Altpreußen aber werden, wie mir scheinen will, die-

jenigen modernen Theologen, welche allmählich in die Synoden einrücken und damit zu kirchenpolitischer Aktivität gelangen, kraft des neuen Programms sich der Mittelpartei anschließen können. Auch hier werden sich solche finden, denen das innerlich nicht möglich ist. Aber ich halte diese Angliederung im Ganzen doch für einen naturnotwendigen Vorgang. Und wenn sie sich einmal anbahnt, so wird sich das Weitere von selbst ergeben. Wächst in der Partei die Zahl derer, die von der modernen Theologie herkommen, so wächst auch in der Partei das Verständnis für sie. Das Weitere kann dann getrost der Zukunft überlassen bleiben. Wir haben nur nötig, auch die Freunde der jüngeren Generation, welche das noch nicht glauben wollen, nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß die Kirchenpolitik in heutiger Zeit ein unentbehrliches Handwerk ist. Wir müssen sie bitten, aus ihrer Vereinzelung herauszutreten und neben der stillen Arbeit ruhiger wissenschaftlicher Forschung — die wir nie lassen wollen — auch in der kirchlichen Oeffentlichkeit ihre Aktivität zu bezeugen. Ich halte eben dies für unumgänglich notwendig, wenn wir nicht an die Wand gedrückt werden wollen. Die Neuorganisation der Mittelpartei gibt uns die Möglichkeit, zugleich die Freiheit unserer Stellung wie unsre religiös-kirchliche Positivität zu betonen. Darum halte ich sie für ein außerordentlich wichtiges Ereignis, zu dem die richtige Stellung einzunehmen auch für uns von größter Bedeutung ist.

7

Eins allerdings wird die notwendige Voraussetzung dieser erhofften Entwickelung sein: daß die Mittelpartei unmißverständlich scharf und klar auf diesem Programm stehen bleibt. Jedes Schwanken, jedes Parlamentieren nach rechts hin würde der Partei die durch das Programm gewonnene Werbekraft wieder nehmen. Gewiß, auch wir müssen nach wie vor der Tatsache Rechnung tragen, daß die Partei einen rechten und einen linken Flügel haben wird. Wir sind innerlich völlig frei dafür, mit dem rechten Flügel in ungestörter Eintracht zusammenzuarbeiten; und wir sehen keine Schwierigkeiten am Horizont auftauchen, die von solchem Gewicht wären, daß sie diese gemeinsame Arbeit unterbinden müßten. Wir sind kraft unserer Unterscheidung von Religion und Theologie herzlich gern gewillt, diese Gemeinschaft nach Kräften zu betätigen. Wir bitten nur darum, daß man sich auf der anderen Seite ebenso zu uns stelle. Geschieht das, so wird die Partei den größten Nutzen davon haben.

Und das ist doch gewiß: diese Partei, die „Evangelische Vereinigung", hat ihre hohen und großen Verdienste — wie wären unsere Generalsynoden ohne sie verlaufen? Wer von unserer Art in Altpreußen kirchenpolitisch denkt, kann garnicht anders, als ihr in hundert Dingen danken. Sie hat aber auch gewaltige Aufgaben in der Zukunft. Die höchste und größte derselben ist vielleicht die Erhaltung unserer Kirche. Ich sehe die letzten Ziele gerade in der Stellung zur Landeskirche anders als Viele der Partei; aber Parteien schaffen wir für die Arbeit der nächsten oder doch näheren Gegenwart. Und für diese Gegenwart müssen wir wünschen, daß unsere Kirche erhalten bleibe — trotz Alledem und Alledem. Hier heißt es einsetzen. Und wer hier einsetzen will, kann es am besten mit der Mittelpartei.

Eine Aktion wie diese Neuorganisation bringt viele ernste Erwägungen, Fragen und Bedenken mit sich. Sie werden auch in dieser Angelegenheit noch nicht zu Ende sein. Ich habe für die Aussprache darüber keine andere Form wählen wollen als die rückhaltloser Offenheit. Denn das muß doch wohl ein Unterschied zwischen Politik und Kirchenpolitik bleiben, daß die letztere allerwege offen und ehrlich zu Werke geht, auch wenn es die erstere nicht kann. Sonst möchte ich wenigstens nicht Kirchenpolitik treiben. Martin Schian

Verschiedenes

Zur Abwehr. Unsre Leser müssen freundlichst ein Auge zudrücken, wenn die heutige Nummer so viel preußische Kirchenpolitik bringt. Aber nachdem einmal diese Auseinandersetzungen über und mit der neu organisierten Mittelpartei nötig geworden, empfahl es sich, die beiden einschlägigen Artikel in Einer Nummer zu veröffentlichen. Gerade durch das (unbeabsichtigte) Hinzutreten des Schianschen Artikels zu dem Offenen Briefe von Sodens gewinnt die ganze Angelegenheit an Klarheit und folglich an Interesse auch für nichtpreußische Leser.

Und nun müßte ich eigentlich noch einen zweiten Offenen Brief an Herrn D. Haupt in Halle hinzufügen. In dem eben erschienenen Juliheft seiner Deutsch-evangelischen Blätter unterzieht er den zweiten Absatz unsrer Goslarer Resolution (s. Nr. 26, Sp. 619 f.) einer völlig gegenstandslosen Kritik. Zu ihrer Abwehr setze ich das Gespräch fort, das ich neulich (Nr. 26, Sp. 621 f.) mit dem Reichsboten geführt habe.

Herr Konsistorialrat Professor Haupt: Was habt ihr in Goslar gemacht!

Wir: Was denn?

Ihr verlangt von der Gemeinde, daß sie sich jede beliebige Predigt soll gefallen lassen, die nach der Meinung des Predigenden selber evangelisch ist.

Nein.

Ihr wollt die Behandlung theologischer Fragen auf der Kanzel.

Nein.

Ihr sprecht — wie D. Fischer — dem Prediger das Recht, ja die Pflicht zu, seine ganze theologische Anschauung auf der Kanzel darzulegen.

Nein.

Ihr wollt eine Freiheit, euern Subjektivismus im Gottesdienst zur Geltung zu bringen, daß die Freiheit des altgläubigen Teils der Gemeinde dadurch erdrosselt wird.

Da sei Gott vor!

Ihr verkennt aber doch, daß aller Gottesdienst Gemeinsamkeit der Andacht sein muß.

Wirklich nicht.

Ja, habt ihr denn nicht beschlossen, „daß es dem Geistlichen der evangelischen Kirche in der heutigen Lage des Protestantismus freistehen muß, die theologischen Fragen vor die Gemeinden zu bringen und insbesondere in der diesem Zwecke dienenden Tätigkeit des Vortrages und der Schriftstellerei die rückhaltloseste Freiheit zu üben mit der alleinigen Einschränkung, daß er sich hierbei persönlich bewußt ist, auf dem Boden des Evangeliums zu stehen"?

Gewiß.

Und heißt es nicht in euren Eisenacher Sätzen vom vorigen Jahr gleich allen andern voran: „Wir vertreten die unbedingte Freiheit der theologischen Wissenschaft und das Recht der öffentlichen Aussprache ihrer Ergebnisse als unumgängliche Bedingung für die gesunde Entwicklung evangelischer Frömmigkeit in unserm Volke"?

Vertreten Sie denn das nicht auch?

Wohl! Aber auf der Kanzel!! im Gottesdienst!!

Wo ist denn in Eisenach oder Goslar von Kanzel und Gottesdienst die Rede gewesen?

Ausdrücklich nicht. Aber man muß es doch herauslesen.

Ich meine: bei einigem guten Willen — nein. Erinnern Sie sich einer einzigen Stelle in all dem Vielen, was von einem unsrer Freunde in der Christlichen Welt aus Anlaß des Falles Fischer oder sonst geschrieben worden ist, in der eine solche extravagante Meinung vertreten wurde? Nicht einmal Pfarrer Fischer meint es so schlimm, das beweist seine Praxis. Und auch der Protestantenverein kennt die Grenzen, die der Zweck des Gottesdienstes der theologischen Sonderstellung des Pastors zieht, das beweisen seine Thesen auf dem letzten Parteitage in Braunschweig. Weshalb sollen wir nun die radikalen Narren sein, die das Unmögliche wollen?

Es handelt sich doch um den Wortlaut Ihrer Eisenacher und Goslarer Sätze.

Die aber, wie alles Geschriebene und Gedruckte, einen willigen Exegeten verlangen!

— — Nun, es wäre unrecht, mindestens unhöflich, wollten wir in diesem Gespräch das letzte Wort behalten. Darum werden wir in nächster Nummer die sehr dankenswerten positiven Ausführungen, die D. Haupt bei dieser Gelegenheit bietet, mit aller Zustimmung abdrucken. R

Kleine Mitteilungen. Die Chronik der Christlichen Welt hat in Nr. 26 eine Statistik der Theologiestudierenden im laufenden Sommersemester veröffentlicht. Wenn die Zahlen richtig sind — und sie sind so zuverlässig, wie die erste Feststellung des Ergebnisses einer Reichstagswahl gegenüber der letzten amtlichen Feststellung —, dann haben wir für dieses Semester eine Zunahme an Theologen zu verzeichnen. Wir vergleichen die Ziffern des S. S. 1904 und des W. S. 1904/05 nach dem Deutschen Universitätskalender S. S. 1905 (Leipzig, K. G. Th. Scheffer) mit den Ziffern der Chronik:

S. S. 1904 (endgiltig)	2235
W. S. 1904/05	2136
S. S. 1905	2287

Das sind 151 mehr als im vorigen, 52 mehr als im vorvorigen Semester. So für ganz Deutschland. — Interessant ist die Feststellung des statistischen Amtes in Berlin, daß die Zahl der Theologiestudie-

renden in Preußen, die Söhne akademischer Väter sind, seit 1886 prozentual zugenommen, die Zahl der Pastorensöhne aber abgenommen hat. Diese letztere Erscheinung wird sich hoffentlich bald wieder in ihr Gegenteil verwandeln.

Die Allgemeine Pastoralkonferenz in Straßburg hat folgende höchst nachahmenswerte Resolution einstimmig beschlossen: „Die 72. Tagung der Allgemeinen Elsaß-Lothringischen Pastoralkonferenz spricht ihr Bedauern darüber aus, daß die Staatsbehörde sich veranlaßt gesehen hat, einen von der hiesigen Freidenkervereinigung geplanten öffentlichen Vortrag über das Thema Hat Christus je gelebt? zu verbieten. Es wird durch ein derartiges Verbot der Eindruck erweckt, als bedürfe der christliche Glaube, der auf der Person Jesu beruht, eines staatlichen Rechts- oder Polizeischutzes. Vom religiös-kirchlichen Standpunkt aus halten wir diese auch im Strafgesetzbuch zur Geltung kommende Anschauung für verkehrt und sprechen es als unsere Ueberzeugung aus, daß eine freie Diskussion religiöser und kirchlicher Fragen ohne jede Einschränkung einem Bedürfnis der Gegenwart entspricht und dem Interesse der evangelischen Kirche in keiner Weise widerspricht."

In Japan preist der presbyterianische Prediger Ebina die Seele Japans als die Inkarnation des Logos. „Bisher, ruft er aus, ist das Wort nur in großen Männern zu Fleisch geworden, in Shaka, Confucius und Christus. Heute sehen wir es sich in einem ganzen Volke offenbaren. Schon hat Japan die Bluttaufe empfangen; ist es nicht, indem es über die Laster der Welt triumphiert, dazu berufen, auch die Taufe des Geistes zu empfangen, die Inkarnation des Logos und das Reich Gottes zu werden?" Das geschah, nach dem Korrespondenten der Frankfurter Zeitung (185 Abendblatt) schon vor Tsushima! Derselbe Gewährsmann fügt hinzu: „Schon immer hat sich ja der Ostasiat für geistig über uns stehend und höher kultiviert als die übrige Welt gehalten; eine solch deutliche Sprache ist von ernsthaften Männern in ernsthaften Zeitschriften aber noch nicht öffentlich geführt worden. Und wenn das am grünen Holze geschieht, was soll dann am dürren werden?" Dabei tut man keinem Weißen im Lande Etwas zu Leide, läßt eine russische Kathedrale, das stolzeste Gebäude in Tokio unbehelligt und duldet ruhig, daß ein russischer Bischof allsonntäglich dort öffentlich Messe liest.

Auf das Angebot einer Hilfspredigerstelle in Kairo sind sehr viele Bewerbungen eingegangen, und nur Einem wird die Stelle zufallen. An Vikaren für Oesterreich ist Mangel; der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein sucht einen Vikar für Japan. Vielleicht ist es doch dem einem oder dem andern der Kandidaten, die sich vergebens um Kairo gemeldet haben, der gewissenhaften Erwägung wert, ob er nicht auch nach Oesterreich oder nach Japan gehen soll? Für Oesterreich wende man sich an Superintendent D. Meyer in Zwickau, Kgr. Sachsen, für Japan an Pfarrer D. Kind, Berlin W, Kronenstr. 70. R

Quittung

Für den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein: 30 Mk. von U, Essen-Rüttenscheid; 26 von zwei Gebern aus Goslar; je 20 von E T, Heidelberg; B, Merseburg; T, Kiel; 16 von G Sch, Heckershausen; 15 von C K, Marburg; je 10 von H, Ludwigsburg; Th R in S; F Sch, Schwabsdorf; von der Kirchengemeinde Willershausen; A L, Marburg; je 8 Pfingstgabe aus der Pfarrei Waldmichelbach; St, Weißensee; E, Lissabon; je 6 von F, Aurich; Bibelstunden-Opfer der Gemeinde Knittlingen; D, Marburg; J W, Marburg; L M, Marburg; je 5 von P M, Goslar; A u. C B, Hanau; W B St; M, Kreuznach; B, Gotha; F K, Charlottenburg; G u. B, Schwenningen; 3,71 von Sch, Knittlingen; je 3 von P, Gr.-Jehser; G, Nordhausen; T, Frankfurt a. M.; A D, Marbach a. N.; P B, Flarchheim; T, Pillau; je 2 von F W, Bruchstedt; W G, Tübingen; P, Münster; M, Ems; 1 aus Neustadt i. B.

Für die Märtyrer-Gedächtnishalle in Shanghai (vergl. 1904 Nr. 3 Sp. 71 f.): 3 Mk. von H, Niederfüllbach.

Für das notwendige Liebeswerk: 4,30 Mk. von B, Neudorf, Rußland; 3,29 Bibelstunden-Opfer der Gemeinde Knittlingen; je 3 von Sch, Wernigerode; M, Dillich; W G, Tübingen; 2 von M, Einbeck.

Auf die dringende Bitte in Nr. 21 Sp. 501: 20 von H A; 3 von F P, Rehzow.
Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Versammlungskalender

17. 18. Juli Deutsch-ev. Kirchengesangstag Rothenburg a. T.
18.—21. September Gustav-Adolf-Verein Bromberg
25.—28. „ Kongreß für Innere Mission Leipzig
26. 27. „ Allg. Evang.-Prot. Missionsverein Eisenach

Die glückliche Geburt eines gesunden

Mädchens

zeigen hocherfreut an

Pastor **Rudolf Hermes**
und Frau **Dorothee** geb. **Riser**

Hamburg, 4. Juli 1905

Die glückliche Geburt eines

Jungen

teilen wir voll Dankes mit

J. Voelter, Pfarrer
Emma, geb. Preiswerk

Schramberg, 7. Juli 1905

Lausanne

Mesdames **Perey-Vouga** Fleurettes 5 reçoivent en pension 4 jeunes filles. Vie de famille. Leçons et conversation. Prix: 150 frs. par mois. Références: Mr. le Pasteur **Hahn, Vevey.** Regierungsrat **Martin, Cassel,** Königsplatz.

Junges gebildetes Mädchen wird gesucht als **Stütze** und **Gesellschafterin** zu alleinstehender Dame mit 7 jährigem Töchterchen. Bedingung heiteres feines Wesen, Liebe zu Kindern, Willigkeit, im Haushalt zu helfen (Dienstmädchen da). Offerten unter **S M** an den Verlag.

Das Positive in D. Fischers Vortrag
Ein Wort für Fischer von einem Gegner Fischers
von
Joh. La Roche, Pastor
2 Bogen. 8°. Mk. —.50

Diese Schrift ist geeignet, eine Annäherung der verschiedenen Parteien innerhalb der ev. Theologie anzubahnen und dazu zu helfen, daß der Fall Fischer endlich in das ersehnte Stadium tritt, wo man sich auf Grund sachlicher Erwägungen verständigt.

Georg Nauck (Fritz Rühe)
Berlin SW. 12

Abiturient, theol., musikalisch, sucht Ferienstellung **August bis Oktober** als **Hauslehrer** oder ähnl. bei bescheidenen Ansprüchen. Offerten an Pfarrer **Hohberg Wintzenheim** Unt. Elsaß.

Stud. theol. sucht für die Zeit vom 1. August bis 1. November d. J. **Hauslehrer-** oder ähnliche Lehrerstelle. Gute Zeugnisse stehen zur gefl. Verfügung. Offerten unter **E. W. 1905** an d. Exp. erbeten.

Cand. theol., der schon als Hülfsprediger tätig war, z. Zt. Predigerseminar in Soest, sucht von Mitte August bis Mitte September Beschäftigung als Prädikant, Reisebegleiter oder ähnliches. Offerten unter **W. 99** an die Expedition dieses Blattes erbeten.

Zeitungs-Nachrichten
In Original-Ausschnitten
über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das
Nachrichten-Bureau
Adolf Schustermann
BERLIN O. 27
Illust. Broschüre, Referenzen etc. gratis und franko

Weibliche soziale Hilfsarbeit
Cassseler Kurse zur Einführung in Theorie und Praxis der **sozial-pädagogischen Hilfsarbeit.** Näheres i. d. Broschüre „Arbeit im Fröbelseminar" von Hanna Mecke.
Das Kuratorium

Töchter-Pensionat
von Frau Dr. M. Nagel, Darmstadt, Victoriaplatz 9
Allseitige wissenschaftliche, gesellschaftliche und häusliche Ausbildung. Vorzügliche Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin.

In den beiden Alumnaten des Badischen Pfarrvereins:
dem **Töchter-Alumnat Friedenstraße 8** und dem **Söhne-Alumnat Klauprechtstraße 35** in **Karlsruhe** können auf k. Herbst noch einige Schülerinnen bezw. Schüler aus gebildeten, evangelischen Familien in Pflege genommen werden. Pensionspreis sehr mäßig. Prospekte, sowie nähere Auskunft durch den **Vorstand des Badischen Pfarrvereins, Stadtpfarrer Ludwig in Baden-Baden.**

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Coblenz. Freunde der Christlichen Welt und des Evangelischen Gemeindeblattes. Mittwoch 19. Juli 3 Uhr im Evangelischen Bürgerverein, Altlöhrtor: Roseggers J. N. R. J. als Erbauungsbuch (Prof. Dr. Görbig-Neuwied). Freunde und Freundinnen sind willkommen.

Schiller in der Sommerfrische

In zahlreichen Vielbeschäftigten werden die Schillerfeiern den Wunsch geweckt haben, in ihrer Sommerfrische

ein neues Verhältnis zu Schiller

zu gewinnen, indem sie sich einmal wieder eingehend mit seinem Leben und seinen Werken beschäftigen. Die beste Anleitung hierzu gibt

Kühnemann, Schiller

614 S. gr. 8° mit Portrait fein geb. 6.50 Mk.

Dieses soeben erschienene Buch ist von der Kritik als das beste seiner Art und als

geistesbiographisches Meisterwerk

anerkannt worden. „Es lebt wirklich" sagt der Kunstwart „und wölbt sich in breitem Bogen über die Schillerbiographien der jüngsten Vergangenheit". So mag es Vielen

ein Erziehungsbuch zu Schiller

werden, zu dem Menschen und Dichter, dessen unsere Gegenwart so dringend bedarf.

C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München

In den Buchhandlungen auch zur Ansicht
Vom Verlag direkt nur unter Nachnahme

Bütten! **Verlobungsbriefe** u. dgl. auf echten Büttenpapieren und -Karten oder auch auf allerbesten schweren mattlatinierten Stoffen liefert schnell, billig und stilgerecht in altdeutschen oder Empireschriften, Hundert Verlobungsbriefe (klein Format 15×18 cm) mit Druck und Umschlägen M. 10,75, weitere hundert M. 5,75, postfrei gegen Nachnahme **Druckerei Bauer, Marburg a. L.**

Christus heute

als unser Zeitgenosse

von Walther Classen

II. unveränderter Abdruck: 3. Tausend
geb. 1 Mark

Wie die Bilder von Uhde stellt dies Buch die Person Christi mitten in das moderne Volksleben und läßt die von Rasse und Zeit unabhängige Wahrheit des Menschensohnes hell und warm in die Fragen und Nöte der Gegenwart leuchten.

C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) in München

Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen

AEGYPTEN

und aegyptisches Leben im Altertum

Geschildert von

Dr. Adolf Erman

Mit 12 Vollbildern und 400 Abbildungen im Text

Ein stattlicher Prachtband in reichem Einband 12 Mark

Professor Gunkel nennt (in Christl. Welt 1905 Nr. 24) Erman's Aegypten und aegyptisches Leben im Altertum „ein über alles Lob erhabenes Werk".

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Weshalb wir in der Kirche bleiben!

Ein Wort zur Verständigung an die Veranstalter und Besucher der

Landeskirchlichen Versammlung in Berlin

und ihre Gesinnungsgenossen in den deutschen evangelischen Landeskirchen

von

Erich Foerster

Pfarrer in Frankfurt a. M. und Mitglied des weiteren Vorstandes der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt

8. 1905. M. —.40

(Hefte zur Christlichen Welt. Herausgegeben von D. Martin Rade, Professor in Marburg. Heft 54. Viertes Heft der Neuen Folge.)

Der Vorsitzende einer süddeutschen Versammlung der Freunde schreibt mir:

„Die 50 Exemplare fanden reißend Absatz; ich hätte, glaube ich, leicht noch 20 Exemplare angebracht."

Um der Sache willen bitte ich die Freunde der Christlichen Welt, für die weiteste Verbreitung der **Foerster**'schen Schrift zu wirken und sie **in allen** Versammlungen aufzulegen.

Den einzelnen Gruppen von „Freunden der Christlichen Welt" wird empfohlen, das Heft in Partien für ihre Mitglieder zu beziehen. Bei größeren Partien räumt die Verlagsbuchhandlung einen Vorzugspreis ein. Man wende sich an diese. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 29 Marburg i. H., den 20. Juli 1905

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Die Erkenntnis — Der Bremer Kirchenstreit — Der Bruch zwischen Frankreich und dem Vatikan. 6. Die Katholiken und die Trennung — Weiteres aus Rom. 4 — Neue Pfade zum alten Gott (König, Gerstung, Neumaerker, Neumann, König) — Gottesfriede im Gottesdienst — Verschiedenes: Die Bilder des Meister Eltz (Berthold); Hin und zurück (von einem Arzt); Harzluft (Vorwerk); Werk und Persönlichkeit (Platzhoff-Lejeune); Ceux qui s'en vont (Bourrier); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Die Erkenntnis

1. Mos. 3, 1—7

Wir freuen uns gemeinhin so sehr an der feinen Menschenbeobachtung dieser Erzählung, daß wir kaum noch ihren innersten Herzschlag aus all den Einzelheiten heraushören: Die Folge der Sünde ist die Erkenntnis. Erkenntnis und Wissen ist Unglück für den Menschen.

Solche Anschauung erscheint unsrer Zeit ungeheuerlich. Was verspricht man sich in unsrer Zeit nicht vom Wissen. Wissen ist Macht; Wissen macht frei; ja die Erkenntnis macht den Menschen auch besser. Und so erleben wir ein rührendes Suchen nach Wissen, nach Erkenntnis. Und demgegenüber darf ja niemals unserm Christentum gegenüber der Verdacht groß werden, als sei es doch noch immer innerlich der Anschauung unsrer Erzählung, daß die Erkenntnis irgendwie mit der Sünde im Zusammenhang steht. Klar muß es sein: die Erkenntnis ist eine Pflicht des Menschengeschlechtes. Die Menschheit hat in ihrer langen Geschichte immer deutlicher und gewisser ihren Daseinszweck als Menschheit auf dieser Erde erkannt: sich diese Erde untertan und dienstbar zu machen. Und das Mittel dazu ist die Erkenntnis. Und bei der Arbeit — das ist das Andere, das klar bleiben muß — sind den Menschen aus ihrer Arbeit große und reine Freuden gewachsen. Der lebendige freundliche Gott hat der Arbeit der Erkenntnis reichen Lohn gegeben in der Befriedigung, die er damit verband, und in dem Feierglück des Herrschens, das er als Ziel und Ende aller Arbeit immer wieder erleben ließ. So steht denn die Christenheit freundlich zur Erkenntnisfreude unsrer Zeit.

Und doch: sie sinnt noch tiefer. Zu ihr gehören auch die großen Könner der Erkenntnis, denen oft ein Lächeln um den Mund kommt, wenn sie hören, wie viel die Menschen sich von der Erkenntnis versprechen. Sie wissen, wie erbärmlich klein noch der Umkreis menschlichen Wissens ist. Schwereres wissen sie: wie wir Menschen wohl auf vielen Gebieten Vieles ja vielleicht Alles wissen können, wie wir aber die vielen Bruchstücke, die wir durch das Wissen in der Hand halten, nicht zusammenfügen können zu einem Weltgebäude. Und Schwerstes wissen sie: — wie die immer weiter arbeitende Erkenntnis schließlich sich selbst zum Gegenstand ihres Forschens macht und dann ihre Grenzen kennen lernen muß. Und darum kommt ihnen das Lächeln um den Mund, wenn sie die Begeisterung derer hören, die die Erkenntnis preisen als das Glück der Menschen.

H B

Der Bremer Kirchenstreit

Aus Bremen

Drei Jahre währt nun der Streit schon. Er begann nach vorhergegangenem Wetterleuchten mit großer Heftigkeit, als Dr. A. Kalthoff sein „Christusproblem" herausgab, 1902. Eine Hypothese, allzu kühn hingeworfen, die doch des starken Unterbaues entbehrt und das besonnene Prüfen und Abwägen oft vermissen läßt, wie das besonders Professor Steck (Bern) in den Protestantischen Monatsheften an einzelnen Beispielen gezeigt hat. Man höre nur: „Der synoptische Christus, in dem die moderne Theologie durchweg die Züge des historischen Christus zu haben meint, steht einer wirklich menschlichen Auffassung des Christentums nicht um ein Haar breit näher als der Christus des vierten Evangeliums" (S. 14)! Das Buch enthielt auch die schärfsten Angriffe gegen die liberale Theologie, z. B. S. 13:

An diesem historischen Jesus hängt deshalb die innere Unfreiheit des kirchlichen Freisinns. Er braucht eine Autorität für sich, weil er kein Vertrauen hat zu den in der Volksseele pulsierenden Lebenskräften und deshalb das Fundament seines Glaubens, statt in der Gegenwart, in der Vergangenheit sucht. An dem historischen Jesus hängt aber auch der nicht unbedeutende Rest hierarchischen Bewußtseins, von dem die liberalen Kirchenmänner sich nicht frei machen können. Indem der freisinnige Pfarrer seine eigene Theologie im Namen des historischen Jesus verkündigt, fällt auf ihn selber noch ein Strahl des kirchlichen Nimbus, mit dem der Fromme alten Stils seinen Christus umgeben hat. „Christus ist groß, und ich bin sein Prophet" — so lautet kurz und bündig das Argument, auf welches hin der liberale Pfarrer um Gläubige für seinen Jesus wirbt!

Das hat Dr. Kalthoff wirklich zu schreiben vermocht! — Diese Ausfälle gegen den Liberalismus bereiteten zwar den Orthodoxen Freude, machten ihnen aber das Buch selbst nicht annehmbarer. Die Liberalen hielten es für ihre Pflicht, nicht nur die Angriffe gegen ihre Aufrichtigkeit abzuwehren, sondern auch die ganze Hypothese Kalthoffs zu bekämpfen. Das geschah durch Vorträge im Protestantenverein, durch Abhandlungen im Protestantenblatt und in den Bremer Nachrichten, zunächst für Bremen, wo in den Gemeinden eine große Beunruhigung entstanden war. Dr. Kalthoff fand litterarische Hilfe durch Pastor Steudel und besonders auch von Elementarlehrern, deren Urteil und Zustimmung auf diesem schwierigsten theologischen Gebiete doch nicht schwer ins Gewicht fallen konnte. Man wird ruhig sagen dürfen, daß die Kalthoffsche Hypothese überwunden ist und nur noch in den Köpfen solcher umgeht, denen der Skeptizismus im Blute liegt.*) Daß aber Dr. Kalthoff das Recht gehabt hat, auch diese schwere Frage wieder zu erheben, das wollen wir nicht im mindesten bestreiten, ja es ist anzuerkennen, daß er die Bedeutung des sozialen Elementes für die Entstehung des Christentums wieder einmal kräftig betont hat, auch daß er die religiösen Prinzipien des Christentums durch seine Untersuchungen über die Person Jesu nicht antasten wollte. Dennoch wird man nicht umhin können zu sagen, daß das Buch mehr Verwirrung in den Kreisen einfacher Laien angerichtet hat, als es Förderung für die Wissenschaft gebracht hat. Das zweite Buch, „Die Entstehung des Christentums", 1904,

*) Vgl. hierzu Harnack in Nr. 14 und 19 d. J. D H

schränkt übrigens die Angriffe gegen die historische, kritische Theologie erheblich ein. —

Einen neuen Höhepunkt erreichte der Streit, als der Senat ein Predigerkollegium der Stadt Bremen gründen wollte, dem jeder Geistliche mit seiner Berufung und Einführung in das Amt angehören sollte. Die Bremer Geistlichkeit beriet bisher, wenn einmal die kirchliche Kommission des Senates, d. i. das Kirchenregiment, ein Gutachten forderte, z. B. über die Dauer des Konfirmandenunterrichtes, in drei verschiedenen Verbänden. Das waren das reformierte Venerandum Ministerium, das Kollegium der Domprediger und die den beiden Kollegien nicht angehörigen Geistlichen der jüngeren Stadtgemeinden. Gewiß ein umständliches Verfahren. Es ist daher sehr begreiflich, daß der Senat sich ein Organ schaffen wollte, das ihm den amtlich unerläßlichen Verkehr mit der Bremer Geistlichkeit erleichtern konnte, zumal schon früher die Geistlichen selbst ein solches Organ gewünscht hatten. Das Predigerkollegium sollte nur berufen sein, „eine amtsbrüderliche Gemeinschaft unter seinen Mitgliedern zu pflegen, über die gemeinsamen amtlichen Interessen derselben Verständigung herbeizuführen und zu erleichtern, und dem Senate oder der Senatskommission für die kirchlichen Angelegenheiten auf Erfordern Gutachten in kirchlichen Dingen, *so weit diese nicht Glaubensfragen oder Angelegenheiten der einzelnen Gemeinden betreffen*, zu erteilen.“ Den unterstrichenen Satz hatte eine zur Beratung des Entwurfs der Statuten niedergesetzte Kommission unter Zustimmung des anwesenden Senatskommissars in die Statuten eingeschoben, und zwar einstimmig, Positive wie Liberale, weil keine Richtung von der anderen bedrängt sein wollte.

Die Mehrheit der Liberalen war dem Plane günstig gestimmt und zur Arbeit mit den Positiven bereit; sie hofften, daß etwas Besseres sich daraus entwickeln werde, eine Erweiterung der Geistlichenversammlung durch Laien zu einer „Kirchenvertretung“ mit genau umschriebenen Rechten auch dem Senate gegenüber, dessen Summepiskopat nur durch die Gemeindeverfassungen oder -Ordnungen begrenzt ist. Denn für „Synoden“ haben namentlich die Bremer liberalen Laien keine Empfänglichkeit nach den Erfahrungen in Preußen, obwohl sie doch auch einmal an schweizerische Synoden denken dürften.

Aber es wurde eine geschickt geleitete Bewegung gegen den Antrag des Senats ins Werk gesetzt: die bremische Freiheit sollte in Gefahr sein; preußische Einflüsse sollten sich im Senat geltend gemacht haben; man wolle den „radikalen“ Geistlichen — Dr. Kalthoff hat diesen Titel selbst für sich beansprucht als einer, der den letzten Fragen auf den Grund gehe — auf den Leib rücken, und was der Befürchtungen mehr waren. Die Bürgerschaft ersuchte den Senat um Auskunft, indem sie in der geplanten Einrichtung eine Aenderung des gesetzlichen Zustandes erkennen wollte, sofern nunmehr alle Geistlichen gezwungen sein sollten dem Predigerkollegium anzugehören, — darüber sei sie, als an der Gesetzgebung beteiligt, nach der *Verfassung* zu hören. Die Pastoren Steudel und Mauritz erklärten dem Senat, an dem Predigerkollegium nicht teilnehmen zu wollen. Dr. Kalthoff ließ sich die Teilnahme durch seinen Konvent verbieten. Als das Ministerium nun noch einmal über die Statuten des Predigerkollegiums befragt wurde, lehnte es nach allem Vorhergegangenen den Entwurf ab, und der Senat erklärte der Bürgerschaft, daß er seinen Antrag zurückziehe. Den altliberalen Geistlichen wurde in diesem Kampfe in der Tagespresse übel mitgespielt und ihnen, wenn auch mit anderen, linderen Worten, der Vorwurf gemacht, den Liberalismus verleugnet zu haben. Die Liberalen im Reiche mögen nach dem oben Mitgeteilten ermessen, was an dem Vorwurfe war. Es kann doch kein Verrat am Liberalismus sein, wenn sich die Liberalen bereit erklärten, in äußeren kirchlichen Dingen mit den „Positiven“ zusammenzuarbeiten. Im übrigen wären die „Radikalen“ ja auch dabei gewesen und hätten jeden Versuch abwehren helfen können. —

Der heftigste Streit aber ist an den Namen Mauritz geknüpft. Mauritz war von Manchester nach Bremen berufen als Vertreter eines milden, christozentrisch gerichteten Liberalismus. Etwa von 1900 ab fing er an, durch seine Predigten

weitere Kreise anzuziehen. Er vertritt jetzt den strengsten Monismus und konsequenten Evolutionismus, der ihn an jedem Tage einen Anderen werden lassen könne. Durch eine kühne Phantasie wurden der Monismus und Evolutionismus hypostasiert zum Gegenstande der Religion gemacht und dem sich entwickelnden Alleinen ein Kultus bereitet in Predigten, die an Natur- und Kunstschwärmerei, an Lobpreisungen der Sonne, des Gebirgs oder herrlicher Gemälde reich waren. Ohne Zweifel war Alles geschöpft aus eigener tiefster Empfindung und Erfahrung; ästhetische und mystische Klänge haben ohne Zweifel viele Zuhörer angezogen und gefesselt. Damit verband sich die herbste Kritik gegen die „Kirche“. Sie war der Feind; und der Kampf gegen ihre Dogmen, ihren Kultus, ihre Priester wurde immer aufs neue geführt, obwohl wir an dem Allen in Bremen nicht allzuschwer zu tragen haben. Der Redner gab sich nicht damit ab, auch einmal dem Sinn und religiösen Inhalt des Dogmas gerecht zu werden. Die Stärke des Redners lag nicht in wissenschaftlicher Durchdringung seines Problems, nicht im logischen Aufbau und Fortschritt der Gedanken — Mauritz schreibt seine Predigten nicht nieder —, wohl aber in der unbedingten, rücksichtslosen, subjektiven Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, womit er Alles sagte, was ihn bewegte, jetzt bewegte, augenblicklich über ihn kam, so daß er die von ihm begeisterten Zuhörer in seine Seelenkämpfe mit hineinzog, sie „mitarbeiten“ und „mit erarbeiten“ ließ und sie zur Stellungnahme zwang. Tatsächlich hat er aber durch seine Schärfe andrerseits Viele verletzt, die eben zu ihrer Erbauung durch einen Pastor der Gemeinde in den Dom gegangen waren. Denn in Bremen ist zwar das Personalgemeindetum sehr ausgebildet, aber gerade in den Dom, in die Hauptkirche auf dem Markte, gehen viele Einheimische und Fremde, ohne vorher im Kirchenzettel nachzulesen, welcher Prediger die Predigt zu halten hat. So ist es sehr oft vorgekommen, daß mitten in der Predigt Leute aufstanden und mit Entrüstung oder Trauer die Kirche verließen, wenn Pastor Mauritz ihnen Unerhörtes predigte. Wir haben Leute gehört, an deren Freisinn kein Zweifel ist, die sich aufs tiefste verletzt fühlten durch manche Ausführungen des Predigers, aber auch wieder Viele, die gerade darum in den Dom gegangen sind, um ein Besonderes zu hören, sogar aus den benachbarten hannoverschen und oldenburgischen Städten. Hier und da wurden, wohl von Fremden, in Blättern Auszüge aus solchen Predigten gebracht, die, nur auf Takt und Würde geprüft, auch nicht von allen Freunden des Redners gebilligt werden konnten. Auf alle Angriffe schwieg fast bis zuletzt Pastor Mauritz und hat auch bisher keine seiner Predigten veröffentlicht, wenigstens so weit uns bekannt geworden ist. Denn sein offener Brief an den Herausgeber der Christlichen Welt*) genügte doch wahrscheinlich gerade den Wissenden nicht, alle Bedenken gegen diese Art der Wirksamkeit zu zerstreuen. Ohne Zweifel hat Mauritz der „Kirche“, dem „Christentum“, dem „Gebet“ 2c. den Krieg angesagt, sagen wir einmal, weil sie in ihrer jetzigen Gestalt seinen religiösen Idealen hinderlich zu sein schienen; aber das eben war das Widerspruchsvolle, daß er dabei der Diener einer christlichen, lutherischen, Gemeinde war, daß er neben vier anderen Geistlichen auf einer Kanzel stand, denen es Gewissenssache war, eben der Kirche, dem Christentum zu dienen. Auch Pastor Mauritz hatte die Berufung des Senates angenommen, die also lautet:

> Als christlicher Prediger haben Sie die Verpflichtung, die Ihnen anvertraute Gemeinde unter Aufbietung aller Ihrer Kräfte auf Grund der heiligen Schrift und in Gemäßheit der Ordnung der Kirche durch die Predigt des Evangeliums in Lehre, Ermahnung und Trost, wie durch treue Verwaltung der heiligen Sakramente zu erbauen, die besondre Seelsorge sich eifrig angelegen sein zu lassen, die heranwachsende Jugend, namentlich bei der Konfirmation, in dem Worte der Wahrheit zu unterweisen, der bestehenden Ordnung sich in allen Stücken zu fügen und überhaupt in der Führung Ihres Amtes, Ihrem Leben und Wandel sich so zu erweisen, wie Sie es vor Gott, Ihrem Gewissen und Ihrer Obrigkeit zu verantworten vermögen, und wie es einem rechten Diener des göttlichen Wortes und einem guten Staatsbürger geziemt.

Zwischen diesem Gelübde und dem Verhalten des Herrn

*) Nr. 12 dieses Jahres.

Pastor Mauritz ist doch mehr als ein klaffender Widerspruch zu konstatieren — worüber aber dem Gewissen des Pastors und seiner Gesamtgemeinde, die noch nicht gesprochen hat, das letzte Urteil zustehen muß: das Kirchenregiment darf nach Bremischem Recht nicht ohne triftigen Anlaß eingreifen. Ich hoffe, daß diese schwere Krisis in der Domgemeinde, die, zumal als die stärkste Gemeinde Bremens, auch Rücksicht auf das übrige Deutschland zu nehmen hat und doch eine christliche, lutherische bleiben will, überwunden werden wird, wenn die berufenen Organe der Gemeinde dem angefochtenen Pastor freundlich und ernst sagen: welche Dinge hier auf dem Spiele stehen; daß der Pastor ein Diener der Gemeinde ist, nicht umgekehrt; daß das Leben und die Pflege einer ganzen Gemeinde mehr bedeutet als die Durchsetzung seiner Individualität um jeden Preis.

Die Mehrzahl der liberalen Geistlichen Bremens hatte mit Besorgnis diese Art der Wirksamkeit des Pastors Mauritz betrachtet und es an Mahnungen nicht fehlen lassen. Die „positiven" Pastoren fühlten sich insbesondere beunruhigt durch Gerüchte, daß Pastor Mauritz bei seinen Taufhandlungen eine neue, selbstgeprägte Form anwende. Sie erhoben Klage beim Senat als dem Inhaber des Kirchenregiments. Der Erfolg ist bekannt, und was für eine Aufregung dadurch hervorgerufen wurde. Orthodoxe Parteizeitungen, die Kirchenblätter voran, haben ihr Gift gegen das freie Bremen reichlich ausgespritzt bei diesem Anlaß; das Bremer Kirchenblatt glaubte all diese Giftblüten sammeln und seinen Lesern zum Strauße winden zu müssen. — Auch in diesem Falle stellte die Bürgerschaft wieder eine Anfrage an den Senat: aus welchen Motiven er die Taufen für ungiltig erklärt habe? ob Einwirkungen von außen geschehen? ob Gutachten eingeholt seien? usw. Der Senat hat in seiner Antwort auf die Eingabe der Bremischen Pastoralkonferenz hingewiesen und dann ausgeführt:

Nach allgemeinem protestantischem Kirchenrecht, wie es namentlich für die deutschen evangelischen Kirchen besteht und auch in Bremen Gesetzeskraft hat, ist der Gebrauch der neutestamentlichen Formel (Matth. 28, 19) neben der Anwendung von Wasser eine wesentliche Bedingung für die Gültigkeit der zu vollziehenden Taufe. Demgemäß hat der Senat dem Pastor Mauritz eröffnen lassen, daß er durch den Gebrauch jener willkürlich von ihm angenommenen Formel verschuldet habe, daß die in dem betreffenden Zeitraum von ihm als Taufen vollzogenen und als solche in das Kirchenbuch des Doms eingetragenen Amtshandlungen ungültige Akte seien, die er fernerhin als Taufen zu bescheinigen nicht in der Lage sei, ohne sich auf Grund der §§ 271 und 348 des Strafgesetzbuchs einer strafrechtlichen Verfolgung auszusetzen. Den verwaltenden Bauherrn des Doms ist davon mit der Aufforderung Mitteilung gemacht worden, das Nötige in Benehmen mit dem Pastor primarius zu veranlassen, damit über die fraglichen Akte keine Bescheinigungen aus dem Kirchenbuch ausgestellt würden. Auf diese Anordnung hat der Senat sich beschränkt; alles Weitere ist den Bauherren der Domgemeinde, ihren Predigern und den beteiligten Eltern überlassen geblieben, in deren Ermessen es steht, ob sie eine vorschriftsmäßige Taufe für ihre Kinder herbeiführen wollen oder nicht. Der Senat hat also die von Pastor Mauritz vollzogenen Taufen nicht kraft eigener Machtvollkommenheit für ungiltig erklärt, sondern er hat pflichtgemäß nur diejenigen Anordnungen getroffen, welche erforderlich waren, damit die nach der bestehenden Rechtsordnung von Anfang an ungültigen Taufen nicht fälschlich als gültige Taufen beurkundet werden können. Die Taufe bildet kirchenrechtlich die unentbehrliche Voraussetzung für die Zugehörigkeit zur christlichen Kirche als öffentlich rechtlicher Anstalt. Sie ist daher Bedingung für den Eintritt der an sie geknüpften Rechtswirkung, so daß also die Anwartschaft auf die Ausübung kirchlicher Rechte, insbesondere die Befähigung, Mitglied einer christlichen Gemeinde zu werden, an der Verwaltung kirchlicher Angelegenheiten teilzunehmen oder ein kirchliches Amt zu bekleiden, ohne gültige Taufen nicht erworben werden kann. Die im Publikum vielfach verbreitete Meinung, daß der Senat in der Lage gewesen sei, die ungültig vollzogenen Taufen nachträglich für gültig zu erklären, beruht auf einem Rechtsirrtum. Hätte sich aber auch der Senat eine solche ihm nicht zustehende Befugnis beilegen wollen, so wäre damit an der Sachlage nichts geändert worden, da kein Geistlicher und keine Kirchenbehörde verpflichtet gewesen wäre, eine solche Entscheidung des Senats anzuerkennen, mithin keine der mit dem ungültigen Taufverfahren für die Beteiligten verbundenen Folgen dadurch hätte beseitigt werden können.

Diese Begründung halte ich für unanfechtbar. Und die Bürgerschaft hat sich auch zufrieden gegeben. Die meisten Redner haben, da unterdessen das Urteil besonnener Männer sich zu Ungunsten des Veranlassers dieses Falles gewandt hatte, die Beweggründe des Senats anerkannt und dem „liberalen" Senat dafür gedankt, daß er nicht im geringsten den Versuch gemacht, die religiöse Freiheit zu beschränken. Und die Bürgschaft hat dann mit großer Mehrheit den Antrag gestellt, daß der Senat im Eisenacher Kirchenausschuß darauf hinwirken solle, daß „neben der sogenannten trinitarischen Formel andere Formeln als rechtswirksam zugelassen würden, welche die Bedeutung der Taufformel angemessen zum Ausdruck bringen und dem freieren religiösen Empfinden Rechnung tragen." Ob Bremen Aussicht hat damit durchzudringen bei der jetzigen Zusammensetzung der Kirchenregierungen? Eins dürfte man doch auch von der Eisenacher Kirchenkonferenz erwarten: daß sie die Taufe auf den Namen Jesu freigäbe! Wenn sie nur nicht fürchten müßte, daß dann die römische Kirche die evangelischen Taufen erst recht nicht mehr anerkennte! Ich freilich fühle mein Gewissen bei der Anwendung der alten Formel nicht beschwert, die unsere Radikalen durchaus nur als „trinitarisch" gemeint dem weiteren Publikum durch die Lokalpresse vorstellten. Wie könnten sie aber dann nur so taufen?

Ueber die religiöse Seite der Sache ist von dem Herausgeber der Christlichen Welt und in verschiedenen Artikeln des Protestantenblattes das Nötige gesagt; ich glaube, einige der dort erhobenen Bedenken wider die Entscheidung des Senats werden die Verfasser dieser Artikel fallen lassen müssen nach der Erklärung des Senats, die wir oben im Auszuge mitgeteilt haben. Mehr als Hundert jener Kinder waren auch schon an den ersten, von den Bauherren angesetzten Taufstagen durch Pastor Mauritz *getauft* worden, wohlbemerkt nicht „wiedergetauft". Was für eine Verwirrung wäre bei diesen angerichtet worden, wenn nun der Senat jene ersten Handlungen dennoch nachträglich anerkannt hätte als christliche Taufen? Man kann allen betroffenen Eltern nur den wohlgemeinten Rat geben, die Taufen an ihren Kindern vollziehen zu lassen, selbst wenn sie im Besitze von Taufscheinen des Pastors Mauritz wären, die noch keinen Vermerk trügen, daß die Handlungen ungültig seien, wie diejenigen ihn tragen, die noch auf dem Dombureau sich befanden. Im Kirchenbuch ist zu allen Handlungen eingetragen, daß sie ungültig sind. Die orthodoxen Pastoren würden wahrscheinlich diese Scheine nicht als zur Konfirmation gültige Taufzeugnisse anerkennen, und manchem Liberalen könnten Gewissensbedenken entstehen, ob er es stillschweigend tun dürfe, nachdem der Senat die Ausstellung von Taufzeugnissen aus jener Zeit als Urkundenfälschung ahnden zu wollen erklärte.

Ein paar Bemerkungen halte ich noch für notwendig. Darüber kann kein Streit sein, daß Pastor Mauritz schwer gefehlt hat, als er, ohne seine Kollegen, den Kirchenvorstand, den Senat vorher zu hören und ohne *alle* Eltern, denen er Kinder taufte, immer wieder zu unterrichten über seine besondere Praxis, die gebräuchliche Taufformel willkürlich änderte. Es gibt Leute, die behaupten, daß er von dem Gebrauch der zweiten Formel an: „Ich taufe dich im Aufblick zu Gott, dem Alleinen, in dem wir leben, weben und sind, welchen die christliche Kirche [also nicht er — man erinnere sich an seine oben charakterisierte Stellung zur „Kirche"] als Vater, Sohn und heiligen Geist bekennt" wirklich die ersten Glieder der neuen monistischen, evolutionistischen Religion habe sammeln wollen. Meinte es Pastor Mauritz wirklich so, so war seine „Weihe", *auch nach dem Sinn und der Absicht betrachtet, keine „christliche" mehr.* Er mag seine Frömmigkeit als „Bremische Form des christlichen Protestantismus" bezeichnen: die bremische Landeskirche, auch die Mehrheit der Domgemeinde, steht nicht auf diesem Boden. Kann im Schoße der Gemeinde ein auf die alte Form verpflichteter Geistlicher eigenmächtig eine Neubildung versuchen, ohne dem Kirchenvorstand und dem Konvent davon Mitteilung zu machen? Seine Beurteilung der bisherigen Taufpraxis hätte Mauritz den Anlaß geben müssen, den ersten Versuch zur Aenderung des alten Kultus zu machen durch Wort und Schrift bei den geordneten Gemeindeorganen. Hat das Mauritz getan? Wenn nicht, warum nicht?

Wie schwer hat sich jetzt seine Unterlassung an ihm und Anderen gerächt. Wie schwer muß ein gewissenhafter Mann daran tragen, daß über einen so großen Teil seiner Amtstätigkeit ein solches Urteil gefällt worden ist, daß vielen hundert

Eltern solche Unannehmlichkeiten durch eine willkürliche Handlungsweise bereitet worden sind! Und wenn er bedenkt, was der einfache Mann sich sagen muß von einem Pastor, der zuerst wegen Gewissensbedenken nicht die übliche Taufformel anwendet, und dann sie sofort wieder anwendet, nachdem er zu einer besseren Erkenntnis gebracht worden ist! Wie ganz anders haben da einst die Kalthoff, Lisco, Schrempf, Steudel, Weingart gehandelt! Möchte doch Pastor Mauritz den Ernst der Lage erkennen! Er würde zum zweiten Male nicht mehr so Viele bereit finden, ihn zu schützen, wie dieses Mal.

Und auch die Orthodoxen außerhalb Bremens werden ersehen haben, daß Bremen doch keine solche Kirche der Unordnung ist, wie sie glaubhaft zu machen suchten. Schon früher warnte die (deutsch-freisinnige) Weserzeitung die Radikalen, keine Zwischenfälle zu schaffen, „die Bremen um eins seiner köstlichsten Güter, die weitgehendste kirchliche Toleranz bringen könnten", und jüngst erklärte sie gegenüber einer neuen Programmforderung unsrer Radikalen, daß an eine Entfernung des Religionsunterrichtes aus unseren Schulen heute weniger als je zu denken sei. Gewiß war die Schriftleitung autorisiert zu dieser Erklärung. Der erste Wintervortrag des bremischen Protestantenvereins wird diesen Gegenstand auch behandeln und jene Forderung bekämpfen. Noch liegt der Sieg der Radikalen im weiten Felde. Die religiös interessierten Laienkreise Bremens wünschen lebhaft, daß endlich wieder Ruhe eintritt in Bremen und beide Richtungen neben einander ihre Kraft entfalten. Die kirchlich Liberalen in Bremen und im Reich werden einen Radikalismus, wie ihn Pastor Mauritz in seinen Predigten, oder auch wie ihn Pastor Steudel im Freien Wort jüngst vertrat, niemals als Konsequenz ihres Liberalismus anerkennen, so wenig als die politisch Liberalen die Sozialdemokraten als die einzig konsequenten Vertreter des politischen Liberalismus oder die Orthodoxen die Sabbatisten oder die apostolisch-katholischen Gemeinden als die konsequenten Vertreter der Orthodoxie anerkennen. Das haben die Bremer „Liberalen" durch ihre Stellungnahme in allen jenen Fällen bewiesen. Im Kampfe gegen zwei Fronten, den Radikalismus einerseits und die Orthodoxie andererseits, kann der Liberalismus nur erstarken und sich vertiefen. Er ist auch dem modernen Leben mit seinen neuen und großen Offenbarungen Gottes zugekehrt; er baut auf die Gegenwart und Zukunft; aber er verwirft die großen Offenbarungen Gottes in der Vergangenheit nicht und sucht den geschichtlichen Zusammenhang mit den Bekenntnissen und Taten der Väter zu erhalten. Und vor allem, er betont den Segen der Gemeinde, der Jeder als dienendes Glied sich anschließen muß, und wird darum solchen Tendenzen, solchem Subjektivismus, der alle Gemeinschaft aufzulösen droht, entgegentreten, aus Liebe zum Ganzen des Volks und der Gemeinde. Der Radikalismus ist stets der gefährlichste Feind für den ruhigen Fortschritt gewesen und hat nur immer der Reaktion Wasser auf die Mühle getrieben, so auch im letzten Bremer Kirchenstreit.

Ausdrücklich soll noch betont sein, daß ich diesen Bericht auf Aufforderung des Herausgebers der Christlichen Welt verfaßt habe, der ich mich nicht entziehen zu dürfen glaubte, obwohl es wahrlich keine Freude machte, ehemaligen Freunden aus prinzipiellen Gründen entgegentreten und sich wieder Angriffen aussetzen zu müssen. Otto Beeck

---

Der Bruch zwischen Frankreich und dem Vatikan

6. Die Katholiken und die Trennung*)

Auch wenn es der katholischen Kirche gelingen sollte, da und dort eine scharfe Spitze des Gesetzes umzubiegen, sie wird trotzdem noch der Wunden genug erhalten. Wird sie daran verbluten? Wird sie die Krisis überstehen? Wird sie geschwächt oder stärker als zuvor daraus hervorgehen? Seit das Problem der Trennung in den Vordergrund des Interesses getreten ist, begegnet man diesen Fragen in der politischen und kirchlichen Presse Frankreichs auf Schritt und Tritt. Und soviel Frager, soviel Antworten. Sicher ist, daß man auf der radikalen Linken die Absicht verfolgt, mit der Waffe dieses Gesetzes den Katholizismus wirksam zu bekämpfen oder gar tötlich zu treffen, und ebenso sicher hegt man auf der klerikalen Rechten die Befürchtung, es möchte durch die Trennung der katholischen Kirche in Frankreich das Leben erschwert und der katholische Kultus in einem großen Teil des Landes geradezu ausgerottet werden. Daß Combes die Vernichtung des römischen Einflusses auf den französischen Katholizismus erstrebt und mit dem Plan einer gallikanischen Nationalkirche sich getragen habe, wird behauptet, ist aber kaum glaublich. Jedenfalls gab sich weder die Kommission noch das Parlament — das hat der Gang der Kammerverhandlungen zur Genüge bewiesen — der Illusion hin, daß durch die Trennung die Macht der katholischen Kirche in Frankreich gebrochen werden könnte. Eine derartige Illusion wäre auch eine unverzeihliche Torheit. Wohl läßt der religiöse Sinn und der kirchliche Eifer in Frankreich viel zu wünschen übrig. Es gibt Gegenden, wo die katholische Kirche völlig abgewirtschaftet hat. Ich kenne aus eigener Anschauung katholische Dorfgemeinden im Westen Frankreichs, in denen sich schwerlich die zu einem Kultverein nötigen sieben Personen zusammenfinden würden, weil außer dem Priester und seiner Haushälterin nur noch der Küster in die Kirche geht. In einem Bezirk des Departements Seine-et-Marne hat im letzten Herbst eine Enquete über die kirchlichen Verhältnisse folgende trostlose Ergebnisse zu Tage gefördert. Unter einer Bevölkerung von 216000 Seelen fand man 5200, d. h. 2%, die noch zur Messe gehen. In 80 von den 400 Gemeinden, auf die die Enquete sich erstreckte, „feiert" die Kirche das ganze Jahr über, Festtage und Sonntage einbegriffen. Die Einwohner der Gemeinde Marets (Arrondissement Provins) bezeugen, daß ihr Pfarrer nicht zweimal jährlich die Kirche betrete. In Vieux-Campagne begnügt sich der Priester damit, alle zwei Monate eine stille Messe zu lesen. In Garentreville (bei Fontainebleau) hat der Gemeinderat festgestellt, daß der Priester jeden Sonntag allein in der Kirche ist und ihm deshalb als einem „überflüssigen Beamten" die bisher gewährte Zulage von 75 Frs. jährlich entzogen: seitdem streikt der Priester ganz. In Mouroux sind zwei Drittel aller Beerdigungen bürgerlich, in anderen Gemeinden die Hälfte. Die Taufen und Erstkommunionen nehmen sichtlich ab, die rein bürgerlichen Eheschließungen zu. In manchen Dörfern arbeiten die Bauern an der Laisierung des Zivilstands, indem sie ihren Kindern die Namen mythologischer Helden und griechischer Göttinnen geben. Aehnliche Verhältnisse hat der Abbé Crestey (l'Esprit nouveau dans l'action morale et religieuse 1895) im Auge, wenn er von Dörfern spricht, in denen kein Küster und kein Chorknabe mehr zu finden wäre. Er berechnet, daß in der Hälfte aller Landgemeinden kaum ein Viertel der Bauern regelmäßig zur Kirche gehe, und kommt zu dem Schluß, von den 36 Millionen Katholiken in Frankreich dürfe man 25 Millionen als für die Kirche verloren abstreichen. Für Paris hat Dr. Delaunay berechnet, daß von 1000 Parisern 966 keinen Gottesdienst mehr besuchen. Yves Guyot hat in seinem Buch Le bilan social et politique de l'Eglise 1902 festgestellt, daß nach einer Zählung im XI. Arrondissement von 1000 Einwohnern 988 nicht mehr zur Kirche gehen.

Müssen nicht nach diesen statistischen Mitteilungen die religiösen Verhältnisse in der katholischen Kirche Frankreichs so trostlos sein, daß man die These Yves Guyots ‚l'Eglise a perdu Paris' auf das ganze Land ausdehnen möchte: ‚l'Eglise a perdu la France'? Und doch wäre Nichts falscher als diese Meinung. Schon die Tatsache gibt zu denken, daß nach dem Annuaire statistique de la ville de Paris 1900 auf 100 Begräbnisse nur 18 bürgerliche kommen, während z. B. in Berlin Kögel (Das Evangelium Johannis in Predigten und Homilien ausgelegt, 1896 II, 347) klagt, daß mit Ausnahme einzelner weniger Gemeinden — obenan der Domgemeinde — die meisten Begräbnisse ohne kirchliche Begleitung bleiben, und

*) Vergl. Nr. 1 d. J.: 1. Der Konflikt; Nr. 2: 2. Wer trägt die Schuld; Nr. 3: 3. Die Projekte für die Trennung von Kirche und Staat; Nr. 4: 4. Die Regierung und die Trennung; Nr. 27: 5. Zur Wiederanknüpfung. D H

Dryander (Das Evangelium Marci in Predigten und Homilien ausgelegt 1897 II, 18) von 43 Prozent Taufverweigerern spricht, „die noch immer in den kirchlichen Listen unserer Stadt ihre Rolle spielen.“ Demnach hätte die evangelische Kirche in Berlin noch viel gründlicher Bankrott gemacht als die katholische in Paris. Gerade die trotz des Anwachsens der antiklerikalen Stimmung unausrottbare Anhänglichkeit der Franzosen an die Weihen der Kirche beim Eintritt ins Leben, am Hochzeitstag und auf dem Sterbebett beweist, daß man der Wahrheit viel näher kommt, wenn man Frankreich heute noch für ein durch und durch katholisches Land hält, als wenn man die Phrase vom „religionslosen Frankreich“ gedankenlos nachspricht.*) Gewiß ist solche Religiosität, an evangelischen Maßstäben gemessen, nicht hoch einzuschätzen, aber doch immerhin ein Faktor, den eine Gesetzgebung, die über das Schicksal der Kirche zu verfügen hat, nicht außer Rechnung stellen darf. In einem Lande, wo ein Jaurès trotz der Wutausbrüche seiner „Genossen“ seine Tochter mit ihrer Mutter zur ersten Kommunion schickt, wo der „diokletianische Verfolger“ der Kongregationen, Waldeck-Rousseau, nach abgelegter Generalbeichte mit dem Kruzifix in den Händen stirbt, ist die katholische Kirche noch eine Macht im Volksempfinden, die man durch einen gesetzgeberischen Akt nicht brechen, wohl aber zu erbittertem Widerstand aufreizen kann. Jener Priester mag Recht gehabt haben, der zu dem Deputierten Delafosse sagte: „So lange ich unter meinen der Religion entfremdeten Bauern lebe, wollen sie Nichts von mir wissen; wenn sie aber einmal keinen Pfarrer mehr haben, verlangen sie ihn einstimmig, und bekommen sie keinen, so werden sie Feinde der Republik.“ Endlich darf doch auch nicht vergessen werden, daß gerade in Frankreich katholische Frömmigkeit nicht nur in äußerlicher Kirchlichkeit besteht, sondern die starke Wurzel eines tiefen und reichen religiösen Lebens ist, und daß es noch weite Gebiete im Lande gibt, wo die katholische Kirche unbeschränkte Herrin der Gewissen ist, in der Bretagne, Vendée, Auvergne u. s. f. Und wenn die Hauptstadt des Landes so gern als abgöttisches Babel angesehen wird, so weiß ich keine protestantische Großstadt, in der die evangelische Kirche eine so einflußreiche Stellung einnimmt, wie die katholische Kirche in der zweiten Stadt Frankreichs, in Lyon.

Ist also wohl noch Religion genug im Lande vorhanden für den Fortbestand der katholischen Kirche nach der Trennung, so ist dagegen Frankreich nach dem geistreichen Wort des Erzbischofs Mignot von Albi nicht religiös genug — für ein Schisma. Auch in dieser Richtung wurden die kühnsten Hoffnungen und die bangsten Besorgnisse an das Trennungsprojekt geknüpft. Ohne Frage wird durch das System der Trennung von Kirche und Staat die Bildung konkurrierender Religionsgenossenschaften ungemein begünstigt und zweifellos kann in der Gründung von selbständigen örtlichen Kultusvereinen, an die das Kirchenvermögen übergeht, die Versuchung zur Bildung unabhängiger schismatischer Kirchengemeinden liegen. In ihrem Schreiben an den Präsidenten der Republik erklären die französischen Kardinäle geradezu: die Kultvereine haben une tentative formellement schismatique; und im Chrétien français triumphiert ein liberaler Abbé:

Der römische Koloß, der mit dem Unfehlbarkeitsdogma auf die Höhe seiner Macht gelangte, wird bei uns an einem bescheidenen Gesetzesartikel zerschellen: den Kultusvereinen! Sie sind der Keim, aus dem die neuen Zeiten, die künftigen Kirchen mit der ersehnten Reformation, die bisher unmöglich schien, hervorgehen werden. ... Es gibt keine Diözese, in der nicht etliche Dutzend Geistliche bereits daran denken, sich von den Bischöfen unabhängig zu machen. Man wird sich mit den Bürgermeistern und den Gemeinderäten verständigen und man wird überall sieben Männer finden, die stark genug sind, um der bischöflichen Autorität Widerstand zu leisten und ein kleines Schisma zu veranstalten. Das Schisma wird in die Mode kommen; jeder Ort wird eines haben und jeder es dem andern zuvortun wollen. Dann wird das Schisma in der Religion das werden, was der Wettbewerb im Handel ist: das Gesetz jeglichen Fortschritts. Dann Adieu, schöne Einheit, Adieu Hierarchie und römische Kurie!

Die Kammer hat dieser verfrühten Siegesfreude ein rasches Ende bereitet. Der erste Paragraph des Artikels 4 des Entwurfs lautete in der Fassung der Kommission:

In der Frist eines Jahres von der Verkündigung dieses Gesetzes an werden die beweglichen und die unbeweglichen Kirchengüter mit allen ihren Lasten und Verpflichtungen durch die gesetzlichen Vertreter der kirchlichen Etablissements denjenigen Vereinen überwiesen, die sich in gesetzlicher Weise nach den Vorschriften des Artikels 17 zur Ausübung des Kultus in den bisherigen Bezirken der besagten Etablissements gebildet haben.

Nach einer dreitägigen heißen Redeschlacht kam mit Hilfe der Sozialisten gegen die Radikalen eine Kammermehrheit zu stande, die diesem Artikel noch den Beisatz gab, daß die Kultvereine „den Regeln der allgemeinen Organisation des Kultus, zu dessen Ausübung sie sich gebildet haben, entsprechen müssen.“ Und die Entscheidung darüber, ob ein katholischer Kultverein nach den Regeln der katholischen Kirche gebildet und zur Erbschaft einer katholischen Kirchenkasse berechtigt ist, steht nicht etwa beim weltlichen Gericht, sondern beim römisch-katholischen Bischof! „Damit“ — ruft der Pariser Mitarbeiter des Stuttgarter Deutschen Volksblatts aus — „ist die Hauptgefahr des neuen Entwurfs, nämlich die Gefahr des Schismas beseitigt!“ Als ob die katholische Kirche etwas Ernstliches zu fürchten hätte von einem Schisma, das nur aus der weitherzigen Fassung eines Gesetzesparagraphen seine Lebenskraft zieht! Kommt es aber einmal in Frankreich zu einem aus Gewissensnot und frommem Drang geborenen Schisma, dann wird es durch unbequeme Gesetze weit mehr gefördert als gehemmt werden. Vorerst sieht es allerdings nicht darnach aus.

Wie die Urteile über die kirchliche Zähigkeit des französischen Volkes zwischen dem trübsten Pessimismus und dem fröhlichsten Optimismus hin und herschwanken, so auch die Ansichten über die künftige Lage der katholischen Kirche in Frankreich. Zu den Pessimisten gehört Abbé Loisy, der sich einem Mitarbeiter der Pariser Zeitung La Presse gegenüber folgendermaßen äußerte:

Die Bischöfe und die Priester werden, wenn sie ihre amtliche Stellung verlieren, ihr Ansehen schwinden sehen. Der Gottesdienst wird aus Mangel an Geld in der Hälfte der ländlichen Gemeinden eingestellt werden. Die gleichgiltigen Landbewohner gewisser Provinzen, wie der Champagne oder der Beauce, werden sich bald daran gewöhnen, bei den wichtigen Ereignissen ihres Familienlebens auch ohne die Kirche fertig zu werden. Den katholischen Familien fehlt es an Geld. Wo sollen sie bei der Verpflichtung, die freien Schulen und die mannigfachen Wohltätigkeitsanstalten zu unterhalten, noch die hundert Millionen hernehmen, die nach der Kündigung des Konkordats erforderlich sein werden, um die Ausübung des Gottesdienstes in den 38000 Gemeinden Frankreichs zu sichern?

Dagegen lösen sich für Abbé Garnier alle Schwierigkeiten damit, daß eine Zentralkasse gegründet wird, die auch dem geringsten Priester einen Gehalt von 1200 Frs. sichert. Diese Kasse zu speisen, meint er in seinem Peuple français, wird nicht schwer sein:

Eine Million Katholiken, die jährlich 50 Frs. bezahlen, ist mehr als genügend. Wenn die Katholiken für kirchliche Liebeswerke jedes Jahr 200 Millionen aufbringen, muß es doch leicht sein, 40—50 Millionen zu finden. Der Klerus wird auf manche Bequemlichkeiten des Lebens verzichten und sich mehr dem Evangelium anpassen müssen. Die Kirchen werden oft arm sein und die Gottesdienste prunklos, aber die Gläubigen werden mehr darauf halten, weil sie dafür Opfer bringen. In Paris werden wir statt 70 künftig 500 Pfarreien haben: nur so können wir die Hauptstadt richtig evangelisieren. Wir werden Nichts durch die Trennung verlieren, aber Alles dadurch gewinnen. Haben wir erst Bischöfe und Priester, die aus den Fesseln der offiziellen Bureaukratie erlöst sind und sich einzig damit beschäftigen, wahre, wohlunterrichtete, aufgeklärte, überzeugte Christen heranzuziehen, dann

*) In dem eben erschienenen zweiten Band seiner Histoire de la France contemporaine (deutsch bei G. Grote, Berlin) sagt G. Hanotaux: „Die religiösen Zeremonien haben eine große Anziehungskraft auf die Menge und die Glocken machen durch die Luft Propaganda. Die Taufe, die erste Kommunion, die Hochzeit, das sind die geheiligten Ereignisse des Familienlebens. Die Kirchenfeste sind öffentliche Feste. Die Namen der Heiligen sind Gedenktage. Der Priester begleitet den Verstorbenen bis zur letzten Wohnung und sagt ihm im Namen Aller ein letztes Gottbefohlen. Er gibt, um den Schmerz der Hinterbliebenen zu mildern, das Versprechen der Unsterblichkeit der Seele, die katholische Religion umgibt mit ihren wohlriechenden Bändern die tägliche Existenz fast aller Franzosen“ (S. 516); und über Paris S. 526: „Paris ist das größte katholische Zentrum der Welt. Die Größe seiner Bevölkerungszahl, sein Reichtum, sein intellektueller Einfluß, die Tätigkeit seiner religiösen Gesellschaften, ein hervorragender Klerus sichern ihm eine Autorität, die nur von Rom übertroffen wird.“

werden wir Combes noch segnen; er wird wider Willen der größte Wohltäter der Kirche von Frankreich geworden sein.

Auffallend ist, daß man sich in den leitenden Kreisen der katholischen Kirche so lange mit derartigen bald verzweifelten, bald hoffnungsvollen akademischen Erörterungen über die Zukunft begnügte und im übrigen untätig die Hände in den Schoß legte. Entsprang dieser Mangel an Initiative dem Gefühl der Ratlosigkeit, weil man nicht darauf gefaßt war, daß die Sache ernst werden könnte? Oder steht hinter diesem untätigen Zuwarten der starke Glaube: Nubicula est, transibit? Aus Rom hörte man, daß der Papst aus Kardinälen und Kennern der französischen Verhältnisse eine Kommission gebildet habe zum Studium der Maßregeln, die im Fall der Trennung zu ergreifen wären. Aber diese Kommission hat bis jetzt kein Sterbenswörtlein von sich hören lassen. Und Pius X. selbst nicht viel mehr. Seit der Allokution im Konsistorium vom 14. November 1904, in der er die Verantwortung für den Konflikt der französischen Regierung zuschob, hat er sich in der Oeffentlichkeit nicht mehr zu den französischen Verhältnissen geäußert bis zum 27. März 1905, wo er in einem geheimen Konsistorium aus Anlaß der Ernennung des Erzbischofs Adelbert von Bamberg auch auf Frankreich zu reden kam:

Wir haben uns schon mit euch beklagt, daß in Frankreich mit der Religion sehr schädliche Bestrebungen im Werke sind. Wir haben weniger wegen der Absicht der Aufhebung eines vom Papst und der Regierung mit der Republik am Ende des verflossenen Jahrhunderts zum Wohle des Staates und der Religion abgeschlossenen Vertrags Klage geführt, als wegen der Absicht einer dauernden Trennung von Staat und Kirche in Frankreich. Trotzdem wir mit allem Eifer und in jeder Weise bis in die letzten Tage uns bemüht haben, ein so großes Unglück abzuwenden, trotzdem es unser Wille ist unsere Versuche fortzusetzen (denn Nichts liegt uns ferner als der Wunsch, uns den geschlossenen Verträgen zu entziehen), ist die Angelegenheit doch mit einer solchen Leidenschaft betrieben worden, daß man glauben muß, daß es in kurzem zu einer Katastrophe kommen müsse. Wir bedauern tief das Los des französischen Volkes, das wir von ganzem Herzen lieben; denn jeder Schaden, welcher die Kirche trifft, hat eine Rückwirkung auf das öffentliche Wohl im allgemeinen, nicht nur auf die französischen Katholiken, für welche die Verteidigung der Kirche eine heilige Sache sein muß, die die Pflicht haben darauf zu denken, daß ein so großes Unglück dem Vaterland erspart bleibe, sondern auch alle diejenigen, welche Frieden und Ruhe im Staatsleben lieben.

In Frankreich selbst haben sich die Bischöfe in ein kluges Schweigen gehüllt, bis sie reden mußten. Das war zum Beginn der Fastenzeit. Das katholische Volk hätte es nicht verstanden, wenn die Bischöfe in den Fastenhirtenbriefen nicht zu der Séparation Stellung genommen hätten. Sie haben das, soviel ich sehe, mit großer Einmütigkeit getan. Diese Einmütigkeit erstreckt sich auch auf ihre Haltung gegenüber dem Trennungsprojekt. Einmütig sind sie vor allem im Protestieren gegen das frevelhafte Unternehmen. Der Satz: Ecclesia a Statu, Status ab Ecclesia sejungendus est ist ein vom Syllabus § VI, 55 verworfener Irrtum. Folglich ist die Trennung nicht möglich. „Ist die Trennung möglich?" so fragt der Bischof Bardel von Séez:

Von seiten der Kirche ist sie nicht möglich. Die Kirche hat unverjährbare Rechte an den Menschen ebenso gut wie an die Gesellschaft. Sie hat sie von Gott, und Niemand kann ihr sie nehmen. Wenn besondre Umstände sie ermächtigen oder gar zwingen, einem größeren Interesse zu lieb einige Partikelchen davon abzutreten, wird sie es gerne tun. Als höchste Instanz in den religiösen Fragen und in denen, die teils moralischer teils materieller Natur sind, verhandelt sie in aller Güte mit den bestehenden Gewalten. Aber jedenfalls darf der Staat sie nicht als quantité négligeable ignorieren.

Noch schärfer äußert sich der Bischof von Tulle: „Die Trennung von Kirche und Staat wäre für Frankreich die offizielle Apostasie"; und der Bischof von Pamiers:

Kirche und Staat können in Frankreich nicht getrennt werden. Denn ihre Union ruht auf den alten Traditionen und auf den unverjährbaren Rechten der französischen Bürger. Der Kampf wird lang sein und, wenn der Ausdruck nicht zu stark wäre, würden wir sagen, er wird ewig dauern. Man müßte uns das Recht zu öffentlichen und privaten Versammlungen, das Recht der priesterlichen Hierarchie und der geistlichen Leitung nehmen, man müßte uns verhindern, als Katholiken den kleinsten Fleck heimatlicher Erde zu besitzen oder zu pachten, um darauf ein Pfarrhaus und eine Kirche zu bauen, man müßte uns vom Boden des Vaterlandes verbannen. Kommt es auch nicht zum Aeußersten, was unmöglich ist, so werden

wir doch mehr als eine Niederlage erleiden müssen; aber, Gott sei Dank, wir werden uns wieder davon erholen.

Statt aber bestimmte positive Vorschläge für die künftige Organisation der vom Staat getrennten Kirche zu machen, begnügen sich die Bischöfe vielfach mit offenen oder verhüllten Drohungen. Der Bischof von Quimper in der streitbaren Bretagne droht mit dem Bürgerkrieg:

Auf Seiten des Staates darf man sicher sein, daß es in verschiedenen Departements, wenn man die Kirchen anrührt, zum Bürgerkrieg kommen wird. Im Departement Morbihan z. B. darf man sich die Gefahr nicht verheimlichen: ist die Trennung drückend und brutal, so kommt es zu einer Revolte.

Der Bischof von Séez lehnt jede Verantwortung für die Zukunft ab und versichert, daß es nicht bei platonischen Protesten sein Bewenden haben werde. Bischof Turinaz von Nancy spricht „von dem unvermeidlichen Widerstand, von den verhängnisvollen Spaltungen, von den bürgerlichen und religiösen Kämpfen, die unser Land verheeren und seinen Wohlstand, seine Größe und seine Sicherheit aufs Spiel setzen werden." Wohl stößt man in diesen Hirtenbriefen auch auf Spuren von positiven Anregungen und auf Ansätze ernstgemeinter praktischer Arbeit, aber bezeichnender Weise nicht bei den Bischöfen, die als Muster kirchlicher Korrektheit anerkannt sind, sondern bei ihren des theologischen und kirchlichen Liberalismus verdächtigen Kollegen in Albi, in Bourges, in Tarentaise. Interessant ist, wie Bischof Lacroix von Tarentaise in seiner Diözese die Kultvereine zu organisieren gedenkt. In einem Hirtenbrief von März dieses Jahres sagt er zu seinen Diözesanen:

Wenn die Stunde kommt, die uns geeignet scheint, werden wir in allen Gemeinden der Diözese die im Trennungsprojekt vorgesehenen Kultvereine organisieren und ich werde euch zu diesem Zweck alle nötigen Instruktionen schicken. In den Einschreibebogen, die euch zugehen werden, werdet ihr Beitrittsformeln mit Hervorhebung eurer wichtigsten Christenpflichten finden, unter die ihr eure Unterschrift zu setzen habt. Man wird jeden von euch fragen:

Sind Sie für die religiöse Freiheit gegen die Tyrannei des Freidenkertums und der geheimen Gesellschaften?

Wollen Sie katholischen Unterricht für sich und Ihre Kinder?

Wollen Sie, daß die Priester auch fernerhin Ihre Kinder auf die erste Kommunion vorbereiten und Ihren Kranken die Tröstungen der Religion bringen?

Sind Sie entschlossen, nötigenfalls aus Ihren Mitteln zu den Kosten des Gottesdienstes und zum Unterhalt Ihrer Priester beizutragen?

Sind Sie entschlossen, niemals, weder bei Gemeinde-, noch bei Departements-, noch bei Parlamentswahlen Männern Ihre Stimme zu geben, die erklärte Feinde Ihres Glaubens und Ihrer Religion sind?

Fällt eure Antwort auf alle diese Fragen bejahend aus, so werdet ihr in den Kultverein eurer Gemeinde aufgenommen und genießt von diesem Augenblick an alle religiösen, sittlichen und selbst materiellen Vorteile, die der Verein seinen Mitgliedern verschaffen wird.

Aber wohlverstanden, wenn einmal eure Unterschrift gegeben ist, müßt ihr euren Verpflichtungen unter allen Umständen nachkommen. Bei der Strafe des Ausschlusses aus dem Verein habt ihr euch jedes öffentlichen Aktes zu enthalten, der einem Bruch eures Wortes gleichkäme. Falls ihr aus Furcht, aus Interesse oder Rachgier irgend einen derartigen Fehler begehet, wird der Vorstand des Vereins kraft seiner statutenmäßigen Rechte euch zu einer Erklärung auffordern; würde diese als ungenügend empfunden, so würde euer Name aus der Liste der Katholiken gestrichen und ihr würdet in eine Linie mit den Ketzern und Freidenkern gestellt, d. h. mit denen, welche die Kirche nicht kennt. Zugleich würdet ihr aller geistlichen und zeitlichen Vorteile beraubt, die das christliche Bekenntnis einschließt und die ihr erraten könnet, ohne daß es nötig wäre sie hier zu erwähnen.

Ist das nicht ein strammes Regiment, das dieser „liberale" Bischof nach der Trennung einzuführen gedenkt?

Wenn wir in den bischöflichen Aeußerungen so selten positive Weisungen für die Organisation der künftigen Kultvereine finden, so mag der Grund nur darin liegen, daß man auf katholischer Seite bis hinauf zum Papst noch nicht so recht an die Durchführung der Trennung zu glauben scheint. Daraus mag es sich auch erklären, daß jeglicher Versuch einer direkten Einwirkung auf die Projekte der Regierung oder auf die Beschlüsse der Kommission oder auf den Gang der Kammerverhandlungen unterblieben ist, während die offiziellen Vertreter der protestantischen Kirchen Nichts unterließen, um verhängnisvolle Bestimmungen abzuwenden und eine möglichst liberale Fassung

des Gesetzes zu erlangen. Die einzige offizielle Kundgebung des französischen Episkopats ist das Schreiben, das die fünf französischen Kardinäle im Namen des Gesamtepiskopats am 28. März 1905 an den Präsidenten der Republik richteten. Sie betonen darin ausdrücklich, daß sie sich nicht, wie die Repräsentanten der Dissidentenkulte, mit ihren Reklamationen an die Kommission der Kammer oder an den Kultminister wenden, sondern an den Chef des Staates, nicht um sich mit ihm in Verhandlungen über eine möglichst günstige Fassung des Gesetzes einzulassen, sondern um vor ihm gegen das ganze Unternehmen der Kammer und der Regierung zu protestieren, weil das Trennungsprojekt notwendig zur religiösen Verfolgung führe und nicht der Ausdruck des Willens der Nation sei.

Bei diesem prinzipiell ablehnenden Verhalten des katholischen Klerus war es für die französischen Politiker nicht leicht, bei den einzelnen Positionen des Gesetzes die Stimmung des Klerus zu berücksichtigen. Während die Protestanten bei jedem einzelnen Paragraphen ihre Wünsche und Bedenken zur Kenntnis brachten, schwiegen die Katholiken sich aus. Aber kommt Muhammed nicht zum Berg, so kommt der Berg zu Muhammed. Die Interviewer zogen von einem Bischofspalais zum andern; die politischen Zeitungen veranstalteten umfangreiche Enqueten: die des Siècle und des Figaro liegen in dicken Büchern vor.*) Durch ihre Ergebnisse sind die Beschlüsse der Kammer zweifellos wesentlich beeinflußt worden. Wenn z. B. die Kammer die noch von der Kommission festgehaltene Forderung einer Miete für die künftige Benützung der Kirchengebäude aufgegeben hat, so ist diese Wendung nicht zuletzt dem einmütigen empörten Protest des hohen und niederen Klerus zu verdanken, von dem jene Umfragen Zeugnis geben. So äußerte sich der Bischof von Meaux und in ähnlichem Sinn fast alle Befragten:

In meiner Diözese werden wir um keinen Preis die für den Gottesdienst bestimmten Gebäude, die uns von Rechtswegen gehören, mieten. Wollte man mir die Kathedrale von Meaux, oder mein Bischofspalais, das ich seit 25 Jahren bewohne, um 5 Frs. jährlich anbieten, ich würde mich weigern. Lieber würde ich in eine Dachkammer ziehen, als für dieses Gebäude einen Centime Miete zahlen. Die der Religion geweihten Monumente von einer Regierung mieten, die uns ungesetzlicherweise darum betrogen hat? Das fehlte noch!

Nach dem ultramontanen Nouvelliste de Lyon hatte der Kardinal Merry del Val schon im letzten November einem französischen Prälaten gegenüber très catégoriquement erklärt, wenn es soweit komme, ziehe es der Papst vor, daß man die Messe in Scheunen oder unter freiem Himmel lese, als daß man sich an die Regierung wende und das als Gunst sich erbitte, was einem von Rechts wegen gehöre.

Der Verzicht auf die Forderung der Miete der Kirchengebäude wird nicht der letzte und nicht der einzige Erfolg des Klerus sein. Daß die katholische Geistlichkeit ihr Interesse an der Trennungsfrage auf solche indirekte Einwirkung nicht beschränkt, wird mancher Deputierte bei den Neuwahlen zur Kammer im nächsten Frühjahr inne werden.

Eugen Lachenmann

*) Die Enquete des Siècle in R. Allier, La séparation des Eglises et de l'Etat. Une campagne du Siècle. Paris 1905, 6 Frs. Ein ganz vorzüglich orientierendes Buch, enthält es an erster Stelle die hervorragenden Artikel, mit denen R. Allier, Dozent an der evangelischen theologischen Fakultät in Paris, im Siècle die Wandlungen und Verhandlungen des Trennungsprojekts begleitet hat, sodann die Enquete des Siècle bei Protestanten, Israeliten und Philosophen, die Interviews bei französischen Bischöfen und an letzter Stelle „Dokumente": Auszüge aus Hirtenbriefen, den Text des Konkordats und der organischen Artikel, der Encyklika Quanta cura, der verschiedenen Trennungsprojekte usw.

Die Enquete des Figaro liegt vor in dem ebenfalls sehr inhaltsreichen Buch: Henri Charriaut, Après la Séparation, Paris 1905, 3,50 Frs.

Endlich sei noch hingewiesen auf die Veröffentlichung des Berichts des Kommissionsberichterstatters mit wertvollen Anlagen: Aristide Briand, La Séparation des Eglises et de l'Etat. Rapport fait au nom de la Commission de la Chambre des Députés, suivi des pièces annexes. Paris 1905. 3,50 Frs.

Weiteres aus Rom

Vgl. Nr. 24. 25. 26 und Nr. 22

4

Der Frühling der Broschüren steht in schönster Blüte und ist in unserm weder Bücher kaufenden noch lesenden Rom eine ganz neue Erscheinung. Das Lager der Intransigenten, Päpstlichen hat bis jetzt im ganzen vier Hefte*) geliefert: zwei von Luigi Tassi, eine von Herrn Bercas, Il Papa è il Papa eine von Pater Casoli S. J. Zwei neue Büchlein von reformfreundlicher Seite liegen gleichfalls vor: Riforme!!**) und Storia di un Opuscolo.***) Dieselben werden sogar als Neuheiten, Attualità, in Maueranschlägen angekündigt, was darauf schließen läßt, daß Jemand ein großes Interesse dabei hat, sie zu verbreiten. Immerhin muß ich zur Steuer der Wahrheit sagen, daß man sich offenbar in Deutschland sehr viel mehr darüber aufregt als hier, zumal eigentlich nichts Neues mehr gesagt wird. Die breite Masse des Volkes verharrt in der traditionellen skeptischen römischen Gleichgiltigkeit, zuckt die Achseln und sagt: Es bleibt doch Alles beim Alten! Bissiger wird vielleicht die geringe Minderheit der überzeugten Intransigenten noch werden, falls die Reformfreundlichen sich stärker behaupten. Vorderhand sind sie noch so ehrerbietig und orthodox, daß es wohl denkbar wäre, sie zählten viele Anhänger unter den Priestern. Aber da Alles anonym oder pseudonym erscheint, kann man Klarheit darüber nicht gewinnen, und das Interesse wird auch erlahmen, wenn das so fortgeht. Zu leicht kann Einer mehrere Masken annehmen und hat zuletzt die ganze Welt genarrt.

Die beiden Schriftchen von Tassi sind zu unbedeutend und ungebildet, um besprochen zu werden. Il Papa è il Papa dagegen ist in mancher Hinsicht interessant.

Dies von einem „Bercas" geschriebene Büchlein ist dem Titel gemäß von der Redaktion der Vera Roma herausgegeben. Vera Roma war mehrere Jahre lang eine mit Illustrationen versehene Wochen-Zeitung (im Geist der rheinischen Kaplanspresse), wurde für kurze Zeit Tagesblatt und beschloß dann ihr Dasein definitiv mit obiger Publikation. Der Aloe gleich, welche jahrelang ihre stacheligen Blätter treibt und stirbt, wenn sie den unschönen langen Blütenstengel in die Luft gesandt. Die römischen Freunde, welche mir das Büchlein brachten, sagten: „Die einzige logische Ausführung in der ganzen Reihe der Veröffentlichungen findet sich hier. Wem das nicht recht ist, muß aus der römischen Kirche ausscheiden, wie wir es getan haben!" Und in der Tat vom ersten Wort der Vorrede an befinden wir uns unter dem Zwang einer Gedankenreihe, die nicht die unsre ist, aber eine Hälfte der Christenheit beherrscht und deshalb auch uns zu kennen heilsam scheint. Mir kam die Erinnerung an den großen Konflikt des ökumenischen Konzils, welches wir, besonders die Regierungen, zu schnell vergessen haben: Papa infallibilis est, si ex cathedra loquitur, — oder auch si non ex cathedra loquitur?

Gleich in der Vorrede ergießt sich Bercas' Zorn über den Anmaßenden, welcher in den Atti ed Intendimenti dem Papste guten Rat zu geben wagt. Dann wird mit Ironie und Spott dem grünen Büchlein jeder Reformgedanke verwiesen, da Alles, was man wünschen könne, bereits vom Tridentiner Konzil vorgesehen sei. Ueber allen Tadel erhaben steht der Klerus da. Er ist gebildet und höchst moralisch. Grade als hätten Gioberti, Rosmini, Curci nie aus eigner Erfahrung ein Wort darüber verloren.

Leidenschaftlich werden die Ordensleute verteidigt. Doch hören wir nur von der Größe der Orden im Mittelalter und

*) Luigi Tassi, Risposta all' opuscolo Pio X. Tivoli 1905. C. 50. 30 S. — Luigi Tassi, La mia risposta all' opuscolo. Questione politico-religiose da un prelato. 1905. C. 75. — Il Papa è il Papa. Per cura del Giornale La Vera Roma. Roma 1905. Lire 2. 86 S. — Padre Càsoli, Intorno al recentissimo opuscolo. C. 30.

**) Riforme!!.. Note critiche polemiche di un Sacerdote Romano. 68 S. Tipografia dell' Unione cooperativa, Roma 1905.

***) Storia di un Opuscolo. Brevi repliche ai censori. Libreria editrice Bellaco E. Ferrari. Roma Piazzi Capranica 1905. Lira 1,50. 60 S.

von Benedikt und Franziskus, denen die Achtung der Menschheit ohnehin sicher ist. Schade, daß die heilige Caterina da Siena vergessen wurde, eine der bedeutendsten Frauen aller Zeiten, die von der Reformbedürftigkeit der Kirche und den schmachvollen Zuständen in Avignon sehr deutliche Begriffe hatte! Die wenigen Mitlebenden, welche genannt werden, würden nur beweisen, was auch Alle wissen, daß gute und edle Menschen glücklicherweise in jedem Stande vorhanden sind. In diesem selben Ton werden alle Kapitel des grünen Buches besprochen und zuletzt kommt eine Auseinandersetzung über den „Fortschritt, das Leitmotiv und Lieblingsthema der Jetztzeit". Hier redet der volle Unverstand. Keine Ahnung von dem wundervollen Aufwärtsstreben der Menschheit, kein Verständnis für die Abstufungen in der Bewegung. Alle Schäden der Gesellschaft werden dem Fortschritt aufgebürdet — heiße er Philosophie, wissenschaftliche Forschung, soziale Bestrebung oder Materialismus und Anarchie — und ihm ein Ende mit Schrecken prophezeit. Freilich ganz verzichten können auch wir nicht auf den Fortschritt, lenkt Bercas dann ein; aber das Heil ist nur in der Kirche, der auf den Felsen gegründeten Braut Christi. Deshalb gilt es Glauben und Fortschritt mit dem Papst und für den Papst. „Nur in dem Wort des Stellvertreters Christi ist Heil. Denn wenn der große Meister von sich sagte: ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, so kann von St. Peters Stuhl Pius X. diese Worte wiederholen; denn er ist tatsächlich Christus, welcher nach zwanzig Jahrhunderten wieder zur Menschheit redet. Der Papst ist Papst." —

Es war natürlich, daß auch aus der Gesellschaft Jesu eine Stimme sich erhob. Es scheint, daß außer der Broschüre von Padre Casoli auch in der Scuola Cattolica di Milano und der Difesa di Venezia Aeußerungen erschienen, die ich nicht gesehen habe. Zeitlich vorher gingen die ‚Riforme!! . .' (die Zeichen stehen auf dem Titelblatt). Der Verfasser Sacerdote Romano bekennt sich als warmer Anhänger des Thomistischen Systems, führt aber dennoch eine Feder, die dem Gebildeten Ehre macht. Ueberdies erscheint er in unschuldig hellblauem*) Gewand und behält sich keinerlei Rechte vor. Er rede zur Verständigung, sagt er gleich, und möchte sich deshalb mit den verschiedenen Strömungen im Publikum auseinandersetzen, um die Ansichten zu klären. Die Indifferenten werden mit dem Wort der Apokalypse gestraft: O daß du kalt oder warm wärest! Den päpstlichen Heißspornen wird vorgehalten, wie töricht es sei, der Menschen Meinung und Urteil über öffentliche Dinge beschränken zu wollen, und zu solchen gehört Kirche und Kirchenregiment. „Vor allen Dingen muß man zugeben, daß die Kurie als solche nicht mit allsehender Unfehlbarkeit begabt ist. Wo es sich um Reformen und Regierungstendenzen handelt, gibt es keine unveränderliche Richtung. Die Dinge müßten praktischen Erfordernissen gemäß geleitet werden."

Anregend ist, was das Büchlein über Studienreformen sagt, weil es uns Beobachtern mit einem Mal ein Phänomen erklärt, an welchem wir uns vergeblich abgemüht haben: „Wenn man anderwärts mit dem Gedanken umgeht die klassischen Studien abzuschaffen, so bewegt die Priesterbildung sich buchstäblich auf dem umgekehrten Wege, insofern die jungen Männer überhaupt kein Italienisch lernen. Wenn wir eine Liste machen wollten von den geistlichen Schriftstellern in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts, welche eine erträgliche Sprache redeten und einen lebendigen kräftigen Stil besaßen, wären wir sehr übel daran (mortificati ed imbarrazzati), obgleich wir dem siegesgewissen Carducci doch nicht Recht geben, wenn er den Katholiken überhaupt den Fehdehandschuh hinwirft, sie könnten keinen schönen italienischen Vers machen. Es ist Tatsache, daß die jungen Kleriker schon in den Gymnasialjahren den litterarischen und sprachlichen Studien entzogen werden, um sich der Philosophie zu widmen. Und dann wundern wir uns, daß es keine herzerschütternde Beredsamkeit mehr gibt, daß diese armselige, lendenlahme, blutarme Kanzelrede keinen Funken wahrer Religiosität in den Herzen entzündet!

*) Rot-weiß-grün ist die Farbe des einigen Italiens; das Gelbe die päpstliche Farbe.

In den weiteren Umfang der Materien wären auch soziale Studien einzureihen — wenn auch vorläufig nur fakultativ. In juristischen Dingen sind wir lebensunfähig, weil wir nur mit römischem Recht genährt werden. Wir leben im zähen Festhalten an einer Vergangenheit, die uns blendet. Jede Genossenschaft aber, welche unter der Menschheit blühen und gedeihen will, muß die Zukunft zu gestalten streben."

Ueber die Reformen der Kurie und der Congregazioni steht der Verfasser mit den Vorgängern im vollen Einklang. In den minderen Kultusfragen zeigt der Sacerdote eine Tiefe der Auffassung, welche überrascht. Er tadelt, was uns so stößt, Alles was ans Heidentum erinnert, das Markten um die Seligkeit, die Pülverchen und andere Gegenstände, mit denen man sie erkauft. Auch den Bettel und das aufdringliche Sammeln an den Kirchentüren; ja er hat den Mut, auf eine Aeußerung vom neulichen psychologischen Kongreß hinzuweisen, wo Professor Bellucci eine italienische Amulett-Sammlung aufwies und sagte, Italien gebühre der Preis für den Glauben an solche creazioni animistiche.

Ueber die politische Frage hat er keinen neuen Vorschlag zu machen. Ihm gefällt die gegenwärtige „kleinbürgerliche pfarrhäusliche Gutmütigkeit (un ambiente di bonomia parrocchiale) im Vatikan, welche Andere tadeln gegenüber der von oben herab wachenden und thronenden königlichen Majestät Leos XIII.", und von dem „heiligen Greise Pius X. in seiner Demut, dem der Pomp ein Greul ist" hofft er Alles für die Kirche der Gegenwart. —

Die Storia di un Opuscolo endlich gibt sich den Anschein von einem Freunde des grünen Anonymus geschrieben zu sein und erzählt: ein alter, außerhalb Roms wohnender Prälat habe sich lange mit diesen Gedanken getragen und sie endlich, durch den gegenwärtigen Augenblick ermutigt, zum Druck gebracht. Dann vernehmen wir Ausführliches über die Reformpläne des Giuseppe Antonio Sala, dessen Gedanken die Basis der Atti ed Intendimenti bilden, und der doch später des Purpurs würdig erachtet worden sei. G. A. Sala war 1762 geboren, von Pius VII. zum prelato domestico und 1831 von Gregor XVI. zum Kardinal gemacht (creato wie es seltsamerweise heißt). 1839 ist er gestorben. Während der schweren Stürme, in denen St. Peters Schifflein zu zerschellen drohte, scheint er den Piano di Reforme ausgearbeitet zu haben, was ihn unseren Großen, Stein und Scharnhorst, ebenbürtig macht; dann 1814, hören wir, ließ er ihn drucken, während der Kardinal Consalvi auf dem Wiener Kongreß mittagte. Der aber schrieb erzürnt an den heiligen Stuhl, diese Veröffentlichung mache den ärgsten Eindruck auf die Bevollmächtigten und hindere seine, Consalvis Tätigkeit. Darauf hin wurde der Druck sistiert und die schon veröffentlichten Exemplare eingezogen. Diese erste Hälfte allein betrug 200 Seiten mit 17 reformierenden Paragraphen.*)

Salas Stimme wurde erstickt, fährt der Erzähler in der Storia fort, und die Züchtigungen kamen, 1848, 1860 und endlich 1870, wo der heilige Vater innerhalb der Vatikanischen Paläste eingeschlossen wurde. Von Leo XIII., der des Kardinals dauernde Gunst erfahren hatte, hoffte man sicher, er werde auf dessen Piano di Reforme zurückgehen; es lief damals sogar in einem Witzblatt eine Zeichnung um, die Leo mit einem großen Besen den Vatikan kehrend darstellte, wobei ein wütend bellender Hund nicht fehlte. Aber Leo XIII. begnügte sich damit, dem Gönner ein schönes lateinisches Distichon zu widmen und den „Piano" weiterschlafen zu lassen.

Mit echt italienischer Ironie wird, unter geringschätziger Abfertigung des Tassi, dem Bercas das Parturiunt montes vorgehalten und die Herren Prelato und Sacerdote einigermaßen als liberal verdächtigt. Dem Padre Casoli gegenüber deckt der Verfasser sich besonders durch das große Ansehen, das Kardinal Sala bis ans Ende bei der Kurie genoß, und getröstet sich seiner, was auch kommen möge. — Möchte dieser Bewegung nicht das gleiche Schicksal drohen, welches jener Kardinal erfuhr!

Maria Sell

*) Vergl. über Sala den Professor Agnoni in der Nuova Antologia 1880.

Neue Pfade zum alten Gott

Vgl. 1904, Nr. 50, Sp. 1181. 1182. 1191

Das gedruckte Wort hat seine von Gott gegebene Mission heute mehr als je. Es hat die Mission, den modernen Menschen für die religiöse Frage, für die Probleme der Religionsgeschichte und Religionspsychologie und letztlich für Gottes Heils- und Reichssache wieder zu gewinnen, zu erwärmen und den Suchenden eine Hilfe, den Fragenden eine beratende Antwort, den Ringenden und Zweifelnden ein Wegweiser und Licht, und den Schiffbrüchigen ein Rettungsanker zu sein im Kampf um die Weltanschauung. Wie verdienstlich ist daher, was früher R. Wimmer in seinen bei J. C. B. Mohr erschienenen „Geisteskämpfen und Gewissensfragen", und neuerdings Lic. Schiele in seinen „Religionsgeschichtlichen Volksbüchern für die deutsche Gegenwart" bei Gebauer-Schwetschke und Professor Weinel in seinen „Lebensfragen" bei J. C. B. Mohr zur Apologie und Rechtfertigung des modernen Christentums nicht ohne Erfolg unternommen haben.

Diesen Werken zur Seite steht mit vollem Recht die bei Paul Waetzel in Freiburg erschienene und nunmehr in neun Bändchen fertig vorliegende und abgeschlossene Sammlung „Neue Pfade zum alten Gott." Sie angeregt und geleitet zu haben ist das Verdienst des Pfarrers Gerstung in Oßmannstedt bei Weimar. Man kann sagen, daß das Gerstungsche Werk jene drei in wohlgelungener und förderlicher Weise ergänzt, eine empfindliche Lücke ausfüllt und einen Zweig der populären Apologetik behandelt, der der Natur der Sache nach dort weniger zur Geltung kam. Es handelt sich in sämtlichen neun Arbeiten darum, nachzuweisen, daß von fast allen Gebieten des modernen Denkens und der modernen Weltanschauung aus sich „Pfade zum alten Gott", zum alten Evangelium, zur teleologisch-theistischen Weltanschauung, zum Vatergott und zum Gotteskindschaftsbewußtsein zeigen und finden lassen. In sinnbildlicher Weise zeigt der Bilderschmuck auf dem Einband der geschmackvoll ausgestatteten und billigen Bändchen (jedes ungebunden um 1.60, gebunden um 2 Mk.) einen Engel, der einem suchenden, staunenden Pilgrim den Weg weist: an Abgründen vorbei, durch schmale Gebirgspässe hindurch zum Felsen des Heils, auf welchem Christi Kreuz leuchtend und lockend emporragt. Damit ist auch die gemeinsame Geistesrichtung und Lebensanschauung der Verfasser, die sich zu diesem Werke vereinigt haben, kurz und gut angedeutet. Von einer neuen Religion, einem neuen Glauben, einem neuen Evangelium, wie Lepsius in seinem „Reich Christi" S. 2—10 im Jahrgang 1905 fälschlich meint, hier reden oder träumen, kann meines Erachtens nur der Unverstand und die animose Voreingenommenheit. Wir halten unverbrüchlich fest an dem alten Evangelium, an dem Ewigkeitskern des alten Glaubens und verlangen nur, daß dessen unvergängliches Gold in heutige Sprech- und Denkweise umgeprägt und dem heutigen Volke in einem zeitgemäßen Begriffs- und Anschauungsalphabet vorgetragen und verkündigt werde.

Karl König zeigt uns im ersten Bändchen („Gott. Warum wir bei ihm bleiben müssen") in schwungvoller Sprache die Berechtigung des Schöpfungs-, Vorsehungs- und Heilsglaubens für den modernen, Gott suchenden Menschen. In drei Abschnitten, welche überschrieben sind: Ich glaube, Ich glaube an Gott, Ich glaube an Gott den Vater, beleuchtet er das Grundproblem des Glaubens, den er, wie übrigens alle seine Mitarbeiter, als religiöse Erfahrung, als religiöses Erlebnis, als religiöses Innewerden des lebendigen Vatergottes faßt:

> Damit haben wir das Urdatum aller echten Religiosität vor uns. Im Strudel des Geschehens, der uns erfaßt und in die Tiefe reißen will, reißt sich die Seele los und kettet sich an Gott. Es kann die Menschenseele, kraft ihrer Abstammung vom Unendlichen selbst, ein Abhängigkeitsverhältnis von lauter Endlichkeiten nicht ertragen. So rettet sie sich selbst vor dem Untergange im Endlichen in die schlechthinige Abhängigkeit von Gott. Es strebt das Gleiche zum Gleichen. „Mein Geist sucht seinen Ursprung wieder." (Seite 120.)
>
> In diesem einen Worte „Vater" mündet unser ganzes Sehnen und Suchen immer wieder friedevoll ein, von dort aus strömt alle Lebenszuversicht und Lebenskraft uns immer wieder zu. Denn mit all ihrem tiefsten Sehnen und Suchen hat ja unsere Seele zuletzt nur ein einziges großes Ziel, sie strebt danach, sich an den Zentralquell alles Lebens anzuschließen, mit Gott in friedvolle und Kraft verleihende Gemeinschaft zu treten. Kein Wort aber haben wir bei all unserem Suchen und Forschen und Fragen gefunden, das diese Gemeinschaft uns gab und inniger und tiefer hätte geben können, als das Wort des Nazareners: „Gott ist euer Vater, ihr seid seine lieben Kinder." (Seite 152.)

Das zweite Bändchen („Die Welt an sich — und für mich") hat der Leiter des Unternehmens, Ferdinand Gerstung, selbst verfaßt, der bekannte Bienenvater und Bienenschriftsteller, dessen „Glaubensbekenntnis eines Bienenvaters, Versuch einer Versöhnung der natürlichen und gottgläubigen Welt- und Lebensauffassung", seinerzeit berechtigtes Aufsehen erregte. (Vgl. 1900, Nr. 17 d. Bl.) Gerstung gibt uns hier eine Quintessenz seiner Weltanschauung und zeigt mit wuchtigen, naturphilosophischen Gründen, wie die kausale und teleologische Weltanschauung sich in einer und derselben Persönlichkeit in friedlicher Harmonie vereinigen lassen und beide folgerichtig ausmünden in den theistischen Schöpfungs-, Vorsehungs- und Heilsglauben. Er schließt seine Ausführungen mit den Worten:

> Wir haben eine Versöhnung der „Welt an sich" und der „Welt für mich" als notwendig und unerläßlich gefordert, aber wir haben auch gezeigt, daß sie möglich ist, und daß wir, wie Jesus, in dieser einheitlichen Weltauffassung, in der Welt, Geist und Gott im Menschen ihre Einheit gefunden haben, wieder den Grund entdeckt haben, der unseren Anker ewig hält, und daß wir diese Weltauffassung nicht empfinden nur als ein philosophisches Gedankengespinnst, sondern als das Eine, was not tut, um dessen willen wir alles Andere hingeben, wenns sein muß, Leib und Leben. (S. 70.)

Karl Neumaerker beantwortet im dritten Bändchen „Der Mensch, wie er sich selber findet" die drei aktuellen und für den modernen Menschen brennenden Lebensfragen: Wer bin ich? S. 1—69. Woher komme ich? S. 70—128. Was soll, was will ich hier? S. 129—170.

Auf die erste Frage antwortet Neumaerker, daß die Menschenseele ein selbständiges, substanzielles Wesen sei, das an Wert alle Weltgüter überragt; auf die zweite Frage, daß die Menschenseele ein Schöpfungswerk Gottes sei; und auf die dritte Frage, es sei unser von Gott verordneter Beruf „Persönlichkeit zu sein, Gottes Kindschaft zu verwirklichen und ein sittlicher Charakter zu werden".

Arno Neumann: „Jesus, wie er geschichtlich war," so lautet die Ueberschrift des vierten Bändchens, das in gedrungener Kürze ein fesselndes und erbauliches Geschichtsbild von Jesus entwirft. Die Hauptabschnitte des Geschichtsbildes: sind S. 7 bis 19: Vorfrage, hat Jesus überhaupt gelebt? (gegen Kalthoff.) S. 20—71: Der Lebensmorgen. S. 71—155: Das Tagewerk; darin findet sich ein besonders ansprechendes Essay über die Reichgottesvorstellung und über den Messiasgedanken. S. 156—193: Der jähe Lebensabend. S. 193—198: Die Summa. Aus dieser hebe ich folgende Stelle heraus:

> Das erinnert an die Einzigartigkeit Jesu, die aber nicht mit Einziggeartetheit zu verwechseln ist, sondern seine unerreichte Höhe im Guten und Großen bezeichnet. Auch der Titel „Herr" ist uns innerlich nahe, sofern Jesus unser „geistiger Leiter" ist. Er zwingt uns freilich nicht physisch, sondern psychisch; er überwältigt uns innerlich mit seinem Geistesleben, mit seiner Reinheit, Wahrhaftigkeit und Liebe. Das ist der „heilige Geist" in ihm. Er zündete ein Feuer in der Menschheit an, das weiter brannte. Auch „Erlöser" dürfen wir ihn nennen ... Wollen wir aber alle seine Leistungen in einem wahrhaft wohlklingenden Namen zusammenfassen, der uns noch dazu urdeutsch anmutet, so heißen wir ihn mit dem altsächsischen Dichter des „Heljand" den Heiland, d. h. den Heilenden, den Heil- oder Glückbringer. (S. 197.)

Alfred König gibt im fünften Bändchen unter dem Titel „Jesus, was er uns heute ist" das Christusbild des Glaubens als Seitenstück zu dem oben genannten Christusbild der Synoptiker. Im ersten Teil S. 1—78 setzt er sich auseinander mit denen, die heutzutage Jesus aus irgend einem Grunde verwerfen oder ihm indifferent gegenüberstehen, z. B. den praktischen und theoretischen Materialisten, den Männern der modernen Weltanschauung, den weltfreudigen Kulturmenschen und den sozialen „Kämpfern ums Dasein". Im zweiten Teil, der den ersten Teil an packenden und fesselnden Gedanken noch übertrifft, zeichnet König Jesus als den, der uns verhilft zum

rechten Verhältnis zu Gott, zum rechten Verhältnis zu uns selbst und zur Welt und zum rechten Verhältnis zum Nächsten:

Mit Gott, dem Vater, die Menschenkinder eins zu machen, wie er selbst mit ihm eins war, darin bestand ja nun auch der eigentliche Kern der Lebensaufgabe Jesu, den wir leicht aus allen zeitgeschichtlichen Hüllen herausschälen können, und darin beruht eben die ewige Bedeutung seiner Persönlichkeit, daß sie in dieser Richtung auch heute noch wirkt. Fort und fort ertönt seine Predigt, die von seinem Leben bekräftigt wird: „Tuet Buße und glaubet an das Evangelium.“ (S. 84.)

(Schluß folgt) Wilhelm Glock

Gottesfriede im Gottesdienst

Wie in voriger Nummer versprochen, bringen wir heute die guten Worte, die Herr Konsistorialrat Professor D. Haupt im Juliheft seiner Deutsch-evangelischen Blätter mitten in einer Polemik gegen unsre Goslarer Resolution über die Rücksicht, welche der Theolog dem Gemeinde-Gottesdienst schuldig ist, gesagt hat, zum Zeichen unsrer Zustimmung so wörtlich als möglich zum Abdruck:

Eine religiöse Gemeinschaft versammelt sich im Gottesdienst nach evangelischen Begriffen, um sich ihrer Gemeinschaft bewußt zu werden, und diese Gemeinschaft gründet sich auf ein allen Anwesenden gemeinsames Verhältnis zu Gott. Dieses soll in Form des gemeinsamen Gebetes, der gemeinsamen Anbetung zum Ausdruck kommen. Auch die Predigt kann schließlich keinen anderen Zweck haben, als diesen gemeinsamen religiösen Besitz nach irgend einer Seite zum Ausdruck zu bringen, um dadurch die gemeinsame Anbetung zu unterbauen und zu fördern. Dogmatik gehört also nicht in die Predigt. Hätte der Prediger das Recht, ja sogar die Pflicht, seine ganze theologische Anschauung auf der Kanzel darzulegen, gleichviel ob ein Teil der Gemeinde daran Anstoß nimmt oder nicht, so wäre eine gemeinsame Erbauung ausgeschlossen. Menschen aber, die nicht mehr imstande sind, sich gemeinsam zu erbauen, können auch nicht mehr eine Kirche, d. h. eine religiöse Gemeinschaft bilden. Ich wüßte nicht, worin diese Gemeinschaft als religiöse sich sonst betätigen kann, wenn sie nicht in der gemeinsamen Andacht als der elementarsten religiösen Funktion ihren Ausdruck findet. Die furchtbar ernste Frage, die jetzt die Gemüter bewegt, ist, ob was bisher eine Kirche bildete, auch künftig noch zusammen bleiben kann. Ich weiß darauf nur eine Antwort: es ist so lange, aber auch nur so lange möglich, als der gemeinsame Besitz so groß ist, daß damit die gottesdienstliche Feier bestritten werden kann, und so lange, als dieser gemeinsame Besitz Allen die Hauptsache ist.

So kommt Alles darauf an, ob lebendige christliche Frömmigkeit, d. h. die Gemeinschaft des Menschen mit dem lebendigen Gott, und damit die Beseitigung von Schuld und Macht der Sünde, wie sie das Wesen des Christentums ausmacht, in dem Prediger vorhanden ist und von ihm bezeugt wird. Dem werden alle frommen Herzen zufallen, und wo sie das finden, da werden sie imstande sein, abweichende theologische Erkenntnis zu ertragen. Wo ich aber die Gemeinschaft dieser „lebendigen Frömmigkeit“ vermissen muß, da kann ich mich nicht erbauen, und der Gottesdienst verliert für mich seinen Wert und Zweck. —

Es versteht sich für D. Haupt ebenso wie für uns, daß der Prediger seine innere Stellung zu den theologisch-kirchlichen Zeitfragen nicht künstlich verdecken soll. Der orthodoxe kann das aus Prinzip nicht, und für den frei gerichteten wäre es unnatürlich, würde darum unwahr. Ausdrücklich schreibt D. Haupt, die Gemeinde werde „abweichende theologische Erkenntnis zu ertragen im Stande sein“, wo sie „lebendige christliche Frömmigkeit“ in dem Prediger wahrnehme. Woran ihm liegt, und uns nicht minder, ist dies, daß der Prediger im Gemeinde-Gottesdienst die Bezeugung seiner Frömmigkeit, seiner Mitfreude an der Freude der Christenheit als die Eine Aufgabe vor Augen habe, um deren willen er an dieser Stelle steht. Dies zu sagen, dies zu wissen, ist niemals nötiger als in Zeiten erregter theologischer Auseinandersetzungen und kirchenparteiischer Treibereien, wie wir sie heute erleben. Da muß recht eigentlich der Gemeinde-Gottesdienst von allen Teilen als der „Gottesfriede“ respektiert werden, in dem die Gemüter zur Sammlung kommen um das Eine, was nottut. Prediger, die dies nicht können, sollen aus der Kirche austreten.

Man vergleiche zur Sache die Schrift von Sulze: Die Beendigung des Kampfes um das Lehrgesetz. Breslau-Görlitz, R. Dülfer 1901. 32 S. 50 Pf. R

Verschiedenes

Die Bilder des Meister Eltz. Ein Sommernachtstraum. Novelle von Konrad Bertholds. Jena, Hermann Costenoble 1905. 3, geb. 4 Mk.

Es wird nicht lange dauern, dann hat diese Novelle großes Aufsehen erregt. Wir möchten schon vorher ein Wort darüber sagen, das noch nicht vom Lärm der Tagesmeinung übertönt wird.

Von der juristischen Kasuistik zur Novellistik laufen tausend feine Fäden. In keinem Pitaval zwar steht der Kasus, den Konrad Berthold — so nennt sich hier ein bekannter Bonner Rechtslehrer — in den „Bildern des Meister Eltz“ behandelt; man merkt es vielmehr jeder Seite an, daß Konrad Berthold eine dichterische Inspiration wiedergibt, daß er einen „Sommernachtstraum“ schildert. Aber als er träumte, hat er nicht aufgehört, Jurist zu sein. Sein Traum behandelt das romantische Problem der Gewissensehe auf Zeit. Nach drei Fällen ist es disponiert. Kasus 1: Das Weib verläßt den Mann, der ihr Wachstum zur freien harmonischen Persönlichkeit hemmt. Kasus 2: Von dem Weibe löst sich der Mann, der im freien Schaffen durch sie gehemmt wird. Kasus 3: Das freie Weib setzt der freien Liebe mitten im vollem Glück ein Ende, als sie fühlt, daß mit leisem Schritt das Alter kommt.

Der erste und der dritte Fall sind mit hoher Kunst beschrieben. Lebendige Gesprächführung und eine überaus leicht bewegliche Phantasie, die jede Situation sofort als gegenständliches Einzelbild erschaut, machen die Lektüre zu einem Genuß. Aber Eins fehlt auch diesen Partieen, und mehr fehlt es noch dem unanschaulichen mittleren Fall: ein volles Hineinfühlen in die Seele des freien Weibes. Es ist das selbe Weib, daß alle drei Fälle zum Erlebnis hat. Der Uebergang vom ersten Manne zum zweiten, vom zweiten zum dritten, vom dritten zur Mannlosigkeit ist ihr moralische Notwendigkeit. Sagen wir also, daß sie jedesmal gut gehandelt habe. Aber wo lebt ein Mensch auf unserer Erde, der ein so radikal sein Leben änderndes Guthandeln vollbrächte, ohne daß ihn schwerste Seelenkämpfe bis ins tiefste Mark erschütterten? Von solchem Seelenkampf gegen anerzogene unausrottbare Sittlichkeit hören wir an entscheidender Stelle nichts. Mehr noch, wir hören an entscheidender Stelle nichts davon — und das ist einfach physiologisch unglaublich, — daß sich in diesem innerlich so großen und so reinen Weibe die Erinnerung an ihre innigste Vereinigung mit dem einen Manne in schmerzhaftem Kampfe aufbäume gegen das Erlebnis der gleichen Vereinigung mit dem andern. Hier löst sich bei Konrad Berthold Alles glatt und leidlos im Tugendstolz der Seelengröße. O, ein wahrer Dichter sieht hier unsägliche Schmerzen aus dem tugendlichen Handeln entspringen; und die Tragik des wirklichen Lebens läßt ihn hier Bilder schaffen, die zynisch den stoischen Schleier der tugendstolzen Apathie zerreißen. Und weil hier Bertholds Kraft versagt, weil er hier überhaupt nicht dichtet, sondern nur konstruiert, darum sagen wir, daß er trotz aller novellistischen Kunst ein juristischer Kasuist sei.

Verdeckt wird dieser Mangel durch die Romantik Konrad Bertholds. Wie ein feiner Duft liegt auf allen seinen Schilderungen, auf allen seinen Gestalten die Bayreuther Romantik. Walkyrische Minnemystik und verklärende Parsifalreligion atmen wir im ganzen Buch. Wer in dieser Atmosphäre zu atmen liebt, wird deshalb auch meine Einwände gegen die dichterische Kraft Bertholds kaum gelten lassen. Denn versetzt man die Gestalten Konrad Bertholds unter die Götter und Heroen der Wagnermythologie, so fehlt ihnen zur Lebenswirklichkeit nicht mehr, als jenen auch. — Auch Nietzsches Namen lesen wir oft in den „Bildern des Meister Eltz“. Es ist der Nietzsche, der sich in den Mantel der Stoiker zu hüllen versteht und (mit schmerzerfülltem Antlitz aber!) von der Leidlosigkeit der großen starken einsamen Seele prophezeiht. Den Mantel hat Konrad Berthold ergriffen, der prophetische Geist des großen Skeptikers ist ihm entflohen.

So wendet sich endlich auch unsere Skepsis gegen das, was für Konrad Berthold die aristokratischen Tugenden des freien großen Menschen sind. Wenn man da einmal anfängt zu zweifeln, so wird in den „Bildern des Meister Eltz“ noch gar Vieles zernagt, woran der Dichter mit besonderer Liebe gearbeitet hat. Drei Dinge aber bleiben: eine feine novellistische Schilderung; ein lehrreicher Einblick in die Tugendlehre der geistig Reichen unserer Tage; eine starke und nachhaltige Anregung zum Nachdenken über ein schwerstes Problem des modernen Lebens — zu tieferem Nachdenken, als es auf den Pfaden Konrad Bertholds möglich ist. F M Schiele

Hin und zurück. Aus den Papieren eines Arztes. Halle, Ed. Müller, o. J. V. und 330 S. 4, geb. 5 Mk.

Ob ich für das Buch der richtige Beurteiler bin?

Litterarisch, ästhetisch wäre vielleicht mancher strittige Punkt zu nennen.

Ein oft ziemlich starkes Hervortreten der Tendenz mancher Charaktere ist nicht recht lebenswahr. Die ihnen zugeschriebenen Eigenschaften zu Gunsten ihrer Parteistellung „für oder wider Gott“ sind etwas dick aufgetragen. Gibt es einen Oberprimaner, der derartig unberührt ins Leben hinaustritt, wie es der Verfasser schildert? Die fortlaufende physiologische Entwicklung ist durch Sprünge zerrissen, die nicht immer wieder ausgeglichen werden. Doch wie gesagt, ich habe auf diese ästhetischen Seiten wenig, eben vielleicht zu wenig Obacht gegeben. Ich las zu viel mit dem Herzen. Und der Verfasser versteht es, uns ans Herz zu greifen. Wie der Held, dessen Selbstbiographie wir wohl vor uns haben, im treuen Glauben der

Eltern erzogen, ins Universitätsleben tritt und dort allmählich von den Schlingen des Materialismus umstrickt wird, Schlingen, die ihm alle schön und wertvoll erscheinen, man erlebts mit, unter Herzklopfen. Und dann das innere Kämpfen und Ringen, dieses Wiederaufleuchten alter Strahlen, das Wiedererklingen alter, lange eingerosteter Saiten! Es ist meisterhaft geschildert. Haben doch Viele von uns Aehnliches durchlebt, wenn auch vielleicht nicht bis in diese Tiefen der Gottesferne.

Wir haben uns gewöhnt, moderne Romane mit Dissonanzen abschließen zu sehen. Hier befriedigt die edle Harmonie des Schlusses, die Rückkehr zum inneren Frieden an der Seite der alten Eltern auch den Leser, der sonst keine Sentimentalitäten liebt. Liebe

Harzluft. Allerlei zum Herzgesunden. Geschichten und Gedichte von Dietrich Vorwerk. Schwerin, Fr. Bahn 1905. 1.50 Mk.

Nach der Goslarer Tagung haben nicht wenige unsrer Freunde dem Harz und seinen Bergen und Wäldern noch einen Besuch abgestattet. Vielleicht ist dabei dem Einen oder Anderen das soeben erschienene Werkchen von Dietrich Vorwerk Harzluft in die Hände gefallen. Er wird seine helle Freude daran gehabt haben. Ich kann mir kaum einen köstlicheren Nachgenuß des in Goslar an innerer Erhebung, an Mut und Freudigkeit Gewonnenen denken, als die Lektüre dieser Geschichten und Gedichte, zumal wenn es einem vergönnt ist, sie da zu lesen, wo sie entstanden sind. Das Büchlein hat den Pfarrer von Schierke zum Verfasser, der den Lesern der Christlichen Welt aus Nr. 34 des Jahrgangs 1902 bekannt geworden ist durch die dort gegebene Besprechung seiner großangelegten Dichtung: Maria Magdalena. „Harzluft" ist eine anspruchslosere Gabe, aber sie verbindet eine ungewöhnliche dichterische Gestaltungskraft, ein inniges Naturempfinden mit feinem seelsorgerischen Takt in der Darbietung religiöser Gedanken, Alles ist echt, gesund, oft mit köstlichem Humor durchwoben. Möchten Viele von denen, die in Goslar waren, auch solche die nicht dort sein konnten, sich aus „Harzluft" einen Hauch des Geistes in die Seele wehen lassen, der die Anwesenden in jenen schönen Frühsommertagen dort verband. F Burbach

Werk und Persönlichkeit. Zu einer Theorie der Biographie. Von Dr. Eduard Platzhoff-Lejeune. Minden i. W., Bruns 1904. 3, gebunden 4 Mk.

Unsere Zeit beginnt, sich der einseitigen Ueberschätzung des Intellektes, dem Spezialistentum, gegenüber nach Persönlichkeiten zu sehnen — nach Menschen, die alle ihre Kräfte zu harmonischer Ausbildung gebracht haben, und die in ihrem Handeln und Wirken die eigentlich innersten Betätigungen, Gefühl und Willen, einsetzten. Von dieser Erkenntnis ausgehend, stellt sich das vorliegende Buch die Frage, inwieweit die Wirkenden und Schaffenden, von denen uns die Geschichte berichtet, (denn sie vermag nur das Gedächtnis dieser Großen zu bewahren) in diesem Sinne Persönlichkeiten gewesen sind. Platzhoff fragt also: Tragen die Werke, von denen uns berichtet wird, individuelle Züge der Persönlichkeit ihres Schöpfers? Konnte also nur diese bestimmte Individualität oder ebensogut jeder andere befähigte Mensch das Werk so gestalten? Und — wenn die erste Frage bejaht wird — ist die Kenntnis der ganzen, reichen Persönlichkeit des Schöpfers (auch der Seiten, die im Werke nicht zum Ausdruck gelangen konnten) nicht vielleicht wesentlich zum Verständnis des Werkes? Ja, kann sie uns vielleicht erst zur richtigen Würdigung der Schöpfung verhelfen? Im gewissen Sinne fragt also der Verfasser nach der Notwendigkeit und der Berechtigung einer aus außerhalb des Werkes liegenden Quellen geschöpften, das ganze Bild der Persönlichkeit zeichnenden Biographie des Schaffenden, und er bringt zur Theorie und Methode der Biographie wichtige Züge bei. Um die beiden Grundfragen zu beantworten, teilt Platzhoff die Schaffenden in bestimmte Kategorien, die wohl in der Tat alle Typen der original Schaffenden umfassen: Entdecker und Erfinder — Feldherr — Staatsmann — Fürst — Prophet, Apostel, Reformator — Gelehrter — Philosoph — Künstler. Das Wirken dieser Repräsentanten wird eingehend charakterisiert und daraufhin eine Antwort auf die beiden Grundfragen gesucht. — Durch diese Vielseitigkeit kann das Buch den Vertretern verschiedenster Interessen etwas Wertvolles oder doch Anregendes bringen. Unser Bericht muß sich auf Weniges beschränken.

Die Untersuchung ergibt naturgemäß für die verschiedenen Gattungen der Wirkenden ganz Verschiedenes. So ist z. B. das Werk des Entdeckers und Erfinders in seinen Resultaten von der Persönlichkeit, die es geschaffen hat, völlig unabhängig, während die Lebensarbeit des Staatsmannes und des Feldherrn in vollem Maaße den Stempel der Persönlichkeit (des Intellekts und des Charakters) ihres Stifters trägt. Ganz besonders gesteigert ist das Persönliche innerhalb der Leistung des Propheten, Apostels und Reformators, deren Wirken der Verfasser eingehend charakterisiert. Sie alle bringen Neues, das im vollen Gegensatz zu der allgemeinen Einsicht — der Ausdruck ihrer eignen sittlich-moralischen Ueberzeugung und Wertschätzung, also ihrer innersten Persönlichkeit, ist. Darum trägt ihr Werk völlig deren Züge; darum müssen wir aber auch bestrebt sein, ihr Bild möglichst vollständig vor uns zu sehen, denn ihr Werk wird uns erst vollkommen verständlich, wenn wir erkennen, wie sie ihre hohen sittlichen Forderungen selbst gelebt haben.

Wie gestaltet sich unser Problem nun beim Künstler? Der Maler, der Musiker und der Dichter werden vom Verfasser besonders berücksichtigt. Es ist klar, daß die Werke jedes Künstlers der Ausdruck des innersten Empfindens und Schauens ihres Urhebers sind. Aber Keiner verleiht dem so eindeutig zu unserm eignen Empfinden sprechenden Ausdruck wie der Dichter. Darum, weil der Dichter uns so sein eigenstes Empfinden und Leben preisgibt, ist auch stets der Dichter selbst sehr stark der Gegenstand allgemeinen Interesses gewesen. Es zeigt sich aber, daß um des Werkes willen dieses persönliche Interesse hier nicht berechtigt ist, denn dieses wirkt, losgelöst von seinem Schöpfer, allein durch sich selbst, und es darf auch — als Kunstwerk — lediglich nach inneren, ästhetischen Gesichtspunkten beurteilt werden. Und die Erfahrung erweist, daß das Interesse für die Person des Künstlers zumeist der Neugier und Sensationslust entspringt, oder wohl gar der Verkleinerungssucht, die auch in dem Schöpfer unsterblicher Werke Allzumenschliches entdecken möchte. — So gelangt der Verfasser zu dem Ergebnis, daß die Kunst, und vor allem die Dichtung, die persönlichste aller Wirkungsweisen ist, daß aber hier die Kenntnis der hinter dem Werke stehenden Persönlichkeit wenig innere Berechtigung hat. — Das mag vielleicht für die modernen Dichter gelten; aber ich meine, man darf es nicht allgemein-gültig aussprechen. Können nicht die Gestalten unserer größten Dichter, z. B. Schillers, wenn sie durch gute Biographien uns menschlich nahe gebracht werden, durch die außerhalb ihrer Werke liegenden Züge ihrer Persönlichkeit ebenso erhebend und erfreuend wirken, wie die Lektüre ihrer Werke? Und gilt nicht dasselbe von unsern größten Denkern und Gelehrten, z. B. von Schleiermacher?

Es ist gewiß ein für das Resultat nicht belangloser Mangel des vorliegenden Buches, daß die Frage zu einseitig nur nach dem Wert der Kenntnis der Persönlichkeit für die Kenntnis des Werkes gestellt wird, während es für unser Suchen nach Persönlichkeiten auch wesentlich ist zu fragen: Was kann die Kenntnis der Individualität unserer Großen uns an sich wert sein? Kann in ihr nicht eine tiefe Quelle sittlicher Erhebung und Bereicherung unseres ganzen Lebens liegen? Und ferner: Wie muß das Werk des Lebens beschaffen sein, wenn die Mühe, uns seinen Schöpfer so persönlich zu eigen zu machen, Erfolg versprechen soll? Diese Frage wäre für die theoretische Behandlung der biographischen Kunst sicher auch wesentlich. Dennoch mußte zuerst die Frage nach dem Verhältnis von Kunstwerk und Persönlichkeit untersucht werden, und die Arbeit, die diese Frage zu beantworten unternommen hat, bietet in der Tat viele dankenswerte Resultate und Manchem vielleicht die Anregung, auf diesem Gebiete selbständig weiter zu arbeiten. Else Wentscher

Ceux qui s'en vont. Von Bourrier, dem in diesen Blättern schon öfters erwähnten mutigen Vorkämpfer der Los-von-Rom-Bewegung in Frankreich, ist im Februar dieses Jahres ein Buch erschienen, auf welches wir die Aufmerksamkeit der Leser der Christlichen Welt lenken möchten. Denn aus dieser Publikation, betitelt Ceux qui s'en vont, Paris, Rue Vivienne 12. Librairie d'Action sociale, 300 S. 3 Frs. lernen wir umfassender, als aus den bisherigen Schriften Bourriers sein Werk (l'Oeuvre) kennen, nämlich die Maßregeln, die er getroffen hat, um Hunderte von früheren katholischen Klerikern in einem bürgerlichen oder geistlichen Berufe zu unterstützen. Wir gewinnen aber auch einen Einblick in die positive Arbeit des Mannes und den Geist und das Wesen seiner Mission. Besser, als aus dem, naturgemäß kritisch und polemisch gehaltenen — übrigens vorzüglich redigierten — Chrétien Français zeigt uns hier Bourrier in einigen Artikeln, z. B. mehreren Einführungspredigten, seine Stellung zur Sache, seine ebenso freie wie fromme Auffassung des Evangeliums. Auch künstlerisch ist das Buch eine feine Leistung. Die nicht gerade leichte Arbeit einer entsprechenden Uebersetzung hat einer seiner deutschen Freunde bereits in Angriff genommen. M Bg

Wo bleibt das Protokoll des Evangelisch-Sozialen Kongresses? Als ich vor zwei Jahren das späte Erscheinen des Kongreßprotokolles in der Christlichen Welt tadelte, bekam ich die Rüge: solches Tadeln sei nicht am Platze; viel nützlicher und erfolgreicher würde es gewesen sein, wenn ich an der zuständigen Stelle meine Wünsche bescheidentlich privatim ausgesprochen hätte. Im vergangenen Jahre habe ich geschwiegen, obschon das Tempo für das Erscheinen des Kongreßprotokolls sich nicht so beschleunigt hatte, wie ich es für möglich hielt. In diesem Jahre schreibt mir Professor D. Baumgarten: „Ich habe das stenographische Manuskript meiner Hannoverschen Rede drei Wochen nach ihrem Vortrag in die Hände bekommen und darüber, weil die Erinnerung nicht mehr frisch war, ca. 20 Stunden gesessen, um es einiger Maßen zurecht zu bringen! Warum lernen wir nichts von den Parlamenten und Synoden, wo man nach spätestens zwei Tagen das Stenogramm zur Korrektur erhält?" F M Sch

Kleine Mitteilungen. Pastor Steudel in Bremen legt Wert darauf, unsere Leser schon durch diese Nummer wissen zu lassen, daß er in der nächsten sich zu Dr. Liebe's Artikel über seinen Weimarer Vortrag berichtigend äußern will.

Der Reichsbote schreibt in einer Bücheranzeige (159): Weinel ist ein so radikaler Theolog, daß selbst D. Rade und D. Herrmann ihn neuerdings von ihren Rockschößen zu schütteln bemüht sind. — Wenn man in einer Theologischen Konferenz wissenschaftlich mit Jemandem diskutiert und seinen Vortrag kritisiert, so heißt das im kirchenpolitischen Jargon ihn von den Rückschößen schütteln. D. Herrmann wird diese Legendenbildung ebenso zurückweisen wie ich. Aber das kommt von solcher Berichterstattung, wie sie der Reichsbote gegenüber der Gießener Konferenz beliebt hat.

Durch die jüngsten Wahlen in Bayern kommen, wenn die Zeitungen recht berichten, zwei unserer Mitarbeiter in den bayrischen Landtag: Beyhl und Schowalter. Das Zentrum wird in diesem Parlament mehr als zwei Drittel Mehrheit haben. Man darf auf die Folgen dieses unbestreitbaren Machtgewinns gespannt sein. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Versammlungskalender

17. 18. Juli Deutsch-ev. Kirchengesangstag Rothenburg a. T.
18.—21. September Gustav-Adolf-Verein Bromberg
25.—28. „ Kongreß für Innere Mission Leipzig
26. 27. „ Allg. Evang.-Prot. Missionsverein Eisenach
1. 2. Oktober Deutsche Sittlichkeitsvereine Magdeburg

Chronik der Christlichen Welt

13. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk.
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Nr. 27. Vierteljahrsübersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der deutschen evangelischen Landeskirchen. Vom 1. April bis 1. Juli 1905. Erstes Stück — Verschiedenes: Kirchliche Konferenz der Kurmark; In Schaffhausen — Personalien

Nr. 28. Vierteljahrsübersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der deutschen evangelischen Landeskirchen. Vom 1. April bis 1. Juli 1905. Zweites Stück — Verschiedenes: 22. Jahresversammlung der Missionskonferenz in der Provinz Brandenburg; Ein Irrgeist am Rhein; Die Kreissynode Berlin I; Eine Klarstellung

Die glückliche Geburt unsers Sonntagskindes

Eberhard

zeigen wir erfreut an

Lic. Leopold Zscharnack und
Frau Ursula geb. **Weyland**

Berlin, Lübeckerstr. 15, 9. Juli 1905

Cand. theol. sucht vom Oktober ab Stellung als Hauslehrer oder an Institut. Angebote an Herrn Pastor **Fritze, Gerbstedt b. Halle.**

Für **junges Mädchen,** 22 Jahre, evangelisch, perfekt im Schneidern, wird zur **Erlernung des Haushaltes** resp. der Küche, ab 1. August in ländlichem **Pastorenhause** (Hannover oder Ostfriesland) 2—3 Stunden Bahnfahrt von Bremen Stellung gesucht. Ev. zahle Vergütung. Offerten erbeten, **Bremen,** Ingenieur **Radtke, Wandrahm 19.**

Venedig Christliches Hospiz. Campo S. Angelo 3581. Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Gegen halben Pensionspreis finden 1—2 **junge Mädchen** liebevolle Aufnahme in einem feinen, neu gegründeten Pensionat zur Ausbildung in Wissenschaften und Haushalt. Offerten unter **N D** an den Verlag.

Spezial-Landaufenthalt ausschliesslich für

Alkoholkranke

auf dem **Rittergut Nimbsch** a. Bober b. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.) Gegründet 1895. Preis pr. Tag 6 M. Arzt: **Dr. med. W. Bohn.** Prospekte frei durch **Alfred Smith.**

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamte, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 265022128 M. Vermögensbestand 87620000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1904: 2656815 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatt Bezug nehmen.

Töchter-Pensionat

von **Frau Dr. W. Nagel, Darmstadt,** Victoriaplatz 9

Allseitige wissenschaftliche, gesellschaftliche und häusliche Ausbildung
Vorzügliche Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin

Bütten! **Verlobungsbriefe** u. dgl. auf echten Büttenpapieren und -Karten oder auch auf allerbesten schweren mattlatinierten Stoffen liefert schnell, billig und stilgerecht in altdeutschen oder Empireschriften, Hundert Verlobungsbriefe (klein Format 15×18 cm) mit Druck und Umschlägen M. 10,75, weitere hundert M. 5,75, postfrei gegen Nachnahme **Druckerei Bauer, Marburg a. L.**

Evangelische Kirchenzeitung
für Oesterreich

Organ des Evangelischen Pfarrervereins für Oesterreich

22. **Jahrgang.** Erscheint am **1.** und **15.** jeden Monats

Herausgeber: D. **Arthur Schmidt**
evangelischer Pfarrer in Bielitz

Zu beziehen durch die Schriftleitung des Blattes, sowie durch alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes. Postzeitungsliste für das deutsche Reich 2382 a, für Oesterreich 1272

Vertretung für das deutsche Reich: **Paul Stiehl** in **Leipzig**
für Oesterreich: **W Fröhlich** in **Bielitz**

Bezugspreis jährlich für das Ausland 7 Kronen
für Oesterreich 6 Kronen

Probenummern auf Verlangen unentgeltlich und postfrei

Theologische Literaturzeitung

Herausgegeben von **Harnack** und **Schürer**

Verlag: J C Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig

Jährlich 26 Nummern. Preis 18 Mark

Nr. 12. The Jewish Encyclopedia ed. by Singer vol. VIII—IX (Schürer) — The sacred books of the Old Testament, a new english translation printed in colors etc. ed. by Haupt P. 3, 6, 7, 10, 12, 14 (Budde) — Brückner, Die Entstehung der Paulinischen Christologie (Heitmüller) — Gütschow, Innocenz III und England (Keller) — Demski, Papst Nikolaus III (Walter) — Graß, Die geheime heilige Schrift der Skopzen (Kattenbusch) — Stefanowitsch, Die Maljowantzi (Kattenbusch) — Fuchs, Vom Werden dreier Denker (Stephan)

„Die Hilfe"

Nationalsoziale Wochenschrift

Herausgeber D. **Fr. Naumann**

Preis: **Mk. 1,50** vierteljährlich

Die „Hilfe" vertritt die gemeinsamen Interessen von Arbeit und Bildung in Stadt und Land, hat auf politischem, wirtschaftlichem und unterhaltendem Gebiet hervorragende und angesehene Mitarbeiter, ist frisch, leicht und anregend geschrieben und überall verbreitet.

Bestellungen nimmt jede Postanstalt oder Buchhandlung entgegen, Probenummern versendet auf Wunsch gerne gratis

die Geschäftsstelle der „Hilfe"
Berlin-Schöneberg

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 30 Marburg i. H., den 27. Juli **1905**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Das Menschenleben Menschenleid — Der Taufbefehl — Weiteres aus Rom. 5. Das Ende des Haders und hundertneun Millionen Lire, die Italien zahlen müßte — Evangelisch-Soziales aus Oesterreich — Der Religionsunterricht auf dem Zweiten Deutschen Erziehertage. Eine Berichtigung — Zur Kundgebung der Bremer Missionskonferenz — Neue Pfade zum alten Gott. 2 (Graue, Ragaz, Wohlfahrt, Hering) — Verschiedenes: Seelenkämpfe und Glaubensnöte vor 2000 Jahren (Löhr); Das Rätsel des Leidens (Köberle); Ueber die Bedeutung der Freimaurer in Italien; Nochmals vom Deutschen Erziehertage; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Das Menschenleben — Menschenleid

1. Mose 3, 8—24

Das ist die innere Stimmung, das ist die Lebensanschauung unserer Erzählung, daß das Leben des Menschen Leid ist. Das Leben des Weibes ist Leid: denn das Weib wird bestimmt vom geschlechtlichen Leben, und dies geschlechtliche Leben ist Leid für die Frau. Der Mann herrscht über sie, und sie selbst begehrt diese Sklaverei. Und die Folge ist dann das Kind. Mit wie viel Schmerzen wird es getragen und mit wie viel Schmerzen kommt es zur Welt. Frauenleben ist Leid, aber auch das Leben des Mannes ist Leid. Einen störrischen Boden muß er bearbeiten, der nur der mühseligen Anstrengung kümmerlichen Ertrag gibt. Und das Ende solches elenden Menschenlebens ist der Tod. Das Menschenleben ist Menschenleid, und am Ende steht der Tod.

Wir Christen sind daran gewöhnt, überall auch des freundlichen Gottes Arbeit zur Freude seiner Kinder zu schauen. Vor allem auch darum können wir das, weil uns das Leben reicher geworden ist. Für Christenanschauung ist das Weib wirklich nicht nur ein Geschlechtswesen; sondern daneben gibt es für die Frau ein reiches weites Leben sonst, darin und daran sie Freude haben kann. Aber auch darin und daran, daß sie Weib ist, ist doch nicht nur Trauer und Leid. Welche Reichtümer der Freude liegen im Verhältnis von Mann und Weib. Und dann erst, wenn sie ihr Kind trägt und endlich gebiert. Bei allen Schmerzen — welche innerlichen und tiefen, welche leisen und feinen, gar nicht auszusagenden Freuden des Hoffens und nachher des Besitzens und Staunens. Und ebenso geht es dem Mann. Auch er ist nicht nur Arbeiter in seinem Beruf, auch er ist Mensch mit weiten und reichen Beziehungen. Und auch im Beruf ist nicht nur Mühsal; sondern Freude, Freude des Gelingens, des Beherrschens, Freude Anderen dienen zu können mit seiner Arbeit.

Und doch findet das Lied vom Leid auch bei den Christen ein Echo. Weiter und reicher ist unser Leben geworden, weiter und reicher damit aber auch die Möglichkeit zum Leide. Die alten Leid-Erfahrungen, davon unsre Erzählung in den Gottesflüchen spricht, sind geblieben und neue Leid-Wirklichkeiten kommen dazu. Auch in das innerste und feinste, auch in das beste Leben, das wir Menschen haben, ja gerade in dies Leben kommt das Leid.

Aber dies Lied vom Leid wird bei den Christen übersungen oder seine Töne werden aufgenommen und gehen unter in dem großen Jubelsang der Hoffnung. Vor uns weiten sich die Lande des Lebens in die Ewigkeiten auch über den Tod hinaus.

Wirklicher aber noch überwinden die Christen das Leid, die sich gewöhnt haben, nicht nur sehnsüchtig wartend in die Ewigkeit zu schauen, sondern in ihrem ganzen Leben Gott zu merken und zu suchen. Sie sind demütig, sie trauen Gott zu, daß er freundliche Lebensgedanken über sie hat mit all seinem Tun. So werden sie allmählich reifend geduldig. Menschen, die auch im Leide forschen und sinnen, ob sie nicht merken können die Rede und das Arbeiten des lebendigen Gottes an sich. Menschen, die dann in der Nacht ihres Lebens den Wagemut haben, auch diese Nacht von Gott her hinzunehmen.

H B

Der Taufbefehl

Aus dem soeben unter den „Lebensfragen" erscheinenden Buche: Das Dogma von der Dreieinigkeit und Gottmenschheit in seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt von Professor D. Gustav Krüger in Gießen. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Der Taufbefehl ist uns im Evangelium nach Matthäus (28, 19) überliefert und lautet hier:

Zieht nun aus und macht zu Jüngern alle Völker, indem ihr sie taufet auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und belehret sie, zu halten alles, was ich euch aufgetragen habe.

Die litterarische Geschichte dieses Taufbefehles ist noch keineswegs aufgehellt. Die Zusammenstellung Vater, Sohn und Geist findet sich in der gesamten Litteratur bis zur Mitte des zweiten Jahrhunderts nur an dieser und an einer einzigen Stelle der „Apostellehre", von der die Annahme berechtigt ist, daß eben der Wortlaut bei Matthäus auf ihre Fassung eingewirkt habe. Markus und Lukas haben einen Taufbefehl überhaupt nicht. Auch der jetzige, nicht ursprüngliche Schluß des Markusevangeliums kennt nur die Aufforderung (16, 15): „Ziehet aus in alle Welt und prediget die Frohbotschaft aller Kreatur." Ja, es besteht die nicht unbegründete Mutmaßung, daß auch im Matthäus-Evangelium der Befehl nicht immer so gelautet habe, wie wir ihn lesen. Noch bis ins vierte Jahrhundert hinein lassen sich Spuren einer Lesart verfolgen, nach der im Taufbefehl ursprünglich nur die Taufe auf den Namen Christi vorgesehen war.

Das würde der Tatsache entsprechen, daß in der apostolischen Zeit und über sie hinaus eben auf den Namen Christi getauft worden ist. Die Apostelgeschichte läßt hierüber keinen Zweifel: „Aendert euren Sinn," predigt Petrus (2, 38), „und lasset sich ein jeglicher unter euch taufen auf den Namen Jesus Christus zur Vergebung eurer Sünden, so werdet ihr die Gabe des heiligen Geistes empfangen." Daß Taufe und Geistempfang nicht zusammenfallen, ergibt sich aus Kap. 8, 16, wo es heißt: „Petrus und Johannes zogen hinab (nach Samaria) und beteten für sie, daß sie den heiligen Geist empfingen.

Denn er war noch auf keinen von ihnen gefallen, sie waren nur getauft auf den Namen des Herrn Jesus. Da legten sie ihnen die Hände auf, und sie empfingen den heiligen Geist." Auch 10, 48 befiehlt Petrus den Heiden, „sich im Namen Jesu Christi taufen zu lassen." Und in Ephesus tauft Paulus die Johannesjünger, die „auf die Taufe des Johannes" getauft waren, nunmehr „auf den Namen des Herrn Jesus" (19, 5). Seine eigenen Worte im Eingang des ersten Briefes (1, 13) an die Korinther lassen keine andere Deutung zu: „Ist Christus zerteilt? Ist etwa Paulus für euch gekreuzigt worden, oder seid ihr auf den Namen des Paulus getauft?" Heißt es doch im Römerbriefe (6, 3) ausdrücklich: „Oder wisset ihr nicht, daß wir alle, die wir auf Christus getauft sind, auf seinen Tod getauft sind?"

Das wird noch deutlicher, wenn wir in den Sinn der Formel: taufen auf den Namen Christi oder im Namen Christi — was, wie der Vergleich der Quellenstellen zeigt, gleichbedeutend ist — einzudringen versuchen. Zum richtigen Verständnis dieser Formel, über die wir so leicht hinweglesen, eben weil sie so formelhaft geworden ist, muß man wissen, daß im Judentum der Glaube allgemein war, daß man die bösen Mächte der Dämonen bannen und beschwören könne, indem man den Namen Gottes über ihnen nannte, und daß man in diesem Namen auch die Krankheiten austrieb. In der evangelischen Litteratur finden sich nun mehrfache Angaben, die beweisen, daß die Jünger diese magische Kraft auch dem Namen ihres Meisters Jesus zuschrieben. Im Schluß des Markusevangeliums (16, 17 f.) sagt der Auferstandene voraus, was geschehen wird: „In meinem Namen werden sie Dämonen austreiben, sie werden mit Zungen reden, sie werden Schlangen aufheben, und wenn sie etwas Tötliches trinken, wird es ihnen nicht schaden, Kranken werden sie die Hände auflegen, so wird es gut mit ihnen werden." Und so sagen die Jünger (Luk. 10, 17): „Herr, selbst die Dämonen sind uns untertan in deinem Namen," und Jesus bestätigt, daß er ihnen Vollmacht gegeben habe, „zu wandeln über Schlangen und Skorpionen". Die Jünger wissen auch von Betrug zu reden (Mark. 9, 38 f.): „Meister, wir sahen einen, der trieb die Dämonen aus in deinem Namen, und wir wehrten es ihm, weil er nicht mit uns zog." Und im Matthäusevangelium (7, 22) werden Jesus selbst die warnenden Worte in den Mund gelegt: „Es werden Viele zu mir an jenem Tage sagen: Herr, Herr! Haben wir nicht in deinem Namen geweissagt? Haben wir nicht in deinem Namen Dämonen ausgetrieben? Haben wir nicht in deinem Namen viele Taten getan?"

Auch in der Kirche blieb die Beschwörung im Namen Jesu etwas ernsthaft Gemeintes. Das zeigt ein Blick in Justin. Wir lesen in seiner Apologie:

> Der Name Jesus (hebräisch Jehoschuah, das ist Gotthilf) enthält Namen und Begriff eines Menschen und eines Erlösers. Denn er ist auch Mensch geworden, nach Gottes, seines Vaters, Willen, zur Welt gekommen für die gläubigen Menschen und zur Vernichtung der Dämonen. Das könnt ihr noch jetzt erfahren aus dem, was vor euren Augen geschieht. Haben doch viele der Unsrigen, nämlich der Christen, durch die Beschwörung auf den Namen Jesu Christi, des unter Pontius Pilatus Gekreuzigten, auf der ganzen Welt und in eurer Stadt viele von Dämonen Besessene, die von allen anderen Beschwörern, Besprechern und Heilkünstlern nicht geheilt worden waren, geheilt und heilen noch Viele, indem sie die Dämonen, die in den Menschen hausen, zur Ruhe und zum Ausfahren bringen.

Und in einer andern Schrift Justins, dem Gespräch mit dem Juden Trypho, heißt es:

> Wir nennen ihn Helfer und Erlöser, und die Gewalt seines Namens macht selbst die Dämonen zittern, und sie gehorchen noch heute, wenn sie ausgetrieben werden durch den Namen Jesu Christi, des unter Pontius Pilatus, der da Landpfleger war in Judäa, Gekreuzigten.

Nun ist natürlich die Taufformel als solche keine Beschwörungsformel, keine exorzistische Formel, um in der Kirchensprache zu reden. Aber es kann kein Zweifel sein, daß die Taufe „auf den Namen Jesu" den Sinn hatte, daß über dem, der zur Gemeinschaft der Gläubigen Jesu Christi herantrat, der reinigende und befreiende Name des Messias, des Heilandes und Erlösers, gesprochen wurde, der zum Vater im Himmel zurückgekehrt war und vom Himmel aus als der erhöhte Herr (griechisch kyrios) für seine Gemeinde fortwirkte. Der Täufling wurde, wie die angezogenen Stellen aus Paulus, zumal wenn man sie im Zusammenhange liest, deutlich beweisen, Jesu Eigentum, er gehörte ihm zu. Und wo immer der Täufling die Kraft des Sakramentes in sich spürte, da geschah es „im Namen Jesu".

Die Sitte, auf den Namen Jesu zu taufen, ist auch nicht mit einem Male verschwunden. Im „Hirten des Hermas", der Schrift eines christlichen Propheten in Rom, die man der Zeit bald nach 100 zurechnen darf, wenn sie auch als Ganzes später veröffentlicht sein mag, ist wiederholt von der Taufe auf den Namen des Herrn oder auf den Namen des Sohnes Gottes die Rede, während von einer dreigliedrigen Formel jede Spur fehlt. Und noch ein Jahrhundert und mehr, nachdem diese Formel in den allgemeinen Gebrauch der Kirche übergegangen war, sind lebhafte Erörterungen darüber gepflogen worden, ob man die Taufe auf den Namen Jesu, die immer noch bei einzelnen Gruppen in Anwendung kam, anerkennen dürfe oder nicht.

Wann und unter welchen Umständen die erweiterte Formel zuerst in Anwendung gekommen ist, entzieht sich unserer Kenntnis ebenso, wie es dunkel bleibt, auf welche Weise der durch Matthäus bezeugte Wortlaut „Vater, Sohn, Geist" über den anderen „Gott, Jesus Christus, Geist" den Sieg davon getragen hat. Doch sind einige Mutmaßungen gestattet, an denen wir um so weniger vorübergehen dürfen, als das Problem der Dreiheit in der Taufformel für das Dreieinigkeitsdogma von größter Bedeutung ist.

Die größte Wahrscheinlichkeit darf die Annahme beanspruchen, daß die Einbürgerung der, oder richtiger einer dreigliedrigen Formel bei der Taufe in Zusammenhang steht mit der Einbürgerung der Sitte der dreimaligen Eintauchung, wie sie uns durch die „Apostellehre" und Justin bezeugt ist. Diese Sitte ist auf heidnischem, auf römisch griechischem Boden wohl schon bald aufgekommen, da sie dem, was in anderen Kulten üblich war, entsprach. „Die Eintauchung bei der Taufe mußte dreimal erfolgen, genau nach dem vorchristlichen Herkommen, und wenn man anfangs und später in einzelnen Kreisen, im Gegensatz gegen das Heidentum und nachher gegen Sekten, auf den Namen oder den Tod Christi nur einmal eintauchte, so mußte doch die eingewurzelte Vorstellung, daß für alle religiösen, vorab für lustrale (das heißt reinigende) Handlungen die Dreizahl unerläßlich sei, sich schon von Anfang an vieler Orten geltend machen und schließlich durchdringen." *)

Doch erklärt dieser Hinweis nicht alle Dreiheitsformeln; denn es begegnen uns solche an einer Reihe von Stellen der urchristlichen Litteratur außer jedem Zusammenhang mit der Taufformel, und bereits zu einer Zeit, da man nur die Taufe auf den einen Namen kannte. Unmöglich also können auch diese Formeln sich aus der Taufe und aus dem Brauch des dreimaligen Untertauchens entwickelt haben. Wir führen, um unser Material an diesem wichtigen Punkte vollständig übersehen zu können, die Stellen sämtlich an, und zwar in der Reihenfolge, in der sie mutmaßlich entstanden sind.

Paulus im ersten Brief an die Korinther (12, 4 ff.):

> Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist; und es sind mancherlei Dienstleistungen, aber es ist ein Herr; und es sind mancherlei Kräfte, aber es ist ein Gott, der da wirket Alles in Allen.

Und im zweiten Korintherbrief (13, 13):

> Die Gnade des Herrn Jesu und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch allen.

Paulus(?) im zweiten Brief an die Thessalonicher (2, 13 f.):

> Wir aber sollen Gott danken allezeit um euch, vom Herrn geliebte Brüder, daß Gott euch von Anfang an erwählt hat zum Heil in Heiligung des Geistes und Glauben der Wahrheit, wozu er euch berufen hat durch unser Evangelium zum Erwerb der Herrlichkeit unseres Herrn Jesus Christus.

Paulus (?) im Brief an die Epheser (4, 4 ff.):

*) Worte Useners in seinem Aufsatz über die „Dreiheit" im Rheinischen Museum 1903.

Ein Leib und ein Geist, wie ihr auch berufen seid in Einer Hoffnung eures Berufes; Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe; Ein Gott und Vater Aller, der da ist über Allen und durch Alle und in Allem.

Sogenannter erster Brief des Petrus (1, 1):

Nach der Voraussicht Gottes des Vaters, durch die Heiligung des Geistes zum Gehorsam und zur Besprengung mit Christi Jesu Blut.

Brief des römischen Klemens an die Korinther (46,6. 58,2):

Haben wir denn nicht einen Gott und einen Christus und einen Geist der Gnade, der auf uns ausgegossen ist? — Denn so wahr Gott lebt und der Herr Jesus Christus und der heilige Geist, der Glaube und die Hoffnung der Erwählten ...

Ignatius an die Epheser (9, 1):

Steine seid ihr für den Tempel des Vaters, zubereitet zum Hausbau Gott Vaters, hinaufgezogen in die Höhe mittelst der Hebemaschine Jesu Christi (Jesus Christus?), das heißt des Kreuzes, indem der heilige Geist als Seil dient.

Und an die Magnesier (13, 2):

Seid untertan dem Bischof und einander, wie Jesus Christus dem Vater nach dem Fleische und die Apostel Christo und dem Vater und dem Geiste.

Sogenannter Brief des Judas (V. 21):

Betet in heiligem Geiste, bewahret euch selbst in der Liebe Gottes, wartend auf die Barmherzigkeit unseres Herrn Jesus Christus.

Auch dieser Ueberblick bestätigt unser bisheriges Ergebnis. Wir sehen, daß an sämtlichen Stellen Gott (Gott Vater), Jesus Christus (Herr Jesus Christus, Herr) und heiliger Geist — nicht Vater, Sohn und Geist — irgendwie verbunden erscheinen.

Woher nun diese Dreiheit? Liegen hier spekulative Gedanken über das Wesen der Gottheit zu Grunde? Sieht man schon damals in der dreifachen Entfaltung seines Wesens die Eigenart des Christengottes? Davon kann angesichts der aufgeführten Stellen nicht die Rede sein. Nirgendwo ist gesagt, daß diese „Drei" „Eins" seien; im Gegenteil verrät überall die Betonung jedes einzelnen Wesens in seiner Einheit, daß man an eine Gesamt-Einheit der Drei noch gar nicht denkt. Oder wäre es nicht das Höchste gewesen, bei allen Mahnungen zur Einheit, denen diese Formeln so häufig dienen, zu sagen: Und diese Drei sind Eins! Wir beobachten weiter, daß die Dreiheit keineswegs immer rein zur Erscheinung kommt. Die Stelle aus dem Epheserbrief und die zu zweit angeführte aus dem Brief des Klemens beweisen, daß auch andere Güter unbefangen neben dem Geist genannt werden, daß man also bei solchen Formeln nicht an eine Entfaltung des Wesens der Gottheit, sondern an eine Zusammenstellung des höchsten Besitzes der Christenheit zum Zweck der Ermahnung, des Schwures und der Feierlichkeit der Rede überhaupt dachte.

Man wird nicht irre gehen, wenn man annimmt, daß gerade das liturgische Bedürfnis und eine lange liturgische Gewohnheit solche dreigliedrige Formeln hervorgerufen haben. „Drei" ist eine viel gebrauchte, alte Zahl, oft mit dem Charakter der Heiligkeit umkleidet. Dreimal geschieht Viel in vielen Religionen. Man braucht nur daran zu erinnern, daß dreifach schon der Segen Aarons ist, den wir allsonntäglich in der Kirche hören: „Der Herr segne dich und behüte dich; der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig; der Herr hebe sein Angesicht über dich und gebe dir Frieden." In Israel und draußen bei den Heiden war dies feierlich liturgische Sprache. Und auch aus dem Neuen Testament lassen sich Formeln genug erbringen, in denen die Dreiheit das aufbauende Gesetz ist und die doch keineswegs eine Entfaltung der Gottheit allein darstellen wollen. So sei besonders auf zwei Formeln hingewiesen, die Gott, Christus — und die Engel zusammenstellen; 1. Tim. 5, 21 und Luk. 9, 26:

Ich beschwöre dich vor Gott und Christus Jesus und den auserwählten Engeln ...

Wenn er kommt in der Herrlichkeit seiner Person und des Vaters und der heiligen Engel.

Das vollkommenste liturgische Beispiel ist aber die mehrmals dreigliedrige Formel der Offenbarung Johannes (1, 4):

Gnade sei euch und Friede von dem, der da ist
und der da war und der da sein wird,
und von den sieben Geistern, die vor seinem Throne sind,
und von Jesus Christus,
dem treuen Zeugen
dem erstgeborenen von den Toten,
und Herrscher über die Könige der Erden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nach Alledem hält man sich am sichersten an die liturgische Bedeutung der Dreizahl und stellt die dreigliedrigen Formeln mit Gott, Christus und Geist neben die mit andern großen „Namen" und Gütern der Christenheit. An eine „Dreieinigkeit" und eine Wesensdefinition der Gottheit ist noch nicht gedacht.

Auch das Taufbekenntnis enthält davon keine Spur. Weder ist gesagt, daß die „Drei" gleich „Eins" seien, noch kann angesichts des geschichtlichen Befundes von drei „Personen" geredet werden. Und nirgends ist angedeutet, daß man den „Geist" in anderer Weise verstehen soll, als die „Kirche" die „Vergebung der Sünden" und die „Fleischesauferstehung."

Weiteres aus Rom

5. Das Ende des Hadersund — hundertneun Millionen Lire, die Italien zahlen müßte

Seit ich zuletzt geschrieben, sind die Dinge, die uns beschäftigen, greifbarer geworden. Zuerst kam mir eine hellgrüne Broschüre zur Hand: Die gegenwärtige Stunde und das Ende des Zwistes zwischen Italien und dem Papsttum.*) Leider hat sie einen Verfasser, der so eifersüchtig auf seine Gedanken ist, daß er nicht nur alle Rechte wahrt, sondern sogar eine riproduzione parziale untersagt. Ob er ein Priester sei, vermag ich nicht zu erraten, doch würde ich es bezweifeln, hätten wir nicht bereits so merkwürdige Bekenntnisse gehört. Er sagt nämlich, seit fünfzig Jahren gehe der italienische Klerus stetig und weit unter das Niveau der Priester andrer Länder zurück. Obgleich nie so viele Seminarien und Kollegien existiert hätten als jetzt, fehle es an arbeitsfreudigen Priestern. Man lasse kleine Parochien eingehen. An manchen Orten fänden sich mehr Kirchen als Priester; an anderen gestatte man dem Priester zwei Messen zu lesen. Dagegen nähmen die Parasiten in Rom zu; es fände eine schamlose Jagd nach Prälaturen statt und Keiner erhalte das Geringste ohne Protektion. Doch dies nur nebenbei, denn sein eigentlicher Zweck ist zu erklären, von dem bisher erstrebten Modus vivendi wolle er nichts wissen, sondern nur von einer definitiven Lösung der Frage, die man mutig stellen müsse: bedarf der Papst der irdischen Herrschaft zu seinem geistlichen Amte, oder nicht? Wohl wisse er, daß Etliche lieber Italien in Flammen aufgehen sähen, als diese Fragestellung zu gestatten. Aber die Stunde dafür sei günstig, denn Pius liebe Italien und möchte es groß, fromm und sittlich sehen.

Das Bild, das er, der Hellgrüne, sich vom verflossenen Menschenalter macht, ist modern wie das unsere. Er meint, zwei Päpste haben vierzig Jahre lang nichts Anderes getan als protestiert, und dennoch habe die weltliche Herrschaft immer mehr Freunde verloren. Die Intransigenten erwarten ein Wunder. Aber es wäre doch verständiger in den Erfahrungen dieser drei Dezennien eine vorsehungsvolle Fügung zu sehen, aus der man lernen solle zu einer geistigeren Amtsführung hinanzusteigen. Die Frage, ob die weltliche Herrschaft notwendig sei, verneint er durchaus mit eben den Gründen, die wir Alle nicht müde werden ins Feld zu führen. Wie oft schon haben wir Alle, die Freunde Italiens, hervorgehoben, daß die Tätigkeit der Kurie sich nie so ruhig und fruchtbar entwickeln konnte, als sie es in den letzten 35 Jahren getan: zwei Konklave verliefen so schnell und friedlich wie kaum je zuvor. Zwei Papstkrönungen, die Goldene Messe, die Ausstellungen, Fürsten-

*) L'ora presente e la fine del Dissidio tra il Papato e l'Italia. Roma, Tipografia cooperativa 1905. 42 S.

Empfänge, Pilgerzüge ohne Zahl sind ungestört ins Werk gesetzt worden. Dennoch erhält man die Gärung besonders unter den nicht-italienischen Katholiken. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung ein Artikel der Fortnightly Review der jetzt auch als italienische Broschüre käuflich ist.*) Er entwickelt, daß eine Verständigung weder möglich noch wünschenswert sei ohne territoriale oder internationale Garantien, und zwar aus den zwei Gründen, weil dem Papst ein zu großes Unrecht geschehen, und weil das Parlament zu entschieden antiklerikal sei. Wie die Garantiegesetze von einem solchen beschlossen worden seien, könnten sie immer in einem Anfall fanatischer Verfolgungssucht von einer ähnlichen Kammer widerrufen werden. Und selbst wenn sie zu einem Paragraphen der Konstitution erhoben würden, wäre das Haupt der Kirche dennoch in einer gewissen Abhängigkeit von einer irreligiösen Regierung. Ein schwacher Papst könnte dergestalt der Hof-Kaplan des Königs von Italien werden. Dies war vor sechs Jahren geschrieben. Heute wehen lindere Lüfte. Ueberdies waren, wie Alle wissen, die Verbindungen nie ganz unterbrochen. Haben doch sogar Pionono und der sterbende König Vittorio Emanuel II. Briefe gewechselt! Crispi hatte in seiner Ministerzeit den Monsignore Carini zum Vermittler und Vertrauensmann, seines Waffenbruders des Generals Carini Sohn, der nach der hier umlaufenden Sage vergiftet wurde, weil er so eifrig für die Versöhnung wirkte. Der Kardinal Galimberti hatte einen gleichnamigen Vetter im Ministerium. Tausend Berührungen sind gar nicht zu umgehen und amtlich geboten. Diesen Winter hat man sich darüber aufgeregt, ob der Herzog von Genua, der Bruder der Königin Margherita, zu einer Feier nach St. Peter gegangen sei und auch die Museen besucht habe? Habe er dabei den Papst gesehen oder nicht? Wer will darauf antworten, wer die kennen, die in dem Riesenpalast mit hundert Toren und Höfen, mit heimlichen Treppen und Pforten, mit doppelten Wänden ein und ausgehen? wer schaut in die geschlossenen Staatswagen mit beflügelten Rossen? Wenn je ein Organismus vom Geheimnis lebte, so tut es die Kurie noch heute.

Doch zum Hellgrünen zurück. „Niemand zweifelt, daß die Religion der mächtigste Hebel des Volkslebens ist;“ — eine in Italien merkwürdige Versicherung — „aber diese mit Politik verquickte Religion ist keine Religion. Die Eifrer sollten sich eine Lehre daraus nehmen, daß neulich der sterbende General Sonnay seinem Bruder zu Liebe den Priester kommen ließ: Aber keinen, der meinen König und mein Vaterland schmäht!“

„Wenn aber die Intransigenten meinen, von Italien müßten die Zugeständnisse ausgehen, so ist das einfach unmöglich.“ Und in der Tat, wir haben uns das oft klar gemacht: Schon Cavour betrachtete Rom als natürliche Hauptstadt des Reiches. Garibaldi setzte seine ganze mächtige Persönlichkeit dafür ein: O Roma, o Morte! Florenz war zu keiner Zeit etwas Anderes als Uebergangsstadium. Und auf dieses der Nation ins Herz geschriebene Rom sollte der König einseitig verzichten? Auch das Parlament täte es nie, und wenn es je geschähe, trügen die Patrioten die Bomben unter die Mauern des Vatikans und des Parlamentspalastes von Montecitorio zugleich! Und wie könnte man dies moderne, regsame, breitstraßige, lichtstrahlende Rom zurückstoßen in den Zustand vor 35 Jahren, wo es keine Straßenbeleuchtung gab, und von wo Memoiren und Korrespondenzen bezeugen: „Die Fremden kommen nach Rom, um Ruinen, um das Mittelalter zu sehen, denn in Rom herrscht der Tod.“ Während ich aber dieser meiner eigensten Betrachtung nachhänge, sehe ich, daß der Hellgrüne auf den letzten Seiten immer zuversichtlicher wird, da auch die Herren Pater Brandi und Monsignore Patrizi die Garantiegesetze für ausreichend zur Verständigung halten. Sollten wir demnach auf dem besten Wege sein, die reizende Zeichnung in den Witzblättern zu verwirklichen, wo der runde gemütliche Pius und der feine König Vittorio Emanuele Arm in Arm durch Rom spazieren?

Auf eine dahinzielende Andeutung erhielt ich von römischen

*) Fortnightly Review, March 1899.

Freunden die Antwort: „Und die hundertneun Millionen, die Italien als Preis zu zahlen hätte?!“

Das gibt der Sache allerdings eine erschütternde Wendung. Ich setze mich also wieder hin und studiere: „Die unverjährbare Dotation und das Garantiegesetz*) von Monsignore Patrizi“ und die Gegenschrift: „Die hundertneun Millionen des Pontefice (die verjährte Dotation)“ von der Freimaurerloge Lira e Spada**) und lese von so vielen Gesetzen und so vielen daraus entspringenden Beweisen, daß es eine Wonne für Fachmänner sein muß, sich darin zurecht zu finden. Indessen läßt sich doch ein Bild gewinnen, besonders wenn man den historischen Hintergrund im Auge behält.

Als Pionono im Jahre 1848 für kurze Zeit eine konstitutionelle Regierung proklamiert hatte, wurde ihm von dieser eine Zivilliste von 3,225,000 Lire zugebilligt.

Die unruhigen zwölf Jahre, welche nun folgten, drängten Piemont mehr und mehr in den Mittelpunkt der Bewegung, und veranlaßten die leitenden Staatsmänner immer ernstlicher auf eine Lösung der römischen Frage zu sinnen. Nach dem österreichisch-französischen Kriege 1859 war Italien allerdings noch nicht, nach dem geflügelten Napoleonischen Wort: frei bis zur Adria!, aber doch ein sich abrundendes Königreich der freien Volkswahl mit der Hauptstadt Florenz (1860). In diese Florentiner Zeit fallen die verschiedenen ministeriellen Projekte zur päpstlichen Frage, die von den Juristen erwähnt werden. Das von Ricasoli gleich damals 1861 entworfene erwog den Gedanken, die auswärtigen katholischen Mächte aufzufordern einen Teil der erwähnten Zivilliste zu übernehmen, und auch die folgenden Entwürfe brachten in der Sache nicht die volle Klarheit. Indessen türmten ungeheure Wolken sich am Horizont.

> Ich sitze am brausenden Webstuhl der Zeit
> und webe der Gottheit unsterbliches Kleid.

Wer hätte sie vergessen, jene Ereignisse ohne Gleichen! Hier in Rom unter der glühenden Julisonne des Jahres 1870 erklärte sich der fehlbare Mensch zum Unfehlbaren, Gottgleichen; und drüben am Rhein stürzte unter dem Donner der Geschütze die Macht in Trümmer, auf deren Bajonnette er sich verlassen. Während wir dann um Straßburg und Metz die Wagenburg schlugen und den eisernen Gürtel schlangen, zogen die italienischen Truppen durch die Bresche der Porta Pia in die ewige Stadt, am 20. September 1870. Am 2. Oktober erklärten Stadt und Provinz in fast einstimmiger Wahl, daß sie sich dem Königreich Italien anschlössen. Das königliche Dekret vom 9. Oktober erklärte hierauf Rom und die römische Provinz als parte integrale des Reiches. Gleichzeitig wurde versichert der Sommo Pontefice behalte seine Würde, seine Unverletzlichkeit und alle Prärogativen des Souveräns.

Durch das Gesetz vom 31. Dezember 1870 wurde diese Verfügung rechtskräftig gemacht.

Inzwischen hatten sich auch die Gesichtspunkte geändert, von denen aus man früher eine Kollektivdotation aller katholischen Staaten für wünschenswert gehalten hatte. Vor seinem Einzug, am 7. September 1870, hatte Vittorio Emanuele bereits ein Rundschreiben an die auswärtigen Mächte gerichtet, in dem er sich verpflichtete, dem Papsttum seine Souveränität zu erhalten. Am 18. Oktober richtete dann das Ministerium an seine auswärtigen Gesandten ein neues Schreiben, in dem es mitteilte, daß Rom Hauptstadt Italiens geworden sei, und fortfuhr: „Vor allen Dingen wird die hohe Stellung, die dem heiligen Vater persönlich gebührt, in keiner Weise geschmälert worden. Sein souveräner Charakter, sein Vorrang vor den katholischen Fürsten, die Unverletzlichkeit, die Zivilliste, die ihm in dieser Eigenschaft gehören, werden ihm reichlich guarantiti gewährleistet werden.“ Hierauf nun richtete sich in den folgenden Monaten die ganze Aufmerksamkeit der Regierung, und am 13. Mai 1871 wurde das als Legge delle Guarantigie

*) La dotazione imprescrittibile e la legge delle guarantigie. Tipografia Tata Giovanni 1905. 26 S.

**) I 109 Millioni del Pontefice. La dotazione prescritta. A cura della Loggia Massonica Lira e Spada di Roma. 31 S.

bekannte Garantiegesetz rechtskräftig beschlossen. Der Artikel 4, auf den es uns hier ankommt, lautet wörtlich:

Zu Gunsten des heiligen Stuhles wird die jährliche Dotation von 3,225,000 Liren beibehalten (conservato).

Mit dieser Summe (sowie mit der anderen, die im römischen Budget eingetragen ist unter dem Titel: der heiligen Apostolischen Paläste, des heiligen Kollegiums, der Congregazioni ecclesiastiche, des Staats-Sekretariats, der auswärtigen Diplomatie) s'intenderà provveduto, ist genügsam vorgesorgt, sowohl für den Unterhalt des Sommo Pontefice, für die ordentlichen und außerordentlichen Bedürfnisse des heiligen Stuhles, den ordentlichen und außerordentlichen Unterhalt und die Bewahrung (manutenzione e custodia) der apostolischem Paläste mit Zubehör; sowie der Gehälter 2c. 2c.

Die obige Dotation wird auf den Namen des heiligen Stuhles ins große öffentliche Schuldbuch eingetragen unter der Form einer beständigen, unveräußerlichen Rente (in forma di rendita perpetua ed inalienabile), und wenn der heilige Stuhl erledigt ist (vacanza della S. Sede) wird man fortfahren sie zu zahlen, um die sämtlichen Bedürfnisse der römischen Kirche in diesem Zwischenraum zu decken.

Sie ist frei von allen Steuern und Lasten, sei es der Regierung, der Provinz oder der Kommune, und kann auch in dem Fall nicht verringert werden, daß die italienische Regierung später beschlösse, die Unterhaltungskosten der Museen und Bibliothek selbst zu übernehmen.

Hierzu lesen wir in dem Buche i 109 Millioni (Lira e Spada) S. 10:

In der Kammerverhandlung wurde mehrfach der Einwand laut, die italienische Regierung habe überhaupt nicht die Verpflichtung, dem Papst eine Gegenleistung für die verlorene weltliche Herrschaft zu machen. Darauf antwortete das Ministerium, daß nach der Einnahme Roms der Papst, wenn auch kein weltlicher Fürst mehr, immerhin das Haupt der katholischen Christenheit bleibe (il Sovrano spirituale dei credenti). Es läge demnach im Interesse der katholischen Mächte, ihm die Vorrechte und Mittel zu erhalten, die ihm zur Uebung seiner geistlichen Macht nötig seien ... Dies war der Zweck des Gesetzes, und durch das pekuniäre Opfer erreichte der italienische Staat sehr geschickt, die Sache einseitig zu regeln, und auf beiden Punkten jede fremde Einmischung zu verhüten ... Auch Bompard*) faßt die Sache wie wir [wie Lira e Spada], im Gegensatz zu Monsignore Patrizi: „Das Gesetz vom 13. Mai 1871 ist ein italienisches Gesetz und hat in keiner Weise den Charakter eines internationalen Abkommens. Es wurde weder den Mächten unterbreitet, noch von ihnen genehmigt oder gebilligt. Hier ist ein großer Unterschied zwischen den Entwürfen der Jahre 1861, 1868 und August 1870. In der Diskussion hat das Ministerium mehrmals erklärt, daß es natürlich bestrebt sei, die katholischen Staaten zu befriedigen, aber durchaus keine internationalen Verpflichtungen irgend welcher Art eingegangen sei." ... Also ist das Garantie-Gesetz einschließlich des Artikel 4 einfach und durchaus ein italienisches Gesetz und erkennt dem Papst keinerlei Recht der territorialen Souveränität zu, noch auch den Charakter des regierenden Fürsten.

Der dem Senat unterbreitete Entwurf hatte das Wort stabilito „festgesetzt"; der Senat aber wünschte das Wort conservato „erhalten", weil es der Tatsache besser entspräche und schicklicher laute. Dies hebt Lira e Spada hervor als Antwort an den Monsignore, welcher aus dem conservato die internationale Verpflichtung herleiten möchte. Man wollte eine Dote beneficaria stiften, die vom Wechsel der Person unabhängig sei. Dieselbe sollte ein für allemal vom Parlament beschlossen werden. Damit wollte man nicht den König kränken, dessen Zivilliste beim Regierungswechsel von der neuen Kammer neu beschlossen wird, und nicht sowohl dem Parlament das Recht nehmen, die Dotation neu zu bewilligen, als die Regierung binden, daß sie die weltliche Gewalt nie wieder zurückerstatten könne. Referent über das Gesetz war damals Ruggiero Bonghi, und er erklärte sehr bestimmt, daß es durchaus die Absicht der beratenden Kommission gewesen, dem Sommo Pontefice die Eigenschaft als Souverän zu verweigern, weil dies zu unmöglichen Konsequenzen führen würde, wie z. B. zu dem Recht eigner Gerichtsbarkeit und dem Anspruch der Schließung von selbständigen Allianzverträgen.

Wie vorauszusehen, nahm der heilige Stuhl von dem Gesetz keine Notiz. Nur einmal, im Jahre 1883 kam es zu einer gerichtlichen Verhandlung darüber, als die Erben Mastai-Ferretti auf Auszahlung der rückständigen Summe klagten. Sie wurden abgewiesen, „weil die Dotation nicht der Person des Papstes, sondern dem heiligen Stuhl gehöre."

Seitdem drängten sich so viele Lebensinteressen der Nation in den Vordergrund, daß die Dotationsangelegenheit ganz in Vergessenheit geriet oder doch nur in gelehrten Werken besprochen wurde, bis plötzlich Padre Brandi in der Civiltà Cattolica 1904 und nun Monsignore Patrizi die Sache in gebildeter Sprache und mit juristischen Kenntnissen erörterte. Dies muß von oben gewollt sein, wie die Lira e Spada ganz richtig bemerkt, denn bei der strengen Disziplin der Priesterkreise würde kein Geistlicher diese Sache ohne einen solchen Wink zu berühren wagen. Es handelt sich nämlich*) um nichts Geringeres als um die Summe von 109,650,000 Liren, die sich bis Ende 1904 angehäuft hätten. Wenn diese Summe zu 5% kapitalisiert würde, so hätte Italien dem heiligen Stuhl außer der gesetzlichen Dotation von 3,225,000 Liren jährlich noch die Summe von 5,482,500 Zinsen zu zahlen, im Ganzen also 8,707,500 Liren jährliche Rente!

Die ganze Erörterung zwischen den verschiedenen Juristen oder Parteien bewegt sich also schließlich um die Frage: Muß Italien dies zahlen, wenn es den Frieden will? Die geistlichen Herren Advokaten sagen: Ja, es muß es zahlen, denn das Garantiegesetz ist ein internationales Gesetz und dafür gibt es keine Verjährung. Die Liberalen und Patrioten und mit ihnen die meisten der fremden Rechtsgelehrten sagen: Nein, denn es ist ein gänzlich und ausschließlich italienisches Gesetz, und kraft der italienischen Gesetze verjährt eine nicht erhobene Rente alle fünf Jahre und wird nach dreißig Jahren gänzlich ausgelöscht.

Daß es dem armen, schon bis an die äußerste Leistungsfähigkeit gedrängten Lande den finanziellen Ruin brächte, ist nur eine Seite der Sache.

Die andere Seite erscheint den Vaterlandsfreunden noch viel schrecklicher. Man denke nur, sagen sie, was es hieße, dem Vatikan, diesem geborenen Feind Italiens, eine solche Waffe in die Hand zu geben. Denn auch dann, und erst recht dann würde er niemals Italien seine Existenz als Einheitsstaat verzeihen, noch auch, daß es sich von seiner geistlichen Bevormundung befreit hat und offenen Sinnes mit freiem, eignem Denken in den Wettbewerb der Völker eintritt. Und allerdings ist dies wahr. Man höre nur wie die Reverendi Brandi und Patrizi von unverjährbaren Rechten, von unmöglichem Verzicht, von Zurückerstattungsforderungen reden. Am Schluß hat Monsignore Patrizi sogar die Kühnheit zu schreiben: er würde sich ehrfurchtsvoll neigen, wenn der heilige Vater für gut befände, die gedachte Summe anzunehmen, ohne damit im Geringsten einen Verzicht auf seine Ansprüche zu leisten. Ein Geringes zurückzunehmen von dem Vielen, was geraubt worden, sei eine kluge Verwaltungsmaßregel zum Besten des heiligen Stuhles.

Bei einem Vortrag über die religiöse Stimmung von Paris sprach neulich Paul Sabatier ein merkwürdiges Wort: wir kennen keine unfehlbaren Kirchen als Hüterinnen unfehlbarer Dogmen mehr; nous ne connaissons que l'homme qui marche toujours et n'arrive jamais!

Ich fürchte, dies wird auch mehr und mehr bei der italienischen Kultur zutreffen, und die Schuld daran wird Jeder nach seiner Farbe dem Anderen beimessen, wie dies bereits in Frankreich geschieht.

Maria Sell

*) Bompard, Le pape et le droit des gens. 191 S.

Evangelisch-Soziales aus Oesterreich

Schon vor vier Jahren machte sich der steirische Ausschuß für die evangelische Bewegung an die Aufgabe, in Arbeiterkreisen für den Protestantismus zu werben. Er berief zu diesem Zweck einen reichsdeutschen (württembergischen) Geistlichen, der in geschlossenen, in sogenannten § 2-Versammlungen Vorträge in evangelisch-sozialem Sinn hielt. Zum Teil kam es damals zu Auseinandersetzungen mit sozialdemokratischen Rednern, die den Standpunkt vertraten: „Pfaff ist Pfaff"; der Protestantismus will das Geistesleben knechten so gut wie der Katholizismus; Religion ist Privatsache, von Partei wegen raten wir in diesen Dingen weder zu noch ab.

In diesem Frühjahr wurden jene Vorträge wiederholt. Durch den Vorsitzenden des steirischen Agitationsausschusses,

*) Lira e Spada S. 4.

Karl Fraiß in Graz, wurde ich nach Steiermark eingeladen. Ich sprach, vorwiegend in Arbeiterversammlungen, über die Stellung des römischen und des protestantischen Christentums zu den sozialen Fragen. Die Vorträge waren ganz grundsätzlich und allgemein gehalten; sie gingen auf einzelne soziale Mißstände und Forderungen nicht ein. Die Bedingungen aber, unter denen diesmal diese Vorträge gehalten wurden, waren wesentlich andere als vor vier Jahren. Viel bessere und hoffnungsvollere.

Schon äußerlich: die meisten Vorträge fanden in öffentlichen Versammlungen statt. Davon waren zwei (in Hieflau und Eisenerz) von den sozialdemokratischen Vertrauensmännern an den beiden Orten einberufen. Auch die Leitung lag in sozialdemokratischer Hand. Neben mir als Redner saß ein k. k. Regierungskommissär in voller Uniform. Er fand sich aber nicht bewogen, irgendwie einzugreifen, war im Gegenteil äußerst liebenswürdig, namentlich auf der gemeinsamen Fahrt von einem Ort zum andern. Eine weitere Versammlung aber war ohne weiteres von evangelischen Vertrauensmännern als öffentliche Los-von-Rom-Versammlung einberufen und von katholischen sozialdemokratischen Arbeitern sehr stark besucht. Trotzdem der Charakter dieser Versammlung wie auch der Redner (ein reichsdeutscher evangelischer Pfarrer!) der Behörde angemeldet war, fühlte sie sich hier nicht einmal zur Ueberwachung bewogen. Man weiß ja, daß Steiermark nicht Böhmen ist. Aber doch waren eingeborene Oesterreicher von dieser Haltung der Behörden, die *uns*, namentlich in Süddeutschland, eigentlich selbstverständlich vorkommt, überrascht. Insbesondere Rosegger, den ich am Schluß zu besuchen Gelegenheit hatte, gab seinem Erstaunen lebhaften Ausdruck: „Ich kenne Oesterreich nicht mehr."

Aber bedeutsamer ist die innere Stimmung, die diesmal den Vorträgen entgegengebracht wurde. In dieser Beziehung sei zuerst auch für Oesterreich festgestellt, was bei uns immer wieder zu beobachten ist: das Bildungsstreben in den Arbeiterkreisen ist ungemein ausgeprägt. Für geistige Bewegungen, wie jetzt die Los-von-Rom-Bewegung, ist Etwas zu hoffen von den Gebildeten einerseits (Studenten in Wien, Bergakademiker in Leoben!) und von den Arbeitern anderseits. Dagegen das Bürgertum der Städte ist nicht zu haben, ist überhaupt geistig wenig regsam, sondern zunächst noch rettungslos dem Philistertum verfallen. So wurde mir die Lage dutzende Male geschildert, so habe ich sie selbst beobachten können. Es ist doch sicher ein Zeichen von geistigem Leben, wenn nach einem Vortrag ein einfacher Arbeiter auf mich zukam mit der Frage: Was halten Sie von Tolstoi? oder wenn in einer andern Versammlung in einem deutsch-nationalen Arbeiterverein, unmittelbar nach einander drei schriftliche Anfragen einliefen: 1. Was ist die Heilsarmee? 2. Was ist der Unterschied zwischen Augsburgischem und Helvetischem Bekenntnis? 3. Was sind und wollen die Baptisten? Endlich war es sehr bezeichnend und war mir eigentlich in Deutschland noch nie so scharf entgegengetreten, wie die Aufmerksamkeit wuchs und der Beifall sich zusehends mehrte, wenn ich von der Stellung des Protestantismus zur Volksbildung sprach. In mancher Nachsitzung kam selbst bei den einfachsten Männern eine ganz überraschende Kenntnis der Schuleinrichtungen zu Tage, manchmal bis in die kleinsten Einzelheiten von Gesetzgebung und Organisation.

Die Bildungs- und Schulfrage ist denn auch der Punkt, von dem aus sich neuestens eine gewisse Annäherung zwischen Sozialdemokratie und Protestantismus ergeben hat, zunächst in Niederösterreich nnd Steiermark. Schon bei einer der letzten Wahlen haben die Deutsch-Nationalen in Stichwahlen für den Sozialdemokraten gestimmt. „Selbstverständlich!" kann man sagen, da der gemeinsame Gegner, der Klerikalismus, auch gemeinsam zu bekämpfen ist. Dann aber kam das niederösterreichische Schulgesetz. Es ist an sich unbedeutend, so sehr, daß man über seinen genaueren Inhalt nur schwer Aufschluß bekommen konnte. Allein es stellt einen ersten erfolgreichen Vorstoß gegen die „freie Schule" dar, das Schibboleth aller Antiklerikalen in Oesterreich. Dieser Vorstoß ging vom niederösterreichischen Landtag aus, in welchem die Christlich-Sozialen die Mehrheit haben. Das Bedeutsamere aber ist, daß die Regierung anstandslos und umgehend ihre Genehmigung zu dieser Durchbrechung des liberalen Grundgesetzes von 1868 gab. Diese Tatsache brachte denn auch die sozialdemokratischen Arbeiter auf die Beine. Sie erkannten: Rom ist nur mit *einer* Waffe wirksam zu bekämpfen, dadurch daß man ihm den Rücken kehrt; und je massenhafter die Austritte erfolgen, desto besser. So geht heute auch durch die sozialdemokratischen Reihen die Losung: Los von Rom! Die meisten Führer sperrten sich anfangs dagegen. Allein die Bewegung wurde mächtiger als sie, namentlich als sich der Abgeordnete Schuhmeier an ihre Spitze stellte. Er drang denn auch mit seiner Auffassung auf dem niederösterreichischen Parteitag durch. Und die Folge ist, daß z. B. in Wien seit Beginn des Jahres etwa 700 Personen aus der römisch-katholischen Kirche ausgetreten sind.

Aus dieser Entwicklung ergibt sich schon von selbst das Bedürfnis auf sozialdemokratischer Seite, über die romfreien Kirchen, also die evangelische und die altkatholische, Genaueres zu erfahren. Umgekehrt erwächst den evangelischen Kreisen Oesterreichs die Pflicht, sich besser als bisher der sozialen Kräfte bewußt zu werden, die im Protestantismus liegen. Auf beiden Seiten ist aber nicht nur das Bedürfnis, sondern auch die Geneigtheit vorhanden, sich kennen zu lernen und bei gewissen Gelegenheiten zusammen zu gehen. Das zeigt doch am deutlichsten die schon angeführte Tatsache, daß sozialdemokratische Vertrauensleute auf Veranlassung evangelischer Männer Versammlungen einberiefen, in denen ein evangelischer Pfarrer sprach. Und weitere solche Versammlungen waren geplant, in welchen dieses Zusammengehen auch äußerlich zur Darstellung kommen sollte, indem der Abgeordnete Schuhmeier und ich zusammen sprechen sollten. Leider kamen sie nicht zu stande, aber lediglich aus dem zufälligen Grund, weil der Reichsrat unerwartet lange beisammen blieb und Schuhmeier zu der Zeit nicht abkommen konnte, auf die ich schon längst eingeladen war. Zum Teil traten an Stelle dieser geplanten Volksversammlungen evangelische Familienabende. Dabei war es sehr bezeichnend, daß auch zu diesen evangelischen Abenden katholische Sozialdemokraten eingeladen wurden und erschienen, zum Teil sich nachher für die gehörte Rede bedankten. Es war für sie fast wie eine Offenbarung, daß es auch noch eine andre Form von Christentum geben solle als das ultramontane, das sie bisher allein kennen gelernt hatten.

Mit dem Allen soll keineswegs behauptet werden, daß nun die österreichischen, speziell steirischen, Arbeiter demnächst in hellen Haufen bei der evangelischen Kirche anklopfen werden. Noch weniger, daß sie auch nuc in der Mehrzahl von religiösem Interesse geleitet seien, wenn sie übertreten. Allerdings eine Diskussion, die sich auf grundsätzlichem Widerspruch gegen den Vortrag aufgebaut hätte, gab es nicht. Nur einmal legte mir ein sozialdemokratischer Führer Fragen von mehr grundsätzlicher Bedeutung vor, nämlich: wie sich Redner die Ordensauszeichnung zurechtlege, die der Patriarch von Jerusalem dem deutschen Kaiser verliehen habe; und sodann: wie man sich auf evangelischer Seite zu der sozialdemokratischen Forderung stelle der Trennung von Kirche und Staat? — Sonst beschränkte sich der Vorsitzende meist auf die Schluß-Mahnung (die *ich* selbstverständlich nie direkt ausgesprochen habe): Ziehet aus dem Gehörten den Schluß und machet euch los von Rom! Stets wurde dann sehr gewissenhaft beigefügt: Nach unserem Programm ist Religion Privatsache, also sagen wir Keinem, wohin er gehen soll; ob er evangelisch oder altkatholisch oder konfessionslos wird, ist uns einerlei, wenn er nur los von Rom wird. Und wenn ihr den Schritt nicht tätet um euer selbst willen, so tut ihn um eurer Kinder willen, damit diese von katholischem Religionsunterricht und Beichtzwang frei werden.

Gerade der letztere Gesichtspunkt aber, die Rücksicht auf die Kinder, läßt die Mahnung zum Austritt wenigstens zu einer mittelbaren Aufforderung zum *Uebertritt* werden. Denn nach österreichischem Recht müssen Kinder von Konfessionslos-Gewordenen in der Religion erzogen werden, der die Eltern ursprünglich angehörten. Will also ein katholischer Sozialdemokrat seinen eigentlichen Zweck erreichen, so muß er sich für die evangelische oder altkatholische Kirche entscheiden. Bei dieser

Sachlage ist es begreiflich, daß es Evangelische auch in Oesterreich gibt, welche diesen Arbeiter-Uebertritten mit sehr gemischten Gefühlen gegenüberstehen. Ist es doch vielfach ein recht politisch gefärbter Haß gegen Rom im Verein mit der eben geschilderten Zwangslage, was diese Leute zur evangelischen Kirche führt. Allein schließlich findet man doch überall die Freude an der jetzigen Entwicklung überwiegen. Denn einmal gewinnen tatsächlich viele aus äußeren Beweggründen Uebergetretene ein immer regeres Interesse an ihrer neuen Religionsgemeinschaft; sie werden für die Religion überhaupt zurückgewonnen. So lernte ich in einer Stadt Süd-Steiermarks eine Frau kennen, die lange Jahre eine fanatische Führerin im sozialdemokratischen Lager und Atheistin gewesen war. Seit ihrem Uebertritt ist sie zwar immer noch Sozialdemokratin, verkehrt aber daneben fast als Hausfreundin im evangelischen Pfarrhaus und führt seitdem auch den politischen Kampf in gemäßigteren Formen als früher. Dann aber wird von den Pfarrern immer wieder der Gesichtspunkt hervorgehoben: Es mag sein, daß in der jetzigen Generation nicht mehr viel religiöses Leben zu wecken ist. Allein durch den Uebertritt der Eltern bekommen wir die Kinder in den Religionsunterricht. Und man traut dort in der Ostmark einem frei verkündigten Evangelium noch so viel Kraft zu, daß es die empfänglichen Herzen der Jugend einfach gewinnen müsse. Man kann in dieser Beziehung oft geradezu überschwängliche Hoffnungen aussprechen hören. Mag man sie teilen oder nicht, so viel ist doch gewiß: mit solcher Hoffnungsfreudigkeit wird mehr erreicht, gerade auch in Arbeiterkreisen, als mit der müden Resignation, die bei uns in vielen christlichen Kreisen zum guten Ton gehört.

Freilich geht man auch in Oesterreich nicht blind in die neue Arbeit hinein. Die Sorge ist vorhanden und wohl nicht ganz von der Hand zu weisen, daß da und dort die kaum geschaffenen Gemeindeorganisationen einem größeren Zuwachs aus den arbeitenden Schichten noch nicht völlig gewachsen sein könnten. Es ist nicht ohne weiteres unsoziale Gesinnung, wenn es manchmal heißt: wir können nicht so viele Arbeiter brauchen. Die jungen Gemeinden sind oft finanziell sehr schwach fundiert, so daß sie in der Tat größere Lasten, ausgedehnte kirchliche Armenpflege und dergleichen, kaum tragen könnten. Und doch, soll es auch in der Ostmark gehen, wie es im Reich gegangen ist? Sollen auch dort die Arbeiter an der evangelischen Kirche vorübergehen? Bei uns hat es zur rechten Zeit am rechten Verständnis für ihre Bedürfnisse gefehlt. Dort fehlt es an Geld. Liegt darin nicht eine dringende Aufforderung an alle evangelisch-sozialen Kreise, den österreichischen Brüdern doppelt kräftig unter die Arme zu greifen, damit sie die Türen weit aufmachen können?

Noch wichtiger aber ist ein Zweites. Der österreichische Protestantismus steht in schweren konfessionellen und auch nationalen Kämpfen. Die Kräfte aller derer, die vorne an stehen, sind mit diesen Fragen genügend angespannt. Nun pocht die soziale Frage mit Macht an. Und unter den österreichischen Pfarrern ist ein lebhaftes Gefühl für die Wichtigkeit dieser Frage vorhanden. Es war für mich eine überraschende und hocherfreuliche Entdeckung, als eine ganze Pfarrkonferenz sich fast einig zeigte in der Auffassung, daß auch die konfessionelle Frage nur auf Grund der sozialen (und nationalen) zu lösen sei. Dabei wurde der Grundgedanke Naumannscher Politik, die sonst in nationalen Kreisen Oesterreichs stark verschrieen ist, ohne weiteres als richtig anerkannt, daß nämlich die Macht Roms nur zu brechen sei durch ein Bündnis von Liberalismus (in Oesterreich: deutschem Nationalismus) und Sozialdemokratie. Allein die Männer, die dort draußen stehen auf vorgeschobenem Posten, haben nicht Zeit noch Kraft, sich nun auch noch selbstständig in diese für sie neu auftauchenden Fragen zu versenken. Sie schauen zu uns herüber suchend und fragend: Was habt Ihr auf sozial-ethischem Gebiet geleistet, wie verknüpfet Ihr die zwei Worte „evangelisch“ und „sozial“? Wir haben es ja gewiß schon um unser selbst willen dringend nötig, diese Fragen immer neu durchzudenken. Wir leisten aber nunmehr mit evangelisch-sozialer Gedankenarbeit auch den österreichischen Brüdern einen Dienst.

Sie tun uns zum Dank auch einen Dienst. Die Fragestellung, wie sie sich dort ergeben hat, sagt uns aufs neue, daß der Protestantismus in unsern Tagen seine Lebensfähigkeit darin erweisen muß, ob er zu den sozialen Dingen die rechte Stellung findet. Das wird in weiten Kreisen der evangelischen Kirche noch immer nicht mit der wünschenswerten Deutlichkeit erkannt. Sonst wäre die Beteiligung am Evangelisch-sozialen Kongreß eine regere, sonst wäre mehr zu berichten von Förderung evangelischer Arbeitervereine seitens der Kirche. Sonst wären keine solch verständnislosen Urteile möglich, wie wir sie über den letzten Kongreß in führenden Blättern haben lesen müssen. Insbesondere aber geht uns der österreichische Protestantismus zur Zeit voran mit einer vorurteilsfreieren Stellung zur Sozialdemokratie. Er hat das vielleicht etwas leichter als wir, weil auf beiden Seiten die Verhältnisse günstiger liegen. Allein, die Pflicht der Verständigung ist auch für uns vorhanden. Sie wird um so eher zu stande kommen, je kräftiger und je früher die evangelische Kirche wahrhaft evangelisch-sozial wird. Eugen Kappus

---

Der Religionsunterricht auf dem Zweiten Deutschen Erziehertage

Eine Berichtigung

Die Besprechung, die Herr Dr. med. Georg Liebe meinem Weimarer Vortrag über das Thema „Unser Religionsunterricht“ in Nr. 28 dieser Zeitschrift gewidmet hat, muß gerade in den wesentlichsten Punkten richtig gestellt werden. Denn die Kritik des Rezensenten richtet sich gegen Behauptungen, die ich nie aufgestellt habe und nie vertreten könnte, und gegen Dinge, die mir ganz unbekannt sind.

Zum Ersten hat Herr Dr. Liebe die Grundthese meines Vortrags, ohne die alles Andre in ein falsches Licht gerät, ganz außer Acht gelassen. Sie lautet, wie er schon in meinem Aufruf zum Weimarer Tag lesen konnte:

> Kein Religionsunterricht mehr als Schulfach, aber auch kein Fach in der Schule ohne Religion! Die direkte religiöse Unterweisung soll ganz dem Elternhaus überlassen bleiben, das sich zu diesem Zweck der kirchlichen Einrichtungen (Konfirmandenunterricht 2c.) bedienen mag.

Versteht man meine Ausführungen unter diesem Gesichtspunkt, so werden die Einwände meines Kritikers alle hinfällig:

1. „Ob wir aber die wirklich großen Lebensbilder einiger Propheten missen möchten . . ., darüber ließe sich reden.“ Gewiß läßt sich darüber reden, und ich bin der Letzte, der sie missen möchte. Nur verfechte ich die These: innerhalb des Schulplans gehören diese Gestalten in den Geschichtsunterricht, der im Gegensatz zu dem Kriegs- und Schlachtenpanorama, als welches im Wesentlichen der historische Unterricht nach unseren heutigen Lehrbüchern und Lehrplänen noch immer erscheint, — ein kulturgeschichtlicher und damit auch ein religionsgeschichtlicher werden muß. Aber ich verfechte auch die andere These, daß mit diesem Unterricht, da nachweislich dem kindlichen Alter der geschichtliche Sinn noch ganz fehlt, erst sehr spät begonnen werden darf.

2. Das führt mich auf den zweiten Punkt. Im selben Zusammenhang führte ich aus, man werde es aber wohl als ein großes Manko betrachten, wenn aus jener Rücksicht die Kinder mit den Geschichten vom lieben Heiland nicht einmal mehr durch die Schule vertraut gemacht würden.

Demgegenüber machte ich darauf aufmerksam, daß, wenn man geschichtlich wahr bleiben wolle, es zum Allerschwierigsten gehöre, Kinder in ein Verständnis des Evangeliums einzuführen. Ja selbst die Bergpredigt — die Seligpreisungen nicht ausgeschlossen — biete, wie Jeder wisse, der sie Kindern nicht bloß einprägen, sondern auch verständlich machen wolle, die größten Schwierigkeiten. Ich erinnerte neben der Eigenart des Milieus, in der diese Gedanken wurzeln, an die Paradoxa der Evangelien, das „Alles oder Nichts“, und erinnere hier noch ausdrücklich an das Problem, wie man Kin-

dern das Verständnis für die eschatologische Stimmung des Neuen Testamentes beibringen soll, ohne das doch wieder alles Andere im Neuen Testament nur halbverstanden bleiben kann. Ich habs nun durch viele Jahre versucht und bin noch zu keinem befriedigenden Resultat gekommen. Darum, meine ich, kann die Schule ohne Schaden in den Klassen bis zum vierzehnten Lebenjahr auf diesen Stoff verzichten. Nicht aber habe ich gesagt, die Gestalt Jesu müsse überhaupt aus dem religiösen Unterricht entfernt werden. Ich selbst behandle die Gestalt Jesu in meiner Art sehr ausführlich im Konfirmandenunterricht. Aber das ist kirchlicher, in Folge eines Privatauftrages der Eltern erteilter Unterricht, kein Schulunterricht. Und — wohlgemerkt — dabei bilde ich mir nicht ein, daß, wenn es mir je einmal gelungen sein sollte, den Kindern die Entstehung des Christentums geschichtlich zu klarem Verständnis gebracht zu haben, — daß gerade dadurch auch religiös viel gewonnen wäre. Ich erblicke in dieser geschichtlich aufklärenden Arbeit vielmehr nur eine aus dem geschichtlichen Zusammenhang, in dem wir stehen, notwendig sich ergebende Hilfsdisziplin, die ich als Theologe leiste. Als religiöse Persönlichkeit habe ich Anderes und Wichtigeres zu tun. Ich kann beispielsweise in einer Gegenwartserzählung aus meinem lebendigsten ethisch-religiösen Empfinden heraus den Kindern einen Christus im Stile eines Uhde zeichnen — ja, dann vielleicht, habe ich religiös gewirkt.

3. „Aber Gott?" — Hier ist es mir ganz und gar unbegreiflich, wie ich bei Herrn Dr. Liebe einem so ungeheuerlichen Mißverständnis zum Opfer fallen konnte. Noch einmal erinnere ich an den Satz: „kein Fach in der Schule ohne Religion!" Und, da ich auch den andern Satz betonte, die Naturwissenschaft gehöre in den Mittelpunkt des modernen Bildungsstoffes, so ergab es sich mir von selbst, in einigen Sätzen das Religiöse so auf den Ausdruck zu bringen, daß Jeder daraus sollte ersehen können, in welchem Sinne ich mir aus einem richtig erteilten Natur- und Geschichtsunterricht direkt religiöse Wirkung verspreche. Was nun aber Herr Dr. Liebe aus meiner Religionsbestimmung folgert, das trifft mich gar nicht, denn ich kann alle seine Ausführungen hierzu fast wörtlich selbst unterschreiben. Er stößt offene Türen ein. Ich empfehle ihm, die Leitsätze im dritten Teil meines Religiösen Jugendunterrichts, (Stuttgart, Kielmann 1900), an die ich mich im Wesentlichen noch heute halte, sich anzusehen. Und ich werde doch nicht in einem Vortrag bekämpfen, was ich selbst fast täglich freiwillig tue!

Aber noch einmal: ich gebe kirchlichen Unterricht. Der naturwissenschaftliche Lehrer mag, ja soll seine Schüler bis zu dem Punkte bringen, wo sich die letzten Fragen nach dem Woher? und Wohin? aufdrängen. Aber das Wort „Gott" auszusprechen, ist er als naturwissenschaftlicher Lehrer nicht berufen. Doch hätte ich Nichts dagegen, wenn in sparsamer und dezenter — darum vielleicht um so eindrucksvollerer Weise — auch der Lehrer jene höchste Deutung und Bejahung des Weltgeschehens durchblicken ließe, die sich im Gottesglauben konkreten Ausdruck schafft. Nur dagegen allerdings habe ich Verwahrung eingelegt, daß man beim Kinde mit der Türe ins Haus falle, ihm den „lieben Gott" beibringe, bevor es ein Bedürfnis erlebt, nach ihm zu fragen.*) Zuerst sollen die Eltern durch ihre Liebe dem Kinde das „Ein und Alles" sein. „Des Kindes Liebe zu dir, seinem Erzieher, — sagte ich — das sei seine erste Religion; später wirst du ihm dann zeigen können, daß, was es an dir liebt, der großen Weltliebe entstammt, in der wir das Verständnis des Lebens finden." Herr Dr. Liebe wird mir keinen Satz aus meiner Rede anführen können, der ihn zu der Behauptung berechtigt, ich wolle „Gott" aus dem Religionsunterricht überhaupt heraus haben. Vielmehr wird er sich erinnern, daß ich wörtlich gesagt habe: „Alle Wahrheit hat nur einen Wert, wenn sie gesucht, erworben ist; deshalb soll man auch dem Kinde erst von Gott sprechen, wenn es ihn sucht." Also soll man ihm doch nach meinen eigenen Worten von Gott sprechen, nur nicht zu früh! Oder sollte mir Herr Dr. Liebe nicht einmal die Ueberzeugung zutrauen, daß bei jedem Kinde einmal von selbst Fragen kommen, die nur in Gott ihre Beantwortung finden?

4. Herr Dr. Liebe redet von einer „Eingabe", ja sogar von einer „aufregenden Eingabe", die den Vätern und Müttern zur „Massenunterzeichnung" unterbreitet werden soll. Er scheint die Eingabe zu kennen, und nach seinen Andeutungen scheint sie so abgefaßt zu sein, daß, wer sie unterzeichnet, sich damit in Bausch und Bogen zu meinen Ausführungen bekennt. Mir jedoch ist eine solche Eingabe nicht bekannt und ich würde sie auch nicht einmal gutheißen. Mir ist nur bekannt, daß widerspruchslos einer Resolution zugestimmt wurde, wonach eine Eingabe an geeigneter Stelle vorzubereiten sei, um den Religionsunterricht als besonderes Fach aus dem Schulplan völlig auszuschalten, da dieser einzig Sache der Kirche und der Familie sei. Ob und wie die Eingabe inzwischen zu Stande gekommen ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Ihren Zweck aber könnte ich nur mit Freuden begrüßen.

Friedrich Steudel

*) Ich darf hier vielleicht an die Worte erinnern, die Schiller vier Jahre vor seinem Tode am 15. März 1801 gegen Fräulein von Wurmb geäußert hat: „Man sollte es sich zur heiligsten Pflicht machen, dem Kinde nicht zu früh einen Begriff von Gott beibringen zu wollen. Die Forderung muß von innen heraus geschehen und jede Frage, die man beantwortet, ehe sie aufgeworfen ist, ist verwerflich. Man sagt dem Kinde öfter im 6. 7. Jahre etwas vom Schöpfer und Erlöser der Welt, wo es den großen schönen Sinn dieser Worte noch nicht ahnen kann und so sich seine eigenen verworrenen Vorstellungen macht. Entweder verhindert man durch dieses zu frühe Erklären den schönen Augenblick des Kindes ganz, wo es das Bedürfnis fühlt, zu wissen, woher es kommt und wozu es da ist, oder kommt er ja, so ist doch das Kind schon so kalt durch seine vorhergegangenen Ideen geworden, daß man ihm nie wird die Wärme einflößen können, die es gefühlt haben würde, wenn man ihm Zeit bis zu diesem entscheidenden Augenblick gelassen hätte."

Zur Kundgebung der Bremer Missionskonferenz

1

Sehr geehrter Herr Doktor!

Die Kritik, die Sie in Nr. 25 an der Bremer Kundgebung geübt haben, scheint mir unbillig. Sie werfen den Achtundvierzig Kompetenzüberschreitung vor. Aber die Leute sind ja auf ihrem ureigensten Gebiet geblieben. Sie reden nicht im Allgemeinen von der modernen Theologie und deren Recht oder Unrecht, sondern von der Zerstörung*) und der Erschwerung der Missionsarbeit. Das ist gewiß nicht geschehen ohne bittere Erfahrungen. Und allerdings werden wir einer näheren Ausführung von berufener Seite über diese Erfahrungen entgegensehen müssen. Die Missionskreise sind gewiß friedlich gestimmt. Wenn sie sich heute, wo die Mission schon Feinde genug hat, zu einer solchen Kundgebung entschließen, die Aufsehen erregen muß, wenn ein solcher Beschluß einstimmig gefaßt wird, so wirkt das nicht auf alle Kreise „wie das Damnamus eines hierzu nicht berufenen Kollegiums." Viele sehen darin nur ein neues Zeichen der furchtbaren Not, die durch das bezidierte Zurückweichen der modernen Theologie vor dem Zeitgeist geschaffen worden ist.

Noch ein Wort zu der praktischen Seite, die Sie berührt haben. In einer Pastoralkonferenz, der ich anwohnte, ist vorige Woche der Ausdruck gefallen, die Bremer Versammlung habe eine Dummheit gemacht, und es wurde die Drohung ausgesprochen, man könne sich bewogen sehen, die Hand von Basel abzuziehen, das bei uns im Elsaß viele Freunde hat. Ihr Satz, sehr geehrter Herr Doktor: „Man kann doch nicht bleiben, wo einem das moralische Daseinsrecht abgesprochen wird", paßt nicht allzu gut zu so Manchem, was Sie in den letzten Monaten verfochten haben. Die Mission ist doch auch kirchliche Arbeit; es dürfte daher da und dort befremden, daß hier so schnell das Wort „Ehrensache" ausgesprochen wird.

*) So nach dem Wortlaut, den die meisten Zeitungen gebracht haben und den wir dem Reichsboten entnahmen. Wie uns mitgeteilt wurde, sagt der authentische Text nicht „zerstört", sondern „gestört".

D H

Die Missionsgesellschaften arbeiten ja nicht für sich; sie tun ihr Werk um des Herrn willen und um der armen Heiden willen. Es wird nun Jeder, auch der Parteigänger einer Theologie, welche die fundamentalen Heilstatsachen entwertet oder gar leugnet, — und nur von einer solchen redet die Kundgebung — sich Folgendes fragen müssen: „Haben die bisherigen Missionsgesellschaften im Segen gewirkt oder nicht? Haben wir, die wir doch die Missionspflicht anerkennen, Etwas, das die alten Missionsgesellschaften ersetzen könnte? Ja, halten wir es auch nur für möglich, daß von unserer Seite etwas Derartiges geschaffen werden könnte?“ Erst nach Entscheidung dieser Fragen darf ein Entschluß über die fernere Stellung zu den alten Missionsgesellschaften gefaßt werden. Und die Erfahrungen des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins, der doch nun auch schon zwanzig Jahre besteht, dürften nicht allzu ermutigend sein.

In vorzüglicher Hochachtung Ihr
Büst, 26. Juni Karl Maurer

2

Hochverehrter Herr Professor!

Gleich Ihnen bin ich von der Erklärung der Bremer Missionskonferenz tief schmerzlich berührt worden, und das umsomehr, als ich kürzlich erst in Barmen einen Missionskursus durchgemacht habe, an den ich immer mit Dank zurückdenken werde. Hat man uns Kursisten doch mit außerordentlicher Liebe und Freundlichkeit dort aufgenommen, und waren doch auch wir modern gerichteten unter den Teilnehmern uns bewußt, daß wir trotz unserer anderen theologischen Eigenart aus dem Missionshause mehr mit hinausnahmen als nur eine äußerliche Erweiterung unserer Kenntnisse und unseres Gesichtskreises.

Was nun? Die Frage liegt auch mir hart an. Aber ich komme dabei zu einer anderen Antwort, als Sie sie in Nr. 25 gegeben haben. Sie schreiben:

> Man kann doch nicht bleiben, wo einem das moralische Daseinsrecht abgesprochen wird. Aus unseren Kirchen kann uns Niemand ausschließen, so lange wir ihnen innerlich zugehören: mit Missionsvereinen steht es doch anders.

Ich gebe zu, daß eine Privatperson diesen Gesichtspunkt der Ehre geltend machen kann. Ich stehe aber zu Barmen gar nicht bloß als Privatperson in einem Verhältnis, sondern vor allem als Leiter einer Gemeinde, die wie alle Erfurter Gemeinden, mit der rheinischen Mission durch eine Geschichte von sieben Jahrzehnten verbunden ist. Und man hat uns von Barmen aus immer belehrt, daß man die Gemeinden als die eigentlichen Missionsträger, sich selber nur als das ausführende Organ ansehe. Soll nun meine Gemeinde ihre Arbeit plötzlich liegen lassen, soll sie, so viel an ihr ist, die Hereros fortan ihrem Schicksal überlassen und an der aufblühenden Batakschen Volkskirche auf Sumatra kein Interesse mehr nehmen, bloß weil die von uns beauftragten Männer etwas merkwürdige Gedanken über moderne Theologie haben? Es würde schwer halten, meine Gemeinde dazu zu überreden, umsomehr als wir hier glücklicher Weise von religiösem Parteichauvinismus sehr wenig angekränkelt sind.

Drum meine ich, wir wollen das Unsere tun, um die Bremer Resolution zu vergessen und sie der wohlverdienten Vergessenheit zu überliefern. Ihre Väter aber wollen wir durch verdoppelte Mithilfe zwingen, früher oder später ihr Urteil über die moderne Theologie einer Revision zu unterziehen.

Billig

3

Der Eine Punkt, dem beide Briefe gelten, ist rasch erledigt. Unsre Freunde im Pfarramt haben nicht das Recht, innere oder äußere Bande, die ihre Gemeinden mit den am Bremer Beschluß beteiligten Missionsgesellschaften verbinden, zu lösen, weil sie etwa mit mir an dem Bremer Beschluß Anstoß nehmen. Nur darum konnte es sich für mich handeln, auf jene öffentliche Kundgebung hin den mit mir Empfindenden anheimzugeben, ob wir nicht unsre persönliche Stellung zu den beteiligten Missionsgesellschaften revidieren sollen. Auch käme — immer vorausgesetzt, daß meine Kritik der Bremer Resolution richtig ist — ferner in Betracht, ob nicht Pfarrer, die sich als moderne Theologen fühlen, in Gemeinden und Landeskirchen, die mit ihren Missionssympathien weder durch das Herkommen noch durch ihre religiöse Art gebunden sind, darauf hinwirken sollen, daß diese ihre freien Gaben Missionsvereinen zuwenden, welche der modernen Theologie unbefangen gegenüber stehen. Es kommt ja da nur der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein praktisch in Frage; aber dieser doch um so mehr, als es nur an der lässigen Unterstützung seiner Arbeit aus der Heimat liegt, wenn er draußen in China und Japan nicht ganz anders vorankommt. Seine Missionare draußen arbeiten treulich und erfolgreich; an Ideen, Wünschen, Plänen fehlt es nicht, aber immer nur zu sehr an Geld. Man mag geneigt sein, daraus den Schluß zu ziehen, den der verehrte Herr Pfarrer Maurer zieht; ich halte das nicht für gerecht; denn so gewiß „liberale“ Gemeinden leicht an Missionsinteresse konservativen nachstehen werden, so gewiß hat der Mangel an Zufuhr aus diesen Kreisen in vielen Gegenden die Ursache, daß die Kollekten, dank alten Verträgen oder schlichtem Herkommen, Missionsvereinen zufließen, mit denen die Geber eine innere Gemeinschaft der religiösen Richtung keineswegs aufweisen können. An solchen Verhältnissen wird man in Friedenszeiten nicht gerne rütteln; wenn aber die Missionen selbst in den Streit der Richtungen mit offiziellen Kundgebungen eingreifen, ist es Recht und Pflicht, den bestehenden Zustand zu prüfen und, wo die Bedingungen gegeben sind, eine der inneren Lage besser entsprechende Verwendung der Gaben herbeizuführen.

Was nun meinen Widerspruch gegen den Beschluß der XI. Kontinentalen Missionskonferenz im Allgemeinen anlangt, so darf ich ja wohl mitteilen, daß unsre Freunde in Goslar diesen Beschluß eben so ernst genommen haben wie ich. Die Freunde haben sogar den Vorstand unsrer „Vereinigung“ beauftragt, in einem Schreiben an den Vorstand der Konferenz wider die Resolution vorstellig zu werden. Dies ist geschehen, und wir dürfen zur gegebenen Zeit auf Antwort hoffen. Wie diese aber auch ausfallen möge, so ist der Protest, den wir erheben, in erster Linie der Ausdruck unsers Respekts vor der Missionskonferenz. Wenn jetzt in Preußen wiederholt Kreissynoden ihre Beschlüsse wider die moderne Theologie fassen, so haben wir davor gar keinen Respekt. Denn sollten immerhin durch diesen kirchenpolitischen Betrieb kirchenpolitische Wirkungen erzielt werden, so wissen wir ganz genau, daß ein wirkliches Kennen der heutigen Theologie auf diesen Kreissynoden nicht vorhanden ist, und darum haben wir vor ihren Demonstrationen keine Achtung. Aber die Männer der Missionskonferenz können und müssen wissen, um was es sich handelt, und wenn sie der modernen Theologie den Handschuh hinwerfen, so nehmen wir ihn auf. Wir ehren sie damit und wir ehren uns damit, daß wir uns ihrem Vorwurfe stellen. Eine Fülle von Wissen und von Glaubensenergie ist in dieser Konferenz vereinigt: gerade darum schweigen wir nicht, sondern nehmen uns der viel geschmähten und wenig gekannten modernen Theologie an, bekennen uns zu ihr und tun das als Christen, aus dem Glauben heraus, den wir haben. Männer wie die zu Bremen mußten sich sagen, daß ihre Kundgebung voraussichtlich keinen anderen Erfolg haben konnte, als die weitere Schärfung der innerkirchlichen Gegensätze und insbesondere die Stärkung des wider die heutige Theologie bestehenden Mißtrauens. Wollten sie das vermeiden, so durften sie nicht eine so ins Allgemeine gehende, jeder näheren Substantiierung entbehrende Anklage in die Oeffentlichkeit ausgehen lassen. Kein Zweifel, daß viel gefehlt und gesündigt wird in der theologischen Arbeit wie in allerlei christlichem Wirken sonst; aber man beschuldige nicht ohne zugleich zu würdigen, man klage nicht ohne Verständnis zu beweisen, man unterscheide und begreife, daß Licht- und Schattenseiten beieinander sind. Gewiß gehört Glaube dazu, den Heiden das Evangelium zu bringen, das habe ich neulich herzlich und frei anerkannt; aber Glaube, Berge versetzender Glaube lebt heute gerade auch in den rechten Anhängern modernen Theologie. R

Neue Pfade zum alten Gott

9 Bände. Einzeln um 1,60, gebunden 2 Mk. Bei Paul Waetzel, Freiburg i. B.

2

Im sechsten Bändchen, Dietrich Graue: „Die Religion des Geistes“ (welches Bändchen ich für das bestgelungene der ganzen Serie halte), besitzen wir eine populäre Religionsphilosophie, in der das schwierige Problem gelöst wird, gebildete Laien mit den Grundfragen und Grundprinzipien der Religionsgeschichte und Religionspsychologie bekannt zu machen. S. 1 bis 17 behandelt Graue die prinzipielle Frage nach dem Wesen der Religion überhaupt. Die Religion ist ihm „eine notwendige Funktion des menschlichen Geistes“, auf die der moderne Mensch nicht verzichten kann, ohne sich selbst aufzugeben, ohne sein inneres Leben verkümmern, veröden und verarmen zu lassen. S. 17—31 beleuchtet Graue die Religion des Geistes:

Die Religion muß auf ihren Höhepunkten und an ihren Genies studiert werden. Wir müssen den Versuch machen, in die innere Welt eines Jesus, Augustin, Franz von Assisi, Luther, Kant, Schleiermacher und wie sie alle heißen, uns hineinzuversetzen, ehe wir das Recht haben, über die Religion in Bausch und Bogen abzurteilen.

S. 31—62 beschreibt die Sprache der Religion, und zwar die religiöse Sinnbildersprache und die Sprache der religiösen Gewißheit; S. 62—94 die Religion als persönliches Erlebnis, und zwar Religion als unmittelbare, lebendige Erfahrung, und Religion als Protestantismus, dessen Zentrum die Rechtfertigung durch den Glauben, das sola fide, sola gratia der Reformation ist. Graue kommt S. 89 zu dem Resultat, das mich an Rudolf Eucken und Johannes Müller erinnert:

Religion ist nun einmal persönliches Leben und wird daher am sichersten durch Personen geweckt. In dieser enormen Elastizität aber, die nicht nur in Nebendingen sich bewährt, sondern auch im Zentrum der Religion nicht versagt, liegt die Unüberbietbarkeit des Christentums protestantischer Auffassung.

Leonhard Ragaz, Schüler Kants und Euckens, zeigt uns im siebenten Bändchen „Du sollst, Grundzüge einer sittlichen Weltanschauung“ die Pfade, die von dem Gebiete des Sittlichen aus zum alten Gott und zum alten Evangelium führen. Im ersten Teil S. 1—38 schildert Ragaz die Not und Sehnsucht derer, die Gott und das höchste sittliche Gut noch nicht haben, aber danach suchen und sich danach sehnen, z. B. die Naturalisten, Nietzsche, Comte, Tolstoi u. A. Im zweiten Teil S. 45—105 die Grundlagen der Moral, besonders den kategorischen Imperativ, das Gewissen, die sittliche Weltordnung, die Freiheit, Verantwortlichkeit und das Verhältnis von Moral und Religion. Im dritten Teil werden die Grundzüge der Moral Jesu aufgezeigt und Jesus selbst als das verwirklichte, sittliche Ideal erwiesen. Ragaz faßt seine Ausführungen zusammen S. 178:

Wir finden im Evangelium Jesu das, was wir suchen, und sind überzeugt, es nirgends sonst annähernd so vollgenügend finden zu können. Hier findet die sittliche Erkenntnis ihre volle Reinheit, sie kommt völlig zu sich selbst, indem sie sich als Willen des heiligen Gottes verstehen lernt, der der Wirklichkeit zu Grunde liegt. Aber hier, wo die sittliche Forderung aufs höchste gespannt wurde, war auch die Kraft zu ihrer Erfüllung gegeben. Hier war die Macht des Guten, die uns die Erreichung des Zieles verbürgt; hier war der Vater, der uns seinen Geist mitteilt, der uns zu sich zieht, der uns hebt und trägt, der uns trotz unserer Schuld nicht fallen läßt, uns endlich erlöst von aller Not und uns in seiner Gemeinschaft seliges Leben gibt. Nun war das sittliche Leben befestigt an einer weltüberlegenen Wirklichkeit und bekam damit erst seine volle Zuversicht.

Im achten Bändchen beleuchtet Günther Wohlfahrt die Frage: „Beten und moderner Mensch sein, wie reimt sich Beides zusammen?“ Im ersten Teil S. 5—30 schildert er die Zweifel, die dem modernen Beter aufsteigen, im zweiten Teil S. 31—48 das Beten als Erfahrung und Erkenntnis, im dritten Teil S. 49—95 Wort und Geist, Form und Inhalt beim Gebetsvorgang, im vierten Teil S. 96—159 Stimmungen und Früchte des rechten Gebetes. S. 158 preist er die Macht des Gebetes auch für den modernen Menschen trotz Naturgesetzlichkeit und Naturnotwendigkeit:

Warum soll nicht Gott Gebet und Wirkung vermitteln? Man dürfte sonst überhaupt nicht mehr von einer Führung des einzelnen Menschen durch Gott reden. Luther ein Werkzeug Gottes zu nennen, wäre dann nur Phrase. Mehr als einmal hab ichs doch empfunden, daß Gott auch ohne unsern Willen in unser Geschick eingreift, Entschlüsse und Empfindungen in uns weckt, die wir gar nicht begehrt haben. Der Gott, der mir so manchesmal eine wider all mein Erwarten ausdauernde Kraft gegeben hat, der mir manches Dunkel aufgehellt hat, kann gewiß auch in andern Seelen Entschlüsse wecken, die zum Bau seines Reiches auf Erden dienen. Das wäre ein sehr beschränkter Gott, der das nicht könnte. Es fragt sich nur, ob er dazu auf das Gebet eines Menschen wartet. Und warum das nicht? Wir haben als Geisteswesen die Freiheit, Etwas für Gottes Reich zu tun oder Nichts zu tun. Das Gebet ist der Durchbruch des Entschlusses: Ich will etwas tun; Herr hilf mir! Gott aber verknüpft unsre Entschlüsse mit seinen ewigen Plänen. Das ist Gebetserhörung.

Endlich im neunten Bändchen beschreibt Otto Hering das „Persönliche Christentum oder das Eine, was uns not tut.“ Weder ein neues Dogma noch ein neues Glaubensbekenntnis, noch die Repristination eines alten Dogmas oder eines alten Satzungs- und Buchstabenglaubens kann uns helfen in der gegenwärtigen Krisis, sondern allein die Rückkehr zum unmittelbaren, persönlichen Leben in Gott und in Christus. Wir suchen und brauchen ein dogmenfreies, in Christus und in Gott gebundenes, persönlich frommes Christentum, wie es die edeln Mystiker alter und neuer Zeit angestrebt und angebahnt haben. Hering zeigt, daß die Fülle des religiösen Lebens in Jesus erschienen (S. 20—42) und daß er darum der Weg zum persönlichen und ewigen Leben für den modernen Menschen sei. Wer an ihn glaubt, gewinnt und besitzt das persönliche und ewige Leben, das allen Zweifeln der Naturalisten und Atheisten überlegen ist und uns aufwärts zum lebendigen Gott führt S. 84—96:

In der Religion findet die unmittelbare Berührung des menschlichen Geistes mit Gottes Geiste statt, eine Berührung, die dem elektrischen Strome gleich, Funken herüber und hinüber gehen läßt. Sie ist daher nicht etwas, das uns in heiligen Schriften und überkommenen Einrichtungen überliefert wird, was wir also von außen empfangen, was uns gelehrt werden könnte, sondern sie ist eine angeborene Veranlagung unseres Geistes, die nach Entwicklung drängt. Sie hat damit ihre selbständige Stellung im menschlichen Geistesleben. Aber sie beschränkt sich nicht auf ein einzelnes Gebiet; nicht auf das der Moral, derart, daß man sie etwa aus der Tatsache des Gewissens ableiten und in der Versittlichung des Menschen ihr Ziel erblicken müßte. Sie ist auch nicht ein lediglich verstandesmäßiges Begreifen der göttlichen Dinge. Sie ist auch nicht bloße Bewegung des Gefühls. Das alles sind einzelne Seiten ihrer Betätigung, aber ihr Wesen selbst ist damit nicht erklärt. Sie ist Leben und darum in ihrem innersten Kerne unerklärbar, wie das Leben selbst. Sie ist das Leben, das aus der Berührung mit Gott hervorgeht. (S. 19.)

Um den im ganzen günstigen und freundlichen Gesamteindruck des Gerstungschen Sammelwerkes nicht zu stören oder zu trüben, habe ich bisher meine privaten Wünsche zurückgestellt. Ragaz S. 90 und 119 und Hering S. 19 und 21 zitieren viermal Rudolf Euckens und Johannes Müllers epochemachende und für die Apologie des Christentums fruchtbringende Werke. Ich hätte gewünscht, daß auch die andern Bändchen in diesen Rüst- und Waffenkammern der modernen Apologetik sich brauchbare Schutz- und Trutzwaffen geschmiedet und ausgewählt hätten. In den christologischen und soteriologischen Fragen scheint mir das Moment des religiösen Geheimnisses und das Moment der religiösen Mystik, welche beide Momente nach Rudolf Eucken aus der Ueberwelt, d. h. aus der weltüberlegenen und weltbeherrschenden absoluten Geistigkeit und Innerlichkeit resultieren, zu wenig in Betracht gezogen zu sein. Auch das Verhältnis von Offenbarung und Religionsgeschichte, von Offenbarung und Psyche, das gegenwärtig für Viele eine brennende Frage bedeutet, wäre zu erörtern gewesen. Kalweits „Begründung der Religion,“ G. Claß' „Realität der Gottesidee“ und J. Müllers „Die Quellen des religiösen Lebens,“ bieten wertvolle Fingerzeige für die Lösung dieses hochinteressanten Problems. Das könnte ja in einer hoffentlich bald bevorstehenden zweiten Auflage nachgeholt werden.

Wilhelm Glock

Verschiedenes

Seelenkämpfe und Glaubensnöte vor 2000 Jahren. Von Professor DDr. Max Löhr. Religionsgeschichtliche Volksbücher, II. Reihe, 1. Heft Halle, Gebauer-Schwetschke 1904. 35 Pfg.

Das Rätsel des Leidens. Eine Einführung in das Buch Hiob. Von Professor D. Justus Köberle. Biblische Zeit- und Streitfragen, I. Serie, 1. Heft. Groß-Lichterfelde, Edwin Runge 1905. 40 Pfg.

Zwei feindliche Richtungen gibt es gegenwärtig auf dem Boden der evangelischen Theologie — so kann man heutzutage in jeder „positiven" Kirchenzeitung lesen —, die sich auf Tod und Leben bekämpfen: die eine glaubt an die in der Bibel bezeugte Offenbarung und sollte daher in der Kirche die Alleinberechtigung haben, die andere aber ist abgefallen und hat daher in der evangelischen Kirche überhaupt kein Recht. Diese Botschaft ist es, die gewisse theologische Kreise Tag für Tag predigen, die von den Laien, die sich von ihnen belehren lassen, geglaubt wird, und die auch auf unsere Regierungen nicht ohne Eindruck geblieben ist: oder ist es ein Zufall, daß von den beiden an der Spitze dieses Aufsatzes genannten Forschern der „kritische" Extraordinarius ist, während der „positive", obwohl an Jahren bei weitem der jüngere, ein Ordinariat bekleidet? Merkwürdig nur, daß dieser Zufall sich in vielen andern Fällen wiederholt.

Der Laie, der in diesen Dingen gern ein selbständiges Urteil haben möchte, hat nun in einer Vergleichung der populären Schriften beider Richtungen*) ein Mittel, sich selbst über die wirklichen oder vermeintlichen Unterschiede ein selbständiges Urteil zu erwerben; darum haben wir hier beide im Titel genannten Schriften zusammengestellt: beide handeln über dasselbe Thema, das Buch Hiob; Löhr fügt noch einen, meiner Meinung nach besser gelungenen Aufsatz über den „Prediger" hinzu.

Beide Schriften geben eine kurze, brauchbare Einführung in das biblische Buch. Wer gemeinverständlich schreiben will, wird Vieles sagen müssen, was den Forschern allgemein bekannt ist; wünschenswert ist freilich, daß er noch eine persönliche Note hinzufügen kann: dies ist, soweit Hiob in Betracht kommt, in beiden Schriften nicht der Fall. Die Auffassung des Buches ist bei beiden in allem Wesentlichen dieselbe; der Laie wird Unterschiede zwischen ihnen überhaupt nicht gewahren. Die volle Gewalt des titanischen Buches tritt bei beiden nicht hervor. Die mitgeteilten, poetisch sein sollenden Uebersetzungsproben geben den Eindruck des hebräischen Textes nicht genügend wieder; beide haben jambische Verse gewählt, die sich, soweit ich sehe, in ihrem gleichmäßigen Fluß zur Wiedergabe des stets leidenschaftlich erregten hebräischen Verses nicht eignen. Ein für deutsche Uebersetzungen aus dem Hebräischen wirklich passendes Versmaß ist einstweilen noch nicht gefunden. Beide Verfasser geben zum Schluß dem vergeblichem Ringen des Hiob gegenüber dem christlichen Standpunkt in diesen Fragen Ausdruck.

Demnach hätte Köberles Schriftchen ganz gut in den „Volksbüchern" erscheinen können; wenn der Verfasser unserem Freund Schiele sein Manuskript eingereicht hätte, so würde dieser gewiß nur ganz Weniges zu erinnern gehabt haben. Gegen die „Verse" sicherlich Nichts, denn schlechter als die Löhrs sind sie auch nicht; in diesem Punkt scheinen also die beiderseitigen geehrten Herren Herausgeber etwas unempfindlicher zu sein, als wünschenswert ist. Auch daß Hiob eine ästhetische Seite hat, der Köberle nicht gerecht wird, hätte er ihm nicht vorgestellt; denn diese beachtet Löhr auch recht wenig. O, diese Enkel Herders! Was er aber gesagt haben würde, wäre zunächst dies: Köberle möge in litterarischen Dingen (konkret: in der Unechterklärung der Elihureden) etwas mutiger sein und seine Meinung ohne Umschweife sagen; und ferner, er möge die christliche Stellung zu der Hiobfrage weniger ausführlich und „erbaulich" auseinandersetzen: denn ein feinfühliger Leser werde nicht angenehm berührt, wenn er, um die Herrlichkeit und Wucht Hiobs genießen zu können, noch eine Predigt Köberles mit in den Kauf nehmen müsse; dieser Einwand würde sich aber wohlgemerkt keineswegs gegen die Gedanken dieser Ausführung, sondern nur gegen ihren breiten Kanzelton richten. In Beidem hätte sich Köberle Löhrs Darstellung zum Muster nehmen können, der dieselbe kritische Stellung rückhaltloser ausspricht und das Christliche zwar andeutet, aber in gebührendem Respekt vor Hiob taktvoll zurücktreten läßt.

In Summa: in allem Prinzipiellen sind beide Verfasser ganz einverstanden; darin trennt sie nicht einmal eine Nüance. An solchem Beispiel kann sich der Laie überzeugen, daß der breite Graben, der zwischen beiden Richtungen sein soll, wenigstens soweit das Biblische in Betracht kommt, doch nicht so breit sein kann. Die „Positiven", sofern sie wirklich Forscher und Theologen sind, stehen der Bibel prinzipiell ganz genau so gegenüber wie wir: d. h. sie betrachten sie mit uns als Urkunde einer Geschichte; und wir mit ihnen als die der Offenbarung. Die Bibelkritik, die manche Laienkreise so fürchten, betreiben sie ebenso wie wir. Was uns trennt, sind in der Bibelwissenschaft Nüancen, Unterschiede vornehmlich in der Stimmung, aber nicht in den Prinzipien. Dürfen wir hoffen, daß gerade die „Biblischen Zeit- und Streitfragen" dazu dienen werden, diese auf der Hand liegende Erkenntnis auch den kirchlichen Kreisen endlich beizubringen? Und sollten nicht gerade die „positiven" unter den Bibelforschern es für eine Pflicht, besonders der Dankbarkeit, halten, diese Erkenntnis den Laien eindrücklich darzustellen? Denn was würden die Meisten von ihnen sein, wenn ihnen die „Ungläubigen" nicht in der Forschung vorausgegangen wären? „Die letzten Dezennien haben uns einen ungeheuren Aufschwung geschichtlichen Sinnes und der historischen Erkenntnis gebracht," so versichert der Prospekt der „Biblischen Zeit- und Streitfragen". Wir erlauben uns die Frage, durch wen denn im Alten Testament dieser Aufschwung gekommen sei? Ist es nicht in erster Linie Wellhausen und seine Schule, die den Fortschritt gebracht haben? H Gunkel

*) Von den „Biblischen Zeit- und Streitfragen", die wir bereits früher als eine sehr erfreuliche Erscheinung begrüßt haben, sind inzwischen erschienen: 2. Heft Reinhold Seeberg, Das Abendmahl im Neuen Testament; 3. Bernhard Weiß, Die Geschichtlichkeit des Markusevangeliums; 4. Fritz Barth, Das Johannesevangelium und die synoptischen Evangelien; 5. Eduard Riggenbach, Die Auferstehung Jesu; 6. Alfred Junker, Das Gebet bei Paulus. Herausgeber sind Pfarrer Lic. Dr. Boehmer und Professor Lic. Dr. Kropatschek. Preis der Hefte 40 bis 60 Pfg. D H

Ueber die Bedeutung der Freimaurer in Italien hat Maria Sell in ihrem „Stimmungsbild aus Rom" in Nr. 22 einige Sätze ausgesprochen, die der Richtigstellung bedürfen. Daß man den Freimaurern Verleugnung des Kreuzes und „verschwiegene gegenseitige Hilfe, die auch durch die Lüge geschützt werden darf", nachsagt, ist möglich, ebenso daß einzelne Freimaurer sich tatsächlich solcher Dinge schuldig machen. Aber das ist nun kein Handeln im Geiste, sondern direkt gegen den Geist des Freimaurerbundes. Gerade italienische Logenbrüder haben vor kurzem ihren Katechismus angenommen, in welchem es u. a. heißt: „Müssen Sie nicht immer und in jeder Weise Ihre Ordensbrüder begünstigen?" Darauf wird geantwortet: „Nein. Unsere Satzungen verpflichten mich, gerecht, menschlich und aufrichtig zu sein. Wenn ich einen Bruder nur wegen der Tatsache, daß er unserem Bunde angehört, begünstigte, wäre ich nicht mehr gerecht. Die Solidarität besteht in der Verbreitung der Ideen der Freiheit und Gleichheit, im Apostolat der Wahrheit, im Kampfe gegen Heuchelei, Unwissenheit und Aberglauben." Und auf den Einwurf, daß der Bruder Freimaurer doch geschworen habe, seine Mitbrüder zu unterstützen, aufzurichten und zu verteidigen, wird erwidert: „Sicherlich. Ich eile ihnen im Augenblick der Not nach Maßgabe meiner Kräfte zu Hilfe. Ich tröste sie im Unglück, wenn ihr Mut zu sinken droht, und verteidige sie gegen ungerechte Angriffe und stehe ihnen vor allem bei, wenn sie Opfer ihrer Ueberzeugung geworden und heftigen Verfolgungen ausgesetzt sind. Ich betrachte es als meine Pflicht, Brüdern den Vorzug zu geben, wenn ich dies tun kann, ohne mir eine Ungerechtigkeit, Unehrenhaftigkeit oder auch nur eine Verletzung des Zartgefühls zu schulden kommen zu lassen. Auch im öffentlichen Leben würde ich einem Bruder nur dann den Vorzug geben, wenn er mir würdiger erscheint als sein Mitbewerber." Und zum Schlusse heißt es: „Unsere Brüderlichkeit besteht in dem bildenden und erziehlichen Einfluß auf einander. Unsere Fehler müssen wir nach und nach ablegen, jene der andern mit größter Nachsicht ertragen. Die Brüderlichkeit besteht nur im Geben, nicht im Empfangen." Das sind echt freimaurerische Grundsätze und als solche für Jeden, der sich ein wenig mit diesen Dingen beschäftigt, bekannt. Der Bund, zu dem ein Friedrich der Große, Wilhelm I. und Kaiser Friedrich, ein Joseph II., Washington und Franklin, ein Ferdinand von Braunschweig und Blücher, ein Herder, Wieland, Goethe, Körner, Max v. Schenkendorf, Chamisso, Rückert, M. Claudius, Scott, ein Haydn und Mozart, ein J. G. Fichte und Krause gehört haben, kann wohl anti-ultramontan sein — und das ist er in der Tat, denn sein Prinzip ist die Geistes- und Gewissensfreiheit und deshalb die Toleranz —, aber niemals unsittlich und unvorsichtig. Z

Hierzu bemerkt die Verfasserin unsrer Berichte aus Rom (es handelt sich um die Stelle in Nr. 22, Sp. 510 unten):

Ich habe zu meinen Aeußerungen in Nr. 25 Nichts hinzuzufügen. Wir alle wissen aus kirchengeschichtlichen Studien und aus eigner schmerzlicher Erfahrung, daß Theorie und Praxis im Leben sich niemals decken. Der Vielgereiste weiß überdies, wie die Höhenlage der Volksbildung gleiche Gesetze verschieden gestaltet. Wer mit freudigem Optimismus an die Aufwärtsbewegung der Menschheit glaubt, wird mit Befriedigung vernehmen, daß die mitgeteilten edlen Grundsätze vor Kurzem in dem italienischen Freimaurer-Katechismus niedergelegt wurden. M Sell

Nochmals vom Deutschen Erziehertag. Vor Schluß der Redaktion schreibt uns der Verfasser des Artikels in Nr. 28:

Ob ich, dem Steudelschen Vortrage mit brennendem Herzen lauschend, und mit mir eine ganze Reihe anderer Hörer, mit denen ich meine Kritik besprochen habe, den Redner so ganz mißverstanden habe, läßt sich jedenfalls so lange schwer feststellen, bis der Vortrag im Wortlaute erschienen ist. Ich hoffe, daß mir dann an dieser Stelle nochmals Gelegenheit zur Aeußerung gegeben wird. Vollständig im Irrtume befindet sich Herr Pastor Steudel mit dem vierten Punkte. Sofort nach dem Vortrage schlug Herr Professor Gurlitt vor, die Versammlung wolle eine Resolution annehmen, des Inhaltes, daß wir dem Steudelschen Vortrage zustimmen und daß wir wünschen, daß unsere Kinder in dieser Weise unterrichtet werden. Diese Resolution solle auch noch tausend anderen Vätern und Müttern zur Unterschrift unterbreitet und dann an die Schulbehörde als Ausdruck des Willens all dieser Eltern eingereicht werden. Gerade aber gegen dieses, den Steudelschen Grundsätzen vollständig zustimmende, praktische Vorgehen war meine Kritik gerichtet. Georg Liebe

Kleine Mitteilungen. Quittung folgt in nächster Nummer.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Magdeburg. Mittwoch 9. August ½4 Uhr im Stadtmissionshause, Hasselbachstr. 1: Rudolf Euckens philosophische Begründung des Wahrheitsgehaltes der christlichen Religion (P. Dr. Siebert). Gäste, auch Damen willkommen.

Versammlungskalender

17. 18. Juli Deutsch-ev. Kirchengesangstag Rothenburg a. T.
18.—21. September Gustav-Adolf-Verein Bromberg
25.—28. „ Kongreß für Innere Mission Leipzig
26. 27. „ Allg. Evang.-Prot. Missionsverein Eisenach
1. 2. Oktober Deutsche Sittlichkeitsvereine Magdeburg

Cand. theol. sucht zum Herbst **Hauslehrerstelle** 1000—1200 Mk. Gehalt und freie Station.

Einj.-Freiw. **G. Axen**
München, Türkenstr. 32 Rg.

Für meine Heilanstalt für Lungenkranke (II. Abteilung unbemittelte Männer) suche ich für 1. Oktober oder früher jungen **Theologen** oder **Lehrer** gegen freie Station als **Hauslehrer.** Stellung auch für erholungsbedürftigen oder leicht lungenkranken Herrn.

Dr. **Liebe, Waldhof**
Elgershausen, Krs. Wetzlar.

Probenummern der Christlichen Welt
versendet jederzeit unentgeltlich der Verlag

Gegen halben Pensionspreis finden 1—2 **junge Mädchen** liebevolle Aufnahme in einem feinen, neu gegründeten Pensionat zur Ausbildung in Wissenschaften und Haushalt. Offerten unter **N D** an den Verlag.

Lausanne

Mesdames **Perey-Vouga** Fleurettes 5 reçoivent en pension 4 jeunes filles. Vie de famille. Leçons et conversation. Prix: 150 frs. par mois. Références: Mr. le Pasteur **Hahn, Vevey.** Regierungsrat **Martin, Cassel,** Königsplatz.

Soeben erschien:

Unser Glaube

Vortrag gehalten von

Prof. **Arnold Meyer,** Zürich

Zweites Tausend. Preis 30 Pfg. (Porto 5 Pfg.)

Ed. Krüger, Gummersbach, Rhld.

Verlag: J. C. Hinrichs in Leipzig

Realencyklopädie
für
protestantische Theologie und Kirche
Unter Mitwirkung
vieler Theologen und Gelehrten
in dritter verbesserter und vermehrter Auflage
herausgegeben von
Professor D. **Albert Hauck**
Vollständig in 180 Heften zu je 1 M. oder 18 Bänden zu 10 M., geb. 12 M.
Band XVI: (Prager-Riehm)

Institut Scheu-Hörttrich
Bensheim a. d. Bergstraße
Gründliche Anleitung im Haushalt, Küche, Handarbeiten, Gelegenheit zur Weiterbildung in Wissenschaften, fremden Sprachen, Musik. Eignes Haus mit großen Räumen. Veranda und Garten am Hause. Beste Referenzen. Näheres und Prospekte durch die Vorsteherin.

Töchter-Pensionat

von Frau Dr. W. Nagel, Darmstadt, Victoriaplatz 9

Allseitige wissenschaftliche, gesellschaftliche und häusliche Ausbildung
Vorzügliche Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin

Ev. Fröbel-Seminar u. Erziehungsheim Cassel

Staatlich konzessioniertes **Kindergärtnerinnen-Seminar,** 1½jährige Kurse, für Töchter der gebildeten Stände. Näheres i. d. Broschüre „Die Arbeit im Fröbelseminar".

Für das Kuratorium
D. Pfeiffer, Generalsuperintendent

—— Dieses Jahr bedeutend erweitert! ——

Adolf Just's Kuranstalt

in **Jungborn** Post Stapelburg-Harz in der schönsten Partie des Harzes.

Heimstätte einer neuen, wahren naturgemäßen Heilweise

Anstalt 1. Ranges, staatl. konzessioniert. **Harz-Idyll!** Größte und sicherste Heilerfolge, da sorgfältigste Berücksichtigung der Naturgesetze: Naturgemäßes Bad, Erdanwendungen, Lichtluftbäuschen, naturgemäße Ernährung u. s. w. und Weckung der geistigen Kräfte des Menschen (täglich Vortrag). Ausführl. Prospekt unentgeltlich.

Lehrbuch der Adolf Just'schen Heilweise:

A. Just, Kehrt zur Natur zurück! 6. vervollk. Aufl. (soeben erschienen) geb. M. 7.50

XXXIII. Kongress für Innere Mission in Leipzig

25. bis 28. September 1905

Montag, den 25. September: Konferenz des Zentral-Ausschusses. — Eröffnungsgottesdienst in der Thomaskirche, abends 6 Uhr. Predigt: Geh. Kirchenrat Professor D. Rietschel-Leipzig. — Oeffentliche Abendversammlung um 8 Uhr im großen Saale des Zoologischen Gartens: Begrüßungen; Vortrag von Professor Dr. Grützmacher-Heidelberg über ‚Christentum und Unterhaltungsliteratur.'

Dienstag, den 26. September: Erste Hauptversammlung, vormittags 9 Uhr im Saale des städtischen Kaufhauses: Eröffnung des Kongresses durch den Präsidenten Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Gaebel-Berlin. — ‚Die Innere Mission in ihrer nationalen Bedeutung für Deutschland.' Referent Geh. Kirchenrat Professor D. Hauck-Leipzig. — Geschlossene Sitzung des Zentral-Ausschusses mit Agenten und Vertretern nachmittags 3 Uhr im Evangelischen Vereinshause. — Abendgottesdienste um 8 Uhr: in der Peterskirche, Predigt: Dekan Groß-Leonberg; in der Johanniskirche, Predigt: Pfarrer Scholler-Nürnberg. — Fachkonferenz zur Beratung über die Organisation der Flußschiffermission abends 8½ Uhr im Evangelischen Vereinshause. Referent Seemannspastor Münchmeyer-Stettin.

Mittwoch, den 27. September: Spezialkonferenzen: 1. ‚Die Eidesnot in der Gegenwart.' Referent Rechtsanwalt Dr. Lucius-Mainz, vormittags 8 Uhr in der Universität. — 2. ‚Die Gewinnung weiblicher Kräfte für die Innere Mission.' Referent Direktor Pfarrer Burckhardt-Berlin, vormittags 8 Uhr im Saale des städtischen Kaufhauses. — 3. ‚Gemeindeorganisation und Innere Mission.' Referent Pfarrer Cordes-Hamburg, vormittags 10½ Uhr in der Universität. — 4. ‚Wie ist dem Mißbrauch der gesetzlichen Sonntagsruhe zu steuern?' Referent Superintendent Schuster-Oschersleben, vormittags 10½ Uhr, im Saale des städtischen Kaufhauses. — Abendgottesdienst um 6 Uhr in der Nicolai-Kirche. Predigt: Pastor Armknecht-Linden. — Freie Abendversammlung um 8 Uhr im Zoologischen Garten: ‚Der Kampf der Inneren Mission gegen die Trunksucht.' Referent Pastor Josephson-Kleinoschersleben. — ‚Der Kampf der Inneren Mission gegen die Unzucht.' Referent Hofprediger a. D. D. Stoecker-Berlin.

Donnerstag, den 28. September: Zweite Hauptversammlung im städtischen Kaufhause vormittags 9½ Uhr: ‚Die Verantwortung der besitzenden und gebildeten Stände für das sittliche und religiöse Leben unseres Volkes.' Referent Geh. Kirchenrat Professor D. Lemme-Heidelberg. — Schlußwort des Vorsitzenden. — Schluß-Gottesdienst in der Matthäikirche, nachmittags 4 Uhr. Predigt: Konsistorialrat Jacobi-Schöneberg.

Alle auf dem Grunde des kirchlichen Bekenntnisses stehenden Evangelischen, Geistliche und Nichtgeistliche, insbesondere auch alle Vorstände und Vertreter von Vereinen und Anstalten der Inneren Mission werden hiermit zur Teilnahme an dem Kongreß angelegentlich eingeladen. Evangelische des Auslandes werden herzlich willkommen sein.

Der Ortsausschuss hat es übernommen, für Beschaffung von Wohnungen Sorge zu tragen. Privat-Wohnungen werden nicht besorgt, dagegen stehen Zimmer in den Hotels auf Grund besonderer Vereinbarung des Ortsausschusses in jeder Preislage zur Verfügung. Es wird daher gebeten, daß diejenigen, welche von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen wünschen, die Wohnungskommission des Kongresses, z. H. des Herrn Direktors Pastor Jacobi, Roßstraße 14, bis spätestens zum 20. September 1905 hiervon benachrichtigen. Ein Bureau wird von Montag, den 25. September an im Evangelischen Vereinshause, Roßstraße 14, geöffnet sein. Für die Mitgliedskarte sind 3 M. zu entrichten; für Familienkarten 5 M.

Berlin und Leipzig, im Mai 1905

Der Zentralausschuß für Innere Mission etc.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 31 Marburg i. H., den 3. August **1905**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Gottes Geist in der Geschichte der Menschen — Die Absolutheit des Christentums. Zur Verständigung — Die Kirchengeschichte in den Oberklassen höherer Schulen — Weiteres aus Rom. 6. Die letzte Enzyklika und das neueste Buch des Professors Labanca — Stimmen der Väter: August Hermann Franke — Selbstherrschertum — Naumann — Werde gesund! Zeitschrift für Volksgesundheitspflege — Der Sargnagel. Eine Erzählung — Verschiedenes: Oeffentliche religiöse Diskussionen; Der Zusammenhang zwischen Verstandesentwicklung und Religion (Walther); Trinität und Weltschöpfung (Weber); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Gottes Geist in der Geschichte der Menschen

1. Mos. 4, 1—16

Da lebte das Volk Kain sein armseliges Leben. Der Boden gab ihm nicht seine Nahrung. Sie mußten als Händler und als Kaufleute ihr Brot sich verdienen. Die frommen Leute im Nachbarvolk konnten sich das nicht anders erklären, als daß eine schwere Sünde ihren Fluch auf dies Kainvolk gelegt habe.

Das ist die Frömmigkeit dieser alten Erzählung: Gerechtigkeit erhöht ein Volk, die Sünde aber ist der Leute Verderben.

Das ist auch christlicher Glaube: der lebendige Gott lebt mit seinem Geiste im Schicksal der Völker. Aber solcher Glaube bringt die Seele immer wieder in große Nöte. Ganz gewiß, bei vielen Völkern und Geschlechtern, die heraufgetaucht sind aus dem Untergrund der Geschichte, da man Nichts von ihnen wußte, in das helle Licht der Geschichte, — da sagen wir unwillkürlich: der lebendige Gott spricht sein Werde aus über ein tüchtiges, wertvolles Volk. Aber neben klaren und unzweideutigen Wirklichkeiten, wie viele Rätsel, unentwirrbare, unlösbare Rätsel in der Geschichte der Menschheit! Es ist für uns nicht einfach die siegessichere und in sich gewisse Anschauung der christlichen Gemeinde: Gerechtigkeit erhöht ein Volk, die Sünde aber ist der Leute Verderben. Und weil der Blick auf die Geschichte keine Sicherheit gab und gibt, darum hat sich je länger je mehr der Mensch auf sich selbst zurückgezogen. Und damit begegnet er dem Christen; das ist das Ursprüngliche auch am Pfingstglauben der Christenheit: Gottes Geist lebendig in den einzelnen Christen.

Ja, Gott sei Dank, durch alle Nebel menschlichen Wesens hindurch dürfen wir den lebendigen Gott spüren an seinen Menschenkindern. Wenn er daherbraust im Sturm durch ihre Lebensarbeit, wenn er uns entzückt in den großen Geistern der Menschheit. Wenn wir die stillen Helden unsrer Umgebung anschauen, die hinausgehoben sind mit ihrem Leben über Menschenmaß und die doch so tief menschlich sind in solchem göttlichen Arbeiten. Von Jesus, unserm Herrn und Bruder her, über all die Christen, davon wir lesen und hören, hin zu denen, die mit uns leben. Denen das stille Leuchten auf dem Antlitz liegt, deren Augen blitzen können mit dem Zornblick ihres Herzens, die tragen können mit starken feinen Händen, daß man sein Herz darein legen möchte. Der lebendige Gott in seinen Menschenkindern: auch in uns. — Die Andern meinten, wir täten diese Tat, daran sie ihre Freude haben. Und wir, wir wissen es besser: es war seliges Müssen und zugleich kühnste Freiheit: es war das Schaffen des lebendigen Gottes durch uns.

Und weil wir so den lebendigen Gott spüren an seinen Menschenkindern als eine Wirklichkeit dieses unsres Lebens, darum erhebt sich unser Glauben im Wagen und weitet seinen Glaubensblick hin über die weite Welt und sagt: derselbe Gott in der Geschichte der Menschheit, in allem Werden. H B

Die Absolutheit des Christentums

Zur Verständigung

1

Immer wieder kehrt im Streit der Meinungen, der heute unsre evangelische Kirche bewegt, der Vorwurf gegen die wissenschaftliche Theologie, sie stellte die Absolutheit des Christentums in Frage. Es ist kein glückliches Zeichen für die über den Streitpunkt von Rechts wegen erforderliche Klarheit, daß als letzter Trumpf ein Fremdwort, ein philosophisch-scholastischer Begriff ausgespielt werden kann. Aber man meint offenbar mit dieser Formulierung, den letzten Grund des Aergernisses zu treffen. Man meint mit der Anerkennung und Bewährung der Absolutheit des Christentums das Minimum zu fordern, was eine gläubige Wissenschaft zu leisten habe.

Die solches meinen und fordern, befinden sich in einem ungeheuren Irrtum. Denn darüber, daß uns als Christen das Christentum die beste, höchste, vollkommenste Religion sein muß, die einzige, die für uns in Betracht kommt, daß für uns Christen die Offenbarung Gottes in Christo etwas durch keinerlei sonstige Gottesoffenbarung Ueberbotenes sein muß, kann freilich kein Zweifel sein. In dem Augenblick, wo wir eine andre Religion höher einschätzten, wo der Christengott nicht mehr unser Gott wäre, würden wir allerdings aufhören Christen zu sein. Und es ist nun einmal die Art des Glaubens, daß er sich zu seinem Bekenntnis einfacher Aussagen bedient, daß er die Gegenstände seiner Hingabe von allen andern isoliert, über alle anderen Güter setzt, daß er also etwas Einziges, meinetwegen „Absolutes“ kennt, für das er, wenn es gilt, Alles dranzugeben entschlossen ist. Psalm 73, 25 f. Matth. 13, 44 ff.

Aber was so dem Glauben natürlich ist: kann, ja darf denn das die Wissenschaft? Einer Theologie, die das verspricht, daß sie die Absolutheit des Christentums wissenschaftlich erkennen und wissenschaftlich zu demonstrieren im stande sei, soll der Glaube aufs äußerste mißtrauen. Sie greift ihm ins Amt, nimmt ihm seine Krone. Denn es ist das heilige Vorrecht des Glaubens, daß er die letzten höchsten Entscheidungen sich selbst vorbehält, daß ihm die Niemand abnehmen kann. Der Theologe als Mensch muß sich auch persönlich entscheiden, ob Gott ihm sein Alles in Allem, ob Jesus ihm der Weg zur Wahrheit des

Lebens ist. Und wenn er sich so entscheidet, so weiß er, diese letzte, innigste, äußerste, ganze Entscheidung hat nicht er selber gemacht, sondern sie ward ihm von oben gegeben. Psalm 100, 3. 1. Kor. 15, 10. Aber seine Wissenschaft leistet ihm das nicht und soll es ihm nicht leisten. Wäre es anders, so gäbe es zweierlei Wege zu Gott zu kommen und zweierlei Kinder Gottes. Es kann aber der Glaube schlechterdings in seinem letzten Kern, in seinem entscheidenden Wesen nichts Anderes sein bei dem Gelehrten als bei dem Einfältigen. Und vielen modernen Theologen ist wie mir Matth. 11, 25 (mit 1. Kor. 1, 26—2, 16) der feste Leitstern durch all diese Fragen.

Gegen eine Theologie also, welche vorgibt die Absolutheit des Christentums zu erkennen, soll der Glaube in heiliger Sorge und Eifersucht protestieren um seiner selbst willen. Aber muß die Theologie nicht wenigstens die Absolutheit des Christentums anerkennen?

Gewiß wird sie als Wissenschaft die Tatsache anerkennen, daß der Christ so zu seiner Religion steht. Denn die Wissenschaft ist nichts Andres als das Anerkennen und Aufsuchen von Tatsachen. Aber die ausschließende Schätzung des Christentums durch seine Anhänger vollziehen kann sie nicht, weil ihre ganze Kunst, zur Kenntnis und Erkenntnis von Tatsachen zu kommen, darin beruht, daß sie vergleicht, wägt und Alles immer wieder in Frage stellt. Man darf zweifeln, ob es überhaupt „gesicherte Ergebnisse der Wissenschaft" gibt, obgleich und weil ein steter Fortschritt wissenschaftlichen Erkennens unzweifelhaft ist: die Wissenschaft ist die Welt der Probleme. In dieser Welt lebt auch die Theologie, sofern und solange sie Wissenschaft ist. Von Absolutheit des Christentums reden könnte sie nur, wenn sie selber absolutes Wissen wäre; aus dem Bereich des gegenwärtigen wissenschaftlichen Betriebes schiede sie damit aus und müßte sich im Lande des Glaubens ansiedeln als dessen Doppelgängerin und Konkurrentin.

Die Gegensätze, die wir in unsrer kirchlichen Gemeinschaft zu überwinden haben, sind ernst und groß genug, daß man sie nicht durch schiefe Formulierungen noch vergrößern sollte. Wenn die moderne Theologie es ablehnt, von sich aus eine sogenannte Absolutheit des Christentums aufzustellen, so sollen die Christgläubigen sie darum nicht schelten, sondern gerade darum zu ihr Vertrauen fassen. Gerade weil sie nicht zu leisten vorgibt, was allein der Glaube leistet, weil sie sich selbst nicht für absolut ausgibt, wird sie auf dem rechten Wege sein und der Kirche, dem heranwachsenden Pastorenstande, den erkenntnisdurstigen Gemeindegliedern den bescheidenen Dienst leisten, den sie leisten kann.

2

Zum Zeichen, daß ich diese Sätze nicht nur so ad hoc niedergeschrieben habe, etwa um des bekannten Beschlusses der Missionskonferenz willen (vergl. Nr. 25, Sp. 591), drucke ich hier noch einmal ab, was ich bei andrer Gelegenheit im vorigen Jahre schrieb (Nr. 18, Sp. 426):

„. . . Absolutheit gibt es vor dem Forum der Wissenschaft, wie sie heute ist, nun einmal nicht. Die Wissenschaft ist, wie das Wissen, ihrer Natur nach relativ. Macht also das Christentum auf Absolutheit Anspruch, so hat das mit der Wissenschaft jedenfalls Nichts zu tun, außer daß sie von dieser Tatsache Kenntnis nehmen und sie innerhalb ihrer Relativitäten unterbringen wird. Die theologische Wissenschaft insbesondere soll das Christentum mit allen Mitteln der Kunst richtig beschreiben (Dogmatik und Ethik); sie soll auch die Beziehungen und Unterschiede des Christentums zu den konkurrierenden Geistesmächten möglichst scharfsinnig würdigen (Apologetik — ein schwer zu ertragender plumper Name für so feine Arbeit). Aber es geht über die Natur der Theologie als Wissenschaft, wenn sie irgend Absolutes behaupten und beweisen soll. Die Religionsgeschichte tut uns den Dienst, daß sie uns von diesem Wahn vollends befreit, obwohl wir diese Freiheit schon vorher haben konnten und hatten. Entwicklungsgrade, Wertstufen, das ist Alles, was sie anerkennen kann. Das „Absolute" hat seine Stelle im persönlichen Leben des Subjekts, in seinem von der Wissenschaft unbeirrten persönlichen Vorstellen, Empfinden, Urteilen und Verhalten. Das Absolute ist da für den Willensentschluß, der wählen will und wählen muß. Das Absolute ist da für den Glauben. Dieser Glaube kann nun mit samt seiner Absolutheit selbst Gegenstand der Wissenschaft sein und wird dann notwendig einer relativistischen Betrachtung unterzogen; das aber wäre ein schöner Glaube, der darüber seine „Absolutheit" verlöre! Er hat sie eben auch der Wissenschaft gegenüber zu bewähren wie unter jeder andern geistigen Berührung. Es ist dies ein circulus, aber kein vitiosus: es ist der Kreislauf des Lebens und des wissenschaftlichen Lebens, wie sie sich gegenseitig suchen, vertragen und abstoßen. — Ein Beispiel. Der Missionar braucht zur Erfüllung seiner Aufgabe ein klares Bewußtsein von der Ueberlegenheit des Christentums über alle anderen Religionen. Gewiß; aber die Wissenschaft kann ihm nur eine relative Ueberlegenheit zeigen. Und die genügt von dieser Seite her vollkommen. Den wirklichen Missionsberuf schöpft der Missionar von Rechts wegen daraus, daß ihm persönlich das Christentum der Gegenstand seines absoluten Interesses ist, daß er nichts Andres mag, als dafür leben und sterben. Die Wissenschaft sagt: so ist es beim buddhistischen Missionar auch! und der Relativismus triumphiert. Aber dem christlichen Missionar macht das gar Nichts; er nimmt den Kampf des Glaubens mit dem Glauben auf: da triumphiert der Absolutismus. Und das Gericht — ist die Weltgeschichte. Sie spricht das Endurteil am Ende der Tage. Und keine Macht der Erde kann es vorwegnehmen." R

Die Kirchengeschichte in den Oberklassen höherer Schulen

In seinen Leitsätzen zu dem Thema „Der Unterricht in der Kirchengeschichte" sagt Gymnasialdirektor a. D. Geheimer Rat Professor Heidrich unter Anderm:

Es ist nicht wünschenswert, daß (nach dem neuen sächsischen Lehrplan) der Kirchengeschichte die drei letzten Jahre der höheren Schule (allerdings neben Bibel und Glaubenslehre) zugewiesen werden.

Mit dieser Behauptung scheint nach dem Berichte der Zeitschrift für den evangelischen Religionsunterricht (Jahrgang 16, S. 244 ff.) die Konferenz der evangelischen Religionslehrer an den höheren Unterrichtsanstalten Berlins und der Provinz Brandenburg im allgemeinen einverstanden gewesen zu sein. Ich möchte auf Grund meiner pädagogischen Ueberzeugung und langjährigen Erfahrungen gegen diese Kritik des Lehrplanes der sächsischen Realgymnasien (nur um diese handelt es sich vorläufig) Widerspruch erheben. Ich tue das in der Christlichen Welt und nicht in einem pädagogischen Fachblatte, weil ich der festen Ueberzeugung bin, daß es sich hier um eine Sache handelt, die für alle Christen aus den Kreisen der Gebildeten von dem größten Interesse ist.

Bisher ist die Kirchengeschichte in unsern höheren Schulen ein Aschenbrödel gewesen, und sie mag dieses Schicksal um ihres üblichen Inhalts und ihrer herkömmlichen Form willen wohl verdient haben. Solange man in dem Wahne lebte, man könne durch systematische Glaubens- und Sittenlehre die Schüler religiös machen, fühlte man kein Bedürfnis, die Kirchengeschichte für die religiöse Erziehung fruchtbar zu machen. Nachdem aber in unsern Tagen infolge schlimmer Erfahrungen und wachsender psychologischer Einsicht der Glaube an die Macht der Systeme ins Wanken geraten ist, hat man sich nach neuen Wegen umgesehen, die etwa zur Weckung und Stärkung religiösen Lebens führen könnten. Die Ueberlegungen, die in dieser Richtung angestellt worden sind, haben die Aufmerksamkeit unter Anderm auch auf die Kirchengeschichte gelenkt. Man sagte sich: Wer als Gebildeter das kirchliche und religiöse Leben der Gegenwart verstehen und an ihm lebendig und verständig teilnehmen soll, der muß Etwas von dem Werdeprozeß, der zum Christentum der Gegenwart geführt hat, in sich nacherlebt haben. Dieses Nacherleben mag bei Vielen sehr unvollkommen sein, das beweist Nichts gegen seine Notwendigkeit. Mit Recht sagt Naumann:

Die Gotteskindschaft bleibt in ihrem innersten Wesen die gleiche, aber sie äußert sich in verschiedener Umgebung verschieden . . . Was Jesus bietet, ist die Kindschaft Gottes in Galiläa . . . Es galt nun und gilt die Kindschaft Gottes aus Galiläa auf andere Verhältnisse zu übertragen.

Die Kirchengeschichte zeigt uns, wie die verschiedenen Jahrhunderte jedes in seiner Weise diese Aufgabe gelöst haben, und indem der Schüler diese Lösungsversuche soweit als möglich nacherlebt, wächst er in das Verständnis der Gegenwart hinein, an deren Leben sich zu beteiligen später seine Pflicht sein wird.

Vor kurzem äußerte, wenn ich nicht irre, Professor Wernle in der Christlichen Welt die Befürchtung, die „Religionsgeschichtlichen Volksbücher", deren Erscheinen an sich mit Freuden zu begrüßen sei, könnten doch für manchen Leser gefährlich werden, weil die neue Betrachtungsweise der heiligen Schrift ihm viel zu unvermittelt komme. Bei dem landläufigen Betrieb des Religionsunterrichtes in höheren Schulen sind solche Bedenken sehr wohl berechtigt. Wären dagegen alle, die durch höhere Schulen gegangen sind, in den letzten Schuljahren in den Werdegang des religiösen Lebens der letzten Jahrhunderte eingeführt worden, wie er durch die Namen Rousseau, Lessing, Kant, Schleiermacher bezeichnet ist, so könnte ihr Glaube durch die Resultate der modernen Geschichtswissenschaft nicht gefährdet werden. Vielmehr würden sie aus der Geschichte die Ueberzeugung gewonnen haben, daß der christlichen Kirche eine unverwüstliche, alle Stürme überdauernde Lebenskraft innewohnt. Mit der Philosophie der Griechen, mit dem römischen Weltreiche, mit dem Weltbilde des Mittelalters, mit Aufklärung und Romantik war das Evangelium verbunden, aber aus allen diesen Verbindungen hat es sich frei gemacht; seine dogmatischen Lehren, seine Kultusformen haben gewechselt, Weltanschauungen mit denen es sich einst verbunden hatte, sind untergegangen, das Evangelium selbst ist geblieben, was es war. So wird die Kirchengeschichte für die Schule von selbst und ganz ungesucht zu einer Apologie des Christentums.

Wir haben in der Geschichte der Kirche aber auch weiter die Fortsetzung der Offenbarung Gottes zu verehren. „Gott kommt zu uns — sagt Friedrich Naumann — im heiligen Geist derer, die ihn fanden." Von Paulus bis Luther, von Spener bis Wichern, Kingsley und Gustav Werner haben wir eine fortlaufende Reihe von Persönlichkeiten, die alle Gott in *besonderer* Weise gefunden und so eine neue, den anders gewordenen Verhältnissen angepaßte Seite des Reiches Gottes offenbart haben. Daß unter allen diesen Offenbarungspersönlichkeiten Jesus Christus obenan steht und ihnen gegenüber eine einzigartige Stellung einnimmt, ist selbstverständlich; aber wir werden ihm durchaus nicht gerecht, wenn wir nur sein Leben kennen, wie er es unter den beschränkten und eigenartigen Verhältnissen Galiläas gelebt hat. Vollkommen erkennen wir ihn erst, wenn wir neben seinen Taten und Worten auch *die Wirkungen* studieren, die sein Geist in späteren Zeiten und unter andersartigen Verhältnissen hervorgebracht hat. Jesus hat ja *nicht eine Lehre* bringen wollen, die in einförmiger Wiederholung von Geschlecht zu Geschlecht überliefert werden soll, sondern ihm galt es, *neues Leben zu wecken*. Ein Feuer wollte er anzünden, das dann in eigener Flamme brennt. Von diesem neuen Leben, das Jesus entzündet hat, und in dem er selbst tatsächlich fortlebt, handelt die Kirchengeschichte. Darum gehört sie *als wesentlicher Teil der Offenbarung Gottes* in den Religionsunterricht der höheren Schulen.

Kirchengeschichte übt aber auch *Kritik*, und zwar eine ganz andere Kritik, als sie der Einzelne zu üben vermag. Die Kritik des Einzelnen ist stets mehr oder weniger subjektiv, sie ist bedingt durch besondere Verhältnisse, Bildungsgang, Lebenserfahrungen und individuelle Gefühle. Daher hat auch eine solche Kritik eigentlich nur für den Kritiker selbst volle Gültigkeit. Ganz anders dagegen die Kritik der Geschichte! — Sie zeigt, wie aus dem Gesunden und Lebenskräftigen Heil und Segen hervorgeht, und wie sich so das Gute durch seine Wirkungen erweist. Und daneben berichtet die Geschichte, wie das Krankhafte, Törichte, Engherzige Fluch und Unglück hervorruft und so sich selbst als das Verkehrte erweist. Das ist die objektive und daher überzeugende Kritik, wie sie die Kirchengeschichte an den mannigfaltigen Erscheinungsformen des christlichen Lebens übt und durch die sie das Wesentliche und Ewige vom Zufälligen und Vergänglichen scheidet. Paulus schreibt an die Korinther: Wir haben solchen Schatz in irdenen Gefäßen. Diese irdenen Gefäße, in die der Ewigkeitsgehalt der Religion Jesu gefaßt ist, sind das Wandelbare, zeitlich Bedingte. Die Geschichte bewahrt uns davor, sie als das Wesentliche anzusehen und zu verehren. Die irdischen Messiashoffnungen, die Wiederkunfts- und Weltuntergangsgedanken, die Wunder und die Lehrgesetze: das alles waren nur irdene Gefäße, über deren nur zeitlichen Wert die Geschichte entschieden hat.

Es liegt nun auf der Hand, daß, wenn die Kirchengeschichte alles das leisten soll, was man berechtigter Weise von ihr erwarten darf, ein Schuljahr für ihre unterrichtliche Behandlung nicht ausreicht, denn mit dem üblichen Vordozieren und Nachsprechen lassen sich natürlich keine pädagogischen Wirkungen erzielen. Johannes Müller in seinen Blättern zur Pflege persönlichen Lebens V, 152 ff. sagt:

Unsere Schüler könnten es viel weiter bringen als zu der schäbigen Gymnasial- oder sonstigen Bildung, wenn sie anders unterrichtet würden. Sie leiden nicht an Ueberbürdung, sondern an falscher Behandlung . . . Die heutige Methode des Vorkauens und Nachkauens führt Fremdstoffe künstlich in den geistigen Organismus ein und verhindert die eigentliche Anregung. Der Verdauungsprozeß muß sich *im Schüler, nicht vor ihm* vollziehen . . . Je mehr der Unterricht den Schüler anregt, sich mit dem, was er erfährt, für sich selbst innerlich zu beschäftigen, um so mehr führt er zu wirklicher Aneignung.

Zu einer solchen innerlichen Beschäftigung mit den großen Offenbarungspersönlichkeiten der Vorzeit kann es bei unserem üblichen Kirchengeschichtsunterricht garnicht kommen; denn unsre Schüler hören garnicht Luther, nicht Lessing, nicht Schleiermacher reden, sie hören nur ihren Herrn Lehrer. Der Herr Lehrer sagt ihnen, wie er über Geschichte denkt, was er aus Luther, Spener, Wichern herausgelesen hat, und wie er über diese Männer urteilt. Das heißt doch die Lehrerpersönlichkeit in ihrer Bedeutung maßlos überschätzen und die Großen der Vorzeit in ganz unverdienter Weise zurücksetzen.

Mit diesem System muß gebrochen werden. Augustin, Luther, Lessing, Schleiermacher, sie alle müssen Gelegenheit bekommen, in Quellenstücken selbst zu den Schülern zu reden. Wenn man ihnen das gestattet, dann wird sich auch bald zeigen, daß die Kraft, Leben zu wecken, in ihnen noch heute nicht erstorben ist. Nur muß die Quellenlektüre pädagogisch verständig eingerichtet werden. Doch darauf weiter einzugehen, ist hier nicht der Platz. Die kirchengeschichtlichen Lesebücher von Mehlhorn, Rinn-Jüngst, Heyn und auch mein eigenes beweisen, daß man eifrig am Werke ist, und daß sich bereits in der Hauptsache eine ziemlich weitgehende Uebereinstimmung ergeben hat. Um auch über die unterrichtliche Behandlung des Quellenmaterials die Diskussion in Fluß zu bringen, habe ich angefangen „Beiträge zur Methodik des Religionsunterrichts an höheren Schulen" zu veröffentlichen. Als erstes Heft ist „Die soziale Frage in Prima" (Dresden, Bleyl und Kämmerer 1905) erschienen. Die Grundvoraussetzung für allen weiteren Fortschritt auf diesem Gebiete ist aber, daß man dem kirchengeschichtlichen Unterricht an höheren Schulen mehr Zeit einräumt. Mit einem Jahr, wie z. B. Heuck („Zum Religionsunterricht an höheren Schulen") vorschlägt, kann Nichts erreicht werden. Darum ist das Vorgehen der sächsischen Realgymnasien mit Freuden zu begrüßen. Drei Jahre lang Kirchengeschichte! Das ist das Rechte. *E Thrändorf*

Weiteres aus Rom

6. Die letzte Enzyklika und das neueste Buch des Professors Labanca: Il Papato.*)

Die langerwartete Enzyklika ist erschienen. Sie ist vom 11. Juni, dem Pfingstsonntag datiert und wird als epoche-

*) Il Papato. Studio storico-scientifico. Von B. *Labanca*. Torino-Roma, Fratelli Bocca. 514 S. 5 Frcs.

machend, als einen neuen Zeitabschnitt eröffnend angesehen. Für unser Gefühl ist ihre Form nicht erfreulich. In ganz allgemeinen Reden bewegt sich die größere Hälfte des Textes; dann heißt es: aus Respekt gegen die Vorgänger werde das Non expedit aufrecht erhalten. Da aber sehr ernste Gründe für andere Entschließungen vorhanden seien, werde den Bischöfen die Entscheidung jedes einzelnen Falles anvertraut. Gleichzeitig verletzt die wiederholte harte Verurteilung der bereits gedemütigten Democristiani, welche keiner anderen Sünde schuldig sind, als daß sie in die Einöde der politisch-sozialen Zustände einen Hauch menschlich-christlichen Empfindens bringen wollten. Dies muß sie doppelt verwunden, weil der Papst der Bewegung in anderen Ländern freien Spielraum gestattet. Hier wird das von objektiven Beobachtern dahin gedeutet, daß der Papst ihr jugendliches Ungestüm fürchtet und selbst der Führer der katholischen Partei werden will. Indessen bekümmert die italienische Menschheit sich wenig um die Unentschiedenheit der Ausdrücke: man ist an den Kurialstyl zu sehr gewöhnt, und zieht, darüber hinausgehend, den Schluß: die politische Wahl ist freigegeben. Eine neue Aera beginnt. Durch die evangelischen Kreise geht ein tiefes Erschrecken, gleichsam als handele es sich um eine Restauration wie vor hundert Jahren; meines Erachtens mit Unrecht. Schlimmer wie es eben ist, kann es gar nicht werden; und auch die kleine so tüchtige evangelische Minderheit wird sich recken und strecken.*)

Das Giornale d'Italia, das vorzugsweise den geistigen Bewegungen folgt, brachte mehrere Tage lang die Urteile hervorragender Männer über die Sache. Einig sind alle darin, daß der offizielle Eintritt der katholischen Mehrheit in die Arbeit des Parlamentes diesem heilsam sein werde insofern, als die Parteien sich schärfer scheiden und ein bestimmtes Programm aufstellen werden. Numerisch wird der Zuwachs nicht hoch angeschlagen, aber sachlich; denn mit offenem Visier unter dem päpstlichen Segen kämpfen ist doch anders als mit halbem Gewissen zur Wahlurne schleichen. Zudem werden von den Wählern positive Forderungen als Wahlbedingungen gestellt werden, denen gegenüber die Linke sich schon zur klaren Bezeichnung ihrer antiklerikalen Ideale rüstet. Man erwartet also einen harten Kampf in gesünderer Atmosphäre und sieht voraus, daß binnen kurzem zwei große Lager sich gegenüberstehen werden, grade wie in Frankreich, das religiöse und das antireligiöse. Ob die Vermutung wahr werden wird, Pius als Primas von Rom und seiner Partei werde der Weltkirche Abbruch tun, bleibt abzuwarten. Der Friedenspreis — von einigen auf 125 Millionen berechnet — steht immer noch als Schreckgespenst dazwischen. Von klerikaler Seite kommen die allerfriedlichsten Versicherungen der Kultur- und Wohlfahrtsbeförderung. Dabei erheben sich allerdings einige unheilverkündende Fragen. Die Invasion der französischen Orden, die zu hindern die Regierung sich stets weigerte, hat erschreckende Dimensionen angenommen. Hier in Rom sagt man, daß ganze Straßen der oberen Stadt zu Pensionen, Herbergen, Privatkrankenhäusern geworden sind, ja daß die Orden sogar auch möblierte Zimmer und Waschanstalten einrichten: das heißt also, diese Sache spitzt sich zur akuten Brotfrage zu. Der Papst hat neulich mit einem Breve an die Frauenklöster etwas Ordnung zu schaffen gesucht, indem er verbietet, Männer des Laienstandes in sie aufzunehmen und sie zu Gasthäusern zu machen. Nur solche Frauen seien zuzulassen, die ein zurückgezogenes Leben wünschen. Aber die Klöster werden sich direkt oder indirekt widersetzen und ihre Existenzfrage vorschützen. Nicht minder schwer wiegt die Schulfrage. Wenn man die Zahl der Schulbrüder und Lehrnonnen aller Nationen wüßte, ich glaube, man würde sich entsetzen! Aber trotzdem wäre Alles gewonnen, wenn in ehrlichem Kampfe der sittliche Mut wüchse, einerlei, welcher Art die Ueberzeugung ist; man hätte nicht mehr das jammervolle Schauspiel, das die Parlamentsverhandlung über die Ehescheidung bot, daß in der namentlichen Abstimmung zu Fall kam, was heimliche Abstimmung gebilligt hatte. Jeder Kampf ist dem überzeugungslosen Versumpfen des Lebens vorzuziehen. Aeußerungen warmer Vaterlandsliebe sind bei diesen Erörterungen auch von hohen Kirchenfürsten getan worden, besonders aber Ermahnungen zu richtiger Selbsterkenntnis und ernster Arbeit der Organisation. Man sieht Frankreich sich vom heiligen Stuhl losreißen; sollte Italien gebeten werden, diese älteste Tochter der Kurie zu ersetzen?

*) Nach der letzten Zählung alle Protestanten zusammen 65,000; auf die Valli Valdesi kommen davon 25,000, auf die durch Italien zerstreuten Waldenser und ihre Konvertiten 10,000.

Vom Giornale d'Italia wurde auch der hochbetagte Herr Labanca, Professor der Kirchengeschichte in Rom um seine Ansicht befragt. In seiner Antwort bekennt er offen, wie unzureichend und unsicher die erste Hälfte der Enzyklika ihm erscheine, während der Katholizismus einer instauratio ab imis fundamentis bedürfe, und beruft sich auf sein eben erschienenes Buch Il Papato und zumal auf dessen letztes Kapitel L'avvenire del Papato (die Zukunft des Papsttums), worin er diesen Gedanken ausführe.

Dies in schönem leichtem Italienisch geschriebene Buch muß jeden Gebildeten interessieren. Es bietet gleichsam die Blüte der gesamten einschlägigen Litteratur zusammen mit der klaren und gerechten Beurteilung des Verfassers dem Leser dar.

Die große Sphinx der Weltgeschichte so im Vogelfluge zu umkreisen hat etwas Bezauberndes. Durch sprachliche Untersuchungen über Episkopos und Pappas sucht der Verfasser der Entwicklung der Urkirche ins Herz zu sehen. Dem Tu es Petrus steht er ganz unparteisch gegenüber. Dem sagenumwobenen Konstantin der katholischen Kirche geht er mit kalter Ruhe zu Leibe und besteht darauf, Konstantin habe nicht einen Staat im Staate gegründet, was die Tat eines Verrückten gewesen wäre, sondern die Kirche nur als istituzione giuridica anerkannt. Daß die katholische Kirche daraus eine istituzione politica außer und über dem Staat gemacht habe, sei die Wurzel alles Uebels.

Nun eilen wir mit dem Verfasser im Flug durch die Jahrhunderte. Unter den vier großen Päpsten Leo I. und Gregor I., Gregor VII. und Innozenz III. hat er doch nur für Gregor VII. die höchste Bewunderung: „den Mann, der rückhaltlos damit Ernst machte, daß dem Geistigen das Leibliche untertan sein müsse." Wie verhängnisvoll die Weltmacht dem Papsttum geworden, ist ihm das Leitmotiv der ganzen Betrachtung. Die Tatsache, daß die ersten 800 Jahre 10 Antipäpste gehabt und die der Pipinschen Schenkung folgenden 800 Jahre deren 24 hatten, gibt ihm dafür den Beweis und gleichzeitig das Recht, die authentische bischöfliche Succession der Kirche stark zu bezweifeln, die in diesem Chaos unmöglich ungebrochen bleiben konnte. Auch das Faktum, daß zwischen dem zwölften und fünfzehnten Jahrhundert innerhalb 250 Jahren die Päpste 203 Jahre außerhalb Rom zugebracht, weiß er zu schätzen:

> Die gänzliche Verurteilung des Papsttums liegt unleugbar in der Art, wie es seinen göttlichen Beruf durch die unpriesterliche Weise irdischer Verteidigung in den Staub zog.

In Bonifazius VIII. mit seinem sinnlosen Hochmut, der verhängnisvollen Centenaria indulgenza, der törichten Bulle Unam sanctam, der Gefangennahme in Anagni, erkennt er deutlich den Wendepunkt der Zeiten, dem das Exil von Avignon und das große Schisma logisch folgen mußten. Reizend ist, wie Dante hereinragt in alle diese Geschichtsbilder und wie Labanca der heiligen Katharina die gebührende Ehre erweist, weil sie, die Schauende in der Welt von Blinden, begehrte: „eine Reformation der Kurie und der andern Priester Gottes, das Aufhören der weltlichen Herrschaft der Päpste, welche die Kirche den Schatz des Blutes Christi und das Gold der geistlichen Güter vergessen ließ, und die Rückkehr des heiligen Stuhles nach Rom."

Ueber die steigende Verderbnis, die Ungeheuer auf St. Peters Stuhl hinweg drängt die Entwicklung zu der uns so vertrauten Renaissance. In ihrem großen Förderer Julius II. erkennen wir auch den ersten Papst, der ein Herz für Italien, ‚la nostra madre comune', hatte und gern einen Einheitsstaat geschaffen hätte. Doch schon naht die Reformation mit ihren ungeheuren sittlichen Aufgaben, denen Leo X. so unfähig gegenüberstand. In großen Zügen und mit feinem Verständnis wird Notwendigkeit und Art der deutschen Reformation geschildert, aber bei Luther selbst versagt dasselbe. Daß dem verehrten

alten Herrn die Humanisten lieber sind als unser nachmittelalterlicher Riese, ist begreiflich. Wie das Dämonische und Elementare in ihm, das seine Zeitgenossen hinriß und uns noch hinreißt, dem feinen Lateiner roh und formlos erscheint, lehrt uns schon Kajetans Urteil von dem deutschen Tier mit den dunklen Augen. Auch daß Luther unsre Muttersprache schuf, in der wir heute beten, kann ein Fremder nicht wissen. Aber ihn mit Leo dem X. in einem Atem zu nennen „wenn auch mit tausendfältiger Abstufung", ist unserm Gefühl unerträglich und die deutsche Volksseele erhebt Protest. Nichts, Nichts hatten diese zwei Menschen mit einander gemein: der mit Einsatz seines Lebens um den Frieden des Gewissens, um seiner Seele Heil, um die Gewißheit eines gnädigen Gottes ringende Germane und der frivole, lüsterne, glaubenslose Medizäer! Unbegreiflich dann das Mißverständnis über Glauben und Werke! Den Verdienstbegriff, den Schacher mit dem Himmel wollte Luther hinwegtun und der Gnade Gottes ihren Ehrenplatz zurückerobern. Einen anderen Sinn kann auch das böse mißverständliche Wort aus Luthers Brief, an dem der Autor sich stößt, nicht haben. Eine in der Hitze des Kampfes so auf die Spitze gestellte Aeußerung faßt nicht die Lehre der evangelischen Kirche zusammen, die überdies doch auch noch andere Reformatoren gehabt hat, welche Luthers Gedanken in rechter Weise interpretierten oder ergänzten. Unzertrennlich wie der Schein vom Feuer ist die gute Tat, die der Glaube wirkt, ist die rastlose Arbeit vom liebebrennenden Herzen. Gottesliebe und Menschenliebe sind doch nur die verschiedenen Aeußerungen des einen mächtigen Gefühles. Der zum Frieden mit Gott durch den Glauben an Christus hindurchgedrungene Mensch tut die Werke, weil er gar nicht anders kann: nur macht er sich kein Verdienst daraus. Vielleicht legt der Herr Verfasser diesen Gedanken seinen Landsleuten doch noch einmal ans Herz, da er mit erleuchteter Einsicht beklagt, daß die lateinischen Länder durch die Inquisition der heilsamen Anregung der Reformation beraubt wurden. Die geringen Mittel, welche die Kurie deren mächtigem Wogendrang entgegenzusetzen wußte, das den Bedürfnissen so wenig entsprechende Tridentiner Konzil verurteilt er scharf und würdigt den Jesuitenorden als feiner Kenner. Vernichtend ist sein Urteil über Pionono. Das Dogma der unbefleckten Empfängnis, der Syllabus, die Unfehlbarkeit ist Alles, was er zu schaffen wußte! Die Besten seiner Kirche verurteilte er: Gioberti, Rosmini zum Gram der Guten, Döllinger, Günther, Lamennais und Andere mehr!

Und nun das letzte Kapitel, auf das Labanca das größte Gewicht legt, die Zukunft des Papsttums. In dreifacher Hinsicht, als religiöse, politische und königliche Einrichtung es betrachtend, kommt er zu dem Resultat, daß die letztere Eigenschaft, nachdem sie vom achten bis vierzehnten Jahrhundert aufsteigend sich entfaltete, seitdem ein Anachronismus ist, in Folge dessen wir von da an nur den Todeskampf eines Sterbenden beobachten. Es war eine Erlösung, als 1870 das Ende kam. Nie vorher hatte die Kirche ein so friedliches Gedeihen wie nachher, und die Zeit wird kommen, wo die beiden Mächte ruhig in Rom neben einander leben werden.

Aber der Papato politico ist etwas Anderes als der Papato regio; das machen sich die wenigsten Menschen klar. Und als politico mit Eingriffen in die inneren Interessen anderer Staaten hat es sich auch seither noch erwiesen in Europa und Amerika. Dem wird man im zwanzigsten Jahrhundert sich entschieden widersetzen. Wenn die Kirche in Frieden leben will, muß sie sich entschließen, eine istituzione giuridica zu werden, wie Konstantin sie einrichtete, und nicht politica wie bisher.

Eben deshalb ist es wohl erträglich, daß der Papst in rebus fidei ac morum Vorschriften gibt, aber nicht in politischen Dingen. Dies ist mittelalterlich; da brauchen die Katholiken nicht zu gehorchen. Möchte dieser Gedanke bei allen Völkern durchdringen.

Das Papsttum hat mit seinem Länderverlust noch längst nicht alle seine Sünden gesühnt. Es hatte Schuld am Aufstand der Vendée. Es hetzte die Rheinlande gegen Preußen, Irland gegen England. Es schürte den Bürgerkrieg in Spanien, brütete Haß in der Schweiz, beunruhigte Oesterreich über das Konkordat, hetzte die badischen Katholiken gegen ihre liberale Regierung und findet nun mit Frankreich keinen Ausweg, weil es politische Zwecke im Auge hat:

Und wenn eifrige Katholiken einwenden, gegen irreligiöse Staaten müsse sich das Papsttum mit politischen Mitteln wehren, so antworte ich: damit erklärt ihr den Bankrott desselben; denn es beweist, daß ihm die moralische Größe sich zu behaupten fehlt. Heutzutage kann und darf der Staat dies nicht mehr dulden.

Bleibt die religiöse Seite, il Papato religioso. Auch fromme Katholiken wünschen zuweilen, das Papsttum möge mit der wissenschaftlichen Entwicklung fortschreiten. Wer sollte aber dazu den Anstoß geben? Die Democristiani, Loisy usw. bemühen sich vergeblich in dieser Richtung. Die Katholische Kirche ist stolz auf ihre Unwandelbarkeit. Solange die genannten Gelehrten nicht mit aller Schärfe wenigstens eine Aenderung der hierarchischen Dogmen fordern, wie Günther, Lamennais, Gioberti, Minghetti, machen sie ein Loch ins Wasser und sammeln Wasser in ein Sieb. Auch der Amerikanismus ist nicht haltbar angesichts der erfahrenen Verurteilung. Feinde hat der Papato religioso eine Menge, zunächst alle Richtungen der evangelischen Kirche. Hier zeigt Labanca ein bewunderungswürdiges Verständnis. Beide Konfessionen ferner werden gleichmäßig bedroht vom religiösen Universalismus in Gestalt des Buddhismus, der jedoch den Katholizismus immer noch mehr schädigen würde als den Protestantismus. Ein uralter, wieder neu auftauchender Feind ist dann der Partikularismus, der nicht nur in Jesu eigner Lehre eine Stütze findet, sondern gleichsam in Konstantins Edikt von 313 rechtskräftig wird, worin er zugesteht: . . . liberam potestatem sequendi religionem, quam quisque voluisset. Von den deutschen Sozialisten wurde bereits die Religion als Privatsache erklärt; — aber immerhin würde auch diese Richtung schließlich doch dem Katholizismus mehr schaden als dem Protestantismus:

Zweifellos ist Alles, was Religion heißt, von den Naturwissenschaften aufs äußerste bedroht. Das ist so alt wie der Gegensatz von Wissen und Glauben. Aber nach meiner festen Ueberzeugung wird das Wissen nie das Glauben ersetzen. Im individuellen wie sozialen Leben wird die Religion immer einen Platz finden und nicht den letzten. Denn es sind nicht die Naturwissenschaften, es ist die Geschichte, welche den Wert der Religion im Völkerleben beweist . . . Wenn aber den Staatsorganismen noch eine Dauer beschieden ist, so wird diese den protestantischen, nicht den katholischen Staaten gehören, und das wird, wenn auch nicht ausschließlich, doch in erster Linie der Reformation zu danken sein. Die Dogmen der Orthodoxie sind für alle Zeiten auf Nimmeraufleben gestürzt. Wer die Religion liebt, wird sich überzeugen müssen, daß zum Verhalten der allerfrühsten Zeit zurückzukehren sei, wo Christ war, wer Gott Vater verehrte wie Christus ihn gelehrt und angebetet hatte, und daß man ja keine neuen Dogmen mehr verkündigen darf . . . Deshalb sollte der Papst sich seiner schrankenlosen politisch-religiösen Macht entkleiden; der Katholizismus sollte abtun, was wider Christi Evangelium ist; der Papst sollte aufs neue der geistliche Vater der Gläubigen werden . . . Der müßte eine Binde vor den Augen haben, der leugnete, daß das religiöse Papsttum noch starke tiefe Wurzeln in der Menschheit hat: deshalb wird es in dem Maße eine Zukunft haben, in dem es Reformen vornimmt. Da also ein baldiges Ende des alten Sünders noch nicht vorauszusehen ist, wünsche ich als alter Frei-Gläubiger (Libero Credente), daß er sich aufrichtig bekehre zum Heil der Sittlichkeit und Kultur der katholischen Völker.

Zu dieser interessanten Gedankenreihe, die uns ja übrigens nicht fremd ist, möchte ich nur noch eine hier in Rom gemachte Beobachtung hinzufügen. Die Priesterkreise verschließen sich naturgemäß ganz dem edeln Einfluß, den auf die Dauer die gebildete Frau ausübt, trotzdem so viele Familiengeschicke im Beichtstuhl entschieden werden. Andrerseits wird jede Wohltätigkeitsübung den Nonnen anvertraut, die dem Leben so fern stehen. Hat aber die Frau aus dem Volk oder die gebildete Frau wichtige Entschlüsse zu fassen, so berät sie der Beichtvater. Die über ihr Tun frei entscheidende und mutig die Verantwortung tragende Frau erzieht nur der Protestantismus. Das verleiht den protestantischen Staaten eine große Ueberlegenheit. Gott gebe, daß dies bei uns immer besser verstanden werde, daß man den Wert der geistig ebenbürtigen Ehe immer mehr schätze, daß der heranwachsende Sohn des mütterlichen Rates eifrig begehre, daß die Unverheiratete mutig ihr Leben in

die Hand nehme zum Dienst der Brüder, daß die Frau der Frau sich immer mehr verpflichtet fühle, daß in der Tat den großen Verantwortungen des Lebens gegenüber nicht mehr Mann noch Weib gelte, sondern Alles und in Allem Christus.

Maria Sell

Stimmen der Väter

Nikodemus

Ein Traktat über die Menschenfurcht zur Pflanzung der wahren Furcht Gottes allen Christen, besonders aber den Kirchen- und Schul-Lehrern gewidmet von

August Hermann Franke. 1701

Mir, dem kleinsten und geringsten unter den Knechten Jesu Christi, sei um der Liebe willen, in welcher uns Gott geliebet hat in seinem Sohne, vergönnt, Euch allen diese gegenwärtige Schrift zuzueignen.

Der äußerliche Unterschied der Menschen, welche in der Menschenfurcht stecken, gibt der Sache jetzt keinen Unterschied: es stecken Könige, Fürsten und Edle dieser Welt eben sowohl darin als die gemeinen Leute. Es täte mancher Fürst mehr Gutes, wenn er sich nicht vor seinen eigenen Dienern fürchtete.

In Summa, es befinde sich die Menschenfurcht, bei welchem sie wolle, so ist sie an und für sich selbst ein Laster und eine Abgötterei-Sünde, die aus dem Unglauben entspringt, da der Mensch die Furcht Gottes aus den Augen setzet und etwas Böses vornimmt, redet oder tut, oder etwas Gutes vorzunehmen, zu reden oder zu tun unterläßt, aus alleiniger Absicht auf Menschen, da er doch dem Worte Gottes einfältig folgen und seinem Tun und Lassen solches zu seiner einzigen Regel und Richtschnur setzen sollte.

Die Ursachen, aus welchen die Menschenfurcht entspringt, sind innerliche oder äußerliche. Zu den innerlichen gehört die heimliche Hoffahrt, da man in allen Dingen, die man anfängt, gerne einen glücklichen Ausgang und äußerlichen Sieg haben will: während wir uns doch an dem innerlichen Siege, das ist an einem unverletzten Gewissen vor Gott begnügen sollen.

Die äußerlichen Ursachen sind: 1. die Tyrannei Vieler, so im Obrigkeitlichen Stande leben, welche sich unterstehen, die Gewissen der Lehrer und der Zuhörer zu fesseln und zu binden, und nur Alles dahin richten, daß sie äußerliche Ruhe oder Frieden erhalten mögen. Zum 2. die Ketzermacherei der Gelehrten, die allen guten und rechtschaffenen Wesen gern einen Fleck anzuhängen pflegen unter dem Mantel der über Alles hochgeschätzten Orthodoxie. Zum 3. die auf Schulen und Universitäten übel gezogenen unbekehrten und ums Bauches willen ins Amt getretetenen Prediger. Zum 4. das große Ansehen der Menschen, welches Viele so verblendet, daß sie sich nicht einbilden können, daß solche große, hochweise und hochgelehrte Leute so gröblich irren sollten ... Zum 6. die vielen Exempel derer, die sich auch durch Menschenfurcht aufhalten lassen usw.

Es hütet sich auch wohl ein Furchtsamer, solche Bücher zu lesen, durch welche ihm möchten die Augen aufgetan werden, sondern spricht wohl „Es möchte ein heimliches Gift darin sein", und sorgt doch nur heimlich, er könnte leicht bei Menschen in Ungelegenheit kommen, wenn es rauskäme, daß er solche Bücher läse. Daher pflegen auch die Furchtsamen gute Bücher heimlich zu halten und zu verstecken, ob sie sie gleich für gut erkennen und ihre große Erbauung darin finden, nicht bedenkend, daß sie sich also der Worte Christi schämen.

Ein Furchtsamer spricht „Ich muß sehen, wie ich mit meinen Kollegen mein Leben hinbringe, darum kann ich mir dieselben nicht zu Feinden machen" und so heuchelt er mit ihnen fort, und ein Toter begräbt den Andern.

Es weiß Mancher nicht, warum er in seinem Christentum zu so gar keinem Wachstum kommen kann; und er trägt diesen Feind in seinem Busen, den er für seinen besten Freund hält, nämlich für Klugheit und Vorsichtigkeit. — Manchem wäre es besser, daß er einen offenbar gottlosen Kollegen hätte, der ihm etwa die Wahrheit besser herauspreßte, als daß er einen lichtscheuen Nikodemus neben sich hat. Alles, was man aus Menschenfurcht unterläßt, die man im Glauben hätte überwinden sollen, wird vors Gericht kommen müssen.

Selbstherrschertum

Dieser Artikel will zugleich aufmerksam machen auf das Buch von Konni Zilliakus: Das revolutionäre Rußland. Frankfurt a. M., Rütten und Loening 1905. 390 S. 5, gebunden 6 Mk. Eine ungemein lehrreiche Darstellung der allmählichen, innerlich notwendigen Entstehung der Revolution unter den russischen Selbstherrschern des vorigen Jahrhunderts, das in selben Verlag erschienene schnell bekannt gewordene Buch von Hugo Ganz „Vor der Katastrophe" trefflich ergänzend. Die Uebersetzung aus dem Schwedischen ist recht mäßig.

1. Schreckgeschlagen lag die russische Gesellschaft Ende 1825 dem Selbstherrscher zu Füßen. Mit eiserner Faust hatte Nikolai I. die Militärrevolution niedergeworfen und so sich den Thron erkämpft. Mit den Schuldigen wurden auch deren Familien aufs russischste bestraft und die Soldaten, die ihren Offizieren blind gehorcht hatten, im Spießrutenlaufen zu Tode geprügelt. Für immer sollte den Untertanen des Alleinherrschers die Lust vergehen, eine eigene Meinung zu haben, mit Westeuropa zu liebäugeln und die freieren, gesetzlichen Zustände, die sie während der Freiheitskriege in Deutschland und Frankreich kennen gelernt hatten, als vorbildlich für das geheiligte Rußland anzusehn. Eine gebildete Gesellschaft, der die Reaktion der letzten Regierungsjahre Alexanders I. unleidlich geworden war, ein Volk, das wie Preußen in eigner Kraft, eine schwache Regierung mitreißend, das Joch der Despotie abzuschütteln wußte, durfte innerhalb der russischen Grenzen nicht aufkommen. „Stummheit und Ruhe, so tief wie in einem Grabe, herrschte überall in Rußland. So wollte es der Zar haben." Die Zensur zermalmte jeden Keim selbständigen Gedankenaustausches; keine Zeitung, kein Andachtsbuch, kein wissenschaftliches Werk durfte eine Ansicht aussprechen, die nicht von den Machthabern gut geheißen war. Die Polizei war der wichtigste und mächtigste Stand im Zarenreich; die entsittlichende Polizeispionage, die sich bis ins Heiligtum der Familie und der Freundschaft spaltend drängte, diese spezifisch russische Eigentümlichkeit, überall ebenso erbitternd wie zersetzend, wurde jetzt mit liebevoller Sorgfalt ausgebildet.

Wenn je ein Regent, so hatte Nikolai I. das Zeug zu einem wirklichen Selbstherrscher. Und grade er mußte bekennen: „Rußland wird von 10000 Kanzleichefs regiert." Es kann nicht anders sein. In einem großen, unübersehbaren Regiment muß die Autokratie selbst bei der hervorragendsten Tüchtigkeit des Herrschers in Bureaukratie umschlagen. Der eiserne Wille des gefürchteten Zaren konnte es nicht hindern, daß die schlimmste Gewissenlosigkeit und Beamtenwillkür das Volk aussog und plagte, daß Korruption und öffentlicher Diebstahl die Finanzen des Staates zerrütteten. Selbst unter ihm war die unantastbare Autokratie nur hohler Schein. Nur eine sichere Stütze gab es für diese innerlich unwahre Herrschaft, die Armee. Wenn auch nicht nach innen, so verlieh sie doch für die äußere Politik dem Zarenthron das nötige Relief, die z. B. in die Geschicke Preußens so verhängnisvoll eingreifende imponierende Autorität. Im Krimkrieg versagte auch dieses wirksamste Instrument des Selbstherrschertums vollständig; die mit so besondrer Vorliebe gepflegte Armee brach zusammen und mit ihr das Herz des stolzen Kaisers. „Das Korporalregiment hatte Rußland an den Rand des Abgrunds geführt."

2. Zwei Alexander, Sohn und Enkel, folgten den Spuren dieses bedeutendsten Selbstherrschers des neunzehnten Jahrhunderts in sehr verschiedener Weise. Alexander II., der Mann des aufgeklärteren Blicks, empfand das Unhaltbare des väterlichen Regimes und versuchte es mit Reformen; seinen Sohn befähigte die größere geistige Beschränktheit, schlicht und entschlossen in die Bahnen des Großvaters zurückzulenken. Den edel angelegten Nachfolger Nikolais reizte der Gedanke, als Zar-Befreier und Begründer einer Selbstverwaltung gepriesen

zu werden, aber er war zu weich, um nach den ersten Mißerfolgen an dem neuen volksfreundlichen Kurs zähe festzuhalten; der dritte Alexander war von der Würde seines heiligen Amtes, ohne je schwankend zu werden, durchdrungen und ehrlich davon überzeugt, daß er in autokratischem Regiment aufs beste für das Wohl seiner 90 Millionen sorgte. Alexander II. sah mit Schrecken eine revolutionäre Saat aus dem mit dem liberalen kaiserlichen Pflug durchfurchten Boden der russischen Gesellschaft emporwachsen und warf sich bösen Gewissens und ratlos der finstern Reaktion in die Arme; sein Sohn konnte die dunkeln Geschicke des Vaters nicht anders als eine eindringliche Mahnung verstehen, fest und folgerichtig die einsame, freudlose Bahn des Selbstherrschers zu wandeln, und glaubte um so aufrichtiger an die Echtheit seines Selbstherrschertums, als seine Ratgeber, vor allem Pobjedonoszew, es aufs beste verstanden, ihre Pläne, Entschlüsse und Ziele dem pflichtgetreuen Fürsten als seine eigenen zu suggerieren.

Es gibt in der Staatengeschichte wohl kaum etwas Tragischeres als die Person und die Regierung Alexanders II. Als Volksbeglücker trat er auf, weckte dadurch überschwängliche Hoffnungen in der dumpf dahin brütenden Nation, entfesselte auch alsbald alle geistigen Kräfte Rußlands, die nur zu lange unter dem schweren Druck Nikolais geschlummert hatten. Als er aber die üblen Begleiterscheinungen dieser inneren Erhebung einer politisch und kulturell noch unreifen, leidenschaftlichen Gesellschaft wahrnahm, Undank zu ernten glaubte und sogar sein Leben gefährdet sah, zog er sich mißmutig zurück, kämpfte mit dem Terrorismus um sein Dasein, ließ sich schließlich von Loris-Melikoff noch einmal davon überzeugen, daß er dem berechtigten und unwiderstehlichen Selbständigkeitsdrange der Nation genug tun müsse, zögerte mit der Zustimmung und fiel grade an dem Tage den Anarchisten zum Opfer, an dem er die Konstitution unterzeichnet hatte, deren zeitigere Proklamierung ihm nicht nur das Leben gerettet, sondern die Geschichte Rußlands in neue, gesundere Bahnen gelenkt haben würde.

Nach solchem furchtbaren Ausgang einer unentschiedenen Politik schien in der Wiederaufrichtung der Fiktion der unbedingten Selbstherrschaft das alleinige Heil für Dynastie und Volk zu liegen. Aber das Verhängnis für Fürst und Volk konnte dadurch nur beschleunigt werden. Auch Alexanders III. Erscheinung ist eine tragische zu nennen, wenn Zilliakus mit seinem Urteil Recht hat:

> Kein Herrscher ist wohl persönlich weniger geneigt gewesen als Alexander III. eine Politik zu verfolgen, die der Masse des Volkes zum Unheil gereichen konnte, keiner hat sich selbst weniger geschont oder eifriger für die Wohlfahrt seines Reiches gestrebt, aber auch keiner hat wohl in höherem Grade das Gegenteil von dem zuwege gebracht, was er gewünscht hat. Er tat Alles, um seine Selbständigkeit zu wahren, geriet aber doch so ganz und gar unter den Einfluß Andrer, daß er beständig ihren Willen ausführte, grade wenn er am meisten überzeugt war, daß er seine eignen Pläne durchsetzte.

3. Solch ein schweres Vätererbe trat nun 1894 ein Fürst an, der von der ganzen Herrscherausrüstung seiner Vorgänger wohl nichts Anderes überkommmen hatte als das Bewußtsein seiner unbezwinglichen Macht und heiligen Würde. Außer stande, die Triebkräfte der äußeren und inneren Politik zu durchschauen, ließ er Pobjedonoszew, den bösen Geist Rußlands, weiter schalten und walten, samt seinen Kreaturen, einem Sipjagin, einem Plehwe, einem Bobrikow, dazu die ganze Großfürstenklique. Alle die Brennstoffe und Spannungen, die sich durch das Jahrhundert hindurch immer bedrohlicher angehäuft hatten, begannen nun explosiv und zerstörend zu wirken. Die Polen-, die Juden-, die Ruthenen-, die Kaukasier- und Armenierfrage wurden jetzt brennender als je; dazu die schmachvolle Sektierer- (besonders Stundisten-), die verwahrloste Bauern- und Arbeiterfrage, sowie die besonders gefährliche Studentenfrage. Und als ob diese allgemeine Reizung und Entzündung des Volkskörpers noch nicht genügt hätte, mußten die Machthaber schließlich auch noch die Finländer in denselben Zustand des Ingrimms und der Auflehnung stoßen. Ist es auch Wahnsinn, hat es doch Methode!

Welche Früchte diese schauerliche Saat der autokratischen Verblendung zeitigt, liegt nun am Tage. Darüber bedarf es keines Wortes weiter. Kein Heer, keine Marine kann das Verderben aufhalten. „Dieweil die Ungerechtigkeit überhand nimmt, wird die Liebe in Vielen erkalten" — auch die Vaterlandsliebe, auch slavische Anhänglichkeit an das angestammte Herrscherhaus. Ein Gericht und ein Exempel! von Rohden

Naumann

Heinrich Meyer-Benfey: Friedrich Naumann, seine Entwicklung und seine Bedeutung für die deutsche Bildung der Gegenwart. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1904. 194 S. Kartoniert 2,40, gebunden 3 Mk.

Friedrich Naumann: Demokratie und Kaisertum. Ein Handbuch für innere Politik. Dritte neubearbeitete Auflage. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der Hilfe 1904. 231 S. 1,20, gebunden 2 Mk. [Soeben erschien die vierte Auflage, 15. bis 25. Tausend.]

Zwei Bücher, über die man nicht lesen soll, sondern die man selbst zur Hand nehmen muß.

Meyer-Benfey schildert an der Hand der Schriften Naumanns seine Entwicklung: wie er ausgeht von den Problemen der christlichen Weltanschauung und der sozialen Frage, wie er durch seine ästhetischen Betrachtungen und seine Beschäftigung mit der Politik Fühlung gewinnt mit dem deutschen Idealismus und zum „größten Schüler Bismarcks", zum „größten Erzieher unseres Volkes nach ihm" (S. 144) wird. Besonders wertvoll erscheint mir an der Meyer-Benfeyschen Darstellung, die sich eng an die Naumannsche Ausdrucksweise anschließt, der Nachweis des Zusammenhanges der Naumannschen Grundanschauung mit der Kantischen Ethik (S. 132). Denn wer unter der Herrschaft des historischen Relativismus gelitten hat, kann Nichts wichtiger finden für unsere Zeit als die Rückkehr zu den Denkern unseres klassischen Zeitalters und die Anwendung ihrer Gedanken auf die modernen Probleme. Naumann hat sich von dem Relativismus weniger beeinflussen lassen. Sein christlicher Gottesglaube, den Meyer-Benfey nicht genügend in seiner allgemeinen Bedeutung würdigt, und sein Glaube an Naturgesetze im gesellschaftlichen Leben bewahrten ihn davor. Aber dieser Rationalismus, dieser an Marx und Hegel anknüpfende Glaube an die Logik des Geschehens, bietet keine genügende Widerlegung des Empirismus, die vielmehr nur in dem Kritizismus Kants gefunden werden kann.

Interessant ist es, den Fortschritt der Naumannschen Weltanschauung in der dritten Auflage von Demokratie und Kaisertum gegen die erste zu vergleichen. So energisch Naumann 1900 am Schlusse des Abschnittes über „Demokratie als Gesinnung" die Naturrechtslehre als „Quelle von einseitigen Konstruktionen und Sentimentalitäten" verurteilte, bezeichnete er es doch als den „besten Gottesdienst, die Gesetze walten zu lassen und zu vertreten, die in der Natur der Sache selber liegen." Er wollte also nur ein phantastisches Naturrecht durch ein realistisches ersetzen. Er sprach von den „politischen Lebensbedürfnissen des Volkes und seiner Schichten", während er sie bei der Menschheit als Ganzem nicht erkennen konnte. Wie anders 1904! Da wird von der großen Pflicht der Deutschen, der Welt ein Vorbild zu geben, gesprochen, von der Erziehung zur Persönlichkeit. Da wird S. 131 auf die große Aufgabe der Linken hingewiesen, eine Religion der Freien gegenüber der Religion der Unterordnung durchzuführen. Das Gute und Richtige bleibt gut und richtig, auch wenn es sich in der Wirklichkeit nicht durchsetzen kann. Aber freilich dies ethisch und logisch Richtige wird nicht durch doktrinäre Betrachtungen, sondern durch stete Prüfung der Tatsachen gewonnen. In diesem Sinne eifert Naumann gegen die Romantik, gegen das Spielen der Sozialdemokraten und des Zentrums mit dem unwahren Gedanken einer revolutionären Erhebung (S. 15). In diesem Sinne auch stellt er das moderne historische, naturwissenschaftliche, praktische Denken der philosophischen Denkperiode gegenüber (S. 84). Aber Marx und Hegel, die hier Naumann im Auge hat, sind nicht die ganze Philosophie, und für uns kommt es gerade darauf an, die „praktische Vernunft" eines Kant und Fichte nutzbar zu machen.

An den politischen Grundgedanken der ersten Auflage von

Demokratie und Kaisertum brauchte Naumann in der dritten nicht zu ändern. Und doch ist die neue Auflage ein neues Buch, das nicht nur den veränderten Zeitverhältnissen gerecht wird, sondern auch erkennen läßt, daß der Verfasser mit den Dingen seinen Weg weiter gegangen ist. 1900 schrieb Naumann: „Denkbar ist ohne Zweifel eine konservativ-klerikale Majorität." 1904 muß er von einer Herrschaft des Zentrums in der deutschen Politik reden, der gegenüber selbst die von ihm gefeierte Macht des Kaisers in der Uebergangsperiode zum Industrialismus zurücktritt. In der ersten Auflage sprach Naumann von dem kurzen politischen Sommer, den das Zentrum zu erwarten hätte (S. 190), in der dritten von der großen Anstrengung, die es bedürfen wird, um das Verhängnis einer Romanisierung des Kaisertums abzuwenden (S. 197). Gegen diese dem deutschen Volke drohende Gefahr ruft Naumann die alten Gedanken des Liberalismus heraus. Die Bedeutung der Weltanschauung des nationalen Liberalismus in der Periode der Reichsgründung würdigt er in der dritten weit mehr als in der ersten Auflage. Er betont, daß wirklicher Liberalismus gerade den wichtigsten Forderungen des Sozialismus entgegenkommen müsse. „Alles, was der Sozialismus praktisch anstrebt, ist von einer systematischen Erweiterung des demokratischen Einflusses abhängig. . . Es ist nötig, daß es noch einmal Frühling wird, im Sinne deutscher Freiheit" (S. 8). Und Naumann fordert das deutsche Bürgertum auf, die Negationen übertönen zu lassen vom gewaltigen Rhythmus positiver Ideale.

In Naumanns Werke sich zu vertiefen, ist ein hoher Genuß. Wir Deutschen können stolz darauf sein, daß wir ihn unser nennen dürfen. Groß ist er als Meister der Sprache, die er bald mit schneidender Schärfe, bald mit spielendem Humor handhabt, groß auch als Meister des Gedankens. Bewunderswert ist die Wucht, mit der er Dinge in ihre Bestandteile auflöst, die der oberflächlichen Betrachtung zusammen zu gehören scheinen, kühn die Art, in der er auf den gemeinsamen Weg verschieden gearteter Interessen hinweist, die sich nicht in einem Gemütsbündnis, sondern in verstandesgemäßem Ergreifen des Unvermeidlichen zu finden haben. Man kann Naumann Treitschke an die Seite stellen, der die gleiche Rücksichtlosigkeit gegen das Schwache, die gleiche Vorliebe für die Machtfaktoren, die allein dem großen Ziele dienen können, bewies. Treitschke war der litterarische Herold des neuen Reiches. Möchte Naumann ein ähnliches Schicksal vergönnt sein!

Heinrich Sieveking

Werde gesund!

Zeitschrift für Volksgesundheitspflege und Krankheitsverhütung

Ein kühner Imperativ, den diese Zeitschrift an der Stirne trägt und als Motto in die Oeffentlichkeit hineinruft.*) Man könnte nicht wenig dagegen einwenden. Ist es nicht *vermessen*, diese Ermahnung oder Aufforderung ergehen zu lassen? Liegt es denn in des Menschen Macht und Willkür, gesund zu sein, zu werden, oder auch nur zu bleiben? Ist es nicht *zudringlich*, so zu mahnen? Fühlt sich nicht etwa der Gesunde, oder sich gesund Dünkende, unangenehm von diesem Imperativ berührt? Und *endlich* gibt es nicht vielleicht auch einen Standpunkt, der die Tendenz dieser Zeitschrift ablehnt: einen Idealismus, der sich um Gesundheitsfragen gerade um so weniger kümmert, je trivialer heute diese Losung ausgegeben wird, als ob die Gesundheit das ein und alleinige, das höchste Gut wäre. Gesundheit ist Trumpf. Gesundheit mit dem Bindestrich gehört auf die Etikette von allen möglichen Gebrauchsgegenständen, Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken usw., wenn der Artikel Absatz finden soll. Es wäre heute ein lohnendes Sujet für einen Maler, als Gegenbild zur „Jagd nach dem Glück" die „Jagd nach der Gesundheit" zu entwerfen.

*) Herausgegeben von Dr. med. *Georg Liebe*, Leiter der Heilanstalt Waldhof Elgershausen (Kreis Wetzlar). Erlangen, Verlag von Th. Krische, Universitätsbuchhandlung. — Die Zeitschrift (früher „Heilstättenbote") steht im fünften Jahrgang und erscheint monatlich; Preis vierteljährig 75 Pfg.

Aber eben diese Einwendungen können dazu dienen, die Bedeutung und den Wert der Bestrebungen ins Licht zu stellen, welche der Herausgeber dieser Zeitschrift vertritt.

Mein *letzter* Einwurf ist wohl der schwerste. Es gilt Front zu machen gegen den Materialismus. Das kann aber nicht dadurch geschehen, daß man sich mit einem Machtspruch über die Gesetze hinwegsetzt, denen wir als leibliche und seelische Wesen unterworfen sind, und über die innigen, zarten Zusammenhänge, die zwischen Leib und Seele hinüber und herüberspielen, sondern nur dadurch, daß der *Akzent* auf die rechte Stelle gelegt und die Parole Mens sana in corpore sano richtig verstanden und befolgt wird. Mens sana ist ja gewiß die Hauptsache, das Hauptziel; der gesunde Körper aber das, *soweit es an uns liegt*, unentbehrliche Mittel zum Zweck. Faßt man die Gesundheit als Harmonie (vgl. Carlyle, Arbeiten und nicht verzweifeln S. 3), als „Harmonie des Lebens" („Werde gesund!" 1904, S. 63), „ist sie nicht in einem gewissen Sinne, wie die Erfahrung zeigt, die Totalsumme alles Wertes, der in uns liegt?" Wenn auch mit gutem Grunde Carlyle gleich hinzufügt:

> Ein gesunder Körper ist gut, aber eine gesunde Seele ist mehr als alles Andere das, was der Mensch sich erbeten muß, das Herrlichste, womit der Himmel unsere arme Erde beglückt.

Denkt man darüber nach, so leuchtet ein, wie sich eine echte, wahre, menschenwürdige Gesundheitspflege turmhoch erhebt und grundsätzlich unterscheidet von der Gesundheitshuberei niedriger, materialistischer Sorte. Diese ist dem Stoffe knechtisch unterworfen und treibt einen Kultus mit ihm, seis in Anhänglichkeit und Anbetung, die den Arzt zum Seelsorger macht (wie es Kierkegaard einmal andeutet) seis in Furcht und Zittern, besonders in der Bazillenfurcht, die nur im heidnischen Fetischdienst und in der Angst vor den Dämonen ihresgleichen sucht und gerade in der zivilisierten städtischen Atmosphäre eine solche unheimliche Entfaltung gewonnen hat, daß sie die höheren Beziehungen zwischen Mensch und Mensch stört und überwuchert. Wie mancher Austausch von Liebe und Treue, von Geist und Leben unterbleibt, weil die Ansteckungsgefahr ihr Tabu gesprochen hat! Es bricht sich nachgerade die Ueberzeugung Bahn, daß diese Fesseln unwürdig sind und daß besonnene Hygiene und vernünftige Vorsicht nichts mit Gefühllosigkeit und Herzensroheit zu schaffen hat.

Wenn man auf diese Gesichtspunkte hin die Stellungnahme dieser Zeitschrift für Volksgesundheitspflege prüft, so begegnet man u. A. folgenden Ausführungen über die Bazillenfurcht. Zu der Frage: „Kann ein Lungenkranker den anderen wieder anstecken?" schreibt Dr. Liebe (1904 S. 298 f.):

> Da geht wirklich manchmal Einer um den Anderen wie um ein Pulverfaß herum, und zwar gegenseitig. Gewährt wieder das Bewußtsein, nicht so krank zu sein wie jener, eine gewisse Beruhigung — ein medizinischer Pharisäismus, bei dem der Zöllner auch meist der Bessere ist — so artet doch diese Ansteckungsfurcht Lungenkranker vor einander oft in wirkliche Herzensroheit aus. Daß „Genossen" einen in ihren Saal gelegten wirklich und anscheinend Schwerkranken schließlich durch allerlei Beschwerden an den Arzt und schließlich sogar Chikanen gegen den Kranken selbst wieder herausgebissen haben, ist eine in vielen Anstalten oft beobachtete Tatsache. Und Alles aus Furcht, der Mensch könnte sie anstecken, Alles, obwohl sie täglich sehen, daß der Arzt, die Pfleger, viele andere Gesunde ohne Scheu mit ihnen, den doch auch Kranken, verkehren.
>
> Wir wissen ja recht wohl, daß wir alle diese Auswüchse dem Vorherrschen der Bakteriologie verdanken, und wir müssen uns deshalb mit allen Gleichgesinnten zusammentun, die bei aller Achtung vor der Wissenschaft ihr doch verwehren, mit ihren Kaninchen-, Meerschweinchen- und Gelatinebeobachtungen tyrannisierend in das praktische Leben einzugreifen.

Was aber die prinzipielle Stellung dieses Organs für Volksgesundheitspflege zu den letzten höchsten Fragen des Menschendaseins betrifft, so wird dem Materialismus feierlich abgesagt in den programmatischen Bekenntnissen, welche in den „Weihnachtsgedanken des Schriftleiters" (1904, 342 ff.) niedergelegt sind:

> Dann will ich mich beeilen zu versichern, daß eine Zeitschrift, wie „Werde gesund" ohne *Religion* nicht bestehen kann . . . Wir wollen uns nicht darüber streiten, ob dem Körper eine „Seele" innewohnt. Es handelt sich hier um meine Anschauung. Und so meine

dus, wie du willst, mir hat der menschliche Körper seit langem selbst gelehrt, daß in ihm ein göttlicher Funke lebt, den wir zum „Himmelreiche“ (das „in euch“ ist) oder zur „Hölle“ selbst gestalten können. Gelehrt hat mich der lebendige Körper, seitdem ich gute, edle und namentlich vorwärtsstrebende Menschen kennen lernte, und ich gestehs, besonders Sterbende, und gerade solche, denen das Sterben weh tat. Und der tote Leib sprach diese Sprache für mich schon im Sezierſaale. Dem sich selbst Beobachtenden kann der Zusammenhang zwischen dem rein organischen Körper und dem denkenden Prinzip in uns gar nicht entgehen. Zwischen körperlichem Befinden — Stimmung — und seelischem — Gefühle (Rehmke) — besteht ein ununterbrochener Kreislauf ...

Die Unentbehrlichkeit dessen, was wir „Religion“ nennen, begründet Dr. Liebe in diesem Zusammenhang aus den entgegengesetzt wirkenden Gemütszuständen der Sorge, die er im Anschluß an Johannes Müller (Blätter für Pflege persönlichen Lebens VII, 226), und der Gemütsruhe, die er mit den Worten von Sophie W. („Gesundes Leben“ I, S. 865) so beschreibt:

Gemütsruhe wurzelt im Bewußtsein der eigenen Unvergänglichkeit und gibt deshalb dem Patienten wie dem Arzte die gewünschte Furchtlosigkeit ob des Ausganges, hält sie aber nicht von Erfüllung ihrer Pflichten gegen den Körper ab ... Gemütsruhe und Religion sind unzertrennlich und eben darum auch Heilkunde und Religion.

Und Dr. Liebe sagt weiter:

Die Religion soll daher nicht ein Sonntagsbraten sein, sondern das ganze Leben durchdringen, wie in dem Gleichnisse vom Sauerteig so unvergleichlich anschaulich zu lesen ist ... Der innere Geist, der alles unser, übrigens seinen Weg ununterbrochen fortsetzendes Denken und Handeln durchdringt, belebt und in sich eintaucht (vgl. Fichte Anweisung zum seligen Leben) ... Praktisch ergibt sich aus diesem Durchdringen des ganzen Lebens mit Religion das, was wir „christlichen Humanismus“ nennen. —

Damit ist das Programm dieser Zeitschrift genugsam gekennzeichnet, und die Frage, wie sie sich zum Idealismus des Lebens stellt, beantwortet. Daß dabei die sanitären Fragen, von hohen prinzipiellen Erörterungen bis herab zum Detail des Alltags, von der Alkoholfrage, Tuberkulose und Wohnungsfrage bis herunter zur Hygiene des Kusses, der Bedeutung des Lachens, der Behandlung des Taschentuches usw. den Grundstock des Ganzen bilden, ergibt sich aus dem Zweck der Zeitschrift von selbst. Wenn es dem Einen und Andern dabei der Regeln und Gesetze, Winke und Warnungen — so recht ein ins moderne übersetztes Reglement: „Gebeut hin, gebeut her; gebeut hin, gebeut her; harre hie, harre da; harre hie, harre da; hie ein wenig, da ein wenig (Jes. 28, 10)“ — zu viel werden will, so wollen wir mit ihm nicht rechten. Aber die Wichtigkeit der Sache bleibt davon unberührt. Deshalb sei noch in Kürze der zwei anderen an die Spitze gestellten Gesichtspunkte gedacht, unter denen man der besprochenen Zeitschrift prüfend gegenüberstehen mag. Ist es nötig, in die Allgemeinheit hineinzurufen, als ob es jeden Einzelnen anginge: Werde gesund!? Und ists nicht vermessen, dazu aufzufordern?

Beide Fragen beleuchten im Grunde dasselbe Problem von zweierlei Seiten, ein Problem, das mit Naturnotwendigkeit aus dem Kulturzustand — dessen wir uns ebenso rühmen, wie wir unter ihm seufzen — herausgewachsen ist. Man kann getrost (oder besser: mit Resignation) sagen: Von uns Kulturmenschen ist Keiner gesund, hat Jeder nötig, zu hygienischen Maßregeln ermuntert zu werden, um nach Kräften den schädlichen Einflüssen Trotz zu bieten, die ganz von selbst seine Gesundheit bedrohen, sein Leben zerreiben. Das sprechendste Sympton dieser Lage ist einerseits das zu einem mächtigen Strom sich ausdehnende Naturheilverfahren, das wachsende Heer von Naturheilfreunden und -Fanatikern; andererseits das ins Unbegrenzte sich mehrende Spezialistentum. Dort will man mit der Losung Revenons à la nature! den Knoten zerhauen, hier mit emsigem Detailexerzieren den Schädlingen zu Leibe gehen. In diesem Wirrwarr der Meinungen und Ratschläge tut ein treuer Mentor not; und wenn sich allmählich bei den Denkenden, sowohl unter den Fachleuten, als unter den Laien, eine gewisse Mittellinie herausarbeitet, die die Diagonale der Kräfte zu ziehen sucht, so darf man gewiß ein Organ wie dieses begrüßen, das den beiden Zielen nachstrebt, sowohl im unparteilichen Sinn orientierend und aufklärend, als im humanen, menschenfreundlichen Sinn vorbeugend und sanierend zu wirken.

Was aber notwendig ist, das kann man nicht „vermessen“ heißen. Die Mahnung stellen oder befolgen: „Werde gesund!“ das will im rechten Sinn nicht heißen: seines Lebens Länge eine Elle zusetzen wollen oder darum sorgen (Matth. 6, 27); von diesem Wahne hat uns Jesus befreit. Das kann noch weniger bedeuten wollen: der Gesundheit höhere Güter und Ideale opfern. Denn „setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein“, das hat uns Schiller eingeschärft. Wohl aber soll damit die hochnötige Mahnung ausgesprochen sein: Achte auf die unverbrüchlichen Gesetze der Hygiene! Dies im Sinne des alten Wortes: Sapere aude! wage vernünftig zu sein! Johannes Herzog

---

Der Sargnagel

Er hieß Nagel, und einer der tüchtigsten Pfarrer in der Diözese, in dessen Hürde er eingebrochen war, nannte ihn den Nagel zu seinem Sarg. Er war nämlich Evangelist, die Frommen drängten sich zu seinen Versammlungen, und das kränkte ein wenig die Herren vom geordneten geistlichen Amt. Das war menschlich, wenn auch nicht gerade christlich.

Daniel Nagel war ein Vierziger, aber er sah viel älter aus; seine Stirne war zerfurcht und sein schwarzer Vollbart grau meliert. Früher war er Schuhmacher gewesen, bis der Geist über ihn kam und ihn seinem ehrsamen Gewerbe entfremdete.

Auch in Waldhausen war er angesagt, und der Stundenhalter Bürkle lud den jungen Vikar Herrmann dazu ein, der gerade vor kurzem in Waldhausen eingezogen war. Der Vikar war ein blondbärtiger Riese mit einem Kinderherzen. Er kam aus einer Missionarsfamilie und galt zu seinem größten Kummer daheim so halb als ein verlorener Sohn, weil seine Theologie bedenklich von der des Vaters abwich. Das Schlimmste aber war, daß er seine moderne Theologie eigentlich mit schlechtem Gewissen hatte. Dazu trug gerade sein Kinderherz bei, das angefüllt war mit Verehrung und Pietät. Sein guter Kopf und seine Ehrlichkeit aber verboten ihm ein sacrificium intellectus, obgleich er in schwachen Stunden nahe daran war es zu tun. Daher kam es, daß er sich vor jedem Orthodoxen ein wenig fürchtete, und doch fühlte er sich wieder von den Pietisten in seiner Gemeinde und unter den Kollegen am meisten angezogen. Mit hundert Banden des Gemütes war er an die Frömmigkeit der alten Zeit, an ihre Gebräuche und ihre Lieder festgebunden, und er verfluchte diese unglückselige Ehe, die der Pietismus mit der Orthodoxie eingegangen war.

In der Gemeinde gab ihm das eine etwas zweideutige Stellung, besonders seitdem der Vizepfarrer, so nannte man den Gerberfritz, den Leiter des Jünglingsvereins, ihm einmal stark auf den Zahn gefühlt hatte. Die „Brüder“ wußten nicht recht, ob er zu ihnen gehöre, oder nicht. Manchmal kam er in die Andacht, die Sonntag abends in des Bürkle Haus gehalten wurde und saß dort so still, fromm und blond wie der Erzengel Gabriel; dann aber brachte ihm wieder die Post jeden Samstag die „Hilfe“ ins Haus, und da der Postbote sich die Freiheit nahm sie vorher durchzustudieren, wenn er in seinem rumpeligen grünen Wagen von der Poststation hereinfuhr, so fühlten sich die Brüder orientiert, weil sie einige dunkle unklare Vorstellungen von der Eigenart des Blattes bekommen hatten. Hier und da besuchte er gar eine Theatervorstellung in der nahen Stadt und machte nicht einmal ein Hehl daraus. Dann beteten sie in der Andachtsstunde mit ehrlicher Inbrunst und ein wenig Selbstgerechtigkeit, daß der Herr ihm die Augen öffnen und sein Herz von vergänglicher Lust abkehren möge; und sie gewannen ihn alle lieb darum, daß sie sich um ihn sorgten und für ihn einstanden.

Er hatte sich also überreden lassen zur Versammlung des Bruder Nagel zu gehen und sich sogar erboten, die Harmoniumbegleitung zu übernehmen. Sie kamen im Schullokal zu-

sammen. Das mittelgroße Zimmer war dicht gefüllt von Menschen, die ihre erwachsenen Körper in die engen Bänke drückten. In den Fensternischen hockten große Schulkinder, der eiserne Ofen war rotglühend, die Luft zum Schneiden, obgleich man zwei Oberfenster geöffnet hatte. Der Gerberfritz stand an der Tür und bewillkommte jeden Besucher mit einem brüderlichen Händedruck. Vier Lampen, die an der rußgeschwärzten Decke hingen, verbreiteten spärliches Licht und mischten ihren Qualm in das große Geruchkonzert.

Der Evangelist hatte hinter dem Katheder Platz genommen und blätterte im Gesangbuch. Neben ihm stand der Müllerchristel, eine der Hauptsäulen des Jünglingsvereins, und harrte seiner Befehle, während die andern Mitglieder als freiwillige Kirchendiener umherschossen, Stühle holten, an den Lampen drehten, an denen große Petroleumtropfen hingen, und sich sehr wichtig fühlten.

Der Vikar war noch nicht da, und der Evangelist sah ihm mit einiger Spannung entgegen: der sollte ja heute das Hauptobjekt für seine Beredsamkeit werden. Vorher nämlich hatte der Gerberfritz mit ihm eine vertrauliche Unterredung gehabt über den jungen Mann, sehr wohlmeinend, etwas pharisäerhaft und reichlich taktlos. Wenn er sich heute nicht bekehrte und „entschieden" wurde, dann war er aufzugeben, bestimmte der Vizepfarrer. „Er isch ja guet und recht und Neamed kann em Ebbes nachsage, die Kinder möget ihn, und er grüßt au freundlich im Dorf, aber er isch net recht fest im Glaube, er g'hört zu de Moderne, er isch en halwer Sozialdemokrat."

Endlich kam Vikar Herrmann. Ein wenig schüchtern, mit einem gesammelten Ausdruck, der die Weiber schon zur Andacht stimmte, schob er sich durch die drangvolle Enge, denn sogar in den Gängen zwischen den Schulbänken saßen Frauen und Mädchen, während die Männer schamhaft den dunkleren Hintergrund bevölkerten. Nur der Jünglingsverein schaarte sich um das Rednerpult direkt zu den Füßen des Evangelisten. Der Kienzle-August hielt zwei Suppenteller der Frau Schullehrer auf den Knieen und sah sie im Geist schon hochgefüllt mit Nickel und Silber; kein einziges Kupferstück durfte drin sein, denn das Opfer war ganz zum Besten des Jünglingsvereins bestimmt.

Jetzt setzte das Harmonium ein mit einem kreischenden grellen Ton, denn es war schon kriegsuntüchtig vor Alter, und die Melodie, die der Spieler ihm auf Wunsch des Vizepfarrers entlockte, hatte etwas Jahrmarktähnliches. Sie wurde aber mit Begeisterung gesungen, und der Jünglingsverein brüllte sogar, bis er blaurote Köpfe bekam, den Refrain:

Herrlich, herrlich wird es droben sein,
Wenn wir ziehn von Sünde frei und rein
In das gelobte Kanaan ein,
Jesus, sieh her, ich komm.

Für den Freund Beethovens und Bachs da am Harmonium, war das schon ein Akt der Selbstverleugnung; aber er spielte geduldig die sämtlichen Verse zu Ende und stemmte sich mit allen Kräften, daß die immer wilder werdenden Wogen des begeisterten Gesangs nicht allzusehr die Fesseln des Taktes und Tempos sprengten; schließlich sogar sang er mit, um die schwache Harmoniumstimme, die völlig von den Sängern erstickt wurde, zu verstärken. Der Müllerchristel bemerkte das und registrierte es als ersten Erfolg.

Nun stand der Evangelist auf und begann das Gebet mit einer Inbrunst, die dem etwas phlegmatischen Vikar ganz unheimlich war und ihm auch nicht echt vorkam. Wenn der Mann in diesem exaltierten Ton eine ganze Stunde sprach, dann mußte er ja darnach halb tot sein, ein Zurücksinken aber würde gegen jede rednerische Kunst verstoßen. Eine Steigerung gar war unmöglich, da hätten epileptische Krämpfe kommen müssen. Mache! dachte Herrmann widerwillig, ohne sich doch völlig der Gewalt dieser leidenschaftlichen Stimme entziehen zu können.

„Dem isch ernst," flüsterte die Missionsgret ihrer Nachbarin zu, „guck no Luij', wie er schwitzt."

„A wa, i schwitz au," sagte diese kühl, denn sie gehörte nicht zur Gemeinschaft.

„Meine teuren Seelen," begann der Evangelist seinen Vortrag. „Ein lieber Freund von mir sagte einst: das größte Uebel in der Welt, das sind die ungläubigen Pastoren. Und es ist wahr. Wehe der Herde, die vom Wolf geleitet wird! Wehe der Herde, deren Hirt unentschieden und lau ist. Seine Rede ist ohne Salz und Kraft, die zarten Lämmlein führt er in des Satans Rachen, den Strauchelnden kann er nicht aufhelfen, er selbst ein Strauchelnder, Irregeleiteter, dem die ungläubigen Professoren den Rest seines Kinderglaubens geraubt haben. Betrübte Eltern beten um ihn, Fromme in der Gemeinde heben die Hände für ihn auf. O daß du kalt oder warm wärest, sagt sein Heiland zu ihm. Warum bist du nicht lieber mein offener Feind? So beträgst du dich als meinen Freund und raubst mir doch hinterlistig meine göttliche Ehre!"

Der Vikar war schon nach den ersten Worten errötet; er zuckte auf seinem Stuhl, als ob er aufstehen wollte. Der Vizepfarrer heftete seine schwarzen lebhaften Augen auf ihn, als ob er ihn annageln wollte. Der Jünglingsverein machte es seinem Leiter nach. In diesen vielen Augen stand eine dringende Aufforderung geschrieben: Kehr um; komm zu uns; entscheide dich! und alle diese Augen hingen an ihm, zogen und zerrten.

Die Weiber waren taktvoller, sie hatten einen kurzen Blick auf den jungen Mann geworfen, der mit mühsam gespielter Gleichgültigkeit den vielen Augen standhielt, dann schauten sie unentwegt nach dem Rednerpult. Einige waren sogar unwillig und fanden, daß ers zu arg mache. Herrmann gelobte sich: Einmal und nie wieder.

Endlich lenkte der Evangelist ab.

„Liebe Seele, ja es ist furchtbar dieses Uebel, aber ich weiß ein noch größeres. Noch größer? werdet ihr fragen. Ja, noch größer — das schrecklichste Uebel in der Welt, das ist die Sünde. Liebe Seele . . . ."

Von dem Folgenden hörte Vikar Herrmann nichts weiter, als in jedem Satz die inbrünstige Anrede: Liebe Seele. Von dem Redner troff der Schweiß bis auf das Pult, er schien es nicht zu merken. Sein Mund schäumte, und im Lampenlicht sah der Beobachtende wie ein feiner Sprühregen sich beständig auf den entzückten Jünglingsverein ergoß, der aber diese Traufe nicht zu bemerken schien.

Mit großem Kummer sah der Gerberfritz, wie sich die anfängliche Verlegenheit des schwarzen Schafes in Gleichgültigkeit und Unaufmerksamkeit auflöste, wie die blauen Augen des jungen Riesen über die vielen Köpfe der Gemeinde irrten und sich da und dort festhefteten, wie in das blondbärtige Männergesicht plötzlich solch ein guter, frommer Ausdruck kam, den sicherlich nicht der Evangelist hingezaubert hatte. Er mußte förmlich den Blick wegwenden, als diese Augen auch ihn streiften und ihn liebevoll und ein wenig überlegen zugleich betrachteten. In diesem Moment nämlich hatte der junge Pfarrer klar die Kluft erkannt, die ihn von dieser Art Frömmigkeit trennte und zugleich sah er, daß *seine* Art berechtigt sei neben der anderen, daß sein schlechtes Gewissen Unsicherheit und Schwäche gewesen war, aber daß trotz aller Verschiedenheit doch etwas Gemeinsames in ihnen lebte, das ihn mächtig anzog, und das *er* erkannte, wenn auch diese frommen Bauern es nicht fühlten, weil sie nicht wollten, oder vielleicht auch nicht konnten. Der einzige Weg für sie, ihn zu verstehen, wäre gewesen ihn zu lieben, denn nur liebend wird der Mensch dem Menschen gerecht.

Ein stolzes Gefühl junger Kraft und zugleich warmer Liebe durchflutete ihn, daß seine Augen aufleuchteten, und seine Glieder sich strafften.

Der Evangelist war gerade an einer Kraftstelle, die Weiber flennten, und die Schäferin drückte das Uebermaß ihres Entzückens durch lautes Seufzen und Teilnahme heischende Rippenstöße aus, die sie ihren Nachbarinnen zukommen ließ.

Die Männer räusperten, spuckten und husteten, der Redner drohte, beschwor, winselte, klagte und stöhnte, als plötzlich ein lauter Angstschrei schrill die Andächtigen aufscheuchte. Ein halb-

wüchsiges Mädchen war dem glühenden Ofen zu nahe gekommen, und ihre Kleidung hatte Feuer gefangen. Eine unbeschreibliche Panik entstand; alle drängten vor den Flammen zurück, die das Mädchen einzuhüllen begannen, jeder suchte sich selbst in Sicherheit zu bringen.

„Ruhe," schrie da mit der Stimme eines Löwen Vikar Herrmann, „Alles sitzen bleiben, Ruhe!" Mit drei Sätzen war er über die Bänke weg, hatte seinen Rock ausgezogen und das Kind darein gehüllt und fest an sich gepreßt. Mit seinen großen Händen schlug er die aufzüngelnden Flammen aus und als alle zum völligen Bewußtsein der Situation kamen, war auch die Gefahr vorüber. Das Kind schluchzte wohl herzbrechend und hatte einige böse Brandwunden an den Armen und Händen, aber doch keine gefährlichen, die Panik jedoch, die in dem überfüllten Raum entsetzliche Opfer gefordert hätte, war durch des Vikars Besonnenheit verhindert worden.

Ein Summen wie von einem riesigen Bienenschwarm war in dem Saal. Der Evangelist stieg wieder von der Pultplatte herunter, auf die er sich geflüchtet hatte; die an den Fenstern Sitzenden verschafften dem grauen Qualm, der die Luft erstickend machte, Abzug, und das verunglückte Kind wurde von seiner Mutter hinausgeführt, nachdem einige Weiber es in ihre großen schwarzen Umschlagtücher gehüllt hatten. Der Schullehrer brachte Brandsalbe herunter, und nun merkte man auch, daß die Hände des Vikars mit dicken Brandblasen bedeckt waren.

Die Kinderschwester drängte sich herbei, und ihre geschickten Hände verbanden den jungen Mann, der hemdärmelig, rauchgeschwärzt und sehr verlegen in dem Tumult stand.

Da erhob sich plötzlich der alte Bürkle, schob sich nach vorn zum Rednerpult und bat um Ruhe. Seine langen weißen Haare flatterten im Zugwind und seine Hände zitterten von dem Schreck und der Aufregung. Das war der Mann, in dessen Hause die Brüder zusammenkamen.

„Waldhäuser," sagte er mit seiner bebenden Greisenstimme. „i glaub, daß ihr alle mit mir einig seid, wenn i sag, daß wir froh und stolz sind, daß der Vikar Herrmann unser Pfarrer ist, und daß wir ihm danke, denn er hat unser Gemeind vor em große, große Unglück bewahrt."

Ein lautes Zustimmen erscholl aus allen Bänken: „Ha jo! Sell isch woahr! Freili! E braver Ma isch er! Froh semmer an em! Reacht hascht Bücklehannes!"

Da tönte eine helle kecke Jünglingsstimme aus einem dunkeln Winkel an der Tür her. „Und i mein, daß mer kein Mann am Zeug flicke soll, der gut und mutig ist, so einer hat de rechte Glaube; dees mein i, isch der Bruder Nagel vielleicht anderer Meinung?"

Der war aber gar keiner Meinung, sondern hatte sich an das Harmonium gesetzt und den Choral angestimmt: Nun danket alle Gott, in den einzustimmen selbst die aufgeregtesten und schwatzhaftesten Weiber nicht umhin konnten.

Helene Christaller

Verschiedenes

Oeffentliche religiöse Diskussionen. Ueber die Erfahrungen bei fünf im letzten Jahre veranstalteten öffentlichen religiösen Diskussionen im Osten Leipzigs berichtete Pastor Liebster in „Evangelisch-sozial" Nr. 11/12, Dezember 1904. Solche Erfahrungen sind: das religiöse Interesse des Arbeiters ist lebhaft (200—620 Besucher!), die Haltung der Sozialdemokratie noch unfreundlich, das Mißtrauen gegen die Kirche groß („normales" Christentum = Anlehnung an die herrschenden Klassen), der Ton heftig. — Von den Rednern wurde mit Recht jeder politische Kampf gegen die Sozialdemokratie unterlassen. Das Urteil über den Erfolg ist geteilt. Paradox und fein bemerkt Liebster: „Nur keine »großen« Redner herbeiholen! Die Sozialdemokraten redeten z. T. glänzender, schlagender, begeisternder als unsre Redner — das war unser Gewinn. Denn wer den Gegner siegreich abführt, hat sein Vertrauen nicht gewonnen. Wir wollen gar nicht siegen, sondern nur zeigen, daß unsere Sache ehrlich gemeint ist, daß sie auch kräftig genug ist, sich an die Oeffentlichkeit hervorzuwagen." Ein Versuch mit religiösen Diskussionsabenden ist an allen Orten dringend zu empfehlen, wo eine größere Anzahl die evangelischen Gottesdienste grundsätzlich meiden. Röthig

Der Zusammenhang zwischen Verstandesentwicklung und Religion. Von Dr. Fr. Walther, Stadtpfarrer in Stuttgart. Stuttgart, W. Kohlhammer 1904. 132 S. 2 Mk.

Die Schrift stimmt in Tendenz und Resultaten überein mit andern desselben Verfassers („Der echte Wahrheitsbegriff", 1886; „Wissenschaft oder Christentum. Wer denkt schärfer?" 1889; „Die christliche Glaubenslehre als Wissenschaft vom Lebensmute dargestellt" 1893) und zeichnet sich wie diese durch völlig selbständiges Denken, durch originelle und geistreiche Einzelbemerkungen aus. Der Grundgedanke aber: daß alle Verstandesübung aus elementarem Lebensbedürfnis entspringt, andrerseit aber auch alles Streben nach Lebensbefriedigung in Verstandesoperationen verläuft, dürfte nicht als so neu anerkannt werden, wie er Walther selbst erscheint. Daß Weltanschauung, speziell religiös-christliche, nichts als ein Mittel der Lebenserhaltung und Lebenserhöhung sei, wird auch der naturalistische Biolog anerkennen, nur wird er den Schluß daraus ziehn, daß mit der gewaltigen Aenderung der Lebenshaltung seit Entstehung des Christentums sich eben auch die Weltanschauung ändern müsse; auf die Probe, daß diejenige Theorie gewinnt „welche bei Geltendmachung und praktischer Durchführung die besten Resultate erzielt" (S. 131) wird er es ankommen lassen, hingegen eben darum die Berufung auf historische Spuren göttlicher Weltregierung, namentlich im Leben Jesu, als Inkonsequenz ablehnen. Auch von den Gegnern des Intellektualismus unter Theologen und Pädagogen, welche Walther bekämpft (S. 118 f.), ist er im Grunde nicht so weit entfernt, hat vielmehr mit ihnen gemein die Wertung von Wissenschaft und Religion nach ihrer Nützlichkeit für den Menschen (vgl. bes. S. 94!), sowie die Betonung des Diesseits (82 ff. u. A.). Auch von andern Prämissen aus aber kann man als ebenso richtig wie dringlich beachtenswert die Ausführung anerkennen, daß für die Elementarbildung (im weitesten und tiefsten Sinne) der Religionsunterricht auch das verstandbildendste Fach ist, und daß die religiöse Impotenz der gegenwärtigen Generation mit ihrer Denkfaulheit eine gemeinsame Wurzel hat.

Alfred Hoffmann

Trinität und Weltschöpfung, die Grundlagen des positiven Christentums. Von D. Theodor Weber, katholischem Bischof. Gotha, Perthes 1904. 58 S. 60 Pfg.

Der gelehrte Bischof hofft mit dieser kleinen Schrift allen Freunden des positiven Christentums und damit diesem selbst einen wertvollen Dienst zu erweisen. Denn er glaubt darin zur Evidenz nachweisen zu können, daß alle Konflikte zwischen dem Glauben und der glaubenslosen Wissenschaft sich heben lassen durch die reine Entfaltung des Systems des positiven Christentums und durch die Erkenntnis von der falschen, monistischen Voraussetzung der glaubenslosen Wissenschaft. Angesichts der in religiöser Hinsicht sich vorbereitenden neuen Weltepoche sollten sich alle gelehrten Freunde des positiven Christentums zusammenschließen, um 1. dessen Lehrgehalt in aller Reinheit zu erfassen und festzustellen und 2. der ungläubig, monistisch-pantheistischen Philosophie die fromme, dualistisch-schöpfungsgläubige entgegenzustellen, von deren Siegeszug der Verfasser besonders für das deutsche Volk unermeßliche Segnungen erwartet. — Aber ich fürchte, die Hoffnungen, mit denen Bischof Weber seine rechte Entfaltung der Lehren von der Trinität und Weltschöpfung begleitet, werden sich nur zum allergeringsten Teile verwirklichen. Denn sein Büchlein mutet in seiner schwerfälligen Sprache und abstrakten Darstellung wahrscheinlich die meisten Leser durchaus fremdartig an und setzt überdies bei ihnen so viel philosophische Schulung voraus, daß jedenfalls nur die Wenigsten aus seiner feinsinnigen Wiederbelebung schwierigster scholastischer Gedankengänge einen wesentlichen Gewinn schöpfen dürften.

Albert Bruckner

Kleine Mitteilungen. Die Kreuzzeitung 348 bespricht unsern Artikel in Nr. 25 über das „atheistische Denken" der neueren Theologie. Zu diesem Thema bringen wir weitere Aufsätze in Nr. 33 und 34, dazu ein Schlußwort Paul Jaegers.

Im Reichsboten hat die Christliche Welt noch schlimmere Zeiten als sonst, so oft Herr Pfarrer Engel in die Ferien geht und Herr Dr. Conrad Müller für ihn redigiert. Immerhin sollte ein dem kirchlichen Leben so zugewandtes Blatt wie der Reichsbote nicht immer wieder gegen die Tatsache verstoßen, daß „Christliche Welt" und „Chronik der christlichen Welt" zwei ganz verschiedne, von einander unabhängige Blätter sind.

Heute wollten wir unsern Lesern mitteilen, daß ein ganzes Vierteljahr lang in unsern Spalten kein Raum mehr sein solle für die Kirchenpolitik. Wir haben so viel Andres zu sagen und zu tun! Da schüttet diese Woche ein wahres Füllhorn kirchenpolitischer Ereignisse über uns aus. Am meisten interessiert uns der Eisenacher Bund, in dem sich die Freunde der Eisenach-Kösener Gemeinschaftskonferenz zusammengetan haben. In dem Programm heißt es: „Dem Versuch der neuesten Theologie, das Evangelium des Neuen Testaments umzukehren, aus Kirche und Schule zu verdrängen und dafür ein anderes Evangelium einzuführen, werden wir bis aufs Blut widerstehen." Warum bis aufs Blut? Haben die Männer, die sich da verbünden, schon Verfolgung erlitten? Daß wir „bluten" müssen, ist wenigstens möglich, bei ihnen hats keine Gefahr. Man kann darauf nur sagen: Hebräer 12,4. Was aber die neueste Theologie anlangt, über deren Charakteristik wir heute nicht rechten wollen, so bleibt es dabei: sie wird unter allen Umständen nur durch eine bessere Theologie überwunden werden.

Quittung muß noch acht Tage warten. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Magdeburg. Mittwoch 9. August ½4 Uhr im Stadtmissionshause, Hasselbachstr. 1: Rudolf Euckens philosophische Begründung des Wahrheitsgehaltes der christlichen Religion (P. Dr. Siebert). Gäste, auch Damen willkommen.

Versammlungskalender

18.—21.	September	Gustav-Adolf-Verein Bromberg
25.—28.	„	Kongreß für Innere Mission Leipzig
26. 27.	„	Allg. Evang.-Prot. Missionsverein Eisenach
1. 2.	Oktober	Deutsche Sittlichkeitsvereine Magdeburg
24.—26.	„	Theologischer Ferienkursus in Bonn

Chronik der Christlichen Welt

13. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk.
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Nr. 29. Vierteljahrsübersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der Römischen Kirche im Deutschen Reiche — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Aus Württemberg (Erstes Stück); Aus Bremen (Kundgebung der Bremer 11. kontinentalen Missionskonferenz) — Ausland: Der tschechische Protestantismus 1904; Die Glaubensduldung in Rußland — Verschiedenes: Prozeß Bachstein; Vermischte Nachrichten

Nr. 30. Vierteljahrsübersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der deutschen evangelischen Landeskirchen. Vom 1. April bis 1. Juli 1905. (Schluß) — Verschiedenes: Der alte Pastor an seinen Sohn, den stud. theol.; Vermischte Nachrichten — Personalien

Nr. 31. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Landeskirchlicher Ausschuß der Bekenntnisfreunde; Der Eisenacher Bund; Vierte Eisenacher Gemeinschafts Konferenz; Die Lutherischen Vereine in Preußen gegen Pfarrer Jatho; Vermischte Nachrichten (Fall Schmalz; Der „Lehrerbote" und die Stuttgarter Schillerfeier; Berichtigung) — Personalien

Cand. theol. oder **phil.** als **Hauslehrer** gesucht. Angebote an die Redaktion unter **S. L.** erbeten.

Venedig Christliches Hospiz. Campo S. Angelo 3581. Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Lausanne

Mesdames **Perey-Vouga** Fleurettes 5 reçoivent en pension 4 jeunes filles. Vie de famille. Leçons et conversation. Prix: 150 frs. par mois. Références: Mr. le Pasteur **Hahn, Vevey.** Regierungsrat **Martin, Cassel,** Königsplatz.

In einem **Pfarrhaus** in schönster Gegend des württembergischen Schwarzwaldes findet ein **junges Mädchen** gegen mäßige Pension Aufnahme zur Erlernung des Haushalts. Anerbietungen unter **V. P.** an den Verlag.

Institut Scheu-Hörttrich
Bensheim a. d. Bergstraße
Gründliche Anleitung im Haushalt, Küche, Handarbeiten, Gelegenheit zur Weiterbildung in Wissenschaften, fremden Sprachen, Musik. Eignes Haus mit großen Räumen. Veranda und Garten am Hause. Beste Referenzen. Näheres und Prospekte durch die Vorsteherin.

Spezial-Landaufenthalt ausschliesslich für
Alkoholkranke
auf dem **Rittergut Nimbsch** a. Bober b. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.) Gegründet 1895. Preis pr. Tag 6 M. Arzt: **Dr. med. W. Bohn.** Prospekte frei durch **Alfred Smith.**

Töchter-Pensionat
von Frau Dr. W. Nagel, Darmstadt, Victoriaplatz 9
Allseitige wissenschaftliche, gesellschaftliche und häusliche Ausbildung
Vorzügliche Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin

—— **Dieses Jahr bedeutend erweitert!** ——
Adolf Just's Kuranstalt
in **Jungborn** Post Stapelburg-Harz in der schönsten Partie des Harzes.
Heimstätte einer neuen, wahren naturgemäßen Heilweise
Anstalt 1. Ranges, staatl. konzessioniert. **Harz-Idyll!** Größte und sicherste Heilerfolge, da sorgfältigste Berücksichtigung der Naturgesetze: Naturgemäßes Bad, Erdanwendungen, Lichtlufthäuschen, naturgemäße Ernährung u. s. w. und Weckung der geistigen Kräfte des Menschen (täglich Vortrag). Ausführl. Prospekt unentgeltlich.
Lehrbuch der Adolf Just'schen Heilweise:
A. Just, Kehrt zur Natur zurück! 6. vervollk. Aufl. (soeben erschienen) geb. M. 7.50

Die theologische Schule zu Bethel bei Bielefeld

Die Schule wird, wills Gott, zum 15. Oktober d. Js. eröffnet werden.

Willkommen ist jeder, der das Abiturientenexamen an einem humanistischen Gymnasium oder einer gleichwertigen Anstalt bestanden hat und sich dem Studium der Theologie widmen will oder schon kürzere oder längere Zeit eine Universität besucht hat.

Den Anfängern wird eine Einführung in das akademische Studium geboten werden durch Festigung in den Grundsprachen der heiligen Schrift, erforderlichen Falles auch durch grundlegenden Unterricht im Hebräischen für alle, die es auf den Gymnasien noch nicht getrieben haben.

Denen, welche am Schluß des Studiums stehen, möchten wir helfen, in ernster Arbeitsgemeinschaft mit fester Lebensordnung und lebendigem Wechsel zwischen eigener Arbeit und fruchtbarer Anregung die Schwierigkeiten der Uebergangszeit zwischen der Universität und dem Examen zu überwinden.

Schon längst genügt den meisten Studenten das gesetzlich geforderte Triennium zur Ausrüstung für ihre große Lebensaufgabe nicht mehr. Wir möchten nun allen solchen dienen, welche in einem siebenten oder achten Semester die Lücken ihres Wissens und Könnens ausfüllen wollen.

Wir wenden uns mit unserer Einladung auch besonders an alle, welche kühn und fröhlich in den vorderen Reihen kämpfend das Wort vom Kreuz in die Heidenwelt oder die ferne Diaspora hineintragen möchten.

Mit ihnen allen möchten wir tiefer hineinsteigen in die Brunnstuben des göttlichen Wortes und sie zum selbständigen Forschen in der heiligen Schrift anleiten und aufmuntern. Wir möchten ihnen auch Anleitung geben zur lebendigen Verwertung des Wortes Gottes im praktischen Beruf.

Nach einer gemeinsamen Morgenandacht soll täglich das alte und neue Testament in zwei aufeinander folgenden Stunden in der Ursprache gelesen und ausgelegt werden. Außerdem wird wöchentlich je eine Stunde für die Einführung in die Geschichte der äußeren und inneren Mission und in die homiletische Verwertung biblischer Abschnitte bestimmt sein. Aller Unterricht soll die Gestalt gemeinsamer Arbeit tragen und daher vorwiegend in der Weise der Universitätsseminare gehalten werden. Auch außerhalb der Unterrichtsstunden wird ständige Fühlung zwischen Lehrern und Studenten durch persönlichen Verkehr gesucht werden.

Daneben wird es an Gelegenheit zu edler studentischer Geselligkeit und zur Stählung der Kräfte auf Spiel- und Turnplätzen nicht fehlen.

Mancherlei Anregung wird der Einblick in die Liebestätigkeit der Zionsgemeinde und in das kirchliche Leben des Ravensberger Landes bieten, soweit dies sich mit dem Hauptzweck des Studiums vereinigen läßt. Es kann nicht fehlen, daß ein solch großes, grünendes Arbeitsfeld die Kraft des Evangeliums anschaulich macht und frischen Mut für den künftigen Beruf erweckt. Mit Freuden wird es begrüßt werden, wenn einzelne Studenten die Ferien dazu verwenden, bei freier Station sich in der „blauen Schürze" im Dienst der Liebe an den Elenden zu üben.

Alle Studenten werden nach Möglichkeit Wohnung in Familien finden, welche im Bereich der Zionsgemeinde leben. Die äußeren Verhältnisse in Wohnung und Kost werden möglichst genau denen der billigen Universitätsstädte angepaßt werden. Auch Erleichterungen und Ermäßigungen werden in demselben Maße möglich sein, wie sie sonst üblich sind. Es widerstrebt uns, durch äußere Mittel Studenten anzulocken. Doch werden Gebühren für den Unterricht in keiner Weise erhoben.

Anmeldungen werden möglichst frühzeitig an den Unterzeichneten erbeten. Außerdem sind die Lehrer der Schule, Herr Pastor S. Jäger, früher Leiter des Tholuckschen Konvikts zu Halle, und Herr Pastor W. Kähler, früher theologischer Lehrer am Studienhaus in Bonn, gerne bereit, weitere Anfragen zu beantworten.

Bethel bei Bielefeld, den 15. Juli 1905

D. F. v. Bodelschwingh

Das Wintersemester 1905/06

wird vom 15. Oktober 1905 bis 15. März 1906 dauern.

In Aussicht genommen sind folgende Uebungen:

Einführung in die Bibel, 1 Stunde (S. Jäger). — Genesis, religions- und offenbarungsgeschichtlich betrachtet, 4 Stunden (S. Jäger). — Ausgewählte Stücke aus Jesaias 40—66, 1 Stunde (S. Jäger). — Römerbrief, 4 Stunden (W. Kähler). — Hauptfragen in der Geschichte Jesu im Anschluß an das Markusevangelium, 2 Stunden (W. Kähler). — Missionsgeschichte, 1 Stunde (v. Bodelschwingh). — Uebungen in der praktischen Theologie, 1 Stunde (Rahn).

Ein Kursus für Anfänger im Hebräischen wird nach Bedürfnis eingerichtet werden.

Zimmer weist der Vorstand nach zum Preise von 20 Mk. bis 25 Mk. im Sommer, 25 Mk. bis 30 Mk. im Winter, monatlich einschl. Morgenkaffee. Gemeinsamer Mittagtisch zum Preise von 75 Pfg. ist vorgesehen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 32 Marburg i. H., den 10. August **1905**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Stimmen der Väter. Schwedische Sage. — Arbeit — Unsere Stellung zur Religion — Antwort auf den Offenen Brief des Herrn Professors D. Freiherr von Soden — Die Papiere aus der Verlobungszeit Kierkegaards — Vom Unterschied der lebendigen Werke und der philologischen und ästhetisch-technischen Dokumente — Neue Stimmen zum Syllabus — Wie soll der § 166 umgestaltet werden? — Verschiedenes: Quidam dictus Jesus; Zensurpsychologisches; Hin und Zurück; Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Stimmen der Väter

Schwedische Sage

Aus Jakob Grimms Deutscher Mythologie

Zwei Knaben spielten am Strom, der Neck saß und schlug seine Harfe, die Kinder riefen ihm zu: Was sitzest du Neck hier und spielst? Du wirst doch nicht selig! Da fing der Neck bitterlich zu weinen an, warf die Harfe weg und sank in die Tiefe.

Als die Knaben nach Haus kamen, erzählten sie ihrem Vater, der ein Priester war, was sich zugetragen hatte. Der Vater sagte: Ihr habt euch an dem Neck versündigt, geht zurück, tröstet ihn und sagt ihm die Erlösung zu. Da sie zum Strom zurückkehrten, saß der Neck am Ufer, trauerte und weinte. Die Kinder sagten: Weine nicht so, du Neck, unser Vater hat gesagt, daß auch dein Erlöser lebt. Da nahm der Neck froh seine Harfe und spielte lieblich bis lange nach Sonnenuntergang.

Grimm fährt fort:

Ich wüßte nicht, daß irgendwo in unsern Sagen so bedeutsam ausgedrückt wäre, wie bedürftig des christlichen Glaubens die Heiden sind, und wie mild er ihnen nahen soll.

Arbeit

1. Mos. 4, 17—22

Bei dem Volk, aus dem heraus solche Erzählungen stammen, gibt es drei Stände: die eigentlichen Zeltbewohner, die Masse des Volkes, darum es lebt und da ist, sodann die Musikanten, die das Leben des Volkes begleiten mit ihren Weisen, und endlich die Schmiede. Und nun denkt solch Volk so: die Augen Gottes des Schöpfers haben über dem Werden dieser drei Stände gewacht. Die Arbeit stammt in den Formen, in denen sie jetzt da ist, aus den Kindertagen der Menschheit — aus den Händen des lebendigen Gottes selbst.

Eine solche Anschauung von ihrer Arbeit haben zu unsrer Zeit sonderlich die Menschen, die das Land bearbeiten. Man kommt in der Landarbeit so unmittelbar mit dem Schöpfergott zusammen, daß man es sich nicht anders denken kann, als daß die Landleute dem Herzen Gottes besonders nahe ständen, daß ihre Arbeit aus den Urtagen der Menschheit stammt. Und solche Anschauung gibt dem, der sie hat, eine bestimmte ruhige Sicherheit für seine Arbeit. Er denkt nicht lange darüber nach, warum und wozu er solche Arbeit leistet, sondern er ist der Notwendigkeit seiner Arbeit unmittelbar sicher; selbstgewiß geht er an sein Tagewerk, wie die Väter und Urväter es getan: gewiß, daß er damit unmittelbar aus dem Sinn der Schöpfung heraus handelt.

Aber diese Menschen, die da glauben, daß die Arbeitsformen, in denen gerade sie leben, die uralten Arbeitsformen der Menschheit sind, sind leicht mißtrauisch gegen neue Arten menschlicher Arbeit. Sie stehen in der Gefahr, zu vergessen, daß ein frommes Herz Gott überall sieht. Zu vergessen, daß der lebendige Gott in jeder Menschenarbeit sein Werk hat. Der Gott, dem Geist und Arm eins sind — Mittel zur Arbeit —, der Gott, der die Gehirne mit den großen lebendigen Zielgedanken füllt, die die Menschen zu immer neuen Betätigungen, zu immer neuen Formen menschlicher Arbeit treiben.

Arbeit: wir können uns kaum noch vorstellen, was das für die Entwickelung des Christentums bedeutet hat, daß Luthers Arbeit Gottesdienst war, in ihr Frömmigkeit Gestalt gewann. Wie er damit gebundene Gewissen fröhlich gemacht hat! Und auch wie hat er damit gebundene Kräfte losgebunden! Nun galt es nicht nur mehr seine Arbeit zu tun, um sein tägliches Brot zu verdienen oder um schlecht und recht seine Pflicht zu tun: nun war ja die Lust lebendig geworden, alle Kräfte des Menschengeschlechtes herauszuarbeiten. Denn Gott hat seine Freude daran.

Und doch — so gewiß der Enthusiasmus der Arbeit protestantisch ist, ist unsre Arbeit wirklich immer unser Gottesdienst? Liegt die Freude unsres Lebens wirklich in unsrer Arbeit? Nein, es gibt viele Menschen, deren Freude nicht in ihrer Berufsarbeit lebt und auch nicht leben kann und darf. Und wir Alle werden mitarbeiten daran, daß solcher Arbeit, die nun und nimmermehr Gottesdienst heißen kann, möglichst wenig werden im Leben der Menschen.

Und doch — auch dann noch bleibt stumpfmachende Mühe in der Menschenarbeit. Die Freude, der Gottesdienst unsres Menschenlebens sind die Stunden, in denen wir mitten in aller Arbeit und mitten in allem Kampf Feierglück des Herrschens haben. Höchstgesteigerte Arbeitsmühe mit dem Glück des Ueberwindens. Und so geht auch aus der irdischen Arbeit heraus die Sehnsucht über das Leben hinaus hinein in die Ewigkeit, da das Geschlecht der Gotteskinder in rast- und ruhloser Arbeit Siege feiern wird vor dem lebendigen Gott. H B

Unsere Stellung zur Religion

1

Ein charakteristischer Grundzug des vollerwachten Geisteslebens ist Beseitigung der selbstverständlichen Geltungen auf allen Gebieten des Wissens und Wertens, des Seins und Sollens. Während vergangene Epochen — und so auch ihre

Nachlebenden in der Gegenwart — dem überlieferungsgemäß Geltenden von vorne herein Vertrauen schenkten, ist es uns eher eigen, ihm mit Mißtrauen zu begegnen. Wenigstens den Alten mag unsere Art leicht in diesem Lichte erscheinen, wenn wir, ehe wir irgend Etwas anerkennen, was es auch sei, den Anspruch erheben, erst müsse es von uns geprüft werden. Die Alten waren z. B. von vorne herein geneigt, der geschichtlichen Ueberlieferung zu vertrauen; wir nicht, wir prüfen sie vielmehr und arbeiten sie wohl gar vollständig um. Die Alten sahen sich von selbstverständlich geltenden Ordnungen und Geboten des rechtlichen, sittlichen und religiösen Lebens umgeben, in die an seinem Teil hineinzuwachsen Pflicht und Aufgabe des Einzelnen war; wir erkennen keinerlei Selbstverständlichkeiten der Art an, auch das Alles ist in die Erörterung des Für und Wider hineingezogen und muß uns sein Recht erst ausweisen. Nichts also steht uns von sich aus fest; Alles muß erst festgestellt werden, und wir sinds, die es feststellen.

Infolge dieses charakteristischen Grundzuges unserer modernen Geistesart befinden wir uns nun gerade der Religion gegenüber in einer ganz eigentümlich kritischen und gefährlichen Lage. Gewiß hat diese unsere Situation auch ihr Gutes; oder doch wenigstens: sie kann ihr Gutes gewinnen, wie alle richtig durchgearbeitete Geistesart. Jenes Gefährdende aber stellt sich ganz von selbst ein und ist gleich in den ersten Anfängen ohne weiteres da. Es liegt uns darum gleichsam näher. Machen wir uns klar, worin es besteht.

2

Frömmigkeit ist von Hause aus ein geistiges Gebilde von ganz anderer Struktur, als die soeben gekennzeichnete moderne Art. Sie haben beide etwas einander Entgegengesetztes.

Nicht, als ob jene moderne Art nicht sogar aus sich selbst heraus religiöse Momente zeitigen könnte. Es kann sehr wohl ein Gefühl von der menschlichen Kleinheit und Begrenztheit gegenüber dem All und seinen verborgenen Tiefen mitten aus all der Nachprüfung des Gegebenen emporwachsen; und alle Bemühung darum, die Dinge erst festzustellen, kann von sich aus zu der Erkenntnis führen, wie Wenig wir festzustellen vermögen, wie rasch die Grenzen erreicht sind, wo das Geheimnis der Welt beginnt. Das gibt dann wohl leicht ein starkes Gefühl für die transzendenten Tiefen des Daseins, ohne Zweifel ein Stimmungselement religiöser Art. Frömmigkeit, wirkliche Religion ist das aber nicht. Dazu ist es viel zu unbestimmt. Es kann ja zusammen sein mit ausgesprochenstem und ganz radikalem Agnostizismus, dessen Letztes ein großes Schweigen des Nichtwissens über die ewigen Geheimnisse ist.

Lebendige Religion wächst ganz anders und auf ganz anderem Boden. Sie ist nicht ahnende Unbestimmtheit. Vielmehr, wie sehr auch die Beugung vor dem Geheimnis der Welt und Gottes zu ihrer vollen Ausreifung mit dazu gehört — in ihrem innersten Kern ist sie das ganze Gegenteil von solch ahnender Unbestimmtheit. Eine inhaltlich sehr bestimmte und reiche Sache ist lebendige Frömmigkeit. Und das verdankt sie ihrer Wurzelung auf dem Boden einer positiv gegebenen, inhaltlich sehr konkret bestimmten Größe. Lebendige Frömmigkeit ist immer Frömmigkeit in den Formen einer bestimmten geschichtlichen Religion. Alles Andere, was sich auch Frömmigkeit nennt, ist damit verglichen nur ein abgeblaßter Schatten der Wirklichkeit. Im eminenten Sinn eine positive Größe, setzt lebendige Frömmigkeit, wirkliche persönliche Religion das Vorhandensein und die Giltigkeit der geschichtlichen Religion voraus, in welche hinab sie ihre Wurzeln senkt, aus der sie auch herausgewachsen ist und woher sie all die Nährstoffe saugt, die ihr die Handgreiflichkeit einer durchaus nicht schemenhaften Konstitution verleihen.

Das Erste ist also hier ein objektiv Feststehendes und Selbstsicheres; das Zweite die Gewinnung einer persönlichen Fühlung mit diesem in sich selbst Geltungssicheren. Es *ist* ein heiliger Gott, es *ist* eine sündenvergebende Gnade, es *ist* eine Sündenverderbnis der Menschen und Erlösung und Versöhnung, es *ist* ein ewiges Leben der Gottesgemeinschaft: das ist die grundlegende Wahrheit und selbstsichere Gewißheit der positiven

Religion. Für den Einzelnen gilt es, sich in dieses Feststehende und objektiv Giltige hineinzuleben. So wächst lebendige Frömmigkeit durch Anschluß an das, was in sich selbst zweifellos gilt und gewiß ist.

3

Solches Verhalten nun befindet sich in Widerspruch mit der modernen Art. Ihr steht ja Nichts so von vorne herein fest; Alles erwartet erst seine Feststellung vom vernünftigen Subjekt.

Da ist die positive Religion. Gut; es läßt sich nicht leugnen, daß sie da ist. Aber sehr zweifelhaft oder doch wenigstens nicht so selbstverständlich gewiß ist, ob sie recht hat. — Das heißt nun aber: *für die moderne Auffassung ist die positive Religion von vorne herein garnicht mehr das, was man vordem unter Religion verstand.* Vordem bedeutete grade Religion das Gewisseste vom Gewissen; und das bedeutet sie auch jetzt noch für die einfach nacherlebende Frömmigkeit. Anders für die moderne Art, die Alles glaubt erst feststellen zu müssen. Da tritt an Stelle der eigentlichen Religion „religiöse Weltanschauung", d. h. eine Art und Weise neben andern, wie man Welt und Dinge auffaßt und erlebt. Und mit dieser „religiösen Weltanschauung" setzt man sich genau ebenso auseinander wie mit anderen ähnlichen Geistesgebilden.

Was ist das doch für ein Unterschied! Wir empfinden es vielleicht zumeist nicht so unmittelbar und mit ganzer Lebhaftigkeit, wie hier Alles anders geworden ist, wie sehr Zweierlei es ist, ob man von „unserem Glauben" schlechthin redet oder ob man von der „christlichen Religion" und „christlichen Weltanschauung" spricht. Unmittelbarer empfinden das die Alten, die unsere Zeit miterleben. Wenn wir vom „Christentum" reden und von unserer Stellungnahme zu dieser „Weltanschauung": das mutet sie an wie eine fremde Welt. Und es sind auch wirklich zwei Welten. Darum ist nicht zu verwundern, wenn es manchmal den Bewohnern dieser zwei Welten schwer werden will, einander zu verstehen.

Und wie im Ganzen, so ist es auch im Einzelnen. Dort, wo man noch unmittelbar in der Religion *lebt*, also sagen wir einmal: im Gebiete der wirklichen Religion, da ist Gott von vorne herein Realität und das Allergewisseste; wir dagegen, die wir es nur mit der christlichen Weltanschauung zu tun haben, stellen erst fest, ob ein Gott ist, ehe an Weiteres gedacht werden kann. Im Gebiete der Religion ist ein Mittler zwischen Gott und Menschen, Jesus Christus, von vorne herein sicher und gewiß; wir dagegen, die wir auf dem Gebiete der Weltanschauung wohnen, stellen erst fest, was er denn eigentlich war, dieser Mann aus Nazareth, und ob er wohl noch in unsre Zeit hineinpaßt mit seiner Weltanschauung. Im Gebiete der Religion liegt ein sicheres Urteil Gottes vor über den Menschen und sein ganzes Geschlecht; wir dagegen meinen erst von uns aus darüber ausmachen zu müssen, was der Mensch wert ist mit all seinem Mühen und seinem Können.

Und das führt uns nun auf das Gefährliche unserer Situation, wenn man sie nämlich vom Standpunkt der wirklichen Religion aus betrachtet. Es ist dieses. Vor lauter Aufstellungen über „das Christentum" und „die christliche Weltanschauung" finden wir nicht mehr die wirkliche Religion; vor lauter Feststellungen über Gott tritt uns die Gottesidee an Stelle der Realität Gott; vor lauter Feststellungen über Jesus droht uns der eigentliche Gegenstand religiöser Beziehung, der Heiland Christus, verloren zu gehen. Und am meisten wohl droht diese Gefahr grade denjenigen unter uns, welche ihr Lebensberuf immer wieder nötigt, den Weg der modernen Betrachtungsweise zu gehen, den wissenschaftlich arbeitenden Theologen. Christentum, Gottesidee, Jesus sind uns — von der Studierstube her — sehr geläufige Dinge, wir beschäftigen uns viel damit; ob aber auch lebendige Religion, der wirkliche Gott, Christus der Heiland?

Ich meine, es begegnet uns doch sehr leicht und darum auch oft genug, daß wir nach ernsthaften Auseinandersetzungen über das Christentum, die Gottesidee, Jesus schließlich damit

endigen, der christlichen Weltanschauung zuzustimmen, in der Form nämlich, wie wir sie als zutreffend festgestellt haben. Dann sind wir uns bewußt, im Unterschied von anderen Weltanschauungen grade die christliche zu vertreten. Wir vertreten sie sogar mit Wärme und Begeisterung; und wenn wir den Namen Jesus hören, schlägt unser Herz höher. Der wirklichen Religion sind wir aber auf unserem Wege vielleicht auch nicht einmal begegnet. Die „christliche Weltanschauung", die Gottesidee, der historische Jesus: das schob sich beständig zwischen uns und die wirkliche Religion. Ueber all den Feststellungen, die wir zu vollziehen hatten, hat sich bei uns niemals ein von vorne herein Feststehendes mit derjenigen Wucht und Zudringlichkeit Geltung verschaffen können, wie sie dem Leben der wirklichen Religion eigentümlich ist.

4

Nicht so selten ist ja die Erscheinung, daß junge Leute, denen zur Zeit ihrer Studien keine andere als die sogenannte moderne Auffassung des Christentums möglich schien, in späteren Jahren umfallen. Mir will scheinen, das steht in einem gewissen Zusammenhang mit dem, was uns hier beschäftigt; und es bestätigt darum unsere Auffassung der Sachlage.

Gewiß ist oft genug Gedankenträgheit die Ursache solcher Schwenkung, oder ungenügende dogmatische Schulung; gewiß auch oft genug Mangel an der Selbständigkeit, die dem Druck der herrschenden Meinung stand zu halten vermag. Sehr oft ists aber doch auch ein Anderes. Die Studienzeit mit ihren Auseinandersetzungen und prüfenden Erwägungen ist erfolgreich beendet; man hat die moderne christliche Weltanschauung bejaht. Nun tritt die Praxis in ihr Recht, und damit zugleich ganz unvermerkt das eigentliche Leben und Erleben. Und jetzt erst begegnen wir auf unserem Wege der wirklichen Religion. Sie tritt an uns heran so, wie sie in unseren Vätern als wirkliche Religion lebte und jetzt noch in gar Vielen lebt. Da fällt denn vor dieser Wirklichkeit die moderne christliche Weltanschauung, in die wir uns hineinstudiert hatten, zusammen wie ein Kartenhaus.

Es ist auch nicht verwunderlich. Es war ja nur eine Weltanschauung, der man vor anderen den Vorzug gegeben hatte; oder etwa auch, mit der man es einmal versuchen oder wagen wollte. Vielleicht auch, daß man sich für diese Weltanschauung begeistert hatte und im Besonderen für ihren großen Heros Jesus. Begeisterung für das Christentum und Jesus, sowie sich Andere für Goethe und seine Weltanschauung begeistern! Es ist ehrlich gemeint, aber lebendige Frömmigkeit ist es nicht. Es klingt sogar sehr unfromm, wenigstens unseren Alten — und ganz mit Recht. Davon kann man sich sehr wohl noch bekehren müssen. Und dann bekehrt man sich eben dahin, wo Religion eine Realität ist mit Gott in ihrem Mittelpunkt und nicht nur eine Weltanschauung, für die man sich begeistern kann.

Und noch Eines! Wie geht es uns doch so leicht, wenn wir von Religion schreiben? Da entstehen schöne, warme Weltanschauungsbücher. Vor denen stehen nun die altgläubigen Frommen — ich meine grade die Frommen — und wissen nicht recht, was damit machen. Es gelingt ihnen so oft nicht, den Ton grade der Frömmigkeit aus all der warmen und innigen Begeisterung heraus zu hören. Gewiß liegt das oft genug daran, daß die altgläubige Frömmigkeit andere Frömmigkeitstöne gewöhnt ist; oft genug aber hat es auch einen andern Grund. Schlichte Frömmigkeit hat eine lebhafte Empfindung für den Unterschied zwischen Frömmigkeit und Weltanschauungsbegeisterung, religiösen Realitäten und anerkannten Ideen. Darum, fürchte ich, wird es ihr so oft bei unserm Zeugnis nicht warm ums Herz, mag es auch die heranlocken, denen lebendige Religion ganz fremd geworden.

5

Aber läßt sich denn da überhaupt Etwas ändern? Wenn das Uebel mit einem Grundzug vollerwachter geistiger Selbständigkeit zusammenhängt, läßt es sich dann beheben? Auf jenes selbständige Prüfen und Wählen können wir doch unmöglich verzichten; da aber eben scheint das Uebel zu wurzeln. Eben weil wir den Dingen überlegend und erwägend gegenüberstehen, darum wird uns aus der Gottesrealität der Religion die diskutable Gottesidee, aus dem gegenwärtigen Heiland Christus der Mensch Jesus von vor vielen Jahrhunderten, aus der Religion eine Weltanschauung und aus unserem Glauben „das Christentum."

Wir sollen gewiß keinen Schritt zurücktun, der wirklich ein Schritt vorwärts war. Und einen Schritt vorwärts bedeutete es sicherlich, als auf allen Gebieten die Selbstverständlichkeiten vor der Tendenz auf eigenes Suchen und eigenes Finden verschwanden. Auf der andern Seite aber bleibts auch wahr: nur wem die religiösen Dinge sehr zudringliche und ernsthafte Realitäten sind, nur der hat Aussicht, daß es auch in ihm von wirklicher Religion zu keimen beginnt. Wie aber sollen diese Dinge dazu kommen, uns solche Realitäten zu sein, wenn ihre Geltung für uns von unserer Prüfung und Feststellung abhängt?

Die Lösung scheint mir in Folgendem zu liegen. Und zwar ist es nicht lediglich eine theoretische Zurechtrückung, sondern eine praktische Lösung; enthält also Aufgabe und Forderung.

6

Religion muß uns zwingende Realität sein, ein Gegebenes, das selbstsicher mit voller Zudringlichkeit auf uns einzuwirken vermag. Ich meine nun, das kann sie uns sehr wohl sein, ohne daß wir deshalb einen Schritt zurück tun müßten. Allerdings müssen wir es zu dem Zwecke lernen, mit dem Fragen und Feststellen-wollen an der rechten Stelle Halt zu machen.

Es ist ja durchaus nicht vonnöten, daß uns eine „fertige" Religion, der gegenüber wir überhaupt Nichts zu sagen und zu fragen haben, solche zudringliche Realität wird. — Unter „fertiger" Religion verstehe ich Religion, die sich in Vorstellungen und Gebräuchen ihre bestimmte, statutarisch giltige, gleichsam abschließende Form gegeben hat. So trat den Alten die Religion als selbstsichere Wirklichkeit entgegen, direkt von Gott stammend in dieser ihrer statutarisch abgeschlossenen Gestalt. Diese Realität der Religion ist freilich vor dem Fortschritt der Zeiten zusammengebrochen und nicht wieder zu gewinnen. Und das bedeutet sogar einen Gewinn; denn es ist der Anfang vom Ende der Religion als einer objektiven Institution und die Bahnbrechung für Religion als persönliches Leben mit Gott. Diesen Fortschritt aber und diese Bahnbrechung verdanken wir eben der modernen Art mit ihrem Protest gegen selbstverständliche Geltungen und mit ihrem Bemühen, durch kritische Scheidungen die Wahrheit der Sache überall erst festzustellen. Ihre Zerstörungsarbeit am alten Bestande der Religion war zum guten Teil ein Zerbrechen der starren Eisfläche und ein Freilegen des lebendigen Stromes.

Darum ists nun aber nicht an dem, daß Religion, weil sie uns unmöglich mehr in der alten statutarischen Art feststehende und selbstsichere Realität sein kann, deshalb ganz und gar aufhören müßte, eine unserem Belieben entnommene selbstsichere Größe zu sein, die uns gegebenenfalls Zwang anzutun vermag. Vielmehr Religion ist Tatsache als lebendige Macht der Geschichte. Gott, Sünde, Erlösung, ewiges Leben: das alles ist vorhanden als lebendige Geistestatsache und steht so selbstsicher mitten darin im Gesamtgeistesleben der Menschheit. Es ist eine zudringliche geschichtliche Wirklichkeit, die persönliche Stellungnahme und inneres Miterleben von dem Menschen offenen Auges ebenso gebieterisch verlangt wie das in gleicher Weise geschichtlich wirkliche Sittliche. An den Einzelnen ergeht auch hier die Forderung, seine geschichtliche Stellung wirklich auszunutzen und dasjenige innerlich zu durchleben, was ihm an dieser Stelle zu erleben zukommt; das heißt aber für uns: jenen großen Erfahrungszusammenhang Gott, Sünde, Erlösung, ewiges Leben. Wer in sich wirkliche Frömmigkeit will heranwachsen sehen, der muß in diesen lebendigen Strom untertauchen; er darf nicht nur, das Wasser des Stromes analysierend, am Ufer stehen. Und es ist garnicht einmal eine Sache seines Beliebens, ob er dieses oder jenes tun will. Wie sittliche und kulturliche Pflichten an jedem Punkt der Geistesgeschichte, so gibt es auch ebensolche religiöse Pflichten.

Diese geschichtliche Realität der lebendigen Religion ist als solche wirklich selbstsicher. Mag an ihren jeweiligen historischen Gestaltungen noch so viel im Einzelnen unserer Prüfung und kritischen Erwägung zugänglich sein, das schadet ihr nichts. Grade der echt wissenschaftliche Respekt vor den Tatsachen und wirkliche Unvoreingenommenheit nötigt uns immer wieder, vor dem Religionsleben selbst als vor einer dem geistigen Leben der Menschheit wesentlichen Grundtatsache stehen zu bleiben. Ists aber so, dann auch wirklich Respekt vor dieser Tatsächlichkeit, die uns Einzelne so gewaltig überragt! Dann auch einmal Halt gemacht mit dem beständigen Erst noch dieses und jenes prüfen und feststellen wollen! Es ist dann aber unentrinnbar auch der Zwang da, den grade diese geistige Tatsächlichkeit in besonderer Weise auf uns ausübt.

Die lebendige Religion als Geistestatsache der Geschichte weist aber unfehlbar über sich hinaus. Denn Religion ist ja doch Nichts ohne ihr eigentliches Subjekt, Gott. Ist für uns auch nicht eine bestimmte göttliche Institution „Religion" vorhanden, so doch ein wirkliches Begegnen der Menschheit und ihrer einzelnen Glieder mit dem ewigen Urgrund der Welt in den Welt- und Lebenserfahrungen der gelebten Religion. Auch da ist Gott nicht Idee, sondern Lebenswirklichkeit.

Allerdings, Eines muß hier überall vorausgesetzt und zugestanden werden, nämlich dieses, daß für uns Menschen das Erleben an der Wirklichkeit den Primat beanspruchen kann vor dem Erkennen, daß darum alle geistigen Erlebnisse der Menschheit und ihrer einzelnen Glieder schwerer wiegen und weiter tragen als ihre Erkenntnisse. Den Intellektualismus gilt es ganz und gar ausfegen, bei voller Anerkennung der großen Bedeutung des Erkennens und Wissens in den ihm gewiesenen Grenzen. Das weiter auszuführen, wäre aber eine Untersuchung für sich.

7

Soll aber die geistesgeschichtliche Wirklichkeit des Religionslebens über uns Macht gewinnen und uns aus dem mehr objektiven und leicht nur intellektualistischen Verhältnis bloßer Weltanschauungsabwägung herauszwingen, dann bedarf es auf unserer Seite der Erfüllung noch einer Bedingung.

Wirkliche Frömmigkeit ist immer nur dort erwachsen, wo ein starkes persönliches Bedürfen vorlag. Das gab den Organisationspunkt, um welchen sich ein wirkliches Religionsleben kristallisierte. So war es bei Luther mit der Frage nach dem gnädigen Gott. Es muß aber nicht immer dieselbe und eben diese Frage sein. Je mehr aus der Not grade der lebendigen Gegenwart heraus die drängende Frage geboren ist, um so lebenerregender wirkt sie. Daß uns die religiöse Frage eben für unsere Zeit innerlich zwingend aufgeht, darauf kommt es an.

Irre ich nicht, so ists für uns Menschen von heute die Urfrage nach dem wirklichen und lebendigen Gott, nicht alle möglichen Vorstellungen nur von einer Macht über Alles, sondern Gott selbst als eine Realität mitten darin in unserem Leben erfahrbar. Daß sich für unsere Zeit Alles um diesen Punkt konzentriert, das muß uns immer mehr und immer lebendiger erfassen. Da liegt die Not unserer Zeit. Anstatt bloßer Ideen die wirklichen Realitäten der Religion!

Solches Fragen aber findet auf dem Wege der Weltanschauungsprüfung und -erörterung niemals eine Antwort; da kommen wir ja grade über die bloße Gottidee nie hinaus. Wen diese Frage gepackt hat, den zwingt es darum immer wieder heraus aus seinen Erörterungen über Gott, Jesus, das Christentum — mag er sie auch nicht aufgeben können, weil sie uns unvermeidlich sind — und drängt ihn einzutauchen in das geschichtliche Religionsleben, wo allein jene Realitäten zu finden sind.

8

Es sei endlich noch angedeutet, wie ganz anders dann die Größen der Religion sich ausnehmen; wie hier so garnicht mehr die Rede sein kann von begeisterter Zustimmung zur christlichen Weltanschauung und warmer und tiefer Verehrung ihres Bahnbrechers Jesus. Es handelt sich jetzt viel zu sehr um einschneidende Lebensfragen, als daß dergleichen verhältnismäßig objektiv und von außen her gewonnene Zustimmungen und Begeisterungen noch aufkommen könnten. Und wo wirklich felsenfeste Gewißheit um den lebendigen Gott gesucht wird, da ist im besonderen Jesus mehr und muß mehr sein als nur der begeistert verehrte Heros der Frömmigkeit; er wird unfehlbar zum Mittler und Erlöser. Man macht eben an ihm wirklich entscheidende und umwälzende Erlebnisse. Wer nicht nur einer Gottesidee gewiß werden will, sondern Gottes selbst, der wächst auch heute noch ganz unvermeidlich über die bloße Heroenbegeisterung für den Anfänger unseres Glaubens hinaus zu dann erst wirklich religiöser Wertung seiner Person.

Im Zusammenhang der lebendigen Religion und des Ringens um sie sieht sich eben Alles anders an als dort, wo man den Größen der Religion nur mit warmer Objektivität und sympathisch nachfühlend gegenüber steht. Und die Stellung zur Person Jesu ist wohl der Punkt, an welchem in der offensichtigsten Weise kund wird, ob wirkliches Religionsleben oder ob bloße Weltanschauungserörterung die treibende Kraft der Darlegungen ist. Manches warme Buch aus unserer Mitte entläßt einen darum doch mit der Empfindung: Hier fehlt noch etwas. Eine religiöse Macht vermögen wir aber nur dann zu werden, wenn dieses Etwas nicht mehr fehlt.

Steinmann

Antwort auf den Offenen Brief des Herrn Professors D. Freiherrn von Soden

Herzlichen Dank bin ich Ihnen schuldig, hochverehrter Herr Kollege, daß Sie die Güte gehabt haben, eine Verständigung mit mir über meinen Artikel „Zur Steuer der Wahrheit" in der kirchlichen Chronik des Maiheftes der Deutsch-evangelischen Blätter in einer Form zu suchen, welche die etwa nötige Verständigung auch für weitere Kreise herbeizuführen geeignet ist. Diese Verständigung ist für mich eine überaus leichte. Ich könnte mich mit der einfachen Erklärung begnügen, daß ich die Ausführungen Ihres Offenen Briefes über das Hallenser Programm der Evangelischen Vereinigung für schlechterdings zutreffend halte, und kann mir nur im Interesse meiner Leser die Erlaubnis erbitten, sie Wort für Wort ihnen zugänglich zu machen.

Aber ich bin es mir selbst schuldig, den Nachweis zu führen, daß mein oben genannter Artikel durchaus nicht im Gegensatz steht gegen das, was unser Programm enthält, und was Sie ganz richtig daraus entnommen haben. Mir, sage ich, bin ich es schuldig: unsere Gruppe bedürfte dieser Erörterung nicht. Denn selbst wenn ich ein so „maßgebender Führer" wäre, wie Sie meinen, würde doch ein rein privater Artikel von mir, der in irgend welchem Widerspruch mit unserem Programm stände, unbedingt nicht maßgebend sein. Aber ich muß auch die Bezeichnung als Führer, oder gar maßgebender Führer, im Interesse unserer Vereinigung auf das entschiedenste ablehnen. Niemand weiß in solchem Maße wie ich, daß mir zu einer solchen Stellung so gut wie Alles fehlt. Daß ich mich zu der Leitung der Deutsch-evangelischen Blätter habe zwingen lassen, geschah nur, weil zu diesem doch unbedingt nötigen Dienst sich Niemand hergeben wollte — und will. Ich habe aber alsbald erklärt, daß ich darauf verzichten müsse, in der Weise meines Vorgängers eine Autoritätsstellung für mein Wort zu gewinnen. So würde also eine Entgleisung, die mir begegnet wäre, durchaus nicht der Gruppe als solcher zugerechnet werden und die Stellung Jemandes zu ihr beeinflussen dürfen.

Aber freilich liegt es mir persönlich daran zu zeigen, daß der erwähnte Artikel nicht dazu angetan ist, Ihnen und „vielen Freunden" die Freudigkeit zum Anschluß an uns zu trüben. Es ist richtig, daß er energisch dagegen protestiert, unsre Gruppe habe einen „großen Ruck nach links" gemacht. Dieser Protest ist aber durchaus begründet. Niemand von

denen, welche bei den Vorarbeiten zu unserem Programm beteiligt waren, hat irgendwie das Gefühl gehabt, daß er seine Stellung verschöbe. Und in der Tat halte ich Alles, was jetzt beschlossen ist, nur für die richtige Konsequenz und die nähere Erläuterung der Stellung, die unsere Gruppe von jeher eingenommen hat. Darum haben wir nie daran gezweifelt, daß die früheren programmatischen Kundgebungen wieder aufgenommen werden und als fortdauernde Grundlage unserer Vereinigung gelten müßten.

In diesen früheren Programmen stand nun der Ausdruck „eingeborener Sohn Gottes". Diesen wollten einige von uns auch in der neuen, jetzt zur Verhandlung stehenden Erklärung wiederholt wissen. Dem habe ich mich entschieden widersetzt, obschon ich ausdrücklich betonte, daß ich nicht nur für meine Person mich zu dieser Formel bekennte, sondern auch der Ueberzeugung wäre, daß Niemand in unsrer Mitte dies nicht täte. Denn erstens war es ganz unveranlaßt, nachdem wir soeben uns ausdrücklich auf die früheren Programme gestellt hatten, diesen einen Punkt zum zweitenmal zu betonen. Zweitens paßte diese Betonung durchaus nicht in den Rahmen unsres neuen Programms. In dem früheren Programm sollte jener Satz aussagen, was uns mit der ganzen evangelischen Kirche gemeinsam sei; die jetzt zur Erörterung stehenden Sätze sollten uns von anderen kirchlichen Gruppen abgrenzen. Darum war es mir persönlich auch gar nicht genehm, daß, um unsern Freunden entgegen zu kommen, in das neue Programm der ursprünglich nicht beabsichtigte Satz aufgenommen wurde, worin wir uns zu der Offenbarung in Christo und zu der heiligen Schrift bekennen. So richtig das ist, an diese Stelle gehörte es nach meiner auch heute noch festgehaltenen Ueberzeugung eigentlich nicht. Aber ich habe nicht widersprochen, weil geltend gemacht wurde, damit nähmen wir zu den durch den Fall Fischer aufgeregten akuten Fragen Stellung. Anders stand es aber mit der verlangten Einfügung des Bekenntnisses zu Christo als dem eingeborenen Sohne Gottes. Ganz abgesehen von dem Schönheitsfehler einer so entstehenden Doublette war dieser Satz entweder zur Abgrenzung unserer Gruppe unbrauchbar, weil sich zu ihm auch alle anderen Gruppen, wenn auch jede in besonderem Sinne, bekennen; oder er wurde in einer ganz bestimmten dogmatischen Deutung verstanden, und dann wäre uns der Vorwurf der Falschmünzerei oder mangelnder Klarheit nicht erspart worden. Um diesem Vorwurf zu entgehen, hatte ich bei der Auffassung der prinzipiellen Sätze unsres Programms mich bemüht, jeden dogmatischen Terminus zu vermeiden. Ich war mir sehr wohl bewußt, daß auch die von mir gewählten Ausdrücke verschieden gedeutet werden könnten; aber nur so war es möglich, unsern Standpunkt festzuhalten, daß wir die dogmatische Formulierung des Glaubensgehaltes im Unterschied von den mehr rechts stehenden Gruppen für die Zugehörigkeit zu der unsern nicht für entscheidend halten. Die große Majorität der Versammlung stimmte dem bei und ließ den in Rede stehenden Satz fallen. Es war mir in demselben Augenblick klar, daß dieser Vorgang mißdeutet werden würde, daß man ihn als eine Verleugnung des Glaubens an die Gottessohnschaft Christi auffassen würde, wovon doch in keiner Weise die Rede war. Was ich fürchtete, geschah schneller, als ich gedacht hatte. Schon am Tage darauf las ich von dem „Ruck nach links", den wir gemacht hätten. Am Sonntag erschien, während ich noch mit der Feststellung des Protokolls beschäftigt war, ein langer Artikel im Reichsboten, nach welchem wir uns nur knapp von D. Fischers Standpunkt geschieden haben sollten, und wo in Frage gestellt wurde, ob auch nur diese Scheidung eine endgültige sei. Dem mußte im Interesse aller derjenigen Mitglieder unsrer Gruppe, die nicht zugegen gewesen waren, widersprochen werden. Auf Grund solcher Berichte konnten, ja mußten sie annehmen, daß die Gruppe das Bekenntnis zu Christus als dem Sohne Gottes fallen gelassen habe, während es sich doch nur darum handelte, daß sie dieses ihr einmütiges Bekenntnis, teils weil es in diesen Zusammenhang nicht gehörte, teils weil es zu Mißdeutungen Anlaß geben konnte, hier nicht aussprechen wollte. Daher meine entschiedene und wahrheitsgemäße Betonung, daß

damit ein Ruck nach links in keiner Weise beabsichtigt gewesen sei. Niemand kann zweifeln, daß die Begründer unserer Gruppe sich ebenso zu dem Bekenntnis zu Christo gestellt haben wie wir: Gemeinsamkeit des Glaubens an ihn, als an den „Herrn und Heiland, dem man alles Vertrauen schenkt, und von dem man Alles erhofft," aber ohne Festlegung auf eine dogmatische Formulierung, worin eine bestimmte Deutung eines religiösen Satzes als die allein zulässige hingestellt wird. Darin weiß sich unsre Gruppe auch mit denjenigen eins, die wie D. Weser das Bekenntnis zu der Gottessohnschaft Christi an dieser Stelle forderten, aber ausdrücklich erklärten, daß sie Niemand auf sein Verständnis des Ausdruckes examinieren und um eines abweichenden Verständnisses willen ausschließen wollten. Ich glaube, Sie werden mir Recht geben, daß unter den dargelegten Umständen ich im Interesse aller unsrer alten Mitglieder und also unsrer Sache selbst der Märe entgegen treten mußte, als wenn wir unsre prinzipielle Stellung weiter nach links verlegt hätten. Das haben wir weder gewollt noch getan; wir haben nur, wie ich hoffe, die Konsequenzen unsrer alten Prinzipien klarer gezogen.

Das führt mich auf einen zweiten Punkt Ihres Schreibens. Ich hatte gesagt, daß „gerade die Abgrenzung nach links" der Zweck unsres Programms gewesen sei. Sie finden darin nicht Ihren Eindruck von der Versammlung wieder. Hätten wir uns doch nach beiden Seiten abgegrenzt. Das ist formell entschieden richtig. Sie werden mir auch nicht zutrauen, daß ich drei Tage nach der Versammlung das vergessen hätte. Trotzdem habe ich zu meinem Ausdruck guten Grund gehabt. Denn unsre Abgrenzung nach rechts ist von jeher eine ganz klare gewesen. Was nach dieser Seite in dem jetzigen Programm steht, kann in keiner Weise auf Neuheit Anspruch machen. Wohl aber fehlte es bisher an einer ebenso klaren Abgrenzung nach links. Das ist uns oft zum Vorwurf gemacht, und meines Erachtens nicht ohne Recht. Wenn Sie die Güte haben wollen die früheren programmatischen Veröffentlichungen daraufhin durchzusehen, werden Sie mir recht geben. Die ersten enthalten nach dieser Seite so gut wie Nichts, denn was dort positiv gesagt wird, können sich auch die Männer des Protestantenvereins aneignen, selbst den Satz: „Die Bekenntnisschriften sind uns ein teures Erbgut der Kirche." Die Erläuterung Krummachers von 1876 (D. Ev. Bl. 1905, S. 5) sagt nur: „Wir scheiden uns weiter von denen, welche den Wert der Symbole übertreiben und bei ihrer Handhabung den Bogen überspannen." Das erscheint mir als viel zu allgemein und unbestimmt. Nur die Danziger Resolution spricht von der „Unversehrtheit des evangelischen Bekenntnisses als religiöser Grundlage unsrer kirchlichen Existenz", was aber wiederum meines Erachtens viel zu allgemein ausgedrückt ist. Indem ich mir die Frage vorlegte, wo nach unsern Grundsätzen die Grenze für ein Zusammenarbeiten mit denen liege, die weiter links stehen als wir, kam ich zu dem Resultat, daß sie in der Anerkennung der Kontinuität des eigentlichen Glaubensgehaltes in der Kirche gesucht werden müsse. Das ergab sich mir als einfache Konsequenz daraus, daß wir auf dem Kirchenbegriff der Reformation stehen. Danach ist die Kirche die Gemeinschaft der Gläubigen, d. h. aller derer, die durch Christum in wirklicher Gemeinschaft mit Gott stehen. Diese Tatsache solcher Gemeinschaft mit Gott ist das Band, welches die Gläubigen verbindet, — diese Tatsache, nicht ihre erkenntnismäßige Formulierung: darin liegt unsre Abgrenzung nach rechts. Zugleich aber ist damit gegeben, daß wir uns zu dem Glaubensgehalt der Bekenntnisse früherer Zeit immer von neuem bekennen als zu dem allen evangelischen Christen gemeinsamen religiösen Besitz: und das ist unsre Abgrenzung nach links. Wo diese Kontinuität des Glaubens unterschätzt wird und die Bekenntnisse nur als ein belastendes Erbe gefühlt werden, ist ein Zusammenarbeiten unmöglich, weil uns dies Gemeinsame ungleich höher steht als die theologische Formulierung, die wir uns etwa nicht aneignen können. Damit stehen wir durchaus in Uebereinstimmung mit dem ursprünglichen Programm unsrer Gruppe, welches die Bekenntnisschriften „ein teures, wert zu haltendes Erbe" nennt, nur daß wir

hoffen, diesen Satz klarer, konkreter und darum praktisch anwendbarer gestaltet zu haben. Indem ich in dieser Formulierung einen und den wesentlichen Fortschritt unsrer Gruppe erkannte, nannte ich diesen Punkt, diese Abgrenzung nach links, „den Zweck“ unsrer Versammlung. Ich lege in der Tat auf die von uns festgestellte Abgrenzung sehr hohen Wert. Sie erst scheint mir die Eigenart der Stellung zum Ausdruck zu bringen, die wir in der Kirche einnehmen. Die ist von beiden Seiten vielfach verkannt. Die weiter nach rechts stehenden Gruppen haben das tragende Prinzip im Dogma: die konfessionelle fordert Uebereinstimmung mit dem lutherischen Dogma, die positivunierte mit den beiden evangelischen Kirchen gemeinsamen Dogmen. Indem man nun denselben Maßstab an unsre Gruppe legte, meinte man vielfach, das sie Vereinigende sei ein noch geringeres Maß von Uebereinstimmung mit dem Bekenntnis: „wir glaubten noch weniger“, das der Vorwurf, der uns von rechts; „wir glaubten noch zuviel“, das der Vorwurf, der uns von links gemacht wurde. Ich persönlich habe es immer als eine Beleidigung empfunden, wenn mir Jemand nachsagen wollte, daß ich „weniger“ glaubte als ein Anderer. Es wurde dabei verkannt, daß unsre Gruppe das sie zusammenhaltende Prinzip überhaupt nicht in der Stellung ihrer Mitglieder zu formulierten Dogmen hat. Wenn dies Letztere geltend gemacht wurde, so kam von rechts der Vorwurf, daß dann jede Abgrenzung nach links unmöglich wäre. Der Glaubensgehalt der Bekenntnisse sei keine feste, greifbare Größe, indem Jeder für sich in Anspruch nehme ihn festzuhalten. Es kam also darauf an zu zeigen, daß in unserem Standpunkt eine Grenze wie nach rechts, so auch nach links gegeben sei. Diese Grenze haben wir nun in dem Satz gefunden, daß wir „in den Glaubensaussagen früherer Jahrhunderte nicht nur ein belastendes Erbe der Vergangenheit sehen“, vielmehr eine positive Stellung zu unsern Bekenntnissen haben, mit ihnen uns eins wissen, weil in ihnen der Glaube zum Ausdruck kommt, zu dem auch wir stehen. Ein kirchliches Zusammenarbeiten ist uns mit allen denen möglich, die sich zu dieser Kontinuität des Glaubens mit uns bekennen, und denen die darin gegebene Gemeinschaft mehr gilt als der Unterschied in der dogmatischen Formulierung. Wir wollen keine theologische, sondern eine kirchliche Gruppe sein, darum sind uns Alle willkommen, die ein inneres Recht haben sich evangelisch zu nennen, und dieses Recht bemißt sich uns an jener positiven Stellung zu den Bekenntnissen der evangelischen Kirche. Ich habe die Hoffnung gehegt, daß die Präzisierung unseres Standpunktes uns Viele zuführen würde, die sich bisher spröde von der Mitarbeit fern gehalten hatten, weil sie in der damit gegebenen Gebundenheit und Freiheit ihre eigene Stellung wiederfinden. Daß ich darin nicht geirrt habe, ist mir der erfreulichste Ertrag unsrer Verhandlungen, der durch Ihr Schreiben mir von neuem bestätigt wurde.

Ich hoffe zuversichtlich, daß diese Darlegung jedes etwaige Mißverständnis beseitigen und Ihnen mit Ihren Freunden volle Freudigkeit geben wird, in einer Gemeinschaft mitzuarbeiten, die keinen andern Anspruch macht als den, das Evangelium der Reformation ebenso nach seinem religiösen Vollgehalt, wie nach der in seinem Wesen begründeten Freiheit in unserm kirchlichen Leben zu vertreten.

In aufrichtiger Verehrung Ihr herzlich ergebener

Erich Haupt

Die Papiere aus der Verlobungszeit Kierkegaards

Sören Kierkegaard und sein Verhältnis zu „ihr“. Aus nachgelassenen Papieren. Herausgegeben im Auftrag der Frau Regine Schlegel und verdeutscht von Raphael Meyer. Stuttgart, Axel Juncker, 1905

Die Christliche Welt vom 18. Mai enthält unter dem Titel „Eine Mystifikation über Kierkegaard“ einen Artikel von Arthur Bonus. Der nächste Zweck des Artikels ist der Protest gegen die in einer anderen Zeitschrift (den Grenzboten) erschienene Anzeige der hinterlassenen Briefe Kierkegaards aus der Verlobungszeit; nebenbei kommt aber Arthur Bonus auch auf

den Wert dieser Briefe und Papiere zu sprechen. Aus seinen Worten über diesen Gegenstand muß der Leser den Eindruck bekommen, daß die ganze Publikation zwecklos sei und besser unterblieben wäre, weil die Papiere Nichts lehren, was man nicht schon früher gewußt hätte. Gegenüber den etwas erregten Ausführungen des Herrn Bonus werden vielleicht einige ruhig abwägende Worte über Inhalt und Bedeutung der Papiere aus der Verlobungszeit Kierkegaards den Lesern der Christlichen Welt, bei denen man ein Interesse für Kierkegaard wohl voraussetzen darf, nicht unwillkommen sein.

Die kleine Sammlung, die ausschließlich bisher unbekanntes Material enthält, zerfällt in drei Abschnitte. Den ersten Teil bilden die Briefe Kierkegaards an seine Braut während der Verlobung (1840—41). Es sind meist kurze Billette, wie natürlich, da beide in derselben Stadt lebten und sich fast täglich sahen; oft enthalten sie nur Verabredungen, begleiten Geschenke und dergleichen. Selbst die größeren Briefe geben aber nur wenig Aufschluß über das, was in Kierkegaard während der Zeit eigentlich vorging; die großen Auseinandersetzungen, an denen es nicht gefehlt hat, sind alle mündlich gewesen. Wer also aus diesen Briefen neue Enthüllungen über die folgenschwerste Episode in Kierkegaards Leben erwartet, wird enttäuscht werden. Trotzdem mußten die Briefe selbstverständlich veröffentlicht werden. Nicht allein hat es die ehemalige Braut Kierkegaards so gewollt; auch die Leserwelt hat das Recht, über den Wert solcher Dokumente ihr Urteil selbst zu fällen.

Der zweite Teil der Sammlung umfaßt Briefe, die Kierkegaard unmittelbar nach dem Bruch mit seiner Braut von Berlin aus an seinen Freund Emil Boesen gerichtet hat. Es sind dies die Papiere, auf deren Umschlag Kierkegaard geschrieben hatte: „Dieses Paket ist nach meinem Tode ungeöffnet zu verbrennen. Dies den Hinterbliebenen zur Nachricht. Es enthält nicht für 4 Schilling Wert.“*) Wer Kierkegaard kennt, wird sich durch die letzte Bemerkung nicht beirren lassen. In der Tat sind die Briefe an Boesen das Wertvollste von der ganzen Sammlung und gehören zu dem Interessantesten, was überhaupt aus Kierkegaards Nachlaß veröffentlicht worden ist. Nie in seinem Leben hat sich Kierkegaard so wie hier gegeben — ganz und ohne Vorbehalt. Was die Briefe an seine Braut vermissen lassen, das ersetzen die Briefe an Boesen reichlich: sie sind unmittelbar aus der derzeitigen Stimmung heraus geschrieben und geben den genauesten Aufschluß über den Gemütszustand Kierkegaards in jenen, vielleicht schwersten Tagen seines Lebens. Aber noch mehr: aus diesen Briefen tritt uns zum ersten Mal die elementare Gewalt seines Wesens unmittelbar entgegen, so wie es sich im persönlichen Verkehr entfaltete. Jede Beschreibung ist hier unmöglich; man muß selbst lesen, wie er leidet, wie er arbeitet, wie er durch alle inneren Stürme seinen einmal gewählten Kurs unentwegt festhält — und vor Allem wie er daneben den Freund schilt und tröstet und lenkt. Denn mitten in der qualvollsten Krise hatte er für die kleinen Sorgen eines Andern mehr Teilnahme übrig, als gewöhnliche Menschen unter den günstigsten Umständen leisten können.

Daß Kierkegaard gerade diese Briefe zur Vernichtung bestimmt hatte, ist begreiflich genug; auf diese Weise dem Publikum sein Inneres aufzudecken, ist ihm nie eingefallen. Für die Nachwelt ist aber meines Erachtens dieser Wunsch des Verstorbenen keineswegs verpflichtend. Wer solche Papiere zur Veröffentlichung in die Hand bekommt, hat ganz auf eigene Verantwortung zu entscheiden, ob er sie herausgeben darf und soll oder nicht. Und hier war die Entscheidung nicht schwer: der Veröffentlichung stand durchaus Nichts als der Wunsch Kierkegaards entgegen. Von äußerlichem Skandal, Klatsch und dergleichen sind die Briefe völlig frei; kein Lebender wird auch nur von einem Wort darin unangenehm berührt; das Andenken an Kierkegaard selbst konnte durch sie nur gewinnen.

Aus dem letzten Teil der Papiere, der „Abrechnung“ Kierkegaards und den bisher unbekannten Stücken seiner Tagebücher,

*) Diese Bemerkung ist in der Ausgabe mit abgedruckt, weil die Ausgabe überhaupt mit philologischer Treue gemacht ist, also Nichts ausgelassen werden durfte.

erfahren wir zum ersten Mal, daß Kierkegaard acht Jahre nach dem Bruch eine Aufklärung und Versöhnung mit seiner ehemaligen Verlobten versucht hat. Die Tatsache ist an sich merkwürdig genug; noch bedeutsamer ist aber die Art und Weise, wie er den Schritt getan hat, und die Erwägungen, die ihn dazu getrieben haben. Er wurde allein durch die Rücksicht auf „sie" geleitet; sie schien ihm einen Anspruch zu haben, zu derselben Klarheit über die ganze Episode zu kommen, die er selbst erkämpft hatte, die er aber damals, als der Bruch erfolgte, ihr nicht hatte geben können. Sein Vorschlag wurde abgelehnt; daß er ihn gestellt hatte, scheint ihm aber eine Ruhe des Gemüts verschafft zu haben, die er für seine letzten Lebensjahre sehr nötig hatte.

Die „Abrechnung" selbst, die auf Anlaß des Versöhnungsversuchs verfaßt ist, bringt freilich für denjenigen, der die Kierkegaardsche Litteratur genau kennt, an tatsächlichem Material wenig Neues. Trotzdem ist sie für den Litterarhistoriker von großer Bedeutung. Die Schriften Kierkegaards, die seine Erlebnisse während der Verlobungszeit am getreuesten widerspiegeln, vor allem „Die Wiederholung" und die „Stadien", sind ein ganz eigentümliches Gemisch von Dichtung und Wahrheit. Aus diesem Gemisch das Tatsächliche herauszulösen, ist eine notwendige Aufgabe der Forschung; sie ist besonders von Brandes in seinem bekannten Essay mit vielem Glück in Angriff genommen. Erst jetzt aber besitzen wir die authentische Darstellung Kierkegaards von dem, was vorgegangen ist, und was er dabei gedacht, gefühlt und gewollt hat. Erst jetzt wird es möglich sein, durch einen durchgeführten Vergleich zwischen den Schriften und der „Abrechnung", eine historisch gesicherte Darstellung der großen Krise in Kierkegaards Leben zu geben — der Krise, die ihn zum Dichter und zum religiösen Schriftsteller, ja zur religiösen Persönlichkeit in seiner ganzen Eigenart gemacht hat.

Doch auch abgesehen von dem historischen Gewinn enthält die „Abrechnung" (mit den verwandten Stücken aus den Tagebüchern usw.) für den verständnisvollen Leser Interessantes genug. Es ist, wenn man auch alle Schwächen in Abzug bringt, schließlich doch ein großer Mensch, der uns hier in sein wichtigstes persönliches Erlebnis einweiht. Um nur Eins herauszuheben: jeder Leser von Kierkegaards Schriften weiß, daß er gelegentlich sentimental und verschroben sein kann. Von diesen Fehlern sind die Entwürfe der Briefe an seine ehemalige Braut und ihren Mann, als er die Versöhnung suchte, durchaus nicht frei. Ueberraschend und zugleich erhebend ist es aber zu verfolgen, wie er sich schließlich zu dem vornehmen und männlichen Ton in den wirklich abgesandten Briefen hindurcharbeitet. — An kleinen rührenden Zügen, die Kierkegaard mit rührender Treue aufgehoben hat, ist die Darstellung der Verlobungszeit reich; auf diesem Hintergrund hebt sich die unerschütterliche Festigkeit seines Entschlusses um so glänzender ab. Gerade indem er uns menschlich näher rückt, indem wir die kleinen Inkonsequenzen sehen, zu denen ihn seine Liebe, sein Mitgefühl mit der Geliebten verleitete, wächst in unseren Augen die Größe seines Charakters. Daß dies überfeine Instrument, das durch die leiseste Berührung außer Gleichgewicht zu kommen scheint, trotzdem eine solche Stärke und Widerstandsfähigkeit besessen hat — das ist wahrhaft großartig; und das lernen wir erst hier recht unmittelbar kennen und verstehen. Auch die kleinlichen Kopenhagener Verhältnisse, die zum richtigen Verständnis von Kierkegaards Schicksal und Persönlichkeit unentbehrlich sind, lassen nur das Bild des großen Charakters um so deutlicher hervortreten.

Um abzuschließen: wer nur seine Neugierde befriedigen will oder gar pikante Enthüllungen von intimen Verhältnissen sucht, der wird von diesem Buch schwer enttäuscht werden; es enthält nichts Derartiges. Wer dagegen Kierkegaard als Schriftsteller schon kennt und lieb gewonnen hat, und nun seine Kenntnis des Schriftstellers durch eine lebendige Anschauung vom Menschen erweitern und vertiefen möchte, der wird bei den Papieren aus der Verlobungszeit durchaus seine Rechnung finden. Er wird mit eigenen Augen sehen, wie Kierkegaard die schwerste Krise seines Lebens durchgemacht; wie sonderbar, und doch wieder wie echt menschlich, und zugleich wie erhaben er sich dabei benommen; und schließlich wie edel und zartfühlend er das Heiligtum, das ihm sein einziges erotisches Verhältnis war und blieb, bis zum Ende seines Lebens gehütet hat.

Kopenhagen A B Drachmann

Vom Unterschied der lebendigen Werke und der philologischen und ästhetisch-technischen Dokumente

Ein Nachwort zum vorhergehenden Aufsatze

Biographische Dokumente können unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten beurteilt und empfohlen oder abgelehnt werden. Man könnte kurz sagen: unter wissenschaftlichem und ästhetischem. Da aber der Intellektualismus unsrer Kultur durchgesetzt hat, daß man unter dem Gegensatz von Wissenschaftlich und Aesthetisch unvermerkt den ganz andersartigen versteht von Wesentlich und Unwesentlich, Sache und Schmuck der Sache, Ansich und Drumrum, so muß man sich umständlicher ausdrücken. Ein Buch kann als Quelle, Urkunde, Belag, Beweismaterial usw. bestimmter Zustände, äußerlicher oder innerlicher, von einzigartigem Werte für die Wissenschafter sein, oder auch als Sammlung von Stoff, Anschauungsmaterial usw. für den ausführenden Künstler. Und eben dasselbe Buch kann eben diese selben Dinge, die es dem Forscher oder ausübenden Künstler wertvoll machen, so enthalten, daß all das Schöne einfach nicht herauskommt, oder gar, daß das Häßliche, Verwirrende, Langweilige, ja Abschreckende des zufälligen Zustandes des Materials weit überwiegt und die Werte, die da sind, vielmehr diskreditiert als übermittelt.

Dies ist nun durchaus der Fall bei dem in Rede stehenden Buche.

Wenn ein junger Mann von starkem Selbstgefühl aus einer bestimmten Situation heraus einem eingeweihten Freunde Briefe schreibt, so kennt dieser Freund eben ihn, die Sache und alle ihre Beziehungen; der junge Mann gibt sich ihm also in der Weise — durchaus nicht, wie er wirklich ist, sondern — wie das besondere Freundschafts-Verhältnis dem Freunde die Dinge am verständlichsten macht. Das mag für den vorsichtig nachtastenden Forscher oder auch für den Künstler, der hier sich Material für ein Lebensbild holt, ebenfalls verständlich werden können und ihm dann allerdings wichtige Auskünfte geben. Für den eigentlichen Leser aber, der nicht wissenschaftliche und sachliche Materialsammlungen vorgelegt zu erhalten wünscht, der ein Menschenschicksal vor sich sehen will, aber nicht zerbrochene Scherben einer Kaffeetasse, die in dem Schicksal eine Rolle spielte, ist es unbrauchbar und irreführend.

Wenn Jemand, der vielleicht schon an sich den Trieb nach Selbstzucht in seinen Aeußerungen verspürt, für einen entscheidenden Brief ein Dutzend Konzepte schreibt, so ist das nicht weiter auffällig, zumal wenn er sich erst allerlei minderwertige Begleit-Gefühle von der Seele schreiben mußte, ehe er das ihm zukommende Niveau zu erreichen vermochte. Wenn er diese Entwürfe nicht verbrannte, so gibt es eben zögernde Naturen, die Haufen von unbrauchbaren Sachen um sich her aufspeichern, weil sie die Stunde der Sichtung immer wieder aufschieben, vielleicht auch auf das Taktgefühl der Nachlaßverwalter und manchmal geradezu auf ihre Barmherzigkeit zu viel gute Zuversicht haben. Im vorliegenden Falle liegt zudem die Vermutung nahe, daß Kierkegaard die Erbin dieser Papiere in jene Stimmungen der Konzepte hineinsehen lassen wollte. Für sie hatte das natürlich auch den höchsten persönlichen Wert. Welchen denn aber für uns? Für die unter uns, die ästhetisch-technische Untersuchungen anzustellen lieben, haben die Konzepte für diesen besonderen Zweck natürlich einigen Wert. Sonst aber nur den, daß, wer sich durch sie durchgelesen hat, unter Umständen für sein Leben genug von Kierkegaard haben kann.

Schluß: Wenn Raphael Meyer diese Papiere als wissenschaftliches Quellenmaterial veröffentlicht hätte mit dem entsprechenden Titel und Vorwort, dem Gegenteil also der jetzigen,

so hätten wir nicht die Pflicht gehabt, vor einem Mißverständnis des Buches zu warnen. Wenn Professor Drachmann geschrieben hätte: „Der Referent hat zwar keinen Zweifel darüber gelassen, daß er den rein wissenschaftlichen, sozusagen biographie-philologischen Wert der Veröffentlichung unbesprochen gelassen hat, es sei aber gestattet auf diese Seite der Sache noch besonders hinzuweisen", so wäre über solche Ergänzung meines Urteils auch nicht viel zu sagen gewesen.*)

Gegenüber der Art, wie das Buch sich durch Titel und Vorwort einführt und Drachmann es für die „Lesewelt" als wertvoll verteidigt, halte ich mein Urteil aufrecht. Im Ernst bestreitet Professor Drachmann es auch selbst garnicht. Wenn er sagt: „Wer Kierkegaard als Schriftsteller schon kennt und liebgewonnen hat und nun seine Kenntnis des Schriftstellers durch eine lebendige Anschauung vom Menschen erweitern und vertiefen möchte, der wird bei den Papieren aus der Verlobungszeit durchaus seine Rechnung finden", so ist ein solcher Zweck ein ganz andrer als der, für den ich das Buch wertlos fand. Nur daß ich auch den so formulierten Wert des Buches nicht bestätigen kann. Eine „lebendige Anschauung" könnte vielleicht mit Hilfe dieser Papiere ein Künstler geben. Die Papiere selbst geben sie eben nicht, sondern nur ungesichtetes Material dafür, das im Verhältnis zu diesem Wert viel zu anspruchsvoll auftritt. Arthur Bonus

---

Neue Stimmen zum Syllabus

Seit unserer Betrachtung über das katholische Staatslexikon (Nr. 7—10 dieses Jahrgangs) ist die Syllabuskontroverse nicht zur Ruhe gekommen. Rege gehalten hat sie die inzwischen erschienene umfangreiche Monographie des Bonner altkatholischen Universitätsprofessors Leopold Karl Götz über „den Ultramontanismus als Weltanschauung, auf Grund des Syllabus quellenmäßig dargestellt." (Bonn 1905, Carl Georgi. VIII, 371 S. 5 Mk.) Zu ihr haben Freund und Feind Stellung genommen; der bedingungslosen Zustimmung (z. B. seitens der Zeitschrift des Reformkatholizismus „Das zwanzigste Jahrhundert" 1905, Nr. 15, des altkatholischen Blattes „Der Bund" 1905, Nr. 12) auf der einen entsprach die Ablehnung auf der anderen Seite (z. B. der Köln. Volkszeitung Nr. 337 und 355, ihrer Litterarischen Beilage Nr. 14, der Historisch-Politischen Blätter, Heft 5, 1905).

Das Götzsche Werk ist aus einer Artikelserie der Kölnischen Zeitung herausgewachsen. Dies macht sich im Stile nicht selten bemerkbar. Was man in Zeitungsartikeln portionenweise vorgesetzt bekommt und auch verträgt, belastet in einem Gericht als „Buch" serviert. Manches hätte kürzer und knapper gefaßt werden können, andrerseits manche Andeutung, die für den Zeitungsartikel genügte, im Buche ausgeführt werden müssen. Was nützen dem Leser die zahlreichen Verweise auf Bücher, die über die einzelnen Syllabussätze orientieren können, wenn er doch in den seltensten Fällen in der Lage sein wird, sie sich zu verschaffen?! Das erinnert an den Theologieprofessor, der seinen Hörern eine ganze Kollegstunde hindurch „Litteratur" diktierte! Der Leser bleibt so klug als wie zuvor. Ein paar gute Proben tun hier weit mehr, im Uebrigen mag die Litteratur in der Anmerkung Platz finden!

Inhaltlich verfolgt das Götzsche Buch den Zweck, in Antithese und These aus den Negationen des Syllabus und ihrem kontradiktorischen Gegenteil die Weltanschauung des Ultramontanismus sich aufbauen zu lassen. Als „Glaubensbekenntnis des modernen Ultramontanismus" (S. 7) ist der Syllabus die authentische Quelle für dessen Kenntnis. Mit einer staunenswerten Belesenheit trägt Götz die Bausteine zur Interpretation dieser wichtigen Urkunde herbei; er bietet hier weit mehr, als v. Hoensbroech in seiner Schrift bieten wollte. Götz beherrscht die gesamte Syllabuslitteratur im weitesten Umfange — deutsche, französische, englische, italienische Bücher, Schriften und Broschüren — in einem Maße, wie es nur dem Kirchenpolitiker, oder sagen wir besser, dem Polemiker von Beruf möglich ist. Als Wegweiser durch die ultramontane Litteratur behält sein Buch unter allen Umständen seinen Wert.

Und noch weiter. Götz hat in seinen eingehenden Ausführungen, auf die hier im Einzelnen nicht zurückzukommen ist, eine Syllabusinterpretation geliefert, die quellenmäßig ist. Es wird in der Tat auf gewisser katholischer Seite mit dem Anspruch absoluter Verbindlichkeit aus dem Syllabus eine Weltanschauung aufgebaut, die den Tod bedeutet für den modernen, paritätischen Kulturstaat. Daran ist nicht zu rütteln, die Wucht der beigebrachten Quellenzeugnisse erdrückt.

Aber — eine andere Frage ist: ist die von Götz gelieferte Interpretation die einzig mögliche oder: kann zwar der Syllabus so ausgelegt werden, wie Götz ihn auslegt, aber er muß es nicht? Und deckt sich die von ihm gebotene Ausdeutung mit der vulgärkatholischen, ist sie z. B. identisch mit der der Zentrumspartei? Götz ist von der Alleinberechtigung seiner Auslegung und ihrer Identität mit Anschauung und Taktik des Zentrums überzeugt. Hier kann ich ihm nicht folgen.

In seiner Kritik des Götzschen Buches in der Litterarischen Beilage zur Kölnischen Volkszeitung hat Professor Sägmüller-Tübingen die Enzyklika Leos XIII. vom 1. November 1885 mit ihrer Bestimmung herangezogen, „daß, wenn einmal in einem Staate mehrere Konfessionen tatsächlich und mit bestimmten Rechten vorhanden seien und ohne zu befürchtende größere Uebel nicht mehr beseitigt werden könnten, die Kirche die Regierungen nicht tadle, welche duldeten, daß verschiedene Religionen im Staate beständen." Diese päpstliche Verfügung aber steht zu dem kontradiktorischen Gegenteil von Satz 77 und 78 des Syllabus in Widerspruch, sofern dort die katholische Religion „als die einzige Staatsreligion unter Ausschluß aller anderen Kulte" empfohlen wird. Hier also wird von maßgebendster Stelle aus die Götzsche Auffassung desavouiert, hier liegt, wie Sägmüller sagt, der Beweis, „daß die Verpflichtung der Syllabussätze unter Umständen ganz wegfallen kann." Zu Satz 23 bringt Götz selbst eine mildere Interpretation Pius IX., um sie freilich alsbald zur Seite zu schieben (S. 142). Der Luzerner Professor der Theologie Meyenberg hat in der Kölnischen Volkszeitung zu eben diesen Sätzen 77 und 78 des Syllabus bemerkt: „Die Kirche verwirft die hier versteckten prinzipiellen Spitzen, als ob alle Religionen gleich wären, und als ob ein grundsätzlich durch und durch katholischer einheitlicher Staat im vornherein allen Religionen gegenüber sich gleichartig indifferent zu verhalten hätte." Daneben aber ist für „Zusammenarbeit und Irenik" weitester Spielraum. Das klingt doch ganz anders als die Götzsche Anschauung: „Prinzipiell lehrt also Satz 77—79, daß keine Regierung denen, die nicht katholisch sind, wie groß auch ihre Zahl und wie politisch begründet ihr Recht sein möge, freie Religionsübung gestatten darf" (S. 253). Daß Sägmüller und Meyenberg hier akatholisch denken, wird man nicht sagen dürfen — Sägmüller läßt einen Papst reden! — wo bleibt dann aber die Authentizität und Alleinberechtigung der Götzschen Interpretation?

Völlig verfehlt nun ist die Behauptung ihrer Identität mit dem Vulgärkatholizismus, speziell der Zentrumspartei.

*) Drachmanns Behauptung, daß wir hier zum ersten Mal erführen, „daß Kierkegaard acht Jahre nach dem Buch eine Aufklärung und Versöhnung mit seiner ehemaligen Verlobten versucht hat", ist, wenn sie gegen mein Referat gerichtet sein soll, falsch, denn in Gottscheds „Buch des Richters" (S. 40 ff.) ist davon ausführlich die Rede. Den Satz: „der Veröffentlichung (der Briefe an Boesen) stand durchaus Nichts als der Wunsch Kierkegaards entgegen", überlasse ich dem ethischen Nachdenken des Lesers. Der sogenannte „Wunsch" lautet in der Uebersetzung, von welcher die Rede ist: „Dieses Paket ist nach meinem Tode ungeöffnet zu verbrennen. Dies den Hinterbliebenen zur Nachricht. — Es enthält nicht für 4 Schillinge Wert." Ein eigentümlich energisch ausgedrückter „Wunsch"! — Was Drachmann mit dem Satz meint: „Wer nur seine Neugierde befriedigen will oder gar pikante Enthüllungen von intimen Verhältnissen sucht, der wird von diesem Buch schwer enttäuscht werden", mag sein Geheimnis bleiben. Meines Wissens ist in währender Verhandlung von pikanten Enthüllungen nicht die Rede gewesen. Vielleicht will er den Titel damit kritisieren, welchen Raphael Meyer über die Stücke schrieb.

Natürlich, die Zentrumspartei ist keine geschlossene Einheit, es mag der eine oder andere Anhänger der Götzschen Auslegung unter ihr sein, aber das Zentrum insgesamt vertritt nicht diesen Ultramontanismus. Wir haben zahlreiche Stellen dafür aus dem katholischen Staatslexikon beigebracht und wollen sie nicht wiederholen, haben auch nachgewiesen — und Meyenbergs Protest gegen eventuelle Einführung der Inquisition alten Stiles zeigt aufs neue unser gutes Recht, — daß hier keineswegs nur das temporum ratione habita (die Anpassung an die momentanen Zeitverhältnisse unter Vorbehalt) tolerant und modern erscheinen läßt; und wenn nun Götz doch wieder auf diese „kluge" Anpassung rekurriert, so sei ihm das mannhafte Wort des Dr. Rhenanus, hinter dem sich ein sehr bekannter Zentrumsmann verbirgt, in den Historisch politischen Blättern entgegengehalten:

Einen Ultramontanismus, auf welchen die Definition des Grafen Paul Hoensbroech und des Professors Götz paßt, erkennen auch die deutschen Katholiken in ihren für das öffentliche Leben allein maßgebend in Betracht kommenden Faktoren nicht an; dieses Ultramontanismus sich zu erwehren, haben auch die deutschen Katholiken, und sie besonders, alle Veranlassung, und wenn wir recht sehen, werden sie sich dessen neuerdings in immer stärkerem Maße bewußt.

Das ist ein Programm, wie es Windhorst vertrat, das die Kölnische Volkszeitung weiter pflegt, und dessen Wirkung in der Tat die Oeffentlichkeit immer mehr spürt. Wie kann Götz das Alles ignorieren?

Das Götzsche Buch zeigt wieder einmal die Verkehrtheit der Prinzipienreiterei in der Kirchenpolitik, speziell dem Katholizismus gegenüber. Der Katholizismus lebt von Kompromissen, seine ganze Geschichte ist die Geschichte von Kompromissen, er hat seine Ziele nie ganz erreicht. Die Wagschale fällt nur bald mehr nach der einen, bald nach der anderen Seite. Als der Syllabus erlassen wurde, stand der Kurs auf: Non possumus! (Wir können uns mit den liberalen Staatsideen nicht aussöhnen!) Aber der Steuermann im Vatikan hat das Steuer nicht mit dem Siegel der Unfehlbarkeit festgelegt. Bewegungsfreiheit ist möglich. Die Gegenwart nutzt sie aus, der Kurs nimmt langsam den Lauf auf: Possumus! (Aussöhnung!) „Worte zum Frieden" werden gesprochen und — gehört. Der Syllabus verschwindet nicht, aber er tritt zurück, man (vor allem Meyenberg) betont seinen negativen Charakter, er wird zum Grenzhüter:

Man darf nicht bloß die Warnungstafeln, welche die Kirche aufstellt, erblicken, nicht bloß die Grenzgräben, die sie zieht, beachten, sondern soll auch ihre weiten herrlichen Saat- und Fruchtfelder betrachten.

So weht heute der Wind, und die Segel schwellen von hoffnungsreichem Wollen. „Fälle" à la Fameck ändern daran nichts, sie zeigen nur, daß der Grenzwächter Syllabus nicht sanft entschlummert ist. So angesehen aber kommt das Götzsche Buch, sofern es aktuell sein will, post festum.

Walther Köhler

Wie soll der § 166 umgestaltet werden?

Die Versammlung der Freunde in Goslar hat Aufhebung oder durchgreifende Revision des § 166 des Reichs-Straf-Gesetz-Buchs gefordert. Da die Aufhebung unter den gegenwärtigen Machtverhältnissen kaum erreichbar erscheint — wenigstens auf lange Zeit hinaus —, so fragt sich: wie soll er umgestaltet werden, damit er nur noch das schütze, was berechtigten Anspruch auf Schutz erheben darf? In Folgendem soll eine Ansicht zum Ausdruck kommen, die sich mir schon lange als glückliche Lösung der Frage aufgedrängt hat, die aber nur als die Ansicht eines völligen Laien in dieser Sache gelten will.

§ 166 lautet:

Wer dadurch, daß er öffentlich in beschimpfenden Aeußerungen Gott lästert, ein Aergernis gibt, oder wer öffentlich eine der christlichen Kirchen oder eine andere mit Korporationsrechten innerhalb des Bundesgebietes bestehende Religionsgesellschaft oder ihre Einrichtungen und Gebräuche beschimpft, ingleichen wer in einer Kirche oder in einem anderen zu religiösen Versammlungen bestimmten Orte

beschimpfenden Unfug verübt, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft.

Mein Vorschlag geht nun dahin:

1. Der Abschnitt über die Gotteslästerung muß fallen. Wollte er Gott vor Lästerung schützen, so wäre das selbst eine Gotteslästerung. Denn der Gedanke, als ob der Mensch irgendwie Recht und Macht habe den zu schützen, der von sich spricht: Ich bin der Herr, ist ein anmaßender Zweifel an Gottes über alles Menschliche hinüberragender Erhabenheit. Aber auch das, was der Abschnitt wirklich will, die Gottgläubigen gegen Aergernis schützen, ist für diese unerträglich. Sie brauchen solches Schutzes nicht und wollen ihn nicht. Soll ein Mensch ins Gefängnis wandern, weil er meine innere Ruhe, mein seelisches Gleichgewicht gestört hat? Es ist kaum denkbar, daß der Gesetzgeber wirklich nur die Gottgläubigen vor solchem Aergernis habe bewahren wollen; es spielt doch wohl unbewußt das Motiv hinein, die Gotteslästerung wegen ihrer Verruchtheit an sich, nicht nur weil sie Aergernis erregt, zu bestrafen. Jedenfalls aber scheint mir Beides für ein frommes Gemüt unerträglich zu sein: sowohl der Gedanke, daß die verletzte Ehre Gottes, als auch, daß die durch diese Ehrverletzung gestörte Seelenruhe der Gottgläubigen dadurch geschützt, gesühnt oder wiederhergestellt werden könnte, daß den Schuldigen Gefängnisstrafe trifft. Dieses Eingreifen des Staates verletzt das religiöse Empfinden, das es schützen will.

2. Weiter schlage ich vor, an Stelle des Satzes:

Wer ... öffentlich eine der christlichen Kirchen oder eine andere mit Korporationsrechten innerhalb des Bundesgebietes bestehende Religionsgesellschaft oder ihre Einrichtungen und Gebräuche beschimpft ...

zu setzen:

Wer ... öffentlich die katholische Kirche oder ihre Einrichtungen und Gebräuche beschimpft ...

Denn uns Evangelischen kann wirklich an einem solchen Schutze nichts gelegen sein. Unsere Kirchen sind irdene Gefäße, in denen wir den himmlischen Schatz haben; sie tragen keinerlei objektive Heiligkeit an sich, sowenig wie ihre Einrichtungen und Gebräuche, die grundsätzlich als Außenwerk zu betrachten sind, das fallen oder sich umwandeln kann, so sehr die Glieder unserer Kirchen innerlich daran hängen mögen. Die Hauptsache ist, daß in ihnen wirklich der christliche Geist wohne: dem muß es aber widerstreben mit staatlichen Zwangsmitteln die zu strafen, die in Torheit und Verblendung Beschimpfungen gegen die Kirche als irdische Organisation ausstoßen, vielmehr muß man wünschen, daß es durchaus dem Einfluß des christlichen Geistes selbst überlassen bleibe, Irrende auf den rechten Weg zurückzuführen. Wir wollen eben so wenig gegen die äußeren Feinde den Staat als Büttel anrufen wie gegen die inneren, die durch ein unwürdiges Leben ihre kirchliche Gemeinschaft schwerer beschimpfen, als es ein Außenstehender durch Worte vermag. Dazu kommt, daß Beschimpfungen, die uns wirklich kränken, in den seltensten Fällen wirklich auf Grund dieses Absatzes bestraft werden können. So fallen meist Beschimpfungen Luthers nicht darunter, da Luther nicht zum Wesen unserer Kirche gehört noch auch zu ihren Einrichtungen, wie bekanntlich durch mehrere Reichsgerichtsentscheidungen festgestellt ist. Also dieser Staatsschutz nützt uns Nichts; er widerstrebt auch unserer evangelischen Art. Wir wünschen darum entschieden seine Beseitigung.

Andererseits aber verstehen wir es durchaus, daß die katholische Kirche Wert auf diesen Schutz legt. Ihr gilt ihre eigene äußere Organisation nicht als wandelbares Menschenwerk, sondern als identisch mit dem Reich Gottes selber, sie sieht sich selbst im Unterschied von allen anderen menschlichen Gemeinschaften als göttliche Größe an. Darum haben auch alle ihre Einrichtungen und Gebräuche unmittelbar göttlichen Wert. Von altersher hat sie darum es nur als den Dienst angesehen, den die weltliche Macht der göttlichen schulde, wenn sie das Eintreten der Staatsgewalt für ihre kirchlichen Zwecke beansprucht hat. Wie sie sich nicht scheuen würde, die Machtmittel des Staates zur Ausrottung der Ketzer zu gebrauchen, wenn dieser sich nur dazu bereit finden ließe, so kann

sie unmöglich auf den staatlichen Schutz, den ihr der § 166 gewährleistet, freiwillig verzichten.

Ebenso wenig haben wir Evangelischen ein Interesse daran, ihr diesen Schutz zu rauben. Wir beanspruchen für Niemanden unter uns das Recht, die katholische Kirche ungestraft zu beschimpfen. Es kann uns andrerseits nur erwünscht sein, daß durch die vorgeschlagene Fassung des Paragraphen in die Augen springen würde, wie verschiedenartige Gebilde die katholische und die evangelische Kirche sind, wie ungerecht eine Gerechtigkeit ist, die nicht Jedem von ihnen das Seine, sondern Beiden dasselbe gibt.

Als „andere Religionsgesellschaften" im Sinne des § 166 kommt wohl nur die jüdische tatsächlich in Betracht. Ob diese Wert auf den auch ihr hier gewährten Schutz legt, wird man ihr selbst zu vertreten überlassen können.

3. Den letzten Satz des § 166:

Wer in einer Kirche oder in einem anderen zu religiösen Versammlungen bestimmten Orte beschimpfenden Unfug verübt usw

dürften wir ruhig fallen lassen. Die Störung des Gottesdienstes wird im § 167 mit Strafe bedroht; hier handelt es sich um das Kirchgebäude oder den zu religiösen Versammlungen bestimmten Ort selber. Und zwar wird dieser Ort geschützt um der Heiligkeit willen, die ihm anhaftet. So schreibt Olshausen in seinem Kommentar zum Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich (Berlin 1890, Franz Vahlen) S. 676:

„Unfug in der Kirche" erscheint hiernach als ein solcher, welcher sich gegen das religiös-sittliche Verbot einer der Heiligkeit des Ortes nicht entsprechenden äußeren Betragens kehrt.

Wir aber kennen nicht eine solche objektive, dingliche Heiligkeit eines Ortes. „Der Tempel Gottes ist heilig, der seid ihr." — Aber die katholische Kirche wird auf diesen Satz nicht verzichten wollen. Man füge also wieder vor Kirche das Wörtlein „katholisch" hinzu. Es wird unser Schade nicht sein.

Wenn die evangelischen Kirchen durch ihre berufenen Körperschaften (Synoden ꝛc.) erklären würden, daß sie auf das Danaergeschenk des § 166 gern verzichten, wenn also die hier ausgesprochene Ansicht als die allgemeine Ansicht der Evangelischen angesehen werden dürfte, dann würde es wohl kaum schwer halten, Reichstag und Bundesrat für eine derartige Aenderung des § 166 zu gewinnen. R Harder

---

Verschiedenes

Quidam dictus Jesus. Als vor einigen Monaten in Hannover ein Redakteur Westmeyer, der die Person Christi und seinen Prozeß vor dem römischen Tribunal vergleichungsweise in Zusammenhang mit einem modernen Prozeß brachte, auf Grund des § 166 R.-Str.-G.-B. verurteilt wurde, mußte ich unwillkürlich daran denken, wie unbefangen das als dunkel verschrieene Mittelalter von den heiligsten Gestalten und Institutionen der christlichen Religion für ganz profane Zwecke Gebrauch machen durfte, ohne irgendwie beheiligt zu werden.

Mag man schon da an die vieler Orten stattfindenden öffentlichen Darstellungen der Oster- und Weihnachtsgeschichte in ihrer großen Unbefangenheit denken, so möchte ich hier auf eine weniger bekannte Erscheinung aufmerksam machen.

Zur leichteren Erlernung und weiteren Verbreitung des römischen Rechts, das im 13. Jahrhundert in Deutschland neu auftauchte, verfertigten kundige Juristen praktische Handbücher. Irgend ein naheliegender, allgemein bekannter Stoff wurde gesucht, um daran die Rechtsfragen und Rechtsordnungen darzustellen; man entnahm ihn der Kardinalwissenschaft jener Tage, der kirchlichen Dogmatik. Das Hauptdogma der Kirche, die Erlösung der Menschheit von der Satansherrschaft durch Christum, war schon öfter als Rechtssieg Christi über Satan gefaßt worden, und man brauchte diesen Stoff nur mit allen möglichen Details auszubauen.

So entstand eine ganze Litteraturgattung, zunächst lateinisch, später auch deutsch die processus Satanae.

Das älteste Denkmal dieser Art stammt aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts. Eine deutsche Bearbeitung durch Otto von Raspe um 1350 hat ungefähr folgenden Inhalt: Satan fühlt sich zurückgesetzt, weil Christus unrechtmäßiger Weise die Altväter aus der Vorhölle befreit hat, die ihm bereits verfallen wären. Er klagt also vor Gottes Richterstuhl:

über den man sei euch geklait,
der sich so hofertlichen trait.*)

* Sich so hochmütig benimmt.

Kläger wie Beklagter können sich einen Anwalt nehmen — einen guoten vorsprechen. — Satanas verzichtet, Christus ernennt Gabriel. Dieser spricht Satan die Fähigkeit ab, als Kläger aufzutreten, da er kein Christ, vielmehr offiziell als Ketzer bekannt sei und im Banne stehe. Er wird jedoch von Gott als Kläger anerkannt. Die Gerichtstagung wird festgesetzt und eine Anklageschrift von Satan aufgesetzt: er habe von Gott das Recht bekommen, alle Erdensünder in die Hölle zu stecken, aber „der sich nennt Jesus Christ" verhindere das durch seine Sakramente, ja er sei sogar in die Hölle eingebrochen und habe mit Gewalt die Seinen entführt, statt selbst dazubleiben.

Gabriel in seiner schriftlichen Gegenklage weist darauf hin, daß Christus durch seinen Opfertod ein verbrieftes Recht auf die Menschenseelen habe. Satan sei ein Betrüger und habe kein verbürgtes Recht auf die Menschheit. Er beginnt eine lange Beweiskette (Hantfeste), daß Christus der im Alten Testament verheißne Messias sei; ja Gott selbst, der höchste Richter, über den es keine Appellation gebe, habe für seinen Sohn gezeugt.

Es ist vorauszusehen, daß Satan den Prozeß verliert.

Die juristisch vollendetste Bearbeitung dieses Stoffes hat 1382 der spätere Erzbischof von Spoleto Jakobus von Teramo geliefert. Hier stellen die höllischen Mächte zu ihrem Prokurator den iuris peritus Belial auf. Gott übernimmt nicht selbst den Vorsitz, weil er mit dem Angeklagten zu nahe verwandt sei, und ernennt den weisen Salomon zum Richter. Salomon erläßt ein förmliches Ladungsdekret. Christus bestellt Moses zu seinem Anwalt. Das Klagelibell Belials lautet folgendermaßen: „Quidam dictus Jesus filius Joseph et Mariae, quodam ausu temerario ductus, praedictam universitatem infernalem deiecit ac etiam spoliavit,*) oder wie später abgeändert wird: dictus Jesus temeritate quadam potius quam iuris auctoritate sibi appropiavit, immo potius usurpavit**) nämlich Hölle, Erde und Meer nebst Bewohnern. Salomo entscheidet schließlich gegen Belial, der aber Berufung einlegt.

Dies sind nur einige kleine Ausschnitte aus einer Fülle von Werken dieser prozessualen Litteraturgattung. Sie genügen aber zum Beweis dafür, daß dem Mittelalter jene Prüderie heutiger orthodoxer Kreise, die die Gestalten der Bibel zu einem „Rühr mich nicht an" für jeden nicht rein theologischen Zweck machen wollen, völlig fern gelegen hat. Arthur Müller

Zensurpsychologisches. (Vgl. 1904, Nr. 5.) Der Bildhauer Jef Lambeaux gilt seit Meuniers Tode als der größte Meister in Belgien. Kaum völlig mit Unrecht, soweit Talent und Verve reichen. Von dem Adel, dem Ernst und der Liebe Meuniers verrät sein Werk nichts. Er ist ein anderer Geist. Immerhin eine bedeutende künstlerische Kraft.

Der Mann schickt auf die diesjährige Lütticher Ausstellung ein Werk, das eine Nymphe darstellt, die von einem Faun überfallen wird und ihm ins Ohr beißt. Wer an Spiegelfechterei Gefallen hat, könnte es eine Verherrlichung der Tugend nennen. In Wirklichkeit ist es das natürlich nicht, noch weniger aber eine Verherrlichung des Lasters. Es ist eine Darstellung schöner Körper und bewegter Leidenschaft, wie sie uns die Künstler gern und viel geben. Weder dagegen noch dafür viel zu sagen. Und jedenfalls künstlerisch gut und tüchtig, soweit man nach den Abbildungen urteilen kann.

Natürlich sind Faun und Nymphe nackt. Und ebenso natürlich wissen die belgischen Klerikalen so wenig als die deutschen Heinzebündler, daß einfache Nacktheit nie unanständig ist. Wer lüstern malt, also etwa der Baron von Reznicek im „Simplizissimus" oder Kubiny in der „Jugend", die malen deshalb auch selten oder nie nackt. Noch weniger gibt es in den wirklich unanständigen Blättern einfach nackte Figuren. Aber dies nur nebenbei. Was uns heute beschäftigt, ist die Psychologie der Zensur.

Jef Lambeaux Bildwerk ist schön. Es würde gefallen haben und bewundert sein; dieser und jener hätte sich auch wohl eine Abbildung gekauft. Einen größeren Erfolg hätte es nicht gehabt. Man kann das sagen, denn das Werk ist bereits auf den verschiedensten Ausstellungen — auch in Deutschland (in Düsseldorf) — gewesen, und Niemand hat viel davon geredet oder gehört. Mit diesem Erfolg waren die belgischen Sittlichkeitsfreunde nicht zufrieden. Eine klerikale Zeitung blies vor, die Sittlichkeitsvereinigung blies nach und der Künstler erhielt sein Werk per Fracht zurück. Natürlich hatte die Sache damit nicht ihr Ende. Der Künstler weigerte die Rücknahme. Eine imposante Protestbewegung setzte ein. Das Werk wurde ausgestellt. Und was bisher ohne Aufsehen geblieben war, das hängt nun durch das Verdienst der belgischen Sittlichkeitsbewegung in allen Schaufenstern und ist in allen Zeitschriften abgebildet. Dies ist die Geschichte: vom gebissenen Faun, man könnte auch sagen vom gebissenen Zensor. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Während dies geschrieben war, hat sich die Geschichte vom gebissenen Faun noch weiter entwickelt und damit auch die in ihr enthaltene Kritik der Psychologie der Zensur.

Dem Lütticher Bischof war nämlich der oben erzählte Erfolg nicht genug. Er ließ also von allen Kanzeln seiner Diözese den

*) „Ein p. p. Jesus, Sohn des Joseph und der Maria, hat voller Verwegenheit die vorerwähnte höllische Universitas niedergeworfen und ausgeplündert."

**) „p. p. Jesus hat sich mehr aus Verwegenheit als aus rechtlicher Befugnis Hölle, Erde und Meer zugeeignet, ja usurpiert."

Gläubigen den Besuch der Ausstellung als moralgefährlich verbieten. Zugleich ließ er, wie die Zeitungen melden, „dem Ausschuß für alte Kunst mitteilen, daß er sich an sein Versprechen, die Goldbüste des heiligen Lambertus im Palast für alte Kunst aufstellen zu lassen, nicht gebunden fühle, wenn solche Greuel sich in nächster Nähe befänden. Da der Ausschuß fürchten mußte, daß die Klerikalen der Ausstellung fern bleiben würden, beschloß er in einer sehr bewegten Sitzung mit sieben gegen zwei Stimmen die endgültige Ausschließung des Faune mordu.“ Was der Bischof durch diesen neuen Sieg erreichte, war Folgendes: Aus der Ausstellung war der Faun endgültig heraus, aber der Lütticher Gemeinderat entsandte eine Kommission, die den Ankauf der Gruppe beraten sollte, und vorige Woche wurde er in einer Plenarsitzung beschlossen. Der verfemte Faun mordu geht für 15 000 Frank in den Besitz der Stadt Lüttich über und wird, wie der Neuen Freien Presse geschrieben wird, in einem öffentlichen Garten aufgestellt werden. A

Hin und zurück. In der Anzeige des so betitelten Buches in Nr. 29 scheint mir die Weitherzigkeit, deren sich die Bücherrezensenten in der Christlichen Welt stets befleißigen, gar zu weit getrieben. Das Buch interessiert allerdings die Leser dieses Blattes, aber darum, weil ihm gerade aus unserem Leserkreise widersprochen werden muß. Ich wenigstens empfinde es als eine Pflicht der Dankbarkeit gegen die Mitarbeiter der Christlichen Welt, ihnen zu bezeugen, daß sie uns Laien ein Verständnis des in diesem Buche behandelten Problems erschlossen haben, von dem aus wir die vom Verfasser gegebene Lösung weder als harmonisch noch sonst als befriedigend ansehen können.

Der Held des Buches tritt aus einem Elternhause, in dem der schlichte Bibelglaube und die kindliche Frömmigkeit des Gemeinschaftschristentums herrscht, in das Universitätsleben, wo er alsbald von dem einzigen Vertreter des Christentums, dem er begegnet, durch pharisäische Härte abgestoßen, dagegen durch das gewinnende persönliche Wesen einiger Kameraden und Lehrer, die einem krassen Materialismus huldigen, angezogen wird. Zwischen diesen beiden schroffen Extremen bewegt sich der Held im Laufe der Geschichte hin und zurück. Das heißt, nach dem er mehr durch den persönlichen Eindruck seiner Freunde als durch sachliche Gründe sich zum Materialismus bekehrt hat, wird durch plötzlich über ihn hereinbrechende Schicksalsschläge die Sehnsucht nach dem verlorenen Kindheitsparadies in ihm wach. So kehrt er vom Schicksal überwältigt reumütig zu der pietistischen Frömmigkeit seines Elternhauses zurück.

Wenn der freundliche Rezensent des Buches meint, viele von uns hätten Aehnliches durchlebt, so möchte ich in diesem Urteil die verderbliche Wirkung des Buches sehen, die sich bei altgläubigen Lesern innerhalb und außerhalb der „Gemeinschaften“ geltend machen muß. Denn sie werden in der Meinung bestärkt werden, die bei uns Laien die von der Christlichen Welt angestrebte Verständigung und Aufklärung immer noch hemmt und erschwert. Diese Hemmnisse hinwegzuräumen scheint mir die erste Pflicht der Laien unter uns, welche die Bestrebungen der Christlichen Welt fördern helfen wollen. Und dazu gehört, daß wir den altgläubigen Laienchristen immer wieder sagen: Es ist nicht wahr, daß der Feind, der dem jungen Studenten den Bibelglauben des Elternhauses zerstört, der Materialismus wäre. Wer das behauptet, der kennt unser Studentenleben einfach nicht. Wenn es dem Verfasser jenes Buches wirklich so gegangen sein sollte, so liegt die Schuld daran, daß er das Nächste versäumt hat, was ihm als Studenten der Theologie oblag, nämlich Theologie zu studieren. Von dieser ist bezeichnenderweise in dem ganzen Buche so gut wie gar nicht die Rede. So wenig typisch aber die Erfahrungen des Studenten sind, der nur Materialisten kennen lernt, so wenig kann die Umkehr befriedigen, die nicht auf einer besseren Einsicht in die Tiefen des Lebens und die Wahrheit der Religion beruht, sondern rein äußerlich durch gehäufte Unglücksfälle und einen daraus aufsteigenden Lebensüberdruß herbeigeführt wird. In diesem Schlusse, der in einen weichlichen Akkord frommer Rührung ausklingt, zeigt das Buch sein wahres Gesicht, das des Bekehrungstraktats; und das berührt um so peinlicher, als im ersten Teile des Buchs allerdings diese Tendenz mit großem Geschicke dadurch verschleiert wird, daß der Christ als der abstoßende, der Materialist als der liebenswerte Charakter geschildert wird. „Hin und zurück.“ Der Titel scheint mir das gelungenste Stück des Buches, denn er verrät bereits, was sich der Leser am Schlusse selbst mit Enttäuschung eingesteht, daß der Held am Ende der Geschichte ebensoweit ist, als er am Anfang war, daß Alles, was er dazwischen durchlebt hat, vergeblich gewesen ist und ihn auch nicht einen Schritt gefördert hat, und daß somit auch der Leser Nichts erfahren hat, was ihn bereichert hätte; er mag das Buch weglegen mit dem Bewußtsein, so klug zu sein wie zuvor.

Soll ich dem Herrn Rezensenten einen Gesichtspunkt zugestehen, von dem ich sein freundliches Urteil verstehen könnte, so könnte es nur der sein, daß der Verfasser es von Herzen gut gemeint hat. Aber das hat sein Buch mit allen Bekehrungstraktätchen gemein. Und es darf nicht als Entschuldigung dienen für ein Machwerk, das ohne Gehalt, dafür aber von der schädlichsten Tendenz ist.

Constantin von Zastrow

Kleine Mitteilungen. Aus Freiburg vom 27. Juli meldet die Kölnische Volkszeitung: „Herr Kaplan Brauns, der Direktor des Volksvereins für das katholische Deutschland, hat gestern sein Examen zum Doktor der Staatswissenschaften magna cum laude bestanden. Seine Doktorarbeit behandelte den Uebergang der Textil-Hausindustrie zur Fabrik im Krefelder Bezirk.“ — Wann werden wir dergleichen von unsern Kaplänen lesen?

Was bei einem extremen Biblizismus herauskommen kann, dafür findet sich in dem uns leider sonst unbekannten und bisher nicht zugänglichen Blatt des in der Gemeinschaftsbewegung vielgenannten Pastors Rubanowitsch „Was sagt die Schrift?“ Nr. 26 lau Frankfurter Zeitung 195 folgendes Exempel. Rubanowitsch erklärt im Briefkasten seines Blattes auf geschehene Anfrage, das Ausnehmen von Vogelnestern sei keine Sünde. Er beruft sich dabei auf 5. Mose 22, 6 f.: „Wenn du auf dem Wege findest ein Vogelnest auf einem Baum oder auf der Erde, mit Jungen oder mit Eiern, und daß die Mutter auf den Jungen oder auf den Eiern sitzet, so sollst du nicht die Mutter mit den Jungen nehmen, sondern sollst die Mutter fliegen lassen und die Jungen nehmen, auf daß dirs wohlgehe und du lange lebest.“ Unser Strafgesetzbuch besagt in § 368, 11: „Mit Geldstrafe bis zu 60 Mk. oder mit Haft bis zu 14 Tagen wird bestraft, wer unbefugt Eier oder Junge von jagdbarem Federwild oder von Singvögeln ausnimmt.“ Werden die bibelgläubigen Freunde des Pastors Rubanowitsch — so bemerkt die Frankfurter Zeitung — darnach bestraft, dann mögen sie sich getrösten, daß sie um des Herrn willen leiden. Solchem Spott setzt eine bornierte Frömmigkeit sich und ihr Heiligstes aus! Wir aber ziehen die Moral: wie notwendig ist es unsre Christen zu lehren, daß sie ihre eignen Gesetzgeber sein sollen!

Herr Konsistorialrat D. Haupt hat im neusten Heft seiner Deutsch-evangelischen Blätter auf mein Artikelchen „Zur Abwehr“ in Nr. 28 geantwortet. Er spricht sein Bedauern darüber aus, unsre Goslarer Resolution mißverstanden zu haben. In meiner Auslassung haben ihn die Worte „bei einigem guten Willen“ verletzt. Nun, ich schrieb so, weil ich so empfand. Aber kränken wollte ich damit nicht und nehme diese Wendung hiermit gern zurück. Ueber die Sache, um die es sich damals handelte, demnächst mehr in anderen Zusammenhang. R

Quittung

Für den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein: 35,75 Mk. von der evangelisch reformierten Gemeinde in Moskau; je 20 von M S in H; J W, Marburg; 10 von W L, Lünen; je 5 von H M, Leipzig; E B, Soest; E B, Affolterbach; T S, Jugenheim; je 3 von L M, Klingenmünster; J R, Lübeck; je 2 von L, Neu-Wuhrow; A N, Haarzopf; 1 von P, Neu-Ruppin.

Für das notwendige Liebeswerk: 20 Mk. von W F, Honolulu; je 5 von H St, Leipzig; A K, Würzburg; 3 von A N, Haarzopf; 2 von L, Neu-Wuhrow; je 1 von P, Neu-Ruppin; M, Tschetschnow.

Für denselben Zweck gingen bei Herrn Pfarrer Stier in Alten bei Dessau ein: 25 Mk. von M R, Halle; 10 von H St, Belgard; 3 von St, Posen.

Auf die dringende Bitte in Nr. 21 Sp. 501: 5 Mk. von M S in H.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Stade. Dienstag 29. August nachmittags 5 Uhr Schuldt'sches Klubhaus: Besprechung über den Gustav Adolf-Verein.

Versammlungskalender

5.— 7.	September	Deutsche evangelische Pfarrervereine Neustadt a. Hardt
18.—21.	„	Gustav-Adolf-Verein Bromberg
25.—28.	„	Kongreß für Innere Mission Leipzig
26. 27.	„	Allg. Evang.-Prot. Missionsverein Eisenach
1. 2.	Oktober	Deutsche Sittlichkeitsvereine Magdeburg
24.—26.	„	Theologischer Ferienkursus in Bonn

Predigtamtskandidat, der beide Examina gut bestanden, in Pfarramt und Schule erfahren, mit reichem Wissen auf allen Gebieten, sucht, weil augenblicklich unverwendet, irgend welche Stellung auch ins Ausland. Verpflichtung bis auf 1 Jahr. Angebote an den Verlag unter **H. W.**

Bütten! **Verlobungsbriefe** u. dgl. auf echten Büttenpapieren und -Karten oder auch auf allerbesten schweren mattlatinierten Stoffen liefert schnell, billig und stilgerecht in altdeutschen oder Empireschriften, Hundert Verlobungsbriefe (klein Format 15×18 cm) mit Druck und Umschlägen M. 10,75, weitere hundert M. 5,75, postfrei gegen Nachnahme **Druckerei Bauer, Marburg a. L.**

Man verlange

Probenummern

der Christlichen Welt vom Verlag

Cand. theol. oder **phil.** als **Hauslehrer** gesucht. Angebote an die Redaktion unter **S. L.** erbeten.

Institut Scheu-Hörttrich
Bensheim a. d. Bergstraße
Gründliche Anleitung im Haushalt, Küche, Handarbeiten, Gelegenheit zur Weiterbildung in Wissenschaften, fremden Sprachen, Musik. Eignes Haus mit großen Räumen. Veranda und Garten am Hause. Beste Referenzen. Näheres und Prospekte durch die Vorsteherin.

Gesucht wird von mir ein **Lehrvikar** vom 1. Oktober an auf ein Jahr. Gelegenheit zu tüchtiger Ausbildung. Bedingungen schriftlich.
D. **Teichmann,**
Senior und Konsistorialrat in
Frankfurt a. Main

In einem **Pfarrhaus** in schönster Gegend des württembergischen Schwarzwaldes findet ein **junges Mädchen** gegen mäßige Pension Aufnahme zur Erlernung des Haushalts. Anerbietungen unter **V. P.** an den Verlag.

Weibliche soziale Hilfsarbeit
Cassseler Kurse zur Einführung in Theorie und Praxis der **sozial-pädagogischen Hilfsarbeit.** Näheres i. d. Broschüre „Arbeit im Fröbelseminar" von Hanna Mecke.
Das Kuratorium

Töchter-Pensionat
von Frau Dr. W. Nagel, Darmstadt, Victoriaplatz 9
Allseitige wissenschaftliche, gesellschaftliche und häusliche Ausbildung
Vorzügliche Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin

—— Dieses Jahr bedeutend erweitert! ——
Adolf Just's Kuranstalt
in **Jungborn** Post Stapelburg-Harz in der schönsten Partie des Harzes.
Heimstätte einer neuen, wahren naturgemäßen Heilweise
Anstalt 1. Ranges, staatl. konzessioniert. **Harz-Idyll!** Größte und sicherste Heilerfolge, da sorgfältigste Berücksichtigung der Naturgesetze: Naturgemäßes Bad, Erdanwendungen, Lichtlufthäuschen, naturgemäße Ernährung u. s. w. und Weckung der geistigen Kräfte des Menschen (täglich Vortrag). Ausführl. Prospekt unentgeltlich.
Lehrbuch der Adolf Just'schen Heilweise:
A. Just, Kehrt zur Natur zurück! 6. vervollk. Aufl. (soeben erschienen) geb. M. 7.50

Naumann **Fr. N., Seine Entwicklung und seine Bedeutung für die deutsche Bildung der Gegenwart.** Von Dr. **Heinr. Meyer-Benfey.** **Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht** 1904. Fein kart. M. 2.40; geb. M. 3.—.
Christliche Welt Nr. 31: „Ein Buch, über das man nicht lesen soll, sondern das man selbst zur Hand nehmen muß."

Evangelische Kirchenzeitung
für Oesterreich
Organ des Evangelischen Pfarrervereins für Oesterreich
22. Jahrgang. Erscheint am **1.** und **15.** jeden Monats
Herausgeber: D. **Arthur Schmidt**
evangelischer Pfarrer in Bielitz
Zu beziehen durch die Schriftleitung des Blattes, sowie durch alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes.
Postzeitungsliste für das deutsche Reich 2382 a, für Oesterreich 1272
Vertretung für das deutsche Reich: **Paul Stieht** in **Leipzig**
für Oesterreich: **W. Fröhlich** in **Bielitz**
Bezugspreis jährlich für das Ausland 7 Kronen
für Oesterreich 6 Kronen
Probenummern auf Verlangen unentgeltlich und postfrei

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Kürzlich erschienen:

Willibald Beyschlag
Ein Gedenkblatt zur 5 jährigen Wiederkehr seines Todestages
(am 25. November 1900)
Auf Grund von Tagebüchern, Briefen und eigenen Erinnerungen
von
K. H. Pahncke
Geistlichem Inspektor der königlichen Landesschule Pforta
Mit sechs Abbildungen
8. 1905. Mk. 3.—. Gebunden M. 4.—

Ernst Moritz Arndt
und
das kirchlich-religiöse Leben seiner Zeit
von
Dr. phil. **Ernst Müsebeck**
Archivassistent
8. 1905. Mk. 1.50. Gebunden Mk. 2.50

Herder in Bückeburg
und seine Bedeutung für die Kirchengeschichte
von
Lic. theol. **Horst Stephan**
Oberlehrer am Carola-Gymnasium zu Leipzig
8. 1905. M. 4.50

Die Entstehung der Preußischen Landeskirche
unter der Regierung König Friedrich Wilhelms des Dritten
nach den Quellen erzählt
Ein Beitrag zur Geschichte der Kirchenbildung im deutschen Protestantismus
von
Erich Foerster
In 2 Bänden. 8.
Erster Band. 1905. M. 7.60. Geb. M. 9.—

Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte

42.
Babel und das Neue Testament
von
Lic. theol. **Paul Fiebig**
Gymnasialoberlehrer in Gotha
8. 1905. M. —.50

43.
Religion und Politik
im alten Israel
von
Lic. Dr. **Willy Staerk**
Privatdozenten an der Universität Jena
8. 1905. M. —.50

Christliches Glaubensleben
Handbuch für den Religionsunterricht an höheren Lehranstalten
von
G. Lamparter
Stadtpfarrer in Schwäb. Gmünd
8. 1905. M. 1.60. Geb. M. 2.—

Zur
Psychologie des Bauerntums
Ein Beitrag
Im Anschluss an synodale Verhandlungen, sowie in Verbindung mit dem „Ausschuss für Wohlfahrtspflege auf dem Lande"
zusammengestellt von
A. l'Houet
ev. Pfarrer
8. 1905. M. 4.—. Gebunden M. 5.—

Fichte
seine Ethik und seine Stellung zum Problem des Individualismus
Von
Dr. **Maria Raich**
Gross. 8. 1905. M. 4.—

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung Rudolf Just in Jungborn-Stapelburg a. Harz

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 33 Marburg i. H., den 17. August **1905**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Zorn und Rache — Theologische Wissenschaft und „atheistisches Denken" — Textbibel des Alten und Neuen Testaments — Stimmen der Väter: Theodor Gottlieb von Hippel — Monsignore Bonomelli — Zur Kenntnis Japans — Verschiedenes: Buchgewerbe und Theologie; Renaissance (Hilm); Flugschriften des Giordano Bruno-Bundes; Apologetisches; Ungehaltene Predigten eines Altmodischen. Heimgefunden (Nathanael Jünger); Wahrheit und Dichtung in unserer Religion (Lobstein); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Zorn und Rache

1. Mos. 4, 23. 24

Das ist eine entsetzliche Erzählung. Das Lied von Lamech, der seinen Weibern von der Glut und Gewalt seiner Rache erzählt.

Vor solchem Liede versenken wir uns in das Arbeiten Gottes zur Erziehung des Menschengeschlechtes, freuen wir uns des allmählichen Fortschrittes, den die Gesittung unter uns Menschen gemacht hat. Neu wird unser Zutrauen, daß es aufwärts geht mit dem Menschengeschlecht; fester unser Wille, mitzuarbeiten mit dem lebendigen Gott.

Und wieder ein andres Mal: da sinnen wir uns vor solchem Liede hinein und hinunter in die letzten Triebkräfte, aus denen solche Lebensäußerung erwächst. Woher nimmt der Zorn, woher nimmt die Rache ihr Leben in den Menschen? Wir meinen den Zorn über eine wirkliche Verletzung dessen, was uns wert ist an uns selbst und für uns selbst unter den Menschen.

Solcher Zorn lebt aus dem Selbstbewußtsein der Menschen her. Wenn dem Menschen jemand durch Wort oder Handlung sagt: du bist Nichts wert, oder wenn ihm gar tatsächlich sein Wert verkümmert wird, dann antwortet das Selbstbewußtsein des Menschen mit dem Zorn. Und der Zorn sucht die Hemmung oder Kränkung fortzuschaffen, sucht sich zu rächen.

Solcher Zorn nimmt seine Nahrung aus dem Zusammengehören der Menschen heraus. Wir leben alle irgendwie gruppenweise. Und jedes Gemeinwesen der Menschen beruht darauf, daß es die Ehre des Einzelnen, seine Geltung unter den Genossen achtet und stützt. Man kann in einem Gemeinwesen nicht leben, wenn man keine Ehre hat unter den Genossen.

In diesen beiden Kreisen verläuft das Leben der Menschen, in dem Leben der eigenen Person und in dem Leben der Gesamtheit. Und in diesem natürlichen Leben der Menschen ist der Zorn eine natürliche Pflanze.

Christlicher Glaube erkennt solch natürliches Leben als von Gott gegeben an. Christlicher Glaube trägt in sich eine Verstärkung der Nötigungen zu Zorn und zu Rache. Die Freiheit eines Christenmenschen ist des Adels des Einzelnen sicher und gewiß: Gott hat ihn lieb. Der Christ muß diese Würde, ein Kind Gottes zu sein, durchsetzen in der Welt. Er muß zornig werden können für diese seine Würde; ja, er muß dem andern, der sie kränken will, irgendwie zu Gemüte führen: sieh her; so viel bin ich wert durch Gottes Gnade.

Aber der Christ achtet wohl darauf: nur darum bin ich etwas wert, weil Gott mich brauchen will. Nur diese Ehre sucht der Christ. Nur um sie zu verteidigen wird er zornig und bringt dem andern diesen Zorn zum Bewußtsein. Und dann: mehr noch wachen die Christen über der Würde und Ehre ihrer Brüder; denn eher und sicherer glauben wir an die Brauchbarkeit der Andern für Gott als an unsere eigne.

Die Freiheit eines Christenmenschen ist des Reiches Gottes gewiß, ist fröhlich nur in der gemeinsamen Arbeit und in der gemeinsamen Feier. Und um solches Gottesreiches willen, das mitten unter den Menschen ist und wird, um in ihm und an ihm arbeiten zu können, müssen alle ihre Ehre haben und wahren; zur Not sie rächend bewahren. Aber auch hier: der Christ hält seinen Nächsten für notwendiger zum Reiche Gottes als sich selbst; wacht darum mehr über der Ehre der Brüder als über der eigenen.

Was sollen wir tun? Darüber kann es keine Gebote geben, das muß Jeder selbst finden an der Stelle, an die ihn Gott gestellt. Nur zweierlei kann gesagt werden: der Christ wird stets die veredeltsten und verfeinertsten Formen gebrauchen, in denen sich in seiner Lage der Zorn äußert. Aber — und das ist das andre — er wird sich nie beruhigen, nie zufriedengeben mit den Mitteln, die jetzt gerade gelten. Man ist als Christ immer an der Arbeit, dem Nächsten so seine Würde zu zeigen, daß man ihm nicht nur nicht wehe tut, sondern daß man ihn zur gleichen Würde erzieht. H B

Theologische Wissenschaft und „atheistisches Denken"

Der Verständigung wollte Jaeger mit seinem Aufsatz „Das »atheistische Denken« der neueren Theologie" dienen, es ist aber sehr zu befürchten, daß gerade neues Mißverstehen die Folge sein wird. Dem Bestreben gegenüber, auch in dem schwersten Vorwurf noch ein Recht zu finden, scheint manchmal die Erinnerung am Platz: „Sei nicht allzugerecht." Wenn ein Theologe atheistisches Denken zugibt, lehnt er es zugleich ab. Aber nicht die Ablehnung wird gehört werden, sondern allein das Zugeständnis, und der Gegensatz ist größer als zuvor. Doch auch abgesehen von diesen Erwägungen bestreite ich für meine Person die These von dem atheistischen Denken der neueren Theologie. Folgende Sätze fassen meine Ueberzeugungen zusammen:

1. Es ist kein zutreffender Ausdruck für das Ideal der neueren Wissenschaft: Erklärung der Welt aus der Welt.

2. Empirische Natur- und Geschichtswissenschaft ist nicht Wissenschaft überhaupt.

3. Die Theologie als Wissenschaft ist nicht auf Geschichtswissenschaft zu beschränken.

4. Es ist nicht genügend, ein befriedigendes Verhältnis von Religion und Wissenschaft durch bloße Grenzregulierung herstellen zu wollen.

1

Es ist keine zutreffende Formulierung, daß die neuere Wissenschaft den Grundsatz in ihrer Arbeit befolge: Erklärung der Welt aus der Welt. Gewiß ist ein großer Unterschied zwischen Mittelalter und Neuzeit in der Stellung zur Welt bemerkbar. Für die Ueberzeugungen des Mittelalters war die Welt nach Raum und Zeit eng begrenzt, dem Werte nach von untergeordneter Bedeutung. Es schien sich nicht zu lohnen, mit einer Welt sich eingehender zu beschäftigen, die baldigem Untergange entgegeneilte. Was konnte sie dem Menschen, der auf sein ewiges Seelenheil bedacht war, bieten! Die aufkommende neue Zeit machte die Entdeckung von dem unvergleichlich viel größeren Reichtum der Welt. Der Welt wandte sich Leben und Interesse zu. Es schien lohnend und Erfolg verheißend, mit den Dingen der Welt sich genauer zu beschäftigen. So vollzog sich in der Tat eine starke Zukehr zur Welt, aber das bedeutet noch nicht Erklärung der Welt aus der Welt, denn für sie genügte nicht mehr die bloße höhere Schätzung der Welt, sondern es war die Ueberzeugung von der absoluten Selbstgenügsamkeit der Welt erforderlich. Daß diese viel weitergehende Ueberzeugung vorhanden gewesen ist und vorhanden ist, kann Niemand bestreiten. Aber sie ist eben eine Spezifikation einer allgemeineren Denkweise, und darum nicht allgemeiner Grundsatz wissenschaftlicher Arbeit. Richtig ist ja ohne alle Frage, daß die empirische Natur- und Geschichtswissenschaft die empirischen Erscheinungen und Zusammenhänge kennen lernen will und eben darum mit transzendenten Faktoren nicht rechnet. Sie will etwa genau einsehen, welche Eigenschaften und Wirkungsweisen die Elektrizität hat. Daß sie dabei nicht an Gott denkt, ist selbstverständlich, denn dann würde sie zu Aussagen über Gott und nicht über die Elektrizität kommen. Der bestimmte auf die empirische Wirklichkeit gerichtete Zweck verlangt ein Absehen von allem Nicht-Empirischen. Aber wie weit das Verfahren sich ausdehnen mag, es bedeutet für sich allein nicht Erklärung der Welt aus der Welt, sondern nur Aufdeckung empirischer Zusammenhänge. Ob diese ganze empirische Wirklichkeit für sich allein zu bestehen vermag, ist damit nicht einmal gefragt, geschweige denn entschieden. Es muß doch auch darauf aufmerksam gemacht werden, daß gerade eine intensive Beschäftigung mit der empirischen Wirklichkeit heute vielfach zu der Ueberzeugung geführt hat, daß auf diesem Gebiete eine Erklärung im strengen Sinne überhaupt nicht möglich sei, sondern nur eine genaue Beschreibung. So ist die Formel „Erklärung der Welt aus der Welt" für die heutige wissenschaftliche Arbeit nicht zutreffend, und wenn sie es wäre, so hätte die Theologie dagegen zu protestieren, sie hätte den Nachweis zu führen, daß dieser Grundsatz falsch ist. Wenn sie das nicht vermöchte, wenn ihr die Gründe ausgingen, dann freilich hätte sie aus dem Verbande der Wissenschaften auszuscheiden und sich nicht dadurch darin zu erhalten, daß sie jenen Grundsatz anerkennte. Gilt es wirklich in strengem Sinne, daß die Welt sich selbst genug ist, dann ist in keiner Weise Raum für einen Gottesglauben und darum auch für keine Theologie. Für bestimmte Zwecke, wenn es sich um die Feststellung empirischer Tatsachen und Zusammenhänge handelt, kann und muß die Arbeit theologischer Forscher von dem Gedanken an Gott und sein Wirken absehen, aber nie und nimmer läßt sich von einem atheistischen Denken der Theologie reden.

2

Wäre es richtig, daß der Name Wissenschaft auf die empirische Natur- und Geschichtsforschung zu beschränken wäre, dann wäre die Theologie allerdings nicht Wissenschaft. Aber wie steht es mit dem Recht dieser Einschränkung? Dies Recht ist doch nicht schon dadurch erwiesen, daß heute eine starke Stimmung dafür besteht? Es ist eine eigene Sache mit dem Anspruch auf den Namen Wissenschaft. Gelegentlich hat immer wieder eine einzelne Spezialwissenschaft die Neigung, ganz allein als Wissenschaft gelten zu wollen. Am erfolgreichsten ist noch immer die Mathematik gewesen. Für Cartesius und Spinoza war die Mathematik das Vorbild aller Wissenschaft; auch Kant,

der in der Philosophie die mathematische Methode verwarf, konnte erklären, daß in der Naturwissenschaft nur so viel eigentliche Wissenschaft vorhanden sei, als in ihr Mathematik angetroffen werde. Also Wissenschaft ist Mathematik, und alle beschreibende Naturwissenschaft, z. B. auch die Biologie, liegt außerhalb der eigentlichen Wissenschaft. Das neunzehnte Jahrhundert bringt den mächtigen Aufschwung der Naturwissenschaft, und der Eindruck ihrer Erfolge ist so stark, daß auf ihre Art scheint eingehen zu müssen, was als Wissenschaft sich behaupten will. Nippold z. B. spricht von der naturwissenschaftlichen Methode in der Theologie. Also Wissenschaft ist Naturwissenschaft. — In der neueren Zeit erfolgte ein starkes Vordringen der Psychologie. Insofern aller Erkenntnisinhalt im Bewußtsein sich vorstellen muß, alle wissenschaftlichen Ergebnisse innerhalb des Bewußtseins liegen, gehört auch Alles zur Psychologie, also Wissenschaft ist Psychologie. — Demgegenüber ist die Stellung der Geschichte, auch wenn sie von allem Transzendenten absieht, nicht so unumstritten. Schopenhauer hat ihr den Namen einer Wissenschaft aberkannt, und Lamprecht ist wenigstens der Meinung, daß die bisherige Geschichtsforschung noch keine Wissenschaft sei, sondern es erst werden müsse, indem sie — gleich der Naturwissenschaft — zur Aufstellung allgemeiner Gesetze zu gelangen suchen müsse. Gelegentlich aber kann auch die Geschichte es unternehmen, Alles in ihren Bereich hineinzuziehen. Nicht nur die Menschheit, sondern auch die Erde, ja das Weltall hat eine Geschichte. — Auf der andern Seite hat Hegel (und er gehört doch auch zur neueren Zeit) den empirischen Wissenschaften nur einen niederen Grad von Wissenschaft zuerkannt; eigentliche Wissenschaft ist ihm allein die Philosophie, die, wie er sich ausdrückt, erst dem Inhalte aller empirischen Wissenschaften durch ihre Ableitung aus einem obersten Prinzip die Gestalt der Freiheit des Denkens und die Bewährung der Notwendigkeit gibt.

Die gegebene Uebersicht zeigt deutlich, daß es garnicht eine so leichte Sache ist, zu bestimmen, welchen Umfang der Name Wissenschaft haben soll. Aber grade die Unmöglichkeit, die immer wieder sich herausstellte, dem Anspruch einer einzelnen Wissenschaft auf alleinige Anerkennung als Wissenschaft auf die Dauer Geltung zu verschaffen, sollte uns vor allzugroßer Beschränkung warnen. Ueberall da, wo methodisches, sorgfältiges Denken auf den Gewinn von Erkenntnis gerichtet ist, wird auch Wissenschaft anzuerkennen sein. Dann aber ist nicht einzusehen, warum wissenschaftliches und „atheistisches" Denken sich decken sollen. Es ist vielmehr durchaus offen zu halten, daß auch nicht-empirische Dinge, also z. B. Gott, Gegenstand geordneten Denkens werden. Jede besondere Wissenschaft tritt unter ihre eigentümlichen Bedingungen, aber die Bedingungen der einen sind nicht die aller andern, z. B. das Experiment, unerläßlich in der Naturwissenschaft und physiologischen Psychologie, gilt nichts in der Geschichtswissenschaft. Die besondere Bedingungen der Natur- und der Geschichtswissenschaft können nicht für die Bedingungen der Wissenschaft überhaupt genommen werden. Es ist unberechtigt, den Namen der Wissenschaft nur diesen beiden Wissenschaften vorbehalten zu wollen.

3

Alle Wissenschaft auf Natur- und Geschichtswissenschaft beschränken heißt die Theologie als besondere Wissenschaft beseitigen. Was soll eigentlich noch eine besondere theologische Wissenschaft, wenn nichts Anderes als die Geschichte gelten soll! Für die empirisch-historische Betrachtung besitzen die religiösen Phänomene keinen Vorzug vor den ethischen, ästhetischen, politischen, allgemein kulturellen, wenigstens keinen, der die Einrichtung einer besondern Fakultät auch nur entfernt rechtfertigen könnte. Die bloß historische Untersuchung kann aber für die Theologie nicht Alles sein. Die Theologie hat die Wahrheitsfrage aufzuwerfen, nicht nur in dem Sinne, ob bestimmte religiöse Phänomen richtig dargestellt sind, sondern in dem andern, ob die religiösen Phänomen nur psychische Gebilde und demgemäß Illusionen oder ob sie Wirkungen göttlicher Kräfte sind. Mit andern Worten: in die Theologie gehören nicht nur die historischen, sondern auch die systematischen Disziplinen, und

auch diese haben vollen Anspruch auf den Titel: wissenschaftliche Theologie. Denn auch an die Wahrheitsfrage in dem angegebenen Sinne läßt sich mit den Mitteln methodischen, also wissenschaftlichen Denkens herantreten.

Allerdings sind die Aufgaben der historischen und systematischen Theologie sorgfältig auseinander zu halten. Die historische Theologie muß ihre Arbeit selbständig mit ihren Mitteln vollenden. Was historisch wirklich gewesen ist, das muß sie zu ermitteln suchen, ohne sich durch Ueberzeugungen, die in der systematischen Theologie vertreten werden, zu voreiligen Schlüssen verleiten zu lassen. Wenn z. B. etwa die systematische Theologie nach sorgfältigster Prüfung aller in Betracht kommenden Umstände die Möglichkeit des Wunders zugeben müßte, so dürfte darum im besondern Fall die historische Theologie nicht sagen: Das Wunder ist möglich, also ist dies besondere Wunder, das erzählt wird, wirklich. Das wäre nichts als ein falscher Schluß. Nur dann können auch die Resultate der historischen Theologie wirklichen Wert haben, wenn sie nicht in fortwährender Rücksichtnahme auf das, was der systematischen Theologie etwa angenehm sein könnte, gewonnen worden sind.

Aber so richtig das Alles ist, es ändert Nichts daran, daß die Theologie als Ganzes — auch als Wissenschaft — mehr ist als Geschichte. Die letzten Ziele auch der wissenschaftlichen Theologie haben es mit Gott zu tun, und darum kann von einem „atheistischen" Denken nicht die Rede sein.

4

Alles kommt schließlich auf die Frage nach dem Verhältnis von Religion und Wissenschaft zu einander hinaus. Daß Religion und Wissenschaft nicht dasselbe sind, ist nun nachgerade oft genug behauptet worden, und es steht zu befürchten, daß die Wahrheit dieser Behauptung allmählich zur Unwahrheit werde. Die kräftigere Abhebung der Religion gegen Wissenschaft und Spekulation war eine Notwendigkeit zu einer Zeit, in der ihre Eigenart starker Verkennung ausgesetzt war. Aber die schärfere Abgrenzung ging nicht nur aus dem Wunsche hervor, ihr eigentümliches Wesen klarer herauszustellen, sondern zugleich aus dem andern, Angriffe möglichst nicht erst an sie herankommen zu lassen. In religiösen Dingen sollte das wissenschaftliche Denken Nichts zu sagen haben, es sollte vor den aufgestellten Warnungstafeln, daß nun das Gebiet der Religion beginne, umkehren. Aber das Denken läßt sich nicht zurückhalten, und auf der andern Seite wird die Religion selbst aufs schwerste geschädigt, wenn sie gegen das Denken abgeschlossen wird. Unmöglich läßt sich das Verhältnis von Religion und Wissenschaft so gestalten, daß beiden gesonderte Gebiete zugewiesen werden. Zwar ist es richtig, daß das Denken die Religion und ihre Größen nicht zu erzeugen vermag, so wenig wie es aus sich die sinnlich wahrnehmbare Welt hervorbringen kann. Aber wie das wissenschaftliche, methodische Denken in die empirische Wirklichkeit eingeht, sie durchdringt, aufhellt, straffer verbindet und umbildet, so kann es auch mit der Religion und ihren Größen eine innige Verbindung eingehen und viel zu ihrer Klärung und Ausgestaltung beitragen. Gewiß, Religion ist nicht Wissenschaft, aber Religion kann bei einem entwickelten Stande geistigen Lebens in ihrem eigenem Interesse nicht ohne Wissenschaft bleiben, sonst geriete sie in eine Isolierung hinein, die ihr verderblich werden müßte. Wie die Dinge einmal liegen, ist Alles auf die Mithilfe des Denkens zu seiner eigenen vollen Aufschließung angewiesen. Sicherlich kann ein Mensch viel Religion und garnicht Wissenschaft haben. Aber im allgemeinen geistigen Leben müssen Religion und Wissenschaft sich begegnen, muß das wissenschaftliche Denken auch eine Leistung innerhalb der Religion übernehmen. Daß auch die Wissenschaft der Religion bedarf, ist meine Ueberzeugung, gehört aber nicht weiter hierher. Ist es richtig, daß das wissenschaftliche Denken der Religion nicht entgegen zu sein braucht, so liegt kein Grund vor, von „atheistischem" Denken in der Theologie zu reden.

Paul Kalweit

Textbibel des Alten und Neuen Testaments

In Verbindung mit zahlreichen Fachgelehrten herausgegeben von D. E. Kautzsch. Tübingen, J. C. B. Mohr 1904. 5, geb. 6 oder 7 Mk.*)

Es ist ein erfreuliches Zeichen der Gegenwart, daß weite Kreise an den Ergebnissen der theologischen Wissenschaft teilzunehmen verlangen. Und nicht minder erregt es Befriedigung, daß dem zu Tage tretenden Bedürfnis von verschiedenen Seiten aus Entgegenkommen gezeigt worden ist. Aber als Grundlage fordern diese Unternehmungen eine dem heutigen Stand der Wissenschaft entsprechende Uebersetzung der ganzen Bibel, die den Vorzug der Billigkeit mit dem der Lesbarkeit vereinigt. Theologen und Laien, vor allem die Lehrer haben den dringenden Wunsch nach einer solchen laut werden lassen. Nicht vergebens; denn im vergangenen Jahre hat die Verlagsanstalt von J. C. B. Mohr ihrem Verlangen Rechnung getragen und die „Textbibel des Alten und Neuen Testaments" zu einem — man darf es sagen — einzig dastehend wohlfeilen Preis auf den Büchermarkt gebracht.

Die Textbibel enthält Alles, was wir in der Lutherschen Bibel zu lesen gewohnt sind, das Alte Testament, das Neue Testament und die Apokryphen. Luthers Uebersetzung, die Bibel der Reformation, wird zwar nach wie vor das erste Erbauungsbuch des evangelischen Christen deutscher Zunge bleiben. Das Weihnachtsevangelium, das hohe Lied von der Liebe, die Psalmen sind uns in Luthers Verdeutschung viel zu sehr ans Herz gewachsen, als daß wir diese je missen möchten. Aber ein geschichtliches Verständnis der in der Schrift zusammengefaßten Bücher — und gerade danach streben heute Viele — erleichtert Luthers Uebersetzung nicht. Schon die äußere Form steht dem im Wege, die sinnverwirrende Abteilung in Kapitel und Verse, die den Eindruck hervorruft, als habe man eine Sammlung von Sprüchen vor sich. Aehnlich muß man über den Inhalt urteilen. Luthers Sprache ist nun einmal nicht mehr die unsere. Viele seiner Ausdrücke und Redewendungen sind uns fremd geworden. Den Sprachforscher mögen sie entzücken; dem, der in die Schrift eindringen will, stehen sie im Wege. Mehr noch fällt ins Gewicht, daß Luthers Werk zahlreiche Fehler aufweist, die man heute vermeiden kann. Sie erklären sich aus dem Zustand des Bibeltextes sowie der theologischen und philologischen Gelehrsamkeit zu Luthers Zeit. Zum Teil sind sie auch erst nach dem Tode des Reformators eingedrungen.

Die freie theologische Wissenschaft, die ihr Dasein der Reformation verdankt, hat seit dem 16. Jahrhundert gewaltige Fortschritte gemacht. Der Gedanke lag nahe, den Ertrag ihrer Arbeit der Lutherschen Uebersetzung zu Gute kommen zu lassen. Seit dem ersten nennenswerten Versuch, den A. H. Francke 1695 anstellte, sind die Bemühungen um eine „revidierte" Lutherbibel nicht zur Ruhe gekommen. Aber all diese Bestrebungen müssen sich innerhalb der Grenzen halten, die ihnen die Pietät der evangelischen Christenheit und die Eigenart des großen Werkes stecken. Eine Frucht, wie die Textbibel sie darstellt, konnten sie unmöglich zeitigen; und das war auch gar nicht ihrer Absicht.

Die Bearbeiter der Textbibel haben sich von Luthers Uebersetzung gänzlich frei gemacht. Sie wollen nicht verbessern, sondern neu schaffen. Zweierlei streben sie an: Richtigkeit des Textes, soweit es möglich ist, und volle Verständlichkeit. Die Mittel der modernen Bibelwissenschaft sind in weitem Umfang aufgeboten, veraltete Ausdrücke und unklare Konstruktionen fast durchweg vermieden. Hier wird dem Leser der Inhalt der Bibel in klarem, heutigem Deutsch vermittelt. Die nicht poetischen Stücke zeigen keine Abteilung in Verse sondern sind in

*) Folgende Teilausgaben werden geführt: Ausgabe B. A. T. ohne Apokr. und N. T. geh. 4.50 Mk., geb. 5.50 Mk. Ausgabe C. A. T. mit Apokr. geh. 4.50 Mk., geb. 5.50 Mk. Ausgabe D. A. T. ohne Apokr. geh. 4 Mk., geb. 5 Mk. Ausgabe F. Apokr. des A. T. geh. 1.50 Mk., geb. 2.50 Mk. Das Neue Testament von Weizsäcker (9. Aufl.). Original-(Kleinoktav-)Ausgabe kart. 1.50 Mk., in Leinwand 2 Mk., in Leder auf starkem Papier 3 Mk. Großoktav-Ausgabe aus der Textbibel kart. 1.50 Mk., in Leinwand 2 Mk., in Leder 3 Mk.

durchlaufenden Zeilen gedruckt. Dabei stehen die hergebrachten Verszahlen am Rand oder im Texte. Die Kapitelzahlen sind an den Rand verwiesen. Aber die Einteilung in Kapitel wird nur da respektiert, wo der Kapitelanfang sich mit dem Beginn eines wirklich neuen Abschnitts deckt. In den dichterischen Partien des Alten Testaments sind die Verse markiert, doch in ganz anderer Art als bei Luther. Alle poetischen Stücke, auch die in die Geschichtsbücher und Propheten eingestreuten, sind in Verszeilen abgesetzt, die den einzelnen Gliedern der hebräischen Verse entsprechen. Das dient wesentlich dem Verständnis der alttestamentlichen Dichtung. Bei den wenigen dichterischen Stellen im Neuen Testament ist ein ähnliches Verfahren beobachtet (z. B. Luk. 1. 2.).

Dem Alten Testament liegt der hebräische Text zu Grunde, wie ihn die Masoreten, die jüdischen Schriftgelehrten des 5. bis 7. Jahrhunderts n. Chr., endgiltig festgestellt haben. Aber in den vielen Fällen, wo man aus Parallelstellen des Alten Testaments oder durch Heranziehung der ältesten Uebersetzungen, vor allem der Septuaginta, oder aus anderen triftigen Gründen mit voller oder ziemlicher Sicherheit einen von den Masoreten abweichenden Text als den ursprünglichen feststellen kann, ist er verwertet worden. Spätere Zutaten zum ursprünglichen Text, die sogenannten Glossen, sind beibehalten, wenn sie nicht dem Irrtum ihre Existenz verdanken. An den Stellen, die bis heute dunkel geblieben sind, oder wo die Textverderbnis der Verdeutschung Schwierigkeiten macht, ist meistens die wahrscheinlichste Uebersetzung ohne weiteres aufgenommen worden. Ausnahmsweise sind fragliche Wörter ausgelassen; das eine oder andere Mal blieb nichts übrig als die Beifügung einer Anmerkung oder die Verwendung von Punkten. Häufig muß der Uebersetzer zum Urtext Zusätze machen, um dem Leser das volle Verständnis zu ermöglichen; das ist stillschweigend geschehen, ohne störende Klammern. Ueberhaupt wird man es angenehm empfinden, daß Unterbrechungen, welche die Lektüre behindern, vermieden sind. Die Erklärung von Fremdworten, unverständlichen Namen und Begriffen braucht man trotzdem nicht zu entbehren. Sie findet sich am Schluß des Bandes in einem Verzeichnis.

Der das Neue Testament umfassende Teil der Textbibel wird vielen Lesern ein alter Bekannter sein: er enthält Weizsäckers Uebersetzung. Carl Weizsäckers Werk ist sieben Mal in neuen Auflagen ausgegangen; drei Mal hat der Verfasser es neu bearbeitet und fortgesetzt daran gebessert, nicht nur von ästhetischen Gesichtspunkten aus. Und als er nach viertelhundertjähriger Arbeit an seiner Uebersetzung die Augen schloß, hinterließ er ein Buch, dem die paar Jahre, die seither verflossen sind, Nichts anhaben konnten, ein Buch, das auf der Höhe der Gegenwart steht. Sehr praktisch ist die Anwendung verschiedenen Druckes. In fetter Schrift heben sich die Stichworte heraus, die den Inhalt eines Abschnittes angeben. Gothischer Druck kennzeichnet Zitate aus dem Alten Testament, kleine, halbfette Schrift Worte und Sätze, die von den Autoren anderwärts entlehnt sind. Welche Schwierigkeiten von dem Uebersetzer zu bewältigen waren, wird jeder ermessen, der bedenkt, daß Weizsäcker z. B. in den synoptischen Parallelen den erfolgreichen Versuch gemacht hat, das Verhältnis der Uebereinstimmung und Abweichung des Ausdruckes auch im Deutschen zur Anschauung zu bringen. Daß gewisse Schwierigkeiten auch von der Kunst eines Weizsäcker nicht gehoben werden konnten, liegt in der Natur der Sache begründet. Wortspiele lassen sich selten in einer andern Sprache wiedergeben. Das griechische arage ginōskeis ha anaginōskeis (Apgesch. 8, 30) lautet im Deutschen: „Verstehst du denn, was du lieset?“ Für aporumenoi all uk exaporumenoi (2. Kor. 4, 8) müssen wir sagen: „Geängstigt und doch nicht verzagend.“

Die Stellen, die nicht dem ursprünglichen Textbestande angehören, sind in Anmerkungen verwiesen. Unter dem Strich lesen wir daher den Schluß des Markusevangeliums (16, 9—20), die Geschichte von der Ehebrecherin (Joh. 7, 53—8, 11) und viele einzelne Verse (z. B. Matth. 12, 47; 16, 3; 17, 21; 18, 11; Mark. 11, 26; Joh. 5, 4). Späte Einschübe, wie etwa die Stelle von den drei Zeugen 1. Joh. 5, 7 oder die Doxologie beim Vaterunser Matth. 6, 13 hat Weizsäcker mit Recht gänzlich ignoriert. Auch in anderen Dingen zeigt sich seine Korrektheit und sein geschichtlicher Sinn. Er überschreibt die Evangelien nicht wie Luther: Evangelium S. Matthäi, Marci ꝛc., sondern „Das Evangelium nach Matthäus“ d. h. nach der Darstellung des Matthäus. Damit greift er auf den alten Sprachgebrauch zurück, der ein Ausdruck des Bewußtseins ist, daß „Evangelium“ im Grunde nicht den Namen einer Schriftengattung bedeutet, sondern „die frohe Botschaft“, die nur einen genitivus subjectivus duldet: „Gottes“ und einen genitivus objectivus: „von Jesus Christus“.

Mit Bedacht hat sich ferner Weizsäcker die Reihenfolge der Bibelbücher, die Luther befolgt, nicht angeeignet. Luther hat seiner relativ geringen Schätzung des Hebräerbriefes, des Jakobus- und Judasbriefes sowie der Offenbarung dadurch Ausdruck verliehen, daß er sie ans Ende der Bibel stellte. So ist es gekommen, daß in seiner Uebersetzung der Hebräerbrief in völlig ungeschichtlicher Weise mitten unter den katholischen Briefen steht. Weizsäcker hat die einzelnen Gruppen auseinandergehalten und sie nach dem Vorgang der meisten griechischen Handschriften rangiert: Evangelien, Apostelgeschichte, katholische Briefe, Paulusbriefe, Apokalypse.

Die Auslegekunst Weizsäckers ist über mein Lob erhaben. So kann ich füglich darauf verzichten, Proben der vielen Stellen zu geben, wo mir Weizsäcker äußerst gelungen zu verdeutschen scheint, und anderer, an denen ich geneigt wäre, von ihm abzuweichen. Daß Weizsäcker überall nach sehr wohlerwogenen Gründen vorgegangen ist, braucht nicht ausdrücklich versichert zu werden.

Ich wende mich dem Ganzen der Textbibel wieder zu. Es ist fast überflüssig, zu betonen, daß die deutsche Bibelübersetzung, die in ihr vorliegt, nicht den Anspruch erhebt, eine vollkommene zu sein, die der Verbesserung nicht mehr bedürfe. Nur die Anerkennung wird verlangt, daß sie den gegenwärtigen Stand der biblischen Wissenschaft repräsentiert und sich in der Ausdrucksweise dem Verständnis des heutigen Menschen durchweg anpaßt. Das ist genug. Darin liegt ihr großer Vorzug der Lutherbibel gegenüber. Der Leser möge selbst urteilen. Ich gebe ihm ein paar Belege dafür, wie die Textbibel uns Worte und Sätze deutlich macht, die bei Luther sehr fremdartig klingen. Daran werde ich einige Beispiele anschließen, die zeigen sollen, daß wir heute vielfach richtiger sehen und verstehen gelernt haben. Luther selbst hat ja unablässig an seiner Uebersetzung geändert und gebessert. Seine einzelnen Ausgaben weichen sehr erheblich von einander ab. Besonders ist ihm die unzureichende Kenntnis der hebräischen Sprache stets schmerzlich gewesen. Die Hoffnung auf die Zukunft hat ihn getröstet: „Unsere Nachkommen sollen getrost Ebräisch studieren und es Alles besser machen“.*)

Ich beginne mit Stellen, an denen L wohl richtig übersetzt aber die altertümliche Ausdrucksweise das Verständnis behindert. L spricht Hes. 23, 15 von „bunten Kogeln“ (T: Turbane), Ps. 74, 6 von „Beil und Barte“ (T: Beil und Hämmer). Hes. 16, 25 heißt es: Du „gretetest“ mit deinen Beinen (T: Du spreiztest deine Beine). Hos. 6, 5 sieht sich Gott genötigt, zu „hobeln“ (T: ich muß dreinschlagen). Jer. 23, 32 wird das Volk verführt mit Lügen und losen „Teidingen“ (T: Geflunker). „Teidingsleute“ (Exod. 21, 22) sind „Schiedsrichter“ (T). Näher liegt uns modernen Deutschen noch die Bildung „Narrenteidinge“ (Eph. 5, 4); T sagt dafür: Possenreden. Die Meereswoge wird Jak. 1, 6 vom Winde „gewebet“ (T: hin- und hergetrieben). Was sind „webende“ und lebende Tiere Gen. 1, 20, was „Fremdlinge hin und her“ 1. Petr. 1, 1 (T: Beisassen der Diaspora)? Unter einem „eingeborenen“ Sohn Joh. 3, 16 kann man sich Nichts denken. Der unschätzbare Wert eines „einzigen“ (T) Sohnes ist dagegen jedem klar. Dem Apostel Paulus war es Apg. 26, 14 nicht möglich „wider den Stachel zu löcken“ (T: auszuschlagen; das Bild vom Zugtier,

*) Ich gebrauche die „revidierte“ Lutherbibel (L) in ihrer endgiltigen Fassung vom Jahre 1892. Die Revisoren haben viele Fehler ausgemerzt und unverständliche Ausdrücke beseitigt. Trotzdem hat ihre Arbeit die Textbibel (T) nicht überflüssig gemacht.

das dem Lenker nicht gehorchen will). In Rom wohnte er Apg. 28, 30 in seinem eigenen „Gedinge“ (T: Mietswohnung). Wie eigentümlich mutet uns in L der Eingang des Lukasevangeliums an: „Sintemal sichs Viele unterwunden haben, zu stellen die Rede von den Geschichten, so unter uns ergangen sind.“ Das ist eine Verdeutschung, die eigentlich selbst erst wieder einer Uebersetzung bedarf. T bietet: „Da nun schon Manche versucht haben, eine Erzählung von den bei uns beglaubigten Begebenheiten zu verfassen.“

Vielfach macht L's Ausdrucksweise nicht nur ein Verständnis schwierig, sondern ist direkt geeignet, Irrtümer zu befördern. Ein „Gefreundter“ bei L Joh. 18, 26 ist in T ein „Verwandter“. Von den Maltesern sagt L: „sie wandten sich“, um anzudeuten, daß sie „auf andere Gedanken fielen“ (T). Mißverständlich ist die Anwendung von „weil“ = „so lange als“ Joh. 14, 25, von „umsonst“ = „ohne Grund“, „ohne Sinn und Verstand“ (T) 1. Kor. 15, 2. L spricht von „Wucher“, wo es sich um einfache „Zinsen“ (T) handelt, Luk. 19, 23; mit „Wucherer“ Luk 7, 41 meint er einen harmlosen „Wechsler“ (T).

In anderen Fällen hat die Textbibel Inkorrektheiten und Fehler der Lutherschen Uebersetzung vermieden. Sie redet richtig, wie der Urtext es verlangt, Jes. 6, 3 von einer „Terebinthe“ statt wie L von einer „Linde“, Luk. 10, 35 vom „Denar“ anstatt vom „Groschen“, Apk. 18, 13 von „Knechten“ (Leibeigenen), an Stelle von „Leibern“. Nach L läßt Hiob 39, 14 die Straußenhenne ihre Eier von der Sonne ausbrüten, während sie es nach T textlich und naturgeschichtlich korrekt selbst besorgt. Ps. 1, 2 rühmt, laut L, von dem Rechtschaffenen, daß er Tag und Nacht von dem Gesetz Gottes „redet“; in T spendet er ihm das höhere Lob, dem Gesetz Gottes dauernd „nachzusinnen“. Ps. 104, 4 meint L, Gott mache „seine Engel zu Winden und seine Diener zu Feuerflammen“; das Umgekehrte ist richtig: „Der Winde zu seinen Boten macht, zu seinen Dienern loderndes Feuer“ (T). Ps. 18, 36 lautet in L: „Wenn du mich demütigst, machst du mich groß“, dagegen in T: „Deine Herablassung machte mich groß“; das ist doch etwas ganz Anderes. Matth. 6, 13 bittet Jesus in L um Erlösung von dem „Uebel“, in T dem Griechischen entsprechend von dem „Bösen“ (entweder masc.: dem Teufel oder neutr: der Macht der Sünde). Eph. 4, 27 enthält nach L die Warnung, nicht Raum zu geben dem „Lästerer“; T setzt dafür richtig den „Teufel“ ein (ähnlich 1. Tim. 3, 6). Gott ist Jak. 1, 7 nicht „Vater des Lichts“ (L), sondern „Vater der Lichter“ (Gestirne). Joh. 8, 25 gibt der Herr — laut L — den Juden, die ihn fragen, wer er sei, die nichtssagende Antwort: „Erstlich der, der ich mit euch rede“. In T ist seine Entgegnung verständlich: „Fürs erste, was ich zu euch sage“: . . . Jak. 5, 11 übersetzt L: „Die Geduld Hiobs habt ihr gehört, und das Ende des Herrn habt ihr gesehen.“ Der Herr ist — so allein kann man diese Worte verstehen — Christus, das Ende sein Tod. Der wirkliche Sinn der Stelle ist ein ganz anderer: Der Herr ist Gott und das „Ende“ hat er nicht erlitten, sondern den Qualen Hiobs gemacht. Dem trägt T Rechnung: „Das Ende vom Herrn“. Völlig dunkel ist die Ueberschrift, die L den Psalmen 120—134 gibt: Lieder in höheren Chor. Jene Gesänge sind „Wallfahrtslieder“ (T).

An manchen Stellen ist L's Uebersetzung in ihrer Unrichtigkeit von dogmatischem Interesse. Jeder, der Röm. 9, 5 in L liest muß glauben, Paulus schon habe Christus und Gott in Eins gesetzt: „Christus, . . . der da ist Gott über alles, gelobet in Ewigkeit. Amen.“ T erweckt diesen Eindruck nicht. Sie schließt nach „Christus“ die Konstruktion und nimmt den letzten Teil des Satzes für sich als Lobpreis Gottes: „Christus . . . — Der Gott, der da ist über Allem, sei hochgelobet in Ewigkeit. Amen.“ Jes. 7, 14 stehen die berühmten Worte, die schon der Evangelist Matthäus (1, 23) als Weissagung auf die jungfräuliche Geburt Jesu verstanden hat; sie lauten bei L: „Siehe, eine Jungfrau ist schwanger und wird einen Sohn gebären.“ T weiß Nichts von einem wunderbaren Vorgang: „Ein junges Weib . . .“

Noch weiter entfernt sich T von L an den folgenden Stellen, die ich der Kürze halber einfach aneinanderreihe. Links steht der Text von L, rechts der von T.

Num. 23, 22. Gott hat sie aus Aegypten geführt; seine Freudigkeit ist wie eines Einhorns.	Gott führt sie aus Aegypten hinweg, Hörner, wie die eines Wildochsen, hat es (d. Volk).
Ps. 37, 37. Bleibe fromm und halte dich recht, denn solchem wirds zuletzt wohlgehen.	Habe Acht auf den Rechtschaffenen und sieh an den Redlichen, daß dem Mann des Friedens Nachkommenschaft zu Teil wird.
Ps. 52, 11. Ich will harren auf deinen Namen, denn deine Heiligen haben Freude dran.	Ich will angesichts deiner Frommen verkündigen, daß dein Name gütig ist.
Ps. 68, 12. Der Herr gab das Wort mit großen Scharen Evangelisten.	Der Herr ließ Siegesruf erschallen; der Siegesbotinnen war ein großes Heer.
Röm. 12, 11. Schicket euch in die Zeit!	Dem Herrn dienen!

2. Sam. 4,5—7 (um damit die Reihe zu schließen) ist in L unverständlich:

So gingen nun hin die Söhne Rimmons, des Beerothiters, Rechab und Baana und kamen zum Hause Is-Bosseths, da der Tag am heißesten war; und er lag auf seinem Lager am Mittage. Und sie kamen ins Haus, Weizen zu holen, und stachen ihn in den Bauch und entrannen. Denn da sie ans Haus kamen, lag er auf seinem Bette in seiner Schlafkammer; und stachen ihn tot und hieben ihm den Kopf ab.

Die Söhne Rimmons aus Beeroth, Rechab und Baana, machten sich auf und drangen während der Mittagshitze in Esbaals Haus, als er sich eben zum Mittagsschlaf hingelegt hatte. Die Pförtnerin des Hauses war nämlich beim Reinigen von Weizen eingenickt und schlief; da stahlen sich Rechab und sein Bruder Baana durch und drangen in das Haus ein, und während jener in seinem Schlafzimmer auf seinem Bette schlief, ermordeten sie ihn und hieben ihm den Kopf ab.

Ich hoffe durch die gebotenen Beispiele gezeigt zu haben, wo die Stärke der Textbibel liegt.

„Eine Uebersetzung in die Sprache der Gegenwart“ sagt Weizsäcker, „muß an Kraft immer hinter Luthers kernigen Worten zurückbleiben“. Aber die Textbibel wird Luthers Uebersetzung in glücklicher Weise ergänzen; denn sie verhilft uns dazu, „daß wir den ursprünglichen Sinn und Zusammenhang leichter verstehen, daß wir annähernd lesen, wie die ersten Leser es konnten“. Das ist der Segen, den sie zu wirken bestimmt ist. Walter Bauer

---

Stimmen der Väter

Theodor Gottlieb von Hippel

Lebensläufe nach aufsteigender Linie. 3 Bände. Berlin bei Chr. Fr. Voß und Sohn. 1778. 1779. 1781. (Anonym)

Christliche Gelassenheit

Das schlecht und rechte Christentum wirkt eine edle Gleichgiltigkeit, einen gewissen Liederton im Leben, der uns bei allem in der Welt, und wärs auch des einzigen Kindes Verlust, Ruhe ins Herz weht. Mein Vater schlug wie Petrus mit dem Schwert drein. Seine Religion war ein höheres Halleluja, welches aber für die Vollendeten gehört und das für die Zeitlichkeit nicht zu sein scheint. Bald sind wir zwar, wenn wir uns in diesem höheren Chor befinden, entzückt bis in den dritten Himmel, bald aber schreien wir: Herr, hilf uns, wir verderben. (I, 127.)

Es gibt Seelen, die sich immer gleich und wie ein sanfter, schöner Tag sind, wo es immer scheint, es wolle die Sonne nicht hervor, es wolle regnen, und es regnet nicht, und es scheint nicht die Sonne! Ich habe auch dergleichen Tage gehabt. Man könnte sie heilige Tage nennen und den, der sie zu leben versteht, einen, der geheiliget ist. Da komm' einem, was da will, es regnet nicht, es scheint nicht die Sonne. Die Empfindung, daß uns alles, alles zum Besten dient, wirkt so stark auf unser Herz, daß wir innerlich und äußerlich ruhig sind. Da sieht man so zu sagen in Allem Gott den Herrn. Jaget nach der Heiligung, sagt der Apostel, ohne welche wird niemand den Herrn sehen. Gott, laß mich so leben, so sterben. (III, 263).

Gewissen

Es ist ein Gott! Deine Seele ist sein Hauch; er ist! er war! er wird sein! Sein Bevollmächtigter ist das Gewissen. Du fühlst diesen Machthaber, wenn du ihn gleich nicht siehest, als einen gegenwärtigen Zeugen, wenn du im Stillen Gutes oder Böses tust. Er ist mit dir, er geleitet dich, um dich dort als Bürger in der Stadt Gottes einschreiben zu lassen mit einem neuen Namen, der über alle Namen in der Welt ist. (I, 147.)

Ein gutes Gewissen ist besser als zwei Zeugen. Es verzehrt deinen Kummer wie die Sonne das Eis. Es ist ein Brunnen, wenn dich dürstet, ein Stab, wenn du sinkest, ein Schirm, wenn dich die Sonne sticht, ein Kopfkissen im Tode. (I, 297.)

Scham

Es ist eine schwere Sache um die echte Schamröte. Bei Vielen ist sie Schminke: ein Pfui über die Vielen. Wenn sie aber auch gesundes, unverfälschtes Blut ist, kann man sich schämen, daß man Sünde daran tut, und kann sich schämen, daß man Gnade und Ehre daran hat vor Gott und den Menschen. Wer A sagt, muß B sagen. Aus Scham sterben heißt ebensoviel als aus Furcht sterben. (I, 297.)

Singen

Wenn Barbaren, die kein Wort deutsch können, uns überfielen: Singt! Wenn man eine Wagenburg schlägt und euch an allen Orten ängstigt: Singt! Singt! sag ich und abermals sag ichs: Singt! . . . Die Traurigkeit macht feig; ein Lobgesang macht lustig. Durch den Gesang redet der Leib der Seele zu: Sei gutes Muts, kleine Närrin! Siehe die Lilien auf dem Felde, sie säen nicht, sie spinnen nicht, Gott nähret sie doch; sind sie denn mehr wie du!

Was den Odem holet,
Jauchze, preise, singe,
Blick herauf und blicke nieder!
Er ist Gott,
Zebaoth,
Er ist hoch zu loben
Hier und ewig droben! (I, 305.)

Beten

Es ist mir unausstehlich, wenn meine Amtsbrüder sich pharisäisch ein langes Gebet konzipieren und es sich zehn- und und mehrmal in ihrer Studierstube vorsumsen, als ob der liebe Gott in ihrer Studierstube nicht wäre, und als ob sie ihn bloß in der Kirche auf einen Panegyrikus eingeladen hätten. Christus, der uns eine Vollmacht zu beten gab und es uns in seinem Namen zu tun nachließ, will, daß wir als Kinder zum Vater treten. Hier liegt die ganze Lehre vom Gebet. — Hochtrabende Gebete mit allen göttlichen Titeln! Studierte Gebete! wie sehr dieser Idee entgegen! Der Mann betet auf der Kanzel so vortrefflich, heißt mit anderen Worten: Der Mann ist ein falscher Spieler! — . . . Wer so stark ist, daß er nicht Worte braucht, bete mit der Seele, Geist zu Geist! Schwerlich wird jemand, der von Jugend auf sagen gelernt hat: Abba, mein Vater! sich ohne Worte behelfen . . . Das Vaterunser ist das allervollkommenste Gebet. Wer kann es aber so oft beten und mit Andacht? So wie man Linien mit Bleifeder zieht, damit die Kinder gerad' schreiben, so Christus mit dem Vaterunser. Ich spar' das Vaterunser, bin darauf geizig und tue mir ordentlich damit was zu gut . . . Der gemeine Mann wird durchs Gebet aus dem Herzen klug, er lernt sich fassen, und wenn wir Volksgebete sammeln könnten, Herzensgebete guter Menschen, ich sage, wenn wirs könnten — wie vortrefflich würde diese lautere Milch schmecken, wie wohl uns bekommen! Ein solch naives Buch wäre noch nicht in der Welt. Es könnte nur bloß vom Himmel fallen, um menschlich zu reden. Gott müßte es aus seinem himmlischen Archiv herausgeben. Es wäre das beste Lehrbuch für Priester und Leviten, die vor Gelehrsamkeit nicht zu Gott kommen können. (II, 143 ff.)

Monsignore Bonomelli

Vergl. Nr. 22. 24—26. 30. 31

Kein Wort in Italien wird mit einem so seltsamen Ausdruck der Abneigung ausgesprochen, als das Wort: „il prete". Offenbar findet darin die Säkulargeschichte der unglücklichen Halbinsel ihren populären Ausdruck. Einem aber, der nun schon fünfzig Jahre seines Amtes waltet, ist es gelungen, aus Haß Liebe und Bewunderung zu machen und seinen Namen ins Herz seiner Landsleute einzugraben, und er heißt: Monsignore Bonomelli, Bischof von Cremona. Alle wissen, daß er Italien liebt, daß er die dreifarbigen Heeresbanner gesegnet, mit Inbrunst in jenen furchtbaren Tagen der Niederlage von Adua das Totenamt gefeiert und über die gemordeten, verstümmelten Toten sein „Vater gib ihnen den ewigen Frieden!" gerufen hatte. Er, als Beichtvater der Königin Margherita, teilte ihre bittere Verzweiflung und billigte ihr Gebet. Heute heißt es gar, der eigentliche Verfasser sei er selbst. Für die unglücklichen, in die Glasfabriken von Lyon verkauften italienischen Knaben erhob er zuerst seine Stimme des Protestes, und griff mehrmals zum Wanderstab, um die italienischen Arbeiterzüge in der Schweiz und in Deutschland zu besuchen und geistlich zu versorgen; zwiefach gesegnete Reisen, die dem italienischen Prälaten eine blühende protestantische Kultur zeigten, für die er nicht unempfindlich blieb. Jetzt zu Ostern feierte der verehrte Greis sein goldnes Jubiläum des fünfzigjährigen Amtes, die goldene Messe. Viel Liebe wurde ihm bei der Gelegenheit erwiesen. Die Gesellschaft „Dante Alighieri" zur Pflege der Muttersprache sammelte und überreichte ihm die nötige Summe zum Bau eines Hospizes für die auswandernden italienischen Arbeiter; bei der Gelegenheit hielt der Dichter Giovanni Poscoli einen reizenden Vortrag in Pisa, der gedruckt und hominibus bonae voluntatis gewidmet ist.*)

Der Papst beglückwünschte ihn mit eigenhändigem Breve und auch die Kurie scheint dem patriotischen Bischof nicht mehr zu zürnen, denn der Kardinal Agliardi äußerte sich brieflich sehr beifällig über ihn und die Feier. Das ist um so bedeutsamer, als er vorher seinen Fastenhirtenbrief in Broschürenform veröffentlicht hatte, und diese Veröffentlichung somit genehmigt wurde.

Dies Schriftchen, Der Religiöse Kultus, seine Mängel und Mißbräuche**), ist offenbar aus dem Wunsche entsprungen der bedrängten Kritik ungläubiger Laien und irrender Brüder (Protestanten) entgegenzukommen und seine geliebte Kirche von Mängeln zu befreien, die ihr bei jenen schaden könnten. So hätte etwa Goßner reden können, ehe er sich unter das „Notdach" der evangelischen Kirche flüchtete. Im Eingang werden die Grundgedanken des christlichen Glaubens entwickelt und die Notwendigkeit, die innere Gebetsverfassung zu pflegen ebenso wie den äußeren Kultus zu üben. Ungewöhnlich für heute ist dabei schon die bestimmte mehrfach betonte Scheidung zwischen dem culto religioso des höchsten Gottes in Jesus Christus einerseits und andrerseits dem der Mutter Gottes, der Engel und Heiligen „insoweit sie der göttlichen Vollkommenheit teilhaftig sind". Einmal sogar sagt Bonomelli ganz klar:

> Wollten wir der jungfräulichen Mutter, den Engeln und Heiligen, ihren Reliquien und Bildern denselben Kultus weihen, wie Gott und dem Gottmenschen Christus, so wäre das eine Beleidigung des Glaubens und Verstandes zugleich, eine wahre Gottlosigkeit (empietà). Die Kirche hat darüber die gewissenhaftesten und sorgfältigsten Anordnungen getroffen, doch Unwissenheit und Gedankenlosigkeit verwirren alles das.

Diese Gedanken, hören wir, haben den Bischof jahrelang beschäftigt. Sie jetzt zu äußern fasse er sich den Mut seit fremde Bischöfe z. B. der von Chur und der von La Rochelle gegen diese Mängel vorgehen. Auch habe er beobachtet wie notwendig eine Aeußerung der Kirche sei, wenn er bedenke, welche Ver-

*) Hominibus bonae voluntatis, „den Menschen des guten Willens" heißt es im Gloria an der Stelle, wo die Evangelischen den Text lesen: „den Menschen ein Wohlgefallen". — Giovanni Poscoli, La Messa d'Oro. Bologna 1905. Ditta Nicola Zanichelli.

**) Monsignore Geremia Bonomelli, Vescovo di Cremona, Il Culto religioso. Difetti, Abusi. Cremona 1905. E. Foroni 71 S.

wüstungen ein weitverbreitetes gottloses Witzblatt anrichte, das er selbst bei den italienischen Arbeitern im Auslande gefunden.*) — Sogar die allgemein verbreitete Herz-Jesu Andacht möchte er vor Uebertreibung warnen, und eignet sich dafür einen geharnischten Tadel des Bischofs von La Rochelle an. Die von der Kirche autorisierte Andacht des Blutes und der Wunden Christi möchte er als äußerste Grenze eingehalten sehen, und das unnütze Spielen mit darüber hinausgehenden Vorstellungen verbannen.

Die Bilder- und Reliquienverehrung erhält er in dem Sinn aufrecht, als es in der menschlichen Natur liege, Gegenstände von geliebten und verehrten Menschen zu begehren und zu bewahren; doch immer im Sinn des Tridentiner Konzils, daß es nur in Erinnerung an Christus und die Heiligen selbst geschehe, und man ja nicht glaube, es stecke eine verborgene Kraft in den Dingen an sich, was Götzendienst und Heidentum wäre.

Auch die unzähligen Sanktuarien der Jungfrau und der Heiligen bergen eine Gefahr. Warum gilt eines mehr als das andere? .... Der Klerus müßte das Volk besser belehren, denn es ist doch nur der durch den Besuch des Heiligtums oder die gemeinsame Andacht erwärmte Glaube, welcher Erhörung findet.

Die Heiligenlegenden haben eine ungeheure, veraltete Litteratur, aus der Priester und Prediger kritiklos schöpfen, wodurch das niedere Volk ergötzt, die Denkenden aber abgestoßen werden.

Wir sollen immerdar, zumeist aber im Tempel, die Wahrheit verkünden, weil wir Diener dessen sind, der gesprochen: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Nicht mit Fabeln, Erscheinungen usw. erbauen wir die Gläubigen und gewinnen wir die, welche den Glauben verlassen haben, und derer sind viele! Die Kirche bedarf der Lüge und Uebertreibung nicht, um sich gegen den Irrtum zu verteidigen und als göttliches Werk zu erweisen.

Dann kommt er auf die sehr zarte Frage der Andachten, „Devozioni", die ihm Sorge macht, und wo er sich mit den fremden Bischöfen eins weiß: Man versteht darunter, belehrt er uns, besondere Gebete, Reliquienandachten, Gänge zu besonderen Heiligtümern und Altären, Prozessionen, Pilgerzüge, Bußübungen, neuntägige, achttägige, dreitägige Gebete. Es seien deren so viele und wechseln je nach Zeiten und Ländern, daß es unmöglich sei sie alle zu nennen. Etliche solcher Andachten hat die Kirche eingerichtet, andere hat sie geschehen lassen, noch andere duldet sie bloß. Immerhin sind sie dann löblich an sich. Aber man kann durch Uebermaß fehlen. Uebermaß ist in allen Dingen schädlich, aber ganz besonders im äußeren Kultus, weil es die Kraft des Geistes zersplittert, ermüdet und aufbraucht, was fruchtbringende Tätigkeit werden sollte. Und wiederum eignet Bonomelli sich ein scharfes Wort des Monsignore Camus von La Rochelle an:

Die allgemeine Entkräftung der Seelen in der Kirche (infiaccamento) erfolgt durch die Entgleisung des religiösen Gefühls durch eine Menge neuer Dinge. Diese flüchtigen Erregungen sind eine wahre Gefahr des Seelenheiles, wie zu viele Süßigkeiten dem Körper schaden. Der junge Klerus nehme sich Paulus zum Vorbild. Als Männer, nicht weichlich und weibisch, sollen wir uns der Welt darstellen. Könnt ihr euch die großen Apostel, oder einen Ambrosius, Cyprianus mit Medaillen und Agnus Dei behangen predigend denken? Mittel den Glauben anzuregen sind diese Dinge; aber was wären sie, ohne das wahre christliche Leben?

Nun wendet Bonomelli sich besonders gegen Gebräuche, die an den Fetisch der Wilden erinnern: gegen das Verschlucken des gedruckten Namens der heiligen Jungfrau und dergleichen, was die heilige Kirche der Lächerlichkeit aussetzt, wie auch gegen den Kultus des heiligen Expeditus, der in Person nie existierte, sondern nach der Aussage der Bollandisten auf einem Wortspiele beruht.

Aber selbst wo unter Anrufung eines Heiligen irdische Gunst erfleht wird, Regen oder Sonnenschein usw. sollte es stets mit der demütigen Bescheidenheit des „so es möglich ist" geschehen. Denn verheißen ist: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles andere zufallen! (Merkwürdigerweise auf italienisch, nicht auf lateinisch zitiert.)

Und dann die irdische Richtung der Gebete; alles alles ums zeitliche Wohlsein! Davon steht eine lange Liste z. B. in der Zeitung vom Santuario di Caravaggio, so daß es aussieht, als seien zwischen den heidnischen und unseren Andachten gar kein Unterschied.*)

Und gar die Andachten für unerlaubte Zwecke! Daß einer sterbe, der Erbschaft wegen; daß der Heilige einen strafe, den man haßt! usw. Unter Hohngelächter wurde eine solche Andacht kürzlich in der französischen Kammer verlesen!

Und die Andachten aus Eigennutz, diesem tötlichen Gift! Mittun aus Eigenliebe, aus Eitelkeit, um vom Volk gesehen zu werden, um den Oberen zu gefallen; bei den Pfarrkindern als fromme und eifrige Priester zu gelten, um einen Anhang zu gewinnen, in die Höhe zu kommen! Deshalb redet St. Paulus von schnödem Gewinn; und vor ihm geißelt Christus unbarmherzig jene, welche der Witwen Häuser fressen und wenden lange Gebete vor. Deshalb sollen die Männer der Kirche Sorge tragen, daß die Anklage und der Verdacht schwinde, die frommen Uebungen dienten nur dazu den Geiz zu befriedigen.

Ich sehe in der Tat, daß alle diese Veranstaltungen, sei es wo es sei, den Soldo begehren. Natürlich zur Deckung der Kosten. Wenn aber die Einnahme die Ausgabe übersteigt? Ich verklage Niemanden; ich deute nur an, daß aus Andachtsübungen materielle Vorteile entspringen können.

Und hier schaltet der Bischof einen Zorneserguß des Bischof von Rodez ein über solche Erfahrungen in Frankreich:

Deshalb ist die reiche, gebildete, die obere Hälfte der Gesellschaft der Kirche entfremdet. Man kann sagen, sie hat tatsächlich mit dem Glauben gebrochen (fatto divorzio). Warum? Nicht zuletzt weil man denkt die Religion sei nunmehr nur noch Sache des niederen Volkes, der ungebildeten Frauen und Kinder. Man schämt sich für fromm zu gelten; ganz sonderlich in unserem Italien. Nicht so ist es in England und in anderen, auch protestantischen Ländern, wo Männer der höchsten Stände sich nicht schämen, öffentlich als fromm und gläubig zu erscheinen.

Dann fährt Bonomelli fort:

Wenn wir die Gläubigen stets auf die edelsten, die notwendigsten Andachten hinwiesen, würden die andern aus Mangel an Nahrung eingehen. Lasset uns auf die Grundlehren der Religion zurückgreifen: Gott in seiner unendlichen Vollkommenheit muß dem Volke dargestellt werden, Gott, Schöpfer und Erhalter aller Dinge; Jesus Christus unser Erlöser, Meister und Vorbild, in seiner ganzen herrlichen, so schlichten Majestät unverkürzt nach den Evangelien. Die jungfräuliche Mutter wie sie auf den ältesten Denkmalen dargestellt ist. Dann wird das Volk wachsen in seinen Vorstellungen; eine tüchtige, männliche, mutige Frömmigkeit wird sich entwickeln, an der die Pfeile des Spottes abgleiten, und welche Achtung gebietet.

Gedenken wir des Paulus Wort: „Vor Gott ... gilt eine neue Kreatur"; und des Heilandes Wort: „Ich will Barmherzigkeit und nicht Opfer".

Maria Sell

*) Dies kann nur der wöchentlich erscheinende „Asino" sein, der sich die Herabsetzung des Heiligen und die Schmähung des Priesterstandes zur Aufgabe gemacht hat.

*) Seitdem höre ich in der Tat, daß der Bischof an diesem Wallfahrtsort den Schacher mit Weihwasser, Medaillen usw. verboten habe.

Zur Kenntnis Japans

Naturgemäß fragen heute Viele darnach, wie und wo man sich denn über Japan unterrichten kann. Ist es doch den Meisten noch ein ungelöstes Rätsel, wie dieser asiatisch-heidnische Staat mit so fabelhafter Geschwindigkeit unsern europäisch-abendländischen Vorsprung von Jahrhunderten eingeholt hat. Vielleicht geschieht manchem unsrer Leser ein Dienst damit, wenn wir auf einige der neueren und besseren Bücher aus der endlosen — und meist auch wertlosen — Litteratur über Japan hinweisen.

1. Die Entstehung des modernen Japan

Ueber die verwickelte Rassenfrage orientiert am besten der gründlichste Kenner der Sache, Professor Baelz[1]). Nach ihm sind drei Rassen, die Ainо als Ureinwohner, eine koreanische und eine malayisch-mongolische Einwanderung zu unterscheiden.

[1]) E. Baelz, Die Ostasiaten. Stuttgart, Wittwer 1901. 59 S. 1 Mk.

Jedenfalls sind die Samurai die kriegerische Erobererrasse; noch gewisser aber ist, daß die Japaner auf alle Fälle „Rasse haben“ und als gut gezüchtete Rasse darum auf jeden Fall überraschende Möglichkeiten der Entwicklung bieten. — Die Entstehung des modernen Japan schildert noch immer am besten Rathgen.[2]) Nippold[3]) redet mehr von der gegenwärtigen Lage und warnt, bei richtiger und wohlwollender Einschätzung der Japaner, vor den Gefahren, die ihre Entwicklung uns noch bringen kann, während Ernst[4]) die gelbe Gefahr ebensowohl in den Russen als in den Ostasiaten zu erblicken scheint und im Uebrigen von dem Gleichgewicht der Mächte hofft, daß es auch den Uebermut der siegreichen Japaner im Zaume halten wird. Zur ersten Orientierung darf ich vielleicht auch meine Broschüre[5]) empfehlen, die das Durcheinander des Alten und Neuen in Japan zeigen will, und auf meinen Aufsatz im vorjährigen Protestantenvereins-Kalender[6]) hinweisen, wo ich auszuführen suchte, daß zwischen Zivilisation und Kultur ein gewaltiger Unterschied besteht und daß das japanische Rätsel viel leichter lösbar wird, wenn man annimmt, daß Japan zwar unsere Zivilisation — das Aeußere, Technische usw. — übernommen hat, aber unsere Kultur — das innerliche, geistige, die Weltanschauung im weitesten Sinn — weder übernehmen wollte noch konnte.

Die Japaner wollen aber auch auf diesem Gebiet die Mitarbeit der Fremden überflüssig machen und wenden sich in der allerneusten Zeit direkt an das Abendland mit dem Buche: Unser Vaterland Japan[7]). Es läßt weder an Gründlichkeit noch an Ausführlichkeit zu wünschen übrig und man kann dem unermüdlichen Alfred Stead, der es veranlaßt hat, dafür nur aufrichtig dankbar sein. Politik, Armee und Marine, Erziehung und Religion, Finanz- und Bankwesen, Handel und Industrie, Schiffahrt und Eisenbahnen, Recht und Verwaltung, Kunst und Litteratur, Zeitungs- und Postwesen, Alles findet sich in 63 längeren oder kürzeren Abschnitten behandelt. Freilich, der Standpunkt ist der des begeisterten Japaners, der Alles vortrefflich findet, und des offiziellen Beamten, der möglichst Alles dem Einfluß des Kaisers zuschreibt. Insofern ist das Buch nur mit Vorsicht zu genießen. Besonders gilt dies auf dem Gebiet der Religion, wo Nitobe über Buschido und Hozumi über den Ahnenkultus schreibt. Die Uebersetzung, offenbar aus dem Englischen, ist schauderhaft schlecht. — Ein Beispiel, wie richtig die Tatsachen und wie falsch ihre Verwertung sein kann: „Die Universität Tokyo ist die Geburtsstätte der Seismologie, der Erdbebenkunde“ — ganz richtig; „Die Untersuchungen unserer Professoren haben sie geschaffen“ — ebenfalls richtig: aber derjenige von „unseren Professoren“, der als Schöpfer der ganzen Sache und als Lehrer und Bildner aller übrigen anzusehen ist, war — der Engländer Milne.

Von den unzähligen Reisewerken über Japan will ich das neueste gerne und mit aufrichtiger Anerkennung hier anführen, das von Lauterer.[8]) Der Verfasser war lang genug dort und hat sich auch genügend um Belehrung umgesehen; seine Darstellung der japanischen geschichtlichen Entwicklung, die etwa die Hälfte des Buches einnimmt, gibt ein gutes Bild, nur der Uebergang zum modernen Japan ist gar zu kurz weggekommen. Die Schilderung von Land und Leuten ist anschaulich und richtig, die Abbildungen sind vortrefflich und gut ausgewählt.

Das beste Buch über Japan als Ganzes ist immer noch das große Werk von Rein[9]). Es war schon lange vergriffen, jetzt ist der erste Band in zweiter, neubearbeiteter Auflage erschienen. Der Verfasser wurde 1874 vom preußischen Handelsministerium auf zwei Jahre nach Japan geschickt, um den Handel und die Industrie Japans zu studieren, die im zweiten Band beschrieben sind: und er hat seine Zeit ausgezeichnet benutzt. Der erste Band enthält „Natur und Volk des Mikadoreichs“: die physische Geographie im weitesten Sinne, die geologischen Verhältnisse, das Klima, die Pflanzen und Tierwelt werden in ausführlicher, erschöpfender Darstellung behandelt. Dann folgt die Geschichte Japans von den ältesten Zeiten bis zum Beginn des Krieges mit Rußland. Hiebei habe ich die einzige größre Ausstellung an dem Buche zu machen: daß nämlich die älteste Geschichte (von 660 vor bis etwa ebenso lang nach Christus) viel zu sehr nach der japanischen Darstellung gegeben ist statt nach der modernen, kritischen Auffassung, die von den alten Sagen fast Nichts mehr übrig läßt: ist doch das älteste Geschichtswerk, ja das älteste Buch Japans erst ums Jahr 700 nach Christus geschrieben! Dann folgen Anthropologie und Ethnographie und eine bis ins Einzelne gehende Topographie des Landes. Die Karten sind vorzüglich, die Bilder fast alle trefflich: kurz, man findet hier, was man über ein Land und Volk wissen will, und es wird über wenig Länder so gute Bücher geben wie Reins Werk.

Nächst Rein ist unstreitig das beste Buch über Japan das von Munzinger[10]). Hier redet ein ebenso liebevoller als gründlicher Kenner von Land und Leuten. Auf das, was hier gesagt ist, kann man sich verlassen. Er hat neuerdings noch eine kleinere Schrift[11]) veröffentlicht: Japan und die Japaner, die keineswegs nur ein Auszug aus der alten ist, sondern auf alle die Fragen eingeht, die jetzt mehr als früher uns beschäftigen: das moderne Geistesleben dieses Volkes und den Panmongolismus.

Am tiefsten ist wohl in das Wesen des japanischen Geistes Lafcadio Hearn eingedrungen. In Griechenland geboren, in England erzogen, in Japan naturalisiert und mit einer Japanerin verheiratet, ist er für Japan etwa das, was Kipling für Indien ist, aber im Unterschied von Kipling erst jetzt, kurz nachdem er gestorben ist (Herbst 1904), in England recht bekannt geworden. Er hat mehrere Bücher über Japan geschrieben und es ist sehr erfreulich, daß sie jetzt sämtlich ins Deutsche übersetzt werden. Bis jetzt ist erst eines erschienen: Kokoro.[11a]) Das Wort bedeutet hier „Herz“: Hearn will das menschliche Herz schildern, das, freilich in eigenartigem Rythmus, auch unter der gelben Haut des Japaners schlägt. Er unterscheidet sich von Kipling vor allem dadurch, daß er nicht den Rassenstolz des Engländers und des Abendländers dem Asiaten gegenüber fühlt, sondern sich dem fremdartigen ostasiatischen Wesen so lange mit unbedingter Liebe hingab, bis er es durchdrang — wenigstens so weit ein Fremder überhaupt es durchdringen kann. Er erfaßt den japanischen Buddhismus und Shintoismus mit derselben Liebe, mit der ein Christ seine Religion umfaßt und findet so in ihnen tiefsinnige Gedanken, die uns Andern verschlossen blieben. Wie Vieles da eingelegt statt ausgelegt ist, kann schwerlich ein Andrer beurteilen. Auch den Inhalt des Buches kann man nicht angeben, da in ihm, wie in allen Büchern Hearns, Alles durcheinander steht: einfache Schilderungen neben tiefsinnigen Betrachtungen. Aber schon die erste der kleinen Skizzen, die die innere Entwicklung eines konservativen Japaners schildert, zeugt von einem Verständnis für den japanischen Geist, wie es auch unter Missionaren — selbst unter dogmatisch freier gerichteten — wohl nur selten zu finden ist. Ich hoffe, daß diese Bücher uns Deutsche, die wir uns so gern und wohl mit Recht unserer Fähigkeit rühmen, fremdes Volkstum zu verstehen, zu ernstem Nachdenken über die Möglichkeiten anregen, die in der japanischen Rasse noch schlummern.

[2]) K. Rathgen, Die Entstehung des modernen Japan. 26 S. Dresden, Zahn und Jänsch 1896. 1 Mk. — [3]) O. Nippold, Die Entwicklung Japans in den letzten 50 Jahren. 2. Aufl. 42 S. Bern, Weiß 1904. 80 Pfg. — [4]) J. Ernst, Zur gelben Gefahr. Zeitfragen d. chr. Volkslebens 223. 52 S. Stuttgart, Belser. 80 Pfg. — [5]) M. Christlieb, Die moderne Kultur und die Aufgabe der evangelischen Mission in Japan. 9. Flugschr. des Allg. Evgl. Prot. Missions-Vereins. 24 S. Berlin, Haack 1899. 50 Pfg. — [6]) M. Christlieb, Die abendländische Kultur in Japan und die gelbe Gefahr. Wegweiser 1905. S. 96—111. Kaiserslautern, Crusius. 50 Pfg. — [7]) Unser Vaterland Japan. Ein Quellenbuch, geschrieben von Japanern. 736 S. Leipzig, E. A. Seemann. 6 Mk. — [8]) J. Lauterer, Japan. Das Land der aufgehenden Sonne einst und jetzt. Mit 108 Abbildungen. 2. Aufl. 407 S. Leipzig, Spamer 1904. Geb. 8,50 Mk. — [9]) J. J. Rein, Japan nach Reisen und Studien. Erster Band. 2. Aufl. XIV, 750 S. mit 2 Abbildungen im Text, 26 Tafeln und 4 Karten. Leipzig, Engelmann 1905. 24, geb. 26 Mk.

[10]) K. Munzinger, Die Japaner, Wanderungen durch das geistige, soziale und religiöse Leben des japanischen Volkes. 417 S. Berlin, Haack 1898. 5 Mk. — [11]) K. Munzinger, Japan und die Japaner. 173 S. Stuttgart, Gundert 1904. 1 Mk. — [11a]) L. Hearn, Kokoro. Mit Vorwort von H. v. Hofmannsthal. Uebersetzt von Bertha Franzos. Mit Buchschmuck von Emil Orlik. Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 290 S. 5, geb. 7 Mk.

2. Die Mission in Japan

Auch über die Missionsarbeit redet Munzinger in beiden Büchern ausführlich, und auch hier als Kenner und Mitarbeiter. Hier sind es überhaupt die Missionare des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missions-Vereins, die sich bemüht haben, in ihren „Flugschriften“ [12]) für deutsche Leser die japanische Missionsfrage zu behandeln. Der jetzt noch in Japan arbeitende Missionar, D. theol. H. Haas [13]) hat einen ausgezeichneten Beitrag zur Geschichte des Christentums in Japan geliefert, die Geschichte der alten Jesuitenmission, die er mit gut protestantischer Unparteilichkeit nach den Quellen eingehend erzählt. Der zweite Band „Fortschritte des Christentums unter dem Superiorat des P. Cosme de Torres“ enthält die Geschichte der Jahre 1551—1570.

Den interessantesten Beitrag zur Kenntnis des heutigen christlichen Japan stellen wohl die Selbstbekenntnisse des japanischen Pastors Utschimura [14]) dar: Wie ich ein Christ wurde. Ohne die Wahrheit dieser Bekenntnisse im mindesten in Zweifel zu ziehen, möchte ich doch sagen: sie sind das Gegenteil von „typisch“; man darf aus ihnen nicht Schlüsse auf die japanischen Christen im allgemeinen ziehen. Utschimura ist ein Einspänner; er läßt sich gern — die Japaner lieben solche Vergleiche — den japanischen Carlyle nennen und ist in der Tat eine achtunggebietende Gestalt von etwas Carlyleschem Habitus. Aber soviel sieht man immerhin aus dem Buche: wie tief doch auch einen Japaner das Christentum ergreifen und erfüllen kann. — Hierher gehört auch die von Wendt übersetzte Novelle Nozomi no Hoshi, [15]) Sterne der Hoffnung, die den Konflikt eines jungen, von modernen Gedanken umgetriebenen japanischen Christen mit dem Vater seiner Braut, einem angelsächsisch-orthodoxen japanischen Pastor behandelt; besonders interessant und aus dem Leben gegriffen ist die Schilderung des Lebens der Studenten, die Nachts die Rikscha, das Straßenwägelchen, ziehen und Tags studieren; ich habe selbst solche kennen gelernt.

3. Die Litteratur Japans

Damit sind wir schon zur Litteratur gekommen. Die Kenntnis des Geisteslebens eines fremden Volkes gewinnt man ja überall am besten aus seiner Litteratur. Dies ist aber in Japan dadurch ganz besonders erschwert, daß die Kenntnis der Sprache allein dazu nicht genügt, sondern man noch ein zweites weitschichtiges Studium braucht: das der chinesischen Schrift, in der diese Litteratur geschrieben ist. Darum ist man hier fast ganz auf Uebersetzungen angewiesen, die im Deutschen noch recht spärlich sind. Die Geschichte des Bauern und Märtyrers Sogoro von Sakura bietet einen trefflichen Einblick in das Leben des Volkes um das Jahr 1650. Wendt [16]) hat auch sie übersetzt, leider in Versen, wobei er das Lokalkolorit sehr stark verwischt hat; ein Japaner Kitasato [17]) hat ein sehr mäßiges Drama draus gemacht; ich [18]) habe versucht, sie möglichst getreu nachzuerzählen.

Nun hat ein deutscher Professor in Tokyo, Dr. Florenz [19]), in dem Sammelwerk „Litteraturen des Ostens“ uns eine Geschichte der japanischen Litteratur gegeben, die aufs beste in diese verschlossene Welt einführt. Das Werk geht, soweit es erschienen ist, bis zur Kamakura-Zeit (12. Jahrhundert) und gibt nicht bloß eine Uebersicht über die Entwicklung dieser Litteratur, deren ältestes Werk aus dem Jahre 712 n. Chr. stammt, sondern, was besonders wertvoll ist, zahlreiche Proben. — Eine besondere Sammlung solcher Proben aus der allerneuesten Zeit, Kunst- und Volksdichtung, bietet auch O. Heuser [20]). Heuser hat schon voriges Jahr eine Geschichte der japanischen Litteratur geschrieben, die mir noch nicht zu Gesicht gekommen ist. Die Uebersetzung ist poetischer als die von Florenz, die Einleitung gibt die Geschichte dieser Lyrik der letzten zwanzig Jahre.

Ein ganz besonderes Buch ist das Prachtwerk von Netto und Wagner: Japanischer Humor. [21]) Zwar ist es nicht immer leicht, über Witze zu lachen, die erst einer Erklärung bedürfen, aber Vieles ist so originell komisch, die ausgezeichnet ausgewählten trefflichen Bilder an sich reizen schon zum Lachen mit ihrer kecken Grazie, und so gibt das Buch uns einen ebenso angenehmen als lehrreichen Einblick in die Volksseele der Japaner, die freilich in jetziger Zeit mit grimmigem Ernst um ihre Großmachtstellung kämpfen, aber sich hoffentlich in kommenden Friedensjahren ihre anmutige Fröhlichkeit wieder erringen und bewahren werden. Max Christlieb

[12]) K. Munzinger, Aus dem Lande der aufgehenden Sonne. 31 S. — O. Schmiedel, Eine Woche in den japanischen Christengemeinden zu Tokio. 20 S.; Kultur- und Missionsbilder aus Japan. 48 S.; Was lehrt und lernt der Missionar in Japan? 14 S.; alle Berlin, Haack. — Weiter Ostwald, Bunte Blätter aus Japan. 30 S. Und die interessanteste von allen: Schiller, Das heutige Japan und das Christentum. Diese beiden Heidelberg, Evangelischer Verlag. — [13]) H. Haas. Geschichte des Christentums in Japan. 2. Bd. XXVII, 383 S. Suppl. d. Mitteil. d. deutsch. Gesch. f. Nat. u. Völkerkunde Ostasiens. Tokyo. — [14]) K. Utschimura, Wie ich ein Christ wurde. Selbstbekenntnisse eines Japaners. 126 S. Stuttgart, Gundert. 1 Mk. — [15]) Nozomi no Hoshi. Novelle von S. Nakamura. Deutsch von A. Wendt. 210 S. Halle a. S. Gebauer-Schwetschke. 2 Mk. — [16]) A. Wendt. Sogoro. Ein Lebensbild aus Alt-Japan. Heidelberg, Ev. Verlag 1901. 2,50 Mk. — [17]) T. Kitasato. Sakura Sogo. Drama aus der japanischen Geschichte in 5 Akten. Leipzig, H. Seemann Nachf. 1901. — [18]) M. Christlieb, Sogoro von Sakura. Eine japanische Bauerngeschichte. Wegweiser 1905. — [19]) K. Florenz, Geschichte der japanischen Litteratur. Leipzig, Amelang 1905. 7,50 Mk. Bis jetzt Lieferung 1--5 mit 254 S. erschienen.

Verschiedenes

Buchgewerbe und Theologie

Auf der Weltausstellung zu St. Louis war eine German Library ausgestellt, die das „Wichtigste und Charakteristischste der deutschen Litteratur“ zeigen sollte. Der Reichskommissar für die Weltausstellung, Geh. Oberregierungsrat Th. Lewald hatte auf Vermittlung des deutschen Buchgewerbevereins zu Leipzig der durch ihr großes Barsortiment bekannten Firma F. Volckmar in Leipzig den Auftrag gegeben, diese „Deutsche Bibliothek“ zusammenzustellen, die ihren Platz in 8 Schränken des Bibliothekszimmers des „Deutschen Hauses“ in St. Louis erhielt. Es ist nicht nur für Amerikaner interessant zu erfahren, was Alles dort an Büchern ausgestellt gewesen ist. Besonders lehrreich aber ist für uns Bookcase VIII. Dieser Schrank enthält: Theologie, Philosophie, Philologie, Sprachwissenschaft, Pädagogik, Bildungsschriften, Archäologie. Nehmen wir die der evangelischen Theologie mehr oder weniger zugehörigen Werke aus der alphabetischen Ordnung ihres Schrankes heraus und ordnen wir sie systematisch, so ergibt sich ein überraschender Einblick in das, was das deutsche Buchgewerbe für die „wichtigste und charakteristischste“ theologische Litteratur hält. Verlag und Preis wie überhaupt die Buchtitel genau nach dem Katalog anzugeben, empfiehlt sich, da es sich um etwas Buchgewerbliches handelt — wobei man freilich die Frage nicht unterdrücken kann, wie der Reichskommissar dazu kam, die Angelegenheit eine ausschließlich buchgewerbliche werden zu lassen:

I. Lexika:

1. Perthes' Handlexikon für evangelische Theologen. 3 Bde. Hlbfrzbd. Mk. 42. Gotha, 1890/91, F. A. Perthes.

2. Holtzmann, Prof. Dr. H., und Prof. Dr. R. Zöpffel, Lexikon für Theologie und Kirchenwesen. 3. A. Hlbfrzbd. Mk. 18,50. Braunschweig, 1895, C. A. Schwetschke u. Sohn.

3. Volkslexikon, Evangelisches zur Orientierung der sozialen Fragen der Gegenwart. Herausgegeben vom evangelisch-sozialen Zentralausschuß für die Provinz Schlesien. In Verbindung mit Fachgelehrten redigiert von D. Th. Schäfer. Hlbfrzbd. Mk. 9,30. Bielefeld, 1900, Velhagen u. Klasing.

4. Volks-Universallexikon. Bearbeitet von Dr. E. Dennert. 13.—24. Tausend. Hlbfrzbd. Mk. 13. Berlin, o. J., U. Meyer.

II. Bibel:

1. Bibel, Die, oder die ganze heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments nach der deutschen Uebersetzung Dr. M. Luthers. Ill. von J. Schnorr v. Carolsfeld. Luxusband (Hlbfrzbd). Mk. 22. Leipzig, 1903, Deutsche Bibelgesellschaft.

2. Büchner, M. G., Biblische Real- und Verbalkonkordanz oder exegetisch-homiletisches Lexikon über alle Sprüche der Heiligen Schrift für Geistliche, Lehrer, Sonntagsschullehrer und die Familie. Hlbfrzbd. Mk. 10,30. Leipzig, 1901, F. Riehm.

3. Bibelwörterbuch, Kurzes, Hersg. von H. Guthe u. a. Hlbfrzbd. Mk. 14. Tübingen, 1903, J. C. B. Mohr.

III. Alttestamentliche Forschung:

1. Delitzsch, F., Babel und Bibel. Ein Vortrag. Ill. 4. A. Hlblnbd. Mk. 3,30. Leipzig, 1903, J. C. Hinrichssche Buchh.

[20]) O. Heuser, Die japanische Lyrik von 1880 bis 1900. Eine Studie und Uebersetzungen. Großenhain, Baumert und Ronge. 94 S. 1 Mk. — [21]) C. Netto und G. Wagner, Japanischer Humor. 283 S. mit 257 Abb. Leipzig, Brockhaus 1901. 15 Mk.

2. Delitzsch, F., Zweiter Vortrag über Babel und Bibel. Ill. 41.—45 Tausend. Hlblnbd. Mk. 2,80. Stuttgart, 1904, Deutsche Verlagsanstalt.

IV. Neutestamentliche Forschung:

1. Zahn, Th., Einleitung in das Neue Testament. 2 Bde. 2. A. Hlbfrzbd. Mk. 30. Leipzig, 1900, A. Deichertsche Verlagsbuchh. Nachf.

2. Beyschlag, Prof. Dr. W., Neutestamentliche Theologie. 2 Bde. 2. A. Hlbfrzbd. Mk. 23. Halle, 1896, E. Strien.

3. Beyschlag, Prof. Dr. W., Das Leben Jesu. 2 Bde. 4. A. Hlbfrzbd. Mk. 23. Halle, 1901/2, E. Strien.

4. Weiß, B., Das Leben Jesu. 2 Bde. 4. A. Hlbfrzbd. Mk. 24. Stuttgart, 1902, J. G. Cottasche Buchh. Nachf.

5. Godet, Prof. Dr. F., Kommentar zu dem Brief an die Römer. Bearbeitet von E. R. und K. Wunderlich. 2. A. Hlbfrzbd. Mk. 15,25. Hannover, 1892, C. Meyer.

V. Apologetik:

1. Bousset, Prof. Dr. W., Das Wesen der Religion. 5. Tausend. Lnbd. Mk. 5,50. Halle, 1904, Gebauer-Schwetschke.

2. Harnack, A., Das Wesen des Christentums. 45.—50. Tausend. Hlbfrzbd. Mk. 5,50. Leipzig, 1903, J. C. Hinrichssche Buchh.

VI. Dogmatik:

1. Oettingen, Dr. A. v., Lutherische Dogmatik. 2 Bde. in 3 Bdn. Hlbfrzbd. Mk. 43. München, 1897/1902, C. H. Beckssche Verlagsbuchh.

2. Kähler, Prof. Dr. M., Die Wissenschaft der christlichen Lehre von dem evangelischen Grundartikel aus. 2. Aufl. Hlbfrzbd. Mk. 14,25. Leipzig, 1893, A. Deichertsche Verlagsbuchh. Nachf.

VII. Symbolik:

1. Bücher, Die symbolischen, der evangelisch-lutherischen Kirche, deutsch und lateinisch. Herausg. von J. C. Müller. 9. Aufl. Hlbfrzbd. Mk. 11,50. Gütersloh, 1900, C. Bertelsmann.

2. Hase, K. v., Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche. Mit Bild des Verfassers. 7. Aufl. Hlbfrzbd. Mk. 15. Leipzig, 1900, Breitkopf u. Härtel.

VIII. Ethik: vacat.

[Vgl. jedoch VI, 2: Kähler, dritter Teil dieses Bandes].

IX. Kirchengeschichte:

1. Weizsäcker, C., Das apostolische Zeitalter der christlichen Kirche. 3. A. Hlbfrzbd. Mk. 20,30. Tübingen, 1902, J. C. B. Mohr.

2. Hase, K. v., Kirchengeschichte auf Grund akademischer Vorlesungen. 3 Bde. in 5 Bdn. Hlbfrzbd. Mk. 62,50. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. I. Alte Kirchengeschichte, 3. A., 1901; II. Mittlere Kirchengeschichte, 2. A., 1895; III. Neuere Kirchengeschichte. 1. Reformation und Gegenreformation. 2. A. 1896. 2. I. Kirchengeschichte des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. 2. A. 1897. II. Geschichte der protestantischen und katholischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert. 2. A. 1897.

3. Seeberg, R., Die Kirche Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert. 2. A. Hlbfrzbd. Mk. 10. Leipzig, 1904, A. Deichertsche Verlagsbuchh. Nachf.

X. Erbauliches:

1. Taube, Generalsuperintendent, Dr. E., Praktische Auslegung der Psalmen zur Anregung und Förderung der Schrifterkenntnis. 5. A. Hlbfrzbd. Mk. 10. Berlin, 1897, Weidmannsche Buchh.

2. Bengel, J. A., Gnomon Novi Testamenti, in quo ex nativa verborum vi simplicitas, profunditas, concinnitas, salubritas sensuum coelestium indicatur. Mit Porträt 8. Aufl. Hlbfrzbd. Mk. 11. Stuttgart, 1891, J. F. Steinkopf.

3. Frommel, Gen.-Sup., Konf.-Rat, Dr., Max, Herzpostille. Evangelienpredigten für das ganze Kirchenjahr. 7. Aufl. Hlbfrzbd. Mk. 8. Altenburg, o. J., St. Geibel.

4. Frommel, Gen.-Sup. Konf. Rat Dr. Max, Hauspostille. Epistelpredigten für das ganze Kirchenjahr. 4. A. Hlbfrzbd. Mk. 8. Altenburg, o. J., St. Geibel.

XI. Gesammelte Werke:

1. Luther, Dr. M., Werke. 5. Ausg. 8 Bde. und ein Registerband. Mit Bildnis. 2. A. Hlblnbd. Mk. 31. Berlin, 1898, C. A. Schwetschke u. Sohn.

2. Funke, O., Gesammelte Schriften. 5. Ausg. 11 Bde. Hlblnbd. Mk. 45. Altenburg, o. J., St. Geibel.

Bei einem Blick in die anderen Schränke sehen wir noch hier und da ein versprengtes Theologenbuch z. B. unter den Biographien: Beyschlags „Aus meinem Leben" u. A. m. Der Eindruck des Ganzen wird dadurch nicht verändert. — Auch philosophisch ist dieser Schrank eigenartig bebücher. Nur zwei Philosophen sind darin mit ihren „Werken" vertreten: Schopenhauer und Nietzsche. Es entspricht ihrer Wichtigkeit, daß Nietzsche mit der Gesamtausgabe, Schopenhauer mit sämtlichen Werken — Kant aber bloß mit der Kritik der reinen Vernunft figuriert.

F M Schiele

Renaissance ist ein so unerschöpfliches Wort, wie „Reformation". Hat auch der Mund der Geschichte nur einer bestimmten Zeitspanne diesen wie jenen Namen gegeben, man wird es neuen Geschlechtern nicht wehren dürfen, wenn sie neue Werdezeiten mit altem sinnigen Worte bezeichnen. Und so ist denn nach vielverbreitetem Glauben an dieser Jahrhundertwende nicht nur „Reform", sondern mehr als das: „Renaissance" — das tiefere Wort zunächst ohne

geschichtliche Beziehung in dem guten Sinne genommen, daß die größten und heiligsten Menschengedanken immer „wiederkommen", in neuer Gestaltung zu neuem Leben geboren. So glauben wir den Namen „Renaissance" deuten zu dürfen, den der Verlag und das Geschäftsamt des „Giordano Bruno-Bundes" sich beigelegt, dieses Bundes, der „eine Hochburg aller freien, starken und geistigadligen Bestrebungen sein will, zugleich eine Kampfgenossenschaft gegen alles Dunkelmännertum". Freilich schlägt in solchem Programm auch die ursprüngliche Bedeutung der „Renaissance" durch, dieser Wiedergeburt des Hellenengeistes in christlicher Atmosphäre, zugleich des Protestes gegen die Autorität in der Religion.

Ein kräftiger Verkünder dieser modernen Renaissance-Stimmung ist Karl Hilm. In seinen vier im Bundesverlage erschienenen Dramen: „Kain" (3 Aufzüge, Schmargendorf-Berlin. Verlag Renaissance, 1904, 53 S., 1 Mk.), „Der Sklavenkrieg" (Ebenda 1904, 300 S., 2 Mk.), „Hypatia" (Ebenda 1903, 172 S., 2 Mk.) und „Giordano Bruno" (2. Auflage Ebenda 1904, 111 S., 1 Mk.) will er neuzeitliche Weltanschauung von der Bühne predigen. Darin liegt ohne Zweifel eine geistige Stärke, aber auch die Gefahr einer künstlerischen Schwäche. Nur kleine Dichter haben keine Weltanschauung; aber nur sehr große vermögen sie so in ihre Gebilde hineinzuhauchen, daß diese frei geschaffenen Wesen wirken wie unbefangene Natur. Wie leicht werden dichterische Personen zu Ideenträgern, die ihren Typus auf der Stirn tragen! Wie leicht wird ihre Umgebung zur bloßen Folie, ihr Lebensschicksal zugeschnitten zum „ideal notwendigen" Verlauf. „Man merkt die Absicht" — — —. Ist aber das nicht gerade die Probe auf die Weisheit des göttlich Schaffenden, daß es keine „Idealmenschen" gibt, auch nicht ideale Bösewichte? —

Vier Träger seiner Weltidee hat Hilm sich ausersehen: den ersten entnimmt er dem Mythus. Kain ist es, der prometheisch gefaßte erste Mörder, der gegen den Bruder die Keule hebt — eigentlich nicht um Abel, sondern um Abels Gott zu zerschmettern, diesen Jahwe, der von den Menschen „Furcht und Demut" heischt. Den nach Osten ziehenden Mörder aber entläßt „der Engel des Herrn" mit dem Aufblick zu Gott: „Doch zürnst du niemals, denn du bist die Liebe" — überraschend dieser Schluß freilich für den, der noch nicht weiß, wo der Dichter „hinaus will". Befremdlich wirken auch dieses Kains Spekulationen über Geologie und vorweltliche Tiere, die ihn an dem Gott der Paradiesesoffenbarung irre machen. — Der zweite Große, der den immanenten Gott im eigenen Busen fühlt „als Liebesglut und Kraft der Menschenseele", ist Spartakus, der Sklavenbefreier. In den sozialen Strudel hinein, in den Kampf der Entrechteten führt dieses Schauspiel, dessen Tragik es ist, daß die losgelassenen Sklaven Bestien werden, wert, wieder eingefangen oder vernichtet zu werden. Der Traum des internationalen, interreligiösen, freie Liebe und Besitzgleichheit verkündenden Führers der Massen erweist sich als Utopie, denn „die niedere Selbstsucht" weicht nicht „der heiligen Liebe". — Nun folgt Hypatia als Märtyrerin der Philosophie, die „im Weltallbewußtsein das Liebesvertrauen" hegt. Ihr gegenüber das verpöbelte Christentum, angeführt vom herrschsüchtig schwachen Bischof und den Horden christlicher Fakire. Der erste Versuch einer Renaissance des Griechentumes scheitert am Widerstand der stumpfen Welt. Doch Hypatias weltversöhnender Geist harrt künftiger Wiedergeburt. Das All, „der werdende Gott", wird ihn höher entfalten. — Dies geschieht denn in „Giordano Bruno", dem ersten vollbewußten Propheten der uralten, ewig neuen Weltanschauung. Auch er fällt als ein Schlachtopfer des „blinden Glaubens", doch in freudiger Gewißheit, daß dereinst „der Strom der freien Geister . . . sich erweite und . . . . ins göttlich uferlose Meer der Liebe sich ergieße". „Ich komme wieder!" mit diesem Scheideruf an „die Zuseher" geht Bruno zum Scheiterhaufen. — Was diesem Dramenzyklus geistige Bedeutung gibt, ist des Dichters starker Glaube an die „Gottnatur", deren Wesen die Liebe ist. Weniger stark scheint mir die dichterische Kraft. Dieser „Kain", der seiner „Ada" einen populär naturwissenschaftlichen Vortrag hält! Der über Willensunfreiheit und „die beste der Welten" philosophiert! Dieser „Spartakus", der wie ein sozialer Schwärmer des zwanzigsten Jahrhunderts redet! Diese „Hypatia", die wie eine makellose Göttin der Weisheit — nichts weniger als geschichtlich wahr — den finsteren Mächten christlicher Verdummung die Spitze bietet. Dieser „Bruno", der, von der ersten Szene an innerlich fertig, auf dem Kothurne siegbewußter Weisheit einherschreitet — das alles sind Idealwesen, gegen die das realistische Menschentum der Uebrigen abfallen muß. So ungleich sind in der wirklichen Welt die Rollen nicht verteilt. — Das Vorherrschen des gedanklichen Elementes verursacht sodann dithyrambische Gespräche, die den Wassersturz der dramatischen Handlung immer wieder stauen. Mögen in diesen stillen Fluten „alle Gestirne ihr Antlitz weiden", der „Zuseher" will einmal lebendiges Geschehen vor sich haben. Dramatisch am kraftvollsten, wenn auch von der Tendenz am meisten beherrscht, scheint mir „Hypatia", die der Bühne sicherlich wert ist. Aber auch als Lesedramen sind die Hilmschen Dichtungen Allen zu empfehlen, die aus beredtem Munde die Weltanschauung so vieler Hochgebildeter unserer Zeit hören wollen — die Religion, deren Symbol nicht das Kreuz, sondern das Pentagramma des Pythagoras ist,

„nach strengem Maß gemessen, winkelrichtig,
der Linienzug, der in sich selber kehrend
des Weltgesetzes Ewigkeit uns deutet."

Nithack-Stahn

Flugschriften des Giordano Bruno-Bundes. Nr. 1: Religion und Kultur von Dr. Eug. Heinr. Schmitt. 15 S.; — Nr. 2:

Auferstehung von Bruno Wille. 15 S.; — Nr. 3: Giordano Bruno in seiner Bedeutung für die Philosophie und Kultur der Zukunft von Professor Ludw. Kuhlenbeck. 16 S.; — Nr. 6: Ziele und Aufgaben des Giordano Bruno-Bundes von Wolfg. Kirchbach. 24 S.; — Verlag „Renaissance" (O. Lehmann), Schmargendorf bei Berlin. Je 20 Pfg.

Von diesen Flugschriften berichtet Nr. 6 über Gründung und bisherige Veranstaltungen des zur „Förderung einer einheitlichen Weltanschauung" gestifteten Bundes; Nr. 3 sucht das Recht zu erweisen, ihm gerade den Namen Giordano Bruno vorzusetzen; Nr. 1 und 2 geben Anschauungen und Stimmungen aus seinen Kreisen. Ich bemerke noch, daß Nr. 4/5 „Das Schulprogramm des Ultramontanismus" von P. v. Hoensbroech enthält; und daß zugleich mit den Flugschriften aus demselben Verlag ein Heft „Hornrufe" von Gustav Schüler einging: gereimte Rodomontaden eines „Freidenkers".

A Hoffmann

Apologetisches. 1. Zeitbetrachtungen. Von Dr. jur. Wilh. Meister. Berlin, Schriftenvertriebsanstalt, 1905. 40 S. 60 Pfg.

2. Lehr und Wehr fürs deutsche Volk. Erschienen bisher: 1. Heft: Gibt es einen Gott? Von Wilh. Studemund. 16 S. — 2. Heft: Haeckels „Welträtsel". Von Jul. Werner. 16 S. — 3. Heft: Das Gewissen. Von Ernst Petran. 16 S. — 4./5. Heft: Christentum und Kulturfortschritt. Von Pfarrer Lic. Weber. 23 S. — 6. Heft: Was berühmte Männer über die Bibel sagen. Von P. Piltz. 16 S. — Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses; das Heft zu 10 Pfg.

3. Ausflüge in das Reich des Geistes und der Seele. Von Dr. M. Ascher. Berlin, Concordia. 76 S. 1 Mk.

Polemiken gegen Naturalismus, Nietzscheanismus, Buddhismus usw.; bei Nr. 1 und 2 im Interesse biblisch-christlicher, bei Nr. 3 allgemein „idealistischer" Weltanschauung. Die Popularität der Form beruht freilich oft genug auf Seichtheit und Dreistigkeit der Argumentation; doch denke man an ähnliche Verfehlungen der Gegenseite und nehme derartige Schriften im übrigen ad acta als Beiträge zur Zeit- und Volkskunde.

A Hoffmann

Angehaltene Predigten eines Altmodischen. Nathanael Jünger, Halle a. S, Müller 1905. 272 S. Broschiert 3 Mk.

Heimgefunden. Die Geschichte eines Menschenkindes. Von Demselben, Dresden-A, Ungelenk 1905. 305 S. Kart. 2,80; geb. mit Goldschnitt 3,60 Mk.

Der unter diesem Pseudonym schreibende Verfasser hat unstreitig kein geringes Talent zum Erbauungsschriftsteller in der Linie der Funckeschen Produktion. In gewissem Sinne ist dessen Eigenart potenziert bis zum feuilletonistischen Ton, der einem zu viel werden kann. Der Kampf um die Weltanschauung, der besonders in den ungehaltenen Predigten über „Liebe" — Pessimismus oder Optimismus — „Revenons à la nature!" — Aus dem ff. — Schwärmerei?? — Freiwillig „zu Narren geworden" — Verhaftet — „Aus dem Munde der Unmündigen" (z. T. etwas reklamehafte Titel!) gestritten wird, kann mit solchen Waffen nicht zum Austrag gebracht werden. Daß es dem Verfasser von Herzen ernst ist, ja, daß er manche Gedanken und Bekenntnisse mit seinem Herzblut geschrieben hat, soll garnicht geleugnet werden. Aber auch bei seinem bestgemeinten, „heiligen Eifer um Jesu Ehre und seines geliebten deutschen Volkes zeitliches wie ewiges Wohl" (vgl. Vorwort S. VI) darf und muß der Leser doch unterscheiden, was göttlich und was menschlich ist. Menschlich, und allzumenschlich ist schon der Titel. „Altmodisch" sollte der Verfasser sich eigentlich nicht nennen. Denn er arbeitet mit durchaus modernen schriftstellerischen Instrumenten. Er drückt aber mit diesem Prädikat aus, daß er sich zum alten Glauben bekennt. — Was dem Buche Wert verleiht, sind nicht sowohl die apologetischen Ausführungen, als die Mitteilungen von Selbsterlebtem, welche die Spuren des lebendigen Gottes im Menschenleben und Weltlauf nachweisen.

Das zweite Werk „Heimgefunden; die Geschichte eines Menschenkindes nach einem alten Originalbericht dem christlichen Hause erzählt und ausgelegt" ist eine Auslegung des Gleichnisses vom verlornen Sohn. Hier herrscht nicht das apologetische Interesse sondern das erweckliche Moment vor, und man kann sich nicht verhehlen: das ist seine eigentliche Domäne. Der Reichtum der Bilder, die dem Auge vorgeführt werden, ist groß. Der Stil gewandt und edel, die gesamte Ausführung etwas weitausholend.

J Herzog

Wahrheit und Dichtung in unserer Religion. Von D. Paul Lobstein, Professor der Theologie in Straßburg i. E. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Theologie und Kirche. Tübingen, J. C. B. Mohr 1905. 35 S. 60 Pf.

Lobstein vertritt mit aller Energie die These, daß Wahrheit und Dichtung einander nicht ausschließen. Zur Darstellung religiöser Wahrheit ist das Mittel der Dichtung allüberall verwendet worden, ja es besteht eine psychologische und geschichtliche Notwendigkeit dichterischer Gebilde zur Darstellung und Fortpflanzung religiöser Vorgänge. Auch fürs Alte und Neue Testament ist das Vorhandensein solcher dichterischer Gebilde rundweg anzuerkennen, nur eben sind sie auch hier Träger religiöser Wahrheit. Wunderschön, daß das einmal recht scharf gesagt wird! Die anschließenden Bemerkungen über „positive Kritik" verdienten, in weiten Kreisen gewürdigt zu werden. Mir ist nur zweifelhaft, ob man nicht von Lobsteins Ausführungen in dem Sinn etwas abziehen muß, als doch wohl nicht alle Dichtung in der Bibel so scharf als Ausdruck religiöser Wahrheit bezeichnet werden kann. Auch darüber wird man streiten dürfen, ob nicht z. B. bei der Erzählung von der Jungfrauengeburt eine etwas andere religiöse Wahrheit herausspringt als nach Lobsteins Darstellung. — Wie wichtig die hier energisch und überzeugend vertretene These für die verschiedensten Zweige der praktischen Theologie ist, das soll hier nur angedeutet werden.

M Schian

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Nordhausen. Mittwoch 23. August 4½ Uhr im Hotel Schneegaß: Ethik und Volkswirtschaft (Temme).

Stade. Dienstag 29. August nachmittags 5 Uhr Schuldt'sches Klubhaus: Besprechung über den Gustav Adolf-Verein.

Die diesjährige Zusammenkunft der Freunde der Christlichen Welt aus Süddeutschland und der Schweiz

wird voraussichtlich den **16. und 17. Oktober** in **Heidelberg** oder **Bretten** stattfinden. Referenten: Pfarrer Lic. **Stuckert-Neunkirch**: Was ist den Reichsdeutschen an den kirchlichen Zuständen der Schweiz interessant. Professor D. **Holl-Tübingen**: Die Rechtfertigungslehre im Licht der Geschichte des Protestantismus. Genauere Mitteilung folgt.

Chronik der Christlichen Welt

13. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk.
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Nr. 32. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Der Eisenacher Bund; Stille Vereinigung; Programmatische Kundgebung der preußischen Mittelpartei; Die konfessionelle Gruppe in Preußen; Aus Schlesien; Aus Württemberg (Uebersicht. Schluß) — Verschiedenes: Der Gesamtausschuß des freien Verbandes deutscher evangelischer Synodalen; Imitamina; Vermischte Nachrichten

Nr. 33. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Deutsch-evangelische Kirchenkonferenz — Ausland: Der Protestantismus in Ungarn (Jahresbericht 1904/05. Erstes Stück) — Römische Kirche: Die Kurie (Erstes Stück) — Verschiedenes: Die anglikanische Kirche und die Bibelkritik; Ueber die „Grenzen der Lehrfreiheit."

Wissenschaftl. Ferienkursus für ev. Theologen

aus Rheinland und Westfalen

in Bonn am 24., 25. und 26. Oktober 1905

Dienstag, den 24. Oktober. 4—6 Uhr Professor Böhmer: „Die neuesten Ergebnisse der Forschungen über Luther". — 6—8 Uhr Professor Ritschl: „Dogmen und Glaubensartikel in der protestantischen Theologie. Dogmengeschichtliche Studien zur Frage nach der dogmatischen Geltung des kirchlichen Bekenntnisses im deutschen Protestantismus". Nach 8 Uhr Geschäftliches und gemütliche Zusammenkunft.

Mittwoch, den 25. Oktober. 9½—11 Uhr Professor Ritschl w. o. 11½—1 Uhr Professor Böhmer w. o. 5—7 Uhr Professor Böhmer w. o. Schluß. 8 Uhr Diskussion über den Böhmer'schen Vortrag.

Donnerstag, den 26. Oktober. 9—11 Uhr Professor Ritschl w. o. Schluß. 11¼ Uhr Diskussion über den Ritschl'schen Vortrag. Geschäftliches. 1 Uhr Schluß des Cursus.

Die Vorträge und die Besprechungen finden im **Ev. Gemeindehause, Rathausgasse 2,** statt.

Evangelische Theologen aus Rheinland und Westfalen sowie aus den benachbarten Provinzen sind herzlichst eingeladen.

Der zeitige Vorstand:
Superintendent Müller-Düren. Professor D. Sell-Bonn. Pfarrer Dörr-Bonn. Gymnasialdirektor Professor Evers-Barmen. Pfarrer Lappe-Bielefeld. Pfarrer Schnapp, lic. th., Dortmund. Pfarrer Wolff-Aachen. Superintendent Zurhellen-Mülheim a. Rh.

Gesucht für 1. Oktober von Frankfurt a. M. aus für eine Offiziersfamilie in Mülhausen i. Elsaß ein nicht ganz junges, zuverlässiges und **erfahrenes Mädchen** zur Hülfe bei größeren Kindern und im Haushalt, Familienanschluß. Offerten unter **B G** an den Verlag.

Junge musikalisch **gebildete Dame** sucht angenehme Stellung als **Gesellschafterin.** Antwort unter **T G** an den Verlag

Man verlange
Probenummern
vom Verlag.

Die **Vikarsstelle** in der Reformierten Gemeinde **Gebweiler i. Elsaß** ist erledigt. 2000 Mk., freie Wohnung, Heizung und Bedienung sowie Reiseentschädigung.
Sich wenden an **Herrn Pfarrer Amstoutz** in **Gebweiler i. E.**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Lebensfragen Schriften und Reden herausgegeben von Dr. Heinrich Weinel a. o. Professor der Theologie in Jena

Kürzlich erschienen:

Professor D. **Krüger**, Giessen, **Das Dogma von der Dreieinigkeit und Gottmenschheit** in seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt. 1905. VIII. 312 S. Mk. 3.—. Gebunden Mk. 4.—.

Das Buch ermöglicht ein volles geschichtliches Verständnis der Frage nach der Gottessohnschaft Christi und der Dreieinigkeit, die jetzt wieder seit dem Fall Fischer und der Entscheidung des preussischen Oberkirchenrates überall ein lebhaftes Interesse wachgerufen haben; es bietet zum ersten Mal dem Nichttheologen in leicht verständlicher Sprache die Resultate der dogmengeschichtlichen Forschung der letzten Jahrzehnte dar, wie sie besonders in Harnacks Schule zur vollsten Reife gekommen ist.

Frau **Elsbeth Krukenberg**, Kreuznach, **Die Frauenbewegung, ihre Ziele und ihre Bedeutung.** 1905. VIII. 295 S. M. 3.— Geb. M. 4.—.

Eine Führerin der modernen Frauenbewegung, die Herausgeberin der Neuen Bahnen, Organ des Allgem. deutschen Frauenbundes, gibt aus einer umfassenden, zum Teil aus eigenem Miterleben erwachsener Kenntnis heraus einen Ueberblick über die Probleme der Frauenfrage. Zwischen dem ausführlichen, wissenschaftlichen Handbuch und den Broschüren in der Mitte stehend, bietet das Buch in lebendiger Verknüpfung mit hohen, idealen Zielen und warmer sozialer Gesinnung alles Wissenswerte aus Geschichte und Statistik der Frauenfrage.

Marie Martin, Oberlehrerin in Schöneberg-Berlin, **Wahre Frauenbildung.** Ein Mahnwort an die Gebildeten. IV. 44 S. 1905. 50 Pfg.

In diesem Vortrag weist die erfahrene Lehrerin und Erzieherin die schweren Mängel in der Erziehung der Mädchen besonders der höheren Schichten auf und gibt Mittel an, sie zu beseitigen.

Venedig Christliches Hospiz. Campo S. Angelo 3581. Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Zeitungs-Nachrichten
in Original-Ausschnitten
über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das
Nachrichten-Bureau
Adolf Schustermann
BERLIN O. 27
Illust. Broschüre, Referenzen etc. gratis und franko

Verlag: J. C. Hinrichs in Leipzig
Realencyklopädie
für
protestantische Theologie und Kirche
Unter Mitwirkung
vieler Theologen und Gelehrten
in dritter verbesserter und vermehrter Auflage
herausgegeben von
Professor D. **Albert Hauck**
Vollständig in 180 Heften zu je 1 M. oder 18 Bänden zu 10 M., geb. 12 M.
Band XVI: (Prager-Riehm)

Spezial-Landaufenthalt ausschliesslich für
Alkoholkranke
auf dem **Rittergut Nimbsch** a. Bober b. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.) Gegründet 1895. Preis pr. Tag 6 M. Arzt: **Dr. med. W. Bohn.** Prospekte frei durch **Alfred Smith.**

—— **Dieses Jahr bedeutend erweitert!** ——
Adolf Just's Kuranstalt
in **Jungborn** Post Stapelburg-Harz in der schönsten Partie des Harzes.
Heimstätte einer neuen, wahren naturgemäßen Heilweise
Anstalt 1. Ranges, staatl. konzessioniert. **Harz-Idyll!** Größte und sicherste Heilerfolge, da sorgfältigste Berücksichtigung der Naturgesetze: Naturgemäßes Bad, Erdanwendungen, Lichtlufthäuschen, naturgemäße Ernährung u. s. w. und Weckung der geistigen Kräfte des Menschen (täglich Vortrag). Ausführl. Prospekt unentgeltlich.
Lehrbuch der Adolf Just'schen Heilweise:
A. Just, Kehrt zur Natur zurück! 6. vervollk. Aufl. (soeben erschienen) geb. M. 7.50

Naumann Fr. N., Seine Entwicklung und seine Bedeutung für die deutsche Bildung der Gegenwart. Von Dr. **Heinr. Meyer-Benfey.** Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1904. Fein kart. M. 2.40; geb. M. 3e—

Christliche Welt Nr. 31: „Ein Buch, über das man nicht lesen soll, sondern das man selbst zur Hand nehmen muß."

Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen

Geschichte
der Volkswirtschaftslehre
Von
Dr. **John Kells Ingram**
Mitglied des Trinity College, Dublin
Autorisierte Uebersetzung
von
E. Roschlau
Zweite Auflage
8. **1905.** M. 2.20. Gebunden M. 3.—

Die menschliche Erziehung
Versuch einer
theoretischen Grundlegung der Pädagogik
Von
Professor Dr. **Richard v. Schubert-Soldern**
Gross. 8. 1905. M. 3.60

Die Freunde der „Chr. Welt" wollen es mir gestatten, für etwaigen Bedarf an Moselwein unsere
Kellerei Wolfer Waisenheim
Wolf a. d. Mosel
in freundliche Erinnerung zu bringen. Dieselbe ist aufrichtig bemüht, allen berechtigten Ansprüchen gerecht zu werden; sie arbeitet auf streng geschäftlicher Grundlage und scheut keine Konkurrenz. Wer bei uns bezieht, dient sich selbst am besten, wendet nur den üblichen Händlergewinn einer gemeinnützigen Sache zu.
Bestellung von Preislisten oder Probekisten **nur** an obige Firma. — Es bittet um der Kinder willen
Wolf a. d. Mosel, Station: Traben-Trarbach
Superintendent **Berenbruch**

Preußischer Beamten-Verein
in Hannover
(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)
Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamte, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.
Versicherungsbestand 265022128 M. Vermögensbestand 87620000 M. Ueberschuß im Geschäftsjahre 1904: 2656815 M.
Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.
Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.
Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.
Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatt Bezug nehmen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 34 Marburg i. H., den 24. August **1905**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Stimmen der Väter: Theodor Gottlieb von Hippel — Muß die theologische Wissenschaft atheistisch denken? — Antwort und Schlußwort in Sachen des „atheistischen" Denkens — Die deutschen Auslandsgemeinden und der Gustav Adolf-Verein — Verschiedenes: Wer hat angefangen? Fechner (Pastor); Zur Wagnerforschung (Altmann, Adler); Götz Krafft (Stilgebauer); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Stimmen der Väter

Theodor Gottlieb von Hippel

Lebensläufe nach aufsteigender Linie. 3 Bände. Berlin bei Chr. Fr. Voß und Sohn. 1778. 1779. 1781. (Anonym)

Gottesglaube

Ich glaube an Gott, das heißt: Ich bin ein Kind im Verhältnis gegen ihn, ein Bruder im Verhältnis mit meinesgleichen; ein Mensch im Verhältnis alles dessen, was ich außer mir sehen oder nur empfinden kann . . . Ich bin in der Welt Kind, Bruder, Mensch, oder Herr; doch bin ich in meines Vaters Hause, wo viel Wohnungen sind, und wo mir nur das Mutterteil abgetreten ist, wo ich viele Brüder habe und unter dem Auge des gütigsten, allein auch gerechtesten Vaters stehe, der mir das Vaterteil noch vorbehalten hat. Ich glaube, das heißt: Wenn tausend Schwarz- und Weißkünstler und Klugheitsgaukler auch kämen und sprächen: Es ist kein Gott, so müßten und könnten mich doch diese Sprünge durch den Reif aus diesen Verhältnissen nicht herauslügen und -trügen, da schon die Wahrscheinlichkeit, selbst die Möglichkeit, daß er sei, und der eben hieraus fließende Glaube an ihn hinreichend ist, mich in den Verhältnissen, als Kind, als Bruder, als Herr zu erhalten und zur strengsten Erfüllung der hiermit verbundenen Pflichten zu bringen.

So erklär' ich mir den Glauben, von welchem vielfältig in der Bibel geredet wird. Eine vollständige demonstrierte Gewißheit von dem Dasein des Allvollkommnen würde mehr schaden als nützen, so wie die Gewißheit von meinem Tode; wenigstens ist mir die Demonstration von der Existenz Gottes nicht notwendig, und ein lebendiger Glaube ist, die Sache genau genommen, mehr als eine Demonstration . . . . Die Menschen müssen nie von Gott reden, ohne daß sie an ihre Pflichten gegen ihre Mitmenschen denken. In ihm leben, weben und sind wir: Er der Originalgeist, der Geist im ganzen; die Natur ist die Seele. — Von Gott, dem unendlich moralischen Wesen, kommt Alles her . . Die Schöpfung ist ein hingestellter göttlicher Gedanke — ein Buch Gottes! Bei uns sind die Gedanken Wasserblasen, beim lieben Gott eine Welt! . . .

Der Gedanke: Es ist ein Gott! ist der Anfänger aller bildlichen Poesie! Was schadet es also, ihr Herrn Sophisten, daß man Flügel der Morgenröte nimmt, wenn man von Gott spricht? (III, 202 ff.)

„Atheistische Theologie"

Wenn wir in die Höhe wollen, müssen wir steigen . . . Wenn ein Mensch Alles aus dem lieben Gott beweiset, so will er ohne Leiter auf den Kirchturm; glückliche Reise! So philosophieren nenne ich einen leichtsinnigen Eid schwören. Man muß sich nicht anders auf Gott berufen, als bis Not am Mann ist. Du sollst den Namen Gottes nicht unnützlich führen! (II, 235.)

Offenbarung

Die Gottheit kann sich Menschen nicht anders als durch Menschen offenbaren, und die bleiben Menschen, wenngleich sie Gottes Menschen sind, getrieben vom heiligen Geist. Niemand hat Gott je gesehen; erhabene große Menschen sendet Gott zu Menschen, um ihnen zu sagen, was sie gleich Alle wissen, wenn es ihnen nur gesagt wird. Wir sind Alles und Nichts. Das Licht der Vernunft, das in uns ist, muß angezündet werden, sonst bleiben wir beständig Kinder der Finsternis. (III, 189.)

Die Unzulänglichkeit der evangelischen Nachrichten

Freilich sind es fünf Gerstenbrote und ein wenig Fischlein, so die Evangelisten zurückgelassen; allein den Segen darüber gesprochen, so ist es hinreichend, daß viertausend Mann davon gespeist werden können, wenn sie auch noch so heißhungrig sind; und wieviel Körbe bleiben nicht noch für den Denker übrig! (III, 254.)

Luther

Es lebe Luther und seine Tischreden! Ein schönes Stück von ihm! Eine Ehrensäule für die Menschheit. Hätt er die nicht nachgelassen, ich würd' ihn lange nicht für das halten, was er war. Diese Fröhlichkeit, die Freundschaft an einem vollbesetzten Tisch! (I, 464.)

Leidenschaften

Leidenschaften sind Engel und können Teufel werden. Sie sind Beförderer, Mitwirker des Guten. Sie geben Spannkraft und Tätigkeit dem Müden, Wärme und Leben dem Kaltgewordenen. — Wohl dem, der sich der Leidenschaften zu seinem eigenen und zum Vorteil seines Nächsten bedienet, der Alles zu edlen Absichten lenkt! Hat doch Jemand gesagt, das Ungeziefer wäre bloß da, um die Faulen zur Arbeit zu treiben! — Daß dich doch die Mücke dafür steche!

Sündenruhm

Noch nie hat sich ein Mensch seiner Sünden als Sünden gerühmt. Er wollte vielmehr durch diese seine Offenherzigkeit den andern auf das Gute aufmerksam machen, was in diesem Bösen lag. Wer Böses von sich sagt, ist oft der feinste Lobredner auf sich. Man denkt, er wolle sich was Leides tun, allein er tut sich was zu gut, so wie sich Niemand ums Leben bringt, der in aller Welt Augen die Pistole ladet und laut rufet: Auf mich! Wen er lieb hat, den züchtigt er, könnte man vom Menschen sagen, der übel von sich selbst spricht. (III, 237 f.)

Erziehung

Geburt klebt an bis ins Grab. Die wahre Religion ist die, in der man geboren und erzogen ist. Erziehung ist ein Stück von Geburt: Seelengeburt! (III, 633.)

Sterben

Der Mensch geht in dieser Welt in die Schule beim lieben Gott. Der Tod befördert ihn zur Akademie. So wie du gewartet hast, ehe dir das Licht angezündet ward, so wart auch, bis es ausbrennt oder ausgelöscht wird, und denk an die Sonne der Gerechtigkeit, die nach der Zeit über deinem Haupte aufgehet, ohne unterzugehen in Ewigkeit . . . Stirb, als hättest du deinen Tod auswendig gelernt, und sieh nicht ins Konzept, stirb von ganzem Herzen, — so stirbst du den Tod der Gerechten, und deine Seele ist in Gottes Hand, und keine Qual rühret sie an. Wer so stirbt, der stirbt wohl! Sieh, die du liebst, zuweilen schlafen, damit du nicht trauerst um deine Toten. Denke dir deinen ärgsten Feind im Himmel, damit du ihm verzeiheſt. (I, 339 f.)

Auf dem Kirchhof

Sieh fleißig zu Menschen beerdigen. Gedenke, wie er gestorben ist, mußt du auch sterben. Heute mir, morgen dir. Zeit liegt von Ewigkeit einen Sabbaterweg . . . . Wenn du einen Kirchhof offen findest, geh herüber, wenn du auch einige Schritte Umweg machest . . . . Wer täglich stirbt, hat den Tod lieb gewonnen, wie man ein häßliches Gesicht mit der Zeit lieb gewinnt . . . . Was ist der Mensch, wenn er nicht unsterblich ist? (I, 312 f.)

Muß die theologische Wissenschaft atheistisch denken?

Vergl. Nr. 25 und 33

Paul Jaeger hat seinen Artikel in Nr. 25 der Christlichen Welt: Das atheistische Denken der modernen Theologie „als ein Wort zur Verständigung“ geschrieben und selbst zugegeben, daß das letzte Wort in dieser Sache noch lange nicht gesprochen ist. Ich versuche daher, meiner entgegengesetzten Auffassung dieser hochwichtigen Frage Ausdruck zu geben.

Ein lebendiger Gottesglaube, der Gott als Schöpfer der Welt und Lenker der Menschenherzen wie der Weltgeschichte festhält, ist stets von der Voraussetzung beseelt, daß jedes Stück des Weltlebens, welches gewissenhaft erforscht wird, auch eine besondere Wirksamkeit Gottes erkennen lassen müsse.

Jaeger bemüht sich, aus dem Arbeitsbetrieb der modernen Wissenschaft die allgemein giltige Methode abzuleiten: „die Geschichte und die Erscheinungen und die Geschichte der Erscheinungen werden aus den im Weltprozeß liegenden Kräften erklärt ohne Zuhilfenahme eines Gottesgedankens.“

Während ich die Formulierung der Aufgabe bis zu dem Worte „erklärt“ für eine glückliche halte, lehne ich den Zusatz: „ohne Zuhilfenahme eines Gottesgedankens“ ebenso unbedingt ab. Diese Worte würden voraussetzen, daß Gott aus dem tatsächlichen Weltprozeß ausgeschaltet ist, und wären eine stärkere dogmatische Vergewaltigung der Weltbetrachtung, als sie bisher von irgend einer kirchlichen Dogmatik geübt ist. Ist es denn tatsächlich ein Wahnglaube, wenn es im 1. Johannesbrief heißt: „Gleichwie Er (der Gott der Liebe) so sind auch wir in dieser Welt“, oder wenn Jesus auch in den alltäglichen Vorgängen des natürlichen und geschichtlichen Lebens den Geist und die Hand seines himmlischen Vaters schaute? Damit soll Gott freilich nicht als ein „Koeffizient“ der Geschichte aufgefaßt werden. Das von Jaeger angeführte Wort eines neueren Theologen: „Unsere wissenschaftliche Forschung hört da auf, wo man Gott als Koeffizienten der Geschichte auffaßt“, mag zu Recht bestehen, wenn Koeffizient bedeuten soll, daß Gott neben den natürlichen und persönlichen Faktoren als ein nebengeordneter Faktor betrachtet werden soll, der nur zuweilen als Deus ex machina auftritt. Das normative christliche Bewußtsein bekennt von der Wirksamkeit Gottes im Geschichtsverlauf Röm. 14, 12: „Von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge.“ Darum ist der Ausdruck Koeffizient zurückzuweisen als Merkmal einer unvollkommenen, in sich zwiespältigen Methode der Forschung. Der Glaube hat das Verlangen, im Großen wie im Kleinen, im Empfinden und Handeln, im Denken wie im Erforschen der Wirklichkeit Wirkungen Gottes wahrzunehmen.

Jaeger nennt die wissenschaftliche Methode der Forschung ein seelenloses Instrument, von dem man keine persönliche Stellungnahme erwarten dürfe. Der Anspruch, daß sie als allein wissenschaftliche gelte, werde dadurch erkauft, daß sie Gott und damit doch auch die Summe aller geistigen Werte und Zusammenhänge vollständig unbeachtet lassen müsse; sie könne von Gott Nichts wissen, da Gott sich nur persönlicher Stellungnahme erschließe.

Ich stimme dem letzten begründenden Satz unbedingt zu, aber nur um daraus die entgegengesetzten Folgerungen zu ziehen. Eben darum, weil alle geistigen Zusammenhänge und Werte sich nur der persönlichen Stellungnahme erschließen, darf die Wissenschaft nicht eine unpersönliche, seelenlose, mechanische Methode sich aneignen, wenn sie anders Wissenschaft = organische Zusammenfassung des Wissens bleiben und nicht in handwerksmäßigen geistlosen Betrieb versinken soll. Bei jedem fruchtbaren und nicht handwerksmäßigen Forscher ist die Methode nicht ein seelenloses Werkzeug, sondern ein Stück seiner eigenen individuellen Persönlichkeit. Wer mit fertigen Anschauungen an den Gegenstand seiner Forschungen herantritt, mag die Kategorien, mit denen er arbeitet, wie tote Werkzeuge an das Objekt anlegen, er kann die Quantitäten damit ausmessen, — die Qualitäten lassen sich damit nicht erfassen.

Dazu muß man bedenken, daß die fertigen Kategorien, deren Anwendung auf die Erfahrungswelt als die „wissenschaftlich allgemeingiltige Methode“ gelten soll, nicht einmal imstande sind, den geringsten Ausschnitt der Wirklichkeit in adäquater Weise zu bemessen und zu erschöpfen. Unser Zahlensystem ist durchaus unzulänglich, die wirklichen Größenverhältnisse der Außenwelt wiederzugeben. Für das Verhältnis des Kreisumfangs zum Durchmesser finden wir keinen genau begrenzten Zahlenausdruck, ebensowenig für das Verhältnis der Abschnitte einer nach dem goldenen Schnitt geteilten Linie. Jedes Atom eines stofflichen und energetischen Elements besitzt sein individuelles spezifisches Gewicht für sich allein, und der Exponent dieses Gewichtsmaßes ist bei jedem eine irrationale Zahl. Sollen daher die wirklichen Dinge um uns gemessen werden, so ist dies nur in beschränkter Weise möglich. Zunächst wird ein willkürlich gewählter ungefährer Maßstab angelegt, um einen allgemeinen Ueberblick über den Stoff zu bekommen, aber man darf nicht den Anspruch erheben, mit diesem Maße dem Gegenstand wirklich gerecht zu werden; man würde ihn dadurch nur verunstalten und seiner besonderen Individualität berauben.

Solche vorläufige willkürliche Maßstäbe sind die Kategorien der mechanischen Kausalität und des allgemein zureichenden Grundes, deren alleinige Anwendung immer noch in weiten Kreisen unserer Gelehrten als die wissenschaftlich alleinberechtigte Methode gilt. Dabei vermögen sie aber nicht die geringste Erscheinung der wirklichen Welt, der natürlichen wie der geschichtlichen, restlos zu erklären. Weder in der organischen noch in der unorganischen Welt gibt es etwas schlechthin Totes, jederzeit sich selbst Gleiches. Der tote Stoff ist durch die Naturwissenschaft aufgelöst in einen Zweiklang oder Dreiklang lebendiger Kräfte: Stoff, Energie und Aether. Jedes Atom besteht wieder aus der Wechselwirkung eines positiven und eines negativen Faktors; nur in künstlich isolierten Systemen gelingt es, den Grundsatz der mechanischen Kausalität einmal tatsächlich als zureichendes Erklärungsprinzip durchzuführen, im übrigen ist er nur ein Gedankenbild, ein der Wirklichkeit gegenüber völlig ungenügender Maßstab, dessen Erhebung zum Normalmaß aller Dinge eine ungeheuerliche dogmatische Vergewaltigung des Naturverlaufs ist. Ebenso wie mit dem Gesetz der mechanischen Kausalität in der natürlichen Welt verhält es sich mit dem des zureichenden Grundes in der Welt des geschicht-

lichen Lebens. Bei den menschlichen Individuen löst ein und derselbe äußere Beweggrund durchaus nicht dieselben Wirkungen aus, weder nach Quantität noch nach Qualität, so daß aus gleichen Wirkungen bei verschiedenen Persönlichkeiten nicht auf gleiche Beweggründe geschlossen werden kann. Auch vermag eine ungewöhnlich hervorragende Persönlichkeit durch Summierung von Eigenschaften und Erkenntnissen, wie sie sich bei Durchschnittspersonen finden, nicht erklärt zu werden. Das Ganze ist hier vor seinen Teilen, es ist eine höhere Qualität vorhanden, bei welcher quantitative Maßstäbe versagen.

Jeder Forscher tritt zunächst mit einer fertigen Anschauung, welche seine Methode bestimmt, an das Gebiet seiner Untersuchungen heran. Je mehr er sich aber an seinen Stoff hingibt, um so mehr wird durch die Wechselwirkung zwischen Stoff und Person auch seine Methode umgestaltet und aus einem zunächst seelenlosen Instrument zu einem seelenvollen persönlichen gestaltet. Nun ist es auch imstande, in das Innere des Objekts einzudringen, ohne es zu vergewaltigen und zu stören. Das Objekt fühlt sich erkannt von dieser Persönlichkeit und entfaltet ihr willig sein Inneres wie die Knospe dem Sonnenlichte.

Wie wenig das Bild Jaegers von dem seelenlosen Instrument der allein wissenschaftlichen Methode zutrifft, zeigt auch der Umstand, daß oftmals bedeutende selbständige Forscher zu einer neuen Methode übergehen, weil sie mit der bisherigen bedeutsamen Erscheinungen nicht gerecht zu werden vermögen. Ja es wird jeder originale Forscher ebenso wie der geniale Künstler eine ganz besondere Methode gewinnen, die Dinge zu sehen und zu gestalten; auf diese Methode hat er dann ein persönlich erworbenes Anrecht, das ihm unbestritten bleibt, da sie tatsächlich von keinem Andern in derselben Weise ausgeübt, höchstens nur schülerhaft nachgeahmt werden kann.

Mir ist es daher nicht recht verständlich, wie Jaeger sich für die von ihm gekennzeichnete, „wissenschaftlich allein giltige Methode“ als für etwas besonders Hohes und Wertvolles begeistern kann. Er vergleicht das Arbeiten nach dieser Methode mit dem Photographieren, d. h. mit einer im ganzen handwerksmäßigen, unkünstlerischen, nachbildenden aber nicht schöpferischen Tätigkeit; dieses schließe ein weiteres Verfahren keineswegs aus, sondern fordere ein solches sogar, aber es müsse vor allem erst einmal restlos durchgeführt sein. Ist dies überhaupt möglich?

Muß nicht diese Methode gerade bei den bedeutsamsten Abschnitten der Religionsgeschichte versagen? Das Leben Jesu Christi kann nach dieser unpersönlichen Methode nicht geschrieben werden ohne zum Zerrbild zu werden, wie zahlreiche Versuche beweisen. Ueber die originalen, schöpferischen Persönlichkeiten in der Religionsgeschichte wird sich nie ein gleichmäßiges Urteil herausbilden, wie dies über die Wirkungsweise der chemischen Elemente und der elektrischen Schwingungen möglich ist. Als einst ein junger Theologe, der in den Wirren der gegenwärtigen kirchlichen Verhältnisse und theologischen Gegensätze verwirrt worden war, mir mitteilte, er wolle der Theologie den Rücken kehren und Photograph werden, sagte ich ihm: er sei zu schade für diese mechanische Tätigkeit. Ebenso möchte ich jedem wissenschaftlichen Theologen zurufen: Du bist zu etwas Besserem bestimmt als fortwährend dich in den Dienst einer unpersönlichen Methode zu stellen, um Kärrnerarbeit zu tun. Deine Persönlichkeit wird dabei verkümmern! Vor allem bleibt es nun einmal ein Widerspruch, den Namen Theologie auf eine Arbeit anzuwenden, welche von Gott grundsätzlich absehen soll.

Es ist doch wohl ein falsches Bild, welches Jaeger anwendet, daß die Kirche für den theologischen Universitätslehrer Dispens von der bewährten wissenschaftlichen Methode fordern müsse, wenn dieses oder jenes Stück des Glaubens herankomme. Es handelt sich bei „diesem und jenem Stück“ um die eine Frage, für oder gegen welche gekämpft wird: Ist Jesus Christus eine einzigartige Persönlichkeit, welche darum mit Recht den Mittelpunkt der Geschichte bildet, oder ist er mit allen andern Religionsstiftern und Glaubenshelden in Reih und Glied zu stellen, mag man ihn auch zum Flügelmann machen? Er selbst

hat sich scharf und schroff gegen alle Uebrigen abgegrenzt, er hat auch nach historisch unbestreitbar echten Worten seinem Zeugnis und seiner Person den Sieg und die dauernde Herrschaft über die Welt zuerkannt. Deshalb hat die alte Kirche, als sie den Sieg im römischen Reich erfochten hatte, seine Geburt als den Mittelpunkt der Weltgeschichte bezeichnet und die Jahre von diesem Termin an gezählt.

Diesen Anspruch des christlichen Glaubens darf man doch wohl getrost der Untersuchung jeder bewährten historischen Arbeitsmethode unterbreiten! Eine Methode hat sich daran zu bewähren, daß sie imstande ist, die bedeutendsten Erscheinungen des Lebens in ihrem Zusammenhang mit dem ganzen Weltleben zu verstehen. Solange sie dies nicht vermag, ist sie Hypothese und darf sich nicht zur Richterin der Tatsachen aufwerfen. Nun ist es eine Tatsache, daß Jesus Christus seit seinem Auftreten in der Welt zum fruchtbaren, weltüberschattenden Baum geworden ist, während alle anderen Pflanzen neben ihm unfruchtbar geblieben sind, mögen sie auch vorübergehend herrliche Blüten entfaltet haben, wie der Muhamedanismus. Die, welche den Glauben an die fortschreitende Siegeskraft der Person Jesu Christi bestreiten und sich zu dem Grundsatz von der Relativität aller geschichtlichen Erscheinungen oder von der Rückständigkeit und künftigen Ueberwindung der Stufe des christlichen Glaubens bekennen, müssen zuerst nachweisen, wo bisher Glaubenskräfte erschienen sind, welchen zuzutrauen ist, daß sie das evangelische Christentum ablösen und eine Persönlichkeit aus sich herausgesetzen, vor deren Glanz das Licht Jesu Christi verbleichen müßte.

So lange dies nicht geleistet ist, soll die historische Methode sich der nötigen Aufgabe unterziehen, den besonderen Entstehungsbedingungen dieser einzigartigen historischen Erscheinung Christi in dieser unserer Welt der Kausalität nachzuforschen. Seine Persönlichkeit gleicht in der modernen Theologie noch immer einem Meteor, das zufällig aus den unbekannten Himmelsfernen einmal auf diese Erde gefallen ist, während Jesus selbst den Anspruch erhoben hat, als der Menschensohn die Vollendung des reinen, der Schöpfung als Ziel gesetzten Menschentypus zu bringen und damit das Sehnen seines Volks wie überhaupt der auf Gott geschaffenen Menschennatur zu erfüllen. Weder die Gesetze des geistigen noch die des physischen Lebens werden bei dieser Betrachtung Jesu suspendiert, so daß es nicht nötig ist, dem theologischen Forscher bei den Profanhistorikern einen Entschuldigungszettel zu schreiben.

Freilich wird die Methode des Theologen immer eine besondere sein und sich nie von der eines Profanhistorikers in Schlepptau nehmen lassen. Der Theologe muß ein persönliches Verhältnis haben zu Jesus Christus, er glaubt an ihn, das heißt, er sieht in ihm die tiefste und reinste Gotteserkenntnis, die vollkommene Gottesgemeinschaft beschlossen. Von dieser Voraussetzung aus kann er seiner Persönlichkeit erst gerecht werden, nur in dieser persönlichen Beziehung kann sich ihm das wahre Verständnis erschließen. Auch der Profanhistoriker muß von einer bedeutenden Persönlichkeit erst ergriffen worden sein, ehe er sie ganz verstehen und voll würdigen kann.

Nun scheint aber Jaeger im Bann einer unpersönlichen, rein theoretischen Methode zu stehen. „Der eigentliche Hintergrund“ der Theologie entzieht sich nach seinen Ausführungen der Wissenschaft, nur das, was in die Wissenschaft hineinragt, d. i. die geschichtliche Offenbarung Gottes mit ihrem Mittelpunkt Jesus Christus soll der rein wissenschaftlichen Behandlung der historischen Methode unterworfen werden, damit sie ein Urteil darüber fälle, — so wie man einen lieben Kranken zum Arzt bringt, daß dieser ohne Rücksicht auf die Gefühle der Angehörigen sein Urteil über den Zustand abgebe. Wie das Urteil lauten wird, scheint bei Jaeger von vorn herein festzustehen: Es ist ein hoffnungsloser Fall, die Wissenschaft ignorat Deum, sie weiß auch kein Heilmittel für die Krankheit des wissenschaftlichen Forschers, der von religiösen Herzaffektionen befallen wird und sich nach dem lebendigen Gott sehnt. Die eigentlichen Gegenstände des Glaubens — das sind nach Jaeger die Dinge, welche man früher unter dem Sammelnamen der Metaphysik zusammenfaßte — liegen jenseits aller Erfahrung

und Wissenschaft, und die in das natürlich geschichtliche Leben hineinragenden Erscheinungen sollen der spezifisch theologischen Behandlung entzogen und der objektiven gefühllosen Wissenschaft überwiesen werden.

Aber dann hat die Theologie überhaupt keine Daseinsberechtigung mehr innerhalb der Universitätswissenschaften. Wozu eine besondere akademische theologische Fakultät, wenn es sich darum handelt, die allgemeinen, religionsgeschichtlichen Phänomene nach einer für alle Fälle feststehenden Methode zu erforschen? Diese Aufgabe wird ein jüdischer und heidnischer Historiker, wenn er nur in der Methode genug geübt ist, ebenso gut, ja unbefangener leisten können als ein Theologe. Darum wäre folgerichtig die theologische Fakultät in eine allgemeine, historisch-religionswissenschaftliche Abteilung der Universität umzuwandeln. —

In Kapitel 6 gibt Jaeger eine psychologische Fundamentierung seines Satzes, „daß an dem Wort vom atheistischen Denken der modernen Theologen etwas Wahres, aber nichts Schreckliches ist".

Er unterscheidet nach G. Simmel in der Religion „den religiösen Inhalt in seinem objektiven Bestande und Gültigkeit von der Religion als subjektiv menschlichem Prozesse"; die theologische Wissenschaft hat es nur mit der letztern Erscheinung zu tun, da sie an den objektiven Bestand, das Ding an sich, nicht heranreichen kann. Dabei soll aber die religiöse Betrachtung der Welt doch mehr sein als eine Illusion, sie soll eine besondere grundlegende Kategorie unserer geistleiblichen Ausstattung sein, nach welcher wir die Erfahrungsgebiete, welche die Wissenschaft uns unter der Kategorie des Seins rein theoretisch vermittelt, nun auf besondere Weise ausstatten, sie zum Tönen und Leuchten bringen. Nach Simmel haben die verschiedenen Kategorien der menschlichen Vernunft eine solche Wirkung auf den sich ihnen darbietenden Stoff, daß sie ihn in verschiedene Aggregatzustände zu verwandeln imstande sind.

Hier ist der Religion eine höchst bedeutende Rolle zugewiesen: der Welt und zwar der wirklichen natürlich-geschichtlichen Welt einen neuen Aggregatzustand zu schaffen, und dieser muß der Natur der Sache nach der gasförmig glühende sein gegenüber dem gefrorenen starren Zustand, der sich aus der theoretischen Betrachtung ergibt. Der gasförmige Zustand gilt in der Physik als der höchste, weil in ihm die Atome in der stärksten Aktivität sind. Demnach kann durch Leben in der religiösen Kategorie der Mensch nicht nur selbst seine höchste Wirksamkeit entfalten, sondern auch der Welt außerhalb seines Vorstellungsprozesses neue Qualitäten verleihen, sie zum Ertönen und Aufleuchten bringen, kurz zur Offenbarung ihrer höchsten Anlagen.

Wird sich diese Anschauung durchsetzen, so wird ohne Zweifel die religiöse Betrachtung der Welt, vielleicht in Verbindung mit der spekulativen und künstlerischen, sich als die höchste und als die in Wahrheit objektive durchsetzen, die zugleich berufen ist, die Welt zu einer höheren Entfaltung ihrer Kräfte zu bringen. Dann würde die nur wissenschaftliche, rein theoretische Erforschung der Welt unter der Kategorie des Seins zu dieser sich verhalten wie die Arbeit des Fabrikarbeiters oder Rechnungsrevisors zu der des Künstlers und Forschers. Aber Jaeger vermag sich auf der Höhe der Einschätzung der Kategorien nicht zu halten, er steigt wieder in die Niederung des Subjektivismus herab. Die besondere Kategorie, durch welche der Mensch das Weltall anschaut, ist ihm etwas Seelenloses, mithin rein Phantastisches. Die Persönlichkeit steht über ihren Kategorien als Einheit, sie ist mit ihrer innersten Seele bei der religiösen Schätzung der Dinge nicht beteiligt: „Es ist in Wirklichkeit gar nicht der Theologe, der bei der wissenschaftlichen Arbeit dem lieben Gott Adieu sagt, sondern das könnte man höchstens von den Kategorien sagen, und da die keine Seele haben, mögen sie es ja tun." Hierin liegt nach meinem Empfinden eine sowohl für die Wissenschaft wie für die Religion unerträgliche Zerreißung der einheitlichen Welt, welche auch durch die Berufung auf Kant sich nicht rechtfertigen läßt.

Es muß das innerste Wesen der Persönlichkeit verkümmern, wenn man nicht festzuhalten vermag, daß die jeweilige Verschiedenartigkeit der Weltbetrachtungen, die sich im Einzelbewußtsein oftmals kreuzen, wenn sie sich zur Zeit nicht zu völliger Harmonie zusammenschließen lassen, wenigstens auf ein einheitliches Ziel hingerichtet sind. Der Gedanke einer doppelten oder gar einer mannigfaltigen Wahrheit verrät immer einen Niedergang der sittlichen Energie. Wenn wir Glauben haben an die Zukunft unserer Kultur, so müssen wir auch den Glauben an die Möglichkeit und vernünftige Notwendigkeit einer einheitlichen höchsten Weltauffassung festhalten.

Wie soll diese sich aufbauen? An die frühere Metaphysik hat man keinen Glauben mehr. Die Geschichtswissenschaft hat das angeblich vernunftnotwendige, ewige Wahrheitssystem ebenso zerstört wie schon vorher den Glauben an die angeborenen Ideen. Der Geist müht sich vergebens ab, aus den verschiedenen Zeitaltern des Denkens und aus den verschiedenen Denkweisen der Völker einen einheitlichen Kern herauszuschälen. Bei geistiger Erschöpfung empfängt der Mensch seine beste Kräftigung von der Natur. Die Geisteswissenschaften sind bisher im Stolz auf die Autonomie des reinen Geistes geneigt gewesen, die Realität der Natur zu leugnen, aber immer gewaltiger drängt sich dem modernen Menschen die Ueberzeugung auf, daß in der bisher als das Nichtseiende, das Unbewußte, das Nichtich verachteten Außenwelt höhere Geisteskräfte wirksam sind, als in dem bewußten Ich selbst in den Höhepunkten des genialen, produktiven Schaffens. Was einst Nietzsche prophetisch in die Welt hinausgerufen hat (Zarathustra: Von den Verächtern des Leibes), das bestätigt die exakte Naturwissenschaft, indem sie in dem System des Sternhimmels wie in den Atomen, welche sich in den Molekeln zu analogen Systemen zusammenschließen, eine so genaue mathematische Berechnung der Umlaufsbahnen und Zeiten, so genau abgepaßte Massen- und Gewichtsverhältnisse nachweist, daß auch der genialste Mathematiker die von ihr fertig vorgeführten Lösungen nicht nachzurechnen vermag. Wie dies in der Astronomie der Fall ist, so liegt eine ebenso genaue Abmessung der Verhältnisse auch vor in den Gesetzen der Physik, Chemie, Biologie und des geistigen Lebens. Die Natur zeigt ein einheitliches Leben, in ihr ist nichts Totes, Isoliertes, das Atom zeigt noch eine auf den Gegensatz zweier Kräfte berechnete Wechselwirkung. Was wir nur nach- und nebeneinander unter Anwendung verschiedener Kategorien uns mühsam aneignen können, ist in der Welt selbst vereint. Das Sein ist zugleich das Leben, welches in organisierten Kraftwirkungen mannigfaltiger Art sich äußert und ein stetiges Bestreben zeigt, über sich selbst zu feineren und geistigeren Lebensformen aufzusteigen.

Nicht aus Spekulationen, sondern aus den gesicherten Ergebnissen der Natur- und Geisteswissenschaft unter Leitung philosophischer, künstlerischer und religiöser Intuitionen wird nach meiner Ueberzeugung eine neue Metaphysik sich durchsetzen, welcher der lebendige Gottesglaube ebenso wahrscheinlich und berechtigt erscheinen wird, wie den Vertretern der ältern Naturwissenschaft der Materialismus als wissenschaftlich allein berechtigt galt. Dann wird es nicht mehr Mode sein, von der naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Forschung atheistisches Denken zu fordern, geschweige denn von den wissenschaftlichen Theologen.

Hans Gallwitz

Antwort und Schlußwort in Sachen des „atheistischen" Denkens

Vgl. Nr. 25 und 33

1

„Zur Verständigung" waren die Ausführungen über die wissenschaftliche Methode in der Theologie geschrieben. Auch nach den Erwiderungen von Kalweit und Gallwitz und dem Leitartikel der Kreuzzeitung (Nr. 348) muß dies der leitende Gedanke bleiben. Es wäre aber der Sache und den Lesern wenig gedient, wollten wir nun im Folgenden auf alle

die einzelnen angeschnittenen Fragen näher eingehen; wir würden gar bald die eigentliche Hauptfrage aus den Augen verlieren. Daß wir die in voller Klarheit sehen — und sehen wollen! — darauf kommt es hier an.

Darum lassen wir hier die Anspielungen Gallwitzs und der Kreuzzeitung, als käme es in der neueren Theologie auf die bedenkliche Institution der doppelten Wahrheit hinaus, auf sich beruhen. Auch die „Begeisterung" für die wissenschaftliche Methode, die Beide in meinen Worten gefunden haben wollen, ist eine Entdeckung für sich. Und wenn Gallwitz den Gedanken der Allbeseelung auch auf die Methoden ausdehnt und allen Ernstes „seelenvolle" Methoden verlangt, so werden ihm dahin auch energische Vertreter der Allbeseelungslehre kaum zu folgen vermögen. Uns interessiert dieser Spezialfall einer besonderen philosophischen Weltanschauung hier nicht.*) Wenn aber Gallwitz aus einem von mir gebrauchten Bilde von Arzt und Krankem herausliest, der Zustand des Christenglaubens sei für mich ein „hoffnungsloser Fall", so wird sich der Leser schon selber an die Wahrheit erinnert haben: „Pferde und Gleichnisse werden leicht zu Schanden geritten."

Auch bei Kalweit finden sich einige Mißverständnisse, die sich von selber auflösen, wenn wir uns ruhig auf die Hauptsachen besinnen. Ich denke selbstverständlich nicht daran, die Religion vom Denken zu trennen und im Ganzen des geistigen Lebens zu isolieren. Denn auch das religiöse Leben hat in Wirklichkeit gewisse intellektuelle Elemente, die nicht wild wachsen dürfen, sondern Pflege verlangen. Auch leugne ich nicht, daß Gott Gegenstand geordneten Denkens sein kann. Nur hilft uns diese Bestimmung sehr wenig. Denn die Scholastiker haben zum Teil ein musterhaft geordnetes Denken darauf gewendet, und wir wissen uns doch von ihrer Auffassung weit geschieden.

Wir müssen eilen, daß wir nach diesen aufräumenden Vorbemerkungen wieder zum eigentlichen Thema kommen.

2

Vom „atheistischen Denken", oder wie ich — um verallgemeinernde Mißverständnisse möglichst fernzuhalten — genauer sagte: von atheistischer Methode in der theologischen Arbeit war die Rede. Zur Verständigung sei zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß das Wort „atheistisch" in diesem Zusammenhang nicht mit antitheistisch verwechselt werden darf. Da ist ein Unterschied, den wir nur darum in der Praxis leicht übersehen, weil viele Atheisten tatsächlich zugleich Antitheisten sind, d. h. Feinde und Bekämpfer solchen Glaubens. Ursprünglich liegt in dem Worte „atheistisch" nur das grundsätzliche Absehen vom Gottesgedanken, ohne feindselige Tendenz. Vielleicht hätte Lütgert, auf den ja die Formulierung zurückgeht, besser getan, das weniger mißverständliche Wort „agnostisch" zu gebrauchen, sofern darin das Programm liegt, sich in der Wissenschaft streng innerhalb der Grenzen der theoretischen Vernunft und ihrer Möglichkeiten und Aussagen zu halten; da Gott mit der theoretischen Vernunft, also wissenschaftlich, nicht erkennbar ist, so wäre mit diesem Worte sachlich ungefähr dasselbe ausgedrückt und der Ausdruck wäre Manchem weniger anstößig gewesen, als der vom „atheistischen" Denken, der für nicht Abgehärtete etwas Stechendes haben mußte. — Trotzdem möchte ich es nicht sehr bedauern, daß Lütgert grade dieses Wort gebrauchte, wenn es uns nur zu größerer Klarheit zwingt.

3

Unter denen, die sich zur Sache geäußert haben, halte ich eine Verständigung mit Kalweit für leicht möglich. Und zwar wenn ich den einen Satz herausheben darf:

> Für bestimmte Zwecke, wenn es sich um die Feststellung empirischer Tatsachen und Zusammenhänge handelt, kann und muß die Arbeit theologischer Forscher von dem Gedanken an Gott und sein Wirken absehen.

„Für bestimmte Zwecke" — sagen wir deutlicher: für die wissenschaftliche Erforschungsarbeit, und noch deutlicher: für die historisch-kritische Arbeit.*) Denn im Blick auf diese ganz bestimmte Arbeit wurde die Formel seiner Zeit geprägt.

Natürlich ist es nun leicht, daraus Konsequenzen zu ziehen, an denen harmlose Menschen das Gruseln lernen. Es ist sofort eine Verschiebung da, wenn man das Wort „Methode" außer Acht läßt. Kalweit hätte sich z. B. Manches sparen können, wenn er bedacht hätte, daß eine Arbeitsmethode noch keine Gesamtanschauung bedeutet. Wir brauchen nur an den materialistischen Gedanken zu erinnern: was er in der Naturwissenschaft als Methode der Forschung leistet und was er in der geistigen Gesamtlage als Weltanschauung bedeutet. Als Methode in der Naturwissenschaft unentbehrlich und kulturfördernd, als Weltanschauung unerträglich und kulturhemmend. Dieser grundlegende Unterschied von Methode und Gesamtanschauung gilt selbstverständlich auch in der Theologie. Eine atheistische Methode bedingt in der Geschichtsschreibung nicht notwendig eine atheistische Darstellung.

Jeder Historiker weiß, daß ein großer Unterschied zwischen Geschichtsforschung und Geschichtsdarstellung besteht. Es ist oft darauf hingewiesen, daß die Geschichtsschreibung eine Kunst ist, womit alsbald ein Gesichtspunkt gegeben ist, der nicht wissenschaftlicher Natur ist. Aber es ist kaum nötig hinzuzusetzen, daß auch für den genialsten Geschichtsdarsteller die Tatsachen selbst unantastbar bleiben müssen, die Tatsachen, die mit dem Handwerkszeug, das der Historiker hat, festgestellt worden sind.

4

Und nun ist das eben die Frage, ob der Theologe anderes Handwerkszeug haben muß zur Feststellung der geschichtlichen Fakta, als der Profanhistoriker demselben Stoffe gegenüber. Wir antworten entschieden: Nein. Und zwar sagen wir das auch, wenn Beide z. B. dem Urkundenmaterial über das Leben Jesu gegenüberstehen. Nun weiß aber jeder einsichtige Forscher, daß, um mit Goethe zu reden, „bei der Division der Wirklichkeit durch die Vernunft immer ein Rest übrig bleibt", und von der Größe dieses Restes hat der Historiker, der es mit persönlichem Leben in der Geschichte zu tun hat, einen besonders lebhaften Eindruck. Das hindert ihn nicht, festzustellen, was festzustellen ist. Ein Abbild der lebendigen Wirklichkeit des Geschehens kann er ja schon darum nicht geben, weil ers nur in Begriffen darstellen kann, was er gesehen hat. Es ist ihm selbstverständliche Voraussetzung: die ganze Wirklichkeit kann ich nie und nimmer mit Mitteln der Historie festlegen; ich stelle dar, was mir von Menschenwerk und Menschenlos, von menschlichen Verhältnissen und Wirkungen erkennbar ist, kurz: was in den Bereich der geschichtlichen Erfahrung gehört, und dazu gehören auch die religiösen Zuständlichkeiten. Kein ernsthafter Historiker, auch der irreligiöseste, wird die Tatsächlichkeit dieser Zuständlichkeiten leugnen. Daß Jesus von Nazareth zu Gott als dem Vater aufgesehen und so gelehrt hat, ist ein Faktum auch der Profangeschichte. Daß die Jünger Jesu von der Auferweckung ihres Meisters felsenfest überzeugt waren, dieser Glaube ist ebenfalls ein Faktum für den Profanhistoriker. Dies ist nachweisbar. Aber ob in all diesen Zusammenhängen und Verhältnissen Etwas auf Rechnung Gottes zu schreiben ist, das interessiert den wissenschaftlich untersuchenden Forscher als Forscher garnicht. Denn die Wissenschaft hat es nur mit der Kette der Gegenstände der Erfahrung zu tun, und wer den schlichten Gedanken verstanden hat, daß Gott nicht ein Glied in dieser Kette ist, seinem Wesen nach nicht sein kann, für den ist es keine unerhörte Zumutung, bei der wissenschaftlichen Feststellung der Tatsachen vom Gottesgedanken ganz abzusehen, sondern selbstverständliche Vorbedingung seiner Arbeit. Er hat zunächst nur das eine Interesse, festzustellen: wie sieht diese Sache, dieser Geschichtsverlauf in dem mir

*) Wie damit die logische Folgerung zusammenhängt: „seelenlos, mithin [sic!] rein phantastisch", ist mir ein Geheimnis geblieben.

*) Strenggenommen müßten wir freilich auch die Methode der heutigen Religionspsychologie mit in Betracht ziehen (Leuba, James u. A.). Vielleicht findet sich später Gelegenheit, darauf besonders einzugehen. Im Rahmen unserer Erwiderung empfiehlt es sich, bei der obigen Beschränkung zunächst stehen zu bleiben.

erkennbaren Gefüge von Ursachen und Wirkungen aus? Und wenn er so aufrichtig und ehrlich suchend dieser menschlichen Wirklichkeit nahe zu kommen sucht und ist gewiß, daß Gott uns im Wirklichen begegnen will, sollte es da nicht auch den Aufrichtigen gelingen, außer dem wissenschaftlichen Ertrage noch einen andern Gewinn davonzutragen, der freilich nicht wissenschaftlicher Art ist?

In Wirklichkeit — es wird nur nicht ausdrücklich davon gesprochen — hat es sich die Christenheit längst ruhig gefallen lassen, daß christliche Profanhistoriker, wenn sie an das Leben Jesu kamen, darüber mit der stillschweigenden Voraussetzung berichteten, daß sie menschliche Dokumente über menschliche Vorgänge zum Reden brachten. Sie haben das längst getan, ohne daß man ernstlich ihre Christlichkeit in Frage gestellt hätte. Erst als die theologischen Historiker sich auf demselben Wege ihrem Gegenstande nahten, erhob sich der Widerspruch: Das geht nicht! — Warum nicht? — Man wird an die bekannte Aeußerung erinnert: „Wenn doch Professor N. aus der theologischen Fakultät in die philosophische überträte, dann hätten wir einen ungläubigen Theologen weniger und einen gläubigen Philosophen mehr!“ Es ist mit dieser Erinnerung nur eine Stimmung angedeutet, die den Allerwenigsten klar zum Bewußtsein kommt. Der Profanhistoriker darf und soll und muß die Sache so darstellen wie die wissenschaftlichen Forschungsergebnisse es an die Hand geben. Der theologische Historiker — „Ja, Bauer, das ist etwas Anderes!“ Der Theologe soll seine wissenschaftliche Arbeit — so verlangt es Gallwitz — „mit ausdrücklicher Zuhilfenahme des Gottesgedankens“*) tun; auf gut deutsch: der Theologe ganz allein in der gesamten Universitas Litterarum soll mit einer Hypothese arbeiten, die in keinem andern Zweige der Wissenschaft vorkommt, und die der Religion selbst in ihrem Wesen widerspricht: denn das Religiöse ist nie hypothetisch und das Hypothetische ist nie religiös. Ich weiß nicht, wie man „Zuhilfenahme des Gottesgedankens in der Wissenschaft“, — wohlgemerkt: in der Wissenschaft! — anders bezeichnen soll, denn als Hypothese. Merkt man denn nicht die Degradierung des Gottesgedankens, der dem Frommen Ein und Alles ist, zur Hypothese, die morgen vielleicht Nichts ist? Und merkt man nicht die Isolierung der Theologie in der Wissenschaft, die man damit proklamiert? — wenn man nicht richtiger von der Entwurzelung ihres wissenschaftlichen Charakters reden will? Selbst in der Gestalt der Hypothese ist der Gottesgedanke noch so groß, daß er den Rahmen der Wissenschaft einfach sprengt!

5

„Ich glaube“, — so schrieb mir dieser Tage ein Freund — „viel Unklarheit wird heute großgezogen durch die unbestimmte Terminologie. Gerade die wichtigsten Worte, z. B. »Wissenschaft«, »Gott« werden von sehr Vielen ohne ganz klare Begriffsbestimmung gebraucht. Ein klein wenig Standpunktsverschiebung bringt sofort eine andre Art von Abstrahieren hervor, und sofort entstehen große Gegensätze, die in Wirklichkeit nur Wortstreit sind. Es wird höchste Zeit, daß wir Theologen uns auch mit voller Energie des heutigen Begriffes »Wissenschaft« bedienen, in dem das Wort »Gott« nicht mehr vorkommt, weil es einfach eine *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* ist. Wir müssen mit den Velleitäten im Sprachgebrauch aufräumen.“

So schreibt Einer, für den Luther seine Worte vom Gotthaben im Großen Katechismus und Kant seine Kritik der reinen Vernunft nicht umsonst geschrieben hat. Klarheit über das, was Gott für uns ist und was die Wissenschaft für uns Christen bedeutet, das gehört mit zum latenten Programm der „Christlichen Welt“. Und diese Klarheit vermißt man bei aller ehrlichen persönlichen Wärme in Gallwitzs Ausführungen. Aber man durchwandert sie in voller Seelenruhe, wenn man weiß, daß sie vorkantisch gedacht sind.*)

Damit kann es ja freilich Jeder halten wie er will. Es ist Niemand an sich auf Kant verpflichtet, und es gibt namhafte Gelehrte, die von Kants Arbeit keine Notiz genommen haben. Auch uns, die wir dankbar von Kant gelernt haben, ist er nicht absolute Autorität; wir kennen seine Schwächen in der Auffassung der Religion. Aber seit er in mühsamer Denkarbeit mit seiner Kritik der reinen Vernunft gezeigt hat, was in der Wissenschaft möglich ist, und so die prinzipielle Grundlage für die wissenschaftliche Arbeit der Gegenwart geschaffen hat, können wir es nur mit Bedauern sehen, wenn seine Bemühungen, Klarheit in der Wissenschaft zu schaffen, einfach übersehen werden.

Es war nicht schwer zu merken, daß es sich gegenüber dem Artikel in Nr. 25 um Widerlegung — nicht irgend eines neueren Theologen, sondern des Kantschen Standpunktes in der Wissenschaftsfrage und in der Frage der Theologie im Besondern handelt. Der Abschnitt in der Kritik der reinen Vernunft, der von der „Kritik aller Theologie aus spekulativen Prinzipien“ handelt, ist auch heute noch recht beherzigenswert. Man kann dort die Lust verlieren, den Gottesbegriff als theoretischen Erklärungsbegriff beim Welterkennen (das ist die Aufgabe der Wissenschaft) zu gebrauchen, und die Ueberzeugung gewinnen, daß es eine Herabsetzung des Gottesbegriffes ist, wenn man damit theoretisch-wissenschaftlich — darum allein handelt es sich — Etwas erklären will. Man zieht ihn damit immer in die „Kette der Gegenstände der Erfahrung“, in die Region des Nachweisbaren hinein, wo Alles bedingt ist. Es dürfte heutzutage nicht allzu schwer sein, sich in diesen Gedankengang hineinzufinden und die Konsequenzen daraus zu ziehen. Dann wird man merken, daß der bekämpfte Artikel in Nr. 25 gar nichts wesentlich Neues enthält, sondern im Grunde nur eine Formulierung des wissenschaftlich zu Recht Bestehenden. Es gibt aber einen Schrecken vor Formulierungen. Von den Lesern der Kreuzzeitung, denen die Ueberschrift des Leitartikels in Nr. 348 ein neues Schlaglicht zur Erkenntnis der modernen Theologie brachte, werden die Allerwenigsten ahnen, daß die prinzipielle Grundlegung jener Ausführungen niedergeschrieben wurde, als der Alte Fritz noch in Preußen regierte, und daß durch diese Klärung der Gedanken über das Mögliche in der Wissenschaft für die Würde und Selbständigkeit der Religion im Menschenleben mehr geleistet ist, als durch viele Jahrgänge der Kreuzzeitung.

6

Das in der Wissenschaft Mögliche!**) Kalweit hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß grade der Begriff der Wissenschaft in jüngster Zeit ein Problem geworden ist. Das hängt mit der immer weitergreifenden Arbeitsteilung und der Verselbständigung und Neueingliederung einzelner Gebiete zusammen. Aber ein näheres Eingehen auf die Unterschiede von Naturwissenschaft und Wert- oder Kulturwissenschaft und die dadurch differenzierten Methoden, auf den Unterschied von nomothetisch und idiographisch und dergl. würde uns hier viel zu weit führen; auch das Problem „Immanenz—Transzendenz“ braucht uns hier nicht weiter zu beschäftigen, obwohl es Kalweit nahe legt. Es mag die kurze Bemerkung vor der Hand genügen, daß die immanente Betrachtungsweise für den lebendigen Menschen tatsächlich nie ausreichen wird; aber es ist auch hier auf den Unterschied von „immanenter“ Methode und einer Gesamtanschauung der Immanenz zu achten. Aber auch auf dem Standpunkte der transzendentalen Betrachtung der Welt bleibt ja theoretisch die Welt ein in sich geschlossenes Ganze! Ist das die bloße Erfahrung Uebersteigende schon das, was allgemein und notwendig als göttlich anzuerkennen wäre? Wir brauchen

*) Die „Kongenialität“ dem Gegenstand gegenüber ist selbstverständliche Voraussetzung. Wenn ein unmusikalischer Mensch eine Mozartbiographie zu schreiben unternimmt, so ist das eine Geschmacklosigkeit, die an innerem Unvermögen schließlich scheitern muß. Auf religiösem Gebiete ist es ebenso, nur ist der Unfug dabei gröber.

*) Worauf, nebenbei bemerkt, auch der Naturbegriff hinweist, der gegen den Schluß herauskommt.

**) Ueber den Begriff des „Erklärens“ wollen wir nicht streiten. Man kann sich bei der „Welterklärung“ der Grenzen der Erklärbarkeit deutlich bewußt bleiben. Aber „der Mensch muß bei dem Glauben verharren, daß das Unbegreifliche begreiflich sei; er würde sonst nicht forschen.“ (Goethe, Sprüche in Prosa.)

uns, wie gesagt, in derartige Gedankengänge garnicht zu begeben. Die Sache liegt im Grund trotz all der rastlosen Problemwucherung auf diesem Gebiete recht einfach: Wollen und können wir uns klarmachen, *was Wissen ist*? Wir können es, wenn wir wollen, und dann können wir auch die Konsequenzen ziehen für die Theologie. Was in der Theologie kann man *wissen*? Wißbar ist auch in der Theologie nur das, was zur Kette der Gegenstände der Erfahrung gehört. Gehört dazu auch Gott und sein Wirken? Man kann Niemanden zur Klarheit darüber zwingen; es kommt hier sehr viel auf den Willen zur Klarheit an. Den zu pflegen haben wir aber allen Grund, damit nicht dem Vorwurfe neue Nahrung zugeführt wird, wir Theologen machten immer erst einen Nebel um uns herum, um in seinem Schutze unkontrolliert arbeiten zu können.

7

Wer den Gedanken des Wißbaren, des nachweisbar Wirklichen fest im Auge behält, dem wird es wenig Eindruck machen, wenn Gallwitz hinweist auf das, was der christliche Glaube voraussetzt oder verlangt, nämlich „im Großen und Kleinen, im Empfinden und Handeln, im Denken, wie im Erforschen der Wirklichkeit Wirkungen Gottes wahrzunehmen." Gewiß, der *Glaube* verlangt das, aber damit sind wir eben mitten in der Religion, ja mit dem Gedanken der „Wirkungen Gottes im Handeln, Denken und Erforschen" werden wir sogar in das Gebiet der religiösen Paradoxie geführt; und von der *wissenschaftlichen* Betrachtung sind wir damit recht fern. Die von Gallwitz angedeutete Expansionskraft des Glaubens gehört sogar mit zu dessen Wesen, aber über den Betrieb der Wissenschaft, wo allein das *Wissen* den Ausschlag gibt, ist doch damit nicht das Geringste entschieden. Selbstverständlich tritt für den frommen Menschen auch die Wissenschaft in religiöse Beleuchtung, wie Alles, das in seinen Bereich kommt, aber ohne daß dadurch die wissenschaftliche Methode der Feststellung des Wißbaren irgendwie in Frage zu kommen brauchte. Der uns diese Alles durchdringende Kraft des Glaubens gebracht hat, Jesus, hat einst eine an ihn gestellte Zumutung mit den Worten abgewiesen: „Wer hat mich zum Erbschichter über euch gesetzt?" Muß nicht auch der Glaube heute so zur Wissenschaft sprechen: Wer hat mich zum Wächter über deine Methoden bestellt? Da siehe du zu!

Die Methode aber ist das Handwerkszeug des Forschers. Ich weiß wirklich nicht, was man gegen dieses Bild einwenden will. Er mag sein Instrument verbessern, verfeinern, wenn er kann; wer verbietet ihm das? Aber es ist ihm zum Arbeiten gegeben, und nicht zum Fliegen. Und kein Verständiger wird das Werkzeug mit der Arbeit selbst verwechseln, aber auch die Arbeit nicht mit dem, wovon sie nur ein Teil ist: dem Leben. Werkzeug — Arbeit — Leben, das ist die Reihenfolge vom Kleinen zum Großen. Methode — Wissenschaft — Leben, das ist eine andre Reihe, aber auch sie mündet im Unmittelbarsten, im Leben. Sollen wir es erst noch ausdrücklich sagen, *daß die Methode noch nicht die ganze Wissenschaft und die Wissenschaft noch nicht das ganze Leben ist*? Aber wie sollen wir den Einen den Wissenschaftsdünkel, den Andern die Angst vor der Wissenschaft nehmen, als dadurch, daß wir vor allen Dingen die Pfade der Wissenschaft mit klarer Methode und mit klarer Einsicht in das Wißbare und wissenschaftlich Konstatierbare, *reinlich begehen*?

Die Zeiten des prinzipiellen Ineinander, als die Wissenschaft in das Gebiet des Glaubens hinübergriff und der Glaube in das Gebiet der Wissenschaft, weil man es nicht besser wußte, liegen doch wahrlich noch nicht so weit hinter uns, daß wir nun leichtherzig die mühsam aufgeworfenen Dämme wieder durchstechen dürften. Wir haben noch immer an den Wunden aus jener Zeit zu tragen und fangen eben an, uns davon zu erholen. Wenn man diese Geschichte kennt, so kann man es nur als Undank bezeichnen, wenn die im Kampfe errungene Einsicht in die Selbständigkeit der beiden Gebiete des Glaubens und der Wissenschaft ohne Weiteres wieder preisgegeben wird. Ich kann diesen Undank, der in der erneuten Vermischung religiöser und wissenschaftlicher Grundgedanken liegt, nicht für fromm halten, und möchte ein Wort *Herrmanns* in der

Vorrede zu seiner „Ethik" in unserem Zusammenhang so abwandeln: *es ist eine wichtige Betätigung christlicher Gesinnung, den in der Geschichte zur Klarheit gebrachten Gedanken der Wissenschaft mit allem Ernst als eine Offenbarung des allmächtigen Gottes anzublicken und es getrost damit zu wagen.* — Und wenn so die Zwei, der Glaube und die Wissenschaft, für ihre besondere Betätigung auseinandertreten, so darf man wohl das Wort Geibels auf jedes von Beiden anwenden:

Tu nur redlich das Deine,
Tus mit Schweigen und Vertrauen;
Rüste Balken, haue Steine,
Gott der Herr wird bauen!

Damit ist dann auch der von Gallwitz befürchteten „Verkümmerung des innersten Wesens der Persönlichkeit" vorgebeugt und das einheitliche Ziel angedeutet, in dem auch der moderne Mensch immer wieder bei der Verschiedenartigkeit der Weltbetrachtungen die Harmonie finden kann, die wir alle brauchen.

Aber darauf müssen wir immer wieder zurückkommen: den Gedanken der selbständigen Eigenart des wissenschaftlichen Erkennens lassen wir uns nicht wieder nehmen — *aus Religion*! Wer damit nicht rechnet, von dem gilt das Wort von Goethe: „Wer das erste Knopfloch verfehlt, kommt mit dem Zuknöpfen nicht zu Rande."

8

Albrecht Ritschl hat einmal den Grundsatz ausgesprochen, daß jede Theologie erst dann recht verstanden werden könne, wenn man wisse, von welcher Gottesvorstellung sie beherrscht sei. Hätte der verehrliche Gegner in der Kreuzzeitung diesen Grundsatz uns gegenüber befolgt, so hätte er nicht die geringschätzigen Sätze gegen uns schreiben können:

Die Rücksicht auf die Universitas litterarum übernimmt damit die führende Rolle, die Angst vor wissenschaftlichem Mißkredit beflügelt die Schritte der weltförmigen Akkomodation, und die Ehrenrettung der Theologie wird gewaltsam vollzogen durch Preisgabe des Gottesgedankens.

Zunächst sollte sich die Kreuzzeitung von den Militärs unter ihren Lesern sagen lassen, daß es nie gut tut, den Gegner zu unterschätzen. Aber jene Sätze sind auch dadurch charakteristisch: der Verfasser scheint nicht von ferne zu ahnen, daß gerade *Kants* Arbeit über das in der Wissenschaft Mögliche auch wissenschaftlich den religiösen Glauben — was dieser an sich garnicht nötig hat — vor den Gefahren der Wissenschaft geschützt hat, indem er gezeigt hat, daß der Glaube in einer ganz anderen Sphäre liegt, so daß „die Geschosse der Wissenschaft immer nur auf wissenschaftliches Gebiet treffen können." Wie denn auch jede *erlebte* Religion gegen wissenschaftliche Gründe kugelfest ist. Wenn der Theologe der Kreuzzeitung diesen Standpunkt des modernen Theologen kännte, würde er nicht die kriechende Angst vor der Wissenschaft als das Treibende unsrer Ausführungen hinstellen können. Von diesen Aengsten sind gerade die modernen Theologen, die von Kant gelernt haben, *auch wissenschaftlich* befreit.

Wenn unsern Gegnern wirklich daran liegt, uns zu verstehen — und sie müssen sich selber sagen, daß sie uns *überwinden* können, nur wenn sie unsre innere Stellung verstanden haben — dann müssen sie unsre Theologie von dem hohen, freien, frohen Gottesglauben aus verstehen, den wir bei Jesus und seinem deutschen Apostel Martin Luther gelernt haben. Dies Bekenntnis muß der Natur der Sache nach hier genügen. Denn es wäre eine Verletzung der religiösen Schamhaftigkeit, wollten wir hier ad hoc die geheime Quelle unsrer Freudigkeit mit Worten aufdecken. Aber ist es denn so ganz undenkbar, daß wir nur darum die völlige Unbefangenheit und Freiheit der Wissenschaft und ihren Methoden gegenüber haben, weil uns in unserm Gott Etwas aufgegangen ist, das uns fein lustig und trotzig macht gegen alle Kreaturen? Und die Wissenschaft gehört auch zu den Kreaturen.

Wir wissen, daß es wertvollere Dinge in der Welt gibt

als die Wissenschaft, so sehr wir sie, auch abgesehen von der religiösen Betrachtung, schätzen. Wir unterschätzen sie nicht, denn wir kennen ihre Dienste; wir überschätzen sie nicht, denn wir kennen ihre Grenzen. Wir suchen sie zu schätzen als das, was sie ist, eine Welle, und weder die stärkste, noch die tiefste, noch die schönste im Weltmeer des Lebens, des großen Unmittelbaren, in dem wir sind. Aber nur als eine Tatsache, die wir als gegeben im Leben vorfinden, gehört sie zum Unmittelbaren. In sich ist Wissenschaft immer etwas Mittelbares, mannigfach Vermitteltes, mit dem wir in das große Unmittelbare ein paar Spannen tief einzudringen suchen. Religion gehört zum Unmittelbaren, das weiß Jeder, der ihr Wesen kennt. Wissenschaft haben wir, die Religion hat uns. Wer darüber klare Gedanken hat, kann der für die Religion Etwas von der Wissenschaft befürchten?

Weil wir die Wissenschaft von oben her sehen und nicht von unten her, darum sehen wir sie, wie wir meinen, in richtigerem Lichte als unsre Gegner zur Rechten. Wir lassen sie ruhig ihre Kräfte entfalten, wir lassen sie sich „austoben", wenn man so will, auch auf dem Gebiete der religiösen Erscheinungen in der Welt. Wir wissen, daß es nicht böse gemeint ist und daß es seine ganz bestimmten Grenzen hat. Den blauen Himmel holt auch der wildeste Junge nicht herunter; das Firmament bleibt, wie sein Name sagt, fest.

So sehen wir denn zu, wie weit die Wissenschaft mit ihren Methoden kommt, nicht frivol, sondern voll ruhigen Vertrauens zu den wundervollen Lebenskräften Gottes, die heimlich Alles durchdringen und durch Nichts zu zerstören sind, am allerwenigsten durch aufrichtiges Suchen. „So ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen." Meinen unsre Gegner, dies Wort gelte nicht auch uns? Wenn wir ihn mit wissenschaftlichen Methoden, anstatt mit ganzem Herzen suchen wollten, wir würden ihn gewiß nicht finden, auch mitten in der Religionsgeschichte, auch mitten im Leben Jesu nicht! Mit der Methode wollen wir Ihn ja auch garnicht finden, sondern das Wißbare. Sollten wir uns darüber wirklich nicht verständigen können?!

„Ueber die Bedeutung der theologischen Wissenschaft für die christliche Frömmigkeit kann man . . nicht bescheiden genug denken" — schrieb Harnack einst am Schluß der Vorrede zum dritten Bande seiner Dogmengeschichte. Dies Wort unterschreiben wir Theologen, insbesondere von der „Christlichen Welt" alle, nicht weil es Harnack gesagt hat, sondern weil es unsre gemeinsame Ueberzeugung ausdrückt, daß es etwas viel Höheres gibt als die Theologie: das ist das Leben aus Gott und in Gott. Und noch aus einem anderen Grunde. Weil diese Grundgesinnung am besten das widerlegt, was aus manchen spöttischen Reden unsrer Gegner herausklingt: als glaubten wir durch unsre Theologie selig zu werden. Nein, eine „seligmachende Theologie" kennen wir nicht, so sehr sie uns angepriesen wird. Wir glauben, daß man durch keine Theologie, auch durch keine rechtgläubige, überhaupt nicht aus eigner Vernunft noch Kraft an Jesus Christus glauben oder zu ihm kommen kann.

* * *

Und die Zukunft der theologischen Fakultäten im Gesamtorganismus der Wissenschaften? Wir haben keine Befugnis, darüber zu weissagen. Aber was wahr ist und bleiben wird, wollen wir sagen: nämlich daß unter allen Umständen der christliche Glaube von einer etwaigen Auflösung der theologischen Fakultäten Nichts zu fürchten hat. Darum nicht, weil es eine Kraft gibt, die zu allen Zeiten Leute beruft, sammelt, erleuchtet, heiligt und bei Jesus Christus erhält im rechten einigen Glauben. Aber so lange es eine solche Gemeinschaft geben wird, so lange wird sie Fachleute brauchen, die das Vätererbe der Gegenwart vermitteln und gegenüber dem, was man wissen kann, offene Augen haben. Und es sieht nicht aus, als ob der Organisationstrieb im Abnehmen wäre. Wie man aber eine solche Gemeinschaft von Männern der Wissenschaft, die an dem immer wachsenden Vätererbe arbeiten, in ferner Zukunft nennen wird, ist keine ernstliche Sorge. Die Hauptsorge ist, daß sie ihre Pflicht tun.

Paul Jaeger

Die deutschen Auslandsgemeinden und der Gustav Adolf-Verein

Als die in England bestehende „Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums in fremden Ländern" 1901 auf ihr zweihundertjähriges Bestehen zurücksehen konnte, war in der bei jenem Anlaß veröffentlichten Festschrift zu lesen:

Die Gesellschaft will dafür sorgen, daß die Pioniere Englands gleich von Anfang an sich in christlicher Luft bewegen, ein gutes christliches Beispiel vor Augen haben und christliche Unterweisung empfangen, und daß, sobald Kolonien entstehen, auch die Kirche mit gepflanzt wird.

Präziser läßt sich wohl nicht ausdrücken, was den Engländer befähigt, wohin er über den Erdball verschlagen wird, sich englisches Volkstum und englische Gesittung zu bewahren; seit mehr als zweihundert Jahren sorgt die englische Hochkirche planmäßig dafür, daß wohin immer Engländer auswandern, sie englisches Kirchen- und Schulwesen erhalten. Das Deutsche Reich hat geglaubt, solchen Luxus in seinen Schutzgebieten sich ersparen zu dürfen, und hat trübe Erfahrungen gemacht in Südwestafrika wie in Samoa. Aber nicht von den Schutzgebieten soll hier die Rede sein, die erst zwanzig Jahre zu Deutschland rechnen. Es gibt andere Länder, die schon gar viel länger Ziel der deutschen Auswanderung sind.

Es sind weite Kreise im Gustav Adolf-Verein, die mit Auslandsgemeinden nicht behelligt werden mögen. Das Gebiet, in dem der Jerusalem-Verein arbeitet, wollen sie noch gelten lassen, aber darüber hinaus nicht gehen. Solche Anschauungen vertreten Männer, die es mit der Arbeit im Gustav Adolf-Verein sehr ernst nehmen; und sie können darauf hinweisen, daß in unserm Vaterlande und in Oesterreich-Ungarn die Bedürfnisse der Diaspora sich mit jedem Jahre noch steigern und daß diese Gemeinden in erster Linie Anspruch haben auf unsere Hilfe, wo die Mittel der Landeskirchen nicht ausreichen. Der Begriff der Diaspora erhält in der Tat schon eine ganz andere Gestalt, wenn unter die Zahl der aus den Vereinsmitteln zu unterstützenden Gemeinden etwa Namen von Handelsplätzen am Mittelmeer eingereiht werden. Wo dort evangelische Deutsche sich niedergelassen haben, werden sie sich im Allgemeinen in wirtschaftlich wesentlich besserer Lage befinden, als die heimischen Gemeinden. Als im Jahre 1900 die deutsche Kolonie in der spanischen Hafenstadt Barcelona unter die Terna der Hauptversammlung gebracht worden war, um das Interesse der Zweigvereine für die Auslandsgemeinden zu wecken, war die Ueberraschung in jener Gemeinde groß, als ihr die 6000 Mark aus Leipzig zugingen; man hatte damit nicht weiter gerechnet, weil man sich zutrauen konnte, die Mittel für den Bau, der die Kapelle und die evangelische Schule unter einem Dach aufzunehmen hatte, auch allein aufzubringen. Freilich die Anforderungen, die an diese Gemeinden gestellt werden, sind groß, und ihre Seelenzahl zeigt ein starkes fluktuierendes Element, so wird zum Unterhalt der Schule zumal Barcelona die Vereinshilfe so bald nicht entbehren können. Bukarest hat seit Jahren schon für seine Gemeinde auf Unterstützung verzichtet, so daß nur das Diakonissenhaus dort weiterhin zu unterstützen ist; dessen Tätigkeit sich mit einer ganzen Reihe von Stationen über die kleinen deutschen Ansiedelungen in Rumänien erstreckt. Es ist die Anstalt, deren Schwestern Carmen Sylva das Geleitwort mit auf den Weg gegeben hat: „Laß deine Nächte Tag sein im Dienste der Brüder!" Freilich nicht überall liegen die Verhältnisse so günstig: Salonik hat schwer um seine Existenz zu ringen, und die politischen Wirren in Macedonien lassen nicht erwarten, daß dort so bald günstigere Verhältnisse eintreten; aber unter den Mittelmeerstädten ist das schon eine Ausnahme. Der deutsche Seehandel wächst von Jahr zu Jahr, und mit dem steigenden Wohlstand wächst auch der Trieb der Selbsthilfe.

Recht viel anders steht es mit den Gebieten, in denen sich die deutsche Auswanderung in Amerika angesiedelt hat. Von dort mehren sich die Bittgesuche, die an den Gustav Adolf-Verein gelangen von Jahr zu Jahr, und mit Bangen fragen sich jetzt Viele: Soll dort wirklich ein neues, noch dazu so umfangreiches Arbeitsgebiet in Pflege genommen werden? Nur noch Wenigen ist es heute bekannt, daß der transatlantische Kontinent in der Arbeit des Gustav Adolf-Vereins einmal einen wichtigen Platz eingenommen hat. Als in den vierziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts der große Strom deutscher Auswanderer sich nach den Mississippi-Landschaften und Texas ergoß, war der Gustav Adolf-Verein eben erst zu einem über ganz Deutschland sich erstreckenden Verband geworden, damit aber auch populärer geworden, als vielleicht irgend wann später. An ihn kamen damals von den deutschen Auswanderern aus den verschiedensten Teilen der Vereinigten Staaten die Gesuche um Beihilfe bei der Gründung der dort neu zu schaffenden deutschen evangelischen Gemeinden. Es war die Zeit, da in der deutschen Ostmark die Diaspora erst hat entdeckt werden müssen, und darum hatte der Verein damals auch Geld übrig für Amerika. Die Stürme des Revolutionsjahres 1848 haben dann dazu geführt, daß jene Auswanderer sich unabhängig gemacht haben von der reaktionären deutschen Heimat. Es entstehen um jene Zeit die mächtigen lutherischen Kirchenwesen in der Union, die nun die Sorge für Kirchen- und Schulwesen selbst in die Hand nehmen, zufrieden damit, daß ihnen Kropp, Breklum, Neuendettelsau und Hermannsburg junge Theologen aus der deutschen Heimat entsandten, um dem stetig stärker eindringenden englischen Element wenigstens etwas Einhalt zu tun.

Heute gelangen von neuem Bittgesuche aus Amerika an den Gustav Adolf-Verein, aber nicht mehr solche aus der doch vorzugsweise angelsächsischen Umgebung in den Unionsstaaten, sondern aus der südlichen Hälfte des Erdteils, wo der jahrhundertlange spanisch-portugiesische Kolonialbesitz der römischen Kirche zur Alleinherrschaft verholfen hatte.*) Chile, die La Plata-Staaten und das südliche Brasilien haben allmählich eine starke deutsche evangelische Bevölkerung aufgenommen, als es einst den dortigen Regierungen darum zu tun war, tüchtige Ansiedler ins Land zu ziehen. In Brasilien ist 1864 der erste deutsche evangelische Geistliche angelangt, etwa vierzig Jahre nach dem Beginn der deutschen Einwanderung; bis dahin hatte man sich, wo man sich auf das aus der Heimat mitgebrachte evangelische Bekenntnis besann, mit Pseudopastoren — der Volksmund hat dafür die drastischere Bezeichnung der „Schnapspastoren“ — durchgeholfen, mit Leuten, die in ihrer Existenz irgendwo gescheitert waren und nun aus irgend welchem andern Berufsleben herauskommend das Amt des Pfarrers übernommen hatten. Seitdem ist dort ein blühendes evangelisches Kirchen- und Schulwesen entstanden in den vier an der Küste gelegenen Provinzen Rio Grande do Sul, Santa Catarina, Parana, Sao Paolo; über Rio de Janeiro reichen die deutschen Ansiedelungen nördlich nicht hinaus. Südbrasilien hat heute 79 deutsche evangelischen Pfarrstellen, von denen 41 auf Rio Grande do Sul entfallen. Erwägt man, daß bis zum Jahre 1892 der Protestantismus in Brasilien nur geduldet war, daß der alte v. d. Heydtsche Erlaß von 1851 die Einwanderung nach Brasilien, wenigstens soweit sie aus Preußen kam, zu verhindern bestimmt war und bis in die achtziger Jahre bestanden hat, so hat hier das deutsche Element erstaunlich rasch Wurzel gefaßt und sich entwickelt. Wohl ist für seine geistliche Versorgung von Deutschland aus Manches geschehen: die Evangelische Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Amerika hat fleißig geholfen, der Gustav Adolf-Verein seine Unterstützung niemals ganz ausgehen lassen, wenigstens durch den Zentralvorstand; aber das Wesentlichste, das dort geleistet ist, haben unsere deutschen Landsleute drüben in Brasilien selber getan. Sie bilden eine evangelische Diaspora im katholischen Land, das sich bis an den Urwald und die heidnischen Indianer erstreckt, — aber eine Diaspora, die nicht

*) Vgl. hierzu Carl Paul, Was tut das evangelische Deutschland für seine Diaspora in überseeischen Ländern? Leipzig, A. Strauch 1903. S. 30 f.

immer und immer wieder bei den Glaubensgenossen um Unterstützung anklopft und kleinmütig genug wäre zu schreiben: Unsere Gemeinden gehen zu Grunde, wenn sie selber Opfer bringen sollen! Ihnen sind wenig Gaben aus der Heimat zugeflossen, und dadurch sind sie unter harter Arbeit, aber auf einem wirtschaftlich sehr günstig gelegenen Arbeitsfeld, zu kräftigen selbsttätigen Gliedern der evangelischen Kirche herangewachsen. Im Herbst 1904 noch hat ein Damenkomitee in Porto Alegre eine Verlosung abgehalten, aus deren Ertrag die Glocken und die Turmuhr für die dortige evangelische Kirche beschafft werden konnten, und in Sao Leopoldo hat ein anderes Damenkomitee mit bestem Erfolge für den Neubau der dortigen evangelischen Kirche gearbeitet.

Dabei herrscht dort ein scharf ausgesprochenes Deutschtum, bei dem jeden Alldeutschen das Herz aufgehen kann, deutsche Schützen-, Turn-, Sänger-Vereine, deutsche Zeitungen, deutsche Fortbildungsschulen, auch eine Antialkoholbewegung, ein Deutschtum, das nicht in der Gefahr steht, schon nach einem Jahrzehnt unserm Volke fremd zu werden, wie wir dies in den Vereinigten Staaten Nordamerikas zu beklagen haben, sondern das sich inmitten des Romanentums seiner Abkunft bewußt bleibt. Wohl wird in den Schulen auch Portugiesisch gelernt, wie es die Landesregierung verlangt, wohl mag an den politischen Verhältnissen des Landes Manches auszusetzen sein, aber das ist im Grunde nur die Folge jahrhundertlanger Mißregierung. Wenn jetzt der Staat sein Papiergeld allmonatlich im Werte um 5 % herunterseßt, um es am 1. April 1907 für wertlos erklären zu können, sieht man, wie sehr noch an den Traditionen portugiesischer Finanzwirtschaft festgehalten wird.

Auch deutsche Katholiken sind zeitweise in starker Zahl dort eingewandert, es hat sich wenigstens teilweise ermöglichen lassen, die Konfessionen gesondert anzusiedeln. Da der im Lande einheimische Klerus zur geistlichen Versorgung dieser Einwanderer wenig geeignet schien, sind Jesuiten und Franziskaner damit betraut worden, dort deutschen Gottesdienst zu halten und deutsche Schulen zu errichten. Daß damit evangelische Ansiedler vielfach in Versuchung geraten sind, zur katholischen Kirche hinübergezogen zu werden, liegt auf der Hand; konnte es doch lange scheinen, als kümmere sich die evangelische Heimat nicht um ihre in die Ferne gezogenen Kinder.

Eine andere Gefahr für diese unsere evangelischen Landsleute bilden Sendlinge der nordamerikanischen Missourier, die seit einigen Jahren sich einstellen. Ihr Kommen mag im Zusammenhang stehen mit dem Vordringen nordamerikanischen Kapitals in Brasilien. Sie wollen den dort wohnenden evangelischen Deutschen den Anschluß an die Missouri-Synode ermöglichen, ihnen ihr Kirchen- und Schulwesen bauen oder doch stützen helfen. Käme es allein an auf die Geldmittel, mit dem die Missourier sehr reich ausgestattet sind, so würden sie zum Ziele gelangen, aber die Missouri-Synode hat von Jahr zu Jahr mehr englische Elemente in sich aufgenommen, und damit ihren deutschen Charakter schon teilweise eingebüßt. Immerhin, das Erscheinen der Missourier bei den Deutschen Südbrasiliens bleibt bedeutsam. Wird die Weiterentwicklung des evangelischen Lebens in Südamerika ähnlich verlaufen wie in den Vereinigten Staaten, oder wird es mit der deutschen Heimat verbunden bleiben?

Es gibt außer Südbrasilien noch in Chile*) und in den

*) Wiewohl es nicht Aufgabe dieses Artikels ist, auf die Verhältnisse in Chile näher einzugehen, mag doch, da die dortigen Gemeinden bei uns manche Freunde haben, aus einem im Herbst vorigen Jahres veröffentlichten Bericht über die Waisen- und Schulanstalt Providencia bei Tralguen Folgendes mitgeteilt werden: „Mit der geplanten Einschränkung der Anstalt in der Zahl der Zöglinge ist es nichts geworden. Die obwaltenden Verhältnisse, nämlich die Not und das Elend, haben uns gezwungen die Anstalt wieder über Gebühr zu belasten. Mit 59 Kindern, wovon die meisten im Alter von 7—12 Jahren waren, verbrachten wir die Ferien und besorgten unsere Arbeiten in Haus, Wald und Feld. Dazu kamen dann, als der Schulkurs begann, immer mehr Zöglinge, bis ihre Zahl auf 100 gestiegen ist, 61 Knaben 39 Mädchen. Mehr als 30 arme Waisen, die eine Versorgung dringend nötig gehabt hätten, mußten wir abweisen. Am 1. Juli begann auch der Konfirmandenkursus, an welchem mehr als 50 Kinder teilnahmen. Unser Tagewerk ist schwer und mühsam, aber wir freuen uns dennoch von einem Tag auf den andern und zwar

La Plata-Staaten eine auf ähnlicher Weise entstandene evangelische Diaspora, in Chile mit zehn gefestigten Pfarreien auf dem engen Küstensaum, südlich von Santiago, in den La Plata-Staaten 16 Gemeinden.*) Zu den letzteren gehört Esperanza de Santa-Fe in Argentinien, das 1903 als erste überseeische Gemeinde in die Terna für die Konkurrenz um die große Liebesgabe des Gustav Adolf-Vereins gekommen ist und auf der Hauptversammlung zu Hamburg mit ganz schwacher Stimmenmehrheit sie erhalten hat. Die Absicht, die der Zentralvorstand dabei verfolgte, als er Esperanza mit in Vorschlag brachte für die Liebesgabe, war in erster Linie, die Aufmerksamkeit der Zweigvereine auf das weite von den meisten bis dahin kaum beachtete Südamerika hinzulenken, ist damit aber nicht erreicht. Wohl ist in dieser bereits 1856 gegründeten ältesten Gemeinde Argentiniens mit über 40 Familien, die noch über sieben Filiale zerstreut sind, die jetzt vollendete Erneuerung der Kirche und der Neubau des Pfarrhauses damals ein dringendes Bedürfnis gewesen, aber es waren Notstände, wie sie in so vielen Diasporagemeinden auf heimatlicher Erde vorliegen, wenig dazu angetan, die Eigenart der Verhältnisse jener Kolonistengemeinden vorzuführen.

Südbrasilien zählt heute etwa 500000 evangelische Deutsche. Die 79 bestehenden Gemeinden, auch, wo sie recht blühend sind, und tüchtige Geistliche ihnen vorstehen, bilden auf dem so weit ausgedehntem Gebiete eine nur kümmerliche Versorgung unserer Landsleute in kirchlicher Beziehung. Die Kosten für Kirche oder Betsaal, Pfarrhaus und Schule werden, je weiter eine Kolonie im Innern des Landes liegt, um so geringer, handelt es sich doch dort oft um recht bescheidene Bauten, die die Kolonisten schon allein tragen können. Barao do Triumpho in der Provinz Rio Grande do Sul, nur zehn Meilen südwestlich von Porto Alegre, ist eine 1889—91 von der Regierung errichtete Kolonie, die bereits im Urwald der Serra do Hevoal liegt, sie dehnt sich über sechs Ansiedelungen aus, in denen 160 evangelische Familien wohnen, zugewandert aus Pommern, Fabrikarbeiter aus Lodz in Polen, und deutsche Abkömmlinge aus Wohlynien. Drei Jahre hat sich kein Geistlicher mehr für die evangelische Pfarre finden wollen, so daß die Missourier dort Boden fanden.

Es gilt dort oft, erst die Evangelischen, soweit sie sich nach dem Innern gewandt haben, zu Gemeinden zu sammeln; die meisten der dorthin gesandten Pastoren müssen darum auch gleichzeitig Reiseprediger werden, die die Mehrzahl ihrer Gemeindeglieder nur mit mehr oder minder anstrengenden Touren auf dem Pferde oder dem Maultier erreichen können.**)

Was diesen Kolonistengemeinden am meisten Not tut, sind geistliche Kräfte, die wir ihnen noch auf lange hinaus aus der Heimat zu schicken haben werden. Das Baseler Missionshaus und die Barmer Evangelische Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Amerika tun, was sie vermögen, aber es wird dort eine weit größere Zahl von evangelischen Geistlichen gebraucht. Der Evangelische Oberkirchenrat in Berlin hat, wo sich die Verhältnisse genügend gefestigt haben, bereits den brasilianischen Gemeinden Anschluß an die Preußische Landeskirche gewährt, damit Männer, die eine Zeitlang ihre Kraft den dortigen Kolonistengemeinden gewidmet haben, bei der Rückkehr in der Heimat in die ihnen gebührende Stellung gelangen können.***) Leider macht sich aber auch dabei geltend, daß bei unseren jungen Theologen viel zu wenig Verständnis dafür vorhanden ist, wie notwendig grade heute den Vertretern des geistlichen Amtes es ist, sich Lebenserfahrung zu sammeln. Für die Los-von-Rom-Bewegung wird fortdauernd nach Kandidaten gesucht, in der Diaspora Posens und auch anderwärts sind nicht genügend geistliche Kräfte vorhanden, für die Auslandsgemeinden fehlt es so oft an Geistlichen, — und dabei sehen wir junge Theologen scharenweise mit geisttötender, elend bezahlter Schreiberarbeit beschäftigt*), bis das Konsistorium sie endlich einruft. Leute, die an einer und derselben Universität ihre Studien vollendet haben, dann Jahre lang am gleichen Ort geblieben, und noch nie erfahren haben, wie es außerhalb ihrer Heimatprovinz aussieht, werden nachher ins geistliche Amt für unsere Gemeinden berufen; ist dies die richtige Vorbildung? Möchte doch unterunseren jungen Theologen das Beispiel der Männer mehr Nachfolge finden, die eine Reihe von Jahren in fremden Arbeitsgebieten gestanden haben und neun ihre Kräfte der heimischen Kirche widmen.

Gebraucht werden ferner für unsere Kolonisten in Brasilien evangelische Lehrer. Aus dort einheimischen Kräften vermögen die deutschen Schulen ihren Lehrerbedarf entfernt nicht zu decken. Um so wichtiger aber ist unter diesen Umständen das „Evangelische Stift“ von Novo Hamburgo in Rio Grande do Sul, eine Töchterschule mit Lehrerinnenseminar. Die Anstalt wird von schwerer Schuldenlast gedrückt; ihr das Leben sauer zu machen, hat man katholische Schwestern in nächster Nachbarschaft angesiedelt. Das „Asyl Pella“ und „Bethanien“ zeigen, daß die junge deutsche evangelische Kirche Brasiliens sich auch der inneren Mission zugewandt hat, aber die wichtigste Stätte für ihre Zukunft bleibt das „Evangelische Stift“.

Es wird aus dem Vorigen schon klar geworden sein, was diese südamerikanischen, insonderheit die brasilianischen Diasporen unterscheidet von den heimischen. Ein Aufruf des Leipziger Zentralvorstandes der Gustav-Adolf-Stiftung, Ende März dieses Jahres erlassen, betont, wie in der Heimat von uns für Hunderte gesorgt wird, während drüben Tausende und Zehntausende in Gefahr schweben dem Protestantismus und dem Deutschtum verloren zu gehen. Grade daraus aber ergibt sich, es handelt sich nicht um diese oder jene besonders bedrängte Gemeinde; es wäre leicht, statt der dreizehn Namen, die der Zentralvorstand seinen diesjährigen Auszügen als Gesuche aus Brasilien aufführt, die dreifache Zahl einzusetzen, — aber geholfen wäre damit uns so wenig wie jenen Gemeinden. Nur vereinzelt haben Hauptvereine, wie der Schwäbische oder Rheinische, wo Landsleute ihre heimischen Beziehungen bewahrt haben, direkte Verbindung mit den dortigen Kolonisten angeknüpft. Das Wesentliche ist, Gelder zu beschaffen für die dort arbeitenden und noch weiter anzustellenden Pastoren und evangelischen Lehrer, damit unter den Kolonisten neue Kirchgemeinden oder Schulgemeinden begründet werden können. Die Erhaltung dieser Gemeinden wird uns, sicher im Gegensatz zu einheimischen Verhältnissen, wenig Sorge zu bereiten brauchen. Eine Tätigkeit dieser Art entzieht sich aber mehr oder weniger den Augen unserer Mitglieder in den Zweigvereinen. Daraus ergibt sich ganz von selbst die Folgerung, daß es gilt dem Zentralvorstand Mittel zur Verfügung zu stellen, die von dort aus auf Grund der von den einzelnen brasilianischen Synoden eingehenden Berichte verwendet werden können.

Das Diasporagebiet Brasiliens steht in seiner Art einzig da in der Gustav Adolf-Arbeit, es grenzt unmittelbar an die Missionsstationen, die unter den Indianern arbeiten, darum hat auch das von Pastor J. R. Dietschi in Sapyranga trefflich redigierte, bei Paul Seile in Novo Hamburgo erscheinende „Sonntagsblatt für die evangelischen Gemeinden in Brasilien“, das heute schon im achtzehnten Jahrgang steht, ein Missionsblatt als Beilage. Missionare sind es gewesen, die zuerst für kirchliche Versorgung der Kolonisten eingetreten sind, und wo es zur Gründung fester Gemeinden gekommen ist, ist man sich dort der Aufgabe, die die Mission an die evangelische Kirche stellt, stets bewußt geblieben. Rudolf Weil

sowohl die Zöglinge als die Lehrer.“ So arbeiten Deutsch-Evangelische in Chile!

*) Ein besonderer „Evangelischer Verein für die La Plata-Staaten in Deutschland“ hat sich in Bremen gebildet; Vorsitzender ist Gustav Lahusen, Schriftführer Pfarrer G. Volkmann daselbst.

**) P. Ludwig Hoppe, Aus dem Tagebuch eines brasilianischen Urwaldgeistlichen. 2. Auflage. Essen, Baedeker 1901 hat seine Erlebnisse geschildert. Vergl. auch W. Heeren, Deutsch-evangelisches Leben in Brasilien. Erinnerungen eines ehemaligen brasilianischen Diasporageistlichen. Leipzig, Kampisch 1901.

***) Ein Verzeichnis der angeschlossenen Auslandsgemeinden gibt M. Urban in der Zeitschrift „Deutsch-Evangelisch“ 1905, S. 142 ff.

*) Wo? Und wieso? Noch dazu scharenweise? Diese Beobachtung dürfte heute kaum noch zutreffen. D H

Verschiedenes

Wer hat angefangen? Auf einer Berliner Pastoralkonferenz hat nach der Täglichen Rundschau Nr. 287 Hofprediger Stoecker gesagt: „Es ist freilich schlimm, daß man auf der andern Seite unsern tiefen Schmerz über die Zerrüttung von heute nicht empfindet. Man sagt uns, wir seien Agitatoren, Scharfmacher. Wir sind doch gar nicht die Angreifer, sondern die Abwehrenden. Wir sind geduldig gewesen bis zum Uebermaß."

Die Frage, wer angefangen hat, trägt nicht viel aus zur ethischen Beurteilung der Parteien. Es versteht sich von selbst, daß gegenüber einer konservativen Richtung die neu und jung aufstrebende immer das Odium der Friedensstörung auf sich nehmen muß. Es ist auch begreiflich, daß ihr der Schmerz um die unvermeidliche „Zerrüttung" minder auf der Seele brennt, weil der Kampf um ihre Existenz, ihre Anerkennung, ihre Zukunft ohne Erschütterung des Altgewohnten nicht möglich ist. Aber ohne Schmerzen mancherlei, ernste und fromme Schmerzen geht es auch bei uns nicht. Und wenn ich neulich irgendwo las, aus der Feder eines der Unsern: „Die Gegensätze sind ernst und schwer genug, daß man sie nicht mutwillig vergrößern soll," so bitten wir doch unsre kirchlichen Gegner sich zu fragen, ob sie nicht an der absichtlichen Vergrößerung des Konflikts an manchen Stellen und mit allerlei Mitteln ganz ernstlich arbeiten.

Was nun die vielgenannten Religionsgeschichtlichen Volksbücher anlangt, so kann man nur sagen: Habent sua fata libelli. Dies private und wie zufällig entstandene Unternehmen hat durch den Erfolg eine ungeahnte Bedeutung für unsre kirchlich Konservativen bekommen. Die Schriftchen enthalten keine neue Theologie, aber da sie kurz und anmutig zu lesen sind, scheinen auch viele Theologen erst aus ihnen zu erfahren, was in der heutigen Wissenschaft getrieben wird. Vortrefflich, wenn nun andre Männer der Wissenschaft fleißig ans Werk gehn und Besseres an die Stelle zu setzen sich bemühen. Wir haben die Biblischen Zeit- und Streitfragen schon wiederholt begrüßt als die rechte Weise, den Volksbüchern zu begegnen. Aber zur Steuer der Wahrheit muß doch darauf hingewiesen werden, daß der Schein planmäßigen Angriffs auch bei den Volksbüchern weichen wird, wenn sie vollständig vorliegen werden. Es traf sich, daß das Neue Testament mit reichlicher Mitteilung über die kritisch-historische Arbeit, die an ihm geschehen ist, den Vortritt hatte. Wie gar nicht verneinenden, sondern apologetischen Inhalts sind zum Teil die Hefte späterer Abteilungen, ich nenne nur Niebergall, Welches ist die beste Religion? und Söderblom, Die Religionen der Erde.

Daß ich heut*) obige Abwehr gegen Lepsius drucken mußte, ging mir besonders nahe. Schade um ein solches Ingenium! Wie Großes hat er unternommen: binnen zehn Jahren sollte die Wellhausensche Hypothese in Trümmer geschlagen sein, und nun legt er seine Axt auch schon an die neutestamentliche Kritik. Ja warum denn nicht? Ich kann nicht müde werden, Lepsius zu versichern, daß die Wissenschaft von heute feinhörig und belehrsam genug ist, um ihm zu folgen, wenn er ernste Führerqualitäten bewährt. Aber mit der Methode, die er bisher beliebt hat, gewinnt er in der wissenschaftlichen Welt kein Heimatrecht und, woran ihm mehr liegen muß, das, was er als Wahrheit vertritt, auch nicht. R

Fechner. Das Wachstum des naturphilosophischen Interesses und der ästhetisierenden Strömung in der Wissenschaft gibt den Schülern Fechners neuerdings wieder Anlaß, nachdrücklich für ihren Meister Propaganda zu machen. Auch die Comenius-Gesellschaft hat unter ihre Vorträge und Aufsätze einen lesenswerten Aufsatz Willy Pastors über Gustav Theodor Fechner aufgenommen. (Berlin, Weidmann 1905, XIII, 75 Pfg.) Es ist gut, daß uns von dieser Seite immer wieder die Augen dafür geöffnet werden, daß wir Christen der Entgötterung der Natur Vorschub leisten, solange wir nicht das überkommene supranaturalistische Weltbild mit allen seinen Konsequenzen gründlich revidieren. Dahin freilich werden Fechner und seine Freunde uns Christen niemals bringen, daß wir „den Hochmut des alleinbeseelten Menschen" aufgeben (S. 9). Denn die höchsten Werte, die wir bis jetzt kennen, liegen nun einmal nicht in Sternen- und Pflanzenseelen, sondern in Menschenseelen. Und was diese Werte zur Entfaltung bringt, das sind nicht jene hypothetischen Individualgefühle der Blumen oder freundliche Gedanken der Sonne (deren Vorhandensein wir möglichenfalls anerkennen könnten) — sondern das sind Menschen und das ist der Unendliche, der in Weltall und Menschheit wirkt und waltet.

Reinhard Liebe

Der Wagnerforschung hat die Verlagshandlung Breitkopf und Härtel in Leipzig soeben zwei wertvolle Gaben beschert. W. Altmann mustert „Richard Wagners Briefe nach Zeitfolge und Inhalt" (560 S. 9 Mk.) und gibt in Regestenform alles Tatsächliche aus der noch nicht zu einem handlichen Korpus vereinigten Korrespondenz des Meisters, zum Teil nach ungedruckten Quellen. Die Lektüre der Briefe selbst kann und will das Buch nicht ersetzen; es erschließt mehr die Wendungen im äußern, als im innern Leben seines Helden. In dieses versucht Guido Adler mit seinen Wiener Vorlesungen über „Richard Wagner" (372 S. 6 Mk.) einzuführen. Das gelingt ihm besonders hinsichtlich der Musik recht gut. Minder treffend und tiefgreifend sind die eigentlich literarhistorischen Ausführungen, und ein verständlicher Widerwille gegen manche Ausschreitungen der, „Wagneriten" wie er sich wenig geschmackvoll ausdrückt, hindert ihn dann, dem eigentlichen Kern in Wagners Schaffen, seiner Weltanschauung und vor allem seiner Regenerationslehre gerecht zu werden. R Petsch

Götz Krafft. Die Geschichte einer Jugend. Von Edward Stilgebauer. Band 3: Im engen Kreis. Berlin, Richard Bong 1905. 367 S. 4 Mk. (Vgl. 1904, Nr. 44 und 53.)

Nach dem zweiten Teil von Götz Krafft konnte man diesen dritten nur mit banger Sorge in die Hand nehmen; ich habe so etwas wie Beyerlein oder Bilse gefürchtet. Aber diese Befürchtungen wurden angenehm beseitigt; die Schilderung der Münchener Einjährigenzeit verläuft, freilich nicht ohne Kritik, aber jedenfalls ohne ungerechte Tendenzmacherei und sensationelle Uebertreibungen. Am meisten Kritik bekommen die Militärärzte ab; der Offizierstand aber erhält neben minder guten auch sehr sympathische und tüchtige Vertreter zugewiesen. Nur dem Offiziers-Ehrbegriff bringt Stilgebauer dauernde Feindschaft entgegen. Anläufe zu grundsätzlicher Beurteilung der ganzen Heeresorganisation finden sich nur in vollkommen unausgebildetem Zustand. Neben dem Dienst macht Götz Krafft jetzt wirklich auch mit der wissenschaftlichen Arbeit Ernst; sonderbarer Weise erringt er mit deren allererstem Produkt, ja eigentlich mit dem allerersten Anfang von Arbeit überhaupt, gleich einen Bombenerfolg. Das deutsche Lesepublikum wird „wissenschaftliche" Arbeit nicht mehr sehr hoch schätzen, wenn sich mit ihr ohne alle Vorkenntnisse so rasch Triumphe feiern lassen. Im übrigen verkehrt der Held im Hause eines Philosophen, der ihn zu der Liebe erzieht, welche Freude am Glück des Anderen, Freude am Siege des Guten ist, und zu dessen Tochter er in das Verhältnis reinster Liebe tritt. In den Auseinandersetzungen dieses Philosophen wie in Reflexionen einsamer Stunden erhöht sich Götzens Weltanschauung im Sinn dieser Liebe; ja er gewinnt Verständnis für die heilige Flamme jener unüberwindlichen Liebe, die einst sich in der heiligen Nacht auf die Erde herniedersenkte. Selbst das Verhältnis zum Elternhaus klärt sich; plötzlich tritt die leidende, liebende Mutter hervor (von der Band 1 und 2 fast nichts zu sagen wußten); und sogar die Art des Vaters findet mildere Beurteilung! So macht dieser dritte Band einen bedeutend besseren Eindruck als Band 2; in der Natürlichkeit der Schilderung und in dem Wert der Gedanken (nicht aber in der Schönheit der Form und in der Kraft der Darstellung) übertrifft er auch den ersten Band. Freilich: auch er ist weder in sich geschlossen noch psychologisch irgend tief; noch gibt er einen ordentlichen Ausschnitt aus dem Leben der Zeit. Die eingestreuten Reflexionen und philosophischen Gespräche helfen darüber nicht hinweg, daß wir es im Grunde mit einer ziemlich flachen Arbeit zu tun haben. Einer beschreibt ganz geschickt sein Dienstjahr mit manchem Drum und Dran (auch mit einigen minder ästhetischen Zutaten). Das ist Alles. Schian

Kleine Mitteilungen. Die Erörterung über das sogenannte atheistische Denken in der Theologie soll mit den Artikeln in dieser Nummer abgeschlossen sein. Ich bekenne, daß ich grundsätzlich auf Jaegers Standpunkt stehe, und hoffe, daß seine heutigen Ausführungen auch seinen Gegnern zur Verständigung helfen. Kein Zweifel, daß die Gegner, die zu Worte gekommen sind, berechtigte Interessen vertreten. Aber diese Interessen bekämpft Jaeger so wenig wie ich; im Gegenteil den nämlichen Interessen wollen wir gerade dienen. Es fragt sich also ganz allein, mit welchen Mitteln (Methoden) wir am besten dienen. Wir glauben mit der von Jaeger vertretenen Methode auf dem rechten Wege zu sein. Im übrigen wissen wir sehr wohl, daß das Streiten um die richtige Methode vor die Fachleute gehört und nicht vor das große Publikum. Vor diesem Forum — und schließlich auch vor der Zunft — muß sich die Methode in der Einzelarbeit bewähren. An den Sachen, an allerhand Einzelthemen sollen nur die streitenden Parteien sich und ihre Methoden in unsern Spalten weiter messen!

Mich wundert, daß der Artikel von Steinmann in Nr. 32 über „Unsere Stellung zur Religion" nicht vielstimmigen Widerspruch aus dem Kreise unsrer Mitarbeiter und Freunde erfahren hat. Ein einziger Brief ist eingelaufen, ein so temperamentvoller, daß ich ihn Niemandem mitteilen kann als Herrn Lic. Steinmann selber. Wenn ich den Aufsatz zum Druck annahm, so tat ich es, weil ich mit seiner positiven Tendenz einverstanden war. Aber trifft denn wirklich die Zeichnung, die der verehrte Verfasser von unsrer Stellung zur Religion gab, auf uns zu? Kann man wirklich der Christlichen Welt und ihren Mitarbeitern nachsagen, daß sie zu viel „Weltanschauung" trieben und zu viel „Gottesidee"? Ich bin auf allerlei Vorhalt gefaßt, auf diesen am wenigsten. Vielmehr meine ich, daß gerade die Theologie, die zumeist in unsern Spalten zu Worte kommt, der Religion als Weltanschauung eher zu wenig gerecht wird und sich um die Probleme des Gottesbegriffs eher zu wenig bekümmert. Das hängt mit dem sogenannten atheistischen Denken zusammen. Aber von dem soll ja nun weiter nicht die Rede sein, und wir wollen auch wirklich den Ausdruck, wenn unsre Gegner gestatten, künftig vermeiden. R

*) Obige Zeilen waren am 30. Juni d. J. buchstäblich niedergeschrieben, um in Nr. 27 den Wernleschen Artikel gegen Lepsius unter den „Kleinen Mitteilungen" zu begleiten. Der Druck unterblieb, weil es an Raum fehlte. Inzwischen hat Lepsius in seinem Reich Christi Nr. 7 geantwortet. Ich glaube nicht, daß Wernle diese völlig ins Fruchtlose verlaufende Erörterung fortsetzen wird. Daß Lepsius zum Schluß ein briefliches Wort von mir heranzieht, veranlaßt mich, die damals ungedruckt gebliebnen Sätze noch eben zu veröffentlichen.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Stade. Dienstag 29. August nachmittags 5 Uhr Schuldtsches Klubhaus: Besprechung über den Gustav Adolf-Verein.

Die diesjährige Zusammenkunft der Freunde der Christlichen Welt aus Süddeutschland und der Schweiz

wird voraussichtlich den **16. und 17. Oktober** in **Heidelberg** oder **Bretten** stattfinden. Referenten: Pfarrer Lic. **Stuckert-Neunkirch:** Was ist den Reichsdeutschen an den kirchlichen Zuständen der Schweiz interessant? Professor D. **Holl-Tübingen:** Die Rechtfertigungslehre im Licht der Geschichte des Protestantismus. Genauere Mitteilung folgt.

Versammlungskalender

5.— 7.	September	Deutsche evangelische Pfarrervereine Neustadt a. Hardt
18.—21.	„	Gustav-Adolf-Verein Bromberg
25.—28.	„	Kongreß für Innere Mission Leipzig
26. 27.	„	Allg. Evang.-Prot. Missionsverein Eisenach
1. 2.	Oktober	Deutsche Sittlichkeitsvereine Magdeburg
8.—12.	„	Evangelischer Bund Hamburg
24.—26.	„	Theologischer Ferienkursus Bonn

Wissenschaftl. Ferienkursus für ev. Theologen

aus Rheinland und Westfalen

in Bonn am 24., 25. und 26. Oktober 1905

Dienstag, den 24. Oktober. 4—6 Uhr Professor Böhmer: „Die neuesten Ergebnisse der Forschungen über Luther". — 6—8 Uhr Professor Ritschl: „Dogmen und Glaubensartikel in der protestantischen Theologie. Dogmengeschichtliche Studien zur Frage nach der dogmatischen Geltung des kirchlichen Bekenntnisses im deutschen Protestantismus". Nach 8 Uhr Geschäftliches und gemütliche Zusammenkunft.

Mittwoch, den 25. Oktober. 9½—11 Uhr Professor Ritschl w. o. 11½—1 Uhr Professor Böhmer w. o. 5—7 Uhr Professor Böhmer w. o. Schluß. 8 Uhr Diskussion über den Böhmer'schen Vortrag.

Donnerstag, den 26. Oktober. 9—11 Uhr Professor Ritschl w. o. Schluß. 11¼ Uhr Diskussion über den Ritschl'schen Vortrag. Geschäftliches. 1 Uhr Schluß des Cursus.

Die Vorträge und die Besprechungen finden im **Ev. Gemeindehause, Rathausgasse 2,** statt.

Evangelische Theologen aus Rheinland und Westfalen sowie aus den benachbarten Provinzen sind herzlichst eingeladen.

Der zeitige Vorstand:

Superintendent Müller-Düren. Professor D. Sell-Bonn. Pfarrer Dörr-Bonn. Gymnasialdirektor Professor Evers-Barmen. Pfarrer Lappe-Bielefeld. Pfarrer Schnapp, lic. th., Dortmund. Pfarrer Wolff-Hachen. Superintendent Zurhellen-Mülheim a. Rh.

Naumann **Fr. N., Seine Entwicklung und seine Bedeutung für die deutsche Bildung der Gegenwart.** Von Dr. **Heinr. Meyer-Benfey. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht** 1904. Fein kart. M. 2.40; geb. M. 3e—

Christliche Welt Nr. 31: „Ein Buch, über das man nicht lesen soll, sondern das man selbst zur Hand nehmen muß."

Edgar Braun
Pfarrer in Livorno (Italien)
Gertrud Braun
geb. **Schall**
Vermählte
Cladow (Havel), 22. August 1905

In freundlichem Landpfarrhause des hannoverschen Wendlandes findet zum 1. Oktober noch ein zweites junges Mädchen liebevolle Aufnahme zur Erlernung des Haushaltes. Pensionspreis 400 M. p. a. Anerbietungen unter **A. W. 2** an den Verlag.

Kandidat der Theologie, halsleidend, sucht in gesunder Gegend geeignete Stelle in einer Anstalt oder bei Privaten. Offerten unter **F. F.** an den Verlag.

Hauck's Realencyklopädie
3. neueste Auflage bis zum Buchstaben **P** zu verkaufen gesucht. Anerbieten unter **G. R.** an den Verlag der Christlichen Welt.

Wegen Automobil-Anschaffung ist billig abzugeben: **Landauer, Halbverdeck, Coupé, Landaulett, Break** und **Schlitten.** Näheres unter **Dr. W. postlagernd Cassel.**

Ev. Fröbel-Seminar u. Erziehungsheim Cassel

Staatlich konzessioniertes **Kindergärtnerinnen-Seminar,** 1½jährige Kurse, für Töchter der gebildeten Stände. Näheres s. d. Broschüre „Die Arbeit im Fröbelseminar".

Für das Kuratorium
D. Pfeiffer, Generalsuperintendent

Die **Vikarsstelle** in der Reformierten Gemeinde **Gebweiler im Elsaß** ist erledigt. 2000 Mk., freie Wohnung, Heizung und Bedienung sowie Reiseentschädigung.

Sich wenden an **Herrn Pfarrer Amstoutz in Gebweiler i. E.**

Auswanderer!

Die vom Reich unterstützte, mit der Deutschen Kolonialgesellschaft verbundene **Zentral-Auskunftsstelle** für Auswanderer hat in der Zeit vom 1. April 1904 bis 31. März 1905 fast 3000 mündliche und schriftliche Anfragen auswanderungslustiger Personen über die in den deutschen Schutzgebieten und im Auslande deutschen Auswanderern gebotenen Aussichten beantwortet.

Die Auskunftserteilung erfolgt unentgeltlich.

Das Bureau der Zentral-Auskunftsstelle für Auswanderer befindet sich Berlin W., Schellingstraße 4 II.

58. Hauptversammlung des Evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung

am 18.—21. September 1905 zu Bromberg

Montag, den 18. September. Nachmittags 4½ Beratung des Zentral-Vorstandes. — Abends 8 Beisammensein im Hotel Adler.

Dienstag, den 19. September. Vormittags 9 Beratung des Zentral-Vorstandes. — Gleichzeitig **Jahresversammlung des Posenschen Hauptvereins** und des Provinzialvereins der **Lutherstiftung** im Zivilkasino. — Gleichzeitig **Diaspora-Konferenz:** 1. Eröffnungsandacht: Schulrat Lange-Neumark, Westpr. 2. Haupthandlung: Wie kann die Anstaltspflege das Gepräge der Familienerziehung erhalten? Referenten Inspektor Wehrmann-Höxter und Pfarrer Matthias-Neuzeldlitz.

Nachmittags ½5 Nichtöffentliche Versammlung der Abgeordneten. — Abends 6 Gottesdienste in der Pfarrkirche: Prediger Superintendent Dr. Hoffmann-Chemnitz; in der Paulskirche: Prediger Konsistorialrat Dr. Borgius-Königsberg; in der Christuskirche: Prediger Pfarrer Witte-Großschlönwitz. Uebergabe der Vasa sacra in der Pfarrkirche durch Superintendent Saran-Bromberg an Generalsuperintendent D. Pfeiffer-Cassel. — Abends 8 Oeffentliche Versammlungen im Schützenhause, geleitet von Superintendent Saran-Bromberg; bei Bartz, geleitet von Pfarrer Friedland-Bromberg; bei Patzer, geleitet von Pfarrer von Zychlinski-Bromberg. Ansprachen von Diaspora-Geistlichen. Im Schützenhause Begrüßung des Zentral-Vorstandes seitens der Stadt Bromberg durch Oberbürgermeister Knobloch-Bromberg und seitens des Posenschen Hauptvereins durch Herrn Generalsuperintendent D. Hesekiel-Posen.

Mittwoch, den 20. September. Vormittags 9 Gottesdienste in der Pfarrkirche: Prediger General-Superintendent D. Kaftan-Kiel; in der Paulskirche: Pfarrer Lembert-München. — Mittags 12 **Erste öffentliche Hauptversammlung** in der Paulskirche: Eröffnungsansprache des Vorsitzenden Geh. Kirchenrat D. Pank-Leipzig; Grüße der Ehrengäste; Ueberreichung der Geldfestgaben; Jahresbericht des Zentral-Vorstandes durch Pastor Braunschweig-Leipzig; Ansprachen und sonstige Mitteilungen von Abgeordneten und Gästen. — Nachmittag 5 Nichtöffentliche Versammlung der Abgeordneten im Zivilkasino: Die Frage der Kirchensteuer in den Gustav Adolf-Gemeinden Oesterreichs. Berichterstatter Superintendent D. Hartung-Leipzig. — Abends 8 Oeffentliche Versammlungen im Schützenhause, geleitet von Oberkonsistorialrat Koch-Berlin; bei Bartz, geleitet von Konsistorialrat Professor D. Haupt-Halle; bei Patzer, geleitet von Professor Lic. Rendtorff-Preetz. Ansprachen von Diaspora-Geistlichen.

Donnerstag, den 21. September. Vormittags 9 **Zweite öffentliche Hauptversammlung** in der Paulskirche. Besprechung des Jahresberichtes und der Zentralkassen-Rechnung; Vortrag des Professors D. Ed. Vaucher-Paris über die Lage der evangelischen Kirche in Frankreich; Ueberreichung der Gustav Adolf-Kindergabe durch Herrn F. Schlunk-Bremen; Das gemeinsame Liebeswerk, für welches vom Zentral-Vorstand die Gemeinden Fürstenfeld in Steiermark, Gramtschen in Westpreußen, Singen in Baden vorgeschlagen worden sind. Bericht des Oberkonsistorialrat Römer-Stuttgart über die drei Gemeinden. 2c. 2c. — Nachmittags ½2 Kindergottesdienste in der Pfarrkirche, gehalten von Pastor Zauleck-Bremen; in der Christuskirche, gehalten von Superintendent Meinhold-Barth.

Wohnung bis 11. September durch Pfarrer Aßmann, Bromberg, Gammstraße 25. Vom 18. September Vormittags 10 Uhr an Bureau am Bahnhof.

Leipzig und **Bromberg** im August 1905.

Der Zentralvorstand

Der Ehrenausschuß, der Evangelische Gemeindekirchenrat und die Gemeinde-Vertretung

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 35 Marburg i. H., den 31. August 1905

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Halbjährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Brot — Jesus Christus im Lichte der allgemeinen Religionsgeschichte — Autorität und christliche Gewißheit in ihrer Bedeutung für den Religionsunterricht erwachsener Schüler. Erste Hälfte — Unbewußtes Christentum — Der Evangelische Kirchenbauverein in Berlin — Verschiedenes: Die jüngeren Geistlichen; Das kirchliche Jahrbuch auf 1905; Zu Conrad Ferdinand Meyers Biographie (Frey, Meyer, Langmesser); Simson (Wette); De profundis (Wilde); Von dem Sekretär der Deutschen Sittlichkeitsvereine; Zu dem Aufruf für die evangelischen Deutschen aus Russisch-Polen; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Brot

Er gebot dem Volk, daß sie sich auf der Erde lagerten. Und er nahm die sieben Brote, und dankte und brach sie, und gab sie seinen Jüngern, daß sie dieselbigen vorlegten; und sie legten dem Volke vor. Mark. 8, 6.

Leise streicht der Wind durch die reifen Getreidefelder. Die Aehren beugen sich und heben sich, weithin trägt die laue Sommerluft den Duft des Kornes, bis dahin wo ihm am Waldessaum aus dem grünen Dunkel hervor der kühle Hauch der Brombeerbüsche und des Baches begegnet. Schmetterlinge wiegen sich im Glanze des Tages, Grillen und Käfer schwirren und springen. Dem Menschen aber, der mitten inne steht, ist es, als höre er das Atmen der Natur in der Stille des Sommermittags.

Er hört es und lauscht. Es überkommt ihn andächtig. Das Atmen der Natur wird zum Reden der Natur.

O Herrlichkeit des Werdens und Wachsens! Aus dem Samenkorn hervor, genährt von Licht und Naß der Wolke, sind wir emporgeschossen. Kräftig die Halme, hoch und geschmeidig, voll die Aehren, reif und nutzbar, Wunder des Wachstums sind wir. Versteht ihr uns, o Menschen? Versteht ihr, was ihr sehet?

Schöpfer! schauert es durch die wogenden Felder. Geheimnisvoller Arm! Du reckst dich über die Lande, da entkeimt das Sein dem Dunkel, da quillt Fülle der Schönheit hervor, leuchtender, göttlicher Schönheit. Aber du schaffst mehr. Du schaffst dem Leben der Erde seinen Fortbestand, du gibst, wessen es bedarf, daß seine Kraft nicht versiege, du nährst es und speisest es. Brot gibst du den Menschen. Brot! Stolz wiegen sich die Halme, es erbebt das sonnenbeglänzte Gefilde, wie von einem mächtigen Gedanken, dem Gedanken an des Schöpfers Werk.

Da legt sich ein Schatten, eine Wolke über das helle Bild. Brot! Ja für wen?

Und stärker erhebt sich der Wind und trägt ein wirres Rauschen vom Walde herüber.

Brot! für wen?

Es ist, als würde das Aehrenfeld zum Gefilde des Kampfes, da die Menschen streiten um die Gabe des Schöpfers, um das Brot. Es ringen Gewalt und List, Blut färbt die Körner, das Rascheln der Halme mischt sich mit dem Stöhnen Ueberwältigter, mit dem Pochen der Ueberwinder.

Brot für die Starken; aber auch für die Schwachen?

Brot für die Reichen; aber auch für die Armen?

Die Natur will den harten Unterschied! rufen sie. Die Natur lehrt, daß das Schwache, weil es schwach ist, sich fügen, ja vielleicht versiegen muß, daß das Starke gewinnen, besitzen, genießen soll. Sie lehrt, daß Ungleichheit sein muß, daß eben in der Ungleichheit, da eins das andre niederkämpft, Kraft und Mut und Fortschritt allein möglich sind. Das lehrt der Gott der Schöpfung, der im Kampfe der Schöpfung sich offenbart.

Sind wir wirklich damit fertig? — —

Es stand ein Mann auf dem uralten Felsen der Wüste, den Himmel über sich und viel Volks vor sich. Drei Tage speiste er das Volk mit geistiger Speise, die aus seinem Herzen kam. Danach aber, da leiblicher Hunger sich geltend macht, da spricht er: Mich jammert des Volks, denn sie haben Nichts zu essen. Und er nimmt Brot, des Halmes Frucht, und bricht die Gabe und teilt sie aus an Alle, die da wollen. Wie sie die Speise des inneren Menschen von ihm genommen haben, so sollen sie auch von ihm haben leibliche Nahrung, alle die bedürfen, daß Keiner darbt.

Sieh an dies Bild und vergiß es nicht! Bild dessen, das da sein sollte und auch einmal werden wird! Meinst du, er kenne Gleichstellung der Seelen nur, der Ernährung aus Wort und Geist? O ihn jammert auch dessen, der Nichts zu essen hat! Wie er auch des reichen Prassers Frevel sieht! Auch in den wilden Brotkampf will er Frieden tragen, und er streckt seine Hand aus, die Gaben des Erdenlebens gütig und recht auszuteilen gleichermaßen nach Aller Bedürfen! Auch das Brot, das uns des Vaters Macht auf die Erde herabreicht, gehört in die Hand des Sohnes, der es austeile. Die Hand des Sohnes aber, das ist seine Liebe. Hackmann

---

Jesus Christus im Lichte der allgemeinen Religionsgeschichte

1

Die allgemeine Religionsgeschichte stellt sich als Wissenschaft die Aufgabe, alle Kundgebungen des Lebens, das wir im weitesten Sinne Religion heißen, auf dem Gesamtgebiet der Menschheit zu erforschen. Sie hat es nicht bloß mit den Religionen der großen Kulturvölker zu tun, sondern sie geht auch den letzten Spuren von Religion bei den verkümmertsten Wilden nach. Sie vertieft sich nicht bloß in die majestätischen Erscheinungen der Religion, sondern beachtet auch das, was abseits der Heerstraße still und bescheiden zum Leben erwacht ist, gleich wie der Botaniker auch die geringsten Formen des pflanzlichen

Lebenstriebes sorgsam prüft. Dürfen wir Religion das Herz des geistigen Lebens nennen, dann sucht der Religionsforscher auch die leisesten Herztöne zu belauschen. Je reicher, tiefer und feiner seine Kenntnisse von den Phänomenen des Lebens sind, desto eher darf er hoffen den Sinn des Lebens richtig zu deuten.

Wer aber der Wissenschaft der allgemeinen Religionsgeschichte dienen will, von dem müssen wir vor Allem verlangen, daß er eine religiöse Persönlichkeit sei, daß er ein religiöses Sensorium, daß er persönliche religiöse Erfahrung besitze und sein Verständnis von Religion an den höchsten religiösen Erscheinungen der Geschichte erweitert und vertieft habe. Wie würden wir über einen Gelehrten urteilen, der eine Geschichte der Musik schreiben wollte, ohne musikalische Begabung und Bildung zu besitzen? Philologen, Antiquare, Geographen sind als solche noch lange keine Religionsforscher, sondern sie liefern dem Berufenen nur das unentbehrliche Material, gerade wie der Universalhistoriker auf die Mithilfe der Spezialisten angewiesen ist.

Aber zum rechten Ziel wird auch der religiös gebildete Forscher nur kommen, wenn ihn ein starkes Gefühl des Wohlwollens und der Gerechtigkeit gegen alle Menschen beherrscht, wenn er Etwas vom Heilandserbarmen in sich trägt, das den glimmenden Docht nicht verachtet und das geknickte Rohr nicht bricht. Wie oft sind die außerbiblischen Religionen ungerecht behandelt worden, wie oft hat man aus ihnen ein Zerrbild gemacht, indem man sie so darstellte, wie sie sich in den Gemeinsten ihrer Bekenner widerspiegelten! Jede geschichtliche Religion führt ein doppeltes Leben, ein höheres in der Seele edler Menschen, ein niedrigeres in den erdenwärts gerichteten Geistern. Da alles Leben der Verkümmerung und Entartung ausgesetzt ist, droht der Religion die gleiche Gefahr; aber die Krankheiten eines Organismus gehören nicht zu seinem innersten Wesen. Man darf von einer Nacht des Heidentums reden; doch leuchten in dieser Nacht unzählige Sterne, es leuchtet in ihr Licht vom ewigen Lichte, wie das schon die alten Kirchenväter anerkannt haben. Wahrlich der Königsmantel Jesu Christi wird nicht entwertet, wenn wir im armen zerstoßenen Gewand frommer Heiden noch einige Goldfäden entdecken. Wenn nicht eine tiefe Wahrheit in dem Worte Tertullians läge: Anima humana naturaliter christiana,*) wenn nicht auch der Heide einige Lichtstrahlen der höchsten Wahrheit wahrgenommen hätte, woher nähmen wir den Mut zu glauben, daß alle Völker zum Eintritt ins Gottesreich berufen seien?

Der berufene Forscher wird sich nicht begnügen, die Erscheinungen der Religion festzustellen, sondern sich fragen: Wie sind die Menschen zu ihren religiösen Vorstellungen und Gebräuchen gekommen, welche Eindrücke, Erfahrungen, Bedürfnisse haben sie dabei geleitet? Und er wird bei diesen Fragen möglichst tief zu dringen suchen. Sonderbar und kindisch mag uns der buddhistische Pilger erscheinen, der am Rand des Weges sitzend unzählige Male die unverstandenen Worte 'Om mane padme hum' am Rosenkranz vor sich hin murmelt; aber sieh, wie ernst ist sein Gesicht, ein Schimmer von Andacht verklärt seine Züge: die Angst des Irdischen sucht er durch sein Murmeln zu besiegen, es ist ein dumpfer Heimwehruf des verirrten Kindes nach dem Vater.

Verachte keinen Brauch und keine Flehgeberde,
Mit der ein armer Mensch emporringt von der Erde.
(Rückert)

Ja, wir wollen alles Schöne, Edle, Hohe, Alles, was der Menschenwürde zur Ehre gereicht und an das Ebenbild Gottes erinnert, in den außerchristlichen Religionen voll und freudig anerkennen; denn wir fühlen uns dabei in unbedingter Uebereinstimmung mit unserm Herrn Jesus Christus.

2

So viel auf dem Gebiete der allgemeinen Religionsgeschichte noch zu erforschen ist, darf man doch sagen, daß die Grundzüge aller Religionen feststehen. Keine neue Entdeckungen vermögen das Bild, das wir vom Islam, Buddhismus, Hinduismus, Parsismus, von den Religionen des klassischen Altertums oder der sogenannten Naturvölker besitzen, wesentlich zu verändern. Darum getrauen wir uns die Frage zu stellen: Wie erscheint Jesus Christus im Lichte der allgemeinen Religionsgeschichte? Wir halten uns dabei an das Christusbild der drei ersten Evangelien.

Wer nur nach Aeußerlichkeiten urteilen wollte — und wie oft ist dies geschehen —, der müßte zu dem Schlusse kommen, daß mit Jesus nichts Neues in die Welt getreten sei. Jesus nannte sich Sohn Gottes; aber waren nicht schon die ägyptischen Könige Jahrtausende vor ihm von einem warmen Sohnesgefühl dem Herrn der Welt gegenüber durchdrungen? Beteten nicht die Indogermanen in grauer Urzeit: „Himmel — Vater?" Galt nicht den alten Griechen Zeus als Vater der Götter und Menschen? In allen Religionen klingt der Name Vater für Gott an. „Du bist unser Vater, von Alters her war das dein Name", verkündet der Prophet des alten Bundes. Daß eine Wesensgemeinschaft zwischen Gott und Menschen bestehe, das lehrten, wie Paulus auf dem Areopag bezeugt, auch die griechischen Dichter, noch tiefer die Weisen in Athen und die Priester zu On und Theben in Aegypten. Jeder Guru (Religionslehrer) ist für den Hindu vom Wesen Gottes durchdrungen. Ohne menschlichen Vater sind ägyptische Könige, griechische Heroen, ist Buddha zur Welt gekommen. Um die Menschheit aus allem Elend zu erlösen ist der Weltenherr Vischnu ein armer Hirte und Wagenlenker geworden und hat Maitraya, der Allerbarmer, den „Himmel der Freuden" verlassen, um als Bettler das „Gesetz des Erbarmens für Alle" zu verkünden. Adon, der Herr des Lebens, wird im Gebirge Libanon getötet, und die Frauen von Byblos vergießen drei Tage lang um den Gestorbenen viele Tränen; aber dann wacht er auf vom Tode, und die Schluchten des Gebirges hallen wider vom Jubelgeschrei: „Der Herr lebt, der Herr lebt."

Jesus hat gesagt: „Selig sind, die reinen Herzens sind." Aber auch die Delphische Priesterin verkündete:

Rein von Herzen erschein' im Tempel des lauteren Gottes,
Wenn du die Glieder genetzt im kastalischen Quell.
Guten genügt ein Tröpfchen, o Pilgrim, aber dem Bösen
Wüsche das Weltenmeer selbst nimmer die Sünden hinweg.

Am Eingang zum Garten des Tadsch, jenem wundervollen Mausoleum der indischen Stadt Agra, sind in arabischer Sprache die Worte eingemeißelt: „Keiner bringt in den Garten Gottes ein, der nicht reinen Herzens ist."

Jesus spricht: „Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, sammelt euch Schätze im Himmel." Buddha: „Es gibt einen Weg, der zu Reichtum führt, und einen Weg, der zur Seligkeit (Nirvana) führt." Daß wir uns innerlich von der Welt unabhängig machen sollen, das verlangen chinesische wie griechische Weise, und für Buddha ist dies die Hauptforderung, denn er sagt ausdrücklich, das Mönchskleid sei ihm Nebensache. Unbedingtes Vertrauen auf Gott atmen schon einzelne Gebete der alten Babylonier, mehr noch die Bekenntnisse der muhammedanischen und der späteren indischen Mystiker. Es geht durch die Seele dieser Menschen ein mächtiger Zug der Liebe zu Gott, dem Gütigen, Weisen, dem Heiligen und Gerechten, dem Allerbarmer; darum wecken sie verwandte Töne in unserer eigenen Brust.

Jesus verlangt im Namen seines und unseres Vaters von seinen Jüngern ein volles Maß selbstloser Liebe. Während die alten griechischen Moralisten als Grundtugenden nur Einsicht, Gerechtigkeit, Besonnenheit und Tapferkeit aufstellten, haben um so mehr Buddha und seine Schüler in Indien, çiwaitische Tamulen und Moh-tih in China den einzig hohen Wert selbstloser Güte anerkannt. In den zahlreichen Legenden von Buddha steht immer sein Erbarmen, mit dem er sich für Menschen und Tiere aufopfert, im Vordergrunde. Mit Freuden nimmt er ausgesuchteste Marter und Todespein auf sich, um Andere zu retten. Was den ostasiatischen Völkern die Gestalt Buddhas so überaus anziehend machte, das war die überströmende Herzensgüte, von der die Legenden über ihn so reichlich Kunde geben. Aber hinter Buddha stehen die tamulischen

*) Die Seele des Menschen ist von Natur eine Christin. D H

Sittars nicht zurück, wenn sie in einem ihrer Lieder singen: „Wenn alle Menschen wüßten, daß Gott und Liebe Eins sind, so würden sie unter einander in Frieden leben und die Liebe selbst als Gott erkennen.“ Moh-tih, der Chinese, der ums Jahr 400 v. Chr. gelebt hat, behauptet: „Die Grundursache aller Leiden der Menschen ist der Mangel an allgemeiner Nächstenliebe.“ Daß übrigens auch die Griechen hochherzige Liebe gegen die Feinde zu schätzen wußten, zeigt uns unter Anderen Xenophon in seinem Roman über Cyrus; denn er erwähnt hier einen weisen Lehrer des armenischen Prinzen Tigranes, den des Prinzen Vater, der König, habe zum Tode verurteilen lassen mit der Beschuldigung, er verderbe seinen Sohn. Vor der Hinrichtung habe der Lehrer zu seinem Schüler gesprochen: „Sei dem Vater nicht böse; denn er weiß nicht, was er tut.“

Leicht wäre es, aus den Zeugnissen der außerchristlichen Religionen die Anklänge an das Evangelium zu vermehren. Aber das Angeführte wird genügen, um begreiflich zu machen, daß oftmals von der Botschaft christlichen Glaubens in der Heidenwelt das Wort gilt: „sie wecket der dunkeln Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen;“ sie kommt Erinnerungen und Ahnungen entgegen, die wohl seit langer Zeit zwar nicht mehr sich regten, aber nicht gestorben waren. „Uns ist, als hätten wir das von unsern Vorfahren auch schon gehört,“ bemerkten einst kanadische Indianer einem Missionar, als er ihnen von den Forderungen des christlichen Lebens erzählt hatte.

3

Strahlen ewigen Lichtes; aber sie konnten die Nacht nicht verscheuchen, Ahnungen ewiger Wahrheit; aber sie konnten nicht zu klarer konsequenter Ueberzeugung werden. Adlersflug der Gefühle und Gedanken; aber die Erdenschwere siegte über die Himmelssehnsucht. Allen Religionen wohnt ein Erlösungsdrang inne; sie wollen dem Menschen den schwersten Druck abnehmen, den Druck der Vergänglichkeit und des Schuldgefühls. Und wer wollte bestreiten, daß gerade dafür die indischen Religionen gewaltige Anstrengungen gemacht haben. Vor Allen trat Buddha mit dem Anspruch auf, die absolute Erlösung den friedlosen Seelen anzubieten, freilich unter der Bedingung, daß der Gläubige jedem Erdenwunsch entsage. Doch ein buddhistischer Mönch redet also sein eigenes Herz an:

Hast lange Jahre mich gedrängt ohn Unterlaß:
„Das Treiben dieser Welt, was mag es frommen dir?“
Nun zog ich weltentsagend in die Einsamkeit.
Und jetzt, was ists? Läßt du im Ringen nach, mein Herz?

Volle Seelenruhe erlangt der Bhikschu, wenn er absolut wunschlos geworden ist; aber diese Bedingung ist unerfüllbar. Buddhas „Gesetz des Erbarmens“ kann nicht erlösen. Darum hoffen seine Anhänger, daß 5000 Jahre nach seinem Tode Maitraya „der Erbarmer“ vom Himmel herabsteigen werde, um die Verheißungen Buddhas wahr zu machen. Auch die brahmanischen Hindu hoffen auf Seligkeit erst durch die zehnte Herabkunft Vischnus, den Kalkin-Avatara. Auch die Parsi warten auf einen Messias, den çaoschjant, der am Ende der Zeit Angromainju, den Rivalen des guten Gottes, überwältigen wird. Schon in altersgrauer Zeit erwarteten die Aegypter einen gottbegnadeten, mit überirdischer Macht ausgestatteten Helfer aus dem Süden. Aber auch die Mexikaner hofften erst vom milden Quetzakoatl, dem Gottmenschen von Osten, das Ende aller Erdennot. Selbst den Römer Vergil ergriff einst eine Messiasahnung; und das religiöse Bedürfnis der Muslim schuf die Gestalt des Mahdi, der erst den Seelen Ruhe geben wird. Auch die ehrwürdigste Religion des Altertums, die israelitische, ist eine Hoffnungsreligion. Einst wird Gott seinem Volk einen allbeseligenden Frieden schenken; aber jetzt trägt es seinen Schmerz wie ein Kranker, der mit heißer Sehnsucht die Genesung erwartet.

Zur Zeit Jesu Christi gab es für einen Gottgesandten im Volke Israel nur zwei Möglichkeiten: entweder mußte er als Prophet auftreten, oder als Messias sich wissen. Als Prophet bereitete er das Volk auf das Kommen eines Höheren vor, der die Erfüllung bringen werde. Das hat Johannes der Täufer getan; aber bei Jesus finden wir keine Spur davon, daß er

auf die Erscheinung eines Höheren hingewiesen hätte. Vielmehr bezeugt er, vom erhabensten Selbstbewußtsein beseelt: „Kommt zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch Ruhe geben.“ Er durchdringt die, welche ihm vertrauen, mit einer neuen, eigenartigen Geisteskraft, so daß der Kleinste in seiner Gemeinschaft größer als Johannes ist. Zu seinen Jüngern spricht er: „Propheten und Könige verlangten zu sehen, was ihr seht, und haben es nicht gesehn und zu hören, was ihr höret, und haben es nicht gehört.“ Wie hoch muß er sich über den Propheten fühlen, indem er also redet! Zu den seltsamsten Verirrungen der modernen Kritik gehört der Versuch, Jesus das Messiasbewußtsein abzusprechen. Dem alten Namen hat er einen neuen großen Inhalt gegeben; denn für ihn bedeutet Messias vor Allem den Erlöser aus innerster Angst und Not. Die Erfahrung hat dem Selbstbewußtsein Jesu Recht gegeben; denn alle Menschen, die mit ihm in tiefe, ernste Gemeinschaft getreten sind, bezeugen von der Zeit der ersten Jünger an bis auf heute, daß sie in ihm Trost und Halt für Leben und Sterben gefunden haben, daß er ihnen Alles gegeben, was sie für den Frieden ihrer Seele bedürfen, daß sie daher auch nicht das geringste Bedürfnis nach einem neuen Erlöser empfinden.

4

Buddhistische Frömmigkeit krankt an unheilbarer Schwermut; denn nach ihrem Glauben ist alles Leben ein Uebel. Das Evangelium Jesu bringt die reichste Lebensfreude, denn der Schöpfer und Regierer der Welt ist unser Vater, dessen Freundlichkeit sich schon in den Lilien des Feldes, in Regen und Sonnenschein widerspiegelt. Alles, was uns an Leib und Seele erquickt, sind Gaben des himmlischen Vaters, und unser Beruf löst eine Aufgabe in seinem Haushalt. Der Vatername hat durch das Evangelium eine neue Weihe bekommen, und die Würde der Frauen ist geschützt durch die Heiligkeit der Ehe, die ihrer Idee nach eine ewige unlösbare Ordnung Gottes ist. Es kann nicht im Sinne Jesu sein, die Welt zu verachten, zu hassen, zu fliehen, weil ihre Ordnungen für Natur und Menschenleben von dem geschaffen sind, der uns durch Jesus seiner Vaterliebe gewiß gemacht hat. Die Weltanschauung Buddhas ist in düstere Nacht gehüllt, die Weltanschauung des Evangeliums in lichten vollen Tag.

Selbstlose Liebe haben auch die Weisen im fernen Osten als höchste Forderung aufgestellt. Aber Buddha tut das im Gegensatz zu seinem wichtigsten Gebot, gemäß dem der Mensch gegen die gesamte Welt unempfindlich werden soll „wie eine zerbrochene Trompete“, sodaß seine eigene Güte eine Inkonsequenz seines Herzens bedeutet. Moh-tih, der Chinese, hatte sein Verlangen nach allgemeiner Menschenliebe so oberflächlich begründet und so kindisch illustriert, daß er von seinem eigenen Volke nicht ernst genommen wurde.

Jesus, von selbstloser Liebe ganz durchdrungen, hat sie als Wesen von Gottes Wesen empfunden, und aus seinem liebeerfüllten Herzen ist der Name Vater für Gott mit innerster Notwendigkeit hervorgedrungen. Liebe war ihm das heiligste Gefühl, das mit allen andächtigen und weihevollen Gefühlen im engsten Bunde steht. Nur der Barmherzige kann an die Barmherzigkeit Gottes glauben, nur der, welcher Frieden bringt, als Sohn Gottes sich fühlen. Liebe hebt uns zu Gott empor, und in unmittelbarer Gemeinschaft mit ihm durchdringt uns immer stärker seine Liebe. Sie wird, sagt Paulus, „ausgegossen in unsere Herzen.“ Reine Widerklänge des Evangeliums Jesu Christi vernehmen wir in den Worten der Apostel: „Wir haben erkannt und geglaubt die Liebe, die Gott zu uns hat. Gott ist die Liebe.“ „Gott hat den Geist seines Sohnes in unsere Herzen gelegt, der da ruft: Abba, Vater.“ Erst Jesus hat die Liebe auf den Königsthron gesetzt, der ihr gebührt. Erst durch ihn ist sie zu der Kraft geworden, die für Zeit und Ewigkeit die Menschenseele mit Gott verbindet, die unser irdisches Leben reich und groß macht, die es verklärt und seine ewige Würde vollendet.

Jesus Christus ist der einzige Religionsstifter, der mit dem Heimatruf an alle Menschen zu Gott vollen Ernst mach-.

Die Juden halten sich für das allein auserwählte Volk, die Brahmanen für die einzige Kaste, die der Vollendung nahe steht. Nur die Bhikschu gehen nach buddhistischem Glauben ins Nirvana ein, nicht die Upasaka, die Laien. Ein vollbürtiger Muslim ist nur der, welcher alle fünf Hauptforderungen des Islam erfüllt, darunter auch die Wallfahrt nach Mekka; aber wie wenige der Gläubigen können dieser Pflicht nachkommen! Unsern Herrn hat es gerade am meisten zu den Verachteten und Verstoßenen, zu den Armen und Kleinen hingezogen, und er hat ihre Sache zu der seinen gemacht. „Was ihr dem ärmsten Kinde tut, das tut ihr mir, und was ihr mir tut, das tut ihr meinem Vater im Himmel!" Da gibt es keine misera plebs, an der man stolz vorüber gehen dürfte, da gibt es keine Eingeweihten, die allein würdig wären, die volle Wahrheit zu vernehmen. „Was ich euch ins Ohr sage, das predigt auf den Dächern." Es geht im edelsten Sinne des Wortes ein sozialdemokratischer Zug durch das Evangelium Jesu Christi.

5

Der Liebe ist eigen, zum Wohle für die Anderen Opfer zu bringen, sie hat das tiefste Bedürfnis, den Andern zu dienen; darum bezeugt der Barmherzigste von sich selbst: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß ihm gedient werde, sondern daß er diene." In großen Dingen kann Liebe nur durch die größten Opfer siegen. Ihn, dem von Jugend auf die Gestalten der Propheten und des leidenden Gottesknechtes vertraut waren, mußte frühe der Gedanke an sein eigenes Leiden und Sterben beschäftigen. Aber es kann jener Gedanke lange Zeit am Horizonte des Bewußtseins schweben, um erst unter bestimmten Verhältnissen zum Zenithe aufzusteigen. Diese Stunde kam für Jesus, als die Feindschaft der Pharisäer und Schriftgelehrten gegen ihn immer stärker wurde und das Volk für sein Evangelium immer weniger Teilnahme zeigte. Je gewaltiger die Schwierigkeiten sind, desto größer muß das Opfer sein. Liebe überwindet durch den Tod. Das Opfer wurde ihm nicht leicht, denn sein Leben war ein im Innersten seliges Leben, weil er in voller Harmonie mit Gott stand. Und es wurde ihm das Opfer noch schwerer, weil ihn Jeremiasahnungen erfüllten. Wie einst der Prophet dessen gewiß war, daß Juda sein eigenes Elend besiegle, indem es ihn verwarf, so sah Jesus mit seiner Verstoßung den größten Jammer über sein Volk hereinbrechen. Es ist ein Zeugnis seines über alle nationalen Schranken erhabenen religiösen Selbstbewußtseins, daß er seinem Sterben den Stempel einer erlösenden Tat aufzudrücken vermochte, und daß er mit der Gewißheit in den Tod ging, sein Leben hinzugeben zum Lösegeld für Viele. Sein Opfer am Kreuz müssen wir im Lichte des Wortes betrachten: „Also leuchte euer Licht vor den Menschen, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen." Er brachte das höchste Opfer, damit die geängstigte schuldbeladene Menschheit den Mut gewinne an die erbarmende Liebe des allwaltenden Gottes zu glauben. Und bis auf den heutigen Tag ist die Liebe Christi am Kreuz allen wahren Christen die stärkste Bürgschaft geblieben für die Liebe dessen, der sein heiligstes Gesetz uns ins Herz gelegt hat, der im Gewissen uns richtet, und der allein uns den innersten Frieden geben kann, indem er unsere Schuld auslöscht.

6

Wenn wir Jesus verstehen wollen, müssen wir die Wirkungen, die von ihm ausgegangen sind, mit in Betracht ziehen. Wo sich seit den Tagen der Apostel bis auf heute hohes herrliches Christenleben gebildet hat, da ist es immer geschehen durch innigen Kontakt mit der Persönlichkeit Jesu Christi. Alle die, welche in dieser langen Zeit voll selbstloser Treue zum Segen der Menschheit gewirkt haben, wollen nichts Anderes sein als schlichte dankbare Jünger und Jüngerinnen des geschichtlichen Christus. Seine Worte haben ihre Liebe entzündet, sein Beispiel sie gestärkt, sein Sterben ihnen die Gewißheit gegeben, daß nichts uns von der Liebe Gottes scheiden kann. Wie groß muß der sein, der in solchen Wirkungen sich kund gibt! Wahrlich, er ist nicht der gutmütige schwärmerische Jude, wozu ihn einige Neuere machen wollen. Seine Worte, seine Taten, sein Leiden umschwebt Ewigkeitsluft. Nur lose hängt ihnen das zeitliche Gewand an. Nur wenn wir im Allerheiligsten unseres Gemütes in demütiger Verehrung zu ihm aufschauen, können wir ihn einigermaßen verstehen.

Wer die weiten Gebiete der heidnischen Religion lange Zeit durchwandert und dabei jeden Strahl, jeden Schimmer höherer Wahrheit eifrig beachtet hat, mit welchem Dank, mit welcher Freude kehrt er heim zu dem Jesus Christus der drei ersten Evangelien! Welch eine rührende Einfachheit gegenüber heidnischem Schwulst, welch eine unergründliche Tiefe gegenüber heidnischer Plattheit, welch ein zarter Duft der Weihe und Heiligkeit über Allem, welch ein Glanz der Versöhnung, des Friedens, der Freude leuchtet uns entgegen! Hier steht der vor uns in schlichter hoher Menschlichkeit, den so viele Völker geahnt und doch nicht gekannt hatten, hier der Menschenfreund, dem wir mit erneuter Begeisterung zurufen: „Herr, zu wem wollen wir gehn, Du allein hast Worte ewigen Lebens."

Religion ist persönliches Leben, nicht bloß eine Summe von theologischen Lehren, kultischen Uebungen und ethischen Leistungen; darum kann sie nur von Person zu Person übertragen werden. Es gehört aber zur eigentümlichen Größe der christlichen Religion, daß sie die persönlichste von allen ist, daß sie am engsten mit ihrem Stifter zusammenhängt. Die christliche Religion behält — das beweist die weltgeschichtliche Erfahrung — ihre Jugendfrische nur, wenn sie sich stets aus ihrem Urquell erneuert, aus dem persönlichen Leben Jesu Christi, sonst wird sie dem Strome gleich, der noch eine zeitlang matter und matter dahin rauscht, um endlich zu versiegen. Je weniger wir uns in das Leben Jesu versenken, je mehr wir uns einer stolzen Selbständigkeit rühmen, desto mehr verlieren die großen Begriffe unsers Glaubens ihren Gehalt und damit ihre befreiende erlösende Kraft. Es erstirbt der Zug zum Unendlichen, an Stelle der Glaubensgewißheit tritt das Vielleicht, das schon die alten Parsi als schlimmsten Feind für das innere Leben erkannt haben. An Stelle der Begeisterung tritt das kühle Raisonnement, und die Blumen, die in das ewige Leben blühen sollten, werden unter dem Staub der Alltäglichkeit begraben. Dann werden die Geister reif sein für die lebensmüde Weisheit Gautamas. Allein wir fürchten solchen Ausgang nicht, sondern haben die gegründete Ueberzeugung, daß Jesus Christus im zwanzigsten Jahrhundert mächtiger und siegreicher als je durch die Reihen der Menschheit schreiten und die harrenden Kinder heimführen wird ins Vaterhaus.

Konrad Furrer

Autorität und christliche Gewißheit in ihrer Bedeutung für den Religionsunterricht erwachsener Schüler

1

Als normales Produkt des Gymnasiums, als Pantheist, habe er das Gymnasium verlassen, bekennt Bismarck in seinen Gedanken und Erinnerungen. In dem herrlichen Briefe, in dem er um die Hand seiner Johanna wirbt, schildert er den Entwicklungsgang, der ihn vom überzeugten Deisten zum gläubigen Beter geführt hat. Er ist ergreifend, dieser Blick in das Ringen eines gewaltigen Mannesherzens: wie der scharfe Verstand immer wieder die religiösen Regungen meistert, „wie sein Streben nach Erkenntnis immer in den Zirkel des Verstandes gebannt bleibt", wie der ehrliche Zweifel ihn immer „tiefer in die Sackgasse führt", wie er ihn hindurchjagt durch die verschiedensten Stimmungen, vom philosophischen Skeptizismus zur „trostlosen Niedergeschlagenheit", zu dem Gedanken, „das Menschenleben sei vielleicht nur ein beiläufiger Ausfluß der Schöpfung, der entsteht und vergeht wie Staub vom Rollen der Räder". Wie sich dann in der Stille allmählich die innere Stimme hörbarer vernehmen läßt, die das Problem von Gut und Böse als persönlichste Grundfrage ihm vor die Seele stellt.

Und erst indem das Gewissen ein mitwirkender Faktor bei seinem Nachdenken über Gott, Welt und Leben wird, gehen die inneren Kämpfe mehr in die Tiefe: da beginnt, allerdings sehr langsam, jener Bann des rein verstandesmäßigen Denkens zu weichen, da erwacht der Wunsch, glauben zu können, da wird der Blick geschärft für die Seligkeit, die in der Zuversicht und dem Frieden als den „Begleitern des Glaubens" liegt, da erkennt er in den Schicksalen Anderer erschütternde Folgen der Sünde, da beginnt er demütig in der Schrift zu lesen und endlich wird im Gebet die Religion für ihn ein inneres Erlebnis.

Seine spätere Stellung zur Religion ist durch diesen Entwickelungsgang gegeben. Sie ist individuelle Grundstimmung geblieben, in ihr erkannte er die Wurzeln seiner Kraft, sie wurde der stützende Träger seines Lebens. Aber gegen die Religion als Lehre blieb er gleichgiltig, gegen ihre Verkörperung als Kirche kühl und ablehnend. Die Lehre, selbst die Lehre eines Schleiermacher hatte ihn nur abgeführt, nur noch mehr in die Zirkel des Verstandes gebannt, so daß noch der Greis innerlich mit diesem Unterricht grollt, ja den Unterricht für seinen Pantheismus verantwortlich macht. Die offizielle Kirche hat ihm beim Zustandekommen seiner christlichen Gewißheit Nichts genützt, sie war ihm in der kritischen Zeit Nichts gewesen und konnte ihm darum später Nichts werden.

Ein Biograph Bismarcks wird zu zeigen haben, wie in diesen inneren Erfahrungen der Schlüssel zu Bismarcks Stellung zur Kirche zu suchen ist. Wir wollen hier die Frage untersuchen, wo die *Versäumnisse der Schule* liegen, daß sie einen so tief veranlagten Geist nicht zur Religion, sondern von der Religion fortgeführt hat. Diese Frage ist nicht nur in Rücksicht auf den speziellen Fall zu stellen, sondern Bismarcks Entwickelung ist typisch für unendlich viele Männer unserer gebildeten Kreise, nur daß die meisten über die von Bismarck glücklich überwundenen Stufen dieser Entwickelung nicht hinauskommen. Die Frage wird um so ernster, als die Vorbedingungen für einen günstigen Verlauf dieses Prozesses nur selten so günstig sind wie bei Bismarck. Und wenn man sich sagt, daß die wachsende Genußsucht und Blasiertheit unserer gebildeten Jugend ein günstiger Nährboden für religiöse Indifferenz ist, dann empfindet der Religionslehrer jene Frage geradezu als die Entscheidungsfrage, deren Lösung über Wert oder Unwert seiner ganzen Tätigkeit entscheidend ist. Außerdem ist unzweifelhaft die „realistische" Tendenz, die unsere Jugend beherrscht, der Geistesbildung nicht förderlich: für die Erweckung religiösen Interesses kann sie direkt ein Hemmnis werden.

Wir fragen, warum hatte bei Bismarck, warum hat bei so vielen Anderen der Religionsunterricht so geringen, ja oft den entgegengesetzten Erfolg, als beabsichtigt ist?

Ich sehe den vornehmlichsten Grund in einem psychologischen Gesetz. Ueberall, wo einem zur Selbstbetätigung erwachten Bewußtsein eine Macht als Autorität entgegentritt mit der Forderung unbedingter Gültigkeit, regt sich der Widerspruch. Für die sittliche Autorität des Gesetzes hat Paulus diese psychologische Konsequenz im Römerbrief klassisch beschrieben. „Ich lebte weiland ohne Gesetz. Da aber das Gebot kam, ward die Sünde lebendig. Ich aber starb, und es befand sich, daß das Gebot mir zum Tode gereichte, das mir zum Leben gegeben war" Röm. 7, 9 f. Und doch hat die sittliche Autorität des Gesetzes am Gewissen einen starken Bundesgenossen. Dieser fehlt der Lehrautorität, wenn sie das Denken mit gleicher Unbedingtheit beugen will, wie das Gesetz den Willen. Ja, das Gewissen kann hier in der Form innerer Wahrhaftigkeit Partei gegen die Autorität ergreifen. Das ist sicher der Fall, wenn die Autorität der Lehre zum äußeren Zwange wird, wenn der ehrliche Zweifel sich ins Innere zurückziehen, wenn die ganze Kraft der Wahrheitsliebe sich im Geheimen aufspeichern muß. Wird dann nicht die erste Tat der endlich erlangten Freiheit sein, den verhaßten Zwang abzuwerfen, und, weit über das Ziel hinaus, das im Innern schwelende Feuer des Zweifels zur hellen Flamme des Unglaubens emporflammen lassen, die dann von den hinzugetragenen Brennstoffen modernen Antichristentums und moderner Genußsucht so lange hellbrennend

gehalten wird, bis das religiöse Innere gründlich ausgebrannt ist? Die Lebensgeschichte manches großen Geistes und nicht wenige Erscheinungen in unserer erwachsenen Jugend lassen diesen typischen Verlauf der Krankheit deutlich erkennen.

Es sind sicher nicht die schlechtesten Naturen, bei denen diese akute Entchristlichung eintritt. Der Prozeß beweist doch wenigstens inneres Leben. Unbedingt zahlreicher aber sind die Naturen, bei denen schleichende Entchristlichung stattfindet: die Vielen, bei denen die Religion in einer bescheidenen, schwer zugänglichen und selten geöffneten Kammer der Seele ein kümmerliches Dasein fristet, die Dutzendmenschen, die ihr ganzes Leben zwischen Religion und Leben getrennte Buchführung haben, wie weiland jener Freiheitskämpfer Immermanns mit seinen Napoleonischen und antifranzösischen Ruhmeserinnerungen. Besonders bei gebildeten Katholiken kann man diese Isolierung der Religion beobachten. Aber auch im Protestantismus findet sich diese uneingestandene Anerkennung einer doppelten Wahrheit in Menge. Sie zeitigt jene gebrochenen Existenzen, jene unfruchtbare, lähmende Lauheit, jene von David Friedrich Strauß ewig klassisch charakterisierten „Halben". Diese Halben bilden in gewissen Schichten unseres Bürgertums die entscheidende Majorität. Ihre Zahl wird überall da erschreckend groß sein, wo die Religion mit Staat und Gesellschaft eine Verbindung hat eingehen müssen, die es den Einzelnen zur Pflicht macht, mit der Religion einen leidlich anständigen Frieden zu schließen, bei dem das Gewissen sich einigermaßen beruhigen kann. Nun ist die Klage über diese Halbheit so alt wie die Religion. Ueberall, wo der Enthusiasmus entströmt ist, wo eine Religion in der Welt sich häuslich einzurichten begonnen hat, ertönt die alte Eliasklage von dem Hinken auf beiden Seiten.

Aber bei dieser Anerkennung kann sich der Religionslehrer unserer gebildeten Jugend ebenso wenig beruhigen wie bei dem psychologischen Verständnis jener akuten Entchristlichung. Wenn er kein Mietling sein will, muß er fragen, ob die höhere Schule nicht am Ende doch eine Mitschuld trifft, daß jene kurz umrissenen Krankheitserscheinungenen unter unserer gebildeten Jugend epidemischen Charakter angenommen haben.

Ich möchte diese Frage beantworten und zusehen, ob sich keine Mittel finden lassen, die Krankeiten zu beschränken.

Ich sage zuerst: *es ist nicht recht, daß der Religionsunterricht in letzter Instanz auf Autorität zurückgeht, und sei es auch die Autorität der heiligen Schrift.* Die Tatsache, daß die Religion auch dem erwachsenen Schüler als Autorität entgegentritt, wird kaum geleugnet werden. Die Lehrbücher für die oberen Klassen zeigen nur sehr bescheidene Ansätze zu einer induktiven Methode in der Darstellung der Religion. Es muß offen ausgesprochen werden, daß die Bevormundung des Religionsunterrichts durch das Kirchenregiment seiner Entwickelung nicht günstig gewesen ist. Denn die durchs Kirchenregiment approbierte Form von Stoff und Methode des Religionsunterrichts wird bei dem konservativen Charakter jeder Kirchenbehörde stets der Theologie von Gestern konform sein, welche sich gebildet hat durch eine Fragestellung eines Zeitbewußtseins, die für das Heute bereits antiquiert ist. So gewiß in der theologisch-kirchlichen Entwickelung das historische und retardierende Moment von Segen ist, so falsch ist es, wenn der Religionsunterricht bis zuletzt nach der Vergangenheit sich orientieren muß. Aber in unserer Frage liegt noch ein tieferes Problem, das heute unsere Theologie noch nicht gelöst hat, und das die Theologen in zwei Heerlager trennt: das Problem, ob Religion im letzten Sinne etwas Individuelles und Subjektives sei oder ob das tragende Fundament die objektiven, historisch beglaubigten Heilstatsachen seien. Die maßgebende Richtung in der Kirche steht auf Seiten der Autorität, die moderne wissenschaftliche Theologie auf dem Standpunkt der subjektiven Gewißheit. Die moderne Theologie ist Kantisch orientiert, die andere Richtung ist autoritätsgläubig. Dieser Unterschied ist charakteristischer für zwei mögliche Seinsweisen der Religion als die abgenutzten Schlagworte „orthodox und liberal".

Die Schwierigkeit aus dem Gewirr der hierbei Gehör fordernden Stimmen die Stimme der Wahrheit herauszufinden,

ist um so größer, als bei den Männern, die durch die Energie ihres eigenen religiösen Erlebnisses unsere religiöse Auffassung vertieft haben — bei den Reformatoren des abendländischen Christentums, bei Augustin und Luther — sich jene beiden religiösen Richtungen in so wunderlicher Verschlingung finden, daß jede Partei sie zu Eideshelfern machen kann. Daß Augustin zugleich der gewaltigste Vorläufer Luthers und ein Vater der genuin katholischen Theologie sein kann, daß Luther von der starrsten Bekenntnistreue und dem entschiedensten religiösen Freisinn zugleich als vorbildlich betrachtet werden kann, hat seinen Grund eben in jener zunächst verwunderlichen Mischung von kirchlichem Autoritätsglauben und freiestem religiösen Individualismus. Es will mir scheinen, als ob beide Parteien Unrecht täten, nur die ihnen zusagende Richtung im Wesen der beiden Männer als vorbildlich und evangelisch zu bezeichnen und entgegengesetzte Aeußerungen entweder als scholastische, traditionelle Velleitäten oder als vorübergehende, unglückliche und später korrigierte Unvorsichtigkeiten zu entwerten. Ich finde vielmehr, daß die Vereinigung der beiden Seinsweisen der Religion in jenen religiösen Genien gerade etwas Typisches und Selbstverständliches ist. Denn tatsächlich kann es sich bei den beiden Richtungen nicht um ein Entweder—Oder, sondern nur um ein Sowohl—Als auch handeln.

Man hat sich lange in der Theologie abgemüht, einen typischen Verlauf des Heilsweges zu konstruieren. Man ist dabei recht oft in einen bedenklichen Schematismus verfallen und hat den Reichtum der apostolischen Anschauungen auf starre Formeln gebracht; man hat leider dabei den Ausgang weder von der Verkündigung Jesu noch von empirisch-psychologischer Betrachtung genommen, sondern den geheimnisvollen, organischen Prozeß der Wiedergeburt auf dem Prokrustesbett eines scholastischen Formalismus unnatürlich verrenkt. Ich erinnere nur an die eine Tatsache, daß die Bedeutung der Taufe in allen jenen Theorien, besonders bei dem modernen Pietismus völlig unklar bleibt. Meines Erachtens müßte jedes psychologische Verständnis des Heilsweges vielmehr jenen Uebergang vom historischen zum persönlichen Glauben, vom Autoritätsglauben zur subjektiven Gewißheit beleuchten. Und gerade die christliche Pädagogik müßte allen Scharfsinn darauf verwenden, das Typische dieses Prozesses zu erfassen, um Vorbedingungen zu schaffen zu einem gesunden, normalen Verlauf dieses Vorganges.

Bei jedem Menschen hat die Religion einen historischen Anfang, der von Außen gegeben ist. Auch das einzigartige religiöse Selbstbewußtsein Jesu macht hierin keine Ausnahme. So ist die Religion jedes Individuums eine gewisse Zeitlang ein Gewebe, bei dem nur die Webekette individuelles Gut ist, das Gewebe als Ganzes ist Resultat fremder Arbeit. Auch hier gilt es: „was man ist, das blieb man Andern schuldig.“ Auch bei den originell veranlagten religiösen Genien ist das Individuum doch eine Zeitlang Nichts als der Resonanzboden für eine herandringende Flut von Tonwellen.

Darum ist jedes religiöse Bewußtsein zunächst durch Milieu und Lehre mehr beeinflußt als durch subjektive Eigenart. Gilt diese Tatsache selbst für die innere Entwickelung Jesu, so erst recht für alle Anderen. Dabei muß betont werden, daß dies in gleicher Weise selbstverständlich auch von Unglauben und Irreligiosität gilt. So wird sich das Zustandekommen der ersten religiösen Vorstellungen, wenigstens was die Grundrichtung betrifft, von Außen regulieren lassen, wenngleich ich es für eine lächerliche Ueberhebung moderner, experimentierender Pädagogen halte, die sich gern Psychophysiker nennen, wenn sie die Individualität eines Kindes wie ein Uhrwerk meinen entstehen lassen zu können. Immerhin ist festzuhalten, daß die Religion des Kindes nach dem religiösen Milieu orientiert ist. Hier kann die Aufgabe des Erziehers nur sein, das Milieu zu studieren und je nach den Verhältnissen durch die Erzeugung von andern Vorstellungen ausgleichend zu wirken. Während die Mutter noch oft in der Lage ist, diesen Prozeß rein durchführen zu können, muß der Erzieher sehr bald mit äußeren und inneren Hemmungen rechnen, mit störenden Faktoren, die nur zu oft jede Berechnung umstoßen. Doch wird sich auch hier ein typisches Bild für gewisse Temperamente, Stände,

Altersstufen u. s. f. zeigen, so daß der Religionsunterricht wenigstens in den ersten Jahren noch durch psychologisch vertiefte Methode die Mehrzahl der Kinder in eine gewisse religiöse Gleichgestimmtheit bringen kann, wenn auch vielleicht nur in gewissen, besonders glücklichen Stunden.

Auf Grund einer so erzeugten religiösen Grundstimmung kann sich jene naive, unschuldige Kinderfrömmigkeit bilden, die für gewisse Zeitalter, Schichten und Temperamente für das Leben ausreichend bleibt, die besonders in manchem weiblichen Gemüt so reiche und erfreuende Früchte zeitigt. Aber für unsere moderne gebildete Jugend kann diese religiöse Stimmung nicht künstlich konserviert werden. Sie wird und sie soll schwinden; wer ein Mann werden will, muß hinein in das feindliche Leben, er muß ringen und kämpfen mit den Mächten des Zweifels und der bewußten Sünde. Für diesen Kampf muß ihm der Religionsunterricht, wenn er anders für ihn noch Wert haben soll, die Waffen in die Hand geben, ehrliche und gute Waffen; vor allem rechne ich dazu das unerschütterliche Vertrauen zur Wahrheitsliebe und zur persönlichen Ueberzeugungstreue seines Lehrers. Erscheint ihm später in dem kritischen Augenblicke, von dem wir gleich reden werden, das, was ihm gesagt ist, als falsch und unbegründet auch nur in einem Nebenpunkt, dann ist der Jüngling nur zu leicht mit der ganzen Sache fertig, deren Vertreter ihm ein falscher Prophet zu sein scheint.

Soll aber diesem Kampf um die Weltanschauung durch den Religionsunterricht die Richtung gegeben werden, dann muß der Zweifel nicht nur nicht gedämpft und mit allerlei sophistischen Künsten der Ueberredung vertuscht werden, sondern er muß als etwas Selbstverständliches, ja geradezu als das Normale angesehen werden. Es mag ja glücklich veranlagte Jünglinge geben, bei denen die Reflexion und die bewußte Sünde nicht in das Paradies des Kinderglaubens einbricht, um hier durch das Essen vom Baum der Erkenntnis die Unschuld zu vernichten. Aber, ich frage: ist es zu wünschen, daß wir unsere erwachsenen Schüler in diesem Lande der Kindheit erhalten, angenommen wir könnten es? Ist es nicht Unrecht, dann solche Kinderunschuld in unser modernes Geistesleben mit seiner bestechenden, versucherischen Kraft des Unglaubens und in das moderne Leben einer Großstadt ungerüstet und wehrlos treten zu lassen? Aber ich behaupte, daß jener gläubige Kindessinn schon in den oberen Klassen der höheren Schule geschwunden ist. Und doch tut der Religionsunterricht so, als habe er noch mit jenen ungebrochenen Naturen früherer Jahre zu tun, als hätte das moderne Antichristentum nicht tausend Kanäle gefunden, die Seele mit Zweifel und Negation zu überschwemmen. Das sollte uns doch die moderne Pädagogik gelehrt haben, daß nur der Unterricht wertvoll ist, der an den Vorstellungsinhalt des Zöglings anknüpft. Und da will uns scheinen, geben sich viele Lehrer über das sittliche, intellektuelle und religiöse Leben der erwachsenen Schüler einer verhängnisvollen Illusion hin. Gerade diese Illusion bringt sie um die Früchte ihrer Tätigkeit.

Aus diesen Ausführungen ergibt sich uns der Satz, daß das religiöse Wissen nicht einziges Objekt des Religionsunterrichts sein kann, sondern daß als sein Ziel auch die Bildung christlicher Weltanschauung angesehen werden darf. Ich meine nicht, daß überhaupt ein Unterricht christliche Gewißheit erzielen kann. Ich weiß wohl, daß sich dieser Prozeß in der Tiefe einer Seele in psychologisch unbegreiflicher Weise vollzieht. Aber das kann und muß das Ziel des Unterrichts sein, erstens daß dem Schüler eine Entscheidung für das Christentum möglich gemacht wird, und zweitens daß diese Entscheidung als eine sittliche und nicht intellektuelle auch von dem empfunden wird, der sich glaubt einer anderen Weltanschauung anschließen zu müssen.

Richert

Unbewußtes Christentum

Geehrter Herr Professor

Empfangen Sie verspätet, hoffentlich nicht zu spät, meinen verbindlichen Dank für die Zusendung Ihrer Abhandlung

über Richard Rothes Unbewußtes Christentum.*) Sie wußten, daß wie Alles, was dem Verständnis des verehrten Lehrers dient, insonderheit jeder Beitrag zur Debatte über das unbewußte Christentum mein lebhaftes Interesse erregen werde; Ihr Gutachten konnte ich nur mit gespannter Erwartung begrüßen.

Sie erklären mit vollem Recht die Entstehung der Rede vom unbewußten Christentum aus der kirchlichen Lage, der das Wort entstammt. Die neu aufgekommene Orthodoxie, verbündet mit den Resten des Pietismus, die beide in Aufklärung, Rationalismus, Philosophie und klassischer Litteratur das Ende der Kirche, den Tod des Christentums sahen, hielt sich selbst für die Kirche, für das Christentum; lebendige, Leben wirkende Frömmigkeit erkannte sie nur sich selbst, ihren Anhängern, Parteigängern, Nachsprechern zu — nur, wenn sie herrschte und wo sie regierte, konnte das Reich Gottes kommen, nur da war Gottes Werk möglich. Millionen und gerade einsichtige selbständige mit den besten Elementen der Zeitbildung gesättigte Männer und Frauen wurden von der Gemeinschaft der Heiligen ausgeschlossen; gering geschätzt, als Unchristen abgestoßen, verachtet, wandten sie sich von der Kirche und ihren Aufgaben ab; sie konnten, sie wollten nicht mitwirken, wo man ihre Mitwirkung sich grundsätzlich verbat, und weil auch sie Christentum und Kirche identifizierten und lediglich in der Kirche die Erfüllung des Christentums sahen, so achteten sie die Abwendung vom Christentum für die unvermeidliche Folge ihrer Gegnerschaft gegen die Kirche, die so eifrig am Werke war, aus weggeworfenen dogmatischen, ethischen, kirchenrechtlichen Schlacken etliche Goldkörner herauszuschmelzen und bei ihrem heißen Bemühen nicht selten Gold und Schlacke miteinander verwechselnd als Gold pries, was doch nur Schlacke war. Man denke an Tweftens und Anderer Bemühungen, die Ansätze zu neuen dogmatischen Bildungen bei Schleiermacher in Einklang zu bringen mit der altprotestantischen Dogmatik; man suchte nicht sowohl die Einheit und Einmütigkeit des Glaubens, der christlichen Frömmigkeit, sondern die Einerleiheit der dogmatischen Formel. Männer wie Gervinus, Vertreter der Wissenschaft und Litteratur, der Kunst, der ringenden Politik wandten sich dem Rongetum, dem Deutschkatholizismus, der Aufklärung der freien Gemeinden zu und gerieten in Gefahr, was hoch und tief, göttlich und heilwirkend war am biblischen Christentum, zu verwerfen: sie sahen es nicht — wie hätten sie es begreifen sollen? Abneigung und Unverstand wurden zu Feindschaft.

Rothe konnte weder mit den Gläubigen noch mit den Ungläubigen gehen. Die Gläubigen mit ihrer Anmaßung, fertig zu sein, viel zu sein, weit über Andere hinaus, ohne Erbarmen, außer wo sie als die Ueberlegneren anerkannt wurden und sich berufen fühlten zu bekehren, korrekt in Lehre und Wandel, bei allen Sündenbekenntnissen doch selbstgerecht, stießen Rothe ab; er hat seine Zeit gehabt, da er zu ihnen gehörte, aber er hatte sich von ihnen losgerungen, wie Luther sich aus dem Mönchtum, Schleiermacher sich von den Herrnhutern losgerungen haben. Dagegen sah er nun bei den weltlichen Leuten so Vieles, was ihm nur als Frucht des Evangeliums, als Kraft evangelischer Gesinnung verständlich war, daß er nicht anders konnte, bei seiner Bescheidenheit, seiner Demut, seiner Erkenntnis, selbst nur in den Anfängen christlicher Entwickelung zu stehen — er mußte einen Versuch machen, ob er sie nicht überführen könne, daß das Beste an ihnen und in ihnen, das, was ihnen selbst und Anderen Wert verleihe, seine Wurzeln in Christus und dem Evangelium von ihm habe. Er bat sie, sich auf sich selbst zu besinnen, zu prüfen, woher sie ihre religiösen Ueberzeugungen, ihre sittlichen Ideale empfangen hätten; den Quellen des Besten, was sie an geistigen Gütern besäßen, nachzuforschen — ob sie nicht würden genötigt sein, Christus die Ehre zu geben, ob sie nicht die unabweisbare Pflicht fühlen würden, in nähere Beziehung zu treten zu der Gemeinschaft, welche sich um den Namen Jesu und sein Evangelium sammle. Was würdet ihr, was würde die Menschheit ohne ihn sein, was müßtet ihr werden, wenn ihr auch ihm als eurem Führer ganz ergeben würdet! Der Hinweis auf das, was ihnen selber unbewußt, als Wirkung des göttlichen Geistes in ihnen lebte, sollte sie ermutigen, sich Jesus zu nähern und ihnen Freudigkeit erwecken, an dem Aufbau und Ausbau der Gemeinde mitzuarbeiten, die sich aus innerer fester Ueberzeugung zu ihm als dem Christus, als ihrem Herrn und Haupte bekannte. Den Frommen aber, die sich selbst dafür hielten und den Anspruch erhoben, in der Kirche Christi die allein Berechtigten zu sein, sollte die Erinnerung an das unbewußte Christentum so vieler Zeitgenossen Veranlassung werden, ihr bewußtes Christentum auf seine Wahrhaftigkeit und Echtheit zu prüfen, ob es vor der Liebe Christi und seiner Demut bestehe. Sie sollten die unbewußten Christen nicht abstoßen, sondern zur Mitarbeit heranziehen; beide sollten einander fördern und sich gegenseitig hilfreich sein, der Vollkommenheit nachzujagen.

Wer Rothe nur oberflächlich kennt, kann gar nicht auf den Gedanken kommen, als habe er das unbewußte Christentum dem bewußten als gleichwertig an die Seite stellen wollen, als hätte er die unbewußten Christen für voll genommen. Das konnte am wenigsten er, der davon durchdrungen war, daß die Christen alle ausnahmslos nur in den ersten Anfängen der christlichen Lebensentwicklung stehen, daß sie auch bei vielem Wissen, starkem Wollen, ungewöhnlichem Können nur eben jetzt geborenen Kindlein gleichen. Sich selbst hat Rothe immer mit dem untersten Platz an den Tischen des Gottesreiches begnügt; er wußte, wir kommen hier auf Erden über das „da ich ein Kind war“ niemals hinaus. — Wir können zugeben, daß Rothe das sogenannte unbewußte Christentum zu hoch eingeschätzt hat und daß er nicht selten in der Wertung des kirchlichen hergebrachten Christentums (er hatte es sehr genau kennen lernen mit seinen Unarten, Schwächen, Mängeln, Sünden, er hatte es an sich selbst studiert und erprobt) ungerecht geworden ist: gewiß hat er es niemals für das bessere, vorzüglichere, am wenigsten für das Christentum gehalten. Das Bewußte, Gewollte, entschlossen Erstrebte ist auch für Rothe das Höhere gewesen, nur hat er bei seiner Bescheidenheit und Zurückhaltung, was er besaß, täglich neuer Kritik unterzogen; er ist mißtrauisch sich selbst gegenüber gewesen und vertrauend — wir wiederholen, vielleicht oft zu vertrauensselig gegenüber Anderen. Aber dürfen wir das nicht als tägliche Buße bezeichnen? Hat er nicht am Ende Ernst gemacht, wo Andere nur mit Worten spielen? Er hat einmal bekannt, er könne es nicht über sich gewinnen, irgend einen Andern für einen weniger guten Christen zu halten als sich selbst. Das war Respekt vor dem Geheimnis Gottes in einer Menschenseele, vor den ersten zartesten Keimen und Trieben aus dem Samen des göttlichen Wortes, das war Demut und Fähigkeit, den Anderen höher zu achten als sich selbst. Vielleicht war diese Bescheidenheit, wie man es wohl ausgesprochen hat, einigermaßen maniriert, gewiß ist sie niemals eine Phrase gewesen. Ihm war das Christsein wirklich eine neue Schöpfung, der Anfang einer neuen Lebensentwickelung, ein Wunderwerk Gottes, viel größer, viel herrlicher, als wir es jemals begreifen. Wir ahnen es nur, wir können nur stammeln — wehe, wenn es jemals ganz unser bewußter Besitz würde, wenn da nicht ein Unbewußtes, Unaussprechliches übrig bliebe!

Sie haben das S. 14 selbst schön treffend ausgesprochen: warum nun solche Beschränkungen wie S. 16? Die Forderung der Teilnahme am kirchlichen Leben. Diese Teilnahme ist erwünscht, sie ist Pflicht! Aber auch für Alle unerläßlich? Und gar die persönliche Anteilnahme an der Erkenntnisarbeit der Kirche. Sie ist doch nur den Wenigsten im Ernste zuzumuten. Ein bewußter Christ wird, wem Gott es gibt, man wird es durch Gottes Gnade, und er gibt, wem er will, und erzieht ein Jedes nach seinem Wohlgefallen; und die persönlichen Erlebnisse, in Freude und Schmerz, nicht bloß bei der kirchlichen Mitarbeit, sondern bei der Beteiligung an der Kulturarbeit im weitesten Sinne, sagen wir in Erfüllung der täglichen Pflicht, im Aufblick zu Gott, im Gehorsam aus Dankbarkeit, in Erwartung seines Segens: Alles, was der werdende Christ erlebt und durchlebt, macht ihn bewußt und unbewußt zum Christen. „Es muß Evangelium

*) Hefte zur Christlichen Welt Nr. 53: Unbewußtes Christentum. Von Martin Rade. Tübingen, Mohr 1905. 23 S.

sein!“ Vortrefflich! Und nur im Kampf kann es bestehen! Das Evangelium ist Schwert, ist Kampf, ist Krieg. Aber auch „Kampf wider das unbewußte Christentum für das bewußte?“ Doch nur so, wie der Mensch, der Christ, täglich mit sich selbst zu kämpfen hat, mit Allem, was er mangelhaft, anfänglich erfindet. Aber müssen wir da von Kampf reden? Kämpfen wir mit unseren Kindern, wenn wir sie bilden und erziehen? Kämpfen wir mit unseren Schülern, die wir unterrichten? Sind wir nicht vielmehr bemüht, zu entwickeln, zu vertiefen, was sie sind und haben? Wenn wir einander erbauen wollen, nehmen wir da eine Kämpferstellung ein? Wollen wir nicht lieber einander lehren, ermahnen, von Klarheit zu Klarheit führen, dienen, daß von dem Schatz, der uns gemeinsam vertraut ist, immer mehr in unser Bewußtsein trete — daß er dauernde Gesinnung, Wille, Tat werde? Unsere Zeit hat von dem Propheten Rothe so viel Christentum zu empfangen, daß ich sie nicht auffordern möchte, zu kämpfen gegen eine Einsicht, die wir seinem milden Herzen verdanken, vielleicht nur gegen ein Schlagwort, das er gebilbet hat, um Tausenden zum Bewußtsein zu bringen, wie reich sie sind und wieviel reicher sie sein könnten und sollten. Wer darf von sich sagen: ich bin ein bewußter Christ? Wer hat nicht zu bekennen, zu wünschen, zu beten: ich möchte es werden? Und muß, soll nicht Unbewußtes bei Allen bleiben? Wer schöpft das Meer aus? und wer ergründet die Tiefen einer Menschenseele? und den Reichtum der Liebe Christi? Rudolf Ehlers

---

Der Evangelische Kirchenbauverein in Berlin

Am 26. Mai hat der Verein seine diesjährige Hauptversammlung im Landeshause in der Matthäikirchstraße abgehalten und seinen Jahresbericht veröffentlicht. (Vgl. Chronik der christlichen Welt Nr. 23, Sp. 299 ff.) Dieser Bericht und die Versammlung bieten des Interessanten so viel, daß es sich wohl lohnt die Aufmerksamkeit darauf zu lenken.

Das Jahr 1904 ist für den Verein besonders einträglich gewesen, denn es sind 1,217,334 Mk. vereinnahmt worden, die in folgender Weise verwandt wurden:

a.	für Berlin und seine Vororte	104,428	Mk.
b.	für die Provinzen	160,107	„
c.	für die Kaiserin Auguste Viktoria-Stiftung auf dem Oelberge bei Jerusalem, kirchliche Bauten in Palästina (Jaffa, Smyrna u. A.), Petropolis in Brasilien und in Tsingtau	280,477	„
d.	für die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche (einschl. der zugesagten Gaben bis ult. März 1905)	672,322	„

Dazu schreibt der Bericht:

Dieser Erfolg darf wohl darauf zurückgeführt werden, daß die Angriffe, die im vergangenen Sommer und Herbst in so unbegründeter Weise gegen unsern Verein und seinen Vorsitzenden gerichtet wurden, unsere Mitglieder und Freunde veranlaßt haben durch besonders große Zuwendungen Dank und Anerkennungen darzubringen.

Einen breiten Raum des 33 Seiten umfassenden Jahresberichts, die Seiten 14—30, nimmt der Bericht über die Bauten an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche in dem letzten und den früheren Jahren ein: ein Beweis dafür, daß diese Kirche für den Verein im Vordergrunde des Interesses steht. Sie wird auch von ihm die Krönung seiner Arbeit genannt (S. 5). Beachtenswert ist, was da über die Kirche gesagt wird. Der Verein hatte sich vorgenommen bis 1908 für die Kirche 5—600 000 Mk. aufzubringen, das sollte das letzte Geld für den Bau sein, der 1906 mit einer sorgfältigen und gründlichen Reinigung und Reparatur und dem Umbau der Orgel vollendet sein sollte. Wider Erwarten ist aber schon 1904 die veranschlagte Summe für die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche zusammengekommen, und nicht nur dies, sondern 72 000 Mk. über den Voranschlag. Nach ihrer Vollendung wird die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche ca. $4\,^3/_4$ Millionen kosten. Gegeben sind für die Kirche bereits 5 372 000 Mk. Davon sind 622 336 Mk. bestimmt für die „Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, Stiftung des evangelischen Kirchenbauvereins für Berlin“, die durch allerhöchste Kabinetsordre vom 4. Januar 1904 gegründet wurde. Am 5. März 1904 trat ihr Kuratorium zusammen. Die Stiftung bezweckt die Erhaltung der Kirche und die Förderung der Kirchenmusik.

Werden die im verflossenen Jahr aufgebrachten 672 000 Mark das letzte Geld für diese Kirche sein oder nicht? Eine deutliche Aeußerung darüber findet sich in dem Jahresbericht nicht. Er beklagt sich aber bitter über die gegen ihn im allgemeinen und gegen den Freiherrn von Mirbach und die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche lange Zeit und besonders im letzten Jahr gerichteten gehässigen Angriffe. Selbst wenn man die im August vorigen Jahres von Herrn von Mirbach versandte Rechtfertigungsschrift nicht gelesen hat, wird man bei einiger Kenntnis seiner Tätigkeit und ebensolcher Kenntnis der Preßtreibereien und ihrer oft gehässigen Willkür der Ansicht sein müssen, daß die Angriffe auf Mirbach in vieler Beziehung ungerecht waren. Aber ob in jeder Beziehung? Es soll hier nicht noch einmal die ganze Streitfrage um Mirbachs Schuld oder Unschuld aufgerollt werden, obgleich der Jahresbericht durch seine Worte direkt dazu herausfordert. Aber selbst die Wohlmeinendsten werden doch der Meinung sein müssen, daß Mirbach, gewiß in der besten Absicht, in der Wahl seiner Mittel öfters fehl gegriffen hat. Darf man diese Meinung nicht haben; ist sie auch „gehässig“?*)

Und wenn an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche so manche Kritik geübt worden ist, muß denn solche Kritik nur aus Uebelwollen, Gehässigkeit und Unverstand geflossen sein? Ist denn jede Kritik durchaus feindlich? Die Erregtheit, mit der jede Kritik abgewehrt wird, scheint uns sehr unberechtigt. Kann nicht die Kritik dem redlichen Wollen zum Guten, kann sie nicht schwerwiegenden sittlich-religiösen Bedenken entspringen? Und daß dies in vielen Fällen der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche gegenüber der Fall ist, steht außer Frage. Wir sind gewiß Gott sei Dank über die strenge Einfachheit hinaus, wie sie die reformierte Kirche eingeführt hat und in streng reformierten Landen noch übt. Wir sind über die entsetzliche Oede und Leere hinaus, welche der Rationalismus auch der lutherischen Kirche gebracht hat. Wir sind kunstverständiger und kunstfreudiger geworden, auch auf kirchlichem Gebiet. Wir sehen in edler Kunst ein Mittel uns zu Gott erheben, und wir wollen auch gern Monumentalkirchen haben. Wenn solch eine Kirche dem Andenken unseres alten Heldenkaisers geweiht ist, so wollen wir sie gewiß weit reicher ausgestattet sehen als andere Kirchen.

Aber ist bei der Kaiser-Wilhelm Gedächtniskirche nicht doch das erlaubte Maß überschritten? War es bei der großen Kirchennot Berlins wirklich nötig für ein Gotteshaus ca. $5\,^1/_2$ Millionen auszugeben? Ließ sich nicht etwa für 3 Millionen auch ein Monumentalbau schaffen, so daß $2\,^1/_2$ Millionen für andere Bauten des Kirchbauvereins übrig blieben? Es wäre unseres Erachtens nötig gewesen, die Kirchennot in Berlin, die durch Versäumnisse früherer Zeit unerträglich geworden war, erst zu beseitigen; für Monumentalbauten, die viele Millionen erfordern, wäre später immer noch Zeit genug gewesen. Solche Gedanken wollen nicht zum Schweigen kommen. Doch genug davon!

---

*) Kaum je hat der Christlichen Welt Etwas so viel Mißbilligung auch von wohlmeinender Seite eingetragen, als ihre Bemerkungen zum Fall Mirbach. Aber auf unsre immer wiederholte Frage, weshalb die mit unsrer Haltung Unzufriedenen uns nicht sofort mit ihrem besseren Wissen zu Hilfe gekommen seien, ist regelmäßig die Antwort erfolgt: man habe im ersten Schrecken auch nicht anders geurteilt als wir! Nun genießt freilich der Publizist nicht die Wohltat, daß er seine zuerst gebildete Meinung so still und leicht wandeln kann: denn jene seine Meinung ist ein Stück öffentlichen Lebens geworden und hat als solches ihre eigene Geschichte. Heut können wir nur konstatieren, daß unser erster Eindruck ein allgemeiner war, daß uns auch von denen, die ihn früher oder später mißbilligten, keine rechtzeitige Aufklärung zugegangen ist, und daß all das, was inzwischen zu Ehren des Herrn von Mirbach sich geltend gemacht hat, das Gesunde unsers ersten Eindrucks nicht aufhebt. In der Form unsers Urteils hätten wir freilich mehr Zurückhaltung üben sollen. D H

Der Jahresbericht bietet noch mancherlei Interessantes, wenn auch das Interesse bei einzelnen Punkten sich nur in der Form gegensätzlicher Meinung zu äußern vermag. Der Verein hat 1904 1,217,334 Mk. aufgebracht, mehr denn doppelt soviel als das Jahr 1903, das 593,564 Mk. Einnahme hatte. Die Gelder sind in der oben erwähnten Weise verwendet worden.

Da ist es auffällig, daß Berlin so wenig und andere Orte so viel Geld erhielten. Es wird in dem Bericht ausdrücklich gesagt (S. 4), daß die Gebelust für Berlin im Abnehmen begriffen ist. Wir können uns dem Eindruck nicht entziehen, als ob durch die führenden Kreise des Kirchbauvereins der Gedanke ginge: die Berliner haben sich undankbar und ungehorsam benommen, wir wollen uns darum nicht mehr so viel um sie kümmern und unsere Hand allmählich von ihnen abziehen. Die Zahlen in dem Bericht geben dieser Vermutung Recht. Aber wäre das wohl billig? Sollen christlich gesinnte Männer von dem Werk an einer Gemeinschaft die Hände abziehen, weil aus dieser Gemeinschaft heraus an ihrem Tun gewiß oft unberechtigte, aber doch auch berechtigte Kritik geübt worden ist? Wir leben nun einmal im Zeitalter der Kritik und müssen uns das gefallen lassen. Wenn der Jahresbericht S. 4 sagt: „Wir müssen daher hoffen, daß die Berliner Stadtsynode endlich durch höhere Steuern mehr und schnellere Abhilfe schafft", — so muß der Kirchbauverein wissen, 1. daß die Stadtsynode in diesem Frühjahr die Kirchensteuern von 13 1/2 auf 15 1/2 % erhöht hat; 2. daß es absolut unratsam ist, die sehr unpopuläre Kirchensteuer noch weiter zu erhöhen. Die Steuer wird von Vielen erhoben, die äußerlich noch zur Landeskirche gehören, aber durchaus unkirchlich sind. Ihnen noch mehr Kirchensteuern aufzuerlegen ist nur dann ratsam, wenn man die Absicht hat, die unkirchlichen Elemente aus der Kirche hinauszudrängen. Hält der Kirchbauverein unsere Zeit zu solchen Experimenten wohl für geeignet? Wenn für außerordentliche kirchliche Ausgaben — und dahin gehören die für Kirchenbauten — Gelder nötig sind, so muß die freiwillige Tätigkeit einsetzen und darf nicht erlahmen. Die kirchlich interessierten und opferwilligen Leute müssen da zur Hilfe bereit bleiben, wie es der Kirchbauverein in so erfolgreicher Weise bisher getan hat. Wollte er, wie es scheint, von Berlin die Hand abziehen und die Fahne, die er entrollt hat, wieder verhüllen, so müßte er seinen Namen ändern, sonst wird der Name, den er tatsächlich führt „Evangelischer Kirchbauverein für Berlin" eine beständige Kritik seines inkonsequenten Handelns sein.

Es ist also dringend zu wünschen, daß der Verein der Hauptstadt seine Tätigkeit erhält. Will er da weiter erfolgreich wirken, so möge er sein Augenmerk besonders auf einen Punkt richten. Bei den Kirchen, zu denen er beisteuert, stelle er die Bedingung, daß nicht luxuriös, sondern ganz einfach gebaut werde. Trotz der Klagen über die Kirchennot wird in Berlin bei den Kirchenbauten noch viel Luxus getrieben. Heilig-Kreuz z. B., dessen kirchliche Entwicklung um etwa 20 Jahre zurück ist, hat jetzt einen großen Anlauf genommen und baut seine zweite Kirche sehr groß und teuer; und ähnlich steht es mit der dritten Kirche, ähnlich auch mit anderen Berliner Kirchen-Neubauten. Da muß endlich Maß gehalten werden. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Grundsätze über Kirchenbau, welche die Stadtsynode herausgeben will, bald erschienen und in Kraft träten. Sie soll ruhig ganz einfache Kirchen bauen und den Gemeinden dann Weiteres überlassen. Sind lebensfähige Gemeinden und regsame Geistliche da, so werden sie für würdigen Schmuck ihres Gotteshauses schon sorgen.

In dem Bericht findet sich S. 8 auch folgende Stelle, die viel zu denken gibt:

> Außer diesen obengenannten Zuwendungen erhielten auch noch eine große Anzahl katholischer Kirchen und Anstalten von den Majestäten und von Mitgliedern unserer beiden großen Vereine reichliche Spenden, so besonders auch der Bau der entzückenden, romanischen Erlöser-Kapelle zu Mirbach an der Eifel.

In der Rechtfertigungsschrift des Herrn von Mirbach S. 47 war von einer Kapelle die Rede „welche ich in einer armen katholischen Gemeinde in der Eifel aus Gaben des Kaiserpaars, meiner Freunde und meiner Familie erbaut habe". Das war die Kapelle in dem Stammort der Familie von Mirbach; und man kann es ja verstehen, wenn Herr von Mirbach in romantischen Erinnerungen an die Vergangenheit seines Hauses jene romanische Kapelle erbaut hat. Aber die Bekenntnisse des Kirchbauvereins klingen doch sehr bedenklich. Also eine große Anzahl katholischer Kirchen und Anstalten hat von den Mitgliedern des evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins und des Kirchbauvereins reichliche Spenden erhalten? Es ist hoch interessant, daß diese ausgesprochen evangelischen Vereine katholische Kirchen bauen. Wir wären begierig einmal katholische Kirchbauvereine genannt zu sehen, die eifrig evangelische Kirchen und Anstalten unterstützen.

Wenn diese Bekenntnisse des Kirchbauvereins etwas sehr Ueberraschendes haben, so wollen wir doch mit einem erfreulicheren Bilde schließen. Der Bericht gibt einen Rückblick auf die 15 Jahre der Tätigkeit des Vereins, und kann erzählen, daß er für seine Zwecke in dieser Zeit gegen 14 Millionen Mark aufgebracht, damit 10 Kirchen selbständig gebaut und viele andere Bauten unterstützt hat, gewiß eine höchst achtungswerte Leistung.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß der Kirchbauverein sich seines Berufes, ein evangelischer Verein zu sein, bewußt bleibe. Wir wünschen ferner, daß er seiner ersten Absicht, vornehmlich für Berlin zu wirken, treu bleibt und daß ihm zu diesem schweren, aber schönen Werke Freudigkeit und Opferwilligkeit weiter zur Seite stehe. Becker

Verschiedenes

Die jüngeren Geistlichen. Die „Reformation" 1905, Nr. 23, gibt Aeußerungen von Professor D. von Orelli in Basel über die geringe Zahl der Theologiestudierenden in Deutschland und im Zusammenhang damit über die jetzigen „jüngeren Geistlichen" in Deutschland wieder. v. Orelli verbreitet darin u. A. folgendermaßen die Ansichten eines „jungen Pfarrers in den Rheinlanden, der etwa seit vier Jahren im Amte steht":

> Die jüngeren Herren Geistlichen hätten überhaupt für biblische Fragen nicht mehr viel Interesse (trotz der angeblich so anregenden Kritik, die sie reichlich gehört haben!). Was sie noch anziehe, sei der „Evangelische Bund" (ohne Bibel?), einzelne soziale Bestrebungen, dann solche brennenden Fragen wie der Einzelkelch (!); auch seien manche außerordentlich musikalisch usw."
>
> Als ich auf dieses Urteil stieß, hatte ich gerade in des bekannten D. Wilhelm Koelling, des Vertreters der Verbalinspiration, Selbstbiographie „Vierzig Jahre im Weinberge Christi" einen Satz gelesen (S. 220), der so begann:
>
> „Je mehr in unseren Tagen die Anschauung sich breit macht, als sei die theologische Arbeit eigentlich nur ein notwendiges Uebel, um die venia zu erlangen und dann durch die Prüfung pro ministerio ein Recht auf Bewerbung ums geistliche Amt zu gewinnen und als dürfe demnach die theologische Arbeit beschränkt bleiben auf die Zeit bis zur Prüfung pro ministerio, dann genüge es, wenn man die Christliche Welt läse, dem Pfarrverein angehöre, etwas in Evangelisation mitmache usw."
>
> Und da ich diese beiden Expektorationen zusammenhielt, erschrak ich. Denn ich sehe: wir sind bereits in der Legendenbildung über unsere eigene Zeit tief drin. Zumal von rechts her bildet man sich tendenziöse Legenden über die jüngeren Geistlichen moderner Richtung.
>
> Aber kann man das nicht auf sich beruhen lassen? Die Geschichte wird richten! Am liebsten verschwendete ich gewiß auf alle diese Anzüglichkeiten kein Wort. Aber mir läßt das Buch von G. Ecke über die evangelischen Landeskirchen Deutschlands, Bd. II, dazu nicht Ruhe. Wie Ecke jetzt den Rationalismus vor hundert Jahren nach solchen tendenziösen Legenden, die seine Gegner aufgebracht, beurteilt und sich dafür kühn auf die „Quellen" beruft, so wird in Jahrzehnten und später ein Geschichtsschreiber unserer Zeit kommen und sich auf v. Orellis und Koellings Legenden berufen. Und auch er wird stolz sagen: „Ich habe aus den Quellen geschöpft."
>
> Und darum muß man tun, was man gerne unterließe: nämlich jene Behauptungen (obwohl sie sich auf die „etwa vierjährige" Erfahrung eines Rheinländers stützen), insoweit sie die jüngeren Geistlichen von unserer Art treffen sollen, als auf völlig mangelnder Information und tendenziös getrübter Anschauung der Dinge beruhend mit aller Energie zurückweisen. Und noch ein Andres wollen wir tun: wenn es denen von rechts wirklich und ernstlich um gründliche wissenschaftliche Arbeit des Pastorenstandes zu tun ist, so wollen wir sie bitten, ehrlich und vorurteilslos anzuerkennen, daß sie darin keine treueren und konsequenteren Bundesgenossen haben werden als — die modernen Theologen. Martin Schian

Das Kirchliche Jahrbuch auf das Jahr 1905, herausgegeben von Pfarrer J. Schneider, verlegt von O. Rippel in Hagen, schreibt:

1. im Vorwort:

Niemandem soll irgend ein Urteil, das ohnehin tunlichst zurückgehalten wird, aufgedrängt werden ..... Das Schlußwort in der Rezension Professor Harnacks: „der theologische Standpunkt der Bearbeiter macht sich nirgendwo in einer parteiischen oder unerfreulichen Weise geltend" — akzeptieren wir gern und dankend. Wir erwähnen es, weil kleinere Geister hier und da kleinlicher urteilten.

2. auf Seite 150:

Ebenso schlimm wenn nicht schlimmer als der (christentumfeindliche) Geist, der in den Regierungsschulen (Japans) herrscht, ist die Tatsache, daß die noch sehr unreifen japanischen Theologie-Studierenden in den Strudel der modernen theologisch-kritischen Wissenschaft mit ihren unbewiesenen Hypothesen hineingezogen werden. Harnacks Wesen des Christentums und Gunkels Sagen der Genesis werden in japanischer Uebersetzung dargeboten. Die neue Theologie hat den Glauben vieler Bekehrten untergraben.

3. auf Seite 225:

Freilich ist dort (in der schweizerischen christlichen Studentenkonferenz) der Leitung etwas zu wenig, indem die christlichen Studenten auf eigne Faust als Vortragenden sogar einen Mann wie Professor D. Wernle-Basel herangezogen haben, der doch bekanntlich in dem apostolischen Zeugnis von dem Herrn Jesus Christus eine Verderbnis des reinen Christentums Christi sieht. Da ist der Grund des gemeinchristlichen Glaubens verlassen. Und vor solcher Theologie müssen wir die Studentenkonferenzen bewahrt wünschen.

Zu Conrad Ferdinand Meyers Biographie

Adolf Frey, Conrad Ferdinand Meyer. Sein Leben und seine Werke. Stuttgart, Cotta 1900. 384 S. 6, gebunden 7 Mk.

Betsy Meyer, Conrad Ferdinand Meyer. In der Erinnerung seiner Schwester. Berlin, Gebrüder Paetel 1903. 246 S. 5, gebunden 6 Mk.

August Langmesser, Conrad Ferdinand Meyer. Sein Leben, seine Werke und sein Nachlaß. Dritte Auflage. Berlin, Wiegandt und Grieben 1905. 536 S. 6,50, gebunden 7,50. Liebhaberband 10 Mk.

Das Werk von Frey ist und bleibt das grundlegende für die Kenntnis Meyers. Mit tiefem Verständnis wird der feine, edle Mensch und große Künstler darin geschildert, so daß wir sein langsames Reifen ergriffen miterleben, uns an seinem schönen, früchtereichen Herbst erfreuen und trauernd das Leiden über seinen Körper und die Dämmerung über seinen Geist hereinbrechen sehen. Auch seine Künstlerart wird uns hier klar.

Wer von dieser Biographie kommt, wird gern die Erinnerungen der Schwester lesen, die dem Bruder im Leben so viel gewesen ist; man fühlt das hingebende Verständnis und die treue Liebe aus ihrer Darstellung heraus. Mancher Zug in seinem Bilde wird vertieft, z. B. der Einschnitt, den die Romreise in seiner künstlerischen Entwicklung bedeutete, wird tiefer gekerbt. Neben schönen, in das Wesen des Dichters einführenden Entwicklungen stehen unbedeutendere Stellen, die der zurückdenkenden Schwester zu wertvoll waren, um sie zu unterdrücken; für den Nahstehenden setzt sich ja auch das Leben des Großen aus vielen kleinen Erlebnissen zusammen. Doch ist die Darstellung meist so anschaulich, daß man gern folgt.

Langmesser, dessen Werk mit dem schönen Lenbachschen Bilde Meyers und einem Facsimile geschmückt ist, schildert das Leben, insbesondere die Entwicklung bis zur Reife viel gedrängter als Frey; doch will er offenbar keinen Ersatz, sondern eine Ergänzung zu diesem geben: er selbst verweist stellenweise auf die ausgeführtere Darstellung des Vorgängers. Viel ausführlicher behandelt er dagegen Meyers Werke, und zwar, was ich für zweckmäßig halte, in gesondertem Abschnitt S. 175 bis 427. Der Verfasser gibt von den Prosawerken, Jürg Jenatsch und den Novellen, eine Inhaltsangabe; diese ruft ja allerdings Manches bequem ins Gedächtnis zurück, erscheint aber im Grunde doch als überflüssig, da die Lesung der Werke natürlich vorausgesetzt werden muß. Daran schließt sich dann eine Charakteristik der Hauptpersonen und die Hervorhebung der besonderen Vorzüge des Werkes. Die ästhetische Würdigung ist vielfach hübsch einführend, wenn sie auch keine neuen Offenbarungen bringt und manchmal, z. B. in dem Abschnitt „Gedichte", nicht ganz in die Tiefe geht. Die Anführung bemerkenswerter Stellen macht die Lektüre angenehm, die Heranziehung von Briefstellen und Kritiken das Material wertvoll. Ueberhaupt ist die Anführung zahlreicher Briefstellen erfreulich; auch Frey gibt viele; doch hat Langmesser neues wertvolles Material benutzt, ich weise von vielem Andern bloß hin auf den schönen, geistvollen Brief an Lingg, in dem Meyer seinen „Heiligen" eingehend zergliedert.

Den dritten Teil S. 432 bis 529 bildet eine Auswahl von Fragmenten. Da sind gleich zuerst zwei Kapitel aus der „Richterin", die den Stoff noch in dem Rahmen der Zeit Friedrichs II., nicht wie später in der Karls des Großen, behandeln, ein anziehendes Beispiel, wie der Dichter die Politik großzügig gestaltet und durch das Persönliche belebt. In die Reformationszeit führt das Fragment „Die sanfte Klosteraufhebung": warum Heloise Linsin das Kloster verläßt, wird feinsinnig und eigenartig, nicht religiös, doch recht menschlich und weiblich dargestellt; ein lebensvolles Bild Petrarcas zeichnet das kurze Fragment „Der Entschluß der Frau Laura"; dramatische Szenen zu Angela Borgia und zum Petrus Vinea-Stoff beleuchten des Dichters Ringen mit dieser Form, das ja ohne Ergebnis geblieben ist. Eine Anzahl von bisher ungedruckten Gedichten, aus der letzten Zeit besonders religiöser, bildet den Schluß dieses Teiles, von dem ich eben keine vollständige Liste, sondern nur eine Auswahl des vielleicht Bemerkenswertesten gegeben habe.

Wer die „Wandlungen der Gedichte C. F. Meyers", dieses unermüdlich umformenden Künstlers, genauer kennen lernen will, der sei zum Schluß auf das unter diesem Titel erschienene Buch von Moser (Leipzig, Hässel 1900, 4 Mk.) verwiesen. Heine

Simson. Tragödie in fünf Akten, nach Worten des Alten Testaments von Hermann Wette. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1904. 82 S. 2 Mk.

Nicht als der volkstümliche Recke des Richterbuches erscheint hier Simson, in Hiobsworten grübelt er über Tod und Leben, ja über Auferstehung, und empfängt Gottes Zurechtweisung wie Hiob. Seine Liebe zu Delila faßt er in Verse des Hohenliedes, mit Jesaiaworten schilt er die Götzen der Heiden. Das Ganze, in freien Rhythmen gehalten, dürfte als Textunterlage für ein geistliches Oratorium besonders geeignet sein. Nithack-Stahn

De profundis. Aufzeichnungen und Briefe aus dem Zuchthaus in Reading. Von Oskar Wilde. Herausgegeben und eingeleitet von Max Meyerfeld. Berlin, S. Fischer 1905. 123 S. 3 Mk.

Ende des vorigen Winters erschien das letzte Werk des englischen Dichters Wilde, ein Werk, „das man als Seelenenthüllung einst vielleicht über alle Bücher unseres Kulturalters stellen wird" (Tägliche Rundschau), ein Werk, bei dessen Besprechung Alfred Kerr gelegentlich sagt: „Schauderhaft. Schauderhaft. Schauderhaft" (Tag). Man hat tatsächlich derartige Eindrücke, und sie verstärken sich gegenseitig beim zweiten, dritten, vierten Lesen. Hier spricht ein Zuchthäusler über Jesus. Ein Mann, den sein Sündengigerltum und sein kindischer Trotz gegen die scheinheilige Gesellschaft an den Pranger gestellt hat. Oskar Wilde, der routinierte Empfindungskünstler, der kraft seiner unsagbar verfeinerten Fähigkeit nachzuempfinden den Menschen den Sinn für ein reiches, glänzendes, vertieftes Innenleben wecken wollte, der Spötter und wollüstige Gourmand, mit dessen Namen man junge Leute vor den Irrwegen der Jugend warnt, — dieser Mann spricht über Jesus von Nazareth.

Ein moderner Jesusverehrer? Ein Verehrer des Jesus „mit den bernsteingelben Haaren" (Lilienkron), mit den träumerischen Sehnsuchtsaugen, des Freundes der Frauen, der Kinder, der Sünder? Des fröhlichen Asketen aus Nazareth, der die Blumen liebte und den Wein und den säuselnden Wind? Allerdings, das kommt auch vor. Aber komplizierter: Jesus, ein Dichter und Aesthetiker, der eine Idee, einen Schönheitsbegriff verwirklichen will: die Idee des durch Leid und Seelennot geläuterten Menschen.

Das alles ist schauerlich.

Aber dieser Nachempfinder hat auch eigne Regungen. Er hat tief gelitten. Die Schmach und der Schmerz haben ihm das Herz gebrochen. Er ist allein, mit sich selbst, mit seinem Schmerz, mit seinem blutenden Gewissen. Keine Bitterkeit gegen seine Feinde, kein Haß gegen die Welt, — eine Seele, die ihre Schuld fühlt und sich nicht zu rechtfertigen sucht. Da sieht er einen Anderen, der auch gelitten hat, dessen Herz auch Etwas weiß von dem Schmerz und der Angst eines verzweifelten Gewissens, der die heimlichen Tränen eines hoffnungslosen Sünders kennt. — Ueber diesem Menschenkenner wirds ihm angst und bange. Wie? Da ist Einer, der die ganze Eitelkeit und Armseligkeit meines Herzens kennt? Einer, der mich durchschaut, der mich entlarvt? Nein, das kann nicht sein! Jesus ist nicht mein Erlöser, er erlöst die Menschen, die Andern, er ist ein Dichter, ein Bruder des Shelley und Sophokles. Er lehrt die Menschen ernst und liebevoll werden, wie alle Dichter, er öffnet die Herzen, er tröstet die Armen, die Schuldbeladenen, die Verstoßenen, die Leute in Gefängnis und Not. Er gehört zu uns, den Dichtern, den Menschenerlösern .....

Ein geheimes Grauen vor der Bedeutung des Erlösers, den er so tief verstand, dem er so nahe war in seiner seelischen Zerrüttung und Ohnmacht, — woher dieses Grauen? Joh F Hahn

Von dem Sekretär der Deutschen Sittlichkeitsvereine erhielten wir eine Zuschrift, die sich mit dem Artikel „Der Simplizissimus und das evangelische Pfarrhaus" in unsrer Nr. 27 beschäftigt. Wir bringen sie zum Abdruck, obwohl wir eine Berichtigung darin nicht erkennen, lediglich um den an uns gerichteten Wunsch zu erfüllen. Die Zuschrift lautet:

Es ist bedauerlich, daß selbst wohlgesinnte Kreise sich durch die Unwahrhaftigkeiten beeinflussen lassen, welche durch die „freisinnige" Presse über den Kölner Kongreß verbreitet worden sind. Diese Presse fiel sofort wütend über den Kongreß her, ohne authentische Nachrichten und Veröffentlichungen abzuwarten, und die bedauerlichen Ereignisse der letzten Zeit sind zum Teil auf ihre Rechnung zu setzen. So schlägt die Unwahrheit sich selber. — Aus der ganzen Kritik der Gegner klingt wieder der Bericht des anonymen Korrespondenten der Münchener Neuesten Nachrichten und die halb witzelnden, halb tatsächlichen Anstrich tragenden Glossen der Jugend. Beide Blätter haben in der Verzerrung der Kongreß-Verhandlungen das Unmöglichste geleistet und die „Proben", welche von dieser Seite aus den Kongreß-Verhandlungen gebracht werden, sind zumeist einer unlauteren und unwahren Phantasie entsprungen. Ein „polternder Ton, Uebertreibungen und krasse Darstellung" sind ebenfalls nur bei den Gegnern zu finden. Vgl. zum Nachweis hierfür: Stimmen der Presse über den Kölner Kongreß. Ein kulturgeschichtliches Denkmal für die deutsche Presse.

Materialien zur Bekämpfung der unsittlichen Litteratur (Leipzig, H. G. Wallmann, oder Geschäftsstelle der deutschen Sittlichkeitsvereine Berlin SW. 47, Yorkstr. 90. 2 Mk.), insbesondere S. 51—85.

Auch in den Stuttgarter Prozeß-Verhandlungen sind zahlreiche Entstellungen und Verdrehungen in den Aeußerungen der „Sachverständigen" und des Rechtsanwalts nachweisbar. Bohn

Hierzu bemerkt unser Herr Mitarbeiter:

Es handelte sich für mich nicht um den Sittlichkeitskongreß oder die kirchlichen Vertreter auf demselben; der Sache und den Personen stehe ich, wie die Christliche Welt, mit voller Sympathie gegenüber; sondern, wie Inhalt und Ueberschrift deutlich auswiesen, um die in Stuttgart geführte gerichtliche Verhandlung. Sind in dieser „Entstellungen und Verdrehungen" vorgekommen, so ist selbstverständlich die Christliche Welt nicht der Ort, hierüber zu entscheiden; meine Nutzanwendungen aber sind, ohne jede persönliche Beziehung, so allgemein gemeint, wie sie gefaßt sind. Gerok

Zu dem Aufruf für die evangelischen Deutschen aus Russisch-Polen, der im heutigen Anzeigenteil um die Teilnahme unsrer Leser wirbt, wird uns auf geschehene Anfrage aus der Provinz Posen geschrieben:

Die Verhältnisse in Rußland verschlimmern sich von Tag zu Tag; trotz aller Bemäntelung und Beschönigung der Regierung greift die Anarchie immer mehr um sich. Die Zeitungen berichten über die Schändungen evangelischer Kirchen, die Verwüstung deutscher Gutshöfe, die Ermordung deutscher Besitzer in den russischen Ostseeprovinzen; viele dortige Deutsche haben ihre Frauen und Kinder schon nach Deutschland gebracht. Ueber Russisch-Polen dringt wenig in die Zeitungen; doch geschieht dort Aehnliches. Es kommt aber weniger in die Oeffentlichkeit; denn hier bilden die Deutschen nicht wie dort eine dünne Herrenschicht über der anderssprachigen Bevölkerung, hier sind sie — mit Ausnahme der großen deutschen Fabrikherren und Techniker in Lodz — eine meist schwache, nur selten erhebliche Minderheit unter der bäuerlichen und kleinstädtischen Bevölkerung. Aber auch in Russisch-Polen ist der Deutsche seines Eigentums schon lange nicht mehr sicher, jetzt kaum noch seines Lebens. Wie dort die Letten und Esthen, so lassen hier die Polen ihre Wut zunächst nicht an den Russen aus — von diesen gibt es ja hier wie dort keine eigentliche Bevölkerung, sondern nur Beamte und Soldaten —, sondern an den längst im Stillen gehaßten Deutschen. Eine eigene Tragik, daß die begabteste und loyalste unter allen Nationen Rußlands, die Nation, der Rußland die Hinüberpflanzung der westlichen Kultur und seine größten Staatsmänner und bedeutendsten Feldherrn verdankt, jetzt die Sünden Rußlands am schwersten büßen muß!

Für weit ausschauende christliche Zukunftsgedanken, für die Evangelisierung der Slavenwelt, ist die bereits seit einigen Jahren begonnene, durch die gegenwärtigen Wirren aber mächtig angeschwollene Rückwanderung der Deutschen aus Rußland schmerzlich. Aber sollen die Leute dort ihre Habe einbüßen, ja ihr Leben aufs Spiel setzen? Nehmen wir sie nicht auf, so gehen sie nach Kanada und Argentinien, wo schon ganze Dörfer Deutscher aus Rußland bestehen. Bei uns aber können die Rückwanderer die gewaltige Abwanderung der ostmärkischen Deutschen in die westlichen Provinzen einigermaßen wieder wett machen, und nicht nur zur Vermehrung, sondern auch zur Auffrischung und Verjüngung der evangelischen Deutschen in der Ostmark beitragen. Mit den Ansiedlern aus Hannover und Württemberg sind diese Rückwanderer freilich nicht zu vergleichen. Sie haben aber Zweierlei vor ihnen voraus: 1. sie vertauschen nicht ein gesegnetes Land mit einem zweifelhaften, sondern kommen aus Egypten nach Kanaan, 2. sie kennen bereits die Polen und wissen sie zu nehmen.

Kleine Mitteilungen. Bei dem Spremberger Eisenbahnunglück hat sich, wie man liest, herausgestellt, daß der verantwortliche Beamte durch den Alkohol dienstuntüchtig geworden war. Dabei kommt uns in Erinnerung, daß die von andern Staaten besser gewürdigten Bestrebungen des Deutschen Vereins abstinenter Eisenbahner in Preußen keine Unterstützung gefunden haben. Sollte es nicht geboten sein, diese Bewegung mit äußerster Energie zu fördern?

Der Gemeindekirchenrat von Heilig-Kreuz hatte beschlossen, die neue Kirche seiner Tochtergemeinde am Marheineckeplatz (s. o. Sp. 833) Schleiermacher-Kirche zu nennen. Dieser Name wurde aber vom Oberkirchenrat (nach dem Evang.-kirchlichen Anzeiger 35 vom 25. August) beanstandet, weil Schleiermacher der nachreformatorischen Zeit angehöre und Kirchen nur nach Männern aus der reformatorischen oder aus der vorreformatorischen Zeit benannt werden sollen. Nach der genannten Quelle hat nun der Gemeindekirchenrat beschlossen, die Kirche „Gustav Adolf-Gedächtniskirche" zu nennen. — Eine wunderliche Auskunft! Gustav Adolf gehört doch weder der reformatorischen noch der vorreformatorischen Zeit an. Wenn aber die Bezeichnung als „Gedächtniskirche" den Schaden des nachreformatorischen Namens deckt — und er deckt ihn, denn wir besitzen ja eine Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche und eine Kaiser Friedrich-Gedächtniskirche und diese beiden Herrscher sind doch wohl ziemlich stark nachreformatorisch —, so ist nicht zu verstehen, weshalb man die Kirche nicht lieber „Schleiermacher-Gedächtniskirche" genannt hat. Es wäre interessant gewesen zu beobachten, wie die kirchenbehördlichen Schleiermacherverehrer auch diese Bezeichnung abgelehnt und ihre Ablehnung motiviert hätten.

Das Protokoll des Evangelisch-sozialen Kongresses ist endlich erschienen: siehe Anzeigenteil. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Magdeburg. Mittwoch 13. September 1/4 4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstraße 1: Die Wohlfahrtstheorie und die Tatsachen des sittlichen Bewußtseins.

Versammlungskalender

5.— 7.	September	Deutsche evangelische Pfarrervereine Neustadt a. Hardt
18.—21.	„	Gustav-Adolf-Verein Bromberg
25.—28.	„	Kongreß für Innere Mission Leipzig
26. 27.	„	Allg. Evang.-Prot. Missionsverein Eisenach
1. 2.	Oktober	Deutsche Sittlichkeitsvereine Magdeburg
8.—12.	„	Evangelischer Bund Hamburg
24.—26.	„	Theologischer Ferienkursus Bonn

Chronik der Christlichen Welt

13. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk.
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Nr. 34. Römische Kirche: Die Kurie (Schluß) — Ausland: Die 24. Jahresversammlung der deutschen evangelischen Geistlichen Italiens — Verschiedenes: Fall Jatho; Zum Fall Schmaltz; Prozeß Kunert — Personalien

Ich suche für eine **junge Dame** (26 Jahre alt), die über 2 1/2 Jahre bis jetzt mir eine treue Hilfe im Hause war, zum 1. Oktober Stellung, womöglich als Gesellschafterin bei einem älteren Ehepaare.
Verden (Aller) Frau Gymnasialdirektor **Dieck**

Bütten! **Verlobungsbriefe** u. dgl. auf echten Büttenpapieren und -Karten oder auch auf allerbesten schweren mattlatinierten Stoffen liefert schnell, billig und stilgerecht in altdeutschen oder Empireschriften, Hundert Verlobungsbriefe (klein Format 15×18 cm) mit Druck und Umschlägen M. 10,75, weitere hundert M. 5,75, postfrei gegen Nachnahme **Druckerei Bauer, Marburg a. L.**

Aufruf

Deutsche evangelische Glaubensgenossen!

Aus dem benachbarten russischen Reich dringen laute Schmerzensrufe zu uns herüber. Unsere zwei Millionen Glaubensgenossen, die in Rußland wohnen, befinden sich in schwerster Not. Der Krieg sowie die revolutionäre Bewegung der erregten slavischen Volksmassen, die alles erbarmungslos verwüsten, haben den materiellen Wohlstand unserer unglücklichen Glaubensgenossen größtenteils vernichtet und Unzählige an den Bettelstab gebracht. Mord, Raub und Hunger bedrohen sie täglich. Unter steter Todesangst und Tränen siechen sie dahin ohne Lebensmut und Lebensfreude. Der Geist der Zucht und Ordnung schwindet drüben täglich mehr und mehr und vernichtet die letzten Hoffnungen der Aermsten.

Es treten an uns, die wir an der Grenze wohnen, von den vielen Flüchtlingen täglich Forderungen um Errettung und Stillung des Hungers heran, denen unsere Privatmittel nicht gewachsen sind. Deshalb sehen wir uns gezwungen, die Hilfe unserer deutsch-evangelischen Mitbürger anzurufen. Wir sind der festen Hoffnung, daß unsere deutschen Mitbürger, die Millionen für die Buren und Armenier geopfert haben, nicht anstehen werden, für unsere Stammes- und Glaubensgenossen in noch reicherem Maße einzutreten. Schnelle Hilfe tut not, denn der gänzliche Untergang droht ihnen. Wir müssen sie nicht nur augenblicklich unterstützen, sondern auch darauf Bedacht nehmen, daß sie ihrem sehnlichsten Wunsch gemäß zu uns in das Land ihrer Väter zurückkehren können. Versäumen wir dieses, dann gehen uns mindestens eine halbe Million deutscher evangelischer Glaubensgenossen auf immer verloren.

Gaben bitten wir zu senden an den mitunterzeichneten Superintendenten Harhausen in Ostrowo (Prov. Posen) oder an die Leitung dieses Blattes.

Ueber eingehende Gaben wird öffentlich quittiert werden.

Ostrowo (Posen), August 1905.

Das Hilfskomitee

Harhausen	Helbig	Platsch	Rosenberg	Höpfner
Superintendent	Postdirektor	Schulrat	Pfarrer	Pastor

Nach vielen Leidensjahren wurde heute mein Vater der

Pastor emer. Exter

zu Dessau heimgerufen.

Güsten (Anhalt), den 20. August 1905.

Exter, Diakonus

Die **Vikarsstelle** in der Reformierten Gemeinde **Gebweiler im Elsaß** ist erledigt. 2000 Mk., freie Wohnung, Heizung und Bedienung sowie Reiseentschädigung.
Sich wenden an **Herrn Pfarrer Amstoutz in Gebweiler i. E.**

Erzieherin

Für ein 12jähriges geistig reges, gesundheitlich zartes Mädchen, einzige Tochter, wird eine **Erzieherin** gesucht; heiteren Gemüts, etwa 25—28 Jahre alt, aus gebildetem gutem Haus, befähigt, ihren Zögling in jeder Beziehung, auch in französisch und Klavierspiel weiterzubilden.

Offerten mit Zeugnissen, Gehaltsansprüchen, Photographie unter **S G** erbeten an den Verlag.

Venedig Christliches Hospiz. Campo S. Angelo 3581. Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Wegen Automobil-Anschaffung ist billig abzugeben: **Landauer, Halbverdeck, Coupé, Landaulett, Break** und **Schlitten.** Näheres unter **Dr. W. postlagernd Cassel.**

Die **Verhandlungen der Vierten Eisenacher Konferenz,** Pfingsten 1905, sind erschienen. 2 Mk. brosch., 3 Mk. gebunden. **Verlag der Deutschen Orient Mission 387. Großlichterfelde-West.**

Spezial-Landaufenthalt ausschliesslich für

Alkoholkranke

auf dem **Rittergut Nimbsch** a. Bober b. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.) Gegründet 1895. Preis pr. Tag 6 M. Arzt: **Dr. med. W. Bohn.** Prospekte frei durch **Alfred Smith.**

Soeben sind erschienen:

Die Verhandlungen des 16. Evangelisch-sozialen Kongresses abgehalten in Hannover am **13. und 14. Juni 1905.** gr. 8. Preis 2 Mark.

Inhalt:

Kirchliche Einrichtungen, die antisozial wirken. Von Prof. D. O. Baumgarten-Kiel.
Die Bedeutung der Arbeiterorganisationen f. Wirtschaft u. Kultur. Von Prof. Dr. Sievekin g-Marburg.
Die sozialen Kräfte im Christentum und im Buddhismus. Von Pf. Lic. Hackmann-London.
Referate und Debatten.

Jahrg. 6—14 der Verhandlungen des Evangel.-soz. Kongresses werden bis auf weiteres **zum ermäßigten Preise** v. **9 Mk. 50 Pf.** (statt 18 Mk.) geliefert. — Inhaltsverzeichnis postfrei.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Lebensfragen

Schriften und Reden, herausgegeben von

Heinrich Weinel

Professor der Theologie in Jena

Die „Lebensfragen" wollen allen denen dienen und helfen, die in den überlieferten Formen der Religion und Sittlichkeit Verstand und Herz nicht mehr zu befriedigen vermögen und sich im Kampf um die Weltanschauung nach Klarheit und Kraft, nach neuem Lebensinhalt sehnen. Darum sollen die sonst so ängstlich mit Schweigen und Verschleiern umgangenen letzten Fragen der Religion und der Sittlichkeit hier im Vordergrund stehen. Aber auch die so wichtigen Grenzfragen dieser Gebiete, Probleme der Naturwissenschaften und der Medizin, der Staatswissenschaften und des Rechts sollen hier stets sorgfältige Beachtung und eindringende Behandlung finden.

Der Geist, in dem die Lebensfragen geschrieben werden, ist der Geist voller wissenschaftlicher Wahrhaftigkeit und Freiheit, verbunden mit wahrer Ehrfurcht. Sie sollen die Ergebnisse der religions- und sittengeschichtlichen Forschung, die viel weniger als die Resultate der Naturwissenschaft bekannt geworden sind, weiteren Kreisen vermitteln, und zwar in dem Sinne, dass die grossen Führer, Propheten und Philosophen, Dichter und Denker, Heilige und Reformatoren, vor allem Jesus, nicht seine kirchlich übermalte Gestalt, sondern er selbst in seiner herben, bezwingenden Grösse, unserem Volke lebendig werden und ihre Stelle einnehmen im Kampf um die Weltanschauung.

Nicht bloss neue Erkenntnisse, sondern einen neuen Mut, neues Glauben und Wollen, Zuversicht und Freudigkeit den Aufgaben und Nöten unseres modernen Lebens gegenüber wollen wir schaffen helfen. Denn die fortgeschrittene Bildung kann unserm Volk erst dann segensreich werden, wenn sie sich mit einem freudigen Glauben zu einer einheitlichen ernsten Weltanschauung verbindet und zu persönlicher hingebender Arbeit treibt. Für solche Ziele wollen die Lebensfragen wirken.

Man verlange ausführlichen Prospekt

Erschienen sind:

Die Auferstehung Christi. Die Berichte über Auferstehung, Himmelfahrt und Pfingsten, ihre Entstehung, ihr geschichtlicher Hintergrund und ihre religiöse Bedeutung. Von D. A. Meyer, Professor der Theologie in Zürich. 8. 1905. M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Paulus. Der Mensch und sein Werk: Die Anfänge des Christentums, der Kirche und des Dogmas. Von Professor Lic. Dr. H. Weinel, Jena. 8. 1904. M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Das Dogma von der Dreieinigkeit und Gottmenschheit in seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt von D. Gustav Krüger, Professor der Theologie zu Giessen. 8. 1905. M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Naturalistische und religiöse Weltansicht. Von Privatdozent Lic. Dr. R. Otto, Göttingen. 8. 1904. M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Die Religion unserer Klassiker. Von Professor D. K. Sell, Bonn. 8. 1904. M. 2.80. Gebunden M. 3.80.

Religion und Kunst. Von Ernst Linde, Lehrer in Gotha. 8. 1905. M. —.50.

Die Reform des Strafrechts und die Ethik des Christentums. Von Professor D. P. Drews, Giessen. 8. 1905. 50 Pfg.

Die Frauenbewegung, ihre Ziele und ihre Bedeutung. Von Elsbeth Krukenberg, Kreuznach. 8. 1905. M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Wahre Frauenbildung. Ein Mahnruf an die Gebildeten. Von Marie Martin, Oberlehrerin in Berlin. 8. 1905. M. —.50.

Unter der Presse:

Erlösung. Von Pfarrer R. Herrmann in Oberweid. 8. 1905. M. —.50.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 36 Marburg i. H., den 7. September **1905**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Halbjährlich: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Frömmigkeit — Der Wirklichkeitssinn im modernen Geistesleben — Autorität und christliche Gewißheit in ihrer Bedeutung für den Religionsunterricht erwachsener Schüler. Schluß — Die moderne Gemeinschaftsbewegung. Erstes Stück — Zu Luthers Vorreden auf die biblischen Bücher — Verschiedenes: Nochmals der Syllabus; Die geistlichen Uebungen des Ignatius von Loyola (Holl); Die theologischen Fakultäten und der religiöse Friede (Merkle); Erlebnisse eines Gewissens (Granjon); Judas im Herrn (Salburg); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Frömmigkeit

1. Mos. 4, 25 f.

Die Frömmigkeit war das Leben der Leute, die diese Worte erzählten und hörten. Und so konnten sie sich es garnicht anders denken, als daß das Menschengeschlecht immer irgendwie fromm gewesen sei. Aber auf der anderen Seite hatten sie doch schon eine Ahnung davon, daß es Zeiten und Menschen gegeben habe ohne Verehrung Jehovas, eine Ahnung davon, daß die Frömmigkeit in der Menschheit eine Geschichte habe.

Die Frömmigkeit ist eine allgemeine und uralte Angelegenheit des Menschengeschlechts — das drängt sich uns immer wieder aus der Geschichte auf. Sie ist ein lebendiges Glied im Organismus „Menschheit". Und hin und her tritt es sonderlich klar heraus, daß die Frömmigkeit nicht nur etwas Lebendiges neben vielem andern Lebendigen ist, sondern das überragend Wirkliche, das, was am mächtigsten und kräftigsten hinter den Erscheinungen und in den Erscheinungen menschlichen Lebens arbeitet.

Noch weit mehr innere Zustimmung findet in unseren Tagen die Ahnung unsres Textes, daß die Frömmigkeit eine Geschichte hat, daß sie ihre Gestaltungen und Erscheinungen wechselt. Das wissen die Christen aus der Bibel und aus der Geschichte ihres Glaubens und aus der Arbeit der Mission. Die Christen sprechen darum von einer Fortbildung, von einer Weiterbildung der Religion.

Einen tiefen Blick aber für die verschiedenen Gestaltungen der Frömmigkeit unter den Menschen holen sich die Christen aus dem Sinnen über ihre eigene Frömmigkeit. Die Frömmigkeit lebt aus zwei Wirklichkeiten heraus, die innerlich sich verbinden. — Sie lebt aus der Offenbarung; ganz verschiedene Wirklichkeiten kommen an den Menschen heran, offenbaren sich ihm. Donner und Blitze des Gewitters. Wunderbar geheimnisvolles Rauschen von Wald und Meer. Brausende Urgewalt des Sturmes und unheimliches Sausen des Windes. Uebermächtige Tiere und ebenso übermächtige Menschen. Begeistertes hinreißendes Reden von Propheten. So lebt Christenfrömmigkeit aus der großen freien Freude und der herzlich warmen Liebe des Herrn Jesus. Und solcher Offenbarung antwortet der Mensch: die Frömmigkeit lebt aus dem Gemüt. Furcht und Grauen, Lieben und Vertrauen, sehnsüchtiges Hoffen, glutig heißes Werben, stilles Anschauen, verzückte Versenkung, kräftige Tat-arme Worte können die Fülle der Bewegungen des Menschengemütes unter dem Eindruck der sich offenbarenden Wirklichkeit nicht aussagen.

Die beiden Wirklichkeiten, in denen und aus denen die Frömmigkeit lebt, sind abhängig von einander. Natürlich das Gemüt von der Offenbarung; aber auch die Offenbarung vom Gemüt. Und gerade durch solche Zusammengehörigkeit kommt das Wachstum der Frömmigkeit zu stande. Die von der Offenbarung ausgelöste Bewegung des Menschengemütes hört nun mit ihrer neuen Art aufmerksamer hinein in die Welt und so erscheinen ihr neue Wirklichkeiten, die sich bis dahin dem Gemüt verschlossen. Und je feiner und je tiefer unter dem immer neuen Eindruck immer neuer Wirklichkeiten die Bewegung des Menschengemütes wurde, um so tiefere und feinere Wirklichkeiten erschlossen sich seinem Blick, bis es fähig geworden ist, über allen Wirklichkeiten als die Wirklichkeit anzuschauen und anzubeten die freie Gottesfreude und die warme Gottesliebe in Jesus.

H B

Der Wirklichkeitssinn im modernen Geistesleben

1. Das Entstehen des Wirklichkeitssinnes: historischer Kritizismus und ästhetischer Realismus. 2. Die verheerenden Wirkungen des Wirklichkeitssinnes. 3. Vergeblicher Kampf gegen den Wirklichkeitssinn. 4. Der Segen des Wirklichkeitssinnes durch seine Aufnahme in unser Gemütsleben

1. Das Entstehen des Wirklichkeitssinnes: historischer Kritizismus und ästhetischer Realismus

Die vorreformatorische Wissenschaft trägt wesentlich dogmatischen Charakter: das ganze Denken ist von Voraussetzungen beeinflußt, die teils als Schranken, teils als Zielpunkte der wissenschaftlichen Arbeit dienen. Erst seit dem Beginn der Reformation können wir das Entstehen einer voraussetzungslosen, undogmatischen Wissenschaft beobachten. Freilich hat sich der Forschertrieb nicht mit einem Male aus dem Banne der kirchlichen, politischen und philosophischen Dogmen befreit. Wir sehen es an Luther selbst. Einerseits hat er — ein Geist von eminenter Selbständigkeit — Vieles, was seiner Zeit als Dogma feststand, umgestoßen: vor der leuchtenden Sonne seines Geistes schwinden die Nebel katholischer Legenden vom göttlichen Ursprung und Beruf des Papsttums. Anderseits wohnt demselben Mann, der hier einen gewaltigen Bau von imponierender Größe in seinen Grundvesten erschüttert, doch ein starker konservativer Zug inne. Er bleibt vielfach dogmatisch befangen. Wo der religiöse Nerv nicht unmittelbar getroffen wird, reagiert er nicht. So kommts, daß der Bahnbrecher einer neuen Zeit zugleich zum Konservator katholischer Lehren und mittelalterlichen Denkens wurde. Er ist also Kritiker und

Konservator in einer Person. Aber daß er überhaupt kritisiert, ja negiert hat, bedeutet an sich schon eine fast übermenschliche Geistestat. Allerdings ist seine Kritik tendenziös, tendenziös im guten Sinne des Wortes. Er war viel zu sehr Mann des Lebens, als daß er interesselos hätte Kritik üben können; denn ein Mann, der mitten im Leben steht, wird ganz von selbst zum Parteimann. Wir denken z. B. heute über Papsttum und Klosterwesen doch wohl etwas anders, als Luther zu seiner Zeit dachte, denken mußte. Aber gleichviel: Luther hat jedenfalls das unsterbliche Verdienst, den Bannkreis des Dogmatismus wenigstens an einigen Punkten durchbrochen zu haben.

Wohl ist es richtig, daß der Geist der Kritik schon vor Luther umging und zwar in den Kreisen der Humanisten. Aber bei diesen Herren war die Kritik doch mehr ein gelehrter Sport als eine ihr ganzes Denken regierende wissenschaftliche Methode, mehr ein ergötzlicher Zeitvertreib, als eine Angelegenheit des wissenschaftlichen Gewissens. Deshalb hat sie auch die katholische Kirche ruhig gewähren lassen und sie als Kinder angesehen, die man getrost einmal zu anderen Leuten gehen läßt, weil man weiß, daß sie, wenn sie es überdrüssig sind, von selber und gern wieder nach Hause kommen. Sie hat sich darin nicht getäuscht.

Die weitere Entwicklung der protestantischen Wissenschaft bedeutet einen Rückfall in den mittelalterlichen Dogmatismus. Die Männer, die in der zweiten Hälfte des 16. und im 17. Jahrhundert an der Spitze des Luthertums stehen, kurz gesagt die lutherischen Epigonen, ziehen nicht auf der Straße weiter, auf die sie Luther, der Bahnbrecher einer neuen Zeit, gewiesen hatte, sondern sie pflegen mit Treue den katholischen Rest in ihm, ja sie betrachten diesen Rest als das Genuin-Lutherische. So ist auch ihre Wissenschaft Dogmatismus. Nur die Dogmen selbst, die Voraussetzungen, von denen die wissenschaftliche Arbeit ausgeht, sind andere geworden. Der Betrieb dagegen ist der gleiche.

Schüchterne Anfänge einer voraussetzungslosen Wissenschaft begegnen uns erst im Pietismus, entschiedenere und kräftigere im Rationalismus. Darum gelten diese Erscheinungen, zumal der Rationalismus, mit größerem Rechte als Erben und Erzeugnisse des lutherischen Geistes als die lutherische Orthodoxie des ausgehenden 16. und des 17. Jahrhunderts. Wohl mögen wir Mancherlei an dem vielgeschmähten und gelästerten Rationalismus bemängeln. Aber dem Zugeständnis können wir uns nicht entziehen, daß der philosophische und der durch ihn geweckte theologische Rationalismus es gewesen sind, die zuerst und konsequent das kritische Prinzip angewendet und durchgeführt haben. Damit ist der Rationalismus zum Vater der modernen Wissenschaft geworden, deren Lebenselement die Kritik ist.

Das Wort Kritik wirkt vielfach wie ein rotes Tuch. Das hängt wohl damit zusammen, daß man der Kritik eine negative Tendenz zuschreibt. Sie hat aber an sich überhaupt keine Tendenz, also auch keine negative. Völlig tendenzlos tut sie ihre Arbeit, unbekümmert um das Ergebnis, allerdings auch unbeeinflußt von irgendwie gearteten religiösen oder philosophischen oder politischen Voraussetzungen. Sie kennt nur ein Gesetz: als historische Wirklichkeit kann allein das gelten, was als solche bewiesen ist. Indem sie an diesem Maßstabe auch das mißt, was bisher als unumstößlich galt, kann sie allerdings gelegentlich auch zu negativen Ergebnissen kommen. Das ändert aber Nichts an dem positiven Charakter ihrer Arbeit: sie sondert aus der wilden und bunten Gesteinsmenge den historischen Granit aus. Ihr eignet ein ungeheurer Respekt vor den Tatsachen, vor der Wirklichkeit. So ist der moderne Kritizismus ein Beweis eines starken Wirklichkeitssinnes.

Dieser selbe Wirklichkeitssinn eroberte sich im 19. Jahrhundert auch das ästhetische Gebiet. Ein gewaltiger Titan wollte er auch den Olymp der idealen Welt stürmen. Man sah die Aufgabe der Kunst und Dichtung nicht mehr darin, daß sie uns über die Alltäglichkeit des eigenen Lebens, überhaupt über die Wirklichlichkeit hinaus in ideale Sphären erheben sollten. Vielmehr schien es, als ob die von der Kunst so lange mißachtete Wirklichkeit mit elementarer Gewalt sich empöre und gebieterisch Beachtung heische. In verschiedenen

Kreisen trat das realistische Moment nicht nur neben anderen Momenten auf, sondern viele Künstler und Dichter sahen es als die Haupt- und einzige Aufgabe der Kunst an, die Wirklichkeit widerzuspiegeln. Und wie die Jünger des Idealen übertrieben, indem sie pathetisch wurden, so verfielen Realisten in das andere Extrem, daß sie als Wirklichkeit vor allem nur das Niedrige, das Gemeine, den Schmutz gelten ließen. Im großen Ganzen hat dieser einseitige Realismus wohl abgewirtschaftet. Der Wirklichkeitssinn selbst ist unserer Kunst geblieben. Auch unserer Kunst eignet ein starker Respekt vor der Wirklichkeit, eine ich möchte fast sagen andachtsvolle Verehrung des Wirklichen.

So wird das ganze Gebiet des geistigen Lebens von einem Wirklichkeitssinn beherrscht, wie er sich in der Wissenschaft als Kritizismus, in der Kunst als Realismus entfaltet. Von diesem Wirklichkeitssinn sind wir alle mehr oder weniger beeinflußt. Der Wirklichkeitssinn ist König.

Dürfen wir uns seiner Herrschaft freuen? Oder sehen wir in ihm einen Tyrannen? Sehnen wir uns nach einem Erlöser von seinem Joche? Es zeigt uns jedenfalls die Betrachtung des modernen geistigen Lebens, daß sich der Wirklichkeitssinn nicht leicht das Feld erobert hat, und es scheint nicht nur die Borniertheit zu sein, die gegen den historischen Kritizismus und den ästhetischen Realismus Sturm läuft. Vielmehr scheint man zu fühlen, daß wir in dem Wirklichkeitssinn einen Feind des inneren Lebens zu erblicken haben. Der Kritizismus zumal ist in der Tat ein Sturm, der manchen Zweig knickt und manche Blüte bricht. Worin bestehen diese verheerenden Wirkungen?

2. Die verheerenden Wirkungen des Wirklichkeitssinnes

Begreiflicherweise wirkt der Kritizismus auf dem Gebiete am verheerendsten, das vor andern über die Wirklichkeit hinausführen will: in der Religion. Die neue wissenschaftliche Methode hat sich der Urkunden der christlichen Religion mit ebensolcher Energie bemächtigt wie ihrer Dogmen. Sie untersucht die Angaben über die Verfasserschaft der einzelnen Bücher des Alten und Neuen Testamentes und stürzt dabei manches Stück der Ueberlieferung. Sie zeigt den subjektiven Charakter der einzelnen Schriften, die menschliche Beschränktheit der Autoren, ihre Befangenheit in zeitgenössischen Anschauungen. Vieles, was als Geschichte galt, weist sie in das Gebiet der Sage. Wundererzählungen, an die kindlich fromme Gemüter sich klammerten, werden als Allegorien aufgefaßt oder als poetische Erzeugnisse frommer Phantasie, als Illustrationen tiefsinniger Gedanken oder als unter dogmatischem Einflusse sich vollziehende Steigerung kleiner Ereignisse zum Superlativ. Die Dogmen werden untersucht und geprüft: die kritische Forschung erklärt sie als ein Produkt menschlicher Faktoren. Sie weist auf den Einfluß der griechischen Philosophie hin, auf einen rabbinischen Einschlag, auf den maßgebenden Willen des Kaisers von Byzanz. Und wenn der historische Wirklichkeitssinn weiter folgert, daß Erzeugnisse des Zeitgeistes eben nur einer bestimmten Zeit genügen können, wenn die kritische Erforschung des Lebens Jesu behauptet, daß Jesus selbst keine Dogmen aufgestellt, geschweige von der Zustimmung zu ihnen die Seligkeit abhängig gemacht habe, scheints nicht, als ob der Kritizismus zum Totengräber des ganzen kunstvollen, fein gefügten und wohlgegliederten Baues der Dogmatik werden will? Und ebenso durchleuchtet die historische Kritik interesselos, unbarmherzig, grausam, mit unerbittlichem Wahrheitssinn die Geschichte der christlichen Kirche wie der Religion überhaupt und belehrt uns, wie innerhalb der Kirche oft gerade das untergraben worden ist, was sie selber predigt: Liebe, Friede, Gerechtigkeit, Duldsamkeit, belehrt uns, wie unsägliches Elend in Verbindung mit der Religion in die Welt gekommen ist. Schließlich stellt der historische Forscher das Christentum selbst in den Zusammenhang der Religion überhaupt, er sieht in ihm nur ein Glied der religionsgeschichtlichen Entwicklungsreihe, bestreitet seinen absoluten Wert, wenn er ihm vielleicht auch noch relative Vollkommenheit zugesteht. Verheerend genug die Wirkungen des historischen Kriti-

zismus auf dem Gebiete der überlieferten Religion! O du frommes Gemüt, du gläubiger Christ, wo flüchtest du dich hin vor der Hochflut der Kritik, wie rettest du das Kleinod deines Herzens, das Heiligtum deines innern Lebens?

Aber auch das ethische Gebiet ist nicht sicher. Längst schon hat der Forschertrieb die Meinung zerstört, es seien die Gesetze des sittlichen Lebens gleich dem Götterbild im Erechtheion auf geheimnisvolle Weise vom Himmel gekommen. Indem der Kritizismus ihren göttlichen Ursprung bestreitet, erkennt er sie als Erzeugnisse des menschlichen Geistes, die aus den jeweiligen Bedürfnissen hervorgehen. Kann man aber dann noch von einer Verbindlichkeit der ethischen Forderungen reden? Muß uns nicht vor den Konsequenzen grauen? Erschütternd genug auch der Nachweis, daß es kein sittliches Gesetz gibt, das zu allen Zeiten von allen Völkern als solches anerkannt worden wäre!*)

Wie packt uns oft heißes Verlangen, voll Verehrung zu großen Männern emporblicken, einzelne Gestalten als die Verkörperung unsres sittlichen Ideals bewundern zu können. Aber dann kommt die Wissenschaft. Sie reißt uns erbarmungslos aus unsern Träumen. Denn für sie ist die Heiligkeit und Vollkommenheit dieser oder jener historischen Größe kein unantastbares Dogma. Mag der Katholizismus seine Heiligen rühmen, mag Roswitha Otto den Großen als den vollkommenen Heiligen besingen, mag der bischöfliche Anonymus uns Heinrich IV. als Ideal eines christlichen Charakters schildern, wir schenken solcher Botschaft keinen Glauben mehr. Dahin ist die Heiligkeit der großen Männer. Es bleibt ihnen nur eine relative Größe. Denn die Maulwurfsarbeit bohrender Wissenschaft wirft viel Erde auf, wo wir zuvor nur glatte und grünende Flächen sahen. Unser Auge erblickt neben dem Licht auch viel Schatten. Wir erkennen den Tribut, den noch jeder Mensch der Unvollkommenheit des Menschengeschlechtes zahlen mußte. Dadurch beraubt die Forschung manches Bild, an dem wir hängen, seines Nimbus. Solche Erfahrungen schmerzen. Sie sind besonders peinlich, wenn es sich um Gestalten handelt, die ein strammer Patriotismus gern als Ideale zeichnen möchte.

So untergräbt der Wirklichkeitssinn die Verbindlichkeit der bislang als giltig anerkannten Sittengesetze. So entkleidet er große Persönlichkeiten der Geschichte ihres idealen Charakters. Aber auch einzelne gefeierte Taten büßen ihren leuchtenden Glanz ein. Der psychologische Scharfblick, der das Entstehen einer Handlung bis auf ihr letztes Motiv verfolgt, nimmt so mancher Tat, die wir als gut, edel, hochherzig rühmen, ihren Wert und offenbart sie als Ausfluß eines mehr oder weniger verhüllten Egoismus.

Es ist begreiflich, daß der Wirklichkeitssinn, der so verheerend auf dem Gebiete der Moral und Religion haust, überhaupt unser ganzes Innenleben bedroht. Und in der Tat: verheerende Wirkungen auch sonst auf dem Gebiete des Gemütslebens. Das folgt schon daraus, daß der Wirklichkeitssinn alle Ideale zerstört. Das tut weh; denn es ist so schön, in einer Welt der Ideale zu leben, im Glauben an Ideale zu schwelgen, in Verehrung für Ideale zu schwärmen. Aber Ideale sind ein Noli me tangere, der Staub auf den Flügeln des Schmetterlings. Nimm ihnen Etwas und du nimmst sie uns ganz. Die historische Kritik aber nimmt den Idealen nicht nur Etwas, sondern Viel; und ein ausgeprägter Wirklichkeitssinn findet auch unter den Menschen der Gegenwart keine Ideale. Mit dem Glauben an Ideale schwindet aber zugleich die Fähigkeit, sich zu begeistern. Denn alle Begeisterung setzt eine gewisse Blindheit voraus, eine Unberührtheit von den Ergebnissen der Kritik, eine Unempfindlichkeit gegen die Wirklichkeit. Wohl weiß ich, daß sich Begeisterung auch machen läßt, selbst in einem realistischen Zeitalter. Aber um solche Begeisterung bringt der kalte, kritische, nüchterne Wirklichkeitssinn den Menschen. Er raubt uns Aktivität, Leidenschaftlichkeit des Tuns. „Die Erkenntnis tötet das Handeln; denn zum Handeln gehört das Umschleiertsein durch die Illusion."

So beraubt uns der Wirklichkeitssinn der Begeisterungs- und Illusionsfähigkeit. Der kritisch geschulte Mensch kann sich nicht mehr voll hingeben, weder an Menschen, noch an Institutionen, noch an Ideale, eben deshalb aber auch nicht für sie kämpfen und leiden. Daher kommt es, daß das Martyrium in unserer Zeit eine seltene Erscheinung ist. Es fehlt vielleicht nicht an solchen, die gern Märtyrer machen möchten, aber an solchen, die es werden wollen. Und wenn die Christen zur Zeit der Verfolgungen im zweiten und dritten Jahrhundert sich in der geistigen Verfassung eines modernen Menschen, der durch Realismus und Kritizismus hindurchgegangen ist, befunden hätten, so erscheint es zweifelhaft, ob sie sich so zum Martyrium gedrängt haben würden.

Das also ist das Bild einer von Kritizismus und Realismus durchsetzten Zeit: es kracht und birst in dem festgefügten Bau der überlieferten Religion und der Kirche, die Stützen der Moral wanken und schwanken, die Ideale zerflattern, die Illusionsfähigkeit wird selber zur Illusion, die Kraft der Begeisterung schwindet, und es scheint, als ob sie nur durch künstliche und unlautere Mittel erhalten werden könne. Wo und wie finden wir Hilfe?

3. Vergeblicher Kampf gegen den Wirklichkeitssinn

Die Erfahrung lehrt uns: neue Bewegungen, die, in ihren Folgen unübersehbar, jedenfalls dem Bestehenden Gefahr bringen, werden damit bekämpft, daß ihnen einfach die Existenzberechtigung abgesprochen wird oder sie als Erzeugnisse einer widergöttlichen Macht hingestellt werden. So ergeht es auch dem Kritizismus. Man verkennt sein ehrliches und ernstes Streben, dem es lediglich um die Wahrheit zu tun ist. Man sucht ihn als einen bösen Geist zu diskreditieren, der seine Lust nur am Zerstören und Verneinen habe. Es ist das Beste, ihm sein Ohr zu verschließen; denn die Versuchungen, die er bringt, sind groß. Und zu solchen wohlgemeinten Warnungen gesellt sich wohl gar noch der Ruf nach dem Arm des Staates, nach der Polizei. Ebenso wird auch der ästhetische Realismus bekämpft. Mit dem Hinweis auf seine Auswüchse schlägt man ihn tot. Man karrikiert den Wirklichkeitssinn zur Freude am Gemeinen und hat es nun leicht, gegen dieses selbstgeschaffene Phantom zu Felde zu ziehen.

Ich verkenne keineswegs die gute Absicht und den Ernst aller Warnungen vor dem kritischen und realistischen Sinn. Sie stammen aus der Erkenntnis der großen Gefahren, die Kritizismus und Realismus für unser inneres Leben, wie für Staat und Gesellschaft bedeuten, und es hätte wohl Manches für sich, könnten wir diesen am Studium der Geschichte, der Natur und des realen Lebens genährten Wirklichkeitssinn ohne weiteres aus der Welt schaffen. Aber es wäre Sisyphusarbeit. Wir kennen kein Zauberwort, das unwillkommene Geister ins Nichts zurückwiese. Daher ist jeder Versuch, den Wirklichkeitssinn zu unterdrücken, nutzlos. Er schadet im Gegenteil nur dem, der ihn unternimmt. Denn es wird der Anschein erweckt, als habe der Kämpfer gegen den Kritizismus die Wahrheit zu fürchten. So prallt jedes Geschoß, das wir gegen den Kritizismus richten, auf uns selbst zurück. Jeder derartige Angriff bringt in den Verdacht der Unwissenschaftlichkeit und Unehrlichkeit, jedenfalls aber zeugt er nicht von großem Glauben an die Festigkeit der eignen Position. Ueberlassen wir daher diese Kampfesart dem Katholizismus. Er mag weiterhin mit dem Dogma die Wirklichkeit korrigieren.

Auf diesem Wege kommen wir also nicht vorwärts. Mag der Wirklichkeitssinn noch so verheerend wirken, aus der Welt können wir ihn nicht schaffen.

Wie aber, wenn man seine Einflüsse zu paralysieren suchte, indem man ihm eine ganz andersgeartete Macht gegenüberstellte? Vielleicht können dadurch seine schlimmen Wirkungen ausgeglichen werden? In der Tat erzeugt ja jede geschichtliche Erscheinung eine Reaktion. So sind auch bei dem Wachstum des Wirklichkeitssinnes die Gegenwirkungen nicht ausgeblieben. Um

*) Wo ist dieser Nachweis geführt? Der kategorische Imperativ steht als reines Sittengesetz unerschüttert da inmitten all der Mannigfaltigkeit der Sitten. Und ich sehe nicht, wie irgendwelche Forschung die Meinung widerlegt hätte, daß er „auf geheimnisvolle Weise vom Himmel gekommen." Die Anerkennung dieser Wirklichkeit ist eine Großtat des echten Kritizismus. Davon müssen wir uns bald mehr unterhalten. D H

der harten und strengen Wirklichkeit zu entgehen, flüchtet man sich in die Welt der Phantasie, des Traumes, der Geister. Eine Fülle von Erscheinungen reagiert so auf den allmächtigen Wirklichkeitssinn: sie lassen sich vielleicht unter die Begriffe Symbolismus und Mystizismus zusammenfassen.

Der Symbolist geht noch über jene Künstler hinaus, die, unfähig zu charakterisieren, mit allegorischen Attributen arbeiten. Das Symbolische bleibt nicht ausschmückende Zutat, sondern wird die Hauptsache. Nun aber lebt der geistige Mensch, sowohl der schaffende, als auch der genießende, nicht von Symbolen allein, er lebt wohl überhaupt nicht von Symbolen. Daher ist es das Los der Symbolisten, daß sie sich früher oder später ausgeben und erschöpfen, wenn sie es nicht vorziehen, ihre Kunst auf den Boden der Wirklichkeit zurückzuführen; und die Werke der Symbolisten büßen, selbst wenn sie uns anfangs fesselten, mit der Zeit ihre Wirkungskraft ein.

Ebensowenig Kraft aber wohnt dem Mystizismus inne. Allerdings tritt er vielversprechend auf. Er spielt den Tiefsinnigen. Er verheißt seinen Gläubigen Erlösung von allem Schmerz der Erkenntnis. Er baut sich seine eigene Welt, seine besondere Wirklichkeit, in der er lebt. Um diese darzustellen und verständlich zu machen, reichen nun freilich die bisherigen Mittel der Sprache nicht aus. Daher hat der Mystizismus auch seine besondere Sprache, seine besonderen Zeichen — und sei es der Gedankenstrich oder eine Reihe von Gedankenstrichen. Schade nur, daß es nicht jedem gegeben ist, diese mystische Sprache zu verstehen und mit den mystischen Bildern eine Vorstellung zu verbinden.

Man sieht, wie Symbolismus und Mystizismus auf der Unfähigkeit beruhen, sich der allgemein verständlichen Ausdrucksmittel zu bedienen. Sie reden nicht, sie orakeln nur. Schon das hindert sie, den verheerenden Wirkungen des Kritizismus und Realismus Einhalt zu tun. Sie sind nicht Wächter am Tempel der Ideale, sondern Ausreißer vor der Wirklichkeit. Nicht ohne Grund bezeichnen wir daher die Vertreter des Symbolismus und Mystizismus auch als Dekadents, und es können uns Männer wie Ibsen, Bierbaum, Dehmel, wie Gabriele d'Annunzio, wie Sascha Schneider, Brandenburg, ja selbst Hugo Höpener und Hauptmann nichts helfen gegenüber den Ansprüchen der Wirklichkeit. Man kann ihnen beim besten Wohlwollen zugestehen, daß sie Position gegen Position stellen, nie und nimmer aber, daß sie eine Position widerlegen und das Recht der andern beweisen.

Es geht also weder an, dem Kritizismus und Realismus einfach die Existenzberechtigung zu bestreiten, noch nützt es, sich hinter die Mauern eines ebenso geheimnisvoll wie wichtig tuenden Symbolismus und Mystizismus zu verschanzen. Vielmehr bleibt nichts Anderes übrig, als den Wirklichkeitssinn als eine Großmacht des geistigen Lebens anzuerkennen und zu respektieren; und wir fügen uns dieser Notwendigkeit vielleicht um so eher, wenn wir neben seinen verheerenden Wirkungen auch segensreiche, das geistige Leben befruchtende und reinigende, entdecken. Es fragt sich, ob wir auch von solchen sprechen dürfen.

4. Der Segen des Wirklichkeitssinnes durch seine Aufnahme in unser Gemütsleben

Die Macht des Wirklichkeitssinnes wäre unverständlich, wenn er nicht zugleich eine starke ethische Qualität besäße. Das ist das Geheimnis seiner Unüberwindlichkeit, daß wir es bei ihm weder bloß mit wissenschaftlichen noch ästhetischen Theorien zu tun haben, sondern daß diese mit einem ethischen Momente verbunden sind. Das ethische Moment ist die Wahrhaftigkeit. Aus dieser Verbindung ergibt sich das gute Recht des Kritizismus und Realismus: sie sind ein Erzeugnis der inneren Wahrhaftigkeit, wie sie ihrerseits diese fördern und stärken. Damit ist schon angedeutet, in welcher Richtung die segensreichen Wirkungen des Wirklichkeitssinnes zu suchen sind: in der Vertiefung dieses Gefühls und im Kampfe gegen alle Unwahrhaftigkeit der Sprache und des Gefühls.

Unwahrhaftigkeit der Sprache: wir nennen sie auch die Phrase. Die Phrase erscheint in mannigfachem Gewande: als religiöse, ethische, ästhetische, gesellschaftliche, politische, wissenschaftliche Phrase. Sie stand zu Zeiten hoch im Ansehen, und steht es wohl auch noch. Widmet sich doch eine besondere Kunst ihrer Pflege: die Rhetorik. Alle Rhetorik aber ist unwahr. Schon ihr Ursprung erweckt Zweifel an ihrer Güte. Sie ist eine Schöpfung griechischer Sophisten und römischer Juristen. Jene schufen sie als brauchbares Mittel für ihre logischen Taschenspielerkünste, und diese sind ja großenteils durch die griechische Sophistik hindurchgegangen und ihre gelehrigen Schüler gewesen. Unwahr ist die Rhetorik vor allem aber in ihrer ganzen Tendenz. Rhetorik ist die Kunst, die Hohlheit des eigenen innern Menschen zu bemänteln, die Kunst, über Nichts sich in den blühendsten Ausdrücken zu ergehen, die Kunst, ohne Sachkenntnis sachverständig zu reden, ohne innere Größe zu imponieren, ohne inneren Reichtum zu schenken, die Kunst, das Selbstverständliche in das Gewand tiefsinniger Weisheit zu kleiden, das Tiefsinnige aber mit eleganter Grazie zu behandeln. Die Erzeugnisse der Rhetorik gleichen den Quallen: wenn man fest zugreift, hat man nichts als Schleim in den Händen. Diese Afterkunst der Rhetorik besteht aber, wo immer sie uns auch begegnen mag, weder vor dem kritisch geschulten Denken, noch vor einem ausgeprägten Sinn für Wirklichkeit und Tatsachen. Bei dem kritisch ernüchterten Menschen verfängt keine Phrase. Schon das ist ein Segen des Wirklichkeitssinnes, daß er alle Unwahrhaftigkeit der Sprache bedroht.

Und ebenso die Unwahrhaftigkeit des Gefühls. Wie scharfblickend macht kritisch-realistische Erziehung gegenüber hohlem Pathos, falscher Sentimentalität, künstlich erregter Begeisterung, gegenüber dem Brustton der Ueberzeugung, der Renommage mit inneren Kämpfen, der Anempfindung religiöser Gefühle.

Das sind segensreiche Wirkungen des Wirklichkeitssinnes: Tod der Phrase, Erlösung von der Rhetorik, Befreiung von aller Unwahrhaftigkeit des Gefühls. Und wenn wir unter den modernen Schriftstellern — Dichtern wie Gelehrten — eine Fülle feiner Stilisten haben, wenn die moderne Kunst in der Mehrzahl ihrer Vertreter sich vom Pathetischen ebenso fernhält wie von weichlicher Sentimentalität: wir danken es dem kritisch-realistischen Zeitgeiste.

Wo aber innere Wahrhaftigkeit, da auch Objektivität und Duldsamkeit. Es ist etwas ganz Anderes, ob ich eine geschichtliche Erscheinung von dogmatischen, also absoluten Voraussetzungen aus betrachte oder im Zusammenhange ihrer Zeit. Einige Beispiele mögen dies zeigen. Wenn ich mit der dogmatischen Vorstellung des Fürsten, wie sie in einem Anhänger der konstitutionellen Monarchie entsteht, an Gestalten wie Karl den Großen herantrete oder Otto den Großen oder Barbarossa oder an Hohenzollernfürsten wie Friedrich Wilhelm I. und Friedrich den Großen, so sage ich: sie widersprechen mit ihrem Absolutismus meinem Ideale eines Fürsten. Geleitet von der Feinfühligkeit des modernen Menschen, der in Sachen der Religion allen Zwang vermieden wissen will, verurteile ich den Missionsbetrieb gerade Karls des Großen, wie auch anderer Fürsten, ebenso die Einführung der Reformation in manchen Orten und Ländern, z. B. in Schweden. Von meinem konfessionellen Bewußtsein ausgehend verurteile ich das Papsttum als Institution wie in seinen Vertretern, überhaupt den ganzen mittelalterlichen Katholizismus. Als dogmatischer Christ kann ich in Kaiser Julian eben nur einen Abtrünnigen sehen. Wer ganz von der „heilsgeschichtlichen" Idee eingenommen ist, betrachtet das ganze Alte Testament nur unter dem Gesichtspunkte der Vorbereitung, also auch Unvollkommenheit.

Ganz anders aber gestalten sich die Dinge, wenn ich Personen und Erscheinungen nicht dogmatisch-idealistisch, sondern kritisch-realistisch betrachte, nicht mit fertigen Maßstäben an sie herantrete, sondern die Wirklichkeit erforsche, in der sie gestanden haben. Dann verstehe ich Handlungen Karls des Großen, die mir zunächst als Barbarei erscheinen, erkenne das Recht des mittelalterlichen Missionsbetriebes, kann mich am Mönchtum freuen, vielleicht selber am Papsttum, weil ich ihre geschichtliche Notwendigkeit erkenne, kann, ohne seinen Standpunkt zu teilen, aber auch ohne in Erregung darüber zu geraten, die Gestalt etwa eines Gregor VII. betrachten und an ihr mich ebenso

freuen wie an der Heinrichs IV., kann den Abfall Julians verstehen, kann das Alte Testament in seiner selbständigen Eigenart und Großartigkeit würdigen.

Wenn ich die Geschichte nur dogmatisch-idealistisch, also voreingenommen von gewissen Prinzipien, Dogmen, Ideen und Idealen betrachte, weckt sie in mir keine anderen Gefühle als die des Widerspruchs und der Zustimmung. Wie anders, wenn ich mich Personen und Erscheinungen der Geschichte voraussetzungslos gegenüberstelle und in ihnen weder Freund noch Feind erblicke, sondern Gestalten, die ich nicht an meinem Empfinden messen will, sondern in ihrem Werden erforschen und in ihrem Wirken begreifen. Je mehr ich mich dessen befleißige, desto mehr freue ich mich an der Geschichte. Dank dem historischen Sinn kann ich würdigen und bewundern, ohne zustimmen zu müssen. Diese freudige Anerkennung auch des Andersgearteten und die aus ihr erwachsende vornehme Duldsamkeit und edle Weitherzigkeit sind die schönsten Geschenke der Geschichte; und diese aus der kritisch-realistischen Betrachtung der Geschichte gewonnenen Tugenden gilt es auch auf das gegenwärtige Leben zu übertragen, während umgekehrt alle Unduldsamkeit auf mangelnden historischen Sinn schließen läßt.

Zu den Geschenken des Wirklichkeitssinnes gehört endlich noch eine weit größere Sicherheit des Wissens. Das ist vor allem ein Verdienst des Kritizismus. Die Kritik ist alles Andere, nur nicht negierend und zerstörend. Wohl weist sie Vieles, was als historische Wahrheit galt, in das Gebiet absichtsloser oder tendenziöser Sage und Legende. Aber dann macht sie nicht das Wirkliche zum Sagenhaften, sondern enthüllt bloß das als Sage, was an sich schon Sage war. Andrerseits erkennt die Kritik aber auch Tatsachen als solche an und bringt das Beweismaterial für sie herbei. So ist ihre Arbeit positiv, und es ist ein durchaus falscher Verdacht, als ob sie bei ihrer Tätigkeit willkürlich verführe. Ich erinnere nur daran, wie sich z. B. auf dem Gebiete des Lebens Jesu die Existenz Jesu, eine ganze Reihe von Erlebnissen und Worten Jesu, eine Fülle charakteristischer Züge auch für den Nichtgläubigen als unumstößliche Gewißheit ergeben, wofern er nur ein wissenschaftliches Gewissen besitzt. Oder ich denke daran, wie zahlreich die gesicherten Ergebnisse auf dem Gebiete der Bibelforschung sind. Das ist auch ein Segen der Kritik: größere Sicherheit des positiven Wissens.

Diese Befreiung von aller Unwahrhaftigkeit der Sprache und des Gefühls, diese Erziehung zur Duldsamkeit und Objektivität, diese Sicherung des Wissens sind alles Geschenke des Wirklichkeitssinnes. Wir haben also allen Grund, uns seiner zu freuen. Allerdings bedroht er das Gemütsleben, wenigstens in seiner herrschenden Form. Aber ob nicht auch das zum Uebergangscharakter unserer Zeit gehört, daß sich ein neues Gemütsleben vorbereitet, ein Gemütsleben, das vor allem auf der Erkenntnis und dem Erleben der Wirklichkeit beruht, das sich loslöst von allem falschen Pathos, aller Sentimentalität, aller Anempfindung? Wieviele Gefühle des bisherigen Gemütslebens beruhen vor allem auf der Anempfindung. Diese ist aber doch nichts Anderes als eine besondere Form der Heuchelei. Wohl ist es richtig, daß ein Mensch, der vom Wirklichkeitssinn beherrscht ist, Mancherlei verliert: er schaltet aus seinem Erleben die hochfliegende Begeisterung aus und aus seiner Erfahrung den Begriff des Ideals. Der Verzicht auf Begeisterung aber bewahrt zugleich vor den Enttäuschungen und der Ernüchterung des Alltags, und wer den Glauben preisgibt, Ideale erfahren zu können, der hört auf, zu messen und zu urteilen und sich dadurch um die Freude an der Geschichte und an dem Geschehen zu bringen. Er kann an dem Leben und Wirken der verschiedensten Menschen sein inneres Leben bereichern, ohne dabei ein schlechtes Gewissen haben zu müssen. Unser Gemüt braucht nicht in weltferne Regionen sich zu erheben, nicht in höheren Sphären zu schweben, um Bereicherung zu erfahren. Nicht das prähistorische oder überhistorische goldene Zeitalter, sondern die Geschichte selber erfreut unser Herz und Gemüt, nicht die Verklärung und Idealisierung und Beschönigung der Welt und der Menschen, sondern die Wirklichkeit und die Menschen, wie sie eben sind.

Darum werden denn auch die Wirklichkeit an sich und der Mensch als solcher schon ein würdiger Gegenstand der Dichtung und Kunst, ja der höchste Gegenstand. Je mehr wir uns der Wirklichkeit, wie sie uns in der Natur, der Geschichte und dem lebendigen Menschen der Gegenwart entgegentritt, hingeben, desto mehr Freude haben wir an ihm. Begeistert sind wir nicht; dazu ist unser Auge viel zu scharfblickend für die Mängel geworden, die Allem und Jedem anhaften. Aber mehr und mehr werden wir doch hier und da Schönes und Erfreuliches finden, was uns andachtsvoll stimmt, andachtsvoll wie einen Millet das Leben der Bauern, wie einen Meunier das Schaffen des Arbeiters. Wer sich den Tatsachen beugt und sich mitten in die Wirklichkeit hineinstellt, wird trotz allem Schmerz der Erkenntnis doch Vieles — auch Kleines und Kleinstes — liebgewinnen und so in seinem Innern wachsen. Die überstiegene Begeisterung, die nur in Superlativen schwärmen kann, wird durch eine stille Andacht abgelöst, und Pathos und Sentimentalität machen einer Ausgeglichenheit Platz, die nur dem Fernstehenden als Kälte erscheint.

Ohne den Segen der Abstinenzbewegung zu verkennen, bin ich für meine Person weder ein geschworener Feind des Alkohols noch des Nikotins. Aber wofür ich mit ganzem Herzen eintrete, das ist ein Antialkoholismus auf geistigem Gebiete, ein Kampf gegen jeden geistigen Rausch. In diesem Kampfe sind Kritizismus und Realismus wertvolle Bundesgenossen. Sie zeigen den Weg zur Ueberwindung des geistigen Rausches: nicht Rhetorik, sondern Stil, nicht Menschen himmelhoch erheben, einen jeden aber in seiner Eigenart anerkennen und würdigen, nicht hochfliegende Begeisterung, sondern stille Andacht.

Hans Weichelt

Autorität und christliche Gewißheit in ihrer Bedeutung für den Religionsunterricht erwachsener Schüler

2

Wie ist dem erwachsenen Schüler die Entscheidung für das Christentum als *möglich* zum Bewußtsein zu bringen? Viele Theologen werden diese Fragestellung bemängeln. Nicht die Möglichkeit des Christentums, sondern die Wahrheit des Christentums wollen sie dem Schüler beweisen. Aber was sind denn ihre Beweisgründe? In erster Linie ist die heilige Schrift ihr Beweisgrund. Wie nun, wenn dem Schüler eben dieser Grund schwankend geworden wäre, wenn gerade die Frage nach der Autorität der Schrift für ihn der Ausgangspunkt seiner Zweifel geworden wäre? Ja ich stehe nicht an zu behaupten, daß das unglückselige Inspirationsdogma unserer scholastischen Väter hier geradezu verwüstend gewirkt hat. Noch heute setzen die landläufigen Angriffe gegen die Religion dieses Dogma als giltig voraus und meinen, wenn die Irrtumslosigkeit der Schrift in irgend einer peripherischen Frage erschüttet sei, dann sei die Religion erschüttert. Und in der Schule vererbt sich diese unheilvolle Lehre als Erbübel von Generation zu Generation, und jeder denkende moderne Jüngling muß immer wieder erst durch eigene Gewissenskämpfe sich aus dem Banne dieser Lehre befreien, den die ganze Theologie, Gott sei Dank, schon lange gebrochen hat. Mit der bequemen Methode, die Religion durchs Schriftwort zu beweisen, muß auch in der Schule gebrochen werden, diese Methode wird von unsern Schülern als circulus vitiosus empfunden und als ungenügend abgelehnt. Aber auch eine verständige, theologisch begründete Belehrung über die heilige Schrift kann eben dann, wenn sich der Zweifel gegen die heilige Schrift selbst richtet, nicht die tiefsten Zweifel lösen.

Geholfen kann einem, um einen Bismarckschen Ausdruck zu brauchen, im Banne des Verstandes befangenen Jüngling nur werden durch eine unbedingt wahre und treue Darstellung möglicher Weltanschauungen und durch den Nachweis, daß ein logischer Zwang für keine dieser Weltanschauungen vorliegt, selbstverständlich auch nicht für das Christentum. Es muß gezeigt werden, daß jede Weltanschauung Glaubenssache ist, daß

beispielsweise der Materialismus, ja daß selbst die Naturwissenschaft unbeweisbare Voraussetzungen hat. Dieser Nachweis muß unbedingt zur Kantischen Kritik der reinen und praktischen Vernunft führen. Die Kantischen Gedanken können in ihren Resultaten dem Schüler der Oberklassen in einer seinem Bewußtsein genügenden Form ohne Schwierigkeit zum Verständnis gebracht werden. Wer an sich selbst das Befreiende der Kantischen Philosophie erfahren hat, wird mir hierin unbedingt zustimmen müssen. Vor dem erfrischenden Windeswehen der reinen Luft Kantischen Geistes weichen die eigenen Hirngespinste und die aufdringlichen Lehren der dem Schüler nur zu leicht imponierenden Afterweisheit eines Büchner und Genossen. Jede und noch so vorübergehende Berührung mit Kant macht bescheiden und besonnen. An beiden Eigenschaften fehlt es aber dem Jüngling in den Jahren, in denen er schnell fertig mit dem Wort und dem Gedanken ist. Er lernt begreifen, daß wir Menschen zu den höchsten Problemen überhaupt keine andere Stellung nehmen können als durch Glauben. Ihm wird klar, daß der Unglaube eben auch nur eine Art des Glaubens ist, daß über die Frage, welche der möglichen Weltanschauungen für einen Menschen die wirkliche wird, keinesfalls das logische Denken entscheidet, sondern die Macht der sittlichen Natur des Menschen, mag man sie praktische Vernunft, Gewissen oder sonstwie nennen. Durch nichts Anderes kann jener „Zirkel des Verstandes gebannt werden."

Ich fasse zusammen: will man einem zur Reflexion fortgeschrittenen jugendlichen Geist das Christentum als mögliche Weltanschauung darstellen, dann muß man seinen Standpunkt einmal außerhalb des Christentums nehmen, es einmal völlig voraussetzungslos und theoretisch mit jeder anderen Weltanschauung als auf gleicher Linie stehend betrachten. Das Christentum muß im Bewußtsein des Schülers einmal aus den gewohnten Zusammenhängen, aus dem traditionellen Vorstellungsverlauf herausgehoben werden. Denn für unzählige Menschen sind die christlichen Wendungen zu abgeschliffener Münze ohne noch erkennbare Prägung geworden, die gedankenlos weitergegeben wird. Es geht Vielen ihr ganzes Leben lang nicht anders als es einem wohl mit einem Kinderlied geht, dessen Worte man einst lernte und dessen Sinn einem doch lange undeutlich blieb, weil man niemals hinter jenen Worten ernsthaft einen Sinn gesucht hatte, bis man endlich durch einen äußeren Anlaß gezwungen wird, diese Worte einmal unter einem anderen Gesichtspunkt zu betrachten. Solche ganz neue Beleuchtung gewohnter religiöser Vorstellungen muß der Religionsunterricht einmal vornehmen, um die Wahrheit deutlich zu machen, daß jene als selbstverständlich überkommene Wertung der Religion oberflächlich ist. Dieser Prozeß ist viel bildender als noch so blendende und fortreißende Ueberredung. Denn indem es dem reifen Schüler zum Bewußtsein kommt, daß die Stellung zur Religion für ihn keine nebensächliche oder gar selbstverständliche Sache ist, sondern daß er das, was er als religiöses Gut von den Vätern ererbt habe, erst erwerben muß, um es zu besitzen, wird ihm diese Frage zu einer unendlich wichtigen.

Die Kritik der Weltanschauungen als Sache der praktischen Vernunft hat dem Schüler das Christentum als mögliche Lösung der Welträtsel erscheinen lassen. „Reine Vernunft" mit ihrer Unfähigkeit, transzendente Fragen zu lösen, war als entscheidender Faktor abgelehnt, der Zirkel des Intellektualismus ist durchbrochen. Kann die Schule noch mehr tun? Kann sie nun auch eine tatsächliche Entscheidung für das Christentum herbeiführen?

3

Im tiefsten Sinne ist Religion sicher nicht lehrbar. Religion ist Erlebnis, Religion ist Stimmung, Religion ist sittliche Kraft, Religion ist Glaube — kurz Religion ist nichts Intellektuelles, sie ist nicht Sache des Menschen der Erscheinung, sondern der „Mensch an sich" mit seiner transzendenten, unergründlichen, unzugänglichen Tiefe muß die Religion erleben als einen Prozeß, von dem wir nur in Bildern und Symbolen reden können, den der, welcher ihn durchlebt hat, als göttlichen Schöpfungsakt empfindet. Aber so gewiß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann, so gewiß können Hindernisse des Glaubens fortgeschafft und günstige Vorbedingungen für jenen Prozeß geschaffen werden, man kann mindestens einen normalen Verlauf anbahnen. Und das muß in erster Linie durch Erweckung religiösen Bedürfnisses geschehen.

Hier muß allerdings mit der gewohnten deduktiven Methode gänzlich gebrochen werden. Die Lehren vom Menschen und von der Sünde müssen induktiv anknüpfen an die Vorstellungswelt des Schülers, er muß dahin geführt werden, daß er sich selbst gewissermaßen entdeckt, er muß merken, daß es sich um die Frage seiner eigensten Persönlichkeit handelt, daß hierbei nicht eigentlich eine Lehre geboten wird, sondern ein Tatbestand, der in seiner Wirklichkeit von der Lehre vom Sündenfall usw. ganz unabhängig ist. Mit einem Wort, die Lehre von der Sünde darf nicht theologisch, darf nicht allein biblisch, sondern sie muß psychologisch geboten werden. Man halte dem nicht entgegen, daß das Sündenbewußtsein bei vielen erwachsenen Schülern zu unentwickelt sei, als daß man das Gefühl persönlicher Erlösungsbedürftigkeit erzeugen könne. Nichts wäre allerdings verfehlter, als wenn der Religionsunterricht die Schüler künstlich in die Stimmung der Augustinischen Konfessionen versetzen wollte. Solche Treibhauskultur wäre ein gefährliches Experiment. Pietistische Treiberei und Bußpredigten, überhaupt Pathos und Kanzelton ist aufs energischste zu widerraten. Aber, ich meine, der Stoff zu einem psychologischen Verständnis der Sünde ist überreich vorhanden: alle die Persönlichkeiten, die dem Schüler in der Geschichte und Litteratur, nicht zum wenigsten auch in der biblischen Geschichte und der Kirchengeschichte entgegengetreten sind, können hier dazu dienen, Wesen und Macht der Sünde zu illustrieren. Es wird dem, der einmal an solcher induktiven Erarbeitung der einzelnen Sätze über das Wesen der Sünde Freude gefunden hat, unmöglich sein, zur alten Observanz zurückzukehren. Denn das, was als Lehrsatz trocken und uninteressant war, wird lebendig und interessant, wenn Persönlichkeiten vor die Seele des Schülers treten. Hier muß der Religionsunterricht ein Konzentrationspunkt sein, wo Alles, was dem Schüler auf den verschiedensten Gebieten entgegengetreten war, zusammengefaßt wird zu einem Gesamtbilde des Menschen; hier muß der Schüler erkennen, daß zu allen Zeiten und in noch so individuellen Ausgestaltungen der Mensch doch stets derselbe ist, und daß in gewissem Sinne wir selbst es sind, von denen wir reden. Vielleicht braucht das „Du bist der Mann" gar nicht ausgesprochen zu werden; aber so viel kann hier erreicht werden, daß dem Schüler ein Bild des Menschen gezeichnet wird, in dem er die eigenen Züge wiedererkennt.

Der Religionsunterricht darf die Ergründung und das Verständnis für menschliches Wesen nicht dem deutschen Unterricht und dem Geschichtsunterricht überlassen, sondern er muß, indem er das Ganze der Bildungsstoffe heranzieht, ein Totalbild des Menschen herausarbeiten, das einerseits die in seinen Unterrichtsstunden gewonnenen Einzelbilder in die einheitliche sittlich-religiöse Beleuchtung rückt und das andrerseits dem Schüler überall zum Bewußtsein bringt: Tua res agitur.*) Wer z. B. den Römerbrief, der selbst nach dieser induktiven Methode verfährt, so mit den reifen Schülern liest, wird auch belohnt werden. Die Auseinandersetzung mit der antiken Kultur wird erweitert zur Frage nach der sittlichen Tragkraft der Kultur überhaupt, und diese Auseinandersetzung wird die Erlösung durch Wissen und Bildung, durch das Licht der Vernunft u. s. f. als schönen Wahn erkennen lassen. Das im Unterricht der Kirchengeschichte gewonnene Bild von der Renaissance und ihr Verhältnis zur Reformation kann als Parallele herangezogen werden. Paulus und die antike Kultur, Luther und die Renaissance — welch ein Reichtum an Zügen, deren Aehnlichkeit mit Strömungen unserer modernen Zeit sich förmlich aufdrängt!

Und wenn, um ein anderes Beispiel für die induktive Methode des Unterrichts noch kurz zu skizzieren, Paulus zeigt,

*) Deine Sache, dein eigener Prozeß, steht zur Verhandlung.

wie er gerade durchs Gesetz, durch die Autorität zum Widerspruch, zur Sünde gereizt ist, wenn er dann weiter den gesetzmäßigen Verlauf jener furchtbaren Herrschaft des Bösen schildert, sollte es da nicht leicht sein, dem Schüler diesen typischen Verlauf an so vielen Exempeln, z. B. an Faust zu illustrieren, daß er zu einem wirklichen Verständnis dieser Vorgänge geführt wird, daß er auch unwillkürlich einen Rückschluß auf sich selbst macht?

Wie reich ist die Geschichte der Religion an Zügen, die die Erlösungsbedürftigkeit des Menschen aufzeigen. Eine Betrachtung der Religionen unter diesem Gesichtspunkt ist sehr fruchtbar, fruchtbarer jedenfalls als die so oft beliebte Zeichnung in den schwärzesten Farben. Die Antike — vor allem Homer, Sophokles und Platon — kann und muß hier recht gewertet werden, damit die wichtigsten Bildungselemente unserer Gymnasien in ihren Beziehungen zum Christentum zum Bewußtsein gebracht werden. Jene Unterströmung des griechischen Geistes, die dionysische Erlösungssehnsucht muß klargelegt werden, damit der jugendliche Geist nicht von der hellenischen Formenschönheit und Lebensfreudigkeit geblendet in die falschen Gedankengänge des Schillerschen Gedichtes von den „Göttern Griechenlands" verfällt. Daß der „unbekannte Gott" der Athener im Vater Jesu Christi erschienen ist, daß im Christentum die Postulate der Antike, in denen sie über sich hinausweist, erfüllt sind, daß also das Christentum ein Kulturfortschritt ist, das alles hat der Religionsunterricht klarzulegen. Es muß in seiner Weise auch hier ein Konzentrationspunkt sein, in dem alle Bildungsstrahlen sich treffen und mit ihren so gebrochenen und gesammelten Strahlen die Person Jesu beleuchten, als den, der das wahre Licht der Menschheit ist. Auch die anderen Religionen, besonders die jüdische und buddhistische, müssen hier gewertet werden, die jüdische, damit sie als Vorstufe des Christentums in den richtigen Abstand von ihm gesetzt wird, die buddhistische, die unbedingt manchen Stimmungen des modernen Menschen entgegenkommt, damit ihre Schranke erkannt wird und ihre Aehnlichkeit mit christlichen Stimmungen das allgemein Menschliche des Christentums zum Bewußtsein bringt.

Nur so kann die Isolierung des Christentums als Bildungs- und Kulturelement im Bewußtsein unserer gebildeten Jugend gehoben werden. Diese Isolierung ist bereits in ein akutes Stadium getreten, Nietzsche auf der einen und die Sozialdemokratie auf der andern predigen im Salon und auf der Gasse, daß das Christentum nur noch als Petrefakt in unserer modernen Welt anzusehen sei. Mit Recht hat schon Klostermann (Zur Theorie der biblischen Weissagung S. 3) das beherzigenswerte Wort gesprochen:

> Lassen Sie uns also mutig den Winkel verlassen, in welchem man sich die Theologie wie in Scham über ihre Blöße so gern sitzend denkt, und in die volle Weltbewegung hineintreten, denn wie Paulus sagt: Wer Christi ist, dessen ist Alles.

Auch hier gilt das Wort: die Kinder der Welt sind klüger als die Kinder des Lichts. Wenn man sieht, wie der moderne Unglaube das ganze Rüstzeug der modernen Wissenschaft für seine Zwecke benützt, dann muß man jene falsche Scham der Theologen bedauern. Denn auch der Glaube kann und darf das blanke Schwert der Wissenschaft schwingen, ja er muß dem alten bösen Feinde auch in die Stätten der Forschung folgen.

4

v. Sodens Ausführungen in seinem Vortrage „Läßt sich Religion lehren?" stehen im negativen Teil meinen Anschauungen nicht fern, wenngleich er den Zirkel des Verstandes, der unsere gebildete Jugend gebannt hält, nicht als das Hauptübel hervorhebt. Vor allem dankbar bin ich für seine Anerkennung, daß der Religionsunterricht in seiner herkömmlichen Form direkt ein Hemmnis der Frömmigkeit werden kann. Soden berührt unser Thema unmittelbar in seinen Sätzen über die höheren Fach- oder Bildungsschulen. Da aber muß ich mich polemisch verhalten. Während ihm die Volksschule Erziehungsanstalt ist, sollen die höheren Schulen „ihrer Natur nach Lehranstalten und nicht Erziehungsanstalten sein." Und auf Grund dieser Voraussetzung stellt v. Soden die Forderung, „der Religionsunterricht ist so objektiv als möglich zu halten." Kein Lehrer einer höheren Schule kann die Sodensche These: „Lehranstalt und keine Erziehunganstalt" zugeben. Ist Lehren ohne Erziehen überhaupt unmöglich, so muß der Religionsunterricht der oberen Klassen in erster Linie erzieherisch sein. Mit Recht hebt v. Soden hervor, wie Religion da übermittelt wird, wo eine Persönlichkeit den Kern der anderen trifft. Ich meine, diese Berührung der innersten Persönlichkeit ist auch beim Jünglinge möglich, Eutychus*) ist nicht der Typus des Jünglings, sicher nicht des Jünglings, der beginnt, seine Weltanschauung zu bilden. Gewiß liegt in der Forderung: „so objektiv als möglich" sehr viel Wahres. Wir haben davon geredet. Aber auch hier setze ich dem entgegen: so persönlich als möglich, — nur daß der Einzelne den Rückschluß auf sich unwillkürlich selbst vollziehen muß.

Vieles wird am Religionsunterricht Saat auf Hoffnung bleiben. Nicht immer wird die Religionslehre sich beim Jüngling in Religion umsetzen. Aber das kann erreicht werden, daß, wenn die große Entscheidungsfrage an den Menschen herantritt, sich dann keine falschen Anschauungen, keine unverstandenen Lehrsätze und Dogmen als hemmende Wand vor das Auge schieben. Soweit muß der reife Schüler gebracht werden, daß er versteht, wie seine Stellung zur Religion nicht eine Stellung zu einer Lehre, sondern seine Stellung zu Gott ist. Ist das erreicht und das läßt sich durch Lehre erreichen — dann haben wir den Jüngling bis zu dem Punkte geleitet, wo ihn jeder Führer verlassen muß, wo alles Andere, wo auch die Lehre eine Zeitlang versinken muß vor dem Blick in das Heiligtum Gottes, den Gott jeden redlich Suchenden je und je tun läßt. Wehe dann dem Religionsunterricht, der den Blick auf Nebendinge gelenkt und es nicht verstanden hat, das Auge zum Sehen tüchtig zu machen! Hans Richert

*) Vergl. Apostelgeschichte 20, 9.

Die moderne Gemeinschaftsbewegung

Die Deutsch-evangelische Kirchen-Konferenz hat sich am 23. und 24. Juni d. J. eingehend mit der Frage beschäftigt, wie sich die Kirche und das geistliche Amt zur Gemeinschaftsbewegung unserer Tage zu stellen haben. Das Ergebnis dieser Beratungen ward niedergelegt in einer Reihe von Grundsätzen, die mit kurzen Worten das Wesen der modernen Gemeinschaftsbewegung kennzeichnen, den Segen, den sie bringen kann, betonen und warnend hinweisen auf die Gefahren, die mit ihr verbunden sind. In der Tat ist die Frage aktuell; und daß sie es ist, ist eine Folge der Rührigkeit und Tatkraft, die die Gemeinschaftsbewegung in den letzten Jahren entfaltet hat.

Wenn wir im Folgenden von dem gegenwärtigen Stand der Gemeinschaftsbewegung, ihren Schatten- und ihren Lichtseiten reden werden, so soll es sich dabei nicht um eine detaillierte Erörterung aller einzelnen Momente dieser außerordentlich vielgestaltigen Bewegung handeln, sondern es sollen auf Grund einiger neueren Schriften über die Gemeinschaftsbewegung und aus der Gemeinschaftsbewegung nur einige besonders charakteristische Züge hervorgehoben und vom Standpunkte der Theologie wie der Bedürfnisse der Gesamtgemeinde aus beurteilt werden.

1

Wer sich über die Geschichte der neueren Gemeinschaftsbewegung und ihre verschiedenen Richtungen näher unterrichten will, der lese die gründliche, auf umfassendem Quellenstudium beruhende und ebenso knapp in der Darstellung wie besonnen und gerecht in ihrem Urteil gehaltene Schrift von Paul Fleisch, Pastor coll. im Kloster Loccum: Die moderne Gemeinschaftsbewegung in Deutschland. Ein Versuch, dieselbe nach ihren Ursprüngen darzustellen und zu würdigen. Leipzig, Wallmann 1903. 159 S. 2 Mk.; sowie die kürzlich in dem gleichen Verlage erschienene weitere Arbeit desselben Verfassers über Die gegenwärtige Krisis in der

modernen Gemeinschaftsbewegung. Leipzig 1905. 48 S. 75 Pfg. Daß es zu einer Krisis in der Bewegung kommen mußte, konnte Niemandem zweifelhaft sein, der den Gang der Entwicklung während der letzten vier Jahre vorurteilslos verfolgte.

Der erste größere Streit innerhalb der Gemeinschaftsbewegung entspann sich im Jahre 1901 über die Lehre von der Wiedergeburt. Lepsius und sein Freund Jellinghaus faßten das Verhältnis zwischen Gott und Mensch streng als ein rein persönliches, daher ihnen die Wiedergeburt nichts Anderes war als das „Zum-Glauben-kommen". Die Gegner, Graf Pückler im Michaelsboten, dem Blatte der Gemeinschaft St. Michael-Berlin (jetzt neunzehnter Jahrgang), und Pfarrer Brockes, der Vorsteher des Diakonissenhauses in Bern, in der Philadelphia, dem Organ des Philadelphia-Vereins und des deutschen Verbandes für evangelische Gemeinschaftspflege und Evangelisation (gegründet 1891), vertraten dagegen die sogenannte physiologische Wiedergeburt, wonach der heilige Geist im Menschen bei der Wiedergeburt eine substanzielle Neuschöpfung bewirkt. Das Verbandskomitee erklärte damals auf eine Anfrage des sächsisch-anhaltinischen Brüderrates, in dem vom Grafen Pückler ausgesprochenen Standpunkte nichts Schriftwidriges gefunden zu haben, wich aber einer klaren Entscheidung aus, so daß der Streit mehr aufgeschoben als geschlichtet ward.

Schon bei dieser Gelegenheit trat es zu Tage, daß in einzelnen Gemeinschaftskreisen eine Abneigung gegen die wissenschaftlich gebildeten und denkenden Theologen bestand. Noch deutlicher kam diese Abneigung zum Ausdruck in dem zweiten größeren Streite, der in der Gemeinschaftsbewegung entbrannte, dem Kampf um die Bibel und insonderheit um die Verbalinspiration. Wiederum war Lepsius der Angegriffene und wiederum trat Jellinghaus auf seine Seite. Lepsius hatte versucht, der evolutionistischen Geschichtskonstruktion Wellhausens dadurch zu Leibe zu rücken, daß er an dem seiner Meinung nach heillos verderbten Grundtext des Alten Testaments eine Reihe überaus kühner Konjekturen vornahm, die weit hinausgingen über das, was von kritischer Seite bisher auf diesem Gebiete gewagt worden war. (Vergl. Das Reich Christi. Monatsschrift für Verständnis und Verkündigung des Evangeliums. Herausgeber Dr. Johannes Lepsius. Berlin, Reich Christi-Verlag. 6. Jahrgang 1903.) Obwohl er selbst dabei von der durchaus konservativen Absicht beseelt war, den ursprünglichen „inspirierten" Bibeltext wiederherzustellen, erregte doch die Kühnheit und schrankenlose Willkür seiner Methode bei den ohnehin schon mißtrauischen Laien der Gemeinschaftskreise entrüsteten Widerspruch. Vor allem nahm man Anstoß an der von Lepsius vorgeschlagenen Korrektur des Textes 1. Mose 4, 1—8, der Geschichte von Kain und Abel, die Lepsius nach dem Vorgange einer späteren jüdischen Tradition zu einer Liebes- und Eifersuchtsgeschichte umgestaltet hatte. (Kain und Abel hatten danach eine Schwester Naëma, der beide Brüder ihre Geschenke darbrachten, wobei Abel von der Naëma bevorzugt wurde. Siehe Das Reich Christi, 6. Jahrgang Nr. 1, S. 40.) Nicht allein das erschien Vielen bedenklich, daß Lepsius auf solche Weise die Bibel um einen kleinen Liebesroman bereichert hatte: das eigentlich „Grauenerregende" dieser Korrektur des alttestamentlichen Textes bestand darin, daß nun auch die neutestamentliche Stelle Hebr. 11, 4 mit ihrer Bezugnahme auf den herkömmlichen Text von 1. Mose 4, 1—8 sowie das Jesuswort von dem Blute Abels, des Gerechten, Matth. 23, 35 hinfällig wurde. Zu welchen Konsequenzen das führen mußte, haben die Stockmayer, v. Viebahn, Ströter und Rubanowitsch wohl erkannt, als sie auf der Blankenburger Konferenz des Jahres 1903 über Lepsius das „Ketzergericht" abhielten.*) Lepsius, der sich durch das Vorgehen der Blankenburger Konferenz mit Recht verletzt fühlte, blieb die Antwort nicht schuldig, und der Konflikt war fertig. Auch hier aber trat es wieder in betrübender Weise zu Tage, wie wenig diejenigen, die sich vor Andern für auserwählte Gotteskinder halten, ihre Polemik in rein sachlichen Bahnen und von persönlicher Gehässigkeit frei zu halten wissen. (Vergl. Lepsius „Ein menschlicher Tag" im Reich Christi, 7. Jahrgang, Nr. 1, und dagegen Rubanowitsch „Dr. Johannes Lepsius' »Ein menschlicher Tag«. Ein Wort zur Abwehr." Neumünster, Verlag der Vereinsbuchhandlung G. Ihloff und Co. 68 S. 75 Pf.)

Die Art, wie der Kampf gegen Lepsius geführt wurde, ließ deutlich erkennen, daß man in Lepsius die wissenschaftliche Theologie überhaupt bekämpfen wollte. Dies tritt besonders bei dem jetzt in Hamburg lebenden Evangelisationsprediger Rubanowitsch klar zu Tage. In seiner seit dem Jahre 1904 erscheinenden Wochenschrift „Was sagt die Schrift?" (Neumünster, G. Ihloff und Co. Durch die Post vierteljährlich 1,20 Mk.) warnt Rubanowitsch mit allem Ernste vor der Wissenschaft der Theologie, die nach ihm vom Satan herstammt (s. besonders die vier ersten Nummern des ersten Jahrgangs). Von Luther sagt er, daß er „leider nicht bloß als Christ, sondern auch als Theologe die Bibel behandelt" habe, daher seine irrige und bedauernswerte Bemängelung des Hebräer-, Jakobus- und Judasbriefes, sowie der Offenbarung. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß „je durch die Theologie als solche die Bibel als Ganzes zu Ehren gekommen wäre. Das Gegenteil ist vielmehr der Fall." Ein Origenes, Augustin, Luther und Spener waren Männer Gottes und Herolde „nicht als Theologen, sondern weil sie Gotteskinder waren. Was sie als solche im Geiste Jesu geleistet haben, hatte Wert; und das hätten sie leisten können, vielleicht noch besser, wenn sie keine Theologen gewesen wären" (in der angeführten Schrift gegen Lepsius S. 12 und 20).

Diese von einflußreichen Führern der Gemeinschaftsbewegung vertretene Gegnerschaft gegen die Theologie veranlaßte die theologisch interessierten Freunde der Bewegung, sich in der jährlich tagenden Eisenacher Konferenz einen besonderen Mittelpunkt ihrer Interessen zu schaffen. Schon bei der zweiten Jahresversammlung dieser Konferenz im Jahre 1903 zeigte es sich, daß die Eisenacher Konferenz mehr und mehr in Gegensatz zu der seit 1888 alle zwei Jahre in Gnadau, seit 1902 in dem nahe gelegenen Schönebeck sich versammelnden und unter dem Einflusse des Grafen Pückler stehenden Konferenz treten werde. Auf der dritten Eisenacher Konferenz (25. bis 28. Mai 1904) wurde der Riß zwischen den beiden Parteien besiegelt, indem auf Beschluß der Konferenz der Eisenacher Verband für kirchliche Evangelisation und für Pflege kirchlicher Gemeinschaft und evangelischen Lebens gegründet wurde. Das Gnadauer Komitee hat nicht mit Unrecht in dieser Gründung ein Gegenunternehmen gegen den seit 1898 bestehenden Deutschen Verband für Evangelisation und Gemeinschaftspflege gesehen und deshalb die Erklärung abgegeben, daß der Deutsche Verband für Evangelisation und Gemeinschaftspflege der Begründung des Eisenacher Verbandes völlig fern stehe.

*) Vgl. Rubanowitsch „Dr. Johannes Lepsius' »Ein menschlicher Tag«. Ein Wort zur Abwehr" S. 42: „Wir sind also nicht zu weit gegangen, wenn wir behaupten, daß mit der Erfindung der Kain- und Abelgeschichte von Lepsius nicht nur Jesu Gottheit dahinfällt, sondern auch Jesu Größe als Mensch durchstrichen ist." Wohl ruft Lepsius aus (Das Reich Christi, 6. Jahrgang S. 179): „Gab es denn wirklich nichts Beachtenswerteres und Wichtigeres an meiner Textherstellung als die Naëma? Die Beseitigung der verschiedenen Schreibungen der Gottesnamen, die das Fundament der Quellenscheidung ist, die Beseitigung des doppelten Schöpfungsberichtes, die Beseitigung der gleichnamigen Urväterliste, die Herstellung der Chronologie der Urzeit ꝛc. Mich wundert, warum nicht hier überall der Widerspruch laut wurde, und nur die »Liebesgeschichte« solche Aufregung verursachte." Aber er muß sich von Rubanowitsch sagen lassen (a. a. O. S. 48): „In der Tat, alle seine Leistungen auf textkritischem Gebiete, selbst wenn sie in jedem Stück anstandslos wären, wiegen nicht im entferntesten den Mißgriff auf, den er sich in der Kain- und Abelgeschichte erlaubt hat, dessen Konsequenzen, wie wir gesehen haben, die schrecklichsten sind." Uebrigens hat selbst Jellinghaus auf der zweiten Eisenacher Konferenz am 10. Juni 1903 trotz seinem unbedingten Vertrauen auf den siegreichen Erfolg der Lepsiusschen Methode erklärt, er hoffe, „daß sich Lepsius' textkritische Hypothese über den ursprünglichen Text der Geschichte Kains und Abels nicht als überwiegend wahrscheinlich" erweise. (Verhandlungen der zweiten Eisenacher Konferenz vom 8., 9. und 10. Juni 1903. Herausgegeben von Dr. Johannes Lepsius. Berlin W. 10, Verlag der deutschen Orientmission 1903. 160 S. 2 Mk. S. 154).

Der Grund zu dem schroffen Vorgehen der Eisenacher ist nicht allein in den Angriffen der Gegner auf die Theologie zu suchen. Der Streit um die Theologie hatte sich erweitert zu einem Streit um die Stellung zur Landeskirche. Bei diesem neueren Streite handelt es sich namentlich um die kirchlichen Anstalten der Inneren Mission. Pastor Paul hatte auf einer Gemeinschaftskonferenz in Königsberg (27.—30. Oktober 1903) mit seinen Angriffen auf die kirchlichen Diakonen- und Diakonissenhäuser den Kampf eröffnet; Pastor Krawielitzki-Bandsburg (Westpreußen) pflichtete ihm eifrig bei und gab dem Streite dadurch eine erhöhte Bedeutung, daß er zu seinen Auslassungen die von ihm redigierten „Gottestaten", das Organ der vereinigten ostdeutschen Brüderräte, benutzte. Was man den kirchlichen Anstalten der Inneren Mission vorwarf, war, daß sie auch unbekehrte junge Leute unter ihre Arbeiter aufnähmen und überhaupt den Geist biblischer Frömmigkeit vermissen ließen. Eine Verhandlung, die im Auftrage der Bruderhausvorsteherkonferenz Pastor Philipps mit Krawielitzki führte, hatte kein befriedigendes Resultat. Die Eisenacher traten auf die Seite der angegriffenen kirchlichen Anstalten, während Krawielitzki und die von ihm vertretenen vereinigten ostdeutschen Brüderräte bei den Mitgliedern der Blankenburger Allianz Unterstützung fanden. Das Gnadauer Komitee hat in diesem Streite offiziell keine Stellung genommen. Man hat in persönlichen Kundgebungen zu vermitteln versucht, dabei aber doch kein Hehl daraus gemacht, daß im großen Ganzen die Sympathie mehr auf die Seite der Ostdeutschen und der Blankenburger Allianz hinneige. Nur vereinzelt wurde in Gnadau und in der „Philadelphia", dem Organ des Gnadauer Komitees, gegen das „neue Allianzchristentum" Front gemacht.

Der erwähnte Verband der „Vereinigten ostdeutschen Brüderräte" (entstanden im Februar 1903) vertritt zur Zeit zusammen mit der Blankenburger Allianz die extremste Richtung innerhalb der Gemeinschaftsbewegung. Je mehr es dieser Richtung gelingt — und es scheint, als sollte es ihr gelingen — die Gnadauer Konferenz und das Gnadauer Komitee unter ihren Einfluß zu bringen, um so mehr werden alle kirchlich interessierten Gemeinschaftsleute sich dem neugegründeten Eisenacher Verbande anschließen. Auf die Mitglieder dieses Eisenacher Verbandes wird sich daher auch mehr und mehr die freundliche Anerkennung und bereitwillige Unterstützung durch die Landeskirchen konzentrieren, während die Kirche die übrigen Gemeinschaftskreise, wie sie sich selbst in Gegensatz zur Landeskirche und der kirchlichen Wissenschaft stellen, nicht ohne ein berechtigtes Mißtrauen betrachten wird — bei aller Anerkennung der persönlichen Frömmigkeit und religiösen Aufrichtigkeit ihrer einzelnen Glieder.

Zu Luthers Vorreden auf die Biblischen Bücher

Ich fange heut meinen Unterricht wieder an, mit dem Johannesevangelium.

Ich will meinen Schülern mitteilen, wo Luther es das „einige rechte zarte Hauptevangelium" nennt. Ich besitze nur eine Ausgabe der Lutherbibel aus alter Zeit, welche seine Vorreden noch enthält, aber in dieser kommt die betreffende Stelle nicht. Dagegen besitze ich nicht weniger als 5 Sonderausgaben seiner Vorreden aus dem neunzehnten Jahrhundert und mache mit ihnen Erfahrungen, die mitzuteilen der Mühe wert ist.

Die erste betitelt sich:

1. Dr. Martin Luthers Vorreden zu den Büchern der Heiligen Schrift besonders gedruckt als eine Anleitung zum Lesen der Bibel. Leipzig, 1825. Bey Wilhelm Lauffer. 167 S.

Das Vorwort sagt:

Der Mann, der uns zuerst die Heilige Schrift in teutscher Sprache geschenkt hat, und auf dem Gottes Geist so sichtbar bey diesem großen Werke ruhete, hat dieselbe auch mit Worten des Geistes und der Kraft begleitet, und in die Welt eingeführt. Diese Worte, welche in den alten Lutherischen Bibeln vor jedem Buche der Heiligen Schrift vorgedruckt waren, sind in neueren Zeiten daraus weggelassen worden. Aber sie sind und bleiben die beste Einleitung zum

Lesen der Heiligen Schrift, denn wer schrieb so wie Luther, und wer war so mit dem Geiste der Heiligen Schrift und des Evangeliums erfüllt wie er? — Sie sind also hier in einem besonderen Büchlein zusammen abgedruckt, und werden hiermit, bey der jetzt durch die Bibelgesellschaft sich so erfreulich mehrenden Verbreitung und Lesung des Wortes Gottes, den zahlreichen Bibellesern mit dem herzlichen Wunsche übergeben, daß Gott sie eben so zur Erbauung und zur Verbreitung seines Geistes auch ferner segnen möge, wie bey ihrer ersten Erscheinung!

Das ist gewiß recht und gut. Wie es mit der Ausführung steht, werden wir nachher sehen. Die Inhaltsübersicht zählt 50 Stücke und am Schluß Gellerts Ermunterung und Anleitung zum Bibellesen („Soll dein verderbtes Herz") in zwölf Versen.

2. Die nächste Ausgabe ist:

Dr. Martin Luthers Vorreden auf die Bücher der heiligen Schrift. Stuttgart, bey Johann Friedrich Steinkopf. 1829. 142 S.

Ohne Vorrede, 52 Stücke.

3. Eine neue Ausgabe dieser zweiten ist:

Dr. Martin Luthers Vorreden zu den Büchern der heiligen Schrift. Neue gesammelte Ausgabe. Stuttgart, J. F. Steinkopfsche Buchhandlung. 1841. 182 S.

4. Dr. Martin Luthers goldne Vorreden über die Bücher der heiligen Schrift samt dessen Sendbriefe vom Dolmetschen, insonderheit von der Uebersetzung des Spruches Röm. 3, 28. zum dreihundertjährigen Jubelgedächtnis der durch ihn verdeutschten Bibel herausgegeben, und mit einer Lebensbeschreibung des großen Reformators versehen im Jahre 1845. Minden, Verlag von F. Eßmann. 1845. X. 221 S.

Das Vorwort des ungenannten Herausgebers sagt unter Anderm von diesen Vorreden:

Und wäre zu wünschen, daß sie nach alter, frommer Sitte noch den Bibeln bei oder vorgedruckt wären, daß ein jeglicher Hausvater sie besäße, und sie mit den Seinigen zum fleißigsten durchnähme. Es sind zwar diese Vorreden von unterschiedlichem Werthe ... doch haben wir auch die übrigen dem Leser nicht vorenthalten wollen, obgleich wir wohl wissen, wie Luther z. B. in seinem Urtheil über die Epistel an die Hebräer, Jacobi und Judä und über die Offenbarung Johannis geirret hat. In einer Vorrede auf das Neue Testament vom Jahr 1524 schreibt er unter andern: „Summa, St. Johannis Evangelium und seine erste Epistel, St. Pauli Episteln, sonderlich die zu den Römern, Galatern, Ephesern, und St. Peters erste Epistel, das sind die Bücher, die dir Christum zeigen, und alles lehren, das dir zu wissen noth und selig ist, ob du schon kein ander Buch noch Lehre nimmermehr sehest noch hörest. Darum St. Jacobs Epistel eine recht ströherne Epistel gegen sie, denn sie doch keine evangelische Art an ihr hat." Aehnlich wenn auch nicht in so greller Weise äußert er sich über die andern zuerst beregten biblischen Bücher .... Ueberdem hat er seine Meinung in späteren Jahren in manchem geändert, so daß Luthers Feinden, die aus dieser Irrung und menschlicher Schwachheit allerlei Lästerung wider ihn ausstießen, dasselbige ohne eigentlichen Grund gethan haben und noch thun. Denn er ist es auch nicht allein, der über die Epistel an die Hebräer, Jacobi und Judä so urtheilet, sondern es haben das vor ihm auch Andere in der alten christlichen Kirche gethan.

5. Die letzte Ausgabe ist:

Dr. Martin Luthers Vorreden zur heiligen Schrift. Zum vierhundertjährigen Ehrengedächtnis des deutschen Reformators neu herausgegeben auf Veranlassung der Preußischen Hauptbibelgesellschaft. Berlin C., Klosterstraße 71. Berlin 1883. Hauptverein für christliche Erbauungsschriften. Berlin C., Klosterstraße 67. XVIII. 185 S.

Der Vorbericht ist D. Paul Kleinert unterzeichnet, und gibt eine gute geschichtliche Uebersicht, wie die Verarmung Deutschlands im dreißigjährigen Krieg und der Vorgang der Canstein'schen Bibelanstalt 1713 das Weglassen dieser Vorreden zur Regel machte, sodaß von da an nur noch einige Folio- und Prachtausgaben, wie die Lemgoer von 1756, sämtliche Vorreden, andere etwa die zum Römerbrief brachten. Ganz vergessen seien sie zwar nicht worden. Kaum eine Sammlung von Mustern deutscher Sprache aus verschiedenen Zeitaltern habe sich die eine der Psaltervorreden entgehen lassen, die allerdings zum Schönsten gehöre, das in deutscher Zunge geschrieben sei. Unter Theologen sei manches frische kühne treffende Wort im Umlauf geblieben, ohne daß man sich der Quelle bewußt wäre, aus der es stamme. Alle Gesamtausgaben von Luthers Werken

enthalten sie, z. B. die Erlanger in Band 63 und ebenso der 7. Band von Bindseil-Niemeyers Kritischer Ausgabe der Lutherschen Bibel (Halle 1855). Aber diese großen Sammelwerke seien für weitere Leserkreise verschlossen, und die Stuttgarter Sonderausgabe von 1841 sei nach Anlage und Erscheinung zu mangelhaft.

Nach dieser Einleitung erwartet man denn hier eine abschließende Ausgabe. Und zunächst bekommen wir eine recht genaue Uebersicht über Luthers Uebersetzertätigkeit. Dann wird gesagt:

Für den Abdruck der Vorreden war auszugehen von derjenigen Zahl und Gestalt derselben, welche die eben erwähnte letzte Originalausgabe von 1545 bietet. Sie stellt dar, was Luther an dieser seiner Hilfsarbeit zur Bibelübersetzung als bleibenden Wertes erachtete. Sofern jedoch in der älteren Gestalt der Vorreden neben manchem, das Luther mit gutem Grunde gestrichen, auch Ausführungen begegnen, die er später übergangen hat, von denen aber zu urteilen war, daß sie aus einem der im Eingang dieses Vorberichts hervorgehobenen Gesichtspunkte dem Leser der Gegenwart ein Interesse bieten mögen, ist für Recht gehalten worden, solche Ausführungen mitabzudrucken. Doch sind diese Stücke, um Luthers eigenes Werturteil deutlich anzuzeigen, überall in eckige Klammern [] eingeschlossen worden.

Nachdem über einige Auslassungen aus der Vorrede zu Daniel und Hesekiel berichtet ist, wird fortgefahren:

Dagegen konnte der Herausgeber sich nicht für berechtigt erachten, Stücke der Ausgabe von 1545 deshalb zu übergehen, weil bei ihnen das gemeine Urteil der evangelischen Kirche und Schriftforschung seither sei es ein genaueres, sei es auch ein billigeres geworden ist; wie dies letztere namentlich bei Luthers Vorreden zu den sogenannten deuterokanonischen Schriften des Neuen Testaments, sonderlich zum Briefe Jacobi der Fall ist. Auch diese Stücke haben Luthers Geist und sind Luthers Erbe; sie tragen den Stempel seiner Wahrhaftigkeit und frommen Gewissenhaftigkeit; sie gehören zur Charakteristik des Mannes, der der letzte war, ein Privilegium der Unfehlbarkeit für sich in Anspruch zu nehmen, und für das, was er auszusprechen sich gedrungen fühlte, die vom Apostel gewiesene Prüfung 1 Thess. 5, 21 abzulehnen.

Schließlich heißt es:

Den einzelnen in die Sammlung aufgenommenen Stücken ist die Jahreszahl ihres ersten Erscheinens beigefügt, wobei die zahlreichen Irrtümer der Erlanger Ausgabe bezüglich dieser Zeitdaten, stillschweigend berichtigt sind.

Nach diesem Vorbericht sollte man nun meinen, in dieser von einem theologischen Professor der Berliner Universität besorgten Ausgabe eine vorurteilsfreie Zusammenstellung der Lutherschen Vorreden zu haben. Ich finde darin nun auch in der Tat das Wort über das Johannisevangelium als das einige zarte rechte Hauptevangelium, das den andern dreien weit vorzuziehen und höher zu heben sei. Aber gleich der nächste Satz dieses Abschnittes, den selbst die mit Recht getadelte Stuttgarter Ausgabe von 1841 gebracht hatte, daß St. Pauli und Peters Episteln den drei ersten Evangelien weit vorgehen, ist uns vorenthalten. Ebenso der ganze nächste Absatz dieses Stücks, aus dem ihrerseits die Ausgaben von 1825, 29, 41 die Stelle vom Jacobusbrief als einer im Vergleich mit den paulinischen strohernen Epistel unterschlagen hatten. Ebensowenig erfährt man aus der Berliner Ausgabe, daß der Abschnitt, in welchem Luther so vom Johannisevangelium und dem Jacobusbrief urteilt, bei ihm eine eigene Ueberschrift hatte:

Wilchs die rechten und Edlisten bucher des newen testaments sind

also von ihm eigens hervorgehoben wurde. Dieser Abschnitt folgte in den ersten Drucken von Luthers Neuem Testament auf die allgemeine Vorrede, die er auch in den Ausgaben der Gesamtbibel beibehalten hat, deren erste 1534 erschien. Er blieb, nach Bindseil-Niemeyer, in den Sonderausgaben des Neuen Testamentes e 1—19 d. h. von 1522—1537 stehen, und fehlt nur in e 20—22 d. h. in Ausgaben von 1539, 40 und 44. Daß sich Luther irgendwo über den Grund in der Gesamtbibel das Stück wegzulassen ausgesprochen hätte, ist mir nicht bekannt. Ebensowenig weiß ich, woher in der Sammlung von 1825 die Angabe stammt:

„Ein Stück der Vorrede auf das Neue Testament . . Anno 1524."

Dieselbe Jahreszahl auch in der Steinkopfschen Ausgabe von 1829; und in dem Vorwort der Mindener Sammlung 1845. In der von 1841 ist daraus gar 1542 geworden. In Wirklichkeit findet sich der Abschnitt schon in Luthers erster Ausgabe (September 1522) und sollte daher von uns umsomehr in Ehren gehalten werden, auch wenn wir seinem Inhalt nicht mehr ganz zustimmen, weder seinem Lob noch seinem Tadel. Daß man ihn in Berlin noch 1883 nicht ganz mitzuteilen wagte, ist eine der Tatsachen, die uns nicht gefallen können. 1825 ist wenigstens bloß das Wort über den Jacobusbrief weggeblieben, das somit von all diesen Sammlungen nur in der Vorrede der Ausgabe von 1845 steht.

Soweit sind wir zurückgekommen in der protestantischen Freiheit.*)

Eberhard Nestle

Verschiedenes

Nochmals der Syllabus. Der Reichsbote polemisiert in Nr. 196 vom 20. August unter dem Titel „Ein protestantischer Eideshelfer des Ultramontanismus" gegen meinen Aufsatz in Nr. 32 d. Bl.: „Neue Stimmen zum Syllabus." Die Kritik wird eingeleitet durch eine persönliche Verdächtigung meiner wissenschaftlichen Qualifikation. Darauf antworte ich nicht; die Personalien, die der Reichsbote feststellt, sind unrichtig. Sachlich beschäftigt sich der Artikel mit der Ausspielung der Enzyklika Leos XIII. vom 1. November 1885 gegen Satz 77—79 des Syllabus. Ein Widerspruch zwischen beiden liege nicht vor. Jene Enzyklika sei von mir „nach ultramontanem Muster" verstümmelt wiedergegeben; „sie verurteilt prinzipiell die Kultusfreiheit ebenso wie der Syllabus." Und andrerseits schließe der Syllabus die Gestaltung einer einmal errungenen und zu Recht bestehenden Gewissens- und Kultusfreiheit nicht aus. Darauf erwidere ich: ich habe niemals geleugnet, daß prinzipiell die katholische Kirche die Kultusfreiheit von ihren Grundsätzen aus verwerfen muß; da sie semper eadem ist, kann sie den Grundsatz der Alleinberechtigung ihres Kultus nicht offiziell desavouieren. Wohl aber kann sie ihn praktisch unwirksam machen, und zwar nicht nur temporum ratione habita. Diese praktische Aufhebung ist der Schwerpunkt der Enzyklika Leos XIII., während der Syllabus die Prinzipien in schroffster Form herauskehrt. Hier liegt der Gegensatz zwischen beiden. Solcher praktischer Umbiegungen der Grundsätze gibt es nun im Katholizismus eine ganze Reihe; und mein Bestreben in den verschiedenen kirchenpolitischen Artikeln geht lediglich dahin, mit den innerkatholischen Strömungen dieser Richtung Fühlung zu suchen und sie zu stärken.

Walther Köhler

Zu dieser Erklärung unsers Herrn Mitarbeiters bemerke ich, daß ich mit der Tendenz seines Artikels völlig einverstanden war und bin. Den Ton, welchen der Reichsbote gegen einen anerkannten Gelehrten, der ruhig und sachlich seinen Weg geht, anschlägt, kann ich nur tief bedauern. Wenn wir dem Terrorismus, den gewisse Zeitungen zur größern Ehre der evangelischen Wahrheit glauben ausüben zu müssen, Widerstand leisten, so hoffen wir damit der protestantischen Sache einen höchst zeitgemäßen Dienst zu tun.

Rade

Vor Schluß der Redaktion wird uns der Reichsbote Nr. 197 vom 22. August zugesandt. Er enthält einen neuen Artikel, überschrieben: „Noch einmal der protestantische Eideshelfer des Ultramontanismus." Inhalt: Mejers Artikel „Toleranz" in der zweiten Auflage der Herzogschen Realencyklopädie wird gegen Köhlers Interpretation der Encyklika Leos vom 1. November 1885 ins Feld geführt. Warum auch nicht? Mejers Autorität wird Köhler so gut respektieren wie ich; ich bezweifle auch gar nicht, daß er jenen Artikel kennt; unter allen Umständen kennt er Mejers Stellungnahme zu diesen Fragen; entscheidend kann für ihn natürlich nur die eigene Einsicht sein. Und davon, daß Leos Encyklika „in kontradiktorischem Gegensatz**) zur Lehre Pius IX. im Syllabus steht", hat Köhler wahrlich nicht gesprochen, solchen Unsinn schreibt dieser „protestantische Eideshelfer des Ultramontanismus" nicht.***) All das

*) Sollte nicht eher ein Versehen vorliegen als Absicht? Oder hat eine andre Hand dem Herausgeber ins Werk gepfuscht? — Luthers Werke [für das christliche Haus], die bei C. A. Schwetschke und Sohn in Berlin soeben in dritter Auflage erscheinen, bringen in Band 7, Seite 13 den vollständigen Text. D H

**) Vom Reichsboten unterstrichen.

***) Eben merke ich, daß der „kontradiktorische Gegensatz" wohl gar ein Zitat aus unsrer Nr. 32 sein soll! Dort ist zweimal Sp. 760 Z. 5 und Z. 45 von dem kontradiktorischen Gegenteil der Negationen oder Sätze des Syllabus die Rede. Der Syllabus bietet bekanntlich Sätze, die er verwirft, und also Negationen; will man die positive Meinung des Papstes wissen, so muß man diese Sätze in ihr kontradiktorisches Gegenteil umdenken. Der Ausdruck ist bei Köhler völlig klar. Nun hat aber offenbar der Artikelschreiber des Reichsboten Köhler so verstanden, als wähnte er von der Lehre Leos in der Enzyklika, sie stehe im kontradiktorischen Gegensatz zu der Lehre Pius im Syllabus. Solchen Unsinn traut der Mann Köhler und uns zu! So leichtfertig arbeitet dieser Kalumniator! An Stelle des Reichsboten würde ich diesen Mitarbeiter abschaffen.

würde mich nicht bewegen, noch einmal in dieser Sache zur Feder zu greifen. Aber schweigen darf ich doch nicht gegen den wiederholten Versuch, einen Gelehrten von fleckenlosem Ruf persönlich herunterzureißen. Schon im vorigen Artikel war konstatiert, daß dieser fälschlich als „Professor“ umgehende „Eideshelfer des Ultramontanismus“ — Privatdozent sei. Diesmal schließt der Artikel: „Wir wollen also hiermit diesem Privatdozenten, von der ultramontanen Presse praenumerando zum Professor ernannten Eideshelfer ihrer Sache zur gebührenden Beachtung verholfen haben.“ Der Satz charakterisiert diese ganze Art Journalistik. Nun, wenn K. noch Privatdozent wäre, so wäre das auch keine Schande. Aber der Reichsbote pocht hier darauf, daß er den Eideshelfer urkundlich als Privatdozenten entlarvt habe. Tatsächlich steht es so, daß K. zur Feier des Geburtstags Philipps des Großmütigen (13. November 1904) vom Großherzog von Hessen zum außerordentlichen Professor ernannt worden ist. Verdient hat er es reichlich. Allen wissenschaftlichen Theologen ist er als Herausgeber des Theologischen Jahresberichts bekannt; außerdem durch eine Reihe zum Teil grundgelehrter Publikationen. Sein Spezialfach ist Reformationsgeschichte. Bereits zwei Mal wurde der Kirchenhistoriker vertretungsweise durch die philosophische Fakultät mit profanhistorischen Vorlesungen betraut, nach dem Tode Professor Höhlbaums und jetzt nach dem Tode Professor Onckens. Und das Alles schützt nicht vor derartigen persönlichen Verunglimpfungen.

Besiegt man mit solchen Künsten — den Ultramontanismus?

R

Die geistlichen Uebungen des Ignatius von Loyola. Eine psychologische Studie. Von Karl Holl. Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte Nr. 41. Tübingen, J. C. B. Mohr 1905. 35 S. 60 Pfg.

Diese kleine Schrift möchte ich allen denen empfehlen, die sich unter den Exercitia spiritualia des Ignatius von Loyola etwas so recht Schlimmes vorstellen. Sie werden darüber erstaunt sein, wie wenig religiösen Gehalt sie bieten und wie dürftig ihre Frömmigkeit gegenüber evangelischer Frömmigkeit ist. Holl hat ihren Inhalt und das Geheimnis ihrer Wirkung auf die Jesuiten und Katholiken mit anerkennenswertem Talente der Nachempfindung dargelegt; besonders gelungen finde ich die Partien, in denen gezeigt wird, wie eng die geistlichen Uebungen mit Loyolas Entwicklungsgange zusammenhängen. Auch hat er ein treffendes Bild entworfen von der seltsamen Mischung von Glut und Kälte, von Phantastik und rationalistischer Erfassung der Wirklichkeit, „hochgemuter Begeisterung und praktischer Berechnung,“ die das Wesen des Jesuitismus kennzeichnet und auch durch die geistlichen Uebungen erzeugt wird. Weniger nachdrücklich hat er darauf aufmerksam gemacht, wie auch sie der modernen Weltanschauung Rechnung tragen, indem durch die realistische Erfassung der Geschichte Christi der Sinn für die Wirklichkeit auf seine Kosten kommt. Ebenso würden auch nach anderen Richtungen hin Holls Ausführungen Ergänzungen vertragen: es fehlt eine Würdigung der in den Exercitia sprechenden Frömmigkeit von evangelischem Standpunkte aus. Das Geheimnis ihrer Wirkungskraft erklärt sich zum guten Teile daraus, daß ihre Frömmigkeit im Grunde nichts Anderes ist als die katholische mönchische Frömmigkeit. Neues ist hier Nichts; nur die Form, in welcher Ignatius sie erzeugen oder vielmehr stärken will, ist neu. Man soll auch nicht denken, daß durch die exercitia spiritualia etwas schlechthin Neues erzeugt wird. Wer sich ihnen unterwirft, zeigt sich eben schon dadurch bereit, sich von dem Orden zu jedem von diesem gewünschten Ziele führen zu lassen. Nur werden die Gedanken geklärt und der Vorsatz, nicht mehr aus der Richtung zu kommen, wird gefestigt. Ich weiß nicht, ob ich Recht habe, und erbitte mir darüber von dem Herrn Verfasser Belehrung: ich kann den exercitia spiritualia als solchen nicht die hohe Bedeutung und Wirkungskraft zuschreiben, wie Holl; erst in der Hand des Instruktors oder auch des Ordens werden sie zu dem gewaltigen Machtmittel, als das wir sie kennen. Der Geist des Ordens läßt sich freilich in ihrer Form am besten und wirkungsvollsten mitteilen, eben weil auch sie ein Erzeugnis des Geistes seines Stifters sind. Holls Schriftchen sei auf das angelegentlichste empfohlen.

Gerhard Ficker

Die theologischen Fakultäten und der religiöse Friede. Vortrag von Professor D. Sebastian Merkle. Zweite Auflage. Berlin, Verlag der Germania 1905. 44 S. 80 Pfg.

Diese hochbedeutsame Rede hat der Würzburger Kirchenhistoriker in der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung an der Berliner Universität gehalten. Sie ist eine Apologie der katholisch-theologischen Fakultäten gegen Angriffe von rechts und von links, d. h. gegen die, welche sie durch die Priesterseminare ersetzt und die, welche sie um ihrer Rückständigkeit willen gestrichen wissen wollen. Fast fallen die Schläge schärfer nach rechts als nach links. In wohltuender markiger Sprache führt der Zögling der Tübinger katholischen Fakultät seine Sache: keine Ersetzung der Universität durch das Priesterseminar! So tüchtig hier die Kräfte sein mögen, die akademische Luft ist freier, dem konfessionellen Frieden dient die Universität besser! Und das Tridentinum hat sie nicht verboten! Auch mancher „Ritter der Ueberkirchlichkeit“ auf protestantischer Seite könnte sich ad notam nehmen: „Es gibt für Viele — und Merkle rechnet sich zu ihnen — nichts Widerwärtigeres, als einen Theologen, der über die engen Zäune seiner Fachwissenschaft nirgends hinaussieht.“ „Wohin ausschließliche Seminarbildung führt, zeigen die traurigen Erfahrungen der romanischen Länder.“ Nicht ganz so unbedenklich freilich erscheint uns der Besetzungsmodus der katholischen Professuren, so recht auch Merkle hat mit seinem Hinweis auf die Kompliziertheit des Zusammenwirkens verschiedenster Faktoren. Und in praxi können die katholischen Besetzungen den Vergleich mit den evangelischen, bei denen die „Kirchlichkeit“ viel stärker betont wird, einstweilen aushalten. Vortreffliche Worte redet Merkle endlich über die katholischen Korporationen. Die konfessionelle Korporationsscheidung ist ihm „kein Idealzustand“, und „das einzige Mittel, den verhaßten Vereinigungen den Boden zu entziehen, besteht darin, daß die übrigen Korporationen ihre Statuten so weitherzig gestalten und jedem Mitglied so viel Freiheit gewähren, daß auch ein Katholik ihnen beitreten kann, ohne mit den Satzungen seiner Kirche in Konflikt zu kommen.“ — Das Ganze auch ein „Zeichen der Zeit“ und „Wort zum Frieden“. Möchte es beherzigt werden!

Walther Köhler

Erlebnisse eines Gewissens. Von François Granjon. Autorisierte Uebersetzung von A. Köttewitz. München 1902. J. F. Lehmann. 2.40, geb. 3.60 Mk.

Bekenntnisse eines werdenden Gewissens und werdenden Glaubens. Aus einem südfranzösischen Arbeitersohn wird ein (bald kritisch gestimmter) Priester, dann ein Ehemann, schließlich (nach kurzer rückläufiger Bewegung ins Kloster) ein reformierter Pastor. Das Büchlein (in einem Pfarrhause von Frauenhand sehr lesbar übersetzt) möchte der zur Hand nehmen, dem Etwas am psychologischen Verständnis des Klerikalismus liegt, der über die evangelische Bewegung unter den französischen Priestern ein Dokument studieren will, oder der werdenden Protestanten Etwas zu lesen geben will.

Johannes Müller (Basel)

Judas im Herrn. Von Edith Gräfin Salburg. Dresden, Carl Reißner 1904. 5 Mk.

Ein antiklerikaler Tendenzroman. Er spielt in Oesterreich. Im Mittelpunkt steht ein Jude, der Priester, dann Bischof geworden ist, als solcher in den Besitz vieler Reichtümer und großer Macht gelangt, alles Selbstmaß verliert und seine Stellung durch Geiz, Habgier, Hochmut und Kleinlichkeit derart mißbraucht, daß schließlich die Wut des Volkes und aller besseren Elemente unter den Priestern wider ihn losbricht. Es ist also nicht schwer zu raten, welches Zeitereignis der Verfasserin den Stoff geboten hat. Vieles Einzelne ist sehr hübsch, aber die Hauptperson ist ein psychologisches Monstrum. Und die Erzählung endet anders, als der geschichtliche Vorgang. Denn Aron Brahm wird von der Kirche gehalten, der Fürstbischof Kohn ist aber von seinem Amte entfernt. Die Kirche ist also in Wahrheit besser und feinfühliger, als sie im Roman erscheint; — dadurch wird die Tendenz des Ganzen merkbar ins Unrecht gesetzt.

E Foerster

Kleine Mitteilungen. Vom atheistischen Denken in der Theologie sollte in diesen Spalten wo möglich nicht mehr die Rede sein. Ich möchte aber einem beunruhigten Leser gegenüber feststellen: 1. daß das Schlagwort nicht von uns geprägt, sondern in der theologischen Debatte von einem Gegner uns entgegengeschleudert worden ist; 2. daß man es natürlich hätte rein ablehnen können, und daß es nur eine Frage der Taktik und der persönlichen Entscheidung war, ob man in der weiteren Erörterung es in einem bestimmten Sinne annahm und übernahm; 3. daß es unter allen Umständen eine methodische Frage ist, um die es sich handelt, ohne allen Bekenntniswert; 4. daß Jaegers Ausführungen, wie es die Situation ergab, von einer bewußten Einseitigkeit gewesen sind, aber einer Einseitigkeit, die mir durchaus am Platze schien; 5. daß ich ihm persönlich beigestimmt habe, weil das meinem wissenschaftlichen und religiösen Standpunkt entsprach, daß aber kein Leser oder Mitarbeiter sich durch diese meine Erklärung geniert zu fühlen braucht: es schien mir richtig, in diesem Fall offen Partei zu ergreifen, aber ich habe Niemanden in meine Erklärung mit eingeschlossen; 6. daß dem lebendigen Gott selbstverständlich unser Denken gehört, auch wo wir von ihm abstrahieren, und daß Niemand ein Recht hat, uns ein etwaiges theoretisches Manko als ein Manko unsrer Frömmigkeit anzurechnen; 7. daß es in Anbetracht der Mißverständlichkeit des Schlagworts dabei bleibt, daß wir das nicht von uns erfundene doch lieber meiden sollen. Zur Sache noch dies: ich halte es seit mindestens zwanzig Jahren für durchaus möglich, daß eine neue Spekulation in der Theologie nicht nur, sondern auch in der Wissenschaft draußen aufkommt. Aber ich sehe nicht, daß die Zeit dafür reif ist, und ziehe es für mein Teil vor, festeren Boden unter den Füßen zu haben. Hierin muß Jeder seinen Weg gehn.

Auch der Steinmannsche Aufsatz in Nr. 32 rumort noch. Oder muß ich sagen: rumort nun endlich, seit meine Anmerkung in Nr. 34 heraus ist? Damit man sich mit dem Aufsatz ernstlich auseinandersetze, habe ich sie geschrieben. Soll ich wiederholen, daß ich mit der Position Steinmanns fast bis ins Einzelste einverstanden bin? Und daß ich nur die Unbestimmtheit des „Wir“, an das er seine Desiderien richtete, als störend empfand? Aber ich ließ dem Aufsatz seine unbeeinflußte Wirkung und kam mit meiner Glosse erst vierzehn Tage später. Und dann schrieb ich sie vornehmlich nieder, um dem Aufsatz die rechte Beachtung zu sichern. Kann man von Redaktions wegen mehr tun?

Zu dem Aufsatz über die Gemeinschaftsbewegung in heutiger Nummer folgen in nächster Nummer noch zwei sachlich wichtige Anmerkungen.

R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Freitag 29. September 8 Uhr im Deutschen Kaiser: Die Furcht vor der Religionsgeschichte.

Darmstadt. Montag 11. September 8¼ Uhr im Fürstensaal, Grafenstraße: Ist christliche Mission unter den Heiden berechtigt und notwendig? (Schäfer-Krummstadt)

Magdeburg. Mittwoch 13. September ½4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstraße 1: Die Wohlfahrtstheorie und die Tatsachen des sittlichen Bewußtseins.

Plauen i. V. Donnerstag 28. September 8 Uhr bei Trömel, Oberstock: Nutzen und Schaden der Apologetik. (Rade)

Die diesjährige Zusammenkunft der Freunde der Christlichen Welt aus Süddeutschland und der Schweiz

wird den **16. und 17. Oktober** in **Bretten**, Melanchthonhaus, Städtezimmer stattfinden. Referenten: Pfarrer Lic. **Stuckert-Neunkirch**: Was ist dem Reichsdeutschen an den kirchlichen Zuständen der Schweiz interessant? Professor D. **Holl-Tübingen**: Die Rechtfertigungslehre im Licht der Geschichte des Protestantismus. Genauere Mitteilung folgt.

Die Leser der Christlichen Welt

in Unter-, Mittel- und Oberfranken werden gebeten, ihre Adressen dem Verlag mitzuteilen.

Versammlungskalender

18.—21.	September	Gustav-Adolf-Verein	Bromberg
25.—28.	„	Kongreß für Innere Mission	Leipzig
26. 27.	„	Allg. Evang.-Prot. Missionsverein	Eisenach
1. 2.	Oktober	Deutsche Sittlichkeitsvereine	Magdeburg
2. 3.	„	Theologischer Kursus	Jena
8.—12.	„	Evangelischer Bund	Hamburg
16. 17.	„	Freunde der Christlichen Welt	Bretten
24.—26.	„	Theologischer Ferienkursus	Bonn

Statt besonderer Anzeige

Heute Vormittag 11 Uhr ist unser treuer Mitarbeiter

Pfarrer a. D. Friedrich Richard Wimmer

Doktor der Theologie

unerwartet infolge eines Herzschlags entschlafen.

Der Heimgegangene ist seit zwei Jahren als Seelsorger der Kranken und Diakonissen und als Vorstandsmitglied durch den Frieden und das innere Leben seiner abgeklärten Persönlichkeit unserer Anstalt ein unverlierbarer Segen gewesen.

Freiburg i. Br., den 31. August 1905.

Namens des Freiburger Diakonissenhauses

Weissheimer, Pfarrer

Die Geburt eines kräftigen

Knaben

unseres Vierten beehren wir uns unseren Freunden anzuzeigen.

Lic. Friedrich Michael Schiele und **Frau Kathinka** geb. **Heck**

Marburg, den 3. September 1905

Français, Bachelier en theologie, Lauréat en philosophie de l' Université de Genève, cherche dès octobre **préceptorat** en famille ou institut pour 1 an, rétribué. Meilleures références. Monteynard (Isère).

France **Paul Gay**

Hauslehrer

Zum 15. September auf ein Landgut bei Crefeld **Cand. theol.** oder **phil.** als **Hauslehrer** zu einem Primaner und Tertianer des Realgymnasiums gesucht. Derselbe ist Vormittags frei. Offerten mit ausführlicher Auskunft und Angabe der Gehaltsansprüche unter **R H** durch den Verlag.

Die **Verhandlungen der Vierten Eisenacher Konferenz,** Pfingsten 1905, sind erschienen. 2 Mk. brosch., 3 Mk. gebunden. **Verlag der Deutschen Orient Mission 387. Großlichterfelde-West.**

Weibliche soziale Hilfsarbeit

Cassseler Kurse zur Einführung in Theorie und Praxis der **sozial-pädagogischen Hilfsarbeit.** Näheres i. d. Broschüre „Arbeit im Fröbelseminar" von Hanna Mecke.

Das Kuratorium

Pensionär gesucht

Ich suche für meinen **9jährigen Jungen,** den ich im Sexta-Pensum zu Hause unterrichten will, einen gleichaltrigen, begabten und gesunden Kameraden.

Schön gelegenes Pfarrhaus mit großem Garten in gesunder, waldiger Gegend. Liebevolle Aufnahme und gute Verpflegung. Eintritt möglichst bald erwünscht.

H. Gilg, Pfarrer, **Grünwettersbach** bei Durlach, Baden

Junge gebildete Mädchen

werden von dem Frankfurter Schwestern-Verband in einer städtischen Kranken-Anstalt **gut ausgebildet zum Zwecke dauernder Anstellung als Krankenpflegeschwester in dem genannten Verbande bei guten Gehalts- und Pensions-Verhältnissen.**

Die Satzungen des Verbandes sind beim **„Vorstand des Frankfurter Schwestern-Verbandes"** in **Frankfurt a. M.** Städtisches Krankenhaus (Gartenstraße) zu erhalten.

Junge Damen, die die Wirtschaft und Handarbeiten jeder Art erlernen oder zur Erholung fort sollen, finden in höherer Beamtenfamilie Halberstadts vorzügliche **Pension.** Zwei Mädchen im Hause. Pension 600—700 Mk. Offerten unter **C H** an die Expedition der Zeitung.

Lausanne

Mesdames **Perey-Vouga** Fleurettes 5 reçoivent en pension 4 jeunes filles. Vie de famille. Leçons, conversation. Prix: 150 frs. par mois. Références: Mr. le Pasteur **Hahn, Vevey.** Regierungsrat **Martin, Cassel,** Königsplatz.

Man verlange

Probenummern

der Christlichen Welt vom Verlag

Theologischer Kursus zu Jena

am 2. und 3. Oktober 1905

Montag, den 2. Oktober 12—2 Uhr Kirchenrat Professor D. Wendt: „Das Wesen der Offenbarung." 5—6 Uhr Derselbe (Schluß). 6—7 Uhr Professor D. Bäntsch: „Altorientalischer und israelitischer Monotheismus." Von 8½ Uhr an Besprechung des Wendtschen Vortrags und Geschäftliches.

Dienstag, den 3. Oktober 9—11 Uhr Professor D. Bäntsch: w. o. (Schluß). 11½—1 und 4½—6 Uhr Professor D. Thümmel: „Evangelische Prinzipien in der Gestaltung des sonntäglichen Gottesdienstes." 8 Uhr Besprechung der Vorträge von Bäntsch und Thümmel.

Die Vorträge finden im Kollegiengebäude am Fürstengraben im Auditorium maximum statt, die Besprechungen im Burgkeller.

Evangelische Theologen aus Thüringen und den Nachbarländern sind herzlich eingeladen.

Die Pfarrervereine von Weimar, Altenburg, Coburg, Gotha, Meiningen

Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein

XXI. Jahres-Versammlung in Eisenach

am 26. und 27. September 1905

Dienstag, den 26. Abends 6 Uhr Gottesdienst in der Georgenkirche. Predigt: Oberhofprediger Kirchenrat D. Spinner aus Weimar. — 8 Uhr Gesellige Vereinigung im Fürstenhof.

Mittwoch, den 27. September. Vormittags 8 Uhr im Fürstenhof Generalversammlung. Geschäftlicher Teil. — 10 Uhr Oeffentlicher Teil: Eröffnung durch den Präsidenten Prediger D. Kind aus Berlin; Begrüßungen; Jahresbericht; Vortrag des Dekan Professor D. Furrer aus Zürich über: „Das Christentum die einzige Weltreligion". — Abends ½8 Uhr ebenda Familienabend: Vorträge von Professor D. Nippold aus Jena, Pfarrer Munzinger aus Zweibrücken, Professor Schmiedel aus Eisenach.

Wohnungen etc. durch Herrn K. Schaefer, Eisenach, Karlstraße 28. Ein Bureau befindet sich an den beiden Festtagen im Großherzog von Sachsen gegenüber dem Bahnhof.

Der Vorstand des Zweigvereins Eisenach

D. Kiefer, Oberpfarrer und Superintendent. **Trabert,** Archidiaconus **Otto,** Schulrat und Seminardirektor. **Ackermann,** Schulrat. **Schmiedel,** Professor.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung Eugen Lutermeister Bern-Münchenbuchsee (Walmer, Die Romfahrt des Apostels Paulus)

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 37 Marburg i. H., den 14. September 1905

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Die gute alte Zeit — Das Gebet zu Jesus — Die Aufnahme meiner Schrift: Weshalb wir in der Kirche bleiben! — Die moderne Gemeinschaftsbewegung. Zweites Stück — Fürsorge für die schulentlassene Jugend. Erste Hälfte — Verschiedenes: Unverrückbare Grenzsteine (Ecke); Das Positive in D. Fischers Vortrag (La Roche); Ueber Jathos Predigten (Haupt); Worin besteht die bleibende Bedeutung Ritschls? (Köster); Zu unserm Artikel über die Gemeinschaftsbewegung; Handbuch der Friedensbewegung (Fried); Bismarcks Gedanken und Erinnerungen (Umfrid); Herostrat von Ephesus (Löser); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Die gute alte Zeit

1. Mos. 5, 1—32

In den scheinbar so toten Zahlen dieses Geschlechtsregisters lebt eine starke Sehnsucht, die Sehnsucht nach der guten alten Zeit. Es war einmal —. In den Tagen der Väter. So alt wurden sie und so vielen Kindern gaben sie das Leben.

Die Menschen aller Zeiten stimmen dem Erzähler zu, der mit solchem Behagen in den herrlichen Großtaten der guten alten Zeit sich ergeht. Die alten zumal: Ja als wir jung waren, da — —. Aber auch die jungen: Ja wenn wir geboren wären und gelebt hätten zu jener Zeit, da hätten wir zeigen können, was in uns ist. Und auch im Einzelleben der Menschen gibt es gute alte Zeit: Ach wüßt ich doch den Weg zurück — —. Und hier und da und da und hier — da war die schönste Zeit meines Lebens. Gute alte Zeit. Es war einmal. —

Nicht in Wirklichkeit. Wer jeweilen die gute alte Zeit sieht, dem ist sie nur noch alt, nicht mehr gut. Und wer jeweilen die gute alte Zeit gerade durchlebt, dem ist sie das Nicht-Glück. Oder aber darum liebt man die alte Zeit, weil man innerlich verrostet ist in den Anschauungen der alten Zeit und seine Augen nicht weit gemacht hat, neue Welt und in der neuen Welt neue Welten zu schauen.

Im Tiefsten unfromm ist dem Christen das Lied von der guten alten Zeit. Der Christ glaubt daran, daß in dem Werden der Verhältnisse Gottes Arbeit zu merken ist. Der Christ glaubt daran, daß Gott die Menschheit nach oben führt und nicht hinab. Der Christ traut es Gott zu, daß es keine alte gute Zeit gibt, sondern daß die neue Zeit immer die bessere ist. Und wenn er es nicht spürt, dann spannen seine Sehnsuchten sich vorwärts in das weite Land der kommenden Ewigkeiten.

Im Tiefsten unfromm ist dem Christen das Lied von der guten alten Zeit. Denn es ist weithin nichts Andres als Faulheit. Christenleute sind aber fleißige Leute. Wir müssen die Hände heben zum Werk. Zunächst einmal immer neu kennen zu lernen die immer neue Zeit. Ihre Art, ihre Bedürfnisse und Nöte, ihre Herrlichkeiten und Tiefen. Und dann dieser immer neuen Zeit immer besser zu dienen. Guten Geist, fröhlichen Geist, ernsten und tapferen Geist, hineinzuleben in die immer neuen Verhältnisse. Christenleute haben viel zu viel mit der neuen Zeit zu tun, als daß sie an die alte ihr Herz hängen könnten. Viel zu viel zu tun mit der neuen Zeit: anzubeten den lebendigen freundlichen Gott, der täglich in ihr neu wird, und zu arbeiten für den lebendigen Gott in dieser neuen Zeit.

H B

Das Gebet zu Jesus

Warum wir zu Jesus beten, ob wir zu ihm beten dürfen — diese Frage hat wohl nicht bloß mancher Laie, sondern auch mancher Theologe erst durch die theologischen Streitigkeiten dieses Jahres veranlaßt theoretisch erwogen. In einer so innerlichen und persönlichen Sache folgte man eben dem praktischen Bedürfnis. Und dieses wird selten theoretische Reflexionen hervorgerufen haben. Nun aber sieht sich Mancher dazu genötigt. In der Christlichen Welt wurde die Frage schon besprochen und zwar in dem Sinn, daß wir auch als „moderne Theologen" das Gebet zu Jesus nicht abweisen. Zunächst freilich suchen wir die menschlich geschichtliche Persönlichkeit Jesu zu verstehen; und sie ists, die uns das Herz abgewinnt. Aber zugleich haben wir die Ueberzeugung, daß der ewige Gott selbst durch diesen Menschen zu uns redet. Und darum verehren wir ihn nicht bloß als einen großen Menschen, sondern wir beugen uns unter ihn als den, der der Abglanz und das Ebenbild Gottes selbst ist.

Verschiedentlich wurde von orthodoxer Seite aus gegen diese Stellungnahme der Vorwurf völliger Unklarheit und Inkonsequenz des Denkens erhoben. Faktisch handle es sich doch um bloße Menschenanbetung. Konsequenterweise müßte man sich doch zur Gottheit Christi bekennen. Nur auf der Grundlage dieses Bekenntnisses sei das Gebet zu Christus erlaubt.

Nun wurde für unsern Standpunkt keineswegs die Klarheit des Denkens in Anspruch genommen. Es wurde vielmehr ausdrücklich darauf verzichtet. Aber, so müssen wir doch fragen, ist denn die Klarheit und Konsequenz des Denkens auf der andren Seite?

Christus wird angebetet, weil man an seine wahre Gottheit glaubt. Aber man glaubt doch sicherlich auch an seine wahre Menschheit. Er ist doch nach dem Dogma wahrer Gott und wahrer Mensch in einer ungetrennten Person. Die wahre Menschheit Jesu Christi zu leugnen, ist ebenso als Ketzerei abgewiesen worden, wie die Leugnung seiner Gottheit. Nun frage ich, kann man nicht mit demselben Recht auch jener Seite den Vorwurf der Menschenanbetung machen? Wenn drüben aber gesagt wird, sie beteten Jesus eben nicht als Menschen an, sondern weil sie an seine Gottheit glaubten —, nun ebenso sagen wir: Wir beten nicht zu Jesus, sofern er in seiner menschlich geschichtlichen Bedingtheit uns vor Augen steht, sondern sofern er uns die Offenbarung des Vaters ist, sofern wir überzeugt sind: Wer ihn sieht, der siehet den Vater!

Indem wir so von Jesus reden, glauben wir klarer zu sein als die Formel „Wahrer Gott und wahrer Mensch" es ist. Das sind und bleiben zunächst Worte, die der Erklärung erst bedürfen.

Wir wollen keineswegs behaupten, daß das einzigartige

Wunder der Person Jesu uns klar sei. Aber unsere Gegner mögen sich doch nicht einbilden, daß die Formel des Dogmas klar sei. Wurden wir nicht belehrt, wir sollten ja nicht den grüblerischen Verstand, das bloße klare Denken über sie urteilen lassen, sondern sie einfach „glauben"? —

Wenn wir aber die, welche von der Christusanbetung Nichts wissen wollen, nicht ohne weiteres als Nichtchristen bekämpfen, so wissen wir uns nicht bloß durch einzelne Worte Jesu wie Matth. 7, 21, Mark. 10, 18 geleitet, sondern durch die ganze Art, wie Jesus selbst das Bekenntnis zu seiner Messianität oder Gottessohnschaft herbeigeführt hat. Das war ja nicht die elementare oder „fundamentale" Wahrheit, die er etwa seinen Jüngern als Bekenntnis vor allem vorgelegt hätte. Sondern das war ihr freiwilliges Zeugnis. Allmählich ists in ihnen entstanden, bis es mit innerer Notwendigkeit sich Ausdruck verschaffte, als Jesus Veranlassung dazu gab.

Das wird der richtige Weg auch heute noch sein. Ueber die Vielen, die heutzutage zunächst bloß von der rein menschlichen Persönlichkeit Jesu Etwas wissen wollen, freuen wir uns von Herzen. Wir wollen ihnen den Weg zu ihm nicht durch eine Formel versperren, die ihnen unverständlich sein muß, solange sie ihm innerlich fremd sind. Aber wir haben die Ueberzeugung, daß sie anders über ihn denken und von ihm reden werden, je näher sie ihm kommen. Nur muß man, wie bei allem Wachstum, warten können.

Wer durch Jesus Christus den lebendigen Gott findet, den er verloren oder noch gar nicht gefunden hatte, wer von der Sündenschuld geängstet, diesen Christus immer wieder braucht, um des gnädigen Gottes gewiß zu sein, der versteht das Bedürfnis, das den Christen zu allen Zeiten treiben wird, unter Umständen auch zu Christus zu beten. Aber wir beten zu ihm nicht als zu einem Nebengott, dem wir etwas Besonderes verdanken, was Gott selber nicht geben könnte. Das scheint uns eine fatale Verirrung. Sondern wir beten zu ihm, weil der eine, lebendige, gnädige Gott uns durch ihn zur Gewißheit wird. Faut

---

Die Aufnahme meiner Schrift „Weshalb wir in der Kirche bleiben!"

Die kleine Schrift, die ich unter dem Eindruck der miterlebten Landeskirchlichen Versammlung vor drei Monaten ausgehen ließ, habe ich nach einem Beschluß des Vorstandes der „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt" sämtlichen Herren zugeschickt, die den Aufruf zur Landeskirchlichen Versammlung seiner Zeit mit unterschrieben hatten.*) Die Folge war, daß ich, wenn auch nicht ganz in dem erwarteten Umfange, eine große Zahl von Briefen empfing, die teils Zustimmung, teils Bedenken ausdrückten. Neben den öffentlichen Kritiken meiner Schrift beleuchten sie scharf unsere gegenwärtige kirchliche Lage und gewähren einen Einblick in die Hintergründe unsrer Kämpfe, der außerordentlich lehrreich ist. Unmöglich, auch wohl kaum den Wünschen der Verfasser entsprechend wäre es, die begonnene Diskussiou durch eine Privatkorrespondenz fortzusetzen. Selbstverständlich ist, daß sowohl ihre Namen wie manche intime Details sich der Mitteilung an ein weiteres Publikum entziehen. Wohl aber scheint mir fast eine Pflicht gegen die mancherlei lautgewordenen Stimmen, gewisse häufig wiederkehrende Gedanken zusammenfassend weiterzugeben, damit an sie eine ruhige und sachliche Erörterung anknüpfen könne.

Denn worauf beruht überhaupt die Hoffnung auf Verständigung, die die Voraussetzung meines Schriftchens war? Ich würde den für einen Toren halten, der glauben wollte, es ließen sich die gewaltigen Gegensätze in unsrer heutigen Theologie beseitigen, oder es ließe sich auch nur an der Spannung zwischen Theologie und Kirche viel ändern. Diese Gegensätze und diese Spannung liegen vielmehr in der Natur der Sache. Sie können Niemanden befremden, der erkannt hat, daß Theologie und Kirche sich zwar vielfach berühren, aber jede eine selbständige, durch eigne Gesetze bewegte Größe ist. Worauf es ankommt, das ist nur dies: von diesem natürlichen Gegensatz den häßlichen Rand von Feindseligkeit und Mißtrauen abzustreifen und zu der Einsicht zu gelangen, daß er nicht die Schuld einzelner Frevler ist, sondern die Folge der Geschichte unsrer Religion und der Entwicklung des allgemeinen geistigen Lebens, also gewiß nicht ohne Gottes Führung und Ordnung. Wir müssen lernen, uns gegenseitig zu tragen, und anerkennen, daß eines Jeden Weise ihr Recht und ihren Grund hat. Dazu aber gehört vor allen Dingen, daß wir gegenseitig unsre Motive ernst nehmen. Ueber diese Motive unsrer Stellung versuchte mein Schriftchen die Gegner aufzuklären, zu zeigen, daß wir nicht aus Rechthaberei, Eigensinn, wohl gar mit gebrochnem Gewissen um irdischer Vorteile willen — wie auf der Landeskirchlichen Versammlung angedeutet wurde — in der Kirche bleiben und nach unsrer Erkenntnis wirken, sondern aus dem Gefühl der Pflicht gegen Christus und die Gemeinde. Ebenso wichtig aber scheint mir, daß wir uns unserseits Mühe geben, die Motive kennen und würdigen zu lernen, aus denen unsre Gegner uns bekämpfen. Gewiß, es ist dabei viel Eifer aus Unverstand und viel Mangel an Einsicht in die nun einmal nicht wegzuleugnenden Probleme der christlichen Ueberlieferung, vor allem auch viel Unfähigkeit, Religion und Theologie zu unterscheiden, im Spiel — von dem mitwirkenden Einfluß der Gebundenheit an die Gewohnheit gar nicht zu reden. Aber ebenso gewiß ist, daß unsre Gegner sich auch bewußt sind, ideale Motive zu vertreten, und es wäre eine verhängnisvolle Schädigung unsrer Stellung, wollten wir diese übersehen und geringschätzen. Wie wir nachdrücklich verlangen, daß die Gesamtbewegung der modernen Theologie nicht nach einzelnen ungeschickten, zugespitzten und einseitigen Aeußerungen beurteilt werde, an denen es natürlich nicht fehlt, so ist auch die Gegenbewegung nicht identisch mit der Tonart, die leider! weithin die Spalten der Kirchen- und kirchlich-politischen Zeitungen füllt.

So meinte ich es, wenn ich von einer Pflicht gegen die mir zugegangnen Aeußerungen sprach, ihren sachlichen Inhalt nicht verborgen zu halten. Darin liegt aber auch zugleich das Recht für mich, alle die Stimmen zu ignorieren, die statt wirklicher Erwägungen nur leidenschaftliche Anklagen wiederholten. Ich lege den Artikel, mit dem Herr Professor König mich in der Kreuzzeitung bedacht hat, ebenso stillschweigend beiseite, wie die Briefe, die hinter meiner Schrift nur einen Mann von der Matth. 7, 15 charakterisierten Art sehen.

1

Nichts ist uns so häufig vorgehalten worden, als daß wir uns an die Seite des Predigers Fischer gestellt haben. Was D. Ecke in der Monatsschrift „Positive Union" mit vielen Zitaten aus den Spalten der Christlichen Welt und aus Schriften ihr nahestehender Freunde zu begründen sucht, das habe ich wieder und wieder lesen müssen, daß wir durch das Eintreten für D. Fischer die religiöse Schätzung der Person Christi verleugnet hätten, die wir früher bekannt haben und die auch in meiner Schrift dargelegt war. Diese religiöse Schätzung der Person Jesu, die „Anerkennung einer absoluten Offenbarung in Christo", das Bekenntnis „zu dem Evangelium Jesu Christi als des Heilandes und Herrn", oder zu dem Satze „Einen andern Grund kann Niemand legen . . .", — das sei aber das konstitutive Element der evangelischen Kirche, und wo dies angetastet werde, schwinde die Möglichkeit gemeinsamer Gottesverehrung und werde die Kontinuität mit der Reformation zerrissen.

Eine solche Negation der unveräußerlichen Grundlage des Glaubens und der kirchlichen Gemeinschaft, eine Verleugnung Christi, wird nun aber weiter darin gesehen, daß die Christliche Welt auch über Pastor Mauritz in Bremen ihren Schild gebreitet und gegen die jeden Zusammenhang mit Jesus, dem

*) Weshalb wir in der Kirche bleiben! Ein Wort zur Verständigung an die Veranstalter und Besucher der Landeskirchlichen Versammlung in Berlin und ihre Gesinnungsgenossen in den deutschen evangelischen Landeskirchen von Erich Foerster, Pfarrer in Frankfurt a. M. Hefte zur Christlichen Welt Nr. 54. Tübingen, Mohr 1905. 38 S. 40 Pf. D H

Urchristentum und der Reformation aufhebenden Aussprüche von Kalthoff und Steudel kein Wort des Widerspruches gehabt habe.

Ein drittes Beweisstück für die Aufgabe unsrer früheren (sagen wir deutlich: von Ritschl formulierten) Stellung zu Christus scheint nun darin zu liegen, daß ja grade mitten aus unserm Kreise die sogenannte religionsgeschichtliche Betrachtung des Christentums hervorgegangen ist, die nach der Meinung der Gegner den absoluten Wert der Person Christi für die Welt bestreite und es als das Unglück in der Geschichte der Kirche ansehe, daß Paulus den Herrn Christus zum Gegenstande des Glaubens gemacht hat:

Was uns scheidet, ist die Stellung zu Christus. Gewiß ist Christentum im tiefsten Grunde „Gesinnung“*), aber diese ist für ihre Existenz geknüpft an das, „was Christus dem Glauben ist“.**) Hier liegt der Graben, den Niemand zu graben braucht, denn er ist eo ipso da: uns ist Christus Objekt und Grund unsers Glaubens, den Neugläubigen ist er ein menschlicher Religionsstifter, ein Carlylescher Held. . . .

Uns ist das Christentum geschichtliche Religion, d. h. Gemeinschaft mit Gott, die von Gott auf bestimmte geschichtliche Ereignisse gegründet ist. Uns ist das Evangelium die Verkündigung des gekreuzigten und auferstandenen Christus. Das ist keine Theologie, sondern geschichtliche Wahrhaftigkeit. Uns ist das „Wesen des Christentums“ das religiöse Verhältnis zu Christus, also eben das, was von andrer Seite gelegentlich als „Götzendienst“ bezeichnet wurde. Wo die Berechtigung und Möglichkeit des religiösen Verhältnisses zu Christus in absolutem Sinne negiert wird, da wird eben das, was uns Christentum ist, ausgeschlossen. Und es ist eine Unmöglichkeit, Jemanden als Verkündiger des Evangeliums anzuerkennen, der das Wesen des Evangeliums negiert. Sie müssen das doch verstehen, das ist keine Ketzerrichterei und kein Glaubenszwang. . . .

Das ist der Kern der Sache, daß zwischen [den älteren Schülern Ritschls] und Religionshistorikern, denen Jesus lediglich eine verschwimmende historische Größe ist, eine tiefe Kluft befestigt ist. Wer Paulus für einen Verfälscher des Christentums erklärt, der verfälscht eben das Christentum. . . . Hier liegt etwas die Kirche Auflösendes tatsächlich vor. . . .

Daß Alle, welche sich im Glauben an die Person Christi binden, in die Kirche gehören, ist außer Zweifel, aber Ihre Genossen [hier folgen Namen] beladen Sie mit einer solidarischen Schuld. . . . Und nun frage ich: Wie kann man Jesum lieb haben, ohne darüber im Tiefsten erschüttert zu sein, daß Tausenden von Kindern der christliche Trost im Leben und Sterben nicht nur entzogen, sondern verdächtig gemacht wird, wie kann man dafür eintreten, daß unsere Gemeinden solchen Bestrebungen preisgegeben werden? Ich kann so kühl nicht zusehen, wenn die Seelen sterben. . . .

Wer spürt nicht in solchen Aussprüchen einen ergreifenden Ernst! Es ist die Sorge um das Evangelium, die die Feder geführt hat, um den Lebensgrund der Gemeinde. Und doch kann ich nicht sagen, daß mich diese Einwände und Fragen vor eine wirkliche innere Schwierigkeit gestellt hätten, und daß ich mich ihnen gegenüber im Unrecht fühlte. So gut ichs vermag und ganz persönlich will ich versuchen, auf den dreifach begründeten Vorwurf Rede zu stehen.

Ad 1: Unser Eintreten für D. Fischer! Indem die Christliche Welt gegen die maßlose Agitation wider Fischers Vortrag und den sofort in die Oeffentlichkeit gegebenen Erlaß des Brandenburgischen Konsistoriums an ihn protestierte, ist sie nach meinem Gefühl grade ihren besten Traditionen treu geblieben. Sie hat genau dasselbe getan, was sie seiner Zeit für den Pastor Klein, für Lepsius, für Horst und für die welfischen Pastoren getan hat, von Ziegler und Weingart ganz zu schweigen. In all diesen Fällen führte die Christliche Welt die Sache von Leuten, die nicht zu ihren Freunden und engeren Gesinnungsgenossen gehörten, ihr vielmehr fremd und zum Teil geradezu feindlich gegenüberstanden. Wir stritten nicht für eine bestimmte Theologie oder kirchenpolitische Richtung, sondern für etwas viel Höheres und Wichtigeres: für das Recht der freien Ueberzeugung und der freien Rede in der Kirche. Dieses Recht aber läßt sich gar nicht sieghafter vertreten, als wo es für Jemand in Anspruch genommen wird, der eine der eignen fremde Stellung einnimmt. Ich vermag Fischers Vortrag auch heute noch nicht anders zu verstehen, denn als eine ablehnende Auseinandersetzung grade mit der Schätzung der Person Christi, wie sie ein wesentliches Charakteristikum der Theologie der Christlichen Welt ist (um einmal diesen abgekürzten Ausdruck zu gebrauchen). Hätte sichs um eine Diskussion für und wider die Thesen Fischers gehandelt, so würde dies sicher ausgesprochen worden sein. Aber darum handelte es sich für uns wenigstens nicht. Die von D. Scholz und D. von Soden abgegebene öffentliche Erklärung trifft den Kern der Sache so genau, daß jeder Wollende sehen kann, für welches Interesse wir eintraten. Wir hatten die Empfindung und haben sie noch, daß D. Fischer Unrecht getan wurde, indem man ihm die Achtung versagte, auf die jede ruhig und sachlich ausgesprochne Meinung Anspruch hat. Wir hatten die Befürchtung, daß eine solche Behandlung weit über den einzelnen Fall hinaus das evangelische Pfarramt diskreditieren und das Vertrauen in die Unabhängigkeit seines Zeugnisses erschüttern müßte. Eine solche Bekämpfung gegnerischer Meinungen schien uns unter der Höhenlage des evangelischen Christentums. Und wenn der Erlaß des Oberkirchenrats auch auf einen ganz andern und viel würdigern Ton gestimmt war, so waren doch auch hier rechtliche und theologische Gesichtspunkte nicht reinlich geschieden, und es kam nicht klar genug zum Ausdruck, daß eine evangelische kirchenregimentliche Behörde nicht den Beruf und nicht die Fähigkeit habe, eine gültige Theologie zu produzieren. Dies war die Tendenz und der Sinn unsrer Kritik, aber die Zustimmung zu dem Inhalt von Fischers Vortrag und die Verleugnung unsrer andersartigen Stellung lag dabei ganz fern. Ich brauche das nicht zu beweisen, D. Ecke hat mich in seinem Aufsatze dessen überhoben, da er uns dort eine Fülle von Zeugnissen dafür entgegenhält: — es hat mir Freude gemacht, daß doch wenigstens Einer unsrer Gegner nicht nur die kritischen, sondern auch die positiven Aussprüche von unsrer Seite beachtet und sammelt.

Zum zweiten Punkte darf ich mich noch kürzer fassen. Denn hier liegt offenbar ein Mißverständnis vor. Die Christliche Welt hat ja schon lange vor dem Akutwerden des Falles Mauritz offen ausgesprochen, daß wir nicht verständen, wie Jemand, der so vollständig mit dem historischen Christentum gebrochen hat, auf einer evangelischen Kanzel bleiben kann. Die Entscheidung des Bremer Senats haben wir dann allerdings angefochten, weil ihr ein unevangelisches Verständnis der Taufformel zu Grunde lag. Und wenn man vergeblich auf einen Protest wider neuere maßlose Aussprüche noch andrer Bremer Theologen gewartet hat, so liegt das einfach an einer andern Auffassung von der Pflicht kirchlicher Publizistik. Es gibt offenbar Zeitungen, die förmlich auf der Lauer liegen, ob nicht irgendwo im Deutschen Reich ein Pfarrer Etwas sagt, woraus sich wieder ein Fall konstruieren ließe. Ein klassisches Beispiel dafür bietet die Mache wider Pfarrer Jatho in Köln. Wir sind nicht der Meinung, daß der Presse oder einer kirchlichen Vereinigung ein allgemeines Zensoramt übertragen sei; wir meinen, daß kein Gesamtinteresse der evangelischen Kirche gebietet, jede lokale Lehrstreitigkeit durch die ganze Welt zu tragen, ja, daß es eine Ueberhebung ist, wenn dem besondern Fall fernstehende, mangelhaft unterrichtete Organe die Rolle des Richters sich anmaßen. Solange es irgend angeht, sollten doch derartige Dinge unter den Nächstbeteiligten, innerhalb der Gemeinde, die ihren Pfarrer kennt, abgemacht werden, — das wäre im Interesse des Ansehens unsrer Kirche sehr wünschenswert.*) Und grade ein Blatt, das bestrebt ist, für Nichttheologen und Nichtpfarrer zu schreiben, muß sich dreimal überlegen, ehe es solche Themata auf die Tagesordnung setzt. Natürlich, es gibt dafür eine Grenze: wenn der Handel erst offiziell geworden ist, wenn das Kirchenregiment eingreift, dann läßt sich nicht länger schweigen. Aber wir wissen, daß ein großer Teil unsrer Leser klagt, schon viel zu viel dergleichen unerfreuliche Sachen lesen zu müssen, und daß es sehr viel wichtigere Dinge gibt, als sich über die Radikalismen einzelner Sonderlinge zu entrüsten, — vielleicht würden sie von selbst verschwinden, wenn ihnen nicht ein so willfähriges Echo geliehen würde.

Nun aber der dritte Vorwurf: unsre Gemeinschaft und Mitverantwortung für die jüngere sogenannte religionsgeschichtliche Richtung. Ich fürchte, daß ich grade hierbei die verehrten Herren, die an mich geschrieben haben, enttäuschen werde.

*) Wie ich in meiner Schrift gesagt hatte. **) Ebenso.

*) Die Art und Weise, wie der Fall Jatho in Köln beigelegt ist, halten wir daher für vorbildlich.

Die Forderung, uns durch einen scharfen Schnitt von jener Richtung loszusagen, muß ich ablehnen, weil mir ihre Charakteristik in hohem Grade unbillig und unzutreffend zu sein scheint. Ja, wenn es so wäre, wie behauptet wird, wenn bei den Vertretern dieser jüngsten Richtung wirklich das Streben darauf ginge, den Glauben an Jesus Christus zu entwurzeln, die Menschen an ihm irre zu machen und zu andern Führern zu weisen, dann möchte wohl eine Trennung von denen, für die Christus Quell und Bürgschaft ihres Gottesverhältnisses ist, schnell von selber kommen. Und es wäre dann nur dies unbegreiflich, daß die Leute, die das erstrebten, fortgesetzt die Gemeinschaft mit solchen suchen und pflegen, die gar kein Hehl daraus machen, daß ihnen das Christentum Nichts wäre ohne Christus. Ich leugne nicht — da ich einmal davon reden muß, wäre es unrecht, es zu verschweigen —, daß ich manche neuere Schrift und manche neuere Einzelausführung auch mit lebhaftem innern Widerspruch und mit einer Art Schrecken gelesen habe. Noch mehr, ich will selbst das zugestehen, daß ich gegen die etwas massenhafte Produktion religiöser Aufklärungslitteratur meine starken Bedenken habe, daß die sich überstürzenden Charakterschilderungen Jesu mich immer von neuem an die Warnung Ritschls erinnern: „Unsern Herrn Jesus Christus kann man nicht darauf ansehen, zu einem Lebensbilde zu sitzen," und daß ich die gelegentlich auftretende Sucht, den Abstand von der kirchlichen Tradition in stärksten Worten hervorzuheben, beklage. Aber ich habe anderseits einen so tiefen Eindruck von der ehrfürchtigen Begeisterung für Jesus, von feinstem Nachempfinden für lange in den Winkel gestellte urchristliche Erscheinungen, von heißem Drang, dem Geschlecht unsrer Tage die ewigen Güter wiederzubringen, ich fühle mich einzelnen Büchern, die aus diesem Kreise hervorgegangen sind, so dankbar verpflichtet, daß es mir unverständlich ist, wie man in dieser Richtung im Ganzen nicht eine geist- und kraftvolle Bundesgenossenschaft anerkennen mag. Die Anstöße und Entgleisungen, für die ich nicht blind bin, sollten doch nicht den Blick trüben für die religiöse Kraft in dieser Bewegung: wo ist denn je eine Bewegung gewesen, und noch dazu eine junge, die nur Reifes und Abgeklärtes an den Tag gebracht hätte!

Eine spätere Kirchengeschichtsschreibung wird wahrscheinlich die religionsgeschichtliche Richtung als die wissenschaftliche Parallele zur Gemeinschaftsbewegung ansehen. Ja, es sind vielleicht nicht nur parallele, sondern verwandte Bewegungen. Auch über diese kann ein strenger Beurteiler sagen: „Hier ist etwas die Kirche tatsächlich Auflösendes." Bei beiden findet sich dieselbe Abneigung gegen Alles, was Sitte, Formel, Ordnung, heilige Handlung ist, dasselbe scharfe Urteil über die Kirche und ihre Pädagogie, derselbe glühende Drang zur Evangelisation, dieselbe Akzentuierung der lebendigen gegenüber der geschichtlichen Offenbarung, ja dasselbe Verständnis des wahren und echten Christentums als Enthusiasmus. Daß beide deshalb für die Volkskirche als unbequem und bedenklich empfunden werden, läßt sich sehr wohl verstehen. Aber es würde eine ungeheure Einbuße an Kraft und Ernst bedeuten, wenn man sich solche Bewegungen nicht in der Kirche auswirken ließe, — es muß auch hier heißen: Verdirb es nicht, es ist ein Segen darin! Wir würden es daher für einen groben Fehler und für ein schweres Unrecht ansehen, wenn man die eine oder die andre Richtung von der Mitarbeit an der Regeneration der christlichen Frömmigkeit in unserm Volke ausschließen wollte. Wir sind der Ueberzeugung, daß, mag die theoretische Erweisbarkeit der „Absolutheit des Christentums" von den Religionsgeschichtlern noch so heftig bestritten werden, sie doch praktisch in der Beugung unter diese Absolutheit mit Allen, die je Christen waren, einig sind, und daß bei aller herben und gewiß zum Teil ungerechten Kritik der Christologie des Paulus und der Kirche es auch ihnen im letzten Grunde um nichts Andres zu tun ist, als um Jesus Christus.

2

Aber schon in dieser Ausführung ist eine weitere Gruppe von Einreden gegen die von mir behauptete Position berührt worden, die noch eine besondre Betrachtung erfordert. Neben

die Sorge um die Erhaltung dessen, was Evangelium ist, tritt die Sorge um den Bestand der Kirche. Ist bei so weiten Spannungen und Gegensätzen innerhalb der Theologie der Zeit nicht die gottesdienstliche und Arbeitsgemeinschaft auf die Dauer unmöglich? Haben nicht die Gemeinden Anspruch auf eine fest normierte, einheitliche Lehre? Soll jede theologische Ueberzeugung auf den evangelischen Kanzeln geduldet werden? Jeder Pfarrer Freiheit haben, zu predigen, was er will? Soll die Kirche nichts als ein Sprechsaal für allerlei religiöse Stimmungen und ein Tummelplatz des schrankenlosen Subjektivismus sein?

Wo ist da ein Haltmachen? fragt Freiherr von Durant in einer Besprechung meiner Schrift in der Kreuzzeitung:

Der Eine sagt: Bis hierher, der Andere: Bis dahin, der Dritte geht bis ins Ungemessene. Es kommt hinzu, daß jetzt für nebensächliche Dinge erklärt werden, die früher (die Evangelien und die Reformation) als Hauptsache galten. Also schrankenloser Individualismus. Es würde im Rahmen dieses Aufsatzes zu weit führen, näher auf die Maßnahmen und Mittel einzugehen, welche geeignet sein könnten, den gegenwärtigen beklagenswerten Zustand auf Katheder und Kanzel durch kirchliches und staatliches Einschreiten zu beseitigen, und welche der Herr Verfasser in ziemlich erschöpfender Weise darlegt. Immerhin würde es ein harter Schlag für die evangelische Kirche sein, wenn es dahin kommen müßte, dennoch aber läßt sich die Möglichkeit wohl nicht in Abrede stellen, daß ein Moment eintreten könnte, in dem an die ultima ratio appelliert werden müßte.... Wir sind der Meinung, daß bei der Wahl und Ordination von seiten des Geistlichen bestimmte Pflichten gegen die Kirche übernommen werden, von denen er nicht abweichen darf ohne pflichtvergessen bez. wortbrüchig zu werden.

Und ganz ähnlich tönt es aus vielen Briefen:

Seid ihr mit uns darin einig, daß Leute, die so stehen und lehren, wie [die oben Bezeichneten], kein Recht auf Duldung oder gar Anerkennung als Lehrer in der christlichen Gemeinschaft haben? Oder sollen wir auch solche als gleichberechtigt anerkennen? ...

Es ist auch meine Ueberzeugung, daß die juristische Konstruktion unsrer Landeskirche sowie jeder historischen Kirche als Verein unhaltbar ist, daß sie vielmehr eine Stiftung in dem von Ihnen dargelegten Sinne ist. Trotzdem kann ich Ihre letzten Schlußfolgerungen nicht mitmachen. Auch für die Benutzung und für die Mitarbeit an einer solchen Stiftung müssen, wie für alles Irdische certae denique fines vorhanden sein, und sicherlich ist diese Stiftung mehr als ein bloßer Sprechsaal für religiöse Meinungen. Auch Sie können es einem bisherigen Geistlichen oder Lehrer nicht zugestehen, in dieser Stiftung sein Amt weiterzuführen, der überzeugter Buddhist geworden oder auf dem religiösen Standpunkt Haeckels angelangt ist, auch dann nicht, wenn er behauptet, daß er für die weitre Wirksamkeit den göttlichen Beruf habe. Nein, nur das kann im Ernste zwischen Ihnen und uns streitig sein, wie die Grenze einer Wirksamkeit innerhalb dieser Stiftung zu ziehen sei.... Nicht die Theologie an sich macht es auch zur Vermittlung geneigten Persönlichkeiten der Rechten schwer, manche Ihrer Freunde in unsrer „Stiftung" zu tragen, sondern die der Zucht heiligen Geistes, der Ehrfurcht und der Bescheidenheit, die immer ein Kennzeichen wahrhaft Weiser gewesen ist, gänzlich entbehrende Art ihrer Vertretung im mündlichen und geschriebenen Wort. ...

Sie werden vielleicht sagen, es dürfe nicht mit Gewaltmaßregeln gekämpft werden. Nun, ich werde nicht müde, zu predigen: es ist ein geistiger Kampf und dieser Kampf muß mit geistigen Waffen ausgekämpft werden. Unsre Position taugt Nichts, wenn wir für sie irgend etwas Andres äußerlich fordern, als Freiheit. Dabei bleibt aber voll und ganz bestehen, daß es zu einer Scheidung kommen muß.... Auf die Dauer können wir Christusgläubigen und Leute, wie N. N., nicht in einer Kirche bleiben. Von uns verlangen, daß wir eine solche Auffassung von Jesus als eine in der Kirche Jesu Christi berechtigte anerkennen, heißt von uns verlangen, daß wir gegen unser Gewissen Jesum Christum verleugnen, daß wir gewissenlose Leute werden. Aber auch die Kirche als Kirche kann diese Mischung auf die Dauer nicht vertragen; sie versumpft in Unwahrhaftigkeit, und das ist unerträglich... Eine Gemeinschaft, die innerlich unwahr ist, will ich nicht.... Ich bekämpfe den Fanatismus, denn aller Fanatismus stammt aus dem Fleisch. Aber nicht minder verwerflich, nur in andrer Art, ist das: keine Grenzen, kein Festes, kein Gewisses mehr kennen und geltend machen. Gewiß taugt das Fieber nichts, aber Knochenerweichung taugt ebensowenig. ...

Eine Verwechslung der beiden Begriffe — einerseits der Kirche Christi mit der äußerlich verfaßten Kirche, anderseits des Zeugenberufs jedes Jüngers Jesu mit dem durch die kirchlichen Behörden, die immer weltliche Herren sind (denn in der Jüngergemeinde als solcher kann es überhaupt keine Herren geben), übertragnen öffentlichen Lehramte, ist offenbar Schwarmgeisterei. Wenn die Kirchenbehörde Jemanden für berufen erklärt zum Dienste des Wortes, so muß sie auch das Recht haben, ihm auf Grund weiterer Erfahrungen diesen Beruf wieder abzusprechen. ...

Alle diese Aeußerungen suchen die Absteckung fester Grenzen der Lehrfreiheit und ihre nötigenfalls zwangsweise Aufrechter-

haltung aus dem Wesen der kirchlichen Gemeinschaft oder des kirchlichen Amtes zu begründen. Und gewiß tritt uns auch hier ein sehr ernstes und tiefes Motiv entgegen. Die kirchliche Gemeinschaft ist in der Tat, zwar nicht das höchste, aber doch ein hohes und teures Gut. Gerne lassen wir uns ermahnen, daß die Erhaltung dieses Guts dem Einzelnen Rücksichten auferlegt, und daß er in Wort und Schrift vor Augen haben soll, wie es auf die Gemeinschaft wirkt; auch mir scheint das nicht Diplomatie, sondern Betätigung brüderlicher Gesinnung. Es bedarf nicht erst der Beispiele eines Buddhisten oder Materialisten, um unsre Zustimmung zu dem Satze zu erlangen, daß es für die Freiheit der Aussprache eines zu einem bestimmten Lehramt Berufenen tatsächlich Grenzen gibt, und zwar nicht nur für die Aussprache auf der Kanzel, sondern überhaupt. Auch wir tragen das als ein tiefernstes Anliegen auf unsern Herzen, daß auf unsern Kanzeln nichts Andres laut werde als die „reine Lehre", d. h. als das Evangelium, das Menschen selig macht. Wie falsch versteht man uns, wenn man glaubt, wir könnten diese Sorge nicht!

> Ich möchte in dem Verlangen nach reiner Lehre Niemandem nachstehen. Ich möchte aber auch im Besitz reiner Lehre Niemandem nachstehen. . . . Denn reine Lehre ist eine Forderung des Glaubens, auf die kein Christ verzichten kann —

schrieb 1900 der Herausgeber der Christlichen Welt in einer kleinen Schrift, die den Versuch machte, den Unterschied unsrer Auffassung von der einer gesetzlichen Orthodoxie ans Licht zu stellen.*) Und wer diese Sorge kennt und das Evangelium als die Hauptsache in der Kirche — denn ohne Evangelium gibts keine Kirche — und als das Eine, was der Gemeinde nottut, anerkennt, der erkennt damit auch an, daß das Pfarramt seinen ganzen und einzigen Zweck in der Darbietung des Evangeliums hat. Das sind wir der Gemeinde schuldig, daß wir ihr dies Evangelium bringen, und gar nichts Andres, keine Menschensatzungen, und seien sie noch so ehrwürdig, keine Menschenfündlein, und seien sie noch so modern. Und diese Forderung stellt dem Pfarrer niemand Geringeres als das Gewissen. Wer sie nicht kennt, sich nicht darunter beugt, — mir scheint, der ist innerlich gar kein Pfarrer.

Sind wir soweit einig, und ich kann mir nicht denken, daß Jemand von uns hierin anders empfände, so ists wohl möglich auch noch einen Schritt weiterzugehen. So gewiß in allererster Linie das an das Evangelium gebundene Gewissen des Pfarrers die ausschlaggebende Instanz für den Inhalt seines Wirkens sein muß, ebenso gewiß ist er doch dabei auch vom Gewissen der Gemeinde abhängig, deren Diener er sein soll. Es ist die unumgängliche Voraussetzung für eine gesegnete Arbeit des Pfarrers, daß die Gemeinde das, was er ihr bietet, als Evangelium anerkennt und als eine Kraft zur Seligkeit erfährt; es ist nicht nur ihr biblisches Recht, sondern ihre Pflicht, seine Gabe an diesem Maßstab zu messen. Die Theologie des Pfarrers, d. h. doch eben sein Verständnis des Evangeliums, ist wahrlich nichts Gleichgiltiges für die Gemeinde, sondern im Gegenteil, weil das evangelische Christentum eine geistige Religion ist, außerordentlich wichtig: also ists ganz in der Ordnung, daß sie sich den Mann, der ihr Pfarrer werden soll, gründlich darauf ansieht, daß sie sich wehrt, wenn ihr von Kirchenregiment oder Patron Einer aufgedrängt wird, in dessen Wort und Schrift sie vermißt, was ihr Herzenssache ist, und daß sie auch nach Mitteln sucht, das Band mit einem solchen Pfarrer zu lösen.

Und hier tut sich nun allerdings ein Gebiet auf, das der Weisheit und Gerechtigkeit der Kirchenleitung ein weites Feld der Betätigung bietet und das nach einer dem Gebot der Liebe und dem Zweck des Friedens dienenden Ordnung förmlich schreit. Wer solche Ordnung schaffen könnte, der würde sich ein großes Verdienst um unser Gemeindeleben erwerben, und wie gerne würden wir an einer solchen Ordnung gemeinsam auch mit unsern Orthodoxen und Pietisten arbeiten! Nur, daß das Verlangen nach einer solchen Ordnung etwas ganz Andres ist, als das nach Aufrichtung und Durchsetzung einer festen Lehrnorm und Lehreinheit, ja daß der Verzicht auf diese geradezu die Voraussetzung jener ist! Denn so wenig eine rechte christliche Ehe durch das Eherecht geschaffen oder gesichert wird, so wenig läßt sich der innere Zusammenklang zwischen Pfarrer und Gemeinde schaffen durch eine Lehrordnung. Es liegt doch zu Tage, daß der längst nicht überall da vorhanden ist, wo der Pfarrer an der Norm, wie sie heute üblich ist, gemessen ganz makellos dasteht. Was nützt da das Lehrgesetz? Was nützt es da, wo trotz aller Orthodoxie eine Gemeinde die Fühlung mit ihrem Pfarrer verloren hat? Ganz zu schweigen davon, daß es alle die Gemeindeglieder einfach entrechtet, die nun eben wegen der starren Orthodoxie des Pfarrer diese Fühlung nicht gewinnen können. Die Lehrgesetzlichkeit beruht auf zwei Voraussetzungen. Sie lauten: Weil der Pfarrer der objektiven Lehrnorm gemäß lehrt, muß die Gemeinde zu ihm Vertrauen haben. Und weil der Pfarrer davon abgewichen ist, darf sie zu ihm kein Vertrauen haben. Oder noch genauer: Weil wir, ein durch Staats- und Kirchengesetz berufnes Kollegium, durch Stimmenmehrheit festgestellt haben, daß —, deshalb . . . Denn auf eine göttliche Berufung wird sich wohl in der evangelischen Kirche Niemand stützen wollen! Aber diese beiden Voraussetzungen sind falsch: Vertrauen läßt sich weder erzwingen noch vertreiben!

Auch in unserer Bibel steht das Wort: Gott ist nicht ein Gott der Unordnung, sondern des Friedens (1. Kor. 14, 33). Auch wir haben die tiefste Ehrfurcht vor dem Gewissen der Gemeinde, und wollen dies wahrhaftig nicht vergewaltigt sehen. Was wir erstreben, ist deshalb eine Ordnung, deren Voraussetzung der offene und grundsätzliche Verzicht auf eine mit irgend welchen Mitteln herbeizuführende Lehreinheit, d. h. auf den Sieg einer bestimmten theologischen Schule ist. Denn auch das Dogma ist doch nichts als eine Theologie neben andern. Eine Ordnung, die vielmehr von der Mannigfaltigkeit im Verständnis des Evangeliums als von einer festgegebenen Tatsache ausgeht und sie nicht künstlich zu beschränken sucht. Eine Ordnung, die sich dieser Mannigfaltigkeit anschmiegt, soviel das nur irgend möglich, die ebenso orthodoxen wie liberalen Minoritäten, Gemeinschaftsleuten wie Modernen dienen will, die das Vertrauensverhältnis zwischen Pfarrer und Gemeinde so heilig achtet, daß, wo es besteht, Jedermann verwehrt wird, es zu stören, wo es nicht besteht — es sei aus welchen Gründen immer — es mit schonender Hand löst. Kurz eine Ordnung, deren einziges Motiv die christliche Bruderliebe in ihrem tiefsten Sinn ist. Eine solche Ordnung läßt sich nicht von heute auf morgen schaffen — das wissen wir auch. Daß sie einmal werden muß, das sind wir gewiß, denn sie ergibt sich aus dem evangelischen Verständnis des Glaubens und Gewissens und der Kirche. Denn die „reine Lehre des Evangeliums", die nach der Augustana das Merkmal der Kirche bildet, ist sicherlich nichts, was äußerlich erkannt und gemessen werden könnte. Sie ist etwas Unsichtbares für den Verstand, aber sichtbar und gewiß dem Glauben trotz aller Mannigfaltigkeit der Ausdrucksformen, weil sie ja nicht auf Menschensatzungen beruht, sondern auf dem Wirken des Geistes Gottes. Sollten nicht die großen Unterschiede in der Erfassung dessen, was eigentlich Evangelium ist, eine gottgegebene Gelegenheit für unsere Altgläubigen sein, diesen Glauben zu betätigen, indem sie der Mannigfaltigkeit nicht wehren?

Wir sind damit doch wieder auf die Frage gestoßen, auf die nach meiner Beobachtung die meisten kirchlichen Kämpfe unsrer Tage zurückführen, auf die unendlich schwierige Frage, wie weit die kirchliche Gemeinschaft Rechtsordnung braucht und verträgt. Diese Frage hier aufzurollen, würde viel zu weit führen, auch müßte ich, um auch nur meine Meinung darüber darzulegen, oft Gesagtes wiederholen. Ich will hier nur eine ganz nüchterne, aus dem Leben gegriffene Erwägung anregen. Es mag als ein Uebel empfunden werden und es auch wirklich sein, daß auf evangelischen Kanzeln und Kathedern Männer stehen, deren Lehren eine große Zahl frommer und kirchlicher Gemeindeglieder als wider ihren Glauben ablehnt. Aber würde es nicht ein viel größeres Uebel, ein viel

*) Reine Lehre eine Forderung des Glaubens und nicht des Rechts. Hefte zur Christlichen Welt Nr. 43. Tübingen 1900.

schwererer Schade für die Kirche sein, der durch Feststellung äußerlicher Lehrnormen und zwangsweise Ueberwachung der Lehre der Pfarrer angerichtet würde? Die Wirkung des gepredigten, wie des geschriebenen Wortes hängt von dem Vertrauen ab, daß es aus ganz freier, persönlicher Ueberzeugung stammt. Auch nur der Schein, als rede der Pfarrer nach Vorschrift, als ließe er sich von irgend einer andern Autorität leiten als von seinem Gewissen und das heißt: von Gott, ist tötlich. Und es würde nicht nur Schein sein. Es sind goldne Worte, die einst ein preußischer Oberhofprediger gegen das Ansinnen einer festen Lehrnorm geschrieben hat:

Es entsteht dadurch . . eine höchst peinliche Verlegenheit, nämlich entweder in steter Furcht, angegeben und gestraft zu werden, gegen die Befehle [des Landesherrn] zu handeln, oder wenn sie nicht Mut genug haben, Amt und Beruf um des Gewissens willen aufzugeben, Heuchler zu sein und Andern Etwas als seligmachende Wahrheit zu empfehlen, was sie selbst nicht dafür erkennen.... Menschen ohne Gewissen ergreifen in solchen Umständen sehr bald ihre Partei; sie hängen den Mantel nach dem Winde und lügen ohne Scheu eine Ueberzeugung, die sie nicht im Herzen haben; sie sprechen nicht, was sie denken, sondern wie es ihrem zeitlichen Glück vorteilhaft ist, und wie man will, daß sie sprechen sollen; die aber Gott fürchten, müssen einen harten Kampf ausstehen und wissen nicht, wie sie Gehorsam gegen die Obrigkeit mit dem Gehorsam gegen ihr Gewissen, und das, was sie ihrem Amte schuldig sind, mit der Pflicht der Sorge für die Ihrigen vereinigen können und dürfen. . . .

Ich bitte die verehrten Herren, die von dem Gedanken an die ultima ratio zur Entscheidung der Lehrstreitigkeiten unsrer Zeit nicht zurückschrecken, diese Worte recht genau zu überlegen und sich die Folgen zu vergegenwärtigen, die die Anwendung von Gewalt zur Erzielung der Lehreinheit haben müßte. Sie müssen sich fragen, ob der Gewinn, Einige, die nach ihrem Urteil Irrlehrer sind, von den Kanzeln zu stoßen, den Preis wert ist, gerade jedes positive Zeugnis der Kirche zu entwerten, ja durch den Verdacht der Abhängigkeit in seiner Wirkung zu vernichten. Denn daß ein solcher Verdacht in unsrer Zeit noch viel gefährlicher und zerstörender sein müßte, als damals, wo die eben zitierten Worte geschrieben wurden, das wird wohl Niemand bestreiten. Ja, dieser Verdacht liegt bereits wie ein Bann auf der Tätigkeit der Pfarrer und hat schon unendlich viel Vertrauen und Anhänglichkeit an die Kirche entwurzelt. Und weil wir mit tiefem Schmerz sehen, wie jeder Lehrprozeß diesem Verdacht neue Nahrung zuführt, deshalb bleiben wir bei der Forderung, daß man endlich ganz und klar darauf verzichte, die Lehre des Pfarrers an äußerliche Normen oder an das Urteil vorgesetzter Behörden zu binden, und ihn in diesem Stück seinem Gewissen und seiner Gemeinde überlasse.

Zum Schluß möchte ich ein Wort sagen über eine Formel, die in den oben zitierten Aeußerungen öfter wiederkehrt, über die Formel der „Gleichberechtigung der Richtungen". Ich habe sie immer für eine sehr unglückliche gehalten. Man kann es doch einem ernsten Menschen, der sich eine Ueberzeugung errungen hat, nicht zumuten, eine andre, vielleicht stark abweichende Ueberzeugung als „gleichberechtigt" anzuerkennen. Es liegt in der Natur der Ueberzeugung, daß das als Verleugnung, als wider die Wahrhaftigkeit und das Gewissen empfunden wird. Wir sollten diese Formel und das darin liegende Urteil über den Kampf der verschiedenen Richtungen untereinander fahren lassen. Dieser Kampf ist gesund und muß sein. Ich verarge es Niemand, wenn er meine Denkweise als unzulänglich oder irrig bestreitet, ebenso wie ich das Recht in Anspruch nehme, Andern die Mängel und Fehler der ihrigen vorzuhalten, wenn die Gelegenheit es fordert. Worauf es ankommt, ist etwas Andres: die Durchsetzung des Grundsatzes, daß der Kampf um den reinen Verstand des Evangeliums in der Kirche zu ihrem Wesen gehört, daß er aber als ein geistiger nur mit geistigen Waffen geführt werden darf. Erich Foerster

Die moderne Gemeinschaftsbewegung

2

In den von der Deutsch-evangelischen Kirchenkonferenz aufgestellten Grundsätzen werden die beiden von einander divergierenden Richtungen der neueren Gemeinschaftsbewegung ausdrücklich unterschieden. Es heißt da:

Die neuere Gemeinschaftsbewegung kann nicht als eine einheitliche betrachtet werden. Sie ist vielmehr eine vielgestaltige, je nachdem sie unter dem Einflusse des deutschen Pietismus an dem Charakter der deutsch-evangelischen Glaubens- und Frömmigkeitsweise festhält oder fremde, aus englischem und amerikanischem Boden herstammende Motive in sich aufnimmt und zur Geltung bringt.*)

Diese die beiden Richtungen nach ihren Ursprüngen bezeichnende Unterscheidung trifft aber nur z. T. das Richtige. Denn allerdings sind bei der kirchenfreundlichen Richtung der Gemeinschaftsbewegung die Einflüsse des deutschen Pietismus unverkennbar; aber dieselbe Richtung wird zugleich auch in hervorragendem Maße durch englisch-amerikanische Einflüsse bestimmt. Andrerseits sind es bei der gegnerischen Strömung nicht nur fremde, aus englischem und amerikanischem Boden stammende Motive, welche den Gegensatz zur Kirche bedingen und berechtigte Bedenken erregen, sondern es sind hier auch zum guten Teile Einflüsse wirksam, die auf den deutschen Pietismus und andere einheimische Bewegungen zurückzuführen sind. Es würde zu weit führen, das hier im Einzelnen zu verfolgen. Aber soviel muß man immerhin zugeben, daß bei der extremsten Richtung der Gemeinschaftsbewegung sich eine starke Einwirkung des aus England stammenden Darbysmus bemerkmar macht. Fleisch weist mit Recht darauf hin, daß v. Viebahn**), der mit dem linken Flügel der Gemeinschaftsleute — so will ich die Extremen nennen — in engster Berührung steht, Darbyst ist und daß die von dem Blankenburger Kreise und den Ostdeutschen geäußerten Anschauungen eine frappante Aehnlichkeit mit darbystischen Gedanken haben. Denn was ist eigentlich die Absicht und das Ideal dieser extremen Richtung? Sie wollen die Gemeinde Gottes, den einen wahren Leib Christi, in biblischen Formen in voller Reinheit sichtbar darstellen unter scharfer Sonderung von allen Nichtwiedergeborenen und klarer Scheidung von der Welt, von allen falschen Religionssystemen und allen menschlichen Autoritäten. Der heilige Geist ist die alleinige Autorität. Bekenntnisse haben ebenso wenig Wert wie Gottesdienstordnungen — die Satzungen der „Vereinigten ostdeutschen Brüderräte" lassen ausdrücklich „als unerschütterliche Grundlage der Gemeinschaftsbewegung lediglich die Heilige Schrift" gelten, im Gegensatze zu den Richtlinien des „Deutschen Verbandes", nach denen der Verband „auf dem Boden der Heiligen Schrift und der reformatorischen Bekenntnisse" steht. Vom geistlichen Amte denkt man außerordentlich gering. In den „Gottestaten" Nr. 3 findet sich folgende Aeußerung: „Unter den Pastoren, mit denen mich Gott zusammenführte, fand ich auch Niemand, dem ich mich hätte anvertrauen mögen"; und ebenda Nr. 5: „Den meisten Widerstand in der Ausbreitung der biblischen Gemeinschaftsidee finden wir natürlich beim geistlichen Amt." Selbst der „bekehrte" Pastor gilt nicht als Pastor, sondern lediglich als Glied der sichtbaren Gemeinde Gottes. Bei einem liberalen Pastor das Abendmahl zu nehmen, wird sogar unter Fluch gestellt („Was sagt die Schrift" hrsg. von Rubanowitsch, Verlag der Vereinsbuchhandlung G. Ihloff und Co. in Neumünster 1904, S. 313). Die Theologie wird nicht nur für überflüssig, sondern für schädlich erklärt. Selbst Predigtvorbereitung ist vom Uebel, da sie die Wirkung des Geistes beeinträchtigt. In allen Unternehmungen folgt man unmittelbarer Geistesleitung. Alle Gemeinschaftshäuser, das Vandsburger Schwesternhaus, das neu geplante Bruderhaus, das Marklissaer Krüppelheim, das Pilgerheim, die Zufluchtsstätte Pella und ebenso die Missionen der Gemeinschaftsleute (Neukirchener, China-Inland-Mission und Sudan-Pionier-Mission) werden lediglich „auf Glauben" gegründet, d. h. es wird für sie nicht kollektiert, sondern allein gebetet. Das Alles ist darbystisch gedacht,***) und darbystisch ist vor allem auch die interdenominationelle Tendenz dieser extremen Gemeinschaftsleute, d. h. das Streben, die wahren

*) Nach dem Bericht der Chronik der christlichen Welt Nr. 33.
**) Lebt als pensionierter General in Wiesbaden.
***) Man vergleiche über den Darbysmus den lesenswerten Artikel „Darby" von Loofs in Herzogs Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Dritte Auflage, vierter Band.

Gläubigen aus allen kirchlichen Denominationen zum wahren Leibe Jesu Christi sichtbar zu vereinigen, ohne doch selbst eine neue Denomination, eine neue Kirche oder Sekte bilden zu wollen. Man ist eigentlich weniger kirchenfeindlich gesinnt als völlig indifferent gegenüber der Kirche. Da man selbst keine neue Kirche gründen, sondern nur den wahren Leib Jesu darstellen will, die Gliedschaft am Leibe Jesu aber mit der Zugehörigkeit zu einer Kirche Nichts zu tun hat, so findet man es nicht der Mühe wert, aus der Kirche auszutreten. Auf die Dauer ist natürlich dieser Standpunkt nicht aufrecht zu erhalten. Man wird ebenso wie die Darbysten mehr und mehr auch zur äußeren Separation von der Kirche gedrängt werden, mit der man keine innere Gemeinschaft mehr empfindet. Und grade die strenge Zucht, die man an allen Unbekehrten übt, wird aus „dem wahren Leibe Jesu", den man darstellen will, schließlich nichts Andres machen, als eine — oder, was noch wahrscheinlicher ist, eine ganze Reihe von kleineren sektiererischen Gemeinschaften, die mit andern schon bestehenden Sekten den Ernst der Frömmigkeit und die aufrichtige Begeisterung, aber auch die schrankenlose Willkür und Rechthaberei gemein haben.*)

3

Uns interessiert hier in erster Linie nicht sowohl der antikirchlich gesinnte Flügel der Gemeinschaftsbewegung, mit dem auf die Dauer ein friedliches Zusammenarbeiten im Dienste der Landeskirche doch nicht möglich ist, als vielmehr der zur Landeskirche sich freundlich stellende Zweig der Bewegung. Die geistigen Führer dieser Kreise sind vornehmlich Lepsius und Jellinghaus. Von den maßlosen Angriffen, die namentlich Lepsius von Seiten seiner Gegner innerhalb der Gemeinschaftskreise zu erfahren hatte, war schon die Rede. Es verdient alle Anerkennung, daß Lepsius, der wohl ahnen konnte, daß er mit seinen Schrifthypothesen bei den Ganzfrommen im eigenen Lager gewaltigen Aufruhr erregen würde, ohne Scheu seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung Ausdruck gab. Man mag vom Standpunkt der Wissenschaft aus seine Hypothesen für noch so gewagt und seine Methode für noch so willkürlich halten, Lepsius erkennt doch im Prinzip die Methode wissenschaftlicher Forschung an und gibt dadurch der Wissenschaft die Möglichkeit einer Auseinandersetzung mit ihm. Das aber ist es gerade, was die „frommen" Laienkreise der Gemeinschaftsbewegung gegen Lepsius so in Harnisch gebracht hat. Und von ihrem Standpunkt aus kann man ihnen das gar nicht einmal so sehr verdenken. Sie fürchten mit Recht, daß, wer dem Teufel (von ihm stammt ja nach ihrer Meinung die theologische Wissenschaft) erst einmal den kleinen Finger reicht, ihm bald auch die ganze Hand lassen muß. Ihnen muß Lepsius wie ein Verräter im eigenen Lager erscheinen. Darum die harte Verurteilung von Lepsius durch die Blankenburger Konferenz. Aber wie gesagt, man kann sich nur darüber freuen, daß Lepsius seinen „Freunden" aus der Gemeinschaftsbewegung gegenüber mit solcher Entschiedenheit für das Recht der wissenschaftlichen Forschung eingetreten ist und noch eintritt. Es wäre nur zu wünschen, daß er mit derselben Entschiedenheit für dieses Recht auch dann einträte, wenn die wissenschaftliche Forschung zu andern Konsequenzen als den seinen gelangt, und daß er aus der wenig vornehmen Art, wie seine Gegner ihn bekämpft haben, gelernt hätte, seinerseits den Kampf auch gegen die „moderne Theologie" mit um so größerer Gerechtigkeit zu führen. Daß Lepsius' Kampfesart jedoch in dieser Hinsicht Manches zu wünschen übrig läßt, hat Wernle ihm in Nr. 27 der Christlichen Welt mit gutem Rechte vorgehalten.

Von Lepsius theologischen Arbeiten ist eine der interessantesten der kühne Versuch, den Widerspruch zwischen dem modernen und dem biblischen Weltbilde zu beseitigen. Ich sage ausdrücklich „Weltbild", nicht Weltanschauung. Lepsius wechselt willkürlich mit beiden Ausdrücken und erleichtert sich dadurch seine Beweisführung. Die Frage, um die es sich handelt, sagt Lepsius*), ist diese: „Ist es ausreichend, um das Wesen des Christentums zu verstehen, nur den sittlich religiösen Faktor herauszuheben und in seiner originalen Gestalt zu beschreiben, oder ist auch die Weltanschauungsfrage in das Verständnis des Christentums hineinzunehmen? Lepsius bejaht das Letztere; er hält es für unmöglich, die Ausschaltung der Weltanschauungsfrage aus dem Christentum als eine befriedigende Lösung der religiösen Frage der Gegenwart anzuerkennen:

Die Sache liegt vielmehr so: Die religiöse Lösung, die das Christentum gibt, will nichts Anderes sein, als die Lösung des Weltproblems selbst. Die Antwort der Religion und die Frage der Weltanschauung gehören so eng zusammen, wie Schlüssel und Schloß. Was hat aber die moderne Theologie getan? Sie hat das Schloß zum alten Eisen geworfen und den Schlüssel in der Hand behalten. Sie sagt zur biblischen Weltanschauung Nein und will doch zum Evangelium Ja sagen. Allerdings, sie will den Schlüssel nicht ohne Schloß. Aber das Schloß ist ihr die mechanische Weltanschauung und die evolutionistische Geschichtsbetrachtung, und weil zu diesem Schloß der Schlüssel nicht paßte, so hat sie daran herumgebogen und herumgefeilt, bis Bart und Stange und Griff nicht mehr zu erkennen waren. Das hat die konservative Forschung mit Mißvergnügen gesehen und sie ist ihrerseits eifrig bemüht gewesen, dem Schlüssel seine alte Fasson zu wahren und ihn von Rostflecken zu reinigen. Aber scheint es nicht fast, daß auch ihr das alte Schloß schon bedenklich verrostet erscheint? Sie nimmt zwar den Schlüssel noch zur Hand, sie zeigt, daß noch immer die uralte Menschheitsfrage von Schuld und Sühne der Drehpunkt seiner Bewegung ist, aber den Schlüssel herumzudrehen, die Welträtsel zu lösen, die Fülle der Probleme, die uns das kopernikanische System, die geologischen Tatsachen der Erdgeschichte, die Ergebnisse des modernen Naturerkennens, die Resultate der geschichtlichen Erforschung des alten Orients eröffnet haben, diese Probleme mittelst der biblischen Weltanschauung zu lösen und auf Grund dieser Lösung den modernen Menschen von dem Mißtrauen gegen die Zulänglichkeit des Christentums für die Bewältigung der Weltaufgabe des Menschen zu befreien, dazu scheint der Theologie der Mut abhanden gekommen zu sein. Aber kann die konservative Forschung bei dieser Selbstbeschränkung stehen bleiben? Die jüngste Wendung der modernen Theologie macht auch dies unmöglich. Denn nicht nur beginnt sie auf ihre Weise die Weltanschauungsfrage wieder aufzunehmen, sondern sie ist folgerichtig genug, nachdem sie den ersten Schritt getan, auch den zweiten zu tun. Sie hat das Schloß zum alten Eisen geworfen und sie schickt sich an, den Schlüssel ihm nachzuwerfen. [NB. der Schlüssel ist das Evangelium!] Es verschlägt wenig, wenn jetzt konservative Forscher kommen und sagen, gebt uns den verbogenen Schlüssel, wir versprechen das Schloß damit zu öffnen. Hier bleibt nur eine Lösung: Nicht Schlüssel oder Schloß, sondern Schlüssel und Schloß oder — beides zum alten Eisen.

Lepsius will beides, Schlüssel und Schloß, retten und zwar beides in seiner ursprünglichen Form. Der Weg, den er dazu einschlägt, ist der, daß er im Gegensatze zu der vermeintlichen christlichen Weltanschauung auf die wahrhaft christliche Weltanschauung zurückgeht. Denn:

Die Weltanschauung, die uns jetzt als die christliche gilt, und mit der unsre gesamte Theologie noch immer als der christlichen rechnet, ist in Wahrheit mehr die des christlichen Mittelalters, als die Weltanschauung der Schrift.

Die mittelalterliche Weltanschauung ist dualistisch, d. h. sie lehrt die Existenz eines Diesseits, das sich mit der Welt deckt, und eines Jenseits, das schlechterdings aus dieser und jeder Welt herausfällt. Die Weltanschauung der Schrift aber, wie sie Christus und die führenden Männer des Volkes Israel in ununterbrochener Tradition aus der Urreligion der Menschheit übernommen haben, ist durch und durch monistisch, d. h. sie kennt nur eine einzige Welt, die das Reich des lebendigen Gottes ist und von den Heerscharen Gottes bevölkert wird.

*) Der Gewährsmann, dem wir die Anmerkungen zu unserm ersten Artikel unten Sp. 885 verdanken, bemerkt zu diesem Abschnitt: Um die starke darbystische Strömung in der Gemeinschaftssache zu verstehn, muß man besonders Stockmayers Einfluß in Betracht ziehn. Er hat seit etwa fünfzehn Jahren die Gedankenrichtung der Konferenzchristen auf das intensivste beeinflußt. Sein Lieblingsgedanke aber ist die Begründung einer kleinen Auswahlgemeinde, in der die Heiligung bis zur Ueberwindung des Todes Gestalt gewinnt und die das Wiederkommen Christi ermöglicht. Die Evangelisten des Ostens, die in einer großen Erweckungsbewegung arbeiten, sind seine eifrigsten Anhänger. Stockmayer, ursprünglich Pastor der waadtländischen Freikirche, steht der Kirche sehr skeptisch gegenüber.

von Viebahn ist neuerdings (er zahlte bisher noch Kirchensteuern) in Folge des Falles Fischer aus der Kirche ausgetreten. Als Allianzmann kann er zwar kein genuiner Darbyst sein, er schrieb aber unlängst noch eine Schrift zur Verteidigung des Darbysmus und beeinflußt diesen in Deutschland stark im Sinne der Allianz.

*) Ich lege den Vortrag zu Grunde, den Lepsius auf der zweiten Eisenacher Konferenz am 10. Juni 1903 gehalten hat. Die Protokolle der Eisenacher Konferenzen sind im Verlag der Deutschen Orient Mission Großlichterfelde West erschienen.

Diese Heerscharen und Diener Gottes, seine Erzengel und Engel, sind nichts weniger als Phantasiegestalten, Allegorien und Symbole, die eine kindliche Phantasie in eine andere Welt hineingeträumt hat. Sie sind die Geister der Gestirne, die uns in leuchtender Wirklichkeit vor Augen stehen, sobald wir den Blick zum Sternenhimmel erheben. Das Gesicht des Ezechiel (Hesekiel 1, 4—28) wie des Sehers der Offenbarung Johannis (4, 2—7) sind nichts Anderes als „eine symbolische" (— also um das Symbol kommt doch auch Lepsius nicht herum —) „Darstellung des Kosmos" mit den Sternbildern des Tierkreises. Der israelitische Kultus aber ist die religiöse Organisation des Volkslebens als irdisches Abbild der Himmelswelt. (Vergl. die zwölf Jakobs-Söhne und ihre Verteilung an die zwölf Tierkreisbilder im Jakobs-Segen Gen. 49.)

Durch diese Ausführungen, die sich in manchen Punkten mit den allermodernsten religionsgeschichtlichen Theorien (von Winckler und Delitzsch — auf Letzteren beruft sich Lepsius ausdrücklich) berühren, glaubt Lepsius den Nachweis geführt zu haben, daß das biblische Weltbild nicht veraltet sei, da doch, wie Fechners „Zend-Avesta" zeige, auch vom Standpunkt der modernen Naturwissenschaft a priori nichts gegen die Lehre von der Beseeltheit der Gestirne einzuwenden sei. Wie aber ist es mit den drei Stockwerken der Welt, Himmel, Erde und Unterwelt, die der herkömmlichen Meinung zufolge das biblische Weltbild aufweist und um derentwillen dieses Weltbild heutzutage allgemein als veraltet gilt? Lepsius hilft sich mit kühnem Griffe. Die drei Stockwerke des biblischen Weltbildes sind nichts Anderes als eine „dreifache Seinsweise" oder sozusagen „drei Aggregatzustände des Seins, die nach der Lehre der Schrift, wie nach dem Glauben aller Völker ein und dasselbe Wesen, ein und dieselbe Persönlichkeit durchlaufen kann." Diese

dreifache Seinsweise wird in den Religionslehren der alten Welt und der heiligen Schrift auf mannigfache Weise beschrieben. Erstens mit räumlichen Kategorien als: Oberwelt, Mittelwelt und Unterwelt; zweitens mit physikalischen Kategorien als: Licht, Wechsel von Licht und Finsternis, und Finsternis; drittens mit biologischen Kategorien als: ewiges Leben, sterbliches Leben und Todeszustand; viertens mit ethischen Kategorien als: Herrschaft des Guten, Mischung von Gut und Böse, und Herrschaft des Bösen; fünftens mit metaphysischen Kategorien als: Göttliches Sein, Sein im Fleische und Sein im Geiste. ... Da nun die räumlichen Kategorien für die Anschauungskraft der Sprache und die Vorstellungswelt der Phantasie wegen der größeren Lebhaftigkeit und Deutlichkeit alles dessen, was wir mit dem Sinn des Auges wahrnehmen, zu allen Zeiten ihren Vorrang in der volkstümlichen Darstellung metaphysischer Dinge behauptet haben, so ist es kein Wunder, daß in den alten Religionen und auch in der Schrift die räumliche Darstellung der drei Stockwerke des Seins als die gemeinverständlichste bevorzugt wird.

Aber darum ist die räumlich symbolische Darstellung der drei Stockwerke des Kosmos von kindischem Aberglauben weit entfernt, zumal neben der räumlichen Kategorie auch noch die anderen Kategorien zu ihrem Rechte kommen:

Oder meint wirklich Jemand im Ernste, daß je ein Babylonier oder Aegyter den Untergang vom sterblichen Leben zum Tode oder vom sterblichen zum unsterblichen Leben sich nur als Ortsveränderung im Kosmos vorgestellt habe?

Das heißt nun freilich, sich den Beweis ein wenig leicht machen. Denn zu beweisen wäre gerade dieses, daß die räumliche Darstellung der drei Stockwerke des Seins als eine nur *symbolische* Darstellung und die räumliche Kategorie wirklich als *Kategorie*, d. h. als *Form* der Anschauung von den Schriftstellern der Heiligen Schrift mit klarem Bewußtsein erkannt worden ist. Daß wir uns heutzutage die Sache so zurechtlegen können, beweist doch für die originale Auffassung der biblischen Schriftsteller Nichts. Oder sollten jene Männer und auch Christus selbst wirklich latente Kantianer gewesen sind? Daß Lepsius aber seine „Kategorien" tatsächlich im Sinne der Kantischen Kategorien verstanden wissen will, geht abgesehen von dem Zweck der ganzen Beweisführung auch aus der Aeußerung von Jellinghaus hervor, der in der an den Lepsiusschen Vortrag sich anschließenden Debatte in Eisenach erklärte:

Was nun den heutigen Vortrag betrifft, so war es mir, als Lepsius mir früher persönlich diese Gedanken mitteilte, nicht gleich nach allen Seiten klar, worauf Lepsius mit der einheitlichen Weltanschauung der Bibel hinaus wollte. Als wir uns aber beide in der gleichen Ueberzeugung zusammenfanden, daß die eine Weltschöpfung in drei Daseinsweisen Himmelreich, sichtbare Welt und Totenreich existiert, wurde ich ganz mit ihm einig. Lepsius wird sich um die Verteidigung der biblischen Weltanschauung verdient machen, wenn er nachweist, daß schon die Urmenschheit die Ueberzeugung von den drei Daseinsweisen der einen Weltschöpfung gehabt hat. *Ohne Zuhilfenahme von Kants Kritik von Raum und Zeit* wird man in unsern Tagen die biblische Weltanschauung gegen die materialistische und pantheistische Weltanschauung nicht überzeugend behaupten und aufrecht erhalten können.

Nun, wenn sie (soll heißen: das biblische *Weltbild*) wirklich nicht anders aufrecht erhalten werden kann, so läßt sie (vielmehr: es) sich überhaupt *nicht aufrecht erhalten*, sondern höchstens mit Zuhilfenahme von Kants Kritik von Raum und Zeit *umdeuten*. Das hat aber mit der *religiösen Weltanschauung* der Bibel und ihrer ewigen Wahrheit im Gegensatze gegen die materialistische und pantheistische Weltanschauung Nichts zu tun. Denn sie ist in ihren Grundgedanken sowohl mit dem biblischen wie mit dem modernen Weltbilde verträglich.

Fürsorge für die schulentlassene Jugend

Fürsorge für die schulentlassene Jugend. Von *Hans Suck*. Besonderer Abdruck aus dem Handbuch der Hygiene, herausgegeben von Dr. Th. Weyl. Jena, Gustav Fischer 1904. 94 S. 2,80 Mk.

Leitfaden für weibliche Jugendpflege. Von *Paul Hasse*. Zweite stark veränderte Auflage. Buchhandlung des Ostdeutschen Jünglingsbundes. 3 Bände, zusammen 6,50 Mk.

Jahrbuch des Ostdeutschen Jünglingsbundes 1905.

1

Das Buch von *Hans Suck* bietet einen trefflichen Ueberblick über die Notwendigkeit, die Aufgaben und den Stand der Jugendfürsorge in unserer Zeit. In einem Handbuche mußte es darauf ankommen, in möglichster Gedrängtheit viel zu sagen. Das hat Suck getan. In straffer Ordnung schreitet die Darstellung rüstig fort, sodaß der Leser gern und mit steigendem Interesse an der Hand des erfahrenen Führers dem Fluge über die vielen in Betracht kommenden Fragen und Gebiete folgt. Das Bild der Schädigungen und Gefahren, denen unsere Jugend infolge der veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse unterliegt, ist ein sehr trübes; namentlich sind die oft so traurigen Wohnungsverhältnisse empörend. Um so wohltuender berührt das Vertrauen des Verfassers auf unsere heutige Jugend. Sie trägt den Keim zur Rohheit nicht in sich. Wenn so viele jugendliche Existenzen im Strom des Lebens untergehen, so liegt es daran, daß man sie in der Kunst des Schwimmens nicht unterwies. Ihnen hier die helfende Hand zu reichen, ist die Aufgabe der Fürsorgetätigkeit. Der Nachweis, welche Formen letztere angenommen hat und annehmen soll, nimmt den Hauptteil des Buches ein, und doch müssen wir die Klage finden: Es fehlt an der organisierten Fürsorge! „Für die schulpflichtige Jugend, die durch den Unterricht schon Stütze und Festigung hat, richtet man Knaben- und Mädchenhorte, Ferienkolonien, Schülervorstellungen, Speisungen und andere gute Dinge ein, die schulentlassene läßt man ihre eigenen Wege gehen." In der Tat liegen hier Aufgaben vor, von deren Umfang sich heute nur die Wenigsten etwas träumen lassen. Es handelt sich um nichts Geringeres als um die Erziehung der werdenden Geister im entscheidenden Lebensalter. Je besser unsere Volksschulen werden und je mehr sie den Ton auf die Erziehung legen, umsomehr schreien sie nach einer Fortsetzung der Erziehung im nachschulpflichtigen Alter, wollen sie nicht den tragischen Eindruck ragender Pfeiler machen, über die sich kein Gewölbe spannt.

Zum Ersten ist für eine angemessene Ausfüllung der Freizeit der Jugendlichen zu sorgen. Auch Suck liegt dieser Punkt offenbar sehr am Herzen, denn er kommt mehrfach darauf zurück. Zur wirksamen Durchführung einer geregelten Fürsorge nach dieser Richtung hin erachtet er mit Recht die Zusammenfassung der jungen Leute zu vereinsmäßiger Geschlossenheit für kaum zu umgehen. Das ist kein neuer Gedanke. Seit mehr

als einem halben Jahrhundert bemühen sich kirchliche und christliche Kreise, die Jugend, wenn es auch zunächst nur die ältere war, in Jünglings- und Jungfrauenvereinen zusammenzuschließen. Neuerdings wird dies Gebiet auch von anderer Seite energisch in Angriff genommen, so energisch, daß das Jahrbuch des ostdeutschen Jünglingsbundes 1905 bereits von einem „Kampf um die Jugend" spricht. Als Konkurrenten zählt es neben den konfessionellen Jünglingsvereinen auf: die Turnvereine mit ihren Zöglingsabteilungen; die antisemitischen Wartburgbünde, nationalliberalen Jugendvereine und Jugendabteilungen der konservativen Bürgervereine; die kirchlich ungefärbten Jugendklubs, für welche die Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen mit reicher Unterstützung der Behörden eine rege Agitation entfalte; die Fortbildungsschule mit ihren Sonntagsunterhaltungen für die Schüler; die Veranstaltungen des deutschnationalen Handlungsgehilfenverbands für die jüngeren Mitglieder seines Standes, und endlich den Verein der jugendlichen Arbeiter und Lehrlinge Berlins. Etwa seit dem Jahre 1900 kann man das Anschwellen des öffentlichen Interesses für die schulentlassene Jugend datieren. Zu gleicher Zeit tauchte es hier und dort in privaten wie in öffentlichen Kreisen auf. Man nahm plötzlich wahr, wie unzureichend die heutige Jugenderziehung ist und welch gewaltige Bedeutung gerade der Erziehung in diesem Alter zukommen müsse. Man suchte neue Bahnen für sie neben den alten und bezeichnete die Arbeit an der schulentlassenen Jugend unzweifelhaft als die erste soziale Pflicht unserer Zeit.

Bei dem geringen Alter der Bewegung ist es kein Wunder, daß für die Erziehungsarbeit in den Vereinen noch keine allgemein giltigen festen Formen gefunden sind. Im Einzelnen mag hier und da die rechte Form und der rechte Ton getroffen werden, im Allgemeinen fehlt noch eine klare Erkenntnis des Weges, den die Jugenderziehung einzuschlagen hat. Soviel steht wohl fest, daß die einfache Fortsetzung des Volksschulunterrichts in Fortbildungsschulen, auch in obligatorischen, nicht genügt. Der junge Mensch, dessen körperliche Entwicklung zur Reife und wirtschaftlich oft plötzlich unabhängige Stellung es mit sich bringt, daß in ihm das Selbstbewußtsein kräftiger hervortritt, das Alter, in dem der Sinn für Kritik rege wird und das Gefühl der jugendlichen Kraft oft über die Grenzen hinausschießt, will anders behandelt sein als das Kind. Wie? das ist zumeist noch eine Frage, deren Beantwortung die Zukunft bringen muß.

Aber einige Richtlinien lassen sich doch schon aufstellen, die Anspruch auf Allgemeingiltigkeit erheben können. Schon erwähnt ist, daß die Form, unter der die Jugend über 14 Jahren erzogen werden muß, in der Hauptsache die des freien Vereins sein wird. Zur Erweiterung der Kenntnisse wird man zwar der obligatorischen Fortbildungsschule nicht entbehren können; für Zurechtbringung bereits auf Abwege Geratener wird man an Stelle der Gefängnisse Erziehunganstalten errichten müssen; für ortsfremde Jugendliche sind Lehrlings- und Mädchenheime in größerer Zahl zu begründen; aber die Erziehung der großen Masse wird der Tätigkeit in Jugendvereinen vorbehalten bleiben, die vermöge ihres eigenen Wertes immer größere Kreise der jungen Leute zu freiwilligem Anschluß anlocken. — Weiter wird man den allgemeinen Satz aufstellen können, daß die Erziehung in diesem Alter eine ganz besonders individuelle sein muß. In der Lebenszeit, in der die Individualität sich am kräftigsten entwickelt, darf das Schema am wenigsten triumphieren. Es würde auch kein Band stark genug sein, alle die treibenden Kräfte in eine Richtung zu biegen. Das darf man wohl mit haltlosen Schlingpflanzen, aber nicht mit erstarkenden Menschengeistern tun, ohne sich einer Verkümmerung ihrer Selbständigkeit, d. h. ihres Lebensreichtums schuldig zu machen. Vielmehr muß dem Ideal der individuell ausgeprägten Persönlichkeit entsprechend, zu der wir doch den jungen Menschen erziehen wollen, auch die Erziehung selbst individuell sein. — Und noch eine dritte Beobachtung wird als allgemeingiltig angesehen werden können: die Notwendigkeit, die heranwachsende Jugend zwischen 14 und 20 Jahren abermals zu teilen. Wenigstens gilt dies für das männliche Geschlecht. Die Grenzlinie für diese Teilung bildet naturgemäß der Uebergang vom Stande des Lehrlings zu dem des Gesellen, also das 17. bis 18. Lebensjahr, während die Erziehung nach oben hin im Militärdienst und in der Mündigkeit ihre natürliche Grenze findet.

Die drei bezeichneten Richtlinien sind sämtlich formeller Natur. Es wäre sehr schön, auch sachlich bestimmte Punkte festlegen zu können, über welche alle Jugenderziehung ihren Weg nehmen müßte. Leider ist das heute nicht möglich, und man wird trotz immer wiederholter dahingehender Versuche wohl überhaupt nie auch nur zu der Aufstellung eines allgemein giltigen sachlich bestimmten Ziels der Jugenderziehung gelangen. Wir können wohl zur Jugend sagen: Sei ganz, was du bist! Aber was das ist, werden wir ihr nicht vorschreiben können. Der eine hat diese, der andere jene Anlagen, der eine diesen, der andere jenen Fehler. Danach hat sich die eingreifende Erziehungstätigkeit zu richten. Was dabei herauskommt, liegt nicht in unserer Hand. Das müssen wir Gott überlassen.

Wir dürfen uns deshalb aufrichtig darüber freuen, daß man jetzt von so verschiedener Seite aus der Jugend helfen will. Mit jeder neuen Gründung erhält sie eine Möglichkeit mehr, in einer ihren Anlagen entsprechenden Weise weitergefördert zu werden. Wer sich aber darüber freut, wird es ablehnen, Vereinigungen mit bestimmten festgelegten Zielen als alleinberechtigt anzuerkennen. Weder die nationalen und politischen Jugendvereine, noch auch die mit christlichen oder kirchlichen Zielen dürfen den Anspruch auf Alleinberechtigung machen.

Paul Röthig

Verschiedenes

Unverrückbare Grenzsteine. So betitelt Herr Professor D. Ecke in Bonn einen Artikel, in dem er sich mit beweglichen Worten „an die älteren Freunde der Christlichen Welt" wendet und ihnen drei Fragen stellt. Auf die Fragen erwartet er Antworten, und ganz gewiß auch von dem Herausgeber der Christlichen Welt, dessen Haltung im Fall Fischer ihm ein schmerzlicher unverständlicher Abfall von seinem einst besseren Christentum zu sein scheint. Es ist ihm — und Vielen — ein Rätsel, weshalb wir für D. Fischer eintraten. Wir mußten, nach dem Zutrauen, das man zu unsrer christozentrischen Theologie hatte, das durch Fischer gegebene Aergernis ebenso schmerzlich empfinden wie die Brüder auf der Rechten und uns mit ihnen vereinen zur Säuberung des Heiligtums. Der Zeitpunkt war recht eigentlich gekommen, wo D. Eckes Hoffnung auf die kommende theologisch-kirchliche Entwickelung sich erfüllen mußte: das Bündnis der Ritschlianer (der „älteren Freunde der Christlichen Welt") mit Ecke und seinen Freunden zur Ausscheidung der freieren Theologen auf Kanzel und Katheder (des religionsgeschichtlichen und protestantenvereinlichen Flügels) aus der evangelischen Kirche (zunächst der preußischen Landeskirche). D. Eckes theologisches Hauptwerk „Die theologische Schule Albrecht Ritschls", bisher zwei Bände, war in Polemik und Irenik geradezu auf diesen Ausgang angelegt: es wollte zeigen, daß es so kommen müsse, und damit zugleich auf den Gang dieser Entwicklung zwingenden Einfluß üben.

Man fühlt dem Artikel den Schmerz des Verfassers an, daß es anders gekommen ist. Aber sollte er sein Zutrauen zu uns so rasch aufgeben? Sein Artikel ist wie ein Hilferuf für die halb verratene Sache, ein Gewissensruf an die Männer, die ihn so bitter enttäuschten.

Der Artikel steht im Augustheft der „Positiven Union" und ist seit Ende Juli in meiner Hand. Ich wollte mit meiner Antwort dem Bericht Foersters nicht vorgreifen, den nun unsre heutige Nummer bringt. Und ich darf es bei dem bewenden lassen, was Foerster gesagt hat. Ich könnte es nicht besser sagen. Was aus dem unerschöpflichen Thema noch nachzuholen nötig ist, das will ich beibringen, wenn ich mich eingehender mit Theodor Kaftan auseinandersetze, worauf dieser schon längst einen berechtigten Anspruch hat. Vielleicht ist es auch gut, wenn unsre Haltung im Falle Fischer für die Nachdenklichen unter unsern konservativen Kirchgenossen ihr Rätselhaftes nicht so ganz verliert. Sie müssen um ihrer selbst willen das Problem als solches noch länger und tiefer empfinden. Denn es müssen ihnen selber die Augen dafür sich öffnen, daß auf die Art, wie heutzutage in unsern Kirchen „Fälle" gemacht und behandelt werden, die Sache Gottes und seines Evangeliums nicht gefördert wird. An diesem Punkte gilt es eine völlige Einkehr und Umkehr unsrer Positiven. Der geistliche Irrwahn, in dem da die gläubigen Majoritäten handeln, ist viel ernster zu nehmen, als die Extravaganzen einzelner liberaler Theologen. So empfinden wir, so sehen wir, so urteilen wir kraft unsers Glaubens und Gewissens. Und wenn wir darum selber als ungläubig ausgescholten werden, so tragen wir das in Gottes Namen und warten der Stunde, wo unser Christentum auch von unsern heutigen Gegnern wieder anerkannt werden wird. Es gibt Situationen in der Kirche, da gilt es glauben — und nicht bekennen.

Die drei Fragen aber, die Herr D. Ecke an uns tut, weshalb die nicht beantworten? Ich will ehrlich sagen: weil sie schlecht gestellt sind. In Verlegenheit, innere Verlegenheit, bringt mich keine. Denn während Herr D. Ecke durch seine Ueberschrift „Unverrückbare Grenzsteine“ bei den Lesern seines Wortes und insonderheit bei uns, dessen Adressaten, die Erwartung weckt, daß er uns in seinen drei Fragen vor wirkliche Scheidungspunkte stellen werde, daß er uns Felsblöcke in den Weg rollen werde, um die wir nicht herumkönnen: fordert er dann Dinge von uns, die sich wissenschaftlich und praktisch, sowie man sie nur anfaßt, wieder in lauter Relationen und Vermittelungen auflösen. Herrn D. Eckes Bemühungen in allen Ehren, aber gerade dazu ist er nicht der Mann „unverrückbare Grenzsteine“ aufzustellen. Das liegt ihm nicht, ist nicht sein Charisma. Theodor Kaftan kann das schon eher, und deshalb ist es richtiger, ich knüpfe meine weitere Auseinandersetzung an dessen Publikationen an. Wollen doch unsre Leser selbst urteilen! Eckes Forderungen an uns lauten: 1. Bekämpfung des religionsgeschichtlichen Radikalismus, 2. Ueberwindung des schrankenlosen Subjektivismus, 3. charaktervolle Zurückhaltung gegenüber gefährlicher Bundesgenossenschaft. Lauter gutgemeinte Mahnungen, die man freundlich aufnehmen kann, wie sie freundlich gemeint sind, aber keine Grenzsteine, die auf festem Grunde unter dem Schutz fester Gesetze fest und sicher ruhen, an denen man sich, wenn man so töricht ist, sie zu verachten, den Kopf einrennen und Leben und Freiheit drum einbüßen kann. Zu all diesen Forderungen könnte ich zustimmen, und doch wäre dem Fordernden damit nicht gedient: denn ich muß auch dem religionsgeschichtlichen Radikalismus seine Mission zuerkennen und ihn also relativ schätzen; ich muß dem Subjektivismus in der Kirche eine noch stärkere Auswirkung wünschen, als er heute hat, und darum seiner voreiligen Unterbindung zuwider sein*); ich halte mich so charaktervoll als möglich von gefährlichen Bundesgenossen zurück, aber ich muß mir das Urteil darüber vorbehalten, wo die größere Gefahr einer Bundesgenossenschaft droht. Und kurzum, lieber Herr Professor, die Lage ist nicht so einfach und Sie werden uns wohl unsre Wege ziehen lassen müssen. Wir vergessen dabei weder unsre Vergangenheit, noch die Kirche, noch die konservativen Brüder, und bitten Gott, daß Er uns tapfer und weise mache zu dem Dienste, den wir nach unserer Berufung in seinem Reiche eben jetzt ausrichten sollen. R

Das Positive in D. Fischers Vortrag. Ein Wort für Fischer von einem Gegner Fischers. Von Joh. La Roche, Pastor in Golzow, Kr. Zauch-Belzig. Berlin, Georg Nauck 1905. 30 S. 50 Pf.

Ueber dies Schriftchen haben wir eine Zeit lang geschwiegen und möchten es am liebsten noch — aus lauter Sorge, es könnte durch unser Lob auch nur Einem verdächtig werden. Denn lesen, studieren und beherzigen müssen es vor allem Leute, die von uns schwer Lehre annehmen; wenn wir aber sagen, das sei ja ungefähr unser Standpunkt und eine größere Freude als dies Schriftchen hätten wir im ganzen Verlauf des Streites um Fischer gar nicht gehabt, werden wir das Schriftchen bei denen diskreditieren, die es so nötig haben. Nun aber sei dem Verfasser doch herzlich gedankt für dies so ganz selbständige unabhängige, freimütige Wort. Man merkt es ihm an, daß es in den Kreisen, in denen er lebt, nicht leicht ist, so Etwas zu schreiben. Und warm empfohlen sei es auch allen den „liberalen“ Theologen oder Laien, die auf der „positiven“ Seite nur Hierarchen und Heuchler sehen. Man gehe auch nicht mit der schnellen Rede, der Verfasser sei ein seltener Vogel, und eine Schwalbe mache keinen Sommer, über sein Votum zur Tagesordnung über. Nein, man verweile dabei; man rechne damit, daß ihrer doch Viele sind, die so denken, ob sie auch in der kirchlichen Presse nicht zu Worte kommen; man glaube an Gerechtigkeit und Verständnis, daß sie durch all den Dunst des kirchlichen Haders endlich siegreich durchbrechen müssen.

Das Büchlein zerfällt, dem Titel gemäß, in drei Hauptteile. Der erste entwickelt contra Fischer des Verfassers eignen theologischen Standpunkt, der zweite holt pro Fischer das Positive aus dessen Vortrage heraus, der dritte bietet „die Versöhnung“. Goldne Worte finden sich. „Fischer muß zuerst unbedingt verstanden werden; es darf ihm unter keinen Umständen ein Unrecht geschehen. Ob einer verstanden ist, darüber hat er allein das kompetente Urteil.“ Trefflich die Bemerkung über Bekenntnisverpflichtung S. 25, zweite Anmerkung u. s. w.

Unsre Leser dürfen gar nicht fürchten, daß sie in dem Schriftchen all dasselbe lesen würden, was wir zur Sache gesagt haben. Verfasser ist doch auch wieder eine ganz andre Nummer. Und gerade darum schätzen wir sein Votum so hoch. R

Ueber die Predigten des Pfarrers Jatho in Köln hat Professor D. Haupt in seinen Deutsch-Evangelischen Blättern, im Septemberheft, eine 7 Seiten lange Kritik geschrieben. Ohne sich irgend auf die Agitation einzulassen, die mit großer Zähigkeit darauf aus ist, einen „Fall Jatho“ zu schaffen, untersucht er den seiner Zeit (1905, Nr. 19) auch von uns besprochenen Predigtband und will seinen Lesern zu einem prinzipiellen, objektiven Urteil verhelfen.

Die Analyse der Predigten fällt so „vernichtend“ aus, daß man sich unwillkürlich fragt, was der Verfasser mit ihr bezweckte. Stünde die Besprechung in der Theologischen Literaturzeitung oder einem ähnlichen wissenschaftlichen Organ, so brauchte man sich darüber keine Gedanken zu machen. Aber in der Monatsschrift der preußischen Mittelpartei und also in einer Zeitschrift, die zu so ausgiebiger Untersuchung eines Bandes aus der schier unübersehbaren Predigtliteratur sicherlich nicht den Raum übrig hat, wenn nicht besondre Absichten vorliegen?

Indem ich darüber nachdenke, was D. Haupt mit dieser Rezension bezweckte, zumal im gegenwärtigen Momente, finde ich nur Eine Antwort. Er ergrimmte über die Art, wie die Predigttätigkeit dieses Mannes von kirchlichen Parteiorganen beschimpft und denunziert wird, und er wollte ein Beispiel geben, wie die freie Kritik, die auf Anklage, Prozeß und Maßregelung grundsätzlich verzichtet, indem sie scharf ihres Amtes waltet, ganz allein mit einem fehlenden Prediger fertig wird. Die öffentliche Rüge, prinzipiell begründet und rückhaltlos ausgesprochen, tritt an die Stelle des Disziplinarverfahrens, die brüderliche Zurechtweisung an Stelle der kirchenregimentlichen.

So allein kann ich es mir deuten, wenn ein Wortführer der Mittelpartei in der gegebnen Situation zu dem „Fall Jatho“, der für ihn so wenig existieren kann wie für uns, in dieser Weise das Wort nimmt.

Die Sache hat aber für mich ein besonderes Interesse. Unsre Leser werden es sogleich mit mir teilen, wenn sie sich der in Nr. 28 f. mit Herrn D. Haupt verhandelten Frage erinnern. Wir waren dort (vgl. Nr. 29: Gottesfriede im Gottesdienst) mit D. Haupt darüber eins geworden, daß der Gottesdienst der gemeinsamen Erbauung der versammelten Gemeindeglieder diene, daß der Prediger zu diesem Zweck auch durch seine Predigt mitwirken und also mit seiner „Dogmatik“, mit seiner „Theologie“ auf der Kanzel zurückhalten müsse. Ich wußte auch darin Herrn D. Haupt mit mir einig, daß er hierzu vom Prediger kein künstliches, unwahrhaftiges Verdecken seiner Stellung zu den theologisch-kirchlichen Zeitfragen verlange, sondern Takt, d. i. Fühlung mit seinen Gemeindegliedern, auch mit den „andersgläubigen“.

Nun trifft es sich, daß D. Haupt sein ganzes Absprechen über Jathos Predigten auf den Vorwurf aufbaut, daß Jatho sich mit seiner Predigt jedenfalls „nur an einen Teil der Gemeinde“ wende, „welche er zu bedienen hat.“ Erst nachdem D. Haupt diesen Fehler festgestellt hat, kritisiert er den Inhalt der Verkündigung. Ich glaube hier die allzu doktrinäre Anwendung des Grundsatzes, über den ich mit D. Haupt einig war, beanstanden zu müssen. Denn die Sache liegt in praxi doch nicht so einfach. Wir können nicht hindern, daß in dem persönlichsten Stück des Gemeindegottesdienstes sich die Persönlichkeit des Predigers in ihrer Eigenart geltend macht, und wir müssen in gewissem Sinne sogar wünschen, daß sie sich zur Ereichung des großen Gesamtzwecks so ganz wie möglich gebe. Auf der Vereinigung dieses Individuellen der Predigt mit dem Normalen des übrigen Kultus beruht der Reiz des protestantischen Gottesdienstes, und alle Bemühungen, die Predigt aus ihrer überragenden Stellung in ihm zu verdrängen, scheitern daran, daß dieser Reiz empfunden und begehrt wird. Das „Wort Gottes“ ist es doch nicht, das die Predigt zu einem Besonderen macht, denn das Wort Gottes haben die übrigen Stücke des Gottesdienstes — Lied, Gebet, Sakrament u. s. w. — mit diesem gemein.

Und so müssen wir, dem anerkannten Hauptzweck des Gottesdienstes freilich untergeordnet, freie Entfaltung der Individualität des Predigers zugleich wünschen. Und zwar in Form und Inhalt seiner Darbietung. Selbst exzentrische Persönlichkeiten werden darum auf der Kanzel wohl zu brauchen sein. Aber der Raum für sie ist nicht überall vorhanden. Das richtet sich nach der Einzelgemeinde. D. Haupts und mein gemeinsamer Freund Scholz hat in seinem unvergessenen Artikel in der Täglichen Rundschau 151 vom 30. März d. J. zutreffend darauf hingewiesen: „Anders steht es in Landgemeinden, wo in der Regel nur ein einziger Geistlicher vorhanden ist. Vom Standpunkt einer solchen Gemeinde wird das Recht der Beschwerde gegen den Geistlichen, der Neuestes, Allerneuestes predigt, schlechterdings nicht zu beanstanden sein. ... Auch in den Großstädten soll Gemeindeleben sein, also hat auch hier der Pfarrer, zum mindesten ideal genommen, der ganzen Gemeinde zu dienen.“ Den Unterschied der Land- und Stadtgemeinden, der volkarmen und volkreichen Gemeinden empfindet also Scholz mit mir, und für die prononcierten Individualitäten unter den Predigern ist eben in den großen volkreichen Stadtgemeinden der gewiesene Ort.

Und so sehe ich keinen Anlaß, weshalb um des von mir wie von D. Haupt anerkannten Prinzips willen Jathos Eigenart in Köln unerträglich sein soll. Mag Jatho, was an D. Haupts Kritik richtig ist, zu Herzen nehmen. Ich finde sie viel zu scharf. Manche Belege, die Haupt für sein Urteil gibt, kann ich durchaus nicht so abschätzig werten wie er. Auch das Material, das die kirchenparteiischen Gegner Jathos bis dahin beigebracht haben, konnte mir den Eifer ihrer Anklage nicht rechtfertigen. Um nur Eins anzuführen: Haupt konstatiert „Phrasen“. Meine Beobachtungen haben mich gelehrt, daß im Munde des Einen keineswegs Phrasen sind, was in dem des Andern Phrasen sein würden. Jatho steht in Köln in gesegneter Wirksamkeit. An Fischer konnte man nicht genug konstatieren, daß liberale Prediger niemals viel Zuhörer hätten. Jatho hat dagegen für seine Widersacher viel zu viel Zuhörer. Wie sollen es diese „liberalen Prediger“ nun eigentlich recht machen? Nun, man lasse doch den Mann in Segen sich auswirken. Köln hat noch eine ganze Reihe Pastoren anderen Schlags. Niemandem ist verwehrt zu diesen zu gehen. Es ist wirklich keine Notlage da. Das Prinzip zwingt hier nicht dreinzufahren.

*) Ich bitte doch Herrn D. Ecke, wie er andere Aeußerungen von mir so freundlich beachtet hat, dies auch mit meinem Artikel in Nr. 26 des Jahrgangs 1904 zu tun: Die Furcht vor dem Subjektivismus. Da findet er vielleicht einen Schlüssel zum Verständnis meiner und unserer Haltung.

Man lasse den Predigern in unsrer Kirche Luft und Bewegungsfreiheit! Sie können anders nicht leben und wirken.

Das sage ich gegen Jathos unermüdliche Feinde, nicht gegen D. Haupt. Er hat die gedruckt vorliegenden Predigten streng untersucht, in welcher Absicht, das erlaubte ich mir klarzustellen. R

Worin besteht die bleibende Bedeutung Ritschls für die protestantische Theologie? Vortrag, gehalten in der „Konferenz liberaler Theologen zu Hamburg“ am 22. Juni 1904 von Arnold Köster, Pastor an der Erlöserkirche in Hamburg-Borgfelde. Leipzig, Richard Wöpke 1904. 78 S. 1,20 Mk.

Die Fülle der Ritschl-Litteratur teilt sich in zwei Haufen: der eine Teil will die Dogmatik des Göttinger Schulhaupts darstellen, der andere will sie beurteilen. Oft genug geht freilich Darstellen und Beurteilen in einander über. Constantin von Kügelgen in seinem „Grundriß der Ritschlschen Dogmatik“ (2. vielf. veränd. Aufl. Leipzig, Wöpke 1905. 143 S. 3 Mk.) hat eine Art Apologie gegeben, bei der auch mancher Ritschlianer Sehnsucht nach mehr Kritik empfindet. Er orientiert zugleich umfassend; aber er kann die großen Fragen dabei nicht kraftvoll herausstellen. Die kleine Schrift von F. Kattenbusch „Von Schleiermacher zu Ritschl“ (1903 in 3. Aufl.) geht gerade auf die großen Zusammenhänge ein; wir danken ihr, daß sie Ritschl in den Fluß der Dogmatik des neunzehnten Jahrhunderts hineinstellt. Aber viele, namentlich aus der jüngeren Generation, haben die Empfindung, daß er Ritschls Bedeutung allzusehr auf einen Punkt konzentriert (das Ausgehen vom „Evangelium“) und in diesem Punkt allzusehr im Gegensatz zu einer bestimmten Theologie (des „frommen Bewußtseins“) definiert, als daß sie, die doch auch von Ritschl gelernt haben, in diesem Gegensatz aber kein entscheidendes Moment zu finden imstande sind, sich einverstanden erklären könnten. Nun versucht Köster nicht nur die Bedeutung Ritschls, sondern seine bleibende Bedeutung klarzulegen. Ist es nicht ein wenig kühn, dies Wort „bleibend“? Aber nehmen wir es, wie es doch wohl gemeint ist: es schließt aus, was schon vergangen ist, und es schließt ein, was uns, die wir uns von ihm beeinflußt fühlen, als unverlierbares Gut unserer theologischen Erkenntnis und damit als wertvollster Einschlag aller theologischen Erkenntnis erscheint. Nimmt man es so, dann kann man die scharfgefaßten, sehr klar ausgesprochenen, übersichtlich geordneten Sätze Kösters meines Erachtens zum größten Teil als glückliche Formulierung einer treffenden Antwort auf seine Themafrage betrachten. Er geht viel weniger ins Einzelne, als das von Kügelgen tat; er betrachtet viel weniger die dogmatischen Zusammenhänge, als das Kattenbusch tat. Er bestimmt die bleibende Bedeutung Ritschls vielleicht allzu negativ, indem er sie 1. in seinen Protest gegen den Intellektualismus, 2. in den Protest gegen die Mystik, 3. in den Protest gegen den Hierarchismus legt; auch in dem anscheinend positiven 4. Satz (Ritschls folgerichtig durchgeführter Konfessionalismus) bleibt er wesentlich negativ: das „konfessionell Antirömische“ gibt den Ausschlag. Die Ausführung stellt aber Positiveres heraus als diese Sätze. Er tritt in Gegensatz zu der oben berührten Auffassung Kattenbuschs von Ritschls Bedeutung (S. 73) und hat darin meines Erachtens Recht. Er findet natürlich nicht die Möglichkeit, auf die Weiterentwicklung der dogmatischen Diskussion über die von Ritschl angeregten Fragen einzugehen. Die Bedeutung des Schriftchens liegt also in der energischen Herausstellung derjenigen Anschauungen Ritschls, in welchen die Theologie weithin sich noch heut von ihm beeinflußt zeigt. Je mehr wir heutzutage geneigt sind, über Ritschl hinauszugehen, um so mehr danken wir Köster, daß er uns wieder einmal nachdrücklich an das erinnert hat, was wir von ihm haben. — Die Ergänzungen des Nachworts S. 71 ff. hätten wohl in die Darstellung selbst verwoben werden sollen. Die Erläuterungen und Uebersetzungen lateinischer Ausdrücke S. 76 ff. sind überflüssig. Oder rechnet Köster auch auf Leser, die kein Latein können? — Gedankengänge in Ritschls Bahnen zeigen auch recht deutlich die fünf Predigten, welche derselbe Verfasser unter dem Titel Neue Menschen in der „Modernen Predigtbibliothek“ 1903 herausgegeben in Leipzig, Wöpke). Doch läßt ihre übergroße Breite den Lesern der Gabe nicht recht froh werden. Martin Schian

Zu unserm Artikel über die Gemeinschaftsbewegung in voriger Nummer schreibt uns ein der Bewegung sehr nahestehender Gewährsmann:

Rubanowitsch (Spalte 856) wird in der Gemeinschaftsbewegung als enfant terrible empfunden und ist immer mehr nur der Mittelpunkt einer um ihn sich scharenden Gemeinde, die aus seinen Hamburger Gemeinschaftsgliedern und anderwärts durch ihn Bekehrten besteht, die in engster persönlicher Abhängigkeit von ihm stehn. Er hat Beichtzwang und öffentliche Rüge vor der Versammlung eingeführt. Seine litterarischen Aeußerungen werden wie dies Alles auch bei Gemeinschaftsleuten extremer Observanz als teilweise unnüchtern angesehn. Aus diesem Grunde darf auch seine besondre Polemik gegen Theologie u. s. w. nicht als typisch betrachtet werden, wenigstens nicht in ihrer eigenartigen extravaganten Prägung. Ein „Führer“ der Gemeinschaftsbewegung ist er nicht. —

Die Eisenacher Konferenz (ebenda) hat von Anfang an betont, daß sie nicht in Gegensatz zu Gnadau treten wolle. Es hatte sogar Gnadau zu ihrer Eröffnung einen Vertreter gesandt, welcher der inneren Gemeinschaft Ausdruck gab. Lepsius beabsichtigt ein schiedlich-friedliches Nebeneinanderarbeiten der verschiedenen Organisationen. Freilich besteht in bestimmten Punkten ein Gegensatz gegen Strömungen, die im Gnadauer Verbande ihre Vertreter haben (z. B. Pastor Paul und die Glieder der östlichen Richtung). Doch gehören ja auch Mitglieder des „Deutschen Verbandes“ zum „Eisenacher Verband“. Graf Pückler ist allerdings ein erklärter Gegner des Eisenacher Unternehmens. Aber er ist nicht mehr der einzige Präsident in Gnadau, sondern neben ihm sind Michaelis und Wittekind als ergänzende Vorsitzende gewählt worden. Der Kern von Gnadau ist noch gut kirchlich und soweit nüchtern; bei dem großen Einfluß aber, den die Bewegung in den östlichen Provinzen vor allem durch Stockmayers Arbeit gewonnen hat, ist es für Gnadau fast unumgänglich gewesen, auch diesem Strome sich zu erschließen, um überhaupt innerhalb der Gesamtbewegung praktisch einflußreich zu bleiben. Nun ist die Frage die, wie sie diese teilweise schwärmerischen Elemente in sich verarbeiten wird. Der Neugründung des Eisenacher Verbandes gegenüber mußt allerdings der bisherige Gemeinschaftsverband sein Eigenrecht und seine Eigenstellung betonen. Doch scheint mir von einem „zwischen den Parteien besiegelten Riß“ nicht geredet werden zu können. Die Konferenz von Lepsius ist bisher eine Theologenkonferenz und keine Gemeinschaftskonferenz und hat wohl auf Theologen und gebildete Laien positiver, biblizistischer Richtung, aber nicht auf die Gemeinschaftskreise Einfluß. Die praktische Bedeutung ihres neuen Programms muß sie erst noch in tatsächlichen Erfolgen erweisen, was ihr sehr schwer werden wird, da sich die bisherigen Gemeinschaften nicht werden von ihr auffangen lassen. Die Zukunft des Eisenacher Verbandes scheint mir hier zu hoch eingeschätzt. Es ist durchaus nicht so, daß die bisherige Organisation so dezidiert unkirchlich geworden ist, daß alle Kirchlichen sich von ihr zurückziehen würden. Die Kreise des Westens z. B., die Evangelistenschule Johanneum in Barmen, die neue große Elberfelder Konferenz, die besonders unter Schrenks Einfluß steht, bilden ein starkes Gegengewicht gegen die stürmisch vorgehenden schlesischen und ostpreußischen Brüder. Bisher aber scheint es ganz unwahrscheinlich, daß die Lepsiussche Theologenkonferenz diese konservativeren Elemente gegen die andern in sich vereinigen könne.

Handbuch der Friedensbewegung. Von Alfred H. Fried. Wien (Leipzig, Reichenbach) 1905. 472 S. Gebunden 3 Mk.

In sechs Kapiteln werden die Grundbegriffe, die realen Grundlagen, die Geschichte und die Organe der Friedensbewegung, die Organisation des Weltfriedens und die Haager Konferenz abgehandelt, nicht in systematischem Zusammenhang, wohl aber mit Angabe der wichtigsten Aeußerungen von Kant, Herder, Liszt usw.; — mit umfassender Sach- und Personenkenntnis, zuverlässig und vollständig. Als Nachschlagebuch wertvoll, wenn auch in stilistischer Beziehung Manches zu wünschen übrig bleibt; im Personenverzeichnis hat Verfasser sich selbst unverhältnismäßig viel Raum gegönnt.

Dem israelitischen Friedensfreund Fried sei der unermüdliche evangelische Pfarrer Umfrid angefügt, der obiges Buch als bester Sachkenner empfiehlt und der unter dem Titel: Bismarcks Gedanken und Erinnerungen im Lichte der Friedensidee (Eßlingen, Langguth 1905. 42 S. 50 Pf.) vor unzeitgemäßer Fortsetzung Bismarckscher Politik warnt, Flottenschwärmerei und Kriegsbegeisterung als nicht mehr modern hinter Schiedsgerichtverträge und Kolonialabkommen zurückstellt, und in zwei Betrachtungen „Deutschland und Oestreich“, „Die Zukunft der Türkei“ sich mit Naumann auseinandersetzt und die National-sozialen auf den Weg des Friedens weisen möchte.

Obwohl nun in Portsmouth der Friede Gott sei Dank geschlossen ist, sind doch die Zeiten ernst genug, um sowohl den um Frieden Bemühten das nötige Rüstzeug in die Hand zu geben, als auch den Heer- und Flottenfreund zur Nachprüfung seiner Theorie an den Gedankengängen der Friedensbewegung zu veranlassen. G Gerok

Herostrat von Epheſus. Tragödie in 5 Aufzügen von Ludwig Löser. Wolfenbüttel, Julius Zwißler 1904. 96 S. 1,50, geb. 2 Mk.

Die Tragödie der Ruhmsucht unter jenem Namen zu schreiben, ist schon mehrmals versucht worden. Der Verfasser entlehnte von Ludwig Fulda den fruchtbaren Gedanken, Herostrat mit Praxiteles in Wettbewerb um ein Artemisbild treten zu lassen. Aber so hellenisch klar und plastisch der Letztere hier vor uns ersteht, so rätselvoll bleibt Herostrat selber. Die entscheidende Frage, was ihn am Ende trieb, im Werke der Zerstörung die Unsterblichkeit zu suchen, scheint mir nicht deutlich genug gelöst. Ist er „ein Rafael ohne Hände“, der nur schauen, aber nicht bilden kann und darob verzweifelt? Ist er nur ein sittlich Entnervter, dem es an Tatkraft mangelt? Oder entzündet des babylonischen Priesters Wort: „Zerstören ist so göttlich, wie erschaffen,“ den Funken des Wahnsinns in ihm? Oder ist der Tragödie Sinn, „daß nur dem reinen Sinn das reine Werk erblüht“? — Die klangvollen Verse, die schönen Szenenbilder erwecken dem Leser den Wunsch, das Drama auf der Bühne zu sehen. Nithack-Stahn

Kleine Mitteilungen. Die Gustav Adolf-Versammlung in Bromberg ist der Cholera wegen abgesagt.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Freitag 29. September 8 Uhr im Deutschen Kaiser: Die drei Grundelemente der evangelischen Theologie. (Rade)

Cöthen. Mittwoch 27. September 4 Uhr in Rumpfs Hotel: Die Auferstehung Jesu. (Kreispfarrvikar Richter-Dessau)

Görlitz. Donnerstag 28. September 8 Uhr Hotel zur Krone, (Obermarkt): Unser Gesangbuch, religiös und litterarisch beurteilt. (Nithack-Stahn)

Halle a. S. Montag 18. September 3 Uhr kirchlich-theologische Versammlung im evangelischen Vereinshause (Hotel zum Kronprinzen): Festpredigten. Schluß.

Hannover. Montag 18. September 8 Uhr Russischer Hof Rosenstr. 3: Naturalistische und religiöse Weltanschauung nach Otto. (Dr. med. Kösting)

Nordhausen. Mittwoch 20. September 1/2 5 Uhr Hotel Schneegaß: Weltanschauung und Christentum in moderner Beleuchtung. (Gewalt)

Plauen i. V. Donnerstag 28. September 8 Uhr bei Trömel, Oberstock: Nutzen und Schaden der Apologetik. (Rade)

Versammlungskalender

25.—28.	September		Kongreß für Innere Mission Leipzig
26.	27.	„	Allg. Evang.-Prot. Missionsverein Eisenach
1.	2.	Oktober	Deutsche Sittlichkeitsvereine Magdeburg
2.	3.	„	Theologischer Kursus Jena
8.—12.		„	Evangelischer Bund Hamburg
16.	17.	„	Freunde der Christlichen Welt Bretten
24.—26.		„	Theologischer Ferienkursus Bonn

Heute schenkte uns Gott ein gesundes

Söhnchen.

Freiburg i. B., den 7. Sept. 1905

Pfarrer **Paul Jäger**
und Frau **Maria** geb. **Wachs**

Berlin

Student der Theologie, Amerikaner, sucht zu mäßigem Preise **Pension** in guter Familie. Pastorenhaus und Nähe der Universität bevorzugt.
Ausführliche Angebote mit Preisangabe erbittet

Warner F. Gookin
Weimar, Liszistraße 32

Junge gebildete Mädchen

werden von dem Frankfurter Schwestern-Verband in einer städtischen Kranken-Anstalt **gut ausgebildet zum Zwecke dauernder Anstellung als Krankenpflegeschwester in dem genannten Verbande bei guten Gehalts- und Pensions-Verhältnissen.**

Die Satzungen des Verbandes sind beim **„Vorstand des Frankfurter Schwestern-Verbandes"** in **Frankfurt a. M.** Städtisches Krankenhaus (Gartenstraße) zu erhalten.

Pension gesucht

für ein 16jähriges Mädchen, in einem Haus, in dem ihm viel Liebe entgegengebracht wird und in dem es sorgfältigste ernste, eingehende Erziehung genießt. Geistige Anregung und Förderung und Anleitung zu allen häuslichen Arbeiten erwünscht. Aufnahme so bald als möglich. Offerten unter E M an den Verlag.

Pensionär gesucht

Ich suche für meinen **9jährigen Jungen,** den ich im Sexta-Pensum zu Hause unterrichten will, einen gleichaltrigen, begabten und gesunden Kameraden.

Schön gelegenes Pfarrhaus mit großem Garten in gesunder, waldiger Gegend. Liebevolle Aufnahme und gute Verpflegung. Eintritt möglichst bald erwünscht.

H. Gilg, Pfarrer, **Grünwettersbach** bei Durlach, Baden

Soeben ist erschienen:

Die Schriften des Neuen Testaments

neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt von

Prof. D. **H. Baumgarten,** Prof. D. **W. Bousset,** Prof. D. **H. Gunkel,** Pd. Lic. **W. Heitmüller,** P. Lic. Dr. **H. Hollmann,** Prof. D. **A. Jülicher,** Pd. Lic. **R. Knopf,** P. **Franz Koehler,** P. Lic. **W. Lueken,** Prof. D. **Johs. Weiß**

Herausgegeben von **Johs. Weiß**

4./5. (Doppel-) Lieferung

Da der angenommene Umfang von 80 Bogen Lex.-Oktav sehr wesentlich überschritten wird, tritt für alle vom 15. September ab neu hinzutretenden Abonnenten ein erhöhter Preis von 14 Mark für das ganze Werk in Kraft. In diesem soll noch ein ursprünglich nicht vorgesehenes ausführliches Register (etwa 4 Bogen stark) inbegriffen sein, welches den älteren Abonnenten s. Zt. zu einem billigen Preise zur Verfügung gestellt werden wird.

Ausführlicher Prospekt mit Textprobe postfrei

Göttingen **Vandenhoeck u. Ruprecht**

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

R. Wimmer †

Gesammelte Schriften

In zwei Bänden

Kl. 8. M. 7.—. In einen Halbleinenband gebunden M. 8.50. — In zwei Halbfranzbände gebunden M. 10.—

Beide Bände einzeln unter den Titeln:

Geisteskämpfe

Kl. 8. M. 3.50, geb. M. 4.50

Inhalt: Im Kampf um die Weltanschauung. — Nachträge zu „Im Kampf um die Weltanschauung."*) — Bilder aus der Menschenwelt.

Friede in Gott

Kl. 8. M. 3.50, geb. M. 4.50

Inhalt: Liebe und Wahrheit. — Gedanken und Beobachtungen. — Inneres Leben. — Kleines evangelisches Gebetbuch. — Krankentrost.

*) Unter diesem Titel sind die Schriften „Der Weg zum Frieden" und „Die biblischen Wundergeschichten" vereinigt. Der ersteren wurde der Aufsatz „Zur Lehre vom sittlichen und religiösen Leben" neu hinzugefügt und bei der letzteren der Abschnitt „Geschichten des Neuen Testaments" weggelassen.

Im Kampf um die Weltanschauung. Dreizehnte und vierzehnte Auflage. Kl. 8. Billige Ausgabe. (1905). Kart. 80 Pfg. Geb. M. 1.25.

Der Weg zum Frieden. Erste bis vierte Auflage. Kl. 8. M. 1.—, geb. M. 1.50.

Inneres Leben. Vierte Auflage. Kl. 8. Billige Ausgabe. (1905). Kart. 80 Pfg.

Die biblischen Wundergeschichten. Erste bis vierte Auflage. Kl. 8. M. 1.—, geb. M. 1.50.

Liebe und Wahrheit. Betrachtungen über einige Fragen des sittlichen und religiösen Lebens. Kl. 8. Kart. M. 1.45.

Das Leben im Licht. Ein Andachtsbuch. 8. Billige Ausgabe. (1905). Geheftet M. 1.80. Leicht geb. M. 2.50. In Leinw. geb. M. 2.80.

Gewissensfragen. Religiöse Briefe aus der Gegenwart für die Gegenwart. Kl. 8. Geb. M. 2.—.

Venedig Christliches Hospiz. Campo S. Angelo 3581.

Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Cand. theol.

wird zum 15. Oktober als Erzieher und Lehrer (eventuell Anfangsunterricht in Französisch und Englisch) gesucht von **Pikmars Institut, Melsungen.**

Spezial-Landaufenthalt ausschliesslich für

Alkoholkranke

auf dem **Rittergut Nimbsch** a. Bober b. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.) Gegründet 1895. Preis pr. Tag 6 M. Arzt: **Dr. med. W. Bohn.** Prospekte frei durch **Alfred Smith.**

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamte, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 271 684 700 M. Vermögensbestand 91 234 000 M. Ueberschuß im Geschäftsjahre 1904: 2 656 815 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatt Bezug nehmen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 38 Marburg i. H., den 21. September **1905**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Halbjährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Lebensgenüsse — Die moderne Gemeinschaftsbewegung. 3. Theodor Jellinghaus — Fürsorge für die schulentlassene Jugend. Schluß — Zur Eidesfrage. Erste Hälfte — Don Bartolo Longo — Verschiedenes: Rechte Anleitung zur Lektüre der Bibel (Dechent–Herder); Luthers Werke (Berliner Ausgabe); Schillerschriften (Achelis, Bellermann, Kühnemann, Tönnies, Birt, Elster, Burdach, Schulze, Aesthetische Erziehung, Briefwechsel mit Augustenburg); Schiller in Japan; Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Lebensgenüsse

1. Mos. 5, 29

Das Landvolk, das so schwer und mühsam arbeiten mußte, hatte im Wein seinen Tröster. Der Ahnherr Noah war der Erste, der diesen fröhlichen Gesellen schuf. Da jubelte sein Vater, als ihm solche Aussicht in den Sinn kam bei der Geburt des Knäbleins: „Der wird uns trösten in unserer Mühe und Arbeit auf der Erde, die der Herr verflucht hat."

Man kann in unsern Tagen eigentlich nur Worte gegen diesen weinfröhlichen Text sagen und schreiben. In unsern Tagen, in denen auch die protestantische Frömmigkeit nicht so leicht ihr unbekümmertes Herz zu den leiblichen Genüssen des Lebens findet, in denen auch die protestantische Frömmigkeit nicht so leicht harmlos ihre Freude im Leibe lebt.

Das zunächst ist ja nun der ganzen Christenheit klar: Der Geist des Menschen soll stets die Herrschaft haben über das Leben des Leibes. Ueber die Genüsse und Freuden, die der Leib hat in Speis' und Trank, in der Liebe der Leiber und im Schlaf. Um solcher Herrschaft des Geistes willen wird gemeinhin Maßhalten in der Befriedigung dieser Lebensgenüsse durchaus notwendig sein, ja hin und her wird es dazu kommen müssen, daß man sich völlig enthält. Auch das Andre ist allen Christen klar, daß der Leib ausgebildet und erhalten werden muß als ein gehorsamer Diener inneren Lebens. Wir haben als Christen einen gesunden Leib, gesunde Organe und gesunde Nerven nötig, um unsern Glauben durchzuleben in der Welt und unsre Liebe durchzuleisten in der Welt. Und endlich auch das ist wenigstens den protestantischen Christen klar, daß die einzelnen Gebote auf diesem Gebiet wie auf allen Gebieten des Lebens vom Einzelnen — sei es Staat, Stand, Geschlecht, Alter oder Individuum — gefunden werden müssen.

Aber, Gott sei es geklagt! unter Christenleuten ist keine Klarheit und noch weniger Uebereinstimmung darüber, daß wir nicht nur sagen sollen: unter diesen oder jenen Bedingungen sind die Lebensgenüsse erlaubt — daß wir vielmehr uns freuen sollen der Lebensgenüsse als wundervoller Gottesgaben, in denen der lebendige freundliche Gott mit uns handelt. Freundliche Guttaten unseres Gottes. Als Pausen hineingetan in den sittlichen Kampf. Da sind wir vor dem lebendigen Gott wie die Kinder. Und wo Christenmenschen so die Genüsse ihres Leibes erleben, da wird es ihnen je länger je mehr selbstverständlich, in diese Stunden nichts Häßliches und Gemeines mithineinzunehmen. Denn sie freuen sich ja vor Gott.

Ja, unsere Lebensgenüsse wundervolle Gottesgaben. Tieferes noch darf davon gesagt werden: in unserm leiblichen Leben soll sich von Gott her darstellen das Leben unserer Seele. Wir sind geistleibliche Wesen. Das ist der innerste Adel der Lebensfreuden des Leibes, daß in ihnen die lebendige Seele sich offenbart. Wo aber so Christen ihren Leib sich freuen lassen und genießen lassen, so von innen heraus, da sind sie stärker beschützt vor aller Niedrigkeit und Gemeinheit des Leibeslebens, als durch noch so gute Gelübde und durch noch so dringliche Gebote. H B

Die moderne Gemeinschaftsbewegung

3. Theodor Jellinghaus

Unter den der Landeskirche freundlich gesinnten Theologen der Gemeinschaftsbewegung ragt neben Lepsius vor allem Jellinghaus hervor. Er ist einer der ältesten und einer der nüchternsten und besonnensten unter den Führern der Bewegung. Sein theologischer Standpunkt ist im großen Ganzen der seines jüngeren Freundes Lepsius, von dessen Hypothesen er das Heil der Kirche erwartet. Dabei steht er aber doch, wie es scheint, der modernen Theologie versöhnlicher gegenüber als Lepsius. In seinem Hauptwerke „Das völlige, gegenwärtige Heil durch Christum" sagt er im Vorwort zur fünften Auflage (1903. Berlin, Thormann und Goetsch. 784 S. 4,80 Mk., gebunden 6 Mk.):

> Soviel ich sehe, steht der rechte Flügel der Ritschlianer in Deutschland vielen religiösen Grundwahrheiten des Christentums viel näher als ein großer Teil der englischen und amerikanischen Theologen und Philosophen. Bei solcher Sachlage ist es meine Ueberzeugung, daß die zum Siege des Evangeliums in unserem Alles revolutionierenden und umbildenden Zeitalter so hochnötige Neugeburt der protestantischen Theologie nur in Deutschland erfolgen kann und wird.

Das sieht beinahe aus wie eine Anerkennung, daß eben durch die Ritschlianer diese Neugeburt erfolgen werde. Und wirklich berührt sich Jellinghaus in wichtigen Punkten seiner theologischen Anschauung mit Ritschlscher Theologie. Er macht überhaupt der modernen Theologie manches Zugeständnis, wobei er denn freilich, da er doch noch zu stark an traditionelle Anschauungen gebunden ist, zu bedenklichen Unklarheiten kommt. Ein typisches Beispiel dafür ist, was er auf Seite 61 ff. in der Anmerkung über die göttliche Autorität und die Untrüglichkeit der Bibel sagt. Die Bibel ist „das unter dem Einfluß des heiligen Geistes geschriebene, zuverlässige Urkundenbuch der göttlichen Offenbarung und also ein göttliches und menschliches Buch zugleich." Durch die Erfahrung erkennen wir, „daß Alles, was in der Bibel von Jesu und dem Himmelswege geschrieben ist, sich praktisch als Leben gebende und richtig führende Wahrheit" bewährt. Wird uns aber „die verfängliche Frage" vorgelegt: Ist die ganze Bibel in jedem Satze untrügliches Wort Gottes oder ist Gottes Wort in der Schrift?, so muß man darauf antworten: Das ist eine ganz falsche Fragestellung. Denn erstens stehen in der Bibel viele Sätze und lange Reden, welche der Teufel und irrende, verkehrte Menschen gesprochen

haben, und diese werden doch von der Schrift selbst nicht als Worte Gottes anerkannt; zweitens aber gibt es viele Schreibfehler, Irrtümer und Zusätze der Abschreiber in der Bibel, die sich einander widersprechen und darum doch nicht direkt Gottes Wort sein können:

Darum können wir nicht sagen: »Jeder Satz in der Bibel ist Gottes Wort.« Wir dürfen aber auch nicht sagen: »Gottes Wort ist in der Bibel.« Dies könnte leicht so mißverstanden werden, als hätten wir in der Bibel zwischen irrigem Menschenwort und untrüglichem Gotteswort zu unterscheiden und die Bibel vom irrigen Menschenwort zu reinigen. Nein, die Bibel in ihrer Totalität ist uns das zuverlässige Urkundenbuch der göttlichen Heilsgeschichte und bringt uns den ganzen völligen Erlöser an Herz und Gewissen, sodaß wir den ganzen Christus und den wahren Glaubensweg aus ihr sicher erkennen und erfahren können. Die einzelnen Worte, Geschichten und Lehren der Bibel nützen uns wenig und erscheinen uns widerspruchsvoll, wenn wir nicht den Jesus der Bibel erfahren und erleben. Aber wir könnten Jesum und das Himmelreich in Ihm nicht im Glauben erkennen und besitzen, wenn wir keinen sicheren Bericht von dem für uns menschgewordenen, gestorbenen und auferstandenen Christus und von dem, was die apostolischen Christen in Ihm über den Heilsweg erfahren und erkannt haben, in der Bibel hätten.

Bei einer derartigen beständig zwischen historischer und dogmatischer Betrachtungsweise wechselnden, alle Spitzen der Beweisführung abbrechenden und allen Konsequenzen ausweichenden Stellungnahme ist natürlich eine ernstliche Auseinandersetzung über die Probleme der Schriftforschung nicht möglich. Das umsomehr, als an andrer Stelle das „Gläubigwerden“ oder die „Bekehrung“ für eine unerläßliche Voraussetzung zur rechten Auslegung der Bibel erklärt wird. Auf Seite 289 Anmerkung heißt es:

Man kann nicht erst dem unbekehrten Menschen beweisen, daß die Bibel wahr ist, sodaß er erst (nach dem unglücklichen Ausdruck) »an die Bibel glaubt« und dann sich bekehrt und an Christum glaubt. Sondern erst muß der Mensch von der Erlösung in Christo eine Erfahrung haben, dann kann er erkennen, daß die Bibel und besonders das Neue Testament wirklich lebengebende Wahrheit ist und sich überall als zuverlässige Führerin erweist. Da nun auch die offenbarungsgläubigen Professoren bei den Theologiestudierenden nicht auf Bekehrung dringen und offenbar ungläubige und unbekehrte Professoren in der Schriftauslegung und den Urteilen über die Echtheit der biblischen Bücher immer als Sachverständige behandeln, so ist nicht zu verwundern, daß der Unglaube und Halbglaube unter den Theologen reißend um sich greift. Dagegen ist es Tatsache, daß ein bekehrter Theologe, der Christum als den Retter von Sündenschuld und -Macht an seinem Herzen erfahren hat, und in der Gemeinschaft der Gläubigen lebt (auch wenn er wohl weiß, daß die Bibel nicht die Offenbarung selbst, sondern nur das Urkundenbuch der Offenbarung ist und nicht vom heiligen Geist direkt diktiert ist) nie an seiner Bibel irre wird. Wem aber Wunder immer verdächtig sind und wer von der neuschaffenden Gnade Christi Nichts weiß und wer plötzliche Rettung und Erneuerung der verkommenen Sünder durch den gekreuzigten und jetzt erhöhten Christus für etwas Unmögliches ansieht, der muß bewußt oder unbewußt darauf bedacht sein, ein Buch nach dem anderen in der Bibel als unecht und wenig glaubwürdig hinzustellen.

Wo solche Unklarheiten über die Methode wissenschaftlicher Forschung und über das, was dem Glauben nottut, gehegt werden, da kann es einen nicht Wunder nehmen, wenn, wie Pastor Zeller in seinem Schlußwort auf der Zweiten Eisenacher Konferenz ausführt, „viele Pastoren eine gebrochene Stellung zur Schrift und zur Gemeinde“ haben. Zeller sagte:

Man verlangte von uns, wir sollten, um Niemand zu ärgern — gestatten Sie das harte Wort — der gläubigen Gemeinde gegenüber so tun, als wenn wir auf dem Standpunkte der Buchstabeninspiration ständen, als hätten wir niemals etwas von den Geheimnissen der alttestamentlichen Kritik gehört, obwohl man das schwerlich geheim halten kann, was die Spatzen von den Dächern pfeifen. So schwiegen die Meisten oder taten, als ob sie den Standpunkt der Laien teilten. Die Folge war die, daß die Gemeinde sich sagte: Der Pastor glaubt selbst nicht, was er sagt.

Wenn aber Zeller sowohl wie Jellinghaus die Befreiung der Pastoren aus dieser unwürdigen Lage von Lepsius' willkürlicher Textkritik und seiner nicht weniger gewagten Hypothese über die Weltanschauung der Schrift erwarten, so werden sie doch schließlich einsehen müssen, daß diese Hoffnung sie im Stiche läßt, und daß die befreiende Tat einzig und allein in der rückhaltlosen Anerkennung der wissenschaftlichen Methode der vielgeschmähten „modernen Theologie“ besteht.

Wenn nun auch in der Frage der Schriftforschung eine wirkliche Verständigung mit dem theologisch interessierten Flügel der Gemeinschaftsbewegung zur Zeit für einen Anhänger der modernen Theologie unmöglich ist, so bietet in seiner religiös-dogmatischen Anschauung doch gerade Jellinghaus gar Manches, worin ihm viele moderne Theologen mit Freuden beistimmen werden. Das gilt vor allem, wie mir scheint, von seiner Grundthese, die er in seinem Hauptwerke „Das völlige, gegenwärtige Heil durch Christum“ in etwas breiter Ausführlichkeit erörtert. Diese Grundthese lautet (S. 21 f.):

Christus ist als zweiter Adam durch Sterben und Auferstehen ein völliger, im Worte durch den heiligen Geist gegenwärtiger Erlöser von Sündenschuld, Sündenmacht, ängstlicher Sorge, Gesetz, Welt, Tod und Teufel und ein Wiederbringer von ewigem Leben, Himmelreich, Liebe, Gerechtigkeit und Heiligung geworden für Alle, die in Buße und Glauben mit Ihm Gestorbene und Mitauferstandene geworden sind.

Die anselmisch-kirchliche Versöhnungslehre von einer Sühnung des Zornes Gottes wider die Menschen durch den juristisch stellvertretenden Straftod Jesu und von der Genugtuung und dem Verdienst, das Christus für die Sünder Gott geleistet haben soll, ist mit der Schrift nicht zu erweisen und geht in manchen Punkten wider die durch Gottes Wort und Geist erleuchtete Vernunft. Vielmehr muß Christus mit der Bibel als zweiter Adam und als Haupt der neuen Menschheit erkannt werden, die durch Glauben und Liebe organisch mit ihm verbunden ist und in innerer Todes- und Auferstehungsgemeinschaft mit ihm steht. Durch die Todesgemeinschaft mit Jesus wird Jesus für uns zum völligen Erlöser nicht nur von aller Sündenschuld, sondern auch von aller Sündenmacht, durch die Auferstehungsgemeinschaft mit ihm aber wird er zu einem Wiederbringer von ewigem Leben, Gerechtigkeit und Heiligung.

In der überlieferten Kirchenlehre sind, sagt Jellinghaus, eine Reihe von Begriffen verwertet, die teils der Bibel überhaupt fremd sind, teils in der Bibel eine andere Bedeutung haben. Zu den ersteren gehören die Begriffe „Genugtuung“ und „Verdienst“, zu den letzteren die Begriffe „Gerechtigkeit“, „Heiligkeit“, „Versöhnung“, „Lösegeld“. Gerechtigkeit (hebr. zedakah, griech. dikaiosyne) bezeichnet in der Schrift nicht wie das lateinische justitia die richterliche Gerechtigkeit, sondern „die Eigenschaft, nach der Gott selbst richtig, recht, gut, weise, helfend und liebevoll ist und als Schöpfer und Vater Alles in die rechte, beseligende Ordnung des Himmelreichs bringen will und bringt.“ Heiligkeit ist nicht die Eigenschaft, nach der Gott das Gute liebt und das Böse haßt, sondern der „heilige“ Gott möchte Alles voll Licht, Liebe, Geist, Wahrheit und Leben machen, was sich irgendwie retten und heiligen, reinigen und beleben lassen will. Versöhnen bedeutet im Sprachgebrauch der Bibel teils — das griechische katallassein — „ins rechte Verhältnis setzen“, aber nicht Gott mit den Menschen, sondern die Menschen mit Gott, teils — das griechische hilaskesthai (hebräisch kaphar) — „tilgen, wegwischen, wegtun“, gleichbedeutend mit dem so viel gebrauchten sozein „erlösen, erretten“ von Sündenschuld und Sündenmacht, ein Wort, das Luther meist mangelhaft mit »selig machen« übersetzt hat. Der Ausdruck Lösegeld endlich bezeichnet im Neuen Testament in Anwendung auf Christus nicht „Kaufpreis“, sondern „Lösemittel“ und geht auf die Erlösung von Sündenbanden.

In diesen biblisch-theologischen Erörterungen stimmt Jellinghaus fast ganz mit Ritschl überein, den er als rücksichtslosen Bekämpfer der kirchlichen Versöhnungslehre auch lobend erwähnt. Was er an Ritschl tadelt, ist, daß dieser nicht nur die kirchliche Form dieser Lehre verwerfe, sondern auch klare biblische Wahrheiten und Ausdrücke teils beiseite lege, teils umdeute. Im Gegensatze dazu bestrebt sich Jellinghaus die reine biblische Wahrheit zur Geltung zu bringen. Wie weit ihm das gelungen ist, kann in dem Rahmen dieses Aufsatzes im Einzelnen nicht dargelegt werden. Indessen ist unzweifelhaft der Hauptgedanke des Jellinghausschen Buches, daß Christus nicht nur ein Erlöser von Sündenschuld, sondern auch von Sündenmacht und ein Wiederbringer von ewigem Leben, Gerechtigkeit und Heiligkeit für alle die ist, die mit ihm in die innere Gemeinschaft seines Todes und seiner Auferstehung treten, dieser Gedanke, sage ich, ist unzweifelhaft ebenso biblisch und insonderheit pau-

linisch, wie gerade für unsere Zeit praktisch wertvoll. Es zeugt von einem sehr richtigen Verständnis für das religiöse Empfinden und Bedürfen der Gegenwart, wenn Jellinghaus sagt:

Es wäre zu wünschen, daß in unserer Zeit, wo man unter der religiöseren Jugend viel mehr Sündenelendsgefühl als Schuldgefühl findet, sich die evangelische Predigt besonders an die in Sünden sich gebunden Fühlenden wendete und ihnen Christum als den mächtigen Erlöser nicht nur von Sündenschuld, sondern auch von Sündenketten und Sündenunreinheit und den Bringer von Reinheit, Liebe, Lebensmut und Freude vor die Augen malte und aus persönlicher Erfahrung bezeugte.

Die Mängel der kirchlichen Versöhnungslehre wirken nach in der Lehre von der Heilsordnung und Heilsaneignung. Hier herrscht, sowohl bei lutherischen wie bei reformierten Dogmatikern, eine große Verwirrung und Unsicherheit in Bezug auf die Begriffsbestimmungen. Der Pietismus hat daran Nichts gebessert. Er erweichte das Knochengerüst der alten lutherischen Lehre, ließ aber selbst Alles unbestimmt. Das war eine Schwäche des Pietismus, die ihn gehindert hat, bleibendes Licht in die Kirche zu bringen:

Mir ist es ganz klar, daß auch die jetzige Gemeinschaftsbewegung, wenn sie nicht zur Klarheit und Bestimmtheit in der Lehre durchdringt, weder nach links noch nach rechts Widerstandsfähigkeit zeigen wird.

Zu solcher Klarheit und Bestimmtheit in der Lehre sucht Jellinghaus der Gemeinschaftsbewegung zu verhelfen. Dabei erkennt er rühmend an, was der Methodismus auf diesem Gebiete geleistet hat, sofern schon John Wesley lehrte, daß die Rechtfertigung und Wiedergeburt nicht nur von der Sündenschuld, sondern auch von der Sündenmacht befreie, mithin der Wiedergeborene nicht nur gerechtfertigt, sondern auch geheiligt sei. Wenn übrigens die neuere Erweckungspredigt vielfach und vor allem in Deutschland ohne Unterschied als „methodistisch" bezeichnet werde, so sei das ein arger Mißbrauch mit dem Worte „Methodismus". Für die neuere deutsche Erweckungs- und Gemeinschaftsbewegung, die sich in Lehrweise und Praxis sowohl von der des alten Methodismus wie von der eines Charles Finney, Boardman, Robert Pearsall Smith, Spurgeon u. a. in vielen Punkten unterscheide, schlägt Jellinghaus (schon seit 1898) den schrecklichen Namen „heilistische" Bewegung vor.

Hinsichtlich der Bekehrung hält Jellinghaus an der methodistischen Anschauung fest, daß plötzliche Bekehrungen im Reiche Gottes etwas Normales und Gottgewolltes sind. Doch warnt er davor, um dessentwillen die christliche Erziehung und den christlichen Unterricht gering zu schätzen. Denn auch sie, nicht nur die Predigt sind Werkzeuge der Bekehrung:

Ebenso ist festzuhalten, daß es für ein getauftes, in entschieden christlicher Familie aufwachsendes Kind das Normale ist, daß es nach und nach in die Gnade hineinwächst (1. Kor. 7, 14). Nur wenn solch ein unter treuer Fürbitte und den Zügen der Gnade aufgewachsener Mensch doch in ein gottvergessenes Leben und eine innere Gottentfremdung, in Unglauben und Abneigung gegen entschieden christliches Wesen geraten ist und in keinem Gebetsleben und keiner Liebe zu Jesu mehr steht, wird eine mehr plötzliche Bekehrung für ihn nötig sein. Aber auch bei von Jugend auf frommen Kindern wird es durch mehr oder weniger plötzliche Wendepunkte und Entscheidungszeiten des inneren Lebens hindurchgehen müssen, wenn sie heilsgewisse Streiter Christi werden und bleiben sollen. (S. 85 Anm.)

Das ist freilich wieder so unklar und widerspruchsvoll ausgedrückt, daß man nun doch nicht weiß, ob plötzliche Bekehrungen oder das allmähliche Wachstum in der Gnade für die Menschen unserer Zeit das Normale sind. Grundsätzlich scheint Jellinghaus doch dafür zu sein, die plötzlichen Bekehrungen für das Normale anzusehen. Wenigstens folgert er daraus, daß Berufung, Erleuchtung, Erweckung, Buße, Glaube, Rechtfertigung, Sündenvergebung, Wiedergeburt, Versöhnung, Erlösung, Lebendigmachung u. s. w. nicht verschiedene Stufen sein können, die der gnadesuchende Sünder nach einander allmählich durchzumachen hat:

Es beschreiben vielmehr diese Worte die Bekehrung des Sünders zu Gott nach verschiedenen Seiten hin, insofern sie bezeichnen:
A. Einwirkungen Gottes, welche die Bekehrung vorbereiten, nämlich: a. Berufung, b. Erleuchtung, c. Erweckung.
B. Vorgänge und innere Handlungen, durch die der Mensch von der Sünde sich abkehrt und Christum ergreift, nämlich: a. Buße und b. Glauben.
C. Bezeichnungen für die durch Buße und Glauben in Christo erlangten Heilserfahrungen und Heilsgüter, nämlich: a. Rechtfertigung und Sündenvergebung, b. Bekehrung, c. Wiedergeburt, (d. Heiligung).

Die Erörterung dieser Begriffe bildet den Hauptinhalt des ersten Bandes des Jellinghausschen Buches. Nur Einiges davon sei hier erwähnt.

Buße, sagt Jellinghaus, entsteht nicht durch die Predigt des Gesetzes, sondern durch die Predigt des Evangeliums. Buße und Glaube dürfen nicht auseinander gerissen werden. Sie sind die beiden fast gleichzeitigen und immer zusammengehenden Wirkungen des Evangeliums von Christo in den Menschenherzen und bilden zusammen die zum Abschluß gekommene Bekehrung zu Christo. So, wie wir sind, sollen wir zu Christo kommen, und nicht als schon durch volle Buße gebesserte Sünder. Die Buße ist etwas Einmaliges, aber Bleibendes. Die „tägliche Buße", von der Luther spricht, bedeutet das tägliche Sterben mit Christo. Fortwährende Buße ist nötig im Sinne des ständigen Demuts-, Schwachheits- und Sündhaftigkeitsgefühls. Es ist aber ein großer Unterschied zwischen der Buße der Bekehrten und der Buße der Unbekehrten. Leider wird in Predigten wie in Gesangbuchliedern dieser Unterschied nicht immer gewahrt.

Dieser Auffassung der Buße entspricht es, daß Jellinghaus von dem pietistischen „Bußkampfe" nicht viel hält:

Nur in Christo ist Sicherheit, nicht in dem einmal durchgemachten Angstkampfe der Erweckung, und in dem Grade des Ernstes und der mystischen Selbsttötung, die man durch den sogenannten Bußkampf erreicht.

Ebenso verkehrt freilich ist der in englischen und amerikanischen und auch in deutschen Kreisen oft begegnende Irrtum, daß zur Bekehrung der Glaube an das Verdienst Jesu Christi genüge. Vielmehr besteht die Bekehrung einzig und allein darin, daß man sich Christo ganz zu eigen gibt: „Du bist mein und ich bin dein." Das heißt „Glauben". Nun ist es aber nicht an dem, daß unsere Erlösung und unsere Rechtfertigung oder Sündenvergebung abhängig ist von der Stärke unsers Glaubens. Nein, der Grund unsrer Rechtfertigung und unsrer Erlösung liegt nicht in uns, sondern lediglich in Christus und in dem, was er für uns getan hat. Darum aber ist die Rechtfertigung und Erlösung auch immer eine völlige und ganze, eine bleibende und gegenwärtige:

Sobald der Mensch im Glauben sich Christo anvertraut, kommt in der Rechtfertigung der heilige Geist ins Herz und bleibt im Herzen, um zu bezeugen, daß Gott ihm in Christo die Sünden vergeben hat und er jetzt mit Christo auferstanden ist, und um Christum mit Seiner heiligenden Todes- und Auferstehungskraft im Herzen zu verklären. Darum fällt auch mit der Rechtfertigung das Mitgestorbensein, das Mitauferstandensein, das Mitversetztsein ins Himmelreich, die Wiedergeburt, die Reinigung, die Erneuerung, Lebendigmachung usw., die Heiligung, das Besitzen des ewigen Lebens zusammen.

Bei der Erörterung der Wiedergeburt kommt Jellinghaus auf die Kindertaufe zu sprechen. Daß die Wiedergeburt in der Taufe, geschweige denn in der Kindertaufe erfolge, wird als ebenso der Erfahrung wie der heiligen Schrift widersprechend verworfen. Die Stellen der Bibel, die wie Tit. 3, 5, Kol. 2, 11 f., Gal. 3, 26 f., Röm. 6, 4 f. von der Wiedergeburt durch die Taufe reden, handeln offenbar von der Taufe mit dem heiligen Geist und mit dem lebendigen Wasser des Evangeliums, nicht aber von der Wassertaufe. Immerhin will Jellinghaus als Freund der Landeskirche die Kindertaufe nicht verwerfen:

Wenn man die Wassertaufe in der Hauptsache als Aufnahme in die Christenheit und ihren Segensbereich und dann die Kindertaufe auch als Aufnahme in die Bundesgnade der besonderen Familie und als ein Gebet um die Geistestaufe ansieht, so ist aller Grund da, mit Freuden die Kinder zu taufen.

Wenn man wie Jellinghaus Rechtfertigung, Wiedergeburt und Heiligung in einen und denselben Akt verlegt, so liegt der Einwand nahe, daß dadurch unsere Heilsgewißheit von dem Grade der erlangten Heiligung abhängig gemacht werde und also, da die Heiligung doch nie vollkommen sei, in Wahrheit

aufgehoben werde. Aber das ist nun gerade die Quintessenz der Jellinghausschen Ausführungen, daß wir unseres Heiles doch und unter allen Umständen gewiß sein dürfen, weil unsre Heiligung nicht unser Werk, sondern ebenso wie die Rechtfertigung einzig und allein das Werk Jesu Christi ist, dem wir uns im Glauben zu eigen geben. Der schwere Mangel in der bisher gepredigten Heiligungslehre ist der:

Während man eine Rechtfertigung allein durch den Glauben ohne Verdienst eigener Anstrengungen lehrte, stellte man die Heiligung als Frucht des Glaubens und eigener Anstrengungen hin.

Man dringt auf „Lebensgerechtigkeit" im Unterschied von „Glaubensgerechtigkeit". Der richtige Gegensatz wäre Glaubensvergebung und Glaubensheiligung:

Solche halbgesetzliche und auf Selbstheiligung hinauslaufende Heiligungslehre mußte auch bei dem engen Zusammenhang die Rechtfertigungslehre immer wieder verdunkeln. Darum ist die rechte Lehre von der Heiligung allein durch den Glauben an Christi Todes- und Auferstehungskraft für uns so sehr nötig zu einer richtigen und sicheren Bewahrung im Gnadenstande auf Grundlage der Rechtfertigung.

Der Darstellung dieser Lehre von der Heiligung ist der zweite Band des Jellinghausschen Buches gewidmet. Den Ausgangspunkt der Erörterung bildet Röm. 7. Dieser Schriftabschnitt darf nach Jellinghaus nicht von dem Zustand vor der Wiedergeburt verstanden werden, da der unbekehrte Mensch unmöglich an dem Gesetze Gottes seine Lust haben könne, auch nicht von dem Zustande des bloß Erweckten, wie John Wesley meinte, denn dadurch würde der Zustand der Wiedergeburt auf eine allzu hohe Stufe der Heiligung verlegt. Ebenso wenig aber beschreibt Paulus in Röm. 7, 7—24 den normalen Zustand des Wiedergeborenen, weil man sonst den Ungläubigen aus den Juden, Mohammedanern, Heiden und Namenchristen zugestehen müßte, daß in innerer Heiligung es der Christ auch nicht viel weiter bringe als der Nichtchrist. Vielmehr enthält Röm. 7 eine Beschreibung von dem Zustande eines Christen, der nach der Wiedergeburt wieder unter das Gesetz, in gesetzliches Heiligungsstreben geraten ist. Einen solchen Zustand, meint Jellinghaus, habe Paulus durchgemacht nach seiner Bekehrung, wahrscheinlich als er in Arabien weilte (Gal. 1, 17), ehe er in volles apostolisches Wirken eintrat. Damals habe er, der in Jesus bereits den Erlöser aus Sündenschuld gefunden hatte, nach einem fruchtlosen Kampfe der Selbstheiligung nun endlich auch Jesus als den völligen Erlöser aus aller Sündenmacht kennen gelernt. (Vergl. zu dieser Auslegung von Röm. 7 auch Theodor Jellinghaus: Der Brief Pauli an die Römer. Auslegung des Neuen Testaments für gläubige Bibelleser aus allen Ständen, 6. Teil. Berlin, Thormann und Goetsch 1903. 2,80 Mk., gebunden 3,60.)

So haltlos in exegetischer Hinsicht diese Deutung von Röm. 7 ist, so praktisch brauchbar und wertvoll erscheint mir der ihr zu Grunde liegende Gedanke für die Gemeinde der Gegenwart. Denn in der Tat leiden Tausende von Christen, die in Jesus Vergebung ihrer Sünden erlangt zu haben glauben, unter einem Zustande, wie er Röm. 7, 7—23 beschrieben ist. Diesen kann man nicht predigen, daß sie noch unbekehrt seien und sich bekehren müßten; man kann ihnen aber auch nicht predigen, daß dieser Zustand der normale Zustand eines wiedergeborenen Christen sei. Vielmehr muß man ihnen predigen, daß sie in Jesus Christus nicht nur Vergebung ihrer Sündenschuld, sondern auch Erlösung von aller Sündenmacht finden können und daß sie nur, wenn sie auch diese zweite Erfahrung in Jesus Christus gemacht haben, zum inneren Frieden und zur Freudigkeit in ihrem Glauben gelangen können. Es ist ein unbestreitbares Verdienst der Gemeinschaftsbewegung und insonderheit der sogenannten Heiligungsbewegung, daß sie diesen Gedanken mit aller Kraft zum Ausdruck bringt.

Ueber den Vorgang der Heiligung gehen freilich die Anschauungen innerhalb der Gemeinschaftsbewegung weit auseinander, und da ist es Jellinghaus, der sich durch seine Nüchternheit und Besonnenheit von Andern vorteilhaft unterscheidet. Während Andere, wie Graf Pückler, Brockes und Paul, die Heiligung dem Zeitpunkte nach von der Rechtfertigung scharf

unterscheiden und sie von einer besonderen Geistestaufe nach bereits erfolgter Rechtfertigung erwarten, sie demgemäß sich auch mehr in der Form eines plötzlichen gewaltsamen Durchbruchs bei völliger Passivität des Menschen denken, fällt nach Jellinghaus der Beginn der Heiligung mit der Rechtfertigung zusammen und ist die Erfüllung mit heiligem Geiste ein das Willensmoment der Glaubenstreue einschließender und in persönlicher Hingebung an Christus sich mehr und mehr zur Vollendung steigernder Vorgang. Demgemäß hält sich auch Jellinghaus fern von dem Aberwitz des Perfektionismus, der in Paul seinen kühnsten Vertreter hat — hat doch Paul in öffentlicher Versammlung erklärt, daß er keinerlei Sünde mehr tue. Nach Jellinghaus besteht die faktische Heiligkeit jedes Bekehrten darin, daß er von jeder bewußten und absichtlichen Uebertretung des göttlichen Gebotes sich frei hält:

Wer eine Sache, die er klar und unzweifelhaft als Sünde und Empörung wider Gott erkannt hat, doch noch wieder zu tun mit klarem Bewußtsein vorhat, kann an der Gnade Christi keinen Anteil haben.

Dagegen:

Unbewußte und auch mehr oder weniger bewußte und erkannte Schwachheitssünden und Uebereilungssünden können auch bei Gotteskindern vorkommen und heben den Gnadenstand nicht auf.

Den „mystisch heidnischen" Sündenbegriff, wonach alles leibliche, ja alles persönliche Leben Sünde ist, lehnt Jellinghaus ebenso entschieden ab wie die Meinung, der Christ könne jemals seine Sündennatur völlig abstreifen:

Eine objektiv »völlige Heiligkeit und Reinheit« des Christen gibt es nach den Aussagen der Apostel nicht.

Aber:

Durch sein Sterben mit Christo und treues Absagen aller Sünde ... hat der Christ im Glauben ein Recht, dieselbe als etwas außer ihm Stehendes zu betrachten.

Im Uebrigen bemerkt Jellinghaus unter Hinweis auf 1. Joh. 3, 19—21, daß es nicht geraten sei, zu scharfe Begriffsbestimmungen über das Sündigen und Nichtsündigen der geheiligten Gläubigen aufzustellen. Er beugt damit einem Vorwurfe vor, den man an manchen Stellen seines Buches geneigt ist, ihm zu machen. Aber wirklich sind die Vorgänge des religiösen und sittlichen Lebens viel zu kompliziert und geheimnisvoll, als daß man sie restlos in ein klares Schema eingliedern könnte. Wir haben allen Grund, Jellinghaus dankbar zu sein für das, was er uns bietet; und es ist für einen „modernen" Theologen eine besondere Freude, trotz der Verschiedenheit des theologischen Standpunktes mit diesem Führer der Gemeinschaftsbewegung in so hohem Maße sympathisieren zu können.

Jellinghaus ist der eigentliche Theologe der „Heiligungsbewegung". Seitdem diese Bewegung in Oxford ihren Anfang nahm im Jahre 1874, ist er unermüdlich dafür tätig gewesen, ihr in Deutschland Anhänger zu werben und sie theologisch zu fundamentieren und zu vertiefen. In England selbst gab es sehr bald schon einen starken Rückschlag gegen die Bewegung. Schuld daran war einerseits der Zusammenbruch des so viel gefeierten Robert Pearsall Smith, der mit Boardman zusammen die Bewegung in England eingeleitet hatte, dann aber infolge von Gehirnerweichung wunderliche Ideen und Lehren vortrug (er sprach von einer besonderen Verlobung von Männern und Frauen mit Jesus), die einen großen Skandal verursachten und, wenn man Jellinghaus glauben darf, zu „schmählichen Verleumdungen" Anlaß gaben. Andrerseits scheint sich auch eine nationale Abneigung der Engländer gegen die beiden Amerikaner Boardman und Smith geltend gemacht zu haben. Kurz, die Heiligungsbewegung, die mit den Versammlungen zu Oxford und Brighton so gewaltig eingesetzt hatte, verlief sich in England bald darauf, bis ihre zersprengten Anhänger in Keswick in Nordengland einen neuen Sammelpunkt fanden.

Welchen Erfolg die Heiligungsbewegung auf die Dauer in Deutschland haben wird, das wird davon abhängen, ob sie sie sich in den vernünftigen Grenzen halten wird, die Jellinghaus ihr vorgezeichnet hat. Daß sie diese Grenzen zum Teil schon überschritten hat, haben wir gesehen. Möge es dem

Einfluß von Jellinghaus gelingen, sie in seine Bahnen zurückzuführen! Das wird auch der Gemeinschaftsbewegung im Ganzen zu Gute kommen. Jedenfalls kann die Gemeinschaftsbewegung gerade als Heiligungsbewegung segensreich in unsrer Kirche wirken und wird als solche am ehesten bei Theologen jeder Richtung willige und dankbare Anerkennnng finden.

Gelshorn

Fürsorge für die schulentlassene Jugend

2

Welcher Verein berechtigter ist als der andere, entscheidet sich nach dem Maße, in welchem er die Bedürfnisse der Jugend zu zu befriedigen weiß. Wie verschieden aber selbst in der ältesten und ausgebreitetsten Gruppe der Jugendvereine, in den kirchlichen Jünglings- und Jungfrauenvereinen, die Auffassung von dem ist, wessen die Jugend bedarf und was darum in den Vereinen eigentlich getan werden soll, zeigt deren verschiedener Charakter vom Bibelkränzchen bis zu den Vereinen, die den Jugendklubs insofern ähnlich sind, als sie die besonderen christlichen oder kirchlichen Ziele in den Hintergrund treten lassen. Der Zwiespalt geht zurück bis in die Gründungszeit der Jünglingsvereine und ist nur mühsam durch den lange Zeit gebräuchlichen und noch immer oft wiederholten unglücklichen Satz verdeckt worden, der als den Zweck der Vereine Erbauung, Belehrung und Unterhaltung nebeneinander aufstellt. Unglücklich nenne ich diesen Satz; denn: Ist denn die Erbauung Etwas, das man gesondert für sich vornehmen könnte und daneben auch etwas Weltliches? Daß doch auch wir Evangelischen immer noch so oft der Meinung sind, in besonders dafür angesetzten Stunden und durch besondere Erbauungsmittel besonders fromm sein zu können! Die Zusammenstellung so ungleichartiger Zwecke ist das Verhängnis der kirchlichen Jugendvereine gewesen. Da die Erbauung der Belehrung und Unterhaltung nebengeordnet wurde, sah man sich gezwungen, beide Seiten irgendwie auch äußerlich gegen einander abzugrenzen, jedenfalls sie in ein bestimmtes Verhältnis zu einander zu setzen. Aber in welches? Das blieb meist den zufälligen persönlichen Anschauungen des Leiters überlassen. Wer vom kirchlichen Zweck der Jugendvereine ausging, der stellte das erbauliche Moment in den Vordergrund, hielt Andachten, Bibelstunden usw. und verlor oft den Teil der Jugend, der vielleicht am meisten einer Einwirkung bedurft hätte. Wer mehr die in der Jugend lebendigen Wünsche berücksichtigte, kam in den Verdacht, den Hauptzweck der kirchlichen Jugendvereine, die Erbauung, zu vernachlässigen. Durch diese Zwickmühle sind die Jünglingsvereine vielen Leitern eine wahre crux geworden, obwohl es an sich gewiß auch für sie kaum etwas Schöneres und Erfreulicheres gab und gibt, als der Jugend ein Führer zum Guten und Edlen zu werden.

In den leitenden Kreisen ist in neuerer Zeit eine Klärung eingetreten. Man hat sich dafür entschieden, die Jünglings- und Jungfrauenvereine als religiöse Vereine weiterzuführen. Als die gewesene und bleibende Kraft der Jünglingsvereine bezeichnet das obenerwähnte Jahrbuch die zielbewußte Pflege des religiösen Lebens, und ebenso deutlich kommt dieser Standpunkt in dem im Auftrag des deutschen Vorständeverbands herausgegebenen Leitfaden für weibliche Jugendpflege von Paul Hasse zum Ausdruck. Das erste Bändchen dieses Leitfadens will ein Hilfsbuch für die Leitung von Jungfrauenvereinen sein, das zweite ein Hilfsbuch für die Darbietung des Wortes Gottes in ihnen; erst der dritte Band stellt sich als Hilfsbuch für die verschiedenen Arbeitsgebiete der Fürsorge für die weibliche Jugend dar und behandelt die Bahnhofsmission, die Heimarbeit (gemeint ist die Arbeit in Mädchenheimen!) und die wirtschaftliche Ausbildung der weiblichen Jugend. Ob der Inhalt dem umfassenden Titel des Werkes ganz gerecht wird, lasse ich dahingestellt und nehme das Buch, wie es ist. Es macht keinen ganz einheitlichen Eindruck. Der Umstand, daß der Verfasser Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen selbst das Wort nehmen läßt, aber noch viel mehr der, daß er viele Zitate und ganze Artikel aus dem Fachblatt „Fürsorge“ (früher „Vorstände-Verband“) in seine Darstellung verwebt, hebt nicht nur die Einheitlichkeit in Form und Sprache auf — das würde man bei den Vorzügen, die diese Methode hat, gern in Kauf nehmen — sondern er stört auch den logischen Gedankenfortschritt und erschwert die Lektüre des Buches wesentlich. Aber auch abgesehen von der mosaikartigen Zusammenstellung ist die Schärfe des Gedankenausdrucks noch oft zu vermissen.

Zu begrüßen dagegen ist die prinzipielle Klarheit in der Grundfrage nach dem Zweck der Jungfrauenvereine. Unter ausdrücklicher Ablehnung einer ganzen Reihe von Zwecken wird als der einzige wirkliche Zweck die Erbauung der Gemeinde Christi in den Mitgliedern und durch die Mitglieder bezeichnet. Dabei bezieht sich der Begriff Erbauung auf den gesamten Umfang des Christenlebens, sodaß es sich dabei um die Förderung von Erkenntnis, Gemüt und Wille handelt. Alles, auch das fröhliche Spiel, Spazierengehen und Turnen muß unter den Gesichtspunkt der Erbauung gestellt werden. Freilich kommt praktisch doch wieder der alte Gegensatz zwischen spezieller Erbauung und mehr weltlicher Unterhaltung zum Vorschein, wenn als das Hauptmittel der Erbauung Gottes Wort und Gebet bezeichnet wird. „Kein rechtes Vereinsleben darf ohne Bibelbesprechung sein.“ Auch durch den Satz: „Kein Thema des praktischen Christenlebens, das zu behandeln in der Bibelbesprechung kein Raum wäre!“ gelingt es dem Verfasser nicht, den Gegensatz ganz zu beseitigen. Denn der Bibel wird von vornherein eine besondere Stellung angewiesen. „Wo die göttliche Autorität der Bibel hinfällt, da fallen auch andere Autoritäten.“

Wir behalten die Tatsache im Auge, daß Jünglings- und Jungfrauenvereine ihre Stärke in der Pflege der Religion, in der Erbauung finden. Indem sie aus dem bisherigen unklaren Zustand heraus mit Bewußtsein diesen Weg einschlagen, machen sie das Entstehen neuer Jugendvereine neben ihnen zu einer ganz notwendigen Forderung! Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde auf den Kongressen für innere Mission 1852 von Brandis, 1856 von Meyeringh, dem Helfer und Gesinnungsgenossen Wicherns im Rauhen Hause, betont, daß es ja nicht die Störung des kirchlichen oder religiösen Lebens gewesen sei, welche das Bedürfnis hervorrief, daß die Jünglinge sich in besonderen Vereinen dauernd sammelten; es sei vielmehr die Zerrüttung und Störung in den Ordnungen der Familie und des Standes, wodurch die Jünglinge so großer Isolierung in Gesellschaft und sittlicher Beziehung preisgegeben würden. In wieviel höherem Maße noch trifft dies heute zu! Suchen wir aber nach Vereinen, die sich auf den Boden dieser Tatsachen stellen und ihre Aufgabe darin erblicken, der sozialen Isolierung der Jugend zu steuern, so können dafür die Vereine nicht in Betracht kommen, die ihren Zweck in etwas völlig Anderem, nämlich in der Gewinnung der Jugend für ein bestimmtes, religiöses oder politisches Bekenntnis sehen. Wohl aber gibt es bereits eine Richtung, die die Jugend sammelt nicht um einer Anschauung willen, sondern um der Jugend selbst willen, die einen unerschütterlichen Glauben an unsere Jugend hat und bemüht ist, die in ihr schlummernden Kräfte zu entwickeln. Es sind die Jugendklubs, wie sie namentlich in Hamburg große Ausbreitung und Bedeutung gewonnen haben. Auch sie haben kirchlichen Ursprung (Pastor von Ruckteschell, Pastor Clemens Schultz), sind dann besonders von der Gesellschaft „Volksheim“ weiter ausgebaut (Walter Classen) und auch sonst von Volkswohlfahrtsvereinen aufgegriffen worden.

Freilich sagt das Jahrbuch des Ostdeutschen Jünglingsbundes 1905:

> Wir haben genug Jünglingsvereine in unsern Reihen gehabt und haben sie zum Teil noch, die in dieser Richtung mit großem Eifer gearbeitet haben. Das Ergebnis war nach etwa zehnjähriger Tätigkeit für beide Teile, Leiter und Mitglieder, höchst unbefriedigend. Die Arbeitsweise der Jugendklubs ist für uns ein überwundener Standpunkt.

Wenn in dem angeführten Schlußurteil das ausgedrückt werden soll, daß die Jünglingsvereine als religiöse Erbauungsvereine den Weg der Jugendklubs nicht gehen können, so unterliegt das allerdings keinem Zweifel. Sollte jedoch darin mehr

Aus dem zwölften Bande der Monographien für deutsche Kulturgeschichte: **Paul Drews, Der evangelische Geistliche in der deutschen Vergangenheit.** Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1905.

Desgleichen die andere Abbildung.

ausgedrückt sein — und fast scheint es so —, so wäre eine solche Beurteilung von christlicher Seite aus schmerzlich. Denn bei den vorzüglichen Erfahrungen, die man in Hamburg mit den Jugendklubs gemacht hat, ist wohl anzunehmen, daß doch ein wesentlicher Unterschied in der Arbeitsweise jener Jünglingsvereine und der eigentlichen Jugendklubs besteht. Sowenig sich das Recht besonderer religiöser Vereine für die Jugend bestreiten läßt (obwohl gemeinsame Pflege der Religion mehr Sache der Erwachsenen als der Jugend ist, da diese in der Regel noch über zu wenig Erfahrungen verfügt und deshalb aus zartem Instinkt mit dem Ausdruck ihrer religiösen Gedanken sehr zurückzuhalten pflegt), ebensowenig oder noch weniger läßt sich heutzutage das Recht der Jugendklubs — nennen wir sie soziale Jugendvereine — bestreiten. Bei dem ganz verschiedenen Zweck, den beide Vereinsarten verfolgen, brauchen sich ihre Kreise nicht zu stören. Ja sofern die Jugend selbst die Befriedigung ihres religiösen Bedürfnisses sucht, müssen sich die sozialen Jugendvereine dankbar der Mitarbeit der religiösen erinnern.

Wie steht es aber um die Religion in ihnen selbst? Weil sie keine besonderen religiösen Erbauungsmittel auf ihr Programm schreiben, ist man auf christlicher Seite vielfach geneigt, sie den „bloß humanen" Kreisen zu überlassen. Ein Freund der Kirche muß das sehr bedauern. Denn geschähe es, so würde die Kirche noch mehr vereinsamen und sich eine wichtige Aufgabe entgehen lassen, die ihrer harrt. Will sie sich die Anerkennung der Massen wieder erzwingen, dann gibt es nur einen Rat: Handle ganz selbstlos! Denke nicht darüber nach, wie du die Menschen für dich oder deine Anschauungen fangen könntest! Je mehr du das willst, desto weniger wird dir das gelingen! Vielmehr: Wo du Not siehst, da eile, der Not abzuhelfen. Wo du die Jugend verderben siehst, fasse die Ursachen dieses Verderbens scharf ins Auge; und sind sie sozialer Art, so sammle die Jugend nicht in erster Linie zu konfessionellen Erbauungsvereinen, sondern zu Vereinen, die dem sozialen Bedürfnis der Jugend entsprechen! Ist eine solche selbstlose Hilfe etwa nicht religiös? Ich für mein Teil halte eine der vorhandenen Not entsprechende Hilfe für christlicher als eine noch so christliche Hilfe, die durch die Befriedigung eines einzelnen Bedürfnisses, und sei es des religiösen, genugzutun meint. Könnte sich die Kirche dazu entschließen, soziale Jugendvereine (Jugendklubs) als Auswirkung ihres christlichen Sinnes, nicht aber als Mittel für ihre Sonderzwecke zu begründen und zu betreiben, es würde ihr und dem Volke zum Heile sein. Während die Jugend jetzt häufig das Gefühl haben muß, die Kirche handle nicht aus reiner Liebe zu ihr, sondern beabsichtige hauptsächlich die Förderung eigener Größe, würde sie dann am eigenen Leibe die selbstlose Liebe erleben, von der der Mund der Kirche so voll ist.

Darum sind die Jugendklubs für uns kein überwundener Standpunkt, sondern wir hegen aus Liebe zur Jugend, zur Kirche und zur Religion den Wunsch, daß unbeschadet der Existenz besonderer religiöser Jugendvereine zwischen den Wohlfahrtsvereinen und den Kirchgemeinden ein Wetteifer in der Begründung von Jugendklubs entstehen möge. Diese sozialen Jugendvereine, fern von jeder Parteistellung, müssen die breite Basis für alle Jugendlichen werden; die besondere Pflege des Christentums, d. h. des Bewußtseins um die Quellen der helfenden Kraft, sei die zarte Spitze für die Reiferen und Auserlesenen, die nach Belehrung und Aussprache darüber verlangen. Ist dies ein Weg gemeinsamer Arbeit in der Zukunft? Wir hoffen es!

Und sind denn überhaupt die Fürsorgebestrebungen für die Jugend als ein aussichtsreiches Beginnen anzusehen? Wir antworten freudig mit Suck: Die Fürsorge für die schulentlassene Jugend wird gute Früchte zeitigen, weil dieser Stamm ein gesundes Innere hat!

Paul Röthig

Zur Eidesfrage

1

„Der religiöse Eid bedeutet einen Verstoß gegen die Logik, eine unbillige Härte, eine Ungerechtigkeit, unter Umständen eine Blasphemie und eine Gewissensbedrückung." Mit diesen Worten begründet Landgerichtsrat Kulemann in einer vor kurzem erschienenen, sehr lesenswerten Schrift*) die Forderung der gänzlichen Beseitigung des religiösen Eides, und zwar gerade im Interesse des religiösen Bewußtseins. Die lichtvollen und gediegnen Ausführungen des verdienten Verfassers sind auch für solche wertvoll und belehrend, die seiner Hauptforderung nicht zuzustimmen vermögen.

„Einen Verstoß gegen die Logik" nennt der Verfasser den religiösen Eid. Denn der darin enthaltene Appell an das religiöse Gefühl sei — so dürfen wir seine Ausführungen zusammenfassen — bei den religiösen Menschen überflüssig, bei den irreligiösen aber zwecklos. „Eine unbillige Härte" liege darin, daß derjenige, der bei der Eidesleistung das empfindet, was er empfinden soll, durch die Anrufung Gottes „in eine Gemütserregung versetzt werde, die stets ein als solches empfundenes Uebel darstellt, unter Umständen aber zur schweren Beeinträchtigung des Gefühlslebens werden könne." Aus seiner Erfahrung

*) Die Eidesfrage. Von W. Kulemann, Landgerichtsrat, Eisenach und Leipzig, Thüringische Verlagsanstalt 1904. 118 S. 1,50 Mk. — Die Schrift ist in der Hauptsache die Wiedergabe eines auf Veranlassung der Rheinisch-Westfälischen Gefängnis-Gesellschaft gehaltenen Vortrags.

berichtet der Verfasser, daß er bei Frauen öfters wegen zu großer Aufregung von der Eidesabnahme habe Abstand nehmen müssen. Besondre Vorsicht sei bei Kranken geboten; aber auch ganz gesunde Männer verweigerten manchmal die Leistung des Eides hartnäckig, namentlich wenn es sich entweder um geringfügige Dinge handlee oder der zu Vereidigende erkläre, daß seine Erinnerung nicht mehr ganz sicher sei. Auch der Hinweis, daß der Zeuge ja nur nach seinem besten Wissen auszusagen brauche, helfe dann Nichts. „Eine Ungerechtigkeit" sei der religiöse Eid. Denn er führe dahin, die Gewissenhaften gegen die weniger Gewissenhaften zu benachteiligen. Dies sei namentlich in Zivilprozeßsachen der Fall, wenn es sich darum handele, einen unvollständigen Beweis durch den Eid einer Partei zu ergänzen. Einem höheren Beamten, einem Geistlichen werde es unter Umständen verdacht, wenn er einen solchen Eid überhaupt schwöre. „Eine Blasphemie und Gewissensbedrückung" endlich sei es, wenn man Jemanden zur Anrufung Gottes zwinge, der an Gott nicht glaube.

Die Bedeutung dieser Gesichtspunkte ist anzuerkennen. Man hat nun von kirchlicher Seite geltend gemacht, die Religion sei doch dazu da, das ganze Volksleben zu durchdringen, und man müsse Einrichtungen schützen, die die Bedeutung der Religion auch für das bürgerliche Leben zum Ausdruck brächten. Dieser allgemeine Gesichtspunkt ist gewiß richtig; aber daß er auf den Eid und namentlich auf den gerichtlichen Eid Anwendung finde, ist entschieden zu bestreiten. Alle Versuche, die Eidesleistung feierlich zu gestalten und die Zahl der Eide zu vermindern, können dem Uebelstand nicht Einhalt tun, daß die Eidesabnahme zur geschäftsmäßigen Handlung herabsinkt und dadurch ihre religiöse Wirkungskraft einbüßt. Es ist ja doch bekannt, wie schwer es einem vielbeschäftigten Geistlichen wird, in der sich drängenden Folge der Tauf-, Trau- und Begräbnisreden die Lebendigkeit des religiösen Gefühls sich zu erhalten — und man vergleiche damit die ungleich schwierigere Lage des Richters bei der Eidesabnahme.

Ja noch mehr! Vom Standpunkte des einseitig religiösen Interesses ist der Eid entschieden zu verwerfen. Eine noch heute gangbare ältere Ausdrucksweise bezeichnet den Eid als ein Foltermittel. Diese Gleichstellung der Anrufung Gottes mit der Daumenschraube und andern Werkzeugen ist bizarr, gibt aber die praktische Bedeutung des Eides ganz zutreffend wieder. Die religiöse Anstößigkeit des Eides wird vermehrt durch die mancherlei abergläubischen Vorstellungen, die sich für Viele damit verbinden. Alles das scheint in der Tat nach der von Kulemann befürworteten Richtung zu drängen.

Aber die Sache darf nicht nur vom einseitig rationalistischen oder vom einseitig religiösen Standpunkte betrachtet werden. Vielmehr kommt es auf Folgendes an. Alte Einrichtungen und Gebräuche, namentlich wenn sie mit religiösen Vorstellungen verbunden sind, haben für das Volksgemüt eine Bedeutung, die aus ihrem erkennbaren Inhalt allein sich nicht erklären läßt und die in den mannigfachen krausen Vorstellungen, die damit verbunden werden, ihren volkstümlichen Ausdruck findet. Auch der Gebildete kann sich diesem Einflusse nicht entziehen. Dort mag es der hergebrachte Gebrauch einer fremden Sprache oder auch gewisser altertümlicher Wendungen, hier eine bestimmte Tracht oder gewisse äußere Zeichen für irgend welche höheren Güter sein: immer ist neben dem, was man sich dabei denken kann, noch ein Empfindungsgehalt vorhanden, der der genaueren psychologischen Analyse nicht zugänglich ist. Es ist ein entschiedener Mangel des älteren Liberalismus gewesen, daß er die Bedeutung dieser Imponderabilien so häufig verkannt hat. Das Gesagte findet zweifellos auch auf den Eid Anwendung. Wer vor Gericht schwören soll, hat nicht nur die einfache Vorstellung, daß er Gott zum Zeugen anruft und daß er wegen einer falschen Aussage strafrechtlich belangt werden kann, sondern er empfindet das in einer eigentümlichen Weise, die ihm die Wichtigkeit der Situation besonders eindringlich macht. Daß das bei verschiedenen Menschen in verschiedenem Maße und in verschiedener Art der Fall ist, daß Viele die Sache auch rein verstandesmäßig auffassen, besagt Nichts gegen die Richtigkeit des allgemeinen Satzes. Dieser Umstand nun ist es, der den religiösen Eid als ein so besonders wertvolles Mittel zur Wahrheitsermittlung erscheinen läßt.

Damit ist freilich die Tatsache noch nicht gerechtfertigt, daß der Name Gottes vor Gericht zur Klarstellung manchmal recht kleinlicher Streitigkeiten über irdische Güter benutzt wird. Indessen ist dabei Eines zu erwägen. Wollte man die Rechtspflege nur unter dem Gesichtspunkte der einzelnen Streitsache auffassen, so wäre das Handwerk des Richters eines der traurigsten auf der Welt. Stunden und Tage bringt er oft damit hin, um geringfügige Zwistigkeiten zu entscheiden, die großenteils nur in gegenseitiger Schikane ihren Grund haben, oder um den Sachverhalt bei Straftaten festzustellen, bei denen manchmal der Verletzte weniger wert ist als der Täter. Die Bedeutung seiner Tätigkeit liegt noch in etwas Andrem, nämlich in ihrer Gesamtwirkung, die in der Aufrechterhaltung des Rechtsfriedens gegenüber dem sonst eintretenden Kriege Aller gegen Alle besteht. Für die Erfüllung dieser Aufgabe ist es von großer Wichtigkeit, daß ihm ausreichende Mittel zur Wahrheitserforschung zur Seite stehen. Und da es eine ethische Aufgabe von hoher Bedeutung ist, so ist es auch gerechtfertigt, daß die Anrufung des göttlichen Namens dabei gebraucht wird. Die nicht hinwegzuleugnenden Uebelstände müssen, soweit sie nicht abzustellen sind, mit in Kauf genommen werden.

Hugo Weizsäcker

Im Weißenfeldischen, an den Ort Weichschütz vor der Schlacht bei Roßbach, hat müßen der dasige Pastor Schren, einen Französischen Obersten, da er hat wollen aufs Pferd steigen, einen sogenanten Bock stehen, und ist er von ihm aufs Pferd gestiegen Leipzig 1757

Don Bartolo Longo

Wer dem antiken Pompeji naht, wird von der grauen Aschenmauer überrascht, die dem Besucher den Eingang zu wehren scheint. Erst wenn man eingetreten, kommt die entzückende Lage der Stadt zum Bewußtsein. Schreitet man durch den freigelegten Teil dem Amphitheater zu, so kommt man am Isistempel vorüber, wo das letzte Opfer rauchte, als das Verderben hereinbrach. Das Amphitheater macht, von Schutt und Unkraut umgeben, einen ganz besonderen Eindruck und gestattet von seinen oberen Sitzen eine freie Umschau über die wunderbare Landschaft. Diese vulkanische Erde ist fruchtbar wie keine andere; der Feigenbäume kräftige grüne Blätter, die Reben mit ihren beladenen Ranken, Orangenbäume und Maispflanzungen stehen in üppigem Wachstum. Auf und ab senkt sich an langem Stab der Eimer in die vielen, zur Bewässerung dienenden Brunnen. Scharf und stolz zeichnet sich am blauen Himmel der Monte St. Angelo, dessen Ausläufer nach Sorrento ziehen, und der höhere südliche Apennin begrenzt nach dem Inlande die Ebene, wie das blauschimmernde Meer mit Silberfunken nach außen. Der Gefürchtete aber, der Vesuv, ruht mit seiner beständigen Rauchwolke so nahe den gesegneten Fluren, daß man sich unwillkürlich mit ihm befreundet. Jenseits des Amphitheaters dehnt sich die Provinzialstraße, welche nach Lettere führt, wo Teja mit seinen Gothen den letzten, den Todeskampf gegen Narses bestand; und weiter nach Salerno, wo des flüchtigen Gregor VII. Gebeine ruhen. Gleich jenseits der antiken Stadt beginnt das Valle di Pompei mit seiner neuen Marienkirche, von der man seit Jahrzehnten so viel hört und die eben heftig umstritten wird von denen, welchen sie dient: eine Krisis, die uns ein seltsames Stück Kulturgeschichte enthüllt. Wir treffen da einen Mann, Advokaten und Terziarier des heiligen Dominikus, der wie mit dem Zauberstab aus einer Einöde eine blühende Stadt hervorruft, in der Wunder geschehen; einen Mann, dem Schätze anvertraut werden, ungezählt, der mit rastloser Tätigkeit als Journalist den Ruhm seines Heiligtumes verbreitet, wie er in verzehrendem Eifer das Anwesen selbst verwaltet: Don Bartolo Longo.*)

Er selbst erzählt uns, daß er diese damals gänzlich verwahrloste Gegend vor 33 Jahren zuerst besuchte, weil seine Gattin, die verwitwete Gräfin de Fusco dort Güter besaß. Er fand eine spärliche, unwissende Bevölkerung, in religiöser Verwilderung ohne Gleichen; das den Einsturz drohende Kirchlein faßte selbst die wenigen Kirchgänger nicht; der Priester war so entmutigt, daß er auch die Christenlehre versäumte. Wollte aber ein Bauer einmal ein Gütchen kaufen oder ein Häuschen bauen, so fand er sich solchen fiskalen Schwierigkeiten gegenüber, daß er Alles unterließ. Das kam nämlich so. Dem Zusammenbruch der Bourbonenherrschaft folgte die böse Zeit des Brigantaggio (Räuberwesens), welches rund um die Grenzen des neapolitanischen Reiches tobte und der italienischen Regierung große Not machte. Von hier nach Salerno und Amalfi hin war ein sonderlicher Räuber gefürchtet, Pilone mit Namen, und das lähmte, wie leicht zu verstehen, den letzten Rest von Tatkraft bei den Bauern. Als dann die Dinge geordnet wurden, traf es sich, daß drei Regierungsbezirke sich in Valle di Pompei schnitten und dessen geistliche Versorgung von einem vierten Zentrum, von Nola, abhing. Die Folge war, daß kaum Einer sich mehr bürgerlich trauen ließ, weil er nicht wußte, wo er hingehörte, oder die Sache zu langwierig und lästig war, und die Behörden vergaßen schließlich selbst dies letzte Stückchen ihres Bezirkes. Don Bartolo erbarmte sich der Leute und beschloß „an dieser Stätte der heidnischen Götter dem höchsten Gott (!) einen Altar zu errichten". Da er aber eine besondere Verehrung für „Unsre liebe Frau vom Rosenkranze" hatte, fing er an die Bevölkerung zu einer Confraternità del Rosario zu sammeln, die auch zum christlichen Begräbnis helfen sollte. Da aber das allabendliche Beten des Rosenkranzes nur dann die verheißenen Indulgenzien erwirbt, wenn es vor dem Madonnenbilde geschieht, suchte er statt der vorhandenen Lithographie in Neapel ein Oelbild zu erwerben, wie es vorgeschrieben ist. Vorher schon hatte er sich mit dem Bischof von Nola beraten und der schlug vor, in Neapel eine Soldosammlung für Missionspredigten und den späteren Kirchbau zu beginnen. Dies gelang in überraschender Weise. Man war bestürzt über den Zustand der vergessenen Gegend. Wer für die Madonna schon eine besondere Andacht hatte, wandte sie nun dem Valle di Pompei zu. Die sehr kirchliche Aristokratie wurde gerührt; in Kürze entstand ein Netz von Sammelstellen, deren Kreise fromme Frauen (Eifrerinnen) erweiterten, und die Gaben begannen zu fließen. Unterdessen im Jahre 1876 gelangte er mit Hilfe eines befreundeten Padre Radente zu einem alten Madonnenbild, das dieser in einem Trödelkram für 3,40 Lire gekauft und einem Frauenkloster geschenkt hatte. Die Nonnen aber hatten es als zu häßlich auf den Boden gestellt und gaben es willig her. Es war, wie Longo sagt, auf zerrissener Leinwand eine häßliche Madonna, eine rohe bäurische Sta Rosa und ein heiliger Dominikus. Später wurde das Bild restauriert, auf neue Leinwand gezogen und aus der Rosa eine heilige Katerina da Siena gemacht. Doch auch schon so wie es war, wurde es mit glühender Andacht verehrt und auch den entfernten Gläubigen empfohlen. Sehr bald fangen dann die Wundertaten an, die es wirkt, zunächst in Neapel; Genesungen der verschiedensten Art, für die Don Bartolo die ärztlichen Atteste beibringt. Bedingung der Genesung war immer, daß man den Ruhm der Regina delle Vittorie di Pompei zu verbreiten und Gaben zu sammeln versprach. Don Bartolo selbst aber wurde nicht müde mit Programmen und Schriften, bald auch mit einer Zeitung die Sache zu preisen und die Devoti anzuspornen. Ueber die Fortschritte gibt er in der Storia in tagebuchartigen Aufzeichnungen Rechenschaft, und es ist schwindelerregend, welche Dimensionen das Werk in so kurzer Zeit annimmt. Gleichzeitig mit der Kirche konnte eine Kapelle gegenüber gebaut werden, wo der Kinderunterricht stattfand. Ehe sie dann ganz vollendet, war die Kirche schon zu klein, und mußte eine Verlängerung erhalten. Mit immer größerer Pracht wurde sie ausgebaut. Ehe das wundertätige Bild übergeführt wurde, erhielt es den trono monumentale, von dem seinerzeit die Zeitungen berichteten: 130 000 Geber aus allen Erdteilen trugen dazu bei, daß er aus edelstem Marmor, Bronze und Gold würdig hergestellt werde und ihre Namen in einem großen silbernen Herzen zu Füßen ruhen dürften. 1887 weihte der Kardinal Monaco la Valette, welcher Longos großer Gönner und der Regina delle Vittorie del Rosario Verehrer war, den Hochaltar. An ihrem besonderen Festtage, dem 8. Mai, wurde das Bild von demselben Kardinal mit einer kostbaren Brillantkrone gekrönt und in Prozession, der 15 000 Pilger folgten, in den neuen Tempel auf ihren Thron getragen. Bald nachher wallfahrtete auch Königin Margherita hin und opferte eine prachtvolle Spitzendecke für den Altar. Sobald die Kirche soweit ausgebaut war, eröffnete Don Bartolo ein Waisenhaus für Mädchen, zunächst den fünfzehn Gnaden-Eigenschaften der Madonna zu Ehren für fünfzehn und dann immer mit fünfzehn steigend; 150 waren es im Jahre 1897. Eine Reihe von Arbeiterwohnungen konnte er schon 1888 eröffnen, sowie nützliche Kanalbauten am Flusse Sarno vornehmen. Im folgenden Jahre gewährte Leo XIII. „den Altären und dem Tempel" von Pompeji große Privilegien. Auch wurde eine erste Ausstellung der Kunstwerke der Kirche und der Arbeiten des Waisenhauses veranstaltet.

Wie es nicht anders sein kann, nimmt dabei der materielle Wohlstand der Gegend mit Riesenschritten zu. Post und Telegraphen wie Eisenbahnstation wird eingerichtet, eine Via sacra gebaut; Gasthäuser und elektrisches Licht kündet die Bewegung der Völkerströme, die sich hierher ergießen. Seit 1884 bestand schon eine große Druckerei, in welcher Don Bartolo seine Bücher und die Tageszeitung Il Rosario e la Nuova Pompei druckte.

Im Mai 1890 tritt die Entwicklung des Tales in eine

*) La Storia del Santuario di Pompei dedicato alla Vergine del Rosario. 4. Edizione. Valle di Pompei, Scuola tipogr. dei figli dei Carcerati. Deutsch: Der Rosenkranz und Neu-Pompeji. Freiburg, Buchhandlung vom Werke des heiligen Paulus 1893.

neue Phase. Ein Dr. Romanelli hatte begonnen Don Bartolo zu verdächtigen und dieser hatte sich auf des Kardinal Monaco La Valette Rat direkt an Leo XIII. gewandt. Es wurde geflüstert, daß der Papst den Gründer aus dem Heiligtum verbannen würde, wenn Romanelli seine Enthüllungen öffentlich mache. Deshalb bat Don Bartolo um den päpstlichen Schutz*) und überreichte gleichzeitig 100 000 Lire. Der Ankläger ward mit ehrenvoller Sendung ins Ausland betraut; der Papst gab den durch die Madonna del Rosario di Pompei geschehnen Wundern seine solenne sanzione (feierliche Billigung) und erklärte durch Breve apostolico vom 28. März den Avvocato Bartolo Longo und seine Gattin, verwitwete Gräfin Marianna de Fusco als Gründer, Fondatori, den Kardinal Monaco la Valette als Protettore del Santuario und stellte dieses unter päpstliche Jurisdiktion. Auch der Erzbischof von Neapel Kardinal Sanfelice kam und weihte den Altar des heiligen Joseph. Ein Meteorologisches Observatorium wurde unter der Beglückwünschung der gelehrtesten Kreise errichtet. 1891 wurde dann der feierliche Weiheakt des ganzen Heiligtums durch Kardinal Monaco la Valette vollzogen, wobei auch die Kirche mit elektrischem Licht erleuchtet ward. Im darauffolgenden Jahr beginnt Don Bartolo Knaben, Kinder von Zuchthaussträflingen zu sammeln, das vielgepriesene Haus der Figli dei Carcerati, das heute zu fabelhaften Dimensionen angewachsen ist: 1897 hatte es schon hundert Zöglinge. Sie werden zu nützlichen Handwerkern erzogen. Nebenbei entstehen Schulhäuser für die Kinder des Ortes, denen auch das Mittagsmahl gereicht wird: 62 Knaben und 102 Mädchen.

Durch das päpstliche Breve 1894 wird das Santuario di Pompei der Gerichtsbarkeit von Nola entzogen und dem diritto e dominio della S. Sede Apostolica unterstellt, wodurch es in perpetuo der unmittelbaren Jurisdiktion des Papstes untersteht, welcher unter den Kardinälen einen Stellvertreter wählt. Das Breve wiederholt ferner das volle Vertrauen in die Gründer, und erteilt ihnen einen offiziellen Charakter, indem sie für Lebensdauer als Verwalter des Heiligtums an Stelle und mit der Autorität des Sommo Pontefice bestätigt werden.

Eine fromme Vereinigung der Fürbitte für die Sterbenden, welche Don Bartolo vorschlägt, hat sofort 80 000 Mitglieder, und in den folgenden Jahren entwickelte sich die Volksschule und das Haus der Figli dei Carcerati glänzend weiter. Ein großer Schlag war es für ihn, als der Kardinal Monaco la Valette starb, doch geschah ihm kein Leid solange Leo XIII. lebte. Die Not begann mit dem neuen Papst.

Aus Allem, was die Zeitungen sagen, gewinnt man den Eindruck, daß angesichts der ungeheuren Geldbeiträge, die nach Pompeji fließen, und angesichts der Leistungen und Erfolge, welche Don Bartolo nicht abzuleugnen sind, der Neid und die üble Nachrede nie ganz verstummten, zumal derselbe geradezu Handel trieb mit Bildern, Medaillen, Rosenkränzen, Rosenblättern, Gebeten, sogar Drehorgeln, welche, mit dem Bilde geschmückt, die Hymne der Madonna del Rosario spielten, auch seine Zeitung bis zu 110 000 Abonnenten zählte. Die Maßnahmen Leos XIII. hatten keine der moralischen und finanziellen Schwierigkeiten gelöst, die mit einem so riesigen halb kirchlichen, halb weltlichen Betrieb verbunden sind. Es war natürlich, daß die Kurie endlich Stellung nahm zu der Frage, ob man einem Laien, und sei er der frömmste, dies alles ohne Kontrolle anvertrauen könne. Selbstverständlich ist der letzte unausgesprochene Gedanke, daß der Vatikan das Geld will, und deshalb den Mann opfern wird. Ohnehin hatte er sich dadurch ins Unrecht gesetzt, daß er zu keiner Zeit von den großen Einnahmen Rechenschaft gegeben, noch auch für die Waisenhäuser und den journalistischen Betrieb getrennte Administrationen eingerichtet hatte. Wie dem auch sei, Pius X. sandte ihm ein Breve, welches das vorhergehende Breve Leos aufhob. (Merkwürdigerweise ist das möglich, wenn es der Wortlaut nicht ausdrücklich verbietet.) Darin wird die Trennung der Administrationen gefordert und die Verwaltung des Santuario den Dominikanern übergeben, sodaß Don Bartolo nur die Verwaltung der Waisenhäuser bliebe. Dieser erließ hierauf ein Zirkularschreiben an alle Gläubigen des Erdkreises und in Sonderheit an seine ‚Propagandisti', in welchem er die veränderte Sachlage mitteilt und fordert, daß jeder Gabe die bestimmte Erklärung des Zweckes beigegeben werde, da ohne Zweckbestimmung eingehende Geschenke von ihm ohne weiteres beschlagnahmt und nach Gutdünken verwendet werden würden. Privatim fordert er dann noch dringend, daß man die gewünschten Medaillen u. s. w. ausschließlich von ihm beziehe, auch Vermächtnisse nur auf seinen Namen ausstelle. Dagegen protestierten die Dominikaner sofort bei ihm sowie beim Vatikan, und die Antwort ist noch nicht erfolgt. Menschenfreunde, darunter Herr Professor Labanca, erheben ihre Stimme öffentlich für Don Bartolo, indem sie hervorheben, daß man ihm, dem Laien, die großen Summen gebe, weil man eben zu ihm mehr Vertrauen habe als zu den Mönchen, daß man ihm auch deren Mißbrauch in keiner Art nachweisen könne; daß er Großes für die Menschheit geleistet habe; daß er übrigens auch mit dem Bilderhandel nichts Schlimmeres tue als Andere vor ihm, die Heiligenbilder blutschwitzen und augenverdrehen ließen. Doch glaubt im Grunde Niemand an den Erfolg, und man wartet mit Spannung, wie und ob die Waisenhäuser sich neben dem Santuario werden halten können, wenn ihr Gründer entfernt wird. Ueberdies hörte man kürzlich, daß die Erben Radenta auf Zurückerstattung des wundertätigen Bildes geklagt haben und der Rechtsspruch darüber in der allernächsten Zeit bevorsteht.

Wie würden sich die Isispriester drüben im Tempel von Alt-Pompeji überlegen fühlen, wenn sie es wüßten! Sie hatten, wie noch heute zu sehen, in der hinteren Wand des Tempels, von Statue und Altar verdeckt, ihr Sprachloch so geschickt angebracht, daß sie die Ratschlüsse der Göttin ungestört verkündigen konnten; und ihnen raubte kein höheres Priester-Konsortium die goldnen Früchte ihrer Schlauheit.

Was aber würde der Deutero-Jesaias zur heutigen Menschheit sagen, welcher der Heiland erschienen ist so umsonst? Er der vor vielen tausend Jahren sie zürnend strafte: „Ja, eine Zeder nimmt der Mensch. Die Hälfte verbrennt er — — und wärmet sich auch. Aber das Uebrige macht er zu seinem Gott, daß es sein Götze sei, davor er kniet und niederfällt und anbetet: Errette mich, denn Du bist mein Gott! . . . Sie wissen nichts und verstehen nichts, denn sie sind verblendet, daß ihre Augen nicht sehen und ihre Herzen nicht verstehen können. . . . Kein Vernunft und Witz ist da. . . . Israel, vergiß meiner nicht. Ich vertilge deine Missetat wie eine Wolke und deine Sünde wie den Nebel. Kehre dich zu mir, denn Ich erlöse dich. Jes. 44, 17 ff. Maria Sell

*) So die „Roma" von Neapel vom 30. April und 1. Mai 1905.

Verschiedenes

Rechte Anleitung zur Lektüre der Bibel ist für Nichttheologen noch immer schwer zu finden. Es gibt Fundgruben des Wissens über biblische Fragen, es gibt gute Uebersetzungen, es gibt neuerdings treffliche Hilfsmittel für ein wirklich religiöses Verständnis einzelner biblischer Bücher. Dem Ganzen der Bibel aber und vielen ihrer Teile steht noch immer ziemlich führerlos gegenüber, wer sie bisher als dogmatische Lehrsammlung verehrt oder verachtet hatte und nun endlich ihr innerstes Heiligtum sucht. Da kommt zu guter Stunde ein altes Buch in neuem Gewande. Vor 125 Jahren hat einer unsrer Großen sich in einer Reihe von Schriften bemüht, zwischen orthodoxer Verkennung und übelwollender Kritik hindurch den wahren Lebenswert der Bibel zu zeigen: Gottfried Herder. Nicht am tiefsten darunter, aber am reinsten von den Schlacken seiner besondern Zeit und daher am anziehendsten für uns sind seine Briefe über das Studium der Theologie (1780 f.). Pfarrer Dechent, dessen Vortrag über Herders ästhetische Schriftbetrachtung bereits früher empfohlen wurde, (Nr. 15 d. J.) hat die ersten 24 von allem Veralteten und rein Fachwissenschaftlichem befreit und als besondre Schrift (bei Scheffer, Leipzig) herausgegeben: Herder, Ueber das Studium der Theologie. (145 Seiten. 2,40, gebunden 3,20 Mk.) Man sollte dem trefflichen Büchlein einen andern Titel wünschen; denn es ist durchaus für das Bedürfnis des Nichttheologen berechnet. Lasse sich Niemand dadurch beirren: freier von Wissensstoff ist eine Anleitung nicht denkbar, und weniger fachwissenschaftlich läßt die Bibel sich nicht betrachten. Es ist Herder, der in den Briefen zu uns spricht, d. h. derjenige von den Großen der neueren Zeit, der am besten die Kunst verstanden hat, aus den Erzeugnissen der Vergangenheit auch Gegenwartswerte und Gegenwartskräfte zu lösen. Horst Stephan

Luthers Werke für das christliche Haus, eine Auswahl von acht Bänden, erschienen zum ersten Mal 1889 bis 1892 bei C. A. Schwetschke und Sohn, damals in Braunschweig, nun in Berlin. Jetzt wird die dritte Auflage ausgegeben. Nur die Einleitung zu der Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen" ist durch eine neue ersetzt, sonst ist der stereotypierte Text festgehalten. Auch der Titel ist verändert: es heißt jetzt einfach „Luthers Werke" ohne den Zusatz „für das christliche Haus". Ich halte das nicht für recht; irgendwie müßte auf dem Titel vermerkt sein, daß es sich um eine Auswahl und um eine auch den Nichtlateinern zugängliche Sammlung handelt. Aber eine Ueberraschung steht den Freunden der Ausgabe und den Freunden Luthers überhaupt bevor: das Werk wird um zwei Bände vermehrt, und dieser neue 9. und 10. Band werden — einem oft geäußerten Wunsche entsprechend — Schriften Luthers enthalten, die mehr wissenschaftlich-theologische Bedeutung haben. Wahrscheinlich fiel um deswillen das christliche Haus aus dem Titel fort: die Operation war nur gar zu gründlich.

Es ist Hoffnung vorhanden, daß die beiden Bände bis Weihnachten gedruckt vorliegen. Ihr Herausgeber ist Lic. Otto Scheel in Kiel. Sie werden enthalten: 1. Wider die himmlischen Propheten 1524/5. 2. De votis monasticis — Von den Mönchsgelübden — 1522. Verdeutscht. 3. De servo arbitrio — Vom verknechteten Willen — 1525. Verdeutscht. 4. Falls noch Raum übrig ist, einige kürzere Beigaben. Die drei ausgewählten Hauptschriften bilden gewissermaßen ein zusammengehöriges Ganze, sofern sie alle den Religionsbegriff Luthers beleuchten. Die erste Schrift zeigt ihn in der Antithese gegen den vom Gesetzesbegriff doch nicht ganz sich loslösenden Enthusiasmus Karlstadts und der Schwärmer, dessen Wurzeln ins Mittelalter zurückgehn. Die zweite Schrift setzt sich umfassend mit dem eigentlichen katholischen Religionsbegriff auseinander, dem Enthusiasmus und Werkdienst des Mönchtums. Die dritte untersucht die Voraussetzung des Werkdienstes, den freien Willen, und bietet zugleich Gelegenheit, die Größe und Härte der religiös-philosophischen Anschauung Luthers kennen zu lernen. Erläuterungen werden, das liegt in der Natur der Sache, diese Schriften viel reichlicher begleiten müssen, als die Darbietungen der alten acht Bände. Insbesondre war zur zweiten Schrift eingehende Auseinandersetzung mit Denifle notwendig; nach dem, was mir der Verfasser darüber mitteilt, bin ich äußerst gespannt darauf. Aber auch auf eine endliche gute deutsche Ausgabe der Schrift vom unfreien Willen werden sich Viele mit mir freuen.

Natürlich werden die beiden neuen Bände auch einzeln käuflich sein, zu je 4 Mk. voraussichtlich. Die acht Bände kosten in der dritten Auflage ein wenig mehr als früher: 20, gebunden 26 Mk. Es ist noch immer billig genug.

Darf ich noch einen Vorschlag machen? Es ist doch an der Zeit, sich über eine kurze Zitationsweise dieser Lutherausgabe beim gelehrten Handgebrauch zu einigen. Früher nannten wir sie „Braunschweiger Ausgabe", aber durch die Uebersiedelung des Verlags nach Berlin ist das unmöglich geworden. Führen wir die Siglen B. A. ein, entsprechend dem E. A. der Erlanger und dem W. A. der Weimarer Ausgabe, so heißt das „Berliner Ausgabe" und gestattet doch auch den Besitzern der ersten Auflage ihre Braunschweiger Ausgabe mit darunter zu begreifen. R

Noch einmal Schillerschriften. Es ist nicht Sache der Christlichen Welt, eine Uebersicht über die Litteratur zu geben, die sich an den 9. Mai des Jahres knüpft. Nur einige Bemerkungen sollen die in Nr. 18 gegebne Auswahl ergänzen. Den Fragen, die unsern Leserkreis bewegen, stehen vor allem 3 kleine Schriften nahe. Zunächst die „Schillerpredigt", die Professor Achelis am Sonntag vorher in der Marburger Universitätskirche gehalten hat. (Marburg, Elwert; 25 Pf.) Wer Burggrafs Schillerpredigten kennt, sollte nicht versäumen, auch dies einer ganz andern Geistesart entstammende und doch ebenso charakteristische Zeugnis des evangelischen Christentums auf sich wirken zu lassen. Achelis lehrt nicht nur ein offnes Herz für die in Schiller uns geschenkte Gottesgabe, sondern auch christliche Vorsicht gegenüber den Gebresten, die der große Mann als Mensch und Kind der Zeit besitzt. „Es ist weit besser, in einer vielleicht beschränkten Gewissenhaftigkeit auch einmal den Honig liegen zu lassen, als in gewissenloser Unbesorgtheit das Gift bildungsdurstig einzuschlürfen." Je seltener solche Stimmen gerade unter uns ertönen, desto lieber wollen wir sie hören, wo sie von heiligem Ernst getragen sind. Von Ludwig Bellermann kommt ein Vortrag: Schiller als protestantischer Dichter. (Berlin, Nauck. 50 Pf.) Ohne seinen Helden schlechtweg für eine Konfession in Anspruch zu nehmen, schildert er den tief protestantischen Zug seines Wesens und Wirkens. Mit großem Glück vermeidet er die Gefahr, die an solchen Themen haftet: da er nicht zuviel behauptet, vermag er eindringlich und ernsthaft zu beweisen. Religiös in einem sehr allgemeinen aber tiefen Sinn des Wortes ist endlich die Rede, die Kühnemann in Posen über „Schiller und die Deutschen der Gegenwart" gehalten hat. (Posen, Merzbachsche Buchdruckerei und Verlagsanstalt. 50 Pf.) Die Leser seines Schillerbuches werden hier eine kurze, schöne Zusammenfassung seiner Gedanken freudig begrüßen; für Andre wird die Rede eine Anregung werden, das ausführliche Werk zu studieren. Hat Kühnemann uns schon an den innersten Quellpunkt von Herders Schaffen zu führen versucht, so eignet seine Betrachtungsweise sich vielleicht für Schillers Geistesart noch besser. Denn die volle „persönliche Kultur", die er überall fordert, konnte noch nicht in Herder, wohl aber in Schiller zur Tat werden. „Die Idee der persönlichen Kultur als Vollendung des Menschentums hat Schiller entdeckt und gelebt, ja — man darf sagen — er ist für sie gestorben, denn er hat in dem unablässigen Ringen um sie seinen Körper verbraucht." Hier liegt seine Botschaft auch an unsre Zeit: „Entwickle in dir selbst jede menschliche Kraft, stelle in dir das vollkommene Bild der Menschheit dar, dann muß ja endlich aus der Selbstzucht starker Persönlichkeiten die bessere Zeit hervorgehn."

Andres sei nur kurz genannt. Eine lehrreiche und anziehende Untersuchung über „Schiller als Zeitbürger und Politiker" hat Professor Tönnies verfaßt. (Berlin-Schöneberg, Verlag der Hilfe. Schön kartonniert 1 Mk.) Der Einfluß Rousseaus und die starke Wandlung der Schillerschen Gedanken tritt außerordentlich klar zu Tage. Gerade über dies politische und nationale Denken des Dichters gibt es soviel unnützes Phrasengeklingel, daß man sich der sachkundigen Schrift doppelt freuen muß. Schöne Würdigungen Schillers bieten die beiden Marburger akademischen Reden von Birt und Elster. Dieser zeichnet ein Bild, das in schlichter Objektivität erstaunlich viel zusammenfaßt und mit jedem Worte aus dem Vollen schöpft. Jener betont das Heldentum Schillers; er spricht temperamentvoll und verwandelt seine Zeichnung des Dichters unwillkürlich in eine Kritik der eignen Zeit. (Marburg, Elwert; je 60 Pf.; das Birtsche Heft enthält zugleich eine wirkungskräftige Ansprache zu einer Bismarckfeier.) Burdachs „Schiller-Rede" (Gehalten bei der Gedächtnisfeier in der Berliner Philharmonie. Berlin, Weidmann. 0,60 Mk.) beleuchtet in prächtiger Darstellung, mit Anlehnung an das Bruchstück „Deutsche Größe", das er als Säkulargedicht auffaßt, das echt Deutsche in Schiller, sein Verhältnis zu Goethe und seine bleibende, oder besser veränderte Bedeutung für die moderne Zeit. Paul Schulze-Berghöf benutzt die ästhetischen Schriften Schillers, um daraus Fingerzeige für die neuesten Bestrebungen der Kunsterziehung zu gewinnen. (Schiller und die Kunsterzieher. Leipzig, Wunderlich. 2, geb. 2,50 Mk.) Wer Teilnahme für die pädagogischen Fragen der Gegenwart besitzt, dem sei das Büchlein empfohlen. Es zeichnet sich vor den weitaus meisten Reformschriften dadurch aus, daß es mit der Begeisterung und den blendenden Blitzen einer billigen Kritik auch wirkliche Kenntnis und Erfahrung verbindet. Der Religionsunterricht wird nur gestreift; ausführliche Behandlung empfängt die Schulung des Auges, der deutsche und der Geschichtsunterricht. Horst Stephan

In der Sammlung „Erzieher zu deutscher Bildung", die Eugen Diederichs in Jena herausgibt, ist ein Band: Friedrich Schiller „Aesthetische Erziehung" erschienen; ausgewählt und eingeleitet hat ihn Alexander von Gleichen-Rußwurm. In der Einführung gibt der Verfasser eine Uebersicht der Ziele von Schillers ästhetischer Philosophie und findet ihre Bedeutsamkeit in der Erfassung des Schönen als lebendiger Entwicklung: „Die Lust der ästhetischen Empfindung ist die Logik des Geschehens, die ewige Melodie rastloser Entwicklung"; von der Aesthetik soll man sprechen als von „der Wissenschaft, deren Inhalt die Freude des Lebens ist." Mit diesen Gedanken möchte der Verfasser Schillers Aesthetik möglichst von der begrenzten Aufgabe loslösen, welche der Aesthetik im System der Philosophie gestellt ist. Ob man aber Schillers Gedanken damit gerecht wird, daß man ihm die Begründung einer „ästhetischen Sittlichkeit" zuschreibt? Nicht aus einem solchen Gegensatz zu Kant, sondern vielmehr nur aus ihrer Uebereinstimmung mit Kant kann meines Erachtens Schillers Philosophie gewürdigt werden. Schillers philosophische Arbeit wäre also dahin zu bestimmen, daß er ein abgegrenztes Gebiet des Kantischen Philosophiesystems mit schöpferischer Selbständigkeit und doch in engstem Zusammenhang mit den allgemeinen Grundlagen des Systems weiterbildete. In dieser Aufgabe hat sich Schiller als der größte Kantianer bewährt und sich nur dadurch seinen hervorragenden Einfluß auf die idealistische Philosophie gesichert. Wenn wir uns also hierin der Auffassung des Herausgebers nicht anschließen können, so werden doch seine geistvollen und begeisterten Darlegungen dem Verständnis Schillers gewiß förderlich sein. Seine reiche Auslese kleiner und größerer Schillerzitate aus Briefen und Prosawerken ist unter drei Ueberschriften befaßt: „Schiller als ästhetischer Erzieher", „Anwendung der ästhetischen Grundsätze auf die Dichtkunst", „Schiller als Kritiker". Es bleibt ja stets zweifelhaft, ob es sich empfiehlt z. B. Stücke aus den ästhetischen Briefen herauszuschneiden. Aber eine solche Sammlung soll doch nur anregen, zu dem Autor selbst zu greifen. Der dritte Abschnitt enthält eine höchst interessante Sammlung litterarkritischer Urteile Schillers über Vergangenheit und Zeitgenossen. (165 S. 2 Mk., gebunden 3 und 3,50 Mk.)

Ebenfalls bei Eugen Diederichs in Jena erschien: Schiller und der Herzog von Augustenburg in Briefen. (186 S. 3 Mk., gebunden 4,50 und für Liebhaber auch 20 Mk.) Der Herausgeber Hans Schulz hat zum ersten Mal diesen Briefwechsel kritisch und umfassend vereinigt. Die Arbeit wäre an sich schon verdienstlich bei der Bedeutung, die der Herzog in Schillers Leben und Werken hat. Aber der Gründlichkeit und dem Geschick des Herausgebers ist das Werk auch so gut geglückt, daß es dem Litterarhistoriker wertvoll ist und der Schillerfreund sich daran erfreuen kann. Hoffentlich reizt das Buch seine Leser zur gründlichen Beschäftigung mit Schillers Briefen; gerade dafür ist es recht geeignet, da es ja die glänzendsten Muster für Schillers Briefstil, für seine persönliche Wärme und seine klare Darstellungsweise enthält. Karl Bornhausen

Schiller in Japan. Der Kreis von Schillers Dichtungen umfaßt die Welt von den Nadoweissischen Gefilden im Westen bis zum

chinesischen Kaiserhof im Osten — heute ist sein Ruhm wirklich um die ganze Welt geflogen und selbst im fernsten Osten, in Japan, hat man trotz des Krieges am 9. Mai Schiller gefeiert. Der unermüdliche Missionar des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missions-Vereins, Pfarrer D. Haas, hat in der Schillernummer seiner „Wahrheit" darüber berichtet. Die Deutschen hatten ihre Feier in Tokyo auf der Deutschen Gesandtschaft, wobei der Professor für Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte an der Universität, Dr. Florenz, die Festrede hielt; die Deutschen Yokohamas veranstalteten bei dieser Gelegenheit die erste Festlichkeit der neugegründeten deutschen Schule, und die kleine Fremdenkolonie Nagasakis hatte der dortige deutsche Konsul bei sich versammelt. Die Reden, samt einem feinsinnigen Aufsatz des deutschen Professors für Philosophie in Tokyo, Dr. Koeber, eines Katholiken, sind in dem Heft vereinigt. Aber auch die Japaner hatten ihre Schillerfeier. Zahlreiche Tageszeitungen brachten am Todestage Aufsätze, auch Zeitschriften, besonders die führende literarische Monatsschrift Teikoku Bungaku gaben große Schillernummern heraus. Die „deutsche Vereinsschule" in Tokyo, eine rein japanische Anstalt, veranstaltete eine Feier, zu der sich über tausend Personen eingefunden hatten, mit japanischen Ansprachen und Reden, in denen unser deutscher Schiller als der Prediger des sittlichen Idealismus dargestellt wurde, der auch dem japanischen Volke heilsame und gerade heut doppelt notwendige Wahrheiten zu sagen habe. — Es ist wirklich eine Freude, bei dieser Gelegenheit einmal die sonst so feindlichen Geschwister Kultur und Mission zusammenwirken zu sehen — auch das danken wir unserm großen Schiller. M C

Kleine Mitteilungen. Die moderne Gemeinschaftsbewegung in Deutschland ist in unsern bisherigen Artikeln beschrieben worden, soweit das auf Grund gedruckter Dokumente möglich ist. Wir brechen hier vorläufig ab, um später das Bild zu vervollständigen.

Zur Eidesfrage will auch der Kongreß für Innere Mission demnächst sein Votum abgeben: am 27. September gilt die erste Spezialkonferenz der „Eidesnot in der Gegenwart". Vgl. Nr. 30, Sp. 720. Die Frankfurter Zeitung Nr. 252 Morgenblatt brachte soeben eine Statistik, die wir mitteilen, ohne eine Bürgschaft für sie zu übernehmen, da wir nicht erkennen, woher sie stammt. Danach wurden verurteilt (die Ziffern in den Klammern sagen, wieviele dieser Eidesverletzungen auf 100000 der strafmündigen Zivilbevölkerung kommen):

	wegen Meineids		wegen fahrlässigen Falscheids	
1882	1607	(5,1)		
1885			451	(0,97)
1889	1511	(4,5)	493	(1,00)
1895	1747	(4,8)	612	(1,02)
1896			424	(0,81)
1897			425	(0,80)
1898	1478	(4,0)	409	(0,76)
1899	1316	(3,0)	410	(0,75)
1900	1198	(3,0)	373	(0,67)
1901	1378	(3,0)		
1902	1292	(3,0)		
1903	1308	(3,0)		

Wenn diese Statistik richtig ist, so würde sie eine erfreuliche Tendenz auf Abnahme der Eidesvergehen anzeigen.

Von Professor Drews in Gießen ist unter den kulturgeschichtlichen Monographien, die Eugen Diederichs in Jena herausgibt, Der evangelische Geistliche in der deutschen Vergangenheit behandelt worden. Ein Band von 145 Quartseiten mit 110 Abbildungen und Beilagen. 4 Mk., gebunden 5,50 Mk., Liebhaberausgabe 8 Mk. Unsere heutige Nummer gibt zwei der Abbildungen wieder, die sich durch ihren novellistischen Charakter besonders dafür eigneten. Das Werk wird die eingehende Besprechung erfahren, die ihm gebührt. Fürs erste geschieht Vielen ein Dienst damit, daß wir auf sein Erscheinen aufmerksam machen.

Quittung folgt in nächster Nummer. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Breslau. Dienstag 3. Oktober (Festwoche!) 8¼ Uhr Höcherlbräu, Neue Gasse 27: Besprechung über „die Lage", eingeleitet von den schlesischen Vertrauensmännern. Willkommen ist jeder, der sich als Freund betrachtet.

Chemnitz. Freitag 29. September 8 Uhr im Deutschen Kaiser: Die drei Grundelemente der evangelischen Theologie. (Rade)

Cöthen. Mittwoch 27. September 4 Uhr in Rumpfs Hotel: Die Auferstehung Jesu. (Kreispfarrvikar Richter-Dessau)

Görlitz. Donnerstag 28. September 8 Uhr Hotel zur Krone, (Obermarkt): Unser Gesangbuch, religiös und litterarisch beurteilt. (Nithack-Stahn)

Lüttringhausen. Montag 25. September 5 Uhr, Düringer Hof: Christentum und deutscher Reichsgedanke. (Oberlehrer Senftius aus Barmen.) Gesinnungsgenossen als Gäste sehr willkommen.

Oldenburg i. Gr. Mittwoch 27. September ½9 Uhr in der Bavaria (Julius Mosen-Platz).

Plauen i. V. Donnerstag 28. September 8 Uhr bei Trömel, Oberstock: Nutzen und Schaden der Apologetik. (Rade)

Freunde der Christlichen Welt in Süddeutschland und der Schweiz

Die heurige Tagung wird **Montag** und **Dienstag** den **16. und 17. Oktober** in **Bretten** Melanchthonhaus (Städtezimmer) stattfinden

Montag abends 5½ Uhr: Was ist den Reichsdeutschen an den kirchlichen Zuständen der Schweiz interessant? Pfarrer Lic. Stuckert-Neunkirch (Ct. Schaffhausen).

Dienstag vorm. 9¼ Uhr: Die Rechtfertigungslehre im Licht der Geschichte des Protestantismus. Professor D. Holl-Tübingen.

Das Komitee

Für Baden: Professor D. **Troeltsch** in Heidelberg und Pfarrer **Specht** in Zell i. W.

Für Elsaß: Professor D. **Smend** in Straßburg und Pfarrer **Scheer** in Mülhausen.

Für Hessen: Professor D. **Drews** in Gießen und Pfarrer D. **Guyot** in Heppenheim.

Für die Schweiz: Professor D. **Marti** in Bern und Pfarrer Lic. **Liechtenhan** in Buch am Irchel.

Für Württemberg: Professor D. **Gottschick** in Tübingen und Dekan **Herzog** in Waiblingen.

Zugverbindungen von Karlsruhe, Heidelberg, Darmstadt, Straßburg, Basel, Stuttgart, Heilbronn für Hin- und Rückreise sehr bequem. — Wegen **Unterkunft** wollen sich die Freunde gefälligst an Herrn Stadtpfarrer **Renz** in Bretten wenden.

Versammlungskalender

25.—28.	September		Kongreß für Innere Mission Leipzig
26. 27.		„	Allg. Evang.-Prot. Missionsverein Eisenach
1. 2.	Oktober		Deutsche Sittlichkeitsvereine Magdeburg
2. 3.		„	Theologischer Kursus Jena
8.—12.		„	Evangelischer Bund Hamburg
16. 17.		„	Freunde der Christlichen Welt Bretten
24.—26.		„	Theologischer Ferienkursus Bonn

Am 16. August wurde uns ein gesundes afrikanisches

Töchterchen

geboren.

Windhuk

Lic. Dr. **Paul Rohrbach**
Clara Rohrbach, geb. **Müller**

Richard Otto
ev. Vikar
Helene Otto
geb. Ittameier
Vermählte

Karbitz (Böhmen) **Erlangen**
15. September 1905

In **Berlin W,** nahe Lützowplatz, sucht eine augenleidende Dame in der Woche 1—2 mal eine **Vorleserin** für ernstere Schriften. Offerten unter **C. W. 9 Postamt 10** Berlin, zu richten.

Herzliche Bitte

Zu Gunsten eines in Not geratenen tüchtigen Kanzlisten bitte ich dringend um Ueberweisung schriftlicher Arbeiten und bürge für beste Ausführung.

Brandenburg a. H.
Graßhoff, Strafanstaltsgeistlicher

Hedwig Fuldner
Otto Riemenschneider
Pfarramtskandidat
Verlobte
Hofgeismar **Cassel**

Cand. theol.

wird zum 15. Oktober als Erzieher und Lehrer (eventuell Anfangsunterricht in Französisch und Englisch) gesucht von **Vilmars Institut, Melsungen.**

Français, Bachelier en théologie, Lauréat en philosophie de l' Université de Genève, cherche dès octobre précepteurat en famille ou institut pour 1 an, rétribué. Meilleures références. Monteynard (Isère)
France **Paul Gay**

Lausanne

Mesdames **Perey-Vouga** Fleurettes 5 reçoivent en pension 4 jeunes filles. Vie de famille. Leçons, conversation. Prix: 150 frs. par mois. Références: Mr. le Pasteur **Hahn, Vevey.** Regierungsrat **Martin, Cassel,** Königsplatz.

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 37. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Aus Westfalen (Halbjahrsbericht); Die hessische Landeskirche im ersten Halbjahr 1905 — Ausland: Aus Belgien; Schweizerische reformierte Predigergesellschaft — Verschiedenes: Ueber den Deutsch-evangelischen Kirchenausschuß und die Lehrdisziplin in den evangelischen Landeskirchen Deutschlands; Der Deutsche Protestantenverein; Die theologische Situation der Gegenwart; Vermischte Nachrichten — Personalien

Handkommentar zum Alten Testament

In Verbindung mit anderen Fachgelehrten

herausgegeben von Professor D. **W. Nowack**-Straßburg.

Folgende neue Auflagen liegen bereits vor:

Genesis, übersetzt u. erklärt v. **Herm. Gunkel.** 2. Aufl. 1902. 9,80; Lwbd. 10,80; HF. 11,80.
Die Psalmen, übersetzt u. erklärt v. **Frdr. Baethgen.** 3. Aufl. 1904. 8.—; Lwbd. 9.—; HF. 10.—.
Jesaia, übersetzt u. erklärt v. **Bernh. Duhm.** 2. Aufl. 1902. 8.—; Lwbd. 9.—; HF. 10.—.
Die zwölf kleinen Propheten, übersetzt u. erklärt v. **W. Nowack.** 2. Aufl. 1904. 8.—; Lwbd. 9.—; HF. 10.—.

Nach Abschluß des Werkes gelten seit April 1905 folgende Vorzugspreise:

1) für das Gesamtwerk bei gleichzeitiger Bestellung aller 13 Bände:
96 Mark geheftet (statt 106 Mk.)
109 Mark gebunden in 13 Ganzleinwandbänden nach Entwurf von Prof. Pankok (statt 119 Mk.)
122 Mark gebunden in 13 Halblederbänden (statt 132 Mk.)
} Fadenheftung

2) für die Hauptteile (Hexateuch, alle poetischen u. alle prophetischen Bücher) bei gleichzeitiger Bestellung aller 10 Bände:
75, bezw. 85, bezw. 95 Mark (statt 81,20, bezw. 91,20, bezw. 101,20 Mk.)

Seite für Seite steht Erklärung und eigene vollständige Uebersetzung beieinander. Diese im engsten Zusammenhange mit dem Kommentar gearbeitete, die Quellen durch den Druck unterscheidende, vollständige Uebersetzung entlastet das Werk von Widersprüchen und Weitläufigkeiten, „berührt eine Menge von Punkten, die in der Erklärung naturgemäß unberührt zu bleiben pflegen", und gibt erst ein anschauliches und klares Bild der Quellenscheidungen. Alle Teile des Werkes sind von der inländischen wie von der ausländischen Kritik aufs beste empfohlen. — **Ausführlichen Prospekt bitten wir zu verlangen.**

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

Haben Sie Konfirmanden

zu beschenken, so lassen Sie sich meinen Verlagskatalog kommen. — Versand erfolgt überall hin franko. Sie finden darin z. B.

Siedel, Der Weg zur ewigen Jugend, 15. Aufl.
Siedel, Der Weg zur ewigen Schönheit, 13. Aufl.
Siedel, Der Weg zum Glück 2. Aufl.
Zimmermann, Das Vater Unser 2. Aufl.
Stöckhardt's Himmelspforte
N. Jünger, Heimgefunden,

Bücher, die sich in der gesamten Presse besten Rufes erfreuen und ihn auch wirklich verdienen. Ein Jedes ist geeignet reichsten Segen zu stiften. Jede Buchhandlung legt sie Ihnen vor, wo nicht erhältlich wende man sich an den Verlag von

C. Ludwig Ungelenk, Dresden A.

Ev. Fröbel-Seminar u. Erziehungsheim Cassel

Staatlich konzessioniertes **Kindergärtnerinnen-Seminar,** $1^1/_2$ jährige Kurse, für Töchter der gebildeten Stände. Näheres i. d. Broschüre „Die Arbeit im Fröbelseminar".

Für das Kuratorium
D. Pfeiffer, Generalsuperintendent

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft

Organ des Allgem. Evang. Protest. Missionsvereins

Herausgeber: Prediger D. Kind, Berlin

Verlag: Evangelischer Verlag, Heidelberg

XX. Jahrgang, monatlich ein Heft

Heft 6: Pfarrer Wilhelm-Tsingtau, Die chinesischen Klassiker (Schluß). — Bericht des Missionars Schiller zu Kyoto. — Ein Urteil aus Japan über die japanische Uebersetzung von D. E. Grimms „Ethik Jesu". — Aufruf des deutschen Kolonialkongresses 1905. — Aus der Mission der Gegenwart. — Litteratur. — Vereinsnachrichten.

Heft 7: China — der intoleranteste Staat der Welt? (G. Fobbe, Berlin). — Kurze Bemerkungen über Korea und koreanische Zustände (J. Bolljahn, Söul). — Einiges über das Missionswesen in Korea (J. Bolljahn, Söul). — Die Juden in Rußland und die Mission (O. Thiele, Berlin). — Aus der Mission der Gegenwart. — Litteratur. — Vereinsnachrichten.

Heft 8: Programm zur 21. Generalversammlung. — Japanische Kadetten (Pfarrer Ostwald, Tokyo). — Bericht des Missionars E. Schiller zu Kyoto. — Die Sekten des japanischen Buddhismus (Pfarrer D. Haas, Tokyo). — Die 11. Kontinentale Missionskonferenz.

Pensionär gesucht

Ich suche für meinen **9jährigen Jungen,** den ich im Sexta-Pensum zu Hause unterrichten will, einen gleichaltrigen, begabten und gesunden Kameraden.

Schön gelegenes Pfarrhaus mit großem Garten in gesunder, waldiger Gegend. Liebevolle Aufnahme und gute Verpflegung. Eintritt möglichst bald erwünscht.

H. Gilg, Pfarrer, **Grünwettersbach** bei Durlach, Baden

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9

Soeben erscheint:

Monatschrift für Pastoraltheologie *

zur Vertiefung des gesamten pfarramtlichen Wirkens unter Mitwirkung von namhaften Männern der Wissenschaft und der Praxis herausgegeben von

D. Dr. Heinrich Adolf Köstlin, ord. Prof. der Theologie a. D., Geh. Kirchenrat (Cannstatt-Stuttgart) und **Dr. Paul Wurster,** ord. Prof. der Theologie und Direktor am Prediger-Seminar zu Friedberg

(Neue Folge der Zeitschrift „Halte, was du hast".) II. Jahrgang. **Heft 1:**

Inhalt: Jung bleiben (2. Kor. 4, 16) (Wurster) — **Prinzipien zur „Geschichte" im Konfirmandenunterricht** (Vorbrodt) — **Die Simultanschule** (Jäger) — **Bitte eines Kindes an seine Religionslehrer** [Aus Asmus Sempers Jugendland] (Friz) — **Christentum und Kultur** (Hackenschmidt) — **Zur Erinnerung an Friedrich Eberhard von Rochow** (Müller) — **Die gegenwärtige Lage der christlichen Kunst** (David Koch) u. A.

Jährlich 12 Hefte. Abonnementspreis innerhalb des deutschen Postgebiets Mk. 6.—
Einzelne Hefte Mk. 0.75. **Postzeitungspreisliste 13. Nachtrag**

Wir bitten um gefällige rechtzeitige Erneuerung des Abonnements, soweit noch nicht geschehen.

Probehefte versenden wir auf Wunsch gern.

Junge gebildete Mädchen

werden von dem Frankfurter Schwestern-Verband in einer städtischen Kranken-Anstalt **gut ausgebildet zum Zwecke dauernder Anstellung als Krankenpflegeschwester in dem genannten Verbande bei guten Gehalts- und Pensions-Verhältnissen.**

Die Satzungen des Verbandes sind beim **„Vorstand des Frankfurter Schwestern-Verbandes"** in **Frankfurt a. M.** Städtisches Krankenhaus (Gartenstraße) zu erhalten.

Probenummern

der Christlichen Welt versendet jederzeit unentgeltlich der Verlag

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 39 Marburg i. H., den 28. September 1905

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Halbjährlich: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Geister und Engel — Zur „modernen Wunderbeurteilung" — Ob das Sittengesetz feststehe? — Zur Eidesfrage. Schluß — Ein Brief Roseggers — Der dritte internationale Kongreß für liberales Christentum in Genf — Verschiedenes: Religion und Naturwissenschaft (Titius, v. Hanstein, Trommershausen, Riehm, Laßwitz, Bärwinkel, Otto); Adolf Harnack und die Naturwissenschaft (Curiosus); Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Geister und Engel

1. Mos. 6, 1—4

Diese merkwürdige Geschichte breitet vor unserm Geist die ganze weite Welt des Geisterglaubens unter den Menschen aus. Und manchem von uns kommt ein sicheres Lächeln um den Mund: uns erzählt Niemand mehr solche Torheiten; dazu sind wir zu aufgeklärt und zu klug. Aber gemach: wollen wir miteinander durch unsere Dörfer gehen? Und wenn sie uns dann sagen, was wirklich in ihnen ist, dann wird aus dem Schummer des Abends und aus der tiefen Erregung, die irgend ein Ereignis zum Leben brachte, eine Welt von Geistern grüßen. Und mitten in den Städten, wo Wissenschaft und Erkenntnis verbreitet wird an allen Ecken und Enden, versucht man es, mit Geistern in Verkehr zu treten. Ist nicht auch unsere christliche Anschauung von den Engeln Anschauung von einer Geisterwelt neben und um den lebendigen Gott? Und wo gäbe es wohl schlichte fromme Christeneltern, die ihre Kinder nicht in der Welt der Engel heimisch werden ließen?

Woher nimmt solche Anschauung ihr Leben? Aus der Torheit der Menschen? Freilich, manche Engelgeschichte ist gestorben an der Aufklärung und manche Geistergeschichte kann nicht erzählt werden in den hellen Straßen der Großstadt. Aber zumeist ändern diese Geschichten nur ihre Form, nicht ihren Inhalt; sie holen ihre immer neue Kraft aus dem Leben selbst. Aus dem Leben, das in seinen letzten Tiefen eben niemals hell und klar ist. Wohl hat das Menschengeschlecht nach einer langen Geschichte im Christenglauben das Zutrauen gefaßt, daß alle Lebensoffenbarungen aus Einer Quelle stammen, daß Ein Gottesgeist in Allem lebendig ist. Aber die alten Vorstellungen, die so kräftig gewesen sind in den Ahnen, leben fort in den Enkeln. Und nehmen immer wieder neue Nahrung aus dem vielgestaltigen Leben, das sich uns immer wieder der Herrschaft des einen Gottesgeistes entwinden will.

Was wollen wir sagen, was wollen wir tun? Immer wieder zuerst — wie bei allem wirklichen Leben — Respekt haben. Respekt haben vor dem Leben der Angst und vor dem Leben des Frohsinns, das sich ausgelebt hat in den Geister- und Engelgeschichten. Schon darum Respekt haben, damit man den Feind nicht unterschätzt.

Und dann fromm sein. Wir glauben, daß der lebendige Gott im Regiment sitzt. Wir haben das Vertrauen gefaßt, daß wir in der ganzen Wirklichkeit mit Niemandem sonst zusammen kommen als mit dem lebendigen Gott. Wir spüren seinen Atem, wir hören das Wogen seiner Brust, wir zittern vor seinem Schritt, wir sehen ihm in sein tiefes Auge, wir legen unser Herz in die Hände mit den feinen Linien darin. Wer wirklich in der Wirklichkeit mit dem lebendigen Gott zusammenzukommen glaubt, der versteht Juden und Katholiken, die lieber mit allerlei Mittelspersonen verkehren wollen. Versteht sie deshalb, weil die Ehrfurcht in ihm groß wird vor dem lebendigen Gott.

Jesus Christus aber hat uns den Mut erweckt, zu diesem lebendigen Gott Vater zu sagen. So, daß wir vertrauen, daß die ganze gewaltige Wirklichkeit in ihrer Erhabenheit und in ihrem Geheimnis Gott dient für die Menschenseele. In heiliger Scheu und in fröhlichem Kindervertrauen verkehren wir mit der gewaltigen Lebensmacht, die uns aus der Wirklichkeit grüßt. Aus dem Innersten solchen Glaubens schwinden die Geister und die Engel. Da ist nur Gott und die Seele, die Seele und ihr Gott. Nicht daran hat der Glaube irgendwelches Interesse, Geister und Engel zu leugnen — wohl aber daran: groß werden zu lassen in der eigenen Seele und unter den Menschen das Vertrauen, daß wir es in der Wirklichkeit überall mit Gott zu tun haben, mit ihm ganz allein. H B

Zur „modernen Wunderbeurteilung"

Vgl. 1904, 36. 47. 1905, 7. 8. 13. 23. 26*)

Als ich die Kontroverse von Dennert und Traub in Nr. 47 der Christlichen Welt 1904 las, war ich verwundert, daß Traub die Dennertsche Erklärung, Gott „lenke" bei seinem Eingreifen in die Naturordnung nur die „Fäden des Kausalgeschehens" „in eine andere Richtung", unbeanstandet ließ. Denn was in aller Welt soll man sich überhaupt unter „Fäden des Kausalgeschehens" und ihrer Lenkung nur denken? Mehr noch vermißte ich die Beanstandung des andern Dennertschen Ausspruchs: „Ich fasse das Wunder ebenso wie die Weltregierung Gottes vielmehr als eine Lenkung und Richtung der vorhandenen Naturgesetze auf, wie sie der schwache Mensch bei seiner Kulturarbeit tagtäglich vornimmt." Nach dieser Wunderbeurteilung tut entweder der schwache Mensch tagtäglich Wunder wie Gott, oder Gott so wenig wie der schwache Mensch.

Andere haben anders geurteilt. Gerade diese Dennertschen Aussprüche werden in Nr. 13 der Christlichen Welt 1905 wörtlich mit Beifall wiederholt und in Nr. 7 bringt Sokrates-Kneisel die Dennertschen Vorstellungen in krasserer Färbung. Für ihn läßt sich die Möglichkeit des Wunders schon einfach daraus begreifen, daß der Mensch im stande sei, das Gesetz der Schwerkraft „aufzuheben", indem er einen Stein in die

*) Die Verhandlungen werden fortgesetzt. Vgl. auch unten: Verschiedenes. D H

Luft schleudert, so übrigens auch Pressensé. Wunder ist nichts Anderes als solch ein Steinwurf, von den unsichtbaren Göttern mit übermenschlicher Kraft ausgeführt.

Nun darf Aristodemus aber nicht zugeben, daß auf diese Weise das Gesetz der Schwerkraft auch nur für „einige Augenblicke" aufgehoben sei. Es besteht fort, das Maß des Gegendrucks bedingend, mit dem die Muskelkraft des Menschen mechanisch den Stein hebt. Die „Macht der Götter" kann nur dann als „zureichende Ursache" innerhalb einer wissenschaftlich bestimmten Naturordnung gelten, wenn sie angesehen werden kann als wenigstens prinzipiell mechanisch berechenbar. Ja, könnte Sokrates auf den Fall verweisen, daß der Mensch mit der Kraft seines Gedankens einen Stein hebt, dann läge die Sache anders. So dünkt es mich sokratischer, Verwunderung zu erwecken über den all diesen Vorstellungen zu Grunde liegenden, ganz unbefangen erhobenen Anspruch, wissen zu wollen, *wie Gott* es macht — wenn er Wunder tut. Wenn das mit dazu gehörte, wenn das Jeder ergründen müßte, der die Wunderfrage zu lösen sucht, dann bliebe nichts als völliger Verzicht auf ihre Lösung übrig.

Gegen jenen Anspruch protestiert ja denn auch schon in Nr. 8 der „Laie", der erkenntnistheoretisch die Unmöglichkeit begründet, das Wunder durch die Vorstellung göttlichen Eingriffs in die Naturordnung zu erklären. Ich vermisse da nur die Rücksicht auf das sich aus dieser konsequenten Abweisung des Naturwunders ergebende Problem: wenn für die Einsicht in die Gesetze des menschlichen Denkens der Begriff eines Naturgeschehens, in dem die Naturgesetze aufgehoben sind, absurd ist, wie erklärt es sich, daß der Begriff eines solchen Naturwunders allgemein vom menschlichen Denken gebildet wurde und daß es ihn auch in Verbindung mit der naturwissenschaftlichen Erkenntnis, z. B. bei Dennert, noch festhalten kann? Dies Problem streift Kurd Laßwitz zum Schluß seiner Erörterungen in Nr. 13, biegt aber in den voraufgehenden den Wunderbegriff so um, daß er mit dem ihm einmal wesentlichen Widerspruch zum Naturgesetz seine religiöse Kraft verliert. Nur durch eine ganz andere Fragestellung kann man meiner Ueberzeugung nach dem Dilemma entgehen: entweder wird das Wunder im eigentlichen Sinne, oder es wird der Naturzusammenhang aufgegeben.

Die „Wunderfrage" braucht nicht zu lauten: Kann Gott Wunder tun? auch nicht: Hat Gott wirklich einmal Wunder getan? auch nicht: Wie macht es Gott, wenn er Wunder tut? sie kann lauten: Welches ist der letzte unverlierbare Inhalt des Wunderbegriffs? Daraus wird sich dann die andere ergeben: In welchem Verhältnis steht der religiöse Wunderbegriff zu dem wissenschaftlichen Begriff des Naturgesetzes? Während die Frage in den drei ersten Formulierungen, genauer erwogen, ihre Unlösbarkeit gleich mit zum Ausdruck bringt, ist ihre Lösbarkeit in der letzten Form gewiß, natürlich unter der für jegliche Verständigung unentbehrlichen Voraussetzung einer Einheitlichkeit alles menschlichen Denkens, die auf der Uebereinstimmung von Denken und Sein beruht.

Man mag die biblischen und auch viele späteren Wunder bis herab zu den Gebetsheilungen der Gegenwart für tatsächliche Wunder im absoluten Sinne halten, man mag ihre Tatsächlichkeit, sofern sie für unerklärlich, und ihre Unerklärlichkeit, sofern sie für tatsächlich anzusehen sind, bestreiten, auf dem einen wie auf dem andern Standpunkt bleibt als besondere Frage die Frage nach der Verbindung von Gotteserkenntnis und Wunderglauben. Diese Verbindung ist die Voraussetzung sowohl für alle im Glauben erbetenen und verrichteten Wunder, als für einen auf Täuschung beruhenden Wunderglauben, und die Frage nach der Art der Verbindung von Gottes- und Wunderglauben ist darum die Frage nach dem letzten Inhalt des religiösen Wunderbegriffs.

Für die Beantwortung der so gestellten Frage scheint mir nun eine Verwandtschaft von Dennerts und Adolf Harnacks Wunderbeurteilung bedeutsam, die mir bei der Lektüre von Dennerts und Traubs Kontroverse aufgefallen ist. Gewiß, Harnack denkt konsequenter; Sätze wie die oben von Dennert angeführten hätte er nimmer schreiben können, noch eine Erklärung versuchen, wie sie Dennert zum Wunder von Kana beibringt. Bei Harnack findet sich deutlich eine Scheidung des religiösen vom wissenschaftlichen Erkennen. Doch sind gleich beim Erscheinen vom „Wesen des Christentums" die Inkonsequenzen auch von Harnacks Wunderbeurteilung bemerkt worden, und in bezug auf das Wunder der Auferstehung hat selbst E. Rolffs (Christliche Welt 1901, Nr. 40) gesagt, ihm erscheine dessen Behandlung als die „schwächste Partie" des Buchs. Ich meine nun: das, worin jene beiden so verschiedenen Richtungen angehörenden Männer übereinstimmen, bis in die Inkonsequenzen hinein, kann als maßgebend angesehen werden und zuverlässige Anhaltspunkte bieten für die Beantwortung der Frage nach dem letzten Inhalt des Wunderbegriffs oder nach der Art der Verbindung von Gottesglauben und Wunderglauben im menschlichen Denken.

Man wird demgegenüber vielleicht der Ansicht sein, es müsse auch da geschichtlich auf den Ursprung zurückgegangen werden, und über eine ursprüngliche Verbindung von Gotteserkenntnis und Wunderglauben könne nur die Religionsgeschichte entscheiden. Aber sollte den ihrer Natur nach sehr unsicheren Versuchen, sich mit Hilfe von allerlei Urkunden in das Denken der ältesten Zeiten zu versetzen, nicht gerade in unserm Fall ein Verfahren zur Kontrolle dienen können, das von der Annahme ausgeht, diejenige Verbindung von Gotteserkenntnis und Wunder, die sich noch in dem wunderscheuen, wunderfeindlichen modernen Denken zu behaupten vermag, sei als die wahre, der Einheit von Denken und Sein entsprechende auch der springende Punkt, der Ursprung der ganzen im religiösen Wunder gegebenen Verbindung? Die damit angenommene letzte Gleichartigkeit alles menschlichen Denkens ist doch auch die Voraussetzung der rückwärtsschauenden geschichtlichen Betrachtungsweise. Wollte man skeptisch annehmen, die Verschiebungen in den Begriffsinhalten endeten schließlich damit, daß die Begriffe einen völlig neuen Inhalt erhielten, und die „ältesten Menschen" hätten unter der Gottheit etwas völlig Anderes verstanden als die modernen, dann hätte es für uns nicht mehr Sinn und Aussicht, nach dem Inhalt ihres Gottes- und Wunderbegriffs zu fragen als nach den Denkinhalten eines Wahnsinnigen. Indes auch von weiteren Folgerungen abgesehen, bleibt die Frage nach jener Verbindung im Denken der beiden Forscher von nicht geringem Interesse und doch auch an sich schon ein Stück Religionsgeschichte.

Ich stelle nun neben Aussprüche von Dennert, die Traub zum Beweise seiner Anklage auf Inkonsequenz angeführt oder mit denen Dennert sich verteidigt hat, solche von Harnack aus dem „Wesen des Christentums", welche mir den Dennertschen verwandt scheinen.

Dennert	Harnack
I	I
Ein Bittgebet hat nur Sinn, wenn es sich an einen Weltenleiter richtet, der Freiheit und Macht über die Ereignisse des Weltgeschehens besitzt. — — Wenn wir die Möglichkeit des Wunders leugnen, so verliert das Gebet, wenigstens das Bittgebet, durchaus seine Berechtigung.	Nicht um Mirakel handelt es sich, sondern um die entscheidende Frage, ob wir hilflos eingespannt sind in eine unerbittliche Notwendigkeit oder ob es einen Gott gibt, der im Regiment sitzt und dessen naturbezwingende Kraft erlebt und erbeten werden kann.
Es ist undenkbar, daß das höchste Wesen, der Urgrund der Welt, von irgend Etwas abhängig ist; wir müssen uns also Gott mit höchster Freiheit begabt vorstellen.	Wie läßt es sich vermeiden, daß wir das Göttliche und das, was zur Freiheit führt, auffassen als eine mächtige Kraft, die in den Naturzusammenhang eingreift, ihn durchbricht oder aufhebt? Diese Vorstellung, obgleich sie nur der Phantasie angehört und bildlich ist, wird, so scheint es, bleiben, so lange es Religion gibt. — — Alles Religiöse — nicht nur die Religionen — ist, gemessen an der sinnlichen Erfahrung und dem exakten Wissen paradox; es wird hier ein Element eingeführt und für das Wichtigste erklärt, welches den Sinnen gar nicht erscheint und dem Tatbestand der Dinge ins Gesicht schlägt.
	Wir vermögen unsere raumzeit-

Dennert

I

II

Von „Durchbrechung gottgesetzter Naturerkenntnisse“ braucht beim Wunder nicht die Rede zu sein. Der moderne Mensch hat ja freilich einen wahren Horror davor, daß die Wunder die Naturgesetze durchbrechen oder vernichten sollen; aber meine moderne positive Wunderbeurteilung besteht ja gerade vor Allem darin, daß ich diese Sorge als unberechtigt zurückweise. Unbedingt sage auch ich: die gottgewollte Ordnung der Natur kann und darf nicht ohne Not verletzt werden. — — Zu einem Wunder im engeren Sinne gehört nach meiner Auffassung Zweierlei, erstens eine uns vielleicht noch unbekannte Ausnützung oder Lenkung der Naturkräfte, durch welche der Kosmos nicht gestört wird, zweitens ein im Heilsplan Gottes liegender Zweck.

III

(Vom Wunder der stillstehenden Sonne.) Obendrein hätte dies die ganze Harmonie des Weltalls, bei der Alles wie ein feines Räderwerk in einander greift, von Grund aus stören müssen.

Wer sich sagt: warum sollte Gott in seiner Allmacht nicht auch die Eselin Bileams sprechen lassen? den werde ich unbesorgt bei der ihn befriedigenden Meinung lassen; aber ich denke, er kann auch ebenso Andere bei der von mir dargestellten lassen, wie ihnen dadurch Nichts von der Würde und Verbindlichkeit des Wortes Gottes genommen wird.

IV

So sollen also auch wir von seinen Wundern absehen lernen und nur seine Kraft auf unsere Seele einwirken lassen, um an uns auch das Wunder der Wunder zu erfahren: die Sünden sühnende Kraft, die von ihm ausgeht; und dann werden wir auch die andern kleineren Wunder verstehen lernen. — — Dann werden diese Wunder für uns alle Bedeutung verloren haben, und das ist ja überhaupt das Wichtige im religiösen Leben: was mein inneres Dasein nicht anpackt und ihm Kraft gibt, sich zu entfalten, das hat für mich gar keinen persönlichen Wert.

Harnack

I

zeitlichen Erkenntnisse mit dem Inhalt unseres Innenlebens nicht in die Einheit einer Weltanschauung zu bringen. Nur in dem Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft, ahnen wir diese Einheit.

II

Wir sind der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß, was in Raum und Zeit geschieht, den allgemeinen Gesetzen der Bewegung unterliegt, daß es also in diesem Sinne, d. h. als Durchbrechung des Naturzusammenhangs kein Wunder geben kann. Aber wir erkennen auch, daß der religiöse Mensch, wenn ihn wirklich die Religion durchdringt — — dessen gewiß ist, daß er nicht eingeschlossen ist in einen blinden und brutalen Naturlauf, sondern daß dieser Naturlauf höheren Zwecken dient, bezw. daß man ihm durch eine innere göttliche Kraft so zu begegnen vermag, daß „Alles zum Besten dienen muß.“ Diese Erfahrung, ich möchte sie in die Worte zusammenfassen: wir können frei werden von der Macht und vom Dienst des vergänglichen Wesens — wird an den einzelnen Erlebnissen immer wieder als ein Wunder empfunden werden; sie ist von jeder höheren Religion unabtrennlich: diese würde zusammenstürzen, wenn sie sie aufgäbe.

III

Daß die Erde in ihrem Lauf je stille gestanden, daß eine Eselin gesprochen hat — — glauben wir nicht und werden es nie wieder glauben.

IV

Studieren Sie sie, und lassen Sie sich nicht abschrecken durch diese oder jene Wundergeschichte, die Sie fremd und frostig berührt. Was Ihnen hier unverständlich ist, das schieben Sie ruhig beiseite. Vielleicht müssen Sie es für immer unbeachtet lassen, vielleicht geht es Ihnen später in einer ungeahnten Bedeutung auf. — — Die Wunderfrage ist etwas relativ Gleichgültiges gegenüber allem Andern, was in den Evangelien steht.

Es (das Reich Gottes) hat die Natur einer geistigen Größe, einer Macht, die in das Innere eingesenkt wird und nur von dem Innern zu erfassen ist.

Wie Harnack zu den verschiedenen Arten der biblischen Wunder auch „Undurchdringliches“ rechnet, so sagt Dennert, nachdem er nach des Augustinus Vorbild versucht hat, das Wunder zu Kana mittels „Ueberspringung von Zwischenvorgängen“ zu erklären, es blieben noch viele Wunder, denen gegenüber wir uns „bescheiden“ müßten.

Aus der Wunderbeurteilung der Beiden ist ein Vierfaches zu entnehmen.

1. Gotteserkenntnis und Wunderglaube sind unlöslich verbunden, sonst würden Harnack und Dennert sich nicht genötigt fühlen, am Wunder festzuhalten.

2. Diese Verbindung steht nicht in ausschließendem Widerspruch zu der Vorstellung vom unverbrüchlichen Naturzusammenhange, sonst würden Harnack und Dennert nicht Beides zugleich festhalten können.

3. Es muß ein Wunderbegriff unveräußerlichen Inhalts in Beider Denken verquickt sein mit einem Wunderbegriff, den ihr Denken ablehnt, sonst könnten Harnack und Dennert nicht in widerspruchsvoller Weise das Wunder zugleich festhalten und ablehnen.

4. Es muß ein Hindernis vorhanden sein für die Scheidung beider Arten von Wunderbegriff, sonst würden Harnack und Dennert nicht bei so widerspruchsvollen Ergebnissen stehen bleiben.

Gewöhnlich stellt man sich vom religionsgeschichtlichen Standpunkt die Verbindung von Gotteserkenntnis und Wunder etwa so vor: der Mensch hat aus einem unerklärlichen Vorgang auf das Dasein eines Wesens von übermenschlicher Kraft als Urheber des Vorgangs geschlossen. Hinzugedacht werden müßte auch hier, sofern der Gottesbegriff nicht ohne sittlich persönliches Moment gedacht werden soll, eine Beziehung zum Gefühlsleben des Menschen als Grundlage einer Uebertragung menschlichen Denkens und Fühlens auf jenes höhere Wesen, ohne die das Bewußtsein der Gemeinschaft mit ihm, ohne die also Religion nicht möglich ist. Bei solcher Verbindung hängt für die Gewißheit des Wunders Alles von der Zuverlässigkeit der Augenzeugen ab, sowohl in Bezug auf die Tatsächlichkeit als auf die wunderbare Beschaffenheit des Vorgangs.

Da die „unerschütterliche Ueberzeugung, daß Alles, was in Raum und Zeit geschieht, den allgemeinen Gesetzen der Bewegung unterliegt,“ der Ueberzeugung widerspricht, daß in einem einzelnen Vorgang die allgemeinen Gesetze aufgehoben seien, worauf es mit jener Schlußfolgerung im modernen Denken doch hinauskommt, so kann schon deshalb die Verbindung von Gotteserkenntnis und Wunder in Harnacks Denken eine so geartete nicht sein. Bei Dennert findet sich davon allerdings, aber damit eben hängt die größere Inkonsequenz seiner Wunderbeurteilung zusammen, nach der Gott in besonderen Notfällen wohl einmal im Wunder das Naturgesetz aufhebt und doch auch wieder nicht aufhebt, da er ja im Grunde beim Wundertun nicht anders verfährt als der Mensch, dessen Tun stets von Naturgesetzen abhängig bleibt.

Andererseits spricht dann Dennert aber auch ausdrücklich dem Wunder als einmaligem, absolut unerklärlichem Ereignisse alle Bedeutung für geläuterte Religiosität ab und setzt das wahrhaft „Wichtige im religiösen Leben, was das innere Dasein anpackt“ in Gegensatz zu jenen tatsächlichen Einzelwundern. Gegen die Tatsächlichkeit einzelner biblischer Wunder aber, bei denen der von obiger Schlußfolgerung vorausgesetzte Widerspruch zum Kausalgesetz besonders deutlich ist, erklärt sich, wie wir sahen, Dennert ebenso wie Harnack. Aus der Verbindung von Gottes- und Wunderglauben, die sich in Beider Denken unabhängig von der Einsicht in den Kausalzusammenhang behauptet, muß eben jede Schlußfolgerung ausgeschlossen sein; denn jede beruht auf dem Satz vom Grunde, der von den Logikern als Urform des Kausalgesetzes bezeichnet wird, daraus wieder alle Naturgesetze nur ein Ausschnitt sind.

Man braucht nicht weit nach einer andern Verbindung zu suchen — jede christliche Predigt bietet sie. Für die Predigt sind alle biblischen Wunder nicht Ereignisse, die der Vergangenheit angehören, deren Tatsächlichkeit auf Autorität hin angenommen werden und mit der Vorstellung vom Naturzusammenhang in widerspruchsvoller Weise zusammengekoppelt werden muß, sondern unzeitliche Vorgänge, in denen an einem äußerlichen Geschehen bildlich ein innerlicher, in diesem Zusammentreffen als göttliches Tun erfaßter Vorgang ins Bewußtsein tritt; und dieses Ineinssetzen von äußerer Wahrnehmung und Gefühlsregung macht erst das Wesen des Glaubens aus, indem es das Gottesbewußtsein als Bewußtsein einer höheren geistigen Einheit von Ich und Welt mit sich führt. Damit ist denn der betreffende Vorgang aus dem Naturzusammenhange des einseitigen Welterkennens gelöst. Nur so kommt man für die Vorstellung eines Eingreifens Gottes, die sich, wie Harnack

sagt, immer wieder für das Wunder „aufdrängt“, aber bloß „bildlich“ zu verstehen ist, zu einem Inhalt, bei dem mit dem Schlußverfahren jeder logische Widerspruch zu dem wissenschaftlichen Erkennen fortfällt. Nur so entgeht man dem Dilemma: entweder wird das Wunder im eigentlichen Sinne, oder es wird der Naturzusammenhang, mit dem keine Ausnahme in Notfällen zusammengedacht werden kann, aufgehoben. Dagegen ist in allen Fällen, gleichviel ob der Vorgang in engerem Sinne übernatürlich gedacht wird oder nicht, das Kennzeichen sowohl alles religiös Wunderbaren als aller Gotteserkenntnis die raum- und zeitlose Vergegenwärtigung jener Verbindung. Wir finden sie bei der Geburts- und bei der Auferstehungsgeschichte Jesu Christi als ein Geborenwerden, als ein Auferstehen Christi in uns, mit ihm, aber auch bei den Wundern der Totenerweckung, Blindenheilung, bei der Stillung des Sturms. Selbst Bileams Eselin und die stillestehende Sonne lassen eine solche „erbauliche Anwendung“ zu, ja fordern sie vielmehr, und das Gleiche gilt wieder von Abrahams Berufung, Jakobs Ringkampf. Von solcher Wunderbeurteilung kann es mit vollem Recht heißen, daß sie „dem Tatbestand der Dinge ins Gesicht schlägt“, sich mit der raumzeitlichen Erkenntnis in eine Weltanschauung nicht bringen läßt, unlöslich aber mit dem Bewußtsein der Freiheit vom brutalen Naturlauf, d. i. mit dem sittlichen Persönlichkeitsbewußtsein verbunden ist. Jede Art von Erklärungsversuch und damit eben von Schlußverfahren fällt fort; es ist das Wunder für sie ein so unmittelbarer und notwendiger Ausdruck der Gotteserkenntnis, daß man weiter mit Harnack sagen muß, mit ihm stürze alle Religion zusammen, oder mit Dennert, es sei das Wichtige im religiösen Leben, packe das innere Dasein an und gebe ihm Kraft, sich zu entfalten, und nur so habe das biblische Wunder „persönlichen Wert“.

Aus dem Gesagten versteht sich auch der zunächst doch sehr befremdliche Umstand, daß man vom Prediger allgemein verlangen kann, er solle sich zum Bibelwort in der Predigt anders stellen als in theologischen Schriften. Auch der liberale, der kritische Theologe kann und muß das Wunder in der Predigt in der oben dargelegten Weise behandeln. So heißt es in einer Predigt über Joh. 9 in Baumgartens Monatsschrift: „Kannst du es, lieber Christ, auch von dir sagen: Eins aber weiß ich, daß ich blind war und bin nun sehend?“

Man hat diese höchst eigentümliche, für das religiöse Erkennen schlechtweg maßgebende Vorstellungsart bisher unbegreiflicherweise in ihrer Eigentümlichkeit und Bedeutung wenig beachtet. Selbst in der Wunderfrage ist sie mit ihrer Verbindung von Gotteserkenntnis und Wunderglauben meines Wissens nie eingehend berücksichtigt worden. Allgemein hält man ihren Wunderbegriff für abgeleitet und jenen andern für ursprünglich und die Voraussetzung. Und doch kann, wie wir schon sahen, auch die Auffassung, nach der die Verbindung von Gotteserkenntnis und Wunder durch Schlußfolgerung aus einem stupenden Vorgang zu stande kommt, nicht ganz auskommen ohne die Verbindung des Ineinssetzens von innerer Gefühlsregung und äußerer Wahrnehmung, die den Glaubensaussagen über göttliches Tun erst mit einander den persönlichen Gehalt und die anthropomorphe Form gibt.

An anderer Stelle (Religiöse Wirklichkeit. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1903. Vergleichende Religionswissenschaft und Inspiration der heiligen Schrift. Ebenda 1905) habe ich darzutun versucht, daß der Wunderbegriff, der sich als der primäre im religiösen Denken eines Harnack und Dennert behauptet, sich auch in den von der vergleichenden Religionswissenschaft erschlossenen Beurkundungen primitiven religiösen Denkens findet und eben die Gleichheit aller religiösen Vorstellungen ausmacht, die eine vergleichende Religionswissenschaft ins Leben gerufen hat. Das religiöse Ineinssetzen von äußerer Wahrnehmung und Gefühlsregung ist seit Alters bekannt als „Naturbeseelung“ und auf ihm beruht die in neuester Zeit erkannte Verwandtschaft der biblischen Glaubensvorstellungen in ihrer Bildlichkeit mit den alten mythischen. Es ist somit geeignet, daraus das Prinzip der religiösen Erkenntnis im Gegensatz zum Kausalitätsprinzip der wissenschaftlichen zu gewinnen.

So führen denn unsere Erörterungen der Wunderbeurteilung von Harnack und Dennert zu der Forderung einer konsequenten Scheidung von religiöser und wissenschaftlicher Erkenntnis, die wir bei Harnack schon angelegt fanden. Darin treffen wir mit Traub wieder zusammen, der Dennerts Inkonsequenz darauf zurückführt, daß „der fundamentale Unterschied wissenschaftlichen Erkennens und religiösen Glaubens“ bei ihm „verwischt“ ist. Gewiß, ohne eine begriffliche Bestimmung der religiösen Erkenntnisart im Unterschied von der wissenschaftlich-kausalen, bei der die Religionswissenschaft die wichtigsten Dienste zu leisten hat, kann die Wunderfrage nicht gelöst und die religiöse Krisis, welche die Bibelkritik heraufbeschworen hat, nicht überwunden werden. Aber darum ist doch mit einer bloßen Scheidung und dem Parallelismus von wissenschaftlicher und religiöser, von Kausalitäts- und — wie ich sie genannt wissen möchte — Identitätserkenntnis das letzte Wort nicht gesprochen.

Harnacks und Dennerts Positionen weisen noch auf weitere Schwierigkeiten hin. Für Beide gibt es auch eine Verbindung von Gotteserkenntnis mit der Erkenntnis vom gesetzmäßigen Zusammenhang in Natur und Geschichte; und in diesem Sinne stellt das moderne Denken die teleologische Betrachtung der Dinge geradezu in Gegensatz zu dem Wunderglauben der Schrift. Nicht mehr aus dem „Eingreifen“ Gottes in den geordneten Zusammenhang der Dinge, sondern gerade aus ihrer „höheren Zwecken dienenden“ Ordnung soll Gott in seiner Macht und Weisheit erkannt werden, wie denn auch Traub diese Auffassung vertritt. Auf Grund solcher Verbindung von Gotteserkenntnis und Naturordnung „revidiert“ man „die Geschichte des Lebens Jesu, wie sie in den Evangelien vorliegt“, und konstruiert mit Ausscheidung des eigentlich Wunderbaren eine Bibel in unzählbaren Variationen, die entsprechend dem ebenso variablen „geschichtlichen Christus“ die geschichtliche Bibel heißen könnte. Geschrieben hat sie zwar Niemand, und es wird sie auch Niemand schreiben, dennoch ist sie da ungeschrieben, in einem gespensterhaft beängstigenden Dasein.

Um das Schreckgespenst zu bannen, genügt es nicht zu zeigen, daß es einen Wunderbegriff gibt, der dem kausalen Zusammenhange nicht widerspricht und daß dieser Wunderbegriff den Urkunden und der lebendigen Bezeugung religiöser Erkenntnis weit besser entspricht als der Wunderbegriff, der sich mit der Ueberzeugung vom unverbrüchlichen Naturzusammenhang denkend nicht vereinigen läßt. Um die Bibel in ihrer Integrität, wie das religiöse Bewußtsein es verlangt, der Kritik gegenüber mit Gewißheit festhalten zu können, ist eine Auseinandersetzung erforderlich mit den Gedankengängen, die dahin führen, gerade in der ausnahmslosen Gesetzmäßigkeit des natürlichen und geschichtlichen Geschehens, wie sie ohne Zwecksetzung nicht denkbar sei, die Grundlage aller wahren Gotteserkenntnis zu sehen, dagegen in der gefühlsmäßigen Uebereinstimmung erbaulicher Betrachtung, deren Bildlichkeit die Religionswissenschaft als wesensverwandt mit der mythischen Vorstellungsart erweist, Nichts als poetisches Spiel.

Ich weiß wohl, die Mehrzahl der Leser der Christlichen Welt teilt eben diese Ueberzeugung. Aber sollten sie sich dem Notschrei verschließen können, welchen die dadurch geschaffene Lage einem aus ihrer Mitte auspreßte? Ich meine die Worte (Christliche Welt Nr. 4, Sp. 75):

> Trotz der Fortschritte in der Richtung eines ästhetischen Hineinlebens in die Dinge, die etwa der Name Wernle gegenüber H. Holtzmann beleuchtet, wirkt die Oberflächenbetrachtung noch nach in jener zweiten bedenklichen Stimmung, die als zweiter Uebelstand unserer Lage daraus mit Naturnotwendigkeit resultiert: es ist jenes Gefühl grenzenloser Unsicherheit über Jesus, eine Stimmung, die man am liebsten nur mündlich äußert, die man selbst durchgemacht haben muß, um ihren lähmenden Einfluß zu ermessen, eine Stimmung, von der aus Kalthoffs Auffassung des Christentums noch eine positive Leistung bedeutet.

In der wunderlosen Gotteserkenntnis, die sich aus dem Kausalzusammenhang ergeben soll, tritt uns wieder ein Schlußverfahren entgegen, recht ähnlich dem, das als Verbindung von Gotteserkenntnis und Wunder gilt. Auch bei der kausal begründeten Gotteserkenntnis führen alle weiteren Aussagen über den als Urheber erschlossenen Gott zu den aus einer ande-

ren Erkenntnis stammenden Anthropomorphismen, wie sich das in den eingangs angeführten Dennertschen Aussagen über göttliches Tun zeigt. Kant hat in seiner Kritik der Gottesbeweise den Mißbrauch aufgedeckt, der in ihren Schlußfolgerungen mit dem Kausalitätsprinzip getrieben wird. Im Zusammenhang mit dieser Kritik konnte er dartun, daß die im Kausalitätsprinzip gegebene durchgängige Gesetzmäßigkeit der Natur als solche dem Geiste des Menschen entstammt, daß sein Verstand „selbst der Quell der Gesetze der Natur" ist, oder wie der Laie in Nr. 8 es ausdrückt, daß es „eigentlich keine Naturgesetze, sondern nur Gesetze unserer Naturwahrnehmung gibt."

Recht verstanden, ist es also das sittlich freie Bewußtsein um die Priorität des Geistes, das sich in der Ueberzeugung von dem unverbrüchlichen Naturzusammenhange ausspricht, und so vermochte denn auch Kant zu jener epochemachenden Erkenntnis hindurchzudringen nur in Kraft seiner sittlichen Persönlichkeit. Ist wiederum sittliche Persönlichkeit nur in jener höheren Einheit gegeben, die als Verbindung von Gotteserkenntnis und Wunder in das religiöse Bewußtsein tritt (Religionswissenschaft und Inspiration S. 77 ff.), dann versteht sich, daß wohl aus der Erkenntnis des Naturzusammenhangs, eben im Bewußtsein der Selbständigkeit des Geistes, rückwirkend das Gottesbewußtsein eine Stärkung empfangen kann; aber da ihm diese Stärkung nur aus seinem eigenen Reflex kommt, kann das Gottesbewußtsein, wie es ja eben als „innere göttliche Kraft" die Gewißheit mit sich führt, daß der Mensch „nicht eingeschlossen ist in einen brutalen Naturlauf", daß er „frei werden kann vom Dienst des vergänglichen Wesens", nie erst aus der Erkenntnis des Naturzusammenhangs gewonnen werden. Glaubt man, es könne an die Stelle des Wunders in seiner Verbindung mit der Gotteserkenntnis der kausalgesetzliche Zusammenhang in Natur und Geschichte treten, so täuscht man sich ähnlich, wie sich Einer täuschen würde, der die Sonne mit ihrem Spiegelbild verwechselte.

Diese Auffassung des Verhältnisses von Wunderglauben und kausal bestimmter Erkenntnis zum Gottesbewußtsein bewährt sich wieder in vierfacher Weise.

1. Sie läßt verstehen, daß sobald das Denken des Menschen sich ausschließlich dem kausalmechanischen Welterkennen hingibt, die sittliche Kraft des Menschen geschwächt wird, und daß schließlich im Materialismus mit der Religion auch die Wissenschaft „zusammenstürzen" müßte.

2. Sie läßt verstehen, daß ein in wissenschaftlichem Denken wenig Geübter geneigt ist, in dem Hinweis auf Gott und seine Schöpfermacht eine wissenschaftlich befriedigende Erklärung für rätselhafte Naturvorgänge zu sehen, findet er doch die Gotteserkenntnis als das Ursprüngliche in seinem Geiste schon vor.

3. Es versteht sich aus unserer Einsicht ferner nicht nur, wie die Ueberzeugung von der Unverbrüchlichkeit des Naturzusammenhangs mit einer vom Wunderglauben untrennbaren Gotteserkenntnis wohl vereinbar ist, sondern auch, daß eine Gotteserkenntnis, die als Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit die höchste Entfaltung sittlicher Kraft ist, daß der von mittelalterlichem Aberglauben gereinigte christliche Gottesglaube als Komplement das wissenschaftliche Welterkennen mit seinem erkenntnistheoretischen Idealismus fordert.

4. Endlich aber, und das scheint mir gegenwärtig das Wichtigste, versteht sich daraus die Unmöglichkeit, die heilige Schrift, die Urkunde der wunderbaren Gotteserkenntnis, vom wissenschaftlichen Welterkennen aus religiös umzugestalten. Bei einer wissenschaftlich bestimmten Umgestaltung schlägt man ja das aller religiösen Erkenntnis diametral entgegengesetzte Verfahren ein. Die religiös erbauliche Betrachtung hebt Raum- und Zeitschranken auf, indem sie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ineinssetzt, und eben darauf beruht die innere Einheit der Schrift, wonach in derselben unzeitlichen Identitätserkenntnis die weissagenden Bilder und Gestalten der ersten Blätter mit denen der letzten, Adam mit Christus, ineinsgeschaut werden. Das wissenschaftlich-geschichtliche Verfahren besteht darin, daß man sich umgekehrt bemüht, sich mit viel Kunst des Umdenkens aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurückzuversetzen; und so muß es die innere Einheit der Schrift völlig auflösen und mit dem Wunderbaren das religiös Wertvolle ausscheiden.

Lina Keßler

Ob das Sittengesetz feststehe?

Zu Nr. 36, Sp. 845

Es ist eine der am häufigsten vernommenen Einwendungen von naturalistischer Seite gegen die Geltung eines einzigen wahren Sittengesetzes, daß man sagt: Es gibt ja so viele verschiedene Sitten und sittliche Normen unter den Völkern der Erde, und jede behauptet die allein richtige zu sein. Wie kann man da noch von einem Sittengesetz reden, welches die unbedingte Norm unsres Handelns bilden soll?

Zunächst — wenn es auch noch so viele Sittengesetzgebungen unter den Völkern gibt, so ist damit noch nicht gesagt, daß nicht eine davon die allein richtige sein könne. Man kann doch nicht sagen: Weil alle den Anspruch auf absolute Geltung erheben, ist dieser Anspruch bei allen falsch. Im einzelnen Fall wird es uns nicht schwer uns für die Richtigkeit einer Norm zu entscheiden. Haben die Chinesen recht, wenn sie die kleinen Mädchen ertränken, oder wir, wenn wir sie wertschätzen und erziehen? Hatten die Asanteer recht, wenn sie bei der Beerdigung ihrer Könige zahllose Menschenopfer darbrachten, deren Blut sie ins Grab strömen ließen, oder wir, die wir das als unmenschlich verabscheuen? Hat der Indianer recht, wenn er es als Erfordernis der wahren Sittlichkeit betrachtet, sich am Feind zu rächen, oder die Bergpredigt, welche sagt: Liebet eure Feinde?

In allen diesen Fällen sind wir Westeuropäer kaum zweifelhaft, welcher sittlichen Norm wir den Vorrang einzuräumen haben. Die Vielgestaltigkeit der sittlichen Gesetzgebungen beweist nicht die Unmöglichkeit eines einzigen wahren Sittengesetzes. Der Nachweis, daß es kein sittliches Gesetz gibt, das zu allen Zeiten von allen Völkern als solches anerkannt worden wäre, ist nur für den erschütternd, welcher die Verbindlichkeit des Sittengesetzes durch seine allgemeine Bekanntschaft begründen möchte. Aber es ist nicht abzusehen, warum etwas unbedingt Geltendes auch zu allen Zeiten als solches müßte erkannt gewesen sein. Verhält es sich mit dem Sittengesetz nicht ähnlich wie mit dem Naturgesetz? Das Naturgesetz, die Normen, nach denen das Naturgeschehen sich vollzog, waren zu allen Zeiten dieselben; aber die Menschen haben sie nicht gekannt. Sie haben sie zu fassen versucht seit Aristoteles, und ihre Versuche fielen sehr unvollkommen aus. Sie haben Formeln geprägt und diese Formeln wieder aufgegeben. Die Wirklichkeit in der Natur wurde dadurch keine andere. Sie blieb dieselbe von Jahrhundert zu Jahrhundert. Die Menschen mußten nur diese Wirklichkeit besser verstehen und fassen lernen. So hat die Menschheit auch nach Formeln für das sittliche Gesetz gesucht. Die Formeln, die sie prägte, waren unvollkommen, ja oft genug verkehrt. Aber allem Formulieren lag eine Wirklichkeit zu Grunde, welche sie zwang, ihre Formeln zu korrigieren, jenes eine wahre Sittengesetz, das Jesus in seiner Tiefe verstanden und in den Worten ausgesprochen hat: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst.

Es ist auch nicht so, als ob die sittlichen Normen verschiedener Zeiten und Völker durchweg mit einander in Widerspruch stünden. Oft wird die Differenz übertrieben. In jedem Fall bleibt auch bei gewissen Abweichungen eine gemeinsame Tendenz. Diese Tendenz geht darauf hinaus, daß vor allem die Unterordnung des eigenen Wohles unter das Wohl Anderer beziehungsweise das Gesamtwohl das ist, was überall als moralisch gilt, und daß die Ueberwältigung durch den momentanen sinnlichen Trieb wenigstens in einigen ihrer Formen überall getadelt wird. Im Einzelnen können die Unterschiede sehr groß sein, die gemeinsame Tendenz ist nicht zu verkennen. Es ist eine objektive Wahrheit, daß alle Sittengesetzgebungen die Tendenz auf Menschenliebe und Selbstzucht haben. Dies und nichts Anderes ist das sittliche Element des menschlichen Lebens. Liegt dann nicht der Schluß nahe, daß da, wo diese Ten-

denz am reinsten ausgeprägt ist, das dem Inhalt nach allein richtige Sittengesetz vor uns steht?

Sehen wir jedoch von dem mannigfaltigen Inhalt der sittlichen Gesetzgebungen ab und achten auf ihre formale Seite. Nach der formalen Seite blieben die sittlichen Normen in allen Jahrtausenden dieselben: Ein kategorischer Imperativ: Du sollst! Das Gefühl einer unbedingten Verpflichtung, die nicht erlaubt nach ihren Gründen zu fragen. Es ist ja möglich, daß die sittlichen Forderungen sich auf die Nützlichkeit zurückführen lassen. Es ist viel Scharfsinn darauf verwendet worden, zu zeigen, wie aus der Schätzung gewisser Güter der menschlichen Gemeinschaft sich mit Notwendigkeit Regeln ergeben mußten, die diese Güter schützten. Aus der Schätzung des Familienlebens wäre die Regel erwachsen: Du sollst nicht ehebrechen. Aus der Einsicht in die Notwendigkeit des Eigentums zur Erhaltung der Gemeinschaft die Regel: Du sollst nicht stehlen. Aus der Wertschätzung der verbindenden und Gemeinschaft fördernden Macht der Wahrhaftigkeit die Regel: Du sollst nicht lügen. Es ist vielleicht möglich, alle sittlichen Forderungen auf das Bestreben zurückzuführen, irgend ein hohes Gut menschlicher Gemeinschaft zu schützen. Diese Schutzregeln hätte man dann dem Einzelnen eingeprägt und sie wären schließlich dem ganzen Gemeinschaftskreis in Fleisch und Blut übergegangen und zu Gewissensregeln geworden, von denen sich jeder innerlich verpflichtet fühlte. Aber gerade das, daß der Einzelne sich selbst durch das sittliche Gesetz innerlich verpflichtet fühlt, läßt sich niemals erklären. Es ist und bleibt ein Geheimnis, warum das Sittliche als das absolut Seinsollende empfunden wird. Wir können nur sagen, es ist Tatsache, daß es so empfunden wird. Dies gerade ist das Große am kategorischen Imperativ, daß keine Ableitung und Erklärung an ihn heranreicht. Es gibt sittliche Ideale, die auf die Menschen, in deren Gesichtskreis sie treten, den Eindruck machen, daß sie sich dadurch unbedingt verpflichtet fühlen, daß sie sich nur um den Preis ihrer Selbstachtung davon entbunden erachten können. Daß es so ist, das ist gewiß. Warum es so ist, die Antwort auf diese Frage entzieht sich unserer Kenntnis. Wir können nur sagen: Durch Gottes Willen ist es so. Es ist sein Geheimnis, wie er es dazu gebracht hat, das Menschenherz mit seinen dunklen Falten dazu zu bringen, selbst eine Norm aufzurichten, vor der es sich beugt, als vor dem absolut Seinsollenden. Der Kritizismus aber ehrt sich selbst und beweist seinen Wirklichkeitssinn, wenn er diese Tatsache gelten läßt: Hier reicht etwas Absolutes in den Menschengeist hinein, welches ich nicht erklären kann. Carl Stuckert

Zur Eidesfrage

2

Sonach ergibt sich die Forderung, den Eid zwar nicht völlig abzuschaffen, aber ihn so zu gestalten, daß die damit verbundenen Uebelstände möglichst verringert werden. In diesem Sinne hat sich Otto Mayer vor mehreren Jahren in der Christlichen Welt (1899, Nr. 24) ausgesprochen, und die wiederholten Gesetzesvorschläge des Bundesrats, sowie die Verhandlungen des Reichstags bewegen sich in der gleichen Richtung. Dasselbe gilt von der Kommission für die Reform des Strafprozesses, die in der letzten Zeit im Reichsjustizamt getagt hat. Auch Kulemann rechnet damit, daß seine radikale Forderung auf gänzliche Beseitigung des Eides zunächst nicht durchdringen wird, und gibt für diesen Fall eingehende Erwägungen vom Standpunkt der herrschenden Ansicht aus.

Die mannigfachen Reformvorschläge, welche im Laufe der Zeit von berufener und unberufener Seite gemacht worden sind, haben teils in der Tagespresse ausführliche Erörterung gefunden, teils bewegen sie sich in technisch-juristischen Einzelheiten, die auf ein allgemeineres Interesse kaum rechnen können. Es muß hier genügen, die wichtigsten Vorschläge von neuem in Erinnerung zu bringen und zugleich auf den einen oder den andren weniger beachteten Gesichtspunkt hinzuweisen.

Zunächst soll die Feierlichkeit der Eidesleistung erhöht

werden. Es kann nur von Nutzen sein, wenn die Richter immer wieder daran erinnert werden, die Eidesleistung möglichst würdig zu gestalten. Was auf dem Wege allgemeiner Anordnungen getan werden kann, ist im deutschen Reich wohl allenthalben geschehen. Vielfach wird die Zuziehung von Geistlichen zur Eidesabnahme gewünscht. Nun ist es gewiß dankbar zu begrüßen, wenn in Predigt, Unterricht und Seelsorge der Sinn für die Bedeutung des Eides überhaupt geweckt wird. Die Teilnahme des Pfarrers an der einzelnen Beeidigung wird aber von Kulemann, meines Erachtens mit Recht, abgelehnt. Sie ist schon aus äußeren Gründen, namentlich wegen der dadurch entstehenden Verzögerung der Verhandlung, untunlich und würde sehr bald für den geistlichen Stand eine höchst beschwerliche Bürde werden.

Der Hauptübelstand, gegen den eine Reform sich wenden muß, wird immer der bleiben, daß, wie Kulemann sich ausdrückt, viel zu viel geschworen wird. Zunächst kommen hier die außerhalb des Gerichtsverfahrens liegenden sogenannten promissorischen Eide in Betracht, von denen bisher in der gegenwärtigen Erörterung weniger die Rede gewesen ist, also namentlich der Untertaneneid, der Beamteneid und der Fahneneid. Von ihnen dürfte nur der Fahneneid beizubehalten sein. Der Untertaneneid fristet nur in wenigen deutschen Staaten noch ein kümmerliches Dasein. Aber auch der Beamteneid würde wohl ohne Schaden beseitigt oder durch einen feierlichen Handschlag ersetzt werden können. Es ist kaum anzunehmen, daß der Gedanke an den geleisteten Diensteid ein wirksames Mittel ist, um einen schwachen Charakter in der Treue gegen seinen Landesherrn und gegen sein Amt zu erhalten.

Wenden wir uns wieder dem gerichtlichen Eide zu, so ist es eine entschieden billigenswerte Forderung, daß das Gericht freie Hand haben soll, eine unerhebliche und vor allem eine unglaubwürdige Aussage nicht beeidigen zu lassen. Es ist für den Richter überaus peinlich, einen gewissenlosen Zeugen beeidigen und gewissermaßen Beihilfe zum Meineid leisten zu müssen, um alsdann die Akten sofort an die Staatsanwaltschaft abzugeben. Leider hat sich die vorerwähnte Kommission für die Reform des Strafprozesses hinsichtlich der Beeidigung unglaubwürdiger Aussagen auf einen andern Standpunkt gestellt. Damit der Richter zunächst die Zeugenaussage entgegennehmen und sich dann erst über die Beeidigung entscheiden kann, müßte der vor der Aussage zu leistende Eid (sogenannte Voreid) durch den nach der Aussage zu leistenden Eid (sogenannten Nacheid) ersetzt werden. Was insbesondere den Strafprozeß anbetrifft, so wird in Privatklagesachen (wegen Beleidigung und Körperverletzung), aber auch in andren Sachen von geringerer Bedeutung, die Beeidigung unterbleiben dürfen, wenn sämtliche Beteiligten damit einverstanden sind. Vieles spricht auch dafür, bei bloßen Uebertretungsfällen den Eid abzuschaffen oder durch eine andre feierliche Versicherung ohne Anrufung Gottes zu ersetzen. Anders wieder liegt die Sache im Zivilprozeß, bei den Streitigkeiten um Mein und Dein. Auch hier ist der Vorschlag gemacht worden, für geringfügige Sachen, sogenannte Bagatellsachen, den Eid auszuschließen. Nun ist es ja ganz richtig, daß viele dieser Prozesse aus jämmerlicher Schikane geführt werden. Aber das kommt auch bei Sachen mit höherem Streitwerte vor. Vielfach handelt es sich aber bei den sogenannten „Bagatellsachen“ um sehr berechtigte und wichtige Interessen, die nur deshalb einen geringeren Streitwert haben, weil eben unvermögende Leute beteiligt sind. Daß der Prozeß eines armen Arbeiters um dreißig Mark rückständigen Lohn ebenso ernst zu nehmen ist, wie der Streit zweier reicher Kaufleute um das Hundertfache, bedarf keiner Erörterung. Meines Erachtens ist es gefährlich, die ohnehin vorhandene Versuchung, solche und ähnliche Prozesse wegen ihres geringen Betrags leichter zu nehmen, dadurch zu steigern, daß man eine leichtere Form der Wahrheitsermittlung dafür einführt.

Außerdem sei noch ein Punkt erwähnt, der durch neuere Vorgänge nahe gelegt ist. Es kommt vor, daß Zeugen den Eid nicht leisten wollen, weil es ihnen durch ihre religiöse Ueberzeugung verboten sei oder auch weil sie an Gott nicht glauben. Für die Angehörigen einzelner Sekten ist es ge-

stattet, in solchen Fällen eine andre Beteurungsformel anzuwenden. Es würde wohl unbedenklich sein, diese Erleichterung überall da eintreten zu lassen, wo nach Ansicht des Richters der Eid einen ernstlichen Gewissenszwang enthalten würde.

Man hat wohl geglaubt, in der Gegenwart eine besondre Eidesnot insofern feststellen zu können, als die Zahl der Meineide zugenommen habe. In dieser Hinsicht ist es aber sehr schwer etwas Bestimmtes zu sagen. Daß die Statistik einen festen Anhalt weder dafür noch dagegen ergibt, hebt Kulemann mit Recht hervor. Klagen über die Meineidspest haben wir aus alter Zeit so gut, wie aus der heutigen. Auch der Gegensatz von Stadt und Land will nicht viel besagen. Meineide werden dort wie hier geschworen, dort in mehr naiver, hier in mehr raffinierter Weise; für die sittliche Beurteilung macht dies wenig Unterschied. Manchmal macht es allerdings den Eindruck, als ob das Laster des Meineids in den großen und größten Städten schlimmer auftrete. Sicheres ist jedoch auch darüber kaum festzustellen.

Mag dem nun auch sein, wie ihm wolle, so ist Eines jedenfalls gewiß: es werden sehr viele Meineide geschworen, und die wenigsten davon gelangen zur strafgerichtlichen Ahndung. Wichtiger als alle gesetzlichen Maßregeln, die dagegen ergriffen werden können, ist es, wenn Jeder in seinem Kreise möglichst für Wahrhaftigkeit auch im Einzelnen und Kleinen zu wirken sucht. Das klingt trivial, ist aber schließlich doch der Kernpunkt der Sache. Hugo Weizsäcker

---

Ein Brief Roseggers

J. N. R. J. Frohe Botschaft eines armen Sünders. Von Peter Rosegger — ist soeben in einer Volksausgabe, zum Preise von 1,30 Mk. gebunden, bei L. Staackmann in Leipzig erschienen. Das Für und das Wider diesen Roman ist in unsern Spalten, Nr. 22 und Nr. 2 d. l. J., ausgiebig zu Worte gekommen. Hören wir darum lieber den Dichter selbst in einem Briefe, den er uns schrieb: er wird gegen die Veröffentlichung Nichts einzuwenden haben. Hilft er uns doch so am besten zur rechten Würdigung seines Werks. D H

Krieglach, 30. August 1905

Verehrter Herr!

Dieser Tage wird Ihnen die neubearbeitete Volksausgabe meines Jesubuchs J. N. R. J. zugehen. Die Form ist nun etwas geändert, der Inhalt nicht. Ich bitte Sie recht sehr, das Buch einem Beurteiler zu geben, der es aufmerksam liest und möglichst frei von Vorurteilen ist. Von theologischem, historischem, künstlerischem Standpunkte aus mag er das Werk verurteilen, ein gelehrtes oder künstlerisches Werk will und kann es nicht sein. Was ich verlange, ist, daß es als ein wahrhaftiges, persönliches Bekenntnis erkannt werde. Das Recht der Persönlichkeit in religiösen Dingen hat die Christliche Welt tausendmal zugestanden und sie übt es selbst erklecklich aus. Möge sie es auch meinem Bekenntnisse gegenüber freimütig ausüben. Nicht um Güte, nur um Gerechtigkeit bitte ich, falls Sie überhaupt von der neuen Ausgabe Notiz nehmen wollen. Das erste- und wohl auch das letztemal in meinem Leben bin ich mir in diesem Jesubuch bewußt, ein gutes Buch geschrieben zu haben. Darum trete ich so entschieden für dasselbe ein. Mit diesem Buche steht und fällt meine sittliche und religiöse Weltanschauung. Es ist, möchte ich sagen, die konzentrierte Grundstimmung aller meiner Schriften und das Grundideal meiner Lebensführung.

Darum konnte es mich so schwer treffen, wenn bedeutende Männer und Kritiker dieses Buch so auffaßten und abtaten, als sei es aus einer leichtfertigen Laune entstanden oder gar wegen materieller Vorteile geschrieben worden!! Nein. Das Buch kommt aus einer redlichen Menschennatur, deshalb fordert es Achtung.

In besonderer Hochschätzung Ihr ergebener

Peter Rosegger

Der dritte internationale Kongreß für liberales Christentum in Genf

Dieser Unitarierkongreß, wie er bei den Engländern und Amerikanern genannt wird, kam in der Stadt zusammen, wo der Unitarier Servet verbrannt wurde. Das gab ihm von vorne herein einen demonstrativen Charakter. Aber wie haben sich die Geister gewandelt! Die Kanzel Calvins wurde diesen Unitariern bereitwilligst eingeräumt, das Consistoire der Kirche Calvins und die ‚vénérable Compagnie des Pasteurs', der Staatsrat und die Stadtbehörden hatten Vertreter entsandt, und die orthodoxe Partei kam in den Aeußerungen ihrer Vertreter und ihrer Presse dem Kongreß mit ebensoviel unerschütterlicher Selbstgewißheit als gerechter, ja wohlwollender Anerkennung, wenn nicht der Wege und Ziele, so doch der religiösen Wärme und Aufrichtigkeit entgegen. 54 religiöse Assoziationen waren vertreten, 550 Mitglieder angemeldet, von denen etwa 500 anwesend waren. Die Engländer und Amerikaner hatten eine erdrückende Majorität, aus Frankreich und Holland war starker Zuzug erschienen, aus Deutschland und der deutschen Schweiz nur sehr wenige Vertreter anwesend. Außerdem waren Vertreter des liberalen Katholizismus in der Person des Père Hyacinthe und einiger anderer altkatholischer Geistlicher, des liberalen Judentums, des Brahmo Somadsch und des Islam zugegen.

Am ersten Tage wurden nach den Eröffnungsreden des Ehrenpräsidenten Professor Chantre und des Präsidenten Professor Montet die Delegiertenberichte über den Stand der liberalen Bewegung in den einzelnen Ländern angehört. Ein Referat über Deutschland fehlte. Dagegen erfuhr man besonders genaue und interessante Details über die Unitarierkirchen und ihre Organisation in England und Amerika, wo sie zwar noch klein an Zahl, aber sehr aktiv sind und langsam Boden gewinnen. In den meisten übrigen Berichten wurde konstatiert, daß die Bewegung als Parteibewegung kaum Fortschritte, ja zum Teil eher Rückschritte gemacht habe, daß aber die Sache selbst ihren unaufhaltsamen Gang nehme, und liberale Ideen allmählich auch in positiven Kreisen Eingang finden, wenigstens in der Gestalt der neuen kritischen Methoden und einer gewissen Zurückstellung und Reduzierung mancher Dogmen und Symbole der alten Orthodoxie.

Der zweite Tag war religionswissenschaftlichen Problemen gewidmet. Ich hebe folgende Arbeiten hervor. Professor Pfleiderer aus Berlin sprach über die Quellen des christlichen Erlösungsglaubens. Das ist ein Ausschnitt aus einem der brennendsten Probleme der gegenwärtigen Theologie, der Frage nach der Entstehung der Theologie des Paulus und der Christologie im Allgemeinen. Pfleiderer zieht für die Beantwortung dieser Frage die Religionsgeschichte in einem Umfange heran, wie wohl nur wenige Anhänger der neuen religionsgeschichtlichen Schule selbst. Er sieht die beiden Hauptquellen des christlichen Erlösungsglaubens im jüdisch-persischen Messianismus und seiner apokalyptischen Umbildung einerseits und in jüdisch-heidnischen Sühnevorstellungen und Mysterienbräuchen andrerseits. Diese Daten seien, insofern sie aus dem Heidentum stammen, zuerst in der heidenchristlichen Gemeinde von Antiochien mit dem Christenglauben in kultische Verbindung gebracht und dann durch Paulus theologisch bearbeitet und zu religiös sittlichen Symbolen gemacht worden. Es war nicht möglich in dem kurzen Zeitraum diese Behauptungen zu erhärten und die Verbindungslinien zwischen Mythus und historischen Einzelzügen klarzulegen, sodaß es bei dem Eindruck eines kühnen Erklärungsversuches blieb, der bei den Zuhörern ebenso viel Widerspruch wie Zustimmung fand.

Professor Carpenter aus Oxford gab einen Ueberblick über die neuere wissenschaftliche Arbeit der englischen Theologie auf dem Gebiete des Neuen Testaments. Sie weist starke Parallelen mit den Bestrebungen der modernen deutschen Theologie auf, so die immer strikttere Anwendung der allgemeinen historischen Methoden auf die Schriften aus der Entstehungszeit des Christentums, die Popularisierung der neuen Resultate und Methoden, die starke Heranziehung des religionsgeschicht-

lichen Materials, an dessen Auffindung und Verarbeitung England in hervorragender Weise beteiligt ist. Die religionsgeschichtliche Arbeit, die eine Zeit lang im Zuge war, die historischen Berichte des Neuen Testaments in einzelne mythische Bestandteile zu zersetzen, ist doch mehr und mehr dazu gekommen, Halt zu machen vor der historischen Realität und der Einzigartigkeit der Person Jesu und dem Werte seiner Selbstaufopferung. Das johanneische Problem und die Frage nach den Quellen der Christologie des Paulus bewegen dort wie hier die Geister und führen gelegentlich zu kühnen Hypothesen wie der einer vorchristlichen messianischen Biographie, die Paulus bekannt gewesen wäre.

Professor Gourd Genf sprach über die Selbständigkeit der Religion als von dem Gebiet, wo das Geheimnis und das Irreduktible in der Erkenntnis seine Stelle findet. Eine der hervorragendsten Arbeiten des Kongresses war die von Pfarrer Bertrand Castres über la Sainteté de Jésus, was im Sinne des Vortragenden wohl eher als „Heiligkeit" denn als „Sündlosigkeit Jesu" zu übersetzen ist. Dieser Vortrag, mit einer unter französischen Theologen ungewöhnlichen Kenntnis der deutschen Theologie ausgestattet, suchte die Frage vom ontologischen Gebiet, auf dem sie sich bisher bewegt hatte, auf das rein religiöse zu verlegen. Auf metaphysischem wie auf moralischem Gebiet ist es unlösbar, schon weil uns eine so intime Kenntnis des Lebens Jesu nicht möglich ist, wie nötig wäre, um diese Frage zu entscheiden. Damit ist zugleich auch die psychologisch historische Methode gegeben, die allein diesem Problem angemessen ist. Sie ermittelt die historischen und psychologischen Tatsachen im Leben Jesu, die jenem Attribut zu Grunde liegen. Heiligkeit im religiösen Sinn bedeutet vollständige Hingabe an Gott bis zu dem Grade, daß Gott in der Seele dominiert. So bleibt die moralische Frage im christologischen Problem im Hintergrunde.

Die praktischen Fragen kamen am dritten Tage zum Worte. Rev. Tarrant London sprach in Carlylescher Sprache und Begeisterung über die Beziehungen der liberalen Religion zu sozialen Reformen, Jean Réville Paris über die Frage der Trennung von Kirche und Staat. Nach einer Analyse des Gesetzesvorschlags konstatiert Réville, daß das Gesetz von einer liberalen Regierung angewandt ohne Härte sich werde durchsetzen können, daß es aber in der Hand einer der Kirche oder der Religion direkt feindlichen Regierung ein gefährliches Instrument werden könne. Die Protestanten sind in ihrer Mehrheit der Trennung günstig gesinnt, sie sind jetzt schon mit der innern Organisation der Verhältnisse nach der Trennung beschäftigt. Dabei wird der reformierte Protestantismus in eine schwere Krisis geraten, wenn die orthodoxe Partei in Verbindung mit dem Kapital es ablehnen wird, eine neue Kirche zu organisieren, in der auch die Liberalen Platz haben.

Auf einem toten Punkte waren die Verhandlungen angekommen, als nach einem Referat von Pfarrer Rey Lüttich vorgeschlagen wurde, der Kongreß möge sich auf die Prinzipien einigen, die einer Aufstellung eines Glaubensbekenntnisses des liberalen Christentums zur Basis dienen könnten. Soviel zu bemerken war, drängten Franzosen und Niederländer zu einer solchen Erklärung, die offenbar weniger ein Angriff denn ein Schutz gegen orthodoxe Verdächtigungen und Unterschiebungen sein sollte, während die Mehrzahl der deutschen und angelsächsischen Vertreter den Zeitpunkt nicht für gekommen hielt.

Die Anwesenheit von Vertretern anderer Religionen bedeutete im Bilde des Kongresses wenig mehr als eine bunte Note. Der Kongreß wurde dadurch nicht zum allgemeinen Religionskongreß gestempelt, sondern blieb ein richtiges „Ketzerkonzil". Die Hauptgedanken, die es bewegten, waren die Forderung der Freiheit des Glaubens von jeder autoritären Bevormundung, das Bestreben, Religion und Wissenschaft in Einklang zu bringen, wobei allerdings öfters die Geschichte gegen die bekannte theologia naturalis zurückstehen mußte; dann ein religionsgeschichtliches Interesse, das Einzelne wohl in die Nähe eines modernen Synkretismus geführt hat. Wenn man von den Verhandlungen sagen darf, daß man da dem Liberalismus in den Kopf hineingesehen habe, so darf man von den drei Predigten in verschiedenen Sprachen wohl nicht in gleicher Weise sagen, daß man ihm da ins Herz hineingesehen habe. Denn die Aeußerungen der Frömmigkeit sind zu sehr Eigengut der religiösen Einzelpersönlichkeit, als daß sie ohne Weiteres als Ausdruck einer Gemeinschaft genommen werden dürften. Sowohl die französische Predigt von Pfarrer Roberty Paris als die deutsche von Professor Furrer Zürich gaben eine religiöse Wertung der Persönlichkeit Jesu und forderten den Kontakt mit ihm als Grundlage des religiösen Verhältnisses in einer Weise, wie sie nicht nur den meisten Aeußerungen des Kongresses fremd war, sondern geradezu den privaten Widerspruch manches Kongreßmitgliedes herausforderte. Diese Differenz zwischen den theoretischen und den praktischen Aeußerungen des Kongresses trat in der englischen Predigt des Rev. Savage New-York weniger zu Tage. Nicht nur trägt eben der Liberalismus jedes Landes wieder eine andere Physiognomie, die sich in einer besondern Geschichte und in besondern Kämpfen gebildet hat, sondern auch im Einzelnen ist es da, wie in allen andern Parteien, daß die Persönlichkeit der Uniformierung widerstrebt und sich „ein Stück eigen Land" reserviert.

Die Tafelreden eines Kongresses gehören sonst gewiß nicht in einen rein sachlichen Bericht. Aber die Rede des positiven Vertreters des in seiner Mehrheit positiven Konsistoriums war ein solches Muster der Wahrung des eigenen Standpunktes und der gleichzeitigen Anerkennung Andersdenkender, daß ich sie manchen Lesern in Norddeutschland zu wehmütiger und sehnsüchtiger Betrachtung nicht ganz vorenthalten mag. Pfarrer Délétra gab offen zu, ohne den Zwiespalt zu überkleistern und seinen verschiedenen Standpunkt zu verhüllen, daß die Gegenwart der liberalen Partei eine Wohltat sei besonders im Blick auf die bevorstehende Trennung von Kirche und Staat. Sie habe die Orthodoxie davor bewahrt, daß die Vergangenheit die Gegenwart erdrücke, von ihr habe sich die positive Partei zum ekklesiastischen Liberalismus — man muß da die kirchlichen Verhältnisse Genfs kennen — und zur Sache des religiösen Fortschritts bekehren lassen. Niemand nahm es daraufhin übel, wenn der Redner dem Liberalismus vorhielt, daß er aber im Laufe der Zeit selbst autoritär geworden sei und nicht immer habe lernen wollen, wo er hätte lernen sollen. Für die Zukunft sei eine Verständigung oder doch ein Zusammenwirken auf rein religiösem und moralischem Boden möglich.

Mitten in die Tagung des Kongresses fiel die Nachricht vom Friedensschluß zwischen Rußland und Japan. Der Kongreß sandte an beide Staatsoberhäupter Glückwunschtelegramme, die auch erwidert wurden. Daß ein anderes gleichzeitiges und hier beobachtetes Weltereignis, die Sonnenfinsternis, witzigen Zungen Gelegenheit gab sich zu üben, versteht sich von selbst. Für die nächste Zusammenkunft des Kongresses wurde eine Einladung der Amerikaner angenommen. A K

Verschiedenes

Religion und Naturwissenschaft

Professor D. A. Titius, Religion und Naturwissenschaft. Eine Antwort an Professor Ladenburg. Tübingen, J. C. B. Mohr 1904. 114 S. 1,80 Mk.

Dr. A. v. Hanstein, Gott und Unsterblichkeit in der modernen Weltanschauung. Vortrag. Hannover, Hahnsche Buchhandlung 1904. 41 S. 75 Pfg.

Professor Dr. E. Trommershausen, Die wissenschaftliche Berechtigung der christlichen Weltanschauung. Zwei Vorträge. Gütersloh, Bertelsmann 1904. 52 S. 60 Pf.

Dr. G. Riehm, Hat die christliche Weltanschauung die Naturwissenschaft zu fürchten? Vortrag. Potsdam, Stiftungsverlag 1904. 24 S. 60 Pf.

Kurd Laßwitz, Religion und Naturwissenschaft. Ein Vortrag. Leipzig, B. Elinscher Nachf. 1904. 30 S. 60 Pf.

Senior DDr. Bärwinkel, Verträgt sich die Naturwissenschaft mit dem Gottesglauben? Ein Wort gegen Ladenburg und Haeckel. Leipzig, Buchhandlung des Evangelischen Bundes 1904. 38 S. 40 Pf.

P. em. F. W. Otto, Entwicklung. Woher? Wohin? Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Stuttgart, Chr. Belser 1905. 60 S. 80 Pfg.

Zwischen den Vertretern der materialistischen Naturforschung und den Anhängern einer religiösen Weltanschauung besteht naturgemäß

eine dauernde Spannung, die vielleicht längere Zeit latent bleibt, von Zeit zu Zeit aber in starken Entladungen sich auslöst. Der bekannte Vortrag Ladenburgs auf der Naturforscherversammlung in Kassel (Herbst 1903), welcher Christentum und Kirche heftig angriff und der Kritik insofern zahlreiche Angriffspunkte bot, als in offenbarem Widerspruch gegen die Tatsachen der Geschichte für alle wesentlichen kulturellen und humanitären Fortschritte der Menschheit die Ursache in den Fortschritten der Naturwissenschaft gefunden wurde, hat eine große Zahl von Gegenschriften hervorgerufen, die von verschiedenen Standpunkten aus Ladenburg und überhaupt die materialistische Weltanschauung bekämpfen. Der Kampf wurde um so lebhafter, als die Gemüter ohnehin durch die Haeckelschen „Welträtsel" und seine Massenverbreitung erregt waren.

Die Hochflut der Gegenschriften gegen Ladenburg und Haeckel ebbt jetzt ab. Der Gegensatz bleibt, aber in unserer schnellebigen Zeit wendet sich das Interesse leicht anderen Dingen zu, die „in der Luft liegen". So könnte es überflüssig erscheinen, in unserem Blatt noch auf den Kampf gegen Ladenburg—Haeckel zurückzukommen.*) Wenn es dennoch geschieht, so liegt der Grund darin, daß neben solchen Schriften, die ihrem Zweck entsprechen, als Gelegenheitsschriften den Angriffen von materialistischer Seite entgegenzutreten und engere und weitere Kreise über Tragweite und Bedeutung jener Angriffe aufzuklären, wie z. B. unter den oben aufgezählten Schriften die von Bärwinkel, Trommershausen, Riehm — je nach dem Standpunkt des Verfassers mit verschiedenen Argumenten und auch mit verschiedener objektiver Ueberzeugungskraft — auch solche Schriften durch das Auftreten der Ladenburg und Haeckel hervorgerufen sind, die über die Bedeutung von Gelegenheitsschriften hinausgehen und bleibenderen Wert besitzen.

Namentlich ist hier das Buch von Titius zu nennen. Die Polemik gegen Ladenburg ist nicht, wie der Titel anzudeuten scheint, der einzige Inhalt des Buches. Titius geht zu selbständiger Prüfung des Verhältnisses von Religion und Naturwissenschaft über, ihm geben Ladenburgs Irrtümer Anlaß, nicht nur sie zu widerlegen, sondern auch bedeutsame Untersuchungen über dieses so wichtige Problem anzustellen. Titius steht auf dem nach meiner Ansicht allein möglichen Standpunkt, daß „in Wahrheit Naturwissenschaft und Religion niemals in Konflikt geraten können. Wo es diesen Anschein hat, da findet in Wirklichkeit nur der Streit einer neuen und vielfach besseren Naturerkenntnis und einer alten, früher gültigen statt, mit der sich die Religion verbunden hatte." „Die Betonung der Gesetzmäßigkeit des Geschehens ist mit dem Christentum sehr wohl vereinbar. Wenn wir Gott als stets sich selbst treubleibend und unveränderlich, wenn wir daher sein Wirken als ein geordnetes und zugleich der Natur immanent, sie umfassend und durchdringend denken, so muß eben die für uns erfaßbare Wirkungsweise der Dinge auf uns den Eindruck eines geordneten und gesetzmäßigen Kosmos machen und schließt also die natürliche Erklärung den göttlichen Ursprung keineswegs aus." Von diesem Standpunkt aus untersucht Titius den Begriff des Wunders und den Unsterblichkeitsglauben. Das Wunder ist ihm eine unbedingte Notwendigkeit, die Energie und der Höhepunkt des christlichen Vorsehungsglaubens: „jedes Ereignis, das geeignet ist, unser Leben durch seine Gewalt zu ergreifen und innerlich umzuformen, so daß wir unsern Lebenszweck erkennen oder fester zu ergreifen vermögen, ist ein Wunder." — In den zitierten Sätzen ist Titius' grundsätzliche Stellung zu dem Problem des Verhältnisses von Religion und Naturwissenschaft gegeben. Wegen der Einzelheiten muß auf das Werk selbst verwiesen werden, das außerordentlich klar und fesselnd geschrieben ist und durch die zahlreichen Litteraturangaben noch besonderen Wert erhält.

v. Hanstein will nicht als Wortführer der Theologie Ladenburg entgegentreten, sondern im Namen derer, die ihr freies philosophisches Denken nicht durch die herrschende materialistische Weltanschauung in Banden geschlagen sehn wollen. Er erkennt die naturwissenschaftlichen Tatsachen, auf die Ladenburg sich stützt, vollkommen an, bekämpft aber mit Glück den Gottesbegriff, wie Ladenburg ihn zulassen will, und gibt interessante Ausführungen über den Wunderbegriff. „Der Begriff des Wunders verändert sich ganz mit den Fortschritten der Erfahrung." Sehr richtig weist v. Hanstein auch darauf hin, daß der Wunderbegriff rein subjektiv ist, daß eine Tatsache, die dem Einen als Wunder erscheint, aus anderm Gesichtspunkt betrachtet, vollkommen natürlich erklärbar ist. Hanstein sieht gerade in der unerschütterlichen Gesetzmäßigkeit der Natur eine Offenbarung des unerschütterlichen Willens des unvorstellbaren großen Gottes. Schließlich tritt der Verfasser für den Unsterblichkeitsglauben ein, fordert allerdings im Anschluß an Lessings Ausführungen in der „Erziehung des Menschengeschlechts" eine Ewigkeit der Seele auch nach rückwärts, eine Art Seelenwanderung. Es ist schwer über solche Anschauungen zu diskutieren, ich sehe aber nicht ein, warum nicht ein persönlicher Geist, der sich aus dem Unbewußten differenziert hat, eben durch diesen Vorgang einen Anfang als Persönlichkeit haben soll. Mit Recht wirft v. Hanstein der materialistischen Philosophie vor, daß sie ihre Geschütze immer gegen den Gott der Kinder und des wunderschreienden Pöbels richtet und nicht gegen den geläuterten Gottesbegriff der ernsten Denker. Die fromme Weltanschauung hätte leichte Arbeit in ihrer Selbstbehauptung gegenüber der mechanistischen Weltauffassung, wenn sie sich die kleinen Geister der Naturforschung zu Zielen ihrer Polemik wählte.

*) Daß es so spät geschieht, ist nicht die Schuld des Herrn Verfassers. Es liegt force majeure vor. D H

Auch Trommershausen und Riehm bieten manche Anregungen. Riehm führt u. A. mit vollem Recht aus, daß die Geistlichen auf der Kanzel und dem Katheder offen zugeben sollten, daß der Umfang des Glaubensinhalts, sofern er Schöpfung und Welt angeht, sich in den letzten Jahrzehnten wesentlich verändert hat.

Kurd Laßwitz, der Philosoph, faßt in klarer und durchsichtiger Weise das Problem an der Wurzel, indem er nachweist, daß neben der Welt des Naturgeschehens, in der das Kausalgesetz unbedingt herrscht, das Reich der sittlichen Werte, die Welt des Guten und Schönen besteht, und daß diese letztere maßgebend ist für die Menschheit, insofern sie Persönlichkeiten darstellt. Dieser Dualismus ist nur erkenntniskritisch; in der Persönlichkeit fließen beide Welten zusammen und führen so zu einer monistischen Weltanschauung.

Bärwinkel beschränkt sich auf die Polemik gegen die Grundanschauungen und einige Einzelausführungen Ladenburgs und Haeckels, gegen welche wirksame Einwendungen erhoben werden.

Otto steht auf einem so eigenartigen Standpunkt — er steht der Naturwissenschaft als vollendeter Skeptiker gegenüber, erwähnt aber „eine höhere Ordnung der Dinge (??), auf die z. B. der Mystiker St. Martin hinweise, wenn er schreibe: Ich sah Blumen, welche tönten; ich hörte Töne, welche leuchteten"*) — daß Jemand, der naturwissenschaftlich zu denken gewohnt ist, sich mit ihm nicht auseinandersetzen kann, weil da das gegenseitige Verständnis vollständig fehlt.

Johannes Petersen

Adolf Harnack und die Naturwissenschaft. Von einem Rerum naturalium curiosus. Basel, Benno Schwabe 1905. 70 S. 1,20 Mk.

Das vorliegende Büchlein hat kein Inhaltsverzeichnis; mit Recht, denn es hat auch keine Disposition. Der Titel deckt den Inhalt nicht; „Menschennatur und Christentum" wäre eher zutreffend, denn an Harnacks „Wesen des Christentums" knüpft der ungenannte Verfasser nur seine Erörterungen an; und von Wissenschaft ist fast gar keine Rede. In ziemlich krausem Durcheinander handelt er vom Wunder, von den Kräften, ihren Zusammenhängen und Wirkungen (wobei ganz nebenbei Spiritismus, Suggestion und dergleichen „am einfachsten" erklärt werden), vom Bittgebet, von der Erziehung, von Wißbegier, Mitteilungstrieb und Arbeit, vom Wert religiöser Zeremonien, von der Fortdauer der Seele, von der allgemeinen Menschenliebe und den sich aus ihr ergebenden Aufgaben für den Einzelnen und den Staat, von Gewißheit und Wissen — Alles auf 70 kleinen Seiten. Alle möglichen Probleme sind angeschnitten, nicht eines ist mit leidlicher Klarheit und Folgerichtigkeit durchgedacht. An philosophischer Bildung fehlt es dem curiosus ganz, und die Lehren der Geschichte sind für ihn nicht vorhanden. Alles, was er vorbringt, ist graue Theorie, blasse Abstraktion. Durch Beides erinnert er an Rousseau. Mit ihm teilt er die grundverkehrte Auffassung von der ursprünglichen Güte der Menschennatur und der „gegenseitig-wohlwollenden Gesinnung unter den Mitgliedern der ganzen Menschheitsfamilie, wie sie vor dem Turmbau zu Babel und vor der Babylonischen Sprachenverwirrung gewesen sein wird" (S. 56), deduziert die allgemeine Menschenliebe aus dem der Menschennatur angeblich eingebornen Abscheu gegen die Verletzung der eignen Gattung — (dies ist geschichtlich der größte Fehlgriff in dem Buch) — und die Gottesliebe aus der natürlichen Elternliebe, aus der sie in jedem geistig gesunden Menschen notwendig erwachsen müßte. Er findet also die Natur (soll heißen: die menschliche Natur) in vollkommener Harmonie mit dem Grundgebot Christi und verurteilt daher, als beiden widersprechend, die sogenannte politische Notwendigkeit, die allgemeine Expansionspolitik, die Vaterlandsliebe ohne Erdliebe („eine Tugend, im Sinne des Christentums, ist sie ganz gewiß nicht") und die unfreiwillige Militärdienstzeit. Einige Ausführungen und Aussprüche sind ganz schön und richtig, wenn auch nicht eben durch Neuheit verblüffend; das Ganze ist unglaublich konfus und keine Bestätigung von des Verfassers Behauptung, der Verstand sei unfehlbar.**)

Fritz Friedrich

*) Bekanntlich gehört die Erscheinung, daß viele Menschen, nicht nur Mystiker, mit Gehörsempfindungen subjektive Farbenempfindungen verbinden, zu einer sehr verbreiteten Gruppe von Empfindungsassoziationen, die der physiologischen Psychologie seit Jahren bekannt sind, ohne daß sie sich genötigt gesehen hat, eine „höhere Ordnung" der Dinge darin zu sehen.

**) Harnack hat in einer Besprechung dieser Schrift Nr. 15 der Theologischen Literaturzeitung Gelegenheit genommen, seine Stellung zum Wunder zu präzisieren. Er sagt dort: „Der Verfasser hebt aus meinen Vorlesungen über das Wesen des Christentums ein paar Stellen heraus, die den Anschein erwecken können, als machte ich in bezug auf Wunder doch einen stillen Vorbehalt und zöge nicht die Konsequenzen des von mir formulierten Satzes: »Wir sind der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß, was in Raum und Zeit geschieht, den allgemeinen Gesetzen der Bewegung unterliegt, daß es also in diesem Sinne, d. h. als Durchbrechung des Naturzusammenhangs, kein Wunder geben kann.« Er selbst vermutet aber schon, daß die Inkonsequenz nur eine scheinbare ist, und ich ergreife gern die Gelegenheit, dies ausdrücklich zu bestätigen. Ich denke über den Naturlauf genau wie er. Die religiöse Sprache aber, je wärmer und daher zutreffender sie ist, wird es schwer vermeiden können, Bilder zu gebrauchen, die wider die Anerkennung der Naturgesetze zu verstoßen scheinen. Man kann doch nicht jedesmal hinzufügen: »jetzt spreche ich sub specie aeternitatis« oder »jetzt kommt es mir auf den Wert der Sache an.«"

Kleine Mitteilungen. Einen Text: „Reformations-Festfeier für Kirche, Familienabende und Schule" hat Pastor Eltze in Eilenstedt, Kr. Oschersleben, herausgegeben. Im Selbstverlag. 16 S. 25 Pf.

Mit Schrecken liest man, daß der Kirchenvorstand von St. Nikolai in Leipzig den Pastor Ebeling verklagt hat. Gibt es denn in der sächsischen Landeskirche keine Instanz, die diesen Prozessen, welche gar keiner Sache, sondern nur der persönlichen Ehre dienen, und weit über Sachsen hinaus das größte Aergernis erregen, ein Ende macht?

R

Quittung

Für den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein: 25 Mk. Teilertrag vom Missionsfest in Eckelshausen; 20 von F K, Göttingen; je 10 von G, Tübingen; E J, Freiburg; N N; F R, Nürnberg; von der Kirchgemeinde Wald-Michelbach; 8,70 aus der Missionskasse eines leidenden, frühvollendeten Mädchens; je 5 von Th M in H; Freunde der Christlichen Welt in Boitzenburg; Sch, Babenhausen; 4,20 Ls in N W; 4 Kindergottesdienst und Missionsbüchse der Gemeinde Wundersleben; je 3 von H E, Bingen; Z, Altenessen; E, Grinzen; 2,50 von H H, Tuttlingen; 2 von O, Karbitz.

Für die evangelischen Deutschen in Russisch-Polen (vergl. Nr. 35): 100 Mk. von M v St, Sch bei Z; 30 von F R, Nürnberg; 10 von M, Ballenstedt; je 5 von Sch, Babenhausen; K, Geibsdorf; von L, N, H u. H, Penig; C u. A B, Hanau.

Für das notwendige Liebeswerk: 110 Mk. von F L, Halle a. S.; je 20 von W F, Honolulu; W F, London; durch D, Darmstadt; je 10 von N, Freiburg a. E; F K, Göttingen; 4 von H, Osnabrück; 3 von A F, Berlin; 2,50 von H H, Tuttlingen.

Für denselben Zweck gingen bei Herrn Pfarrer Stier in Alten bei Dessau ein: 20 Mk. von N N; je 5 von Konfirmanden in Höchst; H, Dembowalonka; H, Hoetensleben; E, Güsten.

Für den Gustav-Adolf-Verein: 14 Mk. von Z, Altenessen.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Breslau. Dienstag 3. Oktober (Festwoche!) 8¼ Uhr Höcherlbräu, Neue Gasse 27: Besprechung über „die Lage", eingeleitet von den schlesischen Vertrauensmännern. Willkommen ist jeder, der sich als Freund betrachtet.

Chemnitz. Mittwoch 18. Oktober 8 Uhr im Deutschen Kaiser Diskussionsabend der vereinigten sächsischen Freunde über: Welche Prinzipien der modernen Weltanschauung haben sich Kirche und Theologie anzueignen? Gäste willkommen.

Stade. Donnerstag 12. Oktober 10½ Uhr im Schuldtschen Klubhaus: Der Rationalismus.

Freunde der Christlichen Welt in Süddeutschland und der Schweiz

Die heurige Tagung wird **Montag** und **Dienstag** den **16.** und **17. Oktober** in **Bretten** Melanchthonhaus (Städtezimmer) stattfinden

Montag abends 5½ Uhr: Was ist den Reichsdeutschen an den kirchlichen Zuständen der Schweiz interessant? Pfarrer Lic. Stuckert-Neunkirch (Ct. Schaffhausen).

Dienstag vorm. 9¼ Uhr: Die Rechtfertigungslehre im Licht der Geschichte des Protestantismus. Professor D. Holl-Tübingen.

Zugverbindungen von Karlsruhe, Heidelberg, Darmstadt, Straßburg, Basel, Stuttgart, Heilbronn für Hin- und Rückreise sehr bequem. — Wegen **Unterkunft** wollen sich die Freunde gefälligst an Herrn Stadtpfarrer **Renz** in Bretten wenden.

Die Leser der Christlichen Welt

in Unter-, Mittel- und Oberfranken werden gebeten, ihre Adressen dem Verlag mitzuteilen.

Gesucht

wird zum 1. November ein **gebildetes junges Mädchen,** nicht unter 25 Jahren, das in einem kleineren feinbürgerlichen Hause die Haushaltung leiten kann, besonders im Kochen gut bewandert. Dienstmädchen ist vorhanden. Angenehmes heiteres Wesen, **gute Bildung,** womöglich etwas Erfahrung in Krankenpflege erwünscht. Angebote mit Referenzen, Gehaltsansprüchen und Photographie unter **G L** an den Verlag.

Meine Verlobung mit Fräulein

Elisabeth Lindemuth,

Tochter des verstorbenen Herrn Pastors Lindemuth und seiner Frau Gemahlin Friederike geb. Siebert zeige ich hiermit ergebenst an.

Wittenberg, im September 1905.

Johannes Jaeger
Oberlehrer am Melanchthongymnasium

Français, Bachelier en théologie, Lauréat en philosophie de l'Université de Genève, cherche dès octobre préceptorat en famille ou institut pour 1 an, rétribué. Meilleures références. Monteynard (Isère) France **Paul Gay**

Un jeune homme, absolument récommandable, licencié en théologie de l'Université à Lausanne, cherche place de **précepteur** dans famille ou institut, dès novembre. — S'adresser à **M. De Loës,** professeur de théologie, **Lausanne.**

Venedig Christliches Hospiz. Campo S. Angelo 3581. Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Hauslehrer

sogleich gesucht für 2 Schulkinder 9 und 11 Jahre. Angenehme Stellung. Viel freie Zeit. Offerten unter **L. F. 726.** an **Haasenstein & Vogler A.-G., Hamburg** erbeten.

Junge gebildete Mädchen

werden von dem Frankfurter Schwestern-Verband in einer städtischen Kranken-Anstalt **gut ausgebildet zum Zwecke dauernder Anstellung als Krankenpflegeschwester in dem genannten Verbande bei guten Gehalts- und Pensions-Verhältnissen.**

Die Satzungen des Verbandes sind beim **„Vorstand des Frankfurter Schwestern-Verbandes"** in **Frankfurt a. M.** Städtisches Krankenhaus (Gartenstraße) zu erhalten.

Gesellschafterin

Eine gebildete, nicht zu junge Dame von frischem Wesen und heiterem Gemüte, womöglich etwas musikalisch, wird als **Gesellschafterin** zu einer **einzelnen Dame** in einer freundlichen kleinen Stadt **Westfalens** gesucht zu gegenseitiger Anregung. Gehalt nach Verabredung. Meldungen unter **M S** an den Verlag.

In meinem Verlage erschien soeben:

Biblisches Lesebuch

von

Otto Schulz

Zu einem Hilfsbuch für den Religionsunterricht in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten erweitert

von

Dr. G. A. Klix

Dritte Abteilung: Kirchengeschichte nebst Anhängen

von

Dr. Paul Müllensiefen

Gr. 8°. (VIII u. 203 S.) Preis gebunden M. 2.—

Früher sind erschienen:

Erste Abtlg.: **Biblisches Lesebuch.** Bearb. von Dr. P. Müllensiefen. 88. Aufl. geb. M. 2.—.

Zweite Abtlg.: **Hilfsbuch.** Bearb. v. Dr. P. Müllensiefen. 84. Aufl. geb. M. 1.—.

Probe-Exemplare behufs Einführung **gratis** und **franko**

L. Oehmigke's Verlag (R. Appelius), Berlin S. W. 12

Bekanntmachung

Die Sächsische Kirchliche Konferenz hält ihre diesjährige Versammlung **Mittwoch den 18. Oktober in Chemnitz** i. S. im kleinen Saal des Kaufmännischen Vereinshauses, Moritzstrasse, vormittags 11 Uhr ab; bei ihr wird Herr Prof. D. Drews in Giessen über den Einfluss der gesellschaftlichen Zustände auf das kirchliche Leben sprechen. Nachmittags wird über die Vorschläge des Ausschusses für die Selbständigkeit der Einzelgemeinde im Rahmen der Landeskirche verhandelt werden. Mit der Konferenz wird Donnerstag den 19. Oktober ein Ferienkursus verbunden werden, bei dem vormittags 9—½11 und nachmittags 2—¼4 Uhr Herr Professsor D. Troeltsch in Heidelberg über „die Wirkung des deutschen Idealismus auf die Theologie" vortragen wird und zwar 1. über den besonderen Charakter der neuzeitlichen Theologie seit 1750 im Allgemeinen, 2. über ihre Wirkung auf den Offenbarungsbegriff, 3. über ihre Wirkung auf den Erlösungsbegriff, 4. über die Wirkung dieser Zustände auf praktisch-kirchliche Aufgaben.

Anmeldungen zur Teilnahme sind an den Unterzeichneten zu richten.

Zwickau i. Sa., im September 1905.

Der Vorstand der Sächsischen Kirchlichen Konferenz
D. Meyer, d. Zt. Vors.

XVII. Allgemeine Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine

in Magdeburg

vom 1.—3. Oktober 1905

Sonntag, den 1. Oktober, abends 6 Uhr: Eröffnungsgottesdienst in der Katharinenkirche. Predigt: Hofprediger Ohly. — Abends 8: Männerversammlung im Evangelischen Vereinshause. „Wie erziehen wir ohne Prüderie sittlich gefestigte Männer?" Pfarrer Wohlfahrt, Frankfurt a. O. — Abends 8 Uhr: Frauenversammlung im Stadtmissionshause. „Erziehung der Jugend zur Sittlichkeit." Frl. Adelheid von Bennigsen, Bennigsen bei Hannover.

Montag, den 2. Oktober, morgens 9 Uhr: Oeffentliche Beratungen im Stadtmissionshause. Eröffnung und Begrüßung der Konferenz durch den Vorsitzenden Lic. Weber, München-Gladbach. Begrüßungen. — Beratungen: 1. „Wie ist der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten zu führen?" Sanitätsrat Dr. Brennecke, Magdeburg. 2. „Frauenrecht und Kinderschutz." Sanitätsrat Dr. Taube, Leipzig. — Nachmittags 5 Uhr: Oeffentlicher Vortrag im Stadtmissionshause. Hofprediger a. D. Stoecker, Berlin. „Der Kampf der Inneren Mission gegen die Unsittlichkeit." — Abends 8 Uhr: Evangelisations-Versammlung im Fürstenhofsaal. „Heiligkeit und Bedeutung der Ehe." a. „Für den Einzelnen." Pastor Philipps, Berlin-Plötzensee. b. „Für den Zusammenhang der Gesellschaft." Pfarrer Lic. Weber, München-Gladbach. c. „Für das Wohl des Staates." Hofprediger a. D. Stoecker, Berlin.

Dienstag, den 3. Oktober, vorm. 9 Uhr: Geschlossene Delegiertenversammlung.

Wegen Freiquartier u. s. w. wende man sich an Herrn Pastor Hoffmann, Magdeburg, Olvenstedterstr. 38.

Der Vorstand der Allgemeinen Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine.

Der Provinzial-Ausschuß für Innere Mission in der Provinz Sachsen.

Der Magdeburger Männerbund zur Wahrung und Pflege der Sittlichkeit.

Das Ortskomitee.

Kunstwart

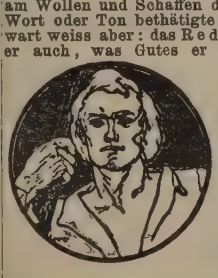
Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, Bildende u. angew. Künste

Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.

Mit Bildern und Notenbeilagen.

Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den Ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.



Abonnementspreis Mk. 3.50 f. d. Vierteljahr

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Bütten! Verlobungsbriefe u. dgl. auf echten Büttenpapieren oder besten schweren mattlatinierten Stoffen werden schnell, billig und stilgerecht in Empire- oder altdeutschen Schriften angefertigt. 100 Verlobungsbriefe im Format 22×35 cm in ff. matt Elfenbein mit Umschlägen 11,25 M., 200 17,75 M., 300 24 M. postfrei gegen Kasse. **Druckerei Bauer, Marburg a. L.**

Soeben erschien im Verlag von **Eugen Strien** in **Halle** (Saale):

Evangelische Pfarramtskunde. Handbuch für die Amtsführung von **A. Wächtler,** Oberpfarrer an St. Ulrich in Halle. Brosch. 6,— Mk. in Originalband 7,— Mk.

Inhalt: I. Der Weg ins Pfarramt. — II. Amt und Stand des Pfarrers. — 1. Uebernahme des Amtes. — 2. Standesrechte und Pflichten. — 3. Allgemeine Amtsrechte und Pflichten. — III. Die Amtskleidung. — IV. Die Gemeindegottesdienste. — V. Die Taufe und der Dienst an der Jugend. — VI. Die Trauung und Ehesachen. — VII. Das Begräbnis. — VIII. Das Kirchengebäude. — IX. Allgemeine Verwaltungsaufgaben. — X. Pfarramtliche Vereinsangelegenheiten.

Dies Handbuch ist ebenso für den Anfänger im Amt wie für den diensterfahrenen Pfarrer bestimmt. Die kirchenrechtliche Begründung und Begrenzung der Rechte und Pflichten wie der Aufgaben und Obliegenheiten des Pfarrers ist unter Berücksichtigung aller landeskirchlichen Gebiete des deutschen Protestantismus gegeben. Die ständige Beziehung auf das Gemeindeleben der Gegenwart macht das Buch zu einem Hilfsmittel für die Amtsführung, wie solches bis jetzt noch nicht vorhanden war.

Im Vorhof. Ein Jahrgang alttestamentlicher Predigten über die von der Eisenacher Konferenz deutscher evangel. Kirchenregierungen festgestellten Perikopen von **Ad. Possner,** Pfarrer. Brosch. 5,— Mk.; gebunden 6,— Mk.

Prof. D. Kautzsch-Halle urteilte über Predigten Possners: „. . . ist ein voller Jahrgang solcher Predigten zu begrüßen, in denen textgemäße und fast durchweg sehr ansprechende Disposition Hand in Hand geht mit klarer, wohlverständlicher Sprache und gedankenreicher, praktischer Auslegung."

Schriften des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins

A. **Ueber Japan.**

Schmiedel, Otto, Pfarrer und Missionar. „Kultur- und Missionsbilder aus Japan." 2. Auflage. Preis 0,25 Mk.

Schmiedel, Otto, „Was lehrt und lernt der Missionar in Japan?" Preis 0,25 Mk.

Munzinger, Karl, Pfarrer. „Aus dem Lande der aufgehenden Sonne." 2. Auflage. Preis 0,25 Mk.

Christlieb, Dr. **Max,** Pfarrer und Missionar. „Die moderne Kultur und die Aufgaben der evangelischen Mission in Japan." Preis 0,25 Mk.

Schiller, Emil, Pfarrer und Missionar. „Das heutige Japan und das Christentum." Preis 0,25 Mk.

Oswald, Martin, Pfarrer und Missionar. „Bunte Blätter aus Japan." Preis 0,25 Mk.

B. **Ueber China.**

Faber, D. **Ernst,** Missionar. „China in historischer Beleuchtung." Preis 0,50 Mk.

" " " „Theorie und Praxis eines protestantischen Missionars in China." Preis 0,25 Mk.

" " " „Chronological Handbook of the History of China." Preis 5.— Mk.

Schrameier, Dr., Admiralitätsrat. „Die deutsche Mission in Kiautschou." Preis 0,15 Mk.

C. **Allgemeines.**

Grimm, D. Hauptpastor. „Antike, buddhistische und christliche Moral." Preis 0,15 Mk.

Harnack, Prof. D. „Grundsätze der evangelisch-protestantischen Mission." Preis 0,15 Mk.

Bornemann, Prof. D. „Die Bibel und die Mission." Preis 0,15 Mk.

Pfleiderer, Prof. D. „Die apologetische Aufgabe der Missionspredigt." Preis 0,15 Mk.

Christlieb, Dr. **Max,** Pfarrer. „Politik und Mission in den Kolonien." Preis 0,25 Mk.

D. **Missionsvolksschriften** („Hirtenrufe"). Mit Bildern. Preis 0,05 Mk. das Stück.

1. Japan, Land und Leute.
2. Die Kiautschou-Mission.
3. Unsere Missionsarbeit in Japan.
4. Die evangelische Gemeinde in Shanghai.

Sämtliche Schriften sind zu beziehen durch das

Zentralbureau des Vereins, Berlin W. 8, Mohrenstr. 13/14.

Evangelischer Bund

Generalversammlung in Hamburg, 8.—12. Oktober

Alle Versammlungen (geschlossene und öffentliche) finden in Sagebiels Etablissement, Große Drehbahn, in nächster Nähe des Dammtor-Bahnhofes, statt. Für die Abendversammlungen sowie für die geschlossenen Sitzungen und Konferenzen werden noch besondere Programme ausgegeben.

Sonntag, den 8. Oktober. Abendgottesdienste in den Kirchen: 1. St. Petri, 6 Uhr, Oberpfarrer Dr. Költzsch-Chemnitz; 2. St. Pauli, 7 Uhr, Pfarrer Kremers-Bonn; 3. St. Gertrud, 6 Uhr, Pastor D. Hoffmann-Breslau; 4. St. Annen-Kirche im Hammerbrook, 6½ Uhr, Oberprediger Horn-Halberstadt; 5. St. Johannis-Harvestehude, 6 Uhr, Pfarrer Brendel-Nürnberg; 6. Christus-Kirche Eimsbüttel, 7 Uhr, Pastor Storch-Magdeburg; 7. St. Thomas-Rothenburgsort, 6 Uhr, Pastor Wegener-Moers; 8. Friedenskirche Eilbeck, 6 Uhr, Pfarrer Niemöller-Elberfeld; 9. St. Markus Hoheluft, 6 Uhr, Pfarrer Mahnert-Marburg (Steiermark). — 8 Uhr: Zwanglose Vereinigung der Festgäste mit dem Hamburger Festausschuß im Restaurant Siechen, beim Jungfernstieg, Ecke Bergstraße und Plan.

Montag, den 9. Oktober. 11 Uhr: Sitzung des Gesamtvorstandes. — 8 Uhr: Erste öffentliche Abendversammlung. 1. Kirchenrat Superindent D. Meyer-Zwickau: „Die Lage des Protestantismus im Deutschen Reiche". 2. Pfarrer Richter-Schwanebeck: „Welthandel und Weltmission". 3. Pfarrer Denkinger-Genf: „Die Société Evangélique de Genève, ihre Evangelisationsarbeit in Frankreich".

Dienstag, den 10. Oktober. 8 Uhr: Delegiertenversammlung: Gesamtvorstand und Abgeordnete der Zweigvereine. Zum Jahresbericht: Der Schriftführer des Evangelischen Bundes, Professor D. Witte-Halle. — 11 Uhr: Festgottesdienst in der Michaeliskirche. Predigt: Konsistorialrat Lahusen-Berlin. — 2 Uhr: Geschlossene Mitgliederversammlung. 1. Redakteur Wolf-Straßburg i. E.: „Der Protestantismus in Elsaß-Lothringen". 2. Oberregierungsrat Bayer-Zoppot: „Deutschtum und Protestantismus in den Ostmarken". — 8 Uhr: Zweite öffentliche Abendversammlung. 1. Pastor von der Heydt-Berlin: „Ultramontane Propaganda in und um Berlin". 2. Pfarrer Selle-Steyr: „Die Bedeutung der evangelischen Schule in Oesterreich". 3. Stadtpfarrer Fikenscher-Fürth: „Welche Aufgaben hat der Evangelische Bund angesichts der Lage des Protestantismus?"

Mittwoch, den 11. Oktober. 8 Uhr: Spezialkonferenzen. — 9½ Uhr: Oeffentliche Hauptversammlung: Professor D. Nippold-Jena: „Die internationale Lage des Protestantismus". Kundgebungen. — Etwa 2½ Uhr: Fahrt nach Friedrichsruh. — 7 Uhr: Festmahl mit angeschlossener geselliger Vereinigung in Sagebiels Etablissement.

Donnerstag, den 12. Oktober (Lübecker Tag). 8¼ Uhr: Abfahrt nach Lübeck. — 9¼ Uhr: Begrüßung am Bismarck-Denkmal in Lübeck. — 9½—1½ Uhr: Besichtigung der Bau- und Kunstdenkmäler Lübecks. — 2 Uhr: Mittagessen. — 5 Uhr: Kirchenkonzert in der St. Marienkirche. — 7½ Uhr: Oeffentliche Abendversammlung in der Stadthalle (Mühlenbrücke). 1. Stadtpfarrer Dr. Weitbrecht-Wimpfen: „Allerlei Literaturgeister". 2. Kirchenrat Superintendent D. Meyer Zwickau i. S.; „Zum Schluß: Vorwärts!" — 10½ Uhr; Rückfahrt nach Hamburg.

Pastoralblätter

für Homiletik, Katechetik und Seelsorge

Begründet von † G. Leonhardi und † C. Zimmermann

Herausgegeben in Verbindung mit

Dr. th. et ph. Ackermann-Dresden, Oberhofpr. u. Vicepräs. d. Landeskonf.; D. th. et ph. Dibelius-Dresden, Sup. u. Oberkonsistorialrat; D. Haack-Schwerin, Oberkirchenr.; D. Maurer-Wiesbaden, Generalsup. D. Pank-Leipzig, Sup. u. Geh. Kirchenr.; D. E. Quandt-Wittenberg, Sup. u. erst. Dir. d. Predigerssem.; Schaubach-Meiningen, Oberhofpr.; D. Schuster-Hannover, Generalsup.

von

Lic. theol. Arthur Neuberg

Pastor in Dresden-Striesen

Jährlich 12 Monatshefte gr. 8°. Preis halbjährlich 4 Mk.

Der neue, 48. Jahrgang beginnt am 1. Oktober!

Probenummern kostenlos durch jede Buchhandlung oder den Verlag von

C. Ludwig Ungelenk
Dresden A

Kürzlich ist erschienen:

Die Theologie Semlers

von

Lic. Dr. Heinrich Hoffmann

Privatdozenten an der Universität Leipzig

VIII, 128 S. 8°. Mk. 2,40

Leipzig. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher

Zu kaufen gesucht die Jahrgänge **1876** und **1877** der **Blätter aus Bad Boll** von **Blumhardt**. Angebote unter **S L** an den Verlag.

Hauck's Realencyklopädie

3. neueste Auflage bis zum Buchstaben **P** zu verkaufen gesucht. Anerbieten unter **G. R.** an den Verlag der Christlichen Welt.

Spezial-Landaufenthalt ausschliesslich für

Alkoholkranke

auf dem **Rittergut Nimbsch** a. Bober b. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.) Gegründet 1895. Preis pr. Tag 6 M. Arzt: **Dr. med. W. Bohn.** Prospekte frei durch **Alfred Smith.**

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft

Organ des Allgem. Evang. Protest. Missionsvereins

Herausgeber: Prediger D. Kind, Berlin

Verlag: Evangelischer Verlag, Heidelberg

5 Mark der Jahrgang, monatlich ein Heft

Heft 9: Die Masai und ihre religiösen Traditionen (A. Kind, Berlin). — Die Sekten des japanischen Buddhismus. Schluß (Pfarrer D. Haas, Tokyo). — Unsere japanischen Christen in der Chiba-gemeinde (Pfarrer Aoki, Chiba). — Die deutsche Schule in Schanghai. — 2. Deutscher Kolonialkongreß. — Litteratur. — Vereinsnachrichten.

Man verlange

Probenummern

vom Verlag der Christlichen Welt

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 40 — Marburg i. H., den 5. Oktober — 1905

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Kultur — Der junge Ernst Moritz Arndt als Menschenbildner. 1. Arndt und Rousseau — Protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus — Ein Wort zum Frieden in elfter Stunde — Was ist den Reichsdeutschen an den kirchlichen Zuständen der Schweiz interessant? Thesen für Bretten — Zur konfessionellen Lage — Ein Original. Aus Ultima Thule — Verschiedenes: Die Deutsche Kolonialschule; Goethe, Humboldt, Darwin, Haeckel (May); Es werde! (Dennert); Vom Leben und vom Tode (Teichmann); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Kultur

1. Mos. 11, 1—9

Großes und Gewaltiges planen die Menschen; aber Jehovah zerstört ihr Werk. Es fürchte die Götter das Menschengeschlecht! Das ist die Wirklichkeit und die Frömmigkeit, die im Herzen unseres Erzählers lebt.

Wir stehen unter dem gleichen Eindruck. Große Entwürfe, große Unternehmungen, weitausschauende Pläne stehen vor dem Geist der Menschen, und wie wenig davon kann in die Wirklichkeit hinübergeführt werden. Wenn wir hinschauen auf die Jahrtausende — wie klein ist dann das Menschenwerk, die Kultur! Und es gibt auch heute Menschen, die darin einen Gotteswillen für alle Zeiten anbeten. Die da meinen, Gott würde Etwas von seiner Ehre genommen, wenn gar zu sehr Menschenwerk sich annähere dem Schöpfungswerk. Darum wollen diese Leute die Arbeit des Menschen möglichst einspannen und einschränken auf schon erobertes Land menschlicher Arbeit, wollen ihn zurückhalten, in noch unentdeckte Lebensmöglichkeiten weiter vorzudringen.

Diese Leute kennen den lebendigen Gott nicht. Der atmet um uns herum und in uns. Der ist ein schaffiger Gott, der immer neues Leben in immer herrlicheren, feineren und schöneren und tieferen und besseren Gestaltungen bildet, der eine Luft daran hat, immer neue Bilder vor uns hinzuzaubern. Aus dessen Hirn und Händen jeden Tag eine neue Welt entsteht. Und wie er selbst an solchem Schaffen seine Lust hat, so weckt er in seinen Menschen die Freude, Nachschaffer und Mitschöpfer zu werden mit ihm, dem lebendigen Gott. Ihr sollt vollkommen sein wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Christenleute heben ihre Hände zum Werke der Kultur, sind rüstige und fröhliche Arbeiter, daß sie die Erde dem Wink ihrer Gedanken zu gehorchen zwingen.

Aber wenn wir nun drin stehen in der Kulturarbeit der Menschheit, will dann nicht doch oft uns scheinen, daß die Vorsichtigen Recht haben? Aus Ruhmsucht baut man in unsrer Erzählung die Stadt und den Turm. Wie viel Menschenwerk ist aus derselben Quelle gekommen! Und wie oft waren und sind es noch viel tieferstehende und rohere Triebe, die hinter der Kulturarbeit leben! Und weiter und ernster: viel stilles und tiefes, viel beschauliches Leben muß sich in unseren Tagen zurückziehen. Und Letztes und Schwerstes: wie wenige Menschen können heute ihre Eigenart, ihr persönliches Leben hineinleben in das Werk, das ihnen befohlen ist. Ganz gewiß sollen kulturfrohe Christen immer wieder diese Wirklichkeiten vor ihrer Seele und vor ihrem Gewissen haben. Aber sie können wider solche Gefahren arbeiten — und wider solche Anklage können sie die Gegenrechnung aufmachen.

Die immer rastlosere Arbeit zwingt die Menschen immer mehr, nicht die beste Zeit ihres Lebens innerlich zu verschlafen; sondern wach zu sein, den Augenblick auszuleben, zu schaffen und zu genießen aus der Fülle. Dieser selbe Kulturfortschritt schafft dem persönlichen Leben der Menschen Raum, indem er immer mehr mechanische Arbeit dem Menschen abnimmt. Gewiß, diese selbe Kultur gefährdet das persönliche Leben; aber wie ist es auch gerade dadurch zur Aufmerksamkeit genötigt! Um sich zu retten, muß sich die Persönlichkeit selbst erfassen und dann alle ihre Kräfte lebendig werden lassen.

So bleiben die Christen fröhliche Kulturarbeiter. Fröhlich darum, weil sie Nachschaffer Gottes sind, weil sie mit aller Arbeit am Kulturfortschritt nichts Anderes wollen, als was der lebendige Gott mit seinem Schaffen will: Menschenseelen immer tiefer und reicher und glücklicher und fröhlicher machen, an dem großen Reich der Ewigkeit bauen, da freie und tiefe Geister in der Liebe fröhlich mit einander leben. H B

Der junge Ernst Moritz Arndt als Menschenbildner

In den drei Jahrzehnten von 1870 bis 1900 war Ernst Moritz Arndt von der deutschen Gegenwart vergessen. Die letzten Kämpfe hatten ja scheinbar Alles erreicht, wonach dieser Prophet deutscher Einheit sich sehnte. Alles?

Schon die von H. Meisner und R. Geerds veröffentlichten Briefe belehrten den tiefer Sehenden eines Besseren. Und wer die Schriften des jungen Arndt liest, die sich mit dem Menschen als solchem beschäftigen, merkt, daß die Geschichte der deutschen Persönlichkeit im neunzehnten Jahrhundert ganz andere Wege eingeschlagen hat, als er sie im Geiste schaute, daß das Heute ähnliche von neuem sucht. Diese Schriften und Briefe sprechen unmittelbar zu der Seele des modernen Deutschen. Sie sind den Suchenden von Heute gute Weggenossen, schon allein deshalb, weil ihr Verfasser selbst mit heiligem Verlangen nach etwas Einfach-Großem, Menschlich-Göttlichem in ewigem Zusammenhange sich reckte. Der junge Arndt rang mit den Besten und Größten seiner Zeit und mit sich selbst, um ein neues Geschlecht zu erziehen und in sich den wahren Menschen zu bilden.

1. Ernst Moritz Arndt und Rousseau

Rousseau war der radikale Prediger des ursprünglich guten, nur durch die Kultur verderbten Menschen, der Freiheit und der Glückseligkeit des Naturzustandes. Ernst Moritz Arndt lebte das frohe Leben eines erdgeborenen Bauernsohnes in seiner

Jugend, der Vater und Mutter, Geschwister und Verwandte den Stempel einer freudigen Arbeitslust und einer naiven Heiterkeit aufprägten. In seinem fünfzehnten Lebensjahr wurde ihm von einem stürmischen Hauslehrer der Emile ou de l'éducation in die Hände gegeben. Was er unbefangen im Verkehr mit der heimatlichen Natur und den heimatlichen Menschen geworden war, schaute aus ganz anderen Augen, als er es geschrieben in den Zwiespalt mit der geschichtlichen Entwickelung hineingestellt sah. Das Buch erregte seine Seele, die bisher nur Gemeinschaft und Liebe kannte, stieß sie in die Einsamkeit. Er ahnte, was gut und böse sei, und der Widerstreit gegen die sinnliche Begierde nahm ihn ganz gefangen. Die Lust zum Eigenleben erwachte, aber es fehlte ihr die Freude am Licht. Mochte er in hartem, sittlichem Kampfe das Gymnasium zu Stralsund plötzlich verlassen, um ein Bauer zu werden und in mühseliger Arbeit sich sein Selbst zu wahren, der Gedanke an die Herrlichkeit der Kultur und Wissenschaft ließ sich nicht abschütteln. Der Student begeisterte sich für ihre Kraft, erwartete von ihr eigene Würde und hohen Seelenadel, träumte in frohen Tagen, selbst einmal dies Alles verkündigen zu dürfen. Erst die Schule der Aufklärung räumte mit solchen Erwartungen auf; das Wissen der Zeit selbst, nicht Rousseau, nahm ihm zuerst die Vorstellung von der Macht fremden Besitzes für den Menschen, soweit er ihn sich nicht innerlich aneigne, und machte ihn frei für die eigne Welt, die er bei der Lektüre der griechischen Klassiker und auf längeren Reisen im Ausland zu schauen begann.

In der gleichen Richtung wirkte der große Genfer, dessen Einfluß mit jenen Anstößen in den Jahren jugendlichen Wachsens für Arndt keineswegs sich erschöpfte. Er fühlte die Notwendigkeit, sich mit ihm auseinanderzusetzen, sobald die eigene Tätigkeit begann. Drei seiner Schriften lösen die Aufgabe: Die Dissertatio historico-philosophica, sistens momenta quaedam, quibus status civilis contra Russovii et aliorum commenta defendi posse videtur, geschrieben 1800, die Fragmente über Menschenbildung, Teil 1 und 2 aus den Jahren 1805,*) und die Briefe an Freunde, Teil 2 geschrieben im Sommer 1807. Am nächsten stehen Rousseau die „Fragmente". Gleich leidenschaftlich ist die Sehnsucht nach Unabhängigkeit, der Kampf gegen die äußere Zivilisation; gleich ingrimmig ereifert er sich wider die unnatürliche Verbildung des lebenden Geschlechtes durch einen selbstgefälligen Rationalismus und die künstliche Aufzucht frühzeitiger Scheinmenschen; gleich stark ist der Wille, der Jugend ihre Lebensrechte zu erhalten, und der Glaube an die Kraft der menschlichen Natur, sich selbst zu bilden und sich nachher trotzdem in die politisch und sozial handelnde Zeit hineinzufinden. Beide Schriften wählen das Objekt ihrer Methode, normal begabte Kinder, aus dem wohlhabenden Bürgerstande; sie rechnen beide stark mit einer radikalen Umwandlung der Gesamterziehung, die von engen Kreisen ausgehend immer weitere Bahnen ziehen, das Weltbild anders gestalten soll. Und doch: trotz solcher ähnlichen Stimmungen sind die Wege und Ziele grundverschieden, die beide Verfasser im Auge haben. Rousseaus starke Eigenart zog den Deutschen nicht gewaltsam in ihre Bahnen hinein, sondern sie lehrte ihn, weiter und energischer als bisher der eigenen Lebensspur zu folgen.

Rousseau wurde für Arndt ein Ereignis, das er in seinen Wirkungen erlebte, eine Welt, mit der er sich auseinandersetzte, ohne sie in ihren Wesenheiten seiner Seele einzufügen. Der absoluten Negation aller gewordenen Kultur setzte er eine lebensfreudige Bejahung der Geschichte entgegen. Ihm kam es nicht darauf an, radikal wegzuräumen und dann neu zu schaffen, sondern das Gewordene durch mühevolle, allmähliche Arbeit über sich selbst hinauszuführen; darum ist ihm Grundlage aller Erziehung auch in den Zeiten des Ueberganges die enge Zusammengehörigkeit der Eltern und des Kindes, während Rousseau sie infolge seiner pessimistischen Beurteilung der Gesellschaft möglichst früh von einander trennen muß. Aus diesen beiden Gegensätzen ergibt sich eine ganz verschiedene geistige Unterlage. Der Emile ist die Methode, den Menschen an und für sich zu erziehen; die Fragmente mühen sich nicht damit ab, den absolut natürlichen Menschen zu rekonstruiren, der für Arndt das unnatürlichste Subjekt wäre, sondern den Menschen als naturgeschichtliches Produkt zu erfassen und als solches weiter zu bilden. Gewiß: in dem Verlauf dieses Prozesses finden sich wiederum Aehnlichkeiten, die unbedingt auf das französische Vorbild hinweisen, wie die Anlage und Verteilung des ganzen Unterrichts, die Betonung des negativen Momentes in der Erziehung, die Anschauungen über Zucht und Strafe; allein jenen tiefen Gegensatz vermögen sie nicht zu verschleiern. Was Rousseau als willkommenes Mittel zum Zweck ergreift, sieht Arndt weit lebensvoller und wahrhaftiger als Selbstzweck.

Wohin zielen die „Fragmente über Menschenbildung"? — Jede Kinderseele ist königlich geboren, weil sie kein Haben, sondern nur unmittelbares Leben und Streben kennt. Diesen Königssinn des Kindes gilt es zu schützen. Es steht der ganzen Welt als ein Individuum offen gegenüber, frei und einheitlich. Die Welt aber haßt diese Freiheit und Einheit, will die eine mit ihren Fesseln binden, die andere durch ihre Vielheit zerstückeln. Das Gegengewicht im Menschen war verloren gegangen. Vor der Ueberfülle geistiger Beschäftigung fehlte ihm die Zeit, sich zum Bilde der Welt zu machen, ein Mikrokosmos zu werden. Es ist die wichtigste Aufgabe der Erziehung, die Kinderseele so lange vor jenem Bruch zu wahren, bis sie fähig ist, sich selbst in die Welt hineinzubilden, in ihre Welt. Der Mittelstand vermag es am leichtesten, auf diesem Wege eine neue Generation heraufzuführen, denn er ist nicht bedroht von den Gefahren lebenssatten Reichtums und lebensunfähiger Armut. Die gleichmachende Macht der Gedanken wird aufgehoben, die individuelle Kraft des Lebens geboren. Der unnatürlichen Gleichheit Rousseaus setzt Arndt die natürliche Ungleichheit der Menschen entgegen. Nichts Absichtliches, keine Selbstliebe und kein Nutzen der Tugend sollen zur sittlichen Tat führen, sondern zunächst das unmittelbare Leben selbst, dann die selbsterworbene Herrschaft über die Triebe, die Freiheit in sich selbst. Solcher Weg ist gangbar, denn „wir glauben mit Pindar an einen angeborenen Menschenadel." Aus ihm wird das Gottesbewußtsein geboren, nicht als Lehrbegriff, sondern als Leben. Darum soll dem Kinde der Glaube an das Gute und an Gott, d. h. Religion vorgelebt, Gedanken über das Böse vermieden werden, weil sie die Lust zur Sünde wecken. Die Erziehungsmethode des Pietismus ist also nach Arndt gefährlich für die Kinderseele. Auch Rousseau schließt Religion nicht aus dem Lehrplan aus, aber sie ist ein Stück neben den anderen, das eben so gut fehlen könnte; denn weil sie aus der geschichtlichen Entwickelung herausgerissen wird, weil es nach ihm eine positive Religion nicht gibt, kann er sie nur als deistische, als natürliche lehren. Und gerade das religiöse Leben wird durch Klarheit der Begriffe unterbunden und gelähmt. Das tiefere und höhere Sein in und mit Gott ist unerklärlich; geheimnisvoll schafft es an dem inneren Menschen und büßt seine Urkraft ein, sobald es Formel wird. Nicht lernen soll der Knabe Religion, sondern sie soll mit der Bildung seines ganzen Wesens wachsen und als der tiefste Grund alles Empfindens von ihm erlebt werden. Trotz dieser heiligen Ehrfurcht vor der persönlichen Gottesgemeinschaft vermeidet Arndt jeglichen einseitigen Subjektivismus; er verbindet das eigene religiöse Erlebnis mit der Landesreligion, „weil wir ihre Würde und Notwendigkeit begreifen; weil nur das Große und Gemeinschaftliche den Menschen zur Andacht erhebt."*)

Frisch und ursprünglich inmitten einer hohen Zivilisation wies Arndt künftigen Generationen ein Neuland der menschlichen Werdemöglichkeit. Den modernen Deutschen mutet es an wie die eigene heiße Sehnsucht nach der fröhlichen Unbefangen-

*) In einem trefflichen Auszug sind sie neu herausgegeben von W. Münch und H. Meisner in der Bibliothek pädagogischer Klassiker, Band 42, Langensalza 1904. 234 S. — Ich verweise im allgemeinen auf meinen Aufsatz in den Preußischen Jahrbüchern Band 117, S. 255 ff.: Ernst Moritz Arndts Stellung zum friderizianischen Preußen und zur französischen Revolution, dessen Gedanken diese Zeilen fortsetzen.

*) Es sei hier ausdrücklich darauf hingewiesen, wie ernst Arndt alle gelehrte und anerzogene Religion zurückweist. Seine Worte sind eine Mahnung an die Scholastiker aller Bekenntnisse auch unserer Tage. Vgl. die Neuausgabe S. 100 f.

heit und der freien Schaffensluft einer neuen und darum kindlich-einfachen Kultur. Um sie dem Kinde so lange als möglich zu erhalten und dem Jüngling für die spätere Arbeit wiederzugeben, verlangte er eine unbedingte Einheit der Familie als des Urquells aller menschlichen Entwickelung, einen engen Zusammenschluß Gleichaltriger unter einem Erzieher, der allen seinen Zöglingen infolge der begrenzten Zahl unmittelbar nahe treten, die Arbeit der Eltern etwa bis zum 16. Jahre vollenden kann. Auch Rousseau machte den schüchternen Versuch, auf solcher Grundlage neues Leben aufzubauen. Er kämpfte an gegen die in Frankreich übliche Ernährung des Kindes durch die Amme, setzte die Mutter in ihre ersten heiligen Pflichten ein, um sie dann gleich aller anderen Rechte zu berauben: denn von dem ersten Jahre an gilt ihm nicht die Mutter, sondern der Vater als der beste Erzieher. Und Arndt? — „Das Zentrum in den ersten sechs Jahren seines Lebens ist die Mutter. Diese Mutter soll auch in diesen ersten Jahren seine eigne Bildnerin, seine Erklärerin und seine Auslegerin aller Bilder sein.“ Denn das Weib bewahrt sich naiv die Unendlichkeit des Empfindens in den gesetzten Grenzen des Hauses, die der Mann sich durch viel Mühe und Not als eine künstlerische wieder erringen muß und die als solche immer scharfe Kanten aufweisen wird. Das Vorurteil über die Bedeutung der Frau bildet einen weiteren tiefen Gegensatz beider Männer; er ergibt sich aus den persönlichen Erfahrungen und der Verschiedenheit beider Völker überhaupt.*) Und der Mentor Rousseaus ist ein begriffsmäßiger deus ex machina, der einspringen muß, weil das neue Leben ganz von der Gegenwart sich lösen soll; der Arndtsche Pädagogos nach dem Sinne der Alten eine bleibende Notwendigkeit, um die auseinanderstrebenden Kräfte zu einer harmonischen Einheit zu formen; zu verhüten, daß ein Geschlecht von Phantasten und Wüstlingen, von „empfindsamen Zitherspielern und plumpen Gladiatoren“ wird. Rousseaus Emile ist ein von hoffnungslosen Zweifeln und kühnen Zukunftsträumen, von rücksichtslosen Umsturzgedanken und farbenprächtigen Stimmungen durchglühtes System, das in die Wirklichkeit übersetzt werden mußte und daher der Ausgangspunkt ganz neuer, grundverschiedener Schaffenskreise werden konnte. Arndts Fragmente über Menschenbildung übertragen es mit kräftigen Schwingen in die germanische Lebenswahrheit, die Erziehung des Einzelnen und nicht der Massen. Suchen wir sie nicht auch heute?

Schon gleich bei Beginn seiner Lehrtätigkeit hatte der Dozent an der Greifswalder Hochschule in seiner Dissertation gegen die Allgemeingültigkeit der Rousseauschen Ideen sich verwahrt, „daß die bestehende Kultur in Staat und Gesellschaft der Grund alles Uebels sei, und daß der von ihr losgelöste natürliche Mensch nur zu handeln brauche, um gut und glücklich zu sein und zu bleiben.“ Der lebendige Schaffensdrang eines Mannes, der eben sich selbst gefunden hatte, die freundliche Nähe des geliebten Weibes und der Verkehr im Kreise gleichgestimmter Genossen machten es ihm leicht, sich mit beiden Füßen auf den Boden der ihm gegebenen Gegenwart zu stellen. In den Briefen an seinen Jugendfreund Christian Ehrenfried v. Weigel kam er im Sommer 1807 noch einmal auf ähnliche Gedankengänge zurück. Für das innere Leben Arndts sind sie um so wertvoller, als er sich in dieser Zeit unbefriedigt von dem eigenen Schaffen und inmitten der Gesellschaft verlassen fühlte. Mit frecher Zudringlichkeit stürmte in Stockholm der formelle Umgang auf ihn ein; er fragte sich bitter: „Wer hat ein Recht an mein freiestes und göttlichstes Leben, wenn er ihm Nichts geben kann, wenn er mit seiner gemeinen Faulheit kommt, mich zu plagen, mit seiner gemeinen Eitelkeit, mich zu verderben?“ Er fing an sich in völliger Opposition mit seiner Zeit und den Menschen zu fühlen, mit denen und für die er leben und arbeiten mußte. Das Uebel schlich wieder an ihn heran, gemacht zu werden anstatt sich zu bilden. Er begann die Welt zu meiden und sich in sich selbst zurückzuziehen. Das waren gerade die richtigen Stimmungen, um die Seele für Rousseau empfänglich zu machen. Und doch: mit wuchtiger Sicherheit wies er auch jetzt sein ganzes System zurück:

Das Bild seines sogenannten Naturmenschen kann in einem arkadischen Traum ergötzlich sein, auch als ein eigenes Geschöpf auf Erden neben vielen anderen großen und kleinen Tieren Platz haben, aber es wäre kein Mensch.

Aus dem, was geschehen ist und geschieht, darf der Mensch folgern, was hat geschehen müssen. Nun strebt er allenthalben, wo die Naturnotwendigkeit ihn nicht mit bleierner Reizlosigkeit gefesselt hält, nach einem künstlerischen und gebildeten Zustand. So muß es doch auch wohl seiner Natur gemäß sein, so zu tun und zu handeln.

Die Ableitung der Rechte und Pflichten des geschichtlichen Menschen aus seinem vorgesellschaftlichen Zustand ist eine Verkehrtheit; fälschlich wird dabei das, was der Mensch des Gesetzes an sich offenbart und aus sich entwickelt, auf den Menschen des Urgesetzes übertragen.

Die Lehre von der Glückseligkeit des Naturzustandes ist roh und traurig; „und nur in der Barbarei der Kultur, wo von alten Tugenden, Gesetzen und Künsten allein die Hefen noch übrig sind, und er bewußt und elend mit dem Schaffen des Heiligsten und Höchsten spielt, was er einst besessen hat, möchte das Menschenbild fast ebenso traurig sein.“

Arndt führte damit Rousseaus Erscheinung mit ihrer scheinbar gewaltsam-absoluten Größe auf ihre historische Bedingtheit zurück, empfand ihr Dasein als den lebhaftesten Protest gegen die sittliche Dekadence des französischen Absolutismus vor der Revolution, als das heiße Sehnen nach einer Wiedergeburt des Menschen. So wirkte sie auf ihn. Aber der in der Wirklichkeit wurzelnde Sinn des deutschen Mannes sträubte sich gegen die Zumutung, das geschichtliche Leben seines Volkes einfach zu annullieren, als einen großen Irrtum aufzufassen. Neben den wesenlosen Schatten sah er herrliche Lichtgestalten; an ihnen freute er sich und mit ihnen wollte er arbeiten. Er mußte seine persönliche Freiheit mit der Notwendigkeit der Tatsachen verbinden und sich in den Dienst seines Volkes stellen, um ein lebenskräftiges und kraftstolzes Geschlecht heraufführen zu können, das der Väter Wert nicht vergaß.

Ernst Müsebeck

*) Arndt verfaßte 1811 noch einen dritten Teil der Fragmente: Briefe an Psychidion oder über weibliche Erziehung; er erschien 1819 und bildet den Beweis zu obiger Anschauung.

Protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus

Unter diesem Titel hat der Professor der Nationalökonomie in Heidelberg Max Weber in dem auch sonst sehr empfehlenswerten Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik eine tiefgreifende, höchst wertvolle Untersuchung erscheinen lassen. (Band 20 und Band 21, je erstes Heft.) Als ich die Abhandlung gelesen hatte, schämte ich mich, nämlich für meine theologische Wissenschaft. Warum zanken wir Theologen uns um die Sicherheit und Notwendigkeit oder gar über die Seligkeit und Verdammlichkeit religiöser Vorstellungen, statt zu prüfen, wie sie tatsächlich auf die Lebenshaltung der Menschen wirken und wirken müssen? Wie hat dieser Professor der Nationalökonomie sich in die dogmengeschichtliche Entwicklung des Protestantismus vertieft, und welche Schlaglichter werfen seine Untersuchungen auf dieses Gebiet selbst, abgesehen von dem nationalökonomischen Ziel, zu dem er alle diese Gedanken nur als Vorarbeit auseinandergelegt hat! Es ist eine wahre Freude, sich in diese Arbeitsmethode zu vertiefen. So danken wir dem Verfasser, daß er uns nicht nur eine Fülle von Anregungen, sondern eine neue sichere Erkenntnis geschenkt hat, die an die Stelle tastender Ahnungen und genialer Vermutungen getreten ist, nämlich: die Erkenntnis vom geschichtlichen Zusammenhang des calvinistischen und kapitalistischen Geistes.

Ehe wir die einzelnen Fäden dieses Zusammenhangs bloßlegen, möge noch der Freude Ausdruck gegeben sein, daß sich bei dieser Arbeit der Grundsatz, den wir verschieden-

lich ausgesprochen haben, aufs neue glänzend bestätigt: die gleichzeitige Berücksichtigung der theologischen und nationalökonomischen Entwicklung dient nur zur Befruchtung der geistigen Arbeit selbst. Es ist nicht wahr, daß die sozialen Studien den modernen Geistlichen von seiner theologischen Höhe herabziehen und ein elendes Surrogat für verlorene Glaubensüberzeugung bilden müssen. Wo die Beschäftigung mit der Volkswirtschaft eine ernste, nicht parteimäßige, weder christlich-sozial noch sonstwie abgestempelte ist, da kann sie nur dazu dienen, an Stelle des „bodenlosen" Spekulierens wieder gesunden Boden zu schaffen, auf dem es sich vielleicht etwas langsamer und schwerer arbeiten läßt, wo man aber in die Tiefe graben muß. Es ist mir Bedürfnis, dieses Zeugnis von der außerordentlichen Befruchtung religiöser Arbeit durch volkswirtschaftliche Kenntnis gegenüber vielen Verdächtigungen, die der jungen Generation die Freude daran nehmen wollen, sicherzustellen. Arbeiten, wie die von Max Weber, schreien nach Nachfolgern.

Nun zu der Arbeit selbst. Der kapitalistische Geist steht im Gegensatz zu dem traditionalistischen. Zwei Grundsätze ringen um die Geltung: der Grundsatz des Gewinns um des standesgemäßen Unterhalts willen und des Gewinns um des Gewinns willen. Dort leben wir in der Sphäre des Handwerkergeistes, hier empfinden wir den Reiz und die Kraft des Kapitalismus. Für die Auffassung des ökonomischen Traditionalismus ist Luthers Wort bezeichnend (in Kaufhandlung und Wucher): „Darum mußt du dir fürsetzen Nichts denn deine ziemliche Nahrung zu suchen in solchem Handel, danach Kosten, Mühe, Arbeit und Gefahr rechnen und überschlagen und also dann die Ware selbst setzen, steigern oder niedern, daß du solcher Arbeit und Mühe Lohn daran habst." Ebenso hätte Thomas von Aquino sagen können. Stellen wir daneben, was Benjamin Franklin predigt: „Bedenke, daß Geld von einer zeugungskräftigen und fruchtbaren Natur ist. Geld kann Geld erzeugen und die Sprößlinge können noch mehr erzeugen. Wer ein Mutterschwein tötet, vernichtet dessen ganze Nachkommenschaft bis ins tausendste Glied. Wer ein Fünfschillingsstück umbringt, mordet Alles, was damit hätte produziert werden können, ganze Kolonnen von Pfunden Sterling." Dort dient das Geld als Mittel, um seinen Lebensunterhalt zu erreichen. Hier ist das Geld ein eigener Zweck. Es trägt eine sittliche Würde in sich. Man versündigt sich an dem Begriff des Geldes, wenn man es nicht möglichst oft umschlägt. Man dient allerdings dem Geld, indem man damit arbeitet. Aber dieser Dienst darf nicht deshalb als sittlich verwerflich verurteilt werden, weil der Mensch dabei nur seinen Lüsten und Begierden fröhne. Im Gegenteil. Der ächt kapitalistische Geist ist nicht aufs Konsumieren, sondern aufs Produzieren gerichtet. Es ist ihm nicht darum zu tun, mit dem erworbenen Geld möglichst zu protzen und Luxus zu treiben. Wo das Sitte wird, da sind die letzten Folgerungen, gerade die innersten Gedanken des Kapitalismus noch gar nicht erfaßt. Vielmehr zwingt das Geld um seines eigenen Wertes und seiner werbenden Kraft willen den Menschen, daß er es stets vermehre, seinen Wert ins Unendliche steigere, seine Kraft tausendfältig stärke. Nicht der Genuß vom Reichtum, sondern die produktive Kraft des Reichtums ist der Sinn der kapitalistischen Arbeit. Und diese Werbekraft des Kapitals muß grundsätzlich gesteigert werden. Wo irgend Einer bloß in willkürlichem Wagemut auf Gewinn bedacht ist, oder wo Einer nicht weiß, warum er das Kapital sich stets wieder umschlagen läßt, da können wir auch nicht von einem wirklichen kapitalistischen Geist sprechen. Denn dieser verlangt eine ganz bestimmte sittliche Auffassung des Verhältnisses zum Geld. Wie das Gold dazu da ist, daß es gehoben wird, so das Geld, daß es Werte schafft; wer eins von beiden nicht tut, versündigt sich gegen die gottgeschaffenen Werte und die sittliche Ordnung der Dinge. Das Geld wird gewissermaßen zum Herrn, aber nicht im materialistischen Sinn des Wortes zum Herrn, der von Habsucht und Geiz oder Lust und Luxus lebt, sondern zum Herrn, der die Ausnützung der tatsächlichen Kräfte vorschreibt. Wer Naturkräfte am Weg liegen läßt, statt sie technisch zu verwerten, der vergeht sich an seiner

sittlichen Pflicht. Und genau in demselben Grad der, welcher Geld liegen und es nicht infolge seiner eigenen Natur viele Frucht tragen läßt.

Was hat nun mit Alledem der Protestantismus zu tun? Zuerst erinnern wir uns, daß Luther der Welt nicht nur ein neues Wort von tiefstem Inhalt geschenkt, sondern auch einen Gedanken von weittragender Kraft entbunden hat. Wir meinen Wort und Wert des „Berufs". Die Untersuchungen Webers über das Wort „Beruf" sind hochinteressant. Weder ergon noch ponos in der griechischen Uebersetzung des Alten Testamentes, noch das camatos der Stoa, noch die Lateiner mit ihrem opus, munus, officium, professio, noch die vocacion der romanischen Sprachen oder die clesis in 1. Kor. 7, 20 entsprachen Luthers neugeschaffenem Wort „Beruf" in diesem weltlich gemeinten Sinn. „Die Schöpfung des modernen Berufsbegriffs geht auch sprachlich auf die Bibelübersetzungen, und zwar die protestantischen, zurück, und nur bei Tauler finden sich Ansätze dazu." Das Wort wurde aus der Sache geboren. Denn Luther schuf jenes Zentraldogma aller protestantischen Kreise, daß es keine doppelte Sittlichkeit gibt, daß es widersittlich ist, die höhere Sittlichkeit eines einzelnen (religiösen) Standes anzunehmen und daß die Sittlichkeit sich einzig in der Erfüllung der innerweltlichen Pflicht auswirkt. Damit ist der Grundsatz modernen Lebens festgestellt, und das ist Luthers Tat.

Allein Luther hat diesem Gedanken nicht die entsprechenden geschäftlichen Konsequenzen folgen lassen. Die Bibel denkt nicht kaufmännisch, sondern traditionalistisch: „Jeder bleibe bei seiner Nahrung und lasse die Gottlosen nach Gewinn streben." Auch das Neue Testament steht infolge der eschatologischen Stimmung dem Berufsleben indifferent oder doch traditionalistisch gegenüber. Luther teilte die Indifferenz des Paulus und entwickelte immmer stärker aus verschiedenen Interessen den Vorsehungsglauben, wonach man sich bedingungslos in die gegebene Lage zu fügen hat. Mit den religiösen Motiven verbanden sich bewußt und unbewußt die politischen, und es kam zu keiner klaren Fortbildung der großen Ansätze. Der Beruf ist etwas Gottgewolltes, eine Fügung. Aber der andere Gedanke von der damit gestellten Aufgabe trat immer mehr zurück.

Anders im Calvinismus, Pietismus, Methodismus. Weber geht mit erstaunlicher Gründlichkeit den verschlungenen Wegen nach, die von ihren Glaubenssätzen zum praktischen Handeln hinüberführen. Vor allem liegt das Verdienst dieser Untersuchung in der Lösung des Widerspruchs, der oft empfunden, aber nie innerlich aufgehoben wurde, daß nämlich die pietistische, reformierte Richtung einerseits eine außerordentlich asketische, fast weltflüchtige Stimmung zur Schau trägt, und daß sie andererseits wesentlich an der modernen Form der Kultur, insbesondere der kapitalistischen Arbeit, interessiert ist. Nun ist es Weber vortrefflich gelungen zu zeigen, wie beides zusammen zu einer kraftvollen Wirkung sich vereinigen kann. Die Abwendung von aller Sinnenkultur ist religiöse Pflicht. Das wirkt praktisch so, daß man die Konsumtion vernachlässigt und Alles für die Steigerung der Produktivität übrig behält. Auf der andern Seite ist die Heilsgewißheit nur zu erlangen durch Bewährung gottgefälligen Lebens. Dieses besteht in der peinlichsten treusten Pflichterfüllung. Der irdische Beruf wird so mit der ganzen Nüchternheit und Objektivität, die dem reformierten Typus eigen ist, innerlich umfaßt; da er zugleich die Stätte der eigenen Bewährung ist, wird er vollständig erfüllt und ausgefüllt und wächst so zum objektiven Gesetz heran, dem man seine eigene Technik abzulauschen hat, um ihm eben desto besser gerecht zu werden. Alle Arbeit der Calvinisten in dieser Welt ist Arbeit in majorem gloriam Dei. Deshalb kann man sich ihr viel intensiver hingeben, als es bei der später innerlich gebrochenen lutherischen Haltung möglich ist. Die calvinistische Frömmigkeit mit ihrer logischen Nüchternheit und ihrem exakten psychologischen Rationalismus trägt eine Neigung zu dem ökonomischen Rationalismus in sich, wie er sich im Kapital offenbart. Während es dem Luthertum an einem „psychologischen Antrieb zum Systematischen in der Lebensführung fehlt", kommt gerade der methodistische Zug der andern obengenannten Richtung der Methode des kapitalistisch arbeitenden Zeitalters entgegen. Die Berufsarbeit wird „das

asketische Mittel par excellence", um Gott zu gefallen, und Gott segnet durch den Erfolg der Arbeit die Seinen. Alle Spekulationen werden vermieden; sie beunruhigen. Der Pietismus hat stets eine Vorliebe gezeigt für die empirischen Fächer, Naturwissenschaft, Physik, Mathematik. Der Realunterricht ist diesen Strömungen zu danken, die gerade darin einen erwünschten Anlaß fanden, Gottes Ehre in Zahl und Maß der Schöpfung zu finden.

Allein es handelt sich dabei nicht nur um Analogieen oder gar nachträgliche Konstruktionen eines geschichtlichen Zusammenhangs. Puritanismus und Pietismus denken und handeln tatsächlich kapitalistisch. „Spener zeigt an dem Beispiel der Quäker und Mennoniten, daß man Profit machen und doch fromm bleiben könne, ja daß besonders hoher Profit sogar direktes Produkt frommer Redlichkeit sein könne." Und bei Baxter lesen wir: „Wenn Gott euch einen Weg zeigt, auf dem ihr ohne Schaden für eure Seele oder für Andere in gesetzmäßiger Weise mehr gewinnen könnt, als auf einem andern Weg und ihr dies zurückweist und den minder gewinnbringenden Weg verfolgt, dann kreuzt ihr einen der Zwecke eurer Berufung. Ihr weigert euch, Gottes Verwalter zu sein und seine Gaben anzunehmen, um sie für ihn gebrauchen zu können, wie er es verlangen sollte. Nicht freilich für Zwecke der Fleischeslust und Sünde, wohl aber für Gott dürft ihr arbeiten, um reich zu sein."

Das ist eine andere Atmosphäre, als die lutherische. Hier besinnt man sich noch, ob es recht sei, Zinsen zu nehmen. Dort gebietet die Berufspflicht, daß sich das Geld möglichst vermehre. Das äußere Ergebnis dieser großen geschichtlichen Bewegung ist klar: Der Puritanismus in dieser oder jener Form hat die Kapitalbildung durch asketischen Sparzwang aufs fruchtbarste beeinflußt. Und zwar gehen die Konsequenzen soweit, daß der Sparzwang ausgedehnt wird nicht bloß auf den Arbeitgeber und den Reichen, sondern auch auf den Arbeitnehmer und den Armen. Schon Calvin sagt, das Volk bleibe nur Gott gehorsam, wenn es arm bleibe. Es gehört ja viel dazu den Versuchungen des Reichtums zu widerstehen, ihn nicht bloß als Besitz und zur Trägheit oder zum Vergnügen zu verwenden, sondern ihn kaufmännisch als stete Quelle der Produktivität strömen zu lassen. Weil nun die Masse diesen Gefahren des Reichtums nicht gewachsen sei, deshalb ist es besser und Gott wohlgefälliger, wenn die Masse arm bleibt. Baxter hat gerade die Askese der Masse benutzt, um seine kapitalistische Produktion zu befruchten. Und wenn wir vorhin Luthers Inkonsequenz bedauerten, so schrecken wir hier doch wieder vor der Gefahr zurück, wie leicht Gottes Interessen und die des Arbeitgebers mit einander vermengt werden können. Allein das hindert nicht anzuerkennen, daß die Größe des kapitalistischen Schaffens und Wirkens auf Seiten der Reformierten liegt, weil sie die Halbheit scheuen.

Wir kommen auch von hier aus zu der Tatsache, daß die Reformation uns heute weit mehr Aufgaben gestellt hat, als wir denken. Mit der Negation des mittelalterlich-asketischen Ideals ist es nicht getan. Eine Position nach dieser Seite hin der Weltkultur gegenüber fehlt uns. Der machtvolle Anlauf des protestantischen Geistes in der reformierten Welt hat den Kapitalismus so gestärkt, daß er sich jetzt vollständig selbst erhalten kann und auf seine Väter wohl lächelnd herabschaut. Jetzt muß sich die Frage erheben, ob nicht die Zeit gekommen ist, wieder mit großen Gedanken Beides zu verbinden, den Mut zum kulturellen Fortschritt als sittliche Verpflichtung vor Gott und als Freude vor ihm, und zugleich die Revision des kapitalistischen Arbeitsprozesses nicht nach einzelnen Rezepten, sondern von einem neuen großen Grundsatz aus. Der Traditionalismus lutherischer Gedankengänge muß überwunden werden. Wir kommen sonst zu keiner klaren Haltung in der sozialen Frage, und Nichts rächt sich mehr, als wenn man kein Bild einheitlicher Lebensführung besitzt. Aber wir müssen auch von den Irrwegen reformierten Denkens lernen dort, wo die reine Logik sie zu einer kritiklosen Haltung gegenüber den Voraussetzungen kapitalistischer Methode getrieben hat. Es bedeutete sicher einen Fortschritt, daß der Kapitalismus kam; und seine

Kraft hat er nicht zum letzten sittlichen und religiösen Triebfedern zu verdanken. Aber nun liegt die Geschichte des Kapitalismus schon ein gut Stück des Wegs hinter uns, und es ist Zeit, daß wir uns rüsten, von einheitlichen Grundsätzen aus des wirtschaftlichen Lebens Herr zu werden. Eine neue reformatorische Tat soll unser Geschlecht vollbringen.

Nun noch eine Kleinigkeit zum Schluß! Webers Abhandlung atmet andern Geist als Sombarts „Wesen und Geschichte des Kapitalismus"; auch finden wir wesentliche methodische Verschiedenheiten. Und doch zollt Weber offen Sombart das Lob, das ihm gebührt, und bezeugt es, daß die Auseinandersetzung, welche die fachwissenschaftliche Nationalökonomie bis jetzt im Kampf mit Sombart geleistet hat, blamabel war. Dies zur Steuer der Wahrheit gegenüber manchen frohlockenden Aeußerungen, als sei der unbequeme Sombart nun durch Weber totgeschlagen! Auch als solches Zeichen vornehmer gründlicher Auseinandersetzung möge diese Webersche Abhandlung manchen theologischen Kämpen vorbildlich sein! G Traub

---

Ein Wort zum Frieden in elfter Stunde

Der Krieg ist erklärt, rechts und links treten die Kolonnen in Schlachtlinien, immer feindlicher werden die Blicke, immer grimmiger Rede und Gegenrede, immer unversöhnlicher die Stimmung. Aber wer wagt zu sagen: Es ist ein frischer, fröhlicher Krieg?

Uns, den sogenannten Modernen, ist gewiß dabei das Herz nicht leicht. Es mag ja solche unter uns geben, die Aufklärung als ihren Beruf ansehen, die das Reich Gottes auszubreiten wähnen, wenn sie die Ergebnisse der geschichtlichen Forschung verbreiten und eine Seele gerettet zu haben glauben, wenn sie einen schlichten Laien davon überführt haben, daß die Erzählungen der Genesis Sagen sind. Aber das sind doch die Wenigsten. Wir Anderen wissen ganz wohl, daß nicht der Besitz theologischer Kenntnisse den Christen ausmacht, weder der einer orthodoxen Dogmatik, noch der einer modernen Geschichtsauffassung, sondern daß es ankommt auf Gerechtigkeit, Freude und Friede im heiligen Geist, auf heilige Scheu vor dem Allmächtigen und kindliches Vertrauen zu dem Gnädigen, auf Kampf wider Fleisch und Welt, auf ernstes Streben nach der Vollkommenheit und Mitarbeit an Werken der Liebe und Barmherzigkeit. Und wie Manches uns auch an unsern Gegnern mißfällt, wie viel wir oft über die Beschränktheit des Urteils und gesetzliches Wesen klagen müssen, wir können nicht leugnen, daß sie es an jenen Stücken nicht fehlen lassen, ja daß Viele unter ihnen uns an innerem Leben und selbstverleugnender Liebe, an heiligem Ringen nach dem Einen, was not tut, weit über sind, und wir sollten auf sie losschlagen wie auf Feinde? Männer des Studierzimmers mögen achselzuckend davon absehen: uns, die wir, im praktischen Amte stehend, täglich angelaufen werden von Klagen und Fragen, Bedenken und Beschwerden aus dem Munde von Christen, an deren Christenstand wir hoch hinaufschauen und an deren Vertrauen uns ungemein viel liegt, uns die wir erleben, daß alte Vereine sich spalten, Freundeskreise zerbröckeln, bewährte Liebeswerke in Gefahr stehen zusammenzubrechen, uns ist das Herz bei der Sache schwer, sehr schwer, und wir fragen uns: Muß es zum Aeußersten kommen?

Und wie steht es bei unseren Gegnern? O, da gibt es fertige Leute, Leute die es ergriffen haben, glücklich besitzende, „Sehrmänner", um die köstliche Bezeichnung des schwäbischen Dichters zu gebrauchen, deren Rechtgläubigkeit von keiner Bläße der Gedanken angekränkelt ist, die es kinderleicht nehmen mit der Behauptung: die Bibel ist Gottes untrügliche Offenbarung und die Kirchenlehre der korrekte und vollständige Ausdruck des seligmachenden Glaubens, und die Kritik eine Ausgeburt des Unglaubens, frevelhafte Versündigung am Heiligen. Es sind oft junge Leute, aber alt an Abgeschlossenheit des Urteils. Wenn ihnen etwas „Modernes" nahegebracht wird, so spielt um ihre Lippen ein überlegenes Lächeln. Was sie gelernt

haben von ihren Lehrern, ist ihnen nach drei, vier Jahren schon ein überwundener Standpunkt. Da ist auch das letzte Körnlein weggeblasen. Diese sind natürlich in der Lage mit leichtem Herzen rücksichtslos und schonungslos in den Kampf zu ziehen. Denen liegt die Sache furchtbar klar und einfach. Höchstens haben sie etwas Mitleid übrig für die Armen, die beten: Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben!

Aber lange nicht alle unsere feindlichen Brüder besitzen dieses Maß „glücklicher" Entschiedenheit. Es gibt doch wahrlich einsichtige und ernste Männer genug unter ihnen, die das, was von der modernen Theologie an sie herangekommen ist, nicht so ohne weiteres mit einer eleganten Handbewegung wegweisen können. Sie kommen nicht drum herum, daß die göttliche Offenbarung der Schatz ist im irdenen Gefäß, daß die heilige Schrift ihre menschliche Seite hat und darum auch menschlicher Prüfung untersteht. Sie leugnen nicht, daß über die Entstehung der einzelnen Schriften, über deren Stellung im Kanon, Wert und Bedeutung für den Christenglauben, wichtige Probleme vorliegen, die ein wahrheitsliebender Christ nicht einfach ignorieren kann. Sie haben aus ihrer Studienzeit den Eindruck behalten, daß die kritischen Forscher doch nicht so einfach als Ungläubige abgetan oder als beschränkte Menschen, die Schwierigkeiten suchen, wo keine sind, ausgelacht werden können, daß es gewissenhafte Leute sind, die nicht drauf ausgehen die Offenbarung zu entwerten, sondern vielmehr sie in das rechte Licht zu stellen, denen es um die Wahrheit zu tun ist, nicht um die Befriedigung ihres gelehrten Dünkels. Als wir vor vielen Jahren in Erlangen unserm verehrten Hofmann zu Füßen saßen, rümpfte einmal ein Kommilitone aus Rostock, der zufällig hospitierte, die Nase und äußerte verächtlich: der Mann müsse die heilige Schrift geringschätzen, sonst würde er sie nicht so exegetisch zerzupfen und zergliedern. Ihm wurde die treffende Antwort zu teil: ein Gelehrter, der sich so viel Mühe gibt jede Partikel abzuwägen, jedes kleine Satzglied in seiner Bedeutung zu erkennen, der müsse vielmehr von einer tiefen Ehrfurcht vor der Schrift beseelt sein! Trifft das allein bei Hofmann zu?

Und noch mehr müssen die Gegner, die ich im Auge habe, zugeben. Wird die heilige Schrift geschichtlich aufgefaßt, so kommt eben Manches in der Lehre anders zu stehen als da wo man die Schrift ansieht als eine Sammlung übernatürlich geoffenbarter Heilswahrheiten. Dann sind beliebig zusammengehäufte Bibelstellen nicht mehr an sich schon genügender Beweis, daß das und das Glaubensartikel ist. Dann darf nicht mehr der gesamte Schriftinhalt in das Schema der paulinischen Lehre gepreßt werden. Jesus steht im Mittelpunkt, sein Evangelium ist Richtschnur und Prüfstein.

Aber wenn unsere Gegner das anerkennen, mögen sie dabei noch so viel Reserven machen, noch so viel Kautelen aufstellen, sie sind, ob sie es aufkommen lassen oder nicht, von der modernen Theologie angesteckt und kämpfen gegen uns mit gebrochenen Waffen und einem Druck im Gewissen. Ihr nehmt euch, verehrte Brüder, die Freiheit in dem und jenem Stück anders zu urteilen, als es bis jetzt unter Christen üblich war, wie könnt ihr die richten, die von derselben „Freiheit eines Christenmenschen" größern Gebrauch machen? Mit welchem Recht macht ihr das Maß der Freiheit, das ihr euch herausnehmt, zum Maß für Alle? Ihr leugnet nicht, daß dieser und jener Bestandteil der heiligen Schrift jüngern Datums ist, als man der Ueberlieferung nach dafür hält; wenn aber Andre sie noch um ein paar Jahre später setzen, so versündigen sie sich! Ihr gebt der Kritik Raum im Namen der Wissenschaft und gebietet ihr auf einmal Halt im Namen des Dogmas! Ihr flickt am Hergebrachten, wer es aber vorzieht, die alte Wahrheit in ein neues Gewand zu kleiden, ist ein Ungläubiger! Entspricht diese rein subjektive, willkürliche Art, der Forschung Grenzen zu ziehen und die Zugehörigkeit zur Kirche zu bestimmen, der Wahrheit und der Liebe? Nicht einmal vor Menschen könnt ihr damit bestehen, geschweige vor Gott! Die Menge nimmt gern die Versicherung eurer Rechtgläubigkeit für bare Münze, aber die besonders Frommen, die mißtrauisch gemachten Laien, die Gemeinschaftsleute, denen die Theologie so

wie so verdächtig ist, die lassen sich nicht so leicht Sand in die Augen streuen, die machen nicht viel Federlesens. Für sie ist die Göttlichkeit der heiligen Schrift nichts Anderes als deren buchstäbliche Eingebung, die Gottessohnschaft des Herrn nichts Anderes als die Geburt aus der Jungfrau, die Wunder nichts Anderes als eine Durchbrechung der Naturgesetze, und sie verlangen, daß das auch eure Meinung sei. Es gibt fatale Laien, die dem Geistlichen auf den Zahn fühlen mit der Frage, was er von der mosaischen Abfassung des Pentateuchs halte, vom Buche Daniel, von den Psalmen Davids, und wehe wenn die Antwort nicht klipp und klar im Sinne des inquirierenden Fragenden ausfällt! Da predigt einer über die Heilung des Kranken am Teiche Bethesda und hebt mit großer Wortgewalt des Glaubens, die Wundermacht Jesu hervor. Nachher äußert ein Zuhörer, es sei wohl schön und gut gewesen, aber daß der Prediger glaube, es sei ein Engel sichtbar vom Himmel gefahren, um das Wasser in Bewegung zu setzen, das sei ihm nicht klar geworden. Da redet einer von dem Zusammenhang der Stelle, über die er predigt, von dem geschichtlichen Anlaß dieser und jener Schrift, er vergleicht eine Erzählung des Matthäus mit demselben Berichte bei Lukas, und kopfschüttelnd bemerkt der Zuhörer: das könne man auch bei einem modernen Prediger hören!

Wenn ich das Verzeichnis der Männer durchgehe, die zum Kampf wider die moderne Theologie auf Leben und Tod auffordern, welche gemischte Gesellschaft! Feinsinnige Gelehrte, hoch- und weitherzige Christen, deren Schriften wir mit Frucht lesen, Hand in Hand mit Zeloten des strengsten und beschränktesten Luthertums, — Männer, die noch vor Kurzem tapfer eingetreten sind für das Recht ihrer persönlichen Ueberzeugung, verbunden mit ihren früheren Verfolgern, — ist das nicht Synkretismus, wie er im Buche geschrieben steht? Und was ist die moderne Theologie, gegen die das Bündnis gerichtet ist? Doch wahrlich kein Lehrsystem! Wer unter uns möchte sich mit allen sogenannten Ergebnissen der modernen Theologie solidarisch erklären? Sondern eine Methode, die Methode die der geschichtlichen Erforschung der Offenbarung ihr Recht gibt. Und diese Methode befolgen unsere Gegner auch, pietätvoller, behutsamer, wir wollen es zugeben; aber es ist dieselbe Beweisführung: die alten Dogmatiker, denen die heilige Schrift so sehr aller menschlichen Beurteilung entnommen war wie den Scholastikern die Kirche, würden über ihnen die Hände zusammenschlagen. Ja, verehrte Herren, so kann man wohl kämpfen, aber — nicht mit gutem Gewissen!

Und nun was zum Schluß? Kampf muß sein! Wir dürfen unsere evangelische Freiheit nicht preisgeben, wir dürfen uns nicht terrorisieren lassen, wir können nichts wider die Wahrheit! Zu klar redet Gott durch den Gang, den Kirche und Theologie im letzten Jahrhundert genommen haben, die Tatsachen stehen zu gewaltig da, — aber der Kampf kann so geführt werden, daß er zum Heil der Kirche ausschlägt.

An die Freunde auf Seiten der modernen Theologie ergeht die Bitte: Nur nicht so provokatorisch auftreten, nicht so stürmisch! Ein geduldiger Geist ist besser als ein starker Geist. Und nicht voreilig gleich alles zu Markt bringen, was man erforscht zu haben glaubt! nicht vergessen daß die Wissenschaft Dienerin ist der Kirche, nicht Herrin! Und nicht nervös sein, nicht so schnell aufbrausen, wenn sich Widerspruch erhebt, die Freiheit ist es wohl wert, daß man sich ihretwegen Etwas gefallen läßt. Eins liegt uns, den alten Schülern Ritschls, schwer auf dem Herzen, das ist die Behandlung, die neuerdings dem Apostel Paulus zu Teil wird. An der Spitze des epochemachenden Werkes unseres Meisters standen zwei paulinische Begriffe: Rechtfertigung und Versöhnung, deren tiefe Bedeutung uns durch ihn erst voll und ganz aufging. Wir lernten von ihm, wie wenig vielfach die alte orthodoxe Dogmatik berechtigt ist sich auf Paulus zu berufen, — wie Paulus nicht als Systematiker aufzufassen ist, sondern als Mann praktischer Lehrtätigkeit, dem es nie um bloße Theorien, um Spekulationen, um logische Gedankenentwickelung, nie um Wissen an sich, immer um Rat und Leben zu tun ist, — wie das Verblassen der paulinischen Gedanken in der nachapostolischen Zeit eine Verdunkelung des

Evangeliums bedeutete und dem gesetzlichen Wesen des Katholizismus den Weg ebnete, und wie das Widerauferstehen paulinischer Lehren zweimal, im Augustinismus und in der Reformation, die Kirche rettete. Nun soll Paulus ausgeschaltet werden aus der Zahl der Zeugen der Offenbarung! Da machen Viele nicht mehr mit.

Den verehrten Gegnern auf der Rechten aber möchten wir das Wort zu erwägen geben: Mit dem Maße, da ihr messet, wird euch wieder gemessen werden! Wer Mißtrauen säet, wird Mißtrauen ernten! Vielleicht genügt auch das einfache Sprichwort: Wer in einem Glashaus wohnt, soll nicht mit Steinen werfen!

Hackenschmidt

Was ist den Reichsdeutschen an den kirchlichen Zuständen der Schweiz interessant?

Thesen für Bretten den 16. Oktober

1. Die Entwicklung drängt darauf hin, daß die Kirche vom Staat gelöst werde.

2. Es liegt im Interesse der Kirche die Bekenntnisverpflichtung der Pfarrer fallen zu lassen.

3. Es ist für das religiöse Leben der Kirche nicht verderblich, den religiösen Kräften der verschiedenen theologischen Auffassungen und Richtungen freien Spielraum zu gewähren.

4. Der entscheidende Schwerpunkt jeder kirchlichen Ordnung muß nicht in den Behörden, sondern in den Gemeinden liegen. Zentralisation und Uniformität sind gefährlich.

Stuckert

Zur konfessionellen Lage

Die konfessionelle Lage in Deutschland ist, seit wir uns das letzte Mal damit beschäftigt haben, im Wesentlichen unverändert. Die Bedeutung des Zentrums für unsre innere Politik ist langsam und sicher gewachsen, der Widerwille der protestantischen Bevölkerung gegen diesen Zustand hat entsprechend zugenommen. Man beobachtet sich beiderseits scharf und eifersüchtig; kein Vorgang, kein Uebergriff kann der Aufmerksamkeit des Gegners entgehen. Es sind nicht unmittelbar die Kirchen, die mit einander kämpfen; gewiß wird der Kleinkrieg geführt in den Mischehen, an den Krankenbetten, um die verwaisten Kinder, und auch der Großkrieg einer ständigen Polemik fehlt nicht. Aber die Leidenschaft und Tiefe des Widerstreits ist bei den Laien, und der eigentliche Kriegsschauplatz ist das Gebiet der Politik. Es handelt sich um den Primat in Preußen und im Reich: ob der Protestantismus ihn behalten, oder an den Katholizismus abtreten soll. Die Theologen können dabei, wie wichtig sie auch sind, die Führung nicht haben.

Um den Primat wird gestritten, d. h. um die geistige Leitung des Staats, oder des Reichs. Die Protestanten haben hier nur zu verlieren, die Katholiken nur zu gewinnen. Hierauf beruht die Stärke der katholischen Stellung. Es gibt kaum eine angenehmere Position für eine große Partei, als wenn sie sich eben noch in der aufsteigenden Linie befindet. Sie hat das höchste Ziel noch vor sich; die Verantwortung, die ihr zufallen würde, wenn sie es schon erreicht hätte, bleibt ihr erspart; alle die schönen Losungen, die man nicht mehr brauchen kann, wenn man die Macht hat, können mit allem Eifer von ihr verfochten werden: Toleranz, Parität, Gerechtigkeit! Denn wer im Regiment sitzt, kann nicht Alles tolerieren, er kann nicht in Allem gerecht sein, und er weiß, daß Parität Unsinn ist. Aber als Forderung von Minderheiten haben alle diese Ideen Wucht und Leben, da binden sie die Geister zusammen und üben ihren zwingenden Einfluß auch auf die Gewalthaber aus. In so glücklicher Lage ist heute das Zentrum. Die stärkste unter den „staatserhaltenden" Parteien und doch die Vertretung einer Minderheit. Seine Forderungen können nicht unbeachtet bleiben, und doch, die Verantwortung für die Leitung unsrer Geschicke kann es abwehren. Mit den fortschrittlichsten Ideen arbeitet es ganz nach Belieben, und braucht nicht zu fürchten, daß man es streng beim Worte nehme. Tatsächlich kommt es fortwährend in die Lage, Ideale zu verfechten, die der Realpolitiker undurchführbar findet, und Güter zu verteidigen, die es im Besitz des Regiments vielleicht selbst hintansetzen müßte. Dann dankens ihm, ob auch widerwillig, alle Idealisten. Kurz — religiös betrachtet war die Lage des Katholizismus gewiß viel glücklicher unter dem Druck des Kulturkampfes, aber politisch betrachtet ist seine jetzige Situation in Preußen und im Reich einfach beneidenswert.

So erklärt sich leicht das Gefühl des Unbehagens auf protestantischer Seite. Niemals war der Evangelische Bund populärer als heut. Es steht ja um ihn je nach Ländern und Gegenden sehr verschieden. Aber gerade in seinen provinziellen und einzelstaatlichen Organisationen besitzt er sein Leben und seine Kraft. Mögen Kritiker von rechts und links noch so viel an seiner Gesamtleistung zu tadeln haben, mögen die katholischen Organe ihm ohne Aufhören Störung des konfessionellen Friedens vorwerfen, er wächst und wirkt. Nach der katholischen Presse ist er reine Pastorenmache. Wir haben früher wiederholt ausgeführt, daß der Kampf gegen Rom einfach zum Wesen des Protestantismus gehört. Er ist die permanente Revolution wider die (römisch-katholische) Kirche. Seinen Dienern, den „Prädikanten", gehört die Führung in diesem Kampf zum Beruf; sie würden ihre von den Vätern her überkommene Pflicht versäumen, wenn sie darin nachlässig und sicher würden. Aber bei allem Anteil, den auch heute die Pastoren an der konfessionellen Spannung nehmen, besonders auch im Evangelischen Bund — die Spannung selbst beschränkt sich nicht auf sie und ist nicht durch sie gemacht. Die katholische Presse, die so tut, als würde der konfessionelle Hader aufhören, wenn nur die Prediger ihren Mund hielten, täuscht entweder Andre oder sich selbst. Exempla docent: der Streit um die katholischen Verbindungen, ist er von den protestantischen Theologen ausgegangen? Hat er seinen Ursprung, seinen Sitz, seine Zukunft nicht — in den technischen Hochschulen? Und sollte auf diese der Einfluß der Pastoren so groß sein? Oder auf die Jungliberalen? Oder auf Hoensbroech und Böthlingk?

Nein, die konfessionelle Stimmung in der protestantischen Bevölkerung wächst mit der Zunahme der Bedeutung des Zentrums in unserm staatlichen Leben. Zwar ist das Zentrum seinem Programm nach eine interkonfessionelle, rein politische Partei, aber es wird überall als die aus rein katholisch-kirchlichen Prinzipien geborene und existierende Partei empfunden. Und gerade, daß sie katholisch ist und auch wieder nicht sein will, vermehrt das Mißtrauen. Ueberhaupt regiert in diesem Bereich das Mißtrauen viel mehr als die Kenntnis und Erkenntnis klarer Tatsachen. Es ist gar nicht so viel Greifbares, was man dem Zentrum vorwerfen könnte. Neulich stellte die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung (38) fest, daß das Zentrum die einzige politische Gemeinschaft „ohne Klassencharakter" sei, die wir haben. Das ist in der Tat etwas Großes. Und die Kölnische Volkszeitung (789) quittierte darauf mit der Folgerung, daß das Zentrum „unter den heutigen Zeitläufen als Staatspartei kat' exochen anzusprechen ist"! Aber gerade diese vom patriotischen, sozialen, protestantisch-kirchlichen Standpunkte vielfach unangreifbare Haltung des Zentrums wird ihm gar nicht zur Gerechtigkeit gerechnet. Man erinnert sich des römischen Systems mit seinen nie veraltenden Ansprüchen, man fühlt die fatale Kleinarbeit der nie ermüdenden katholischen Propaganda. Und so kommt von dort der Theoretiker mit seiner Ziehung der römischen Konsequenzen, von da der Praktiker mit seinen Erfahrungen — und alle guten Beschlüsse und modernen Losungen des Zentrums helfen nicht: das Mißtrauen wächst, die Feindschaft nimmt zu.

Ich urteile nicht, klage nicht an, schildere nur. Gerade die Unfaßbarkeit der römischen Gefahr steigert ihre Wirkung auf die Phantasie und ergreift immer mehr auch die rein politisch viel weniger leicht als konfessionell zu erregende Masse. Man kann um des innern Friedens willen nur wünschen, daß der sogenannte Ultramontanismus, wie wir Protestanten ihn im

Zentrum organisiert sehen, Gelegenheit fände, ja durch den Gang der Politik irgendwo gezwungen würde, seine Grundsätze auszuleben in praktischem Regiment. Das Stück Deutschland, wo dies geschehen müßte, ist Bayern. Es scheint uns überaus kurzsichtig, wenn Protestanten, oder sagen wir lieber Akatholiken, die Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes in Bayern befürworten, wonach es dort eine ausschlaggebende Zentrumsmehrheit im Landtag gibt, aber eine interkonfessionelle Regierung. Im Interesse der Klärung der konfessionellen Situation kann man nur wünschen, daß das Zentrum lieber heute als morgen die verantwortliche Leitung des bayrischen Staates übernimmt. Rein würde ja das Experiment auch dann nicht verlaufen, weil Bayern noch immer der Bundesstaat im Reiche bliebe und gewisse Rücksichten auf die protestantischen Verbündeten und die Gesamtverfassung zu nehmen hätte; aber das Gebiet, innerhalb dessen die Zentrumsregierung sich frei bewegen könnte, ist groß genug, um eine interessante Demonstration zu gestatten.

Eines scheint sicher, und das kann man nicht oft genug sagen: der gegenwärtige Zustand wird lange dauern. Wir Aelteren werden kaum sein Ende erleben. Zwar wie es im Sprichwort heißt: Unverhofft kommt oft — das bleibt vorbehalten. Aber damit rechnet man nicht. Und indem man sich ruhig und praktisch die Lage klar macht: dauerndes Anwachsen der Macht des Zentrums im Reich, damit dauernde Stärkung des katholischen Einflusses auf unser Volksleben, wird man sich die Ziele richtig stecken. Impulsive Polemik tuts heut nicht. Jeder handle nach seinem Temperament, aber die Zeit ist nicht günstig für die ungeduldigen Geister. Treue Wachsamkeit und zähe innere Arbeit, das sind die Leistungen, die jetzt nottun. An Wachsamkeit fehlt es im allgemeinen heute nicht gegenüber dem konfessionellen Gegner. Wenn wir uns an dieser Aufgabe nicht mit abmühen, dürfen wir nicht dabei das gute Gewissen haben, daß Andre eifrig auf dem Posten sind? Es muß doch nicht jede Arbeit doppelt und dreifach getan werden. Wir schaffen lieber dort, wo es an Arbeitern fehlt. Und da liegt uns Alles an der innern Stärkung unsrer evangelischen Kirchen. Freilich gehen die Meinungen über das, was diesen frommt, was sie schwächen oder stärken mag, weit aus einander. Und unsre Tendenzen werden von eigenen Kirchgenossen, die den konservativen Parteien angehören, als vielmehr störend und zerstörend bekämpft. Darüber jetzt kein Wort: irren können wir ja, aber wir wollen nur, was unsrem kirchlichen Protestantismus und damit unsrem evangelischen Volke zur tieferen Befestigung in seinem besonderen religiösen Besitz dient. Wir wollen, daß unsre von dem katholischen Christentum dank der Reformation durchaus abweichende Art sich in ihren eigentümlichen Gaben und Aufgaben voll entwickle, und hoffen davon, daß die hierzu notwendige Freiheit gewonnen wird, eine neue Blüte unsrer Konfession. Das ist nicht von heut auf morgen zu erreichen. Ja wir können uns nicht einmal mit all unsern evangelischen Volksgenossen darüber so schnell verständigen. Aber daß die Krisis eines konfessionellen Entscheidungskampfes fernliegt, erleichtert das Anfassen der innern Aufgaben und verpflichtet uns, dafür ganze und rechtschaffene Arbeit zu tun.

Aber auch die tatsächlich nicht zu vermeidende und nicht zu entbehrende Polemik gegen die römisch-katholische Kirche vernachlässigen wir! Aus gleichen Gründen. Es ist doch kein Mangel an polemischer Tätigkeit vorhanden! In Artikeln und Reden, Flugblättern, Broschüren und dicken Büchern erleben wir heute eine gewaltige Produktion, die diesem Zwecke dient. Noch einmal gesagt: das ist beruhigend für uns; wir brauchen nicht zu besorgen, daß wir Etwas versäumen, wenn wir nicht auch diese Spezialität pflegen. Und wieder sehen wir uns um, ob es nicht Arbeit gibt, die vernachlässigt wird und wo es Pflicht wäre einzuspringen. Und es gibt solche Arbeit. Sie ist heute nicht leicht zu tun, fällt darum auch nicht gleich so tüchtig aus, wie einer möchte, und wird auch im besseren Falle gar nicht von Jedermann goutiert. Ich meine, wir bemühen uns zu wenig um die ruhige, suchende Kenntnis des innern Lebens im heutigen Katholizismus. Ich meine: dessen, wovon er lebt, wovon er sein Dasein unter den christlichen Konfessionen bestreitet, woher er noch immer das nimmt, was uns dazwischen auch religiös und kirchlich imponiert. Solches Studium setzt nicht nur voraus, daß man allerlei Vorurteile abstreift, sondern es ist ohne eine gewisse Sympathie, ein gewisses sich liebend Hineinempfinden nicht möglich. Diese Arbeit würde ich gern in der Christlichen Welt viel mehr pflegen, als ich kann. Es fehlt mir an Mitarbeitern dafür. Es ist bei der heutigen Spannung auch schon äußerlich schwer, in das Wesen des Katholizismus als Frömmigkeit hineinzukommen. Das Gerippe und die Muskulatur sind rasch erkannt. Da ist Alles so konsequent und so uniform angelegt. Man braucht das Leben ja gar nicht zu kennen, man faßt die römische Kirche an irgend einem Zipfel und entwickelt dann selber „die Konsequenzen des Systems“. Aber dies ist doch nicht das Ganze, und vielleicht nicht einmal das Wesentliche! Wir müssen das Nervenleben, das Empfindungsleben kennen lernen. Auch das des besonderen deutschen Katholizismus. Wir müssen überhaupt auf die Unterschiede achten, die unter der Decke des Einen und gleichen Wesens ihr Dasein und ihre Bedeutung haben. Konvertiten können uns dabei wenig helfen. In der Regel sagen sie uns, das sollte ehrlich zugestanden werden, nichts Neues. Wenigstens jene nicht, die gegen den Irrtum ihrer Vergangenheit polemisch schriftstellern. Aber zuweilen begegnet uns doch einer, der uns auch in die zarten Geheimnisse der katholischen Gläubigkeit in stiller Stunde einen Blick tun läßt. Und das ist heilsam, denn man begreift dann, daß Protestantismus und Katholizismus fast zwei verschiedene Religionen sind, daß aber unser Protestantismus schwerlich jemals imstande sein wird, den Katholizismus einfach zu ersetzen.

Wagt man es, dergleichen auszusprechen, so macht man die Erfahrung, daß unter der konfessionellen Spannung von heut ein Terrorismus aufkommt, der einem das wehren will. Davon darf man sich nicht beirren lassen. Und man braucht es um so weniger, je froher man seines evangelischen Glaubens ist. Mir ist um den Primat des Protestantismus in Deutschland und in der Welt gar nicht bange. Ich entdecke auch nirgends eine Spur, daß die Reihen der Evangelischen wankten, von katholischen Sympathien ergriffen. Was wir zuweilen als „katholisch“ und „katholisierend“ bekämpfen müssen, ist alter, ererbter katholischer Rest. Nein, wir sehen keine Ursache, weshalb eine ruhige freundliche Würdigung katholischer Art durch uns Protestanten heute unterbleiben soll. Sie wird manchem Temperament heute unmöglich sein, besonders dem politisch erregten; anderen ist sie erschwert; Massensache kann sie nicht sein. Aber daß Einzelne, und gerade Theologen, sich Blick und Herz nach dieser Seite offen halten, das ist auch heute möglich, und muß sein. R

Ein Original

Aus Ultima Thule

Isafjord auf Island, 12. Juli 1905

Als ich vergangenes Jahr nach Island reiste, versprach ich Ihnen, lieber Herr Redakteur, etwas für die Christliche Welt zu schreiben über die kirchlichen Verhältnisse auf dieser fernen, eigenartigen, sagenumwobenen Insel. Teils fehlte mir aber damals die Zeit, teils konnte ich mir keinen genügenden Ueberblick verschaffen.

Land und Leute da oben unterm Polarkreis fesselten mich aber derart, daß ich für dies Jahr eine viel bedeutendere Reise dorthin plante; und ich werde, wenn ich nach meiner Rückkehr meine Aufzeichnungen geordnet habe, Bescheid geben über die dortigen kirchlichen Verhältnisse.

Für heute greife ich einen einzelnen Punkt meiner Erlebnisse heraus und werde die Leser dieses Blattes mit einem der originellsten Männer, die ich dort traf, bekannt machen. In das nördlichste Island zieht sich ein schmaler Fjord vom nördlichen Eismer hinein und am Ende dieses Fjordes liegt die kleine Stadt Akureyri. Wenn man nicht hier, wie über-

all auf Island, Bäume entbehrte, und wenn man nicht wüßte, daß der kleine See, den der Fjord an seinem Ende bildet und um welchen die Häuser gebaut sind, Salzwasser birgt, könnte man sich nach einer kleinen Stadt an einem der Schweizer Seen versetzt glauben. Freilich darf man dann nicht wie ich um Mitternacht dort ankommen und Alles in flammendes glühendes Sonnenlicht gebadet finden.

Die einzige Eigentümlichkeit der Stadt ist Sira Matthias Jochumssohn, gewöhnlich nur Sira Matthias genannt. Unter allen, oft hoch begabten Dichtern des modernen Island der, welcher die größte Naturbegabung besitzt, und der, welcher die kräftigsten Kirchenlieder geschrieben hat. Wahrlich, er ist originell genug, und vielleicht habe ich später Gelegenheit, Einiges über ihn mitzuteilen.

Doch das Original, von dem ich heute berichten möchte, ist der Bauer Magnus Sigurdson. Er ist kein Bürger aus Akureyri, sondern Besitzer eines für die dortigen Verhältnisse recht reichen Hofes, eine Meile von der Stadt entfernt.

Der Weg durch das Tal von Akureyri ist fahrbar, was auf Island ein fast unglaubliches Phänomen ist; es gibt dort so gut wie gar keine Fahrstraßen, aller Transport geht auf dem Rücken der Pferde vor sich.

Nach einer Fahrt von gut einer Stunde entdeckt man eine Kirche, größer und schöner als sonstwo auf Island. Der Dom in Reykjavik (Hauptstadt des Landes) ist gewiß dem Raume nach größer, macht aber, wie er dasteht, hineingeklemmt zwischen andere Häuser, nicht den Eindruck, und außerdem ist Magnussens Kirche unendlich viel schöner.

Es ist „Magnussens Kirche".

Er hat sie selber gebaut und jeder Nagel gehört ihm. Schon dies ist außergewöhnlich, besonders auf Island, wo die Armut sonst so groß ist, daß der isländische Bauer in der Regel einen bedauernswerten Anblick von tiefer Niedergeschlagenheit bietet.

Magnus begann seine Laufbahn als armer Laufbursche auf einem Bauernhof. Durch nie ruhenden Fleiß erwarb er sich ein kleines Vermögen und mit diesem fing er seine Handelswirksamkeit an, zuerst ganz im Kleinen. Doch Magnus hatte Ideen, sah weiter als die meisten Leute, und da er zugleich bei seiner geschäftlichen Tätigkeit jeden freien Augenblick, mochte auch er noch so kurz sein, benutzte, um sich in jeder Weise zu bilden, so dauerte es nicht lange, bis er sich emporgearbeitet hatte. Der kleine unansehnliche Laufbursche wurde ein reicher Mann. Auf seinem, für isländische Verhältnisse großen Hof treibt der nun 54 Jahre alte Magnus Sigurdson sowohl Handel wie eine ganz moderne rationelle Ackerwirtschaft.

Jedoch während seines langjährigen Wirkens war es ihm so recht klar geworden, wie kläglich und träge es um die Bevölkerung im Tale stand. Nicht etwa, daß die armen Bauern keine geistigen Interessen hätten, ganz im Gegenteil, sie hatten in einer Art fast zu viel; denn fast jeder Isländer ist mit der alten Sagenlitteratur vertraut, diesen hocheigentümlichen, stellenweise geradezu genialen Schilderungen des zwölften und vierzehnten Jahrhunderts, die in farbenreichen Bildern die Zustände auf dem damals unabhängigen Island schildern. Auch nicht nur ausschließlich die alten Schriften interessierten sie; denn fast jeder Isländer ist auch in der in hohem Grade bemerkenswerten modernen Litteratur dieses Landes zu Hause. Ebensowohl wie der arme Bauersmann eine Reihe Sagen auswendig weiß, kann er auch bis ins Unendliche die jetzigen Dichter Islands zitieren; ja, hat einer ein Gedicht geschrieben, so klingt dieses oft von den Lippen des Volkes, ehe es gedruckt ist. Der es zuerst vom Verfasser hört, schreibt es sich ab, und eine solche Abschrift verbreitet sich mit fast unglaublicher Schnelligkeit. — So darf man wohl das poetische Interesse des isländischen Bauernstandes als einzig dastehend in der Welt bezeichnen.

Magnus aber fand diese Bauern bedauernswert und stumpf. Er sah eben nur zu gut, daß alle diese glänzenden Bilder aus den alten Sagen und diese ganze lyrische Bewegung garnicht gesund sei für den Teil des Geisteslebens, der sich im praktischen Leben abspiegeln und die materielle Grundlage dafür bilden soll. Er ärgerte sich, daß diese Träumer so hindämmerten

und die Zeit vergeudeten in energieloſem Nichtstun, in stumpfer Gleichgiltigkeit gegen die Fortschritte der übrigen Welt, und daß sie neben ihrer poetischen Feinschmeckerei jeden Groschen in geiziger Sparsamkeit drehten und wendeten, ohne zu ahnen, daß er sich verzinsen konnte und mußte durch praktisches Wirken, Wissen und Arbeit.

Es wurde Magnussens Ziel und Wunsch, diese faulen, apathischen Träumer zu wecken.

Zuerst dachte er daran, eine Schule zu bauen — ein helles, hohes, luftiges und reines Schulhaus, in das ein besonders geeigneter Lehrer berufen werden sollte, der seine Tätigkeit als ein freies, persönlich gewähltes Amt ansah, der nebenbei bezahlt werden sollte dafür, daß er den Eltern der Kinder über Ein und das Andere zur Verbesserung ihrer Arbeitsmethoden usw. Vorschläge machte. Magnus zeigte seinen Plan den Vätern des Tales, doch überall begegnete ihm nur murrendes Widersprechen; ja, sein Angebot, die Hälfte der Kosten aus seinen eigenen Mitteln bezahlen zu wollen, wurde als großspurige Eitelkeit verkannt. Doch Magnus Sigurdson gab seine Sache darum nicht verloren, und so kam ihm der Einfall, eine Kirche zu bauen!

Es ist aber nicht dieser seltene Einfall eines isländischen Bauern, der mir die Feder in die Hand drückte. Nein, das Original ex ultima Thule ist ein noch sonderbarerer Mann, denn man darf nicht glauben, daß es religiöse Gründe waren, die ihn zum Bau einer Kirche bewegten. Jedenfalls würde jeder Pastor, der ihn über religiöse Dinge sprechen hörte, sich vor seinem verstockten Heidentum, vor seinem lächelnden oder beißenden Hohn bekreuzigen, und was wird wohl der Mann der Kirche sagen, wenn er hört, daß jener auf dem Turm der Kirche kein Kreuz haben will, sondern eine frei wehende Fahne? Trotzdem aber ist die Kirche innen so geschmackvoll, sorgfältig und echt kirchlich wie möglich eingerichtet, es fehlt selbst nicht ein Altar mit dem Bilde des Erlösers.

Was wird er aber damit meinen?

Ungefähr das: Diese faulen Träumer sollen zu allererst gezwungen werden, hinaufzusehen, ihre Augen zu erheben! Ihre alte Pfarrkirche steht einige Schritte von der neuen und sieht ihnen selbst ähnlich: verfallen, jämmerlich, morsch und häßlich. Es ist im Grunde widerlich, wenn sie ab und zu dort hineingehen, denn sie sehen und hören doch nichts; deswegen dürfte der Pfarrer noch einmal so dumm sein, wie er ist, meint Magnus. Doch jetzt sollen und müssen sie diese neue Kirche ansehen, und damit hat er sie zum Vergleich gezwungen, zum Nachdenken darüber, woran die neue Zeit ermahnt, zum Bewundern und Begreifen, was Willenskraft, Ueberlegung und Arbeit ausrichten kann. Sie haben trotz all ihrer Beschränktheit und Querköpfigkeit noch idiotischen Respekt vor der Kirche — nun also! — dann mögen sie eine ordentliche Kirche zu sehen bekommen, mögen sie diese mit ihrer unheimlichen Neugierde kreuz und quer untersuchen, mögen sie die Zusammenfügung der Balken, die Nägel, die Fenster, Türen, Stühle, Bogen, die Farben — Alles bis auf jede Kleinigkeit untersuchen, damit sie einen Begriff von Solidität bekommen. Und — so mag er weiter gedacht haben — dann mögen sie bedenken, daß dies Alles ein Mann aus ihrer Mitte erdacht, geleitet und bezahlt hat. Denn dies ist der Fall, er hat sich selber in Kirchenstil, Bautechnik, Farbenlehre usw. gebildet, um Alles unter seiner persönlichen Aufsicht machen zu lassen.

Ist er nicht ein wunderbarer Geselle?

Aber mehr als dies. Wie gesagt, die gesamte Geistlichkeit würde ihn für einen Heiden erklären, und pietistische Richtungen würden diesem Kirchenerbauer ohne Bedenken eine „christliche" Anweisung auf die Hölle ausschreiben. Doch wir wollen hören, wie er weiter raisonniert:

Womöglich werden diese so erweckten Bauern über dieses Wunder des Tales hochmütig werden, und es wird ihnen einfallen, einen „dazu passenden" Pastor zu verlangen. Dann würde dieser wohl Mut dazu fassen, aus der dumm gewordenen Geistlichkeit auszuscheiden, sich von der Staatskirche zu trennen und eine Freikirche zu errichten, und dann — — —, ja dann würde das Leben der Träumer ein anderes werden, es würde

neu begründet und dieser Geist nach und nach über ganz Island sich verbreiten. Man würde sich selber zwingen zu arbeiten, seine Lage verbessern, weiter wachsen zu Licht und Glück!

Dies ist der Hintergrund des Ganzen; doch meint er selbst, es würde noch lange dauern, bis Alles so kommt, wie er wünscht.

Noch tiefer aber liegt wohl doch Etwas verborgen, worauf trotz Heidentum und Satire die Engel des Himmels mit Freuden schauen möchten! Magnussens wirklicher religiöser Standpunkt ist der, daß er das orthodoxe Luthertum (mit allen seinen pietistischen Nebenzweigen) als eine traurige und seelenlose Erscheinung ansieht, ähnlich dem verfallenen, morschen Gebäude, das der Zufluchts- und Sammlungsort des geistig verfallenen Predigertums mit den gleichfalls geistig verfallenen Pfarrkindern ist. Käme aber ein neues frisches Luthertum gegründet auf ein neues „Hier stehe ich, ich kann nicht anders" — dann, meint er, käme Geist, Nachdenken, Wille, auch in alle weltlichen Vorhaben und Arbeiten, und dann würde es herrlich sein, zur Kirche zu gehen. Magnus besteht unbedingt darauf, daß die jetzige Art, wie von der Rechtfertigung durch den Glauben allein gepredigt wird, weichen muß einem: „Zeige mir deinen Glauben mit deinen Werken!"*)

Der isländische Bauer erinnert mich an David, der, ohne sich um den Spott der Juden und der Philister oder die feigen Einwendungen der mächtigen Herren zu kümmern, nur unbefangen das tat, was er für den Augenblick richtig und notwendig fand. Olaf Peder Monrad

*) Jakob. 2, 18. D H

Verschiedenes

Die Deutsche Kolonialschule. Unter den Anstalten, die abseits von der Schablone ihre eigenen Wege gehen, nimmt die Deutsche Kolonialschule in Witzenhausen eine besondere Stelle ein. In den sechs Jahren ihres Bestehens ist sie vielfach bekannt geworden. Kürzlich war in der Presse von ihr die Rede bei Gelegenheit der Einweihung des neuhergestellten Erweiterungsbaues, welche unter Teilnahme zahlreicher Gönner und Freunde festlich begangen wurde: auch Universitäten und sonstige höhere Lehranstalten hatten ihre Vertreter geschickt.

Als ein in Deutschland völlig neues Unternehmen wollte die Kolonialschule Antwort geben auf die Frage: Wie schaffen wir wirklich vollwertige, technisch geschulte und auch persönlich wertvolle Kräfte für unsere Kolonien wie überhaupt für solche überseeische Gebiete, in denen Deutsche an der Arbeit sind? — eine Frage, die in Ansehung unserer jüngsten politischen wie wirtschaftlichen Machtausdehnung über See hin wohl als eine Lebensfrage für Deutschland und das Deutschtum bezeichnet zu werden verdient.

In dem zwischen hessischen Bergen anmutig eingebetteten Städtchen Witzenhausen, das auch sonst mit Ueberbleibseln mittelalterlichen Kulturlebens malerisch durchsetzt ist, konnten die Reste eines im dreizehnten Jahrhunderten erbauten, zur Reformationszeit in den Besitz des Staates übergegangenen Wilhelmiten-Klosters benutzt werden, um durch zweckentsprechende, stilgerechte Wiederherstellung, durch Umbau des noch Erhaltenen und durch Aufführung neuer Gebäude einen ansehnlichen Häuserkomplex erstehen zu lassen. In dem schon erwähnten Neubau, der mit möglichster Anlehnung an die gotischen Formen des alten Klosters Ausstattung moderner Art verbindet, fand diese Ausgestaltung ihren vorläufigen Abschluß. An die Gebäude schließt sich ein Garten, etwas weiter ab liegt die Baumschule, am gegenüberliegenden Uferhang der Werra gehören der Schule einige Weinberge. Als landwirtschaftliche Versuchsfarm dient ein vor der Stadt gelegenes etwa 500 Morgen umfassendes Vorwerk.

Hier soll nun der angehende Pflanzer oder Farmer während zweier Jahre seine Ausbildung erhalten. Praktische Schulung in Landwirtschaft und Gartenbau — ein eigenes Gewächshaus gibt Gelegenheit tropische Pflanzen kennen zu lernen — verbindet sich mit verschiedenen Zweigen der Handwerksarbeit. Auch sonst bietet sich manche Gelegenheit, mit Hand anzulegen und sich für ein im besonderen Sinne der Tat gewidmetes Leben zu rüsten. Daneben kommt aber auch die Theorie zu ihrem Rechte. Der Vormittag ist in der Regel und für die Mehrzahl der Schüler (von den jüngeren macht eine Anzahl zuerst noch ein rein praktisches Vorschuljahr durch) mit Vorlesungen ausgefüllt. Den unmittelbar bedeutsamsten über tropische Landwirtschaft gliedern sich naturwissenschaftliche Vorträge über Physik, Chemie u. s. w. (die Schule hat ein besonderes Laboratorium) an, den praktischen Arbeiten Vorlesungen über Obst- und Weinbau, über Forstwissenschaft u. dergl., wie auch gelegentliche Exkursionen in Wald und Feld oder nach wirtschaftlichen und industriellen Betrieben in der Umgegend die Verbindung von Theorie und Praxis zeigen. Mit Fächern wie Kulturgeschichte, Völkerkunde, Koloniales und bürgerlichem Recht sollen die Geisteswissenschaften in erforderlichem Umfang gepflegt werden. Auch die Handelsfächer finden im Lehrplan ihre Stelle, ebenso Sprachunterricht und Tropenhygiene. Für Sport und Leibesübungen ist in der freien Zeit reichlich Gelegenheit geboten.

Schon einzelne der erwähnten Lehrfächer zielen auf das ab, was neben der sachlichen Uebermittelung von Wissen und Fertigkeiten eine stille, aber schwierige und dabei überaus wesentliche Arbeit der Anstalt darstellt, auf „Pflege persönlichen Lebens". Mit Rücksicht darauf besonders ist auch für das Zusammenleben die Form des Internats gewählt. Es ist eine Art von Fratres de communi vita mit gemeinsamer Tafel, gemeinsamen Versammlungsräumen.

Meist wohnen auch mehrere Schüler auf gemeinsamen Stuben, ebenso ist die praktische Arbeit durch Einteilung in bestimmte Gruppen zweckentsprechend geregelt. Auch einige Lehrer haben ihre Wohnung im Internat, und es soll der nach Möglichkeit freundschaftliche Verkehr zwischen Lehrern und Schülern zur Heranbildung der Persönlichkeit ebenso das Seinige tun, wie das gegenseitige Sichabschleifen durch den ständigen Verkehr der Schüler untereinander. Dabei soll das Leben im Internat das Gepräge eines christlichen Hauses tragen. Tischgebet, Morgen- und Abendsegen, auch in gewissen Zwischenräumen besondere Gottesdienste, mit freiwilliger Beteiligung und nach Art von Universitäts-Gottesdiensten, sollen die religiösen Interessen zu ihrem Rechte kommen lassen.

Wenn freilich auch hier wie überall die hart im Raume sich stoßenden Sachen mit den erstrebten Idealen und Ideen so manchesmal in Konflikt geraten, so stellt sich die Kolonialschule doch als eine so recht „moderne" Anstalt dar in dem Sinne, daß sie eine Pflegestätte dessen sein will, was man wohl als das für unsere Zeit am meisten Charakteristische hinstellen kann: einen auf Grund der realsten Lebenstatsachen und Faktoren erwachsenden Idealismus.

Nachrichten aus der Deutschen Kolonialschule bringt Der Deutsche Kulturpionier, ausgegeben vom Direktor Fabarius welcher besonders durch die darin veröffentlichten Briefe früherer Schüler aus fernen Landen interessant ist. (Jahresbezugspreis 3,50 Mk.)

Faure

Goethe. Humboldt. Darwin. Haeckel. Vier Vorträge. Von Walther May, Privatdozent. Berlin-Steglitz, Enno Quehl 1904. 263 Seiten mit 16 Tafeln. 4 Mk.

Die vergleichende Biographie ist, wenn geschickt durchgeführt, sehr reizvoll, weil sie Gelegenheit gibt, die wesentlichen Züge der Charakterbilder durch die Gegenüberstellung schärfer herauszuarbeiten, als es die Einzelbiographie vermag. May vergleicht Goethe und Humboldt, Goethe und Darwin, Humboldt und Darwin, Darwin und Haeckel. Besonders anziehend sind die Ausführungen über Goethes Naturanschauung, vor allem seine Stellung zur Deszendenztheorie, die dem Buch einen dankbaren Leserkreis auch außerhalb des Kreises der speziell interessierten Naturforscher sichern werden. Der Verfasser hegt allerdings nach meiner Ansicht eine zu hohe Meinung von Haeckel als Naturphilosophen, doch beeinträchtigt dieser Standpunkt die Tatsache nicht, daß er schätzenswerte Beiträge zum objektiven Verständnis der Haeckelschen Persönlichkeit und Anschauungen liefert. Jedenfalls ist das Buch interessant. Johannes Petersen

Es werde! Ein Bild der Schöpfung. Von Dr. E. Dennert, Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses 1904. 72 S. 1 Mk.

Eine hübsche Darstellung der Schöpfungsgeschichte, in der der Versuch gemacht wird, Genesis 1 mit den Ergebnissen moderner Naturforschung in Uebereinstimmung zu bringen. Der Verfasser steht auf dem Standpunkt, daß der biblische Schöpfungsbericht mehr ist als eine „wertlose Sage",*) nämlich ein „wunderbares Gemisch menschlicher Anschauung und göttlicher Gedanken." — Ich kann nicht allen Ausführungen Denners beipflichten, stehe aber nicht an, das Buch Allen zu empfehlen, denen z. B. die Behandlung der Schöpfungsgeschichte in dem Religions- oder Konfirmandenunterricht Sorge bereitet, und welche sich nicht entschließen können, den Schöpfungsbericht der Bibel als einen zeitlich bedingten, dem Anschauungskreise des genialen Verfassers der Genesis entsprechenden Mythus anzusehen.

Johannes Petersen

Vom Leben und vom Tode. Ein Kapitel aus der Lebenskunde. Von Dr. Ernst Teichmann. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung 1905. 112 S. 1 Mk.

Teichmann schreibt in dem einleitenden Kapitel, daß es garnicht Aufgabe der Naturwissenschaft sei, den Menschen eine Weltanschauung zu vermitteln. So richtig dieser Satz ist, so richtig ist es aber auch, daß es heute unmöglich ist, eine Weltanschauung zu gewinnen, ohne sich irgendwie mit den Ergebnissen der Naturforschung auseinanderzusetzen. Bildet doch unbedingt die Stellung, die man zum Naturgeschehen einnimmt, die Auffassung, welche man von dem Wesen der Vorgänge in der Natur hat, einen wesentlichen Teil jeder Weltanschauung.

Für den, der sich nicht selbst eingehend mit den Naturwissenschaften abgeben kann, sind gemeinverständliche Darstellungen der Ergebnisse der modernen Naturforschung, insbesondere der Biologie, ein unentbehrliches Rüstzeug, dessen auch der nicht entraten kann, der apologetisch tätig sein will oder — — muß. Das vorliegende Buch Teichmanns ist das Muster eines gemeinverständlichen naturwissenschaftlichen Werkes. Es ist auch für den, der naturwissenschaftlich nicht oder wenig geschult ist, durchaus verständlich geschrieben,

*) Welcher ernste Mensch, welcher Forscher hält die biblische Schöpfungsgeschichte für eine wertlose Sage? Das tut nicht einmal Haeckel. D H

es gibt eine fesselnde und überall zuverlässige Darstellung dessen, was die Naturwissenschaft über den Begriff des Lebens und des Todes zu sagen hat, und berührt somit Kernfragen, zu denen man unbedingt Stellung nehmen muß. Dabei ist rühmend hervorzuheben, daß der Verfasser sich streng innerhalb der Grenzen seines Gebietes insofern bewegt, als er überall, wo es notwendig erscheint, darauf hinweist, welche Grenzen der menschlichen Erkenntnis, soweit sie streng naturwissenschaftlich und nicht spekulativ arbeitet, auf diesem Gebiete gesteckt sind. Das einleitende Kapitel gibt eine geradezu vorbildliche Darstellung der Arbeitsweise und der Leistungsfähigkeit naturwissenschaftlicher Forschung, insbesondere der Biologie, der Lehre vom Leben. Der Inhalt des Werkes ergibt sich aus den Kapitelüberschriften: 1. Wie sich Leben äußert, 2. Wie sich Leben erhält, 3. Wie Leben geworden ist, 4. Wie Leben vergeht. Im zweiten Kapitel wird eingehend das Problem der Fortpflanzung und Vererbung, im dritten die Entwicklungslehre behandelt. — Das Buch ist auf jeder Seite fesselnd, Niemand wird es ohne Gewinn aus der Hand legen.

Beiläufig mag noch auf das Werk desselben Verfassers „Der Befruchtungsvorgang“ (B. G. Teubner, Aus Natur- und Geisteswelt. 102 S. 1,25 Mk.) empfehlend hingewiesen werden. Das im zweiten Kapitel des Werkes „Vom Leben und vom Tode“ kurz behandelte Problem der Befruchtung wird hier in meisterhafter Weise ausführlicher dargestellt. Johannes Petersen

Kleine Mitteilungen. Die in voriger Nummer erwähnte neue Klage gegen Pastor Ebeling geht, wie wir hören, von ehemaligen Mitgliedern des Nikolaikirchenvorstands in Leipzig aus. Das erschwert freilich die Beeinflussung der Prozessierenden, hebt aber leider das Aergernis nicht auf.

Die Berufung Harnacks an die Spitze des Bibliotheksdienstes in Preußen ist durch übelwollende Kirchenzeitungen dahin gedeutet worden, als offenbare sich darin eine Abkehr des Berufenen von Theologie und Kirche. Das ist doch ein arg übereilter, wenn nicht böswilliger Schluß. Harnack bleibt Professor der Theologie an der Berliner Universität und Mitglied der Fakultät. Er wird voraussichtlich die Zahl seiner Vorlesungsstunden etwas einschränken und an den regelmäßigen Turnus der Vorlesungsgegenstände nicht mehr gebunden sein, aber um so freier wird er sich in seiner Lehrtätigkeit bewegen und lesen können, was ihm nach seinen Studien und nach seiner Kenntnis der Bedürfnisse besonders am Herzen liegt, und — das scheint uns fast die Hauptsache — nach wie vor das kirchenhistorische Seminar leiten. Er bleibt auch künftig Theologe im Hauptamt. Wenn er zugleich — vorläufig kommissarisch — zur Oberleitung der Berliner Königlichen Bibliothek berufen worden ist, so bedeutet das nur die Verfolgung einer früher bewährten Tradition, wonach immer an dieser Stelle ein Akademiker von Ruf gestanden hat: Wilken, Pertz, Lepsius. Daß man neuerdings dazu einen Theologen berufen hat, ist für die Theologie keine Unehre, und wir haben zu der Arbeitskraft Harnacks das Zutrauen, daß er im stande sein wird dem Doppelberuf nach beiden Seiten hin gerecht zu werden. Als Harnack in kürzester Frist die „Geschichte der Akademie“ schrieb, wer hat damals Abkehr von Theologie und Kirche an ihm wahrgenommen? War es nicht dieselbe Zeit, in der er sein „Wesen des Christentums“ vortrug und veröffentlichte? Von andren theologischen Leistungen zu schweigen. Kurz, wenn auch Freunde Harnacks des Theologen durch die Nachricht seiner Ernennung in Bestürzung versetzt worden sind, so liegt dafür kein Grund vor, und die obenerwähnten Stimmen von Gegnern gestatten nur einen Einblick in die Wünsche derer, die sich verlauten ließen. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Mittwoch 18. Oktober 8 Uhr im Deutschen Kaiser Diskussionsabend der vereinigten sächsischen Freunde über: Welche Prinzipien der modernen Weltanschauung haben sich Kirche und Theologie anzueignen? Gäste willkommen.

Coblenz. Mittwoch 11. Oktober 3 Uhr im Evangel. Bürgerverein, Altlöhrtor: Die Stellung des evangel. Christen zur heiligen Schrift (P. Andreae). Alle Freunde und Freundinnen sind willkommen.

Dresden. Dienstag 10. Oktober 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Sitte und persönliches Leben. (Weichelt-Chemnitz).

Frankfurt a. M. Montag 16. Oktober im Kursaal Milani (Friedberger Anlage): Ueber Verständigung und Ignorierung theologischer Richtungen (im Anschluß an den Aufsatz in Nr. 37 der Christlichen Welt: Die Aufnahme von Foersters Schrift „Weshalb wir in der Kirche bleiben“).

Görlitz. Donnerstag 26. Oktober 8 Uhr, Hotel zur Krone (Obermarkt): Zur Reform des Religionsunterrichtes. (Lehrer Gondolatsch)

Magdeburg. 18. Oktober ½4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Die Wahrhaftigkeit das grundlegende Prinzip der Ethik; cf. Koppelmann, Kritik des sittlichen Bewußtseins.

Oldenburg. Montag 16. Oktober 8 Uhr in der Bavaria (Julius Mosen Platz): Die Schöpfung (im Anschluß an das Religionsgeschichtliche Volksbuch von Wendland).

Stade. Donnerstag 12. Oktober 10½ Uhr im Schuldtschen Klubhaus: Der Rationalismus.

Stettin. Mittwoch 25. Oktober abends 7 Uhr versammeln sich die Freund der Christlichen Welt aus Stettin und Umgebung im Separatzimmer des Kaiser Wilhelm-Restaurants, Bismarckstr. 1, zu näherer Besprechung. Vorm. 11 Uhr daselbst Sitzung der Freien wissenschaftlich-theologischen Vereinigung für Pommern. Referat von P. Schmitz aus Pölitz über das Ziel der religionsgeschichtlichen Forschungen in Beziehung auf das Neue Testament. Hierzu sind Gesinnungsgenossen als Gäste willkommen.

Freunde der Christlichen Welt in Süddeutschland und der Schweiz

Die heurige Tagung wird **Montag** und **Dienstag** den **16.** und **17. Oktober** in **Bretten** Melanchthonhaus (Städtezimmer) stattfinden

Montag abends 5½ Uhr: Was ist den Reichsdeutschen an den kirchlichen Zuständen der Schweiz interessant? Pfarrer Lic. Stuckert-Neunkirch (Ct. Schaffhausen).

Dienstag vorm. 9¼ Uhr: Die Rechtfertigungslehre im Licht der Geschichte des Protestantismus. Professor D. Holl-Tübingen.

Zugverbindungen von Karlsruhe, Heidelberg, Darmstadt, Straßburg, Basel, Stuttgart, Heilbronn für Hin- und Rückreise sehr bequem. — Wegen **Unterkunft** wollen sich die Freunde gefälligst an Herrn Stadtpfarrer **Renz** in Bretten wenden.

Siebente Tagung der Evangelisch-Sozialen Konferenz für Schleswig-Holstein

am Donnerstag, den 12. Oktober 1905 im Bahnhofshotel zu Neumünster

Geschlossene Mitgliederversammlung um 10½ Uhr. Geschäfts- und Kassenbericht nebst Decharge. — Vorstandswahlen. — Entscheidung über die Verwertung der Enquete vom Februar 1904 betreffend die religiösen Anschauungen der Kieler Studenten. — Organisationsfragen. — Unsere nächsten Aufgaben, Diskussion, eingeleitet von Pastor Lic. Schneemelcher.

Oeffentliche Versammlung um 3 Uhr. Recht und Bedeutung der Evangelisch-sozialen Arbeit in der Gegenwart (Pastor Lic. Schneemelcher, Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses aus Berlin-Rummelsburg). — Die Arbeit an der heranwachsenden Jugend (Pastor Clemens Schultz-Hamburg).

Für den Eintritt in die abgeschlossene Subskription auf die **Realencyklopädie** für protestantische Theologie und Kirche, herausgegeben von Professor Hauck, wird ein Interessent gesucht, dem bereits gezahlte 50 Mark zugute kommen würden. Adresse erbeten unter **R. E. 16** an den Verlag dieser Zeitschrift.

Vilmars Institut
höhere Lehranstalt mit kleinem Internat zu Melsungen b. Cassel. Septima-Untersekunda (gymnasial, realgymnasial und real) einschl. Besonderer Einjährigen-Kursus. **Gute Verpflegung und Aufsicht. Einzelbehandlung.** Näheres durch Prospekt und den **Direktor Pfr. Kaufmann.**

Gesellschafterin
Eine gebildete, nicht zu junge Dame von frischem Wesen und heiterem Gemüte, womöglich etwas musikalisch, wird als **Gesellschafterin** zu einer **einzelnen Dame** in einer freundlichen kleinen Stadt **Westfalens** gesucht zu gegenseitiger Anregung. Gehalt nach Verabredung. Meldungen unter **M S** an den Verlag.

Français, Bachelier en théologie, Lauréat en philosophie de l'Université de Genève, cherche dès octobre préceptorat en famille ou institut pour 1 an, rétribué. Meilleures références. Monteynard (Isère)
France **Paul Gay**

Un jeune homme, absolument récommandable, licencié en théologie de l'Université à Lausanne, cherche place de **précepteur** dans famille ou institut, dès novembre. — S'adresser à **M. De Loës,** professeur de théologie, **Lausanne.**

„Eine Stimme vor dem Sturm"
der bald über Europa dahinfegen wird
von **Georg Böhlje**
Eine Mahnung an alle, die aus der Wahrheit sind, sich bereit zu machen auf den Tag, der da kommt. Ein Buch für die Gebildeten; eigenartig und bedeutsam!
Preis 2 Mark
Durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag: **Der Sänger,** Hannover, Lenaustr. 8

Junge gebildete Mädchen
werden von dem Frankfurter Schwestern-Verband in einer städtischen Kranken-Anstalt **gut ausgebildet zum Zwecke dauernder Anstellung als Krankenpflegeschwester in dem genannten Verbande bei guten Gehalts- und Pensions-Verhältnissen.**
Die Satzungen des Verbandes sind beim **„Vorstand des Frankfurter Schwestern-Verbandes"** in **Frankfurt a. M.** Städtisches Krankenhaus (Gartenstraße) zu erhalten.

Weibliche soziale Hilfsarbeit
Cassseler Kurse zur Einführung in Theorie und Praxis der **sozial-pädagogischen Hilfsarbeit.** Näheres i. d. Broschüre „Arbeit im Fröbelseminar" von Hanna Mecke.
Das Kuratorium

DIE UMSCHAU
BERICHTET ÜBER DIE FORTSCHRITTE HAUPTSÄCHLICH DER WISSENSCHAFT UND TECHNIK, IN ZWEITER LINIE DER LITERATUR UND KUNST.
Jährlich 52 Nummern. Illustriert.
»Die Umschau« zählt nur die hervorragendsten Fachmänner zu ihren Mitarbeitern.
Prospekt gratis durch jede Buchhandlung, sowie den Verlag H. Bechhold, Frankfurt a. M., Neue Kräme 19/21.

Preisausschreiben
der Leitung der Gustav-Adolf-Kindergabe.

Mit Dank und Freude teilen wir mit, daß die beiden im Januar 1905 gestellten Preisaufgaben mit je 20 Preisarbeiten beantwortet sind. Zu unserm Bedauern fanden wir zwar keine Arbeit so hervorragend, daß wir die beiden ersten Preise hätten vergeben können; wohl aber waren einige Arbeiten so anziehend und für die Kinder geeignet, daß wir je zwei zweite Preise für deren Verfasser bestimmten. Die vier preisgekrönten Schriften sind mittlerweile bei Arwed Strauch in Leipzig in hübscher Ausstattung zum Preise von je 10 Pf., in Partieen bedeutend billiger, erschienen, und empfehlen wir sie wärmstens zum Verteilen an die Jugend. Sie heißen:

Eines großen Königs Patenkind, von Pfarrer Jahn
Eines großen Königs Nachfolger, von Lola Devrient
Ein rechter Helfer, von S. Tischer und
Keiner zu klein, Helfer zu sein, von W. Häslich.

Für das Jahr 1905/06 stellen wir die folgenden Preisaufgaben:

Es sollen zwei kurze Aufsätze von der gewöhnlichen Länge eines Lesebuchabschnittes über das Thema

„Der Gustav-Adolf-Verein"

geliefert werden, die geeignet erscheinen, der eine in ein Lesebuch für die Oberstufe der Volksschulen, der andre in ein Lesebuch für höhere Schulen aufgenommen zu werden.

Die beiden besten Aufsätze sollen mit je 50 Mark belohnt werden.

Die Arbeiten sind in bekannter Weise mit Motto und verschlossenem, den Namen des Verfassers enthaltenden Kuvert bis zum 10. Januar 1906 an den Vorsitzer unsrer Leitung, Herrn Pastor Zauleck in Bremen, einzusenden.

Soeben erschien im Verlag von **Eugen Strien** in **Halle** (Saale):

Evangelische Pfarramtskunde. Handbuch für die Amtsführung von **A. Wächtler,** Oberpfarrer an St. Ulrich in Halle. Brosch. 6,— Mk. in Originalband 7,— Mk.

Inhalt: I. Der Weg ins Pfarramt. — II. Amt und Stand des Pfarrers. — 1. Uebernahme des Amtes. — 2. Standesrechte und Pflichten. — 3. Allgemeine Amtsrechte und Pflichten. — III. Die Amtskleidung. — IV. Die Gemeindegottesdienste. — V. Die Taufe und der Dienst an der Jugend. — VI. Die Trauung und Ehesachen. — VII. Das Begräbnis. — VIII. Das Kirchengebäude. — IX. Allgemeine Verwaltungsaufgaben. — X. Pfarramtliche Vereinsangelegenheiten.

Dies Handbuch ist ebenso für den Anfänger im Amt wie für den diensterfahrenen Pfarrer bestimmt. Die kirchenrechtliche Begründung und Begrenzung der Rechte und Pflichten wie der Aufgaben und Obliegenheiten des Pfarrers ist unter Berücksichtigung aller landeskirchlichen Gebiete des deutschen Protestantismus gegeben. Die ständige Beziehung auf das Gemeindeleben der Gegenwart macht das Buch zu einem Hilfsmittel für die Amtsführung, wie solches bis jetzt noch nicht vorhanden war.

Im Vorhof. Ein Jahrgang alttestamentlicher Predigten über die von der Eisenacher Konferenz deutscher evangel. Kirchenregierungen festgestellten Perikopen von **Ad. Possner,** Pfarrer. Brosch. 5,— Mk.; gebunden 6,— Mk.

Prof. D. Kautzsch-Halle urteilte über Predigten Possners: „. . . ist ein voller Jahrgang solcher Predigten zu begrüßen, in denen textgemäße und fast durchweg sehr ansprechende Disposition Hand in Hand geht mit klarer, wohlverständlicher Sprache und gedankenreicher, praktischer Auslegung."

Schriften des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins

A. **Ueber Japan.**

Schmiedel, Otto, Pfarrer und Missionar. „Kultur- und Missionsbilder aus Japan." 2. Auflage. Preis 0,25 Mk.
Schmiedel, Otto, „Was lehrt und lernt der Missionar in Japan?" Preis 0,25 Mk.
Munzinger, Karl, Pfarrer. „Aus dem Lande der aufgehenden Sonne." 2. Auflage. Preis 0,25 Mk.
Christlieb, Dr. **Max,** Pfarrer und Missionar. „Die moderne Kultur und die Aufgaben der evangelischen Mission in Japan." Preis 0,25 Mk.
Schiller, Emil, Pfarrer und Missionar. „Das heutige Japan und das Christentum." Preis 0,25 Mk.
Oswald, Martin, Pfarrer und Missionar. „Bunte Blätter aus Japan." Preis 0,25 Mk.

B. **Ueber China.**

Faber, D. **Ernst,** Missionar. „China in historischer Beleuchtung." Preis 0,50 Mk.
" " " „Theorie und Praxis eines protestantischen Missionars in China." Preis 0,25 Mk.
" " " „Chronological Handbook of the History of China." Preis 5.— Mk.
Schrameier, Dr., Admiralitätsrat. „Die deutsche Mission in Kiautschou." Preis 0,15 Mk.

C. **Allgemeines.**

Grimm, D. Hauptpastor. „Antike, buddhistische und christliche Moral." Preis 0,15 Mk.
Harnack, Prof. D. „Grundsätze der evangelisch-protestantischen Mission." Preis 0,15 Mk.
Bornemann, Prof. D. „Die Bibel und die Mission." Preis 0,15 Mk.
Pfleiderer, Prof. D. „Die apologetische Aufgabe der Missionspredigt." Preis 0,15 Mk.
Christlieb, Dr. **Max,** Pfarrer. „Politik und Mission in den Kolonien." Preis 0,25 Mk.

D. **Missionsvolksschriften** („Hirtenrufe"). Mit Bildern. Preis 0,05 Mk. das Stück.

1. Japan, Land und Leute.
2. Die Kiautschou-Mission.
3. Unsere Missionsarbeit in Japan.
4. Die evangelische Gemeinde in Shanghai.

Sämtliche Schriften sind zu beziehen durch das
Zentralbureau des Vereins, Berlin W. 8, Mohrenstr. 13/14.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu zwei litterarische Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Georg D. W. Callwey in München (Kunstwart); A. G. Elwert in Marburg (Deutsch-Evangelisch im Auslande)

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 41 Marburg i. H., den 12. Oktober **1905**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Legende — Christliche Politik in Holland. 1. Kuyper und seine Partei — Der junge Ernst Moritz Arndt als Menschenbildner. 1. Arndt, der Philanthropinismus, Pestalozzi — Ein Dokument zur religiösen Zeitgeschichte. Die Denkschrift der Bremer Lehrerschaft — Der Kongreß für Innere Mission in Leipzig — Verschiedenes: Begeisterungslyrik; Kant (Kronenberg, Messer); Ueber den Luxus (Bode); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Legende

Es war ein Mann, der für die Wahrheit gelebt und gelitten hatte, solange er wandelte auf Erden. Er hatte sich endlich, müde des Kampfes, zum Sterben gelegt; sein letzter Seufzer war verhallt, seine letzte Bitte verklungen. Er kam an die Himmelstür, und ihm wurde Einlaß gewährt.

Nun schritt er einher in den seligen Gefilden, und wie er ging, da zogen an ihm vorüber die Großen der Menschheit. Alle, denen er auf Erden nachgestrebt hatte, durfte er schauen von Angesicht zu Angesicht. Aber auf ihrem Antlitz lag nicht selige Ruhe, sondern vielmehr ein Zug irdischer Erwartung.

Der Mann verwunderte sich darüber. Doch es kamen Andere, die nach ihm zum Himmel eingegangen waren. Und sie erzählten, was drunten auf der Erde geschah, erzählten von Kriegsgreuel und Unruhe, von Sünde und Schuld, doch auch von sühnender Liebestat. Und wie sie redeten, schlich sich auch in seine Himmelsseligkeit — die Erdensehnsucht.

Da begehrte er, vor den Herrn der Welten geführt zu werden.

Ich habe deiner schon gewartet, redete dieser ihn an. Du willst wieder hinab zur Erde?

Der Mann nickte stumm, verwundert.

Es sind Viele heraufgekommen, wie du, um auszuruhen vom Toben da unten. Dann sind sie vor mich getreten, Einer nach dem Andern, und haben gefleht, sie wieder hinabzulassen zu der Mutter, die sie zeugte, voll Reue darüber, daß sie ihr einst fluchten. Ich konnte ihre Bitte nicht erfüllen. Nur Eines kann ich für dich tun: dich trinken lassen vom Trank der Vergessenheit. Willst du, daß ich ihn dir reiche?

Nein, nein! war die Antwort; nicht vergessen will ich, was ich einst gelitten und geliebt.

Der Herr lächelte milde.

Du bist, wie sie alle. Ich wußte es wohl. Was zum Leiden und Kampfe geschaffen ist, kann nicht Wunschlosigkeit ertragen. Darum ließ ich euch die Sehnsucht nach irdischem Wesen.

Und nie, sprach traurig der Mann, wird unser Sehnen gestillt?

Das Auge des Herrn leuchtete in froher Verheißung: Es wird gestillt, wenn einst nicht mehr Menschen, wie ihr, die Erde bevölkern. Dann werdet ihr nicht mehr hier oben sein. Alles, was in euch groß und gut war, wird dort unten wieder aufleben, das Andere mag vergehen.

Der Herr winkte, und der Mann ging von dannen voll Hoffnung und wartete des neuen Geschlechtes. E Rose

Christliche Politik in Holland

1. Kuyper und seine Partei; 2. Die christliche Regierung; 3. Die christliche Schule; 4. Die freie Universität und die christliche Theologie

„Wenn auch in anderer Stellung und auf anderem Gebiete, so habe ich doch auch heute kein anderes Ziel wie zu der Zeit, da ich in eurer Mitte stand: meine beste Kraft Königin und Vaterland zu widmen unter dem Panier des Kreuzes“: das war am 14. April dieses Jahres der Gruß des holländischen Ministerpräsidenten an den Delegiertentag seiner Partei, die sich die „antirevolutionäre“ nennt. Es war die Antwort auf das Gelöbnis, in dem die Delegierten dem Führer ihrer Partei, der um seines Amtes willen zum ersten Male seit dreißig Jahren nicht als Parteiführer bei dieser Heerschau zugegen war, ihre Treue bezeugten: „Wir danken Gott, daß Er Sie auf einen so wichtigen Platz gestellt hat, wodurch den antirevolutionären Grundsätzen ein größerer Einfluß auf Gesetzgebung und Regierung in unserem Vaterlande gesichert wurde, erbitten für Sie von Gott anhaltende Kraft in Ihrem hohen Amte und hoffen, daß unter Gottes Segen die Anstrengung der antirevolutionären Wahlvereinigungen den Erfolg haben möge, daß auch für die folgenden Jahre Ihr Streben den nötigen Rückhalt habe.“

Die Juniwahlen nahmen dem Ministerium Kuyper den Rückhalt, der August sah neue Männer die Regierungsgeschäfte in Holland übernehmen. Ist schon jede Niederlage bitter, so ist sie es für die „Antirevolutionären“ besonders; denn sie sind überzeugt, als Träger der politischen Macht nichts Andres gewollt zu haben als der widergöttlichen Entwicklung der Dinge einen Damm entgegenwerfen und Gottes Absichten dienen. Warum bekennt sich der Herr nicht zu seinen Dienern? Warum bedient er sich nicht länger eines auserwählten Rüstzeuges, wie es Abraham Kuyper ist?

Als vor vier Jahren die „christlichen“ Parteien die Oberhand gewannen bei den Wahlen zum Parlament, da klangen die Straßen wider von Psalmen und Liedern zu Gottes Ehren, da sah man in dieser Wandlung Gottes Fügung, in dieser Fügung das göttliche Siegel auf die Kampfeslosung der Seinen. „Unterwerfung unter Gottes Souveränität“ hatte man gefordert von der Regierung des Landes; die neue Zeit war gekommen, die Königin des Landes hatte dem Rufer im Streit die Leitung der Regierungsgeschäfte anvertraut. Ihn galt es in seinem Amte zu halten, damit er den Namen Gottes wieder zur Ehre brächte unter einem modernen Geschlecht, das, von „paganistischen Einflüssen“ beherrscht, dem Souverän aller Souveräne den Gehorsam verweigert. Der Kampf der „Christen“ hatte seinen Höhepunkt erreicht. Die Gewißheit, daß die Partei, die „offen die Revolution auf ihre Fahne geschrieben hat“, den

Ausschlag geben werde, hatte die Gegensätze aufs äußerste zugespitzt. In prinzipiellster Schärfe stand vor den Freunden des Kabinets die Frage: „Revolution oder Antirevolution?“ und ihre alte Losung: „Reformation gegen Revolution“ gewann neue Kraft. „Wer sonst erst geworben werden mußte, kommt diesmal von selbst und bringt Andere mit. Man fühlt klar und deutlich, daß es sich diesmal um das Land, um die Zukunft unseres Volkes, um das nachkommende Geschlecht und in dem Allen um das Kreuz Christi handelt. Wird er der Retter und Heiland auch unseres Volkes bleiben? Oder werden die Niederlande ihn verlassen und andere Retter suchen? Wir sind in dem Gedanken ruhig, weil er so ernst stimmt. Wir bilden uns auch nicht ein, die Entscheidung in der Hand zu haben. Nicht unsere Führer regieren, sondern Gott, und Er wird sicherlich und gewiß so über uns beschicken, wie er es in seinem Rate vorgesehen hat“: so kennzeichnete De Standaard, das Hauptorgan der Antirevolutionären, die Stimmung bei der Hauptwahl (31. Mai). Und aufs neue und noch dringender rief es zum heiligen Krieg bei den Stichwahlen: „Auf euch, ihr Wähler aus christlichem Hause, ruht jetzt die Aufgabe, das drohende Unheil von Land und Volk abzuwehren. An euch ist es, der unheiligen Flut, die sich heranwälzt, einen Damm entgegenzuwerfen. Der Niederlande Zukunft ist in eure Hand gelegt“ (27. Juni). Geweihte Waffen wurden zugleich in der Kämpfer Hände gelegt: „Lest und lest immer wieder in diesen bangen Tagen eure Psalmen. Mit euch kämpfen die denselben Streit, die mit David sangen: Mit Dir durchbrech ich der Feinde Schar, mit meinem Gott spring ich über Mauern hinweg.“ *)

Das war Glaubenskampf, ein Kampf aus Glauben. Das Ende war Enttäuschung. Aber der Kampf um die „Verchristlichung“ der Politik in Holland erschöpft sich nicht in diesem Wahlkampf. Sein Anfang und sein Ende liegen außerhalb dieser Entscheidung. Eine festgefügte Partei und ein genialer Führer waren seine Träger bisher und werden es auch in Zukunft sein. Ihr Wesen und Charakter mag zeigen, was das Land davon zu erwarten hat. Und die vier Jahre, in denen sie nun die Geschicke des Landes in der Hand gehabt, können eine erste Probe davon geben.

1. Kuyper, seine Partei und sein Programm

Die Antirevolutionären sind nicht Kuypers Partei in dem Sinne, daß sich ihr Ursprung auf ihn zurückführte. Die antirevolutionäre Bewegung in Holland ist ein Teil des Réveil, der „Erweckung“ des neunzehnten Jahrhunderts, — eines réveil, wie es Chantepie de la Saussaye der Aeltere in La crise religieuse en Hollande (1860 S. 42) definiert: „des Auflebens christlicher Ueberzeugungen, der Propagierung christlicher Liebestätigkeit, des Aufflammens von Begeisterung und Eifer, vereint mit demütiger Hingabe, wie es die Kirchen der Reformation, insonderheit die mit kalvinischer Tendenz am Beginn des zweiten Viertels unseres Jahrhunderts erlebten.“ Die Einen trugen diesen Eifer in die Kirche, die Anderen in die Welt; die Ersteren forderten die Einheit der Kirche, die Letzteren den christlichen Staat. Ein starkes Gefühl für Wahrhaftigkeit zog sich durch die Bewegung; was man bekannte, wollte man in Wirklichkeit sein. Sehr häufig trennten sich die beiden Bewegungen und ihre Führer: die Einen erfüllt von dem Gedanken, in der Kirche Klarheit schaffen zu müssen durch gemeinschaftliche Unterwerfung unter ein Bekenntnis, die Anderen getragen von der Hoffnung, Staat und Kirche in Uebereinstimmung bringen zu können. Kirche und Staat für Christus! war ihre gemeinsame Losung und die Massen fanden sich darin immer wieder zusammen, aber auch immer wieder splitterten neue Gruppen ab, sobald man unter dieser Losung zu einer bestimmten Tat schritt, zu einer handelnden Partei sich zusammenschloß.

Chantepie de la Saussaye schon, kein Anhänger der antirevolutionären Partei, hat hingewiesen auf die Uebereinstimmung aller christlich Gesinnten in dem, was die Antirevolutionären bekämpfen, aber auch auf die Schwierigkeit, einmütig zu formulieren, was nun von dieser Negation aus zu erstreben ist: „Ich erkenne gerne an, daß das revolutionäre Prinzip, d. h. die Proklamierung der Menschenrechte ohne Wahrung der Rechte Gottes, die Aufhebung aller Rechte der Geschichte und Tradition, die Inthronisierung der Willkür auf allen Gebieten nichts Anderes ist als das antichristliche Prinzip selbst. In diesem Sinne bin ich auch antirevolutionär, schon seit ich Christ bin, wenigstens seit ich es mit Bewußtsein bin.“ Von Herzen hat er dem Kampfe der Antirevolutionären „gegen die reaktionären Velleitäten eines egoistischen Konservativismus Beifall geklatscht“ und sich geärgert über das „seichte Geschwätz derer, die mit einer volltönenden Phrase gegen die Stahl und Hengstenberg, gegen Puseyismus und Konfessionalismus“ eine so große Bewegung glaubten erledigt zu haben und „die Dienste verkannten, welche die Antirevolutionären der Sache der Freiheit leisteten.“ Aber direkt Stellung zu nehmen im Kampfe um die politische Herrschaft der christlichen Weltanschauung versagte er sich aus religiös-ethischen Gründen. In der Entwicklung der Dinge den göttlichen Faktor zu erkennen suchen und die Kräfte pflegen, die als Immanenz Gottes in der Geschichte sich manifestierten, war Inhalt und Ende seiner Wirksamkeit.

Die Mehrzahl der christlich Gebildeten innerhalb der evangelischen Kirche stand und steht auf diesem Standpunkt; sie wird je länger je mehr darauf stehen. Denn unsre Kirche mit dem offenen Blick für das Gute und Große in aller Geistesarbeit und für die Relativität des Wertes auch der christlichsten Propaganda und der christlichsten Persönlichkeit erzieht nicht zu dem kühnen Wagemut und der ungebrochenen Tatkraft, um bewußt und unbeirrt aktiv einzugreifen in den Kampf für oder gegen Christus, oder auch nur die ganze Zeitgeschichte auf diesen Gegensatz hinzudrängen. Wer es dennoch wagt, wird mit seiner Person so sehr Mittelpunkt der Bewegung, daß diese fast untergeht in jener. Auch der Kampf der Gegner konzentriert sich mehr auf diese Person als auf die Ideen, von denen sie getrieben wird. So war es mit Groen van Prinsterer, dem Vater der antirevolutionären Partei, so ist es mit Kuyper, seinem Nachfolger. Wohl hält man heute oft dem „streitbaren“ Kuyper den „friedfertigen, edlen“ Groen entgegen; aber das ist bewußte oder unbewußte Verzerrung der Wirklichkeit. Wenn die Alten tot sind, die man bekämpft hat, lobt man sie auf Kosten derer, die ihr Werk aufnehmen, und spiegelt die menschlichen Gebrechen des augenblicklichen Gegners wider im fleckenlos präparierten Spiegel des Charakters seines Vorgängers. In Wirklichkeit gilt schon von Groen van Prinsterer, was M. Pierson als junger Schriftsteller von ihm niedergeschrieben hat: „Niemand kann von ihm sprechen ohne Leidenschaft, sei es als Gegner oder als Freund.“

Groen war von 1845—1854 Vorsitzender der „Vereinigung christlicher Freunde“, einer Vereinigung für innere Mission mit stark demokratischem Gepräge; Heldring, der Missionsarbeiter, und da Costa, der Bekenntniseiferer, waren seine Helfer; aus ihrem Kreise erwuchs die antirevolutionäre Partei. Es ist völlig falsch, diese Bewegung auf konfessionell-orthodoxen Ursprung zurückzuführen; sie stand bis heute, wie auf politischem Gebiete mit den Konservativen, so auf kirchlichem Gebiete mit den Orthodoxen im Kampf. In seiner grundlegenden Schrift über „die antirevolutionäre Partei“ (S. 10) bestreitet Groen energisch die Abhängigkeit der Erweckungsbewegung von irgend einer kirchlichen Richtung: „Sie war nicht kalvinistisch, nicht lutherisch, nicht mennonistisch, sie war christlich. Sie trug nicht die alte Orthodoxie von Dordrecht als Fahne voraus, sondern ihre Losung war: Reformation und Wort Gottes.“ Sie war dem Dogma gegenüber gleichgültig, indem sie nicht für es kämpfen wollte, ihren Blick auf ein ganz anderes Ziel gerichtet hielt und darum am liebsten stillschweigend an allen dogmatischen Fragen vorübergegangen wäre, um Zeit und Raum für die Betätigung ihres christlichen Eifers innerhalb der kirchlichen und weltlichen Gemeinschaft zu finden; aber sie setzte das Dogma voraus. „Wenn sie für die Heilslehre den ihr zusagenden bewundernswerten Ausdruck in unseren symbolischen Büchern fand, wenn sie eine der heiligen Schrift so entsprechende Lehre auf hohen Preis stellte, wenn sie die Lehre der Kirche und die Verpflichtuug ihrer Diener den Angriffen des Rationalismus

*) Unwillkürlich gedenkt man der ganz analogen frommen Zuversicht Ohm Krügers und der Buren in ihrem Kriege wider England. D H

als Bollwerk entgegensetzte, so dachte sie nicht im geringsten daran, das Joch absoluter und buchstäblicher Verpflichtung der Bekenntnisse in absurder und kindischer Aengstlichkeit auf sich zu nehmen." Nur unter dem Druck der Verhältnisse wurden die Antirevolutionären zu einer streng konfessionellen Partei. Sie brauchten zu ihrem Angriff auf die Volksmassen Geschlossenheit nötiger als jede andere Gruppe. Wie sich nun gleichzeitig mit ihren Bestrebungen die Kämpfe um die kirchliche Lehrfreiheit erhoben, wurden sie von selbst in die vorderste Reihe geschoben. Sie mußten ja am meisten erbittert sein über diesen „unnötigen" und „unzeitgemäßen" Prinzipienstreit, denn er störte ihre Kreise und hinderte ihre Arbeit. Sie konnten erst weitermarschieren, wenn „Ordnung im Gliede" war, und so kämpften sie den erbitterten kirchlichen Streit, der zur Trennung innerhalb der Kirche führte, — nicht aus Freude an der Trennung, sondern um schlagfertig dazustehen. Seitdem sind die „abgetrennten Kirchen" (gereformeerde oder doleerende kerken) die hauptsächlichsten Träger der Bewegung.

Aber allerdings auch nur Träger. In einer Bewegung wie der antirevolutionären ist die Persönlichkeit Alles, die Masse Nichts. Die Grundsätze sind wohl festgelegt, aber sie werden erst wirksam, wenn sie sich zur Lebenskraft gestalten in einer energischen und begeisternden Persönlichkeit. Und da diese Persönlichkeit notwendigerweise zugleich bestimmend wird für den Umfang und die Richtung, in der ein so dehnbares Programm wirksam wird, so darf man wohl von der „Partei Groens" oder der „Partei Kuypers" reden. Denn nicht darüber ist unter der Mehrheit der Christen Streit, daß christliche Politik getrieben werden soll, sondern darüber, was im Einzelfall christliche Politik ist und inwieweit sie verwirklicht werden kann. Ein Programm, wie es z. B. in den ersten antirevolutionären Vereinen formuliert wurde: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Die bedingungslose Unterwerfung unter die heilige Schrift als Gottes unfehlbares Wort ist eine Pflicht, der sich Niemand entziehen darf. Wo es sich handelt um die Interessen der Kirche, der Schule, des Vaterlandes, muß man an erster Stelle dem christlichen Glauben Rechnung tragen, wie er seinen Ausdruck findet in den Glaubensbekenntnissen der Reformation, und wie ihn unsere Väter uns mit ihrem Blute erkauft haben. Das müssen sich die Wähler bei der Wahl ihrer Vertreter vor Allem vor Augen halten": ein solches Programm bindet weniger eine Persönlichkeit an ein festes Programm als eine Partei an die führende Persönlichkeit, die dieses Programm sich zu eigen macht. Kuyper ist es denn auch gewesen, der einerseits den „Calvinismus" mit dem Antirevolutionären verbunden und dadurch seiner Auslegung eine gewaltige geschichtliche Autorität als Hintergrund gegeben, anderseits den durch den Calvinismus auf den Höhepunkt reformatorischen Eifers geführten Freunden klar gemacht hat, daß sie zur Verwirklichung eines christlichen Programms der Beihilfe der Katholiken bedürfen. Nimmt man dazu, daß Chantepie de la Saussaye im Jahre 1860 sagen konnte: „Die antirevolutionäre Partei ist als Partei im Zustande der Auflösung" (S. 78), und daß Kuyper seitdem in fast vierzigjähriger Tätigkeit es fertig gebracht hat, Hunderttausende zu einer regierungsfähigen Macht zusammen zu schmieden, so darf man wahrlich von „seiner" Partei reden. Auch äußerlich findet dieses Verhältnis seine Illustrierung in der Tatsache, daß das eigentliche Glaubensbekenntnis der Partei, Kuypers Schrift Ons program es in dreißig Jahren nur zu vier Auflagen gebracht hat, während sein Programm für das halbe Land Regel und Richtschnur ist. Was braucht man sich um „unser" Programm zu kümmern, so lange er als Führer da ist! So ist in den Ministerjahren Kuypers von 1901 bis 1905 nicht das Programm der Partei, sondern das, was Kuyper daraus gemacht hat, der Schrecken und der Stolz des Landes gewesen.

Es ist hier nicht der Ort, aufzuzählen, was der nun fast siebzigjährige, aber noch in der Vollkraft seines Wesens stehende Mann bisher geleistet hat.*) Was er erstrebt, hat er in Dutzenden von Schriften klargelegt. Und bei der wunderbaren Geschlossenheit und Konsequenz seines Denkens und Wirkens kann man fast aus jeder seiner größeren Schriften den ganzen Mann kennen lernen. Eine Zusammenfassung seiner Lebensarbeit geben uns seine sechs Vorlesungen über den Calvinismus, die er vor mehreren Jahren in Princetown gehalten hat.*) Hier hat er den Calvinismus — man könnte dafür ruhig setzen: Kuyper — in seinem Verhältnis zu Religion, Politik, Wissenschaft und Kunst gezeichnet und dieses Bild umrahmt mit einem Rückblick auf die Geschichte und einem Ausblick in die Zukunft des „Calvinismus".

Der Calvinismus ist für Kuyper ein Prinzip, das er sich aus den vielgestaltigen Aeußerungen des religiösen Lebens innerhalb der reformirten Welt als etwas erst dem historischen Beschauer wissenschaftlich Erkennbares, nicht schon dogmatisch formulirt Hineingelegtes herausschält. Als „selbständige Lebensrichtung, die aus einem eigenen Lebensprinzip eine eigene Form für unser Denken entwickelt hat", als „Lebensform", nicht als „Kirchenform"; als Kulturmacht, als die geistigste, freieste, selbständigste, von Haus aus praktischste, positivste und einheitlichste Richtung der Reformation und damit die „richtigste und reinste Verkörperung der christlichen Idee" hat er den Calvinismus zu seinem Bekenntnis erwählt. „Darin hat sein Herz Ruhe gefunden. Daraus kam ihm die Kraft, mitten im Streit der Meinungen Stellung zu nehmen." Und zwar Stellung zu nehmen für die Souveränität Gottes auf Grund eines Prinzips, das ihm der „vage Begriff des Protestantismus" nicht gab. Einheitlich sind die Mächte, die zu bekämpfen sind: Paganismus, Romanismus, Islamismus und Modernismus; einheitlich muß die Lebensanschauung sein, die ihnen entgegengesetzt wird. Dem „Ni Dieu ni maître, der Toterklärung Gottes auf dem Gebiete des Staates, der Gesellschaft und der Wissenschaft", der „Ausschließung des lebendigen Gottes aus dem praktischen Leben" muß der freudige Kampfesruf entgegenschallen: Gott Alles in Allem! Die Lebensrichtung nun, die mit innerer Gewalt den Menschen zwingt, „in der Kirche Gott zu loben, aber auch in der Welt ihm zu dienen", die „puritanische Eingezogenheit mit dem Beschlaglegen auf das ganze Leben der der Welt" zu vereinen, die Stimmung des „Akosmismus"**) zu überwinden und die Struktur der modernen Gesellschaft zu erschüttern und neu aufzubauen: das ist für Kuyper das innerste Wesen des Calvinismus, und darin ist Calvin Luther weit überlegen, obwohl er selbst „nicht ohne Luther, dieser aber wohl ohne Calvin erklärbar ist." Der Calvinismus allein stellt den Menschen direkt und unmittelbar vor Gott, ohne an irgend welche offene oder versteckte Hierarchie gebunden, ohne durch die Pietät eines Namens gehemmt, ohne durch fürstliche oder magistratliche Reglementirung geführt zu sein. Darum war der Calvinismus immer Volksbewegung, immer Angriffsbewegung, immer voll spontaner Kraft, immer voll demokratischen Bewußtseins, aber auch — im Gegensatz zum Anabaptismus — erfüllt von der Besonnenheit, die „in der Welt die Wirkung von Gottes allgemeiner Gnade ehrt" und nicht alles Weltleben in kirchliche Banden zu schlagen oder gar mit Gewalt Gottes Königsherrschaft aufzurichten versucht.

Mit dieser Auffassung des Calvinismus nimmt Kuyper unter den reformierten Theologen eine Stellung ein, wie etwa Ritschl mit seiner Auffassung des Luthertums unter den lutherischen Theologen. Die genuinen Calviniſten sind weit davon entfernt, seine Darstellung für allein richtig oder auch nur für richtig anzuerkennen; aber auf die Freunde der antirevolutionären Richtung haben Kuypers Ideen eine begeisternde Macht ausgeübt, das „calvinistische Volk der Niederlande" schart sich um ihn, und die politischen Folgerungen, die er aus seinem Prinzip zieht, übernimmt es voll Vertrauen, in religiösem Gehorsam.

Bei der Hervorhebung der göttlichen Autorität auch im Staate muß Kuyper zunächst beweisen, wie bei dieser Auflösung aller absoluten Autoritäten doch Ordnung und bei aller Ver-

*) Eine eingehende Abhandlung darüber habe ich in der Neuen Preußischen Zeitung (Kreuzzeitung) 1901 Nr. 382—384 gegeben.

*) Deutsch herausgegeben unter dem Titel: Reformation wider Revolution. Sechs Vorlesungen über den Calvinismus. Von Dr. Abraham Kuyper. Uebersetzt von Martin Jaeger. Gr.-Lichterfelde, Reich Christi-Verlag 1904. 201 S. Gebunden 4 Mk.

**) Der Weltzurückgezogenheit, des Laisser aller laisser faire.

pflichtung zur Ordnung doch Freiheit bestehen kann. „Autorität und Freiheit" ist eines der antirevolutionären Losungsworte. Gott ist der absolute Souverän, die Aufrichtung jeder Gewalt durch Staatenbildung und Obrigkeit eigentlich eine Störung des richtigen Verhältnisses zu Gott. Nur um der Sünde willen, als Rettungs- und Erziehungsmittel, sind solche mechanische Zwangsmittel nötig. Nur weil Gott sie eingesetzt hat, fügt sich ihnen der Christ und ehrt die obrigkeitliche Autorität. In welcher Form diese Autorität besteht, ob als Wahl- oder Erbrecht, als Monarchie, Aristokratie oder Demokratie, hat auf ihre Wertschätzung keinen Einfluß, — wenn nur die Regierung ihr Recht als ihr von Gott aus Gnaden übertragen bekennt. Volkssouveränität und Staatssouveränität gibt es nicht, aber das Volk hat das Recht, selbst in gewaltsamer Weise die Regierungsform zu ändern, wenn auf seiner Seite die Achtung vor Gottes Souveränität ist, während sie von der Regierung mißachtet wird. Den „nationalen Umwälzungen, die mit dem Gebet auf den Lippen und im Vertrauen auf Gottes Hilfe unternommen wurden", steht die Revolution entgegen, die keinen Herrn über sich erkennt oder aus dem „Staate" als einem mystischen Wesen Rechte und Einrichtungen ableitet und so die göttliche Quelle alles Rechtes verschüttet. Die selbst nur „abgeleitete" und mechanische Autorität darf unter keinen Umständen die organisch gewordenen Volkskreise, die ihre Autorität in sich selbst tragen, stören oder nach Belieben kommandieren; die bürgerliche Freiheit muß gewahrt bleiben, nicht bloß der Einzelperson, sondern jedem organischen Kreise. Den Kreisen der Kunst, der Wissenschaft, der Standeskoalition, des kirchlichen, familiären, dörflichen oder städtischen Zusammenlebens kommt innere Autorität zu, die ihnen Gott gegeben hat in ihrem Können, ihrem Wissen, ihrer Kraft, ihrem Besitz, ihrer religiösen oder sittlichen Würde oder der Eigenart ihrer Lebensbedingungen. Sie sind nicht dem Staate, sondern Gott Dank dafür schuldig, daß sie bestehen und bestehen dürfen, und ihre Existenz ist unabhängig von der Form der Staatsautorität. Sie sind Staaten im Staat. Der Staat hat nur für Grenzregulierung zu sorgen, innerhalb der einzelnen Kreise der Unterdrückung des schwächeren Teiles zu wehren und eventuell für den Aufbringungsmodus der Gelder zu sorgen, im übrigen aber die Autonomie, das „einerschaffene Lebensgesetz" der organischen Kreise zu respektieren. Er hat vor allem keine „väterliche Gewalt". Das Freiheitsverlangen des Calvinismus einerseits und seine Autoritätsanerkennung anderseits haben so mit Notwendigkeit auf gesetzliche Regelung des gegenseitigen Verhältnisses gedrängt, und dem Calvinismus ist der konstitutionelle Staat zu verdanken. In den Landesparlamenten ist die Autorität der einzelnen Volkskreise verkörpert, und diese muß von der Landesobrigkeit respektiert werden.

Nun kann allerdings Kuyper nicht bestreiten, daß die Souveränität des Kreises der Kirche von Calvin nicht anerkannt, sondern daß von ihm wie seinen Nachfolgern und von den Bekenntnissen, die in seinem Geist geschrieben wurden, der Obrigkeit zur Pflicht gemacht wurde, alle Abgötterei auszurotten. Aber diese unduldsame Forderung ist ein Fremdkörper in Calvins System, eine Nachwirkung damaliger, auch von Calvin noch nicht überwundener Anschauung. Den eigentlichen Charakterzug des Calvinismus finden wir „nicht in dem, was er aus der Vergangenheit übernahm, sondern in dem, was er neu schuf." Da nun die Geschichte, die Gottes ist, beweist, daß Gott die Kirche nicht als immer einiges Gebilde erhalten wollte, so darf die Obrigkeit keinen Zwang in dieser Hinsicht ausüben. Die Obrigkeit kann nicht entscheiden, welches die wahre Kirche ist, sie muß „die" Kirche sehen in der „Totalität der Erscheinungsformen der Kirche Christi", in dem „Komplex christlicher Kirchen" und ihr in ihrer Gesamtheit ihren Schutz angedeihen lassen, um sich als christliche Obrigkeit zu erweisen. So sorgt „der Calvinismus" für die „Freiheit, daß ein Jeglicher Gott dienen kann nach der Eingebung seines Herzens." Andererseits gibt er auch der Obrigkeit, was ihr gehört. Er erkennt sie als Dienerin des souveränen Herrn an und räumt ihr damit selbstständige Verantwortlichkeit ein; sie „hat selbständig zu urteilen und selbständig zu beschließen, nicht als Appendix der Kirche oder als ihr Nachbeter." Kirche und Staat sind nicht getrennt wie heiliges und profanes Land, sondern „beide haben, jedes auf seinem eigenen Gebiete, Gott zu gehorchen und seiner Ehre zu dienen." A Schowalter

Der junge Ernst Moritz Arndt als Menschenbildner

2. Ernst Moritz Arndt, der Philanthropinismus, Pestalozzi

Der Philanthropinismus ruhte auf einer doppelten Grundlage, der Aufklärung und Rousseau. Sein Begründer war Basedow; die wertvollste Gestalt und seine reale Bedeutung für die Zukunft erhielt er in Salzmann, dessen pädagogische Schriften auf Arndt in jungen Jahren stark eingewirkt hatten. Der Gedanke, von dem Beide ausgegangen waren, deckte sich mit seinem eigenen Ziel, im Gegensatz zu dem gesetzmäßigen Drill des Pietismus und des Rationalismus ein natürliches Geschlecht heranzubilden. Die Frage war, ob die Philanthropen den natürlichen Weg eingeschlagen hatten.

Die pädagogischen Maßnahmen der beiden Weltanschauungen, die die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts beherrschten, endeten schließlich in einem Dualismus zwischen Körper und Geist: beide Erscheinungsformen der menschlichen Natur sind von einander unabhängig. Der Pietismus erschöpfte sich darin, ein rein geistliches Geschlecht heranzubilden, das in einem eudämonistischen Jenseitsideale sein Genüge fand; mochte der Körper zusehen, wie er sich weiter half; es war im Grunde gleichgültig.*) Die Aufklärung zog Menschen heran, deren körperliches und geistiges Dasein einem gezierten, künstlichen Rokokomuster nur allzusehr glich: äußerlich formvollendete, aber kraftlose Scheinwesen, die Tändeleien mit gravitätischem Ernst betrieben, geistreiche Vielwisser ohne das innere Verlangen nach Erkenntnis menschlicher Eigenart. Irdische Glückseligkeit hieß hier die Losung; ob die Seele dabei verkümmerte und in den stets wechselnden Bildern des täglichen Treibens sich verlor, blieb Nebensache.

Basedow wurzelte zunächst in einem praktischen Rationalismus. Dann packte ihn Rousseaus Emile, und der Grundsatz, im Kind das Kind zu sehen wurde der seinige; aber der neue Gedanke gewann nicht die ursprüngliche Kraft, die Eindrücke der ersten geistigen Arbeit zu vernichten oder sich dienstbar zu machen. Dieser theoretische Zwiespalt übertrug sich auf die Wirklichkeit, das von ihm begründete Philanthropin zu Dessau, und ihr Ziel, durch die neue Erziehung das Kind „zu einem gemeinnützigen, patriotischen und glückseligen Leben vorzubereiten", anstatt zunächst einmal das individuelle Sein sich entfalten zu lassen. Einzelpersönlichkeit und Gemeinschaft wurden in allen ihren Wechselwirkungen als einander ergänzend und mit einander harmonierend gesetzt. Bedenklicher jedoch als diese falsche Annahme war es, daß Basedow zwar das alte System bei Seite schob, aber nur, um ein anderes durchzuführen: die unbedingte, ja gewaltsame Herstellung des Natürlichen im körperlichen und geistigen Leben im Rahmen einer großen Erziehungsanstalt. Von frühester Jugend auf sollte das Kind den Leib abhärten, ihn unempfindlich machen gegen die Unbilden der Natur und die Bequemlichkeiten des Kulturlebens; er bedachte nicht, daß die Natur den langsamen Gang jahrelangen Werdens geht und es gerade vermeidet, die Gegensätze hart aufeinander stoßen zu lassen, um nicht Keime des zukünftigen Lebens zu töten. Der Wunsch war zu mächtig, die gleiche geistige Vielseitigkeit bei einfacher, erfahrungsmäßiger Methode spielend zu erzielen, wie die früheren Systeme durch mühevolle Arbeit. Auf sittlichem Gebiete wurde die objektive Kenntnis aller Gefahren einseitig überschätzt gegenüber der individuellen Einwirkung und dem praktischen Vorbilde. Möglichst früh sollte

*) Diese Beurteilung trifft doch nur auf gewisse Richtungen im Pietismus und insbesondre auf den späteren zu. Man erinnere sich an Weber-Traub in dem Artikel der vorigen Nummer: Protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. D H

der Unterricht in der Religion einsetzen, weil sie ein wichtiges Werkzeug zur Glückseligkeit der Personen und der Gemeinschaften ist. Sie war für Basedow natürlich einfach und leicht faßbar in ihren absoluten Lehrsätzen, darum ging er den Weg vom Allgemeinen zu dem Besonderen historischer Formen. Der Gedanke kam ihm nicht, daß der kindliche Glaube gerade den umgekehrten Weg geht. So wurde aus dem stillen Wachsen einfacher Natürlichkeit ein Zerrbild, ein Laufschritt systematischer Abrichtung. Schon bei dem ersten öffentlichen Examen fehlte es neben rückhaltlosen Bewunderern der Neuheit nicht an Gegnern, die warnend ihre Stimme gegen die spielende Art namentlich auf den Wissensgebieten erhoben. Die Zeit gab ihnen Recht. Der unpraktische Idealismus Basedows war nicht im stande, anhaltende Erfolge zu erzielen. Dazu fehlte ihm die ernste Ausdauer und die feine Notwendigkeit des Erziehers, die eigenartige Seele jedes Kindes liebevoll nachzuempfinden. So richteten sich Arndts Vorwürfe gegen ihn mit Recht. Salzmann besaß jene Fähigkeiten, und auf seine und seiner trefflichen Mitarbeiter Persönlichkeit beruhte der Segen, der von seiner philanthropinistischen Anstalt Schnepfental im Thüringerlande bis in die Gegenwart hineinragt.

Ganz andere Beweggründe und Ziele als die Philanthropinisten leiteten Pestalozzi. Der Gegensatz gegen die bisherige Methode überwog bei jenen zu sehr die heiße Sehnsucht dem Nächsten zu helfen, und die Art ihres Unternehmens brachte es mit sich, daß es auf die wohlhabenden Stände sich einschränkte; Pestalozzi aber wollte den unteren Volksklassen helfen, den größten sozialen Gedanken in ihnen verwirklichen: sie zur Selbsthilfe erziehen. Rousseaus Schriften entfachten das edle Feuer dienender Liebe mit elementarer Macht in ihm; ihr galt fortan sein Leben. Nicht Erziehungsanstalten, nicht kirchliche oder staatliche Schulen bilden den Ausgangspunkt der Erziehung, sondern die Familie, die Tat der Mutter, in allen Unterrichtsgegenständen, namentlich auf sittlich-religiösem Gebiete. Die größeren Gemeinschaften sind zwar notwendige, aber sekundäre Hilfsmittel. Grundlage des Unterrichtes ist das Selbsterlebnis, das von der Anschauung am eigenen Körper und der Betätigung der Sinne zur Benennung durch Worte, von da zur Beschreibung und zur Definition führt. Auf diesem durchaus erfahrungsmäßigen Wege finden die Kinder das Urteil. Alle Fähigkeiten des Körpers und Geistes müssen von Jugend an je nach der Begabung in den Dienst der Selbsthilfe treten. Es gilt frühzeitig selbständige Existenzen in allen, auch den bedürftigsten Klassen zu erzielen, ohne daß die Seele taglöhnern geht. Pestalozzi wurde der Begründer des modernen Volksschulwesens, das allerdings für lange Zeit den großen Fehler namentlich seiner letzten Jahre mitübernahm: das System über die Persönlichkeit des Lehrers zu stellen.

Arndt dachte nicht daran, diese Neuprägungen erziehlichen Suchens nur mit dem Auge des Kritikers zu betrachten. Berührungspunkte in der Art des Unterrichtes, namentlich in der zunächst spielenden Form, fehlten wie bei Rousseau nicht. Ausdrücklich gesteht er es ein, den philanthropinistischen Anstalten keineswegs feind zu sein, die besten, darunter also offenbar die Salzmanns, für einen Notbehelf der Zeit zu halten. Und wie sollte der Mann, dessen schönes Vorrecht stets die warmherzige Anerkennung aller arbeitsfrohen Tat an seinem Volke blieb, es vermocht haben, der Hilfsbereitschaft eines Pestalozzi sich als kalter Beobachter gegenüber zu stellen! Im Gegenteil, er widmete ihm die schönen Worte: „Wodurch du groß bist, edler Mann, das ist dein Wollen und Streben, denn dies gehört uns Allen, es als das Reinmenschliche gehört auch unsern Enkeln und Urenkeln. Deine schöne Geduld in Liebe, das ist der Schwung, den du gegeben, der göttliche Same des Guten, den du in die Welt gestreut hast. Mögen künftige Hände ihn erziehen zu schönen Blumen und Pflanzen und zu stattlichen, welttragenden Stämmen und Säulen! Die Tat ist gebunden, aber die Gesinnung gehört der Unendlichkeit, woraus sie stammt."

Nicht kritisieren, sondern weiterbauen wollte er an der Seele seines Volkes. Diesem hohen Ziele sollten die „Fragmente über Menschenbildung" dienen.

Worin liegen nun die Elemente, die ihn über die Philanthropinisten und Pestalozzi hinausführen oder aber sie wesentlich ergänzen? — Arndt wollte die natürliche Erziehung des gewordenen und werdenden Einzelmenschen durchsetzen. Bei den Anhängern des Philanthropinismus fehlte ihm zu sehr das Einfach-Natürliche, bei Pestalozzi die Rücksicht auf den Einzelnen. In der Absicht die bisherige kulturübersättigte Gespreiztheit des Kindes auszurotten, fielen jene stürmischen Idealisten in das andere Extrem, körperliche und geistige Athleten erziehen zu wollen und so schon in den träumenden Jugendjahren das Süße und Weiche zu vernichten, dessen noch der kämpfende Mann in den Nöten der Zeit bedarf. Dem stillen und verborgenen Gange der natürlichen Entwicklung zu folgen, war Männern wie Basedow zu mühsam; sie wählten den bequemeren Weg, inneres Werden durch äußere Uebungen zu ersetzen, anstatt dem Kinde in kleinen begrenzten Kreisen die suchende Nähe persönlicher Liebe, die Familie, fühlen zu lassen, und zwängten es in die Regeln einer großen Erziehungsanstalt hinein, wo der Schmelz des Persönlichen abfiel. Aus ihnen gehen vielleicht, wie Arndt meint, strenge, feste und rechtliche, aber keine glücklichen Menschen hervor, weil sie äußere, theoretische Kultur machen, nicht Lebenswerte der Gesinnung von innen heraus schaffen. Darum ist ihr System gerade für die Kreise verkehrt, die in glücklicher Muße und persönlicher Freiheit den sittlichen Selbstzweck ihres Lebens sich setzen können; dagegen hat Pestalozzi für die demokratische, gleichartige Durchbildung der Massen das Richtige gefunden, weil sie arbeiten müssen, sobald sie arbeiten können, denen fremde Kräfte nahe zu bringen sind, damit sie einst selbst ihrer Not steuern können. Es war etwas Großes, daß er nicht wie sein Volksgenosse Rousseau schalt und die Menschen zu den untersten Geschöpfen stellte, sondern mit tätigem Lebensmut für die Unterdrückten im Volke lebte und arbeitete. Doch bestritt ihm Arndt das Recht, jene Methode auf die Gesamtheit des Volkes auszudehnen. Wohl zerlegte sie erfahrungsmäßig und schuf Einzelheiten, wie Kinder sie lieben, aber es gelang ihr nicht sie wieder so zusammen zu fassen, daß die Seele der Mittelpunkt einer Welt für sich war. Den letzten Grund des Mangels erblickte er in dem Bilde der Mutter, das Pestalozzi zeichnete. Ihr fehlte die fromme Einfalt und die ungebrochene Einheitlichkeit ihres Lebens, die für ihn das Wesen der Frau ausmachten, die er selbst in den glücklichen Jahren seliger Kinderzeit so reich und so lange erfahren hatte.

Alle diese Klippen wollte Arndt vermeiden; seine „Fragmente über Menschenbildung" ergänzen Pestalozzi. Sie sind einseitig und wollen es sein. Sie entsprechen seiner Anschauung, daß ein Volk nur durch große Menschen, nur durch die Besten weitergeführt wird. Die Fragmente sind für die deutsche Not seiner Zeit geschrieben. Wo solche Keime zu Großem vorhanden sind, will er sie in der Stille hervorsprießen lassen und sie vor der unkeuschen Berührung mit der Außenwelt so lange als möglich bewahren, damit sie ganz sie selbst werden. Alle Teleologie ist ihm verhaßt, auch der Zweck, einen gemeinnützigen Patrioten zu erziehen; er weiß, daß die Jugend von jeder flachen, begriffsmäßigen Vaterlandsliebe, zunächst auch von den Gegensätzen des öffentlichen Lebens fernzuhalten ist. Viel Wissen kann der Mensch entbehren, aber durch unrecht angebrachtes Wissen leicht verworren werden; denn „jede Natur hat ein Recht zu sein, was sie will; eine höhere Notwendigkeit gibt es nicht. Niemand hat also ein Recht, ihr Sein zu zerstören." In erhöhtem Maße gilt das für die Großen, die Anderen helfen oder Wege zeigen sollen. Und außerdem: Eins will er den Deutschen wieder ganz nahe bringen, das alle Erziehungsmethoden, auch die Philanthropinisten und Pestalozzi, vergessen hatten: die stille Schönheit des Lebens. Mühe und Arbeit machen noch keine Persönlichkeit. Welt und Mensch ohne Schönheit sind „eine Sklavenruderbank". Und wie er selbst frei geboren und geworden war, so wollte er frei geborene und innerlich frei werdende, nicht durch äußere Mächte freigelassene Menschen erziehen. Das bedeutete ihm eine so ernste Notwendigkeit für die Gesundung des Volkslebens, daß er 1810

beschloß, dieser Aufgabe hinfort seine Arbeit zu widmen und sich so neben anderer „eine recht menschliche Tätigkeit“ zu verschaffen. Seine Berliner Freunde, Schleiermacher und Reimer, sollten ihn unterstützen. Allein aus dem Plane wurde nichts: „die Zeiten sind zu arm.“ Aus der Stille des Lebens zogen ihn ihre Armut und Not in die bunte Wirklichkeit, der er sich nicht zu entziehen vermochte:

Ich mag nicht bleiben,
Denn in die Weite
Lockt die Gefahr mich.
— — — — — — — —
Wo sich die Kämpfe
Drängender mischen,
Da steht mein Leben:
Stille, fahr wohl!

Er konnte es wagen, denn er war selbst ein Bild der bewegten Welt geworden, ohne jenen himmlischen Glauben an sich zu verlieren, „der die ganze Außenwelt mächtig auf seine Arme nimmt und sie hinträgt, wohin er will!“ Es ist das schöne Vorrecht der Frau, sich trotz der Stürme der Welt die von ihnen unberührte, unbegrenzte Empfindung zu bewahren. Auf die Frage, was der Mann jetzt solle, lautete die kühne und bestimmte Antwort: „Hinein soll er; er darf nicht immer in einer fremden und schöneren Welt schwelgen; er soll Mühe, Arbeit, Gefahr suchen, wenn sie ihn nicht sucht.“ Ernst Moritz Arndt wollte Menschen bilden; er konnte es, weil er über diesem Wunsche die harte Mühe nicht versäumt hatte, sich selbst zu bilden.

Die „Fragmente über Menschenbildung“ sind die Geschichte seiner eigenen Entwickelung, in erster Linie nicht die theoretische Form pädagogischer Kunst, sondern klassische Selbstbekenntnisse und Einzelbilder seiner Menschwerdung.

Ernst Müsebeck

Ein Dokument zur religiösen Zeitgeschichte

Die Denkschrift der Bremer Lehrerschaft

1

Im Mai d. J. hat sich die bremische Lehrerschaft in zwei großen allgemeinen Versammlungen zu der Ansicht bekannt, daß der Religionsunterricht aus der Schule entfernt werden müsse. Sie beauftragte eine Kommission, diese Forderung in geeigneter Weise zu vertreten. Das Ergebnis der Beratungen dieser „Religionskommission“ liegt jetzt (September 1905) in Gestalt einer 13 Oktavseiten umfassenden Denkschrift vor, welche drei Lehrer und zwei Lehrerinnen „im Auftrage der bremischen Lehrerschaft“ unterzeichnet haben. Sie gipfelt in dem Antrag, die hohe Behörde möge verfügen, daß der Religionsunterricht in den öffentlichen Schulen abgeschafft werde. Dafür soll ein Sittenunterricht und ein Unterricht in allgemeiner Religionsgeschichte eingeführt werden.

Was die Denkschrift ausführt, ist gewiß nicht die Ueberzeugung aller bremischen Lehrer; die Denkschrift selbst gibt zu (S. 6), daß es „unter der Lehrerschaft auch manche im konfessionellen Sinn gläubige Elemente gibt.“ Aber in einer dritten allgemeinen Versammlung haben 273 gegen 43 Stimmen den Text der Eingabe genehmigt. Die Minorität ist also so gering, daß man wirklich von einer Meinungsäußerung fast der ganzen bremischen Lehrerschaft sprechen kann. Weiter aber gehen wir nicht; ob die Lehrerschaft anderer Städte, anderer Länder sich ähnlich äußern würde oder doch ähnlich denkt, das soll ganz beiseite bleiben. Genug, eine zahlreiche Lehrerschaft redet. Wir schätzen die Bedeutung des Volksschullehrerstandes hoch ein; wir kennen seinen Einfluß auf die Jugend; wir glauben ihn in „Bildungsfragen“ als Wortführer weiterer Kreise aus dem Bürgertum, der mittleren Beamtenschaft und dem Kaufmannsstande ansehen zu müssen. Wir horchen also gespannt, wenn die bremische Lehrerschaft über Religion redet. Was hat sie zu sagen?

Daß ich das Schriftstück anders charakterisieren könnte! Daß ich darin lesen könnte, was der Bildung unserer Tage und jenes Standes zur Ehre, den Freunden der Religion zur

Hoffnung gereicht! Ich kann es nicht. Mir ist die Denkschrift wohl ein gewichtiges Dokument für die ungeheueren inneren Schwierigkeiten, die heut auf dem Religionsunterricht in den Volksschulen lasten, zugleich aber — leider! — auch ein ernstes Dokument dafür, wie fremd, ja wie verständnislos heute weite Kreise aus den gebildeten Schichten unseres Volks aller Religion gegenüberstehen.

2

Ich beginne mit dem zweiten Satz. Welches Verhältnis zur Religion spricht aus der Denkschrift? Zur Religion — nicht: zur Kirche. Denn die Stellung zur Kirche ist natürlich rein ablehnend:

> Der Lehrerschaft ist es in erster Linie darum zu tun, vom Druck der Kirche und von der Last ihres Ueberlieferungsstoffes befreit zu werden .....
>
> Wie sehr die Kirche Wert darauf legt, ihren Einfluß auf den Betrieb der Staatsschulen aufrecht zu erhalten, hat gerade bei uns in Bremen in letzter Zeit der Umstand bewiesen, daß sie, wenn auch auf mehr oder weniger direktem Wege, die private litterarische Tätigkeit der Lehrer zu überwachen unternimmt. Sie scheint die Lehrer immer noch in gewissem Sinn als ihre Diener anzusehen, eine Auffassung, gegen welche die bremische Lehrerschaft formell ihren Einspruch erhebt.

Aber davon kein Wort weiter. Wir sind auf solche Aeußerungen gefaßt gewesen. Freilich, das wundert uns doch, daß in Bremen, im freien Bremen, die Kirche nicht etwas mehr Liebe bei den Lehrern hat. Gönnt man der freigesinnten Geistlichkeit kein freundlicheres Wort? Die Orthodoxen bekommen an einer Stelle einen besonderen Hieb; aber die Liberalen finden darum noch lange keine Gnade. Geistlichkeit ist eben Geistlichkeit!

Aber reden wir auch davon nicht. Den bremischen Lehrern tritt „die Kirche“ in den auf kirchlichen Einfluß zurückgehenden Lehrplänen für den Religionsunterricht entgegen. In diesen Lehrplänen steht allerdings in Bremen — nur in Bremen! — schon jetzt keinerlei Katechismusunterricht. Aber doch biblischer Geschichtsunterricht; und schon der wirkt peinigend, da die Methode des sogenannten objektiven Religionsunterrichts, die in Bremen nach „stillschweigend gewährtem Recht“ eingeführt war, sich als unhaltbar und undurchführbar herausgestellt hat. Es sind nach der Denkschrift (S. 13) trotz aller Freiheit Maßregelungen von Lehrern wegen ihrer Stellungnahme zu religiösen Fragen vorgekommen. Also meinetwegen Grund genug, die Kirche zu perhorreszieren. Aber die Religion! Die Religion!

Das ist das Tiefschmerzliche an dieser Denkschrift über den Religionsunterricht, die 273 Lehrer gutgeheißen haben, daß in ihr kein einziges warmes Wort für die Religion steht! Oder soll man ein solches in dem Satz finden, wonach die jetzige Unterrichtsmethode den Kindern häufig jede Beschäftigung mit religiösen Fragen auf Lebenszeit verleidet? Nun: gleich der nächste Satz (S. 13/14) zeigt, daß bei diesem Argument auf die Stimmung der orthodoxen Kreise Rücksicht genommen wird. Zugegeben wird freilich, daß die dogmatischen Anschauungen der verschiedenen Religionsgemeinschaften eine wichtige Rolle im geistigen Leben weiter Volkskreise spielen und daß sie darum auf der Oberstufe im Unterricht über „allgemeine Religionsgeschichte“ den Kindern vermittelt werden sollen, — NB. in „objektiver, d. h. wissenschaftlicher Form der Darstellung“. Auch über die Bibel findet sich in diesem Zusammenhang (S. 14/15) ein Wort der Anerkennung — anders kann ichs nicht nennen. Ich muß diese ganze Stelle hierhersetzen; sie ist gar zu charakteristisch:

> Was den allgemein geistigen, sittlich (sic) und litterarischen Wert der hervorragendsten biblischen Stoffe und Stellen betrifft, so ist es selbstverständlich, daß die schriftlichen Dokumente einer Weltanschauung, die nun zweitausend Jahre die Kulturwelt in der bedeutsamsten Weise beeinflußt hat, Beweise einer ihr eigenen Art von Genialität enthalten müssen. Hierzu kommt die meisterhafte, vielfach schöpferische Verdeutschung Luthers. Doch so glänzend, tief und genial viele Aussprüche der Bibel sein mögen, so sind sie aus eben diesem Grunde häufig nichts für Kinder. Aber auch im Leben der Erwachsenen haben sie nicht die Bedeutung, die Mancher ihnen im ersten Augenblick beimessen mag. Sittliche Lebensführung und Pflichterfüllung des einfachen Bürgers, wie der Staat sie verlangen muß, bauen sich nicht auf Bibelsprüchen auf, ebenso wenig wie auf den

Aussprüchen unserer Klassiker, die dem einfachen Manne auch nicht geläufig sind. Wobei sich obendrein nicht leugnen läßt, daß unsere sittliche Lebensführung viel mehr von dem altklassischen Menschheitsideal, in dessen Sinne auch Goethe und Schiller dichteten, bestimmt wird, als von der Entsagungslehre des reinen Christentums. Geniale Worte und Aussprüche sind eben geistige Nahrung für Augenblicke der Sammlung und Erhebung, und die einfachen Männer werden solche Worte suchen, soweit ihnen nur Zeiten der Sammlung und Erhebung hinreichend gegönnt sind und ihre geistige Bildung hinreichend gefördert ist, sie werden sie suchen in der Bibel so gut wie in anderen klassischen Werken ....

So schreibt die bremische Lehrerschaft über die Bedeutung der Bibel. Sittliche Lebensführung baut sich nicht auf Bibelsprüchen auf. Entsagungslehre des reinen Christentums. Geniale Worte in der Bibel. Aber sie sind nichts für Kinder. Auch für Erwachsene sind sie nicht besonders viel. Religion? Was wissen sie von Religion, die Verfasser der Denkschrift? Wer so reden kann, steht ihr nicht bloß fremd gegenüber, sondern verständnislos.

Zu der Fremdheit gegenüber der christlichen Religion bekennen sich die bremischen Lehrer auch an anderen Stellen. Sie konstatieren, daß die religiöse Weltanschauung mit der kulturellen Entwicklung der Zeit im Widerspruch steht. Sie erklären sich für die monistische Weltansicht, wenn auch nicht einheitlich für Haeckels Monismus, für den Glauben (so sagen sie) an das Entwicklungsgesetz, gegen grundsätzlichen Vorrang der religiösen Bekenntnislitteratur vor anderem Schrifttum; sie betonen, daß „die metaphysischen Vorstellungen und die damit verwandten Ueberlieferungen der herrschenden Religionssysteme, deren Ursprünge Tausende von Jahren zurückliegen, in wesentlichen Stücken dem Wissen und Denken unserer Zeit nicht mehr entsprechen." Sie finden bei Alledem kein Wort, das Schale und Kern unterscheidet; sie lehnen — so ergibt sich mit Notwendigkeit — zugunsten dieser „freieren Ansichten" das ganze Christentum ab. Sie haben keinen Sinn mehr für Religion.

Daß das Alles damit zusammenhängt, daß sie das Verständnis für Religion verloren haben, dafür sprechen nicht bloß die oben zitierten Worte, sondern noch andere. „Die sittlichen Anschauungen und Grundsätze des bürgerlichen Lebens sind im wesentlichen von metaphysisch-dogmatischen Ueberzeugungen unabhängig. Sie werden vielmehr durch die natürlichen Lebensbedingungen und die kulturelle Entwicklung eines Volkes bestimmt." Die moderne Weltanschauung rückt den Gedanken der Selbstbehauptung in den Vordergrund, aber es „verkennt doch Niemand die Notwendigkeit, von den eigenen persönlichen Ansprüchen zugunsten der menschlichen Gesellschaft soviel abzulassen, als zu deren Bestehen notwendig ist." Jedenfalls eine Begründung der Sittlichkeit, die den Einzelnen möglichst wenig einschränkt! Warum auch? Wir sind ja alle treffliche Leute, wenn es nur die Verhältnisse zulassen. „Im übrigen wohnt — so heißt es — ein gesunder Geist in einem gesunden Körper. Wenn Völker oder Volksschichten unter Zuständen leben, die ihnen Gesundheit und Lebenskraft nach Möglichkeit gewährleisten, so werden sie auch ein den Interessen und der Entwicklung des Ganzen förderliches geistiges Leben führen ....." Unsere oberen Zehntausend leben wohl unter solchen Bedingungen? Unsere jeunesse dorée doch auch? Die Karthager in Capua hatten es auch recht gut, sodaß sie Gesundheit und Lebenskraft haben konnten!

Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich bitter geworden bin. Das rührt einfach daher, daß ich nie geglaubt hätte, 273 Lehrer könnten ein Schriftstück gut heißen, das nicht nur Allem, was Kirche und Religion ist, so völlig fremd gegenübersteht, sondern das auch über Religion und Sittlichkeit so vollkommene Verständnislosigkeit dokumentiert. Das Herz blutete mir, als ich alle diese Flachheiten las. Die Tatsache dieses Schriftstücks ist für uns, die wir voll Hoffnung in die Zukunft sehen, die wir gerade auf die Lehrerschaft große Hoffnung setzen, eine der traurigsten Tatsachen, die wir erleben können.

3

Dürfen wir nun mit dieser Konstatierung schließen? Mancher Vertreter des Christentums würde es tun. Ich kann es nicht, denn die Denkschrift ist mir zugleich ein Dokument für die ungeheure innere Not, die heute den Religionsunterricht vieler Volksschulen drückt. Hoffentlich ist diese Not außerhalb Bremens weder so allgemein noch so groß wie in Bremen. Aber Etwas davon ist überall. Und dieses Etwas drückt schwer genug.

Die bremischen Lehrer bekennen, daß sie mit der christlichen Weltanschauung zerfallen sind. Die Bevölkerung kennt den freien Standpunkt der Lehrer und wird von einem für den Lehrer peinlichen Zweifel an dessen Aufrichtigkeit erfüllt. Denn der Lehrer muß Religion unterrichten. Er versucht es mit dem „objektiven" Religionsunterricht, d. h. er bietet im Unterricht nichts weiter als Bibelkunde mit anschließender Worterklärung sowie ethischer oder historischer Belehrung. Aber das erweist sich als undurchführbar. Der biblische Geschichtsstoff hat nur den Sinn, den die Kirche ihm beilegt, — keinen anderen. Entweder man lehrt ihn kirchlich — oder man bekämpft ihn.

Hier liegen Schwierigkeiten, über die man unmöglich mit raschem Wort weggehen kann. Allerdings, andere Lehrerkreise werden weit einsichtiger über den Wert des biblischen Geschichtsunterrichts urteilen. Sie werden nicht verkennen (wie die Denkschrift tut), daß eine Behandlungsweise möglich ist, die dem religiösen Kern der Geschichte ihr Recht läßt, ohne daß die Einzelerzählung als buchstäbliche Wahrheit gelehrt würde. Sie werden auch die Sagen des Alten Testaments als Einkleidung religiösen Gehalts schätzen. Sie werden nicht verkennen, daß die Religion gerade der Dichtung unmöglich entraten kann, wenn sie an Kinderherzen herankommen will. Sie werden in allen diesen Stücken anders urteilen, weil sie es mit der christlichen Religion halten, wenn auch nicht mit ihrer Lehrtradition. Die bremische Lehrerschaft lehnt alle diese Erwägungen ab, weil sie mit der Religion gebrochen hat. Sie zeigt die schärfste Form des Problems auf: Lehrer, die Religionsunterricht geben müssen, ohne Religion zu haben. Die gleiche Form wird sich auch anderswo finden. Aber die andre, unendlich häufigere Form ist schließlich nur eine besondre Gestalt des gleichen Problems: Lehrer, die in einer fest vorgeschriebenen Form Religionsunterricht geben müssen, in einer Form, die gegen ihre Ueberzeugung ist.

Ein grelles Schlaglicht wirft die bremische Denkschrift auf die Lage des Religionsunterrichts. Wer so denkt, der kann und darf keinen Religionsunterricht mehr geben. Wird man in Bremen diese Konsequenz ziehen? Und was dann? Wird man dann nicht gezwungen sein, den Religionsunterricht in den öffentlichen Volksschulen abzuschaffen — aus Mangel an Lehrkräften dafür? Wird man besondere Lehrer für Religionsunterricht anstellen, die dann von den frei gerichteten Kollegen in allen anderen Stunden bekämpft werden? Und wenn einmal die Lage anderswo ähnlich wird, was soll geschehen?

Was die Denkschrift sonst gegen den Religionsunterricht in den Volksschulen anführt, ist ja schwach fundamentiert. Religion ist Privatsache; ergo soll der Staat nicht zur Teilnahme am Religionsunterricht nötigen. Der Staat hat kein Recht, seinen Angehörigen in den öffentlichen Schulen „eine bestimmte Glaubensrichtung zu vermitteln." Das sind ja Halbheiten, die Nichts beweisen, als daß der Staat kein Kind gegen den Willen der Eltern in den Religionsunterricht zwingen darf. Mit diesen Argumenten ist Nichts anzufangen. Aber die furchtbare Tatsache dieser Denkschrift! Sie sagt viel mehr als alle anderen Gründe zusammen. In schweren Nöten liegt der Religionsunterricht. Nicht, lange nicht überall so wie in Bremen, Gott sei Dank! Aber — ähnliche Not gibts auch sonst!

4

Und was ergibt sich aus Alledem?

Wir haben zunächst auch in Sachen der Schule der Gewissensüberzeugung ihr Recht zu lassen. Unzähligen wird eine Reform des Religionsunterrichts, die freilich unabweisbar geworden ist, helfen. Wo sie nicht hilft, darf kein Zwang eintreten, auch nicht und erst recht nicht der stärkste Zwang, den das Amt an sich übt, denn dieser Zwang würde doch nur ganz äußerlich helfen. Wir werden trotzdem noch lange nicht die Religion aus der Schule entfernen müssen. Wir werden aber

hier oder dort zu anderer Aushilfe greifen müssen, so, daß der Religionsunterricht eben kein Zwangsfach des Lehrers bildet. Für Preußen z. B. mag manch einem das Alles als übertriebene Sorge erscheinen. Ich will hoffen, daß es so ist. Aber wenn es hier nur Einzelfälle wären, müßten nicht die gleichen Regeln gelten?

Sodann aber: die wir im Namen der Religion kämpfen, wir dürfen den Kampf auch da nicht aufgeben, wo man unserer Sache im Namen — ich sage es gerade heraus — einer mißverstandenen und modernen Bildung so kühl gegenübersteht wie in dieser Denkschrift. Das Menschenherz für die Religion und die Religion für das Menschenherz, auch für das gebildete Menschenherz! Dabei muß es bleiben. Wir müssen aber lernen, daß wir gegenüber dieser modernen Bildung einen schweren Stand haben. Jeder Optimismus ist vom Uebel. Es ist ein hartes Stück Arbeit, bis wir wieder Vertrauen gewinnen können. Aber, wenn wir auch Trauriges erleben, an Mut darfs nicht fehlen.

Ist Etwas in der Denkschrift, was uns Mut machen kann? Auf die Gefahr hin, daß man es mir sehr übelnimmt, sage ich Ja! Die Denkschrift bleibt ein Dokument dafür, wie oberflächliches, auf Bildung pochendes Räsonnement sich mit Religion abfindet. Aber gerade damit läßt sie uns die Hoffnung: Tiefer hinein in die Bildung, und das Verständnis auch für die Religion wird größer werden.

Die Denkschrift zitiert zweimal Rudolf Eucken, der den bremischen Lehrern eine Reihe von Vorträgen gehalten hat. S. 3 werden Sätze Euckens angeführt, die davon reden, daß die Religion, wenn sie die Probe der Wissenschaft nicht bestehen kann, aus dem Kern zu einem schmählichen Anhang des Lebens, ja zu einer leeren Einbildung wird. Nach Allem, was folgt, muß man annehmen, daß die Verfasser Eucken als Gewährsmann dafür anführen wollen, daß dieser hypothetische Fall eingetreten ist. Wenn die Bremer Eucken nur recht hören wollten! Sie würden ihn in diesem Zusammenhang nicht zitiert haben. Sie würden überhaupt ganz Anderes von ihm lernen!

Und wie es hier geht, so mit anderen Dingen. Wir wollen ja froh sein, daß Haeckels Weltanschauung nur als eine der möglichen „philosophischen Ueberzeugungen“ — und nicht als die einzig mögliche! — genannt wird. Aber wir dürfen von tieferem Eindringen in diese Fragen doch wohl noch mehr erhoffen.

Im letzten Grunde ruht unsere Hoffnung freilich nicht bloß auf der tieferen Bildung, sondern auf der Macht der Religion, der eigentlichen, wirklichen Religion. Wer deren Macht kennt, wird auch angesichts der Lage, welche diese Denkschrift beleuchtet, den Kopf oben behalten. Martin Schian

---

Der Kongreß für Innere Mission in Leipzig

25.—28. September 1905

1

Seit einem Menschenalter hatte der Kongreß nicht in Sachsen getagt. Im Jahre 1875 sah ihn die Dresdener Frauenkirche in ihren Mauern, 1905 trat er in dem Saale des Kaufhauses von Leipzig zusammen. Eine lange und große Entwicklung liegt in diesem Zeitraum beschlossen. Vergleicht man die Veranstaltungen allein des (im Jahre 1869 gegründeten) Vereins für Innere Mission in Leipzig damals und jetzt, so findet man, daß zu den 10 Tätigkeitszweigen, die im Jahre 1875 von diesem Verein betrieben wurden, nach und nach nicht weniger als 31 neue Unternehmungen getreten sind. Und wenn auch 10 von den 41 Unternehmungen wieder in Abzug gebracht werden müssen, da sie von den Parochieen oder andern Vereinigungen übernommen wurden, bleibt doch die Tatsache bestehen, daß die Arbeit des Vereins sich in den letzten dreißig Jahren mehr als verdierfacht, vielleicht verzehnfacht hat. Nicht weniger als vier theologische Berufsarbeiter, 13 Diakonen und 38 Schwestern stehen in seinem Dienste.

Die großen Aufgaben der Innern Mission sind aber trotz der vielen geschehenen Arbeit im Wesentlichen dieselben und ebenso groß geblieben wie damals. Schon in den Themen der Kongresse für Innere Mission 1875 und 1895 findet sich eine auffallende Aehnlichkeit. 1875 wurde in einer der Hauptversammlungen über die Mitverantwortlichkeit der Gebildeten und Besitzenden für das Wohl der arbeitenden Klassen verhandelt, 1905 über die Verantwortung der besitzenden und gebildeten Stände für das sittliche und religiöse Leben unseres Volkes. Die Verwandtschaft beider Themen ist deutlich, ebenso deutlich aber auch ein bemerkenswerter Unterschied, der vielleicht für die Entwicklung der Innern Mission bezeichnend ist. Das Wohl der arbeitenden Klassen liegt der Innern Mission gewiß auch noch heut am Herzen, jedoch verhandelt sie nicht mehr über ein so soziales Thema. Die soziale Arbeit der kirchlichen und evangelischen Kreise hat sich vielmehr in besondere Organisationen geflüchtet: am 24. und 25. September hielt die Sächsische Evangelisch-soziale Vereinigung ihre Herbstversammlung in Plauen i. V. ab, und am 27. September wurde noch zu mitternächtiger Stunde im Anschluß an die zweite öffentliche Abendversammlung des Kongresses durch Stoecker für die Leipziger Gruppe und für einen Landesverband der Freien Kirchlich-sozialen Konferenz geworben.

So hat die Innere Mission, die Lösung der großen sozialen Fragen Andern überlassend, sich mehr und mehr auf die Beeinflussung des religiösen und sittlichen Volkslebens zurückgezogen. Anfänglich von der Kirche mit Argwohn betrachtet, ist sie darum heute fast eins mit ihr geworden. Das bewiesen, wenn es überhaupt noch eines Beweises bedurfte, die Namen und die kirchlichen Stellungen der Kongreßteilnehmer.

Zum ersten Male wurde der Kongreß von dem deutschen evangelischen Kirchenausschusse durch dessen Vorsitzenden Exz. Voigts begrüßt, der den reichen Schatz von innerer Einheit im evangelischen Christentum feierte und den Anfang der Tätigkeit des Kirchenausschusses als einen vielversprechenden, verheißungsvollen bezeichnete.

Die Kirchlichkeit der Innern Mission bezweifelt heute also Niemand mehr; hat sie es verstanden, im gleichen Grade volkstümlich zu werden? Wer kann sagen, wie die Dinge sich gestaltet hätten, wenn sich die Innere Mission in früheren Zeiten noch ganz anders ihrer sozialen Aufgabe bewußt geworden wäre? Wenn sie diese Aufgabe, die sicher ebenso wie die sittlich-religiöse in der ursprünglichen Tendenz der Wichernschen Gedanken lag, mit allem Eifer verfolgt hätte? Wenn sie die Führerin der arbeitenden Klassen geworden wäre?

Das Thema der zweiten Hauptversammlung 1875 war „Das deutsche Volk und der Sonntag“; — eine der Spezialkonferenzen 1905 behandelte die Frage: „Wie ist dem Mißbrauch der gesetzlichen Sonntagsruhe zu steuern?“ Zwischen diesen Themen liegt viel Arbeit und ein großer Erfolg: die gesetzliche Einführung der Sonntagsruhe. Das frühere Ziel ist also erreicht, aber die Sorge um den Sonntag ist kaum kleiner geworden. Es fehlt noch allzusehr an der Anleitung zu einer vernünftigen Verwendung der gesetzlich geschenkten freien Zeit. Hier hat die Innere Mission und nicht nur sie, sondern jeder Volksfreund noch eine große Aufgabe zu erfüllen.

Trotzdem also die Aufgaben der Inneren Mission im Wesentlichen noch ungelöst sind, konnte sie doch angesichts ihrer gewaltigen Arbeitsleistung mit Recht als erstes stolzes Hauptthema für ihren diesjährigen Kongreß „die Innere Mission in ihrer nationalen Bedeutung für Deutschland“ aufstellen. Es muß eine große Bewegung sein, die sich selbst einen Denkstein setzen kann, indem sie von ihrer nationalen Bedeutung für ein Reich wie Deutschland spricht. Und daß ich es gleich hier ausspreche: der Vortrag Haucks über dieses Thema war in der Tat ein Ereignis in der Geschichte der Innern Mission! Weniger freilich ein Denkstein für ruhmvolle Taten der Vergangenheit, als ein Meilenstein, der auf die großen noch nicht erreichten Ziele hinwies. Er hob die Innere Mission aus ihrer Sonderarbeit und ihren vielen kleinen Sorgen, in denen sie manchmal zu versinken droht, heraus und stellte sie wieder einmal in den großen Zusammenhang des geistigen Lebens und Werdens der deutschen Nation hinein. So muß es gewesen sein, wenn Wichern über die Bedeutung der Innern Mission sprach. Es ist wohl keiner unter den Hörern gewesen, welcher

Richtung er auch angehören mochte, der nicht, die Größe der Stunde fühlend, den unparteiischen nur von großen Gesichtspunkten und wissenschaftlichem Verständnis der Geschichte getragenen Ausführungen D. Haucks von Herzen zugestimmt hätte.

Nicht von allen Ausführungen, die auf dem Kongresse laut wurden, kann man das sagen. Zwar wurde es von Pfarrer Mahling-Frankfurt als eine Verkennung der Inneren Mission seitens der linksstehenden Brüder bezeichnet, wenn sie meinten, daß die Innere Mission Parteiarbeit treibe. Prinzipiell gewiß nicht. Aber tatsächlich? Wenn die Innere Mission gegen den Materialismus, gegen die Irreligiosität und Aehnliches zu Felde zieht, wird ihr Niemand den Vorwurf der Parteilichkeit machen können. Denn Materialismus und Irreligiosität bilden keine Parteien. Etwas ganz Anderes ist es, wenn die Innere Mission, wie sie es offen tut, die Sozialdemokratie als solche bekämpft. Indem sie diese Partei bekämpft, wird sie selbst Partei. Mehrfach wurden auf dem Kongreß die christlichen Gewerkschaften und die christlich-nationale Arbeiterbewegung der Unterstützung empfohlen und gegen die Verquickung politischer und gewerkschaftlicher Sache seitens der freien Gewerkschaften geeifert. Diese Verquickung ist gewiß vom Uebel; man sollte jedoch bedenken, daß es der gleiche, wenn nicht ein schlimmerer Fehler ist, Christentum und Gewerkschaftssache zu verquicken!

So ist es auf dem politischen Gebiete. Und auf religiösem? Zweimal in der Diskussion wurden die „Volksbücher" getadelt, die ins Volk geworfen würden. Es sei nicht schön, daß man noch nicht ausgereifte Ergebnisse der Wissenschaft ins Volk hereinbringe; es sei nicht schön, daß man so tue, als ob man die Wissenschaft gepachtet habe. Die Innere Mission müsse demgegenüber andere Volksbücher ins Volk werfen. Bedeutungsvoll wurden diese Worte eines Einzelnen erst durch den lebhaften Beifall, den sie unter den Versammelten fanden und dadurch, daß ein Mann wie der Oberhofprediger Dryander sie am nächsten Tage wieder aufnahm. Der gezeichnete Weg, die Religionsgeschichtlichen Volksbücher zu bekämpfen, ist ohne Zweifel der richtige. Wie kommt aber die Innere Mission dazu, jene Volksbücher, die doch auch ein Stück Innerer Mission sind, bekämpfen zu sollen, wenn sie keine Parteiarbeit treiben will? Wer ist es in diesem Falle, der nicht mit den Andern, sondern sogar gegen die Andern arbeiten will?

So war der Eindruck der Verhandlungen ein geteilter. Begeisterte Zustimmung weckten die großen Ziele, die Haucks Vortrag aufdeckte, daneben drängte sich bei aller Anerkennung der treuen Arbeit, die geleistet wird, die schmerzliche Wahrnehmung auf, daß die Kreise der Innern Mission nicht durchweg den weiten Blick besitzen, der zur Erreichung jener Ziele notwendig ist.

2

Durch die Herbstversammlung der Sächsischen Evangelisch-sozialen Vereinigung war ich verhindert, am Eröffnungsgottesdienste, in dem der derzeitige Rektor der Leipziger Universität Professor Rietschel die Predigt hielt, sowie an der ersten Abendversammlung in dem großen und schönen Saale des Zoologischen Gartens teilzunehmen. Von dem Vortrage, den hier Professor Grützmacher aus Heidelberg über „Christentum und moderne Unterhaltungslitteratur" gehalten hat, stehen mir daher nur die Leitsätze zur Verfügung, aus denen ich folgende zwei hervorheben möchte:

Trotz der Emanzipation der modernen Litteratur von Religion und Christentum sucht die idealistische Grundrichtung in den verschiedenen Weltbildern der modernen Dichter immer wieder Berührung mit einer religiösen und christlichen Weltauffassung, indem der Glaube an eine vernünftige Weltordnung, an Zweck und Ziel der Menschheit, an Sinn und Wert des Einzellebens, an die Ueberlegenheit des Geistes über die Materie die Brücke bildet.

Viel kritischer als zum Christentum und zu Christus ist die Stellung der modernen Litteratur zur Kirche und ihren Vertretern.

Haucks Vortrag ging davon aus, daß die Innere Mission den Anspruch auf nationale Bedeutung nur dann mit Recht erheben könne, wenn sie eine Arbeit der Gesamtheit zum Besten der Gesamtheit sei. Da die Zukunft jedes Volkes auf der sittlichen Kraft beruht, die in ihm vorhanden ist, besteht auch die nationale Bedeutung der Inneren Mission zuvörderst auf dem sittlichen Gehalt alles dessen, was sie tut und treibt. Es ist aber gerade das Charakteristische für die Arbeit der Inneren Mission, daß alle ihre Tätigkeit stets durch einen sittlichen Zweck beherrscht ist. — Kann man nun von einem Erfolge ihrer Arbeit in dem Sinne reden, daß sie die sittliche Grundlage unseres Volkes erhalten oder gefördert hat? Antwort: Die sittlichen Notstände und Gefahren sind im letzten halben Jahrhundert so wenig überwunden, daß sie vielmehr gewachsen sind! Trotzdem gibt es wirkliche Erfolge der Inneren Mission; sie können aber nur dann größer werden, wenn auch die, die bisher noch beiseite stehen, sich entschließen, mit Hand anzulegen, wenn nicht um der Kirche, so um des Volkes willen!

Drei Spaltungen bilden ein schweres Hindernis für die nationale Wohlfahrt Deutschlands. Soziale Gegensätze zerklüften die Völker der Gegenwart, das gegenseitige Vertrauen zwischen den verschiedenen Bevölkerungsschichten ist völlig erschüttert. Hier liegt die Aufgabe der Inneren Mission. Nicht durch den Staat, sondern nur durch freiwillige Tätigkeit, die Nichts für sich erstrebt, nicht einmal Dank, kann das Mißtrauen ausgerottet werden. So fördert die Innere Mission, indem sie die verschiedenen sozialen Schichten zu gemeinsamer Tätigkeit verbindet, den Ausgleich der sozialen Gegensätze. — Durch die Gegenreformation ist das deutsche Volk konfessionell gespalten. Der Gegensatz hat sich im 19. Jahrhundert dadurch verschärft, daß die Entwicklung der beiden Kirchen in verschiedener Richtung erfolgte, sodaß sie sich jetzt viel ferner stehen als in der Reformationszeit. Diese Verschärfung des konfessionellen Gegensatzes schließt eine Gefahr für den Zusammenhalt des Ganzen in sich. Indem nun die Innere Mission in der Arbeit für sittliche Ziele mit den gleichartigen Bestrebungen der katholischen Kirche zusammentrifft, fördert sie das gegenseitige Verständnis und die gegenseitige Achtung und dient dadurch dem friedlichen Nebeneinander der beiden Konfessionen. Gefährlicher als der konfessionelle Gegensatz ist für die Einheit des Volkslebens der unversöhnliche Gegensatz der religiösen und der irreligiösen Weltanschauung. Letztere tritt unter Verwerfung der alten Sittlichkeit als siegesgewisse Macht auf. Die Gefahr ist da, daß die Jugend einer so freien stolzen Weltanschauung zufällt. Aber solche Kämpfe sind keine theoretischen Kämpfe. Der gewinnt den Sieg, der die größeren Leistungen aufweisen kann. Da nun die Innere Mission der Beweis des Geistes und der Kraft des Christentums im Leben ist, dient sie durch das, was sie leistet, dem Siege der religiösen Weltanschauung im deutschen Volke. „Wer die Zustände des deutschen Volkes ernstlich erwägt, wird kaum leugnen können, daß die auflösenden Mächte gegenwärtig stärker sind als lange vorher, aber uns soll das nimmermehr entmutigen. Vitam, non mortem cogita!" *)

Während am Abend dieses Tages eine Fachkonferenz über die Organisation der Flußschiffermission abgehalten wurde, war der nächste Vormittag vier Spezialkonferenzen gewidmet. Die eine über den Mißbrauch des Sonntags ist bereits oben erwähnt. Superintendent Schuster aus Aschersleben hielt das Referat, über das die Chronik der Christlichen Welt Nr. 41 ausführlich berichtet. Eine zweite über „Die Eidesnot in der Gegenwart" kam nach dem Referat von Justizrat Dr. Lucius aus Mainz ungefähr zu den gleichen Ergebnissen wie Weizsäcker in Nr. 38 und 39 der Christlichen Welt: Grundsätzliche Beibehaltung des religiösen Eides als Bekräftigungsmittel zur Erforschung der Wahrheit, aber tunlichst weitgehende Verminderung der Eide: durch völlige Beseitigung aller promissorischen Eide (Huldigungseide, Diensteide und dergleichen), durch völlige Beseitigung der Parteieide in der Ueberzeugungsform, d. h. der Eide über eine Tatsache, die nicht in der Handlung des Schwurpflichtigen besteht oder Gegenstand seiner Wahrnehmung gewesen ist, durch tunlichste Beschränkung der Verpflichtung zur Leistung von Editions- und Offenbarungseiden, durch umfangreiche Einschränkung nicht nur der Zeugenbeeidigung, sondern auch der Zeugenvernehmung selbst sowohl im Zivil-, wie im Strafprozesse, wobei der Voreid durch den Nacheid zu ersetzen

*) Habe Lebensgedanken, nicht Todesgedanken! D H

ist, und durch Heraufsetzung der Altersgrenze für die Eidesmündigkeit. Ferner ist bei Abnahme des Eides auf eine würdigere, der Heiligkeit des Eides entsprechendere Form hinzuwirken und solchen Personen, die nachweisbar einer religiösen Gemeinschaft nicht angehören, die Ersetzung durch eine nicht religiöse Beteurungsformel zu gestatten. Interessant war das Zugeständnis des Referenten, es sei keine Frage, daß man mit der scharfen Logik zu einer gänzlichen Verwerfung des Eides komme, aber die Logik übersehe die vielen Imponderabilien. In einer Resolution stimmte die Versammlung den Leitsätzen des Referenten im Wesentlichen zu.

Die Themen der beiden andern Spezialkonferenzen waren: „Die Gewinnung weiblicher Kräfte für die Innere Mission" (Pfarrer Burkhardt) und „Gemeindeorganisation und Innere Mission" (Pfarrer Cordes). Ersterer legte besonderen Nachdruck auf Ausbildungskurse in Theorie und Praxis, auch forderte er die Eröffnung von Berufsstellungen in der Inneren Mission für Frauen (weibliche Sekretariate u. A.); Cordes bezeichnete die Gemeindeorganisation im Wesentlichen als eine Ablösung der Inneren Mission in parochialer Beschränkung und stellte in trefflicher knapper Darstellung Richtlinien für eine gesunde Gemeindeorganisation auf. Gegenstände der Organisation sind das gottesdienstliche Leben, das einer weiteren Ausgestaltung und größeren Zwanglosigkeit bedarf, die Gemeinschaftspflege und die Diakonie; Mittel der Organisation: Gemeindebuch (Familienregister), Gemeindebureau, Gemeindehaus und Gemeindeblatt; Träger der Organisation: das geistliche Amt, das Presbyterium, berufsmäßige Gemeindeschwestern und Gemeindehelfer, besonders aber freiwillige Hilfskräfte vornehmlich aus der kirchlichen Männerwelt. Mit der Forderung weiterer Ausgestaltung des gottesdienstlichen Lebens fand er lebhafte Zustimmung. So sprach Dryander die beherzigenswerten Worte: „Wir brauchen als den eisernen Bestand evangelischer Verkündigung in unseren Gemeinden, wo es möglich ist, die Einrichtung von Vorträgen, in denen nach den verschiedensten Seiten die christliche Weltanschauung dargestellt und gerechtfertigt wird mit den Mitteln wirklicher Wissenschaft."

In der öffentlichen Abendversammlung des 27. sprach Pastor Josephson vor mehreren tausend Zuhörern über den Kampf der Inneren Mission gegen die Trunksucht und Stoecker über den Kampf der Inneren Mission gegen die Unzucht.

Von dem Vortrag des Geheimen Kirchenrats Professor Lemme aus Heidelberg, der das zweite oben erwähnte Hauptthema des Kongresses behandelte, ist nur zu berichten, daß er das Gegenteil des Hauckschen Vortrags war und trotz beifälliger allgemeiner Aufnahme auch in den Kreisen der Inneren Mission selbst scharfen Widerspruch fand.*) Wertvoll wurden erst die Ausführungen des ersten Diskussionsredners Professor Kirn aus Leipzig, der mehr Volkstümlichkeit, mehr Liebe und mehr Vorbildlichkeit, besonders in bezug auf das häusliche Leben, von den gebildeten und besitzenden Ständen verlangte.

Eingerahmt wurden sämtliche Verhandlungen von fünf gutbesuchten Gottesdiensten in den fünf Hauptkirchen der Stadt, verschönt durch den prächtigen Gesang der Leipziger Kirchenchöre. Ich schied von dem Kongresse mit dem brennenden Wunsche, der durch ihn nur neue Nahrung bekommen hat, daß auch wir modernen und freigesinnten Christen auf unsere Weise mehr noch als bisher durch unsere Tat die großen Ziele der Inneren Mission erreichen helfen, um unseres Volkes willen!

Paul Röthig

Verschiedenes

Begeisterungs-Lyrik. Einigen wir uns zunächst über den Maßstab. Wir haben es hier mit Menschen zu tun, die aus einem starken Drang heraus handeln; begeisterte Menschen, deren Zunge vom Heiligen spricht. Sie haben auch ein Recht darauf, daß wir ihnen glauben, ihre Begeisterung sei echt.

Aber das Tiefempfundene kommt nur zu einer gestammelten Wiedergabe. Die Kunst ist klein, so groß die Begeisterung ist.

So wird vor den Augen des Kritikers das „Schatzkästlein für das christliche Haus", das ein Emeritus in seinem 79. Lebensjahre zusammendichtete „in seligen Stunden, da ich mich adlerjung fühlte", — zu einer Sammlung gereimter Predigten. (Schönebeck a. E., O. Senff 1904. 151 S. 1,50 Mk.)

Die Dornblüten von Jakob Krebs, „von den Kindern des Entschlafenen als eine Pflicht der Dankbarkeit und Pietät herausgegeben", offenbaren wohl Vielseitigkeit und Gemütstiefe des gewiß vortrefflichen Frankfurter Seniors, aber eine künstlerische Nötigung zur Herausgabe liegt nicht vor. (Frankfurt a. M., Mahlau und Waldschmidt 1903. 219 S. 3 Mk.)

Weltferne Klänge hat Alexis Freiherr v. Engelhardt erlauscht. (Stuttgart, Strecker und Schröder 1904. 115 S. 1,40, gebunden 2 Mk.) Es ist ein riesengroßer Kampf um Gott und Welt. Wer siegt? Geistliche Streitlieder, Vorbereitung auf die letzten Tage. Apokalyptische Bilder und Ritterromantik. Der Endkampf gegen die Satans-Horden ist nahe. Der Tempel des letzten Bundes wird gebaut unter Harfenklängen. Dann folgen Visionen. Wanderungen durch himmlische Glanzgefilde. — Hinstürmende Begeisterung! Aber da heißts mitten in einem Jesuslied:

Seht, er steht in hehrer Größe,
Flammend an dem Firmament.
Fliegt empor, ihr Erdenklöße!
Dort ist euer Element. . . .

Vom heiligen Kreuz. Von Franz Dibelius. „Ein Kranz aufs Grab seiner inniggeliebten Gattin." Schlichte, evangelische Lieder nennt er sie. Das sind sie wirklich, schlicht und evangelisch. Er beweist auch selber, daß er über den Rahmen nicht hinausgehen darf. (Dresden, Fr. Richter. 1,50 Mk.)

— — Aber die weltliche Lyrik dieser Zeit ist der religiösen weit voraus in der Kunst. Die religiöse Lyrik muß lernen, menschlicher das Göttliche zu sagen. Fritz Philippi

Kant. Sein Leben und seine Lehre. Von Dr. M. Kronenberg. Dritte Auflage. München, C. H. Beck 1905. 409 S. Gebunden 4,80 Mk.

Unsern Lesern und Leserinen wird immer wieder zugemutet, daß sie einen Begriff von der Philosophie Kants haben sollen. Das scheint viel verlangt. Und doch scheiden sich an Kant die Wege in Theologie und Kirche, und ernste Kämpfe werden noch um seine Geltung ausgefochten werden, auch in unseren Spalten. Nicht von heute auf morgen wird die Entscheidung fallen, Jahrzehnte werden darüber hingehen. Nun ist es für den unphilosophischen Laien gewiß nicht leicht, von Kant auch nur eine Ahnung zu bekommen. Aber es ist heutzutage doch sehr erleichtert durch ein Buch wie das von Kronenberg. Leichter, faßlicher kann man Kants System nicht beschreiben, als hier in schöner Sprache und klarer Ordnung geschieht. So sei das Werk allen denen, die nicht von Berufs wegen tiefer graben müssen, angelegentlichst empfohlen.

Wie schwer es ist, Kant zu popularisieren, zeigt die kurze Einleitung, die Professor August Messer seiner verkürzten Ausgabe der „Kritik der reinen Vernunft" beigegeben hat. Dies Vorwort wird dem Leser wenig helfen. Aber die auf ein Drittel verkürzte Kritik selber ist doch für den weiteren Kreis der Gebildeten sehr zweckmäßig und sei ebenfalls unsren mutigen Lesern und Leserinnen empfohlen. Mit Kronenberg zusammen! Diese Kritik der reinen Vernunft von Immanuel Kant, in verkürzter Gestalt (mit Abschnitten aus den Prolegomenen) herausgegeben von Dr. August Messer, a. o. Professor der Philosophie in Gießen, 188 S., gebunden 2,50 Mk., ist erschienen unter den „Büchern der Weisheit und Schönheit" bei Greiner und Pfeiffer in Stuttgart. R

Ueber den Luxus. Von Dr. Wilhelm Bode. Leipzig, K. G. Th. Scheffer 1905. 166 S. 1,60 Mk.

Frisch, interessant, ernst geschrieben, ohne moralisierendes Predigen, desto mehr mit Hinweisen auf wirkliche Schäden und tatsächliche Verluste des modernen Lebens und seiner Auffassung. Es tut Jedem gut, das Schriftchen zu lesen, besonders den Reichen, für die es besonders gemünzt ist. Man lege es dann und wann auf den Tisch bei Konfirmationen als Gabe für Denken und Willen. Und doch sind wir nicht befriedigt von dem Ganzen. Vor der entscheidenden Frage: Was sollen wir tun? läßt uns der Verfasser schließlich hilflos stehen. Die gesamte technische und wirtschaftliche Entwicklung will er sicher nicht ungeschehen machen. Andererseits findet er nicht den freudigen Mut, sie ebenso zu bejahen mit ihren schlechten Seiten, wie er die frühere Zeit voll bejaht, die auch ihre sehr, sehr großen Mängel hatte. Was über Persönlichkeitswert und Persönlichkeitsentwicklung gesagt wird, ist gut. Wir glauben nur, daß die wirtschaftlichen Bedingungen des modernen Lebens ihr mehr entgegenkommen, als sie hindern, und daß die Armut früherer Zeiten, wir meinen die geistige Armut, nicht genügend erkannt ist, um überhaupt einen sicheren Vergleich mit der Gegenwart zu ziehen. Wir stehen bewußt auf anderem Standpunkt. Wir wollen das Gute aus unserer Zeit herausholen und es dadurch stärken, obgleich wir mit dem Verfasser wissen, wie viel Gefahren die moderne Entwicklung bringt, und ihm dankbar sein, daß er sie uns zeichnet. Traub

Kleine Mitteilungen. Der heutige Artikel von Schian über die Denkschrift der Bremer Lehrerschaft ging uns unbestellt zu, während wir selbst in der Redaktion eine Würdigung des Dokuments vorbereiteten. Die Sache ist wichtig genug, daß wir Schians Votum voranschickend uns noch ein weiteres Wort dazu vorbehalten. Es folgt in nächster Nummer.

*) Vergl. Chronik der Christlichen Welt Nr. 41.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Bretten. Montag 16. und Dienstag 17. Oktober im Melanchthonhaus. Vorträge von Stuckert und Holl. Vgl. die vor. Nrn.

Chemnitz. Mittwoch 18. Oktober 8 Uhr im Deutschen Kaiser. Diskussionsabend der vereinigten sächsischen Freunde über: Welche Prinzipien der modernen Weltanschauung haben sich Kirche und Theologie anzueignen? Gäste willkommen.

Cöthen. Mittwoch den 25. Oktober 4 Uhr in Rumpfs Hotel: Reformvorschläge zur Umgestaltung des christlichen Religionsunterrichts (Lehrer Walther-Zerbst).

Frankfurt a. M. Montag 16. Oktober im Kursaal Milani, Friedberger Anlage: Ueber Verständigung und Ignorierung theologischer Richtungen (im Anschluß an den Aufsatz in Nr. 37 der Christlichen Welt: Die Aufnahme von Foersters Schrift Weshalb wir in der Kirche bleiben?).

Görlitz. Donnerstag 26. Oktober 8 Uhr, Hotel zur Krone, Obermarkt: Zur Reform des Religionsunterrichtes (Lehrer Gondolatsch).

Magdeburg. Mittwoch 18. Oktober 1/2 4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Die Wahrhaftigkeit das grundlegende Prinzip der Ethik; vgl. Koppelmann, Kritik des sittlichen Bewußtseins.

Oldenburg. Montag 16. Oktober 8 Uhr in der Bavaria, Julius Mosen Platz: Die Schöpfung (im Anschluß an das Religionsgeschichtliche Volksbuch von Wendland).

Stettin. Mittwoch 25. Oktober abends 7 Uhr versammeln sich die Freunde der Christlichen Welt aus Stettin und Umgebung im Separatzimmer des Kaiser Wilhelm-Restaurants, Bismarckstr. 1, zu näherer Besprechung. Vorm. 11 Uhr daselbst Sitzung der Freien wissenschaftlich-theologischen Vereinigung für Pommern. Referat von P. Schmitz aus Pölitz über das Ziel der religionsgeschichtlichen Forschungen in Beziehung auf das Neue Testament. Hierzu sind Gesinnungsgenossen als Gäste willkommen.

Monatlicher Diskussionsabend
der Kirchlich-Theologischen Konferenz der Provinz Brandenburg
(Freunde der Christlichen Welt): Thema des Vortragsplanes für 1905/06: Die Religion des Neuen Testaments und das religiöse Leben der Gegenwart.

Donnerstag, 19. Oktober, erster Vortrag in den Wilhelmshallen, Unter den Linden 21. Prediger Prof. D. Scholz: Die geschichtlichen Quellen des Lebens Jesu und unser Glaube an Christus.

V. d. F. d. C. W.

Mitglieder unsrer Vereinigung wollen sich am Dienstag den 17. Oktober früh 8 1/2 Uhr in Bretten im Fürstenzimmer des Melanchthonhauses zusammenfinden.

Nr. 13 der Mitteilungen ist in den letzten Tagen des September versandt worden.

Bekanntmachung

Die Sächsische Kirchliche Konferenz hält ihre diesjährige Versammlung **Mittwoch den 18. Oktober in Chemnitz** i. S. im kleinen Saal des Kaufmännischen Vereinshauses, Moritzstrasse, vormittags 11 Uhr ab; bei ihr wird Herr Prof. D. Drews in Giessen über „den Einfluss der gesellschaftlichen Zustände auf das kirchliche Leben" sprechen. Nachmittags wird über die Vorschläge des Ausschusses für die Selbständigkeit der Einzelgemeinde im Rahmen der Landeskirche verhandelt werden. Mit der Konferenz wird Donnerstag den 19. Oktober ein Ferienkursus verbunden werden, bei dem vormittags 9—1/2 11 und nachmittags 2—1/2 4 Uhr Herr Professor D. Troeltsch in Heidelberg über „die Wirkung des deutschen Idealismus auf die Theologie" vortragen wird und zwar 1. über den besonderen Charakter der neuzeitlichen Theologie seit 1750 im Allgemeinen, 2. über ihre Wirkung auf den Offenbarungsbegriff, 3. über ihre Wirkung auf den Erlösungsbegriff, 4. über die Wirkung dieser Zustände auf praktisch-kirchliche Aufgaben.

Anmeldungen zur Teilnahme sind an den Unterzeichneten zu richten.

Zwickau i. Sa., im September 1905.

Der Vorstand der Sächsischen Kirchlichen Konferenz
D. Meyer, d. Zt. Vors.

Die Diakonatsstelle zu **St. Sylvester** hierselbst soll baldmöglichst neu besetzt werden. Die Stelle fällt unter das Gesetz betreffend Diensteinkommen der Geistlichen pp. vom 2. Juli 1898. Neben dem gesetzlichen Einkommen wird eine Stellenzulage von 600 M. gewährt; einige Nebeneinnahmen stehn in Aussicht. Meldungen bis 21. Oktober. Persönliche Vorstellung nur auf Wunsch.

Wernigerode, den 2. Oktober 1905.

Der Magistrat

Gesellschafterin

Eine gebildete, nicht zu junge Dame von frischem Wesen und heiterem Gemüte, womöglich etwas musikalisch, wird als **Gesellschafterin** zu einer **einzelnen Dame** in einer freundlichen kleinen Stadt **Westfalens** gesucht zu gegenseitiger Anregung. Gehalt nach Verabredung. Meldungen unter **M S** an den Verlag.

Gesucht

wird sofort ein **gebildetes junges Mädchen,** nicht unter 25 Jahren, das in einem kleineren feinbürgerlichen Hause die Haushaltung leiten kann, besonders im Kochen gut bewandert. Dienstmädchen ist vorhanden. Angenehmes heiteres Wesen, **gute Bildung,** womöglich etwas Erfahrung in Krankenpflege erwünscht. Angebote mit Referenzen, Gehaltsansprüchen und Photographie unter **G L** an den Verlag.

Français, Bachelier en théologie, Lauréat en philosophie de l' Université de Genève, cherche dès octobre préceptorat en famille ou institut pour 1 an, rétribué. Meilleures références. Monteynard (Isère)
France **Paul Gay**

Spezial-Landaufenthalt ausschliesslich für
Alkoholkranke
auf dem **Rittergut Nimbsch** a. Bober b. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.) Gegründet 1895. Preis pr. Tag 6 M. Prospekte frei. **Sanitätsrat Dr. Lerche, Alfred Smith.**

Junge gebildete Mädchen
werden von dem Frankfurter Schwestern-Verband in einer städtischen Kranken-Anstalt **gut ausgebildet zum Zwecke dauernder Anstellung als Krankenpflegeschwester in dem genannten Verbande bei guten Gehalts- und Pensions-Verhältnissen.**
Die Satzungen des Verbandes sind beim **„Vorstand des Frankfurter Schwestern-Verbandes"** in **Frankfurt a. M.** Städtisches Krankenhaus (Gartenstraße) zu erhalten.

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 40. Vierteljahrsübersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der deutschen evangelischen Landeskirchen. Vom 1. Juli bis 1. Oktober — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Aus Württemberg; Neuere Erlasse des Bayrischen Kirchenregiments — Verschiedenes: Der Kaiser in Koblenz; Die Abiturienten der preußischen Gymnasien und das Studium der Theologie; Die theologische Schule zu Bethel bei Bielefeld; Jesuiten in Berlin; Ein „Fall Traub"?; Vermischte Nachrichten — Personalien

---

Die Mission in unseren Kolonien

Von Pastor **C. Paul**
Schriftführer der Sächsischen Missionskonferenz

Heft 1: **Togo und Kamerun.** M. 2.50
Heft 2: **Deutsch-Ostafrika.** Mit Karte. M. 4.—
Heft 3: **Deutsch-Südwestafrika.** Mit Abbildungen und Karte. 1905. M. 1.50

Prospekte kostenfrei

Verlag C. Ludwig Ungelenk, Dresden A.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

MDCXL

Soeben erschienen:

Gedanken und Erinnerungen

Von

Otto Fürst von Bismarck

Volksausgabe

In **zwei** solid in Leinen gebundenen Bänden
Preis 5 Mark

„Den Söhnen und Enkeln zum Verständniß der Vergangenheit und zur Lehre für die Zukunft" — so lautet die erst nach Erscheinen der großen Ausgabe in Bismarck's Nachlaß vorgefundene Widmung, welche er seinen dem deutschen Volk hinterlassenen Aufzeichnungen vorangesetzt haben wollte. Diese Widmung eröffnet nun die neue, ungekürzte Volksausgabe, welche das monumentale Werk in immer weitere Kreise zu tragen bestimmt ist.

— Durch alle Buchhandlungen zu beziehen —

Die unterzeichnete Buchhandlung bringt hiermit zur Kenntnis der sich dafür Interessierenden, daß sie die 3. neueste Auflage der

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche

begründet von **Herzog**, redigiert von Professor **Hauck**, zu ganz kleinen Teilzahlungen abgiebt. Wir versenden auf Anfragen ausführlichen Prospekt und alles Nähere portofrei.

Bormann & Greiner
Leipzig Plagwitz Fröbelstr. 8

„Die Freude" = ein Hausbuch!

Aus dem schmalen Kalenderbüchlein der Vorjahre ist nun ein ganz stattliches „Hausbuch deutscher Art" geworden. Nicht immer ist ja solch äusseres Wachstum Gewinn. Doch wird man dieser vierten „Freude" das Zeugnis nicht versagen, dass sie das „stille Buch" geblieben ist, als welches sie bisher ihre Freunde fand. Inhalt: Sauerlandt, Otto Philipp Runge (illustriert) — „Des Volkes stille Schönheit" (alte deutsche Hausssprüche) — Briefe der Brüder Grimm — Silhouetten von Gertrud Schubring — Johs. Brahms als Mensch und Freund (von R. von der Leyen) — Landschaften von Hermann Hirzel. — — Verlag Langewiesche, Düsseldorf. In den gutgeleiteten Buchhandlungen

zur Ansicht; vornehm karton.: 1.80 M.

Preußischer Beamten-Verein
in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamte, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 271 684 700 M. Vermögensbestand 91 234 000 M. Ueberschuß im Geschäftsjahre 1904: 2 656 815 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatt Bezug nehmen.

Zur „modernen Wunderbeurteilung"

Von **Lina Keßler**, der Verfasserin des so überschriebenen Artikels in Nr. 39 der „Christl. Welt" sind in unserem Verlage erschienen:

Religiöse Wirklichkeit. Von der Gewißheit der Auferstehung u. des ewigen Lebens. Mk. 2.—.

Über Offenbarung und Wunder. Mk. 2.40.

Vergleichende Religionswissenschaft und Inspiration der heiligen Schrift. Mk. 2.20.

Göttingen — Vandenhoeck & Ruprecht

Zu kaufen gesucht die Jahrgänge **1876** und **1877** der **Blätter aus Bad Boll** von **Blumhardt.** Angebote unter **S L** an den Verlag.

Venedig Christliches Hospiz. Campo S. Angelo 3581. Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Kirchenbeleuchtungen

jeder Lichtart in Kunstschmiedearbeit empfiehlt in einfacher und reichster Ausstattung. Besonders empfehlenswert **„Gasstoffglühlicht"** hell, billig, reinlich, ohne Röhrenleitung. Großenhainer Geldschrankfabrik und Kunstschlosserei von **Anton Klett**, Großenhain in Sachsen. Inh. der K. S. Staats-Medaille. Prämiert: München, Berlin, Dresden, Leipzig-Riesa, Großenhain.

Erreicht haben wir ein wirklich tadelloses, unt. **Garantie** funktionier. neu verbess. **Christbaumgeläute Nr. 123** zu dem billigen Preise von **nur M. 1.00** zu liefern. — Porto 20 Pfg. extra.

Dieses Geläute ersetzt jegliche Spitze und ist dasselbe, weil es aus vielfarbigem Metall geliefert wird, ein wirklicher Prachtschmuck jed. Weihnachtsbaumes.

Sobald nun die Kerzen angezündet werden, setzt sich das Rad in Bewegung u. die hieran befindlichen Perlen schlagen alsdann geg. die Glocken an u. nun hört man ein feierliches Weihnachtsgeläute, welches Veranlassung zu einer richtigen Weihnachtsstimmung gibt. Fast in keinem Christbaum wird wohl ein solches feierliches Geläute fehlen. Da doch der Preis ein sehr geringer ist, decken Sie Ihren Bedarf im eigenen Interesse jetzt schon, da im vorigen Jahre tausende nicht geliefert werden konnten wegen zu starker Nachfrage. Auch wenn dieses Instrument auf den Ofen gestellt wird, entsteht ein harmonisches Glockengeläute. (Gebrauchsanweisung liegt jedem Geläute bei).

Haupt-Katalog, welcher ca. 4000 Artikel enthält, versenden wir gratis und franko über Neuheiten in **Christbaumschmuck, Spiel-, Musik-, Gold-, Silber-, Nickel-, Leder- und Stahlwaren, Uhren, Waffen, Munition etc.**

Gebrüder Bell, Gräfrath bei Solingen
Fabrik-Versandgeschäft.

Den Lesern der „Christl. Welt" die ergebene Mitteilung, daß der **dritte** *Band des* **„Suchen der Zeit"** *soeben erschien und* **zur Ansicht** *in den Buchhandlungen ausliegt. 14 Bogen. Inhalt: Wegener, was ist die Bibel? Lhotzky, Geschichte eines Einsamen. Werner, Das Armenevangelium. Daab, Erlösung. Preis, vornehm kartoniert* **1,80 Mk.**

Karl Robert Langewiesche
Düsseldorf, Anfang Oktober 1905

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 42 — Marburg i. H., den 19. Oktober — 1905

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,66 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,50 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Sünde — Der junge Ernst Moritz Arndt als Menschenbildner: 3. Arndt, Goethe und Schiller — Religionsunterricht oder nicht? Noch ein Wort zur Bremer Denkschrift — Von den evangelischen Deutschen in Russisch-Polen — Mutterschutz. I — Verschiedenes: Briefe Jung Stillings an seine Freunde (Vömel); E. M. Arndt und das kirchliche Leben seiner Zeit (Müsebeck); Bilder aus dem Dorfleben (Gillhoff); Hochland; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Sünde

1. Mos. 6, 5—9, 18

Die Geschichte von der Sintflut hat tieftraurige Augen: Groß war der Menschen Bosheit auf Erden und alles Dichten und alles Trachten ihres Herzens war nur böse allezeit (6, 5). Und am Ende wieder dasselbe: das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf (8, 21).

Diese Anschauung von der grundschlechten Art der Erdbewohner ist durch die jüdische Frömmigkeit hindurch auch in den christlichen Glauben hineingekommen. Grade für die bedeutenden Christen hat es sich im wesentlichen um die beiden Tatsachen gehandelt: meine Sünde, meine große Sünde — und Gottes Gnade. Von diesen Großen des Glaubens her hat die Christenheit ihre Art zu leben, zu denken und zu reden angenommen. Und wenn wir nun dann hören, wie gar unsre Gemeinschaftschristen von der Sünde reden, dann will es uns manchmal scheinen, als sei die Christenheit nicht zufrieden mit dem Herrn Jesus, der in seinem Gebet nicht an erster Stelle, sondern nur unter Anderem um Vergebung der Sünden bittet.

Wohl keine Glaubensanschauung der Christen hat in unsern Tagen so viele Feinde wie diese von der allgemeinen Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts. Um die Leute freilich, die es eigentlich und ehrlich gesprochen nicht begreifen können, daß ein Mensch, der die Gebote hält, nach Barmherzigkeit und Gnade aussieht, um diese oberflächlichen Leute haben wir uns nicht zu kümmern. Entweder wird auch durch ihr Leben einmal das große Zusammenstürzen aller Selbstzufriedenheit gehen, entweder wird auch vor ihren blöden Augen einmal der gute Gott in seiner ganzen Schöne und Erhabenheit hell werden, daß sie ihr Angesicht verbergen in großer Scham. Oder aber sie vollenden wirklich ihre Tage in der Zufriedenheit ihres Herzens: — Christenleute beneiden sie nicht um dies Glück, um dessentwillen sie den Anblick voller Güte entbehren müssen.

Aber ernste Leute, Leute, die wahrhaft wollen Christen sein, lehnen sich auf gegen diese Anschauung von der allgemeinen Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts. Sie sagen: unwahr sei diese Anschauung. Wir fänden viel Gutes unter den Menschen. Es treffe nicht zu, daß sie von Grund her schlecht sind. Häßlich und unfromm werde die Anschauung von der Verderbtheit des Menschengeschlechts, wenn sie edle Menschentaten zu verdächtigen sucht, wenn sie aus Guttaten Laster herausseben will. — Und worauf gründet sich die Empörung dieser ernsten Leute? Sie wollen nicht vor allem zurücksinnen, sondern sie wollen *arbeiten*, arbeiten zuerst und zumeist. Sie glauben, daß die Welt und das Leben Rohstoff ist — von Gott her jeden Tag wieder neu, den man gestalten soll aus dem Rohen zu Gottes Ebenbild. Auf solchem Weg aber gibt es kein Rasten, kein Grübeln in der Vergangenheit: vergessen, was da hinten liegt, sich strecken nach dem, was da vorne liegt. Da ist nicht viel Zeit und nicht viel Kraft zu verlieren, da muß sich alles spannen zur Arbeit. Im Zutrauen zu dem lebendigen Gott, der durchführt durch allen Streit zum Sieg.

Die Menschen, die so denken, ergreifen uns im Tiefsten unsrer Seele. Aber gerade weil wir ebenso empfinden, müssen wir es immer wieder erleben, daß die Bitte um die Vergebung der Sünden zum täglichen Brot gehört. Immer strahlender leuchten vor uns die Ziele. Und immer wieder hindert die alte Sünde und die alte Schuld. Hindert nicht nur, sondern verdirbt auch die neue Tat. Und dann erleben wir das Tiefste, das man kaum sagen kann und das doch das Wirklichste von allen ist: niemals kommt eine Tat, ein Wort, ein Gedanke so ganz rein, so ganz aus Einem Ton aus unserm Herzen heraus, immer klingt irgend etwas Unreines mit. Grade die Leute, die nach der Schöpferart Gottes arbeiten wollen, sehnen sich darnach, immer wieder von neuem dessen gewiß zu werden, daß Gott uns haben will durch alle unsre Sünde und alle unsre Schuld hindurch, — sehnen sich nach Vergebung der Sünden. H B

Der junge Ernst Moritz Arndt als Menschenbildner

3. Arndt, Goethe und Schiller

Es ist die größte Tat Ernst Moritz Arndts, daß er während seines neunzigjährigen Lebens nie aufgehört hat, die Zeitereignisse geistig zu verarbeiten, sich mit ihnen auseinander zu setzen, sich selbst zu bilden. Er wurde nie ein Vollendeter. Darin liegt eine innere Lebensenergie, die ihn dem deutschen Klassizismus nahe rückt; sie fordert dazu auf, einmal sein Menschenbild neben das Lebensideal Goethes und Schillers zu halten und den Spuren nachzugehen, die von den beiden Großen zu ihm hinüberführen. Der Herzog Friedrich Christian von Augustenburg, an den Schillers „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" zunächst gerichtet waren, schreibt diesem einmal: „Verbesserung des Zustandes der Menschheit muß vom inneren Menschen ausgehen." Diese Wahrheit bindet die edelsten Geister jener ringenden Zeit an einander, und zu ihnen gehörte auch Arndt. —

Der Aufenthalt des jungen Studenten in Jena fiel in das Jahr, in dem sich die große Freundschaft der beiden Dichterfürsten anbahnte. Mit Schiller ist er offenbar in keine persönliche Berührung gekommen; seine Vorlesungen werden in den „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" nicht direkt erwähnt. Goethe sah er in dieser Zeit zum ersten Mal. Zwanzig Jahre sollten vergehen, ehe Beide einander wiederbegegneten. Es war

im Jahre 1813. Seit Anfang April befand sich der Genosse Steins in Dresden und wohnte bei dem Vater Theodor Körners. Am 20. April kam auch Goethe in die sächsische Hauptstadt. Als Arndt am 26. von einem Ausfluge in seine Wohnung zurückkehrte, fand er „zu Hause den alten feierlichen und furchtsamen Goethe und Andere, die meine Wirte besuchten". Der gleiche Eindruck, den er noch an demselben Tage seiner Freundin Johanna Motherby berichtete, findet sich in den „Erinnerungen" wieder:

Er erschien immer noch in seiner stattlichen Schöne, aber der große Mann machte keinen erfreulichen Eindruck. Ihm wars beklommen, und er hatte weder Hoffnung noch Freude an den neuen Dingen. Der junge Körner war da, freiwilliger Jäger bei den Lützowern; der Vater sprach sich begeistert und hoffnungsreich aus, da erwiderte Goethe ihm, gleichsam erzürnt: Schüttelt nur an Euren Ketten, der Mann ist Euch zu groß, Ihr werdet sie nicht zerbrechen.

Das große Wollen war Ereignis geworden, und noch einmal kreuzten sich ihre Lebensbahnen. Im Sommer 1815 trafen sie sich nebst Stein in Köln. In den Erinnerungen heißt es:

O wie war er viel glücklicher, heiterer und liebenswürdiger, als den Frühling vor zwei Jahren in Dresden! Ich sah aber hier wieder, was ich bei früheren Gelegenheiten schon an ihm bemerkt hatte, und was auch aus seinen Büchern hervorgeht, wie er, obgleich selbst nun ein Edelmann und eine Excellenz, und obenein welche Dichterexcellenz von Apollos und aller neun Musen Gnaden, die bürgerliche Blödigkeit und Beklommenheit vor dem geborenen Edelmann nicht los werden konnte. Daß er vor Stein eine Art von erstaunter Ehrfurcht gefühlt hätte, wäre auch dem seiner Größe bewußten Mann zu verzeihen gewesen; aber es erschienen sich ihm darzustellen ein paar Leutnants und Hauptleute, junge Adlige, deren Väter oder Oheime Goethe kannte, — und siehe da, ich sah den Greis vor den Jünglingen in der Stellung wie des Aufwartenden! Er war übrigens äußerst liebenswürdig und freundlich mit Allen und zu Allen und eroberte ... die Herzen aller Andern, die in seine Nähe kamen.

Trotz des unwilligen Mißmuts, den Arndt bei aller Anerkennung nicht unterdrücken konnte, freute er sich dieser Tage; und trotz der völlig ablehnenden Haltung Goethes gegen die nationale Erhebung verurteilte der volkstümliche Sänger der Freiheitskriege ihn nicht. 1805 schrieb er seinem Freunde Muhrbeck:

Goethe war zu edel, um zu wimmern und zu schelten, um das flache Geschnatter des Kriegs- und Staatstheaters zu vermehren.*)

Und im Januar 1814 schrieb er der Schwägerin Schillers, Karoline v. Wolzogen:

Menschen, die im höchsten Schein des Ideals lebten, konnten leicht getäuscht werden bei einem Volke, das kein politisches Volk mehr war ... Goethen, unserm herrlichsten Idealisten, muß ich verzeihen, weil er viel gemacht hat.

Für ihn lebte er nicht als Angehöriger eines Volkes: darum konnten nationale Kämpfe und Siege keine Bereicherung seines inneren Wesens bedeuten. Und wenn englische Publizisten schon in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts es als einen Vorwurf für Deutschland hinstellen wollten, daß Goethe nicht mehr deutsch sei, sondern allen Nationen angehöre, so konnte der bald als Chauvinist verschrieene Arndt dem Jugendgenossen Muhrbeck ruhig antworten: damit verletzen sie uns nicht:

Ein großer Mensch steht nicht allein in den Schranken seines Volks und seiner Zeit; das Größte und Höchste aller Zeiten und Völker nennt er durch Geburtsrecht sein, weil er der Hochgeborene ist.

Alle Widersprüche verschmolzen in ihm zu einer natürlichen Einheit; die Leichtigkeit des Schönen und die Größe des Erhabenen vereinigten sich zu einer inneren Harmonie. Und wenn Arndt einmal über die Iphigenie und den Tasso urteilt, daß aus jedem Worte und jedem Anklang der Empfindung die höhere Geisteswürde jedes einzelnen Wesens, die Anerkennung eines milderen Gesetzes, die mitgeborene Weichheit eines zarteren Geschlechtes sprächen, daß mächtige und kühne Menschen daneben ständen, die auch dem neuen, d. h. dem durch das Christentum gewordenen Schicksal Würde geben, so war der Dichter selbst für ihn die Verkörperung seiner Werke. Die milde Humanität des Christentums versöhnte sich in Goethe mit dem großen Individualismus des klassischen Altertums zu einer so schönen Einheit, daß Arndt ihn noch 1847 als den Propheten eines neuer Lebensideales bezeichnete.

Als solcher stand Goethe außerhalb seiner Zeit und seines Volkes; er konnte nicht an einer geschichtlichen Periode oder ihren Geistesströmungen, sondern nur an der ganzen menschlichen Entwicklung recht gemessen und gewürdigt werden. Zu Schiller erlangte Arndt nicht diese freie Stellung. Wiederum ist es Muhrbeck, dem gegenüber er sich ausspricht. Das eine Mal stellte er ihn mit Herder zusammen:

Sie tragen mit Dir die Zeichen von den Sünden der Zeit an sich, und merkwürdig an sich, weil sie zu großer Bedeutung darin geboren waren. Aber — — vor meinen Augen stehen sie doch nur als Ruinen der Trauer, nicht als Träger eines gesunden und frischen Lebens; und ihre Herrlichkeit weist immer auf etwas Anderes hin, als worin wir sind. Das soll aber der Künstler nicht tun. Das Höchste und Gewaltigste soll er fassen und es lustig in den Kreis des Lebens stellen, damit das Leben hier unten auf Erden freundlich und lebendig sei.

Das andre Mal heißt es über Schiller allein:

Keiner trägt die jetzige Deutschheit in ihrem Edelsten und ihrem Schwächsten so klar an der Stirn als er, eben weil er von den großen Bildnern war. Selbst in seinen Fehlern ist er so deutsch, darum liebe ich ihn so. Aber der edle Mensch krankte an seinem Zeitalter, konnte bei dessen Gestaltlosigkeit die Unendlichkeit seiner Ideen nie ganz einfangen und bändigen, mangelte der Leichtigkeit und Freude. Er suchte die Wahrheit und Schönheit mit Ernst und Liebe, ist nie eitel und unheilig, will nicht alles in die Ungestalt der Weichlichkeit und Empfindung hinüberspielen.

In den Jahren, wo Arndt selbst eben aus den Wirbelwinden außer ihm ringender Weltanschauungen in den Hafen des eigenen Selbst hineingeflüchtet war, sah er bei Schiller nur die einzelnen flammenden Strahlen seines Geistes, die nach allen Richtungen emporschossen; sie wirkten, wie er selbst eingesteht, disharmonisch, machten seine Seele bange, wenn sie die Gegensätze zwischen Ideal und Wirklichkeit betrachtete, schufen keine innere Klarheit, die er für sich suchte. Die ideellen Spekulationen blieben ihm unfaßbar; ja er mochte in ihnen ein Zurückgleiten in den Nationalismus argwöhnen. Die aufrüttelnde Unruhe der einzelnen Werke Schillers kam auf ihn zu, ohne daß er die einheitliche Innerlichkeit des erhabenen Menschen, ihres Bildners selbst, schaute.

Was war der letzte Grund, der den Haß Arndts gegen die Bildung des Nationalismus erregte? —

Sieh um Dich! Sieht es nicht aus wie die fleißigste Welt im ewigen Laufen und Karren, und Schieben und Schreien, als wenn das Leben gar keinen Athem mehr haben dürfte. Und doch sieh weiterhin, was wird aus allem dem zerreißenden Getümmel und Geschrei? Nichts, gar Nichts.

Die platte Vielgeschäftigkeit und die verstandesmäßige Zwecksetzung des Lebens widerten ihn an, weil sie die Seele an die Außenwelt ketteten, von dem höchsten Zweck abführten: dem Leben selbst oder dem vollen, freien Daseinsgefühl. Die Menschen suchten Abgötter und vertrauten Modegötzen, die in die Irre und das Elend führten; den Glauben an den Gott in der eigenen Brust hatten sie verloren. Arndt wies Jung und Alt energisch auf sich selbst zurück, denn:

Du verdirbst Dich selbst augenblicklich, sobald Du Dich einlässest wie Andere zu leben und zu denken.

So ist es von Gott bestimmt, daß der Mensch das Beste durch sich selbst wird, den Schlüssel zu seinem Leben und die Kunst seines Lebens durch Selbstbesinnung und Selbsttat findet. Denn persönliches Leben ist Kunst; und persönliche Lebenskunst ist die Herstellung der Harmonie zwischen individueller Kraft und Schönheit. Diese Kraft in heiliger Anschauung zu ergründen, sie bei dem Umsatz in die Wirklichkeit im Gleichgewicht ebenmäßiger Schönheit zu erhalten, ist rechtes Menschenleben. Hier laufen starke Fäden hinüber zu Goethe und dem englischen Platoniker Shaftesbury, vielleicht auch Leibnitz. Alle wollten das unverlierbare Gut des Hellenismus in sich bergen. Goethe schien ihm die Versöhnung antiker und moderner Kultur am mensch-

*) 1810 veröffentlicht als Erster Teil der „Briefe an Freunde. Neben diesen sind besonders die „Fragmente über Leben und Kunst" zu beachten, die H. Meisner zuerst Deutsche Revue, Jahrgang 23, 1898 veröffentlicht hat.

lichsten darzustellen, die er selbst in sich zu verwirklichen trachtete.*) Mühe und Arbeit sah Arndt genug in der Geschichte. Das Leben des eigenen Volkes schien sich in dem harten Ringkampf um das Dasein zu erschöpfen. Die Wissenschaft hatte so viel Formen zerlegt und zerteilt, so viel Gestalten durch Begriffe zerbrochen, aber keine Muße gefunden, sie wieder in stiller Einfalt zusammenzusetzen, ihnen einen lebendigen Odem einzublasen. Der Zeit, die zur Neige ging, fehlte die natürliche Intuition und die Freude zur Arbeit. Und doch:

So ist das schöne welterhaltende Gesetz, was Gott in unsre tiefste Brust gesenkt hat, daß Arbeit mit Genuß ganz in Eins zusammenwächst, daß die Freude ewiger Tätigkeit dem Ermatteten ewig neue Erquickung ist.

Die Welt hatte zu wenig sonnige Feiertage, weil ihre Arbeit nur Mühe war. Der junge Arndt sehnte sich nach dem gegenwärtigen Genuß des Heute:

Dem stillen und gesunden Menschen muß nach dem Naturgefühl jeder Tag, der da ist, der beste sein.

So schrieb er 1805 an Charlotte v. Kathen, und wiederum stand vor seinen Augen Goethe, der dieses Ideal lebte. Seine Lebenskunst bestand darin, sich den guten Geistern des Tages hinzugeben, alle Frohnarbeit bei Seite zu lassen, die ihm nicht Genuß verschaffte, für sich selbst und die Zukunft zu leben. In glücklicher Ruhe reifte die Muse seines Genius heran. Arndt spähte immer von neuem nach ihr aus, wenn die Kleinarbeit des Tages das Eigenleben der Seele zu ersticken drohte. Allein ein anderes Großes band ihn an Schiller, das dieser in einem Brief an Baggesen mit den Worten bezeichnet: „Dasjenige zu leisten und zu sein, was ich nach dem mir gefallenen Maß von Kräften leisten und sein kann, ist mir die höchste und unerläßlichste aller Pflichten.“ Aehnliche Gedanken klingen in den Worten Arndts wieder:

Jedem Menschen ist bis auf eine gewisse Weise zu vielerlei Dingen Anlage und Begriff verliehen; aber zu Einem zieht jeden Gesunden seine ganze Liebe: dies ist gleichsam sein Instinkt, woran er sich halten muß ... Wozu sein tiefstes Leben ihn treibt, das soll sein Alles sein, das soll er ganz tun; und das wird er auch sein und tun können, wenn er sich sein selbst durch sich selbst oder durch die Idee bemächtigt.

Alle Sehnsucht nach heiterem Genuß und heiterer Arbeit vermochte den eigentümlichen Charakterzug des Christentums nicht zu verwischen, der das Gesetz oder den Kantschen Imperativ aufhebt und an seine Stelle die freie Neigung oder wie Schiller es nennt „die *schöne* Sittlichkeit, die *ästhetische* Religion setzte. Ernst Moritz Arndt achtete die Person des Menschen als Selbstzweck; weil er nie mehr scheinen wollte, als er war, konnte er sich stets ermannen, wahr und frei zu sein. Goethes harmonische Einheit blieb ihm das Ideal des schönen Menschen, der Sinnliches und Uebersinnliches durch die Kunst und durch sein Leben an einander band, dafür aber der Gegenwart fremdblieb. Der Gott in seiner eigenen Brust führte ihn andere Wege, verknüpfte sein Leben mit Volk und Vaterland. Und hier hielt sich der Wirklichkeitsmensch Arndt an den Idealisten Schiller. Sein erhabenes Sittlichkeitsideal, den Staat und das Volk durch die Veredlung der Gesinnung des Einzelnen, also durch eine individuelle Innenkultur weiterzuführen, machte er an sich wahr. —

Gerade in dem Jahre der Schillergedenkfeier gilt es, sich dessen bewußt zu werden, daß die Heroen Weimars als Persönlichkeiten für die Massen selbst unserer Gebildeten noch unerreichbar, ja unverständlich sind. Sie lebten oder suchten ein Leben auf der Höhe, das immer nur Wenige werden nacherleben können, das die Volksseele höchstens als Einheit staunend ehren kann. Das Volk als die Summe von Einzelnen versteht nur Persönlichkeiten, die ihnen menschlich näher rücken, die unter ihnen, in ihrem Zusammenhange leben. In diese Reihe gehört Arndt. Sein Menschenbild ist schlichter, behaglicher. Freundlich ladet es Viele ein, einmal den Versuch zu wagen, so zu leben für sich und seine Nächsten, wie er lebte. Und doch büßt es keinen Augenblick in seinem Werden und Wollen jene ernste Größe ein, vor der diese Vielen stille stehen müssen. Das gibt ihm seine Bedeutung für unsere Tage, da sich weitere Kreise als je nach einer Einheit antiker und christlicher Kultur, nach einer klassischen Renaissance sehnen.

Ernst Müsebeck

*) Verfasser hat das näher begründet in seiner Schrift: *Ernst Moritz Arndt und das kirchlich-religiöse Leben seiner Zeit.* Siehe unten Sp. 1003. D H

Religionsunterricht oder nicht?

Noch ein Wort zur Bremer Denkschrift

1

Die Denkschrift der bremischen Lehrer erheischt zwar eine prinzipielle Würdigung, wie Schian sie ihr in voriger Nummer hat angedeihen lassen; denn sie ist durch und durch prinzipiell gehalten und diese Haltung macht ihre Bedeutsamkeit aus. Trotzdem wird man sie, wenn man ganz billig sein will, auch aus den besonderen Verhältnissen, unter denen sie entstanden ist, beurteilen müssen.*)

Die Sache liegt sehr einfach. Der bremische Staat hat zum Ausbildner seiner Lehrer einen Freund Kalthoffs als Seminardirektor angestellt. Zum Beaufsichtiger eben derselben Lehrer hat er dagegen in hoher Weisheit einen sogenannten Orthodoxen berufen. Die bremische Lehrerausbildung vollzieht sich also nach den Wünschen der liberalen bremischen Bürger, die Kontrolle der Lehrertätigkeit nach den Wünschen der kirchlich-positiven. So wird allen Bürgerwünschen aufs trefflichste Rechnung getragen.

Den Wünschen der Lehrer freilich nicht! Es ist nur zu begreiflich, daß sie da so oder so ein Ende machen möchten. Das moderne Mittel, unhaltbare Zustände, die eine ganze Korporation bedrücken, gründlich zu beseitigen, ist der Streik. Auch die Denkschrift der bremischen Lehrerschaft ist eine Art Streik. Die Lehrer legen zwar die Arbeit nicht selber nieder, aber sie qualifizieren ihre Arbeit mit voller Schärfe in einer Weise, daß eigentlich Jedermann — voran der Bremer Senat — sie auffordern, ja zwingen müßte, die Arbeit je eher je lieber niederzulegen. Sie provozieren sozusagen die Aussperrung.

Nur aus diesem Kampfzweck der Denkschrift läßt es sich aber auch erklären, daß trotz ihren offenkundigen Mängeln eine so große Anzahl von Lehrern sie hat unterschreiben können. Denn gerade diese Mängel machen unleugbar die Denkschrift zur besten Waffe in dem Kampfe, der den Lehrern aufgenötigt ist. Schian hat ganz recht beobachtet, daß die Denkschrift eine geradezu beschämende Verständnislosigkeit für die Werte des Christentums verrät. Jedoch eben diese Verständnislosigkeit, die so ehrlich und naiv herauskommt — kein Politikus, dem der Zweck die Mittel heiligt, hätte sie geschickter heucheln können. Denn welcher Fromme sollte nicht wünschen, welcher Sittliche nicht fordern, daß *diesen* Lehrern, die *diese* Denkschrift gemacht und unterzeichnet haben, die Arbeitseinstellung befohlen wird?

Wäre ich bremischer Lehrer, ich hätte die Denkschrift wahrscheinlich auch unterschrieben. Schian, glaube ich, auch. Ich hätte mir gesagt:

Der Denkschrift fehlt zwar herzlich Vieles, was bei einer solchen prinzipiellen Erörterung der Frage eigentlich nicht fehlen dürfte; aber ein Anderes sind „prinzipielle“ Ausführungen in einer Kampfschrift, die nur ad hoc geschrieben ist, ein Anderes ist die prinzipielle Klarheit, die ich für ein religiöses und pädagogisches Glaubensbekenntnis fordern müßte. Die Gedanken in der Denkschrift sind zwar vielfach nicht zu Ende gedacht — wenn sie wirklich durchgedacht würden, so müßten zum Teil ganz andere Forderungen herausspringen, als die, welche die Denkschrift an ihrem Schlusse erhebt —; trotzdem darf und muß ich unterschreiben, denn Schweigen und Beiseitestehen in dieser gemeinsamen Not ist Sünde. Es ist schon gut, wenn nur zunächst einmal die erste Hälfte der Gedanken ausgesprochen ist: die zweite Hälfte wird dann schon folgen. Die Denkschrift

*) *Religionsunterricht oder nicht?* Denkschrift der bremischen Lehrerschaft. 16 S. Kommissionsverlag von Gustav Winter, Bremen.

steht nicht am Ende der Zeiten; und was darin noch unvollständig durchdacht ist, wird uns die Folgezeit schon durchzudenken zwingen.

2

Nun sind wir aber keine bremischen Lehrer. Wir haben also die Pflicht, uns jetzt an die Prinzipien selber zu halten. Wir haben das um so mehr, als wir aus der Geschichte wissen, wie ungeheuer viel es für eine geistige Bewegung, die Epoche machen will, darauf ankommt, daß die Denkschrift, in der sie ihr erstes Bekenntnis niederlegt, prinzipiell klar ist und daß ihre reformatorischen Gedanken darin auch radikal zu Ende gedacht sind. Wo stünden wir zum Beispiel heute, wenn die Confessio Augustana und deren Apologie so halbschichtige Gedankenarbeit gewesen wären, wie die bremische Denkschrift? Versuchen wir also allen jenen Halbheiten den Garaus zu machen, gehen wir der Sache auf den Grund und unternehmen wir, zu zeigen, wie dann doch die Anregungen der bremischen Lehrerschaft zu einer wirklich förderlichen Gestaltung des Religionsunterrichtes dienen können. Dazu wird das beste Mittel sein, wir stellen uns den Zustand der Dinge vor, der eintreten würde, wenn ein hoher Senat die Forderungen der Denkschrift wörtlich erfüllte, und lassen dann die Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts daran ihre Kritik üben.

3

Der Religionsunterricht war also abgeschafft. Ihn zu erteilen war ganz den einzelnen Religionsgemeinschaften überlassen. Soweit die Eltern ihn für ihre Kinder wünschten. Aber merkwürdig: sie wünschten ihn alle. Auch die Sozialdemokraten. Ein paar alte Lichtfreunde und verstaubte Freigemeindler, die dagegen waren, verschwanden in der Masse.

Mit gewohnter Rührigkeit hatte sofort die katholische Kirche — so klein auch ihre Bekennerzahl in Bremen war — einige ihrer tüchtigsten Religionslehrer nach der Stadt entsandt. Zunächst mit den zwei Schulstunden zufrieden, die ihnen erteilt waren, breiteten sie von hier aus ein Netz geistlicher Exerzitien über die ihnen preisgegebenen Schulkinder aus, das ihnen einen überreichen Fischfang einbrachte. Binnen kurzem war ihr pädagogischer Einfluß so weit gesteigert, daß der Senat in seinem Schoße die Frage erwägen mußte, wie ihm zu begegnen sei. Mit den Mitteln, welche die Denkschrift an die Hand gab, war es nicht möglich.

Die evangelische Geistlichkeit war derweil auch nicht müßig gewesen. Damit die vielen ihnen überwiesenen Religionsstunden auch ordnungsmäßig und schulgerecht erteilt werden konnten, hatten die Pfarrer sich zu einer straffen Organisation zusammenschließen müssen. Das theologische Personal mußte zugleich stark vermehrt werden. Da brachte es das natürliche Schwergewicht der Dinge mit sich, daß der von diesen meist orthodoxen oder doch dogmatisierenden Fachleuten nach festem Plan geordnete und in seinem Unterrichtsverfahren den Konfirmandenstunden nachgebildete Religionsunterricht wesentlich dogmatisch erteilt wurde. Der Katechismus bestimmte durchaus den Geist dieser religiösen Unterweisung. Der Mangel einer pädagogischen Fachbildung hatte zur Folge, daß selbst Geistliche mit liberalen Anschauungen sich der bequemen traditionellen theologisierenden Lehrweise anschlossen und so die Macht der Orthodoxie verstärkten. Die Hoffnung der bremischen Lehrerschaft, ihre nach freien wissenschaftlichen und ethischen Prinzipien geleitete Schule werde schon allein durch ihre Existenz ein Gegengewicht gegen diese engherzige und immer intoleranter sich gebärdende geistliche Erziehung bilden — diese Hoffnung bestätigte sich nicht. Im Gegenteil. Während in der Schule der Großstadt die Kinder selbstverständlich von der Hand des einen in die Hand des anderen Lehrers übergingen und der ständige Wechsel des Lehrpersonals die dauernde und nachhaltige Beeinflussung des Ethos der Kinder recht illusorisch machte, unterstand die religiöse Unterweisung eines Kindes vom ersten Schultage bis zur Konfirmation ein und derselben Persönlichkeit. In regelmäßigen, vom Kinde schon der Abwechselung halber mit Freude erwarteten Stunden, die sich durch Würde und Weihe von dem übrigen Schulbetriebe unterschieden, wurden die freiheitlichen Erziehungsresultate der Staatsschule durch die autoritären Erziehungsmaßnahmen der organisierten Geistlichkeit immer wieder durchkreuzt. Der Pfarrer kam dabei von Jahr zu Jahr mehr in Vorteil. Denn während hinsichtlich der ethischen Prinzipien, nach denen die staatliche Moralunterweisung erteilt wurde, ein häufiger Wechsel je nach den philosophischen Grundüberzeugungen der Lehrer sich als unvermeidlich herausstellte, gewann der dogmatische Religionsunterricht gemäß der zunehmenden Konsolidation der Orthodoxie immer festere Formen, die obenein mit dem Nimbus einer zwei Jahrtausende alten Bewährung umkleidet waren. Wie immer die Welt durch eine zwar minderwertige, aber stetig wiederholte Praxis unvergleichlich viel stärker beeinflußt wird als durch mehrwertige Verfahrungsweisen, zwischen denen unstet gewählt wird, so auch hier. Der Geistliche war semper idem, während der Schullehrer stets wechselte. Und der Erziehungsplan der religionsfreien bremischen Schule stand schon in Gefahr von den zwei geistlichen Religionsstunden aus gänzlich beherrscht zu werden, als sich zeigte, daß der stolze Schulbau an einer Stelle bedenklich baufällig geworden war, wo es seine Baumeister nie und nimmer erwartet hätten.

4

Die Lehrerschaft reichte nämlich um diese Zeit — es waren genau 50 Jahre seit der Abschaffung des Religionsunterrichtes vergangen — eine neue Denkschrift an den Senat ein. Ihr Titel lautete: Moralunterricht oder nicht? Und sie gipfelte in der Forderung, hohe Behörde möge verfügen, daß der Sittenunterricht in den öffentlichen Schulen abgeschafft werde. Im Laufe der Zeit hatte sich mit unweigerlicher Konsequenz herausgestellt, daß alle Bedenken, welche man früher gegen den öffentlichen erzwungenen Religionsunterricht geltend gemacht hatte, auch gegen den öffentlichen Sittenunterricht zu Recht bestanden.

Wie hätte der Sittenunterricht auch gedeihen können, da ja die Teilnahme an ihm eine erzwungene, da die Unterweisung selbst nach Lehrplan und Lehrverfahren durchaus auf die Absicht eingestellt war, mit allen erziehlichen Mitteln die Kinder zu nötigen, sittliche Menschen zu werden! Nur in Freiheit aber gedeiht das Sittliche; Zwang und Nötigung sind sein Tod. Nicht auf Autorität kann Moral begründet werden, sondern nur auf Freiheit.

In diesem Sinne führte die Denkschrift, welche jetzt von der bremischen Lehrerschaft fast einstimmig unterschrieben und eingereicht worden war, etwa folgendes aus:

Man wolle nicht in Frage stellen, daß die sittliche Forderung formal durchaus eine unbedingte sei, und daß das Sittengesetz, das der freie Mensch sich selbst gegeben habe, ihn zu unverbrüchlichem Gehorsam verpflichte. Damit sei aber noch nichts über den Inhalt des Sittengesetzes gesagt. Unzweifelhaft sei dieser Inhalt im Wechsel der Zeiten einer beständigen Aenderung unterworfen. Erst kürzlich wäre das auf einem Vortragskursus, den der bremische Lehrerverein mit Unterstützung eines hohen Senates veranstaltet habe, von dem berühmten Professor X. mit einer Fülle von Beispielen bewiesen. Ueberhaupt sei die bremische Lehrerschaft beseelt von dem Glauben an das Entwicklungsgesetz. Und dieser Glaube schließe in sich die Idee einer steten Aenderung dessen, was materiell als sittlich zu gelten habe. Aber auch zur gleichen Zeit hielte der Eine, der mit seinem ethischen Empfinden z. B. in der Vergangenheit wurzle, Etwas für sittlich, das der Andere, der moralisch bereits in der Zukunft lebe, als unsittlich taxieren müsse. Aus diesem Grunde müßten Alle, die solchen Anschauungen huldigten, dem Staate das Recht aberkennen, öffentlichen Unterricht im Sinne einer einzigen unter den verschiedenen ethischen Richtungen zu erteilen. Der gegenwärtige Zustand, nach dem in den Staatsschulen nur dasjenige als sittlich gelehrt werden dürfe, was dem überkommenen Recht und den tradionellen Sitten der herrschenden Kreise im bremischen Bürgertum entspräche, sei eine Beschränkung der verfassungsgemäß gewährleisteten Gewissensfreiheit (vergl. Denkschrift S. 7). Nun habe zwar schon bisher stillschweigend für die Lehrer die Erlaubnis bestanden, einen sogenannten objektiven Sittenunterricht in dem Sinne zu

erteilen, daß der Unterricht nichts weiter als Sittenkunde im Anschluß an den amtlichen Sittenlehrstoff mit bloßer Worterklärung und rein historischer Belehrung zu bieten brauchte; man erzähle da die durch den Lehrplan vorgeschriebene sittliche Geschichte (Denkschrift S. 10) und gäbe in ethischer Hinsicht dazu die Belehrung, daß sie so oder so, entweder im traditionell sittlichen, oder in irgend einem freieren, der Auffassung des Lehrers selbst entsprechenden Sinne genommen werden könne. Indessen diese objektive Unterrichtsweise habe sich als undurchführbar erwiesen. So sei z. B., um die Idee der Vergeltung unterrichtlich zu veranschaulichen, an die Stelle der unerträglichen Geschichte von Sodom und Gomorrha zwar seinerzeit, als der Religionsunterricht abgeschafft wurde, das Uhlandsche Gedicht Die Rache (Der Knecht hat erschlagen den edlen Herrn) gesetzt worden; es sei jedoch unmöglich, an diese Erzählung ethische Belehrung anzuschließen, wenn das sittliche Empfinden des Lehrers sich zu der Einsicht geläutert habe, daß überhaupt kein äußeres Ereignis als Strafe des Bösen gedeutet werden dürfe, sondern daß die Vergeltung sich rein im Innern der sich selbst strafenden Seele vollziehe. Ganz zu schweigen davon, daß auch diejenige ethische Anschauung Vertreter habe, wonach der Idee der Vergeltung auch in dieser verinnerlichten Fassung kein sittlicher Wert zukomme, da Reue das kraftvolle Handeln des rein auf sich selbst gestellten Menschen hindere.

Aus allen diesen Gründen müsse die Lehrerschaft die Forderung erheben, daß der Sittenunterricht abgeschafft werde. Lediglich dazu könne man sich verstehen, da ja die Kenntnis der sittlichen Anschauungen zur Kultur gehöre, daß ein historischer Unterricht in der Sittenkunde in gleicher Weise erteilt würde, wie sich schon bisher der religionsgeschichtliche Unterricht auf der Oberstufe seit Abschaffung des Religionsunterrichts bewährt habe. Die moralinfreie bremische Schule werde, wenn ein hoher Senat den Forderungen der Lehrerschaft entspräche, ohne Zweifel für die Heranbildung wahrhaft sittlicher Staatsbürger die denkbar höchsten Garantien bieten.

5

100 Jahre waren nach der Abschaffung des Religionsunterrichts in Bremen vergangen, aber noch immer hatte sich in der Lehrerschaft noch keine rechte Zufriedenheit eingestellt. Im Gegenteil — je länger, je mehr nahm das Klagen zu, und um so häufiger tauchten Reformvorschläge auf. Und zwar richteten sich die Klagen merkwürdigerweise vor allem gegen den Niedergang des Lehrerstandes; die Reformvorschläge zielten auf seine Hebung ab; das, was vordem eine rein pädagogische Frage gewesen zu sein schien, gewann immer mehr die Gestalt einer Standesfrage. Und das hing so zusammen:

Die wesentliche Aufgabe des Lehrers bestand nach der Abschaffung des Religionsunterrichts und des Moralunterrichts nur noch darin, Lesen, Schreiben und Rechnen zu lehren. In Geschichte wurde zwar auch unterwiesen. Aber der prinzipientreue Lehrer vermied es ängstlich, die Weltgeschichte als das Weltgericht darzustellen und in irgend einem Maße moralische Erwägungen der geschichtlichen Unterweisung beizumischen. Ebenso war der naturkundliche Unterricht Tatsachenunterricht. Der lächerliche Gedanke einer Zweckmäßigkeit der Natur und einer sinnvollen Ordnung der Welt war natürlich längst abgetan. Aber auch Alles, was sonst über das unmittelbar Gegebene hinaus als Weltanschauung in die Sphäre der Ethik oder gar der Religion hätte übergreifen können, war vom Unterricht ausgeschlossen. So ließ sich eine gewisse Nüchternheit und Dürftigkeit dieses Schulunterrichts auch von seinen Freunden nicht leugnen. Alles Herzerhebende und Gemütvolle, Alles, was den Willen auf höchste Ziele jenseits der „Tatsachen" anstacheln konnte, war verboten. Dadurch aber wurde, man mochte es wollen oder nicht, die Lehrertätigkeit immer mehr etwas rein Technisches; böse Zungen behaupteten: das Lehrhandwerk sei ein Handwerk wie andere auch, und je mechanischer die erforderliche Lehr- und Lernarbeit geleistet würde, um so besser genüge die Schule ihrer Bestimmung.

Hatten nun vor 100 Jahren die Lehrer sich mit dem geistlichen Stande in das Ansehen und die Achtung geteilt, die

berufenen religiös-sittlichen Bildner der bremischen Nation zu sein, so hatte natürlich seit den verschiedenen Abschaffungen dies Ansehen immer mehr abnehmen müssen. Und mit der letzten Ausscheidung der gesinnungbildenden Lehrtätigkeit aus dem Berufe des Schullehrers war auch der Rest dieses Ansehens beseitigt.

Die Ansprüche der Lehrer suchten ihren Stand natürlich auf der alten Höhe festzuhalten. Aber rücksichtslos wurde diesen Ansprüchen eine Demütigung nach der anderen zugefügt. Selbst in Kreisen, die vordem den Lehrern durchaus wohl geneigt waren, beschwerte man sich über den „Hochmut" der Lehrer, die trotz ihrer subalternen Tätigkeit geachtet zu sein wünschten, als seien sie mindestens Geistliche zweiter Ordnung. Und allem Aufstreben der Lehrerschaft wurde, wie auf Verabredung die Parole entgegengestellt: sie müssen herunter.

Im gleichen Maße war in diesem Zeitraum das Ansehen des geistlichen Standes gewachsen. Zugleich hatte dieser Stand in den letzten fünfzig Jahren eine erfreuliche innere Wandlung erfahren.*) Unmittelbar nach Abschaffung des Religionsunterrichts hatte zwar die Orthodoxie die volle Herrschaft über die religiöse Unterweisung gewonnen. Aber in den Jahrzehnten darauf war die orthodoxe Welle alsbald wieder zurückgeflutet. Wenigstens bei der evangelischen Geistlichkeit — der Katholizismus mit seinen Religionsschulen blieb nach wie vor ein Fremdkörper, der trotz seiner Kleinheit dem Staate immer größere Beschwerden machte — bei der evangelischen Geistlichkeit hatte die ernst erfaßte Notwendigkeit, den Aufgaben des Religionsunterrichts gerecht zu werden, erst langsam, dann immer schneller der dogmatischen Lehrmethode nach kurzer Blüte ein Ende gemacht. Anfangs durch die Not gezwungen, sich nach der pädagogischen Seite gründlicher auszubilden, später dann aus freier Freude daran vertieften sich die theologisch gebildeten Religionslehrer vor allem in die Pädagogik Pestalozzis, Schleiermachers und der kantischen Philosophen. Im Sinne dieser Meister hatte sich dann um dieselbe Zeit, wo das Schullehrertum auf seinem Tiefstande angelangt zu sein schien, etwa folgendes Unterrichtsverfahren herausgestellt:

Gemäß Pestalozzis unvergeßlicher Forderung knüpfte die religiöse Unterweisung an die unmittelbaren Erfahrungen des Menschen an. Sie ging von der „Anschauung" des Lebens aus. Schon von der untersten Stufe des Religionsunterrichts an wurden dem Kinde die schlichten Grundgefühle und Grundvorstellungen nahegebracht, auf denen alle Religion beruht, nicht in irgend einer lehrhaften Form, sondern rein als Erfahrungen, als Erlebnisse menschlichster Art und Bedeutung, denen der Unterricht nur das ebenso schlichte, dem Kinde und Volke verständliche Wort hinzuzufügen hatte. Damit wurde zugleich die Grundlage gewonnen für die weitere Vertiefung durch die Erfahrungen Anderer, der Mitlebenden sowohl als derer, die eine Spur ihres Lebens in der Geschichte hinterlassen haben. Hierbei wurde in strenger Stufenfolge das den eigenen Erfahrungen Verwandteste, das Verständlichste, vorangestellt und in stetem Uebergang zum Ferneren und höher hinauf Liegenden fortgeschritten. Namentlich die klassischen biblischen Stoffe wurden nur insoweit im Schulunterricht verwertet, als sie wirklich einfach-elementare Formen religiösen Lebens in entsprechend elementarer Fassung zum Ausdruck zu bringen schienen. Auf höherer Stufe trat dann zum Selbsterlebten und zum geschichtlich bekannt Gewordenen der religiöse Begriff; nicht als dogmatisch abschließend, sondern (wie es bei allem Unterricht sich für jeden anständigen Begriff geziemt) als Versuch, den Inhalt des Erlebten auf einen möglichst scharfen Ausdruck zu bringen, den Ausdruck aber nie und nimmer als endgültig zu betrachten. So ließ der Religionsunterricht dem religiösen Leben selbst wie der begrifflichen Prägung des Erlebten den Spielraum offen.

*) Man denke sich aus, was ohne diese Wandlung aus der unterrichtlichen Pflege des Christentums geworden wäre. Die orthodox gebliebene Theologie würde allmählich eine geistige Herrschaft über die bremer Kultur gewonnen haben, die der katholischen Kulturbevormundung nichts nachgegeben hätte. — Unser Geschichtsbild schildert mit Absicht den denkbar günstigsten Verlauf der Dinge.

Dieser ganze Unterricht konnte als objektiver Religionsunterricht betrachtet werden, freilich in einem anderen Sinne, als die bremischen Lehrer hundert Jahre früher, vor Abschaffung des Religionsunterrichts, „objektiv“ unterrichtet hatten. Denn die objektiven Lehrer hatten den überkommenen dogmatischen Lehrstoff dogmatisch weiter überliefert. Die objektiven Theologen aber unterwiesen jetzt — nach der innertheologischen Ueberwindung der Orthodoxie — durchaus undogmatisch. Wie es ihren Historikern und Psychologen möglich gewesen war, die Tatsachen des religiösen Lebens und Glaubens in Vergangenheit und Gegenwart, zwar nicht ohne persönlichen Anteil, aber doch ohne dogmatische Voreingenommenheit historisch festzustellen und psychologisch zu ergründen, so war es ihnen nun auch möglich, eben diese Tatsachen nach ihrem historischen und psychologischen Zusammenhange dem Verständnis der heranwachsenden Jugend von Unterrichtsstufe zu Unterrichtsstufe schrittweise näher zu bringen, ohne daß damit zugleich die gehorsame Aneignung einer bestimmten religiösen Ueberzeugung oder Gemütshaltung von ihnen in feiner oder grober Weise erzwungen worden wäre. Vielmehr erstrebte die Pädagogik dieser Theologen nach den Prinzipien Pestalozzis und Kants alles Andere eher, als Gewissenszwang. Entwicklung von innen, nicht Hineinbildung von außen hatten sie als ihre Aufgabe erkannt. Und den Religionsunterricht wie die sittliche Unterweisung gründeten sie auf die unbedingte Achtung vor der Freiheit des Gewissens, des Kindergewissens.

Den bremischen Lehrern war diese Entwicklung des theologischen Religionsunterrichts natürlich nicht verborgen geblieben. Sie hatten anfangs ihm gegenüber ihre Ueberzeugung, wie sie in den beiden Denkschriften von 1905 und 1955 festgelegt war, praktisch und wissenschaftlich zu vertreten gesucht. Denn für die meisten unter ihnen waren die Denkschriften zu Dogmen geworden, an denen zu rütteln ein Frevel war. Aber das konnte umsoweniger auf die Dauer so bleiben, als die modern-theologische Praxis sich als eine Weiterbildung von Gedanken ansehen ließ, die halbentwickelt auch in der ersten Denkschrift schon angedeutet gewesen seien. Wie nun vollends jener Tiefstand des Lehrertums sich auch seinen Fanatikern und Dogmatikern nicht mehr verbergen ließ, erhob sich anfangs im kleinen Zirkel, bald aber in immer größeren Lehrerkreisen die Forderung, es gehe nicht an, einen so wichtigen Faktor der Kultur wie die Religion von dem Zusammenhange des Kulturlebens dadurch zu trennen, daß man den Unterricht darin von dem allgemeinen Schulunterricht sondere. Das Gleiche gelte von der sittlichen Unterweisung. Der Lehrer als der Heranbildner der nationalen Jugend zur nationalen Kultur dürfe nicht von dem Unterrichte in diesen beiden allerwichtigsten Lebensgebieten ausgeschlossen bleiben; und der Staat tue Unrecht, wenn er für diese Disziplinen seine Schulen an einen besonderen Stand ausliefere, der nicht so, wie der Lehrerstand, dem Staate in seinem Gewissen und in seinem Berufe unmittelbar verpflichtet wäre. Kurz die Bewegung zielte daraufhin, den Religionsunterricht, der vor 100 Jahren abgeschafft war, wieder einzuschaffen und mit ihm, wie einst, die sittliche Unterweisung wieder zu verbinden.

Als im Jahre 2005 in der vorberatenden Lehrerversammlung, welche die Einreichung einer Denkschrift dieses Inhalts an den Senat erwog, ein Kollege darauf hinwies, man wolle also im wesentlichen zu dem Zustande zurückkehren, der 1905 schon bestanden habe, wurde ihm zwar mit Recht erwidert, daß man ja nicht den „objektiven“ Religionsunterricht von Anno Dazumal wieder einführen wolle, sondern daß künftighin von den Lehrern der Religionsunterricht so frei erteilt werden solle, wie jetzt von den Theologen. Der Kollege jedoch wies nach, daß die jetzt vielgepriesene Methode der Theologen zwar für die Theologen eine Errungenschaft des abgelaufenen Jahrhunderts sei, für die Lehrer aber hätte es Anno 1905 nur der Vertiefung in die Religionspädagogik ihrer Zeit bedurft, um schon damals — ohne Abschaffung des Religionsunterrichts und ohne viel Umwälzungen im Stoffplan — die jetzt so viel gepriesene Unterrichtsweise zu erlernen. Redner wies z. B. hin auf die „Stimmen zur Reform des Religionsunterrichts“ in Reins Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik, insbesondere auf Nr. 14: „Leitsätze zum Religionsunterricht“ von Paul Natorp. „Was wir jetzt“, so schloß der Kollege, „mit aller Anstrengung vom Senate erbitten wollen und was uns vermutlich sogar abgeschlagen wird, das hätten wir schon 1905 haben können, wenn wir nur gewollt hätten.“

Friedrich Michael Schiele

Von den evangelischen Deutschen in Russisch-Polen

1

Wir veröffentlichten in Nr. 35 folgenden Aufruf:

Deutsche evangelische Glaubensgenossen!

Aus dem benachbarten russischen Reich dringen laute Schmerzensrufe zu uns herüber. Unsere zwei Millionen Glaubensgenossen, die in Rußland wohnen, befinden sich in schwerster Not. Der Krieg sowie die revolutionäre Bewegung der erregten slawischen Volksmassen, die alles erbarmungslos verwüsten, haben den materiellen Wohlstand unserer unglücklichen Glaubensgenossen größtenteils vernichtet und Unzählige an den Bettelstab gebracht. Mord, Raub und Hunger bedrohen sie täglich. Unter steter Todesangst und Tränen siechen sie dahin ohne Lebensmut und Lebensfreude. Der Geist der Zucht und Ordnung schwindet drüben täglich mehr und mehr und vernichtet die letzten Hoffnungen der Aermsten.

Es treten an uns, die wir an der Grenze wohnen, von den vielen Flüchtlingen täglich Forderungen um Errettung und Stillung des Hungers heran, denen unsere Privatmittel nicht gewachsen sind. Deshalb sehen wir uns gezwungen, die Hilfe unserer deutsch-evangelischen Mitbürger anzurufen. Wir sind der festen Hoffnung, daß unsere deutschen Mitbürger, die Millionen für die Buren und Armenier geopfert haben, nicht anstehen werden, für unsere Stammes- und Glaubensgenossen in noch reicherem Maße einzutreten. Schnelle Hilfe tut not, denn der gänzliche Untergang droht ihnen. Wir müssen sie nicht nur augenblicklich unterstützen, sondern auch darauf Bedacht nehmen, daß sie ihrem sehnlichsten Wunsch gemäß zu uns in das Land ihrer Väter zurückkehren können. Versäumen wir dieses, dann gehen uns mindestens eine halbe Million deutscher evangelischer Glaubensgenossen auf immer verloren .....

Ostrowo (Posen), August 1905. Das Hilfskomitee

2

Hierauf erhielten wir folgendes Schreiben.

Sehr geehrter Herr Professor!

Vor wenigen Tagen wurden wir auf den Aufruf eines „Hilfskomitees in Ostrowo“ an die „deutschen evangelischen Glaubensgenossen“ in Nr. 35 der Christlichen Welt aufmerksam gemacht und konnten uns der Verwunderung und des Unwillens über die Dinge, welche er enthält, nicht erwehren, denn — das schicken wir gleich voraus — sie widersprechen im Großen und Ganzen schnurstracks der Wahrheit. Der unbefangene Leser gewinnt nämlich den Eindruck, als ob es sich um Millionen ausgeplünderter, ausgeraubter, dem Hungertode naher Deutscher handelte, die in ihrer unbeschreiblichen Not die Hände flehend zu ihren reichsdeutschen Glaubensgenossen hinüberstrecken und von Sehnsucht erfüllt sind, ihre bisherige Heimat zu verlassen und vom Lande ihrer Urgroßväter wieder aufgenommen zu werden.

Wie verhält es sich nun mit dieser ganzen Elendsschilderung? Keine Frage, wir haben schwere, trübe Zeiten in Russisch-Polen durchgemacht, und um uns Evangelische in Russisch-Polen allein handelt es sich doch dem Hilfskomitee, denn „die dünne Herrenschicht in den russischen Ostseeprovinzen“ wird es schwerlich unterstützen wollen oder können. Die Zeit der Unruhen in Warschau und Lodz wird Allen, die sie miterlebt haben, unvergessen bleiben. Wer aber die Sache so darstellt, als ob uns „täglich Mord, Raub und Hunger bedrohten, unser materieller Wohlstand größtenteils vernichtet wäre und wir unter steter Todesangst und Tränen ohne Lebensmut und Lebensfreude dahinsiechten“, der weiß von den tatsächlichen Verhältnissen

nichts, oder er behauptet wider besseres Wissen Unwahres. In Russisch-Polen ist noch keine Kirche geschändet, kein evangelischer Gutshof verwüstet, kein deutscher Besitzer ermordet, kein Mensch um seines Glaubens oder seiner Nationalität willen an den Bettelstab gebracht worden, hat doch die ganze Bewegung in keiner ihrer Phasen den Charakter einer Verfolgung von Deutschen oder Evangelischen angenommen. Leiden Evangelische und Deutsche unter den gegenwärtigen Verhältnissen, so leiden sie gerade ebensoviel wie alle Anderen und hoffen mit allen Anderen zuversichtlich, daß durch die gegenwärtigen Wirren und nach ihnen eine bessere Zukunft bevorsteht. Ja, man muß geradezu sagen, daß während dieser ganzen Zeit die Deutschen und Evangelischen weniger gelitten haben, als die Anderen. Von den mehreren Hunderten, die in Warschau und Lodz den Unruhen zum Opfer gefallen sind, sind nachweislich in Warschau 3, in Lodz 11 evangelische Glaubensgenossen gewesen, und in den schwersten Tagen haben an den sehr bedeutenden Unterstützungen, zu denen namentlich in Lodz die Deutschen das Meiste hergaben, Polen und Katholiken den Löwenanteil davongetragen, einfach aus dem Grunde, weil die deutschen Arbeiter weniger schlecht situiert waren. Die Behauptung von Hunger und Bettelstab der Deutschen in Russisch-Polen ist also, und erst recht wenn an die Landbevölkerung gedacht wird, ins Reich der Fabel zu verweisen. — Es ist wohl möglich, daß manche Arbeitslose die Mildtätigkeit jenseits der Grenze in Anspruch nahmen; aber es ist sicher eine ganz tendenziöse Verallgemeinerung, wenn in dem Aufrufe zu lesen ist, daß man drüben „täglich von vielen Flüchtlingen" überlaufen wird. Wir könnten dann wohl mit gleichem Recht von Armut und Elend in Deutschland reden, da recht zahlreiche angereiste Reichsdeutsche allezeit auch an unsere Türen klopfen.

Unsrer Meinung nach hat der ganze Aufruf den Zweck, seine Leser glauben zu machen, es fehle bloß an den Mitteln, um eine kolossale Rückwanderung der Evangelischen nach Deutschland in die Wege zu leiten. Warum wird diese Tendenz des Aufrufs nicht klar ausgesprochen? Warum scheut man sich nicht, durch ganz unwahre Darstellung der Verhältnisse die öffentliche Meinung irrezuleiten?

Die überwältigende Mehrzahl der Evangelischen in Polen ist der Ueberzeugung, die eins der Mitglieder des Hilfskomitees, bis zu Anfang dieses Jahres Pastor in Russisch-Polen, früher auch oft ausgesprochen hat: Wir Evangelische haben hier eine uns von der Vorsehung gestellte Aufgabe zu erfüllen. Ja! und an dieser soll uns Niemand und Nichts irre machen, auch nicht vorübergehende schwierige Zeiten.

Von Ihrer Gerechtigkeitsliebe, sehr geehrter Herr Professor, erwarten wir, daß Sie diese Zurechtstellung in den Spalten Ihres geschätzten Blattes zum Abdruck bringen werden, damit nicht ein Verfahren gefördert werde, welches, um seine Zwecke zu erreichen, zu Mitteln greift, die jeden mit den Verhältnissen Vertrauten mit gerechtem Unwillen erfüllen müssen.

Genehmigen Sie ....

..... (in Russisch-Polen) den 22. September 1905.

....., Pastor und Konsistorialrat

3

Wir übersandten diesen Brief an einen Freund, der dem Hilfskomitee von Ostrowo nahe steht. Er richtete daraufhin an den Verfasser des Briefes folgendes Antwortschreiben:

Herrn Konsistorialrat ..... in ..... (Russisch-Polen)

— — Ew. Hochwürden sprechen mehrfach mit „wir", und darf ich deshalb wohl Ihren Brief nicht als persönliche Kundgebung, sondern als halbamtliche Aeußerung der evangelischen Pastorenschaft Russisch-Polens auffassen.

Sie bestreiten, daß es den deutschen Evangelischen drüben schlecht geht. Nun: die herüberkommenden Leute selbst — deren auch ich mehrere gesprochen habe — wissen es anders. Und das sind keineswegs „Arbeitslose, die die Mildtätigkeit in Anspruch nehmen", sondern ordentliche Handwerker, die Arbeit, und Bauern, die Land suchen und, wills Gott, bei uns auch finden werden. Aber wir müssen uns umtun, es ihnen zu verschaffen und für sie sorgen, bis wir es ihnen verschaffen, und dafür arbeitet das Komitee, das seit 1. Oktober einen eigenen Beamten angestellt hat.

Zur tätlichen Verfolgung hat es der polnische Fanatismus noch nicht gebracht; sollen wir warten, bis es dahin kommt? Dann könnte es zu spät werden. Das brennende Baku, das verwüstete Odessa, das von Mord, Schändung und Brand erfüllte Kurland und Livland sind uns doch Warnungszeichen genug. Sollen wir warten, bis Rußland ganz aus den Fugen gerät, bis auch die Polen den blutigen Aufruhr beginnen? 1863/64 hat uns genug gezeigt, wie darunter am meisten die Deutschen in Russisch-Polen zu leiden hatten; infolge dessen sind ja auch damals Zehntausende nach Wolhynien ausgewandert. Also retten wir von unsern deutschen evangelischen Volksgenossen aus Russisch-Polen, so lange noch Etwas zu retten ist. Die von Ihnen erwartete bessere Zukunft wird nicht eintreten. Wir an der Grenze verstehen auch Etwas von der Beurteilung Ihrer Verhältnisse, und es ist unser Aller feste Ueberzeugung: Rußland stürzt zusammen, der bisher gefesselte Pole wird frei und wirft sich — auf den Deutschen!

Daß in Warschau nur 3, in Lodz nur 11 Evangelische erschossen worden sind, will ich gelten lassen, wiewohl amtliche Feststellung von drüben hier schlechten Kurs hat. Aber was beweist das? Doch nur, daß die Deutschen die loyalste der Nationen Rußlands sind und sich von den Straßenkämpfen fern halten.

Die Drohungen, die spöttischen Redensarten: „die deutschen Schinken würden bald billig werden", mögen bis zu Ihnen hinauf nicht dringen, zeigen unsern Leuten drüben aber, was ihnen in Kurzem bevorsteht.

Unsern Leuten drüben; — Ihnen, der evangelischen Pastorenschaft Russisch-Polens freilich nicht. Warum nicht? Herr Konsistorialrat, ich erhebe nun die schwerste Anklage gegen Sie, die gegen einen deutschen Stand geschleudert werden kann: Ihnen droht Nichts, weil die evangelische Pastorenschaft Russisch-Polens, deren Gemeinden fast durchweg deutsch sind, die von deutschen Eltern abstammt und deutsch erzogen worden ist, polnisch geworden ist und es immer mehr wird. Vor mir liegt eine Nummer des Goniec Warszawski (Warschauer Eilboten); darin werden Sie gelobt: „In positiver Richtung trägt zu dem nicht üblen Zusammenleben beider ethnographischen Elemente die Stellung der Pastoren bei, die — Dank ihrem Verwachsensein mit dem Lande und auch Dank der dem Protestantismus eigenen Berücksichtigung ethnographischer Besonderheiten zum Zweck der Propaganda — in der Richtung der Milderung und Ausgleichung der Gegensätze wirken."*)

Wessen Lob Sie erhalten, dessen Geschäfte besorgen Sie. Wie viele Ihrer 66 Pastoren sind denn noch deutsch? Sie selbst, Herr Konsistorialrat, und außer Ihnen vielleicht noch zehn Pastoren sprechen mit Frau und Kind deutsch, die übrigen alle sind zu Polen geworden. Und dabei alles geborene Deutsche! Vor mir liegt das Personalverzeichnis des Warschauer Konsistorialbezirks; die Geistlichen heißen der Reihe nach: Bursche, Machleid, Loth, Rondthaler, Wernitz, Oppmann, Schöneich, Ernst, Tochtermann, Freymann, Wosch, Müller, Fabian, Uthke, Wojak. Nach 14 deutschen Namen ein Name polnischer Herkunft. Und so geht das Verzeichnis weiter: Zander, Häfke, Rosenberg, Holtz, Gundlach, Hadrian, Leo, Manitius, Dietrich, Gerhardt, Wendt, Lemon, Schmidt, Biedermann, Knothe, Sachs, Paisert, Rutkowski. Nach 17 deutschen Namen wieder ein polnischer! U. s. f.

Ist das nicht eine Schmach und Schande? Die beiden mir nächst wohnenden Pastoren aus Russisch-Polen, aus deren Gemeinden hin und wieder Leute auch zu mir gekommen sind, haben von jeher meine gerechte Entrüstung erregt. Der jetzt verstorbene O. in P. hat seiner Tochter eine polnische Trauerede gehalten; Frau und Tochter gingen ja auch mit dem polnischen Gesangbuch zum deutschen Gottesdienst. Der noch lebende O. in R. ist solch ein Stock-Renegat, daß sogar die Polen sein Polentum belächeln und seinen Namen scherzweise in ..... verpolnischt haben.

*) Im Originalbriefe polnisch. D H

Die Evangelischen in Russisch-Polen sind trotz aller Schwierigkeiten noch deutsch geblieben, die Pastoren sind polnisch geworden! Sie verbreiten polnische Zeitungen; haben Sie denn ein dem Zwiastun ewanielicki entsprechendes deutsches Kirchenblatt? Sie führen polnische Gottesdienste ein; Ihr neuer Generalsuperintendent (Bursche, welch deutscher Name und welch ein Stockpole!) arbeitet darauf hin, die Konfirmationen möglichst polnisch zu vollziehen; Sie arbeiten an der Entnationalisierung von 400000 evangelischen Deutschen. Nun aber bricht Gottes Gericht über solch schmähliches Renegatentum herein; Ihre Gemeindeglieder wollen nicht länger bleiben.

Und wir wollen Ihre Gemeindeglieder aufstacheln, zu uns herüberzukommen. Wir sind treue Deutsche und wir können nicht die Hände in den Schoß legen, wenn 400000 Deutsche in Gefahr sind, in 1 bis 2 Menschenaltern polonisiert und im dritten Menschenalter katholisiert zu werden. Denn Letzteres ist die unausbleibliche Folge. Zum Polentum gehört einmal das katholische Bekenntnis. In Warschau vollzieht sich das ja schon jetzt; der Zwiastun selbst redete ja neulich von den Warschauer Evangelischen: „unsere dezimierten Scharen".

Mit den Renegaten kein Erbarmen; gegen sie Kampf bis aufs Messer; 400000 Deutsche drohen uns verloren zu gehen!

Nun noch ein persönliches Wort, Herr Konsistorialrat. Sie sind ja noch ein Deutscher, ein weißer Rabe unter Ihren Pastoren. Haben Sie Hoffnung, daß Ihre Kinder noch deutsch sein werden? Können Sie sich unter Ihren volksverräterischen Pastoren wohl fühlen? Haben Sie — im innersten Herzen — noch Hoffnung auf Gesundung Ihrer politischen Verhältnisse und auf die Möglichkeit der „Erfüllung einer den dortigen evangelischen Deutschen von der Vorsehung gestellten Aufgabe"? Wenn Sie diese Frage verneinen, so kommen Sie herüber zu uns. Folgen Sie T.'s Beispiel und helfen Sie uns, von den dortigen Deutschen zu retten, was zu retten ist. Und eben damit retten Sie sich selbst!

Mit dieser Bitte schließt in vorzüglicher Hochschätzung

Ihr ....

..... (Posen), den 4. Oktober 1905.

4

Wir haben in den beiden Briefen alle Namen unterdrückt, weil sie vorläufig Nichts zur Sache bedeuten und ihre Veröffentlichung nach der einen oder andern Seite hin mißliche Folgen haben könnte. Von den beiden Herren Verfassern waren uns die Briefe ausdrücklich mit voller Namennennung zum Abdruck übergeben. Wir tilgen auch alle Namen in dem folgenden Dokument, das uns als gedrucktes Flugblatt vorliegt und das wir zur weiteren Aufhellung der Sachlage ebenfalls mitteilen.

Evangelische Glaubensgenossen!

Durch Gottes gnädige Fügung ist an mich der Ruf ergangen, eine Pfarrstelle in Preußen anzunehmen. Ich habe es mit Freuden getan und danke täglich meinem Gott und Heiland, daß Er mich glücklich in das Land meiner Väter wiedergebracht hat; denn ich fühlte mich schon lange in Polen unglücklich; dazu konnte ich Eure schweren Leiden nicht mehr ansehen. Ich, ..., ..., war ja fast 16 Jahre unter Euch Pastor, und zwar in A. fast 1 Jahr, in B. 10 Jahre und in C. 5 Jahre. Dazu habe ich noch Nachbargemeinden und Filiale administriert, z. B. D., E. und F. Viele Leser dieser Zeilen kennen mich von Angesicht; zu Unzähligen unter Euch habe ich mit gedrucktem Wort gesprochen, denn ich bin 14 Jahre lang Verfasser des ..... gewesen, der in den meisten evangelischen Häusern Polens gern gelesen wird.

Geliebte Glaubensgenossen! Ich kenne Euch wie meine eigenen Kinder, da ich mit Euch Freud und Leid geteilt habe. Nun rufe ich Euch aus der Ferne zu: Folget mir nach und verlasset so bald als möglich das Polenland. Ja, kehret wieder in das schöne Land Eurer Väter.

Nun werden Manche sagen: Steht nicht im Psalm 37, Vers 3 geschrieben: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich"? Das ist richtig. Warum sind aber, frage ich, unsere Väter nicht in ihrem Lande geblieben? Nun, sie haben sich leider von den Polen in ein fremdes Land locken lassen, und zwar um scheinbaren Vorteils willen. Ihr aber, die Nachkommen, müsset darum bitter leiden. Polen ist Babylonien und Deutschland ist Kanaan. Also kehret zurück aus dem fremden Lande, in welches Ihr durch Eurer Väter Schuld hereingeraten seid, in Euer Land, welches ist Deutschland. Denn auch die Juden, die doch Davids Psalmen, also auch Psalm 37, kannten, sind zurückgekehrt aus Babylonien in ihr Land.

Ich frage Euch: Was hält Euch noch in Polen? Bedenkt doch: das Land wird immer schlechter und teurer. Die Wälder sind nicht mehr da. Holz und Steinkohlen sind sündenteuer. Die Wege sind jämmerlich. Die Schulen, wo Eure Kinder in fremder Sprache unterrichtet werden, verdienen kaum den Namen Schulen; die meisten Lehrer sind herabgekommene Menschen und in vielen Fällen Trunkenbolde. Die Wojte und namentlich die Wojtschreiber sind Diebe, die Euch die Haut vom Leibe reißen wollen. Von der Post habt Ihr keinen Vorteil. Viele Briefe werden gestohlen und für die ankommenden müßt Ihr großen Botenlohn bezahlen. Die polnischen Powiat-Beamten, Advokaten und Richter sind gewissenlose Leute, die sich bestechen lassen, und die Ihr mit Eurem Schweiße füttern müßt. Dazu kommen die Straschniks, die überall mit den Dieben unter einer Decke stecken. O, liebe Glaubensgenossen, Ihr wißt garnicht, in welcher Lage Ihr Euch befindet, denn Euer Gefühl ist durch die polnischen Ungerechtigkeiten ganz abgestumpft. In Armut und Elend müsset Ihr verkommen. Und die meisten unter Euch wissen es ja, daß die Polen täglich auf den Augenblick warten, wo der Russe im Kriege verspielt, um Euch den Hals abzuschneiden. Dazu kommt, daß Ihr jetzt nicht einmal mehr ruhig auf den Torg fahren könnt, da Euch die polnischen Räuber auf allen Wegen auflauern und überfallen, um zu rauben. Ja, Polen ist fast schlimmer als Babylonien. Polen ist ein Paradies für Diebe und Mörder geworden, aber eine Hölle für die ehrlichen und arbeitsamen Deutschen. Darum heraus, Freunde, aus dem traurigen Polenlande und zurück in das Land Eurer Väter. Bedenket, Gott ruft Euch.

Nun fraget Ihr: Was bietet uns Deutschland? O, viel, viel Gutes, Brüder! Hier in Deutschland habt Ihr Eure Religion und Eure Sprache, die teure, deutsche Sprache, die Sprache Luthers und Paul Gerhardts. Muttersprache, Mutterlaut, wie so wonnesam, wie traut! sagt ein Dichter. Fremde Sprachen braucht Ihr hier Gott Lob nicht in den Schulen zu lernen. Hier in Deutschland habt Ihr einen deutschen Kaiser; das ist wahrlich der beste Kaiser der Welt. Alle Völker beneiden Deutschland um diesen guten und klugen Kaiser. Er ist ein rechter Vater, der für seine Kinder, besonders für die Landleute und Arbeiter, so herzlich sorgt. Auch der russische Kaiser ist gut. Aber wie kann er seinen Untertanen gutes tun, wenn seine polnischen Beamten ihn betrügen? Die halten ihren Amts-Eid nicht. Hier in Deutschland sind Gott Lob getreue und gewissenhafte Beamte. Denn wer hat jemals gehört, daß sich ein deutscher Beamter bestechen läßt? Jeder Beamte muß hier ohne Bestechung seine Pflicht tun. Das sind wahrlich andere Herren als die polnischen. Freilich sind hier in Deutschland die Beamten und Straschniks sehr streng; aber doch nicht gegen die guten, sondern gegen die bösen Leute. Die Diebe werden hier unbarmherzig verfolgt. Deutschland ist wohl eine Hölle für die Diebe, aber ein paradiesisches Land für die arbeitsamen und ehrlichen Leute. Hier in Deutschland findet man herrliche Wege, ausgezeichnete Schulen, gute Lehrer, Ordnung und Zucht auf Schritt und Tritt. Hier kann man sich wirklich glücklich fühlen. Nun kommt aber noch die Hauptsache: Höret, liebe Brüder: Der deutsche Kaiser kauft viele große Güter auf und läßt sie parzellieren und kolonisieren. Euch wird gutes und fruchtbares Land auf Abzahlung dargeboten. Auch mit wenig Geld kann man hier schon etwas Land auf Abzahlung kaufen; in Polen dagegen muß man Alles auf einmal bezahlen, da die Gläubiger furchtbare Prozente verlangen, darunter die armen geplagten Landleute schwer leiden müssen. Hier läßt sich Geld schon für $3^1/_2$ Prozent borgen, während Ihr in Polen 8 und 10 und oft sogar 12 Prozent zahlen müßt. Die Kgl. Ansiedlungs-Kommission in der Stadt Posen, Mühlenstraße Nr. 12, besorgt im Namen des Landesherrn das Verteilen der Güter.

Höret weiter, liebe Brüder! Landarbeiter, die gar kein Geld haben, aber fleißig sind, verdienen hier in Deutschland viel Geld. Ein Mann (der natürlich kein Schnapstrinker ist) erspart, wenn er in den Westen auf Arbeit geht, im Sommer meist 150 Rubel. Daneben reicht ihm der Verdienst, um gut zu leben. Von dem Ersparten läßt sich nach ein paar Jahren eine kleine Wirtschaft kaufen. Mädchen und Frauen verdienen die Hälfte, können also im Sommer immer mindestens 75 Rubel sparen. Von solchem Verdienst weiß man in ganz Polen nichts. Dort muß ja der Arbeiter geradezu Hunger leiden. Denket Euch, auch die polnischen Arbeiter sind klug geworden. Zweihunderttausend Polen ziehen im Sommer aus Polen nach Deutschland, um hier zu arbeiten und zu verdienen, da sie in ihrem Vaterland Hunger leiden müssen. Warum kommt Ihr nicht in Euer eigenes Land, wo Brot in Hülle und Fülle ist? O, Ihr Toren, heraus aus dem polnischen Babylon und zurück in das Land Eurer Väter. Verkaufet Euer Land und verlasset, wie schon Viele von Euren Brüdern getan, die fremde Scholle. Denn das sollt Ihr wissen, daß schon Tausende von Euch aus Polen hierher zurückgekehrt sind. Sie fühlen sich glücklich und sind zufrieden. Nur einige Taugenichtse kehren nach Polen zurück, da sie von der Polizei verfolgt werden.

Was werden nun aber Eure Lehrer und Seelsorger dazu sagen, wenn Ihr nach Deutschland zurückkehrt? Nun, sie werden Euch abraten, weil sie ihre Gemeinden nicht verlieren wollen.*) Das ist ja klar. Aber

*) Die bisherigen Sperrungen nach der Vorlage. Diese und die nächstfolgenden Hervorhebungen von uns. D H

werden sie Euch auch Brot geben? Nein, das können sie nicht. Also seid klug, Brüder! Wenn Euch Jemand Deutschland schlecht macht, so glaubt es nicht, denn ein Lügner ist derjenige, welcher dieses herrliche Land schlecht macht. Aber leider hassen die meisten Seelsorger und Lehrer ihr einstiges Vaterland. Warum? Weil sie polnisch geworden sind. Fraget einmal nach, ob Euer Pastor in der Familie deutsch spricht! Ihr werdet es bald erfahren, daß er sich der Sprache seiner Väter schämt. O, Schande! Sie essen Brot, das deutsche Hände erworben haben, und hassen die Sprache ihrer eigenen Pfarrkinder. Dies möchten die Polen niemals tun.

Nun erkläre ich, Pastor ....., Euch zum Schluß, daß ich Euch gern helfen will, damit Ihr wieder in Euer Land kommen könnet. Ich wohne im Dorf G., Provinz Posen; das Dorf G. ist nur 2 Meilen von H.*) entfernt und nur 1 Meile von der Grenzstation J. Ihr könnt zu mir kommen, wenn es Euch gelingt, eine Grenzkarte zu erhalten, um Euch mit mir zu beraten. Ihr könnt aber auch von der Grenzstation J. nach K. fahren, das 17 Werst von der Grenze liegt. In K. fraget irgend einen Straschnik: Wo ist die Herberge zur Heimat? Er wird Euch antworten: Auf der ..... straße im Hause L. Dort wohnt der Hausvater M. N. beim Hausbesitzer L. Beide stammen aus Polen. Dort könnt Ihr für einige Kopeken zur Nacht bleiben und guten Rat erhalten. Hütet Euch aber vor polnischen und jüdischen Gasthäusern, denn dort werdet Ihr schwerlich guten Rat finden. Meine Adresse steht unten. Auch an M. N. könnt Ihr schreiben. Nun aber bitte ich Euch: Leset diesen Brief allen Bekannten und Freunden vor.**) Wenn Ihr wollt, könnt Ihr auch Kundschafter in das Land senden, um es zu besehen, wie die Israeliten taten, da sie nach Kanaan zogen. Der Herr aber, Euer treuer Heiland, wolle Euch endlich Weisheit verleihen und Euch glücklich in das Land Eurer Väter wiederbringen.

5

Der knappe Raum verbietet dem Herausgeber, die vorstehenden Schriftstücke mit einem ausführlichen Schlußwort zu begleiten. Dieses scheint auch darum wohl entbehrlich, weil eine Fortsetzung der Diskussion vermutlich nicht ausbleiben wird. Darum kurz nur dies. — 1. Die Dokumente sind ein Beitrag zur Polenfrage. Ich stehe, ein aufmerksamer Beobachter, aber in aller Bescheidung, zu ihr noch wie früher und sehe in ihr nach wie vor das schwierigste Problem, das die Staatsweisheit in Preußen zu lösen hat. — 2. Wie es den Polen in meinen Augen ehrt, wenn er auch als preußischer Untertan sein polnisches Volkstum zu behaupten sucht, so ist es eine Unehre für den geborenen Deutschen, wenn er in Polen sein Deutschtum aufgibt. — 3. Die Frage, ob es richtig sei, die evangelischen Deutschen jetzt nach Kräften aus Russisch-Polen herauszuziehen, läßt sich nur aufgrund genauer Kenntnis der Zustände in Russisch-Polen und Rußland überhaupt beantworten. Wer aus guten Gründen der Ansicht ist, daß das russische Reich binnen kurzem in sich zusammenbrechen muß, wird die Frage bejahen; wer diesem Staate noch Daseinsfähigkeit bis in eine ferne Zukunft zutraut, wird sich besinnen müssen, die darin seßhaften Deutschen zu beunruhigen. Ich enthalte mich in dieser Frage jeden Urteils und sehe voll Spannung weiterer Belehrung durch Kenner der Lage und durch die kommenden Ereignisse entgegen. R

Mutterschutz

Reform der sexuellen Ethik

1

In einem Leitartikel der „Frauenbewegung" vom 15. Juli 1905 findet sich der Satz:

> Gewiß! die ökonomischen Verhältnisse müssen berücksichtigt werden, — gewiß! die Berufs-, Erwerbs- und Bildungsfragen sind eingehend zu behandeln, — gewiß! das politische Recht der Frau hat im Vordergrunde zu stehen, aber Alles das greift nicht so tief an Herz und Nieren und rührt das Innere so auf, wie die Stellung der Frau als Gattin und als Mutter.

Damit sind treffend die Wertverhältnisse gezeichnet, in denen sich in der heutigen Frauenbewegung die Probleme befinden. Notwendig ist und bleibt die Arbeit an der Frage der sozialen, wirtschaftlichen und rechtlichen Stellung der Frau — ja es wird sich sogar zeigen, daß die Arbeit an dieser Frage sich noch steigern muß angesichts der neuen Frage: die Frau als Gattin und Mutter. Aber das ist sicher: wichtiger und wertvoller, dem wirklichen Leben mehr entsprechend als die Erörterung aller anderen Frauenfragen ist das Ringen um eine innere Beherrschung des Geschlechtsproblems. Mehr als in allen anderen Frauenfragen ist hier der Mann mitinteressiert und mitverpflichtet.

Es ist ganz unmöglich, die Fülle der Veranstaltungen, die der Sache dienen wollen, zu nennen. Nur die hervorragendsten will ich kurz nennen. Die Internationale Föderation arbeitet durch eine starke Vortragsarbeit an dem Problem der Prostitution, muß sich aber von da aus auch mit allgemeineren Fragen der sexuellen Ethik befassen. Die Sittlichkeits-Vereine und Kommissionen nehmen an Arbeit und Diskussion selbstverständlichen Anteil. Die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechts-Krankheiten ist von ihrem Spezial-Gebiet aus genötigt, allgemeinere Fragen zu behandeln. So soll auf die Tagesordnung ihres nächsten Kongresses die Frage der sexuellen Pädagogik gesetzt werden. Gerade dies Thema: Die geschlechtliche Aufklärung der Jugend wird ganz besonders oft und mit ganz besonderer Wärme durchgearbeitet. Auch der Hamburger Philologentag jüngst hat einen Vortrag darüber gehabt. Großes Aufsehen in weiten Kreisen erregten in diesen letzten Zeiten die Vorträge und die immer weiter dringenden Bücher von Ellen Key. Mag man noch so sehr die innere Leere ihrer philosophischen Grundlage verspotten, mag man noch so ernst darauf hinweisen, daß sie die Feinde, mit denen sie kämpft, zum Teil garnicht kennt, mag man noch so oft wiederholen, daß das Beste dessen, was sie sagt, Lesefrüchte sind — Ellen Key ist in vielen Frauenherzen unsrer Tage eine Macht. Man muß sich mit dieser Tatsache auseinandersetzen, viel mehr mit dieser Tatsache vielleicht als mit Ellen Key selbst.

Ellen Key hat in Berlin auch die Gründung eines Bundes mit erleben können, der die Frage der sexuellen Ethik in den Mittelpunkt seines Interesses und seiner Arbeit gestellt hat, des Bundes für Mutterschutz. In den kurzen Tagen seines Bestehens hat dieser Bund, an dessen Spitze Dr. phil. Helene Stöcker steht, ein tüchtiges Stück Arbeit geleistet. In Hamburg und München sind Ortsvereine gegründet worden, in Wort und Schrift — selbst kleinere Provinzblätter werden von den Mitteilungen des Bundes erreicht — sind reichlich die Probleme erörtert und ist für bestimmte praktische Forderungen Propaganda gemacht. Regelmäßigen Ausdruck findet die ganze Arbeit in einem monatlich erscheinenden, von Helene Stöcker herausgegebenen Publikations-Organ des Bundes: „Mutterschutz. Zeitschrift zur Reform der sexuellen Ethik." Zur Orientierung nenne ich einige Aufsätze der ersten Hefte: Zur Reform der sexuellen Ethik; Liebe und Kultur; Mutterschaftsversicherung; Frauenachtung; Die Bedeutung der Ehe für den Einzelnen wie für die Gesellschaft; Mutterschaft und Ehe und viele andere mehr. Die Veröffentlichungen des Bundes oder einzelner Bundesmitglieder haben in der Presse aller Schattierungen eine große Bewegung hervorgerufen. Und auch unter den Frauen der Frauenbewegung selbst. So war es denn durchaus sachgemäß, daß der Verband fortschrittlicher Frauenvereine — eine Gemeinschaft von Menschen, die auf ihrem Gebiet in der ernsten und tiefen, an die letzten Gründe einer Sache heranarbeitenden Art der Problemerörterung, mutatis mutandis, eine gewisse Aehnlichkeit mit der Gruppe der Freunde der Christlichen Welt hat —, daß dieser Verband die Fragen zur Reform der Ehe auf seine diesjährige Tagesordnung setzte.

Ehe wir aber in eine gründliche Untersuchung der Fragen selbst eintreten, muß aus der Art, in der die öffentliche Diskussion geführt ist, noch Eins erwähnt werden. Nach der Lage der Dinge war es — leider — vorauszusehen, daß die sogenannte kirchliche Presse sich von vornherein ablehnend verhalten würde. Der Ton dieser Ablehnung war doch aber bei allem Pessimismus nicht vorauszusehen. Gott sei Dank nicht. Die Ausdrücke, die auf dem Katholikentag gesprochen worden sind, haben wir nicht zu verantworten. Um so schwerer lasten auf uns die Worte, mit denen man in evangelischen Blättern die Arbeit an diesem Problem und die Lösungsversuche belegt hat. Es fällt mir nicht ein, die einzelnen häßlichen Worte hier zu wiederholen; nur eine offizielle Kundgebung sei notiert:

*) Einer russischen Stadt. D H
**) In der Vorlage gesperrt. D H

Auf mehrere uns gesandte Beschwerden von Vereinsvorständen protestieren wir gegen die unerbetenen Zusendungen des Vereins „Mutterschutz", die jedem christlich-sittlichen Empfinden Hohn sprechen und von den evangelischen Jungfrauenvereinen als Beleidigung empfunden werden.

Der Vorstände-Verband der evangelischen Jungfrauenvereine.

Es tut doch weh, wenn man dazu im Hannoverschen Courier lesen muß:

Sehr bedauerlich, wenn sich dem christlich-sittlichen Empfinden so leicht Hohn sprechen und ein evangelischer Jungfrauenverein sich so leicht beleidigen läßt. Fräulein Helene Stöcker verfolgt mit ihrem Verein „Mutterschutz" Bestrebungen, die der Achtung und Beachtung durchaus würdig sind, nicht zuletzt von Seiten der positiven Anhänger des Christentums, das doch auch heute noch den Anspruch erheben will, eine Religion der Liebe und des Erbarmens darzustellen.

Die Wirkung solcher Art der Polemik sollte doch immer wieder zum Nachsinnen, zum Ueberlegen jedes Wortes, das man sagt, führen. So schreibt z. B. Frau Cauer, die sich durchaus nicht mit allen Aufstellungen von Helene Stöcker identifiziert, in der Frauenbewegung:

Allen voran glänzten darin die kirchlichen Blätter, welche das Christentum zu vertreten behaupten. Die brutale Art und Weise dieser kirchlichen Blätter, uns zu verleumden und zu verdächtigen, läßt auf den niedrigsten Tiefstand des von ihnen vertretenen Kirchentums schließen, der mit der christlichen Lehre nicht mehr das Geringste gemein hat und jedem religiös-empfindenden Menschen ein Grauen vor einer derartigen Gesinnung einflößen muß.

Aber ganz von dieser Rücksicht auf die Wirkung abgesehen — so wichtig eine solche Rücksicht ist — will mir scheinen, als ob gerade Christenleute, ganz abgesehen zunächst von der sachlichen Auseinandersetzung, Verständnis haben müßten für ein immer neues Anfassen und Anpacken sittlicher Fragen, für ein immer neues und immer tieferes Infragestellen alter sittlicher Entscheidungen. Solches Verständnis müßten sie haben um ihrer Geschichte willen und um ihrer Missionsarbeit willen. Denn ihre Geschichte ist voll von neuer Durcharbeitung alter Fragen, und ihre Missionsarbeit ist voll von ethischen Revolutionen in den Menschen, an denen sie geleistet wird. Aber selbst wenn man diese Artbestimmung des Christentums ablehnen will, das ist doch allereinfachste Christenpflicht, daß man das, was man angreift, kennt. Und zwar nach Christenart kennt, das heißt so kennt, daß man die besten Triebe, das beste Leben in ihm kennt. Der Christ kann gar nicht anders lesen als mit Luthers Erklärung des achten Gebotes im Gewissen. Es ist aber ganz unmöglich, daß so häßliche Worte gesagt worden wären, wenn man z. B. den so oft wiederkehrenden Satz Helene Stöckers wirklich gelesen hätte, — in dem Bericht über die erste Versammlung war er sogar gesperrt gedruckt: „Die Dreieinigkeit von Vater, Mutter und Kind wird immer das höchste Ideal bleiben."

Heinz Beckmann

Verschiedenes

Jung Stilling und Arndt. Zwei geistesmächtige Christen klopfen neuerdings an unsre Tür. Scheinbar in vielen Punkten entgegengesetzt, können sie uns in dem ein Vorbild werden, das sie eint. Jung Stilling ist jedem Gebildeten aus Goethes Dichtung und Wahrheit bekannt. Nur wenige aber lesen seine christlichen Schriften, kaum seine Lebensbeschreibung taucht hie oder da, etwa in pietistischen Kreisen, noch auf. Neuerdings hat nun ein Nachkomme des bedeutsamen Mannes, Pfarrer Bömel in Emmishofen, eine Sammlung aus seinen zahlreichen Briefen an fromme Zeitgenossen herausgegeben: Briefe Jung-Stillings an seine Freunde. (Berlin, Wiegandt und Grieben 1905. 188 Seiten; gebunden 3 Mk.) Es ist ein interessantes Buch. Denn es führt den Leser zu einem Manne, der trotz seines oft äußerlichen Biblizismus und seiner abstrusen Apokalyptik auch unsre Verehrung verdient. Es führt ferner in ganze Kreise hinein, in denen durch alle menschliche Gebrechen hindurch die Religion als wirkliche Lebensmacht deutlich hervortritt. Wer es vermag, über die Schranken der Zeit und der Frömmigkeitsform hinweg von anders Denkenden sich innerlich befruchten zu lassen — und das wäre jedem Christen zu wünschen! — wird deshalb auch religiöse Anregung daraus empfangen. Wem sich aber das Herz gegen eine so fremde Art, über innere Heiligtümer zu sprechen, verschließt, der sei wenigstens auf den reichen historischen Inhalt hingewiesen. Den religiösen Gehalt der „Erweckung", die um die Wende des 19. Jahrhunderts durch Deutschland ging, lernen wir hier besser als durch viele Schriften darüber verstehen. Sogar die feinen Verschiedenheiten der einzelnen Vertreter und Gruppen zeichnen sich deutlich ab. Jung Stilling steht weder einem Lavater, noch den niederrheinischen Frommen, noch den Herrnhutern kritiklos gegenüber, und anderseits ernten seine apokalyptischen Rechnungen bei vielen Freunden Abneigung. An edler Weitherzigkeit für mannigfaltige Arten der Frömmigkeit erhebt er sich mit vollem Bewußtsein hoch über den pietistischen Durchschnitt: „zur wahren Einigkeit des Geistes gehört nichts weiter als gänzliche Uebereinstimmung in der großen Erlösungswahrheit von Jesu Christo für uns und in uns" (S. 140); „der Herr braucht vielerlei Werkzeuge in seinem Reich, und jedes bereitet er zu seinem Zweck" (153).

Noch inniger ist die Verbindung tiefer Frömmigkeit mit echtem religiösen Individualismus bei Ernst Moritz Arndt. Um ein Menschenalter jünger als jener und mitten innestehend in dem reichen Leben seiner Zeit, vermag er leichter, überall etwas Göttliches zu sehen oder zu ahnen. Ernst Müsebeck schildert neuerdings in einer höchst anziehenden Schrift den religiösen Gehalt seines Lebens, seiner Entwicklung und seiner Werke: E. M. Arndt und das kirchlich-religiöse Leben seiner Zeit. (Tübingen, Mohr 1905. Gebunden 2,50 Mk.) Schon der Titel zeigt, daß hier Etwas hinzutritt, was bei dem Pietisten Stilling in hohem Grade fehlt, die innere und äußere Teilnahme an der kirchlichen Entwicklung. Arndts Leben umfaßt die ganze ungeheure Wandlung, die das Christentum von der Aufklärung bis zur Herrschaft der neuen Orthodoxie erfahren hat; es umfaßt die Entstehung der preußischen Landeskirche und zugleich den Ursprung vieler religiöser, theologischer und kirchlicher Fragen, die noch heute ihrer Lösung harren. Es kann uns sachlich nicht gleichgiltig sein, wie ein Arndt sich zu Alledem stellt; was vollends seine Persönlichkeit an christlicher Kraft und Tiefe bietet, das sollten wir als ein Gottesgeschenk mit offnem Herzen in uns hineinströmen lassen. Um nur an Eins zu erinnern: kann es nicht für Viele eine Stärkung der Glaubensfreudigkeit werden, wenn der fromme Dichter des „Ich weiß, an wen ich glaube" jedes äußere Vorgehen gegen Strauß und seine Lehren widerrät? „Ich sage: laßt gewähren, laßt strömen und stürmen! Wasser und Wind will seinen Lauf; wie kann man so Dünnes und Unbegreifliches hemmen, so Unsichtbares fassen? Dies ist meine Antwort: ... Freiheit der Majestät des freien Geistes und des freien Lebens! Das komme auch den Narren und Toren zugute!" — So wünschen wir denn der lehrreichen Schrift einen breiten Leserkreis und hoffen, daß sie durch die Darstellung selbst wie durch die eingestreuten Zitate recht vielen ein Anstoß werde, neben den Liedern des trefflichen Arndt auch seine Prosawerke auf sich wirken zu lassen.

Horst Stephan

Bilder aus dem Dorfleben. Von Johannes Gillhoff. Dresden, Carl Reißner 1905. 317 S. 3, gebunden 4 Mk.

Das ist ein Buch, an dem man merken kann, daß es eine Kunst des Erlebens gibt, die erst die Kunst der Darstellung ermöglicht. Im letzten Grunde kommt es dabei auf das Eingestelltsein an. Gillhoff sieht die Dinge und Menschen in dem glücklichen Winkel, der Hunderte von Tropfen zum fröhlichen Glitzern bringt. Wenn Einer mit so herzhaftem Humor auch die Tragik des kleinen Lebens nicht übersieht, dann wird es Einem wohl bei seinem Erzählen. In einzelnen von diesen Bildern sind freilich die humoristischen Lichter ein wenig zu grell und erinnern fast an die Art der humoristischen Blätter, z. B. in den Abschnitten von der Kleinbahn, vom Intelligenzblatt und von der Schulpumpe. Aber das Ganze ist durch seine gesunde Verteilung von Ernst und Heiterkeit eine wirkliche Sommerfrische, besonders für den, der niederdeutsche Art und Sprache und das Bauernleben gern hat. Abends beim Vorlesen haben wir uns der freundlich warmen Heimatskunst des Erzählers von Herzen gefreut.

Paul Jaeger

Hochland. Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Litteratur und Kunst, herausgegeben von Karl Muth. Kempten, Kösel'sche Buchhandlung. Vierteljährlich 4 Mk. Einzelne Hefte 1,50 Mk.

Wie etwa der „Türmer" für deutsche Kultur in seinem gemeindeutschen Leserkreise arbeitet, so „Hochland" unter den deutschen Katholiken. Freilich will Hochland nicht eigentlich sich in seiner Wirkung auf seine katholischen Glaubensgenossen beschränken, will nicht, wie manche andere moderne Katholiken eine reinkatholische Sonderkultur schaffen helfen, sondern es will, soweit das möglich ist, die Fühlung des Katholizismus mit der freien Kultur herstellen. Ist die freie Kultur reinprotestantisch? Wir Protestanten glauben es oft und sind damit prinzipiell wohl im Rechte. Aber positiv angesehn ist sie ein kompliziertes Gebilde, an dem Katholizismus nud Protestantismus mitgearbeitet haben und zu dem sie in verschiedener Weise Stellung nehmen. Während der Ultramontanismus die freie Kultur schlankweg ablehnt, sucht „Hochland" den Katholizismus möglichst an die freie Kultur heranzurücken unter Benutzung der Elemente in Gesellschaft, Volksleben, Kunst, Wissenschaft, Litteratur usw., die gewissermaßen neutral sind und daher ohne Bedenken für diesen Zweck fruktifiziert werden können. Das ist ein Unterfangen, dem wir nur den besten Erfolg wünschen können.

F M S

Kleine Mitteilungen. Zur Verteilung am Totenfest bietet der Evangelische Verlag in Heidelberg zwei Blätter seines Sonntagsgrußes: eine Betrachtung „Der Tod als Freund" und eine Predigt „Sei getreu bis in den Tod", zu 1 Pfg. das Stück bei Abnahme von 10, in größeren Mengen noch billiger. Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen haben einen Sonderdruck aus ihrer Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst veranstaltet: „Chöre zum Totenfest," von Bach und Mendelssohn. Für 12 Pfg., bei Bezug von 15 und mehr Exemplaren 8 Pfg.

R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Cöthen. Mittwoch 1. November (**nicht** 25. Oktober) 4 Uhr in Rumpfs Hotel: Reformvorschläge zur Umgestaltung des christlichen Religionsunterrichts (Lehrer Walther-Zerbst).

Görlitz. Donnerstag 26. Oktober 8 Uhr, Hotel zur Krone, Obermarkt: Zur Reform des Religionsunterrichtes (Lehrer Gondolatsch).

Hannover. Montag 23. Oktober Abends 8 Uhr, Russischer Hof Rosenstr. 3: Herr Pastor Lic. Taube spricht über „Nietzsche".

Leipzig. Donnerstag 26. Oktober 8 Uhr bei Kitzing und Helbig Passagensaal: Die Bedeutung der Wunder in der Religion (G. Wauer-Plauen).

Lüttringhausen. Montag 23. Oktober 5 Uhr: Theologische Wissenschaft und kirchliches Bekenntnis (Pfarrer Schüler-Remscheid). Gäste willkommen!

Marienburg W.-Pr. Montag 6. November 4 Uhr in der Aula des Kgl. Gymnasiums: Bericht über Pfleiderers Entstehung des Christentums (Pastor Falck-Elbing).

Plauen i. V. Donnerstag 2. November 8 Uhr bei Trömel, Oberstock: Monismus und Gottesglaube.

Stettin. Mittwoch 25. Oktober abends 7 Uhr versammeln sich die Freunde der Christlichen Welt aus Stettin und Umgebung im Separatzimmer des Kaiser Wilhelm-Restaurants, Bismarckstr. 1, zu näherer Besprechung. Vorm. 11 Uhr daselbst Sitzung der Freien wissenschaftlich-theologischen Vereinigung für Pommern. Referat von P. Schmitz aus Pölitz über das Ziel der religionsgeschichtlichen Forschungen in Beziehung auf das Neue Testament. Hierzu sind Gesinnungsgenossen als Gäste willkommen.

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 41. Versammlungen: Der 33. Kongreß für Innere Mission; Die Klosterlausnitzer Pastoralkonferenz; Vom 14. deutschen Pfarrertag; Senior D. Bärwinkel (Erfurter Pastoralkonferenz) — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Aus Baden; Aus Schlesien — Verschiedenes: Die Vereinigung zur Pflege des biblischen Christentums und ihr „Fall Traub"; Preisausschreiben; Preußische Kirchenzeitung; Innere Mission und Sozialdemokratie; Eine reformierte Fakultät.

Theologische Literaturzeitung

Herausgegeben von **Harnack** und **Schürer**

Verlag: J C Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig

Jährlich 26 Nummern. Preis 18 Mark

Peters and Thiersch, Painted Tombs in the Necropolis of Marissa (Schürer) — Verhandlungen des II. Internationalen Kongresses für Allgemeine Religionsgeschichte in Basel (Zillessen) — Lewis, Acta mythologica Apostolorum, transcribed from an Arabic MS. [Horae Semiticae III] (v. Dobschütz) — Lewis, The mythological Acts of the Apostles translated from an Arabic MS. [Horae Semiticae IV] (Ders.) — Felder, Geschichte der wissenschaftlichen Studien im Franziskanerorden bis um die Mitte des 13. Jahrh. (Lempp) — Sabatier, Examen de la vie de Frère Elie du Speculum Vitae (Lempp) — Jansen, Kaiser Maximilian I. (Virck) — Schäfer, Sevilla und Valladolid [Schriften des Vereins für Reformationsgesch. 78] (Benrath) — Kiefl, Der Friedensplan des Leibniz zur Wiedervereinigung der getrennten christlichen Kirchen (Benrath) — Espenberger, Die apologetischen Bestrebungen des Bischofs Huet (Lobstein) — Kirn, Grundriß der Evangelischen Dogmatik (Lobstein) — Nieweg, Frederik William Robertson (Schian).

Die Diakonatsstelle zu **St. Sylvester** hierselbst soll baldmöglichst neu besetzt werden. Die Stelle fällt unter das Gesetz betreffend Diensteinkommen der Geistlichen pp. vom 2. Juli 1898. Neben dem gesetzlichen Einkommen wird eine Stellenzulage von 600 M. gewährt; einige Nebeneinnahmen stehn in Aussicht. Meldungen bis 21. Oktober. Persönliche Vorstellung nur auf Wunsch.

Wernigerode, den 2. Oktober 1905.

Der Magistrat

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 38. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Lutherische Kirchen und altpreußische Landeskirche (Zweite Hälfte) — Ausland: Aus Ungarn — Verschiedenes: Der Fall Schmaltz; (Fakultätstag; Fall Heyn; Provinzialsynoden

Nr. 39. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Aus Baden (Halbjahrsübersicht, erstes bis drittes Stück) — Versammlungen: Vom 14. deutschen Pfarrertag — Ausland: Aus Siebenbürgen — Verschiedenes: Aus Bethel; Der Alte Glaube; Der sozialdemokratische hannoversche „Volkswille" (Fall Kreusler); Die Biblischen Zeit- und Streitfragen

Vilmars Institut Melsungen bei Cassel

höhere Lehranstalt mit Internat. Septima-Unterlekunda (gymnasial, realgymnasial und real) einschl. Besonderer Einjährigen-Kursus. **Gute Verpflegung und Aufsicht. Einzelbehandlung,** Näheres durch Prospekt und den **Direktor Pfr. Kaufmann.**

Belgien!

Der kleinen evangelischen Gemeinde **Gilly** bei **Charleroi** fehlen 1000 Mark zum Ankauf eines Hauses, das Betsaal und Pfarrerwohnung enthalten soll. Sind die Mittel bis zum 1. November nicht aufgebracht, so wird die Gemeinde an diesem Tage heimatlos, da ihr das Häuschen, in dem es sich bisher versammelte, zum 1. November gekündigt worden ist. Die männlichen Glieder dieser Gemeinde sind fast ausschliesslich Kohlenbergarbeiter. Sollen sie für den Winter ohne Gotteshaus sein?

Wer helfen will sende seine Gaben möglicht bald an Pastor **Heus** in Ransart (Belgien) oder an Pastor **Fritze** in Nordhausen.

Nur acht Tage gültig! Umsonst

erhält Jeder, dem unsere Ware bisher noch nicht bekannt ist, 1 Probe!

Stück Rasiermesser No. 50 wie Zeichnung, fein hohl geschliffen, schwarz Heft, fertig zum Gebrauch mit 5 Jahre Garantie zur Ueberzeugung der Qualität unserer Ware, wer **Mk. 0.80** für Porto und **Verpackung** einsendet. Reeller Wert mehr wie doppelt. Als **Probe** versenden wir jedoch nur 1 Stück. Prachtkatalog enthält grosse Auswahl in **Rasiermessern, Rasierbestecken** von **Mk. 2.50** an, **Haarmaschinen** von **Mk. 3.50** an, **Taschen-, Tafelmessern** und **Gabeln, Damen-, Haar-** und **Schneiderscheren, Reben-** oder **Gartenscheren, Sensen, Gärtnermessern, Brot-, Schlacht-, Gemüse-, Hack-** u. **Wiegemessern, Uhren, Uhr-** u. **Halsketten, Broschen, Ringen, Portemonnaies, Pfeifen, Spazierstöcken, Fernrohren, Feldstechern, Schuss-** und **Stichwaffen, Musik-Instrumenten, Schmuck-** und **Haushaltungsartikeln, Kinderspielwaren** und **Christbaumschmuck etc. etc.** versenden wir gratis und franko ohne Kaufzwang.

Versandhaus Gebrüder Bell, Gräfrath 98 b. Solingen

Stahlwarenfabrik gegründet 1876.

Man verlange

Probenummern

vom Verlag der Christlichen Welt

Ernst Frommhagen
Hanna Lutze
Vermählte

Tempelhof, im Oktober 1905

Für einen häufig durch Krankheit am Schulbesuch verhinderten Quartaner wird sofort ein tüchtiger, Hauslehrer am liebsten ein Philologe gesucht. Meldungen unter **M. B.** durch die Expedition dieses Blattes unter Beifügung eines kurzen Lebenslaufs und der Zeugnißabschriften erbeten.

„Die Freude" = ein Hausbuch!

Aus dem schmalen Kalenderbüchlein der Vorjahre ist nun ein ganz stattliches „Hausbuch deutscher Art" geworden. Nicht immer ist ja solch äusseres Wachstum Gewinn. Doch wird man dieser vierten „Freude" das Zeugnis nicht versagen, dass sie das „stille Buch" geblieben ist, als welches sie bisher ihre Freunde fand. Inhalt: Sauerlandt, Otto Philipp Runge (illustriert) — „Des Volkes stille Schönheit" (alte deutsche Haussprüche) — Briefe der Brüder Grimm — Silhouetten von Gertrud Schubring — Johs. Brahms als Mensch und Freund (von R. von der Leyen) — Landschaften von Hermann Hirzel. — — Verlag Langewiesche, Düsseldorf. In den gutgeleiteten Buchhandlungen

zur Ansicht; vornehm karton.: 1.80 M.

Für das

Reformationsfest!

Soeben ist vollständig geworden und auch bei Gustav-Adolf-Festen und Feiern des Evangelischen Bundes zu verwerten:

Kirchengeschichtliche

Predigten über Doktor Luther

Von **M. Kreutzer**

IV, 446 S. gr. 8. Preis 5,60 Mk.; in Ganzleinwdbd. 6 Mk.

„Die Ausführung der einzelnen ‚Vorträge' bietet eine Menge neuer Gesichtspunkte zur Erfassung von Luthers Persönlichkeit. Es ist außerordentlich anregend, die Reformationsgeschichte von dieser Persönlichkeit aus dargestellt und gewürdigt zu finden, und wer sich darein versenkt, wird auf Luthers Spuren zugleich in die Herrlichkeit des Evangeliums selbst eingeführt, wie es jenem in seiner ganzen Klarheit und Lauterkeit aufgegangen ist." Neues sächs. Kirchenblatt 1904, 18.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Evangelisch-Sozial

Mitteilungen des Evangelisch-sozialen Kongresses

Im Auftrage des Aktionskomitees
herausgegeben von
Lic. W. Schneemelcher

Nr. 7/8. Juli-September 1905. Inhalt: P. Lic. Gottfr. Naumann, Warum ist unsere evangelische Kirche nicht volkstümlich? Schluß — Trommershausen, Sonntagskurse in Evangelischen Arbeitervereinen — Röthig, Gründet Settlements! — Emil Tepperwien, Handelsgeist — Lic. W. Schneemelcher, Unsere Hannoversche Tagung — Kongreßnachrichten.

Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35

Ev. Fröbel-Seminar u. Erziehungsheim Cassel

Staatlich konzessioniertes **Kindergärtnerinnen-Seminar**, $1^1/_2$ jährige Kurse, für Töchter der gebildeten Stände. Näheres i. d. Broschüre „Die Arbeit im Fröbelseminar".

Für das Kuratorium
D. Pfeiffer, Generalsuperintendent

Kirchenbeleuchtungen

jeder Lichtart in Kunstschmiedearbeit empfiehlt in einfacher und reichster Ausstattung. Besonders empfehlenswert **„Gasstoffglühlicht"** hell, billig, reinlich, ohne Röhrenleitung. Großenhainer Geldschrankfabrik und Kunstschlosserei von **Anton Klette**, Großenhain in Sachsen. Inh. der K. S. Staats-Medaille. Prämiert: München, Berlin, Dresden, Leipzig-Riesa, Großenhain.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Monatsschrift für die kirchliche Praxis

Der Zeitschrift für praktische Theologie Neue Folge

In Gemeinschaft mit

Lic. F. Niebergall Privatdozent in Heidelberg — **Lic. Traub** Pfarrer in Dortmund — **Lic. J. Jüngst** Pfarrer in Stettin

und vielen anderen namhaften Vertretern der modernen Theologie

herausgegeben von

Professor D. **O. Baumgarten** in Kiel

Fünfter Jahrgang 1905

Inhalt des zehnten Heftes:

Notizen (über Neuerscheinungen). — **Auge und Stimme.** Von F. N. — **Die Monatsschrift für Pastoraltheologie und die Monatsschrift für die kirchliche Praxis.** Von Lic. F. Niebergall. — **Kindergottesdienste** II. Von Pfarrer Lic. Dr. Schian. — **Ist es die Pflicht jedes Laien, seine Religion zu verbreiten?** Ein Stück religiöser Volkskunde von O. Meyer. — **Nicht nur „das Leben", sondern auch der Text!** Eine Erwiderung von Professor D. H. Bassermann. — **Oeffentliche religiöse Diskussionen.** Von Pastor G. Liebster. — **Kirchliche Chronik.** Das neue Programm der altpreussischen kirchlichen Mittelpartei. Der Ruck nach Links. Der Mangel an grossen neuen Zielen. Das Eintreten für die moderne Theologie. Die Aussichten der neubelebten Evangelischen Vereinigung. Von Professor D. O. Baumgarten.

Abonnementspreis jährlich (12 Hefte) M. 6.—

Das zehnte Heft der **„Monatsschrift für die kirchliche Praxis"** (Inhaltsangabe obenstehend) wurde in erhöhter Auflage gedruckt und steht als **Werbenummer** kostenfrei zur Verfügung.

Ich bitte die Leser und Freunde höflichst, die „Monatsschrift" in den Kreisen der **Theologen** und auch der **religiös interessierten Laien**, für welch letztere sie ebenfalls interessant und fördernd sein dürfte, zu empfehlen und entweder **Probehefte zur Verteilung** zu verlangen oder mir **Adressen** anzugeben, an welche Probehefte gesandt werden sollen.

Für jedwede freundliche Bemühung im voraus verbindlichst dankend zeichne ich

hochachtungsvoll und ergebenst
J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Den Lesern der „Christl. Welt" die ergebene Mitteilung, daß der dritte Band des „Suchen der Zeit" soeben erschien und zur Ansicht in den Buchhandlungen ausliegt. 14 Bogen. Inhalt: Wegener, Was ist die Bibel? Lhotzky, Geschichte eines Einsamen. Werner, Das Armenevangelium. Daab, Erlösung. Preis, vornehm kartoniert 1,80 Mk.

Karl Robert Langewiesche
Düsseldorf, Anfang Oktober 1905

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu litterarische Beilagen von Gebauer-Schwetschke in Halle a. S. (Preußische Kirchenzeitung) und von B. G. Teubner in Berlin und Leipzig (Die Kultur der Gegenwart)

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 43 Marburg i. H., den 26. Oktober **1905**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Kannst du vorübergehen? — Gehorsam gegen Gott — Christliche Politik in Holland. 2. Die christliche Regierung und ihre Gegner — Zur Erinnerung an Karl Christian Planck — Armenien — Volksakademie — Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine — Verschiedenes: Kapitalismus; Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen (Menger); Die Friedhofsfrage (Goes); Katholische Studenten (Friedwaldt); Zu Luthers Vorreden auf die heilige Schrift; Kleine Mitteilungen [Bretten, Preußische Kirchenzeitung, Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein] — Anzeigen

Kannst du vorübergehen?

„Hätt ich ihn liegen gesehen,
Blutig und totenbleich, —
Nimmer den Priestern gleich
Wollt ich vorübergehen;
Seine schmerzenden Wunden,
Hätt ich so gerne gekühlt und verbunden."

Hast du die Vielen gesehen,
Die mit gelenktem Blick,
Tragend ein schwer Geschick,
Leise den Leidpfad gehen?
Ihre schmerzenden Wunden
Kennen allein die durchwachten Stunden.

Kannst du vorübergehen?

Therese Köstlin

Gehorsam gegen Gott

1. Mos. 12, 1—4

Das ist echt israelitische Frömmigkeit, die in dieser Erzählung ihren Ausdruck gefunden hat! So Ungeheuerliches fordert Jehovah je und je von seinen Gläubigen! Ein heimatloser Mensch soll Abraham werden! — Ein heimatloser Mensch ist für damaliges Denken ein Baum, dessen Wurzeln sterben. — Und doch, die rechte Haltung der Gläubigen demgegenüber ist der Gehorsam. Da zog Abram aus, wie der Herr zu ihm gesagt hatte.

Gehorsam gegen den Ruf Gottes: wo hören wir den Gottesbefehl, dem wir folgen müssen? Klar und gewiß ist jedem Christen die Antwort: Da immer ist Gott, wo das Gute lebendig ist und wirken kann. Ueberall dahin ruft uns Gott, wo Menschen tiefere Blicke hineinsenkten in sein Herz, wo deshalb auch das Leben, das starke Leben, ein neues Fest zu feiern begann. Ueberall da hält uns durch seinen Befehl der lebendige Gott, wo tüchtiges und tiefes, echtes und helles, frohes und warmes Leben kämpfen muß gegen neue Zeit, die solches Leben preisgeben will. — Einen starken Feind hat der Gehorsam gegen solchen Gottesbefehl unter den Menschen: die Mode, die Sitte. Sie kann gerade so gut konservativ wie fortschrittlich sein. Sie ist die natürliche Unfreiheit des Menschengeschlechtes: wer irgendwie die Sitte zu seiner Königin macht, der kann den Gottesbefehl aus der Wirklichkeit nicht hören, der kann ihm nicht gehorchen von innen heraus.

Aber doch noch Anderes will unsre Erzählung sagen von dem Gottesruf und von dem Gehorsam gegen solchen Gottesruf. Gott befiehlt Etwas, dessen inneres Recht Abraham in keiner Weise erkennt. Und er gehorchte. Und wenn unsre Erzählung so vor uns lebendig wird, dann erhebt sich doch vor unserm Geist im Gegensatz gegen die alttestamentliche Art die sittliche Kraft, die wir in der lutherischen Art unsrer Frömmigkeit besitzen, die des Rufes Gottes gerade dann am sichersten ist, wenn er wie von selbst herauskommt aus der Lage, in die wir durch unsre Lebensführung gestellt sind. Unser Gehorsam lebt in den gewordenen Ordnungen der Welt. Unser Gehorsam schaut aus mit stillen sicheren Blicken, die ihren Frieden nehmen aus der Zuversicht und dem Vertrauen, daß Gott in dem Werden der Dinge seine Arbeit hat. Ganz gewiß hat lutherische Frömmigkeit ein konservatives Gepräge.

Aber solche lutherische Frömmigkeit würde unfromm, wenn sie nicht auch die Stürmer und Dränger, wenn sie nicht auch die Schwärmer und Enthusiasten werten könnte als Menschen, die vom lebendigen Gott gerufen sind und nur ihm gehorchen. Solche lutherische Frömmigkeit würde unfromm, wenn sie uns innerlich unfähig machte, im gegebenen Fall selber ein Enthusiast zu werden. Auch in uns Leuten, die wir in Luthers Art fromm sein müssen und wollen, auch in uns muß die Lebensmöglichkeit bleiben, daß uns die Gewalt nach vorwärts packt, daß wir dann Werkzeuge werden des treibenden Gottesgeistes, ohne zu wissen wohin der Weg geht.

Hat der Löwe gebrüllt — wer sollte sich da nicht fürchten?
Hat der Herr Jahve geredet — wer müßte da nicht weissagen?

Heinz Beckmann

Christliche Politik in Holland

2. Die „christliche" Regierung und ihre Gegner

Pfarrer Talma, der einflußreichste geistliche Führer der Antirevolutionären nach Kuyper und sein begabtester Schüler, hat in einer Versammlung vor der letzten Wahl einmal gesagt: „Ich würde den Namen »christliche Politik« nie akzeptiert haben, wenn er uns nicht von den Gegnern aufgedrängt worden wäre, denn er legt eine unsagbare Verantwortung auf." Wer die Kuyperschе Regierung auf ihre „Christlichkeit" prüft, muß von vornherein mit in Rechnung stellen, daß dieser Regierung selbst die Unzulänglichkeit ihrer Kraft, der Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit, wohl bekannt war. Die Christlichkeit der Politik kann unter den Hindernissen von außen und innen nur eine relative sein. Die Maschinerie eines modernen Staatswesens erfordert so viel technische Handgriffe, bei denen die Weltanschauung des leitenden Staatsmannes gar nicht in Frage

kommt, daß man Stück für Stück eine Reihe von Handlungen eines „christlichen“ Ministers aufzählen und spöttisch fragen kann: „Wo ist nun das Christentum?“ Wenn nun gar, wie es Kuyper gegenüber der Fall war, noch besondere äußere Hindernisse sich der ruhigen, reifen Entwicklung einer bestimmten Idee in den Weg stellen, so ist die Beantwortung dieser Frage nicht so einfach.

Nur zweimal hat innerhalb der Verfassungszeit, also seit 60 Jahren, in Holland ein Koalitionsministerium aus der Rechten die Regierung geführt; knapp vier Jahre waren ihm jedesmal gegönnt zur Arbeit. Der Fortschritt der Arbeit hängt aber ab von der Schnelligkeit, mit der das Parlament arbeitet. Unter Kuyper war die parlamentarische „Arbeit“ eigentlich nichts als versteckte Obstruktion. Oft nicht mit Absicht, aber sicher in der Wirkung. Man gönnte ihm keinen Erfolg, dem Pfarrer, der sich in die Politik „eingedrängt“ hatte. Was konnte denn auch ein Theologe von der Arbeit verstehen, die sich der allmächtige Jurist reserviert hat! Alles Land sollte sehen, wie an der „technischen Unzulänglichkeit“ auf staatsmännischem Gebiete der „große Bram“ (Abkürzung für „Abraham“), das „Ministerium des nicht-denkenden Teiles des Volkes“, scheiterte. Kuyper tat seinen Gegnern diesen Gefallen nicht. Nun war er der „Papst Bram“, der Gewaltmensch, der Unterdrücker, gegen dessen — vergebens erschütterte — Autorität sich „doch jeder verständige und moderne Mensch“ auflehnen mußte. Einen Grund, ihn nicht zu unterstützen, gab es also immer. Wenn ein direkter Grund fehlte, dann zwang die Vorsicht zum Mißtrauen. Denn Kuyper war auch ein „Fuchs“. Etwas grob, aber dafür um so deutlicher hat am Schlusse seiner Wirksamkeit auch einmal der Minister, der sonst stets seine Ruhe bewahrte, das Verhalten seiner Gegner dahin ironisiert, sie seien wie eine alte Jungfer, die unter jedem Bette einen Verbrecher vermute.

Ich kenne Kuyper seit langen Jahren aus Wort und Schrift; ich habe ihn beobachtet von fern und von nahebei; ich habe ihn aufgesucht zu der Zeit, da er noch Professor war in Amsterdam, wie in den Tagen seiner Ministerherrlichkeit im Haag; in Kissingen trafen wir uns zuletzt, ehe er seine Orientreise antrat und dem politischen Getümmel entrann als ein Geschlagener und doch nicht Ueberwundener — und ich fand in ihm immer denselben, und ich finde in seinem Ministerium das Abbild seiner Persönlichkeit. Ich bewundere die Großartigkeit manches seiner Gedanken, mehr noch seine Größe in der Ausdauer und der Zielbewußtheit, mit der er dafür kämpft; manch anderer seiner Gedanken erscheint mir beschränkt und engherzig. Die Ehrlichkeit seiner Kampfesstellung aber halte ich für unanfechtbar. Ich weiß sehr wohl, daß Viele, die mir theologisch näher stehen als er, nicht zurückschrecken vor dem härtesten Urteil über seine Persönlichkeit und über seine „Ausnützung der Religion zu politischen und selbstsüchtigen Zwecken“; aber es gibt auch Theologen genug ohne politisches Augenmaß und ohne Berechtigung zu einem politischen Urteil. Wer seine Kenntnis von dem Ministerium Kuyper den Blättern und Reden seiner Gegner entnahm, mußte einen gewissen Abscheu vor diesem „Pfaffenregiment“ bekommen. Was in dieser Beziehung alles gesagt und geschrieben und trotz aller Berichtigungen immer wieder gesagt und geschrieben wurde, ist eigentlich unglaublich und nur zu erklären aus dem Grundsatz, nach dem der Amerikaner Reklame macht: „Wenn es Tausend lesen, kommen mindestens Zehn und kaufen.“ Und da fast alles bedruckte Papier in Holland im Dienste der Liberalen steht, so haben sie mit dieser Methode die Konkurrenz Kuyper totzumachen wagen dürfen.

Als im Jahre 1904 die Wahlen zur Ersten Kammer stattfanden, gaben die Sozialisten statt eines Programmes die Losung aus: „Gegen Kuyper!“ Damals dünkten sich die Liberalen noch zu gut zu diesem persönlichen Kampf und erklärten ihn als eine Herabwürdigung der Politik. Schon im Jahre 1897 hatte Professor Traub bekannt, das Herz drehe sich ihm im Leibe um, wenn er sähe, wie der Wahlkampf als bloßer Kampf um die Macht der Partei statt um Ideale geführt werde. Im Jahre 1905 aber schwiegen alle Bedenken der „Liberalen“; das Ministerium mußte um jeden Preis und mit allen Mitteln zu Falle gebracht werden. „Selbstverleugnung“ forderten die liberalen Parteien von einander, um eine Koalition zustande zu bringen; und doch hatte Professor d'Aulnis diese Preisgabe der Sonderstellung noch kurz zuvor „Selbstmord“ genannt. Die Wogen der Leidenschaft rissen die politische Besonnenheit über Bord. Die Art dieses Kampfes hat die Antirevolutionären tief erbittert. Sie haben nicht verlangt und nicht gehofft, daß man ihren führenden Männern in Allem zustimme. Aber daß man an ihnen schlechthin Alles verwarf, ohne ihrem Ideal neue Ideale entgegenzustellen; daß man sie von der Regierung verdrängte, ohne selbst eine regierungsfähige Mehrheit bilden zu können: das mußte den Anschein erwecken, als ob die derzeitigen Minister nur um ihres Christentums willen angefeindet würden. Unter sich sind sie ja völlig uneins, die Träger der jetzigen Regierung — abgesehen von der Schulfrage, und gerade diese ist für lange Zeit abgeschlossen. Das denkbar günstigste Resultat, das sie beim Hinarbeiten auf den Sturz Kuypers erlangen konnten, haben sie zur Zeit erreicht: 45 Liberale aller Schattierungen (Unierte Liberale, Altliberale und Freisinnig-Demokraten) bilden im Parlamente die regierende Partei; sie können aber nur regieren von sozialdemokratischer Gnade (7 Abgeordnete), da ihnen die „kirchlichen“ Parteien mit 48 Abgeordneten geschlossen gegenüberstehen. Dabei ist die freisinnige-demokratische Partei nur gegründet, um durch echte Demokratie das jüngere Geschlecht zu erlösen von dem Fluche der Sozialdemokratie, und die Altliberalen stehen in sozialen Fragen auf dem Standpunkte etwa des starrsten deutschen Konservativismus. Unter diesen Umständen mußte die Ausgleichung der Gegensätze in den eigenen Reihen, die Herausarbeitung eines gemeinsamen Programms die erste sittliche Pflicht einer gegen Kuyper gerichteten Koalition sein, wie dieser selbst jahrzehntelang seine Scharen organisiert hatte, ehe er sie zum entscheidenden Sturme führte. Anstand und Verstand zwangen dazu, aber der Haß war stärker. Lieber wollte man keine Regierung als eine „klerikale“, der man doch Arbeitskraft, Klugheit und Besonnenheit nicht abstreiten konnte. Das drückt dem Kampf gegen die alte Regierung den Stempel des Machthungers und der persönlichen Gehässigkeit auf. Hierin liegt aber auch die, sei es auch nur relative oder subjektive Berechtigung zu der Behauptung Talmas, daß die Antithese „christliche und unchristliche Politik“ von den Gegnern geschaffen sei. Denn warum ging man lieber mit der Sozialdemokratie und dem religiösen Indifferentismus als mit dem christlichen Sozialismus? Kuypers Person konnte die Schuld nicht sein, denn er steht persönlich mindestens so hoch wie die übrigen Staatsmänner seines Volkes. Also richtete sich der Kampf gegen die Macht, die eine bestimmte Idee in dieser Person gewonnen, und mußte sich in gleicher Weise gegen jede andere Persönlichkeit richten, die dieser Idee zu derselben Macht verhalf. Wohl wurde diesmal der Kampf etwas verwirrt durch die Geschlossenheit der Opposition auch in der Frage des Zolltarifs, dessen Erhöhung die „christliche“ Regierung brauchte zur Gewinnung von Mitteln für die Ausgestaltung der sozialen Gesetzgebung und die Förderung christlicher Schulzwecke, und im Wahlkampf schreckte man vor den krassesten Mitteln nicht zurück, um dem friedlichen Bürger die Gefahr der Zollerhöhung recht einleuchtend zu machen. Eine Reihe von Kaufleuten kündigten eine Preiserhöhung von 10% auf alle Artikel an, wenn nicht der freisinnige Kandidat gewählt werde, und an den einzelnen Wähler trat man mit der Frage heran: Willst du auf den Kopf deiner Familie 2 Mk. bis 3,50 Mk. mehr bezahlen oder nicht? Doch überließ man dieses Kampfmittel mehr der kleinen Presse, den Flugblättern und den Wahlrednern; umgehen läßt sich die Zollerhöhung ja schließlich doch nicht, eine Parteifrage ist sie auch nicht, oder sollte sie wenigstens nicht sein, und zudem kann doch nur eines von beiden die große Gefahr sein: die Zollerhöhung *oder* der Klerikalismus. Die Besorgnis vor der Ersteren gibt kein Recht zum Kampf gegen den Letzteren. Das zündende Schlagwort von der klerikalen Gefahr durfte aber nicht geopfert werden, und so mußte alles Andere dagegen in den Hintergrund treten. Schärfer als je schieden sich die Parteien an dem „Kreuz“-Wege. Man fühlte es, wenn die Reden

an diesen Punkt kamen, daß da die Geister den härtesten Kampf stritten und daß da die Entscheidung lag. Die stets gesteigerten Weherufe über den Klerikalismus, unter denen sich die Angriffsscharen sammelten, machten den Angreifern jedes Zurückweichen, selbst auch ein zeitweises unmöglich; sie konnten auf ihrem Wege nicht einhalten, sie konnten mit dem Gegner kein Kompromiß schließen, kein Verbindungsweg führte mehr hinüber und herüber. Und so kam die Entscheidung früher, als es vom Standpunkt politischer Vernunft aus für irgend eine Partei wünschenswert sein konnte. Die Sozialdemokratie allein fühlt sich als Siegerin, und die Unterlegenen sehen sich erst recht als die um ihres Glaubens willen Verfolgten, als „die Christen" an.

Weniger mit positiven als mit negativen Gründen haben die Liberalen ihre prinzipielle Kampfesstellung gegen das „christliche" Ministerium gerechtfertigt. Roms Macht, Pastorenherrschaft und Verquickung von Politik und Religion wollen sie in ihm bekämpfen. Den Kampf um jeden Preis soll Kuyper erzwungen haben durch seine Scheidung des Volkes in „Christen und Paganisten". In der Frankfurter Zeitung, die sich eingehend mit holländischen Verhältnissen beschäftigt, war am 30. Mai dieses Jahres die Sachlage also gekennzeichnet: „Ein wahrer Christ ist nur, wer sich den Wünschen der Regierung anschließt; alle übrigen sind Paganisten. So heißt die Kuyperſche berühmte Antithese", und am 1. Juli ist daselbst „mit Genugtuung" festgestellt, daß sich „Herr Kuyper mit seiner berühmten Antithese (eben jener Einteilung in „Christen" und „Paganisten") nun sein eigenes Grab gegraben hat." Diese Sätze sind der Niederschlag von Hunderten von holländischen Reden und Aufsätzen; leider aber auch der Beweis für den Niedergang unseres öffentlichen Lebens. Kuyper hat die „Antithese" nie anerkannt, sondern unzähligemale im Parlament und in der Presse auf ihren wahren Ursprung zurückgeführt. Er hat in einer Budgeteinführungsrede die Notwendigkeit, neue Mittel für christlichen Unterricht zu beschaffen, damit begründet, daß solche Schulen dem „Erstarken paganistischer Strömungen im Volksleben", gegen die im Jahre 1901 die Volksseele reagiert habe, wehren müßten. Wobei noch besonders zu berücksichtigen ist, daß Kuyper diesen „christlichen Schulen" nicht Alleinherrschaft, sondern nur Gleichberechtigung sichern will. Wer also den „beispiellosen" Wahlkampfeifer gegen die „christliche" Regierung mit der „Wirkung" dieser Antithese erklären will, setzt, ohne es zu wollen, die Gegner Kuypers ins Unrecht, denn sie haben die Antithese formuliert und zu ihrer Wirkung hinaufgesteigert. Kuyper würde die Antithese nur annehmen in der Gegenüberstellung von „bewußt christlich" und „nicht entschieden christlich" oder von „christlich sein wollend" und „christlich passiv". Er usurpiert nicht den Namen „christlich" allein für seine Partei, behauptet auch nicht, daß Person und Programm sich decke; er sieht aber in ihr die Sammlung derer, die Ernst machen wollen und Ernst zu machen wagen mit der Realisierung christlicher Gedanken im öffentlichen Leben. Es wäre geradezu töricht, zu verkennen, daß eine Scheidung in dieser Richtung mit Naturnotwendigkeit sich von Zeit zu Zeit immer wieder anbahnen muß. Ueber die Formel, in die die Konstatierung dieser Tatsachen zu pressen ist, kann man streiten, und kleinliche Menschen tun das mit Vorliebe.

Die Geschichte des Ministeriums Kuyper scheint mir zu beweisen, was einst Oosterzee vorhergesagt, daß jede „christliche" Bewegung auf die Mithilfe der Katholiken angewiesen ist. Die Katholiken, vor allem ihr nun verstorbener Führer Dr. Schaepman, haben diese Verbindung seit 25 Jahren gesucht, die Protestanten haben sie gefürchtet. Der Zwang der Verhältnisse hat sie geschaffen, und doch hat sie sich als innerlich begründet, auf homogener Gesinnung beruhend erwiesen. Kuyper ist felsenfest davon überzeugt, daß die alten Ansprüche des katholischen Kirchenrechtes nie mehr lebendig werden, wenn man nur vermeide, die Katholiken immer wieder auf die alten Sätze festzulegen und ihnen so ein Bekenntnis zu ihnen innerlich Fremdem abzuzwingen, das sie aus Pietät nicht ausdrücklich aufgeben. Und andererseits fordern die Katholiken auf zu unbefangener Mitarbeit. Recht praktisch hat sich im Wahlkampf einer ihrer Führer mit der Frage der Gleichberechtigung des evangelischen

Bekenntnisses innerhalb der Koalition christlicher Parteien abgefunden, wenn er sie auch nicht prinzipiell gelöst hat. Er hat seinen Leuten klar gemacht, daß sie die theoretische Frage der Gleichberechtigung unter den gegebenen Verhältnissen gar nichts angehe, denn sie seien die Minderheit im Lande und müßten froh sei, eine Regierung zu besitzen, die ihnen theoretisch und praktisch die Gleichberechtigung zugestehe. Die Minderheit aber überträte weder ein göttliches noch ein menschliches Recht, wenn sie sich Verhältnissen füge, die sie nicht ändern könne. Und so redet man unbefangen von der „gemeinsamen Glaubensüberzeugung", die das innere Band der „kirchlichen" Parteien bilde, und bezeichnet als gemeinsames Ziel: „Christus soll herrschen." Und ich meine, es sei auch kein unerfreuliches Bild, wenn man sieht, wie eine von Katholiken und Protestanten einberufene Versammlung mit gemeinschaftlichem Gebete eröffnet wird, und wie in der Hauptstadt des Landes ein katholischer Pfarrer öffentlich für die Wahl seines protestantischen Kollegen in den Landtag eintritt. Aber, die immer von der schönen Zeit des Friedens schwärmen, wo die Pfarrer beider Konfessionen sich hier und da auf den Kanzeln vertreten haben, sehen den Frieden zwischen den Konfessionen bei der Wahl nur mit Bedauern. In der Kirche soll Friede sein — denn was liegt daran, ob diese oder jene Anschauung zum Siege kommt! —, damit eben alle Kampfkraft frei wird zu den Wahlen und den „Liberalen" zugute kommt. Dieselbe Partei, die es für verwerflich erklärt, die Religion in die Politik zu mischen, hat in Amsterdam die „reformierten Wähler" durch Flugblätter gebeten: „Vergeßt euer Bekenntnis nicht!" und in Gorkum, wo der frühere liberale Ministerpräsident Pierson über den bisherigen „klerikalen" (protestantischen) Abgeordneten siegte, ein Flugblatt verbreiten lassen, worin steht: „Wißt ihr nicht, daß unser (!) Abendmahlsformular lehrt, daß Alle, die verstorbene Heilige oder Engel oder sonst ein Geschöpf oder ein Bild verehren, keinen Teil an Christi Reich haben? Und nun sucht man uns weiszumachen, daß die Römischen sich mit uns vor ein und demselben Christus beugen! . . . Unser Glaubensbekenntnis Artikel 36 (dieser Artikel wurde auf Kuypers Drängen in den calvinistischen Kirchen außer Kraft gesetzt! D. V.) lehrt: das Amt der Obrigkeit bestehe nicht allein darin, die bürgerliche Ordnung aufrecht zu erhalten, sondern auch den heiligen Gottesdienst zu schützen, alle Abgötterei und Irrgläubigkeit abzuwehren und auszurotten, um das Reich des Antichristes zu stürzen. Und nun sagt man öffentlich und dreist, dieser Artikel sei außer Kraft gesetzt, und geht mit den Römischen Hand in Hand und will dabei noch reformiert heißen." Möglich, daß solche Aufrufe ehrlich gemeint und Produkte religiöser Beschränktheit sind (die sich also dann bei den Gegnern der „Klerikalen" findet!), möglicherweise aber ist das auch ein Spielen mit der Ueberzeugung Anderer. Niemals aber hat die liberale Presse einen von ihnen desavouiert. Dagegen hat sie bereitwillig offene Briefe abgedruckt, in denen Auch-Protestanten ihrem Pfarrer Verrat am Protestantismus vorwarfen und seine Disziplinierung forderten, weil er sich „von den Römischen als Kandidat habe aufstellen lassen", und sie hat einen Presbyterialbeschluß redlich ausgebeutet, in dem dasselbe Verbrechen als ein „Schlag ins Gesicht der evangelischen Kirche" bezeichnet wird. Gleichzeitig hat sie Stimmung gemacht gegen „Kuyper, den Katholikenhasser". Man hat „Dordt" (= Dordrecht als Symbolum calvinistischer Rechtgläubigkeit und protestantischer Exklusivität) gegen „Rom", aber auch Rom gegen Dordt ausgespielt. Immer im Namen unklerikaler Politik.

Wenn man hierin nicht lauter bösen Willen finden will, so muß man gerade daraus lernen, daß es gar nicht möglich ist, Politik und Religion säuberlich von einander zu trennen. Wobei allerdings „Politik" nicht identisch zu sein braucht mit einseitiger „Parteipolitik". Die „christlichen" Parteien waren denn auch in dieser Grundfrage völlig einig; aber auch nur in ihr. Ueber die Frage, wie denn nun die christliche Politik im Einzelnen betätigt werden müsse, gingen Antirevolutionäre, Frei-Antirevolutionäre, Christlich-Historische, Friesisch-Christlich Historische, National-Historische und die Römisch-Katholische Staatspartei mehr als einmal auseinander. Als neue Gruppe haben sich die „Christlich-Demokratischen" abgesplittert, und auch die

Friesisch-Christlich-Historischen, die sich als selbständige Gruppe im Jahre 1898 konstituiert haben, sind nicht einmal im Prinzip mit den übrigen Alliierten ganz einig. Sie werfen Kuyper „liberalistische Neigungen" vor. „Christlich regieren" heißt für sie nicht bloß „dem Christentum freie Bahn machen, daß es sich entwickeln kann", sondern „positiv die Auswirkungen des Evangeliums fördern"; sie wollen nicht wie Kuyper eine „parallele" Entwicklung, also christliche Propaganda neben anderer Propaganda, sondern Einsetzung aller Staatsmacht für die Alleindurchführung christlicher Ideen; nicht christliche Privatschulen neben neutralen Staatsschulen, sondern Verchristlichung aller Schulen, der des Staates zu allererst. Das Cogite intrare! liegt auf ihrem Weg; vor der Pflicht, den „nationalen" Charakter zu bewahren, treten alle anderen Rücksichten zurück. „Die niederländische Nation ist", wie sie auf ihrem diesjährigen Parteitage wieder bekannten, „nach Ursprung, Geschichte und Art eine getaufte, protestantische-reformierte Nation" und soll und darf nicht anders werden; die Regierung „wird so wenig wie ein Hausvater sich verantworten können, wenn sie nicht mit aller Kraft ihre Kinder hingewiesen hat auf das höchste Gut im Leben und im Sterben, Christus." Neigungen zu konfessionellem Kampf sind dieser Richtung nicht fremd. Andererseits redeten die Frei-Revolutionären von krankhafter Staatsbevormundung, verwerfen im Herzen den Schulzwang und die Versicherungspflicht und sehen im Wachsen der „Staatsallmacht" den alt bösen Feind, den zu bekämpfen sie doch ausgezogen waren. Die Kräfte des organischen bürgerlichen Zusammenlebens wollen sie wachsen sehen und eine Einbuße daran auch nicht mit Vorteilen aus der Staatskasse erkaufen; die Gesetzgebung wollen sie beschränkt haben auf „Abwehr des Unrechts, Förderung der freien Organisierung der Kräfte der Gesellschaft, Sicherung des freien sozialen Zusammenlebens, Verbürgung von Selbständigkeit und Gerechtigkeit". Nur um das christliche Ministerium nicht zu Fall zu bringen, stellten sie ihre Bedenken zeitweise zurück; jetzt erst können sie wieder „frei herausreden". Daß es für Kuyper schwer war, unter diesen verschiedenen Extremen den Mittelweg zu finden, ohne seine Gefolgschaft zu verlieren, ergibt sich von selbst. Ebenso ergibt sich daraus die Gewißheit, daß nicht Kuyper der Extreme und Radikale, sondern der Ausgleichende und Kräftigende, nicht Treiber, sondern Führer ist.

Er war es denn auch, der die verbündeten Parteien auf die Leitsätze einigte: „Zweierlei soziale Reformen sind nötig, ideelle und materielle; die ersteren konzentrieren sich in der Schulfrage, und sie müssen zuerst erledigt werden." Die Schulreform war damit zum eigentlichen „christlichen" Ziel geworden, und sie ist auch knapp vor Torschluß noch unter Dach und Fach gebracht worden. Als „ideell-christlich" ist auch das „Wirtshausgesetz" anzusprechen, das den Branntwein stärker belastet, der Jugend bis zu 16 Jahren das Betreten der Wirtschaften — auch zu Kaufzwecken — verbietet und die Trinkexerzitien von der Straße verscheucht. Auch von den Gegnern war dieses Gesetz beim Erscheinen freudig begrüßt worden; aber sobald sie im Widerstand der Katholiken eine Hoffnung auf Erfolg sahen, lehnten sie es einmütig ab. Die „Krugwelt", die Kuyper um des Geistes willen, der in ihr unwillkürlich groß wird, bekämpft als den Nährboden von Roheit, Stumpfsinn und Unsittlichkeit, trat von nun an geschlossen gegen ihn in die Schranken. Ein Wort von der „Notwendigkeit, gerade den kleinen Mann vom Trunkteufel zu erlösen", hat dem Ministerium auch manchen der „kleinen Leute" in der Stadt entfremdet, die nebst der Bevölkerung des platten Landes das Rückgrat der „christlichen" Bewegung bilden. Die Notwendigkeit, in dem großen Eisenbahnerstreik im Jahre 1903 die Regierungsautorität um jeden Preis zu sichern, hat weiterhin Gelegenheit gegeben, dem „kleinen Mann" vorzureden, sein Interesse würde vernachlässigt und seine religiöse Begeisterung für „Pastorenzwecke" ausgenützt. Die Erledigung von vier großen militärischen Vorlagen, die das Ministerium von seinen Vorgängern übernommen hatte, die Verwendung großer Mittel für militärische Rüstungen und die geplante Erhöhung der Zölle stellten neue Anforderungen an die Geduld der Minderbemittelten, die von der neuen Regierung Hilfe erwartet hatten. Immerhin wurde auch für sie gesorgt. Die Diamantschleifer, die Arbeiter in Betrieben mit Explosions- und Bleiweißvergiftungsgefahr wurden gegen die Gefahren ihres Berufes besonders geschützt und die Arbeiter und Bediensteten in vielen Staatsbetrieben rechtlich und materiell besser gestellt; auch hat die Regierung in den Streiks zu Enschede, Amsterdam und Rotterdam sofort ihre Vermittelung angeboten, die Unfallversicherung, die im Jahre 1901 unmittelbar vor dem Regierungswechsel beschlossen wurde, durchgeführt und die Lehrerpensionen wesentlich erhöht.

Die eigentliche christlich-soziale Reformarbeit auf dem Gebiete des Erwerbslebens sollte erst kommen. Die Unfallversicherung stand ohne Krankenversicherung in der Luft; Kuyper sorgte für Unter- und Ausbau. Nach eingehendsten Untersuchungen über den Stand der Krankenfürsorge brachte er einen Gesetzentwurf ein, der auch die Pflege der Familienmitglieder der Versicherten vorsieht, und fügte daran Gesetzentwürfe bezüglich Ausdehnung der Unfallversicherung auf Landwirtschaft und Fischerei und Reform der gesamten Unfallversicherung. Den bereits vorliegenden Gesetzentwurf für Alters- und Invalidenversicherung arbeitete er auf Grund der Ergebnisse und Erfahrungen der deutschen Versicherung zweimal gründlich um unter Erhöhung der Staatsbeiträge auf das Dreifache und Einbeziehung von Witwen- und Waisenfürsorge. Daneben sollte die rechtliche Stellung der Arbeiter und ihre physische und moralische Gesundheit geschützt werden durch ein „Arbeitergesetz" und die Regelung des „Arbeitskontraktes". Alle diese Gesetzentwürfe liegen bis in jedes Detail ausgearbeitet vor, in einem stattlichen Bande vereinigt sind sie in jeder Buchhandlung zu haben, zum Teil sind sie schon vor mehr als einem Jahre der Kammer unterbreitet. Bei der Umständlichkeit, mit der diese arbeitet, konnten sie aber nicht erledigt, ja bei der Rücksicht, die immer auf die Frage zu nehmen ist, ob ein Gesetz noch rechtzeitig d. h. vor Ablauf der Amtszeit des betreffenden Ministeriums angenommen und publiziert werden kann (ohne Publikation erlangt es keine Gesetzeskraft), überhaupt nicht in Beratung genommen worden. Man braucht aber gar nicht auch noch die Arbeiten des Ministers auf dem Gebiete der Organisation des Schulwesens, die Errichtung des Polytechnikums in Delft, die Reorganisation des technischen Unterrichtes (Handwerkerschulen, Maschinistenkurse, Haushaltungsschulen usw.), die Vorarbeiten zur Errichtung einer Landwirtschaftlichen Kammer und Aehnliches zu berücksichtigen, um zu erkennen, daß Kuyper das Menschenmöglichste auf sozialem Gebiete geleistet hat, und daß er als Minister keine schlechte Rolle gespielt hat. „Die neue Regierung wird an die vom verflossenen Kabinet aufs schwerste vernachlässigte Arbeiterfürsorge-Gesetzgebung herantreten müssen", schreibt die Frankfurter Zeitung (Nr. 180), die Kuyper bald „stark von den Katholiken abhängen" und ihn „Konzessionen" über Konzessionen an den „katholischen Teil des Regierungsverbandes" machen ließ (Nr. 97), bald in seiner „überragenden Machtstellung" die Hauptgefahr sah (Nr. 180) und seine sieben Ministerkollegen neben ihm als „parlamentarisch-politisch nichtsbedeutend" (Nr. 149) charakterisierte.

In Wirklichkeit war allerdings Kuypers Einfluß maßgebend für die Gesamtrichtung der Politik des Ministeriums, aber keiner seiner Kollegen hat sich über einen Eingriff zu beklagen gehabt, und das Gesamtkabinet hat sich in jedem Augenblick seiner Tätigkeit freudig mit ihm solidarisch erklärt. Der Schwerpunkt dieser Regierung lag schon naturgemäß bei ihm, weil die „Christlichkeit" zu erweisen in einem politisch so ohnmächtigen Staate wie Holland nur das Ministerium des Innern Gelegenheit hat, eine „christliche" Regierung also von ihm ihre charakteristische Färbung erhalten muß. In der äußeren Politik hat man zu Kuypers Zeit auf eine „christliche" Regierung gewartet in der Burenfrage. Das holländische Ministerium hat hier in der Tat eingegriffen, nicht sehr geschickt, aber dafür lag die Schuld bei den Delegierten der Buren. Kuyper seinerseits hatte vor der Uebernahme des Ministeriums die Zusicherung geben müssen, daß er sein Land nicht in Gefahr bringen werde durch unvorsichtige Initiative in dieser Sache. Wichtiger ist in

seiner äußeren Politik der Abschluß des Schiedsgerichtvertrages mit Dänemark, des einzigen Schiedsgerichtsvertrages bis jetzt, über den verständnisvolle Auguren nichts zu lachen haben, denn dieser Vertrag ist bedingungslos. Auch was „die Ehre oder das Lebensinteresse der Nation" berührt, ist der schiedsrichterlichen Entscheidung unterworfen. Merkwürdigerweise ist diese bedeutsame Tat kaum jemals gewürdigt worden. Totschweigen war in diesem Fall das Kampfmittel der Gegner.

„Das Hauptziel des Kampfes, den die linksstehenden Parteien geführt haben, Stürzung des Ministeriums Kuyper, ist nun erreicht": so jubelte das Amsterdamer Allgemeene Handelsblad nach den Wahlen. In der Tat, dieses Ziel ist erreicht, aber auf den Exzeß der Freude hat sich bald die Magenverstimmung eingestellt, und sie wird immer größer werden. Denn was nun? Ein homogenes Ministerium läßt sich nicht bilden, und in sozialer Hinsicht ist keine Koalition denkbar, die mehr geben könnte oder ernstlich mehr bieten wollte als Kuyper, nicht einmal in der Frage des Stimmrechtes*), und seine „christliche" Regierung wäre am wenigsten in dieser Zeit der Ausführung seiner sozialen Entwürfe eine Gefahr gewesen, abgesehen etwa von einigen unbequemen Ernennungen. Nun sollen die Liberalen mit den Sozialisten hausen. Sie werden ihnen kein soziales Gesetz anbieten können, für das diese durch ihre Zustimmung die Mitverantwortung zu übernehmen bereit sind. Die Frei-Antirevolutionären aber, die mit den Christlich-Historischen heute fast verschmolzen sind, hätten ihren Widerspruch gegen die Hineinregierung des Staates nur einem „christlichen" Minister zuliebe aufgegeben, und die Altliberalen erheben im Namen der sozialen Freiheit Widerspruch gegen die fortwährende „Bedrohung durch die Arbeitsgesetzgebung", gegen „Zentralisation, Bureaukratie und unnötige Ausdehnung der Polizeiaufsicht aufs wirtschaftliche Gebiet." Sie wollen, wie Alt-Minister van Houten, der intime Gegner Kuypers, vor den Wahlen schrieb, nicht „daß unter der heuchlerischen Maske der Fürsorge für die Armen und Schwachen" die „Tatkraft und Arbeitsfreudigkeit des Unternehmers geknebelt" werde, denn nur seine Tatkraft bedinge den Aufschwung und nur von einer aufblühenden Unternehmung vermöge sich der Arbeiter durch seine (private) Organisation den Anteil zu sichern, der ihm gebührt.

So steht das innerpolitische Leben Hollands infolge von Kuypers Fall augenblicklich auf dem toten Punkt; das war vorauszusehen, aber das half nichts, „der Jude mußte verbrannt werden." A Schowalter

*) Die Haltung Kuypers in der Wahlreformfrage scheint mir der eigentlich schwache Punkt in seiner Stellung zu sein. Von dem „antirevolutionären" Grundgedanken aus, daß Niemand auf Grund seiner physischen Zugehörigkeit zu einem Volke, sondern nur auf Grund der Zugehörigkeit zu einem organischen Kreise dieses Volkes das Recht habe, auf das öffentliche Wesen und Handeln Einfluß auszuüben, ist Kuyper Gegner des allgemeinen persönlichen Wahlrechtes. Jedem einzelnen Stand- und Gesellschaftskreise dagegen möchte er das Wahlrecht sichern, vor allem dem organischsten Kreise, der Familie in ihrem Oberhaupte, sei das nun Mann oder Frau. Die Tatsache, daß in den Ländern mit allgemeinem Wahlrecht die Gesetzgebung nicht besser ist als z. B. in Holland, dient ihm als Bestätigung für die Richtigkeit seiner Ansicht. Jedenfalls möchte er eine weitere Ausdehnung des Wahlrechtes vermeiden, solange nicht die Grundlagen des christlichen Volkslebens gesichert sind. Hierin sind die verbündeten Parteien völlig mit ihm einig. Ganz auseinander gehen aber ihre Meinungen in Bezug auf den Umfang und die Art einer eventuellen Wahlrechtsausdehnung und über die Frage, welches Prinzip an Stelle des allmeinen Wahlrechtes gesetzt werden könnte. Darum mußte das Ministerium Kuyper an der Wahlrechtsfrage mit geschlossenen Augen vorbeigehen. Eine Prüfung dieser Stellungnahme oder Nichtstellungnahme auf ihre „Christlichkeit" würde eine viel eingehendere Behandlung der ganzen Frage voraussetzen, als sie mir hier möglich ist.

Zur Erinnerung an Karl Christian Planck

Im Laufe des Juni hat man in einer großen Zahl von Zeitschriften den Namen eines Mannes genannt gefunden, der es wahrlich verdient hätte, früher bekannt geworden zu sein. Wir meinen den schwäbischen Philosophen Karl Christian Planck. Am 7. Juni waren es 25 Jahre her, daß man ihn nach einem innerlich reichen Leben auf dem Stuttgarter Pragfriedhof an der Seite seiner Mutter beerdigt hat. Die äußere Anerkennung, auf die er ein Recht gehabt hätte wie selten Einer, wurde ihm zeit seines Lebens nicht zu teil. Eine kleine Schar wackerer Schüler kämpft seither für den Mann, der ihnen einen Stoß für das ganze Leben gegeben hat, von dessen begeisternder tiefgehender Wahrhaftigkeit sie nicht losgelassen werden. Besonders ist es seinem Sohn zu danken, daß wir wieder auf den Namen des Mannes gewiesen werden, der uns auch heute noch viel zu sagen hat. Die Christliche Welt wünscht und hofft, daß die Erinnerung an die Lebensarbeit Plancks einen nachhaltigen Einfluß üben möge. Nichts würde dem Andenken Plancks mehr widersprechen, als wenn sein Name eben gerade dazu recht wäre, um eine Totenfeier zu veranstalten. Er hat dem deutschen Volke mehr zu geben: denn er liebte es aus vollem Herzen und mit starkem Willen. Der modernen sozialen Bewegung und den großen nationalen Fragen sieht er offen ins Gesicht und sucht ihrer Herr zu werden nicht durch beliebige billige oder teure Ratschläge, nicht mit spekulativen Ideen, sondern auf dem Weg streng philosophischen, weitausschauenden und tiefgrabenden Nachdenkens.

Was hat der Mann alles geschrieben! Theologisches und Philosophisches. Rechtliches, Soziales und Politisches. Philosophisches und Naturwissenschaftliches. Litterarisches, Historisches, Pädagogisches. Er stellte Jean Pauls Dichtung in das Licht unserer nationalen Entwicklung und kritisierte zugleich die „kantische und nachkantische Begriffsverkehrung". Er schrieb über Goethes dichterischen Entwicklungsgang und hörte mit Freuden und Verantwortlichkeit das Nahen des maschinellen Zeitalters. Er beschäftigte sich mit Bruno Bauer und Ebrard und gab einen Ueberblick über die rechtlichen und bürgerlichen Aufgaben der deutschen Nation. Seine „Weltalter," sein „Katechismus des Rechts," seine Abhandlungen über „Deszendenztheorie und Keimentwicklung," über „Wahrheit und Flachheit des Darwinismus" — sind dabei noch gar nicht genannt und sie stehen doch oben an. Freilich am tiefsten haben wohl stets die persönlichen Worte getroffen, in denen der Mann des weiten Blickes und glühenden Herzens zu seinen jungen Freunden sprach. Ihnen gilt wohl in erster Linie sein zusammenfassendes Werk: Testament eines Deutschen, Philosophie der Natur und der Menschheit. (Tübingen bei K. Köstlin 1881.)

Suchen wir Plancks Bedeutung für das geistige Schaffen herauszuheben! Sein oberstes Streben ging nach Wirklichkeit. Und diese Wirklichkeit erfaßte er nicht bloß mit dem Denken. Begriffe sind nur Schatten und Worte. Er will die Wirklichkeit dort erfassen, wo sie ihrem Namen Ehre macht: wo sie wirkt. Das wirkliche Leben im einzelnen und in der Gemeinschaft steht ihm als Erkenntnisobjekt an oberster Stelle. Sein Sinn geht stets auf das Ganze. Das Einzelne hat Recht und Sinn nur, soweit es dem Ganzen dient und aus ihm verständlich wird. So begnügt er sich nie mit einzelnen Rechten; er will seinem Volk das Recht bringen, Sinn und Empfindung für diese Quelle des Lebens wecken. Er zeigt dem Menschen nicht eine Reihe von Zielen; er will ihm seinen Selbstzweck setzen. Er läßt die einzelnen Nationen nicht nebeneinander und gegeneinander handeln; er will sie in der großen Rechtsgemeinschaft zusammenfassen zum höher, immer höher sich heranbildenden Menschentum. Wir leben nur aus dem Ganzen.

Von da aus wird es verständlich, daß sich sein philosophisches Denken bei dem erkenntnistheoretischen Dualismus von Leib und Seele, Geist und Körper nicht zufrieden gibt. Er kennt den Gegensatz und weiß, daß gerade der innerlichste Gegensatz seiner Natur nach Leben ausmacht. Aber schließlich ist doch der wirkliche leibhaftige Mensch immer ein einheitlicher, und alle Gegensätze müssen gespannt werden können von einem, der sie in sich trägt. So sucht er nach dem innersten Gesetz aller Dinge, dem quellenden Einheitspunkt, und findet ihn in der „inneren Konzentrierung". In seinem sittlichen Lebenszweck wird der Mensch seiner eigenen Kraft, seiner selbst gewahr; so allein kann er sein Ziel erreichen. Die Lebenswirklichkeit als Einheit empfinden wir und haben wir; ist es da nicht die Aufgabe der Philosophen, zu versuchen, sie auch mit

Worten darzustellen? Wenn Planck das versucht hat, so hat er damit nur dem wirklichen philosophischen Bedürfnis Rechnung getragen. Er geht noch weiter und zeigt, daß die Gesetze, welche sich im Aufbau der menschlichen Natur zeigen, ihre wirklichen Analogien draußen im Kosmos haben. Es sind keine Spielereien, sondern Tatsachen, für deren Begriff uns nur oft das nötige Wortmaterial fehlt, wenn der Mikrokosmos (Mensch) sich entdeckt im Makrokosmos (Welt), und die Linien vom Kleinen zum Großen gezogen werden.

Wollten wir aber die Richtigkeit dieser Gedankengänge noch dahingestellt sein lassen — in Einem bleibt Planck unübertroffen: in dem Ernst der Predigt vom Recht. Wir nannten ihn an anderem Ort schon den Propheten des Rechts. Gewaltig ist sein Ruf an die moderne Welt der Industrie und des Verkehrs, wirkliche Rechtsgemeinschaft zu werden. Nicht in dem Sinn einzelner oder vieler liberaler Rechtsbestimmungen, auch nicht in dem Sinn von rechtlich anerkannter bloßer Macht, sondern in der weitesten Bedeutung, daß Recht „die äußere Möglichmachung und Verwirklichung der wesentlichen Zwecke der Person" bedeutet und die Rechtsvollendung deshalb nur in der sittlichen Berufsgemeinschaft der Völker erwartet werden kann. Diese umfassende Aufgabe, soziales Recht zu schaffen, erkennt er als die Arbeit des heranwachsenden deutschen Staats. Deutschland wird sich nach seiner Anschauung nie zufrieden geben können mit der Erreichung des bloßen nationalen Ziels; das vermag auf die Dauer die Geister nicht zu vereinigen und ihre Kräfte nicht auf einen Punkt zu sammeln. Es muß sich eine neue umgestaltende Kraft dem Geist der Zeit mitteilen, um alle seine verschiedenen Bewegungen und Strömungen zu vereinigen. Die nationale Wiedergeburt kann nur die Vorbedingung sein für eine höhere und allgemeinere Wiedergeburt des ganzen Rechtszustands. Wie richtig hat Planck darüber geurteilt; er sah schärfer, als viele moderne Politiker. Die ganze Völkerwelt ein gewaltiger sittlicher Berufsorganismus — das ist das große Ziel, dem Alles zustreben soll. Das Erwerbsinteresse teilt, zerstört, verschließt. Nur der Sinn für den gemeinsamen Beruf dem Ganzen gegenüber verbindet, schafft, hebt und belebt. Wirkliches Recht ist allein dort zu finden, wo die vollen Existenzbedingungen Jedem zur Entfaltung sittlicher Persönlichkeit gesichert sind. Das juristische Recht bekommt seinen starken Rückhalt am wirtschaftlichen Recht. Und dazu kommt, daß die Eigenrechte aufhören in Kollision zu treten mit der Gemeinschaft, weil sie nur soweit Recht sind, als sie der Gemeinschaft dienen. Die soziale Frage wird schon damals deutlich als Frage der beruflichen Organisation erfaßt. Dem Dienst der wohlgegliederten Berufe am Ganzen entsprechen die festen und sicheren Rechte, auf welche sie Anspruch erheben dürfen. So wird das Recht auf den Boden sittlicher Beurteilung der wirtschaftlichen Verhältnisse gestellt und damit ein neuer Maßstab gewonnen.

Damit hängt zusammen, daß Planck den Mut besaß, die kommende industrielle Entwicklung zu bejahen. Er war Realist im Denken und im Handeln, ebenso entfernt von blut- und geschichtslosen, idealistischen Träumereien, wie — dies noch mehr — von materialistischen Gedankengängen. Infolgedessen sah er das Zeitalter der Maschine und freute sich der Kraft, die dadurch entbunden wird. Aber er wollte dem deutschen Volk einen Umweg ersparen, indem er noch vor dem Ausströmen der Fülle neuer Kräfte auf deren soziale Ausnützung hinwies und seinen Berufsgedanken vertrat, wonach das selbstische, egoistische Privaterwerbsprinzip dem höheren, gemeinsamen, sozialen Dienstprinzip zu weichen hat. Das Manchestertum ist den Anforderungen nicht gewachsen, die aus seinen eigenen Voraussetzungen entspringen: es soll den Erwerb des Einzelnen sicherstellen und bringt es doch nicht fertig. Selbst wenn man nur auf die Sicherung des Erwerbs reflektierte, müßten organische Erwerbsgenossenschaften gefordert werden, welche in gemeinsamer Tätigkeit ihre Arbeit formen. Allein wir erkennen, daß für Jeden von Natur eine ernstliche Berufspflicht zu allgemein zweckmäßiger Tätigkeit für die Gemeinschaft besteht, weil Jeder erst dadurch den äußeren Grundbedingungen des menschlichen Zwecks allein genügt. So allein in einem organischen Berufsstaat wird Jedem die Freiheit, d. h. die nötige Selbstverantwortlichkeit garantiert.

Von hier aus kommt Planck zur Bekämpfung aller bureaukratischen Verwaltung im Staat. Sie gilt ihm als Typus des mechanischen Prinzips genau so gut wie der reine private Erwerbstrieb. Der bloßen Erwerbsgesellschaft entspricht eine ebensolche rein mechanisch materiell arbeitende Verwaltungsmaschine: überall werden die Räder nur vom bequemen Nützlichkeitsgeist getrieben. Die Bureaukratie trennt, teilt, zersplittert; sie geht nicht auf das Ganze; sie lebt nur von Fächern, aber nicht von großen Zweckgedanken. Ueberall wo der Liberalismus sich in derselben atomisierenden Richtung bewegt hat, hat er seinen scheinbaren Feind selbst großgezogen: das bureaukratische Regiment. Planck will es ersetzen durch eine große organische Berufsordnung, in der das Ganze, der gemeinsame Zweck, das oberste Maß aller Handlungen ist, damit sich nicht die besten Kräfte im Kampf zerreiben, sondern gemeinsam der Gemeinschaft zu Gute kommen.

Es mag Vieles im Detail überholt sein, was Planck gesagt hat. Ueber manche philosophische Gedankengänge mag man diskutieren und dies und jenes ablehnen. Was bleibt, ist noch genug, um von einer Ehrenschuld zu reden, die wir dem Toten gegenüber abzutragen haben. Er war ein ganzer Mann und ein ganzer Denker. Halbes war ihm zuwider. Er kämpfte für ganzes Recht gegenüber dem halben Recht. Er wollte mit Denken nicht Einiges erfassen, sondern das Ganze ergreifen; er wollte keinen Zwiespalt zwischen der Welt des Gedankens und der Welt der wirklichen Entwicklung; er wollte vor allem keinen Riß zwischen den Menschen und innerhalb der Gesellschaft, herbeigeführt durch isolierende, atomisierende, egoistische und spekulative Elemente. Seine Liebe galt einer großen sittlichen Kulturgemeinschaft der Völker, die das innerliche Recht zu und deshalb die Freude an ihrer eigenen Kultur besitzt. Keine Sachenkultur ohne Menschenkultur; keine Menschenkultur auf die Dauer ohne internationale Berufsordnung. Der sittliche Mensch das Maß aller Dinge.

Zur kurzen Orientierung über Planck genügt die Sammlung von Aufsätzen und Reden, die sein Sohn kürzlich herausgegeben hat: Deutsche Geschichte und deutscher Beruf. Aufsätze und Reden. Tübingen, J. C. B. Mohr 1905. XXIV und 181 S. 2,50, geb. 3,50 Mk. Wer tiefer gehen will, muß seine größeren Werke lesen; und wir hoffen, daß besonders der Katechismus des Rechts wieder neu aufgelegt werden möchte. Das würde der beste Denkstein sein.

G Traub

Armenien

Das unglückliche armenische Volk kann nicht zur Ruhe kommen. Wir hoffen auf eine Besserung seiner Lage, nachdem der aus den Zeitungen bekannte Ukas des Zaren den Befehl zur Rückgabe des vor zwei Jahren geraubten Kirchenvermögens und — was mindestens ebenso wichtig ist — zur Wiedereröffnung der vor zehn Jahren gewaltsam geschlossenen 300 armenischen Elementarschulen gegeben hatte. Die Schulen waren auf Grund eines Ukases von 1874 errichtet, der für die Begründung nur eine Anzeige an die Regierung und den Unterricht in der russischen Sprache, sowie, falls armenische Geschichte und Geographie gelehrt würde, auch in der russischen vorschrieb. Aus Neid über die höhere Bildung, die die Armenier durch ihre besonderen Schulen erreichten, wurden sie aber, nachdem sie schon in den achtziger Jahren verschiedenen Beschränkungen unterworfen waren, 1896, in demselben Jahre, in dem in der Türkei die grauenhaften Metzeleien stattfanden, gewaltsam sämtlich geschlossen und damit tausende von Kindern auf die Straße gesetzt, da die russischen Schulen abgesehen von ihrem viel niedrigeren Bildungsniveau außerstande waren, die Masse der armenischen Schulkinder aufzunehmen. Nun hat die Regierung auf jenen Ukas von 1874 zurückgegriffen. Eine von ihr eingesetzte Kommission war mit der Ausarbeitung eines Unterrichtsprogramms und von Statuten für die Schulen be-

schäftigt, — da brachen erst in Baku, dann in Nachitschewan, Eriwan u. s. f. die Aufstände aus, die aus den Zeitungen bekannt sind. Meist als nationale Kämpfe zwischen Tataren und Armeniern hingestellt, wurden sie in der Tat, wie von zuverlässiger Seite berichtet wird, von den russischen Regierungsorganen selbst hervorgerufen, um den Schwierigkeiten der Lage zu entgehen. Rußland tut im Grunde nichts Anderes als die Türkei 1896: es hetzt die Muhamedaner gegen die christlichen Armenier auf. Kein Zweifel, daß die Armenier die Angegriffenen waren, daß sie sich erst allmählich aus Notwehr bewaffnet haben, daß sie ganz unverhältnismäßig größere Verluste erlitten haben als ihre Gegner. Zur Kennzeichnung der Situation mögen folgende Stellen aus dem Briefe eines Armeniers dienen, der noch vor kurzem in Leipzig studierte; sie sind an einen in Leipzig noch immatrikulierten Landsmann gerichtet:

Ihr im sicheren Lande Lebende, seid gegrüßt von den im Heimatlande Sterbenden! Das ganze armenische Volk steht am Rande des Abgrundes! Die telegraphischen Berichte, die ihr aus fremden und unseren Zeitungen erhaltet, sind viel zu dürftig, um von den in unserm Lande vorkommenden Schreckenstaten, von den bei uns herrschenden Zuständen auch nur die geringste Vorstellung zu geben, denn es ist einfach unbeschreiblich. Wozu habe ich studiert? Was nützen mir die chemischen Formeln, die ich gelernt habe? Alles habe ich schon vergessen — hier denkt man nur an das Leben. Säbel und Gewehr wollen wir haben, um nicht gemetzelt zu werden, die Frage: Sein oder Nichtsein, wird hier gelöst. Vielleicht habe ich schon meinen Tod gefunden, ehe du meinen Brief erhältst. Da — die Menschenfresser kommen schon, hörst dus nicht? Ans Gewehr! Lebe wohl! Die Sterbenden grüßen euch!

Der Kampf gegen die Armenier im Orient ist ein Kampf gegen die kulturell höher stehende Nation. Schon darum verdiente er unser lebendigstes Interesse, auch abgesehen von allen Rücksichten der Humanität und von den Hoffnungen, die wir bei den Aussichten Deutschlands im Orient auf die Erhaltung dieser Nation zu setzen haben, die als Bindeglied zwischen Orient und Occident uns unentbehrlich sein wird. Der Brief eines anderen Armeniers über die erwähnten Schreckensszenen schließt: „Für uns, die Kinder des unglücklichen Landes, bleibt Nichts übrig, als weinend und schreiend unsere Not Allen bekannt zu machen und zu unserem Troste zu hoffen, daß es noch Menschen gibt, die unseren großen Schmerz mitempfinden.“ Ich hoffe, daß unter den Lesern der Christlichen Welt sich recht viele solcher Menschen finden.*) Ewald Stier

*) Es ist schwer, ein zuverlässiges Bild von den Vorgängen jenseits des Kaukasus zu erlangen. Ich halte es doch für wahrscheinlich, daß die russische Regierung nicht einseitig auf Vertilgung der Armenier sinnt, sondern daß sie Armenier und Tataren wider einander hetzt, damit beide Völker durch Aderlaß geschwächt und — ungefährlich werden. Denn jede lebenskräftige Nation dünkt den heutigen Machthabern in Rußland eine Gefahr für das Reich. Die Armenier, ohne Zweifel den Tataren gegenüber das friedlichere Element, fühlen sich begreiflicherweise als die allein Verfolgten. Erschütterndes las ich neulich in dem Privatbrief eines Deutschen aus Baku. Einer unsrer armenischen Freunde, von dem ich gerne mehr erfahren hätte, schreibt mir aus Tiflis nur dies: „Alles, Alles ist traurig bei uns. Das Menschenleben hat hier keinen Wert. Ich möchte ausführlicher schreiben, aber dazu fehlt mir das Herz, die Geduld; als ob wir, die Armenier, in die Welt gekommen wären, um ständig vor Anderen unsre Leiden zu beschreiben!“ R

Volksakademie

Es war ein merkwürdiger Gedanke, den mir der Sekretär des Rhein-Mainischen Verbandes für Volksvorlesungen (für Hessen und Hessen-Nassau), Herr Lehrer Volk, auf einem Spaziergang ins Nachbardorf entwickelte. Eine Zusammenkunft von Männern aller Stände und aller Parteirichtungen wollte er veranstalten und den Versuch wagen, ob das Streben nach gemeinsamer Weiterbildung und die Hingabe an edle Lebenswerte nicht im Stande seien, die Kluft, die zwischen ihnen besteht, zu überbrücken.

Um das zu erreichen, mußte es freilich mehr sein als eine bloße Zusammenkunft. Es mußte die Möglichkeit geboten sein, sich gegenseitig näher kennen zu lernen. So sollte es eine Lebensgemeinschaft aller Teilnehmer werden. Vierzehn Tage sollten sie in demselben Hause wohnen, gemeinsam essen, die Tage miteinander zubringen, in allen Stücken auf völlig gleichem Fuße miteinander verkehren. Getragen sollte dies Zusammensein sein von gemeinsamem Streben nach Vertiefung von Bildung und Lebenserfahrung. Auch hierbei sollte Gleichheit herrschen. Der Gelehrte, der Künstler, der ästhetisch Gebildete ist in solchem Falle natürlich in erster Linie der Gebende und Tragende des Zusammenseins. Er gibt Anregung und Stoff des geistigen Austausches. Aber auch der Mann des praktischen Lebens hat zu geben. Er gibt Lebenserfahrung, die Anschauung der Welt von seinen Kämpfen und Nöten aus, den Einblick in die ganz andersartige Entwicklung eines Menschen. Gibt er das, so bedeutet es für den Gelehrten eine Bereicherung seines Verständnisses für die Welt, damit auch frische Anregung für sein wissenschaftliches Arbeiten. Vor allem aber kann er in Diskussion und Gespräch den Gelehrten auf die Dinge aufmerksam machen, die ihm so selbstverständlich geworden sind, daß er beim Erklären sie einfach vergißt, während sie zum Verständnis notwendige Voraussetzungen sind, die der Andere nicht hat. Ueberhaupt wird so ein gewisser Unterricht für die Gelehrten in populärer Darstellung hergestellt werden.

So sollte es zugleich ein Kursus in Volksbildungsarbeit sein, Anregung für die Einen, Unterricht in der Art die Sache anzufassen für die Andern. Die Hauptsache aber blieb, eine Gemeinschaft zu schaffen, in der wohl alle Gegensätze des modernen Lebens vertreten sein und zum Ausdruck kommen sollten, aber durch persönliche Berührung und Streben nach gegenseitigem Verständnis und gemeinsamer Vertiefung überbrückt würden.

Merkwürdig war der Gedanke, aber während er mir so entwickelt wurde, erschien er mir immer größer. Hier wäre endlich einmal der Versuch einer wirklich sozialen Bildungsgemeinschaft, wo der Angehörige der höhern Stände sich nicht besser dünkt als der anders Gestellte, wo Alle sich als Menschen fühlen, deren Wert im Streben nach Höherem liegt, und die sich um dieses Strebens willen achten und lieben lernen.

Rasch zog mir die Ueberlegung durch den Kopf, was meine Gemeinde zu einem derartigen Unternehmen sagen würde in ihrer verwickelten Zusammensetzung von Bauern, Fabrikanten und Arbeitern. Ich kam zu dem Ergebnis, daß sie nach einigen Schwierigkeiten wohl den großen Gedanken in der Sache verstehen würde. Als deshalb mein Begleiter mit der Darstellung seines Planes schloß: Wenn ich nur einen Ort und ein Haus wüßte, wo die Sache zu machen wäre, Leute und Mittel könnte unser Verband eben aufbringen, da war mein Entschluß gefaßt. Ich stelle Ihnen mein Haus zur Verfügung, sagte ich. (Ich bin nämlich Besitzer eines ziemlich großen Pfarrhauses.)

Der Plan war gefaßt. Viel Kopfschütteln gab es noch bei vielen Leuten und viel Schwierigkeiten bei der Einrichtung des Pfarrhauses zu einer gemütlichen Wohnung für so viele Leute. Schließlich, als sich die Anmeldungen häuften, mußten wir uns an die Einwohner Rüsselsheims um Ueberlassung von Wohnungen wenden. Wir ließen uns nicht irre machen. Eine Köchin und zwei Hausmädchen wurden gemietet. Tische, Stühle, Koch- und Eßgeschirr geliehen, die Kunst (Wanderausstellung des Rhein-Mainischen Verbandes) zum Schmuck des Pfarrhauses herbeigeschafft, eine Volksbibliothek in seinen Räumen aufgestellt, die Küche zum Kochen für so viele Menschen eingerichtet und die Sache in den Blättern des Verbandes angekündigt. Die Verpflegung selbst sollte für die Teilnehmer kostenlos sein; nur wer wünschte, sollte dem Verbande eine Entschädigung geben. Zu gleicher Zeit wendeten wir uns an einige große Werke in unserer Gegend mit der Bitte, Arbeiter für vierzehn Tage zu beurlauben und ihnen den Lohn weiterzuzahlen, damit sie an der Sache teilnehmen könnten.

Unsere Bitte an die Fabriken wurde von einigen gewährt. So beurlaubte die chemische Fabrik Griesheim Elektron zwei, die Opelschen Fahrradwerke in Rüsselsheim zwei, die Eisenbahnwerkstätte zu Frankfurt einen. Im Ganzen machten es acht Arbeiter möglich, ständig an der Sache teilzunehmen, darunter natürlich entschlossene Sozialdemokraten, gerade solche, die in ihren Orten eine führende Stellung einnehmen. Dies Ergebnis war nur möglich als Frucht der langen

Tätigkeit des Rhein-Mainischen Verbandes, der sich tatsächlich das Vertrauen der Arbeiterkreise gewonnen hat, weil man weiß, daß er nicht für politische Zwecke, sondern nur für Vertiefung der Bildung arbeitet und wirklich unparteiisch auch in seiner Verwaltung die Arbeiter heranzieht, keine Ansicht zurückdrängen will. Die andern Teilnehmer waren Lehrer, Pfarrer, Oberlehrer, ein Postdirektor i. P., ein Bahnbeamter i. P., ein Maler und eine Malerin, kleine Gewerbetreibende, Studenten. Es waren also alle Stände und, wie sich rasch herausstellte auch die verschiedensten Parteischattierungen vertreten. Es fehlte freilich das hochkonservative Element und das Zentrum. Wir waren 24 ständige Teilnehmer, wozu noch eine Anzahl aus Rüsselsheim und eine Reihe von Gästen, die aus den Orten der Umgegend und Frankfurt ziemlich regelmäßig den Tag über herüber kamen. Dazu brachte jeder Tag noch vorübergehende Gäste, die sich die Sache einmal ansehen wollten.

Es war auch der Mühe wert sie sich anzusehen. Im Pfarrhaus vereinigt diese ganze bunte Gesellschaft, Handwerker, Pfarrer, Lehrer, Sozialdemokraten in einträchtigem Bemühen gemeinsamer Weiterbildung vereinigt, am gemeinsamen Tische speisend, ernst diskutierend und fröhlich scherzend. Das, wovor es den Veranstaltern anfangs bang war: Wie werden sich alle diese Leute ineinander finden und sich verstehen? machte gar keine Schwierigkeiten. Das Interesse an der gemeinsamen Sache war zu groß. Ueberall auch zeigte sich jenes köstliche Taktgefühl, das man bei allen tüchtigen Leuten unsers Volkes oft mehr beobachten kann als bei Gebildeten, und half über die Schwierigkeiten weg. Wir hatten nicht vergebens darauf gerechnet, daß diese Herzensbildung unsers Volkes uns die Sache erleichtern würde.

Was aber trieben wir? Es waren für die Teilnehmer Tage heißer Arbeit. Jeder Morgen brachte zwei oder drei Vorträge, der Nachmittag eine wissenschaftliche Exkursion mit naturwissenschaftlicher oder volkskundlicher Führung. Auch naturästhetische Führungen wurden damit verbunden, die Herr Maler Schwindrazheim aus Hamburg leitete. Vorträge brachte die erste Woche sechs von mir über die Entstehung der modernen Weltanschauung. Ich führte durch, wie zuerst nach der Loslösung von der Autorität der Kirche die kausale Betrachtung sich durchsetzte, gipfelnd im Materialismus, wie dem gegenüber immer wieder das sittliche Bewußtsein des Menschen die Behauptung aufstellt, daß der Mensch nicht einfach in diese Reihe einzugliedern sei, wie sich der Kampf zuspitzt in der Frage, wie der Mensch ein Bild von der Außenwelt in seinen Geist hineinbekomme und Kant von hier aus die Grundlagen zu einer gerechten Schlichtung des Streites legt. Die beiden letzten Vorträge gaben eine Darstellung der Gedanken Schleiermachers als dessen, der den Wert und die Art des religiösen Lebens wieder versteht, und schilderten schließlich die verschiedenen Bewegungen der neueren Zeit, Nietzsche und seine verschiedenartigen Wirkungen, naturwissenschaftliche und historische Weltbetrachtung in ihrem Kampf, die Erkenntnis von der Wichtigkeit der Macht, das Wiederaufleben der Frömmigkeit. Das Alles ringt nun miteinander und will Element unserer Bildung werden.

Es war jedenfalls ein kühner Versuch, gleich das den Leuten zu bieten. Man kann ihn getrost als gelungen betrachten. Mit außerordentlicher Aufmerksamkeit wurden die Vorträge angehört, und die Diskussion zeigte, daß sie sehr rasch auch geistig verarbeitet wurden. Selbst Kant wurde in großen Zügen — natürlich nicht in seinen Einzelheiten — von einer Reihe der Anwesenden erfaßt. Natürlich ermöglichte die Diskussion überhaupt ein sofortiges Vertiefen und Klären des Stoffs und gab Winke für die Art der weiteren Darstellung. So wurde sie tatsächlich zum Bildungsmittel für den Vortragenden. Charakteristisch war, daß die Diskussion, obwohl der Rhein-Mainische Verband die religiösen Fragen von seinen Bestrebungen ausschließt, da er die Gegensätze hier fürchtet, immer wieder zu den religiösen Fragen zurücklenkte. Hier vor allen Dingen wollen die Menschen Klarheit haben.

Ein fesselndes Bild der Entstehung der Erde gaben die naturwissenschaftlichen Vorträge von Herrn Dr. Drevermann aus Frankfurt mit den angeschlossenen naturwissenschaftlichen Führungen in die Umgegend. Zu lebhafter Debatte gaben die Vorträge von Herrn Dr. Klein aus Gießen über Napoleon und seine Wirkungen auf Deutschland Anlaß. Es erhob sich gegenüber seiner von strengem ethischem Urteil beherrschten Darstellung die Frage nach der Anwendung der sittlichen Maßstäbe auf die Ereignisse der Geschichte und die Taten ihrer großen Männer. Ein paar Tage lang beschäftigte sie von Morgens bis Abends, bei Tisch und Spaziergängen Alle.

Neben diesen großen wissenschaftlichen Vorträgen liefen Vorträge her, die zu volksbildender Arbeit anregen und Anleitung geben sollten, so die von Herrn Dr. Stein aus Frankfurt: Die Grundlagen der Volksbildungsarbeit auf dem Lande. Seine Darstellung des Bauernstandes erweckte besonders auch den Beifall und das Interesse eines aus Rüsselsheim anwesenden Bauern, dem diese Art der Teilnahme am bäuerlichen Seelenleben außerordentlich wohl tat. Herr Volk hielt Vorträge über die praktischen Fragen der Arbeit, über Organisation und ihre Schwierigkeiten, Bibliothekswesen, Jugendfürsorge, Heimathaus. Der Grundgedanke war: Volksbildungsarbeit ist Heimatarbeit, muß bodenständig sein, muß vom Volke selbst getragen, nicht von oben gemacht sein. Die hier anschließenden Debatten gaben ein ergreifendes Bild von dem tiefen Bedürfnis nach Bildung — besser gesagt nach Veredelung — das vor allem viele unserer Arbeiter beseelt.

Die vierzehn Tage waren wohl für alle Teilnehmer eine Zeit der Erweiterung ihres Gesichtskreises, deren ganzer Umfang erst nach und nach uns klar wird. Jeder von uns sah hinein in das Leben, Denken und Fühlen der andern Stände seines Volkes. Wir lernten Menschen kennen, die sich ganz anders entwickelt hatten, ganz andere Kämpfe durchgemacht hatten, mit ganz andern Nöten zu ringen haben, als wir. Und das Große dabei war, daß wir in diesen andersartigen Menschen Menschen fanden voll Ernst und Streben, voll Gefühl für Edles und voll Opferbereitschaft für große Ziele.

Für den Sozialdemokraten muß es zunächst etwas Ueberraschendes haben, zu entdecken, daß auch der Mann der höheren Stände, der Beamte und der Pfarrer seine heißen Kämpfe hat und sie führt. Aber es ist ihm sicher gut, zu erkennen, wie Mancher aus den mit so viel Mißtrauen behandelten Ständen für Gerechtigkeit und Forschritt mehr opfert und kämpft als viele seiner Führer. Ebenso gewinnt der Gebildete, dem die Arbeiterschaft fern steht, wieder Glauben an die Masse, wenn er so in enge Berührung mit denen kommt, die ihm oft nur im Zerrbild bekannt sind.

Zweierlei habe ich gelernt: 1. Daß die Sozialdemokratie mit all den Schattenseiten, die sie hat, doch ein geistig weckendes Element unsers Volkslebens ist. Die Kenntnisse und das ernste Streben nach Vertiefung der Bildung, die in den echten Sozialdemokraten unsers Kreises uns entgegentraten, waren verblüffend. Keiner von uns hätte das erwartet. — 2. Wir und die führenden Kreise der Sozialdemokratie scheinen uns über die Stimmung gerade der geistig Höherstehenden in der Masse zu täuschen. Hier herrscht nicht die Stimmung der Parteitage, sondern der Wille zu langsam aufbauender Arbeit und die Bereitschaft, dazu mit uns zusammenzugehen. Freilich das muß sicher sein, daß wir dies Zusammengehen nicht benutzen, sie in ihrem wirtschaftlichen und politischen Kampf zu schädigen. Hoffnung die Sozialdemokratie zu entwurzeln soll daraus Niemand schöpfen. Diese Leute haben erkannt, daß sie für ihre und ihrer Kinder Zukunft auf ihre eigene Kraft angewiesen sind, und werden diese im politischen Leben durch eine eigene Partei zur Geltung bringen. Wir können als Freunde unsers Volkes gar nicht wünschen, daß sie die Energie dazu wieder verlieren. Doch können wir ihnen zeigen, daß wir ihnen mit all unsern Kräften zur Veredelung ihres Lebens helfen wollen. Das wird ihr Vertrauen zu uns stärken.

Ueberaus wichtig war es für uns Alle zu sehen, wie stark bei diesen geistig höher stehenden Arbeitern das Gefühl für die Not der Jugend ist. Es ist deutlich, daß wir — wenn wir uns nur nicht in den Dienst irgendwelcher politischer und sozialer Interessen stellen, wenn wir wirklich nur edler Bildung dienen wollen und auch das Bestreben draußen lassen, die Menschen

wieder unter kirchliche Autoritäten zu beugen — in diesen Kreisen auf freudige Unterstützung rechnen dürfen. Freilich das Mißtrauen gegen Pfarrer und Kirche ist stark. Es zu brechen, dazu können solche Veranstaltungen wie die Volksakademie das Ihre tun. Sie hat schon gefördert, das konnten alle Teilnehmer spüren. Einfach die Tatsache, daß ihre völlig freien Aeußerungen und Diskussionen in einem Pfarrhaus stattfanden, mußte Vertrauen zu der Redlichkeit der Pfarrer wecken. Es war eine Vereinigung zu wissenschaftlicher Weiterbildung, darin aber lag etwas von Verwirklichung des christlichen Brudergedankens und Glaubens an die Menschen.

Freunde gewonnen zu haben durch alle Schichten des Volkes hin, ist ein großer Reichtum. Ihn hat die Akademie allen Teilnehmern gebracht.

Unsre Volksakademie kann ja nur ein kleiner Anfang sein. Diese Art der Tätigkeit und geistigen Auseinandersetzung muß weiter gepflegt und vervollkommnet werden. Eine unendlich große Aufgabe ist uns da gestellt. Jeder von uns sollte in seinem Kreise die Menschen, die dafür Verständnis haben, sammeln und zu gemeinsamem Streben anregen. Es ist nicht so schwer, als man denkt, wenn man sich nur wirklich über die Gegensätze stellen kann. Aus diesen Kreisen müssen sich die Leute rekrutieren, die unserm Volke wieder edle Geselligkeit und unserer Jugend edle Freude schaffen. All unsere Vereinstätigkeit hat keinen dauernden Wert, wenn wir nicht diese starken, strebenden Elemente des Volkes dazu haben, die nicht kirchlich bevormundet sein, sondern sich eine eigene Ueberzeugung bilden wollen. Emil Fuchs

Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine

Die 17. Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine tagte vom 1. bis 3. Oktober in Magdeburg. Die Zeit hat den vielangefochtenen Bestrebungen dieser Vereine Recht gegeben. Die neu gegründeten Gesellschaften zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten wie zur Bekämpfung des Schmutzes in Kunst und Litteratur zeigen, daß die Not, welche die Sittlichkeitsvereine bekämpfen, allgemach so groß und schreiend wird, daß sie von den verschiedensten Standpunkten aus gefühlt wird.

Die Magdeburger Tagung, so kann zusammenfassend gesagt werden, war wohl geeignet, dem Vereine neue Freunde zu gewinnen. Die Verhandlungen standen unter der kraftvollen Leitung des Pfarrers Lic. Weber aus München-Gladbach. Der äußere Rahmen war durchaus schlicht. Eine längere Begrüßung war nur dem Generalsuperintendenten D. Vieregge vorbehalten, der den engen Zusammenhang der sozialen und kirchlichen Interessen an diesem Punkte konstatierte. Der Besuch der Versammlungen war gut. Die Darbietungen, soweit der Berichterstatter teilnehmen konnte, standen auf der Höhe.

Die Bedeutung der Konferenz lag wohl nicht darin, daß sie, wie der Vertreter der Regierung, Polizeipräsident Graf v. Lambsdorf in seiner kurzen, aber bemerkenswert warm gehaltenen Begrüßung wünschte, greifbare praktische Anregungen gezeitigt hätte. Es wurde dieses und jenes vorgeschlagen. In der Hauptverhandlung forderte der erste Referent, Sanitätsrat Dr. Brennecke aus Magdeburg, daß die Geschlechtskranken unter das Reichsseuchengesetz zu stellen seien mit Meldepflicht und Krankenhausbehandlung. Ansteckung solle unter scharfe Strafbestimmungen fallen. Der zweite Referent, Sanitätsrat Dr. Taube aus Leipzig, erörterte sein umfassendes Thema „Frauenrechte und Kinderschutz" rein praktisch, indem er zeigte, wie nach Leipziger Vorbild uneheliche Mütter und Kinder unter ärztliche und behördliche Aufsicht mit Anstellung besoldeter Aufsichtsdamen zu stellen seien. Aber Beschlüsse oder Anträge wurden nach dieser Seite nicht gefaßt. — Wenn der Vorsitzende gelegentlich in seiner temperamentvollen Weise äußerte, jeder Buchhändler, der wegen Verbreitung von Schmutzlitteratur bestraft werde, sei ihm eine Genugtuung, so erwähnte der Festprediger zwar auch, daß gerichtliche Bestrafung als Geißel zur Reinigung des Tempel gebraucht worden sei, fügte aber hinzu: „Ob es hilft, ist freilich mehr als fraglich." Auch D. Stoecker

stellte wohl fest, daß der Staat hier Pflichten habe, fuhr aber resigniert fort: „er tat auch — Einiges." Stoecker erwähnte das Kaiserwort: „Scharfe Auskehr halten"; meinte aber: „Regierung und Verwaltung hatten — letzthin durch Schuld des Volkes — keinen Besen."

Es gehört ja zum Programm der Sittlichkeitsvereine, den Apparat der Gesetzgebung und Verwaltung gegen die Unsittlichkeit in Bewegung zu setzen. Das kann wesentlich nur Sache der vertraulichen Beratung der Delegierten sein. Nach dieser Seite zeigte sich auf der Konferenz nur geringe Stimmung.

Es bleibt die Bedeutung der Konferenz, den Weckruf zum Kampf gegen die Unsittlichkeit weiter getragen zu haben. Tausende haben ihn gehört. Gleich die Eröffnungspredigt in den weiten Hallen der Katharinenkirche leitete die Tagung aufs beste ein. Hofprediger Ohly predigte über Luk. 19, 41—48: die gesegnete Wirksamkeit der Sittlichkeitsvereine ruht nach Jesu Vorbild in heiliger Trauer, ruht in heiligem Zorn. Auch wer als bisher Fernstehender kam, hat wohl Etwas von dieser heiligen Trauer und von diesem heiligen Zorn mit hinweg nehmen müssen. Die folgenden Verhandlungen waren danach angetan, diese Eindrücke zu vertiefen und zu befestigen.

Besonders hervorgehoben sei das Referat des Sanitätsrats Dr. Brennecke aus Magdeburg. Er verfolgte sein Thema: „Wie ist der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten zu führen?" bis in den Gegensatz der Weltanschauungen. Er stellte fest, daß in der bisher als Bundesgenosse angesehenen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten die Mehrheit immer mehr im Bunde mit den „Mutterschützlern" im naturalistischen Fahrwasser segle. Man wolle den Sumpf der Unsittlichkeit nicht aufgeben und hoffe nur, ihn in ein gemütliches Moorbad zu verwandeln. Es war eine Herzenserquickung, wie der Redner diesem „verblödenden", ganz im Sinnendienst gefangenen Naturalismus seine idealistische Weltanschauung entgegenstellte und betonte, was not tue, seien nicht Kasernierung, Reglementierung oder gar Präservativmittel — die nur die sittlichen Begriffe verwirren —, sondern ein Christentum, das nicht petrifizierte Lehre, sondern Leben in Gott sei, kirchliche Gemeinden, die nicht blos Kultus-Gemeinden, sondern christliche Gemeinschaften geworden seien und sich nicht zersplitterten in Lehrstreitigkeiten, die dem schlichten Christen unverständlich seien. Religion ohne Wissenschaft vermag viel, Wissenschaft ohne Religion wenig — Beide müssen sich die Hand reichen — von Disharmonie kann nicht die Rede sein! Dann wird es wieder heißen: „Nazarener, du hast gesiegt." So klang der mit starkem Beifall aufgenommene Vortrag aus.

Die Konferenz war Alles in Allem eine tüchtige Leistung. Sie bedeutete einen Weckruf an die Gewissen in Vertretung des guten Alten. Das verdient noch rühmend hervorgehoben zu werden, daß von dem Gegensatz der theologischen Richtungen nichts verlautete. Ernst Braasch

Verschiedenes

Kapitalismus. Man schreibt uns: Die Organisation der Arbeiter schien uns die beste Gegenwehr gegen die Uebergewalt des Kapitals; die Solidarität ihrer lebendigen Kraft würde — so hofften wir — dem toten Mammon sich als sittlichende Macht im sozialen Kampf erfolgreich entgegenstemmen. Aber täglich lesen wir von neuen Siegen des Kapitals; unaufhaltsam steuern wir der Absolutheit seiner wirtschaftlichen Herrschaft zu. Was die Arbeitenden auch dagegen versuchen: es wird ein Schlag ins Wasser, eine Saat in den Wind. Die Streiks mißlingen. Oder wenn sie wirklich auch dem Kapital Unbequemlichkeit machen, so hat das bei der Konzentration der mammonistischen Macht in den Syndikaten nichts zu sagen. Die Unkosten der Streiks schlägt man auf den Preis der produzierten Waren; die unliebsamen Dividenden- und Preisschwankungen regelt man dadurch, daß man die Kosten der Streiksiege in seine Gesamtkosten miteinrechnet. Verlorene Streiks werden fürs Kapital zur Unmöglichkeit. Mit Klarheit strebt man schon jetzt diesem Ziele zu. So lesen wir — z. B. heute in dem Handelsblatte der Nationalzeitung 563 vom 10. Oktober — nach einem Hinweise darauf, daß die Beseitigung der wirtschaftlichen Kriege, der Streiks, ebenso unmöglich sei wie die Abschaffung der Völkerkriege durch eine allgemeine Abrüstung — die folgenden Sätze: „Hat sich aber der Industrielle dies einmal klar gemacht, so muß er die Streikgefahr in seine Kalkulation ebenso mit einbeziehen, wie er dies hinsichtlich der Mög-

lichkeit des Eintritts irgend eines anderen schadenbringenden Ereignisses, wie etwa die Feuersgefahr, tut. Jeder Industrielle hält es für seine selbstverständliche Pflicht, jährliche Beträge für die Versicherung gegen Feuer zu opfern. Diese Ausgaben sind unvermeidliche Unkosten, wie andere, die aus dem laufenden Betrieb entstehen. Hinsichtlich der Möglichkeit des Eintretens von Streikverlusten beobachtet man aber einen merkwürdigen Optimismus, welcher bei der fast mathematischen Sicherheit, mit der jeder Betrieb innerhalb einer bestimmten Periode auf erzwungene Arbeitseinstellungen zu rechnen hat, nicht aufrecht erhalten werden sollte." Was soll werden, wenn diese Kalkulation gemacht ist, wenn die wirtschaftliche Konsequenz daraus gezogen wird? Wird nicht mindestens in den modernen Kolossalbetrieben die gewerkschaftliche Organisation zum Narrenteiding werden? Werden nicht auch die anderen Betriebe, die großen und die mittleren, um dieses Urteils willen immer mehr auf den Weg der Trustbildung gewiesen werden? In kleinen Betrieben ist die Gewerkschaftsbewegung ja ohne Nutzen und ohne Belang. Was bleibt dann dem Arbeiter übrig? Zusammenschluß hilft ihm nichts mehr. Der Einzelne steht wehrlos der konzentrierten Macht des Geldes gegenüber. Er wird der Leibeigene des Mammons, wie zur Zeit des landesfürstlichen Absolutismus die Untertanen der Willkür und der Ausbeutung ihres Landesherrn preisgegeben waren.

Können wir den Arbeitern dann noch die Predigt von dem sittlichen Werte ihrer Arbeit verkünden? Wird der christliche Glaube dann nicht den prophetischen Fluch über das seelenverderbende Gold ins Volk hineinrufen müssen, bis auf der Höhe ihrer Macht die Absoluten vor ihrer Machtfülle erschrecken?

Und der Arbeiter selbst? Kaum wird er seine Hoffnung darauf richten, daß die absoluten Kapitalfürsten sich bereinst — wie einst der beste unter den absoluten Monarchen — als die ersten Diener ihrer Untertanen betrachten, ihr Regiment danach einrichten und so das Volksganze aus der Zeit ihrer Alleinherrschaft in eine neue Zeit hinüberführen werden. Vielmehr muß die Aussichtslosigkeit für den Arbeiter, auf geordnetem Wege irgend Etwas gegen die wirtschaftliche Autokratie der Wenigen zu erreichen, ihn immer mehr auf den Weg der gewaltsamen Umwälzung weisen. Je niedriger die Chance des Streiks sinkt, um so höher steigt die Chance der Revolution. Haben die Revolutionäre des Jenaischen Parteitages auf ihrem Standpunkte nicht ganz recht? Wenn die Propaganda für soziale Neuschöpfung hoffnungslos ist, dann tritt an ihre Stelle die Propaganda der Tat. Der Absolutismus gehört begrifflich und geschichtlich mit dem Anarchismus zusammen. Wie in Rußland die absolute Monarchie durch den Königsmord temperiert wird, so läßt sich die absolut-kapitalistische Industrie durch den Maschinenmord temperieren. Darüber sind schon heute die Industriearbeiter im Klaren. Berechnen die Herren die Streikverluste und stellen sie die entsprechende Rente in ihre Kalkulation ein, so berechnen die Knechte, wieviel eine Maschine herzustellen und wieviel ihre Zerstörung kostet, — und auch das ist eine Kalkulation. Man lese, was Paul Pawlowitsch, der Leiter des Streiks in der Berliner Elektroindustrie in Nr. 28 der Neuen Gesellschaft schreibt: „Auf Eins möchte ich hier noch hinweisen. Sollte die Aussperrung — was ich für völlig ausgeschlossen erachte — für die Unternehmer mit einem Scheinerfolg enden, so mögen die Herren nicht übermütig werden. Sie tanzen auf einem Vulkan! Die Aussperrung wird nie einen nachhaltigen Sieg für die Unternehmer bringen, weil die brutale Form dieses Kampfes Revanchegelüste bei den Arbeitern provozieren muß. Auch den Arbeitern ist der Wahlspruch bekannt: Inter arma silent leges! In der Elektroindustrie werden tausenderlei äußerst teure Maschinen und Werkzeuge von den Arbeitern bedient. Man hüte sich, durch brutale Machtanwendung den Rache- und Vergeltungsinstinkt zu wecken. Furchtbar könnte es sich rächen, was kurzsichtiges Herrentum mutwillig und protzig sündigt."

Daß der Terrorismus von unten irgendwelche dauernde Erfolge erringt, ist natürlich völlig ausgeschlossen. Die Gesundung der Verhältnisse wird er verlangsamen, nicht beschleunigen. Die Zukunft aber, welcher er und sein älterer Bruder, der wirtschaftliche Absolutismus, uns entgegentreiben, ist schwer und dunkel.

Das Bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen. Von Professor Dr. Anton Menger. Dritte Auflage. Tübingen, Laupp 1904. 253 S. 2,50 Mk.

Diese Schrift des Professors der Rechte in Wien ist zuerst erschienen als Streitschrift gegen den Entwurf unsres bürgerlichen Gesetzbuches. Sie könnte demnach nun, wo der Entwurf Gesetz geworden ist, veraltet erscheinen; sie ist aber entsprechend umgearbeitet und ist noch immer wertvoll. Denn über den ersten Zweck hinaus enthält sie beachtenswerte kritische Bemerkungen über die Grundlagen unserer Rechtswissenschaft, dieser konservativsten Wissenschaft überhaupt. Menger sucht nachzuweisen, daß jedes Recht bisher lediglich eine Festlegung bestehender Machtverhältnisse darstellt, und daß es infolgedessen die Interessen der besitzenden Klassen, die die Macht in Händen haben, weit sorgsamer berücksichtigt, als die der besitzlosen Klassen. Er macht auch unserem bürgerlichen Rechte den Vorwurf, daß es die gerade in der Neuzeit sich verschiebenden Machtverhältnisse, die aus der sozialen Bewegung folgen, fast nicht berücksichtigt, daß es die bestehenden Verhältnisse zu konservieren sucht und daher selbst bald unbrauchbar werden müsse. Er behauptet von seinem Standpunkt aus die Unfähigkeit der historischen Schule zur Gesetzgebung. Schon die allgemeinen Anschauungen, von denen die Zivilgesetzbücher meist ausgehen, setzen die unteren Volksklassen in Nachteil, so der Satz „Unkenntnis des Gesetzes schützt nicht vor Strafe" und die Annahme, daß das geltende Gesetz lückenlos sei. Bei Rechtsfällen, für die sich keine besondere Bestimmung findet, darf der Richter nicht nach Zweckmäßigkeitsgründen entscheiden, sondern nach Analogie der für ähnliche Fälle vorhandenen Rechtsregeln. Das erscheint gerecht und gut. Bei der Verschiebung der sozialen Verhältnisse, wie sie heutzutage stattfindet, führt das aber leicht zu Urteilen, die als ungerecht empfunden werden, zumal der Richter in vielen Fällen die inneren Zustände der Täter, die bei der Beurteilung mit in Betracht gezogen werden sollen, bei den besitzlosen Klassen oft nicht richtig aufzufassen oder zu deuten weiß. So entsteht denn leicht eine Rechtsprechung, die als Klassenjustiz erscheint und empfunden wird.

Besonders scharf verurteilt Menger das Ehegüterrecht, das die Verhältnisse der Vermögenden in 201 §§ behandelt, bei den Rechtsverhältnissen zwischen Armen und Reichen aber Alles der „freien Vereinbarung" überläßt. Am meisten Beachtung aber verdient die scharfe Kritik der Gesetze über die unehelichen Kinder. Vielleicht könnte die Parallele, die er zwischen dem Ansturm besitzloser Menschen gegen die Eigentumsordnung (Diebstahl 2c.) und der in fremde Rechtsgebiete eingreifenden Tendenz der Besitzenden gegen das Geschlechtsleben der besitzlosen Volksklassen zieht, gesucht erscheinen, aber die näheren Ausführungen und Forderungen zeigen nicht nur den sozial gerecht denkenden scharfsinnigen Juristen, sondern auch den sittlich empfindenden Mann. Es ist nicht möglich, hier näher auf die Einzelheiten einzugehen; aber Jedem, der das Unzureichende und vielfach Empörende dieses Zweiges unserer Gesetzgebung empfindet, ist die Kenntnisnahme dieser Kapitel des Mengerschen Buches sehr zu empfehlen. Die großen Mängel unseres bürgerlichen Rechtes auf diesem Gebiete sind wohl selten so gut und juristisch klar beleuchtet wie hier. Menger weist nach, daß in dieser Beziehung unser bürgerliches Gesetzbuch eine direkte Verschlechterung bedeutet gegenüber dem alten preußischen Landrecht. — Dieselbe Benachteiligung der Besitzlosen findet Menger beim Vormundschaftsrecht. Während mit aller Sorgfalt die Vermögensinteressen der wohlhabenden Kinder wahrgenommen sind, ist fast keine Fürsorge getroffen in Bezug auf den einzigen Besitz dürftiger Kinder, die Arbeitskraft, deren richtige Verwendung nicht nur für ihre wirtschaftliche Zukunft, sondern auch für ihre körperliche und sittliche Entwicklung von entscheidender Bedeutung ist. Dasselbe trifft auch zu, wenn wir die Bestimmungen vergleichen über die unerlaubten Handlungen, je nachdem sie sich gegen die Person oder gegen das Vermögen der Verletzten richten. Die persönlichen Güter, die in der Regel das einzige Besitztum der unteren Volksklassen sind: das Leben, körperliche Unverletztheit, Freiheit, Ehre mit Einschluß der Frauenehre, Arbeitskraft, Sittlichkeit, sind durchaus ungenügend geschützt. „Der Staat legt den Eltern die Verpflichtung zur Pflege und Erziehung ihrer Kinder auf, er gestattet aber offenen Auges, daß sie in zahllosen Fällen in Rechtsverhältnisse eintreten, die ihnen die gehörige Erfüllung dieser Pflicht unmöglich machen." Jedenfalls ist unseren Juristen recht viel von dem gesunden sozialen Verständnisse zu wünschen, das in diesem Buche zu Tage tritt. Ludwig Pfannkuche

Die Friedhofsfrage. Konfessions- oder Simultanfriedhöfe? Ein Lösungsversuch auf Grund der Tatsachen von Eberhard Goes. Gießen, Töpelmann 1905. 160 S. 3 Mk.

Selten widerfährt dem Zeitungsschreiber eine Freude wie dem Herausgeber d. Bl. durch die vorliegende Broschüre: Alles, was ich aus Anlaß des Aergernisses von Fameck vermißt und begehrt habe, erfüllt das Buch des Pfarrers von Langenbeutingen. Möglichst vollzählig werden die Friedhofskonflikte der letzten Jahre uns vorgeführt, nicht ohne daß der Fundort gewissenhaft mit vermerkt wäre — schon dies keine kleine Arbeit. Der Horizont ist dabei weit gespannt, über die Grenzen des Reichs ein gut Stück hinaus. Dann ist die Geschichte befragt, wie es zu dieser ungeheuerlichen Mannigfaltigkeit der Friedhofspraxis hat kommen können, und ein Urteil aus den Prinzipien der verschiednen Kirchen sowie aus den Prinzipien des Staates ermöglicht. Endlich ist als einzige glatte Lösung der Uebelstände und Schwierigkeiten der Simultanfriedhof in den Händen der politischen Gemeinde gefordert. Man wird ja die Friedhöfe auch den Kirchgemeinden belassen können, wofür Konsistorialpräsident Steinhausen in Berlin ganz gewiß vornehmlich aus finanziellen Gründen S. 78 so entschieden eintritt, wenn sie den Toten aller Denominationen ein Gastrecht auf ehrliches Grab und ehrliches Begräbnis rückhaltlos gewähren. Und da auch die katholische Kirche das, wie sie vielerwärts zeigt, kann, so soll auch sie es. Möchte die soeben erfolgte Aufhebung der Interdikte in Lothringen den Anfang einer besseren Praxis auch in dieser Ecke unsers Vaterlandes bedeuten, wir wollen dann gerne nicht nachfragen, ob dem Papst oder dem Bischof diese Wendung zu danken ist. Ich hoffe, daß eben das Buch von Goes selber überall die menschenwürdigen Tendenzen stärken wird. Für Pastoralkonferenzen und Kreissynoden mit gemischt konfessioneller Bevölkerung und rückständigem oder unsicherem Friedhofsrecht bietet es einen Beratungsstoff, der ohne Verzug gründlich erledigt werden sollte. Und auch Juristen sollten sich der verwickelten Rechtszustände vermöge ihrer Wissenschaft annehmen, damit eine Rechtssicherheit und womöglich Rechtseinheit auf diesem scharf ins innerste Gemütsleben einschneidenden Gebiet so rasch als möglich angebahnt werde. — Ich kann nicht schließen, ohne die vorzügliche Klarheit der Darstellung und Anordnung zu rühmen. Auch ein zuverlässiges Register fehlt nicht. R

Katholische Studenten. Roman von August Friedwaldt. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer 1905. 196 S. 2,50 Mk., gebunden 3,50.

Ein Roman, der, frei von allen unkünstlerischen Tendenzen, den tiefen Gegensatz zwischen katholischem und modernem Geistesleben zu einer lebensvollen Darstellung bringt. Mit dieser Charakteristik bietet der Verlag das Buch dem Publikum an. Sie ist nicht unzutreffend. Zwar ein Roman ist es nicht. Der Verfasser würde sich manche überflüssige Kritik erspart haben, wenn er auf diese Bezeichnung verzichtet hätte. Es fehlt dem Werke fast Alles, was der Romanleser im Roman sucht und mit Recht. Es fehlt jede Handlung, jede ungewöhnliche Begebenheit. Aber nun haben wir ja heute psychologische Romane, die von der Handlung und den Begebenheiten leben, die nur in den Seelen ihrer Personen sich abspielen. Wir haben Romane, die geradezu auf das Typische drängen. Daran hat der Verfasser gedacht, wenn er sein Werk einen Roman nannte. Und seis drum, was liegt an dem Namen! Es wäre nur schade, wenn er dem Buche ein Hindernis wäre, die rechten Leser zu finden. Aber da kann ja der Rezensent zu Hilfe kommen. Das Buch ist eine gute ernste fördernde Lektüre für Alle, die sich für das Ideen- und Empfindungsleben im heutigen deutschen Katholizismus, näher in seiner studierenden oder studierten Schicht, tiefer interessieren. Es macht uns mit zwei katholischen Studenten bekannt, von denen der eine sich gegen Ende zum eigentlichen Helden der Geschichte auswächst, und läßt uns in ihre auf dem Hintergrund derselben kirchlichen Herkunft und Erziehung sehr verschiedene innere Welt hineinschauen. Wir erleben mit ihnen die Gründung einer farbentragenden katholischen Verbindung in Heidelberg: man hat durchaus den Eindruck — ad naturam delineavit. Da ist weder idealisiert noch karikiert. Prinzipienstreitigkeiten, die in einer rechten Studentenverbindung nicht fehlen dürfen, werden lebhaft durchgefochten, und im Schatten hoher Ziele macht sich die Plattheit und Gemeinheit geltend. Anders als bei anderen Korporationen ist nur eben die Verknüpfung mit der katholischen Kirche. Und der Hauptwert des Buches liegt nun in der Folge seiner Gespräche, in denen die besonderen Bedingungen herausgearbeitet werden, unter die das aufstrebende junge akademische Blut in dieser Kirche gestellt ist. Da reiht sich Gedanke an Gedanke; und eine im wesentlichen rein geistige, logische Entwicklung ist es, die wir den Helden Wilhelm Sander durchmachen sehen. Darnach werden unsere Freunde und Freundinnen wissen, ob sie das Buch lesen sollen. Geht man mit den richtigen Voraussetzungen an das Buch heran, so ist es eine fesselnde Lektüre. Die Sprache ist edel, die Dialektik scharf und zutreffend. Mir war das Buch eine freundliche Antwort auf meinen Wunsch nach mehr reiner Mitteilung aus dem inneren Leben der katholischen Kreise, wie ich ihn kürzlich in Nr. 40 ausgesprochen hatte. R

Zu Luthers Vorreden auf die Heilige Schrift. Das Wohlwollen, das Herr D. Nestle in Nr. 36 Sp. 856 ff. dieser Zeitschrift meinen Beigaben zu der von der Preußischen Hauptbibelgesellschaft im Jahr 1883 veranstalteten Ausgabe der Lutherschen Bibelvorreden entgegenbringt, mündet am Schluß in eine Bemängelung der Ausgabe selbst. Doch hat die Gewissenhaftigkeit des Kritikers nicht unterlassen, das Material für ein gerechtes Urteil beizufügen. Er selbst führt aus meinem „Vorbericht" die Bemerkung an, daß für die Ausgabe derjenige Text der Vorreden zu Grunde gelegt ist, den die letzte von Luther besorgte Ausgabe der Gesamtbibel von 1545 darbietet; mit dem Vorbehalt, diesem Text einzelne Stücke der älteren Vorreden in Klammern einzufügen, die Luther in dieser Ausgabe hat fallen lassen, denen aber unter bestimmten im Vorbericht angegebenen Gesichtspunkten ein Wertinteresse auch für die Gegenwart zuzusprechen war. Dies Programm bemängelt D. Nestle nicht; ebensowenig etwaige Streichungen im Text von 1545, die jenem gegenüber einen tatsächlichen Mangel dargestellt haben würden. Was er bemängelt, ist die Auswahl der Stücke, die aus dem von Luther beiseit getanen Material herangezogen und eingefügt worden sind. Und darüber kann man ja in der Tat verschiedener Meinung sein. Alle Möglichkeit des Dissensus auszuschließen wäre nur eine Mitteilung dieses gesamten Materials geeignet gewesen. Diesem Interesse aber der gelehrten Forschung stand die wohlerwogene und im Vorbericht deutlich ausgesprochene Absicht gegenüber, den Bibellesern im evangelischen Volk ein lesbares Buch darzubieten. So mußte sich die Befriedigung jenes gelehrten Interesses darauf einschränken, den Forscher auf die Quellen hinzuweisen, in denen er das gesamte Material vorfindet; betreffs der Nachlese aber von Weizenkörnern aus der von Luther selbst ausgesiebten Spreu war der Herausgeber auf seine eigne gewissenhafte Erwägung angewiesen. Auch heut würde ich keinen andern Weg sehen. Und so kann ich zwar dem Schlußseufzer des Herrn D. Nestle über den durch seine Bemängelung konstatierten Rückgang der protestantischen Freiheit zustimmen, aber nicht in dem von ihm intendierten Sinne.

Wesentlich durch das Verdienst D. Nestles und seiner Excerpte aus meinem Vorbericht liegt der Sachverhalt so klar, daß ich füglich auf vorstehende Erörterung hätte verzichten können, wenn nicht die Redaktion seinem Artikel die augenscheinlich wohlmeinende Bemerkung beigegeben hätte, es möge an den von D. Nestle monierten Mängeln das Hereinpfuschen einer fremden Hand in meine Arbeit die Schuld tragen. Das nötigt mich, sowohl meine damaligen, zumeist verstorbenen Kollegen in der Direktion der Preußischen Hauptbibelgesellschaft gegen den Verdacht einer Vergewaltigung, als mich gegen den der stillschweigenden Duldung zu verwahren. Das Verdienst, die Ausgabe veranstaltet zu haben, gehört der Direktion der Preußischen Hauptbibelgesellschaft; die Mängel der Ausführung, wirkliche und vermeintliche, fallen ausschließlich auf mich. Paul Kleinert

Kleine Mitteilungen. Die Freunde der Christlichen Welt aus Süddeutschland und der Schweiz hatten am 16. und 17. ihre Jahreszusammenkunft in der Melanchthonstadt Bretten. Dank den trefflichen Vorträgen, die wir hörten und die beide demnächst gedruckt vorliegen werden, nahm sie einen ausgezeichneten Verlauf. Es waren zugegen laut Präsenzliste 47 Württemberger, 31 Badener, 8 Hessen, 3 Schweizer, 3 Preußen, 2 Elsässer, 1 Pfälzer und 1 Bayer.

Das neueste kirchenpolitische Ereignis hat uns auch in Bretten beschäftigt: die Ankündigung der Preußischen Kirchenzeitung. Die Hälfte unserer Leser hat deren Prospekt mit der vorigen Nummer erhalten, für die andern liegt er der heutigen bei. Es wird ein unabhängiges Blatt sein, für dessen Leitung der Herausgeber Pastor Lic. Dr. Schian in Görlitz allein die Verantwortung trägt. Der Christlichen Welt ist er ein treuer und bewährter Mitarbeiter seit lange, und wir hoffen ihn trotz der neuen Bürde nicht zu verlieren. Die Notwendigkeit und sittliche Berechtigung der Kirchenpolitik hat er unter uns schon in Zeiten vertreten, wo wir noch schwankten. Der Kirchenpolitik will die neue Wochenschrift dienen, und zwar in erster Linie mit Rücksicht auf Preußen. Unsre süddeutschen Freunde in Bretten waren zum guten Teil unzufrieden mit dieser Begrenzung: aber einer Erweiterung der Adresse des Blattes werden sich Herausgeber und Verleger gewiß nicht entziehen, wenn man sie dazu nötigt. Fürs erste schien Beschränkung die Stoßkraft des neuen Organs zu mehren. Unser Freund steht für Preußen auf dem revidierten Programm der landeskirchlichen Mittelpartei. Er wird mit seinem Blatte Arbeit genug vorfinden. Wie viele vermißten an der Christlichen Welt Stetigkeit und Umsicht der kirchlichen Haltung! Hier bietet sich ihnen nun Ersatz. Wir sehen ein, daß die Zeiten eine größere Aufmerksamkeit und Energie nach dieser Seite hin fordern, aber wir können Aufgaben, die uns nach unserer ganzen Herkunft näher liegen, nicht zu Gunsten dieser Aufgabe vernachlässigen. Wir begrüßen darum das Unternehmen Schians und des tapferen Verlages von Gebauer-Schwetschke in Halle sehr und bitten unsre Freunde und Leser in Preußen, die von der Wichtigkeit einer entschlossenen Kirchenpolitik in unsrer Zeit überzeugt sind, die Preußische Kirchenzeitung durch Bestellung und Mitarbeit kräftig zu fördern. Ein Probeabonnement wird für die Monate November und Dezember angeboten zum Preise von nur 1 Mark. Es ist jetzt die Zeit der Provinzialsynoden. Ihre Existenz wird im öffentlichen Leben unsres Volkes kaum gespürt. Sie kosten viel und leisten wenig. Aber ihre Bedeutung für die Landeskirche, für das kirchliche Verfassungsleben haben sie doch, und will man sie ignorieren, so rächt sich das. So ist das Erscheinen der Kirchenzeitung im gegenwärtigen Augenblick eine Probe auf die Annahme, wonach wir trotz aller Mängel unsres kirchlichen Lebens in einer Zeit gesteigerter Anteilnahme an der kirchlichen Entwickelung leben. Möge das Blatt helfen sie in Bahnen lenken, die dem Siege des Evangeliums in freien Menschen entgegenführen. — Die Chronik der christlichen Welt (Verlag J. C. B. Mohr in Tübingen, Herausgeber Lic. F. M. Schiele in Marburg, vierteljährlich 1,50 Mark) erscheint fort wie bisher, und wird, von mancherlei Kirchenpolitik, die sich an sie herandrängte, gleich der Christlichen Welt entlastet, um so williger den Dienst eines unparteiischen Nachrichtenblattes weiterpflegen.

Vom Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein liegt heute ein Aufruf bei, der um Hilfe bittet. Als wir am 25. September in Eisenach Vorstandssitzung hatten, fand sich, daß zur Aufrechterhaltung des Werkes in Japan und China für den Rest dieses Jahres noch 20 000 Mark herbeigeschafft werden mußten, die nicht da waren. Und der Arbeitsplan für die nächsten Jahre zeigt gegen die bisherigen Einkünfte einen jährlichen Mehrbedarf von 32 000 Mark. Da das Werk draußen Gott Lob so hoffnungsvoll vorangeht, die Missionare so treu und tapfer ihre Schuldigkeit tun, mußte der Gedanke an eine Einschränkung des Werkes immer wieder dem Gefühl der heiligen Verpflichtung weichen, daß die Heimat ihre Sendboten nicht im Stiche lassen dürfe. So sei denn der Hilferuf des Vereins bei unsern Lesern und Leserinnen herzlich befürwortet. Daß wir damit zugleich uns verbindlich machen, in die Arbeit dieser Mission draußen unsern Lesern näheren Einblick zu geben, verkennen wir nicht. Zunächst werden die beiden folgenden Nummern einen Aufsatz von Missionar Ostwald in Tokyo bringen, einem bewährten Freunde unsers Blattes, der schon während seines Dienstes in Ostafrika mit uns in steter Verbindung stand. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Cöthen. Mittwoch 1. November (nicht 25. Oktober) 4 Uhr in Rumpfs Hotel: Reformvorschläge zur Umgestaltung des christlichen Religionsunterrichts (Lehrer Walther-Zerbst).

Dresden. Mittwoch 15. November 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, 1. Stock: Zweck und Stoff des Konfirmandenunterrichts (Freiesleben).

Goslar. Donnerstag 26. Oktober 8 Uhr im Achtermann: 1. Blicke in die Seele eines modernen Menschen. 2. Geschäftliches.

Marienburg W.-Pr. Montag 6. November 4 Uhr in der Aula des Kgl. Gymnasiums: Bericht über Pfleiderers Entstehung des Christentums (Falck-Elbing).

Plauen i. V. Freitag 3. November 8 Uhr bei Trömel, Oberstock: Monismus und Gottesglaube.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Soeben erschienen:

Predigten über Zeitfragen. Von Lic. Dr. **C. Lülmann,** Pastor in Stettin. 8. 1905. M. 1.60. Gebunden M. 2.40.

Inhalt: Antrittspredigt. — Natur. — Kunst. — Politik und Staat. — Erwerbsleben. — Soziale Frage. — Kultur. — Ehre. — Duldsamkeit. — Kirche. — Schule.

Zwanzig Predigten. Von **Thv. Klaveness,** Pastor zu Christiania. Autorisierte deutsche Uebersetzung von J. A. Selter. Mit einem Vorwort von O. Baumgarten. 8. 1905. M. 2.20. Gebunden M. 3.—.

Erlösung von **R. Herrmann,** Pfarrer in Oberweid. 8. 1905. 50 Pf. (Aus: Lebensfragen. Schriften und Reden, herausgegeben von Heinrich Weinel.)

Joma. Der Mischnatraktat „Versöhnungstag" ins Deutsche übersetzt und unter besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses zum Neuen Testament mit Anmerkungen versehen von Lic. theol. **Paul Fiebig,** Gymnasialoberlehrer in Gotha. 8. 1905. M. 1.—. (Ausgewählte Mischnatraktate in deutscher Uebersetzung I.)

Das „Leben nach dem Evangelium Jesu". Von D. **Arnold Meyer,** Professor der Theologie in Zürich. 8. 1905. M. —.75. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte 44.)

Hilfsbuch zum Verständnis der Bibel. Von Dr. **Eugen Hühn,** Pfarrer in Heilingen bei Orlamünde. In 4 Heften. Klein 8.

Viertes Heft: **Geschichte Jesu und der ältesten Christenheit bis zur Mitte des 2. Jahrhunderts.** Mit einer auf das Alte und Neue Testament bezüglichen Zeittafel. 1905. M. 1.—.

Das vollständige Hilfsbuch in einen Band gebunden M. 4.—

Früher erschienen:

Erstes Heft: **Die Bibel als Ganzes.** Namen und Umfang, Sammlung der einzelnen Schriften zum Kanon. Textgestalt. Handschriften und Uebersetzungen der Bibel. Biblische Archäologie. Israelitisch-jüdische Geschichte bis zum Barkochba-Aufstande 135 n. Chr. 1904. M. —.80.

Zweites Heft: **Das Alte Testament nach Inhalt und Entstehung.** 1904. M. —.80.

Drittes Heft: **Das Neue Testament nach Inhalt und Entstehung.** 1904. M. 1.—.

Jedes Heft ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Hühns Hilfsbuch wird **allen Bibellesern** willkommen sein.

Für einen häufig durch Krankheit am Schulbesuch verhinderten Quartaner wird sofort ein tüchtiger Hauslehrer, am liebsten ein Philologe, gesucht. Meldungen unter **M. B.** durch die Expedition dieses Blattes unter Beifügung eines kurzen Lebenslaufs und der Zeugnißabschriften erbeten.

Stellung sucht

Fräulein von 23 Jahren, ausgebildete Krankenpflegerin, **bei alleinstehender Dame,** welche in mütterlicher Liebe ihr eine Heimat gewähren wollte. Gehaltsansprüche bescheiden. Angebote an

Diakonissenhauspfarrer
Weißheimer, Freiburg i. Br.
Karlstraße 75.

Kirchenbeleuchtungen

jeder Lichtart in Kunstschmiedearbeit empfiehlt in einfacher und reichster Ausstattung. Besonders empfehlenswert **„Gasstoffglühlicht"** hell, billig, reinlich, ohne Röhrenleitung. Großenhainer Geldschrankfabrik und Kunstschlosserei von **Anton Klette,** Großenhain in Sachsen. Inh. der K. S. Staats-Medaille. Prämiert: München, Berlin, Dresden, Leipzig-Riesa, Großenhain. Beste Referenzen.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Religion und Moral im Christentum Luthers. Von **W. Kapp,** Pfarrer in Ittenheim i. E. 8. 1902. M. 2.50.

Die Frage nach dem Verhältnis von Religion und Moral beschäftigt heutzutage viele denkende Christen. Die vorliegende Schrift ist ein dankenswerter Beitrag zur Lösung dieses Problems, indem sie in gewandter und lichtvoller Darstellung zeigt, wie bei unserm grossen Reformator das Religiöse und Sittliche sich gegenseitig durchdringen und bedingen, wie es für Luther einerseits keine gesunde Frömmigkeit gibt, die nicht in einem sittlich gehaltvollen Leben sich betätigt, aber auch andrerseits keine kraftvolle Sittlichkeit, die nicht in religiösem Grunde wurzelt und immer wieder zur Religion treibt.

Evangel. Gemeindeblatt f. Wiesbaden. 1903. Nr. 40.

Soeben ist erschienen:

Der Ursprung der israelitisch-jüdischen Eschatologie. Von Pd. Dr. **H. Greßmann,** Kiel. Preis 10 M.

(Auch unter dem Titel: Forschungen zur Religion u. Literatur des A. u. N. Test. Hrsg. von W. Bousset u. H. Gunkel. 6. Heft.)

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

„Die Hilfe"

Nationalsoziale Wochenschrift

Herausgeber D. **Fr. Naumann**

Preis: Mk. 1,50 vierteljährlich

Die „Hilfe" vertritt die gemeinsamen Interessen von Arbeit und Bildung in Stadt und Land, hat auf politischem, wirtschaftlichem und unterhaltendem Gebiet hervorragende und angesehene Mitarbeiter, ist frisch, leicht und anregend geschrieben und überall verbreitet.

Bestellungen nimmt jede Postanstalt oder Buchhandlung entgegen, Probenummern versendet auf Wunsch gerne gratis

die Geschäftsstelle der „Hilfe"
Berlin-Schöneberg

Neuester Antiquar.-Katalog 32
Theologie
Dieterich'sche Buchhandlung
Göttingen

Venedig Christliches Hospiz. Campo S. Angelo 3581. Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Verschenken

möchte ich 43 Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, am liebsten nach Oesterreich. Gegen Portokosten. Meldungen an den Verlag unter **V R G.**

Spezial-Landaufenthalt ausschliesslich für

Alkoholkranke

auf dem Rittergut Nimbsch a. Bober b. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.) Gegründet 1895. Preis pr. Tag 6 M. Prospekte frei. **Sanitätsrat Dr. Lerche, Alfred Smith.**

Die Mission in unseren Kolonien

Von

Pastor C. Paul

Schriftführer der Sächsischen Missionskonferenz

Heft 1: **Togo und Kamerun.** M. 2.50.

Heft 2: **Deutsch-Ostafrika.** Mit Karte. M. 4.—.

Heft 3: **Deutsch-Südwestafrika.** Mit Abbildungen und Karte. 1905. M. 1.50.

Prospekte anbei

Verlag C. Ludwig Ungelenk, Dresden A

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine litterarische Beilage von C. Ludwig Ungelenk in Dresden (Dietel-Paul's Missionsstunden), ein Zeitungsprospekt von Gebauer-Schwetschke in Halle a. S. (Preußische Kirchenzeitung) und ein Aufruf des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 44 — Marburg i. H., den 2. November — 1905

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Am Tage der Verklärung — Religion, Offenbarung, Wunder — Konnivenz gegen Rom? Ein Briefwechsel — Was ist den Reichsdeutschen an den kirchlichen Zuständen der Schweiz interessant? — Post Bellum. Gedanken über das Christentum in Japan. Erste Hälfte — Evangelische Arbeitervereine und Gewerkschaften — Verschiedenes — Anzeigen

Am Tage der Verklärung

Freie, anmutige und laubbestandene Hügellandschaft. Im Vordergrunde sanft abfallende Blumenau. Auf der Höhe eine Quelle, unweit von ihr ein sauberes Bauernhäuschen, umgeben von rot blühenden Georginenbeeten. Gegenüber auf der Spitze des höchsten Berges die Wipfel dreier einsam ragenden Birken. Links und rechts die dunkle Kulisse des hochgelegenen Nadelwaldes. Davor reifende Kornfelder. — Sonnenuntergang.

Aus tausend weißen Sternen wogt die Blumenau
An Elwas Wiesenquell mir selige Gewährung,
Den Gottesgruß mir zu, am Tage der Verklärung.

Im stillen Abendsonnenglanze blinkt der Tau,
Nur fernes Grillenzirpen harft durchs Korngefild,
Auf das die Sonne segnend prägt ihr Königssiegel.
Es ruhn die müden Falter mit geschlossnem Flügel
Im Honigduft des Nektars, der aus Blüten quillt,
In denen mir des friedevollen Himmels Bild
Entgegenwinkt mit der Erfüllung reinem Spiegel.

Zu meinen Füßen rinnt der Quelle Silberband,
Im Becken aufgefangen, hin in freiem Spiele,
Fürsorglich eingefaßt von arbeitsamer Hand,
Verbreitend in der Dämmrung wundersame Kühle.
Blauglocken, Gnadenkraut, Parnassien und Ranunkeln,
Erzengelwurz und Dreiblatt sprießen rings hervor,
Und einsam sinnend überm bunten Blumenflor
Seh ich die edle Königskerze herrlich funkeln,
Fürstlicher Hoheit voll — sie alle überragend —
Und große Himmelreichsgedanken in sich tragend.

Ich beuge mich hernieder zur kristallnen Flut: —
Wie Geistesanhauch weht um Stirne mir und Wange
Der frische Odem aus lebendgem Wasserbronnen, —
Im Glanz des Sommerabends schimmert es wie Blut,
Und sehnsuchtsvoll ergreifts das Herz in stummem Drange,
Wie ein Gesicht des Lebens und zukünftger Wonnen. — —
Der Strahl erlischt, und bei des Hirtenhornes Klange
Geht die Natur zur Rüste, und die Erde ruht.

Da steigt die Nacht herauf, und dämmergraue Schatten
Verhüllen mir das klare Angesicht des Quells.
Der Mond winkt rötlich blinkend über Wiesenmatten —
— Am Berghang türmt der Wald sich düster wie ein Fels,
— Der Blumen Kelche neigen sich, die sonnensatten.

O heilge Stille, wie vom Throne Gottes trifft
Dein seelenvoller Harfenklang mein lauschend Ohr;
Die Sterne licht, zu denen Abraham empor
Den Glaubensblick einst sandte, — weisen Gnadenschrift
Dem Geist, der sinnend sich in Gottes Geist verlor, —
Der Zukunftshoffnung goldne Wunderhieroglyphen.

Da — plötzlich wirds lebendig über Wassertiefen.
Es lichtet sich die Flut in weißem Blütenkranze,
Durchs Dunkel bricht ein wunderfarbner Purpurschein,
Dreimal erglüht der Quell in wunderbarem Glanze,
Und wieder hüllt die Dämmerung der Nacht ihn ein
Mit ihren stillen Sternen, die so klar und rein
In seiner Tiefe finden heilge Geistesweide — — —
Und Erd und Himmel schimmern auf in selger Freude!

Elwa bei Dorpat — Carl Hunnius

Religion, Offenbarung, Wunder

1. Religion

Religion ist Sache des Einzelnen, nicht der Gemeinschaft! — Vielleicht klingt der Satz sehr ketzerisch falsch für die verschiedensten Ohren, alt- und neugläubige, aber ich schreibe ihn doch.

Religion ist Sache des Herzens, nicht des Marktes. Auch nicht des Hörsaals oder der Kirche. Hier mag sie gepflegt werden, die Wunderblume der Uebererde, dort geprüft und zerlegt mit scharfem Glas und scharfem Messer. Aber der Boden ist es nicht, dem sie entblüht. Durch Reden oder Schreiben, durch Predigten, Vorträge oder Broschüren kannst du nicht Religion machen. Du darfst die großen, ewigen Fragen nach Gott und Erlösung nicht für Andere fragen oder beantworten wollen. Du darfst es nicht. Höchstens ein paar Mal mit dem Finger weisen kannst du: Hier bin ich hergekommen, da gehe ich hin, um meinen Gott zu finden; vielleicht daß du ihn auf demselben Wege findest. Und gab Gott dir sehr viel Gnade, so wird man hier und dort dir zujubeln: ja, das ist auch mein Weg; ich war darauf, ich sah und kannte ihn nur nicht. Da wirst du sagen, was Viele fühlten und nicht sagen konnten.

Aber das ist auch Alles. Die Arbeit kannst und darfst du Niemandem sparen noch leicht machen; die Arbeit, in seiner Seele sich einen Gott zu erringen, zu erformen, ich möchte fast sagen, mit Gott sich einen Gott zu schaffen für sein Leben: Gott fern zu kommen in angstvollem Dunkel, um einen Strahl zu fangen des Lichtes von oben.

Religion ist nicht „sozial". Religionen werden geboren abseits der Gemeinschaft, in der Einsamkeit, in der Wüste. So ist es auch mit der Religion. Nie hat die Menge Etwas gesehn von den Geburtswehen des Heiligsten. Erst nachdem Religion geboren ward, sucht sie nach Anderen, faßt nach Jüngern, schmiegt sich an Genossen. — Und immer bleibt selbst da Etwas dabei von weher Enttäuschung des Nichtganzverstandenseins, des Nichtganzgleichgesinntefindens. — Erst rang Jesus inmitten totenharter Steine, dann rief er Jünger zu sich und Apostel. Erst sahen die Jünger den Herrn unter verschwiegenen Gartenbäumen, auf einsamem Wege, dann nahmen sie in geistesfeurigem Sturm die Herzen der Tausende. Erst tappt ein Paulus Tage lang in einsamem Dunkel — und auch den Herrn, der ihm erschienen war, hat Niemand außer ihm gesehn —, dann erobert er seinem Christus den Erdkreis hin und her.

Was gab dir Gott von Religion, wieviel davon? Besinne dich darauf! Du selbst; dich; allein. Nur so kann sie dir werden immer von neuem und wachsen. Nur so auch wird Gott leben und wachsen in dir und wird dein Leben dir heben in die Ewigkeit hinein.

2. Offenbarung

Von Offenbarung sprachen wir. Die Einen lächelten mitleidig und meinten, das wären längst abgetane kindliche Ideen. Ein Anderer schlug mit großer Kraft auf den Deckel eines dicken Buches und rief, darin stehe lauter Offenbarung (er hatte dieses Buch vier Mal durchgelesen von Anfang bis zu Ende und Alles unterstrichen, jedesmal in einer anderen Farbe; darauf war er sehr stolz). Wieder Andere endlich suchten Beiden zugleich die Hand zu reichen; sie sagten, Gott offenbare sich in „großen Männern", und dann noch irgendwie ganz besonders in „Christus".

Die Letzten waren mir die Liebsten. Aber was sie sagten, war doch nicht richtig. Gewiß kann Gott sich uns in großen Männern zeigen. Aber Mancher ist „groß" und hat doch wenig „Gott" in sich. Und manches kleine, winzig kleine Leben wird gelebt mit viel Gott. Von dumpfen, versteckt entlegenen Hütten her kann viel mehr lichter Offenbarungsglanz ausgehn als von den Wohnungen der Großen mit dem Glorienschein der Weltgeschichte.

Was ist Offenbarung? Nun, es gibt ebenso viele Wege von Gott her wie zu Gott hin. Für Jeden ist die Stelle eine andere, an welcher ihm sein Gott begegnet, ob es auch derselbe Gott ist.

Was ist deine Offenbarung? Kam der Herr zu dir im Weinen oder Lachen, in wildem angstschwarzen Sturmwetter oder in strahlender Sonne über weit schimmernde Gefilde? Vielleicht sahst du ihn auch draußen im blau blendenden Blitz, hörtest sein Sprechen im Reden und Schweigen des Waldes. Oder es trat auch zu dir besonders irgend ein Gottesmensch, aus dessen Worten, aus dessen Augen es zu dir sprach: Höre, der Herr macht dich sehend.

Was ist deine Offenbarung? Siehe, Offenbarung ist es nicht bloß, wenn dir etwas Neues gesagt wird von oben her; ein Geheimnis, das Niemand vor dir wußte. Tausende und Abertausende mögen das Gleiche gedacht haben und gefühlt, früher als du. Du hattest dasselbe vielleicht längst gehört, Mal um Mal. Doch die Worte hatten dir Nichts zu sagen, sie trafen dein Ohr, nicht dein Leben. Aber dann kam eine Zeit. Und sie stießen dich mit Uebergewalt, eben diese Worte. Da stand es dann mitten darin in deinem Leben als etwas Neues, Ursprüngliches, Ebengeborenes. Und doch wieder auch als etwas so selbstverständlich Festes und Gewisses — als wäre es nie anders gewesen —; unabtrennbar fest hineingeschlagen in dein Sein von allmächtiger Hand — —. Oder auch daraus emporgewachsen aus ewigen Wurzeln: du wußtest es selber nicht.

Was Andere dir sagen und dir leben von Gott und Religion: das sollst du als Offenbarung fühlen lernen, als deine Offenbarung. Als Worte, die Gott zu dir spricht, als Wege, die er dich führt. Sonst ist es Nichts damit.

Und Jesus? — — Laßt uns ihn bitten: Herr, zeige uns den Vater!

3. Wunder

Mir liegt nicht sonderlich viel an den Wundern. Sie scheuchen mir zu Viele von Christus! Aber es ist Etwas in den Mienen der Wunderleugner, in ihrem kalten Blick, in den zuckenden Lippen. So ein unehrfürchtiges Zugutbescheidwissenwollen. Das sagt mir, daß ich gegen sie sein muß. Und wieder die Wundereifrigen, vielleicht -Uebereifrigen! Es ist ja wahr, daß über dem vielen Suchen und Kramen nach besonderen Kraftleistungen Gottes der Blick stumpf werden kann und trübe für das wunderbare Machtwalten im täglichen Regelmäßigen, im großen Werden und Vergehen um uns und in uns. Aber es ist doch auch so viel wichtiges, vertrauensvolles Gottfühlen darin, in der Zuversicht, daß Gott auch das „Unmöglichste" möglich machen könne und wirklich, daß Gottes Liebe hier oder dort auf Erden so ganz unvermittelt durchbrechen könne, durchflammen unverhüllt, weithin leuchtend in Himmelskraft. — Und klingt es uns da nicht aus manch kindlichem, fast kindischem Wunder-Wort entgegen wie ein rührend schüchternes Bitten: wir möchten den Herrn sehen? — — — —

Du sagst, es gebe keine Wunder; sonst müßten ja Dinge wirklich sein, die „eben einfach nicht geschehen können".

Was hätte wohl ein so Gestimmter zu Jesu Zeit gesagt, hörte er von all den Kräften, wie heute sie dem Menschen willig Dienste tun mit selbstverständlichster Alltäglichkeit? Und wird nicht eine spätere, noch reichere Zeit am Ende unser spotten, daß wir so kläglich eng dem Sein und Nichtsein die Grenzen zogen und die Dämme, daß wir das Weltallfluten in das Zwergbett unserer Logik zwängen wollten? — Denn du meinst doch, es müsse Alles dahinrollen unaufhaltsam nach vorlängst für die Ewigkeit geschriebenen Gesetzen. Und ich lasse dir diesen Glauben gern. Obgleich die schreienden Propheten des unverbrüchlichen Weltgesetzes so aufdringlich nicht mehr rufen und nicht mehr in so großem Chor wie vor Jahrzehnten; obgleich wir wieder Sinn bekommen haben und Geschmack für das Ungesetzte und Unsetzbare. Aber ich lasse dir deinen Glauben. Wenn du nur die Gesetze nicht allzu reinlich von deinem Gott scheidest, wenn du sie Gott nicht aus der Hand nimmst. Sonst drängt sich mir von selbst die alte Frage des jüdischen Propheten auf die Lippen: Was macht er denn jetzt, euer Gott? er ist wohl über Land gegangen oder schläft, nachdem er Alles so herrlich für alle Zeit geordnet?

Jedoch weißt du sie denn wirklich, diese ewigen Gesetze? Sind sie am Ende das, was man „Naturgesetze" nennt? Oder ist das Alles nicht vielmehr bloß ein gar kümmerlich lückenhaftes Nachschreiben den gewaltigen Stimmen des Geschehens? Ein elendes Nachschreiben mit ein paar Paragraphen und Kapitelüberschriften dazu? Nie noch sah ich einen Schaffenden, der nach festen Grundsätzen getan hätte, den Kleinen ringsum leicht zu durchschauen. Und selbst gerade dein Nächstes, Eigenstes, das du am ehesten kennen solltest durch und durch, — deine Seele. Wenn du darin an die Abgründe kommst und es in den Tiefen durcheinanderwogt, sich auf- und niederringt: willst du da messen und berechnen nach Regeln und Gesetzen? — O daß ich euch den Glauben nehmen könnte an die Allmacht des Geistes, eures Geistes, und an eure Allsichtigkeit!

Aber das hat man euch so oder so vielleicht manchmal schon gesagt. Und ihr verzieht bloß ein wenig den Mund dazu und gähnt ein verstohlenes: Schon wieder! wenn du nichts Besseres weißt!

Doch ich will euch noch Etwas dazusagen: vom Wundererzählen.

Nicht jedes Wunder ist „wahr", weil es erzählt wird. Es kommt wohl darauf an, wer davon sagt und wie er es sagt. Aber auch nicht jedes ist unwahr. In eurem Blindleugnen lese ich Etwas von der flachen Flucht vor dem Einzigartigen (darum habt ihr auch die vielen kleinen Gesetze lieber als den einen großen Gott): es muß Alles schon vorher dagewesen sein; oder es muß danach ebenso wieder dagewesen sein!

Aber aus eurem Neinsagen ohne Bedingung höre ich auch Etwas wie Mangel an Achtung vor den Geheimnissen, vor dem großen Verschleierten in Welt und Leben. Denn wenn Jemand Etwas als Wunder erzählt, so heißt das mir vor allem, daß er auf ein Geheimnis stieß, und das Geheimnis hat er sich deuten lassen von seinem Glauben.

Wo immer ein alltagfremdes Geschehen war — jenseits der klaren Erfahrungen und Erlebnisse —, das sich geheimnisdunkel dem Menschen tiefer in die Sinne grub, da suchen wir zu deuten. Wir Alle. Aber anders deutet der Glaube, anders der „Unglaube", — und der Aberglaube wieder anders:

Kranke werden gesund. Jesus' Wort hat es getan in Macht ewiger Liebe! rufen die Einen. Andere aber lachen: Er treibt die Teufel aus durch Beelzebub, der Teufel Obersten. In feuriger Rede spüren Tausende das Glutwehen des Gottesgeistes. Um sie aber höhnt es: Sie sind voll süßen Weines. Aus heiligem Dunkel des leeren Grabes tönt Jesusfreunden die Botschaft: Der Herr ist auferstanden. Zu Pilatus aber kommt man: Des Nachts, da wir schliefen, stahlen ihn die Jünger. Und selbst Glaubenszage unter den Seinen können sagen, es hätten sie erschreckt der Weiber etliche . . . .

Jeder sucht Uebergewöhnliches zu deuten. Auch die weisen

Wisser unter uns. Sie kommen herzu, sie schütteln und klopfen, bis sie das Geheimnis daran gründlich störten und zerstörten. Dann hängen sie einen Zettel dran mit fremdem Namen — Suggestion, Vision, Ekstase oder wie er laute. — Damit stellen sie es mitten unter die grauen Alltagsdinge und gehen weiter, mit selbstzufriedenem Lächeln, an andere „Probleme".

Jeder sucht Uebergewöhnliches zu deuten. Auch du und ich. Aber du mußt nicht Alles davon deutend erklären wollen, um jeden Preis erklären — so wie man das Unbekannte zu Bekanntem macht. Du sollst nicht Alles für wißbar halten, höchstens für noch nicht gewußt. Du sollst auch Etwas wissen und können von dem Deuten des Glaubens. Vom staunend schweigenden Deuten, das schlicht nach oben weist, nach Gott hin, wie mit Kinderhand .... und dann das Haupt verhüllt und anbetet vor gottahnendem Geheimnis. Es muß auch ein Warum bleiben können, das Nichts zur Antwort hat als ein besonders andächtiges „weil Gott es wollte". — Zwar vielleicht ist Manches uns längst kein Geheimnis mehr, was vergangenen Tagen im Dunkel lag. Wir können auch auf anderem Wege daran, nicht bloß in ahnendem Schauern. Und gewiß wird auch mitunter unnütz hineingeheimnist in alltäglichstes Geschehen. Aber es gibt doch auch Dinge, die uns sagen, daß sie für ewig Geheimnisse sein wollen. Da darfst du nicht zufahren mit täppischer Hand, nicht den Schleier abreißend, um es lachend hinauszurufen in die Welt: Seht, es war ein Lügengewebe derer, die im Finstern träumen und schwärmen (man sagt dafür auch „Legende"); und darunter zeigt sich dem Taglichtauge Nichts, rein gar Nichts!

Wenn Jemand dir ein Wunder erzählt, so heißt das, daß er auf ein Geheimnis stieß, und das Geheimnis hat er sich deuten lassen von seinem Glauben. Darum, wenn du von einem Wunder hörst: willst du mit deinem Leben es verknüpfen, so fasse nicht nach den Erfahrungen und Wissenschaften deines Tag-für-Tags; dorthin mußt du greifen, wo in tiefer Seele deine Geheimnisse erlebt werden. Da knüpfe an, — vielleicht brauchst du nur hier und da eine Linie zu verlängern, einen Strich stärker zu ziehen —, knüpfe an und prüfe, ob es hält, ob auch du ebenso deuten kannst!

Nicht an dein Forschen oder Denken wendet sich das Wunder. „Wissenschaft" mag sich an die Tatsachen halten, die zugleich mit Wunderbarem uns erzählt sind; sie mag die Akten und die Zeugen prüfen — soweit das ohne Partei geschehen kann. Aber auch sie sollte ehrfürchtend Halt zu machen wissen vor dem Unerklärbaren. Statt daß sie am Ende gar eine Tatsache leugnet um ihrer frommen Deutung willen, weil sie mit einer Wunder-Deutung auf uns kam. (Sonst dürfte ja Niemand sprechen aus dankbar brennendem Herzen: Gott machte mich gesund. Man könnte wissenschaftlich ihn überführen: Nicht Gott hat es getan, nein dein Arzt, die Natur. Oder gar müßte man im Sinne manches Kritikers da folgern: Es ist von Uebernatürlichem die Rede; also ist die Aussage falsch; folglich bist du noch krank.)

Nicht an dein Forschen oder Denken wendet sich das Wunder. Zu deinem Gottempfinden will es sprechen, an dein Vertrauen zum Ueberweltlichen und Uebermenschlichen sich wenden. — Es kann ein Dilettant religiösen Fühlens im Wunderleugnen sich verraten. — Und gehst du zu deinem Gott auf Wegen, ähnlich den seinen, so wirst du auch dem glauben können, der ein Wunder dir erzählt, wirst seines Glaubens Deutung folgen können (mag auch in diese Deutung ein Stück Welterkennen vielleicht sich flechten, das du nicht mitzunehmen im Stande bist, weil dein Erkennen anders ist). Darum können wir, darum sollen wir auch die Wunder etwa eines Mohammed oder sonst eines fremden Gottwegweisers uns nicht zu eigen machen. Und auch in unserer „heiligen Schrift" gibt es so viele Wunder, die letztlich — mag man es zugeben oder nicht — doch Keinem unter uns so recht mehr zu Gemüte wollen, von denen es uns so gleichgültig sein sollte, ob sie „wahr" sind oder unwahr, weil sie mit unserer Ueberwelt auch nicht das Mindeste zu schaffen haben. Oder was hätte mit unsrem Glauben ein Beil zu tun, das auf dem Wasser schwimmt, eine Eselin, die Predigtworte sagt, und vieles Andere bis hinauf zu jenen Wundern, die — tatsächlich geglaubt — fast dunkle Flecken heften an die Lichtgestalt des Heilands, etwa daß er Zechern Wasser in Wein verwandelt habe!

Wenn du aber liesest, daß die Gottes-Liebe in Jesus so gewaltig war, daß — wie sie gesunkene und vertrübte Seelen hob und hell genesen ließ — so auch Kranker Leib gesundete; daß sie wie den Tod im Herzen, auch den draußen in der Welt überwand: wendet ihr in dem Allem euch kalt von Jesu ersten Jüngern, so will mirs fast ein Zeichen scheinen, daß ihr der Art, wie jene den Gott und Vater unseres Herrn fühlten und kannten, fremd geworden seid. Denn je weiter vom Frommsein des Andern, desto eher mögen wir bloß „natürlich" deuten, desto schlechter gelingt es uns, das Erleben, wie er es vor uns hinstellt, auf Gott hin zu richten in seiner Art, an seine Wunder zu glauben. An das Vertrauen zu deinem Gott wendet sich das Wunder, an dein Vertrauen zum Jesus-Gott das Jesus-Wunder. Wieviel traust du dem Manne zu, in dem du deinen Gott gewonnen hast? Mehr als deinem Verstehen und Gesetzemachen? Wie stark ist sein Eindruck auf dich, deine Seele, dein Leben?

So fragt das Wunder. Freilich sollten aber solche Wunder nicht die Hauptfrager abgeben bei unserm Christsein. Im Gottleben unserer Tage gehört das Wunder nicht an den Ehrenplatz, den Manche ihm geben wollen in hölzerner Plumpheit. Der Weg zu Gott für unser Geschlecht geht nicht mehr über diese äußeren Zeichen. Darum berührt uns auch Weniges nur so abstoßend auf all den Kanzeln, wie wenn der dort oben Jagd macht auf Wunder, nicht genug davon haben kann, ja — wo er nicht genug davon findet — noch reichlich dazulegt und dazuphantasiert. Da ist auch oft genug grobe Verletzung heiligster Geheimnisse. Es gibt Prediger, die in die allerharmlosesten Erzählungen mit viel Geschick und wenig Geschmack ein Mirakel hineinbringen. Es gibt ein Geheimnisse-Deuten von „Gläubigen", das wenig zu tun hat mit dem Deuten des Glaubens. Das auch im Grunde nur ein Rechnen ist von Erklärungswütigen, ohne Achtung vor dem Geheimnis. Ob sie da auch ihre Rechenpfennige sich aus dem morschen Spind der alten Kirchenlehrer geben lassen, wenn sie sprechen: So und nicht anders mußte es damals kommen, des- und deshalb konnte Jesus das tun; da- und darum mußte Gott es so gerade und nicht anders machen. — Er ist noch nicht ohne weiteres ein Zeichen starken Glaubens, ein sonderlich starker Wunderglaube!

Es ist aber beim Wunder auch überhaupt nicht das Tiefste, Werteste, daß wir Ja dazu sagen, daß Uebernatürliches geschehen sei oder Außernatürliches. Die Wunder Jesu waren seiner Zeit ja nichts Unglaubliches oder Unmögliches. Nur deshalb haben die Leute sich dort gewundert, weil er sie tat, der Zimmermann aus Nazareth; nur darum flüsterten seine Hasser hinter ihm her die bitteren Worte.

Wer wirklich Gottes-Sinn hat, dem wird auch Allergewöhnlichstes wunderbar erscheinen können, so wie das Allerwunderbarste ganz natürlich. Und mir ist es ein viel größeres und ein viel höheres Wunder, daß von Kapernaum der Hauptmann an Jesus glaubte, als daß sein Knecht gesund wurde.

Wo immer Etwas mir geschieht, was mir besonders viel von Gottes Liebeswollen und Gottes Liebeswalten sagt, Etwas, worin ich seine Hand deutlicher nach mir fassen sehe aus dem verworrenen Gewoge der Welt- und Menschenschicksale heraus: das nenne ich in meines Glaubens Sprache ein Wunder. Und wenn ich irgend staunen muß über das, was anders, größer ist als der Alltag; — daß ich da an meinen Gott gemahnt mich fühle, das heiße ich rechten Wunderglauben.

Du sollst dein Staunen nicht von deinem Gotte lösen!

Wenn immer du dich sichtlich behütet fandest und errettet, — doch auch wenn sonderliches Leid dich traf, gerade so dir zum Guten, zum Vorwärts-, zum Aufwärtskommen — .. es waren Wundertaten deines Gottes. Oder wenn er dich nach den hohen Bergen führte und über die weiten Meere, an die bunten Bilder seiner riesenreichen Welt; wenn er Menschen zu

dir schickte, dich stark zu machen und gut und groß und zu ihm wollend, sobald er dich so oder anders vor die ewig-tiefen Geheimnisse seines Lebens brachte: es waren Wundertaten deines Gottes.

Vor allem aber, daß er einst von Nazareth den großen Menschenhelfer schickte und daß derselbe auch heute noch den Vielen heilig hilft in lebendiger Kraft, das ist das Wunder aller Wunder, das Geheimnis aller Geheimnisse. Und dies Geheimnis insbesondere kann Niemand deuten als der Glaube. Nicht freilich der Glaube, der bloß kopfnickend eine Reihe von äußeren Mirakel-Tatsachen herzuzählen weiß (und wäre es auch das Vomhimmelkommen eines Vorhergewesenen oder das Genhimmelfahren eines Auferstandenen). Sondern der andere, dem, da er anbetet, Jesus' ewige Seele seiner Seele Tiefe berührt und im Erfassen reinigt, heiligt, erlöst, von ihm selbst hinweg zu Gott!

Sei nicht allzu weise! Beuge dich in Demut unter Gottes Geheimnisse. Suche nicht hastend nach — oft nur gespiegelten — Gipfeln, trage aber auch nicht Gottes Höhen zu Tal. Lebe lieber dein Leben immer weiter hinauf zu seinen Höhen!

Und sollte es nicht bloß die Unvollkommenheit, nicht bloß die Kurzsichtigkeit unseres Glaubensauges sein, daß wir so wenig Wunder sehen in der Welt? Sollte es nicht heißen: je mehr Gotteskind, je mehr Christusmensch, desto mehr Wunder, desto mehr Staunen in Gott, desto mehr heilige Geheimnisse, und diese wiederum gedeutet als Winken liebend-allmächtiger Vaterhand?

Und wenn Jesus uns unser schwaches Sehen schärft und heiligt, wenn er uns immer mehr Sinn gibt für die Geheimnisse Gottes, sollten wir dann nicht dahin kommen oder doch uns immer mehr danach sehnen, uns wundern und staunen zu können gleich ihm? Daß wir Alles als Wunder Gottes sehen: die Lichter des Himmels und die Vögel unter dem Himmel, und die Lilien auf dem Felde, und alle die Menschen Gottes, die Großen wie die Kleinen, die Menschen mit ihrem Lieben und Hassen, mit ihrem Glauben und Unglauben — Alles, Alles!

Alexander Faure

Konnivenz gegen Rom?

Verehrter Freund,

Als ich gestern nach Köln fuhr und die Kölnische Volkszeitung las, — nebenbei bemerkt auch nach meinem Empfinden eins der bestredigierten Blätter Deutschlands, — fiel mein Blick auf den Leitartikel „Zur konfessionellen Lage." Da werden Sie aufs eifrigste gelobt und in Gegensatz gestellt zu all den andern Evangelischen, denen kurzerhand der Ehrenname „protestantische Fanatiker" zu teil wird. Ehrlich gestanden empfinde ich ein Mißbehagen, wenn die Kölnische Volkszeitung protestantische Theologen wiederholt lobt. Das ist ein Stimmungsurteil des Mißtrauens; gewiß. Aber von diesem Mißtrauen gegenüber dem, was von Rom kommt, lebten nicht nur die polemischen Naturen wie Luther und Bismarck, auch ein Goethe hat es geteilt. Allein zur Sache! Ich erschrak ordentlich über Ihren Vorschlag einer absoluten Auslieferung eines deutschen Bundesstaates an die Zentrumsherrschaft. Ich will über die politische Seite der Sache nicht viel reden. Nach meiner Meinung ist ein solcher Vorschlag eine theoretische Deduktion, aber keine geschichtliche Forderung. Denn gerade Bayern hat mit seinen ultramontanen Regierungen die schlechtesten Erfahrungen gemacht, und es ist kein Zufall, wenn die reform-katholischen Bestrebungen eben von dort ausgehen, wo man die ultramontane Herrschaft am besten kennt. Es war mir stets ein geschichtlicher Fingerzeig ernstester Art, daß streng katholische Herrscher katholischer Länder den römischen Machtansprüchen verhältnismäßig weniger staatliche Konzessionen gewährt haben, als man es von protestantischen Staatsgebilden, wie es etwa Preußen ist, verlangt. Doch es ziemt mir nicht, Ihnen gegenüber geschichtliche Erwägungen ins Feld zu führen, die Ihnen selbst noch viel geläufiger sind, wie mir.

Es handelt sich mir um die offene Aussprache einiger grundsätzlicher Bedenken. Ich bin völlig damit einverstanden, daß wir versuchen sollen, die katholische Art verstehen, die katholische Frömmigkeit werten und schätzen zu lernen. Es ist auch für mich ein unerträglicher Gedanke, daß wir protestantischen Theologen so dürftig wenig von der katholischen modernen Gelehrsamkeit und dem Arbeiten im katholischen Lager wissen und erfahren. Ich erwarte einen Gewinn für die eigene Arbeit aus solcher genaueren Kenntnis katholischer Wissenschaft und katholischen Lebens. Aber diese Arbeit muß immer von einer doppelten, klar und deutlich hervortretenden Stimmung geleitet sein. Einmal muß festgehalten werden, daß der deutsche Katholizismus seine besten Kräfte der Konkurrenz mit den reformatorischen Kräften und Kirchen verdankt. Ich meine das keineswegs als Selbstlob, sondern als unentbehrlichen, kontrollierenden, geschichtlichen Maßstab. Man urteilt geschichtlich ungerecht, wenn man die Zusammenhänge des Werdens nicht stets wieder deutlich vor Augen rückt. Und neben diese geschichtliche Kontrolle tritt die andere Erwägung, daß wir innerhalb des gesamten Protestantismus nie die klare Empfindung verlieren dürfen dafür, daß wir es in ihm mit einer höheren Stufe religiöser Erkenntnis und frommen Lebens zu tun haben als im Katholizismus. Gewiß haben wir das alle gemeinsam als feste Grundüberzeugung. Es mag auch nicht immer nötig werden, das zu wiederholen, was die Elemente besagen. Aber es gehört zur Sicherheit der Führung, daß man, wie in der religionsgeschichtlichen Forschung überhaupt, immer auch auf die Abstände in der Wertbeurteilung aufmerksam macht und sich nicht in der Anempfindung an fremdartige Gebilde verliert.

Damit hängt es zusammen, wenn ich zu dem in Frage stehenden Artikel in Nr. 40, der, wie ich wußte, in Wirklichkeit immerhin etwas anders aussieht, als in dem Auszuge der Kölnischen Volkszeitung, mir eine wesentliche Einschränkung erlaube. Gewiß braucht man nicht alle Spezialitäten in einem Blatt zu vereinigen. Es scheint zunächst ganz unverfänglich, wenn man sagt: „die Christliche Welt weiß, daß Andere die polemische Arbeit gegen Rom besorgen. Sie hat das nicht nötig." Nur darf dabei meines Erachtens nicht vergessen werden, daß die Christliche Welt zugleich führendes Organ einer ganzen Gruppe von freigesinnten Theologen und Laien ist; und wenn sie nur auf den Ton gestimmt werden sollte, daß sie die freundlichen und sympathischen Züge der katholischen Bewegung hervorkehrt, würde sie nicht bloß ein schiefes Bild der in ihr vertretenen Kräfte, sondern auch eine unrichtige Führung erzielen. Denn ein führendes Blatt muß im Ganzen führen und darf die Geschäfte der Auseinandersetzung mit einer fremden geistigen Bewegung nicht nur von einem einzigen Gesichtswinkel aus betreiben in der Hoffnung, daß ihre Leser daneben noch von anderer Seite anders bearbeitet werden. Wir sagen nicht, daß die Christliche Welt nur auf jenen Ton gestimmt sei. Aber wir halten es für Freundesrecht, auf eine Gefahr aufmerksam zu machen, welche auch andere Freunde schon deutlich merkten.

Denn gerade die Kenntnis der Geschichte selbst leitet uns an, zu sehen, wie scharf das ultramontane System nicht von Protestanten, sondern von Katholiken selbst beurteilt wird, wie solche offenen Kritiker aber stets innerhalb der katholischen Kirche zu den Verfolgten zählten. Sicher gehören unsere Sympathieen der Reformbewegung innerhalb der katholischen Kirche. Aber wenn Männer wie F. X. Kraus, die so klar zwischen Ultramontanismus und Katholizismus schieden, mit der ganzen Kraft ihres Geistes trotzdem unterlagen und keine sichtbaren Spuren innerhalb der katholischen Politik hinterließen, dann ist es falsch, die Politik gegenüber dem Ultramontanismus so einzurichten, als ob man es nur mit Leuten von der Reformbewegung zu tun hätte. Rom hat seit den Tagen eines Bonifatius bis zu einem Diepenbrock und Döllinger stets seine besten, edelsten Kräfte im Stich gelassen, wenn dieselben den Grundsatz absoluter Disziplin einen Augenblick hinter höheren Anforderungen zurückzustellen wagten. Ja man lerne noch viel, viel mehr die moderne katholische Bewegung kennen, aber man sehe darin, wie unheilvoll der Grundsatz der dogmatischen Un-

fehlbarkeit für Leben und Gewissen aufstrebender Völker werden muß. Es handelt sich uns wahrhaftig nicht um den Kleinkrieg, um „Seelen". Das ist etwas durch und durch Unprotestantisches. Wir seufzen darunter, daß uns katholische Art des Kämpfens oft zu falschen Maßregeln zwingt. Daß vollends auch die lutherische Kirche oft und noch heute die alten katholischen Maßstäbe des Regierens übernommen hat, ist Niemandem leider wie uns. Aber es handelt sich uns um die Unverlierbarkeit der großen reformatorischen Gedanken von der Selbständigkeit des Glaubens und wir handeln national, kulturell, politisch und religiös betrachtet nur recht, wenn wir dieses Gut als das höchste mit allen Mitteln verteidigen. Das aber schenkt uns Rom nie.

Damit kommen wir zum letzten bedenklichsten Punkt. Gewiß verteidigt die Christliche Welt innerhalb der evangelischen Kreise dieses hohe Gut mit Mannesmut und Ueberzeugungskraft. Aber sie vergißt vielleicht ab und zu, daß die Stärke der Kreise, die sie bekämpft, in der Anerkennung desselben traditionalistischen Kirchentums liegt, wie es vom Ultramontanismus systematisch gepflegt wird. Dr. Daller hat das Wort für die Sache geprägt, um die Zentrum und alle jene um Stoecker gemeinsam kämpfen: die „Religionsparteien" sollen sich in Zukunft zusammenschließen und den Kampf aufnehmen gegen religiösen und politischen Liberalismus. Mag es sich hier zunächst um eine politische Parteienfrage stellen: man vergesse doch nie, daß die um Stoecker nie ein Hehl daraus gemacht haben, daß ihnen ein „gläubiger" Katholik lieber ist, wie ein „ungläubiger" Protestant, zu deutsch: das Zentrum und der Ultramontanismus steht ihnen innerlich viel näher, als die gesamte moderne Christenheit. Nun ist es ein Unding, den Ultramontanismus innerhalb der protestantischen Kirchen zu bekämpfen, innerhalb der katholischen Kirche aber gleichzeitig als Noli me tangere zu behandeln. Es ist mir stets bange, wenn die Kölnische Volkszeitung ein Loblied auf die liberale Theologie schreibt, weil dieselbe „Verständnis für die katholische Bewegung" zeige. Stärken wir damit indirekt nicht den Feind in unserem eigenen Lager? Es ist und bleibt unmögliche Politik, die Reaktionäre im Protestantismus zu bekämpfen, und das System der Reaktion, wie es im Ultramontanismus vorliegt, allein dem Evangelischen Bund zur Bekämpfung zu überlassen. Ultramontanismus nämlich definieren wir gemeinsam mit dem Katholiken F. X. Krauß und sehen ihn überall dort, wo der Begriff der Kirche über dem der Religion steht, und wo die religiösen und sittlichen Gesichtspunkte hinter den politischen Machtinteressen eines Kirchentums zurücktreten.

Die Christliche Welt hat das Verdienst, daß sie uns die selbstverständliche Pflicht wieder als solche empfinden und üben gelehrt hat, mit den katholischen Mitbürgern unseres Vaterlandes gemeinschaftlich zu arbeiten, wo es immer angeht. Daß sie diese Pflicht uns ins Gedächtnis ruft, bleibt immer nötig. Nur möge nie vergessen werden, daß der überzeugte Katholik Alles tut um seiner Kirche willen; wir wollen es um der Sache willen tun. Ebenso haben alle Konzessionen dort ihre Grenze, wo die eigene Tüchtigkeit um der Schwäche Anderer willen selbst schwach werden will. Wir möchten das Schauspiel nicht erleben, daß das ehrliche Entgegenkommen protestantischer Gelehrter von der altrömisch geschulten Diplomatie in schlauster Weise ausgenützt werde zum Unheil unserer eigenen großen Bewegung für freie Frömmigkeit und fromme Freiheit!

Mögen diese Zeilen nur dazu dienen, unsere Stellung zum Ultramontanismus klarer zum Bewußtsein zu bringen.

In Dankbarkeit Ihr G Traub

Verehrter lieber Freund,

Wie Sie denken Viele in unsrem Leserkreise, und so kann ich Ihnen nur dafür danken, daß Sie es für diese Vielen öffentlich aussprechen. Aber auch ich habe Viele hinter mir. Und was in Nr. 40 von mir gedruckt steht, ist bis ins Kleinste so sehr der Ausdruck meiner Ueberzeugung, ist so abgewogen

und, wenn ich es wieder lese, für mein Empfinden so glücklich gesagt, daß ich Nichts daran ändern kann.

Wohl aber kann ich für mein Lied immer neue Töne finden, die Gedanken tiefer denken und Mißverständnisse abwehren. Ich bekam außer dem Ihrigen auch noch andere Briefe, von Protestanten und Katholiken; sofern sie nur den Auszug der Kölnischen Volkszeitung kannten, der auch in die sonstige katholische Presse überging, taxierten sie alle meinen Protestantismus zu niedrig, meinen Katholizismus zu hoch. Das kann einem Mann wie Ihnen, der mich und die Christliche Welt, der die geistige Signatur der ganzen mit ihrem Namen verknüpften Bewegung von Grund aus kennt, nicht passieren. Höchstens finden Sie eben darin, daß dergleichen Verkennung und Verarbeitung möglich ist, einen Grund zu freundschaftlicher Warnung. Aber gegen die Wirkung von Auszügen kann Niemand seine Artikel schützen. Auch mache ich den katholischen Blättern aus der Art, wie sie abdrucken, was ihnen paßt, und dazu sagen, was ihnen gefällt, keinen Vorwurf, denn die protestantischen Blätter halten es ebenso. Freilich mit dem Lobe, das dann dem protestantischen Theologen von katholischer Seite gespendet wird, berühren Sie einen wunden Punkt. An sich kann ich mich nur freuen, wenn ich drüben Anerkennung finde, denn dort allmählich Vertrauen zu gewinnen, darum — ich gehe darauf noch näher ein — ist es mir allerdings zu tun. Aber wie man dann als weißer Rabe isoliert wird, wie man durch die ganze Kette der katholischen Zeitungen dann fast zu Tode zitiert wird, dies ist in der Tat eine Erfahrung, die einen wohl scheu machen könnte. Indessen wenn man nun schon zwanzig Jahre in der Publizistik steht, ficht einen Lob und Tadel wenig mehr an, und ein hemmender Eindruck ist rasch überwunden, wenn es einem um die Sache zu tun ist.

Und das ist es nun wirklich. So sehr, daß ich mit meinem Verhalten in diesem Falle durchaus auch, soweit mein Einfluß reicht, führend sein möchte. Ich vergesse dabei freilich nicht, daß ein Zeitungsblatt immer nur ein Stück Papier ist. Das will sagen: ich überschätze die Bedeutung der Presse nicht. Und fast scheinen Sie mir in Gefahr das zu tun, wenn Sie mir einen Vorwurf daraus machen, daß ich den Kampf gegen den Ultramontanismus unserer Katholiken vertrauensvoll Anderen überlasse. Ich bin der Meinung, daß im gegenwärtigen Zeitpunkte des Kampfes, der nimmer ruhen kann, die Presse nicht das Wichtigste ist. Der Kampf um den Primat, von dem ich in meinem Artikel sehr ernsthaft gesprochen habe, muß, wie die Dinge stehen, vornehmlich politisch ausgefochten werden. Dafür ist nun zwar die Presse wichtig, ja unentbehrlich. Ich finde auch, daß die Presse, und zwar die für Politik alle Wochen- und Monatsschriften an Wirkung weit überragende Tagespresse, im Kampfe wider Rom ganz wacker auf dem Plan ist. Die immer zunehmende Macht des Zentrums sorgt schon dafür: Aktion ruft Reaktion hervor. Bei einem Haar bekommen wir nun auch in Baden eine Zentrumsmehrheit im Landtag. Sollte das wirklich eintreten, so wird es weithin im protestantischen Deutschland als neues Anzeichen für das Wachstum der römischen Gefahr erkannt werden und ein Wachstum der antiultramontanen Strömung zur Folge haben. Darüber aber ist doch nur Eine Stimme möglich, daß der wider die politische Organisation der Zentrumspartei im Reich zu führende politische Kampf nicht von der Presse allein, auch nicht in erster Linie von der kirchlich-evangelischen Presse geführt werden darf. Vielmehr gehört dazu Organisation der Wählermassen und viel bis ins Einzelne gehende praktische Arbeit. Das hat, wenn ich recht sehe, auch der Evangelische Bund erkannt. So gewiß dieser nicht berufen ist, eine politische Partei zu bilden — das hieße: ein neues Fraktiönchen neben den andern, denn bei der Stärke der Verschiedenheit der Interessen, welche unsre Parteien vertreten, würde ihm eine Auffaugung auch nur einiger Gruppen zu Gunsten eines evangelischen Zentrums auch dann nicht gelingen, wenn er es wollte —, so gewiß muß er politische Arbeit tun. Nur dann erfüllt er heute seinen Zweck, nur dann ist er wert zu existieren. Daran macht mich so wenig wie irgend Jemanden der Hinweis der Gegner darauf irre, daß ein nicht-politischer Verein keine Politik treiben dürfe, daß der Evangelische Bund,

wenn er es tue und wiederum ableugne ein politischer Verein zu sein, sich einer häßlichen Zweideutigkeit schuldig mache. In der Zweideutigkeit geht da das Zentrum längst voran, da es sich als rein politisch geberdet und doch katholisch-konfessionell ist: ich habe diese Haltung längst offen bekämpft und von dem Aufgeben der darin enthaltenen Unwahrheit eine Gesundung der konfessionellen und politischen Lage erhofft*); aber es ist das Erbe Windthorsts und wird nicht so leicht hingegeben werden, am wenigsten von der Kölnischen Volkszeitung. Vom evangelischen Bunde ist es meines Ermessens nur die treue Durchführung seines Programms, wenn er Alles tut, was zur „Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen" geboten ist, und also auch die politischen Vorgänge und Faktoren zu beeinflussen sucht. Eine mehr indirekte Arbeit wird es doch sein und bleiben; leben kann der Bund von ihr nicht, aber auch in ihr ausleben muß er sich, um seinet-, um des evangelischen Volks, um des Reiches von heute willen. Und ich denke nicht daran, mir durch die unaufhörlichen Klagen und Anklagen der Zentrumspresse, als seien einzig die protestantischen Theologen die Störenfriede und als sei der Evangelische Bund nur ein Hetzbund, die Freude an dem notwendigen Gedeihen des Bundes oder an seinem kraftvollen Sprecher, dem Kirchenrat D. Meyer in Zwickau, der wahrlich nicht nur ein Sprecher ist, rauben oder trüben zu lassen.**)

Diesem Bunde also und allen seinen Affiliierten darf und muß ich die Arbeit überlassen, die angesichts der zunehmenden Macht des Zentrums in Deutschland zu tun ist, wenn der Protestantismus den Primat im Reich und unsre Kultur damit ihren protestantischen Charakter nicht verlieren soll. Denn diese höchst notwendige Arbeit ist im Wesentlichen keine Preßarbeit mehr. Ich möchte sagen, dafür sind die Zeiten schon zu ernst geworden. Dafür sind die Geister schon zu erregt. Es kommt Alles darauf an, die vorhandene und wachsende Erregung in heilsame Tätigkeit zu sammeln.

Und indem ich diese Arbeit und die Führung bei ihr den Instanzen zuerkenne, denen sie zukommt, gewinne ich nun die Zeit, andre Arbeit zu tun, an die Niemand Hand anlegen will.

Lieber Freund, wir sind doch nicht nur politische Lebewesen, auch nicht nur Protestanten, die über einem bestimmten Vorsprung ihrer geistigen Entwicklung eifersüchtig zu wachen haben, wir sind Deutsche, und wir sind Christen. Als Deutsche haben wir ohne Unterlaß mit allen Deutschen innere Fühlung zu halten oder zu suchen, auch mit den katholischen Stämmen. Und je schwieriger das geworden ist, desto mehr reizt mich die Aufgabe. Unmöglich kann es nicht sein. Ich glaube einfach nicht daran, daß die Bayern und Westfalen so verwelscht sein sollen, daß das Blut in ihnen gar nicht mehr deutsch flösse. Und als Christen haben wir mit den katholischen Christen innere Fühlung zu halten oder zu suchen. Ich glaube einfach nicht daran, daß sie mit ihrer ganzen Frömmigkeit so verwahrlost und so planmäßig verdorben seien, daß gemeinsam Christliches zwischen ihnen und uns nicht mehr da wäre und also nur noch Eins von Beidem gegenseitig übrig bliebe: Absperrung oder Mission.

Aber das wäre nur ein Glaube. Ueber den kann man ja lächeln. Und ich kenne dies Lächeln, verehrter Freund, dieses Lächeln der Ueberlegenheit, die ganz genau weiß, wie diese Katholiken allzumal vaterlandslose Gesellen, Heiden, Lügner und Sklaven sind. Aber dies Lächeln, ich halte es aus. Und zwar letztlich — aus lauter christlicher Nächstenliebe. Denn offen gestanden (und hier werden mich meine katholischen Gönner gar nicht mehr loben), ich habe ein herzliches Mitleiden mit unsren Katholiken. Ich kenne sie wahrlich nicht so schlecht, daß mir entgehen könnte, wie viel ehrliche Frömmigkeit unter ihnen vorhanden ist, nur ganz anders gebunden als die unsre, wie viel echter deutscher Patriotismus, nur erschwert durch die Abhängigkeit von der andern Spitze, wie viel redliches Emporstreben zur gemeinsamen Bildung, Kultur und Humanität, nur durch große Hemmnisse hindurch. Und da soll man nicht zu Hilfe kommen?

*) Vgl. 1904 Nr. 38 Sp. 893 f.

**) Unser Bericht über Hamburg ist erst am 25. eingegangen und kann daher erst in nächster Nummer erscheinen. D H

Ich weiß sehr wohl, daß schließlich auch die Kampfesarbeit des Evangelischen Bundes, oder welche andren Instanzen sie tun mögen, als letztes Ziel den Frieden im Auge hat. Ein anderes Ziel wäre ja Wahnsinn. Aber indem sie nur kämpfen und vielleicht auch nicht anders können, gelingt es ihnen doch offenbar nicht, im katholischen Deutschland eine Scheidung hervorzurufen, so daß ein Teil sich zum „Ultramontanismus" zu bekennen fortführe, ein andrer sich dem protestantischen Primat in Reich und Kultur freudig unterwürfe. Im Gegenteil, die Art, wie der Kampf vielfach betrieben wird, schweißt die Katholiken nur enger zusammen und erschwert den freieren Elementen ihre Existenz nur noch mehr. Und so wird derselbe Evangelische Bund, der den Krieg von heute führt, schwerlich den Frieden schaffen. In solchen geistigen Konflikten erfolgen die Friedensschlüsse anders, als bei den Kriegen der Staaten.

Eben darum kann bei solchen „Kulturkämpfen" mitten im Kriege für den Frieden gearbeitet werden. Das ist kein Verrat, sondern einfache Pflichterfüllung. Und es ist möglich, geistige Fühlung mit unsern Katholiken zu gewinnen, ja sie ist schon da. Sie ist da in der Wissenschaft, in der Kunst, in der Litteratur. Nicht am wenigsten trotz Allem in der Theologie. Sie vollzieht sich im Verborgenen, hier und dort, schüchtern und doch wie selbstverständlich. Ich halte es für möglich und notwendig, diese stillen Bestände zu pflegen, zu schützen und sogar Anfänge einer aufsteigenden Bewegung daraus zu machen. Es ist eine zarte Sache. Aber irgendwo muß die Losung ausgegeben werden. Sie haben mich gezwungen, es noch deutlicher zu tun, als vor drei Wochen. Nun wohl, wenn die Christliche Welt wirklich Kraft hat zu führen, so findet sie vielleicht Gefolge für diese Losung.

Freilich, damit es gelingt, brauche ich nicht nur Mitarbeiter unter den protestantischen Freunden. Ich brauche auch Vertrauen auf der katholischen Seite. Das werde ich mir aber nicht erwerben, wenn ich meinen Protestantismus verleugne. Die Katholiken, mit denen ich Fühlung gewinne, wissen und müssen wissen, daß ich protestantisch bin bis in die Knochen. Sie werden dennoch Vertrauen zu mir fassen, wenn sie merken, daß ich es auch vertragen kann, daß sie katholisch sind.

Und nun schlösse ich am liebsten — wenn Sie nicht den „letzten bedenklichsten Punkt" ins Feld geführt hätten. Und so muß ich auch darüber Rede stehen. Offengestanden, daß wir im Ultramontanismus der römischen Kirche die verwandten Mächte innerhalb der evangelischen bekämpfen müssen, das ist mir so, wie Sie ihn aufstellen, ein fremder Gedanke. Nicht, daß er mir unbekannt wäre. Die Parallelen zwischen hüben und drüben sind oft gezogen worden, die Verwandtschaft, die vorhanden ist, erkenne ich an und habe ja auch in Nr. 40 von dem katholischen Rest geredet, den wir in unserm protestantischen Kirchenwesen noch mitführen. Aber ebenfalls in Nr. 40 habe ich mich wie früher schon zu dem andern Programm bekannt: vor Allem Durchführung unsrer protestantischen Eigenart in unsern Kirchen, Fortführung unsrer innern Entwicklung, die vom Bruch mit Rom ausgehend immer weiter sich von Rom entfernen muß, je entschiedener Rom seinerseits die Konsequenzen jenes Bruchs im Tridentinum und Vatikanum nach der entgegengesetzten Richtung hin gezogen hat. Der Kampf wider den Ultramontanismus in den eigenen Reihen ist mir tatsächlich wichtiger als der Kampf wider den Ultramontanismus drüben — obwohl auch dieser mir ein Noli me tangere weder war noch ist noch sein wird —, und das beste Bollwerk gegen die römische Gefahr ist in meinen Augen die entschlossene Durchführung der Reformation in unsern Kirchen. Dabei erwarte ich nun keineswegs das Heil von der einstigen Alleinherrschaft irgendwelcher liberalen Theologie oder irgendwelches Laienliberalismus. Sondern in meinem Zukunftsbilde hat unsre konservative Kirchlichkeit ihren Platz mit. Ich glaube auch hier wiederum daran, daß wir die beste Frömmigkeit mit unsern Altgläubigen doch gemeinsam haben, daß das Luthererbe der Freiheit eines Christenmenschen auch ihnen geblieben, die Schätzung unsrer wesentlich auf protestantischem Boden erblühten modernen Kultur auch ihnen eigentümlich ist. Und ich sehe in

der gemeinsamen Stellung wider Rom, die uns, von kleinen Gruppen abgesehen, heute verbindet, ein deutliches Zeichen der trotz allen Differenzen vorhandenen Gemeinschaft. Machtansprüche unsrer kirchlich-konservativen Parteien müssen wir rücksichtslos bekämpfen, die Freiheit des Denkens und Glaubens bis in die möglichsten Konsequenzen hinein decken und aufrichten: aber unsre Hoffnung muß doch bleiben, daß wir damit Güter schützen, die ihnen selbst wert und heilig sind, die nur durch ihre und durch unsre Schuld, durch allerlei Eigensinn und Fanatismus der Führer und Organe in ihrer Gemeinsamkeit und Selbstverständlichkeit nicht so zur Geltung kommen, wie sie müssen. Und auch hier bin ich nicht auf blindes Glauben angewiesen: die Verständigung von Person zu Person ist überall im Gange, und nur wo der Parteidämon wütet, will er die Brücken abbrechen. Also diesen innerprotestantischen Ultramontanismus zu überwinden, das ist mir mit Ihnen das Hauptanliegen; es hängt mir aber dafür wenig an Umwegen: fechten wir den häuslichen Streit ernst und ehrlich im Hause aus und suchen wir hier mitten im Streit den Frieden, der uns vor dem Ultramontanismus draußen sicher am besten schützen wird.

Ich möchte mit einer rein formellen redaktionellen Bemerkung schließen. Wenn Sie, verehrter Freund, die neunzehn Jahrgänge der Christlichen Welt durchmustern wollen, so werden Sie finden, daß von der Ueberfülle von Aufgaben, die im Interessenbereich unsers Blattes liegen, immer eine Zeit lang die eine im Vordergrunde gestanden hat, während andre zurücktraten und fast vergessen schienen. Dann trat plötzlich eine lange vernachlässigte wieder hervor und beschäftigte uns aufs lebhafteste. Das Publikum kann nicht immer verstehen, wie das zugeht, denn nicht immer liegt der Anlaß in öffentlichen Ereignissen. Aber in der Regel ist ein Umschwung schon vorbereitet, wenn das Publikum anfängt unruhig zu werden. Eine Bearbeitung des Katholizismus von prinzipiellen Gesichtspunkten aus, polemischen wie irenischen, ist längst in Aussicht genommen; eine Bekanntmachung mit unsrer konservativen Theologie von heute, mit ihren Schulen und Hauptvertretern, die wir ihr gewiß schuldig sind, ist für nächsten Jahrgang in Vorbereitung; und die über den innerkirchlichen Vorgängen der letzten Jahre allzusehr vernachlässigte Verfolgung der allgemein geistigen Bewegungen, insbesondere in Litteratur und Kunst, wird, nachdem die Preußische Kirchenzeitung uns in der Verfolgung rein kirchlicher Angelegenheiten entlastet, mit neuer Energie in Angriff genommen werden. Bei Alledem hoffe ich mir Ihre größere Zufriedenheit zu gewinnen, um die zu geizen ich nie ablassen werde, und danke Ihnen für den Anstoß zu dieser Aussprache sowie zu der innern Revision, der ich mich und mein Blatt auf Ihren Brief hin unterzogen habe.

Treu der Ihrige Rade

Was ist den Reichsdeutschen an den kirchlichen Zuständen der Schweiz interessant?

Tatsächliches und Eindrücke

1

In seinen Thesen über die obige Frage*) hat Stuckert die Aufmerksamkeit nur auf die großen und allgemeinen grundsätzlichen Fragen gerichtet: Verhältnis von Kirche und Staat — Bekenntnisverpflichtung — Parteiwesen — Zentralisation. Aus dem Vergleich der schweizerischen und deutschen kirchlichen Verhältnisse hat er als Ergebnis vier Urteile gewonnen, die man in dem einen Satze zusammenfassen könnte: den Reichsdeutschen ist an den kirchlichen Zuständen der Schweiz interessant die Tatsache, daß der Independentismus die voraussichtliche und wünschenswerte Form der zukünftigen kirchlichen Ordnung in der Schweiz ist.

*) Abgedruckt in Nr. 40. Am 16. Oktober hat Pfarrer Stuckert uns in Bretten über das Thema vorgetragen. Der Vortrag wird in den Heften zur Christlichen Welt erscheinen. Obiger Aufsatz, dessen Verfasser nicht selbst in Bretten sein konnte, ging uns kurz vor jener Tagung zu. D H

Es ist nicht meine Absicht, darüber eine Diskussion zu beginnen, zumal ich Stuckerts Begründung im Einzelnen nicht kenne und aus den Leitsätzen nicht klar erkennen kann, ob sie als fromme Wünsche für unsre deutschen Kirchen oder als Beurteilung der schweizerischen Verhältnisse angesehen sein wollen.*) Für mich würden seine vier Sätze folgende Form annehmen — und zwar gültig für die Schweiz wie für Deutschland:

1. Die Entwicklung drängt darauf hin, daß das Verhältnis von Kirche und Staat neu geregelt wird.

2. Es liegt im Interesse der Kirche, daß die Bekenntnisverpflichtung der Pfarrer in freiem und weitherzigem Sinne geordnet sei.

3. Es ist für das religiöse Leben der Kirche nicht verderblich, den religiösen Kräften der verschiedenen theologischen Auffassungen und Richtungen freien Spielraum zu gewähren, wofern man die Gemeinsamkeit der Arbeit auf kirchlichem, sozialem und charitativem Gebiete nicht aufhebt.

4. Der entscheidende Schwerpunkt alles kirchlichen Lebens liegt nicht in den Behörden, sondern in den Gemeinden. Zentralisation und Uniformität sind gefährlich, soweit sie über das Notwendige hinausgehen. Aber ohne eine gewisse gemeinsame Ordnung ist jede kirchliche Gemeinschaft der Auflösung und Einflußlosigkeit im Volksleben preisgegeben und verliert ihren geschichtlichen Charakter und Boden.

2

Allein selbst, wenn ich diese großen Prinzipienfragen ganz der Zukunft überlasse, so bleiben doch noch viele wichtige Einzelheiten, die mir als Reichsdeutschem an den kirchlichen Verhältnissen der Schweiz interessant geworden sind. Um die Leser nicht zu ermüden, möchte ich diese Tatsachen und Eindrücke ebenfalls in der Form kurzer Leitsätze hier zusammenfassen:

1. Die kirchlichen Zustände in der Schweiz sind ebensowenig einheitlich wie die in Deutschland. Ja, wenn man die Größenverhältnisse in Anschlag bringt, sind sie noch mannigfaltiger. Wie groß ist die Verschiedenheit kirchlicher Ordnungen und kirchlichen Lebens zwischen den Kantonen Graubünden und Bern, oder zwischen Zürich und Schaffhausen, oder sogar zwischen Baselland und Baselstadt!

2. Höchst auffallend und in der Regel viel zu wenig beachtet ist, daß in kirchlicher und theologischer Beziehung dieselben Namen ganz andre Gruppen abgrenzen als in Deutschland. Theologen von dem Standpunkt der meisten „Reformer" haben wir in Deutschland herzlich wenig. Unsre „Liberalen" würden in der Schweiz für „Vermittler" gelten, und diejenigen, die man in der Schweiz als „Positive" oder „Orthodoxe" oder „Konservative" bezeichnet, würden, falls sie einmal in die Preußische Generalsynode versetzt würden, wohl fast alle zur Mittelpartei gehören. Ich selbst, der ich auf der Sächsischen Provinzialsynode als ein enfant terrible des Liberalismus betrachtet wurde, bin in der Schweiz von den Liberalen mit kühler Reserve, von den Positiven mit wachsendem Vertrauen aufgenommen.

3. Im Allgemeinen fragt man in der Schweiz mehr nach der religiösen und sittlichen Wirksamkeit als nach dem kirchenpolitischen oder theologischen Schema, und mehr nach der Persönlichkeit als nach der Parteischablone, — wiewohl es auch dort Parteifanatiker gibt. Die großen, in kirchlicher Sitte erzogenen und vom kirchlichen Interesse beseelten Massen findet man in der Schweiz in der Regel bei den „Positiven". Wo aber, wie das oft genug vorkommt, kirchliche Liberale wirklich hervorragende Persönlichkeiten sind, haben auch sie großen Einfluß, nicht bloß in kirchlichen Dingen, sondern auf das Volksleben überhaupt.

4. Auch in der Schweiz wird mit Wasser gekocht. Staatskirchentum und Freikirchentum sind auch dort nicht frei von den ihnen einmal anhaftenden Fehlern. Ja, die Fehler treten bei dem republikanischen oder demokratischen Charakter der Schweiz oft noch deutlicher an die Oeffentlichkeit. Die Polemik ist

*) Das Letztere war der Fall. D H

scharf, das gegenseitige Mißtrauen der Parteien groß, die Richtungen stehen sich zum Teil noch schroffer oder fremder gegenüber als bei uns, die extremen Elemente treten noch mehr hervor. Oft ist es zu einer Art vereinbarten Gleichgewichtes gekommen, zuweilen aber auch zu völliger Scheidung in kirchlichen Dingen. Auch in dieser Beziehung hat fast jeder einzelne Kanton seine Geschichte und seinen besonderen Charakter.

5. Die Einzelgemeinden sind wesentlich freier gestellt als bei uns, auch die einzelnen Pfarrer. Wenn die Basler Kirchenordnung z. B. als die Agende des Kantons Baselstadt das Basler Kirchenbuch hinstellt, so fügt sie sofort hinzu: doch in dem Sinne, daß kein Pfarrer an dasselbe gebunden ist. Die Organe der einzelnen kantonalen Landeskirchen sind als solche meist ohne größere Rechte und ohne weitgehenden Einfluß; und im letzten Grunde sind alle ihre Beschlüsse abhängig von den staatlichen Organen, d. h. von der jeweilig herrschenden politischen Partei, — falls es ihr einfällt, einzugreifen.

6. Der Religionsunterricht ist in den verschiedenen Kantonen verschieden geordnet. Meist beschränkt er sich auf die ersten Schuljahre, auf wenige Stunden und auf die biblische Geschichte und hört auf etwa zwei Jahre vor der Konfirmation. Mehr und mehr haben die Pfarrer im kirchlichen Unterricht mit einem Geschlecht zu rechnen, das mit der heiligen Schrift bei weitem nicht mehr so vertraut ist wie frühere Generationen. Was für Folgen das in einigen Jahrzehnten für das kirchliche Leben haben wird, ist noch nicht abzusehen.

7. Bei der Vorbildung der Theologen macht sich das jetzt schon geltend. Doch muß hervorgehoben werden, daß die meisten mit Freudigkeit, Ernst und Hingebung von Anfang an sich ihrem Studium widmen. Die Schweiz hat nicht Ueberproduktion an Theologen, aber an Universitäten. Die Mehrzahl der jungen Theologen erhalten die Hälfte — oft die entscheidende Hälfte — ihrer Ausbildung im Auslande, meist in Deutschland. Dem Missionsdienst widmen sich deutsch-schweizerische Theologen überaus selten, — genau so wie deutsche. Die theologischen Prüfungen liegen — abgesehen vom Kanton Bern — in den Händen praktischer Geistlicher, die akademischen Dozenten sind nur Helfer und Experten.

8. Die Wirksamkeit der Pfarrer ist meistens durch Behörden und Vorschriften nicht beschränkt. So entwickelt sich große Arbeitsfreudigkeit und Selbständigkeit und eine Fülle charaktervoller Individualitäten, hie und da freilich auch Formlosigkeit, Nachlässigkeit, Unordnung und Willkür. Die Disziplin wird in der Regel durch das Wahlverfahren genügend gesichert, weil jeder Pfarrer immer nur auf 6 Jahre fest angestellt ist und möglicherweise am Abschluß einer solchen Periode seine Wiederwahl beanstandet werden kann. Natürlich können bei dieser Ordnung zuweilen ebensolche Ungerechtigkeiten, Härten und Willkürlichkeiten vorkommen wie bei dem behördlichen Disziplinarverfahren in Deutschland. Das Verbleiben eines wirklich unfähigen oder altersschwachen Geistlichen im Amt ist aber auf diese Weise wohl ziemlich ausgeschlossen. Die Gehälter der Pfarrer sind meist recht niedrig — vor allem in Graubünden; die Nebeneinnahmen — abgesehen von einzelnen Orten — gering. So haben verhältnismäßig viele Pfarrer ihre Frauen aus wohlhabenden Familien. Die soziale Stellung des Pfarrers ist oft schwierig, fast immer aber geachtet; nicht leicht hat er es gegenwärtig, wenn er im Schulvorstand sitzt. Man findet verhältnismäßig viele frühere Pfarrer in einflußreichen bürgerlichen Stellungen, z. B. als Regierungsräte, Redakteure, Verwalter von Krankenhäusern und dergleichen.

9. Die Gottesdienste sind feierlich und einfach, oft etwas nüchtern. Die kirchlichen Feiertage sind sehr eingeschränkt. Z. B. ist in Basel der zweite Tag der hohen Feste wohl voller bürgerlicher Ruhetag, aber nicht eigentlich kirchlicher Festtag, Gottesdienst ist dann nur in ganz wenigen Kirchen. Der kirchliche Tag, der anscheinend im Volksleben am tiefsten wurzelt und am meisten geachtet wird, ist der Bußtag, der aber als nationaler Tag der Demütigung des ganzen Volkes vor Gott gefeiert wird und bis vor kurzem durch Verlesung eines Hirtenbriefes im Namen der — Regierung auf der Kanzel

ausgezeichnet war. Fremdartig berühren den Deutschen einzelne Sitten bei Trauungen und Beerdigungen.

10. Die litterarische Produktion auf kirchlichem und theologischem Gebiet ist verhältnismäßig lebhaft, an Wert natürlich sehr ungleich. Hervorzuheben ist, daß die politische Presse wohl aller Richtungen kirchlichen und religiösen Fragen mehr Verständnis und Interesse entgegenbringt, als es in Deutschland leider der Fall ist.

11. Das konfessionell-reformierte Bewußtsein macht sich selten schroff geltend. Der bewußte Gegensatz gegen das Luthertum haftet oft nur an den liturgischen Formen der Lutheraner und etwa an der Kirchenverfassung. Doch hat sich merkwürdigerweise in den liberalen Kreisen der Schweiz in den letzten Jahren eine Strömung gezeigt zu gunsten einer liturgischen Bereicherung des Gottesdienstes.

12. Die Stellung gegenüber der Römischen Kirche ist — abgesehen von wenigen Kreisen, zumal im Kanton Zürich — eine ruhige. Das beruht z. T. darauf, daß in einzelnen Kantonen, z. B. Basel-Stadt nicht die Römischen, sondern die Altkatholiken staatlich anerkannt sind; z. T. auf der größeren Vorsicht der Ultramontanen, die nur selten wagen, so aufzutreten wie in Deutschland, weil sie wissen, daß sie bei einer Erregung der Volksmenge nur verlieren können. Der Versuch, die Jesuiten wieder in die Schweiz zurückzuführen, wird nicht gemacht, weil er aussichtslos wäre. Schließlich werden die ultramontanen Strategen gerne der Schweiz das donum Polyphemi zubilligen, in der Hoffnung, daß auch sie an die Reihe kommt, wenn erst Preußen oder Deutschland besiegt ist.

Es mag sein, daß manche der dargelegten Tatsachen noch der Einschränkung in irgend einer Richtung bedürfen, manche Eindrücke auch einseitig sind. Die Kürze verbietet es, Alles auszuführen und zu begründen, doch habe ich wenigstens versucht, sachlich und unparteiisch zu vergleichen und hoffe, daß Manches von dem Gesagten allen Reichsdeutschen interessant ist.

Wilhelm Bornemann

Post Bellum

Gedanken über das Christentum in Japan

Tokyo, September 1905

Friede! — Wer die letzten anderthalb Jahre mit den Japanern in Japan selbst zugebracht hat, weiß, was dies Wort für Land und Volk zu bedeuten hat. Man sollte meinen, daß vom Norden zum Süden ein einziger Jubelruf aus Aller Herzen hätte kommen müssen, als es endlich nach vielen Tagen des Zweifelns und der Besorgnis hieß, daß die Bevollmächtigten beider kämpfenden Nationen doch zu einem vollkommenen Einverständnis gekommen seien. Von all dem Nichts! Schweigend nahm das Volk die Botschaft hin, eine drückende Schwüle lagerte auf den Gemütern. Der Ton der Presse war so gereizt und so heftig, daß man sich wundern mußte, wie die Regierung eine solche Sprache dulden konnte, ohne einzugreifen. Niemand wird sich dem Eindruck verschließen können, daß dieser Friedensabschluß in Japan durchaus nicht volkstümlich ist. Allerdings waren in den letzten Monaten trotz der großen Siege immer mehr Stimmen laut geworden, die zum Abschluß des Friedens rieten. Und wer dem gewaltigen Ringen als stiller Beobachter zugeschaut hatte, trug gewiß schon seit langem mit diesen Japanern die Sehnsucht nach Frieden im Herzen. Jeder nüchterne Beurteiler der heutigen Lage Japans kann den Männern nur Dank wissen, die als weise Politiker den Unwillen des Volkes über einen scheinbar unvorteilhaften Frieden glaubten eher tragen zu sollen, als die Verantwortung für längeres furchtbares Blutvergießen. Die ganze Welt ist heute voll von den ruhmvollen Siegen, die Japans Heer und Flotte über Rußland errungen haben. Man kann sich denken, wie auch das japanische Volk selbst mit berechtigtem Stolze auf seine Söhne sieht, die ihm in achtzehn Monate währendem heißem Kampf so großen Ruhm gewonnen haben. Nur dieser Stolz und nur die Freude über die gewaltigen Siege sind nach außen hin, beson-

ders in der Presse, in die Erscheinung getreten. Wer aber tiefer in der Seele des Volkes zu lesen versteht, was bei dem Japaner gewiß nicht leicht ist, und wer das Volk im Inneren des Landes, fern von den großen Städten und von dem Einfluß der Presse, über die Wirkung des Krieges befragt, der weiß, daß der Friede mit Rußland kaum ein verfrühter genannt werden kann. Die Lasten, die das Volk auf sich genommen hatte, sind ungeheuer groß, und diese Lasten haben gerade die Leute zu tragen, die von Alters her an Schweigen und Dulden gewöhnt sind, nämlich die armen Reisbauern in den Provinzen.

Während der Dauer des Krieges hat Japan, wie man oft genug zu hören bekommen hat, im Mittelpunkt des Interesses der ganzen Welt gestanden. Nach Beendigung des blutigen Ringens wird bald ein allgemeines Erlahmen des Interesses im Auslande zu spüren sein. Und doch, wie falsch ist das! Jetzt beginnt erst recht die Zeit, in der es sich ausweisen soll, ob Japans Kultur seiner Stellung als Großmacht gewachsen ist, die Heer und Flotte dem Lande errungen haben. Niemand wird aber heute mehr leugnen können, daß auch das Christentum mit zu den Kulturfaktoren im neuen Japan gehört, trotzdem die Zahl der Christen aller Bekenntnisse unter 50 Millionen Einwohnern am 1. April 1905 nur 153 327 betrug. Wenn irgendwo, so gilt es in Japan, daß sich der Einfluß und die Verbreitung des Christentums nicht nach der Zahl seiner Bekenner bemessen läßt. Das allgemeine Urteil lautet, daß das Christentum in Japan bereits ein wesentlicher Faktor der Kultur und des Volkslebens geworden sei, mag das auch dem bloßen Auge schwer wahrnehmbar sein und von chauvinistischen Japanern heftig bestritten werden. Ganz anderer Ansicht ist allerdings der Baseler Missionar Martin Maier, der sich in seinem Aufsatz über „Die Aufgaben eines Missionars in China" folgendermaßen ausspricht:

Man läßt sich durch einzelne humane Handlungen der Japaner irreführen, nimmt als wahre Gesinnung, was oft nur Schein und Berechnung ist, und erkennt dem Christentum in diesem Lande größere Macht zu, als es in Wirklichkeit besitzt. Soviel steht fest: die christliche Religion ist im Volksleben der Japaner ein kaum nennenswerter Faktor.

Ganz gewiß ist dieses Urteil als Allgemeinurteil falsch, ebenso wie man auf das Urteil der Optimisten keine allzu großen Hoffnungen bauen darf. Beide Urteile haben einen Kern von Wahrheit in sich je nach dem Standpunkt, von dem aus der Einzelne das Christentum in Japan betrachtet. Es gilt hier dasselbe, was man von der Frage nach der Religiosität der Japaner überhaupt sagen kann. Während viele Missionare das japanische Volk als religiös hinstellen, wird das von der Mehrzahl der in Japan lebenden Fremden heftig bestritten. In einem Aufsatz „Nihonjin to shukyo" (Japaner und Religion) läßt sich ein Japaner in der römisch-katholischen Zeitschrift „Koye" über diese Frage folgendermaßen aus:

Wir sind als Nation kein religiöses Volk. Das japanische Volk ist weltlich gesinnt. Wo wir Religion finden, ist diese nur auf irdische Dinge gerichtet. An das zukünftige Leben denken die Allerwenigsten. Die Religion ist beschränkt auf dieses Leben und seine Angelegenheiten. Niemand betet beim Sterben, es würde das sogar für Weichheit und Feigheit gelten. Selbst Frauen und Kinder werden gelehrt, das nicht zu tun. Nach dem Grundsatz des Konfuzius „Wenn wir das Leben nicht kennen, wie sollen wir den Tod kennen" handelt man. Die buddhistischen Lehrer, die über die Zukunft und über die Abhängigkeit des Menschen von göttlicher Hilfe predigen, werden verachtet. Die Zen-shu-Lehrer allein werden gepriesen, weil sie das Evangelium des Selbstvertrauens verkündigen. Religion wird benutzt, um die Regierung zu fördern und einige individuelle zeitliche Vorteile zu gewinnen. Für den Japaner ist der Staat Alles. Um ihn zu fördern, braucht man Religion. Würde die Religion dem Staat einmal schaden, so würde sie sofort auf die Seite geworfen werden. Diese Tatsachen sollten die Christen ruhig ins Auge fassen, wenn sie Seelen retten wollen.

Auf das allgemeine religiöse Leben des Volkes hat nun aber der Krieg sicherlich einen weckenden Einfluß ausgeübt. Wenigstens zeugen davon die immer wiederkehrenden Hinweise auf die Hilfe des Himmels in den Botschaften der Führer des japanischen Heeres und der Flotte. Dasselbe gilt nach vielen Zeugnissen der Offiziere von den Mannschaften an der Front, besonders auf den Schlachtfeldern, wie von ihren Angehörigen in der Heimat, die in dieser kurzen Kriegszeit den Weg zum Tempel wohl öfter gingen, als sonst in ihrem ganzen bisherigen Leben.

Man sollte ohne weiteres annehmen dürfen, daß diese allgemeine Hebung des religiösen Lebens im Volke auch dem Christentum zugute gekommen sei. Es waren allerdings zu Anfang des Krieges nicht wenige Stimmen, die behaupteten, das Volk würde das Christentum mit Rußland zusammenwerfen. Das ist aber nicht eingetroffen. Die griechisch-russische Kirche unter ihrem Bischof Nicolai, dem einzigen Russen, der bei Ausbruch des Krieges das Land nicht zu verlassen brauchte, hat nicht nur keine Störung ihrer Arbeit erfahren, sondern sich auch weiter in ruhiger, stetiger Weise ausbreiten können. Das allgemeine Urteil aller Missionare lautet dahin, daß es überall vorwärts gegangen ist. Viele christliche Japaner suchen den Grund darin, daß man die neue Aufgabe Japans im fernen Osten allmählich zu erkennen beginnt und doch fühlt, daß das Land für ihre Lösung geistig nicht gerüstet ist. Das mache sich unbewußt in dem ernsteren Suchen nach schärferen Geisteswaffen bemerkbar.

Vor einigen Monaten ging infolge der falschen Nachricht eines englischen oder amerikanischen Blattes eine Notiz durch alle Zeitungen Deutschlands, daß die Führer der japanischen Armee und Flotte, vor allem Admiral Togo und die Generale Oku und Kuroki, Christen seien. Selbst wenn diese Nachricht wahr gewesen wäre, hätte es unbedingt vermieden werden müssen, die Erfolge dieser Männer mit ihrem Bekenntnis zur christlichen Religion zusammenzubringen. Es konnte das nur schädlich auf die Arbeit der Mission im chauvinistischen Japan zurückwirken. Tatsache ist allerdings, daß unter den Offizieren und Soldaten eine ganze Reihe treuer Christen gewesen sind. Tatsache ist weiter, daß ihnen Allen von ihren Kameraden ein gutes Zeugnis ausgestellt wird. Gleichzeitig wird berichtet, daß sie jede Gelegenheit benutzt haben, im Stillen für ihren Glauben zu wirken und auf ihre Weise Mission zu treiben. Als es sich darum handelte, den Truppen Seelsorger und geistliche Berater auf das Schlachtfeld mitzugeben, wollten auch die christlichen Kirchen und Missionen Japans nicht hinter den Buddhisten zurückstehen. Es mußte leider erst der geheime Widerstand der Führer der einzelnen Divisionen überwunden werden, ehe es gelang, die Erlaubnis zur Aussendung einiger christlicher Seelsorger vom Oberkommando zu erwirken. Wie Pfarrer Schiller in der Juninummer der „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft" ausgeführt hat, ist man zuletzt gar nicht dazu gekommen, von dieser Erlaubnis Gebrauch zu machen. Dafür ist dann der christliche Jünglingsverein auf das Feld getreten und hat hinter der Front der Truppen eine weitverzweigte Liebesarbeit ausgeübt. Zwei fremde Missionare und drei japanische Pastoren nebst einer großen Zahl andrer Gehilfen haben sich ein ganzes Jahr lang diesem Werke gewidmet. Man hat Lesehallen und Erholungsheime für die Soldaten eingerichtet, ihnen allerlei niedere Dienste geleistet und dabei jede Gelegenheit benutzt, in stiller Weise Mission zu treiben. Allerdings darf man wohl ruhig sagen, daß diese Art Missionsarbeit eben so viel von ihrem Werte verliert, als man Aufhebens von ihr macht. Der Kaiser von Japan hat dem christlichen Jünglingsverein für seine Arbeit eine Gabe von 10 000 Yen (ca. 20 000 Mk.) zugewiesen. Es ist das nicht das einzige Mal in letzter Zeit gewesen, daß christlichen Liebeswerken Zuwendungen aus der kaiserlichen Schatulle gemacht worden sind. So dem christlichen Waisenhaus in Okayama und der Anstalt zur Fürsorge für entlassene Gefangene. Diese Gaben darf man freilich gewiß nicht auf eine günstigere Gesinnung des Kaisers gegen das Christentum zurückzuführen, wenn sie auch vor zehn Jahren wohl kaum möglich gewesen wären. Auf die Liebestätigkeit hinter der Front der Truppen ist aber die Arbeit der christlichen Mission an den Soldaten des japanischen Heeres nicht beschränkt geblieben. Ueberall in den Verschiffungshäfen, sowie auf den größeren Stationen, welche die Truppen- oder Verwundetentransporte passierten, wurden Predigten gehalten und Bibelteile sowie christliche Traktate in Tausenden von Exemplaren verteilt. An dieser Arbeit haben sich gleich-

falls die japanischen Kirchen und deren Pastoren in eifriger Weise beteiligt. — Auch die griechisch-russische Kirche in Japan hat sich den protestantischen Missionen ebenbürtig an die Seite gestellt. Sie hatte noch eine besondere Aufgabe an den russischen Gefangenen zu erfüllen, besonders da die russischen Feldgeistlichen nach ihrer Freilassung Japan schnellstens verließen, um in die Heimat zurückzukehren.

Schluß folgt Martin Ostwald

Evangelische Arbeitervereine und Gewerkschaften

Im Gesamtverband Evangelischer Arbeitervereine ist die Stellungnahme zur Gewerkschaftsbewegung eine alte Streitfrage. Sie führte zum Rücktritt von D. Naumann, zum Austritt des Württemberger Verbandes und zur Gründung eines neuen Arbeitervereinsbundes unter der Führung des nationalliberalen Abgeordneten Fabrikbesitzers Franken.

Bei der erstmaligen Behandlung dieser Frage war Naumann Referent. Er verlangte die Anerkennung der gewerkschaftlichen Organisationspflicht und die Freiheit der Mitglieder und Vereine bei der Wahl der gewerkschaftlichen Organisationen. Die Aufregung über diese — selbstverständlichen Anträge war sehr groß. Es wurde sowohl die Organisationspflicht bestritten, als auch die besagte Freiheit bekämpft. Dabei reichten sich zwei Antipoden die Hand. Nationalliberale Vertreter wollten die Arbeitervereine als Pflegestätten überlebter patriarchalischer Verhältnisse erhalten und christlich-soziale Parteiführer steuerten auf das Ziel hin, eine Entscheidung für die christlichen Gewerkschaften herbeizuführen.

Auf einer späteren Tagung des Gesamtverbandes kam dann ein Beschluß zustande, der zwar den letztgenannten Führern entgegenkam, aber doch keine klare Lösung der Gewerkschaftsfrage bedeutete. Diese konnte vielmehr schon deshalb nicht zur Ruhe gelangen, weil der Vorsitzende des Gesamtverbandes mit zunehmender Entschiedenheit für die christlichen Gewerkschaften eintrat, während andre maßgebende Mitglieder der einzelnen Verbände auch den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen das Wort redeten.*)

Am 5. Oktober d. J. war nun eine Ausschußsitzung des Gesamtverbandes Evangelischer Arbeitervereine in Eisenach, in der folgende Sätze beschlossen wurden:

1. Die Förderung der nationalen Gewerkschaftssache ist eine Ehrenpflicht der Evangelischen Arbeitervereine.
2. Wir lehnen es grundsätzlich und unbeugsam ab, den Beitritt unserer Mitglieder zu solchen gewerkschaftlichen Organisationen zu empfehlen, die auf dem Boden des Klassenkampfes stehen.
3. Wir lassen den einzelnen Verbänden und Vereinen Freiheit, ihre Mitglieder entweder den christlichen oder auch anderen von der Sozialdemokratie nicht abhängigen und der Pflege der nationalen Ideen Freiheit lassenden Organisationen zuzuführen.
4. Wir fordern, daß in jedem Evangelischen Arbeiterverein im Laufe des kommenden Winterhalbjahres über Gewerkvereine im Anschluß an die im Arbeiterkalender des Gesamtverbandes veröffentlichten Leitsätze der sozialen Kurse zu Berlin und Frankfurt a. M. Vorträge gehalten werden.
5. Mit den Vertretern der uns nahestehenden Gewerkvereine ist in jeder Weise Fühlung zu suchen und bei Gewerbegerichts-, Krankenkassen- und anderen Wahlen zusammenzuwirken.
6. Von den Vertretern der Gewerkschaften erwarten wir aber auch mit größter Entschiedenheit, daß sie ihre evangelischen Mitglieder unsern Vereinen zuführen.

Diese Entschließung enthält zunächst zwei erfreuliche Stellen. Es ist von einer Pflicht und von einer Freiheit die Rede. Heute, nach fünf Jahren ist man endlich so weit, Naumann von damals zu begreifen. Daß diese Worte mit einigen Ranken umgeben werden, ändert nichts an der Tatsache, daß man sich jetzt unter dem Druck der Verhältnisse dazu entschließen mußte, zu den allerersten Anträgen zurückzukehren. Die Naumannschen Vorschläge ermöglichten durchaus, die „Förderung der nationalen Gewerkschaftssache", die „Ablehnung der Klassenkampforganisationen" und die Zuführung evangelischer Arbeiter zu den „christlichen oder auch anderen von der Sozialdemokratie nicht abhängigen und der Pflege der nationalen Ideen Freiheit lassenden Organisationen." Da fast alle Evangelischen Arbeitervereine von Geistlichen geleitet werden, an deren christlicher und nationaler Gesinnung, wie überhaupt bei den Geistlichen, kein Zweifel aufkommen kann, darf sogar behauptet werden, daß die Naumannschen Thesen nur diese Wirkung gehabt haben würden.

Wozu also der bisherige Kampf und Streit, da man in Eisenach im Prinzip beschließt, was in Dresden das Entsetzen einflußreicher Vereinsvertreter verursachte? Man geht jetzt sogar noch weiter und fordert Vorträge über Gewerkvereine in den Evangelischen Arbeitervereinen! Die Antwort kann anscheinend nur in dem Umstande gesucht werden, daß sich der Ausschuß bisher in einer gewissen Unklarheit über die deutsche Gewerkschaftsbewegung befunden hat, welche, wie die Erklärung zeigt, auch jetzt noch nicht vollkommen überwunden ist.

Man hat es nicht gewagt, klipp und klar zu sagen: wir empfehlen nur oder in erster Linie die christlichen Gewerkschaften! — Dieser Vorgang ist bezeichnend. Aus der Umschreibung der einzelnen Sätze geht jedoch hervor, daß man diese Wirkung erzielen wollte. Um dies besonders deutlich zu machen, wurde sogar ein besonderer Satz eingeschaltet, welcher mit „größter Entschiedenheit" verlangt, daß die Vertreter der Gewerkschaften ihre evangelischen Mitglieder den Arbeitervereinen „zuführen".

Damit hat man sich mächtig verhauen. Dieselben Personen, welche seit einem Jahrzehnt an allen Ecken und Enden die religiöse und politische Neutralität fordern, verlangen jetzt beschlußmäßig das Gegenteil. Jeder Evangelische Arbeiterverein hat eine bestimmte Richtung, welche durch hochstehend oder besitzende Einzelpersonen, auch kirchliche oder politische Parteigruppen beeinflußt wird. Diese Vereine werden sogar vielfach nur mit ganz bestimmten Absichten gefördert oder begründet. Ein Schulbeispiel. In Berlin bestand ein kleiner Evangelischer Arbeiterverein. Ohne mit ihm auch nur in Verbindung zu treten, gründete man eines Tages einen neuen Evangelischen Arbeiterverein der — christlich-sozialen Partei. Also: nicht die evangelische Arbeitersache, sondern die Partei war die Hauptsache. Unter demselben Gesichtspunkt wurde eine größere Anzahl anderer Vereine bearbeitet oder neu begründet. Auf nationalliberaler Seite hat man Aehnliches unternommen.

Die „Zuführung" von Gewerkschaftsmitgliedern in Evangelische Arbeitervereine bedeutet demnach einen Bruch mit der parteipolitischen Neutralität, der ebenso bekämpft werden muß, wie bei der Sozialdemokratie. Dann aber: wie soll diese „Zuführung" gemacht werden? In der Gewerkschaftsbewegung gibt es keine „Führung" in Privatangelegenheiten. Ein solches Wort, das im Sprachschatze der Evangelischen Arbeitervereine eine große Rolle spielt, kommt in anderen Organisationen für derartige Zwecke ganz und gar nicht in Betracht.

Selbst die Vertreter der christlichen Gewerkschaften können dieser Forderung nicht entsprechen, wenn sie ihrer Aufgabe und ihren Satzungen treu bleiben wollen. Sie dürfen gar keine Konfessionen kennen und sich auf Anregungen dieser Art niemals einlassen, ohne ihre Hauptgrundsätze zu verletzen. Die christlichen Gewerkschaftsführer haben es deshalb auch hundertmal abgelehnt, religiöse, geschweige denn gar konfessionelle Bestrebungen zu unterstützen. Somit ist es ihnen einfach unmöglich, dieser „Erwartung" nachzukommen.

Es wäre zweifellos besser gewesen, wenn der Ausschuß des Gesamtverbandes auf den Schlußsatz seiner Entschließung verzichtet hätte. Will man eine Sache, wie hier die Gewerkschaftssache, unterstützen, dann soll dies mit Selbstlosigkeit geschehen, besonders bei evangelischen Organisationen. Der Ausschuß mußte sich auch sagen, daß man bei den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen garnicht ohne weiteres jedem Arbeiter zumuten kann, zwei Arbeiterorganisationen anzugehören.

Abgerechnet von mancherlei Umhüllungen und der Schlußthese bedeutet aber die Entschließung des Ausschusses einen Fortschritt. Die Ausführungen über den Klassenkampfcharakter der Organisationen brauchen dabei keineswegs tragisch ge-

*) Ueber die deutsche Gewerkschaftsbewegung werden im Laufe dieses Winters aus der Feder des Herrn Tischendörfer etliche eingehender unterrichtende Artikel in unserm Blatte erscheinen. D H

nommen zu werden. Tausendmal wird der Klassenkampf in Reden abgelehnt, deren ganze Tendenz auf seine Förderung hinausläuft. Es ist vielfach nur ein Spiel mit Worten. Auf dem ersten Christlich-nationalen Arbeiterkongreß in Frankfurt lehnte der nunmehrige Reichstagsabgeordnete Giesberts den Klassenkampf in demselben Referat ab, in dem er erklärte, daß man den heutigen „Kampf der Arbeiterklasse" mit allen Kräften unterstützen müsse.

Worauf es einzig und allein ankommt, ist: daß die evangelischen Mitglieder der Gewerkschaften und Gewerkvereine ihr evangelisches Bewußtsein behalten und nicht versäumen, es außerhalb ihrer gewerkschaftlichen Organisation zu stärken, um sich, ihrem Stand und Volk immer besser dienen zu können. Wo sich dann ein evangelisches Arbeitervereinsmitglied gewerkschaftlich organisiert, mag ihm selbst überlassen bleiben, ebenso, wo sich ein Gewerkvereinsmitglied die Kräftigung seiner evangelischen Grundsätze beschafft. Es braucht dazu vielleicht gar keinen besonderen Verein, weil es, was vielfach vergessen wird, auch der evangelischen — Kirche angehört.

Chr Tischendörfer

Verschiedenes

Der noch sehr ausgedehnte Aufsatz über Mutterschutz (vgl. Nr. 42) findet in nächster Nummer seine Fortsetzung.

Einige Nachrichten vom Büchermarkt! Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst von Bismarck sind in einer Volksausgabe von angenehmsten Format gebunden für nur 5 Mark im Verlag der Cottaschen Buchhandlung erschienen. „Den Söhnen und Enkeln zum Verständnis der Vergangenheit und zur Lehre für die Zukunft" von Bismarck gewidmet. Ueber manche Verbesserungen des Textes gibt die Vorrede von Horst Kohl Auskunft; besonders dankenswert ist das 58 Seiten umfassende Register. — In illustrierter Volksausgabe erschien soeben Das Wesen der Religion von Professor D. Wilhelm Bousset in Göttingen. Halle, Gebauer-Schwetschke. Nur 3 Mark. Wir kommen darauf zurück. — Binnen kurzem wird ausgegeben: Für Luther wider Rom. Handbuch der Apologetik Luthers und der Reformation den römischen Anklagen gegenüber. Von Professor D. Wilhelm Walther in Rostock. Halle, Max Niemeyer. 760 S. 10 Mk. — Und Julius Burggraf, Schillerpredigten. Jena, Costenoble. 400 S. 4 Mk., gebunden 5. Ausführliche Prospekte in den Buchhandlungen. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Darmstadt. Dienstag 7. November 8 Uhr im Fürstensaal, Grafenstraße: Die moderne Theologie in ihrer Kritik und in ihrem sittlich-religiösen Charakter dargestellt (Vogel-Darmstadt).

Dresden. Mittwoch 15. November 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, 1. Stock: Zweck und Stoff des Konfirmandenunterrichts (Freiesleben).

Magdeburg. Mittwoch 15. November 3½ Uhr Stadtmissionshaus Hasselbachstr. 1: Bericht über Arnold Meyer, die Auferstehung Christi (Tübingen, Mohr).

Marburg. Mittwoch 8. November ½9 Uhr im Ritter: Katholizismus. Vgl. Christliche Welt Nr. 40 und 44.

Marienburg W.-Pr. Montag 6. November 4 Uhr in der Aula des Kgl. Gymnasiums: Bericht über Pfleiderers Entstehung des Christentums (Falck-Elbing).

Nordhausen. Mittwoch 8. November 5 Uhr Hotel Schneegaß: Die Stellung der Frauen im Neuen Testament (Pfr. Meyer-Zorge).

Plauen i. V. Freitag 3. November 8 Uhr bei Trömel, Oberstock: Monismus und Gottesglaube.

Stuttgart. Montag 13. November 7 Uhr im Herzog Christoph: Die biblische Urgeschichte und die babylonischen Funde (Stadtpfarrer Lic. Volz-Leonberg).

Die glückliche Geburt eines gesunden Mädchens

Dora

zeigen mit großer Freude an Pfr. **R. Liechtenhan** und **Frau**

Buch a. J., Kt. Zürich, Sonntag 22. Oktober 1905.

Ich suche für Ostern eine jüngere (möglichst musikalische)

Lehrerin.

Zu unterrichten sind meine 4 Kinder von 12½—6½ Jahren, wobei ein Teil des Unterrichtes von einer anderen Dame abgenommen wird. Verlangt wird unter meiner Leitung erziehender Unterricht im Sinne der Blätter für Deutsche Erziehung und der Landerziehungsheime. Näheres brieflich. Dr. med. **Georg Liebe**

Heilanstalt **Waldhof Elgershausen,** Kreis Wetzlar

Ein Buch für Mütter

Ueber

Kindererziehung

Erlebtes und Gedachtes

von

Otto Baumgarten

8. 1905. M. —.80. Gebunden M. 1.50.

Sechs Vorträge über

Physische Kraft	Wahrhaftigkeit
Geweckteit	Wirklichkeitssinn
Anschauungskraft	Religiosität

Aus Kritiken. Als **„etwas ganz Bedeutendes"** bezeichnet die Nationalzeitung (Basel) die **„wundervollen Ausführungen"** Prof. Baumgarten's, **„eine ausgezeichnete Arbeit"**, urteilt die Romanzeitung. **„Die Lektüre des überaus anregenden Büchleins gestaltet sich von Seite zu Seite mehr zum Genuß"**, schreibt das Ev. Gemeindeblatt für das Herzogtum Braunschweig. **„Eine treffliche Schrift für Mütter"** nennt die Oesterreichische Rundschau die Baumgartenschen Vorträge, eine Schrift, **„die auch wir wie Ozonluft geschlürft haben"**, schreiben begeistert die Hamb. Nachrichten.

Verlag von **J. C. B. Mohr** (Paul Siebeck) in Tübingen

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Evangelisch-lutherischer

Hauslehrer

gesucht für sofort oder Anfang Januar für 2 Knaben von 11 und 9 Jahren. Gehalt 1000 Mark.

Graf Platen

Caden, b. Ulzburg i. H.

Für einen häufig durch Krankheit am Schulbesuch verhinderten Quartaner wird sofort ein tüchtiger Hauslehrer, am liebsten ein Philologe, gesucht. Meldungen unter **M. B.** durch die Expedition dieses Blattes unter Beifügung eines kurzen Lebenslaufs und der Zeugnisabschriften erbeten.

Soeben erschien:

„Eine feste Burg ist unser Gott"

Die Lieder Luthers

in ihrer Bedeutung

für das evangelische Kirchenlied

Von

Friedrich Spitta

— VIII, 410 S. gr. 8. —

Preis 12 Mk.; in Leinwandband 13,20 Mk.

Ein zugleich grundstürzendes und bahnbrechendes Werk, den Kirchenhistorikern kaum minder wichtig als den Hymnologen. Zum ersten Male sind die Liedertexte behorcht und gewissenhaft ergründet worden. Vieler falscher Autoritätsglaube wird endgültig entkräftet sein.

Die Anregungen der Luthertage werden dem Interesse für dieses Buch zugute kommen.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Einladung zum Abonnement

auf die

Chronik der * * * * Christlichen Welt

herausgegeben von Lic. **Fr. Mich. Schiele**

Die **„Chronik der Christlichen Welt"** ist bestrebt, eine **objektive Uebersicht** über **alle wichtigeren Ereignisse auf dem Boden der christlichen Kirche, insonderheit der evangelischen Kirche, wie in Deutschland so im Ausland,** zu geben. Sie erstreckt ihre Erkundigungen über die ganze Erde, schöpft aus sicheren Quellen und gibt wichtige Aktenstücke und Originalurkunden getreu wieder.

Die „Chronik" soll insonderheit dienen

1. **denen, die am kirchlichen Leben in Deutschland selbsttätig mitwirken, als Pastoren, Mitgliedern von Kirchenregimentern, Synoden, Gemeindekörperschaften, Vereinsvorständen;**
2. **denen, die nach einer ständigen sachlichen und übersichtlichen Orientierung über alle Zweige des kirchlichen Lebens verlangen, als Politikern, Parlamentariern, Redakteuren, Historikern u. s. w.**
3. **den Pfarrern und Kirchenvorstehern der deutschen evangelischen Auslandsgemeinden, um sie in bleibendem Zusammenhange und innerer Fühlung mit dem kirchlichen Leben der Heimat zu erhalten.**

Ebenso wie zur Zeit des Apostolikumstreites, ja vielleicht in noch höherem Masse, ist heute das kirchliche Leben durch den Kampf um die reine Lehre erregt.

Eine unbefangene Orientierung auf diesem Kampfplatze zu geben, bemüht sich die durchaus unabhängige Chronik der Christlichen Welt. Durch die Kirchenzeitungen aller Parteien wird sie von jeder Parteipolemik entlastet. Ihr Herausgeber gehört keiner kirchlichen Partei an. Hat er das Bedürfnis, seine Meinung in dem entbrannten Streite zu sagen, so stehen ihm einflussreiche Zeitungen genug zur Verfügung; die Chronik wählt er nicht dazu. Nur in den „Vierteljahrsübersichten" ist er verpflichtet, seinen Lesern auch seine subjektive Meinung zu bekennen. Im übrigen legt sich die Chronik in aller Strenge das Gesetz der vollkommensten Objektivität gegenüber dem Parteikampfe auf und strebt redlich an, diesem Gesetze niemals zuwiderzuhandeln. An Anerkennung für dies Streben fehlt es ihr nicht.

Der ausgebreitete und vortrefflich organisierte Nachrichtendienst der Chronik setzt sie in die Lage, alles, was des Berichtens wert ist, in Erfahrung zu bringen. Die ausgebreiteten Beziehungen, welche die Redaktion hat, ermöglichen es ihr, viele Vorgänge des kirchlichen Lebens aus intimer Kenntnis heraus zu beurteilen, wichtige Dinge zu wissen, die nur Wenigen bekannt werden, und aus dieser Kenntnis heraus die Arbeit des Berichtens für die Oeffentlichkeit mit Sachkunde zu leisten.

Der begrenzte Umfang der Chronik zwingt andererseits dazu, alles überflüssige Beiwerk, allen minderwertigen Kleinkrieg und alle heute zwar lodernde aber morgen schon vergessene Erregung geflissentlich zu ignorieren. Die Pflicht über das innerkirchliche Leben, über die organisatorische Tätigkeit der Kirche, über ihre Neuordnungen, über die Leistungen der Charitas, über evangelisch- und kirchlich-soziales Streben, über die Werke der Mission, über die römische Kirche, über die Sekten, über das Ausland — die Pflicht über das alles das Wichtigste zu berichten, verhindert ganz von selbst, dass die Berichte etwa über den Kampf um die Lehre eine ungebührliche Breite in der Chronik der Christlichen Welt gewinnen.

So ist in diesen Tagen die „Chronik" unentbehrlicher als je für alle diejenigen, die am öffentlichen kirchlichen Leben der Gegenwart ein tieferes Interesse haben und deshalb einer objektiven Chronik dessen bedürfen, was in der Welt des Christentums Bedeutsames tatsächlich vorgeht.

Die „Chronik" erscheint wöchentlich und ist durch die Buchhandlungen und durch die Post zu beziehen.
Die Haltegebühr ist möglichst niedrig angesetzt und beträgt vierteljährlich Mk. 1.50, also monatlich 50 Pfg. Auch **ältere Jahrgänge** stehen z. T. noch zur Verfügung.

Das Abonnement kann auf Wunsch auch am 1. November beginnen.

Man verlange Probenummern vom Verlag: **J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen.**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Ernst Moritz Arndt

und

das kirchlich-religiöse Leben seiner Zeit

von

Dr. phil. **Ernst Müsebeck**
Archivassistent

8°. 1905. Mk. 1.50. Gebunden Mk. 2.50.

„Keiner der führenden Geister aus der Zeit der Befreiungskriege ist uns noch immer so vertraut und lieb, wie der alte Mann, ohne den wir uns jene großen Tage nicht denken können und an dem sich der preußische Staat und vor allem Friedrich Wilhelm III., der den Dank vergaß, den er ihm schuldete, so schwer versündigt hat. Wie Arndt sich in allen Wandlungen seines Lebens sein kindliches Gemüt bewahrte, wie er auch in schwerer Zeit nie irre geworden ist an einer göttlichen Lenkung der Dinge (ein Glaube, der den leitenden Männern damals überhaupt eigen war), das zeigt die vorliegende, empfehlenswerte Schrift in lebendiger Weise." Frankfurter Zeitung. 1905. Nr. 272.

Weibliche soziale Hilfsarbeit

Cassseler Kurse zur Einführung in Theorie und Praxis der **sozial-pädagogischen Hilfsarbeit.** Näheres i. d. Broschüre „Arbeit im Fröbelseminar" von Hanna Mecke.

Das Kuratorium

Kirchenbeleuchtungen

jeder Lichtart in Kunstschmiedearbeit empfiehlt in einfacher und reichster Ausstattung. Besonders empfehlenswert **„Gasstoffglühlicht"** hell, billig, reinlich, ohne Röhrenleitung. Großenhainer Geldschrankfabrik und Kunstschlosserei von **Anton Klette,** Großenhain in Sachsen. Inh. der K. S. Staats-Medaille. Prämiert: München, Berlin, Dresden, Leipzig, Riesa, Großenhain. Beste Referenzen.

DIE UMSCHAU

BERICHTET ÜBER DIE FORTSCHRITTE HAUPTSÄCHLICH DER WISSENSCHAFT UND TECHNIK, IN ZWEITER LINIE DER LITERATUR UND KUNST.

Jährlich 52 Nummern. Illustriert.

»Die Umschau« zählt nur die hervorragendsten Fachmänner zu ihren Mitarbeitern.

Prospekt gratis durch jede Buchhandlung, sowie den Verlag H. Bechhold, Frankfurt a. M., Neue Kräme 19/21.

Probenummern der Christlichen Welt
versendet jederzeit unentgeltlich der Verlag

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu ein Prospekt der Firma K. Möbius, Spezialhaus für Harmoniums in Neumünster

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 45 Marburg i. H., den 9. November 1905

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Furcht und Liebe. 1 — Mutterschutz. 2 — Christliche Politik in Holland. 3. Die christliche Schule — Post Bellum. Gedanken über das Christentum in Japan. 2 — Die neunzehnte Generalversammlung des Evangelischen Bundes — Verschiedenes: Preußische Kirchenzeitung; Korea; Die Romfahrt des Apostels Paulus und die Seefahrtskunde (Balmer); Im Zeichen des Steinbocks (Kurz); Magda (Christaller); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Furcht und Liebe

Wir sollen Gott fürchten und lieben . . .

1

Wir lernten als Kinder, wir sollten Gott fürchten und lieben, sogar über alle Dinge. Wenn wir ein wenig nachdachten, so machte uns das schon damals zu schaffen: fürchten und lieben — ein und dieselbe Person? in einem Atem? Denn soviel war uns aus Erfahrung klar: wo wir fürchteten, liebten wir nicht, und umgekehrt. Nun ging solch Kinder-Nachdenken nicht sehr tief. Und wenn der Lehrer uns entgegenkam und alsbald von Vater und Mutter redete, daß wir die doch liebhätten und eben darum fürchteten zu betrüben, so leuchtete uns das ein. Auch wenn er fortfuhr zu erklären, daß rechte Gottesfurcht Ehrfurcht sei und daß man Ehrfurcht wohl haben könnte auch vor Personen, die man liebt, so merkten wir, daß auch darin Wahrheit sei; wir lernten es auch schlagfertig wiedergeben, — aber es ging uns doch schon weniger ein. Denn mit der Ehrfurcht ist es bei Kindern eine zweifelhafte Sache. Sie ist doch mehr eine Tugend der Erwachsenen. Je älter man wird, desto mehr Erfurcht hat man vor Vater und Mutter, die längst unter der Erde ruhn, vor Großen und Kleinen, die tüchtiger sind als wir, vor starken Mächten, Bewegungen, Ideen, die über die Erde schreiten, vor dem lebendigen Gott. Gott lieben in Ehrfurcht, Gott ehrfürchten in Liebe, das lernt man als Christ im Laufe einer immer reicher werdenden Erfahrung immer besser verstehen und üben. Das Kindergemüt kann es nur ahnen.

Und wir sollen auch nicht zu rasch aus zwei so scharf unterschiedenen Worten Einen Begriff machen. Wir sollen Gott fürchten und lieben! Ging es uns nicht so als Kindern? Manchmal liebten wir Gott, und manchmal fürchteten wir ihn. Es ging uns gerade so wie mit Vater und Mutter: manchmal liebten wir sie und manchmal fürchteten wir sie. Und zwar fürchteten wir sie nicht nur dann, wenn wir uns irgendwelchen Unrechts bewußt waren. Es lag auch an Vater und Mutter. Sie waren ernst, wenn wir lustig waren, streng, wenn wir Güte suchten; sie walteten über uns als eine Macht der Ordnung und Sitte, die wir zum Teil nicht verstanden, und sie konnten uns vielleicht auch einmal unrecht tun — dagegen sind aber Kinder furchtbar empfindlich. So etwas kommt nun freilich beim lieben Gott nicht vor. Und doch: ist er wirklich immer der liebe, gute, gnädige Gott? Nicht oft auch der verborgne? Ist er nicht oft zum Fürchten? Und ist es dann nicht eine Wohltat für uns, wenn wir fromm sein wollen und es wird uns gesagt: Fürchten und lieben! Beides ist fromm!?

Man soll die Frömmigkeit nicht so sehr auf Einen Ton stimmen. Lebendige Religion ist nicht so langweilig. Sie umschließt die Fülle der Affekte. Sie hat zwei Pole: Furcht und Liebe. Und derselbe Herr Christus, der uns rufen lehrt Abba, lieber Vater, derselbe spricht zu seinen Jüngern: Fürchtet euch vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle!

Weise mir, Herr, Deinen Weg, daß ich wandle in Deiner Wahrheit; erhalte mein Herz bei dem Einigen, daß ich Deinen Namen fürchte!

Mutterschutz

Vergl. Nr. 42

2

Die Kritik der bestehenden Verhältnisse und Anschauungen auf dem Gebiet der sexuellen Ethik ist überaus lebhaft. Wir werden die Fülle der Anregungen am klarsten zur Darstellung bringen können, wenn wir sie unter zwei Gesichtspunkten ordnen. Die heutigen Zustände werden erlebt und geschildert als wirtschaftliche und als moralische Not; und in wirtschaftlichen Entwicklungen und geschichtlichen Moralanschauungen wird der Grund für solche Not gesucht. Es ist ganz begreiflich und gewiß auch wertvoll, daß man den Grund seiner Stellungnahme in einer geschichtlichen Betrachtung zu legen sucht. Aber es ist die Gefahr jedes solchen Versuches, in brennenden Tagesfragen die Geschichte als Kämpferin für dies oder das Ziel auftreten zu lassen; ein Bild geschichtlicher Anschauung der Vergangenheit wird zum Glaubenssatz, zum Dogma; damit wird es weiterer nüchtern wissenschaftlicher Prüfung fast entzogen.

Zweierlei wird man immer wieder den mit solchem Geschichtsbild Kämpfenden zeigen und sagen müssen — hauptsächlich in der literarischen Diskussion —: einmal, daß diese sogenannten Ergebnisse der Wissenschaft unter den modernen Soziologen selbst doch noch auf das eifrigste diskutiert werden, und dann das Andere, daß es überhaupt zur allerschwierigsten Menschenarbeit gehört, aus der Geschichte wirklich zu lernen. Nicht daß wir irgendwie die Geschichte zu fürchten hätten! Aber es ist, wie Gottschick einmal sehr richtig sagt:

> Das christliche Urteil über die göttliche Idee der Ehe wird aber durch die Tatsache, daß das Bewußtsein um sie erst allmählich und unter Mitwirkung wirtschaftlicher und anderer kultureller Faktoren in der Geschichte erwachsen ist, so wenig berührt, wie das Urteil über die sittliche Bestimmung des Menschen durch die Erfahrung, daß der Einzelne aus dem Naturleben der Kindheit erst allmählich und unter Mitwirkung sehr sekundärer Motive zum Bewußtsein innerer Gebundenheit an sie erwächst.

Wir wollen uns durch diese prinzipielle Abneigung gegen die Verwendung der Geschichte im Tageskampf auch keineswegs von der Pflicht befreien, mitzuarbeiten an der Aufhellung der Geschichte der Ehe, mitzuarbeiten auch daran, aus der Geschichte Richtlinien zu finden für die wahrscheinliche zukünftige Geschichte der Ehe. Aber so einfach ist das nicht.

Je weniger wir dem Geschichtsbilde, das unsre Reformer gewöhnlich darbieten, beweisende Kraft zutrauen, um so mehr

glauben wir, daß ihre Schilderung der gegenwärtigen Zustände aus dem Ehe- und Geschlechtsleben überzeugende Gewalt hat. Durch die Entwicklung der Kultur und der Wirtschaft ist tatsächlich der reale Wert der Frau, besonders der Ehefrau, derart herabgesetzt, daß sich diese Umwertung in allen Beziehungen ihres Daseins aussprechen muß. Freilich, das erscheint uns als ein Irrtum, wenn einige Frauenrechtlerinnen auch von dem minderen Rechte der Frau als Ehefrau und Mutter als von einer Folge ihrer vermehrten wirtschaftlichen Abhängigkeit sprechen — denn es ist ganz klar, daß trotz dem in der Tat geringeren volkswirtschaftlichen Wert der Frau sich ihr Recht, wenn auch langsam genug, bessert. Ganz gewiß ist aber die späte Eheschließung der gebildeten Stände eine Folge der wachsenden volkswirtschaftlichen Geringwertigkeit der Hausfrau. Die Ehefrau produziert eben im Haushalt dieser Stände in der Regel gar keine Werte mehr, die dem Manne den Kampf ums Dasein wesentlich erleichtern. Gleichzeitig hat aber der Kampf ums Dasein für diesen selbst immer ernstere Formen angenommen. Man darf auf das Große gesehen doch wirklich heute den Satz sagen, „daß ein Mensch in unsern Tagen nicht vier oder fünf andere ernähren kann." So hat sich denn das „schmachvolle Institut der Kaufehe" herausgebildet, d. h. der werbende Mann muß bei seiner Wahl auch nach dem Vermögen seiner zukünftigen Frau sehen. Und immer mehr wird gerade unter den gebildeten Ständen aus denselben Gründen wirtschaftlicher Art die Kinderzahl beschränkt. Ganz gewiß in den meisten Fällen nicht um irgend einer besonderen Achtung der Frau willen — auch solche Fälle sind denkbar und wirklich —, sondern einfach aus wirtschaftlichen Gründen. Wie hemmend und störend — daß ich nicht sage zerstörend — dies alles in das geschlechtliche Miteinanderleben der Ehegatten eingreifen muß, ist klar. Die sinnliche Liebe ist irgendwie mit dem Gelde verquickt — das ist eine einfache Erklärung für allerschwerste Schäden unsers Lebens. Nach außen wirkt diese Tatsache am krassesten in der Erscheinung der Prostitution. Zwar ist die Prostitution nicht nur Folgeerscheinung der späteren Eheschließung — ganz gewiß nicht —, aber sie hat in dieser sozialen Notlage einen besonders guten Nährboden. Es ist furchtbar, aber es ist wahr: „Der größte Teil des menschlichen Geschlechtsverkehrs spielt sich außerhalb der Ehe ab." Man hat von sonst freigesinnter Seite unsern Reformern gesagt, daß die innerehelichen Mißstände, die sich aus der wirtschaftlichen Abhängigkeit der Frau ergeben, nur von besonders sensitiven Naturen empfunden würden. Aber ganz abgesehen davon, daß das absolute Machtverhältnis der Männer im Eherecht den Mann verdorben hat, wie jede Tyrannei ihren Träger verdirbt, scheint mir dieser Einwand doch nicht fein genug auf die inneren Unstimmigkeiten zu achten, die auch in sonst glücklichen Ehen aus der wirtschaftlichen Abhängigkeit vom Manne und aus der Einsicht in die eigene wirtschaftliche Wertlosigkeit immer zahlreichere Frauen quälen. Dann aber kann man jenem Einwand auch damit begegnen, daß man auf die Folgen achtet, die jene immer noch fortschreitende Verminderung des volkswirtschaftlichen Wertes der Ehefrau auf die Achtung des weiblichen Geschlechts überhaupt hat. Weil sie weithin in den gebildeten Ständen wirtschaftlich bedeutungslos ist, deshalb werden auch keine wirtschaftlichen Kräfte zu ihrer Ausbildung in Bewegung gesetzt. So reift und wächst sie dann heran — ein Nurgeschlechtswesen. Und nur als solches auch dem Manne angenehm und erwünscht. Bei aller Besserung in diesen Verhältnissen: wen von uns sollte nicht doch oft noch der Zorn packen, wenn er ältere Brüder mit ihren heranreifenden oder auch erwachsenen Schwestern über irgendwelche Verhältnisse des wirklichen Lebens sprechen hört! Und so kommt dann die Frau in die Ehe — der circulus vitiosus schließt sich — dem Manne kann sie unmöglich Kameradschaft leisten, den Kindern kann sie unmöglich Mutter sein — nicht nur, wie man gewöhnlich sagt, den heranwachsenden Söhnen nicht. So werden sie denn — immer auf den Gesamthaushalt eines Volkes gesehen — Spielzeug; wenn sie nicht bei den geringen vorhandenen Mitteln ihre Persönlichkeit auslöschen müssen und reine Arbeitstiere werden.

So gewiß ich nun von der Wirklichkeit dieser Folgen der wirtschaftlichen Abhängigkeit der Frau mit den Reformern überzeugt bin, so gewiß ich glaube, daß Ibsens Nora noch heute Wahrheit ist, so vermisse ich doch die andere Seite der Wirklichkeit in ihrer Schilderung, daß diese selbe Situation die Frau auch fördert. Es gibt eben doch Gott sei Dank viele Väter und Mütter, die nicht wollen, daß ihre Töchter Nullen seien, die also gerade um der volkswirtschaftlichen Minderwertigkeit der Hausfrau willen das Leben ihrer Töchter mit Inhalt zu füllen suchen; es gibt eben doch Gott sei Dank viele freie Mädchen, die diese Bedeutungslosigkeit nicht ertragen wollen und deshalb auf irgend einem Gebiet Wert zu werden suchen. Die wirtschaftliche Entwicklung des Instituts „Ehe" hat der Frauenberufsbewegung, die doch auch Frauenbewegung ist, ihre kräftigsten Impulse gegeben.

Nur in zwei Ständen ist das Leben der Ehe nach der Meinung unsrer Reformer im wesentlichen gesund: bei den Landleuten und bei den Arbeitern. Und in diesen beiden Ständen herrscht eben auch noch der alte wirtschaftliche Zustand: die Frau ist Mitproduzentin, sie erwirbt mit. Sie ist Miternährerin. So hat sie auch die dementsprechende Selbstachtung und öffentliche Achtung, besonders die ihres Mannes. Mir scheint nun — und es ist dies ein überaus wichtiger Punkt, daß diese These nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Ich habe unter Arbeitern und ganz besonders unter Landleuten keine besondere Achtung vor der Frau gefunden, ganz gewiß aber keinen Unterschied in der Achtung vor der miterwerbenden oder vor der nichtmiterwerbenden Frau. Wenn das so wäre, dann müßte sich diese besondere Achtung vor der Mitkämpferin doch auch irgendwie ausdrücken in dem Gesamtwillen dieser beiden Stände, also etwa in der Haltung des Bundes der Landwirte oder der Sozialdemokratie. Nein, die These stimmt nicht und — damit ziehe ich den Schluß: so gewiß die einzelnen Aufstellungen der Reformer dem Leben entnommen sind, die Grundanschauung, daß die Achtung der Frau von ihrer wirtschaftlichen Leistung abhängt, stimmt nicht. Sie sieht nicht tief genug. Die wirtschaftliche Leistung ist nur eine Teilleistung innerhalb der Gesamtleistung, die ein Geschlecht der Kultur zu geben hat. Darum muß man so sagen und so die Situation erklären: in früheren Zeiten haben die Frauen auf vielen Wegen (nicht nur wirtschaftlich) ihre Art, ihre Frauenart, zum Gesamtleben der Menschheit beisteuern können. Für die neue Art des Zusammenlebens der Menschen, für die allerdings ganz besonders im wirtschaftlichen Leben neue Art des Zusammenlebens der Menschen, sind die Formen und Möglichkeiten noch nicht gefunden, in denen die Frauen ihre Art in die Geschichte hineingeben können. Daher die Not, daher aber auch das fröhliche Arbeiten um uns her.

Freilich, ein Hindernis zu solcher guten Gestaltung der Verhältnisse der Frau kann nicht durch diese Arbeit aus dem Wege geräumt werden, sondern muß besonders behandelt und vielleicht dann auch besonders bekämpft werden. Dies Hindernis ist die „alte Moral". Die „alte Moral" sieht im Geschlechtsleben überhaupt das Böse; sie kann die sinnliche Liebe nicht positiv würdigen, sondern sieht die einzige moralische Aufgabe ihr gegenüber darin, ihr Grenzen und Schranken zu ziehen. Das ist die Lebensanschauung der alten Moral: daß diese Erde mit der Eigenart ihres Lebens nur ein peinvoller Prüfungszustand sei und daß im Geschlechtstrieb diese Erdenart ganz besonders sich verkörpere. Freilich — und in diesen Sätzen bekundet sich die geschichtliche Gerechtigkeit unsrer als Bilderstürmer verschrienen Reformer: auch diese alte Sittlichkeit ist einst lebenfördernd gewesen. Vor allem hat sie eine tiefe Verinnerlichung des Menschen erarbeitet. Die Affekte, die nicht nach außen gehen durften, haben sich nach innen gewandt. Die „alte Moral" hat die Seele des Menschen geschaffen. Jetzt aber wirkt diese „alte Moral" einfach zerstörend auf unser Leben ein. Sie verbietet uns, die Dinge geschlechtlicher Verhältnisse harmlos und ohne Rückhalt unserer Jugend zu sagen. Dies ganze Gebiet unsres Lebens wird verschleiert. In ganz ergreifender, immer wieder neu einsetzender Weise sind in unsern Tagen die furchtbaren Schäden dieser Verschleierung auf das

gesamte Leben unsrer Jugend geschildert worden. Und ich glaube in der Tat, hier kann man überhaupt nicht zu kraß schildern. Ich hebe zur Bekräftigung nur Einiges heraus: Die jungen Leute erfahren die geschlechtlichen Verhältnisse von Anderen. Schon allein diese Tatsache zerstört das unbedingte Vertrauen zu den Eltern. Von vornherein wird damit den geschlechtlichen Dingen das Gepräge des Unerlaubten, des Häßlichen aufgedrückt: die Eltern selbst haben sich geschämt, von diesen ihren Handlungen zu erzählen. Im günstigsten Falle zieht eine tiefe Traurigkeit durch solches Kinderherz. Zumeist ist es jetzt leichtsinnigen Einflüssen ausgesetzt: denn an seine Eltern kann es sich ja nicht wenden. Und dann kommt der Trieb selbst in diese unsichere erschütterte Kinderseele hinein; mit ihm zumeist die Tat der Onanie. Kurz, es ist ganz unmöglich, die furchtbaren Zerstörungen zu schildern, die die Verschleierung des ganzen Gebietes im Kindergemüt anrichtet. Und wenn sie nun überhaupt Nichts erfahren oder — was ja sicher häufiger vorkommt — wenn sie nur Bruchstücke, Andeutungen erfahren: wie hilflos stehen sie dann der Großmacht des sinnlichen Triebes gegenüber. Ich glaube, daß die sogenannten Flitterwochen für manche Frauen auch ohne besondere Schuld ihrer Männer — übrigens doch auch nicht nur für Frauen, aber allerdings für sie besonders — die Sterbetage ihrer Freude, jedenfalls ihrer bewußtpersönlichen Freude gewesen sind.

Aber wir können damit abbrechen, da diese Dinge jetzt überall auf das ausführlichste erörtert werden. Schwieriger ist es, die Wirkungen der „alten Moral" von der Sündhaftigkeit des Geschlechtstriebes auf die Ehe selbst zu kennzeichnen. Da muß Etwas erwähnt werden, das zumeist völlig übersehen wird. Man hat sich mit der Tatsache geschlechtlichen Lebens abgefunden. Die Macht selbst ist zu stark; und so verzichtet man darauf, irgendwie ethisch dazu Stellung zu nehmen. Ich glaube, daß ein sehr großer Teil der Frauen so darüber denkt. Auf der anderen Seite aber hat diese negative Stellung der Moral zum Geschlechtsleben die Folge gehabt, daß die Betätigung dieses Lebens überhaupt der sittlichen Sphäre sich entzogen hat. Weil man ihm keinen positiven sittlichen Gehalt geben konnte, so lebt man darin, wie man in allen anderen Betätigungen seines Leibes lebt. Ich glaube, daß diese Seite der Frage bisher zu stark übersehen worden ist. Dann aber soll und muß doch auch gesagt werden, daß selbst der eheliche Geschlechtsverkehr sehr häufig, besonders bei Frauen, in Folge dieser Anschauung der „alten Moral" nicht mit wirklich fröhlichem Gewissen erlebt wird. Wirklich in ihrer Ehe fröhlichen Frauen begegnet man doch selten. Man achte wohl auf: ich sage nicht, daß man wenigen glücklichen Ehefrauen begegnet, sondern ich sage: wenige Ehefrauen haben wirklich in ihrer Ehe, in dem Leben, das im engsten Sinne Ehe heißt, eine neue Freude, ein neues Glück, eine neue Bereicherung ihres Innenlebens — die allermeisten müssen sich zuerst und immer wieder mit diesem Neuen auseinandersetzen, kämpfend eine Stellung dazu einnehmen, zumeist die der Resignation.

Am verheerendsten hat aber die „alte Moral" gewütet im Gebiet des außerehelichen Geschlechtsverkehrs. Nach der sittlichen Anschauung der „alten Moral" ist der Geschlechtsverkehr in der Ehe „erlaubt"; Sünde aber ist er außerhalb der Ehe. Da sich nun die wirtschaftlichen Verhältnisse zu einer immer größeren Erschwerung der Eheschließung entwickeln, so wird durch diese Moral ein immer größerer Teil der Frauen ausgeschlossen von ohne böses Gewissen genossener Liebe und von der Freude an dem Besitz von Kindern. Denn — das ist nun das Merkwürdige der „alten Moral" — die Männer werden von diesem Satz der „alten Moral" nicht getroffen. Für sie gibt es und darf es geben voreheliche, ja sogar nebeneheliche Liebe. Es ist doch in der Tat auch heute noch so, daß kein Mann in der öffentlichen Achtung spürbar verliert, der außerehelichen Geschlechtsverkehr pflegt. Ja, daß dieselben Herren eifersüchtig den Satz vertreten, eine Frau müsse rein in die Ehe treten. Denn die sich außerhalb der Ehe hingebende Frau ist geächtet. Freilich wird auch hier hin und her von den Frauenrechtlerinnen falsch gezeichnet: es gibt weite Kreise unsres Volkes, in der uneheliche Mütter nicht geächtet

sind; aber auf das Große gesehen ist es doch so: Schande ruht auf der unverehelichten Mutter. Goethes Gretchen muß noch heute den furchtbaren Kirchgang tun. Und welche entsetzlichen Folgen hat diese Aechtung der unehelichen Mutter! In krassen Farben kann man das sehen aus so vielen Notizen der Tagespresse. Welche Volkskraft geht hier zu Grunde! Die Frage der unehelichen Geburt ist eine nationale Frage. Gott allein aber sieht das namenlose Elend der Herzen. Doppelte Moral: sie führt nicht nur zu dieser Geringschätzung des weiblichen Geschlechts, sondern sie hat ihr Unwesen auch im völligen Nichtverstehen der weiblichen Gefühlsregungen aus und in der sinnlichen Liebe. Hier liegt für die „alte Moral" völlig unbekanntes Land. Das zeigt sich besonders klar im heutigen Kampf um die Reglementierung der Prostitution. Man versteht unter Männern vielfach garnicht, worum die Frauen eigentlich kämpfen, wenn sie gegen die Reglementierung der Prostitution arbeiten. Das Einzige, was diese „alte Moral" den Frauen als besonderes Besitztum zuerkennt, ist eine ganz besondere Art von Schamhaftigkeit, die man nicht recht definieren kann, die es ihnen aber sicher verbietet, die geschlechtlichen Verhältnisse genau zu kennen, geschweige denn ernst darüber zu sprechen.

Damit habe ich versucht, das Bild nachzuzeichnen, das die Reformer von der „alten Moral" geben. Ich bin der Ueberzeugung, daß sie die „alte Moral" im wesentlichen so gesehen haben, wie sie wirklich ist. Aber ein Andres ist auch klar: mit dem Christentum, mit der christlichen Moral hat diese „alte Moral" garnichts zu tun. In der „alten Moral" sind Einschläge christlichen Gedankenlebens, das ist richtig; aber eine Gleichsetzung beider ist einfach unwahr. Dr. Helene Stöcker hat leider diese Gleichsetzung in ihren grundlegenden Aufsätzen vollzogen. Auf der einen Seite steht ihr Moral und Weltanschauung des Christentums, mit dem für sie in dieser Rücksicht der Buddhismus zusammengehört, auf der anderen die Antike, die Renaissance, Goethe und Nietzsche. Ich habe mich hier nicht damit auseinander zu setzen, ob sie die andere Seite richtig verwendet (was ich stark bezweifle); aber das ist sicher, daß sie das Christentum nicht kennt; sie kennt nur die statutarischen Aeußerungen des Christentums irgend einer bestimmten Zeit und irgend eines bestimmten Ortes; aber sie kennt nicht das Christentum als das, was es ist, als eine geschichtliche Lebensgröße. Und darum kann sie die einzelnen Aeußerungen dieses geschichtlichen Lebens „Christentum" auch nicht richtig einstellen. Selbst die Gebote und Verbote, selbst die Aussprüche, die ihr in die Richtung der „alten Moral" zu weisen scheinen, würden sich dann bei gründlichem Studium gar oft als überaus kühne und freie Offenbarungen der Lebensmacht Christentum erweisen.

Somit halte ich auch an diesem Punkt die philosophische Grundlegung, die die Reformer ihrem Bau zu geben suchen, für ungenügend. Aber mit dieser Kritik — so notwendig sie ist — ist für uns Christen die eigentliche Arbeit doch nicht getan. Vor uns wird die Frage lebendig: wie ist es möglich, daß Menschen so die christliche Sittlichkeit, das christliche Wollen, die christliche Art gleichsetzen können mit dieser bestimmten „alten Moral"? Haben wir vielleicht wirklich die ernste Arbeit an den Fragen unsres Wandels im satten Ausruhen auf den Geboten der Sitte untergehen lassen?

Schluß folgt

Heinz Beckmann

Christliche Politik in Holland

3. Die christliche Schule

Wer in der Schule eine Quelle der Bildung, nicht nur des Wissens sieht, muß von ihr ein bestimmtes Gepräge fordern. Als Christen fordern wir eine christliche Schule. Das ist nicht eine Schule, die sich von anderen unterscheidet durch die verschiedene Abgrenzung und Verarbeitung des religiösen Memorierstoffes, sondern eine Erziehungsanstalt, deren innerstes Leben, deren Richtung und Geist verwandt ist mit dem Stre-

ben nach ewiger Wahrheit, mit der Liebe zu dem, der die Wahrheit ist. „Christlich" nannte J. H. Gunning, der letzte Mystiker Hollands, (Wat is het geloof? Zweite Auflage, Nymegen 1892, S. 140 f.) Alles, was in seiner „wirklichen", das heißt von Gott gewollten und mit dem Ziele göttlicher Weltentwicklung, das in Christo liegt, übereinstimmenden Art existiert. Mit einem Seitenblick auf die christliche Schulbewegung in Holland setzt er hinzu:

Eine Schule z. B. wird nicht christlich dadurch, daß sie eine „Schule mit der Bibel ist", sondern dadurch, daß sie rein „Schule" wird; daß sie abwirft, was nicht zu ihrer Art gehört. Eine Volksschule wird christlich sein, wenn man den Mut hat, mit dem Grundsatz der Ueberladung durch Wissensstoff, mit dem verkehrten Lehrsatz, daß „Kenntnis Macht ist", zu brechen und sie zu einer Stätte macht, wo wirklich Menschen im Volke, Vollmenschen, herangezogen werden: in welchem Fall man von selbst die Bibel nicht entbehren kann.

Ich stimme ihm vollständig zu.

Es ist eine Familienkrankheit des politischen Liberalismus, daß er für neutrale Schulen eifert, sei es für Schulen, die den beiden christlichen Hauptkonfessionen, sei es für solche, die allen Religionen neutral gegenüberstehen. Eine Krankheit deshalb, weil völlige Neutralität bei der Erziehung unmöglich, die richtige Stellung der Konfessionen zu einander zu bestimmen oder zu regeln aber nicht Sache der Schule, sondern der Kirche ist. Die neutrale oder simultane Schule muß zudem immer unter die Macht der Partei kommen, die in Landessachen die ausschlaggebende ist, und das ist heute fast nirgends mehr die liberale.

Holland ist das einzige Land der Welt, in dem der Streit um den Schulcharakter völlig ausgetragen worden ist; der Ausgang müßte jeden Politiker davor bewahren, den Kampf für die Simultanschule zu einer Prinzipienfrage oder einer politischen Aktion zu machen. Die „Reaktion" wird dadurch erst recht groß, und die Kraft des Landes verzehrt sich in unnötigen Kämpfen. In Holland hatte fast jedes Ministerium innerhalb der letzten 25 Jahre sein Schulgesetz, das die streitenden Parteien wieder versöhnen sollte. Es bestand auf liberaler Seite das stillschweigende Uebereinkommen, über die Prinzipienfrage gar nicht mehr zu reden, sondern die bestehenden Verhältnisse faktisch anzuerkennen durch Verteilung der staatlichen Zuschüsse auf neutrale und „christliche" Schulen. Auch das Ministerium Kuyper hatte sein Schulgesetz, und Kuyper folgte seinen Vorgängern darin, daß auch er die Prinzipienfrage nicht anschnitt, sondern nur die Höhe der Zuschüsse neu zu regeln vorschlug. Das hatte man erwartet; die Ankündigung in der Thronrede brachte darum Niemand in Erregung, und auch als das Gesetz selbst vorlag, wurde es in den Generaldebatten zum Etat kaum gestreift. Und doch hat sich schließlich alle Leidenschaft der Parteien im Kampf um dieses Gesetz konzentriert. Keiner wußte eigentlich, wie das so kam; und doch mußte es so kommen. Die geistigen Interessen, denen die „christliche" Regierung besondere Förderung zudachte, kulminierten für sie in der Fürsorge für die „christliche Schule". Das war oft genug betont worden. Fast unwillkürlich sammelte sich darum auch alle Gegnerschaft gegen die Regierung in der Opposition gegen das eigentliche Regierungswerk. Die Opposition fand auch gar keine andere gemeinschaftliche Losung und hätte ohne diese gar nicht die Geschlossenheit gewonnen, deren sie zum Sturm auf Kuypers Stellung bedurfte. Teils gewollt, teils ungewollt wurde der alte Kampf in bitterster Form erneuert, und in der äußeren Geschichte wird dieser Schulkampf dem Ministerium Kuyper sein Gepräge geben.

Im Kampf um die Schule hat sich die antirevolutionäre (Kuyperſche) Partei gesammelt und gestärkt, ihre Verbündeten gewonnen und endlich die Herrschaft errungen. Die Lex Cappeyne vom Jahre 1878 gab der Opposition die Schulfrage zur gemeinschaftlichen Losung, und es zeigte sich bei den Wahlen von 1879, daß nur 28 000 Wähler die Simultanschulpolitik der damaligen Regierung stützten, 38 000 aber sie verurteilten. Auch die die Wahlen von 1881, 1883, 1884, 1886, 1887 und 1891 sahen die Schulfrage an der Spitze der Parteiprogramme, und im Jahre 1901 entschied sich das Zentralkomitee der antirevolutionären Partei dahin, daß als Aktionsprogramm „in den Vordergrund gestellt werden müsse: Befreiung und Ausbau des Unterrichtes, Schutz und Organisation der Arbeit." Der Sieger in diesem Kampfe mußte seine Kraft und Fähigkeit erweisen in der Neuregelung des Verhältnisses der „freien" (= christlichen) Schulen zu den „öffentlichen" (= Staatsschulen); und bei den letzten Wahlen ergab sich dann von selbst die Schulfrage wieder als die eigentliche Wahllosung. Interessant ist es nun, aus den Wahlergebnissen die Anteilnahme des Landes am Schulkampfe festzustellen. Im Jahre 1879 ergaben sich für die „christlichen" Parteien — Protestanten und Katholiken marschierten dabei getrennt bis 1901, und mehrmals gingen auch die einzelnen Teile der protestantischen christlichen Partei auseinander — 38 000, 1881: 37 000, 1883: 43 000, 1884: 47 000, 1886: 54 000, 1887: 39 000, 1888: 145 000*), 1891: 123 000, 1897: 257 000, 1901: 252 000, 1905: ca. 300 000. Die gleichzeitigen Stimmen für die Regierungsparteien, die „Liberalen" aller Schattierungen, betrugen: 28 000, 27 000, 32 000, 40 000, 48 000, 33 000, 102 000, 92 000, 174 000, 151 000 (+ 38 000 Sozialdemokraten) 180 000 (+ 66 000 Sozialdemokraten). Daraus ergibt sich, daß bei den „kirchlichen" Parteien der Eifer für eine „christliche" Schule alle Bedenken und Differenzen zu überwinden vermochte, während die „liberale" Regierung das Odium auf sich lud, wider den Willen des Volkes ihren Liberalismus dem Lande aufzudrängen. und so an moralischer Autorität verlor. Nur einer ihr günstigen Wahlkreiseinteilung und der Heranziehung auch der begeisterungslosesten Wähler bei den Stichwahlen verdankte sie die lange Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft. Das Schlimmste aber war, daß die Parteien im Banne dieser einen Streitfrage einander auf allen anderen Gebieten des öffentlichen Lebens, auch in der Frage der Ausgestaltung und Weiterentwicklung des Schulwesens, unüberwindliche Schwierigkeiten bereiteten.

In der Idee ist die Simultanschule, die Einheitsschule, zweifellos ein Gut, der edelsten Begeisterung wert. In der Praxis nimmt sie sich ganz anders aus. „Aus Rücksicht auf die Katholiken wird in der »öffentlichen« Schule ein verwässerter Protestantismus großgezogen" — so hat seinerzeit Groen van Prinsterer geklagt; und bis zur Gegenwart hat ihn die Erfahrung nicht zu widerlegen vermocht. Wo die Katholiken eine starke Mehrheit bilden, werden die Simultanschulen faktisch zu katholischen Schulen. Erst die Erleichterung für die Errichtung konfessioneller Schulen, die das Kuypersche Gesetz brachte, gibt z. B. den Protestanten in Nordbrabant und Limburg die Möglichkeit, ihre Kinder dem Banne des Katholizismus zu entziehen. Wo die Katholiken eine ansehnliche Minderheit bilden, üben sie eine so nachdrückliche Kontrolle auf den Geist des Unterrichtes aus, daß entweder der Lehrer völlig unfrei wird oder die Kirche Veranlassung findet zur Eröffnung des offenen Kampfes um die Religion. Das Endresultat ist dann das, daß die Katholiken ihre eigenen Schulen behaupten und in den protestantischen Einfluß gewinnen, die Protestanten ihre eigenen verlieren und in den katholischen Nichts zu sagen haben. Der so in den Schulen unterdrückte Protestantismus muß darnach im öffentlichen Leben um so entschiedener für seine Selbstbehauptung kämpfen. Es ist darum eine völlige Verkennung der Wirklichkeit, wenn man von der Simultanschule eine Abschwächung der konfessionellen Gegensätze erwartet; eine Verschärfung ist vielmehr die naturgemäße Folge, weil die Parteien viel mehr auf ihrer Hut sind und bei der Sorge um ihren Besitzstand, die in der simultanen Schule ihren Ursprung hat, um so schärfer und argwöhnischer Kontrolle üben. In Bayern hat sich der konfessionelle Kampf am schärfsten dort zugespitzt, wo allein seit Jahrzehnten in nennenswerter Anzahl Simultanschulen bestehen, und in Holland flaut der konfessionelle Haß erst ab, seit durch Errichtung konfessioneller Schulen jeder Konfession ihr eigenes Dominium gesichert wurde. Solange die Kirchen getrennt sind, kann die Schule nicht künstlich eine Volkseinheit herstellen. Sache der Kirchen ist es, den mo-

*) Das bis dato sehr beschränkte Wahlrecht war in diesem Jahre auf weitere Kreise ausgedehnt, die Zahl der Wähler um 200 000 vermehrt worden.

dus vivendi zu finden, der den religiösen Gegensatz erträgt, ohne ihn doch zur unüberbrückbaren Kluft sich erweitern zu lassen, und auf dem Boden der Kirche muß arbeiten, wem es darum zu tun ist. Greift die Schule aber hier ein ohne Verständigung mit der Kirche, so macht sie sich in den Augen der kirchlich Gerichteten einer Ueberhebung und eines unberechtigten Eingriffes schuldig. Und da die Schule zu ihren Erziehungszwecken einer durch den ganzen Unterricht hindurchschimmernden Weltanschauung bedarf, so muß sie in Gegensatz zu den Kirchen kommen, wenn sie gegen die Kirchen neutral sein will. Sie kann nicht gleichgültig sein gegen das, was die Kirche zur herrschenden Lebensanschauung machen will, und sie kann in dieser Hinsicht auch nicht selbständig neben der Kirche stehen. Eine Reform der kirchlichen Lehre sickert naturnotwendig durch bis zur Schule, aber niemals kann die Kirche von der Schule aus reformiert werden. Wer auf dem Gebiete der Weltanschauung in der Schule reformieren will, muß erst innerhalb der Kirche sich betätigen und dort sich durchsetzen — wenn er nicht die Kirche über den Haufen rennen will. Wer das verkennt, schürt mit allem Reformeifer bewußt oder unbewußt nur das Feuer des religiösen Kampfes. Daher auch der unselige Gegensatz zwischen Schule und Kirche. Denen der Weg durch die Kirche zu langsam ist, die suchen auf dem Weg durch die Schule rascher zu ihrem Ziele zu kommen. Hier liegt die Wurzel für den kirchlichen Fanatismus einerseits und für den schulischen Hochmut andererseits; der „christliche" Holländer kämpft gegen „Seine Majestät das Kind" und „Seine Hoheit den Lehrer" für das Bestimmungsrecht der christlichen Gemeinde. Der Kampf ist um so klarer von religiösem Gesichtspunkt aus geführt, als in Holland nicht wie in Deutschland die Schulaufsichtsfrage mit der Schulcharakterfrage verknüpft ist; sowohl die christlichen wie die öffentlichen Schulen stehen unter Fachaufsicht.

Wenn man die Opfer betrachtet, die für die Erhaltung der christlichen Schulen gebracht werden, kann man den ethischen Wert dieses Kampfes nicht geringachten; und wer den Erfolg ansieht, muß staunen über die Kraft einer ethisch-religiösen Losung in einem modernen Volke. Die Freunde der „Schulen mit der Bibel" haben im Jahre 1904 fast 3 Millionen Mark an Schulgeld und freiwilligen Gaben aufgebracht, und über die 25 Jahre hin, seitdem der Schulkampf organisiert ist, ergeben die Beiträge eine Summe von mehr als 60 Millionen Mark. Die Zahl der Schulen, deren Kosten aus diesen Geldern bestritten werden mußten, betrug im Jahre 1873: 300 mit 48 000 Schülern, im Jahre 1884: 415 mit 68 000 Schülern, im Jahre 1894: 558 mit 92 000 Schülern, im Jahre 1904: 726 mit 117 270 Schülern.*) Lehrer und Lehrerinnen sind an diesen Schulen zusammen 2285 tätig. In verschiedene Organisationen eingefügt (Vereeniging voor Christelijk-Nationaal Schoolonderwijs, Vereeniging voor Gereformeerd Schoolonderwijs, Vereeniging voor Christelijk Volksonderwijs), haben die christlichen Schulen ihre Zentrale in „De Unie", die aber keinerlei Machtbefugnis über sie besitzt; und etwas mehr als die Hälfte läßt sich beraten von dem „Scholraad voor de scholen met den Bijbel".

Daß dieser Aufbau trotz seines lockeren äußeren Gefüges in absehbarer Zeit in Erschütterung komme, ist nicht anzunehmen; er gehört zum Gesamtbild des öffentlichen Lebens. Damit lernt man sich allmählich abfinden. Von 1806 an, wo man die „Volksschule" in Holland schuf, bis 1857, wo man der „Einheitsschule" neue Kraft zuführte durch Uebernahme ihrer Kosten auf die Gemeindekasse, war man der festen Ueberzeugung, daß der Staat bloß zu wollen brauche, dann werde die kirchliche Zerrissenheit des Volkes schon verschwinden. Von Jugend auf keinen Wert auf das Dogma legen, und es wird sich nicht einleben können: das war das Rezept für die neue Zeit. Die kirchlichen Schulen zu unterdrücken, gab es zwar keine gesetzliche Handhabe, man suchte auch keine, ja man meinte keine nötig zu haben. Aber aushungern wollte man sie. Im Jahre 1862 erklärte Thorbecke, er „wolle nicht, daß der „besondere" Unterricht die Tendenz bekomme, den öffentlichen zu verdrängen"; darum verweigerte er den Schulen, die nicht neutral waren gegen die Konfession, die Staatszuschüsse, mit denen man die Gemeinden, und damit auch ihre Schulen, entschädigte für den Verlust eines Teiles ihrer bisherigen Einkünfte. Später wollte man auch den besonderen Schulen Zuschüsse, aber als Gnadengeschenke gewähren; die lehnten sie ab. Im Jahre 1879 wurde die Abweisung der Rechtsansprüche der christlichen Schulen gesetzlich festgelegt; nun rüstete man zum Entscheidungskampf. Das Jahr 1889 sah den Friedensschluß, die „Pacificatie"; man brach faktisch mit dem Grundsatz der neutralen Schule, da sich ein Schulzwang zugunsten der Staatsschule nicht einführen ließ, und gewährte der konfessionellen Schule ein Jahresfixum als Staatsbeitrag. Im Jahre 1901 wurde dieser Beitrag erhöht, wofür das Zentrum seinen Widerspruch gegen Einführung des Schulzwanges fallen ließ, und nun hat Kuyper die Leistungen des Staates für die Privatschulen denen des Staates und der Gemeinden für die Staatsschulen angenähert.

Man hat Kuyper sein Vorgehen als Mißbrauch von Staatsgeldern, ja im Hinblick auf die Verfassung (von 1848), wonach „der öffentliche Unterricht ein Gegenstand der anhaltenden Fürsorge der Regierung" ist, als Verletzung seiner Amtspflicht angerechnet. Aber es ist klar: wenn einmal die Regierung bekannt hat, daß sie keinen anderen Weg finde, die Schulbildung zu verallgemeinern, als den der Unterstützung auch der kirchlichen Schulen, so hat jede nachfolgende Regierung die Pflicht, ihre Fürsorge nicht auf die öffentlichen Schulen zu beschränken. Auch sagt das Gesetz gar nicht, daß sich die Staatsfürsorge auf sie beschränken muß; sie muß sich nur auf sie richten; darauf richten kann sie sich aber nur, wenn welche da sind; und da zur Zeit der Verfassungsgebung ein Schulzwang nicht bestand und bis heute die Eltern in der Wahl der Schule frei sind, so können öffentliche Schulen nur dort sein, wo Eltern ihnen ihre Kinder zuführen. Ein Vorrecht genießen die Staatsschulen schon insofern, daß sie errichtet werden müssen, auch wo nur ein Schüler für sie vorhanden ist, während die Subvention für die Privatschulen gebunden ist an eine bestimmte Schülerzahl als Minimum. Als ungerecht läßt sich das Prinzip der Subventionierung nicht bezeichnen, nachdem doch auch die öffentlichen Schulen aus den Staats- und und Gemeindesteuern derer mitsubventioniert werden, die von diesen Schulen gar keinen Nutzen ziehen, ja sie verwerfen. Oder warum sollen die Eltern, die ihre Kinder in eine „christliche" Schule schicken wollen, durch Schulgeld höher belastet werden als diejenigen, die eine „neutrale" Schule vorziehen? Schließlich: warum sollen die christlichen Schulen zu einem Luxusartikel für Begüterte gemacht oder Aermere, die diese Schulen beschicken, auf Almosen angewiesen werden?

Das Beste wäre natürlich eine Schule für die ganze Nation; aber eine in ihren Lebensanschauungen getrennte Nation muß, solange nicht Kinder und Pädagogen allein bestimmend sind im öffentlichen Leben, auch getrennte Schulen haben. Diese Trennung braucht die Einheit in großen Fragen nicht zu zerstören — das zeigt in Holland die einmütige Bewegung zugunsten der Buren; kann sie aber auch nicht schaffen — das beweist die Differenz in nationalen Lebensfragen zwischen Liberalen und Liberalen oder gar zwischen Liberalen und Sozialdemokraten. Trotzdem geben vor allem die Alt-Liberalen ihr altes Ideal nicht preis. Anderseits sehen auch die Christlich-Historischen in der „besonderen" Schule nur eine Zwischenstation. Sie erstreben die „öffentliche christliche Schule", die Alleinherrschaft also der christlichen Schule; Gleichberechtigung ist ihnen nicht genügend, denn in einem seiner Geschichte nach christlichen Volke „muß die öffentliche Schule christlich sein und darf die neutrale Schule höchstens als Privatschule geduldet werden." Sie fürchten zudem von jeder stärkeren Konzentration der christlich Gesinnten in den Privatschulen eine fortschreitende Entchristlichung der öffentlichen Schulen. Auch Kuyper denkt sich natürlich als schönstes Ziel die christliche Einheitsschule, aber er macht keinen Versuch, sie mit Mitteln der Gesetzgebung herbeizuführen. Er will freien Wettbewerb und kämpft, wie er schon im Jahre 1878

*) Die „öffentlichen" Schulen haben ungefähr doppelt soviele Schüler, doch sind in den „christlichen" Schulen die katholischen (Kloster-, Brüder- und Schwesterschulen) nicht eingerechnet.

dargelegt hat, mit gesetzlichen Mitteln nur „gegen die Bevorzugung der öffentlichen und die Zurücksetzung der besonderen Schulen"; die Hoffnung trägt er allerdings in sich, daß die fortschreitende Verchristlichung des öffentlichen Lebens von selbst eine fortschreitende Verödung der neutralen Schulen im Gefolge haben werde. Direkt aber will er nur erreichen, daß „der Intellektualismus, der bisher in unserem Volksschulunterricht viel zu stark hervorgetreten ist, darin sich brüderlich teilt mit dem religiösen und ethischen Einfluß, der für die spannkräftige Entwicklung unseres Volkes von höchster Bedeutung ist" (Parlamentsrede 4. 12. 1900). Und zu dem Zwecke verlangt er, daß der Staat nicht sage: Zur Erziehung von Vollmenschen braucht man bestimmt christlich-kirchliche Einflüsse oder braucht sie nicht, sondern daß der Staat dem christlich-kirchlichen Teile des Volkes die Möglichkeit gebe, auf dem Gebiete der Erziehung unter gleichen Bedingungen zu wetteifern mit dem christlich-indifferenten Teile (Parlamentsrede 10. 4. 1905), also „hinsichtlich aller Richtungen im Schulwesen sich neutral halte".

Ich verstehe nun wohl, daß man um Einzelheiten in der Kuypperschen Schulgesetzgebung diskutierte, seine Berechnungen und Verrechnungen angriff. Aber ich vermag es nicht für ein Zeichen von Klugheit anzusehen, daß die Opposition unter den gegebenen Verhältnissen über die prinzipiellen Grundlagen dieser Gesetzgebung viele Wochen lang stritt, und über die Hälfte ihrer Abgeordneten in die Generaldiskussion vorschickte. Die Sozialisten waren so klug, eine Resolution zu fassen, wonach sie prinzipiell sich für Uebernahme aller Kosten der „besonderen" Schulen auf die Staatskasse sich aussprachen, falls diese Schulen von pädagogischem Standpunkt aus allen Anforderungen entsprächen. Aber Kuyper war auch so klug, alle jemals verlangten Bürgschaften und noch mehr dazu zu geben (mit Ausnahme eines einheitlichen Lehrplanes, den übrigens auch die „öffentlichen" Schulen nicht haben) und so den Gegnern die Waffe aus der Hand schlagen. Er hat in Gehalt und Alterszulagen die bisher sehr schlecht besoldeten „christlichen" Lehrer ihren Kollegen an den neutralen Schulen gleichgestellt, für sie einen Anstellungsvertrag und Sicherheit gegen unberechtigte Entlassung, aber auch höhere Anforderungen für ihre Vorbildung ausbedungen und ihnen das Recht der Nebenbeschäftigung genommen; er hat Schulbücher und Schulplan der Kontrolle des Magistrats und des Kreisschulinspektors unterstellt und die Nichteinrechnung der Kinder unter 6 Jahren in die Minimalschülerzahl, die eine Subventionspflicht des Staates begründet, zugestanden. Gerade zu dieser Besserstellung der Lehrer und der Sicherstellung vollkommneren Unterrichtes brauchte man die Erhöhung des Staatszuschusses, der pro 1904 etwa 990 000 Mark betrug, auf etwa das Dreifache. Die Verpflichtung des Staates erstreckt sich nun auf Zahlung des Minimalgehaltes aller Lehrer, der „besonderen" und der „öffentlichen", und aller Alterszulagen, Pensionen und Wartegelder. Die Zuschüsse für die Schulbauten und den Fortbildungsunterricht bleiben in der bisherigen Höhe bestehen, und zudem gibt in Zukunft schon eine Schülerzahl von 25 statt, wie bisher, von 40 Anspruch auf Staatssubvention. Gegen das Gesetz stimmte die gesamte Linke.

Wenn man — abgesehen von den prinzipiellen Bedenken — von dieser Neuregelung eine „Leerpumpung" der öffentlichen Schulen befürchtet, stellt man der Vortrefflichkeit der besonderen Schulen ein Zeugnis aus, dem die üblichen geringschätzigen Aeußerungen völlig widersprechen. Denn das Schulgeld muß in den Privatschulen allezeit beträchtlich höher bleiben als in den öffentlichen, und die Zahl der Gratisschüler betrug pro 1904 bei den ersteren 6,5 %, bei den letzteren aber 45 %. Die öffentliche Schule muß also schon sehr schlecht sein, wenn sie von der privaten verdrängt wird. Für den Fall aber, daß zeitweise Schulen eingehen, ist nun den Lehrern ihr Wartegeld für die Zeit ihrer Zurdispositionsstellung in loyalster Weise zugemessen worden. Gewichtiger ist das Bedenken, daß durch die Erleichterung der Schulgründung die Schulen mit 1 Lehrer (die liberalen Lehrer wollen nur 20 Schüler auf 1 Lehrer zugestehen!) überhandnähmen und dadurch das allgemeine Bildungsniveau sinken könne. Aber bisher gab es nur 86 „christliche" Schulen mit 1 Lehrer (222 öffentliche), und die Durchschnittsziffer der Schüler, die auf 1 Lehrer in den christlichen Schulen zur Zeit treffen, ist 36 (in den „öffentlichen" Schulen 37, in Deutschland 61, in der Musterschulstadt Zürich 67). Es ist nicht anzunehmen, daß die Kreise, die bisher unter schweren Opfern ihre Schulen auf solcher Höhe zu halten bestrebt waren, nun, wo die Opfer geringer werden, weniger besorgt sein werden für ihre bestmögliche Ausgestaltung. Geradezu traurig aber ist es, wenn man das Volk aufzuregen sucht mit dem Hinweis, daß die Entlastung von der Schulerhaltungspflicht den Pfarrern der Freikirche zu gut kommen werde — den armen Landpfarrern, die, auf ihre Gemeinde allein angewiesen, sich viele Jahre lang mit 700 oder 800 fl. Gehalt begnügt haben, nur um ihrer Gemeinde die Errichtung einer „christlichen" Schule zu ermöglichen!*) Wer wollte sie beneiden um eine kleine Aufbesserung! Größere Vorteile zieht die katholische Kirche von dem neuen Gesetz. Ihre Mönche und Nonnen werden ein gut Teil ihres Gehaltes in die Kirchenkasse legen. Aber wie soll man für ihre Schulen eine spezielle Regelung treffen, wenn man auf ihre Mitwirkung angewiesen ist und die Linke sich jeder Verständigung versagt? — —

Der Kampf um die Schulfundierung ist in Holland leider noch nicht zu Ende. Die christlichen Schulen sind noch nicht gesättigt, und die Gegner werden sich gegen jede Neubewilligung aufs äußerste wehren und dabei auch die prinzipiellen Gegensätze aufs neue in aller Schärfe hervorkehren. Unterdessen wird das Kriegsfeuer munter geschürt durch Vorgänge wie die im Haag, wo man jeden Stadtrat auf die Nichtanerkennung der Gleichberechtigung der „besonderen" Schulen verpflichtete und es offen aussprach: „Wer Anhänger der besonderen Schule ist, kann und darf nicht unsre Residenzstadt im Ratssaale vertreten." Aber aller Fanatismus ändert an den Tatsachen nichts. Die Einheitsschule bleibt ein schöner Traum. Die Altliberalen — auf sozialem Gebiete für Privatinitiative, hier aber für Staatszwang — suchen sie heute dadurch zu retten, daß sie den kirchlichen Unterricht in den Lehrplan einzufügen vorschlagen nach dem Muster der deutschen Simultanschulen. Dieser Vorschlag kommt zu spät, und er würde unter der Fachaufsicht auch zu neuen Schwierigkeiten führen. Fachaufsicht und konfessionelle Schulen; nicht Vermehrung und rechtliche Eingliederung der Religionsstunden in den Unterricht, sondern, wie Kuyper sagt, friedliche Durchdringung des gesamten Unterrichts mit dem Geiste einer bestimmten Lebensanschauung: das muß das Ziel sein.

Die „öffentliche" Schule Hollands hat sich als Ziel gesetzt: „Erziehung zu gesellschaftlichen und christlichen Tugenden." Sie wollte damit ohne Mithilfe einer Kirche eine neue Generation, neue Vollmenschen erziehen; jede Kirche blieb ihr dabei im besten Falle ein Heiligtum, an dem man mit einer höflichen Verbeugung vorübergeht. Naturnotwendig mußte sie damit in den Dienst einer unkirchlichen Weltanschauung geraten, politisches Werkzeug werden und den kirchlichen Indifferentismus großziehen. Ebenso naturgemäß mußten sich die Kirchen dagegen wehren. Allard Pierson schon hat zur Selbstbesinnung gemahnt und gefragt:

> Ist die Leidenschaft, mit der wir die öffentliche Schule verteidigen, nicht ein Beweis dafür, daß man von der Volksschule Wunder erwartet in bezug auf die Förderung der Geistesrichtung, der Ideen und den gesellschaftlichen Zustand, den wir, die Liberalen, als den wünschenswertesten erachten?

Und im letzten Wahlkampf hat der Leidener Professor Holwerda in einer liberalen Bußschrift: „Wer sind wir?" nachdrücklich gewarnt vor der Intoleranz auf dem Gebiete der Erziehung und über die „neutrale" Staatsschule also gespottet:

> Der Gedanke, durch sie die Kinder der drückenden kirchlichen Atmosphäre zu entrücken, hat in unser Aller Kopf gespukt, auch wenn wir nicht die Absicht hatten, sie direkt zum Abfall von ihrem kirchlichen Glauben zu bewegen. Im Interesse der Freiheit mußte der Einfluß des Pfarres eingeschränkt werden. Das mag Alles ganz recht sein, aber ob es neutral ist? Unsre Schulen wurden uns mehr als bloß Anstalten zur Erziehung für das soziale Leben; sie wurden uns

*) Auf dieser Höhe stehen z. B. auch die Frankfurter Zeitung und die Kölnische Zeitung in ihrer Kritik der Kuypperschen Schulgesetzgebung.

allzusehr die Bollwerke der Erleuchtung gegenüber der Finsternis. Die Schule wurde uns Alles, das Heilmittel gegen alle Krankheiten, eigentlich eine Art von Staatskirche. Der Staat allein weiß, was wahre Wissenschaft oder wahre Geistesentwicklung ist. . . . Als veraltet gilt fast die Anschauung, daß die Eltern über die Erziehung ihrer Kinder zu bestimmen haben, das macht Alles der Staat, und seine Priester sind die Lehrer. . . . Konsequent wäre es, nun auch all den andren verkehrten Unterricht zu verbieten. Doch hierin sind wir noch ein bischen zurück. Wir machen die Staatskirche-Staatsschule — auch auf Kosten der Dissenters — immer herrlicher und schöner, führen die Konkurrenz gegen die Finsterlinge mit deren Gelde, und wenn unsre Schule dann sehr herrlich geworden ist, dann sagen wir: Seht ihr, daß unsre Schule viel besser ist und kirchlicher Unterricht nichts taugt! . . . Das Alles war uns nicht immer ganz klar, wir meinten es nicht so bös, aber wir taten es doch.

. . . Ist es da nun nicht die einzig richtige Lösung, die De Standaard (10. 4.) gibt: „Habe du deine Schule und gönne mir die meinige"? Hat da nicht De Savornin Lohman recht, wenn er „Beseitigung der Bitterkeit und Stärkung des brüderlichen Sinnes" innerhalb der Nation von der Losung erwartet: „Jedem die Schule, die er wünscht"?

Die Hauptleitung des „Lehrervereins" hat gegen die Kuyperschе Gesetzgebung protestiert und eine „Prinzipienerklärung" erlassen, worin es heißt:

Die Diener der öffentlichen Schule erkennen durch die Uebernahme ihres Amtes die Grundlagen unsres Staatslebens an. Ohne sich an die Politik der wechselnden Mehrheiten zu binden, verpflichten sie sich auf die Grundideen unsres Staatswesens.

Nun ist aber über nichts *mehr* Streit als über die Grundlagen und Grundideen unsres Staatswesens. Und so ergibt sich für die christlichen Parteien selbst aus den Vordersätzen ihrer Gegner als Konsequenz die christliche Schule.

A Schowalter

Post Bellum

Gedanken über das Christentum in Japan

2

Aus der Besitznahme von Korea ergibt sich die Missionsaufgabe der japanischen Christen an den Koreanern. Sie wurde sofort von der Kumiai-Kirche energisch ins Auge gefaßt, wenn ihre Verwirklichung auch natürlich zunächst noch durch den Mangel an Mitteln erschwert bleiben wird. Auch der Buddhismus hatte sein Auge auf Korea und auf die Halbinsel Liaotung geworfen. Die japanische Zen-Sekte begann unmittelbar nach Eröffnung Port Arthurs eine Missionstätigkeit in dieser Festung. Wie rührig der Buddhismus in Japan infolge des Krieges geworden ist, geht weiter auch daraus hervor, daß er eine ganz neue Art literarischer Arbeit für das Volk in Angriff genommen hat. Vor kurzer Zeit erschien ein Katechismus, in welchem die Hauptlehren des Buddhismus in einfacher, jedem Laien verständlicher Sprache auseinandergesetzt werden. Die erste Auflage dieses Katechismus in der Höhe von 5000 war in etwa 14 Tagen vollkommen vergriffen. Unter dem Titel „Buddhistisches und christliches Evangelium" erschien die Vergleichung paralleler Aussprüche des Neuen Testaments und der Palitexte von Albert J. Edmunds in dritter Auflage. Sie wurde in Japan herausgegeben und mit Anmerkungen aus dem chinesisch-buddhistischen Tripitaka versehen von Dr. M. Anezaki, dem Lehrer des Sanskrit an der Kaiserlichen Universität Tokyo.

Dieser selbe Dr. Anezaki war es auch, welcher zuerst im vorigen Jahre bei Gelegenheit des Untergangs verschiedener Truppentransportdampfer seine Stimme erhob gegen die Lehre des japanischen Bushido, nach welcher der Soldat sich der Gefangenschaft durch Selbstmord zu entziehen hat. An dem dadurch entfesselten Preßstreit haben sich auch die christlichen Zeitschriften in hervorragendem Maße beteiligt. — In den Redaktionen der großen Tageszeitungen sitzen zu viele Christen, als daß nicht auch der christliche Standpunkt bei allen öffentlichen Fragen zu Worte kommen sollte. Am 19. Dezember 1904 brachte die Asahi-Zeitung z. B. einen Artikel über „Erziehung und Religion", der etwa folgenden Gedanken ausführte:

In Japan ist es verboten, in den Schulen irgend Etwas, das auf Religion Bezug hat, zu lehren. In Beobachtung dieses Verbotes enthalten sich selbst die Lehrer, die irgend einer Kirche oder religiösen Gemeinschaft angehören, jeglicher Propaganda. Nur die christlichen Armen- oder Privatschulen lehren öffentlich das Christentum und haben Religionsunterricht im Stundenplan. Das Christentum ist nicht schlecht, und besonders die Lehren des heutigen Christentums sind durchaus mit der Treue gegen den Kaiser vereinbar. Das Christentum ist sogar ein wichtiger Faktor in der Erziehung. Ohne irgendwelche Religion kann der Mensch keine Ruhe in seinem Herzen finden, wenn er in schwierige Lebenslagen kommt. Zu ihrer Ueberwindung muß er unbedingt religiöse Kräfte zu Hülfe rufen. Das wird ihm aber unmöglich sein, wenn die religiöse Gesinnung nicht von Jugend auf in ihm gepflegt worden ist. Es ist daher unbedingt notwendig, die Kinder Religion zu lehren in der Zeit, wo sie die Elementarschule besuchen.

In einer öffentlichen Rede sprach sich zur gleichen Zeit der Unterrichtsminister Kubota über die Resultate der Erziehung der letzten zehn Jahre dahin aus, daß die Arbeit der menschlichen Gesellschaft auch in Japan auf einmal zum Stillstand kommen müßte, wenn man aus ihr die Leute wegnehmen würde, welche die moderne Erziehung erhalten haben. Er erkannte dabei die Mithülfe der Privat-Schulen und -Universitäten an der Bildung des neuen Japan mit lobenden Worten an. Besonders betonte er zum Schluß seiner Rede, daß die Erziehung in den christlichen Schulen der heutigen Gesellschaft frische Interessen eingepflanzt und ihrer Gedankenwelt ein neues Feld eröffnet habe. Auf der anderen Seite macht sich immer stärker eine Bewegung bemerkbar, die auf eine allmähliche Verdrängung und Aufhebung der Privat Schulen und -Universitäten abzielt. Daran ändert es auch nichts, daß im Anfang dieses Jahres den christlichen Mittelschulen und den theologischen Seminaren die Berechtigung zum Eintritt in die staatlichen höheren Lehranstalten wieder zuerkannt wurde. Der Andrang zu den christlichen Mittelschulen ist übrigens noch immer sehr groß, was wohl dem Umstande zugeschrieben werden muß, daß der Unterricht zumeist in den Händen ausländischer oder im Ausland ausgebildeter japanischer Lehrer liegt, was natürlich die sprachliche Ausbildung der Schüler günstig beeinflußt. Der Besuch der theologischen Akademien dagegen ist noch immer sehr schwach, und es wird auch weiter darüber geklagt, daß viele der Graduierten der Sache untreu werden und ihre in diesen Schulen erhaltene Ausbildung nur zur Erlangung vorteilhafter Stellen ausnutzen.

Berechtigtes Aufsehen hat es übrigens auch in Tokyo gemacht, als Graf Okuma, Führer der liberalen Oppositionspartei, Vater und Leiter der Waseda Semmon Gakko (einer Schule, die am besten mit den deutschen Fürstenschulen zu vergleichen ist), an einer Entlassungsfeier der Aoyama Gakuin (der theologischen Schule der Methodist Episcopal Church) teilnahm. Er hielt hier sogar eine bedeutsame Rede, in welcher er die jungen Studenten aufforderte, treu in ihrem Berufe zu sein und sich immer der hohen Aufgaben bewußt zu bleiben, die Japan in Zukunft haben werde. Sie würden einst die geistigen Führer des Volkes sein, und wenn sie versagten, müsse das ganze Volk dadurch Schaden leiden.

Schluß folgt

Martin Ostwald

Die neunzehnte Generalversammlung des Evangelischen Bundes

Hamburg den 8.—12. Oktober 1905

Nicht ohne alle Besorgnis zogen die Mitglieder des Evangelischen Bundes nach Hamburg. Je mehr die Zahl seiner Glieder wächst, um so stärker werden auch deren Vertretungen und Abordnungen, und die Leitung wird dadurch nicht leichter. Aneiferungen, wie sie von verschiedenen Seiten an den Bund mit dem Verlangen lebhafterer Betätigung besonders auf politischem Gebiet herangetreten, sind namentlich auf jüngere Mitglieder nicht ohne Eindruck geblieben; und gerade solche Glieder sind naturgemäß am wenigsten beeinflußt von Ueberlieferungen und Auffassungen der ersten Jahre. Zu diesen Umständen allgemeinerer Art traten besondere hinzu. Es mußte befürchtet werden, daß der hochverehrte Vorsitzende der meisten bisherigen Generalversammlungen, der Graf D. von Wintzingerode-Boden-

stein, aus Gesundheitsrücksichten, wie sie ihn auch den Vorsitz mit dem Ehrenvorsitz bereits haben vertauschen lassen, nicht werde erscheinen können; er selbst war dieser Meinung gewesen und so hatte er daraus Anlaß genommen, was ihm besonders zu äußern am Herzen lag, in einem zum Druck gegebenen offenen Briefe an den Hamburger Hauptpastor Dr. Rode niederzulegen. Wen sollte man an seine Stelle setzen? Dazu war auch der bisherige stellvertretende Leiter, D. Göbel, durch körperliche Hemmnisse gehindert teilzunehmen. — Sehr seltsam war es, wie unwillkommene Zwischenfälle im Bureau der „Deutsch-Evangelischen Korrespondenz" die Führung der Feder einem Mann in die Hand gaben, der nichts Eiligeres zu tun hatte, als die ihm zugefallene Vertrauensstellung zu einem Angriff gegen den Schriftführer des Bundes D. Witte zu verwenden, aus dem ein Strom von mißlichen Mißverständnissen in die Presse quoll. — Daß endlich die große und weitausgedehnte Stadt mit ihren zum großen Teil so ganz andersartigen Interessen einer solchen Versammlung an sich mancherlei Schwierigkeiten entgegensetzen würde, war vorauszusehen; sie hatten auch bei der vorausgegangenen großen Gustav Adolf-Versammlung sich spüren lassen.

Dennoch und trotz Alledem, die Schatten haben sich gelichtet, die Besorgnisse sich zerstreut; die Tagung des Evangelischen Bundes in Hamburg liegt als eine im Ganzen wohlgelungene hinter uns. Jener Brief des Grafen Wintzingerode wurde zu einer Vorbereitung erwünschtester Art, der sein eigenes Kommen folgen durfte; für D. Göbel trat Oberpfarrer Wächtler aus Halle a. S. ein; eine „Hamburger Nummer" der „Wartburg" bot in trefflichen Aufsätzen eine schätzenswerte Vorbereitung. Die äußeren Veranstaltungen für eine so zahlreiche Versammlung waren mit Umsicht getroffen; daß große, zum Teil gewaltige Räume in ausreichender Zahl unter einem Dache bereit standen, kam dem Gelingen der Tagung besonders zu gut. Ueber die Vorbereitung des inneren Verlaufs sind Stimmen der Klage laut geworden, deren Begründung vielleicht zuzugeben sein würde, wenn der Erweis für die Kunst des Bessermachens gleichzeitig erbracht wäre. Der Berichterstatter hat für diese Tagungen weitreichende Wünsche, wie sie ihm etwa aus dem Rückblick auf die Generalversammlung in Stuttgart und dem Hinblick auf gewisse Maßnahmen der Katholikenversammlungen erwachsen — aber er wagt darum noch keineswegs Beschwerden über Mängel der Vorbereitung für Hamburg zu erheben.

Daß für Alles Kräfte ersten Ranges bereit ständen, daß von einem Dutzend oder mehr Rednern alle auf der gleichen Höhe stehen, alle gleich gemeinverständlich und alle gleich anfassend sprechen sollten, wird schwerlich zu erreichen sein; nur mag vielleicht solchen, die zu Dreien an einem Abend das Wort haben sollen, noch eindringlicher gesagt werden, daß sie ebenso auf die Zeit wie auf die Aufnahmefähigkeit der Zuhörer Rücksicht zu nehmen haben; daß man Manches wenn kürzer auch besser sagt; einer der Vortragenden entschuldigte sich damit, er habe angenommen, vor dem kleineren Kreise der Abgeordneten sprechen zu sollen, statt, wie nun geschah, vor der ungeheuren allgemeinen Versammlung. Darüber kann schwerlich ein Zweifel sein, daß die gewaltigsten Rede-Eindrücke von der Eingangs- und Schlußansprache des Kirchenrats D. Meyer, sowie von der Schlußrede des Pfarrers Fikenscher am zweiten Abend ausgingen.

Die Zeitungen haben den programmatischen Verlauf der Versammlungen und Vorträge gebracht. Wie in konzentrischen Kreisen seien hier die Erträgnisse angedeutet. Den weitesten Kreis beschrieb Pfarrer Richter aus Schönebeck durch Darlegung der Beziehungen des Welthandels und der Weltmission. Es gilt der letztern als einer der großartigsten und wichtigsten Lebensäußerungen der Kirche Christi zur gebührenden Würdigung auch in den Augen der Vertreter des Welthandels zu verhelfen. Vielleicht wäre hier eine Kundgebung wohl am Platze gewesen.

Mit weitem Blick seine Fäden päpstlicher Diplomatenkunst aufweisend zeichnete Professor Nippold aus Jena die internationale Lage des Protestantismus. Gutzkows Roman

„Der Zauberer von Rom" habe, sagte Nippold mit Recht, von den verborgenen Maschen des Netzes, mit dem von Rom aus die ganze Welt abgefischt werde, mehr gesehen, als die gelehrtesten Spezialisten. Die nächsten Geschlechter werden noch anders als das jetzige den Umfang der polnischen Gefahr kennen lernen — und die Zündschnur all der versteckten Minen liegt im Vatikan. Man studiere einmal gründlich die Geschichte der von der amerikanisch-evangelischen Mission zur Bibel zurückgeführten Nestorianer und man wird dort vor mehr als einem halben Jahrhundert die gleiche Abschlachtung vor sich sehen, wie neuerdings bei den Buren und den Armeniern. Wer überhaupt einmal die Hilfskräfte der päpstlichen Politik vor Augen haben will, muß diese Politik in der Orientfrage studieren: in der niemals stillstehenden Bekämpfung der autonomen Orientkirchen. Jedem der alten Patriarchenstühle hat Rom einen Gegenpatriarchen gegenübergestellt. — Wenn die norwegische und die schwedische Kirche das Bewußtsein um die gemeinsamen Güter der Reformation wachgehalten hätten, das skandinavische Volk hätte sich nicht so gespalten. Um die Zukunft Norwegens kann dem evangelischen Christen bange werden. „Den zersetzenden Mächten in der Welt der Dichtung hat eine überaus geschickte päpstliche Propaganda Wasser auf ihre Mühle entnommen. Und steht es viel anders mit dem Einfluß der gleichen Propaganda in Dänemark, zumal in Hofkreisen?" Großenteils reformierte Magyaren sind es, welche dem Phantom ihrer Staatsidee zu liebe die alten Rechte unterdrücken, sowohl der romfreien Romänen (als einer der griechisch-orientalischen Kirchen, wie die Wiener offizielle Betitelung dieses Teils der „Akatholiken" sie im Unterschiede von den griechisch-katholischen nennt) wie der lutherischen Slovaken und Sachsen. „Es sei daher wenigstens von hier aus ein ernster Appell gerichtet an die gerade in Deutschland sonst so hochgehaltenen Ungarn, die aber zur Zeit ihre eigenen Glaubensgenossen nicht nur der von den Vätern ererbten Sprache zu berauben, sondern dadurch zugleich die gemeinsame evangelische Kirche um ihre besten Kräfte zu bringen bemüht sind. Die protestantischen Bundesgenossen der sogenannten katholischen Volkspartei scheinen noch immer keine Ahnung davon zu haben, daß bei der kolossalen weltlichen Macht des päpstlichen Klerus ihnen insgesamt schließlich nur das beneficium Polyphemi übrig bleiben wird." Andererseits konnte Nippold mit Recht darauf aufmerksam machen und mit Beispielen überreich belegen, wie die Kräfte des Papsttums überall da versagen, wo irgend eine Dynastie nun ihrerseits den Lohn für die jenen gebrachten Opfer erwartet.

Die Frage nach der Lage des Protestantismus im deutschen Reiche beantwortete D. Meyer, indem er sie in geschickter Weise umbog in die Frage an den Einzelnen: Wie stehe ich zum evangelischen Christentum? komme ich der heiligen Pflicht nach, ein protestantisches Bekenntnis in Wort und Tat zu entschiedenem Ausdruck zu bringen? Und Pfarrer Fikenscher zog aus der gezeichneten Lage das Ergebnis durch die Betonung der damit gestellten Aufgaben, indem er die Politik des Gehenlassens bekämpfte und zu tatkräftigem Zusammenschluß gegen die Macht des in Bayern besonders zu Tage getretenen schwarzroten Bündnisses aufforderte. Die Mahnung, wie sie dann wieder D. Meyer in seiner Schlußansprache in Lübeck aussprach: „Vorwärts zur politischen Tat", scheint ängstlichen Gemütern Besorgnis eingeflößt zu haben. Und sie wäre ja mehr als bedenklich, wenn sie gelautet hätte: Vorwärts zur politischen Partei (zum protestantischen Zentrum)! Aber D. Meyers Erklärung besagt:

Das erste politische Gebot lautet für uns: Gedenke, daß du ein Deutscher bist: erfülle es durch die Tat. Und schon wenn du einen Stimmzettel schreibst, blicke hinter dich: da schaut auf dich die große schwere Vergangenheit unseres Volkes, sein banges heißes Ringen um seine staatliche Einigung, da schaut auf dich die 1870/71 aus siegreichen Schlachten mit dem Blute Tausender erkaufte herrliche Kaiserkrone, da schaut auf dich der gewaltige Segen, den das deutsche Reich uns auf allen Gebieten geschafft hat, und fragt dich: willst du denn für einen Mann stimmen, der nicht für das deutsche Reich glüht, etwa den Mann einer Partei wählen, die dem Reiche nicht freudig gibt, was es zu seinem weltgeschichtlichen Berufe bedarf, oder die im Stande ist, für die Förderung ihrer Sonderanliegen ein Stück deutschen Kulturlebens um das andere an die ultramontane Partei preiszu-

geben? Nein, das geloben wir heute, Keiner soll durch uns ein Vertreter unseres Volkes werden, der nicht deutsch denkt und fühlt und will bis ins innerste Mark hinein. Vorwärts zur politischen Tat!

Das ist nun der Zwickauer, den der Kardinal vom Rhein mit dem allerdeutlichsten Winke nach oben „unkritisierbarer Insinuationen“ und „konfessioneller Verhetzung“ beschuldigt, das die Auffassung des Bundes, der „den Zankapfel der Zwietracht unter die Konfessionen geworfen.“ — „Aber hier,“ sagt zu unserer Freude auch die Kreuzzeitung — „müssen wir den Evangelischen Bund doch in Schutz nehmen,“ wie sie denn auch fortfährt: „daß Herrn Fischers Rede den Frieden gefördert habe, können wir nicht finden.“ Und das ist derselbe Herr Fischer, dem nach seiner ersten erzbischöflichen Kundgebung nicht bloß ich, sondern auch der Graf von Wintzingerode mit etlichen andern Mitglieder des Zentralvorstands des Evangelischen Bundes gern ein dankbares Begrüßungswort zu seinem ungewohnt friedsam und vaterländisch klingenden Erlasse zugerufen hätten. Wir blieben damals in der Minorität, und heute müssen wir eingestehen: mit Recht.*)

Wie die ultramontane Propaganda in Berlin arbeitet, wie man dort jetzt 250 000 Katholiken mit 10 großen Kirchen und 17 Kapellen in der Stadt und 9 Kirchen und 10 Kapellen in den Vororten zählt, wie auf eine protestantische Ehe durchschnittlich 4, auf eine katholische aber 5 Kinder kommen**), wie Berlin über 300 katholische Vereine zählt und in den Militärlazarethen Berlins, also die Gardesoldaten, immer noch und nur barmherzige (katholische) Schwestern pflegen, das kann und soll man in dem jetzt gedruckten Vortrage des Pfarrers v. d. Heydt in sorgfältiger Ausführung lesen. Mit Grund wurde aber von Schöneberg geltend gemacht, wie nicht bloß bei politischen, sondern ganz besonders auch bei Kommunalwahlen zuzusehen sei, daß dem protestantischem Wesen kein Schade geschehe. Seien doch im Nachbarort Deutsch Wilmersdorf von 5 Schöffen 3, von 24 Gemeindevertretern 7 ultramontan.

Oberregierungsrat a. D. Bayer schilderte die Gefahr des Polentums im Osten und sprach seine Verwunderung aus, daß Ostmarkenverein und Evangelischer Bund nicht in ungleich engerer Gemeinschaft arbeiteten.

Ein ganz vorzüglich klares Bild über den Protestantismus in Elsaß-Lothringen entwarf der Chefredakteur der Straßburger Zeitung Georg Wolf. Dabei die interessante Festlegung: „Der sogenannte Protest ist heute in den protestantischen Kreisen tot, auch als Faktor der Politik endgültig abgetan.“ Bei dem 50. Stiftungsfest der Wilhelmitaner, einer wichtigen Studentenverbindung, hat der Festredner, ein Straßburger Pfarrer, das Bekenntnis abgelegt: „Die Wahrhaftigkeit zwingt uns, es zu sagen, daß wir von ganzem Herzen uns dem deutschen Vaterlande verschrieben haben.“ So erfreulich das ist, um so betrübender waren die folgenden Mitteilungen, wie die angestrebte Germanisierung bei dem katholischen Teil der Bevölkerung, zumal beim Klerus, sich umgebogen habe zu einer Ultramontanisierung des Reichslandes. Man wird in Wolfs Darlegung dazu das sprechendste und daher beachtenswerteste Material finden.

Was für seltsame Früchte das Schillerjubiläum dieses Frühjahres gebracht, führte Dr. Richard Weitbrecht aus Wimpfen in „Allerlei Litteraturgrößen“ zu Scherz und Betrübnis seiner Zuhörer aus.

Ueber den Fortgang der evangelischen Bewegung in Oesterreich hat D. Meyer berichtet. Mit nachdruckvollstem Ernste mußte es ausgesprochen werden, wie jährlich bis auf weiteres — auch wenn die österreichischen Gemeinden allmählich zur Selbstbesteuerung erzogen werden — 250 000 Mk. zur Aufrechterhaltung und Fortsetzung des Begonnenen erforderlich sind, es aber zunächst gilt, einen Fehlbetrag von 100 000 Mark zu decken. Wenn nun in Hamburg an ein Wort Melanchthons vom 27. September 1542 erinnert wurde:

*) Die „Zwickauer Zeitung“ Nr. 254 vom 31. Oktober brachte einen Offenen Brief von D. Meyer an S. Eminenz, den Herrn Kardinal Fischer, Erzbischof von Köln. D H

**) Jedenfalls eine völlig einwandfreie Form der Propaganda. D H

So ist durch Gottes Gnad die löbliche Stadt Hamburg also gepreiset, daß sie die einige Stadt in Sachsen, Pommern und andern Landen umher ist, die etwas Merkliches zur Versorgung der Kirchen, Schulen und Studien, zur Erhaltung christlicher und löblicher Lehr wendet, welches Gott auch ohne Zweifel lohnet —

— so darf wohl ein bescheiden Hoffen sich regen, es werde auch heute doch Jemand solchen alten Ruhmes der Stadt sich annehmen. Und warum sollten nicht Sachsen oder Pommern oder sonst ein deutschevangelisches Land um solch Lob mit Hamburg ringen? Wäre es denn nun ein gar so Großes, wenn ein Millionär zu Hamburg oder Stettin oder Köln oder Düren einmal 50 oder 100 000 Mk. dafür hingäbe? Ueber 30 000 Uebertritte zur evangelischen Kirche sind seit etwa 6 letzten Jahren in Oesterreich erfolgt, — vom Ausschuß zur Förderung der evangelischen Kirche in Oesterreich aber ungefähr 100 Vikare in die habsburgischen Kronländer geschickt worden.

Ueber die besondere Not der evangelischen Schule in Oesterreich verbreitete sich Pfarrer Dr. Selle, z. Zt. in Aussee, in ebenso lehrreicher wie beweglicher Weise. Auch hier können nur große pekuniäre Hilfeleistungen dem bittersten Schaden vorbeugen.

Von solchen, die Grüße aus dem Auslande — Spanien, Holland, Irland usw. brachten, kam am ausführlichsten zu Worte der Pfarrer Denkinger aus Genf, der eine Ansprache über die Evangelisationsarbeit der Société Evangélique de Genève in Frankreich hielt, für die er Interesse und Mithilfe aus Deutschland erbat.

Soweit die Ansprachen und Vorträge der Hamburger Versammlung gedruckt werden, sind sie von der Buchhandlung von Karl Braun in Leipzig um billigen Preis zu beziehen.*) Die Kundgebungen, die von der Generalversammlung ausgegangen sind (Toleranzantrag; Ausweisung reichsdeutscher Vikare aus Oesterreich; Erklärung für D. Witte) bringt die Chronik der christlichen Welt. —

Einst sang der Dichter dem Feldherrn Radetzki zu: „In deinem Lager ist Oesterreich.“ Gewiß kann man heute entfernt nicht sagen, der Evangelische Bund sei die evangelische Kirche. Dazu fehlt ihm noch viel: noch ganze Landschaften wie Mecklenburg, noch ein großer Teil des christlichen Adels deutscher Nation, noch viel Gelehrte und deutsche Schriftsteller, die ihre geistigen Kräfte auch bei den Generalversammlungen zu gegenseitigem Frommen ihm widmen könnten usw. Aber wer den großen Versammlungen des Bundes in Dresden und ebenso in Hamburg denkend und sinnend beigewohnt hat, der wird wohl mit uns sagen: Es sind die Kräfte, die unerschöpften, die Freiheit und Betätigung suchenden, aufquellenden und aufstrebenden, zukunfthoffenden und verheißenden Kräfte des deutschen evangelischen Protestantismus, die im Bunde ihre Stätte, auch Entwicklungsstätte, gefunden haben: da ist viel frisches und tapferes Leben, das fortwähren, das Blüte und Frucht noch tragen wird, wenn diejenigen, die der evangelischen Kirche den Totenschein auszustellen sich befleißen, längst der Vergangenheit und Vergessenheit werden anheim gefallen sein.

Man spricht begreiflicherweise wohl von dem „jungen“, ja erst vor noch nicht zwanzig Jahren begründeten Bunde. Aber man vergesse dabei nicht, daß ernste, gereifte und bewährte Männer seine Begründer waren. Kein Jüngling mehr ist Lipsius, hochbetagt sind Beyschlag und Leuschner ins Grab gesunken. Aber bei den überlebenden Stiftern „lebt doch die alte Liebe noch. In dieser Beziehung werde ich nicht alt,“ schreibt der greise hochgemute D. Graf von Wintzingerode-Bodenstein.

Hermens

Verschiedenes

Preußische Kirchenzeitung. Von der bereits erwähnten neuen „kirchenpolitischen Wochenschrift“, die unter dem Titel „Preußische

*) Lahusen, Festpredigt. 30 Pf. — Nippold, Die internationale Lage des Protestantismus. 80 Pf. — Meyer, Die Lage des Protestantismus im Deutschen Reiche. 40 Pf. — Meyer, Schlußwort. 15 Pf. — Wolf, Der Protestantismus in Elsaß-Lothringen. 45 Pf. — v. d. Heydt, Die ultramontane Propaganda in und um Berlin. 25 Pf. — Selle, Die Bedeutung der evangelischen Schule in Oesterreich. 40 Pf.

Kirchenzeitung“ erscheint, ist inzwischen zum 5. November die erste Nummer ausgegeben worden. Eine Probebestellung auf November und Dezember kostet 1 Mark; einzelne Probenummern wird die Verlagshandlung Gebauer-Schwetschke in Halle a. S. gern an Jedermann unentgeltlich verschicken.

Es gibt Leute, die sich ernstlich darüber wundern, daß wir von der Christlichen Welt, in specie ihr Herausgeber, sich für die neue Kirchenzeitung interessieren. Besonders aus dem Grunde, weil wir doch früher abgesagte Gegner von Kirchenzeitungen und der in ihnen verkörperten Kirchenpolitik waren. Gegner dieser Kirchenpolitik, dieses Genres von Christentum, dessen man sich als Christ oft bis ins Innerste seiner Seele hat schämen müssen, sind wir noch. Wer wird einmal die Geschichte der Moral der christlich-kirchlichen Presse des neunzehnten Jahrhunderts schreiben? Echt wird sie nie geschrieben werden, denn das ganze Maß von Leichtfertigkeit und Eigensinn, Herrschsucht und Fanatismus, was da unter der Decke frommer Tendenzen sich gehäuft hat, wird Niemand ermessen. Es klingt hochmütig, wenn man so urteilt. Aber wer selber die Versuchungen des Handwerks kennt, auch gelegentlich zur Rechten oder zur Linken gestrauchelt ist, verurteilt nicht so leicht. Er weiß nur dankbar zu bekennen, welchen starken sittlichen Schutz ihm bei seiner Publizistik die Losung gewährt hat: Keine „Kirchenzeitung“!

Unser Freund Schian in Görlitz hat den Mut, seine neue Zeitung eine „Kirchenzeitung“ zu nennen. Er bekennt sich in einem Programmartikel seiner Nummer 1 zur „Kirchenpolitik“. Und wir sehen ein, daß in einer Zeit gesteigerten kirchlichen Interesses, ernsterer kirchlicher Kämpfe die Pflicht kirchenpolitischer Arbeit einem jüngeren Geschlecht sich ebenso aufdrängen mag, wie sie unsereinem verleidet war. Vielleicht ist es auch möglich, in einer Kirchenzeitung jene Kunstgriffe zu vermeiden, die in der Presse dieses Namens oft so widerwärtig gehandhabt worden sind: die wahrheitfälschende Herabsetzung des theologisch-kirchlichen Gegners zumal, die so weit abführt von christlicher Nächstenliebe, geschweige denn Bruderliebe. Ist es doch Tatsache, daß auch ältere Kirchenzeitungen, die einst in dieser Hinsicht schwere Schuld auf sich geladen haben, heute sich mit erfreulicher Energie zur Gerechtigkeit und zum Guten gewandelt haben!

Immerhin, die Christliche Welt hat nur der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe je länger je mehr sich auch der Kirchenpolitik geöffnet und überläßt gern ein gut Teil der Arbeit, die sie da hat leisten müssen, der Preußischen Kirchenzeitung. Nicht, daß sie ganz auf die Behandlung der kirchlichen Begebenheiten und Entwicklungen verzichtet; aber der Zwang, in Ermangelung eines andren Organs sich auch wider ihren Willen in gewisse Kirchensachen zu mischen, wird wegfallen: unsre Freunde in Preußen werden, das hoffen wir, in Schians Zeitung allzeit eine Stätte zu offner Aussprache finden. Auch auf abweichende Meinung und Meinungsäußerung wird die Christliche Welt nicht verzichten: sie ist so wenig von der Preußischen Kirchenzeitung abhängig wie diese von ihr; es kann in kleinen wie in großen Fragen morgen so gut wie übermorgen Differenzen zwischen uns geben. Schian hat sich auf den Boden der preußischen Mittelpartei gestellt; was ist uns in der Christlichen Welt die preußische Mittelpartei? Aber wir vertrauen, daß die von ihrem Herausgeber in voller persönlicher Freiheit geleitete Kirchenzeitung von dem Geiste der inneren Freiheit erfüllt sein wird, in dem wir atmen, und daß bei aller Möglichkeit sachlichen Widerspruchs wir in der evangelischen Grundgesinnung uns immer leicht verstehen werden.

Der Hauptgrund aber unsrer Freude an dem neuen Unternehmen ist, daß nun in Preußen doch ein Ort geschaffen wurde, wo freiheitliche Regungen gegenüber der konservativen Strömung, die in allen Synoden die Macht hat, Woche für Woche können zur Geltung kommen. Tageblätter und Wochenblätter in Menge nennen die Mehrheitsparteien ihr eigen. Die preußische Mittelpartei hat nur eine vornehme Monatsschrift, die Deutschevangelischen Blätter, und die preußische Linke führt nur eine in Bremen erscheinende Wochenschrift, das Protestantenblatt. Man kann dem Protestantenblatt das Zeugnis nicht versagen, daß es ebenso charaktervoll wie maßvoll den kirchlichen Liberalismus in diesen schweren Zeiten vertritt. Aber aller freieren Gesinnung vermag es nicht Ausdruck zu geben, zu mannigfaltig ist Art und Herkunft auch sonst Geistesverwandter und trennend unter den Freunden des kirchlichen Fortschritts insbesondre gewiß noch auf lange hinaus die verschiedene Schätzung des Wertes, den, trotz Allem, was uns an ihm nicht gefällt, der kirchliche Konservatismus hat. Es ist ein weiter Weg von Bremen nach Ostelbien, und das protestantenvereinliche Berlin ist noch nicht Ostelbien. Eine einheitliche kirchlich-liberale Partei könnte sich nur unter dem Druck einer Verfolgung zusammenschließen, von der wir hoffen dürfen, daß sie nicht kommt. Sonst liegt es im Wesen der Freiheit, daß sie sich mannigfach organisiert; hier sind Schwäche und Stärke beisammen. Und so scheint uns die Preußische Kirchenzeitung gerade in ihrer individuellen Art eine gesunde Gründung. Wir wünschen ihr gute Mitarbeiter und viele Abonnenten. R

Korea. Die letzten Monate haben, so schreibt die Korea Review in ihrer Juli-Nummer, den Beginn einer Bewegung gesehen, die sowohl für das Koreanische Volk als für die Zivilisation überhaupt große Erfolge verheißt. Wir meinen damit die vorgeschlagene Vereinigung aller protestantischen Missionare des Landes in ihrer evangelischen, ärztlichen, journalistischen und erziehlichen Arbeit. Der hervorstechendste Zug dieser Bewegung ist, daß sie nicht bloß jene Formen philanthropischer Arbeit in sich begreift, die allen christlichen Glaubensformen gemeinsam sind, sondern sich auf jene Gebiete ausdehnt, wo das Dogma bisher bestimmte Grenzlinien zwischen den verschiedenen Vereinigungen der Protestantischen Kirche gezogen hat. Presbyterianer und Methodisten sind übereingekommen, daß die Unterschiede zwischen diesen beiden großen Gemeinschaften mehr theoretischer als praktischer Art sind und daß die Grundlehre der Bibel keine solche Spaltung der Interessen und Zersplitterung der Kräfte zuläßt wie sie das abgelaufene Jahrhundert bei den protestantischen Missionen erlebte.

Die genannte Zeitschrift verspricht sich von diesem Schritt nicht nur eine unmittelbare günstige Wirkung für den Erfolg der protestantischen Missionstätigkeit in Korea, sondern insbesondere auch eine günstige Rückwirkung inbezug auf die erhoffte engere Verbindung der vielzerspaltenen und in mancher Hinsicht entgegengesetzten Richtungen im englischen und amerikanischen Protestantismus. Die Missionare hätten am besten Gelegenheit, den unendlichen Schaden zu erkennen, den die übertriebene Polemik um kleiner dogmatischer Unterschiede willen der Kirche und ihrer Ausbreitung zufügte, und es sei zu hoffen, daß von ihnen aus eine große Rückwirkung auf die Mutterländer ausgeübt werde. Die Zeitschrift führt dann weiter aus, daß Korea der Missionstätigkeit zwar recht günstige Aussichten darbiete, daß aber zur Erzielung von Erfolgen nötig sei von unten an zu arbeiten und zunächst für die systematische Heranbildung eingeborener Lehrer zu sorgen; dann könne in fünf Jahre das Land mit einem Netz guter Schulen bedeckt und in acht Jahren eine wohlgegliederte Ordnung von gewöhnlichen Volks-, Mittel- und höheren Schulen in Arbeit und voller Tätigkeit sein. Sch

Die Romfahrt des Apostels Paulus und die Seefahrtskunde im römischen Kaiserzeitalter. Von Dr. Hans Balmer. Bern-Münchenbuchsee, Eugen Sutermeister 1905. 520 S. 10,80 oder 14 Mk.

Ein höchst originelles Buch. Ein genauer Kommentar zu dem lukanischen Bericht über die Romfahrt des gefangenen Apostels (Apgsch. 27 und 28) von einem ortskundigen Liebhaber, der zugleich ein tüchtiger, auch mit der alten Geschichte seiner Wissenschaften vertrauter Geograph und Seemann ist. Man ist etwas besorgt, ob er als Philologe und Historiker gleichermaßen der Aufgabe gewachsen sein wird wie als Naturkundiger: er stellt sich diese Aufgabe so weit wie möglich, handelt doch ein Kapitel von fast 80 Seiten über die Apostelgeschichte, ihre Abfassungszeit, Quellen, historischen Wert, dann über Petrus und Paulus; und wieder auf den letzten 20 Seiten führt bloß noch der Biograph des Paulus und der Kritiker das Wort. Die Einheit des Werkes scheint bedroht, denn zwischen die erzählenden Partien über Paulus im Ganzen und über seine Romfahrt schiebt sich auf 140 Seiten eine „Seefahrtskunde im römischen Kaiserzeitalter“ ein, wo man weite Strecken hindurch den Apostel ganz aus den Augen verliert. Gewiß, keiner von uns würde, auch wenn er all die Spezialkenntnisse des Verfassers besäße, das Buch so wie er angelegt haben; aber darin eben besteht sein größter Reiz, daß es so frei von allem Zunftstil ist, und zwar nicht aus Manier, sondern weil die Persönlichkeit des Autors nicht anders kann als sich in ihrer Eigenart geben. Diese Eigenart aber, die, bescheiden und kraftbewußt, dem Leser alsbald Teilnahme und Liebe abnötigt, schafft dem Werke Einheit und Maß.

Der behaglich-altertümelnde, bisweilen schwerfällige Stil, die Umständlichkeit in der Auseinandersetzung mit Allem, was bei diesem Thema in den Gesichtskreis des für Natur und Geschichte gleich begeisterten Mannes tritt, das warme Pathos, über das er verfügt, wo es Ehren retten, Wahrheit fördern gilt, und die lautere Treuherzigkeit, mit der er die Resultate der Bibelkritik, denen sein Kopf sich nicht verschließen kann, ohne Vorbehalt und Umschweife sich aneignet, wirken wohltuend zusammen: fast bedauert man, daß der Mann von seinem Lebensgang nicht noch etwas mehr erzählt und uns seinen inwendigen Menschen kennen lehrt.

Das Buch verdient die Schätzung aller Fachleute: die Exegese von Apgsch. 27 f. hat durch ihn wertvolle Korrekturen erhalten; und, selber gänzlich unwissend auf dem Gebiete der Nautik, zweifle ich nicht an der Zuverlässigkeit des über das antike Seewesen Ausgeführten; mir ist erst hier das Verständnis vieler Einzelheiten in dem Reisebericht Apgsch. 27 f. aufgegangen. Zahlreiche Illustrationen und Kartenbeilagen, besonders aus alten geographischen Werken, wie das Werk auch sonst vornehm ausgestattet und sorgfältig gedruckt ist, sollten jedem neutestamentlichen Forscher willkommen sein. Vor allem aber ist es geeignet, weiteren Kreisen den Beweis zu liefern, daß man Ausleger des Neuen Testaments sein kann, ohne langweilig oder gar unverständlich zu schreiben; auch den anderen, daß die Liebe zu den Größen des Neuen Testaments durch eine kritische Betrachtung der Tradition über sie nicht zu leiden braucht. Durch eine Ablehnung dieses Buchs und seiner — übrigens in manchen Punkten zu beanstandenden — kritischen Negationen und Positionen willen würde die Orthodoxie sich selber verdammen. Jülicher

Im Zeichen des Steinbocks. Aphorismen. Von Isolde Kurz. München und Leipzig, G. Müller 1905. 287 S. 5 Mk.

Magda. Geschichte einer Seele. Von Helene Christaller. Jugenheim, Suevia-Verlag 1905. 144 S. 2,40, geb. 3 Mk.

Isolde Kurz, die in Florenz lebende Tochter des schwäbischen Dichters Hermann Kurz, verdient längst eine Besprechung in der Christlichen Welt; ihre „Gedichte“, „Florentiner Novellen“, „Phantasien und Märchen“, „Italienische Erzählungen“ sind wohl vielen unsrer Freunde bekannt und lieb geworden. Bartels nennt sie in seiner Litteraturgeschichte „das größte poetische Talent des neueren Württembergs.“

Ein schwungvolles Eingangsgedicht erklärt den Titel; der Sonne Siegesfest nach der Nacht der Wintersonnenwende ist zugleich der Dichterin Geburtstag: „Wohlauf, der Steinbock tritt die Herrschaft an; so steige, Seele, mit der Sonnenbahn." „Werft hinter euch die Angst, vergeßt des Neids; Nennt euch der Sonne Kinder, und ihr seids."

Die geklärte Welt- und Lebensanschauung, die sie uns bald in kurzem Sinnspruch, bald in längerer Ausführung bietet, läßt sich zusammenfassen in das Wort S. 160: „Das hellenisch-römische Formgefühl gewinnen, es mit dem tiefen prophetischen Geist des Germanentums durchdringen, das ist und bleibt die Kulturaufgabe der Deutschen." Vom Menschendasein, vom Mann und Weib, vom Kind und von der Sprache, aus der Welt des Herzens und aus Völkerseelen, aus Ethik und Psychologie, von Poesie und Kunst weiß uns die Verfasserin Treffliches zu sagen, immer anregend, teilweise natürlich auch zum Widerspruch. Bedeutsam sind die Vergleichung von Orest und Hamlet, die Betrachtungen über Aeschylos, Shakespeare und Goethe, die Ausführungen über Nietzsche: „Weil er noch die Spuren der alten Ketten an sich trägt, deshalb laufen ihm die Freigelassenen in Scharen zu; die Freigeborenen haben Nichts bei seiner Fahne zu suchen." Die heutige Philanthropie zieht mit Opfern das Schwächliche auf, während die wahrhaft „Wohlgeborenen" der Engelmacherin übergeben werden. Fein sind die Betrachtungen zur Frauenfrage, z. B. „die Dritte", der „boa constrictor". „Die Herkulesarbeiten der Zukunft wird das männliche Geschlecht verrichten, die Frau hat, als Hüterin der geistigen Schätze des Altertums, den würdigen Kulturhintergrund für die Taten der künftigen Heroen zu schaffen," also klassische Gymnasialbildung für die Frauen, wenn der Mann durch Spezialisierung der Wissenschaften vollauf mit dem Neuen zu tun hat. Aber in die Küche paßt die Frau nicht; denn, sagte in Italien wo Männer kochen, einer der Klügsten: das Herdfeuer ist zu heiß für die Frauen; es macht sie blöd und zänkisch — das Herdfeuer ists demnach, was die deutsche Frau heruntergebracht hat." Von Bibel und Christentum wird nicht geredet; über dem Griechisch-Römischen und Germanischen ist doch auch das christliche, das heißt echt menschliche Element nicht vergessen. „Ein völlig einfältiger Glaube steht am besten dem Mann der Tat zu Gesicht; vom Helden erwartet man nicht, daß er zugleich Denker sei." Die wahre „Erbsünde" ist der klaffende Riß zwischen dem, was der Mensch vom Menschen fordert und was er selber leisten kann. „Die katholische Kirche ist für die bildenden Künste fördernd, aber die Poesie braucht ungehemmte Geistesfreiheit und weiteste Menschlichkeit; Shakespeare und Goethe konnten nur protestantischen Ländern entstammen. Wie eng und unfrei steht daneben Dante mit all seiner Titanengröße."

Beim Tübinger Universitätsjubiläum bildete Isolde Kurz so recht die Idealgestalt, die Muse des Festzugs; wie fein hat sie ihr Leben gestaltet und ihre Bahn gewählt nach dem Motto: Me juvat ire per altum: mir frommt es auf Höhen zu schreiten. —

Aber neben der jungfräulichen Schwäbin in Florenz sei die schwäbische Pfarrfrau aus Hessen genannt. Ihre „Geschichte einer Seele" bricht vielleicht Manchem zu rasch ab, ist in ihrer Bilderreihe allzubunt, erklärt die Heirat einer so hervorragenden Frau mit dem unbedeutenden Streber Oberamtmann „aus Mitleid" nicht genügend. (Uebrigens vergl. S. 67 bei Isolde Kurz.) Jeder aber wird sich freuen über diese Frauenseele, die so die Menschen durchschaut, so erhaben ist über alle engherzigen Schranken, so menschlich allem Menschlichen ins Gesicht blickt und dabei doch eine Bekehrungsgeschichte zu schreiben vermag, allerdings nicht von der gewöhnlichen Sorte; denn die neue Magda läßt sich keinerlei Dunst vormachen und ist in der Hauptsache doch die alte geblieben, nur weniger reizbar nach außen und innerlich ins ruhige Gleichgewicht gebracht. Das Leben unsrer Landstädtchen mit ihrer dumpfen Alltäglichkeit und ihrer Naturpoesie, mit ihrer Kirchenluft und ihren Stubengerüchlein, ihren geistlichen und weltlichen Würdenträgern, ihren Pfarrkränzen und ihrer Sozialdemokratie meint man zu sehen und zu schmecken. Wer die Menschen so zu schauen und zu schildern versteht, wie Helene Christaller, hat seinen Platz unter unsern Dichtern, und wer eine — sagen wir statt Bekehrung innere Genesung — so fein motiviert, so keusch und wahrhaftig durchführt, hat das Verdienst, die kürzlich im Kunstwart (18, 20 und 18, 24) scharf mitgenommene „christliche Litteratur" wieder zu Ehren zu bringen. Gustav Gerok

Quittung folgt in nächster Nummer.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Donnerstag 9. November 8 Uhr: Erlösung. (Weichelt).

Dresden. Mittwoch 15. November 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, 1. Stock: Zweck und Stoff des Konfirmandenunterrichts (Freiesleben).

Frankfurt a. M. Montag 20. November 5 Uhr im Kursaal Milani (Friedberger Anlage): Die Frömmigkeit Davids.

Gießen. Dienstag 21. November 7½ Uhr im Hotel Viktoria Bahnhofstraße: Was die Volksakademie wollte und welche Aufgabe sie uns stellte (Fuchs).

Halle a. S. Montag 27. November 3 Uhr Kirchlich-theologische Konferenz im evangelischen Vereinshause (Kronprinz): Wie predigen wir über das Alte Testament?

Hannover. Montag 27. November 8 Uhr im Russischen Hof, Rosenstr. 3: Fortsetzung der Besprechung über Nietzsche.

Leipzig. Donnerstag 23. November 8 Uhr bei Kitzing und Helbig, Passagensaal: Jesus und Paulus (Oberlehrer Herz).

Magdeburg. Mittwoch 15. November 3½ Uhr Stadtmissionshaus Hasselbachstr. 1: Bericht über Arnold Meyer, die Auferstehung Christi (Tübingen, Mohr).

Stuttgart. Montag 13. November 7 Uhr im Herzog Christoph: Die biblische Urgeschichte und die babylonischen Funde (Stadtpfarrer Lic. Volz-Leonberg).

Kirchlich-Theologische Konferenz der Provinz Brandenburg in Berlin
(Monatlicher Diskussionsabend)
Mittwoch 15. November (nicht 16.) 8 Uhr. Vortrag des Herrn Pastor Pleß im Friedrich-Werderschen Gymnasium (Aula) Dorotheenstr. 13/14 über: Was heißt nach der Schrift „Jesus ist Gottes Sohn" und was bedeutet es für unsern Glauben? Gäste willkommen.

V. d. F. d. C. W.

Noch außenstehende Jahresbeiträge für 1905 werden erbeten.

Desgleichen etwa beabsichtigte Zuschriften für Nr. 14 der Mitteilungen, die binnen kurzem zur Ausgabe gelangen soll.

Preußische Kirchenzeitung
Verlag Gebauer-Schwetschke Halle a. S.

Nr. 1. Unsere Kirche und die Männer — Kirchenpolitik — Die elfte sächsische Provinzialsynode — Für die Freizügigkeit unsrer Kandidaten — Aus Preußen — Mancherlei

Nr. 44. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Aus Baden; Neue Erlasse des Bayrischen Kirchenregiments — Verschiedenes; Zum Kampfe um die akademische Freiheit; In Dortmund; Senior D. Bärwinkel; Personalien

Chronik der Christlichen Welt
Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen

Religionsgeschichtliche Volksbücher
Herausgeber **Friedrich Michael Schiele**
Gebauer-Schwetschke, Druckerei und Verlag m. b. H., Halle a. S.
Neu: **Die Wunder im Neuen Testament**
von Lizentiat **Traub.** 40 Pfg., kartoniert 60 Pfg.

Evangelisch-lutherischer
Hauslehrer
gesucht für sofort oder Anfang Januar für 2 Knaben von 11 und 9 Jahren. Gehalt 1000 Mark.
Graf Platen
Laden, b. Ulzburg i. H.

Gesucht wird zur Beaufsichtigung der Schulaufgaben und zur Nachhilfe von 3 Knaben in Sexta, Quarta, Tertia in einfacher bürgerlicher Familie ein **cand. theol.** oder **phil.** Offerte mit Angabe der Ansprüche und Zeugnissen unter **H B** durch die Exp. d. Bl.

Die Mission in unseren Kolonien
Von
Pastor C. Paul
Schriftführer der Sächsischen Missionskonferenz

Heft 1: **Togo und Kamerun.** M. 2.50.
Heft 2: **Deutsch-Ostafrika.** Mit Karte. M. 4.—.
Heft 3: **Deutsch-Südwestafrika.** Mit Abbildungen und Karte. 1905. M. 1.50.

Prospekte anbei

Verlag C. Ludwig Ungelenk, Dresden A

*** Junge, gebildete Mädchen * ***
werden von dem Frankfurter Schwestern-Verband in einer städtischen Krankenanstalt **gut ausgebildet zum Zwecke dauernder Anstellung als Krankenpflegeschwestern in dem genannten Verbande bei guten Gehalts- und Pensions-Verhältnissen.** Die Satzungen des Verbandes sind beim **„Vorstand des Frankfurter Schwestern-Verbandes" in Frankfurt am Main,** Städt. Krankenhaus (Gartenstraße) zu erhalten.

Pflegekind
Eine Dame **sucht** als **Pflegekind** ein **Mädchen** (Ganzwaise) von 8—10 Jahren aus guter Familie. Nähere Auskunft durch **Stadtpfarrer Faißt** in **Schopfheim** (Baden).

Ich suche für Ostern eine jüngere (möglichst musikalische)
Lehrerin.
Zu unterrichten sind meine 4 Kinder von 12½—6½ Jahren, wobei ein Teil des Unterrichtes von einer anderen Dame abgenommen wird. Verlangt wird unter meiner Leitung erziehender Unterricht im Sinne der Blätter für Deutsche Erziehung und der Landerziehungsheime. Näheres brieflich. Dr. med. **Georg Liebe**
Heilanstalt **Waldhof Elgershausen,** Kreis Wetzlar

Gesellschafterin
Eine ältere, alleinstehende, augenleidende **Dame** in **Berlin** sucht zur Unterstützung im Haushalt, sowie zum Vorlesen und zur Besorgung der Korrespondenz ein **feines, gebildetes Mädchen,** das Interesse für ernstere Lektüre hat. Ein Dienstmädchen das zu kochen versteht, ist vorhanden. Adresse mit näheren Mitteilungen, auch über Gehaltsanspruch, erbeten unter **V. M. 1805. Berlin, Postamt 10.**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Als Weihnachtsgeschenk empfohlen:

Die Geschichte Jesu. Von D. **Paul Wilhelm Schmidt,** ord. Professor der Theologie an der Universität Basel.

1. **Die Geschichte Jesu, erzählt.** Vierter, durchgesehener Abdruck. Mit einer Geschichtstabelle. 8. 1904. M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

2. **Die Geschichte Jesu, erläutert.** Mit drei Karten von Professor D. K. Furrer in Zürich und einem medizinischen Gutachten zur römischen Kreuzigung samt zwei Abbildungen im Text und einer Tafel im Lichtdruck. Erstes und zweites Tausend. 8. 1904. M. 7.—. Gebunden M. 8.—.

Beide Teile in einen Halbfranzband gebunden M. 12.—

„Unsern Lesern haben wir schon früher die in rascher Aufeinanderfolge drei Auflagen erlebende „Geschichte Jesu" von Professor Schmidt in Basel empfohlen . . . Dieselbe bietet, wonach Tausende in unseren Tagen verlangen, eine knappe, gedrungene, künstlerisch abgerundete, mit innerem Verständnis geschriebene Darstellung des Tatsächlichen, was wir aus den drei ersten Evangelien vom Leben Jesu erfahren, und wirkt um so überzeugender, als sie auf alles verzichtet, was sich nicht mit „höchster Wahrscheinlichkeit" quellenmässig nachweisen lässt. Die näheren „Erläuterungen" nun zu dieser Erzählung der Geschichte Jesu bietet der vorliegende mehr als das Doppelte des 1. Teiles umfassende Band, der um so interessanter und für solche, die sich selbst von der quellenmässigen Darstellung überzeugen wollen, um so wertvoller ist, als er alles enthält, was zur näheren Begründung und zum besseren Verständnis der Geschichte Jesu dient. Wir wünschen dem prächtigen Buche, mit dem der Verfasser sich nicht nur um die Leben-Jesu-Forschung ein hohes Verdienst erworben, sondern auch den Gebildeten in der Gemeinde einen grossen Dienst erwiesen hat, recht viele denkende Leser."

Evangelisches Gemeindeblatt für Wiesbaden. 1903. Nr. 52.

Die unterzeichnete Buchhandlung bringt hiermit zur Kenntnis der sich dafür Interessierenden, daß sie die 3. neueste Auflage der

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche

begründet von **Herzog,** redigiert von Professor **Hauck,** zu ganz kleinen Teilzahlungen abgiebt. Wir versenden auf Anfragen ausführlichen Prospekt und alles Nähere portofrei.

Bormann & Greiner
Leipzig Plagwitz Fröbelstr. 8

Jeune licencié en théologie cherche place de **précepteur,** de préférence dans une ville universitaire. Références: M.M. **Vuilleumier** et **De Loës,** professeurs, **Lausanne.** S'adresser à M. **Gardiel,** pasteur, **Payerne,** Suisse.

Spezial-Landaufenthalt ausschliesslich für

Alkoholkranke

auf dem **Rittergut Nimbsch** a. Bober b. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.) Gegründet 1895. Preis pr. Tag 6 M. Prospekte frei. **Sanitätsrat Dr. Lerche, Alfred Smith.**

Erreicht haben wir ein wirklich tadelloses, unt. **Garantie** funktionier. neu verbess. **Christbaumgeläute Nr. 123** zu dem billigen Preise von **nur M. 1.00** zu liefern. — Porto 20 Pfg. extra.

Dieses Geläute ersetzt jegliche Spitze und ist dasselbe, weil es aus vielfarbigem Metall geliefert wird, ein wirklicher Prachtschmuck jed. Weihnachtsbaumes.

Sobald nun die Kerzen angezündet werden, setzt sich das Rad in Bewegung u. die hieran befindlichen Perlen schlagen alsdann geg. die Glocken an u. nun hört man ein feierliches Weihnachtsgeläute, welches Veranlassung zu einer richtigen Weihnachtsstimmung gibt. Fast in keinem Christbaum wird wohl ein solches feierliches Geläute fehlen. Da doch der Preis ein sehr geringer ist, decken Sie Ihren Bedarf im eigenen Interesse jetzt schon, da im vorigen Jahre tausende nicht geliefert werden konnten wegen zu starker Nachfrage. Auch wenn dieses Instrument auf den Ofen gestellt wird, entsteht ein harmonisches Glockengeläute. (Gebrauchsanweisung liegt jedem Geläute bei).

Haupt-Katalog, welcher ca. 4000 Artikel enthält, versenden wir gratis und franko über Neuheiten in **Christbaumschmuck, Spiel-, Musik-, Gold-, Silber-, Nickel-, Leder- und Stahlwaren, Uhren, Waffen, Munition etc.**

Gebrüder Bell, Gräfrath 98 bei Solingen
Fabrik-Versandgeschäft.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften
aus dem
Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte

Demnächst erscheint:

45)

Die Rechtfertigungslehre
im Licht der
Geschichte des Protestantismus

Von

D. **Karl Holl**
a. o. Professor der Kirchengeschichte in Tübingen

8. ca. M. —.60.

Der von Herrn Prof. Holl auf der am 17. Oktober in Bretten abgehaltenen Versammlung den Freunden der Christlichen Welt dargebotene Vortrag wird hier weiteren Kreisen zugänglich gemacht.

Früher erschien:

41)

Die geistlichen Uebungen
des
Ignatius von Loyola

Von

Professor D. **Karl Holl**

8. 1905. M. —.60

„Ein kleines sehr dankenswertes Schriftchen. Es gibt dem protestantischen Leser eine anschauliche Vorstellung von den berühmten Exercitia spiritualia, womit der Gründer der Gesellschaft Jesu zunächst die Seelen seiner Jünger, zuletzt den religiösen Geist des Katholizismus überhaupt geformt hat; es zeigt zugleich mit feinem psychologischen Verständnis und unbefangener Würdigung, worauf ihre Fähigkeit beruht, Kräfte religiös-sittlicher Natur zu erzeugen."

Deutsche Literaturzeitung. 1905. Nr. 26.

Amphilochius von Ikonium
und die
grossen Kappadocier

Von

Professor D. **Karl Holl**

8. 1904. M. 6.—

„Eine wichtige Phase aus der Geschichte der nachnizänischen Theologie untersucht die vortreffliche und feine, durch Gelehrsamkeit und Belesenheit in gleichem Masse wie durch scharfsinnige Kritik, historisches Urteil und ein kräftiges Gefühl für die religiösen Positionen ausgezeichnete Arbeit Holls. Es kann gerade durch Holls Arbeit der vielfach ausserhalb der engen Fachkreise bestehenden Abneigung vor einer näheren Beschäftigung mit der speziellen dogmatischen Terminologie und deren Entwicklung im vierten Jahrhundert erfolgreich begegnet werden. Denn seine Fähigkeit, den einzelnen, individuellen Verästelungen des religiösen und persönlichen Lebens nachzugehen und dies für das Verständnis der theologischen Gesamtposition fruchtbar zu machen, und andererseits die Kraft der Kritik und die Energie, mit der die Nähte im theologischen Gefüge aufgewiesen werden, der Widerspruch zwischen der praktischen Religiosität und den theologischen Konstruktionen aufgedeckt wird, zwingen den Leser mit lebhaftem Interesse nicht bloss den Ausführungen Holls zu folgen, sondern dieses Interesse auch dem Gegenstand selbst zuzuwenden."

Theologische Rundschau. VIII. Jahrg. 10. Heft.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine litterarische Beilage von der Verlagsbuchhandlung J. Engelhorn in Stuttgart und ein Prospekt der Firma H. Fischer in Heilbronn a. N. (Postauflage)

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 46 Marburg i. H., den 16. November **1905**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Furcht und Liebe. 2 — Mutterschutz. Schluß — Biblische Zeit- und Streitfragen, herausgegeben von Böhmer und Kropatscheck — Die Einweihung der Christuskirche in Turn — Verschiedenes: Die Provinzialsynoden in Preußen; Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Furcht und Liebe

2

Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, und die Seele nicht mögen töten. Fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle. Matth. 10, 28.

An diesem Spruch gehen Viele möglichst schnell vorüber. Es ist darin von der Hölle die Rede und von einem Gott, der den ganzen Menschen in die Hölle verderben kann, den man darum fürchten muß. Wie hat doch die Aufklärung nun schon Jahrhunderte lang ihre Register spielen lassen wider den Gedanken der Hölle! Rührend, wie es einsetzte mit der Sorge um die Seligkeit der Heiden. Dicke Bücher wurden darüber geschrieben, eins nach dem andern. Und wahrlich, diese Vorstellung, daß die Heiden darum der ewigen Pein verfallen seien, weil sie die Taufe nicht empfangen und das Evangelium nicht gehört haben, die mußte fallen. Auch mochte die Phantasie, die mit der Hölle besonders leidenschaftlich spielte, in ihre Schranken gewiesen, Bild als Bild, Gleichnis als Gleichnis erkannt werden. Aber der Gedanke einer Vergeltung? eines Richters über Gut und Böse? Und die Furcht vor ihm und seinem Urteil? Sind das auch Ammenmärchen?

Man bedenke nur, welch ein Fortschritt das war für die Menschheit, als die Ahnung einer Unsterblichkeit zum ersten Mal durch eine Seele zuckte. Vielleicht ists mit dem Tode nicht aus? Vielleicht beginnt dann erst recht das Leben? Und vielleicht steht das jenseitige Leben mit dem diesseitigen in einem Zusammenhang? Vielleicht ist es unsre Tat? Der Buddhismus und der Islam zehren von diesem Gedanken, und das Christentum hat ihn auch. Wir haben früher einmal von einem Manne gelesen,*) der nur in die Kirche ging, um das Wort von der Vergeltung zu hören, immer und immer wieder diese eine notwendige Wahrheit aus aller Predigt sonst herauszuhören. Recht einseitig und eng, das ist wahr. Aber überhören wir nicht zu leicht über dem Geläute von Gnade, Güte, Trost und Hoffnung den tiefen Ton, der von Gottes Zorn und von Vergeltung redet? Ist Gott so einfach? Ist er so arm? Weil wir von seinem Gericht seit Jahrhunderten so unendlich kindliche und kindische Vorstellungen gehabt haben, müssen wir darum mit diesen Vorstellungen die Wahrheit selber wegwerfen?

Wie alle göttliche Wahrheit hat auch diese ihren Beweis darin, daß sie uns über das bloß Natürliche erhebt. Natürlich ist es, daß wir uns fürchten vor denen, die den Leib töten. Wer denkt sich nur einen Moment physisch-realistisch hinein in diese Situation, wie sie 1789 plötzlich über Tausende von Menschen kam, die nicht verwöhnter waren als wir sind, oder wie sie heute in Rußland Ungezählte entsetzlich überfallen hat — und erzittert nicht? Aber eine größere, bessere, tristigere Furcht treibt die geringere aus. Es gibt noch andre Güter als das Blut, das durch unsre Adern fließt, als der Atem, der in unsrer Brust sich hebt und senkt! Andre Güter, die zu verlieren viel schrecklicher ist! Die das begreifen, sind ein neues Menschengeschlecht, gefeit gegen viel Sorge und Gefahr, denen der natürliche Mensch erliegt. Sie sind darum keiner Unnatur verfallen, sondern nur über die Natur Herr geworden: mit den Füßen gehen sie ruhig ihres Weges auf dem alten Erdboden, aber ihr Haupt ragt in den Himmel hinein.

*) Warum ich in die Kirche gehe? Von Physikus. Leipzig, Wigand 1887. Vergl. Christliche Welt 1887, 15.

Mutterschutz

3

Wir wollen nunmehr versuchen, die Reformvorschläge darzustellen und zu untersuchen.*) Wie oberflächlich man im öffentlichen Kampf arbeitet, wie wenig man sich müht, zunächst einmal auf das genaueste die Stellung des Gegners kennen zu lernen, hat sich auf das klarste gezeigt darin, daß man den viel besprochenen Brief Dr. Augspurgs in der Zeitschrift „Europa" über das Eingehen einer freien Ehe einfach den Leuten und Ideen des Mutterschutzes mit auf die Rechnung setzte. Und nun gar die Diskussion über den Brief selbst: welche Ungeheuerlichkeiten hat man in ihn hineingelesen! Hier der Tatbestand: Eine Frau hat sich in schwerem Kampf mit Familien-Vorurteilen eine geachtete Stellung errungen — ihre völlige Selbständigkeit. Mit einem gleichgesinnten Mann hat sie sich verbunden, ohne eine legitime Ehe zu vollziehen. Die entsetzte Familie verlangt Rehabilitierung durch die Ehe; der Mann will durchaus darauf eingehen, da es ihm nur eine äußere Bestätigung einer innerlich bestehenden Tatsache zu sein scheint. Die Frau widerstrebt. Zunächst instinktiv fühlt sie, daß damit ihrem Glück mit ihrem Mann und Kind Gefahr droht. So wendet sie sich an Dr. Augspurg um Rat. Dr. Augspurg aber hat in ihrer Praxis mehrere solcher Fälle erlebt, sodaß sie sich entschließt, die Antwort zu veröffentlichen. Ja, ihre Empfindung hat jener Frau den rechten Weg gezeigt: es ist in der Tat so: „die legitime Ehe bedeutet für die Frauen den gesetzlichen Verzicht auf ihre Rechtsexistenz." An den verschiedensten Tatsachen beweist Dr. Augspurg diesen Satz: „Die für ihre selbständige Individualität unwürdige Aufgabe des Namens und ihres Selbstbestimmungsrechtes, sowie in den meisten Fällen völlige pekuniäre Abhängigkeit und in allen Fällen gänzliche Rechtlosigkeit an ihren Kindern." Da-

*) Es ist klar, daß in diesen Aufsätzen eine reiche Litteratur verarbeitet ist; ich nenne an dieser Stelle nur das meiner Meinung nach in diesen Fragen bedeutungsvollste Buch der letzten Zeit: Gertrud Bäumer, Die Frau in der Kulturbewegung der Gegenwart. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1904. 62 S. 1,30 Mk.

rum also rät Dr. Augspurg der Frau, ihrer Empfindung zu folgen und weiter mit ihrem Mann in freier Ehe zu leben. Freilich nur deshalb gibt sie in diesem Fall diesen Rat — und darauf soll man wohl achten —, weil auf ihn Folgendes zutrifft:

Wenn aber irgend die Möglichkeit freier Unabhängigkeit und genug persönliches Selbstbewußtsein, um der gesellschaftlichen Aechtung des Philistertums trotzen zu können, vorhanden ist, wenn irgend eine Frau sich zutraut, auch ihre Kinder so erziehen zu können, daß sie unter den Vorurteilen, unter deren Fluch sie aufwachsen werden, nicht unverhältnismäßig leiden . . , dann ist es Pflicht der sittlich hochstehenden Frau, die freie Ehe zu wählen und durch ihr Vorbild den Weg zu bahnen zu einer würdigeren Gestaltung der Ehegesetze, als wir sie heute besitzen . . . . Glauben Sie nur, wenn einmal hundert Ehepaare gleich Ihnen gehandelt haben werden, Menschen von Bedeutung und Wert — denn nur unsre Besten sind vorläufig imstande, so zu handeln . . . . , wenn hundert tüchtige deutsche Frauen offen erklärt haben werden, unsere Gesetze bieten meinem Manne und mir keine Möglichkeit in einer legitimen Ehe ein menschenwürdiges Verhältnis aufrecht zu erhalten, so werden diese Gesetze geändert werden.

Das ist der Brief Dr. Augspurgs; es handelt sich also durchaus nicht um eine Aenderung des Inhalts „Ehe"; sondern nur um eine Einwirkung auf ihre jetzige gesetzliche Form. Dr. Augspurg erklärt in einem späteren Aufsatz ausdrücklich, „daß die freie Ehe meiner Auffassung sich völlig deckt mit der bisher unübertroffen idealen Definition der Ehe des römischen Rechtes: Ehe ist die Verbindung von Mann und Frau zu völliger Lebensgemeinschaft und Gemeinsamkeit des göttlichen und menschlichen Rechtes — und, füge ich hinzu, in der Hoffnung und festen Zuversicht lebenslänglicher Dauer." Es handelt sich also nur darum, „daß zunächst nur Frauen — und Männer — die eine so unumstößlich fest begründete hohe Achtung vor der Welt genießen, das scharf pointierte Beispiel einer freien Ehe geben sollen, daß eben die öffentliche Meinung an dieselbe einen andern Maßstab zu legen und sie zu respektieren gezwungen wird."

Für die Beurteilung dieses Briefes kommt natürlich Alles darauf an, wie man die gesetzliche Lage der Ehefrau und Mutter ansieht und wie demgegenüber die gesetzliche Lage der unehelichen Mutter erscheint. Es ist klar, daß in dem brennenden Punkt, in der Frage der Selbständigkeit, in der Tat die uneheliche Mutter und Frau besseres Recht hat. Man muß es einfach zugestehen, daß die rechtliche Stellung der Frau innerhalb der Ehe und ihre soziale Einschätzung nicht gleichen Schritt gehalten hat mit dem kulturellen Fortschritt der letzten Jahrhunderte. Aber ganz abgesehen davon, „daß für alle guten und glücklichen Verbindungen der öffentlich geachteten und durch Staat und Gesellschaft legalisierten Ehen der goldene Baum des Lebens grünt, ohne sich an die graue Theorie der mangelhaften Rechtsformen zu kehren," scheint mir doch Dreierlei beachtenswert. 1. Die Rechnung der freien Ehe schaltet — unter den augenblicklichen Verhältnissen — Pflichten und Rechte des Mannes fast völlig aus; sie ist zu sehr unter einseitiger Berücksichtigung des Rechtes beziehungsweise Unrechts der Frau aufgestellt. Dann aber 2., und das ist wichtiger, bietet die legitime Ehe — trotz ihres großen Unrechtes für die Frau — dieser selben Frau und zwar gerade der tüchtigen und selbstständigen eine große Sicherheit des Wirkens als Voraussetzung aller ihrer Arbeit. Wie viel Kraft würde in der freien Ehe damit verzehrt werden, überhaupt erst einmal den Boden zu schaffen, in jedem einzelnen Fall wiederzuschaffen, auf dem sich dann die Lebensarbeit erheben kann. Und darum 3. glaube ich auch nicht, daß diese in stetem Kampf, in steter Auseinandersetzung stehenden Frauen die Fähigkeit haben werden ihre Kinder so zu erziehen, daß sie alle Unbill, die ihnen widerfährt um ihrer Eltern willen, ohne Schaden ihrer inneren Entwicklung ertragen können. Wenn ich darum aus diesen drei Gründen, von denen besonders der letzte noch kaum erörtert worden ist, Dr. Augspurgs Rat für irreführend halte, so will ich damit in keiner Weise das Gewicht ihres Briefes vermindern. Wir sollen aus ihm heraus hören immer wieder neu, daß unser Eherecht reformbedürftig ist; wir sollen vor allem das immer klarer hören, daß ein neues Frauengeschlecht heranwächst und schon da ist, auf dessen Eigenart Rücksicht genommen werden muß. Ich glaube aber, daß der Weg zu solchen Zielen der ist, daß gerade die in glücklicher Ehe Verbundenen vorne an stehen im Kampf. Daß sie zunächst einmal alle heutigen Rechtsmittel zur Freiheit und Selbständigkeit der Frau in der Ehe benutzen und nicht so handeln, als könnten sie ihres Glückes halber diese Rechtsmittel entbehren. Und daß sie dann auch in der öffentlichen Propaganda ihren Mann stehen und sagen: unser Glück, die Art unsres Glückes würde es verlangen, daß unsre gegenseitige Freiheit auch im Recht ihren Ausdruck finde. —

Aber so wichtig und wertvoll diese Arbeit an der Reform des Eherechtes ist, so wenig entscheidenden Einfluß hat sie auf die gesamte Gestaltung der Ehe in der Zukunft. Es ist doch sicherlich berechtigt, wenn man zumeist darauf sinnt, die wirtschaftlichen Grundlagen der Ehe zu reformieren. Hieran wird nun nicht erst seit gestern gearbeitet; sondern dies Mühen hat schon seine Geschichte. In zwei Richtungen bewegen sich die Vorschläge. Die Einen sehen darin das Heil:

Die Frau muß selbständig erwerbend neben dem Manne stehen und die Miternährerin der Familie werden.

Die verheiratete Arbeiterin in der Fabrik ist dann — volkswirtschaftlich gefaßt — keine soziale Krankheitserscheinung, sondern der Typus der befreiten Frau. Auch der Mann müßte diese wirtschaftliche Emanzipation des Weibes unterstützen, denn damit wären alle Nöte der heutigen Ehe beseitigt: eine frühe Eheschließung wäre möglich und das so im Leben stehende Weib wäre ein guter Kamerad und eine treffliche Mutter. Es ist nun für den ersten Blick vollkommen klar, daß die Entwicklung bis jetzt diesen Weg geht. Bereits im Jahre 1895 (Berufszählung) hatte Deutschland 6 380 000 selbständig erwerbende Frauen (verehelichte und unverehelichte). Und es ist ganz sicher, daß diese Zahl sich in den letzten zehn Jahren erheblich vermehrt hat, nicht nur absolut, sondern auch im Verhältnis zur Bevölkerungszahl. Ja so sehr liegt diese Entwicklung klar vor aller Augen, daß auch das Bürgerliche Gesetzbuch ihr Rechnung getragen hat, indem es das in der Ehe selbständig Erworbene der Nutznießung und Verwaltung des Mannes entzieht. Es will mir daher scheinen, als ob das Bedenken, der Arbeitsmarkt könne die Ehefrauen garnicht mehr aufnehmen, ganz einfach durch die Entwicklung widerlegt werden wird. Mit diesem oft ausgesprochenen Bedenken müßte man sich dann vor allem auch vor unsrer wachsenden Volkszahl fürchten. Nein, wir haben die Ueberzeugung, daß unser Volk noch eine viel intensivere und damit auch größere Arbeitsleistung der Menschheit geben kann. Das ist natürlich nur möglich — auch die Aufnahme der Ehefrauen in die nationale Wirtschaft —, wenn eine weitgehende Sozialpolitik die Entwicklung begleitet:

Vielfache soziale Schöpfungen sind nötig, um der Frau und Mutter die selbständige Erwerbsarbeit zu ermöglichen.

Ich erwähne nur die bedeutendsten: neben einer weit geringeren Arbeitszeit vor allem der genossenschaftliche Betrieb der Hauswirtschaft. Auch dieser Frage gegenüber muß man sich zunächst einmal daran erinnern, daß dies keine plötzlich irgendwo in einem Kopf aufgetauchte Utopie ist, sondern daß wir uns in einer Sozialisierung der Hauswirtschaft mitten darin befinden. Der größte Teil der einstigen hauswirtschaftlichen Arbeit ist schon heute vergesellschaftet, und um einen weiteren bedeutenden Teil (z. B. Hausreinigung) wäre es nicht schade, wenn es ihm ebenso erginge. Aber allerdings — das ist ebenso richtig und beachtenswert — der Individualismus unsrer Tage, der immer breitere Kreise unseres Volkes ergreift, wehrt sich dagegen, daß die ganze Hauswirtschaft die Arbeit besonderer uninteressierter Hausbeamtinnen werden soll. Es ist doch überaus interessant, daß auch unter den Sozialdemokraten solche Stimmen laut werden. Aber, wenn wirklich die Entwicklung des Wirtschaftslebens unseres Volkes die soeben gezeichneten Wege gehen wird, dann wird auch dieser Individualismus mit seinen Wünschen die dann unbedingt nötige Sozialisierung der Hauswirtschaft nicht aufhalten, vielmehr sich einrichten müssen, in den veränderten Verhältnissen künftig zu leben. Wohl aber kann dieser Individualismus ein Bundesgenosse werden, wenn eine stärkere Macht sich der gezeichneten

wahrscheinlichen Entwicklung entgegenwirft. — Will man so die Ehefrau von ihrer Arbeit als Hausfrau freimachen, so will man auf anderem Wege sie in ihrer bindenden Mutterleistung erleichtern. Damit sie während der Schwangerschaft, der Geburt und der Erholung nach der Geburt ökonomisch unabhängig bleibt, wird eine Mutterschaftsversicherung erstrebt. Immer klarer treten aus den anfänglichen Nebeln die Umrisse dessen heraus, was die Mutterschaftsversicherung leisten soll und wie sie arbeiten soll. Besonders seitdem in Italien Vorarbeiten zu einem Gesetz im Gange sind. Eins aber scheint mir hin und her doch nicht klar genug erkannt zu werden: diese Mutterschaftsversicherung müßte sich — wenn anders sie wirklich ganze Arbeit leisten will — auf 18 Monate erstrecken. Sicherlich würde sich nun in vielen glücklichen normalen Fällen eine 18 Monate-Periode an die andere reihen; mit anderen Worten: die Frau würde für eine längere Reihe von Jahren dem Erwerbsleben entzogen und hätte ihren Beruf, der ihre ökonomische Unabhängigkeit sicherte, in der Mutterschaft.

Und hier erhebt sich nun die andere Richtung der Reformversuche auf wirtschaftlichem Gebiet, die sich in dem Satz ausdrückt:

> Auf Grund ihrer häuslich-mütterlichen Tätigkeit darf die Frau, auch in der Ehe, die Anerkennung ihrer wirtschaftlichen Selbständigkeit fordern.

Aus meiner Darlegung geht hervor, daß es mir mehr um die ökonomische Bewertung der mütterlichen Tätigkeit als um die der häuslichen Tätigkeit zu tun ist, wenn ich auch mit dem modernen Individualismus ein weites Gebiet häuslichen Lebens und Arbeitens der Sozialisierung entzogen wissen möchte. Also diese Richtung erstrebt nicht weniger als die ökonomische Selbständigkeit der Ehefrau auf Grund ihres Gattin- und Mutterberufes; erstrebt die Anerkennung des Mutterberufes innerhalb der Ehe durch die Gesamtheit als eines wirtschaftlich selbständigen und wertvollen Berufes, der seinen Lohn mit Recht fordert. Es ist klar, daß dadurch in derselben Kraft den von uns geschilderten Ehenöten begegnet würde. Auch hier wieder tut es not, daran zu erinnern, daß Ansätze zu dieser Entwicklung schon heute vorhanden sind: in der Krankenkassengesetzgebung, in der Steuerermäßigung bei großer Kinderzahl und vor allem in der ja schon gesicherten Witwen- und Waisenversicherung. Aber womit rechtfertigen wir diese in der Tat ungeheure Forderung an das Wirtschaftsleben unsres Volkes? Sind die uns treibenden Kräfte stark genug, um der scheinbar doch herrschenden gegenteiligen Entwicklung hemmend entgegenzutreten? Wir glauben es. Freilich, Zweierlei müssen wir, um Mißverständnissen vorzubeugen, voraussagen: es ist uns Ueberzeugung, daß *alle* Gebiete unsres Lebens durch Mitarbeit der Frau irgendwie bereichert werden. So gewiß nun die meisten Frauen, die durch einen solchen Beruf auf irgend einem Gebiet unsres Lebens ihre Frauenart in die Gesamtheit hineinleben, auf den Mutter- und Gattinnenberuf werden verzichten müssen, so gewiß sollen die Frauen, die beide Berufe zu tragen sich anschicken, darin völlig frei sein. Kein Arbeitsgebiet soll der Ehefrau und Mutter durch Gesetz verschlossen sein. Ja, jede materielle Erleichterung der Hausarbeit soll ihr dann verfügbar sein. Und dann das Andere muß vorausgeschickt werden: uns treibt zu unsrer Forderung nicht die Durchschnittsbegeisterung für den heutigen Mutterberuf und für die heutige Mutterarbeit. Es ist ganz gewiß wahr, daß die fortschreitende Sozialisierung der Erziehungsarbeit für die Kinder großen Segen gestiftet hat. Uns faßt durchaus nicht das Entsetzen, wenn wir davon hören, daß ein gut Teil der Mutterarbeit in Säuglingsheimen, Kinderhorten und ähnlichen Gebilden geleistet werden soll. Ja wir können sogar einen Abschnitt aus einem Artikel von Therese Schlesinger-Eckstein aus der Neuen Zeit hierhersetzen:

> Ein großer Teil der körperlichen Pflege, Unterricht und Beaufsichtigung könnte sehr wohl in öffentlichen Anstalten von geschulten Fachleuten besorgt werden, während die Mutter ihrer Arbeit nachgeht. Ein paar sorglose, heitere, durch keine anderen Aufgaben belastete Stunden, die die künftige Mutter mit ihren Kindern verbringen wird, werden zu unendlich reicherem und segensvollerem Austausch zwischen ihr und dem Kinde führen, als das fortwährende Zusammensein dieser mit einer überbürdeten, gedrückten, ungebildeten und verdrossenen Mutter ihnen heute geben kann und als das Zusammensein mit einer immerhin abhängigen und im Einerlei der Häuslichkeit eingeengten Mutter ihnen auch künftig geben könnte.

Und doch — obwohl wir das Alles zugeben können — glauben wir, daß *der Mutterberuf für unser Volk so wertvoll und so schwierig ist, daß er eine wirtschaftlich zu bewertende Leistung für sich darstellt.* Das glauben wir vor allen Dingen vom Kinde her. Niemals wird die Pädagogik in der Kindererziehung das leisten können, was eine Mutter leisten kann, wenn sie für ihren Mutterberuf vorgebildet ist und wenn sie in diesem Mutterberuf sich ständig fortbildet. Nach zwei Seiten hin liegt dieser spezifische Mutterberuf: er bedeutet die Kunst, sich hineinzufühlen und hineinzusinnen in Persönlichkeiten, in *andere* Persönlichkeiten. Solche Künstler aber für unsere Seele haben wir in allen Zeiten unsres Lebens nötig. Und das ist die Kunst des Mutterberufes: Menschen heranzubilden, die aus allen Weltbeziehungen heimfinden in die innerste Wahrheit ihres Wesens — ja nicht nur das, Menschen vielmehr, die alle Weltbeziehungen dazu nützen, die Einheit und die Harmonie, die Gotteswirklichkeit zu finden. Zu solcher Mutterkunst aber gehört nach unsrer Ueberzeugung ein ganzes Leben. Wohl scheint uns die Frauenart das Kapital zu sein, mit dem hier gearbeitet wird. Aber eine ununterbrochene tüchtige Arbeit ist nötig, um dieses Kapital fruchtbar zu machen. Die Art dieser Arbeit kann hier nur angedeutet werden. Soll sich eine Frau dazu ausbilden sich in Menschenseelen hineinfühlen zu können, so muß das Menschenvolk in allen seinen Schattierungen vor ihr lebendig und gegenwärtig sein; sie muß geistigen Umgang haben mit den verschiedensten Menschen. Soll sie den verworrenen Gängen und Wegen seelischen Lebens nachgehen können, so muß sie vor allem die Wirklichkeit kennen lernen, die so wirkt. Lebenskundige Frauen allein können solche Mutterkunst haben. Wie viel mehr noch ist das eine Forderung, wenn wir denken, daß sie in allem Einzelnen das Eine soll finden können. So aber arbeiten zu müssen, das ist wahrlich ein Lebensberuf, der sich nicht in den Freistunden erledigen läßt — und seien diese Freistunden auch noch so zahlreich bemessen.

Aber mir scheint, nicht nur vom Kinde her ergibt sich der Gesamtheit Recht und Pflicht, den Mutterberuf als solchen wirtschaftlich selbständig zu gestalten, sondern auch vom Manne her. Die Art der Menschenarbeit wird immer mehr von dem Gesetz der Arbeitsteilung bestimmt, und jeder dieser Arbeitsteile wieder nimmt alle Kräfte und Gedanken eines Menschen in Anspruch:

> Die Arbeit hat mit der Innerlichkeit des Menschen immer weniger zu tun, sie vermag in ihrer steigenden Mechanisierung dem Ganzen seiner Persönlichkeit, dem Verlangen nach Lebenserfüllung immer weniger zu bieten.

Da wird und muß die Mutterkunst der Frau mobil werden als Geschenk der Gattin an die Gesamtheit der Volksgenossen, die dadurch davor bewahrt wird unterzugehen im Nicht-Geist. Wir halten also dafür, daß die Ausübung solcher Mutterkunst ein vollwertiger Beruf ist, der ökonomische Selbständigkeit verdient. Nur ein Bedenken, nur ein Einwand hat wirkliches Gewicht für uns: Können die Frauen ohne erwerbenden Beruf, ohne den Zwang eines solchen solche Mutterkünstler werden? Kann man mitten im Strom des Volkslebens stehen, ohne an diesem Volksleben durch einen unmittelbaren Brotberuf interessiert zu sein? Wir glauben es, wir trauen es den Frauen mit ihrer Art zu. Aber das ist gewiß, hier liegt eine Schwierigkeit.

4

An das Herz des Ringens und Kämpfens unsrer Tage auf diesem Gebiet kommen wir erst heran, wenn wir jetzt über die *Reformvorschläge auf sittlichem Gebiet* — speziell dem Gebiet der sexuellen Sittlichkeit sprechen. Dr. Helene Stöcker hat da das stolze Wort „Neue Ethik“ gebraucht. Es ist sehr gut, daß dies Wort zum Gegenstand einer lebhaften Auseinandersetzung geworden ist. Denn in diesem Worte — wenn es nicht nur ein handliches Schlagwort sein soll — bekundet sich unseres Erachtens der grundlegende Mangel der ganzen Bewegung: es mangelt an einer tiefgrabenden und klaren Durch-

arbeit der Fundamente. Hören wir nur, wie Dr. Helene Stöcker von der inneren Art der Ethik redet:

Nun wissen wir, daß wir, wenn wir unser Urteil über die Dinge umändern, umwerten, wir damit auch die Dinge selber ändern — daß wir selber es sind, die unser Leben glücklich oder unglücklich, würdig oder unwürdig gestalten. Wenn der Mensch sich nicht mehr für böse hält — wozu eine alte Moral ihn zwang, hört er auf, es zu sein.

In der Tat, beneidenswert einfach. Demgegenüber war es sehr leicht zu polemisieren. Und solche Polemik um die Grundbegriffe ist überaus nötig; denn man kann von falschen Voraussetzungen nur zu falschen Schlüssen kommen. Wer mitarbeiten will auf dem Kampfplatz sittlicher Fragen, der muß zunächst sich um das Phänomen „Sittlichkeit" im menschlichen Geistesleben auf das ernsteste gemüht haben. Wenn anders er seinen Einzelforderungen überhaupt eine prinzipielle Grundlage schaffen will, dann muß er sich zum wenigsten auseinandersetzen mit der Doppelart sittlichen Lebens im Menschen, die Kant damit beschrieb, daß er vom kategorischen Imperativ und von der Autonomie des Menschen sprach. So gewiß also eine solche Zurechtweisung notwendig war — hoffentlich trägt sie Frucht —, so gewiß ist es falsch, von hier aus Reformarbeiten auf sittlichem Gebiet überhaupt zu verhindern. Und hier und da ist man doch dazu geführt worden, von einer Unwandelbarkeit der sittlichen Gebote und Gesetze zu sprechen. Man hat dann den zunächst rein formalen Charakter des sittlichen Gesetzes außer Acht gelassen und so die bestimmten inhaltlichen Forderungen zur Reform der sexuellen Ethik schon für fast erledigt gehalten, wenn man die Anmaßung einer „Neuen Ethik" zurückgewiesen hatte.

Es müssen in Bezug auf die sinnliche Liebe sittliche Anschauungen mehr zu ihrem Recht kommen, die im landläufigen Urteil, in der „alten Moral" völlig zurücktreten. In zwei Richtungen bewegen sich diese sittlichen Anschauungen zur sinnlichen Liebe, die zwar nicht Erfindungen der jüngsten Zeit sind, wohl aber von den „Vielen" als neu empfunden werden. Das aber ist das Grundgesetz dieser Anschauungen über die sinnliche Liebe: wir müssen aufhören die sinnliche Liebe nur negativ zu werten; wir müssen aufhören unsre Hauptaufgabe darin zu sehen, dieser allenfalls erlaubten Lebensäußerung Grenzen und Einschränkungen zu geben; wir müssen vielmehr die sinnliche Liebe irgendwie positiv werten, sie einreihen und eingliedern in unser bewußtes sittliches Leben, sie verbinden mit den Zielen unsres Wollens. Das heißt aber auf der einen Seite: die Liebe zweier Menschen zu einander, eines Mannes und eines Weibes, wird mitgebaut durch die sinnliche Freude beider an einander; diese Liebe zweier Menschen zu einander feiert in der sinnlichen Gemeinschaft ihr Fest, findet in der sinnlichen Liebe immer wieder ihren reinen und tiefen Ausdruck. Am schärfsten hat dieser Anschauung unter den neueren Ethikern Wilhelm Herrmann Ausdruck gegeben, wenn er die Konsequenz so zieht:

Die Begründung einer Ehe geht immer aus von einer sinnlichen Liebe zu einer bestimmten Person des anderen Geschlechts. Was ohne diesen Segen der Natur an geschlechtlichen Verbindungen, wenn auch lebenslänglichen und kirchlich eingesegneten zustande kommt, ist nicht Ehe, sondern Unzucht.

Wenn aber so die sinnliche Liebe in das Ideal der Ehe aufgenommen wird, dann ist damit zugleich Zweierlei mitgegeben. Wir müssen dann anerkennen, daß diese sinnliche Liebe einen besonderen Glückszustand bedeutet. Wenn wir den Zusammenhang der sinnlichen Liebe mit dem Austausch zweier Wesen überhaupt begriffen haben, dann wird vor uns eine Welt jubelnder und jauchzender, feiner und tiefer, stiller und warmer Freuden lebendig, die erst die ganze Fülle des Lebens in einem Menschenkind lebendig machen können. Wir verstehen dann die Macht dieser sinnlichen Liebe über die Menschenherzen. Ganz abgesehen von der Gewalt des reinen Naturtriebes. Wir verstehen dann das große Kämpfen und Ringen um die sinnliche Liebe in der Welt. — Aber auch ein Andres ist damit gegeben: die sinnliche Liebe ist damit aus ihrer Isoliertheit herausgenommen. Sie nimmt nun Teil an dem ganzen Ernst der Liebe selbst. Sie verbindet sich mit dem tiefsten und allereinsten Leben, das Menschen überhaupt haben: daß sie sich

einander geben können, ihr Herz, ihre Seele einander geben können. Dadurch, daß die sinnliche Liebe zu dieser eigentlichsten Tat des Menschen in innerste Beziehung gesetzt wird, wird sie in die Sphäre des sittlichen Handelns erhoben. — Nachdem so die eine Seite der sittlichen Anschauung zur sinnlichen Liebe dargestellt worden ist, darf und muß dann auch das Andere gesagt werden. Wir versuchten es schon zu sagen in unsern beiden Andachten dieses Jahrgangs Nr. 28 und Nr. 38 „Mann und Weib" und „Lebensgenüsse": diese sinnliche Liebe bedeutet für uns Menschen ein Geschenk des lebendigen Gottes an seine Kinder. Diese sinnliche Liebe wird erlebt als eine helle Freude ohne böses Gewissen, als eine freundliche Guttat unsres Gottes, an der wir uns freuen können wie die Kinder sich freuen.

Wenn aber diese sittlichen Anschauungen von der sinnlichen Liebe sich immer mehr durchsetzen werden, so wird das in unsern Tagen in erster Linie den Frauen zu gute kommen, und wenn wir mit unsrer Kraft uns dem Kampfe für diese sittlichen Anschauungen hingeben, so arbeiten wir in erster Linie um der Frauen willen. Denn auf ihnen lastet die Not am schwersten in unsern Tagen: bei den vielen, vielen die Askese, das Nichthaben einer Welt von Glück, und bei ebensovielen das böse Gewissen mitten im Besitz, und endlich bei dem ganzen Geschlecht die öffentliche Mißachtung, die sich in der Reglementierung der Prostitution am deutlichsten ausspricht, die aber durchaus dort nicht ihr Ende findet.

Von diesen Grundlagen aus ergibt sich für uns notwendig die Forderung „der geschlechtlichen Aufklärung der Jugend". Wir wenden hier das Schlagwort an, ohne uns mit seinem Inhalt völlig zu identifizieren. Es ist höchst erfreulich, daß diese Forderung jetzt immer allgemeiner anerkannt wird. So sagt Otto Baumgarten in seinen Vorträgen „über Kindererziehung":

Im Alter der Geschlechtsreife soll dann der Vater den Sohn, die Mutter die Tochter in ernster, ruhiger Weise über den Sinn und Hergang des geschlechtlichen Lebens aufklären und es nicht dem Zufall oder schlechten Büchern und Kameraden überlassen, den zur Neugier gesteigerten Wissenstrieb zu befriedigen. Ich habe mich lange dagegen gesträubt, dieser Forderung zuzustimmen, da ein natürliches Schamgefühl es den Eltern besonders erschwert. Aber am Ende ist doch die Behütung vor unkeuschem Nachgrübeln und Herumspüren wichtiger als die momentane Verletzung einer keuschen Zurückhaltung.

Von unsern Grundlagen aus ergibt sich uns Zweierlei — wir würden auch ohne die Not der Gegenwart dazu kommen: unsre Kinder müssen den Sinn und den Inhalt und die Schönheit und den Ernst der sinnlichen Liebe kennen lernen. Und es ist uns sichere Ueberzeugung, daß der Mißbrauch der sinnlichen Liebe besser ausgeschlossen wird, wenn sie ihre frohe Botschaft vernehmen, als wenn sie nur die verbietenden oder einschränkenden Gebote kennen lernen. Das Gesetz tötet, aber die frohe Botschaft macht lebendig. Diese beiden Ueberzeugungen bilden für uns die Grundlage für die praktischen Maßnahmen, die nun in der Erziehung zu wählen sind. Hier ist noch Alles im Fluß. Die mannigfaltigsten Fragen müssen hier durcharbeitet und erörtert werden. Es ist überaus interessant, in die Geschichte des ganzen Problems und in die augenblicklichen Untersuchungen hineinzusehen.*) Es ist natürlich unmöglich, an dieser Stelle die ganze Diskussion wiederzugeben. Ich weise nur auf Zweierlei hin, das zumeist übersehen wird.

Die ganze Bewegung krankt, wie sehr viele Reformbewegungen, an einer Ueberschätzung der Aufklärung. Es ist eben einfach nicht wahr, daß wir Menschen durch die Erkenntnis regiert werden. Das ist das Eine. Wirklich bildende, schaffende Macht aber hat die Gewöhnung, die Erziehung. Und darum glaube ich, daß ein harmloses Hineinwachsen der Kinder in die Sphäre des sinnlichen Lebens, ihr Hineingewöhnen, größeren Wert hat, als eine einmalige Aufklärung in einer bestimmten Lebenszeit. Ich weiß wohl, daß damit der Fragen nicht weniger geworden

*) Ich kann an dieser Stelle mit gutem Rechte auf die Aufsätze hinweisen, die Marie Lischnewska in der Zeitschrift „Mutterschutz" veröffentlicht hat. Ueberhaupt bringt diese Zeitschrift zu unserm Thema so wertvolle Beiträge, daß ihr Abonnement besonders für größere Lesezirkel durchaus ratsam ist. Verlag J. D. Sauerländer, Frankfurt a. M. Halbjährlich 6 Hefte 3 Mk.

sind, wohl aber ist die Richtung unsres Lösungsversuches damit gegeben. In ihrem Verfolg liegt die Zusammenerziehung — Coeducation — beider Geschlechter, in ihrem Verfolg liegt ein reger geselliger und außergeselliger Verkehr der jungen Menschen beider Geschlechter, in ihrem Verfolg liegt für uns Heutige die Verpflichtung, die Einsamen beider Geschlechter in unsern Häusern zusammenzuführen zum Austausch und Verkehr.

Von diesen Grundlagen aus ergibt sich uns auch unsre Stellung zur Frage des unehelichen Geschlechtsverkehrs. Und gerade diese Frage hat im Mittelpunkt des Streites um den „Mutterschutz" gestanden. Die Stellung des „Mutterschutzes" zu dieser Frage ist durchaus nicht völlig klar. Es wird durchaus noch nicht klar, ob ihm das „Verhältnis" eine soziale Krankheits- oder allenfalls Uebergangserscheinung sein soll oder das erste Anzeichen einer gesunden Neubildung. Es wird durchaus noch nicht klar, ob der Neomalthusianismus als Bundesgenosse begrüßt wird oder nicht, ob insbesondere bei dem „Verhältnis" die Verhütung der Empfängnis als sittlich gut angeschaut wird oder nicht. Es wird durchaus noch nicht klar, ob die sinnliche Liebe wesentlich und prinzipiell gedacht wird als monogamisch gerichtet oder als mit variablen Bedürfnissen ausgestattet. Trotz dieser weitgehenden Unsicherheit haben wir aus zwei Gründen Sympathie auch mit diesen Sätzen des Mutterschutzes zur sinnlichen Liebe. Wir erleben darin die gewaltige Macht und den gewaltigen Zauber der sinnlichen Liebe über die Menschenherzen; wir empören uns mit diesen Sätzen über die unglaubliche Heuchelei, die nur einen Teil der gemeinsam Handelnden mit den moralischen Folgen der Tat belastet. So gewiß wir also Verständnis für „Mutterschutz" haben, so lebhaft lehnen wir die grundsätzliche Rechtfertigung des unehelichen Geschlechtsverkehrs, der sinnlichen Liebe ohne den Willen der dauernden Lebensgemeinschaft und ohne den Willen zum Kinde ab. Ganz gewiß nicht aus Prüderie, sondern um der Eigenart der sinnlichen Liebe willen, die wir fröhlich bejahen. Diese sinnliche Liebe ist keine isolierte Erscheinung im menschlichen Geistesleben, sondern verbindet sich, wie wir oben zu zeigen suchten, mit einem reichen sonstigen Leben und muß natürlich darum auf dies sonstige Leben Rücksicht nehmen. Ganz besonders die sinnliche Liebe der Frauen wird sich vielleicht nur dann äußern, wenn sie als eine letzte Offenbarung aufgenommen wird:

> Je feiner sie geartet ist, um so mehr wird für sie die letzte Hingabe den Sinn eines zarten und heiligen Vertrauens tragen, zu dem nur der Glaube an eine unverbrüchliche Lebensgemeinschaft den Mut gibt.

Aber ganz abgesehen davon, daß diese sinnliche Liebe ohne den Willen und die Gewißheit der Ehe — wir sprechen hier nicht von irgend einer bestimmten Form der Ehe — um ihre sittliche Art betrogen wird, die sinnliche Liebe kommt dann auch um ihre eigentliche natürliche Schönheit; oder — um ganz vorsichtig zu sein — sie ist in Gefahr, um diese ihre natürliche Schönheit zu kommen. Die sinnliche Liebe ist nur dann vollwertig und ganz froh, wenn sie sich selbst restlos gibt und den Andern empfängt. Das ist aber nur möglich ohne Zwischenrechnungen; das ist vor allem nur dann möglich, wenn man wirklich den Andern will und nicht etwa diesen Andern nur als Mittel für sich selbst. Das ist nicht nur unsittlich, sondern auch wider die natürliche Art der sinnlichen Liebe.

Diese grundsätzliche Stellungnahme hindert mich aber nicht, praktisch an den Bestrebungen des „Mutterschutzes" mitzuarbeiten. Der § 1 der Satzungen des Bundes lautet:

> Zweck des Bundes ist, ledige Mütter und deren Kinder vor wirtschaftlicher und sittlicher Gefährdung zu bewahren und die herrschenden Vorurteile gegen sie zu beseitigen.

So gewiß wir der Propaganda in unsern Tagen eine große Bedeutung zuschreiben, so lebhaft müssen wir als Christen daneben die Pflicht der persönlichen Tat betonen. Wenn wir von dem Recht und der Notwendigkeit einer solchen Arbeit für die uneheliche Mutter und ihr Kind überzeugt sind, dann müssen wir selbst in unsern nächsten Beziehungen das Rechte tun, müssen eventuell auch stellvertretend leiden können. „Ein Jeder tu sein Lektion, so wird es wohl im Hause stohn." Das reicht heute zwar nicht aus, ist darum aber nicht weniger notwendig geworden. Aber man hat von einer solchen Tätigkeit für die uneheliche Mutter und ihr Kind die schlimmsten Folgen erwartet; sonderlich dann, wenn man den Schimpf und die Schande von ihnen nehmen würde. Dann würden die Hemmnisse gefallen sein und die Zahl der unehelichen Mütter und Kinder mit all den traurigen Folgeerscheinungen würde zunehmen. Das ist zunächst einmal sehr in Frage zu stellen. Die größte Zahl der unehelichen Mütter wird auch heute absolut nicht durch die drohende Schande gehemmt, weil sie nämlich diese Schande gar nicht empfinden. Sie verheiraten sich, und ihr Kind wird anerkannt. Für die Leichtsinnigen und Leidenschaftlichen aber wird gerade der Ernst des Gedankens: das Kind gehört seiner Mutter, erziehende Gewalt haben. Die schlimme Folge würde nur dann eintreten, wenn wirklich der Schrei nach dem Kinde („Ein Kind und Arbeit!") dem tiefsten Wesen des Weibes entspräche. Aber das widerspricht der Natur der sinnlichen Liebe, die eben vor Allem den einen Andern will. Und selbst wenn es so wäre — wir sagen das im vollen Bewußtsein des Ernstes — selbst wenn Mutterschutz für die uneheliche Mutter eine stärkere Zahl unehelicher Mütter und Kinder bedingen würde — was ich nicht glaube — so könnte ich doch nicht anders, als diesen Mutterschutz ausüben und für diesen Mutterschutz Propaganda machen. Ganz gewiß treiben mich dazu nationale Gründe. Die Wunden, die uneheliche Mütter und uneheliche Kinder in ihrer jetzigen Lage dem Volksleben schlagen, sind zu tief, als daß sie auf die Dauer ertragen werdenkönnen. Und zu viel gesunde Volkskraft geht heute in den unehelichen Müttern und in den unehelichen Kindern dem Volksleben verloren. Noch mehr aber werden wir innerlichst zu solchem Mutterschutz genötigt durch unsre christliche Art. Ihn jammerte des Volks. Uns jammert der Kinder. Und ich kenne keinen Schutz der Kinder, ohne daß man ihre Mütter schützt. Die Kinder können nicht lebendig werden, wenn die Mütter sterben — körperlich nicht, noch viel weniger seelisch. Uns jammert aber auch der Mütter. Und wir wissen, daß wir alle nur leben und zumal daß wir alle nur auferstehen aus der Macht des Vertrauens heraus. Das ist die Seligkeit vergebener Schuld, daß der lebendige Gott uns etwas Neues zutraut. Das ist der Zauber des Sünderfreundes über die Sünder. Es ist durchaus richtig, wenn Simmel in seiner Einleitung in die Moralwissenschaft sagt:

> Die Verachtung, die die Gesellschaft den Prostituierten zeigt, führt zu dem tragischen Zirkel, aus dem sich der aus der Gesellschaft Ausgestoßene überhaupt kaum befreien kann: weil er unsittlich ist, wird er ausgestoßen, und weil er ausgestoßen ist, wird er immer unsittlicher. —

Wir sind am Ende. Wir glauben, die durch die Mutterschutz-Bewegung angeregten Fragen im wesentlichen durcharbeitet zu haben. Schon das wäre Erfolg genug, daß der Ernst und die Schwere dieser Fragen sich auf die Seele immer neuer Menschen legten. Heinz Beckmann

---

Biblische Zeit- und Streitfragen

zur Aufklärung der Gebildeten. Herausgegeben von Pfarrer Lic. Dr. Böhmer und Professor Lic. Dr. Kropatscheck. Verlag von Edwin Runge in Gr. Lichterfelde-Berlin. — 1. Das Rätsel des Leidens im Alten Testament. Eine Einführung in das Buch Hiob von D. Justus Köberle; 2. Das Abendmahl im Neuen Testament von D. Reinhold Seeberg; 3. Die Geschichtlichkeit des Markusevangeliums von D. Bernhard Weiß; 4. Das Johannesevangelium und die synoptischen Evangelien von D. Fritz Barth; 5. Die Auferstehung Jesu von D. Eduard Riggenbach; 6. Das Gebet bei Paulus von Lic. Alfred Juncker. Preis 40 bis 60 Pfg.

Mit Freuden ist das unter dem obigen Titel ins Leben getretene Unternehmen in der Christlichen Welt bereits begrüßt worden. Wer möchte diese Freude nicht teilen und hoffen, daß auf dem hier betretenen Wege doch noch einmal eine Verständigung zwischen „altem" und „neuem" Glauben bei deren wissenschaftlichen Vertretern wenigstens erzielt werden möge! Das möchte ich jedenfalls für mich in Anspruch nehmen, auch wenn ich mich den mir zur Besprechung vorgelegten ersten sechs Heften der Sammlung gegenüber zumeist ablehnend verhalten muß.

„Das Rätsel des Leidens", eine kurze Einführung in das Buch Hiob von Justus Köberle, hat an dieser Stelle schon Hermann Gunkel in einer Vergleichung mit dem entsprechenden Heft der Religionsgeschichtlichen Volksbücher besprochen.*) Ich möchte dem nur Eins hinzufügen. Wie lieblos und verständnislos steht Köberle doch den modernen Menschen gegenüber, die nicht so sicher wie er auf eine Lösung aller Rätsel im Jenseits rechnen! Weil ihnen das Gericht ein lästiger Gedanke ist, darum, meint Köberle (S. 22), lassen sie es aus sein mit diesem Erdenleben! — Wer die Gebildeten von heute belehren will, der lerne sie erst verstehen!

Die Grundstimmung, aus der Reinhold Seebergs Heft über „Das Abendmahl im Neuen Testament" geschrieben ist, muß jeden ernsten Christen sympathisch berühren. Wer möchte des Verfassers Worte nicht unterschreiben, wenn er denen, die nur aus Pietät festhalten an den überkommenen kirchlichen Formen und Lehren, vorhält: „Mit der bloßen konservativen Tendenz reichen wir nicht aus. Die entscheidende Frage bleibt immer die: hast du Etwas daran, erlebst du Segen und Kraft? Auf das persönliche Glauben, Empfinden, Haben kommt es an", oder wenn er den „Jungen" zuruft: „Der Achtung vor den Angehörigen, vor der Gemeinde Christi, vor ihm selbst, unserm Herrn, tut man nicht genug durch äußeres Mitmachen oder überlegenes Schweigen, sondern durch die innere Bewegung des Fragens, Suchens und Ringens." Seeberg ladet seine Leser ein, zunächst einmal „mit rein geschichtlichem Interesse der Frage nachzudenken, welches der Abendmahlsgedanke Jesu gewesen ist." Er mutet ihnen dabei durchaus kritische Erwägungen zu; so in der Frage nach der Textgestalt der Einsetzungsworte bei Lukas, wo er dem neuerdings wieder besonders zu Ehren gekommenen Codex D (Cantabrigiensis) folgt, und bei der Datierung des Herrenmahles. Er verschmäht das harmonistische Kunststück Theodor Zahns, der, um Johannes mit den Synoptikern zur Uebereinstimmung zu bringen, den Ausdruck „das Passaheſſen" auch als Bezeichnung desjenigen Teils der mehrtägigen Festfeier gelten läßt, wo das Passah tatsächlich schon gegessen ist. Seeberg erschwert sich sogar seine weiteren Darlegungen, indem er dem Johannes folgt und Jesus einen Tag vor dem üblichen Termin mit seinen Jüngern das Mahl halten läßt. Sein Grund dafür ist: der Irrtum, das Mahl auf den Tag der allgemeinen Mahlzeit zu schieben, sei näher liegend als der andere. Aber dieser Grund zieht nicht; für Johannes war bei der Datierung des Todes Christi auf den 14. Nisan gewiß die Gleichung maßgebend: Christus unser Passahlamm (vgl. 1. Kor. 5, 7). Trotz dieser Verschiebung nun betrachtet Seeberg das Mahl Jesu mit seinen Jüngern als Passahmahlzeit. Die einzelnen übereinstimmenden Züge, die er zwischen der jüdischen Feier und dem Abendmahl Jesu gefunden zu haben glaubt, werden einen aufmerksamen Leser schwerlich überzeugen. Einen Einwand macht er sich selbst, ohne daß es ihm gelänge, ihn zu entkräften: wie kommt es, daß Jesus bei diesem „Passahmahl", bei dem das Lamm den Mittelpunkt bildete, nicht an dieses Lamm, sondern an Brot und Wein seine ernsten Gedanken knüpfte? — Daß Jesu Abschiedsmahl im Rahmen des Passahritus verlief, läßt sich eben nicht beweisen.

Aber war es überhaupt ein Abschiedsmahl? War Jesus wirklich schon jetzt so überzeugt von seinem unmittelbar bevorstehenden Tode, daß er mit solcher Gewißheit zu seinen Jüngern davon reden konnte? Nicht nur sein Ringen in Gethsemane will nicht recht dazu stimmen; auch das sonderbare, aber wohl sicherlich echte Wort von dem Schwert, das sich die Jünger kaufen sollen (Luk. 22, 36), gibt zu Bedenken Anlaß. Es ist neuerdings von Pfleiderer dahin verstanden worden, daß Jesus sich und die Seinen gegen einen etwaigen meuchlerischen Ueberfall der Juden schützen will; nur den Dienern der Obrigkeit gegenüber verbietet er später den Widerstand. Eine andere irgendwie befriedigende Erklärung dieser dunklen Stelle ist mir nicht bekannt.

Es kann nicht der Zweck dieser Anzeige sein, eine neue Untersuchung der Seebergs gegenüberzustellen. Nur möchte ich seinen Lesern wünschen, daß sie wenigstens eine Ahnung von den Schwierigkeiten bekämen, die gerade bei der Frage nach dem geschichtlichen Kern und der Bedeutung des Abendmahls sich auftun. Von diesen Schwierigkeiten erfährt man durch Seeberg so gut wie Nichts. Es ist schließlich doch nur die alte Harmonistik, die er bietet: die Synoptiker, Johannes, Paulus, die Didache und die Apologie der Augustana, sie bezeugen im Grunde alle dasselbe: „die Gegenwart des lebendigen Christus" als den Sinn des Abendmahls. Und doch kennt z. B. die Didache eine ganz andere Symbolik; das „Maranatha" aber Didache 10, 6, in dem Seeberg die Bitte um die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl sieht, ist eine Begründung der vorhergehenden Aufforderung zur Sinnesänderung, wie es 1. Kor. 16 in Beziehung tritt zu dem unmittelbar davor stehenden „Anathema";*) und der Unterschied zwischen Johannes und den Synoptikern war schon dem Heiden Porphyrius aufgefallen, der an dem johanneischen „Essen des Fleisches" (6, 54) besondren Anstoß nahm.

Von einem wichtigen Faktor in der Entwicklung des altchristlichen Abendmahlsgedankens schweigt Seeberg völlig: von den Mysterien. Davor hätte ihn die Erwägung bewahren müssen, die Harnack einmal in die Worte gekleidet hat: „Der Satz der späteren Scholastiker: Sacramenta continent gratiam (die göttliche Gnade ist in den Sakramenten enthalten), ist so alt wie die Heidenkirche; er ist noch älter als sie; er war längst da, bevor sie existierte."

Wer das Ringen der neueren Forschung mit den von Seeberg teils nur gestreiften, teils übergangenen Problemen kennen lernen will, dem sei das auch dem Laien in der Hauptsache verständliche eingehende Referat von Grafe über die Arbeiten von Harnack, Zahn, Jülicher und Spitta (Zeitschrift für Theologie und Kirche, 5. Jahrgang 2. Heft) empfohlen. Bei einer so vertieften Kenntnis der Schwierigkeiten wird es ihm dann auch verständlich werden, wie Bousset in seinem „Jesus" (Religionsgeschichtliche Volksbücher) schreiben konnte: „Leider werden wir wohl bei der gegenwärtigen Lage der Dinge darauf verzichten müssen, überhaupt den ursprünglichen Sinn des Abendmahls Jesu mit Sicherheit zu erkennen."

Wenn ein Mann wie Bernhard Weiß in einem populären Heft „den Ertrag einer Lebensarbeit" gibt, so dürfte er sicher sein, gehört zu werden, auch ohne daß er es ausdrücklich verlangte. Es handelt sich in seinen Ausführungen über „die Geschichtlichkeit des Markusevangeliums" in der Hauptsache um eine Auseinandersetzung mit Wredes „Messiasgeheimnis"; eigentlich ist also die Voraussetzung für jeden Leser des Weißschen Heftes das Studium jenes fachwissenschaftlichen Buches. Daß Wredes zum Teil sehr verdienstvolle Monita über die Auffassung und Verwertung des Markusevangeliums von den Gegnern der „neueren Kritik" zu deren Diskreditierung verwendet werden würden, stand mit Sicherheit zu erwarten. Schade, daß es von Bernhard Weiß geschah, und zwar zu einer Zeit, da die „neuere Kritik", übrigens keineswegs nur durch Wrede veranlaßt, ihre Ansichten über das Markusevangelium schon selbst gründlich revidiert hat — auch vor der Oeffentlichkeit; ich erinnere nur an das erste Heft der Religionsgeschichtlichen Volksbücher, wo Wernle S. 63 den Inhalt des zweiten Evangeliums als „ein lediglich stoffliches Aggregat von Einzelbildern" bezeichnet, „in das erst moderne Phantasie pragmatische Verknüpfung hat bringen wollen." In der Anerkennung der sachlichen, nicht geschichtlichen Anordnung des Stoffes bei Markus geht also jedenfalls die neueste Kritik mit Bernhard Weiß auf gleichem Wege, ohne ihm freilich auf das unsichere Gebiet des Johannesevangeliums zu folgen, wo er Ersatz zu finden glaubt für das, was er bei Markus vermißt; die „neuere Kritik" verzichtet eben auf ein „Leben Jesu".

Angenehm berührt bei Weiß im Gegensatz zu neueren und neuesten Rekonstruktionsversuchen die Behutsamkeit, mit der im allgemeinen von den durch die Tradition gegebenen Petruser-

*) Vgl. Christliche Welt 1905, Nr. 30, Sp. 717 f.

*) Maran atha syrisch: Herr, komm! Anathema griechisch: Verflucht sei! Beides 1. Kor. 16, 22. D H

innerungen gesprochen wird; um so sonderbarer ist es dann freilich, wenn gelegentlich die Mark. 4, 10 ff. entwickelte Theorie über die Gleichnisrede „sicher aus den Petruserinnerungen des Markus" herrühren soll. Mit Weiß stehe ich Wredes Haupttheſe von der geheimen Messianität Jesu skeptisch gegenüber; eine so mangelhafte Durchführung einer beherrschenden Idee kann auch ich Markus nicht zutrauen.*) Uebrigens hat die Frage nicht für Jeden die kardinale Bedeutung, die ihr Bernhard Weiß zumißt. In den Einzelheiten seiner Polemik wird ihm aber auch der keineswegs durchgehends beistimmen, der mit ihm Wredes Auffassung verwirft. Angesichts der Antwort Jesu auf die Anfrage des Täufers (Matth. 11, 2—6) wundert man sich, wie Weiß bestreiten kann, daß die Wunder den Evangelisten Beweise für die Messianität Jesu gewesen seien. So wird der aufmerksame Leser manches Fragezeichen zu den Weißschen Ausführungen machen. Am meisten befremden wird vielleicht der sonderbare Schlüssel zu dem „doppelsinnigen Wort Jesu" und dem Hinausweisen der Anwesenden bei der Erweckung der Tochter des Jairus (S. 31):

> Jesus wollte nicht in den Ruf eines Wundermannes kommen, der gekommen sei, ihre Toten aufzuerwecken, wie ihre Kranken zu heilen. Daher sollte es für Alle außer den von ihm ausgewählten Augenzeugen dabei bleiben, daß das Kind nicht gestorben sei, sondern nur geschlafen habe.

In der Tat: eine eigentümliche Apologetik! —

Fritz Barth unternimmt es, den apostolischen Ursprung des vierten Evangeliums zu verteidigen. Er bedient sich dazu hauptsächlich rhetorischer Mittel und scheut dabei auch leider nicht vor Trivialitäten zurück: so wenn er uns S. 4 versichert, das Johannesevangelium sei keine Seifenblase — wer hat denn das behauptet? — oder Jesus habe nicht Stenographen, Kopisten und Momentphotographen als Zeugen von seinem Leben in die Welt gesandt (S. 20). Was hat das johanneische Problem mit den Leuten zu tun, „die ihre Kunstmotive aus Japan, ihre Religion aus Indien und ihre Ethik aus Amerika beziehen"? (S. 29.) Oder will Barth wirklich dieser „nervösen Vielseitigkeit" die zahlreichen ernsten Kritiker bezichtigen, die an einer gewissen Monotonie des vierten Evangeliums berechtigten Anstoß nahmen? Das wäre denn doch eine sonderbare Polemik.

Ganz erfreut ist man über den Offenbarungsbegriff Barths (S. 14). Aber der Vorwurf, daß die neuere Forschung die von ihr selbst erst in den biblischen Fragen zur Geltung gebrachte Bedeutung der Persönlichkeit bei dem johanneischen Problem außer Acht gelassen habe, trifft nicht zu. Die Möglichkeit z. B. einer geistigen Entwicklung des Apostels Johannes bis zu dem Standpunkt des vierten Evangelisten ist wiederholt eingehend erwogen worden. Aber wenn das Geheimnis des persönlichen Lebens der Schlüssel sein soll für alle die Rätsel, die die Vergleichung des johanneischen und des synoptischen Jesusbildes aufgibt, oder wenn es ausreicht, den von Barth vorausgesetzten völligen Umschwung des einstigen judaistischen Säulenapostels (Gal. 2, 9), der er übrigens nach Barth als Verfasser der Apokalypse noch nach Neros Tode gewesen sein müßte, zum hellenistischsten und spiritualisierendsten Autor des Neuen Testaments zu erklären, dann kann alle historische Kritik sich begraben lassen. Gewiß sind auch die Synoptiker nicht frei von Tendenz — insbesondere bei Markus hat uns ja Wrede die Augen wieder geschärft für solche Erkenntnis —; aber in diesen sekundären Berichten blicken doch hier und da noch echt menschliche Züge hindurch, ich erinnere hier nur an die so bezeichnenderweise bei Johannes ganz fehlende Versuchungsgeschichte — und bei einem Augenzeugen aus der vertrautesten Umgebung Jesu sollten die persönlichen Erinnerungen in solchem Maße zu religiösen Spekulationen verblaßt sein? Von den dem vierten Evangelium eigentümlichen Wundern will ich schweigen. Aber will man wirklich die dem Zeugnis der Synoptiker gegenüber so unwahrscheinliche Datierung der Tempelreinigung in den Anfang des öffentlichen Auftretens Jesu seinem Lieblingsjünger zutraun? Die johanneischen Jesusreden hält auch Barth nicht für authentisch; aber Johannes soll seine Redeweise an geschichtlichen Selbstzeugnissen Jesu gebildet haben; der Ton sei derselbe wie bei den Synoptikern an den Stellen, wo Jesus von sich selbst rede. Indessen schlage man die neun auf S. 33 Anm. 7 für diese Behauptung angeführten Stellen einmal nach!

Von der widerspruchsvollen äußeren Bezeugung des johanneischen Ursprungs scheint sich auch Barth für seine Beweisführung Nichts zu versprechen. Um so größeres Gewicht legt er auf das „Selbstzeugnis des Johannesevangeliums." Hier ist es auch mir am wahrscheinlichsten, daß das Evangelium sich in der Tat als johanneisch ausgibt. Aber daß ein Theologieprofessor, also ein Mann, der auch außer der Bibel und den Schulschriftstellern noch Etwas von antiker Litteratur kennen wird, dabei von raffiniertem Betrug redet, halte ich für recht bedenklich.

Dankenswert ist das Litteraturverzeichnis am Schluß. Hoffentlich berücksichtigen Barths Leser auch die sub A angeführten Werke!

Eduard Riggenbachs Heft über „Die Auferstehung Jesu" beabsichtigt offenbar eine Auseinandersetzung mit Arnold Meyers kürzlich in den „Lebensfragen" erschienenem Buche über denselben Gegenstand, obschon dieses bei Riggenbach nirgends genannt wird. Ich glaube nicht, daß auf einen Leser, der nicht schon überzeugt an die Lektüre von Riggenbachs Ausführungen herantritt, seine Untersuchung und Abschätzung der biblischen Berichte einen gewinnenden Eindruck machen wird. Lessings bekannte Worte über die vorhandenen Widersprüche in Ehren; aber es sind denn doch schließlich nicht nur Nebendinge, in denen unsere Quellen auseinandergehen. Und wenn man dann in den Bedenken, die bei Riggenbachs Ausgleichsversuchen unwillkürlich aufsteigen, mit dem Vorwurf des Mangels an historischem Takt abgefertigt wird, so beruhigt das nicht gerade. Es ist wahr: ein Galiläa auf dem Oelberg wird uns hier nicht zugemutet. Dennoch gelten, von dem unechten Markusschluß abgesehen, alle biblischen Erzählungen über Erscheinungen des Auferstandenen als im wesentlichen zusammen stimmende geschichtliche Ueberlieferungen. Aber bleibt es nicht z. B. sonderbar, daß Paulus, dessen Zeugnis 1. Kor. 15, 5 ff. nach Riggenbach direkt auf Petrus und Jakobus zurückgeht, die Christophanie, die der Maria Magdalena noch vor Petrus zu teil geworden wäre, so ganz vergessen konnte? Der Einwand, er sage auch Nichts von der Vision des Stephanus, zieht nicht; denn es handelt sich hier — die Geschichtlichkeit der Erzählung über Stephanus vorausgesetzt — offenbar nicht um eine Erscheinung zur Beglaubigung des Auferstandenen. Ein Auferstehungsleib, der ißt und trinkt, ist mit paulinischer Anschauung ebenso unvereinbar wie z. B. auch die Totenerweckung Matth. 27, 52 f. mit 1. Kor. 15, 20. 23. — Gewichtiger könnte vielleicht erscheinen, was Riggenbach gegen die Visionshypothese vorbringt. Visionäre Erlebnisse Einzelner wie auch größerer Kreise streitet er nicht ab; das wäre ja auch nach Meyers dankenswerter Zusammenstellung nicht gut möglich. Aber unter diese Art von Erlebnissen auch die Christuserscheinungen der ersten Zeit zu rechnen, weigert er sich hauptsächlich deshalb, weil Visionen Glauben voraussetzten, nicht aber erst erzeugten und weil mindestens die Christophanien vor Jakobus 1. Kor. 15, 7 — man sieht in diesem Jakobus gemeinhin den Bruder des Herrn — und vor Paulus nicht aus schon vorhandenem Glauben zu erklären seien. Zunächst liegt eine unbedingte Nötigung, 1. Kor. 15, 7 auf den erwähnten Jakobus zu beziehen, nicht vor. Aber auch wenn dem so wäre: was berechtigt uns denn bei der Lückenhaftigkeit unsrer Berichte, ihn bis zuletzt zu den Ungläubigen zu zählen? Bei Paulus aber dürfte denn doch die von Riggenbach diskreditierte psychologische Vorbereitung seiner Bekehrung durch des Apostels eigene Andeutungen über sein Ringen mit dem Gesetz genügend gewährleistet sein. Für den Glauben der Jünger insgesamt an Jesu Auferstehung läßt Riggenbach die wichtige Vorstellung vom unmittelbar bevorstehenden Weltende außer Betracht, natürlich auch das apologetische Moment zur Erklärung der ausgestaltenden Ueberlieferung. Wenn er gegen den Schluß seiner Untersuchung schreibt: „Die Entscheidung über das Wunder der Auferstehung Jesu hängt im letzten Grunde davon ab, ob man die religiöse Gesamtanschauung der Bibel teilt", so ist das in gewissem

*) Dabei habe ich Wredes Ausführungen S. 124 ff. nicht übersehen.

Sinne richtig. Aber „die religiöse Gesamtanschauung der Bibel" teilt auch Riggenbach ganz gewiß nicht. Die Differenz besteht hier nur in dem Maß von Konsequenz, das man anzuwenden oder zuzulassen sich gedrungen fühlt.

Alfred Junckers Studie über „Das Gebet bei Paulus" bestärkt zunächst den Eindruck einer ziemlich weitgehenden Anerkennung und Benutzung der „neueren" Kritik von seiten der hier vertretenen „positiven" Theologie. Daß Epheser- und Kolosserbrief ohne weiteres als paulinische Zeugnisse benutzt werden, hat auch für viele „Moderne" nichts Befremdliches mehr; nach S. 29 steht aber Juncker dem Epheserbrief nicht ohne kritische Bedenken gegenüber. Mehr noch: Juncker bekennt es unumwunden, daß er „neueren" Forschern, z. B. Bousset, viel verdankt. Uebrigens ist er in der Anführung seiner Gewährsleute recht inkonsequent. Warum fehlt z. B. Dalmans Name bei der treffenden Bemerkung über die charakteristische Bestimmung der Gebetsanrede „unser Vater" durch das gleich folgende „unser König" in dem jüdischen Gebete Schmone Esre? Und warum wird die ziemlich deutlich durchblickende Benutzung der betreffenden Arbeit Wernles verschwiegen, wo von dem Verhältnis des Christen zur Sünde und von der „stark optimistischen" Beurteilung des Christenlebens durch Paulus die Rede ist? Daß Paulus das Bußgebet nirgends erwähnt, gibt Juncker zu. Aber der Apostel muß es gekannt haben. Beweis:

> Röm. 8, 15 und Gal. 4, 6 berechtigen uns vollkommen zu dem Urteile, daß der Apostel das Vaterunser gekannt, also auch die fünfte Bitte anerkannt hat.

Eine solche Argumentation übertrifft noch jenen berühmten Beweis für die urchristliche Kindertaufe: Cornelius ließ sich mit den Seinen taufen; darunter sind natürlich Kinder gewesen. Was „berechtigt denn vollkommen", aus jenem Abba auf Kenntnis des Vaterunsers zu schließen, da doch Juncker selbst hervorhebt, diese Gebetsanrede sei im Spätjudentum auch sonst nachweisbar?

Nicht viel glücklicher ist der Verfasser bei der Untersuchung über die Adresse des paulinischen Gebets. Zwar daß der Apostel den erhöhten Herrn, den Kyrios, gelegentlich im Gebet anruft, wird man nach den überlieferten Texten schwerlich leugnen können; und auch für seine Gemeinden ist diese Anrufung zuzugeben. Aber was Juncker von der dauernden Bezogenheit des paulinischen Gebetslebens auf die Person des erhöhten Christus glaubt nachgewiesen zu haben, bedarf sehr der Einschränkung, bezw. der Korrektur, besonders der Versuch, die Wendung „danken durch Christus" überall nach 1. Kor. 15, 57 zu erklären. Mir hat sich gerade bei der Lektüre von Junckers Arbeit der Eindruck erneuert, daß wir es hier nicht mit einer dogmatisch, sondern mit einer mystisch zu erklärenden Formel zu tun haben. Das „durch Christus" sollte man nicht trennen von „in Christus", wie man z. B. Apgesch. 11, 28 ohne weiteres „durch den Geist" ersetzen könnte durch „im Geiste". Der Apostel hat eben einen sehr starken Eindruck davon, daß Christus in ihm lebt (Gal. 2, 20), und empfindet auch sein Dankgebet an Gott als eine Wirkung des Kyrios. Röm. 8, 15. 26. 27 wird eine solche Wirkung dem Geiste zugeschrieben. Das steht nicht im Wege; „der Herr ist der Geist", heißt es 2. Kor. 3, 17.

Für die Behauptung, Jesus habe die Anbetung seiner Person „offenbar wissentlich ins Leben gerufen", bleibt Juncker den Beweis schuldig. An rabbinische Auslegungskunst erinnert es, wenn er in dem Singular des Prädikats 1. Thessal. 3, 11, der grammatisch gar keine Schwierigkeit bietet, die enge Zusammengehörigkeit von Vater und Sohn bedeutet findet. — Auch stilistisch wäre etwas mehr Sorgfalt nötig gewesen; „beten für den Fortgang seines, des Apostels, Werk" z. B. ist nicht nur ein Druckfehler.

Bei mehreren der besprochenen Autoren gewinnt man den Eindruck eines eklektischen Verhaltens gegenüber der „modernen" Theologie: was paßt, wird akzeptiert, das Uebrige um so energischer abgelehnt. Jedenfalls wird es stärkeren Geschützes bedürfen, wenn die Positionen der bekämpften Richtung erschüttert werden sollen. Dagegen ist im allgemeinen ein besonnenes Maßhalten im Ton der Polemik durchaus anzuerkennen.

Hans Vollmer

Die Einweihung der Christuskirche in Turn

Wer hätte vor einem Jahrzehnt auch nur zu ahnen gewagt, daß innerhalb weniger Jahre so viel schmucke evangelische Gotteshäuser in Deutschböhmen entstehen könnten! Das Land schien ja unter dem Banne Roms zu liegen, und um etwa eingewanderte Evangelische aus dem Reich konnte sich, von den paar alten Gemeinden abgesehen, nur selten ein evangelischer Pastor kümmern. So manchmal kam die Bitte herüber aus Oesterreich, die Zahl der geistlichen Kräfte dort zu mehren. Der Lutherische Gotteskasten hatte immer wieder dem Gustav Adolf-Verein vorgehalten, er sorge nur für Bauten, nicht für Männer, die das Wort verkündigten. Da regte es sich in Böhmen und in der Steiermark, und nun griff Superintendent Friedrich Meyer in Zwickau den Gedanken auf, die evangelische Kirche Oesterreichs mit jungen Pastoren zu versorgen. Bereitwilligst haben Gustav Adolf-Verein und Evangelischer Bund hier mitgeholfen, brachte ihnen doch der Ausschuß für Oesterreich die willkommene Ergänzung ihrer eigenen Tätigkeit.

Ein vielgestaltiges evangelisches Leben hat sich entfaltet drüben in Böhmen. Von den neu begründeten Predigtstationen hat so manche zu schönen Hoffnungen berechtigt, auch wohl früh ihr Gotteshaus erhalten, die heute schwer unter wirtschaftlichem Niedergang und im Kampf der Nationalitäten zu leiden hat. Andere Predigtstationen sind glücklicher gewesen, ab und zu hat sogar der Wiener Evangelische Oberkirchenrat eine Pfarrei begründen dürfen. Einer Stätte aber hat sich schon gleich bei Beginn der Bewegung die Aufmerksamkeit ganz besonders zugewandt, der frisch aufblühenden Industriestadt Turn, einem Vorort des längst mit einer Pfarrei versorgten Teplitz. Ein paar weitblickende Männer, die dort als Fabrikbesitzer ansässig sind, wandten sich der evangelischen Lehre zu, und in überraschend kurzer Zeit sammelte sich um sie ebenfalls durch Uebertritte eine aus Angehörigen der verschiedensten Berufsarten zusammengesetzte evangelische Gemeinde, die gegenwärtig mehr als 2000 Seelen zählt. Ein überaus regsamer Kreis evangelischer Männer und Frauen, in den Mitte des Jahres 1900 der feurige Paul Klein als Vikar eingetreten ist. Ein Betsaal mußte bald mit der Notkirche vertauscht werden, und in deren nächster Nähe wurde am 17. Oktober 1900 der Grundstein zu einem Gotteshaus gelegt.

Der Bau hat eine Geschichte, er hat der Gemeinde viel Not und Sorge bereitet. Im Aeußern stand er bereits fertig, als im März 1904 die Geldmittel des Kirchbauvereins völlig erschöpft waren. Die „Christuskirche" stand in Gefahr, der evangelischen Gemeinde verloren zu gehen. Man hatte die Hilfe der Zentralvorstandes der Gustav Adolf-Stiftung in Leipzig angerufen, aber dieser trug ernste Bedenken. Wenige Monate zuvor war für andere protestantische Gemeinden Böhmens von der Hamburger Hauptversammlung eine besondere Leistung der einzelnen Vereine beschlossen worden, und der Beschluß hatte nur kümmerlichen Erfolg. Damals erschien in diesem Blatte 1904 Nr. 15 der Artikel Entweder — Oder, der nicht nur die Stimmung jener Tage wiedergab, sondern auch die Situation geklärt und die weitere Aktion eingeleitet hat.*) Die Versammlung der Abgeordneten, die am 18. April 1904 in der Sakristei der Thomaskirche zu Leipzig tagte, hat dann beschlossen, die Kirche zu halten. Unser evangelisches Volk sah in der Nachricht aus Turn ein Wetterzeichen, das auf Sturm deute. Von Arm und Reich, von Hoch und Niedrig sind damals aus allen Gauen unsres Vaterlandes und weit darüber hinaus Gaben gespendet worden für den Kirchbau von Turn. Es soll sich Keiner rühmen dessen, was da oder dort geschehen sei, hier hat ein Mächtigerer gewaltet und die Herzen opferwillig gemacht.

*) Vgl. Christliche Welt Nr. 18 Sp. 427, Nr. 19 Sp. 450, Nr. 20 Sp. 474, Nr. 31 Sp. 741.

Jetzt konnte der Zentralvorstand darangehen, den Beschluß der Abgeordnetenversammlung auszuführen. Er hat den Bau zu Ende geführt, die Kirche der Gemeinde hypothekarisch sicher gestellt und damit Gefahren abgewendet, wie sie im Vorjahre gedroht hatten. Was hier geleistet worden ist, verdient unsre vollste Anerkennung. Wenn es weiland der Hilfsaktion an mancherlei Reibungen mit dem Kirchbauverein, der bis dahin das Werk geleitet hatte, nicht gefehlt hat, liegt dies in den Verhältnissen begründet und ändert nichts am Wert des Geleisteten. Eins aber bleibt zu bedauern, daß, nachdem Alles vollendet und der Kirchenbauverein wieder in das Besitzrecht der Kirche eingesetzt war, eine Differenz hat entstehen können — über das Festprogramm. Der Zentralvorstand der Gustav Adolf-Stiftung ist der Einweihung fern geblieben; es war in der Feststimmung ein schriller Mißklang, den unsre Gegner mit Behagen empfunden haben werden.

Viel Not und Mühe hat der Bau der Christuskirche bereitet, aber er hat der Gemeinde viel treue Freunde verschafft; sie waren zum Teil aus weiter Ferne herbeigeeilt, um den Ehrentag der Gemeinde mit zu erleben und sich von dem zu überzeugen, was in Turn geleistet worden ist; sogar Mancher war erschienen, der trotz Alters und schwächlicher Gesundheit an dem Tag nicht fehlen wollte. Sachsen und Thüringen hatten das Hauptkontingent der Gäste gestellt. In den deutsch-böhmischen Gemeinden war man sich bewußt, welche Bedeutung der Weihetag für die evangelische Bewegung habe; es werden wenige unter ihnen nicht in Turn vertreten gewesen sein. Der Gustav Adolf-Verein und besonders der Evangelische Bund hatten viel Festgäste gesandt, aber auch die Zusammensetzung der Festversammlung ließ erkennen, daß hier ein Werk geschaffen ist, dessen Mitarbeiterkreis weit über diese beiden Vereine hinausreicht. So mancher schöne Festgruß brachte die Stimmung derer zum Ausdruck, die in der Ferne weilend den Tag in stillem Gedenken mitbegangen haben. Nicht Allen ist dies mehr beschieden gewesen; die Gemeinde hatte an ihre Freunde in großer Zahl Einladungen ausgesandt, 600 kehrten zurück mit dem Vermerk: „Verstorben".

Trüber, wolkenschwerer Himmel lag am Festtag über dem weiten Teplitzer Tal, auch noch, als eine dichtgedrängte Menge sich in der Notkirche zum Abschiedsgottesdienst versammelt hatte. Erst als der sehr stattliche Festzug sich der Christuskirche zuwandte, brach die Sonne durch und der stolze Bau leuchtete den Kommenden entgegen gleich einer geschmückten Braut. Auf kräftiger, heute in reichem Blumenschmuck prangender Terrasse erhebt sich das Gotteshaus in den Bauformen des Jahrhunderts der Reformation. Der kühn aufstrebende Turm im Westen neben dem Altarraum ist der Hauptstraße zugewendet, die ganz eigenartig gestaltete Fassade mit den drei Giebeln im Osten mahnt an frühchristliche Vorbilder; es ist ein Bau, der seinem Architekten (Krämer in Dresden) hohe Ehre macht. Das Innere, fast quadratisch gestaltet, wirkt durch seine Weiträumigkeit; die Akustik war, wenigstens bei der dichtgedrängten Menge der Besucher, vorzüglich: die echte evangelische Predigtkirche. Das große Geläute wetteifert nicht mit wuchtigen Kathedralglocken, wirkt vielmehr durch seine überraschend melodiöse Zusammenstimmung.

Die Schlüsselübergabe dauerte nur wenige Minuten, dann füllte sich bei musterhafter Ordnung das große weite Gotteshaus bis zum letzten Plätzchen. Superintendent Gummi (Aussig), dem die Westböhmische Diözese unterstellt ist und der während der letzten Jahre schon so manche Einweihung hat vollziehen dürfen, vollzog auch hier die Weihe. Kirchenrat Meyer (Zwickau) und Oberkonsistorialrat Dibelius (Dresden) hatten Festpredigt und Uebertrittsfeier übernommen. Geradezu ergreifend war die Aufnahme von einigen dreißig Uebertretenden in die evangelische Gemeinde.

Es sind erst sechs Jahre verflossen seit dem Beginn der evangelischen Bewegung, und was haben in dieser kurzen Spanne Zeit so viele der jungen Gemeinden nicht alles erlebt? Und wer vermag zu sagen, was im Schoße der Zukunft verborgen liegt? Manche der Männer, die Jahre hindurch hier treu ihrem Hirtenamt vorgestanden und dann der Gewalt haben

weichen müssen, sie erschienen, die Stätte der vorigen Tätigkeit noch einmal sehnsüchtigen Herzens besuchen zu können; es waren für sie und für so viele der Gemeindeglieder Stunden tiefinnerlicher Bewegung.

Des Lobens und Dankens ist an diesem Tage viel gewesen, es war ja auch ein Dankfest, wie wir es nur selten begehen dürfen. Aber Eins hätte ich gern gesehen, daß es schärfer zur Geltung gekommen wäre, wie auch dieser Festtag nicht ein Abschluß, sondern nur eine Etappe in dem Entwicklungsgang der Gemeinde bedeutet. So viel ich weiß, sind nur zwei Gaben überreicht worden, die darauf Bezug nahmen, was Alles für den Ausbau der Gemeinde Turn noch zu tun ist: eine schöne Gabe für die Gemeindediakonie und eine kleinere für den noch sehr schwachen Pfarrdotationsfonds. Es gilt für Turn und für so viele andere der jungen Gemeinden in Oesterreich, was Pastor Braunschweig im diesjährigen Bericht der Gustav Adolf-Stiftung (S. 96) schreibt:

> Es fehlt noch vielfach an den erforderlichen Mitteln, um die neu entstandenen evangelischen Gemeinden genügend zu organisieren. Zwar an Gotteshäusern, deren seit 1899 mehr als 70 entstanden sind, dürfte das Notwendige nunmehr fast überall vorhanden sein ... Wichtiger (wird) die Organisierung der in den Predigtstationen gesammelten Häuflein als selbständiger Pflegegemeinden.

Um dieses Ziel in Turn noch möglichst weit hinauszurücken, hat der Wiener Evangelische Oberkirchenrat an die Predigtstation Turn die Erklärung richten müssen, daß an eine Erhebung der Predigtstation zur Pfarr- oder Filialgemeinde erst dann gedacht werden könne, *wenn sämtliche auf der Kirche noch lastenden Schulden getilgt seien* (Bericht S. 4). Auf der Kirche von Turn lastet aber jetzt nach der Einweihung noch eine Schuld von 110 000 Mark. Es ist darum ein inhaltschweres Gelöbnis, wenn derselbe Bericht sagt:

> Die Aufgabe des Gesamtvereins wird es sein, der Turner Predigtstation zur Deckung der Kirchenschuld auch fernerhin noch behilflich zu bleiben, damit möglichst bald diese große und regsame Uebertrittsgemeinde als Pfarrgemeinde sich konstituieren kann.

Nun denn, hat Gott soweit geholfen, so wird auch diese Aufgabe noch zu bewältigen sein. Es ist auch hier dafür gesorgt, daß wir nicht müde werden dürfen. Allen denen aber, die Teil genommen haben an der Einweihung der Christuskirche in Turn, wird dieser Tag unvergeßlich bleiben.

Rudolf Weil

Verschiedenes

Die preußischen Provinzialsynoden haben zum großen Teil stattgefunden. Nur Ost- und Westpreußen stehen noch aus. Wer nicht die Kreuzzeitung oder den Reichsboten las, hat in den Verlauf der einzelnen Synoden keinen Einblick gewinnen können; einzig die Brandenburgische Synode pflegt aus mehr als einem Grund Gegenstand allgemeiner Berichterstattung zu sein. Diese Synoden verdienen kein anderes Schicksal. Denn es kann zwar nicht fehlen, daß eine Schaar so angesehener und wohlgesinnter Männer, wie sie in jeder dieser Synoden zusammenkommt, wenn sie nun über die ernsten Angelegenheiten der Kirche Rat hält, mit Eifer, Sachverständnis und also auch mit Erfolg arbeitet. Ich habe nie synodale Luft geatmet, aber ich stelle mir vor, daß man als Mitglied einer solchen Körperschaft unter allen Umständen bereichert wird durch die Bekanntschaft seiner Konsynodalen, daß man Auge in Auge verhandelnd auch Gegner besser schätzen, ihre Motive und ihre Erfahrung würdigen lernt. Ich traue also den so vereinigten Personen das Beste zu. Aber es bleibt doch eine Anmaßung, die darum, weil sie legal ist, noch nicht moralisch wird, daß sich diese Synoden *als Vertretungen der Kirche* gerieren. Das sind sie nicht. Schon wegen der numerischen Bevorzugung des geistlichen Standes, sodann wegen des Wahlmodus, nach dem auch die Laienmitglieder hineinkommen. Ja wenn die Synode der Brüdergemeine zusammentritt auf Grund von Urwahlen, so repräsentiert sie eine Autorität für Lehre und Leben, der sich jedes Gemeinglied gern beugen kann und wird. Aber das in der preußischen und anderen Landeskirchen geltende System ist, unter dem Gesichtspunkt einer Vertretung des Kirchenvolks betrachtet, innerlich unwahr. Und jeder redliche Beurteiler, der auf höherer Warte steht, hat die Pflicht, diesen völlig zweideutigen Charakter der preußischen Provinzialsynoden (und vollends der Generalsynode) immer wieder zu kennzeichnen, ehe er sich irgend auf eine sachliche Beurteilung des von ihnen Geleisteten einläßt. Die nun sind wir zum ersten Mal in der glücklichen Lage der Preußischen Kirchenzeitung überlassen zu dürfen. Wir schieben ihr damit kein Geschäft zu, das wir an sich verachteten. Denn ver-

fassungsmäßig bleiben ja die Synoden eben doch vollgiltige Organe der Landeskirche und darum in keinem Punkte zu übersehen. — Für weitere Kreise, eben deshalb auch bis in die Tagespresse hinein reichend, war die Stellungnahme der Synoden zur Bekenntnisfrage von Interesse. Nach Allem, was vorangegangen war, kann ich die Anträge, die von der Rechten gestellt ihre Mehrheit fanden, wenn ich mich in die Seele der Antragsteller hineinversetze, nur maßvoll finden. In Berlin stellte die Linke einen Gegenantrag, der mir so glücklich formuliert scheint, daß ich mit Freuden für ihn gestimmt haben würde. Die Mittelpartei aber hat in Merseburg und Berlin gegen die Anträge der Rechten eine noch schärfere Haltung eingenommen als die Linke, indem sie die Teilnahme an den Verhandlungen über diesen Gegenstand weigerte. Es kam in solchem Verhalten die Ueberzeugung von der Wert- und Zwecklosigkeit dieser immer wiederholten Bekenntnisdebatten zum Ausdruck. Mag, wie es scheint, diese Haltung an Ort und Stelle peinlich gewirkt haben, so ist der Eindruck davon nach außen hin, wie nicht nur ich empfinde, ein starker und wird nachhaltiger sein, als eine Redeschlacht hätte sein können. Unter den Reden waren die in Berlin von Bernhard Weiß und die in Stettin vom Vertreter des Kirchenregiments von der Goltz gehaltenen besonders bedeutsam. Man vergleiche zum Ganzen Chronik der christlichen Welt Nr. 45 ff. R

Kleine Mitteilungen. Der Schluß unsers Artikels aus Japan Post Bellum folgt in nächster Nummer. — Von den Biblischen Zeit- und Streitfragen, die oben besprochen wurden, sind inzwischen sechs weitere Hefte erschienen. Auf das Heft von Sellin geht ein Artikel näher ein, der nach Weihnachten zum Druck kommen wird.

Die Nachrichten aus Rußland werden die mannigfachsten Empfindungen in unsern Lesern auslösen. Uns beschäftigt immer wieder eine Tatsache, auf die von der Tagespresse weniger geachtet wird: der moralische Bankerott der russischen Kirche. Es ist doch nicht nur das System Pobedonoszeff, sondern es ist die Kirche selbst, die zusammenbricht. Sie hatte in ihrem ehrwürdigen Alter, in ihrem ruhigen Konservatismus, in ihrer Volkstümlichkeit immer noch etwas Imponierendes. Fragte man die Landeskundigen nach dem sittlichen Halt, den sie habe und biete, so bekam man sehr widersprechende Auskunft. Ihre innere Verwachsenheit mit dem Staat, d. h. mit dieser faulen Beamtenhierarchie, ließ doch immer vermuten, daß die Pessimisten Recht hätten. Nun liegt die Kirche mit dem Beamtenstaat zu Boden. Für sittlich starke Menschen, die der Revolution Festigkeit und Ziel geben könnten, hat sie nicht gesorgt. Dumpf und stumpf wogt eine unerzogene Menge herüber und hinüber: gestern schlug sie für die Freiheit die Polizei, heute für die Polizei die Juden tot. Diese Auskunft der Judenverfolgung als letzter Schluß der Ereignisse ist das Entsetzlichste. Man ist ja geneigt, die Exzesse gegenüber den Juden in Rußland nicht anders zu beurteilen als sonstige Exzesse der russischen Völkerschaften wider einander. Aber zu gräßlich ist, was gemeldet wird, als daß die Menschlichkeit auch des abgebrühtesten Lesers sich nicht regen sollte. Und zu schamvoll ist es für den Christen, daß es noch immer in der Welt Schaaren gibt, die den Christennamen tragen und im grausamen Hinschlachten von Juden, Greise, Frauen und Kinder nicht schonend, ein gutes Werk zu tun meinen. Aus Scham darüber ist der Herausgeber der Christlichen Welt dem Hilfskomitee beigetreten, das sich in Frankfurt a. M. gebildet hat, um den Familien der ermordeten und beraubten russischen Juden beizustehn. R

Quittung

Für den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein: 100 Mk. von den Freunden der Christlichen Welt in Bretten; 30 von F R, Nürnberg; je 20 von W H, Marburg; E G, Lübbecke; 15 aus der Missionsbüchse des Pfarrhauses in Rabolds-hausen; 12 von E A G B, Hanau; je 10 von H, Kirchheim; vom Kindergottesdienst Magdeburg-Neustadt; H M, Leysin; je 5 von N N, Dietersweiler; M S, Alsbach; L S, Soest; aus der Gemeinde Pillau; A D, Marbach a. N.; je 4 von St, Göppingen; M, Emlichheim; je 3 von W G, Neu-Isenburg; N N, Stendal; je 2 von N N, Oldenburg; K, Heilbronn.

Für die evangelischen Deutschen in Russisch-Polen (vergl. Nr. 35): 20 Mk. von G, Leipzig; 4 von St, Göppingen.

Fortsetzung in nächster Nummer

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Coblenz. (F. d. C. W. und des Evangel. Gemeinde-Blattes.) Mittwoch 29. November 3 Uhr im Evangelischen Bürgerverein, Altlohrtor: Offenbarung und Entwickelung (Pfr. Krüger-Belthusen). Alle Freunde und Freundinnen sind willkommen.

Frankfurt a. M. Montag 20. November 5 Uhr im Kursaal Milani, Friedberger Anlage: Die Frömmigkeit Davids.

Gießen. Dienstag 21. November 7 ½ Uhr im Hotel Viktoria Bahnhofstraße: Was die Volksakademie wollte und welche Aufgabe sie uns stellte (Fuchs).

Görlitz. Donnerstag 30. November 8 Uhr Hotel zur Krone, Obermarkt: Bericht über die letzte Provinzialsynode (Schian).

Halle a. S. Montag 27. November 3 Uhr Kirchlich-theologische Konferenz im evangelischen Vereinshause (Kronprinz): Wie predigen wir über das Alte Testament?

Hannover. Montag 27. November 8 Uhr im Russischen Hof, Rosenstr. 3: Fortsetzung der Besprechung über Nietzsche.

Leipzig. Donnerstag 23. November 8 Uhr bei Kitzing und Helbig, Passagensaal: Jesus und Paulus (Oberlehrer Herz).

Lüttringhausen. Montag 20. November 5 Uhr im Düringer Hof. Karl König: Gott; warum wir bei ihm bleiben müssen (Direktor Dr. Draeger-Barmen). Gäste willkommen.

Oldenburg i. Gr. Sonnabend 25. November 8 Uhr in der Bavaria, Julius Mosen-Platz: Unsere Missionsarbeit in Ostasien (Missionssekretär Dr. Fobbe-Berlin).

Die glückliche Geburt eines kräftigen

Knaben

zeigen an

Pastor **Edgar Schultze**
und **Frau**, geb. **Schmidt**

Hamburg-Eppendorf
1. November 1905

Venedig Christliches Hospiz. Campo S. Angelo 3581. Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

* **Junge, gebildete Mädchen** * *
werden von dem Frankfurter Schwestern-Verband in einer städtischen Kranken-Anstalt **gut ausgebildet zum Zwecke dauernder Anstellung als Krankenpflegeschwestern in dem genannten Verbande bei guten Gehalts- und Pensions-Verhältnissen.** Die Satzungen des Verbandes sind beim **„Vorstand des Frankfurter Schwestern-Verbandes" in Frankfurt am Main,** Städt. Krankenhaus (Gartenstraße) zu erhalten.

Jeune licencié en théologie cherche place de **précepteur,** de préférence dans une ville universitaire. Références: **M.M. Vuilleumier** et **De Loës,** professeurs, **Lausanne.** S'adresser à M. **Gardiel,** pasteur, **Payerne,** Suisse.

Bußtags-Predigten
Totenfest-Predigten
enthält der 2. bez. 3. Band der weithin bekannten Kasualien Sammlung:
„Im Reiche der Gnade"
in seinem 6. und 3. Hefte (Preis modern steif broschiert à Mk. 1.—), von denen der „Theologische Anzeiger" schreibt: „Sie sind die besten, die wir kennen." Ausführliche Verzeichnisse kosten- und portofrei durch den Verlag von
C. Ludwig Ungelenk
Dresden-A

Man verlange
Probenummern
vom Verlag.

Pflegekind
Eine Dame **sucht** als **Pflegekind** ein **Mädchen** (Ganzwaise) von 8—10 Jahren aus guter Familie. Nähere Auskunft durch **Stadtpfarrer Faißt** in **Schopfheim** (Baden).

Ev. Fröbel-Seminar u. Erziehungsheim Cassel
Staatlich konzessioniertes **Kindergärtnerinnen-Seminar,** 1½ jährige Kurse, für Töchter der gebildeten Stände. Näheres i. d. Broschüre „Die Arbeit im Fröbelseminar".
Für das Kuratorium
D. Pfeiffer, Generalsuperintendent

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig
Aus Natur und Geisteswelt
Preis des Bdchens. nur 1 Mk. — Sammlung wissenschaftl.-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens — Geschmackv. geb. nur 1.25 Mk.
In erschöpfender und allgemeinverständlicher Behandlung werden in abgeschlossenen Bändchen auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende Darstellungen wichtiger Gebiete in planvoller Beschränkung aus allen Zweigen des Wissens geboten, die wirkliche Befriedigung und dauernden Nutzen zu gewähren vermögen
Neue Bändchen:
Hubrich, Deutsches Fürstentum und deutsches Verfassungswesen. — Richert, Schopenhauer. — Maennel, Vom Hilfsschulwesen. — Zwiedineck-Südenhorst, Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung. — Bürkner, Kunstpflege in Haus und Heimat. — Kraepelin, Die Beziehungen der Tiere zueinander und zur Pflanzenwelt.
Auf Wunsch ausführlichen illustrierten Katalog umsonst u. postfrei

Soeben erschien:

Die Verweigerung des Heerdienstes und die Verurteilung des Krieges und der Wehrpflicht in der Geschichte der Menschheit

Von **Hermann Wetzel**, Dr. phil.

(Laotse, Urchristen, Sekten, Erasmus, Herder, Kant, Krause, Garrison, Tolstoi.)

Selbstverlag des Verfassers, Potsdam, Spandauerstraße 28

Preis 1 Mark

Preußische Kirchenzeitung

Verlag Gebauer-Schwetschke Halle a. S.

Nr. 2. Die Religionsgeschichtlichen Volksbücher in kirchenpolitischer Beleuchtung — Rückblick auf die rheinische Provinzialsynode — Reform des Pfarrbesoldungsgesetzes — Aus Preußen — Mancherlei — Anzeigen

Religionsgeschichtliche Volksbücher

Herausgeber **Friedrich Michael Schiele**

Gebauer-Schwetschke, Druckerei und Verlag m. b. H., Halle a. S.

Welches ist die beste Religion?

von Lizentiat **Niebergall.** 40 Pfg., kartoniert 60 Pfg.

Kirchenbeleuchtungen

jeder Lichtart in Kunstschmiedearbeit empfiehlt in einfacher und reichster Ausstattung. Besonders empfehlenswert **„Gasstoffglühlicht“** hell, billig, reinlich, ohne Röhrenleitung. Großenhainer Geldschrankfabrik und Kunstschlosserei von **Anton Klette**, Großenhain in Sachsen. Inh. der K. S. Staats-Medaille. Prämiert: München, Berlin, Dresden, Leipzig, Riesa, Großenhain. Beste Referenzen.

Nr. 45. Der französische Protestantismus und Katholizismus im ersten Halbjahr 1905 — Bayerische Generalsynode — Die theologische Lehrzucht auf den Provinzialsynoden Schlesien und Brandenburg — Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Hamburg — Die römische Kurie — Verschiedenes: „Ein Evangelium Jesu gibt es nicht“; Ein „Fall“ Römer?; Lic. Dr. Boehmer; Die Italia Evangelica; Graf Hohenthal; Einzelkelch; Ethik und Aesthetik des Reichsboten; Die Missionsbeiträge in Deutschland

Chronik der Christlichen Welt

Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Als Weihnachtsgeschenk bestens empfohlen:

Franz Neumann

Erinnerungsblätter

von seiner Tochter **Luise Neumann**

Mit Titelbild, Faksimiles und mit Abbildungen im Text

Ein stattlicher Band:

Lex. 8. 29 3/4 Bogen. Geheftet M. 6.—. Vornehm geb. M. 8.—

„Wären die Erinnerungen an Franz Neumann in England erschienen, so würden sie von Hand zu Hand gehen und Auflage über Auflage erleben. In England gilt es ja für fair, solche Bücher in die Hausbibliothek einzureihen.“

Grenzboten (1905, Heft 8)

„Zehn Seiten — und das Buch hatte mich. Es hatte mich so, daß ich es in einem Zuge durchlas — und ich sage es gerade heraus: ein packendes Buch, ein hochinteressantes Buch. . .“

Münchener Neueste Nachrichten, 23. Juni 1904.

„Unter den Memoirenwerken unserer Zeit nimmt dieses Buch einen ganz hervorragenden Platz ein. Aufschluß über politische Angelegenheiten, über Haupt- und Staatsaktionen findet man hier nicht, wohl aber einen Einblick in ein an bedeutungsvollen Schicksalen und geistigem Inhalt reiches Menschenleben.“

Deutsche Revue (1905, Märzheft).

„Zu den herrlichsten Erscheinungen, welche die biographische Literatur der letzten Jahre gezeitigt hat, gehört,“ wie Professor Dr. Karl Schaum (Marburg) in der Frankfurter Zeitung, Nr. 4, vom 28. Mai 1905 schreibt: „Franz Neumann“.

Ausführliche Prospekte stehen zur Verfügung

Rudolf Haupt, Verlag, Halle a. S.

Soeben erscheint:

Zur Abwehr römischer Geschichtsbehandlung

Heft I

Luther im Kloster

von **Karl Benrath**

Preis M. 1.20

Mit diesem Heft beginnt der Verein für Reformationsgeschichte eine Serie von Schriften zu veröffentlichen, deren Zweck es mit in erster Linie ist, die ungerechtfertigten und leidenschaftlichen Anklagen, die Denifle in seinem Werk gegen Luther erhoben hat, zurückzuweisen, und seinen einseitigen, von Parteileidenschaft diktierten Ausführungen ruhige und objektive Darstellungen entgegenzusetzen. Dieser Arbeit des bekannten Königsberger Gelehrten wird sich eine Schrift über **„Luther und die Ehe“** anschliessen. Weitere Arbeiten über **„Luthers erste theologische Entwickelung“** und **„Luther und die Lüge“** sind geplant und befinden sich in Vorbereitung. Angesehene evangelische Universitätslehrer haben die Ausarbeitung der genannten Themata übernommen.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Baut die Gemeinde! Ein Wort an alle Evangelischen Deutschlands. 1 M. Höchst beachtenswerte Vorschläge zum Wiederaufbau der Christengemeinde.

Du und deine Seele! Ich trage meine Seele immer in meinen Händen! Ps. 119, 109. Von P. **Fr. Gaedke.** 1,50 M., geb. 2 M.

Soeben erschienen und wird gratis und franko versandt:

Antiquariatskatalog Nr. 69

enthaltend die Bibliothek des † Herrn

Professor Dr. **Heinzelmann, Erfurt**

Theologie, Kirchengeschichte etc.

Bedarf bitte zu verlangen

Leipzig, Teubnerstrasse 16

Friedrich Meyer's Buchhandlung

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Für Weihnachten geeignet:

Lebensfragen

Bisher sind erschienen:

Die Auferstehung Christi. Die Berichte über Auferstehung, Himmelfahrt und Pfingsten, ihre Entstehung, ihr geschichtlicher Hintergrund und ihre religiöse Bedeutung. Von D. A. Meyer, Professor der Theologie in Zürich. 8. 1905. M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Paulus. Der Mensch und sein Werk: Die Anfänge des Christentums, der Kirche und des Dogmas. Von Professor Lic. Dr. H. Weinel, Jena. 8. 1904. M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Das Dogma von der Dreieinigkeit und Gottmenschheit in seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt von D. Gustav Krüger, Professor der Theologie zu Giessen. 8. 1905. M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Die Religion unserer Klassiker. Von Professor D. K. Sell, Bonn. 8. 1904. M. 2.80. Gebunden M. 3.80.

Naturalistische und religiöse Weltansicht. Von Privatdozent Lic. Dr. R. Otto, Göttingen. 8. 1904. M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Schriften und Reden

Herausgeber: H. Weinel
a. o. Professor der Theologie in Jena

Religion und Kunst. Von Ernst Linde, Lehrer in Gotha. 8. 1905. M. —.50.

Erlösung. Von Pfarrer R. Herrmann in Oberweid. 8. 1905. M. —.50.

Die Reform des Strafrechts und die Ethik des Christentums. Von Professor D. P. Drews, Giessen. 8. 1905. 50 Pfg.

Die Frauenbewegung, ihre Ziele und ihre Bedeutung. Von Elsbeth Krukenberg, Kreuznach. 8. 1905. M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Wahre Frauenbildung. Ein Mahnwort an die Gebildeten. Von Marie Martin, Oberlehrerin in Berlin. 8. 1905. M. —.50.

Soeben erscheint:

Zur Ueberwindung des Zweifels. Von Paul Jaeger, Pfarrer in Freiburg i. Br. 8. 1906. M. —.90.

Ausführliche Prospekte stehen zur Verfügung

Jesus im neunzehnten Jahrhundert

Von

Heinrich Weinel

7. Tausend. 1905. M. 3.—. Geb. M. 4.—.

„Wenn wir uns nicht täuschen", schreibt die Strassburger Zeitung, „liegt hier ein Buch vor, das auf das Interesse weitester Kreise rechnen darf und anregend, klärend, stärkend auf die vielen Suchenden unserer religiös nach neuen Werten sich sehnenden Zeit wirken wird."

Jean Réville, Modernes Christentum

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen

von **H. Buck**

8. 1904. Elegant kartoniert M. 2.50.

„. . . . . Trotz aller Klarheit und Flüssigkeit der Diktion gräbt Réville doch in die Tiefe und holt köstliche Geistesschätze hervor. Für Viele kann er geradezu befreiend wirken."

Kartell-Zeitung, Organ des Eisenacher Kartells Akademisch-Theologischer Vereine. Mai 1904.

Grundzüge der Kirchengeschichte

Ein Ueberblick

Von **Hans von Schubert**

D. Dr. Professor der Theologie und Konsistorialrat in Kiel

8. 1904. Mk. 4.—. Gebunden Mk. 5.—

„Die Vorzüge dieser . . . . Vorlesungen sind: wissenschaftliche Zuverlässigkeit, grosse Uebersichtlichkeit, Schönheit der Sprache, die das Buch nicht nur für Theologen, sondern auch für jeden gebildeten Laien zu einer lehr- und genussreichen Lektüre machen. Gerade eine solche kurze und übersichtliche Kirchengeschichte aus kompetenter Feder werden Viele freudig begrüssen, die zum Studium dickbändiger Werke keine Zeit haben."

Evang. Gemeindebote aus Köln. 1903. No. 47.

R. Wimmer †

Gesammelte Schriften. In zwei Bänden. Klein 8. 1898. M. 7.—. In einen Halbleinenband gebunden M. 8.50. In zwei Halbfranzbände gebunden M. 10.—.

Beide Bände einzeln unter den Titeln:

Geisteskämpfe

Kl. 8. 1898. M. 3.50, geb. M. 4.50

Inhalt: Im Kampf um die Weltanschauung. — Nachträge zu „Im Kampf um die Weltanschauung."*) — Bilder aus der Menschenwelt.

Friede in Gott

Kl. 8. 1898. M. 3.50, geb. M. 4.50

Inhalt: Liebe und Wahrheit. — Gedanken und Beobachtungen. — Inneres Leben. — Kleines evangelisches Gebetbuch. — Krankentrost.

*) Unter diesem Titel sind die Schriften „Der Weg zum Frieden" und „Die biblischen Wundergeschichten" vereinigt. Der ersteren wurde der Aufsatz „Zur Lehre vom sittlichen und religiösen Leben" neu hinzugefügt und bei der letzteren der Abschnitt „Geschichten des Neuen Testaments" weggelassen.

Im Kampf um die Weltanschauung. 13. und 14. Auflage. Klein 8. Billige Ausgabe. (1905) Kart. 80 Pf. Geb. M. 1.25.

Der Weg zum Frieden. Erste bis vierte Auflage. Klein 8. 1893. M. 1.—, geb. M. 1.50.

Inneres Leben. 4. Auflage. Klein 8. Billige Ausgabe. (1905) Kart. 80 Pf.

Die biblischen Wundergeschichten. Erste bis vierte Auflage. Klein 8. 1890. M. 1.—, geb. M. 1.50.

Liebe und Wahrheit. Betrachtungen über einige Fragen des sittlichen und religiösen Lebens. Klein 8. 1896. Kart. M. 1.45.

Das Leben im Licht. Ein Andachtsbuch. 8. Billige Ausgabe. (1905) Geheftet M. 1.80. Leicht geb. M. 2.50. In Leinwand geb. M. 2.80.

Gewissensfragen. Religiöse Briefe aus der Gegenwart für die Gegenwart. Klein 8. 1902. Gebunden M. 2.—.

Die Kranken- und Sterbegebete aus dem „Leben im Licht" können in Form von Traktaten durch den Evangelischen Verlag, G. m. b. H., in Heidelberg bezogen werden. Bei Bezug von 25 Exemplaren liefert dieser die „Krankengebete" zum Preise von 5 Pfg. pro Exemplar, die „Sterbegebete" zum Preise von 3 Pfg. pro Exemplar portofrei.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu zwei litterarische Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Eugen Diederichs in Jena; E. A. Schwetschke und Sohn in Berlin

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 47 Marburg i. H., den 23. November 1905

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Muspilli, das ist: der Weltbrand — Furcht und Liebe. Schluß — Leid. Gedicht — Ein später Kranz. Hermann Schultz zum Gedächtnis — Die Babel- und Bibel-Litteratur. 15. Alfred Jeremias — Post Bellum. Gedanken über das Christentum in Japan. 3 — Aus Russisch-Polen — Lebens Ziel und Ende. Stoisch — Verschiedenes: Zu dem Gedicht vom Weltbrand oder Muspilli; Das Weltbild der Zukunft (Heim); Aus der Lebensquelle (Barck); Schleimachers letzte Predigt (Bauer); Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Muspilli, das ist: der Weltbrand

Die Stunde kommt dem Menschen zu sterben. — —
Wie hin auf den Weg die Seele sich wendet,
Und wie sie den Leichnam hinter sich läßt,
So kommt ein Heer von den Himmelssternen
Und eins aus dem Finstern: die fechten um sie.

Dann sorget die Seele im Sühnegericht —
Welches der Heere sie holen werde;
Denn sollte sie Satans Gesinde gewinnen,
Das leitet sie gleich, wo Leid ihrer lauert
In Feuer und Finster, — das ist ein furchtbar Ding!

Wenn aber sie holen des Himmels Gesandte
Und sie der Engel eigen wird,
Die heben empor sie zum Himmelreiche,
Wo Leben ohn Tod, Licht ohne Finsternis,
Sitz ohne Sorgen und Niemand siech;
Denn dem, der oben ein Eigen gewinnt,
Ein Haus im Himmel, kommt Hilfe genug.

Darum so mahne der Mut den Menschen,
Daß Gottes Willen gerne er wirke,
Weit weg er weise der Hölle Werke,
Der Unterwelt Angst, wo der uralte Satan
Heiße Lohe haucht. Darob mag im Herzen
Sinnen und sorgen, wer sündig sich weiß.

Weh dem, der in Finsternis Frevel soll büßen,
Brennen in der Kluft: das ist ein qualvoll Ding,
Wenn er harret zum Herrn und Hilfe nicht kommt;
Wenn sich wähnet in Gnade die beweinenswerte Seele,
Und nicht gedenket ihrer der Himmelgott droben,
Weil nicht seinen Willen hier unten sie wirkte.

Wenn dann bannet zur Malstatt der mächtige König,
Daß erscheine dahin der Geschlechter jegliches,
Dann darf nicht einer den Bann verachten,
Nicht einer der Mannen zur Malstatt nicht kommen:
Rede soll vor dem Richtstuhl er stehen,
Was in der Welt er gewirket habe.

Reden hört ich der Welt Rechtweiser,
Der Antichrist solle mit Elias streiten.

Der Verfehmte wappnet; sie stürmen zur Fehde,
Grimm sind die Kämpen, groß ist der Kampfpreis.

Elias streitet fürs ewige Leben,
Will den Rechttuenden das Reich befesten:
So wird ihm helfen der Himmelswalter.
Aber zum Altfeinde steht der Antichrist,
Steht zu dem Satanas, der ihn versenken soll.
So wird auf der Wahlstatt voll Wunden er fallen
Und in der Streitfahrt sieglos werden.

Doch, sagen die Weisen, wund wird auch Elias.
Sobald sein Blut zu Boden träufelt,
Entbrennen die Berge; nicht stehen die Bäume
Fest im Felde, die Flut vertrocknet,
Der Sumpf verschlingt sich, es schwelt in Lohe der Himmel,
Der Mond fällt nieder: Mittelgard brennt;
Kein Stein steht fest: ins Land fährt der Sühnetag,
Fähret mit Feuer, zu fangen die Menschen.

Da mag keiner, auch dem Freunde nicht, frommen vor dem Weltbrand:
Wenn all der breite Rasen verbrennt
Und Feuer und Sturm es alles zerfegt,
Wo steht noch die Mark, da man stritt, zur Sippe gesellt?
Die Mark ist verbrennet, die Seele steht gebannet
Nicht weiß sie Buße, fährt Höllenstraße.

Drum selig der Mensch, der hier an der Malstatt
Recht in jeglicher Sache richtet,
Er darf nicht sorgen, wenn er zur Sühne kommt.

Nicht so weiß der Arme sein Urteil voraus,
Der um Bestechung das Recht zerstörte,
Daß der Teufel dabei in der Tarnhaut stand,
Der ihm auf rechnet die Reden all,
Die früh oder spät der Schlimme gesprochen,
Und alle verkündet, wenn er kommt zur Sühnestatt.

Wann weithin hallet das himmlische Horn,
Auf den Weg sich erhebt, der Tote und Lebende weisen soll,
Dann erhebt sich mit ihm der Heere größtes,
So kühn, daß es keiner zu bekämpfen vermag.
Dann fährt zu Gericht er, wo die Malstatt beraumt ist,
Dann wird die Sühne, die vielgesagte,
Dann fahren die Engel über die Marke,

Wecken die Völker, weisen zum Thinge.
Vom Staube erstehen wird jeder der Sterblichen,
Sich lösen von des Hügels Last, neuen Leib erlangen,
Damit all sein Recht er reden könne,
Und nach seinen Taten erteilet ihm werde.

Wenn der dort sitzet, der Sühne hält,
Tag halten wird über Tote und Lebende,
Dann stehen um ihn der Engel Scharen,
Guter Männer so manche Mengen,
Dann kommen zu Gericht, die von der Rast sich errichten,
Nicht zu meiden vermag es der Menschen einer.
Da wird die Hand sprechen, das Haupt es sagen
Und jegliches Glied bis zum kleinsten Finger,
Wie unter Menschen es Meintat wirkte.
Da ist Niemand so listig, der da zu lügen,
Zu hehlen vermag der Harmtaten eine,
Die nicht vor dem König verkündiget werde;
Sie sei denn mit Almosen reich gesühnet,
Mit vielem Falten der Frevel gebüßt.

Nicht mag sorgen, der gebüßt hat, wenn er zur Sühne kommt,
Wenn hoch erhoben wird das Herrenkreuz,
An dem der heilige Christ erhenket ward,
Weist er die Wunden, die er für die Welt empfing — —

Furcht und Liebe

3

Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus; denn die Furcht hat Pein. Wer sich aber fürchtet, der ist nicht völlig in der Liebe. 1. Joh. 4, 18.

Wir haben der Furcht das Wort geredet. Aber sie hat nicht das letzte Wort. Das letzte Wort hat die Liebe. Unter den Dreien, die da nach des Paulus Meinung bleiben (1. Kor. 13, 13), ist die Furcht nicht. Und Johannes findet auch: wer sich fürchtet, der ist nicht vollendet in der Liebe.

„Furcht hat Pein", so lesen wir in der Lutherbibel. Furcht hat es mit Strafe zu tun! soll das heißen. Sie fürchtet sich vor dem Gericht des gerechten Richters. Offenbar, weil sie Ursache dazu hat. Ein Mensch aber, der das Gericht Gottes noch fürchten muß, ist noch nicht vollendet in der Liebe. Denn wäre er das, so würde Gottes Wohlgefallen auf ihm ruhen, und dann brauchte er an Gott nur zu denken in seliger Freude.

Dahin muß es wirklich mit uns kommen. Wir müssen Gott so lieb gewinnen, daß Nichts mehr zwischen uns liegt: keine Angst vor seinem Gericht, kein Gewissensdruck. Können wir es in diesem Leben dahin bringen? „Wer in Ihm bleibet, sündiget nicht", sagen die Heiligungsleute. „Wir sind allzumal Sünder", antworten die Rechtfertigungschristen. Ach, es handelt sich hier nicht um Streit der Menschen und der Dogmen. Es handelt sich darum, ob ein Herz auf Erden ganz eins werden kann mit seinem Gott. Ja, das kann es. Wir sind echter, reiner, treuer Liebe gegen Menschen fähig — und sollten nicht auch Gott lieben können von ganzer Seele und von ganzem Gemüt, ihn, der aller Liebe Quell ist? Und ob wir noch sündigten, hätten wir ihn drum nicht lieb? Fehlen wir nicht auch gegen die Menschen, die wir lieben? Hebt das die Gemeinschaft mit ihnen gleich auf? Gott aber, der uns ins Herz doch ganz anders hineinsieht als auch der geliebteste Mensch das kann, sollte nicht wissen, daß ichs treu mit ihm meine, wenn ich fehle? „Und ob ich schon aus Schwachheit fehle, herrscht doch in mir die Sünde nicht." Fehle ich, so erschrecke ich vor mir und meiner Schwachheit, aber nicht vor ihm und seinem Zorn. Denn Er herrscht in mir und bringt Alles zurecht. In diese völlige Liebe zu ihm, in der keine Furcht ist, müssen wir immer mehr hineinwachsen.

Dann fürchten wir auch den Tod nicht. „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und die Seele nicht mögen töten." Es ist ein Schnitter, der heißt Tod! Wir werden alle eines gewaltsamen Todes sterben, wenn uns seine Sense klingt. Wie auch unsre Lieben eines gewaltsamen Todes starben. Denn wir wolltens doch nicht, und sie auch nicht. Alle Einwilligung ins Sterben ist ja niemals reiner freier Wille; wo sie dennoch echt ist, wie ist sie dann doch so viel vermittelt und abgezwungen durch Schmerzen und bittres Leid, durch große Schwachheit Leibes und der Seele! Aber Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibt die Furcht aus, auch die uns Allen natürliche Todesfurcht. Sind wir eins mit dem Gotte des Lebens, dann können wir dem Tode entgegensingen. Dann lassen wir auch unsre Lieben in Frieden fahren. Im Abschiedsschmerz fühlen wir noch einmal so recht, wie lieb wir sie hatten, und erfahren zugleich, wie lieb wir Gott haben, dem wir sie befehlen.

„Wir sollen Gott fürchten und lieben." Ganz werden wir aus der Spannung dieser beiden Gemütsbewegungen wohl nicht herauskommen. Aber von gleichem Werte sind sie nicht. Je näher wir innerlich Gott kommen, desto mehr wird die Furcht sich verzehren und verklären in die Liebe. M R

Leid

Du schickst das Leid, o Herr, nicht, daß ich klage!
Du schickst es, daß ichs dir zur Ehre trage;
Dein heilger Engel ists, der, so du rufest,
Mich bald verläßt, daß er dir Antwort sage.

Ich kenn ihn wohl! In manchen dunkeln Stunden
Hat er den Weg zu meiner Tür gefunden,
Und beugte er mich tief, — der du ihn schufest,
Hast dich durch ihn mir inniger verbunden.

Ich danke, Vater, dir aus tiefster Seele
Für diesen ernsten Freund! Was mich auch quäle —
Er bürgt mir ja: daß du, Herr, mich berufest,
Und daß ich ewig zu den Deinen zähle!

Edda Haake

Ein später Kranz

Hermann Schultz zum Gedächtnis

Es ist wirklich mehr als Glück, es ist wahrer Segen, der uns durch die Gesellschaft von Professor Schultz zuteil geworden ist. An Unterhaltung, geistig anregender wie humoristisch erheiternder fehlt es uns nie; es ist wie ein unablässig sprudelndes Geistesleben, das erfrischend nach allen Richtungen von ihm ausgeht. Wie wird man sich ihm gegenüber der eigenen Dürre und Leere um so schmerzlicher bewußt, und würde sie noch mehr empfinden, wenn seine vertrauensvolle und zarte Liebe nicht so freundlich verstände, Brücken zu bauen und heraufzuziehen. Mit ihm können wir die Gegenwart genießen, deren Reize uns sonst durch die ungeduldige Sehnsucht wohl gar sehr verwischt würden.

So schrieb — nicht für die Oeffentlichkeit, sondern an seine Angehörigen*) — am 6. Mai 1872 aus Meran der damals 31jährige Rudolf Staehelin, als er auf einer durch Kränklichkeit notwendig gewordenen italienischen Reise einige Wochen mit Hermann Schultz zusammen war. Wie viele Menschen — Freunde und Schüler, Verwandte und Kollegen, Zuhörer in den Vorlesungen und in den Universitätsgottesdiensten — werden von Herzen unterschreiben, daß von der Persönlichkeit und dem Wirken dieses Mannes bleibender Segen auf sie gekommen ist! Auch die Christliche Welt, der er freundlich gesinnt war und auch hie und da seine Kraft zur Verfügung stellte**), darf nicht ganz von ihm schweigen. Vielleicht haben sich schon manche Freunde gewundert, daß dem nun schon seit mehr als zwei Jahren Heimgegangenen bisher kein Wort der Erinnerung gewidmet ist. Die Schuld liegt an mir, der ich

*) Vergl. Reisebriefe aus Italien von Rudolf Staehelin-Stockmeyer. Als Manuskript gedruckt. Basel 1903. Nach seinem Tode († 1900) herausgegeben von seiner Gattin. S. 224.

**) Siehe die Jahrgänge 1890, 1893, 1897, 1898, 1899, 1900.

diese Pflicht übernommen hatte. Aber ich tröste mich damit, daß es nie zu spät und nie unzeitgemäß ist, das Gedächtnis eines edlen Mannes zu erneuern.

Am 30. Dezember 1836 in Lüchow geboren, studierte Hermann Schultz 1853—56 Theologie in Göttingen und Erlangen. Dann wurde er 1859 Repetent, 1861 Privatdozent in Göttingen. Bereits 1864 wurde er als ordentlicher Professor nach Basel berufen. 1872 kam er an die reorganisierte Straßburger Universität, 1874 nach Heidelberg. Im Jahre 1876 folgte er einem Rufe nach Göttingen, wo er bis an sein Ende († 15. Mai 1903) gewirkt hat. Seine Fächer waren die exegetische, systematische und praktische Theologie.

Als ich Ostern 1876 als junger Student die Universität Göttingen bezog, trat Schultz gerade sein neues Amt an. Einer der ersten feierlichen Akte, denen ich beiwohnte, war seine Ordination durch die theologische Fakultät und seine Einführung als Prediger in der Universitätskirche. Schultz hat es verstanden in den Universitätsgottesdiensten, die er ziemlich verödet vorfand, im Laufe der Jahre eine große, aufmerksame und dankbare Gemeinde um sich zu sammeln. Volkstümlich im landläufigen Sinne des Wortes waren seine Predigten nicht; aber gebildete Männer und Frauen fanden dort eine gediegene Nahrung für ihre Seele; und besonders für Suchende und Zweifelnde war seine Art, die durchaus die modernen Verhältnisse berücksichtigte, segensreich. So war er denn auch für die studierende Jugend, insonderheit für die Theologen, der rechte Prediger; und manche Jünglingsseele hat durch ihn Eindrücke und Einflüsse der Ewigkeit, — Trost, innere Befreiung, freudige Kraft, rechte Ziele für Leben und Wirken, gewonnen. Ohne Rhetorik, in edler Sprache und ruhiger, freundlicher Sachlichkeit wußte Schultz den Reichtum des Evangeliums den Herzen nahe zu bringen. Gesuchte Effekte, forcierte Zudringlichkeit und selbstgefällige Schönrednerei lagen seiner schlichten und keuschen Predigtweise fern. Lernen konnte man von ihm viel; nachahmen ließ er sich, obwohl es einzelne seiner eifrigsten Anhänger versucht haben, durchaus nicht. Meisterhaft waren seine Predigten bei besonderen Anlässen, z. B. seine Lutherpredigt 1883 und seine Predigt bei dem 150jährigen Jubiläum der Georgia Augusta 1887; und eine besondere Gabe hatte er, in würdiger und warmer Weise, kurz und treffend, am Sarge entschlafener Kollegen zu reden; ich denke dabei besonders an die Ansprachen, die er bei der Beerdigung von Schöberlein, Lotze, Ritschl, Rehnisch, Löwe und Anderen gehalten hat.

Ganz besonders hervorzuheben ist, daß die Predigten auch im Druck an Kraft und Weihe nicht verlieren. Gewiß, sie wirken anders als das gesprochene Wort; aber bei der Fülle der Gedanken und der ruhig dahinfließenden Schönheit der Sprache hat der nachdenkliche Leser fast noch mehr von dem Inhalt als der andächtige Hörer. Darum ist es überaus schätzenswert, daß Schultz bereits im Jahre 1880 einen Band Predigten durch den Druck weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat.*) Andre sind ihm gefolgt. Noch kurz vor seiner lange sich hinziehenden Todeskrankheit hat er unter dem Titel „Aus dem Universitäts-Gottesdienste“ ein Bändchen Predigten veröffentlicht, und ein zweites Bändchen mit gleichem Titel, noch von ihm ausgewählt, hat nach seinem Tode seine Gattin folgen lassen.**) Abgeklärt und reif, gemütstief und gedankenreich sind sie wie ein letztes Vermächtnis des Heimgegangenen. Sie wollen und können „denkende Christen stärken und erbauen“. Sie wirken im besten Sinne aufklärend und befreiend. Sie führen hinein in den lichten Frieden und den heiligen Ernst des Evangeliums. Gerade dem Leserkreise der Christlichen Welt — nicht bloß den Theologen, denen solches Studium mancherlei Förderung bringen wird, sondern ebenso allen gebildeten Laien seien diese Predigten zur Erbauung und zur Verbreitung auf das Wärmste empfohlen.

*) Gotha, bei Perthes.

**) Beide bei Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1902 und 1903. Geheftet je 2,80 Mk., gebunden je 3,60 Mk. Das erste Bändchen ist in der Christlichen Welt von R. Ehlers angezeigt: 1903, S. 111.

Auch als akademischer Lehrer hat Schultz eine große Wirksamkeit geübt und reichen Segen gestiftet. Hervorgegangen aus den Kreisen der alten Göttinger Vermittlungstheologie, in immer höherem Maße erfüllt von dem Geiste Schleiermachers und von einer selbständigen Weltanschauung, ein Freund und in den wesentlichen Fragen ein Gesinnungsgenosse Albrecht Ritschls, hat er auf die akademische Jugend große Anziehungskraft und nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Er ergänzte Ritschl in ansprechendster Weise. Wirkte Ritschl mit dem Eindruck gedrungener Kraft und Konzentration, mit gewaltigen, zuweilen einseitigen Gedankengängen, umwälzend, angreifend, verteidigend, Grenzen absteckend, Bollwerke aufwerfend wie ein Feldherr, so stand Hermann Schultz daneben wie ein Friedensbote und Vermittler, mit freiem, weitem Sinne, mit allseitig aufgeschlossenem Interesse, mit einer wunderbaren, freundlichen und elastischen Vielseitigkeit, mit dem Geschick, auch schwere Umwandlungen in friedliche Bahnen zu leiten und in freundlichen Formen zu vollziehen. Klarheit, Durchsichtigkeit, Ordnung und Umsicht waren ihm in hohem Maße eigen. Seiner leicht faßlichen, gewandten Darstellung, sachlich dem Inhalt nach, klar und schön im Ausdruck, gelang es rasch zu überzeugen; und immer mehr lernte man dabei die Unbefangenheit und die Gerechtigkeit seines Urteils bewundern. Mochte er in die Glaubensgedanken, in die sprachlichen Schwierigkeiten und dichterischen Schönheiten des Alten Testaments, oder in die Kunst des Predigens und Unterrichtens, oder in den Zusammenhang der Glaubens- und Sittenlehre einführen: immer folgte man freudig und mit gespannter Aufmerksamkeit dem geliebten Lehrer. Und glich Ritschls Darstellung oft dem mühsamen, gewundenen und rauhen Pfad zur granitenen Bergeshöhe, so glitt Schultz' Sprache dahin ruhig und lieblich, wie ein Kahn auf freundlichem, weitem See.

Natürlich gilt diese Schilderung auch von der wissenschaftlichen Schriftstellerei, z. B. von dem „großen Buche über die Gottheit Christi“, das freilich neben Ritschls dogmatischen Werken nicht voll zur Geltung gekommen ist, oder von der „Alttestamentlichen Theologie“, deren vier Auflagen zugleich ein leuchtender Beweis sind, wie Schultz allezeit bestrebt war, weiterzuarbeiten und seine Anschauungen zu vervollkommnen; aber nicht minder auch von mancher kleineren Arbeit. Gerade unter den letzteren sind Schriften, die mitten in den modernen Kämpfen nicht genug verbreitet und studiert werden können, für Theologen und Religionslehrer sehr brauchbare Hilfsmittel und Fundgruben, vor allem aber auch für den gebildeten Laien vortreffliche Wegweiser und Führer. Dahin rechne ich z. B. den „Grundriß der evangelischen Ethik“*), oder den Aufsatz über die Bedeutung Jesu für uns, der sich — wahrscheinlich aus dem Jahre 1898 stammend — unter den alten Papieren des Entschlafenen gefunden hat und unter dem Titel „Was saget denn ihr, daß ich sei?“ im 14. Jahrgang der Zeitschrift für Theologie und Kirche veröffentlicht ist.

An die allererste Stelle aber möchte ich hier Schultz' „Grundriß der Christlichen Apologetik“ stellen, der im letzten Lebensjahre des Verfassers in zweiter erweiterter Auflage erschienen ist.**) Kein Religionslehrer an höheren Schulen, kein Theologe, der in dem Geisteskampf der Gegenwart recht kämpfen möchte, kein gebildeter Laie, der über das Existenzrecht der christlichen Weltanschauung klar werden will, sollte sich dies vortreffliche Büchlein entgehen lassen. Nichts Engherziges und nichts Advokatenhaftes ist darin. Es ist ein Muster rechter Verteidigung des Christentums, die an sich weder bekehren noch selig machen, aber zeigen kann, „daß aus wirklicher Wissenschaft keine Nötigung zum Aufgeben der religiösen Weltanschauung folgt, und daß ein einheitliches Verständnis der Welt, in der wir als vernünftige und sittliche Wesen mit begriffen sind, ohne diese religiöse Weltanschauung überhaupt unmöglich, mit ihr aber von selbst gegeben ist.“ In fesselnder, gemeinverständlicher Darstellung unternimmt Schultz in diesem Werke, zunächst das Wesen und Recht der Religion, sodann die geschichtlichen Er-

*) Göttingen 1902. Zweite Auflage. Geh. 2,40 Mk., geb. 3 Mk.

**) Göttingen 1902. 225 S. Geh. 4 Mk., geb. 4,60 Mk.

scheinungen der Religion und endlich Wesen und Vollkommenheit des Christentums zum Verständnis zu bringen. Das Buch ist aus der Vorlesung über Apologetik hervorgegangen, die Hermann Schultz in regelmäßiger Wiederkehr hielt, unter allen seinen Kollegien vielleicht dem interessantesten und jedenfalls für seine Art am meisten charakteristischen. Ich habe — freilich ein leichtsinniges Unterfangen — bereits im ersten Semester meines Studiums diese Vorlesung gehört, und ich bin überzeugt, daß sie auf meine ganze Entwicklung einen zunächst mehr unbewußten, aber dann um so nachhaltigeren und segensreicheren Einfluß gehabt hat. Und wenn in der Gegenwart die religionsgeschichtliche Forschung und Vergleichung als ein großer Fortschritt für die Theologie gepriesen wird, so kann man sich an Schultz' Apologetik davon überzeugen, daß er bereits vor 30 Jahren in entsprechender und gediegener Weise diese Forderung vertreten und, was mehr ist, in den Grundzügen schon verwirklicht hat. Freilich ist er dabei ruhiger und vorsichtiger verfahren, als es heutzutage zuweilen geschieht.

Schultz war ein edler, christlicher Charakter: eine vornehme Natur, der jedes Kleinliche und Niedre fernlag; demütig und bescheiden, friedfertig; hoch in seinen Zielen; gewissenhaft in seinem Wirken; reich an Interessen und an echter, treuer Liebe. Ein erstaunliches Gedächtnis verband sich mit einer ungewöhnlichen Arbeitskraft. Für seine vornehme und selbstlose Art war es charakteristisch, daß Schultz, als Ritschls „Rechtfertigung und Versöhnung" erschienen war, das Manuskript eines eignen umfangreichen Werkes, den Ertrag langer Arbeit, in dem er ähnliche Gedanken niedergelegt hatte, den Flammen übergab, ohne viel Aufhebens davon zu machen. Dabei war er ein Mann von umfassender Bildung und Gelehrsamkeit und kein trockener Stubengelehrter. Er konnte übersprudeln von Geist in angeregter Unterhaltung, bald in die Tiefen ernsten Denkens hineinführen, bald durch treffenden Witz, bald durch freundliches Wort erfreuen, und dann wieder plötzlich mit seinem großen, klaren Auge unter der schöngewölbten Denkerstirn still in die Weite schauen. Und welch frohe, reine Geselligkeit, welch edle Freundschaft und Gastfreundschaft wurde in seinem Hause geübt, — so ungezwungen, so harmonisch, so vielseitig, so gehaltreich! Es sind Viele, denen wie mir die in der Schultzschen Familie verlebten Stunden mit zu den schönsten ihrer Göttinger Zeit gehören. Aber auch in den schweren Zeiten der Sorge und des Leides, die ihm nicht erspart blieben, wehte in diesem Hause der Geist des echten Evangeliums. Es wurde nicht viel davon geredet, aber man spürte überall den zarten, stillen Sinn der Geduld und Ergebung, des Gottvertrauens und der Hoffnung, des Trostes und des Friedens. In diesem Sinne hat er auch auf dem letzten Krankenlager den langen, bangen Kampf bestanden.

Im Alter von 66 Jahren ist er abgerufen worden. Der Segen seines Lebenswerkes wirkt fort, — durch seine Schriften auch an denen, die ihn persönlich nicht gekannt haben. Wenn ich zurückschaue, so haftet mein Auge nicht auf dem trüben Maientage, da wir seine sterbliche Hülle auf den Gottesacker betteten, sondern vielmehr voll dankbarer Pietät auf der Fülle von Freude und Segen, die von dem Lebenden ausgegangen ist zu jeder Zeit. Viel könnte ich noch erzählen; nur Eines will ich nennen. Unvergeßlich sind mir vor allem die sonnigen Tage, die ich bei der Jubelfeier der Georgia Augusta mit Ernst Curtius, Karl Gelzer und Andern als Gast im Schultzschen Hause verleben durfte. Mitten in den Wogen des Festes waltete hier der Geist religiösen Lebens und christlicher Sitte, und vor meiner Seele steht auch heute noch das traute Bild der feiernden Hausgemeinde, die betend aufschaute zu dem Morgenglanz der Ewigkeit:

Leucht uns selbst in jene Welt,
Du verklärte Gnadensonne!
Führ uns durch das Tränenfeld
In das Land der süßen Wonne,
Da die Lust, die uns erhöht,
Nie vergeht!

Wilhelm Bornemann

Die Bibel- und Babel-Litteratur

15

Alfred Jeremias, Das Alte Testament im Lichte des alten Orients. Mit 145 Abbildungen und 2 Karten. Leipzig, Hinrichs 1904. 383 S. 6,50 Mk.

Derselbe, Monotheistische Strömungen innerhalb der babylonischen Religion. Leipzig, Hinrichs 1904. 48 S. 80 Pfg.

Derselbe, Babylonisches im Neuen Testament. Leipzig, Hinrichs 1905. 132 S. 3 Mk.

Das größere Werk von Jeremias ist nach dem Muster der zweiten Auflage des bekannten Buches „Die Keilinschriften und das Alte Testament" gearbeitet, d. h. es bringt in der Reihenfolge der biblischen Bücher (in der Lutherbibel) erklärendes Material aus der Keilschriftlitteratur und würde sich daher für den Gebrauch von Studierenden und Pfarrern recht gut eignen, wenn nur dies Material und nicht außerdem noch sehr viel Andres geboten würde.

Der Verfasser hat sich aber mit Haut und Haaren dem Orientalisten Hugo Winckler verschrieben und das ganze Buch ist im Wesentlichen propagandistisch für Wincklers als bewiesen angenommenes religionsgeschichtlich-astrologisches System, das ich je länger desto mehr nur als ein System der systematischen Systemlosigkeit zu werten vermag. Denn so ziemlich jedes Glied in ihm kann auch jedes andre vertreten; und man weiß daher nie, worum es sich im einzelnen Falle handelt. Wenn beispielsweise irgendwo von Zwillingen die Rede ist, so kann sich das nach Jeremias-Winckler entweder auf das so heißende Tierkreisbild oder auf Mond und Sonne oder auf Mars und Saturn oder auf den Höhe- und Tiefpunkt der Ekliptik oder auf den Mond allein (wegen seiner beiden Sicheln) und vielleicht noch auf verschiedenes Andre beziehen. Wie einleuchtend das ist, möge man beurteilen. Trotzdem wird es mit unerschütterlichem Ernst immer und immer wieder vorgetragen, bis man selbst glaubt und Andre glauben macht, das stehe wirklich in den Keilinschriften. Ebenso die berühmte Musrilehre Wincklers*), die Jeremias übrigens nicht richtig wiedergibt, und Anderes mehr.

Daneben steht ein kaum faßbares Vertrauen auf die Zuverlässigkeit der biblischen Ueberlieferung über die Patriarchen, deren Existenz nach Jeremias ein Postulat christlichen Glaubens ist. Das wird folgendermaßen „bewiesen":

> Nach den geltenden Gesetzen der ethnographischen Forschung kann Familiengeschichte nicht Ausgangspunkt einer Völkergeschichte sein. Völker und Stämme entstehen durch Verschmelzung von Familien und Geschlechtern, nicht durch Vermehrung und Spaltung von Familien. Dieselben Gesetze schließen ja aber auch die Abstammung des Menschengeschlechts von einem Paare aus. Gesetze sind jedoch nur Kategorien des menschlichen Denkens.**) In der Geschichte Israels ist Vieles in Religion und Geschichte ohne Analogie. Und unter einer Voraussetzung wird man für den Volksanfang der Israeliten die große Ausnahme zugestehen müssen: nämlich wenn man die besondere Rolle anerkennt, die Israel in der Geschichte der Erziehung des Menschengeschlechts zukommt, und wenn man Ja sagt zu der Tatsache einer Offenbarung ewiger Wahrheiten in der Geschichte des Volkes, von dem Jesus sagt: „Das Heil kommt von den Juden." Wenn Moses Träger der Offenbarung ist, so hat sich diese Offenbarung, die immer an Gegebenes anknüpft, in Vorstufen angebahnt. Offenbarung kann nur auf Persönlichkeiten wirken. Wenn es eine Offenbarung im christlichen Sinne gibt, so muß das Volk, in dem sie sich angebahnt hat, persönliche Anfänge haben. Auf Grund von Axiomen, nach denen die Urprobleme der Menschheit als unlösbar gelten, pflegt man freilich dergleichen Deduktionen von vornherein als unwissenschaftlich zu brandmarken. Vielleicht ändert sich das einmal. Die evolutionistische Geschichtsauffassung ist längst am Ende ihrer Tyrannis angelangt. (S. 180 f.)

Dieser Kostprobe will ich — es wäre auch sonst noch recht viel zu bemerken — nur hinzufügen, daß das Buch durch die große Fülle von falschen Stellenangaben, ungenauen Zitaten und Druckfehlern nicht brauchbarer gemacht wird.

In der zweiten der oben genannten Schriften versucht Jeremias monotheistische Strömungen in der babylonischen Re-

*) Für Misraim-Aegypten schiebt Winckler ein problematisches Land Musri in Arabien ein, aus dem Israel nach Kanaan eingewandert sein soll.

**) Von mir gesperrt. K

ligion aufzuzeigen. Ich vermag mich seinen Ausführungen nur mit sehr großen Kautelen anzuschließen; was das Geheimwissen in der babylonischen Sternreligion, in den orphischen und eleusinischen Mysterien, im Mithraskult und die Verehrung des „höchsten Gottes" im Kosmos (= Nordpunkt nach Jeremias-Winckler) angeht, so muß ich darauf verweisen, daß Jeremias auch hier Wincklersche Ideen zu popularisieren sucht und dabei ganz, wie Winckler es öfters macht, erst etwas als vorsichtige Annahme, einige Seiten weiter als ziemlich sichere Tatsache und am Schluß als allgemein anerkanntes Wissensgut darstellt. So z. B. den Monotheismus der babylonischen Priester, die nach Delitzsch und auch nach Jeremias die Einheit aller Götter in Marduk gelehrt haben sollen. Dem Religionsforscher wird das dargebotene Material willkommen sein. Als Merkwürdigkeit verzeichne ich Jeremias' Auffassung von der Gottesvorstellung des Kyros, die auf S. 43 f. nachgelesen werden kann. Wer es für möglich hält — und Jeremias drückt sich so aus, als täte er es —, daß Jesaja der Verfasser der Kapitel 40 ff. des nach ihm genannten biblischen Buches ist, der kann freilich auch glauben, daß in der Zeit des Kyros „die jüdischen Priester in Babylon mit der Priesterschaft Marduks Hand in Hand gegangen" sind und daß „die beinahe monotheistische Verehrung Marduks in Babylon und sein Charakter als Erlösergott die Babylonier für das Ideal der Jahve-Religion zugänglich gemacht" haben könnte. Ich halte das für ein höchst übel angebrachtes Spiel der Phantasie, die nur die an sich schon so schwer erkennbaren geschichtlichen Ereignisse noch mehr verschleiern kann.

Am wenigsten aber von den drei Schriften von Jeremias kann mir die dritte einleuchten, von der die Einleitung uns hier am meisten interessiert. Sie ist einer Auseinandersetzung mit der „religionsgeschichtlichen Schule" gewidmet, der gegenüber Jeremias seinen Standpunkt in einer Weise entwickelt, die zu den allergrößten Bedenken Anlaß geben muß. Mit der auf „positiver" Seite beliebten Konsequenzmacherei sagt er dieser Schule, was sie „vermeide", nämlich die Ausschließung der Existenz einer objektiven ewigen Wahrheit und das Eingreifen des lebendigen Gottes in die Geschichte des Menschengeschlechts, offenbar mit dem Zweck sie zu den bisher „vermiedenen" Konsequenzen hinzudrängen, um dann sagen zu können: Da haben wirs! Atheisten sind sie!

Ganz in diesem Sinne ist die Auseinandersetzung von Jeremias mit Gunkel gehalten. Im Gegensatz zu ihm, von dem er annimmt, es sei ihm daran gelegen das Christentum als eine synkretistische Religion zu erweisen, bezeichnet er es als den Zweck seiner Schrift, durch positiven Aufbau der Auflösung des Christentums in religionsgeschichtlichen Synkretismus entgegenzutreten. Das ist ihm nun freilich schlecht gelungen. Denn wenn das Alles stimmte, was er an religionsgeschichtlichen Parallelen zur Geschichte Jesu beibringt, so wäre gerade dadurch der Beweis für die von ihm bestrittene Behauptung erbracht. Aber diese Parallelen brauchen uns nicht zu verwirren. Denn sie sind wieder einmal, wie so vieles bei Jeremias, dem Wincklerschen „System" entnommen, besonders das ganze Kapitel, das überschrieben ist „Der Kalendermythus vom sterbenden und siegreichen Jahrgott". Die diesem Arsenal entliehenen Requisiten müssen wir aber dankend als allzu unzuverlässig ablehnen. Auf alle Einzelheiten hier einzugehen, hat keinen Zweck; ich möchte nur noch als besonders problematisch die Zusammenstellung der vier Evangelisten mit den (ebenfalls problematischen) vier Weltecken der Babylonier erwähnen.

Wie lange soll nun dieses „System" von Winckler noch weiter spuken? Es ist unbeweisbar und in seiner Gesamtheit unbelegbar. Da aber einmal das Dogma aufgestellt ist, daß alle Mythologie des Altertums einheitlich sei und aus Babylon stammen müsse, so wird flugs jedes irgendwo auftauchende mythologische Element dem Schema eingefügt, und, wo immer es wiederkehrt, sogleich als „altorientalisch" angesprochen. So kommt es dann auch, daß Jeremias es für unstatthaft erklärt, „von jüdischen, persischen, alexandrinischen und sonstwelchen Einflüssen auf die neutestamentliche Litteratur zu reden, ohne diesen Nachweis im einzelnen Falle auf die Wurzel einer allgemeinen orientalischen Weltauffassung zurückzuführen." Nein, etwas mehr Zutrauen zur Individualität der einzelnen Völker haben wir denn doch, als daß wir, was irgend uns bei ihnen bemerkenswert oder seltsam erscheint, ihnen absprechen und der großen Allmutter Babel zuerkennen sollten.*)

Friedrich Küchler

Post Bellum

Gedanken über das Christentum in Japan

3

In Nr. 38 des Jahrgangs 1901 hat Christlieb über die Doshisha, die christliche Universität in Kyoto berichtet. Pastor Ebina Danjo, der den Lesern der Christlichen Welt aus seiner neulichen Uebertragung der christlichen Logos-Idee auf die japanische Volksseele bekannt ist, äußert sich darüber folgendermaßen in seinem Organ „Shinjin" (Neuer Glaube):

Die Doshisha, die Gründung Dr. Niijimas und der Kumamoto-Propheten, hatte einst eine große Aufgabe zu jener Zeit, als alle Privatschulen in Japan fremdenfeindlich und antichristlich waren. Niijima starb 1890, bevor es ihm gelang, seinen Plan der Umwandlung der Schule in eine christliche Universität auszuführen. Unter Rev. Kozaki und Dr. Yokoi ging die Schule immer mehr zurück und wurde abgelöst von der Keiogijuku [der Gründung Fukuzawas, des unermüdlichen Vorkämpfers für Einführung der westlichen Kultur in Japan] und der Waseda Semmon Gakko [einer Schule, die am besten mit den Fürstenschulen in Deutschland zu vergleichen ist]. Die Doshisha wird nur noch von 200 Studenten besucht, von denen nur etwa 10—12 % graduieren. In der höheren Mädchenschule hat die Doshisha jährlich nur etwa 15 Abiturientinnen aufzuweisen. Die theologische Abteilung ist auch immer mehr zurückgegangen. Die Ausbildung ist sehr mangelhaft, sie steht weit hinter der heutigen Entwicklung der Theologie zurück.

Pastor Ebina rät weiter, man solle die Doshisha auflösen, Grund und Gebäude verkaufen, den American Board auszahlen und den Ueberschuß der Kumiai-Kirche zur Gründung von Missionsstationen in Korea geben.

Zu derselben Zeit finden wir in der „Kirisutokyo Sekai" (Christliche Welt, Zeitschrift der Kumiai-Kirche) eine Bemerkung über die christlichen Sommer- und Ferienschulen, die von zahl-

*) Zu obigem Artikel des Fachmannes, den ich als solchen nicht beanstande, sei eine Anmerkung gestattet. Die Bemühungen des Herrn Lic. Alfred Jeremias haben doch, meine ich, ihr besondres theologisches und kirchliches Interesse. Er führte die religionsgeschichtlichen Studien in einen Kreis ein, der sich ihnen sonst verschließen würde, den der orthodoxen Theologen. Er tut es, indem er die religionsgeschichtlichen Theologen der kritischen Richtung übertrumpft, indem er der nivellierenden Anschauung Wincklers zustimmt. Zeitungen, die der kirchlichen Tradition zu Dienst existieren, öffnen sich ihm und seinen Freunden, öffnen sich auch Winckler. Ich kann das Alles nicht so unerfreulich finden, wie vielfach geschieht. Unsre Alttestamentler und Orientalisten lehnen fast allgemein Wincklers Hypothese ab; ich sehe auch nicht, warum zumeist mit so viel Temperament. Daß in dieser altorientalischen Welt eine starke Gemeinsamkeit von Kulturelementen schon früh vorhanden gewesen sein mag, scheint aus guten Gründen nicht unwahrscheinlich, daß die Gestirnkunde und der Gestirndienst darin den wichtigsten Bestandteil bildete, ebenfalls. Ueber das Maß und die geographischen Grenzen dieses Gemeinbesitzes mögen die Zünftigen streiten; über manches Detail scheint mir auch im Streit mit Jeremias und Genossen von dieser Seite Einleuchtendes gesagt zu sein. Was Unsereins und gewiß wir alle bei Jeremias nicht begreifen, ist seine rigorose Scheidung von Form und Inhalt: die Form orientalisch, der Inhalt aber historisch, israelitisch, christlich. Zwar machen auch wir überall die Scheidung, wo immer wir bei der historisch-kritischen Arbeit auf religionsgeschichtliche Probleme kommen. Aber für Jeremias ist diese Scheidung das Dogma, auf dem er steht, für ihn ist sie nicht wie für uns das Problem, an dem wir arbeiten. Wir sehen überall Form und Inhalt in einander übergehen, und so wird es unsre Aufgabe, das spezifisch Alt- oder Neutestamentliche immer neu zu suchen. Wenn die Grube, in die Joseph versenkt wurde, beschrieben wird aus dem Tammuz-Motiv heraus, so ist uns schlechterdings zweifelhaft, was denn an diesem Zuge der Geschichte Josephs und was allein dem Tammuzmythus angehört. Und diesen Zweifel zu besiegen, besitzen wir nicht die Jeremiassche Zauberformel. Wenn Winckler einmal sagt, daß die von ihm gelehrte altorientalische Ausdrucks- und Auffassungsweise „sich ebensogut mit der vollkommensten Gläubigkeit wie mit der weitgehendsten Zweifelsucht in bezug auf die erzählten Tatsachen vereinige", so wird diese kühne Losung durch die einseitig dogmatische Durchführung bei Jeremias ad absurdum geführt. Hierüber kann auch der Nichtorientalist sich ein Urteil bilden, denn hier handelt es sich um eine Frage des methodischen und systematischen Denkens. R

reichen Evangelisten und Pastoren besucht werden. Es heißt darin, daß diese Schulen bisher darunter gelitten hätten, daß nur orthodoxe Lehrer zugelassen wurden. Trotz des Protestes der jungen Leute der Yokohama Baptist Mission ist in diesem Jahre Pastor Ebina zum ersten Male als Lehrer berufen worden.

Hie und da erhebt sich auch schon einmal eine Stimme für die Gründung einer besonderen Theologischen Fakultät mit höheren Zielen und Leistungen, als sie bisher in den theologischen Akademien erstrebt und erreicht werden. In der „Kirisutokyo Sekai" wurde als Hauptgrund für die Errichtung einer solchen Fakultät angeführt, daß man von einem Abiturienten der Koto Gakko (Gymnasium) nicht verlangen könne, daß er eins der auf viel niedrigerer Stufe stehenden theologischen Seminare zum Studium der Theologie aufsuche. Hinzugefügt wurde, daß diese Theologische Fakultät zugleich der Mittelpunkt der gesamten theologisch-literarischen Arbeit in Japan werden müsse. Immer mehr mache sich z. B. das Bedürfnis nach einem wissenschaftlichen Bibelkommentar geltend, der die Ergebnisse der modernen Bibel-Forschung und -Kritik zu Grunde lege. Man darf gewiß in Zukunft solche Stimmen nicht überhören, besonders wenn sie aus der Mitte der japanischen Christenwelt erhoben werden.

Hierher gehört eine andere Frage, die jüngst in der „Rikugo Zasshi" behandelt wurde. Ein freigebiger Amerikaner hatte 30 000 Yen zur Errichtung irgend einer Anstalt angeboten, die der Hebung des Charakters und der Moral des jungen Volkes in Japan dienen sollte, und um entsprechende Vorschläge gebeten. Unter der Ueberschrift „Kirisutokyo no Ichijigyo" (Ein christliches Unternehmen) schlug nun ein Christ, ein gewisser N. Nagano, die Gründung einer Familienpension vor, in welcher die jungen Leute unter einem Hausvater und einer Hausmutter leben und ihr Vaterhaus ersetzt erhalten sollten. Es sei nämlich traurig, wie der japanische Student fern von seinem Elternhaus auf drei oder vier Matten sein einsames Leben verbringen müsse. Seine einzige Erholung sei ein Lied oder die Flöte. Gemeinsame Spiele oder geselligen Verkehr, wie sie die Studenten in Europa oder in Amerika hätten, kenne er nicht. Um dem Heimweh zu entrinnen, gehe er schließlich in das Yose (Erzählerbude) oder zu den Vergnügungsstätten von Ueno und Asakusa. Kein weibliches Wesen habe er, mit dem er reden könne, außer den Dienerinnen in seinem Kosthaus oder im Teehaus. In der Familienpension solle man einen herzlichen, respektvollen Verkehr zwischen beiden Geschlechtern anbahnen. — Man sieht, wie viele Aufgaben auf dem Gebiete des Erziehungswesens in Japan ihrer Lösung harren, und das Christentum muß unbedingt zu ihrer Lösung sein gut Teil beitragen.

Niemand braucht sich über die Zerrissenheit und Zersplitterung des Christentums in Japan zu wundern, der weiß, wie viele christliche Kirchen und Sekten Japan zu ihrem Missionsfeld gemacht haben. Uchimura Kanzo, welcher durch sein Buch „Wie ich ein Christ wurde" auch in Deutschland weithin bekannt geworden ist, steht an der Spitze einer Bewegung, welche den Kampf gegen das Sektenwesen und gegen alles Kirchentum aufgenommen hat. Er würde gewiß viel mehr Anhänger finden, wenn er der Entwicklung der modernen Theologie mehr Aufmerksamkeit schenken würde. Das tut Pastor Ebina Danjo, dessen Kirche in Tokyo an den Sonntagen die Hunderte von japanischen Studenten und Studentinnen kaum fassen kann. Er hat sich daher genötigt gesehen, seine Kirche um das Doppelte zu vergrößern, um für 5—600 Zuhörer Raum zu schaffen. Pastor Ebina tritt gleichfalls in Wort und Schrift für eine Einigung der Kirchen in Japan ein, wie die ersten Vorkämpfer des Christentums sie geplant haben. Er klagt allerdings darüber, daß heute die wenigsten fremden Missionare für eine solche Einigung Verständnis hätten. Als Bischof Harris im Februar dieses Jahres von San Franzisko nach Japan kam, ein Mann, der als Wohltäter der japanischen Studenten in Amerika bekannt ist und mit großen Ehren überall empfangen wurde, nahm Pastor Ebina das zum Anlaß, in der Zeitschrift „Fukuin Shimpo" offen die Frage an ihn

zu richten: „Was haben wir von Bischof Harris zu erwarten? Wird er in der Enge seiner Kirche bleiben, oder wird er die japanischen und koreanischen Methodisten auf eine breitere Basis des Christentums stellen?" Eine Antwort ist bisher meines Wissens nicht erfolgt.

Mit diesem Verlangen nach Einigung hängt unmittelbar eine andere Bewegung zusammen, die schon lange vorbereitet, durch den Krieg und das wachsende Selbstbewußtsein des ganzen japanischen Volkes im letzten Jahre reif geworden und zum Durchbruch gekommen ist. Es handelt sich um die Herbeiführung der vollständigen Unabhängigkeit des japanischen Christentums von den ausländischen Missionen und ihren Missionaren. Auf der diesjährigen Konferenz der Nihon Kirisuto Kyokwai (Kirche Christi in Japan) ist diese Unabhängigkeitsbewegung zum ersten Male der Gegenstand der Verhandlungen gewesen. In dem neuen Jahresbericht, der seit drei Jahren unter dem Titel The Christian Movement in its Relation to the New Life in Japan (Die christliche Bewegung in ihrer Beziehung zum neuen Leben in Japan) im Auftrage des Ausschusses aller Missionen herausgegeben wird, widmet Dr. Greene dieser Bewegung wegen ihrer Wichtigkeit für die Zukunft des Christentums in Japan ganz besondere Aufmerksamkeit. Sein Urteil geht dahin, daß allerdings in dieser Bewegung einige ungesunde Erscheinungen zu Tage getreten sind, daß die Bewegung als Ganzes aber viel für die Zukunft verspricht. Zu den ungesunden Nebenerscheinungen muß man es unbedingt rechnen, wenn die Gleichstellung der fremden Missionare und der japanischen Pastoren und ihre gemeinsame Unterordnung unter eine rein japanische Leitung gefordert wird. Die Angriffe auf die Arbeit der fremden Missionare waren gewiß oft ebenso scharf wie ungerecht, aber sie wiesen doch auf manche wunde Stelle im heutigen Missionsbetriebe hin. Sie zeigten ferner, mit welcher Aufmerksamkeit die Tätigkeit des fremden Missionars heute in Japan verfolgt wird. Es läßt sich jetzt noch nicht entscheiden, welche Ausdehnung und welche Weiterentwicklung diese Bewegung in den nächsten Jahren nehmen wird. Jedenfalls wird auch hier die Zukunft die höchsten Anforderungen an die Unparteilichkeit der fremden Missionare stellen und viel selbstlose Aufopferung im Dienste der großen Sache fordern. Es wird auf der einen Seite ihre Aufgabe sein, die japanische Christenheit vor übereilten Schritten zu bewahren, auf der andern aber werden sie das rollende Rad nicht aufhalten dürfen, wenn es nicht über sie hinweggehen soll.

Martin Ostwald

Aus Russisch-Polen

Vgl. Nr. 42

....., 23. Oktober 1905

Herrn Pastor ..... Hochehrwürden

Provinz Posen

Ihr Brief an mich, den mir Herr Dr. Rade zugesandt, hat mich in einer Hinsicht wenigstens aufs lebhafteste befriedigt. Eine flagrantere Bestätigung unserer Meinung, daß es sich dem Ostrower Hilfskomitee mit seinem Aufruf an die deutschen evangelischen Glaubensgenossen gar nicht um eine evangelische Hilfsaktion charitativen Charakters handelt (wozu der besonnene Reichsbote in der Nr. 168 vom 19. Juli riet), sondern um eine rein politische Aktion, die sich zur besseren Erreichung ihrer Zwecke in ein charitatives Mäntelchen kleidet, hätte ich gar nicht wünschen können.

Also es sind gar keine arbeitslose, brotlose, an den Bettelstab gebrachte Leute, wie der Aufruf sagt, die aus Russisch-Polen zu Ihnen kommen, sondern ordentliche Handwerker, die Arbeit, und Bauern, die Land suchen; keine Leute, die die Mildtätigkeit in Anspruch nehmen, für die aber doch die öffentliche Mildtätigkeit angerufen wird, sondern von dem Komitee „aufgestachelte" Glieder unsrer Gemeinden. Nun, so schien es uns auch, und damit charakterisiert sich der Aufruf und Sie ihn zur Genüge.

Trotzdem wollen Sie dabei bleiben, daß es gerade den

evangelischen Deutschen hier sehr schlecht gehe. Meiner Erwiderung gegenüber erklären Sie: „Die herüberkommenden Leute wissen es anders."

Wissen Sie, Herr Pastor, vielleicht auch, woher die Leute das anders wissen? Ich wenigstens habe erst eine Art Aufregung unter den Deutschen in unserer Gegend hier bemerkt, nachdem ein von Pastor . . . . . im Winter dieses Jahres hier geheim verbreiteter Aufruf zur Flucht „aus Babylonien nach Kanaan" unter die Leute gekommen war, der ihnen zu wissen tat, daß „die Polen nur auf den Augenblick warten, um ihnen den Hals abzuschneiden", ganz wie auch Sie meinen. Die „Mehreren", welche auch Sie gesprochen haben, werden es freilich nun anders gewußt haben, als wir hier. Sie schreiben: „Wir wollen Ihre Gemeindeglieder aufstacheln, zu uns herüberzukommen," und haben schon neulich das Hauptmotiv dafür unzweideutig ausgesprochen: „Die Rückwanderer können die gewaltige Abwanderung der ostmärkischen Deutschen in die westlichen Provinzen einigermaßen wieder wett machen und nicht nur zur Vermehrung, sondern auch zur Auffrischung und Verjüngung der evangelischen Deutschen in der Ostmark beitragen." Das ist wenigstens deutlich und offen; aber vielleicht besitzen Sie nun auch den erforderlichen Einfluß auf das Ostrowoer Hilfskomitee, sich in seinen öffentlichen Aufrufen der gleichen Offenheit und Aufrichtigkeit zu befleißigen. Ihren Intentionen liegt ja ein sehr praktischer Gedanke zu Grunde, aber Sie werden mir zugeben, daß es für die jetzt so geliebten Deutschen in Russisch-Polen doch wertvoll wäre zu wissen, daß Sie sie drüben recht nötig haben, und wozu, nämlich um sie dort als Kampfeselement gegen die Polen in Ihren Ostmarken zu verwenden. Es würden dann freilich wohl noch weniger Leute hinübergehen, aber von denen, die hinübergehen, würden auch nicht so bald, wie Sie es jetzt erleben müssen, Viele enttäuscht wieder hierher zurückkehren.

Damit verlasse ich das Hilfskomitee und seinen Aufruf, übergehe den apodiktischen Ausspruch, mit welchem Sie Rußlands und unsere Zukunft vorzeichnen zu können meinen, und möchte nur im Vorübergehen darauf hinweisen, daß Sie mit Ihrer Behauptung, 1863/64 hätten die Deutschen in Russisch-Polen am meisten zu leiden gehabt, im Irrtum sind und daß die Uebersiedelung Vieler nach Wolhynien meiner Kenntnis nach in ganz anderem Zusammenhang steht, als Sie meinen, indem damals dort große Güterkomplexe parzelliert wurden, was die bekannte Wanderlust der Deutschen wieder einmal erweckte. Uebrigens zogen die allermeisten von ihnen in das Gouvernement Lublin und Siedletz, wo blühende Gemeinden entstanden, — sie blieben also in Russisch-Polen.

Ich wende mich zu der „schwersten Anklage", die Sie gegen unsere Pastorenschaft schleudern: sie sei polnisch geworden. Wie weit das wahr ist, — später. Die Emphase, mit der Sie das schreiben, erinnert mich lebhaft an das Wort eines Polen, den ich bei der Mitteilung, daß ein berühmter deutscher Professor polnischen Namens ganz Deutscher geworden sei, mit überzeugter, heiliger Entrüstung ausrufen hörte: „Der Mann sollte gehängt werden!" Welcher von Ihnen beiden hat Recht? Sie, der Deutsche, oder er, der Pole? Oder sollten Sie meinen, daß Ihre beiderseitigen Ueberzeugungen nicht gleich heilig oder besser gleich unheilig sind? Was für einen Unterschied machen Sie zwischen einem Szulc, Szmit einerseits und einem Miaskowsky, Posadowsky anderseits? Ich wage nicht recht anzunehmen, daß Sie dieselben ethisch verschieden werten? Sie nennen das polnische Nationalbewußtsein schlechthin Fanatismus, der Pole belegt das korrespondierende Empfinden auf Ihrer Seite mit dem interessanten, neugeprägten Ausdruck „Hakatismus". Wer ehrt oder verletzt den Andern nun mehr?

Dies im Allgemeinen in Betreff der Ueberzeugungen auf nationalem Gebiet. Aber freilich, hier handelt es sich Ihnen um eine „deutsche Pastorenschaft", um die Hirten deutsch-evangelischer Gemeinden in Russisch-Polen, die, wie Sie sagen, polnisch geworden sind. Das ist noch etwas Anderes! Ihr Empfinden gegenüber der polnisch-katholischen Geistlichkeit in Ihrer Heimat, welche die Fahne des Nationalismus in der Ihnen bekannten Weise hochhält und dabei auch Deutsche zu

polonisieren nicht verschmäht, ist wohl nicht zweifelhaft. Es ist aber genau dasselbe, was Sie von der deutsch-evangelischen Geistlichkeit in Russisch-Polen verlangen. Sie verlangen, daß der evangelische Pastor hier in der Diaspora sein Deutschtum bedingungslos in Ihrer polenfeindlichen oder sagen wir esoterisch-deutschen Art festhalte; Sie muten ihm auch noch zu, daß er der Evangelisationspflicht seiner Kirche gegenüber anderen Nationalitäten mit der deutschen Bibel, dem deutschen Katechismus und dem deutschen Gesangbuch in der Hand Genüge leiste! Sie verlangen von ihm, daß er diejenigen seiner Gemeindeglieder, die durch die Macht der Verhältnisse auf ebenso natürliche Weise Polen geworden sind, wie drüben bei Ihnen Polen zu Deutschen, in Ihrer Weise als Renegaten erbarmungslos verurteile! Wo bleibt da die evangelische Nüchternheit und das protestantische Gewissen? Wo bleibt da auch nur die einfachste, vernünftige Zweckmäßigkeit des Handelns? Es irritiert Sie, daß Deutsche Polen werden. So machen Sie es uns doch bei sich drüben vor, wie man es aus der Welt schafft, daß Deutsche Polen und — Polen Deutsche werden. Sie sind ja dazu in viel günstigerer Lage als wir.

Sie führen einen Passus aus dem Goniec Warszawski an, welcher lautet: „Vieles trägt in günstiger Richtung zu dem nicht üblen Zusammenleben der beiden ethnographischen Elemente die Stellung bei, welche die Pastoren einnehmen, die dank dem Umstande, daß sie sich in das Land eingelebt haben, und dank auch der dem Protestantismus im Interesse der Propaganda eigentümlichen Berücksichtigung der ethnographischen Besonderheiten mildernd und versöhnend wirken."

Was würde die preußische Regierung darum geben, wenn sie von ihrer katholischen Geistlichkeit in den Ostmarken solches aussagen könnte, und wie anerkennenswert würden auch Sie das finden! Hier aber wollen Sie es zu einer Anklage gegen uns machen, daß wir versöhnend wirken?! Sie würden es der Gewissenhaftigkeit eines evangelischen Geistlichen angemessener erachten, daß er einen fanatisch deutsch-nationalen Standpunkt festhaltend, dazu in Zeiten wie die unseren, den „Kampf bis aufs Messer" in die Gemeinde hineintrüge. In solchen Anschauungen vermögen wir Ihnen freilich nicht zu folgen und werden darin sicherlich auch in Ihrer Heimat sehr viele Gesinnungsgenossen, zumal unter den Amtsbrüdern, besitzen. Evangelische Geistliche sollen Oel auf die Wogen und nicht ins Feuer gießen. Sie sollen es nicht zu Wege bringen, gleichzeitig zu verdammen, daß der Pole Polentum und Katholizismus identifiziert, und dabei selbst zu tun, als ob evangelisch und deutsch identisch wäre. Evangelische Geistliche müssen den evangelischen Deutschen Deutsche und den evangelischen Polen Polen sein und haben sich solcher versöhnlichen, von einem anderen als einem chauvinistisch-nationalen Geiste geleiteten Arbeit weder vor Gott noch vor Menschen zu schämen. Denjenigen aber, die uns das Recht oder die Pflicht bestreiten wollen, den polnisch redenden Evangelischen das Evangelium in polnischer Sprache zu bringen, sprechen wir das Recht ab, unsre Richter zu sein, dieweil sie den Befehl des Herrn vergessen: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker!" was nach evangelischer Auffassung so viel heißt, als: einem Jeden in der Sprache, die er spricht. Aber freilich, Ihnen sind die sämtlichen 400 000 Evangelischen in Russisch-Polen reine Deutsche geblieben, die Pastoren aber entnationalisieren sie, und „darum wollen sie nicht länger bleiben!"

Sie sagten ja erst, sie wollen nicht bleiben, weil sie abgeschlachtet werden sollen? Nun ja, also Beides soll zusammen wirken. Entspricht das aber den Tatsachen, was Sie da behaupten? Nein, Herr Pastor, sondern die Wahrheit ist die, daß seit vielen Jahrzehnten Zehntausende ganz und gar Polen geworden sind, die kaum oder gar nicht mehr Deutsch verstehen, aber gut evangelisch bleiben wollen. Was würden Sie da tun? Diesen Renegaten mit Entrüstung den Rücken kehren und, wenn sie gar an Sie das Ansinnen stellen würden, ihnen das Evangelium in polnischer Sprache zu predigen, den Staub von Ihren Füßen schütteln und davon gehen mit dem stolzen Bewußtsein, ein großer deutscher Patriot zu sein. Ja, aber kein evangelischer Pastor von großer Klarheit und Hirtentreue, sondern

einer, der evangelische Christen — an Rom ausliefert. So lange als bei uns viele noch so dachten wie Sie, gingen uns viele polnisch gewordene Evangelische verloren, was jetzt bei weitem nicht mehr der Fall ist. Sie sagen: Polnisch und Katholisch gehört zusammen. Ja, aber nur so lange, als der deutsche Pastor seine Hirtenpflicht diesen Evangelischen gegenüber nicht verstehen will. Sobald er sie aber versteht und in Nüchternheit und Treue zu erfüllen strebt, erhält er die polnisch redenden Gemeindeglieder der evangelischen Kirche und wird ein Pionier der Evangelisation der Slavenwelt, ganz anders als diejenigen, die von dieser Arbeit als von einer exklusiv deutsch-evangelischen Mission träumen. Sie werden uns nun vielleicht besser verstehen, wenn wir ja an eine Erfüllung einer unsrer Kirche von der Vorsehung gestellten Aufgabe glauben.

Wenn Sie aber dem gegenüber festhalten, die evangelische Pastorenschaft in Russisch-Polen entnationalisiere die Deutschen und darum wollen sie nicht länger bleiben, so entspricht weder das Eine noch das Andere den Tatsachen. Mit gutem Gewissen können wir Sie dessen versichern, daß unsre deutschen Evangelischen hier in Russisch-Polen im allgemeinen zum mindesten ebensogut geistlich versorgt sind, wie Ihre deutschen Gemeinden drüben in Ihrer Heimat, und daß sie nur in einzelnen, verschwindend wenigen Gemeinden die frühere absolute Hegemonie verloren haben.

Ihr Verständnis für die Beurteilung unsrer Verhältnisse in allen Ehren, aber es mangelt Ihnen doch sehr an den den Tatsachen entsprechenden Informationen.

Herr Pastor, Sie rufen fast Gottes Gericht über unser schmähliches Renegatentum herab. Das käme uns wohl lächerlich vor, wenn wir uns nicht sagen müßten, daß hier Jemand über uns urteilt, der von dem schweren, dornenvollen Amt eines evangelischen Geistlichen unter fanatischen nationalen Gegensätzen nur wenig ahnt und die richtige Lösung der Schwierigkeiten in der ebenso unweisen als unchristlichen Losung sieht: „Mit den Renegaten kein Erbarmen; gegen sie Kampf bis aufs Messer!" Mir ist, als hätte ich diese Sprache schon gehört und ihr auch gelegentlich schon darauf geantwortet, daß uns für diese blutrünstige Auffassung der Dinge seitens evangelischer Geistlicher Sinn und Verständnis völlig abgeht.

Auch wir werden kämpfen in treuem Ausharren dort, wo uns der Herr hingestellt hat, kämpfen wider alle Schwierigkeiten unter Gebet und Flehen um den Geist der Liebe, des Rats, der Weisheit und der Stärke, — kämpfen, wenn Sie wollen, auch gegen Sie, aber anders, als Sie es ankündigen, also mit Erbarmen, mit Vernunftgründen und im Geiste des Evangeliums Jesu Christi, welcher sei hochgelobt — auch in polnischer Sprache.

Mit aller Hochachtung Pastor ....., Konsistorialrat

Lebens Ziel und Ende

Stoisch

Kaiser Marcus Aurelius 4,48: Darauf kommt es an: von hoher Warte auf die Vergänglichkeit und den Unwert der menschlichen Dinge hinabzublicken; — gestern ein belebtes Atom, morgen ein totes Stäubchen. Darum durchlebe den Augenblick dieser Zeit im Einklang mit der ewigen Natur und scheide versöhnt. So fällt die Olive, reif geworden, ab, lobend den Stamm, der sie trug, dankend dem, der den Stamm gepflanzt hat. —

Der Apfel reift, der Apfel fällt;
Dem dankt er, der ihn trug, dem Baum,
Dem Gärtner dankt er, der gestellt
Den Stamm in seines Gartens Raum.

So gib, Natur, die Reife mir,
So gib du mir, Natur, das Grab
Und laß mich sterbend danken dir,
Die Blüte mir und Reife gab.

A Reuter

Verschiedenes

Zu dem Gedicht vom Weltbrand oder „Muspilli". Die hier gegebene Uebersetzung ist vor einigen zwanzig Jahren entstanden, was gesagt werden muß, weil ich nicht weiß, was ich damals für Hilfsmittel benutzte. Ich habe sie aber für den jetzigen Abdruck mit dem Urtext verglichen. Sie will keineswegs eine wissenschaftliche sein, deren es genug gibt, sondern sie will einen Hauch vom Urtext vermitteln, d. h. sie ist als künstlerische Arbeit gedacht, womit ich natürlich nichts über ihren Wert ausgesagt haben will!

Das Gedicht, das Bruchstück ist — Anfang und Ende fehlt —, wurde vor erst etwa 75 Jahren entdeckt; es ist mit ungeübter Hand auf die Dedikationsblätter eines Andachtsbuches geschrieben, das dem jugendlichen Ludwig dem Deutschen gewidmet war; und man kann sich ausmalen, wie der Alternde diese Verse, die er in der Jugend gehört haben mag, vorne hineinzeichnete. Sie werden seiner Phantasie vermutlich mehr gesagt haben als der Sermo Augustini de symbolo contra Judaeos, der das übrige Buch füllte.

Man muß natürlich keine tiefe Philosophie in den Versen suchen. Aber wenn die Religion um des Lebens und nicht um der Spekulation willen da ist, so war das Ereignis jener Zeit dies, daß dem unbändigen Selbstdurchsetzungstrieb erstmalig ein gleich starkes Verantwortungsgefühl in den Weg trat. War es aber gleich stark, so mußte sich diese Tatsache psychologisch darin bewähren, daß seine Vorstellungen von den Schrecken des Gerichtes an Unbändigkeit nicht hinter jenen Trieben zurückblieben.

Die Hauptvorstellungen lassen sich übrigens auch aus den Kirchenvätern belegen. Germanisch ist jedenfalls die Auswahl, in der sie hier auftreten, und die Farbe des Einzelnen. Bonus

Das Weltbild der Zukunft. Eine Auseinandersetzung zwischen Philosophie, Naturwissenschaft und Theologie von Dr. Karl Heim. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn 1904. IX und 299 S. 4, gebunden 5 Mk.

Es ist schwer, von Heims Buch, das ich für eine sehr bedeutende Leistung halte, in einer kurzen Anzeige einen wirklichen Eindruck zu geben. Eine ausführlichere Besprechung möchte ich mir vorbehalten; vorerst muß ich mit Wenigem mich begnügen. Als den Grundfehler der heute noch fast allgemein in Geltung stehenden Ueberzeugungen greift Heim die Setzung absoluter Scheidewände z. B. zwischen Subjekt und Objekt an. Eine vorurteilsfreie Ueberlegung ergibt, daß Alles innerhalb des Bewußtseins liegt. Bewußtsein ist dann allerdings ein wenig geeigneter Ausdruck für den Gesamtinhalt, da er fast unvermeidlich die Vorstellung von Subjekt, Tätigkeit und Objekt hervorruft. Aber bleiben wir dabei, daß alles Bewußtseinsinhalt ist. Dann gibt es keine prinzipiellen Unterschiede in dem, was Bewußtseinsinhalt ist, auch keinen absoluten Unterschied zwischen Sache und Gedanke. Nach allen Richtungen können wir schreiten und treffen immer auf das Gleiche. Innerhalb dieses unendlichen Gesamtinhalts lassen sich Grenzen ziehen, die aber jeden Augenblick wieder verschiebbar sind. Dadurch entstehen verschiedene Verhältnisse. Erwägen wir, daß jeder abgegrenzte und dadurch zu einer Einheit zusammengefaßte Inhalt wieder in viele Teilinhalte zerlegt werden kann, daß er selbst andererseits als Teilinhalt einem umfassenderen Inhalt angehören kann, daß also Alles sowohl Verhältnis wie Verhältnisglied sein kann, so haben wir das Grundverhältnis. Nehmen wir Inhalte, die qualitativ gleich sind und sich nur dadurch unterscheiden, daß sie als verschiedene Summen derselben Grundeinheit darstellbar sind, z. B. die durch die Zahl ihrer Schwingungen unterschiedenen Töne, so haben wir das Proportionsverhältnis. Denken wir daran, daß verschiedene Inhalte ihre Stelle vertauschen können, daß z. B. dieselbe Richtung je nach der Stellung des Aussagenden rechts und links sein, daß von zwei Körpern, deren Distanz durch Annäherung aufgehoben wird, jeder als bewegt und jeder als ruhend betrachtet werden kann, so haben wir das Umtauschverhältnis. Grundverhältnis, Proportionsverhältnis, Umtauschverhältnis sind die Formen, in denen alles Wirkliche sich darstellt. Raum und Zeit sind dem gegenüber nicht Größen sui generis, sie sind auf Grund- und Umtauschverhältnis zurückführbar. Sind alle Grenzen verschiebbar, so kann auch das Ich keine starre Größe sein, am allerwenigsten etwas wie ein fester, immaterieller Punkt. Der Kreis, der von einem Ich in einem Moment umspannt wird, kann sehr verschieden groß sein. Jeder derartige Kreis umschließt kleinere Kreise und liegt selbst wieder innerhalb eines größeren. Die gesamte Wirklichkeit stellt sich somit als eine Fülle durcheinanderwogender, ringender, übergreifender Ich dar. Dann aber ist die Anschauung von der Geburt des Ich aus dem Organismus, speziell aus dem Gehirn ein unhaltbarer Mythos. Organismus und Gehirn, wie alle ihre Teile, in die sie etwa zerlegt werden mögen, sind Inhalte von Ichkreisen und bilden nicht deren Voraussetzung. — Wenn überall Grenzen gezogen werden können, so fragt sich, was ist der Grund dafür, daß eine Grenze so und nicht anders gezogen wird. Die Antwort lautet, daß rein theoretische Gründe hierfür nicht vorhanden sind. Rein theoretisch angesehen kann jede Richtung rechts sein. Welche es im gegebenen Fall wirklich ist, das beruht auf einer Entscheidung. Das gilt nun überhaupt von aller Wirklichkeit. Immer gibt es verschiedene Möglichkeiten, Wirklichkeit kommt aber immer nur durch eine Entscheidung zu stande. Damit ist gesagt, daß der sich entscheidende Wille nicht etwas bloß Menschliches, sondern die weltschaffende Macht ist. Was bei einer menschlichen Willensentscheidung geschieht, das ist gewiß kleiner als die grandiose Willensentscheidung, die etwa unser Sonnen- und Planetensystem konstituierte, aber dem Wesen nach nicht

verschieden. Wenn das menschliche Wesen nach dem Allen nicht einen Sonderkreis im All bildet, sondern in ihm dieselben Mächte wirken, so ist der Bann der Subjektivität gebrochen, so löst sich von hier aus das Problem der religiösen Gewißheit. Von einem starren, absolut geschlossenen Ich kommt man durch keinen Kunstgriff auf eine transsubjektive Wirklichkeit, also auch nicht auf Gott. Es ist der Fehler aller Theologie, soweit ihre Richtungen sonst auseinandergehen mögen, daß sie für ihr Verfahren ihren Ausgang von dem starren Ich nimmt. Dann läßt sich die religiöse Gewißheit immer nur gewaltsam festhalten. Beginnt man aber von der religiösen Gewißheit, die ganz auf sich selbst ruht und keiner Stützen bedarf, so führt ein konsequentes Verfahren zur Zerstörung der erkenntnistheoretischen Grundbehauptung von dem starren, abgeschlossenen Ich und trifft dann eben zusammen mit den Anschauungen, die vorher von Heim über Ich und Wirklichkeit entwickelt worden sind.

Ich habe nur den wesentlichen Grundgedanken skizzieren können; was Heim sonst noch zu sagen hat, z. B. über das Raum- und Zeitproblem, das energetische Weltbild, die Geschichte des Denkens, Einheits-, Humanitäts- und Jesusreligion, über das Verhältnis vom Absoluten und Relativen, religiöser und geschichtlicher Betrachtung, vermag ich an dieser Stelle nicht einmal anzudeuten. Heim entwickelt seine Gedanken nicht in schulmäßiger Form. Dadurch hat er das Verständnis in vieler Hinsicht erleichtert, in mancher aber auch erschwert, weil nicht immer die Zusammenhänge deutlich werden, sondern jedes Kapitel leicht wie ein für sich bestehendes Ganze erscheint. Vielleicht wird durch die vorstehende Skizze das Eindringen in die Gedankengänge des auch ästhetisch sehr anziehenden Buches etwas erleichtert

Paul Kalweit

Aus der Lebensquelle. Biblische Morgen- und Abendandachten für alle Tage des Kirchenjahres. Von Ernst Barck. Stadtpfarrer in Lahr. Heidelberg, Evangelischer Verlag 1905.

Die Andachten halten sich von allen gesuchten Künsteleien, von Wortschwall und leeren Phrasen durchweg frei, — eine Gefahr, welcher sehr viele Andachtsbücher nicht entgehen. Sie sind schlicht und leichtfaßlich, die angefügten Gebete kurz, warm und kräftig. In den Andachten über Luk. 1, 26; Joh. 1, 43; Jes. 9, 2; Jes. 28, 16; Luk. 1, 39; Apg. 7, 30 finde ich Tiefe der Gedanken und Klarheit im Ausdruck erfreulich vereint. Aber die Andachten sind, meines Erachtens, doch zu einförmig und schwunglos, und bewegen sich zu stark in der Bibelsprache. Der Verfasser ist sich selbst wohl kaum bewußt, wie oft er in biblische Redewendungen verfällt. Man unterschätzt die Schriftsprache durchaus nicht, wenn man für unsere Zeit und unser Denken eben doch möglichst selbständige, individuelle Ausdrucksweise fordert. — Glücklicherweise beutet Barck nicht alle Gedanken seines Textes vollständig aus, er überläßt die Wirkung sehr richtig bisweilen dem Leser. Er leitet die Betenden so, daß ihre Bitten nicht in erster Linie auf äußere Dinge, Führungen und Wünsche des Lebens hinzielen, sondern vor allem auf die Bedürfnisse des Innenlebens.

Sicher wird darum Barck mit seinen Andachten viele Christen erbauen, ihnen das Herz erwärmen und den Willen stählen, — aber er wird nicht in gleicher Weise den Suchenden dienen können. Zweifel werden ja des öfteren angeschnitten, Fragen aufgeworfen, aber sofort mit einer — wenigstens mir zu optimistischen — Theodicee zurückgewiesen. Gewiß liegt in dem die Andachten beherrschenden Gedanken Römer 8, 28 „daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen", unser ganzes Christentum in nuce beschlossen; aber nur um Gotteswillen nicht schnellbereit damit all die vielen großen und berechtigten Zweifel abschneiden! Das ist zu schwer für die meisten Menschen, denn es sind mehr, als wir wissen, welche trotz ehrlichen Strebens dieses Paulus-Wort nicht so leicht anerkennen können.

Denen aber, welchen durch ihre Lebensführung jenes Bekenntnis leichter gemacht ist, und doch auch nicht ihnen allein, sei das Andachtsbuch bestens empfohlen.

Hans Paul

Von Schleiermacher reden die Theologen heute so oft, daß auch die gebildeten Laien aufmerksam werden. Nur haben sie es schwer, die erwachende Teilnahme zu befriedigen. Es gibt treffliche und zugleich allgemein verständliche Werke über ihn; aber sie sind so umfangreich, daß in unsrer hastenden Zeit ein besonderer Entschluß notwendig wird, um sie zu lesen. Und seine Werke enthalten eine schwere Kost. Sogar die Reden über die Religion und die Monologen, die jeder gebildete Christ kennen sollte, sind uns weit unverständlicher als ehedem den Zeitgenossen der idealistischen Philosophie. Darum weise ich Laien wie Theologen mit besonderer Freude auf ein Schriftchen hin, das viel mehr bietet, als Umfang und Titel zu verheißen scheinen: Schleiermachers letzte Predigt, mit einer Einleitung neu herausgegeben von D. Johannes Bauer. (Marburg, Elwert 1905. 36 S. 60 Pf.) Es schenkt nicht nur dem Fachmann eine außerordentlich dankenswerte Ergänzung der wissenschaftlichen Literatur, sondern zeigt auch, ohne direkt zu popularisieren, den Zauber und die Tiefe von Schleiermachers religiöser Persönlichkeit. Aus äußern Gründen war die Homilie, die er zehn Tage vor seinem Tode über Mark. 14, 1—26 gehalten hatte, nicht in die Sammlung seiner Werke aufgenommen worden. Gehört sie auch nicht zu seinen allerbesten Predigten, so erklärt sie doch den Zusammenhang der drei Erzählungen, die der Text zusammenfaßt, mit größter Feinheit und verwandelt jede Einzelheit in eine ergreifende Schilderung des innern Lebens Jesu. Außerdem schlingt sich, wie die wertvolle „Einleitung" darlegt, ein Band von ihr hinüber zu den letzten Worten und Handlungen Schleiermachers. D. Bauer druckt die vorhandenen Berichte über seinen Tod

mit wissenschaftlicher Genauigkeit und wichtigen literarischen Fingerzeigen ab: es sind die von der Witwe, von Trendelenburg, L. v. Ranke, R. Rothe und besonders ausführlich der von Bettina v. Arnim, deren Verhältnis zu Schleiermacher dabei in ein helles Licht rückt. Wir gewinnen ein anschauliches Bild vor allem von der Abendmahlsfeier auf dem Totenbett, die so verschiedene und teilweise absprechende Beurteilungen erfahren hat. Gerade der Vergleich mit der letzten Predigt, die im letzten Teile ebenfalls vom Abendmahl handelt, zeigt auch in den Abschiedsworten und Handlungen jene selbe „wunderbare Vereinigung von tiefer Herzensfrömmigkeit und vorurteilsloser Freiheit des Geistes, die seiner Persönlichkeit eigen war." Wer so in den Tod geht, der ist selig, und mit reinster Andacht stehen wir an seiner Bahre. Sein Abschied vom irdischen Leben verkörpert in ergreifendem Bilde noch einmal das Beste, was im irdischen Leben seine Seele erfüllt und sein Tun geleitet hatte.

Stephan

Kleine Mitteilungen. Die Nachricht der Chronik Nr. 46, daß christliche Frauenvereine bei den Synoden mit Anträgen vorstellig werden, man möge den weiblichen Mitgliedern der Gemeinde das Wahlrecht zugestehn: „wenn sie dies schriftlich beantragen und zugleich das Gelübde eines religiösen und kirchlichen Lebens ablegen," ist rasch von andrer Seite bestätigt worden. Nach Nr. 513 der Ostsee-Zeitung lag ein solcher Antrag der pommerschen Provinzialsynode vor. Die Frauen haben es gewiß sehr ernst und treu gemeint, wenn sie die Erfüllung ihres Wunsches an jenes Gelübde banden. Aber sie haben damit nur gezeigt, daß sie die Lage nicht überschauten. Sie haben ihre Wahlberechtigung an eine Bedingung geknüpft, von der die männlichen Gemeindeglieder nichts wissen. Vielleicht meinten sie in heiligem Enthusiasmus, den Männern darin mit gutem Beispiel vorangehn zu sollen. In Wirklichkeit begaben sie sich damit in das Gefolge einer bestimmten kirchlichen Partei. Die Abhängigmachung des Wahlrechts von einem solchen Bekenntnis und Gelübde ist seit lange ein Programmpunkt der Stoeckerschen Richtung. Man kann sie sehr fromm und innig interpretieren, aber für den, der einigermaßen Bescheid weiß, wie es auch in der Kirche Machtkämpfe sind, die die Parteien machen, bekommen sie einen ganz bestimmten parteipolitischen Sinn. Die Formulierung jenes Antrags zeigt klar, von wem die Frauen sich haben beraten lassen. Der Frauenbewegung haben sie damit keinen Dienst getan; auf die Rührigkeit der kirchlichen Gruppe aber, unter deren Einfluß sie sich stellten, fällt dadurch ein helles Licht. — Zur Sache nur eine Frage: Wie, wenn eine Frau ihr Gelübde bricht? verliert sie dann ihr Wahlrecht? — Man tut den ersten Schritt ins öffentliche Leben der Kirche mit dem Anspruch, endlich für mündig erklärt zu werden — und verkennt dabei, daß eine Landeskirche keine Freikirche ist! Sobald Stoecker und seine Gesinnungsgenossen auf dieser Basis eine Freikirche gründen werden, wollen wir allen Respekt davor haben. Aber die Daseinsbedingung einer Landes- und Volkskirche verkennen derlei Velleitäten vollkommen.

Das Wesen und den Wert unsrer Landeskirchen verkennen auch die preußischen Provinzialsynoden und Synodalen, die, wie in Königsberg und Posen geschehen, „Gott dem Herrn dafür danken, daß die Gemeinden der Provinz bisher vor der Verwirrung durch eine den Grund unseres Glaubens umstoßende falsche Lehre bewahrt worden sind." Das kann doch nur heißen: man dankt dafür, daß ein Fall Fischer sich in Berlin abgespielt hat und nicht in Ostpreußen oder Provinz Posen. Diese partikularistische Genugtuung verstößt einmal gegen 1. Kor. 12, 26; sie verkennt aber sodann den hohen Vorzug der Landeskirche, daß geistige Kämpfe in ihrer Mitte durchgekämpft und nicht durch Ausstoßung gewaltsam erledigt werden; sie verkennt endlich, daß trotz etwa gewahrten Friedens dieselbe Gärung wie anderswo auch die Gemeinden des Ostens durchwirkt, wovon die Sezession der Minderheit aus der Königsberger Synode deutliches Zeugnis ablegte.

Die nächsten Nummern werden schon ganz unter dem Stern von Weihnachten stehn. Viel dringender Stoff, auch schon gesetzte Artikel, wird müssen bis ins neue Jahr zurückgestellt werden: die betroffnen Mitarbeiter bitten wir das mit christlicher Geduld zu tragen. Was aktuell ist, wird nach Kräften berücksichtigt. Ein Stück Post Bellum folgt noch, auch eine Antwort in Sachen der evangelischen Deutschen in Russisch-Polen. Schluß der Christlichen Politik in Holland hoffentlich in Nr. 52. Der Weihnachtsbüchermarkt bringt diesmal Bücher, die uns ernstlich angehn: Hilligenlei, Schillerpredigten u. A.

R

Quittung

Für die Familien der ermordeten und beraubten Juden in Rußland: über 460 Mk., die uns vor Ausgabe der letzten Nummer d. Bl. aus Marburg zugegangen sind, wurde in der Frankfurter Zeitung quittiert. Seitdem gingen ein: je 20 Mk. von T und W H; 13 durch Stud. Sch; je 10 von N J; B; 8 von Sch; 5 durch T von einer Patientin, sämtlich in Marburg.

Für den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein: 12,57 Mk. von dem Jungfrauenverein Martha und Maria in Dresden; 10 von B, Marburg; 7,50 von Z, Nienburg; 2 von H S in W.

Für die Buren: 3 Mk. von W, Ludwigsburg.

Für die Evangelischen in Oesterreich: 10 Mk. von B, Marburg; 3 von E, Schönbach, zum Gedächtnis des 31. Oktober; 1 von H S in W.

Für die Innere Mission: 1 Mk. vom Evang. Pfarramt Neustadt i. O.

Für den Gustav-Adolf-Verein: 5 Mk. von W Sch, Aweyden.

Für das notwendige Liebeswerk: 10 Mk. von L P, Frankfurt a. M.; 3 von B N, Davos; 2 von F M, Ramsen; 1,50 von O R, Cassel.

Für denselben Zweck gingen bei Herrn Pfarrer Stier in Alten bei Dessau ein: je 20 Mk. von P S, Tübingen; A H, Berlin; E F, Frankfurt a. M.; 12 von Sch, Freiberg; je 11 von W M, Hannover; Freunde der Christlichen Welt in Cöthen; je 10 von B, Merseburg; E F, Magdeburg; W, Jena; C Sch, Hamburg; M, Zerbst; E R, Osnabrück; v S, Berlin; K H, Oldenburg; G, Salza; Sch, Steinen; W, Marburg; A H, Straßburg; B, Goslar; K, Steglitz; H N, Hattorf; O N, Mechtshausen; E L, Hornberg; D, Gießen; T, Frankfurt a. M.; K, Gießen; je 5 von F M, Bernburg; B, Hohenwarsleben; H, Augsburg; G, Friedenau; D, Bissingen; D, Schönebeck; J, Wittenberg; G W, Straßburg; A, Marienschloß; K, Berstedt; S E, Gießen; L, Düsseldorf; F P, Treffurt; L, Leipzig; K R, München; v. D, Straßburg; Sch, Halle a. S.; R, Bertzel; S, München; D, Heidelberg; W, Harsleben; E J, Freiburg; R, Gisthorn; R H, Oberweid; G R, Gnadenfeld; Z, Königshütte; E F, Halensee; B, Seebergen; P, Esperstedt; G G, Darmstadt; B v d H, Königstein; S, Perouse; M, Sontra; W, Södel; G M, Leipzig; S, Cassel; B, Auma; je 4 von B, Frankfurt a. M.; B, Görlitz; M R, Solingen; je 3 von G, Genthin; H, Gr.-Salze; W K, Grunewald; K, Bretzenheim; J G, Ziebigk; R L, Amesdorf; W, Sieversshausen; v d H, Berlin; H, Würzburg; G B, Harste; A W, Godesberg; Th St, Gnadenfeld; R, Bonn; G, Herpf; L, Gr.-Oldendorf; E, Chemnitz; Sch, Görlitz; R, Ober-Waroldern; Th, Gr.-Wölkau; O, Meensen; H Sch, Hohenstadt; M, Heringen; J, Freiburg; E, Potsdam; O B, Bremen; B, Tränheim; P G, Elgersburg; A, Walbeck; W, Jena; C M, Dresden; 2,50 von G R, Scheuder; je 2 von Th, Auerbach; J, Osthofen; F, Elbing; M, Tilsit; E K, Tilsit; E B, Affolterbach; L R, Königsberg; v D, Lübeck; F, Bucha; M Z, Pißdorf; 1,50 von H, Breslau; 1 von W, Weißwasser.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Coblenz. (F. d. C. W. und des Evangel. Gemeinde-Blattes.) Mittwoch 29. November 3 Uhr im Evangelischen Bürgerverein, Altlohrtor: Offenbarung und Entwickelung (Pfr. Krüger-Belthusen). Alle Freunde und Freundinnen sind willkommen.

Görlitz. Donnerstag 30. November 8 Uhr Hotel zur Krone, Obermarkt: Bericht über die letzte Provinzialsynode (Schian).

Halle a. S. Montag 27. November 3 Uhr Kirchlich-theologische Konferenz im evangelischen Vereinshause (Kronprinz): Wie predigen wir über das Alte Testament?

Hannover. Montag 27. November 8 Uhr im Russischen Hof, Rosenstr. 3: Fortsetzung der Besprechung über Nietzsche.

Marburg. Montag 4. Dezember 8 1/2 Uhr im Ritter: Unsre historische Kenntnis von Mose.

Oldenburg i. Gr. Sonnabend 25. November 8 Uhr in der Bavaria, Julius Mosen-Platz: Unsere Missionsmethode in Japan und China (Missionssekretär Dr. Fobbe-Berlin).

Seesen a. H. Freunde der Kirchlichen Gegenwart aus Hannover und Gesinnungsgenossen aus Braunschweig. Mittwoch 13. Dezember 4 1/2 Uhr Hotel Wilhelmsbad: Unsere Stellung zur Schrift (P. Schünemann in Osterode).

V. d. F. d. C. W.

Nr. 14 der Mitteilungen kommt in dieser Woche zum Versand.

Die Stelle eines **Subdiakonus** (Stadtvikars) an den beiden hiesigen Stadtkirchen ist **sofort** zu besetzen. Meldungen sind unter Beifügung von Zeugnissen an den Unterzeichneten zu richten.

Gotha, 19. November 1905

Superintendent H. Müller

Cand. theol. sucht vom 1. Januar bis Ostern 1906 Stellung als **Hauslehrer** oder sonst irgendwie **zur Vertretung**, wo ihm etwas freie Zeit zur Vorbereitung auf das 2. theologische Examen bleibt. Anfragen erbeten unter **H. W. 46** an den Verlag der Christlichen Welt.

Für einen **siebenjährigen, gesunden Knaben** mit vorzüglichen Schulzeugnissen, dessen sittliche Entwickelung durch von außen an ihn herangetretene Erlebnisse ernstlich gefährdet ist, sucht der **Verein zum Schutz der Kinder vor Ausnutzung und Mißhandlung** Aufnahme bei einem **kinderlosen Ehepaar** auf dem Lande, womöglich in einem Pfarrer- oder Lehrer-Haus, wo seine Gedankenwelt auf ganz gesunde Bahnen gelenkt wird. Angebote erbittet möglichst umgehend

Dr. von Soden, Berlin SW. 12

Religionsgeschichtliche Volksbücher
Naturwissenschaft und Glaube
von Dr. **Petersen.** 35 Pfg., kartoniert 55 Pfg.

Chronik der Christlichen Welt
Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 46. Die theologische Lehrzucht auf den preußischen Prozialsynoden: Pommern — Bayerische Generalsynode: 4. Seelsorge; 5. Kirchliche Verfassung — Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Hamburg — Gnadauer Konferenz — Die Biblischen Zeit- und Streitfragen — Vom Deutsch-Evang. Frauenbund — Personalien

Preußische Kirchenzeitung
Verlag Gebauer-Schwetschke Halle a. S.

Nr. 3. Die Brandenburgische Provinzialsynode — Die Schlesische Provinzialsynode: Die Lehrverhandlungen — Stöcker und die brandenburgische Evangelische Vereinigung — Die kirchlich-theologische Konferenz für die Provinz Brandenburg — Zum Fall Römer — Hohe kirchliche Aemter — Der Stolper Prozeß — Westpreußen — Mancherlei

Preußischer Beamten-Verein
in Hannover
(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamte, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 271 684 700 M. Vermögensbestand 91 234 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1904: 2 656 815 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 80% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.
Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatt Bezug nehmen.

Erreicht haben wir ein wirklich tadelloses, unt. **Garantie** funktionier. neu verbess. **Christbaumgeläute**
Nr. 123 zu dem billigen Preise von **nur M. 1.00** zu liefern. — Porto 20 Pfg. extra.

Dieses Geläute ersetzt jegliche Spitze und ist dasselbe, weil es aus vielfarbigem Metall geliefert wird, ein wirklicher Prachtschmuck jed. Weihnachtsbaumes.

Sobald nun die Kerzen angezündet werden, setzt sich das Rad in Bewegung u. die hieran befindlichen Perlen schlagen alsdann geg. die Glocken an u. nun hört man ein feierliches Weihnachtsgeläute, welches Veranlassung zu einer richtigen Weihnachtsstimmung gibt. Fast in keinem Christbaum wird wohl ein solches feierliches Geläute fehlen. Da doch der Preis ein sehr geringer ist, decken Sie Ihren Bedarf im eigenen Interesse jetzt schon, da im vorigen Jahre tausende nicht geliefert werden konnten wegen zu starker Nachfrage. Auch wenn dieses Instrument auf den Ofen gestellt wird, entsteht ein harmonisches Glockengeläute. (Gebrauchsanweisung liegt jedem Geläute bei).

Haupt-Katalog, welcher ca. 4000 Artikel enthält, versenden wir gratis und franko über Neuheiten in **Christbaumschmuck, Spiel-, Musik-, Gold-, Silber-, Nickel-, Leder- und Stahlwaren, Uhren, Waffen, Munition etc.**

Gebrüder Bell, Gräfrath 98 bei Solingen
Fabrik-Versandgeschäft.

Neuester Verlag von Georg Wigand in Leipzig

Die neue Pfarrerin

Erzählung von **Elisabeth Birkenfeld**

Preis geheftet Mk. 2.—, in Leinen gebunden Mk. 3.—

Es liegt ein Hauch schöner Innerlichkeit über dem Buche, das einen fesselnden Lesestoff für den gebildeten Familienkreis bietet.

Venedig Christliches Hospiz. Campo S. Angelo 3581.
Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Man verlange
Probenummern
der Christlichen Welt vom Verlag.

Spezial-Landaufenthalt ausschliesslich für
Alkoholkranke
auf dem Rittergut Nimbsch a. Bober b. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.) Gegründet 1895. Preis pr. Tag 6 M. Prospekte frei. Sanitätsrat Dr. Lerche, Alfred Smith.

* Junge, gebildete Mädchen * *
werden von dem Frankfurter Schwestern-Verband in einer städtischen Kranken-Anstalt **gut ausgebildet zum Zwecke dauernder Anstellung als Krankenpflegeschwestern in dem genannten Verbande bei guten Gehalts- und Pensions-Verhältnissen.** Die Satzungen des Verbandes sind beim **„Vorstand des Frankfurter Schwestern-Verbandes" in Frankfurt am Main,** Städt. Krankenhaus (Gartenstraße) zu erhalten.

Kirchenbeleuchtungen
jeder Lichtart in Kunstschmiedearbeit empfiehlt in einfacher und reichster Ausstattung. Besonders empfehlenswert **„Gasstoffglühlicht"** hell, billig, reinlich, ohne Röhrenleitung. Großenhainer Geldschrankfabrik und Kunstschlosserei von **Anton Klette,** Großenhain in Sachsen. Inh. der K. S. Staats-Medaille. Prämiert: München, Berlin, Dresden, Leipzig, Riesa, Großenhain. Beste Referenzen.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, Poststraße 3.

Künstlerischer Wandschmuck
Farbige Künstlersteinzeichnungen.
Neu! Paczka, Reigen — Liner, Abendfrieden — Georgi, Ernte — Wieland, Matterhorn — Schramm-Zittau, Schwäne — Sascha Schneider, Wettlauf — Voigt, Kirchgang. **Neu!**

„Es läßt sich kaum noch etwas zum Ruhme dieser wirklich künstlerischen Steinzeichnungen sagen, die nun schon in den weitesten Kreisen des Volkes Beifall gefunden und — was ausschlaggebend ist — von den anspruchvollsten Kunstfreunden ebenso begehrt werden, wie von jenen, denen es längst ein vergeblicher Wunsch war, das Heim wenigstens mit einem farbigen Original zu schmücken. Was sehr selten vorkommt: hier begegnet sich wirklich einmal des Volkes Lust am Beschauen und des Kenners Freude an der künstlerischen Wiedergabe der Außenwelt."
Kunst für Alle. XII.

Bunte Blätter Farbige Künstlersteinzeichn. im kleinsten Format für **1 Mark.**
Blattgröße 23×33 cm, Bildgröße verschieden.
In Passepartout 1,50 Mark, im Rahmen 3 Mark.

Der schönste Schmuck für kleine Wandflächen und zum Aufstellen. Künstlerische Gelegenheitsgeschenke zum billigsten Preise. Erschienen sind 16 Blätter.
Größere Blätter: 70×100* cm und 55×75† cm. Erschienen 70 Blätter 4—6 Mark.
Kleinere Blätter: 30×41 cm. Erschienen 26 Blätter . . . . . je 2½ Mark.
Porträts: 50×60 cm. Goethe — Schiller — Luther — Wilhelm II. . 3 Mark.
Rahmen: Zu den größeren Blättern 3 Mk. 80 Pf. bis 17 Mk.; zu den kleineren 2—4 Mk.

Katalog mit farbiger Wiedergabe von ca. 100 Bildern unentgeltlich und postfrei.

Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen

Zu Weihnachtsgeschenken empfehle ich:

Geistliche Lieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte, gesammelt von **K. C. Eberhard Ehmann.** Zweite Auflage. 1894. M. 3.—. Geb. M. 4.50.

Die Blüten der geistlichen Dichtkunst werden hier der christlichen Familie gewidmet. Die Lieder können auch ohne Worte gespielt werden und werden für häusliche Feiern und Stunden stiller Sammlung sehr willkommen sein.

Silcher's Volkslieder für eine oder zwei Singstimmen mit Begleitung des Pianoforte. Mit 6 Kupferdrucken nach Zeichnungen von Theodor Schüz. 1891. Elegant gebunden M. 6.—.

„Die Schönheit der künstlerischen Ausstattung steht einzig da, — ganz abgesehen davon, daß die geschmackvollen Ornamente, mit denen der Notendruck umgeben ist, dem Auge Wohlgefallen bereiten, so sind es vor allem die sehr feinen in Kupferdruck wiedergegebenen Zeichnungen von Th. Schüz, ein bildnerischer Schmuck von hohem Kunstwerte, die die Ausgabe als Geschenkswerk besonders geeignet erscheinen lassen". Daheim.

Sechs Bilder zu „Silcher's Volkslieder" von Th. Schüz:

Ach du klar blauer Himmel, — Drauß ist alles so prächtig, — e bissele Lieb und e bissele Treu, — Jetzt gang i ans Brünnele, — Mei Mutter mag mi net, — Nun leb' wohl du kleine Gasse. — Jedes Blatt in Heliogravüre (32 : 23½ cm.) M. 1.—.
(Aus der Prachtausgabe von Silcher's Volksliedern.)

Faust. Der Tragödie dritter Teil. Treu im Geiste des zweiten Teils des Goetheschen Faust gedichtet von **Deutobold Symbolizetti Allegoriwitsch Mystifizinsky (F. v. Vischer).** 5. Auflage. Billige Ausgabe. 8. [1901]. Kart. M. 2.—. Geb. M. 3.—.

„Es ist schlankweg die geistreichste, formschönste und witzigste deutsche Parodie und Satire und steht als solche sogar noch über Platens klassischen Aristophanesken. Das köstliche Buch wird noch viele Auflagen erleben, mehr als irgend eine Schrift unserer geaichten Goethephilologen." Die Gegenwart 1901. Nr. 5.

Die Entstehung der Volkswirtschaft. Vorträge und Versuche. Von Dr. **Karl Bücher,** ord. Professor an der Universität Leipzig. Vierte Auflage. 8. 1904. M. 6.—. Geb. M. 7.25.

„. . . Zu den Werken, die den Laien in unterhaltender, spannender Weise über die Entstehung der Volkswirtschaft belehren können, gehören die vorliegenden „Vorträge und Versuche" des bekannten Leipziger Volkswirtschaftlers. . . ."
Monatsschrift für soziale Medizin. 1904. 11. Heft.

Rom und römisches Leben im Altertum. Geschildert von Dr. **Hermann Bender.** Zweite verbesserte und vermehrte Auflage, neue billige Ausgabe. Mit 10 Vollbildern und über 150 Abbildungen im Text nebst vergleichendem Plan des alten und neuen Rom. 1893. Ein stattlicher Prachtband in reichem Einband 12 Mark.

Aegypten und aegyptisches Leben im Altertum. Geschildert von Dr. **Adolf Erman.** Mit 12 Vollbildern und 400 Abbildungen im Text. 1886/87. Ein stattlicher Prachtband in reichem Einband 12 Mark.

Astronomische Briefe. Von **C. v. Dillmann. Die Planeten.** Klein 8. 1892. M. 3.—. Gebunden M. 4.—. — Neue Folge. **Kometen. Sonne. Fixsterne.** Klein 8. 1901. M. 1.80. Gebunden M. 2.80.

„Der Verfasser hat ein besonderes Geschick, den Leser auf eine liebenswürdige Weise in die schwierige Materie einzuführen. In leichtfaßlicher, anschaulicher, höchst anziehender Weise geleitet er den Leser mit kundiger Hand in jene unermeßlichen Fernen mit ihren Wundern und gewährt ihm ebenso großartige Ausblicke als interessante Aufschlüsse." Das deutsche Lehrerhaus 1902 Nr. 4.

Ueber gesunde und kranke Nerven von Dr. Freiherr **R. v. Krafft-Ebing,** o. ö. Professor der psychischen und der Nervenkrankheiten i. P. in Graz. Fünfte durchgesehene Auflage. 1903. Geb. M. 2.—.

„Das Büchlein ist frisch und anregend geschrieben. Wir können uns nur freuen, wenn Gelehrte es nicht zu gering achten, durch Belehrung des Publikums die schlechte, populare Literatur zu bekämpfen." (Med. Jahrbücher.)

Unsere eßbaren Pilze in natürlicher Größe dargestellt und beschrieben mit Angabe ihrer Zubereitung von Dr. **Julius Roell.** Sechste neubearbeitete Auflage. Mit 14 Tafeln in Farbendruck u. Titelbild. Taschenformat. 1903. Kart. Mk. 2.—.

„Rölls Pilzbuch übertrifft nicht allein die jüngsten Erscheinungen auf diesem Gebiete, sondern es darf bezüglich seiner Abbildungen geradezu als das beste bezeichnet werden." Literar. Zentralblatt.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9

Wertvolle Gaben für Weihnachten!

Medicus, Fritz, J. G. Fichte. Dreizehn Vorlesungen, gehalten an der Universität Halle, geb. Mk. 3.80.

Fichte ist der Philosoph der Persönlichkeit, und deshalb ist er recht eigentlich dazu bestimmt, dem gegenwärtigen Zeitalter ein Führer zu werden!

Dreyer, H., Personalismus und Realismus. Mk. 2.—.

Eine besondere Note erhält die Arbeit durch weitgehende Verwertung Goethescher Gedanken, was als Belebung des unvermeidlich abstrakten Gedankenganges angenehm empfunden wird.

Vaihinger, Hans, Nietzsche als Philosoph. 3. vermehrte u. verbesserte billige Auflage. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.60.

„Es gewährt ein geistiges Vergnügen, diese geordnete Welt von Nietzsches Gedanken hier erstehen zu sehen."
[O. von Leixner: „Ein Führer durch Nietzsche" i. d. Tägl. Rundschau.]

Koppelmann, Wilh., Oberlehrer am königl. Gymnasium in Münster, **Kritik des sittlichen Bewusstseins** vom philosophischen und historischen Standpunkt. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.—.

Das vorliegende Buch ist eine der besten Leistungen auf dem Gebiete der philosophischen Ethik. Der Verf. verfügt über ausgebreitete Kenntnisse, er ist scharfsinnig, gewandt und von sittlichem Pathos erfüllt etc.
[Prof. O. Ritschl in der Theol. Lit.-Ztg. 1905 S. 11.]

Schwarz, Herm., Das sittliche Leben. Eine Ethik auf psychologischer Grundlage. Mit einem Anhang: Nietzsche's Zarathustra-Lehre. Mk. 7.—, geb. Mk. 8.—.

„Wer dem Verfasser folgt, wird sich überall durch reiche Ausbeute anregender Gedanken und vielfache Klärung der Begriffe belohnt finden. Auch der Anhang wird Manchen willkommen sein." [Prof. Fr. Jodl in der Wiener Neuen Freien Presse.]

Paulsen, Fr. Philosophia militans. **Gegen Klerikalismus und Naturalismus.** 2. durchgesehene Auflage. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

„Paulsen schreibt einen vortrefflichen leichten Stil mit geistvollen Wendungen und fein angebrachten Zitaten. Deshalb wird jeden Gebildeten dieses sympathisch ausgestattete Büchlein interessieren." [Prof. E. Külpe in d. Baltischen Monatsschrift.]

Baumann, Julius, Geh. Reg.-Rat und Prof. a. d. Univ. Göttingen. **Wille und Charakter.** Eine Erziehungslehre auf moderner Grundlage. Mk. 1.50. 2. verm. Aufl.

„Der Höhepunkt der Willensbildung ist, daß der Mensch einen Charakter habe." (Der Verfasser.)

Groos, Karl, Das Seelenleben des Kindes. Ausgewählte Vorlesungen geb. Mk. 4.—.

„Man muß gestehen, daß Gr. mit einer ganz außergewöhnlichen Sicherheit in sehr verwickelte Verhältnisse hineinleuchtet und daß das Buch allen, die sich mit der Jugend beschäftigen, hohen Genuß und viel praktischen Vorteil bringen kann." [Allgem. Oesterr. Lit. Blatt XIV, 2.]

Robertson, Fred. W., Religiöse Reden. **Neue Sammlung,** dem Andenken Emil Frommels gewidmet. 2. verbesserte u. vermehrte Auflage. Geb. Mk. 3.50.

„Man kann nur von Herzen wünschen, daß Viele von Robertsons Geist, Behandlungsweise, Psychologie und sittliche Energie lernen mögen. Möge dem Buch ein langer Weg beschieden sein. Es gehört zu denen die nicht veralten."
(Gen.-Superint. Hofprediger D. Dryander an den Verlag.)

Römer, Dr. med. A., Die Kunst des Krankenbesuchens. **Zweite,** erweiterte und verbesserte Auflage. Eleg. brosch. Mk. 1.—.

Derselbe: **Was schulden wir dem Alter?** Ratschläge und Mahnungen eines praktischen Arztes. Mk. 1.—.

Für theologische Kreise:

Ecke, Prof. *D.* G., Die theologische Schule Albrecht Ritschls **und die evangelische Kirche der Gegenwart.** II. Band. Die evangelischen Landeskirchen Deutschlands im XIX. Jahrhundert. Blicke in ihr inneres Leben. Geb. Mk. 9.—.

Rietschel, Prof. *D.* G., Lehrbuch der Liturgik. I. Band: **Die Lehre vom Gemeindegottesdienst.** Geb. Mk. 12.50. **(Der II. Band, die Kasualien behandelnd, befindet sich im Druck und erscheint zu Ostern 1906).**

Hering, Prof. *D.* H., Die Lehre von der Predigt. I. Hälfte: **Geschichte der Predigt.** II. **Theorie der Predigt.** Geb. Mk. 11.50.

Köstlin, Julius, Christliche Ethik. In Halbfrz. geb. Mk. 12.—.

Pöhlmann, Hans, Rudolf Euckens Theologie mit ihren philos. Grundlagen. Mk. 1.50.

Aus reicher Tränensaat

ist auch im letzten Jahr in unserer großen Herberge für Elende aller Art und aus aller Welt Ende durch viele Liebesbeweise vieler treuer Freunde eine reiche Freudenernte hervorgewachsen, ganz besonders in der lieben Weihnachtszeit. — Aber an jedem neuen Weihnachtsfest bedürfen wir diese Liebe aufs Neue.

Die Zahl der Fallsüchtigen, Geisteskranken, Kleinen und Heimatlosen, die ihre fröhlichen Augen in unseren Anstalten voll Hoffnung auf den heiligen Abend richten, hat sich auch in diesem Jahr wieder reichlich vermehrt.

So müssen wir schon zutraulich hoffen, daß die treue Liebe alter und neuer Freunde uns auch an diesem Weihnachtsfest nicht vergessen wird.

Für jede kleinste Gabe jeder Art zum fröhlichen Dienst unter den Weihnachtsbäumen der Zionsgemeinde bietet seine Handlanger-Hand allen Liebhabern der Elenden gern an.

Bethel b. Bielefeld **F. v. Bodelschwingh,** Pastor

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Die Reden unsers Herrn nach Johannes im Grundtext ausgelegt von Prof. D. **H. Goebel.** 1. Hälfte, Kap. 1—12. 9 M., geb. 10 M.

Der Koran. Eine Apologie des Evangeliums von Missionar **Abr. Amirchanjanz.** 1 M.

Das Johannesevangelium oder Christentum und Griechentum, Evangelium und moderne Weltanschauung auf der Oberstufe höherer Lehranstalten von Prof. Dr. **Fr. Zange.** 2 M. (Leitfaden für den evang. Religionsunterricht Heft 6.)

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu fünf litterarische Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg; Ernst Finckh in Basel; Greiner und Pfeiffer in Stuttgart; Eugen Salzer in Heilbronn (Postauflage); B. G. Teubner in Leipzig

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 48 Marburg i. H., den 30. November 1905

Gegenkönige

Eine Adventsdichtung

Das gläubige Kind

Christkind

Winter ists. Der Sturmwind zieht
Hin mit düstrem Blasen,
Müde schon der Abend sinkt
Ueber Turm und Straßen.
Doch im traulichen Gemach
Bei des Feuers Scheine
Stört des Windes Sausen nicht
Und sein trüb Gegreine.
Dämmrung webt mit leiser Hand
Drinnen dunkle Schleier,
Goldne Lichter malt darauf
Unser Kohlenfeuer;
An der Mutter Knie gelehnt
Hör ichs fröhlich knistern,
Und dazwischen klingt so süß
Meiner Mutter Flüstern:
„Liebling, hörst du, wie der Wind
Singt so wilde Lieder?
Winter naht! Nun freue dich,
Christkindlein kommt wieder!
Christkindlein, das Jesuskind,
Kommt vom Himmelsthrone,
Daß es jedes gute Kind
Hold und reich belohne.
Christkindlein! Da . . . siehst dus nicht
An dem Fenster flimmern?
Kind! Christkindleins Flügelpaar
Sah ich eben schimmern!
Da . . . da . . . seh ich ganz genau
Seine goldnen Locken, —
Und nun hör ich auch den Klang
Seiner Silberglocken! — —
Eben jetzt — flog es davon!
Hast dus fliegen sehen?
Ach, zu wie viel Kindern muß
Doch das Christkind gehen!
Aber sieh! Was hängt denn da?
Blitzendes Geschmeide!
Christkindlein verlor wohl gar
Gold aus seinem Kleide!
Reines, lautres Himmelsgold
Hat es fallen lassen.
Das kann auch gar leicht geschehn,
Fliegts so durch die Gassen.
Nimm es und bewahr es dir,
Mein geliebter Knabe.
Lichtgesponnen reines Gold!
Christkinds Wundergabe!

Lebensbrunnen

Im Sonnenschein lachet und nickt der Wald
Und fröhliche Wolken ziehn.
Das Bienelein summt, das Vögelein jauchzt,
Und am Wege viel Blumen blühn.
Und Mutter und ich, wir wandern so froh
In die lachende Welt hinein,
Ich jauchze und singe und bin so vergnügt
Wie ein fröhliches Vögelein.
Es rauschet der Wald. Und zum Blätterdach
Verflicht sich Laub und Geäst.
„Da, Mutter, da seh ich im niedern Gezweig
„Zwei Vöglein in ihrem Nest!“
„Still, Kind! Und schau nicht ins Nest hinein,
Stör mir die Vögelein nicht,
Sie sitzen und wärmen die Eier klein,
Bis die Jungen kommen ans Licht.“ — —
Es rauschet der Wald so geheimnisvoll,
Die Schritte versinken im Moos,
Es dehnen die grünen Hallen sich weit,
So unergründlich, so groß. — — —
„Sag, Mutter, ich kann es so gar nicht verstehn,
Woraus bin denn ich wohl gemacht?
Wo war ich zuerst, und wer hat mich dann
Zu dir, liebe Mutter, gebracht?“
„So höre, du kleines Vögelein du:
Im Walde, da liegt ein See,
So tief, so tief und dabei so klar,
Drauf liegt es und flimmerts wie Schnee.
Seerosen sind es, die träumen darauf,
Sie dehnen die Blätter so rund —
Und die lieben Kindlein, die wachsen dort,
Auf der Blüten schneeigem Grund.“

Himmelsfenster

Sylvesterglocken läuten
So feierlich über Land;
Zur Kirche geh ich, andächtig,
An meiner Mutter Hand.
Die Sterne strahlen hernieder
Vom Himmel mit goldenem Schein,
Es sagt mir meine Mutter,
Daß sie Himmelsfenster sein.
Da klettert mein kindlicher Glaube
Empor am leuchtenden Strahl
Und sieht durch die Himmelsfenster
Gott Vater im goldenen Saal!

Das verlorene Paradies

Ich steh bestürzt an deinen goldnen Pforten,
Du meiner Kindheit lichtes Paradies!
Was ists, was mich so rauh aus dir verstieß,
Daß es mir ein verschlossnes Land geworden?
Ach, da ich spielt' in deinem lichten Kreise
So sorglos froh in kindlich heiterm Scherz,
Da zog mirs leise klagend durch das Herz,
Daß fremd ich wurde deiner Art und Weise.
Mein töricht Herz voll unverstandnen Strebens
Sich heimlich fort aus deiner Mitte stahl. —
Nun fiel die Pforte zu. — In meiner Qual
Steh ich und rüttle jammernd, doch vergebens.
An deine Stäbe lehn ich mein Gesichte,
Und hasche mit dem Blick nach deinen Aun.
Ich kann sie nur noch durch das Gitter schaun:
Wie strahlen sie in wunderreichem Lichte!
Wie Zwerg und Kobold jauchzen und frohlocken!
Die Elfchen wiegen sich in leichtem Tanz!
Und drüben in des Christbaums Funkelglanz
Spielt Christkind fromm auf seinen Silberglocken!
Inmitten liegt der See mit Seerosblüten,
Ich seh die Kindlein schlummern, süß und rein —
Da ists, als müßt mein Herze jammernd schrein! —
Ans Gitter lehn ich meinen Kopf, den müden.
Und rings von Azurwänden niederscheinen
Die Himmelsfenster, golden lichte Sterne —
Einst sah durch sie ich hin in Himmelsferne — —
— — — Nun sitze ich in heimlich stillem Weinen.

An der Pforte des Lebens

Nun ists genug. Ich habe überwunden!
Was mir gebracht der Kindheit lichte Stunden,
Und was getäuscht und klagend ich verließ —
Nicht denk ich sein. — Begierig, siegsgewiß
Wend ich mich hin zu einer anderen Welt.
Der Glaube meiner Kindheit ist zerschellt.
Doch jubelnd ahn ich eine lichte Weite,
Der sehnend zu ich meine Arme breite.
Im Herzen fühl ichs lodern, glühen, brennen
Nach Wahrheit, Klarheit, Wissen und Erkennen.
Viel tausend Bücher seh ich aufgeschlagen,
Ach Alles, Alles möcht ich in mich tragen,
Möcht Alles fragen, lernen und durchdringen,
Das ganze reiche Leben froh umschlingen! — — —
Was, Mutter, will dein flehendes Gesicht?
O halte länger deinen Knaben nicht!
Die eignen Flügel wuchsen, wurden groß,
Er fliegt hinweg aus deinem Arm und Schoß. — —
Ich poche an der Tür des Lebens an,
Es springt das Schloß — weit steht sie aufgetan!

Im Tempel des Wissens

Ich trete ein in eine neue Welt!
Du meine Freiheit, du mein eignes Suchen,
Wie lieb ich dich! Ich hebe dich heraus
Aus jedem Bann, und wär es auch der liebste.
Nun fliege auf, mein Geist, mein sehnend Herz,
Und lerne atmen in der neuen Luft!
Wie willig bist du, Wissen einzutrinken
Dem Durstgen gleich. — Sieh hin, dort ragt der Tempel,
Nach dessen Anblick du dich so gesehnt.
Wie glänzt er hoch und hehr! Wie wölben sich
Die weiten Hallen! Und wie streben aufwärts
Die schlanken Säulen! Reich und vielgestaltet
Und kunstvoll ist der Bau. Jahrtausende,
Sie bauten ihn, noch ist er unvollendet.
In seinen kühlen und geräumgen Hallen
Ergeht sich eine buntbewegte Menge:

Ehrwürdge Greise, feuergeistge Männer
Und wissensdurstge Jugend. Auf dahin!
Verheißend winkt er mir. Gleich einem Himmel
Mit ungezählten Sternen winkt er mir.
Ach könnte ich doch jeden Stern bewohnen!
Ich trete ein, ich sinke auf die Kniee,
Bereit Erkenntnis, Wahrheit anzubeten:
Wo sind ich sie? — Da hör ich einen Chor;
Viel tausendstimmig hör ich ihn erschallen,
Er pflanzt sich weiter bis ins breite Land,
Ein tausendstimmig „Heil, Heil, Heil
Dem König! Heil dem Könige der Wahrheit!"
Ein Rufen war es und ein wild Frohlocken,
Ein Beifallklatschen und ein lautes Schreien
Und spöttisches Gelächter! Und darüber
Das „Heil dem König!" — Und dann wieder Stille,
Andächtge Stille. — Jählings spring ich auf
Und eil begierig zu der bunten Menge,
Die in des Tempels weitster größter Halle
Erregt und frohbewegt zugleich sich drängt.
Auf hohem Postament seh ich den Lehrer,
Stolz stehet er. Laut und gewaltig fließt
Von seinem Mund die selbstbewußte Rede:
„Ich bringe euch die Wahrheit. Irrgeleitet,
Armselig warst du, Mensch. An einen Fels
Warst du geschmiedet. Ich befreie dich.
Des Auges klarer Blick war dir verdunkelt.
Bewußt wardst du in einem kindschen Bann gehalten.
Ich nehme dir die Binde von den Augen.
Die großen Fragen in der Menschenbrust:
Woher komm ich, wozu bin, Mensch, ich da?
Wohin führt mich mein Dasein? Diese Rätsel,
Ich löse sie. Ich trete in den Staub
Die Bande einer öden Sklaverei,
In die beschränkter Götzendienst dich schlug.
Ich zeige dir des Daseins tiefsten Grund.
So höre mich:
Nicht jenseits dieser Welt
Mußt du nach Lösung dieser Fragen suchen.
Denn, Mensch, du bist ein Teil der Erde nur,
Aus ihr geworden, und auf ihr allein
Erschließt, umschließt, beschließet sich dein Dasein.
Such nicht nach Göttern; sieh, nur einen Gott
Gibt es für dich, die göttliche Natur!
In ihres Daseins Wesen einzudringen,
Aus ihr dein Dasein klar und schlicht zu lesen,
Das, Mensch von heute, werde ich dich lehren.
Ich zog den Schleier von dem Götterbild
Und predige euch diese, seine Wahrheit:
Es hat das Weltall weder Raum noch Zeit;
Unfaßbar, unausdenkbar ist es uns;
Doch ganz durchdrungen ist es und erfüllt
Von der Substanz, die sich aus Kraft und Stoff
Zusammensetzt. Die Summe dieser Kraft
Und dieses Stoffs, also die Weltsubstanz,
Im Weltenraum ist unveränderlich.
Doch alle uns bekannten Daseinsformen,
Die Himmelskörper und auch unsre Erde,
Sind einzelne und vielgestaltge Teile
Der ewig gleichen. Stoff und Kraft,
Die formten so die Erde. Stoff und Kraft,
Die formten so den ersten Lebenskeim,
Das Protoplasma. Stufenweis, allmählich
Entwickeln sich aus ihm die Lebewesen
In Jahrmillionen. Erst zum Wassertier,
Dann zum Reptil, zuletzt zum Säugetier
Entwickeln sie sich in dem Kampf ums Dasein.
In diesem Kampfe geht das Schwache unter,
Das Stärkere sich paarend mit dem Starken
Verhilft dem Ganzen zu der Fortentwicklung.
Das Denken, das Bewußtsein schärfte sich;
Denn nicht nur rohe Kraft macht überwinden.

Und so, im Laufe einer langen Zeit
Entstand der Mensch, — der Mensch, das höhre Tier.
Wer wollte noch an dieser Wahrheit zweifeln,
Die schmerzlich erst und dann befreiend wirkt?
So dankt der Mensch im letzten Grund sein Dasein
Der Allmacht des Substanzgesetzes, das
Im ewgen Kreislauf immer wieder neu
Produkte schafft und wieder sie zerstört.
Es schließt uns die Erkenntnis und Erfahrung
Des großen und mechanschen Weltenlaufs
Den Glauben aus an den bewußten Zweck,
Den Glauben aus an einen fernen Gott,
Der Mensch und Pflanz und Tier aus sich erschuf,
Aus sich erhält und wieder zu sich zieht ....
Nein, Freunde, nein, wir haben keinen Himmel,
In dem ein Gott noch Raum zu wohnen hätte!
Es dringt der Forscherblick in Himmelsferne,
Er zählt, beschreibt und mißt die fernsten Welten
Und ruft entzückt, sieht er, wie in der Drehung,
Sich Kraft und Stoff stets wieder neu vereinen:
„Seht da die Allmacht des Substanzgesetzes!"
Nichts bete an als dieses Weltgesetz,
Dem du entsprossen. So dich selbst verehrend
Als Teil der ewigen Materie,
Wirst du frei. Es fallen ab die Bande,
Mit denen dich ein blinder Wahn umschnürt.
Du fühlst dich stolz als Herrscher der Natur,
Aus deren Schoß du einstens bist entsprossen
Und die du nun kraft der Vernunft beherrschst. —
Nun fällt es nicht mehr schwer die Fragen lösen,
Die dich noch quälten. Wozu bin ich da?
Um dieses kurze Leben auszuleben!
Denn eingeschlossen in den ewgen Ring
Des Kosmos wirst auch Du dereinst zerfallen
Und so zum Weiterbau des Ganzen dienen. —
Das ist nicht trostlos, Freunde, es macht frei;
Habt nur den Mut, den Sinn klar auszudenken!
Doch merket auf. Ich will kein wildes Tier
In eurer Brust entfesseln. Seht ihr nicht,
Daß milde Triebe auch im Tiere wohnen?
Sind wir nicht Brüder? Laßt uns gütig sein,
Denn unser aller Ursprung ist gemeinsam.
Die alten Heiligtümer sind zerstört.
Klagt nicht! Ich baue einen neuen Tempel.
Nach diesem wallet. Statt dem mystschen Glauben
An öde Wunder eines Willkürgottes
Verehret ihr in ruhgem, klarem Wissen
Die wahren, echten Wunder der Natur.
Um meines Tempels hohe Marmorsäulen
Erheben Palmen sich und Riesenfarne;
Mit ihrem zarten Zweige und Geflecht
Wird die Liane ihren Schaft umschlingen.
Des Meeres Wunderwelt, Korallen, Sterntier,
Siphonophoren, reizende Medusen
Sie werden dein begierig Aug entzücken.
Hoch ragt an Stelle eines Hochaltars
Urania, die Herrliche. Empor
Hält sie ein blitzend strahlendes Symbol
Des All-erschaffenden Substanzgesetzes.
Und so dich selber findend und verehrend
Erbaust du dich im Tempel der Natur
Und sprichst: „Ich brauche keinen andern Gott."
Hier schwieg er still. — Ich aber starr ihn an;
Es glüht mein Kopf, mein Herz pocht schnell und wild;
Es packet mich ein taumelndes Gefühl.
Und rings um mich drängt sich der Hörer Schar —
Ein flutend wildes, aufgeregtes Meer —
Und alle jauchzen, rufen und frohlocken:
„Heil, heil dem Könige der Wahrheit, Heil!
Ehrt ihn, den Wissenden! Folgt dem Propheten!"
Und ich? — Ich schrie am lautesten von ihnen!!

Lose Blätter

1

Nun will ich das Leben leben!
Nun habe ichs klar erkannt:
Nicht weiter den Blick erheben,
Den Becher in die Hand!
Den Becher und den Beutel,
Und beide gefüllt bis zum Rand!
So will ich das Leben leben,
Nun habe ichs klar erkannt.
Wie war ich so schüchtern, so blöde,
Ich Tor, ich Narr, der ich war!
Verstohlen noch schlich im Gebete
Ich hin mich zu Gottes Altar.
Nun aber bin wach ich geworden,
Nun seh ich, erkenn ich es klar.
Wie war ich so schüchtern, so blöde,
Ich Tor, ich Narr, der ich war.
Kam früher ein Mägdlein gegangen,
Wie ward mir die Wange so rot!
Jetzt kenn ich das heiße Verlangen
Durch nichts mehr beschränkt und bedroht.
Ich küsse die blühende Rose,
Ich trotze dem Zwang, dem Verbot!
Kam früher ein Mägdlein gegangen,
Wie ward mir die Wange so rot!

2

Die Bücher in den Winkel hinein!
Was hilft mir das Studieren?
Wozu das Streben? Gilt es doch
Jetzt keine Zeit verlieren.
Mein Beutel ist ja reich gefüllt,
Was brauch ich Amt und Würde?
Ist das im letzten Grunde doch
Nur eine schwere Bürde.
Die Zeit ist kurz. Es muß der Mensch
Die karge Frist benützen.
Ich will bei Weibern und beim Wein
Und nicht bei Büchern sitzen!

3

Einst war ein blöder Knabe ich
Und lauschte Mutters Märchen,
Nun erzählt mir das wilde Leben
Viel lustige Histörchen.
Einst lauscht ich den Kirchenglocken
Und sah die Himmelsfenster —
Jetzt lach ich mit den Genossen
Ueber Teufel, Gott und Gespenster.

4

Nun sing ich ein Lied für dich allein,
Viel Holde!
Du warst so gut, so fromm, so rein,
Viel Holde!
Da sang ich dir meinen wilden Sang,
Du schautest mich an so traurig bang,
Viel Holde!
Und als ich dir deinen Glauben nahm,
Viel Holde!
Da überfiel es mich fast wie Scham,
Viel Holde.
Fast hättest du mich zu dir bekehrt,
Da hab ich dir deinen Sinn betört,
Viel Holde!
Du gabst dich mir hin, wie ich es verlangt,
Viel Holde!
Doch als ichs erreicht, wie hab ichs gedankt,
Viel Holde?
Hinweg zog ich lachend und ließ dich allein.

Wer möchte auch eines Weibes sein?
Sag, Holde?! — —

5

Was trittst du, Mutter, so müd, so blaß
An meines Lagers Stätte?
Als wenn ich Wunder für Böses
Im Leben verbrochen hätte!
Was hebst du so ernst den Finger
Und weisest zum Himmel empor?
Zum Himmel, ach gute Mutter,
Den längst schon dein Knabe verlor!
Was willst du an meinem Lager
So traurig, so lautlos stehn?
O Mutter, wir beide können
Nie mehr zusammen gehn.
Ich fühls, du könntest verzeihen,
Doch verstehen? — Nimmermehr! — —
— — — O Mutter, liebe Mutter,
Mußt weinen nicht so sehr.

6

In meinem Innern klingts so schrill
Als ob meine Seele weinte,
Als ob mein Gewissen schwer und laut
In Klage sich ihr vereinte.
Ist dies vielleicht ein Teufelsspuk
Aus längst vergangnen Zeiten?
Ich denke, der aufgeklärte Mensch
Ist fertig mit ihnen beiden!

7

Nun sinnt mir doch auf neuen Spaß!
Nicht stets die schalen Freuden!
Ich mag den besten Wein vom Faß
Und auch kein Weib mehr leiden.
Wie? Ist mir schon die Kraft verbraucht,
Das Leben auszukosten?
Soll ich vielleicht als junger Greis
Hinsiechen und verrosten?
Nicht doch, nur immer fortgelärmt,
Getollt, gejohlt, gesungen!
Und so dem schalen Daseinsrest
Das Letzte abgezwungen!

8

Ich liege matt und verdrossen
Auf einer Bergeshöh,
Ich möchte nur Eins, ich wünsche,
Daß ich keine Menschen seh!
Mein Kopf ist wüst und öde,
Mein Witz so stumpf und matt,
Ich glaube, ich habe das Leben
So recht von Herzen satt.
Ach, könnt ich mich wieder freuen,
Wie einst auf der Mutter Schoß,
Könnt ich doch an ihrem Herzen
Noch einmal werden groß!
Ach, läg ich in Seerosblüten
Noch einmal unschuldig und rein!
Ich wollte besser behüten
Das junge Herze mein!
Könnt ich noch einmal sitzen
Zu Haus zur Winterszeit,
Und Christkind flöge vorüber
In seinem goldnen Kleid!
Ach, könnt durch die Himmelsfenster
Ich klettern ein einziges Mal
Und Gott Vater wieder erblicken
In seinem Himmelssaal!
Könnt ich mich nur einmal schmiegen,
O Mutter, in deinen Arm,
An deinem Herzen liegen
So treu behütet und warm —
Weh! Weh! Wohin verirrte
Sich mein geschwächter Sinn?
Ich glaube fast, daß ich, Tölpel,
Kindisch geworden bin.
Und bin ich kindisch geworden,
Ists gut, daß es Niemand sieht,
So will ich kindisch weinen
Und erleichtern mein Gemüt.
Es fächeln mich sanfte Winde
Wie kosende Mutterhand,
Und Reuetränen fließen
Still nieder in den Sand.

Ich suche neue Werte

Muß ich mich selber nun verloren geben?
Muß ich nun untergehn? Ist dies das Ende,
Weil jener Rede gleißende Gewalt
Und weil mich die verheißne Freiheit lockte?
Weil ich mich fühlte als das höhere Tier?
Weil ich mich kreisen wußte in dem Ring
Als winzig kleiner Teil nur der Materie?
Weil ich — wie haß ich dich, o Lügenkönig! —
Mich selbst verehrte und mein nacktes Ich
Zu meinem Götzen machte? Weil ich suchte
Die selbstischen Triebe und die milden Triebe
Einander zu verbinden, und es nicht gelang? — —
Die schönsten Jahre meines starken Lebens
Hab ich zu deinen Füßen nun gesessen.
Du brachtest mir Erkenntnis der Natur,
Doch keine Lösung dieser letzten Fragen:
Wozu der Raum, in dem stets neu gebärend
Die ewig gleiche Größe der Substanz
Sich wirbelnd dreht und kreist? Wer schuf Bewegung,
Wer Stoff und Kraft, die Sonnenwelten bilden
Und Lebenskeime zeugen? Und wozu
Der wilde Kampf ums Dasein und die Zuchtwahl,
Die Anpassung, das höhere Bewußtsein?
Um einst in einen Sonnenball zu fliegen?
Um dieses Spiel neu wieder zu beginnen?
O dieser quälend fürchterliche Ring!
Wozu, wohin? Du Höllenqual des Denkens!
Wie tief, o Mensch, bist du dadurch erniedrigt,
Du höhres Tier, nein weniger, du Staub! —
Mich faßt der Wahnsinn an, mir schwindelt,
Wo finde ich ein sicheres Geländer,
Das über der Erkenntnis Schwindelabgrund
Zur Wahrheit, Klarheit und zum Frieden führt? —
— Soll ich zurück zu Dir und deinem Glauben,
O Mutter? Ach, ich mag es nicht, und wenn
Ich es auch möchte, könnte ich denn noch?
Ich habe es verlernt, an Wunder glauben.
Ich müßte eine neue Botschaft hören
Von Jesus Christus dem Gekreuzigten.
Einst war er mir das Heiligste auf Erden,
Wie ist er jetzt mir unverständlich, fern,
Durch zwei Jahrtausende von mir geschieden,
Ein toter Mensch. Und seiner Lehre Gold
Ist umgeprägt, beschmutzt und abgegriffen,
Ich mag es nicht. — Ich suche neue Werte.

Also sprach Zarathustra

Die Lehre vom Uebermenschen

Und als ich ratlos am Wege saß, kam einer des Wegs daher und fand mich an einen Baum gelehnt und müden Blicks in das Tal hinabstarren.
Und er faßte den Baum, bei welchem ich saß, und sprach also: „Wenn ich diesen Baum mit meinen Händen schütteln wollte,

würde ich es nicht vermögen.
Aber der Wind, den wir nicht sehen, der quält
und biegt ihn, wohin er will. Wir werden am schlimmsten
von unsichtbaren Händen gebogen und gequält."
Da erhob ich mich bestürzt und sagte: „Wie erkennest
Du mich so?"
Er aber sprach: „Was erschrickst du deshalb? Aber es ist mit
dem Menschen, wie mit dem Baume.
Je mehr er in die Höhe will, umso stärker streben seine Wurzeln
erdwärts, abwärts, ins Dunkle, ins Tiefe, ins Böse."
„Ja, ins Böse," rief ich, „wer ist es, der so meine Seele
entdeckte?"
Jener lächelte und sprach: „Hörtest du nie von Zarathustra?"
„Wohl," rief ich, „ich hörte von ihm als einem Räuber
und schlimmen Verächter."
„Räuber nennen sie mich und schlimmen Verächter,"
sprach Zarathustra, „warum nennen sie mich also?
Weil ich zerbreche die Tafeln ihrer Werte.
Weil ich neue Werte schaffe.
Weil ich aus meiner Höhle niedersteige und zu den
Menschen spreche: Ich lehre euch den Uebermenschen.
Der Mensch ist etwas, was überwunden werden soll.
Was habt ihr getan, ihn zu überwinden? Alle Wesen
schufen etwas über sich hinaus
Und ihr wollt die Ebbe dieser großen Flut sein
Und lieber noch zum Tiere zurückgehen, als
den Menschen überwinden?
Was ist der Affe dem Menschen? Ein Gelächter
oder eine schmerzliche Scham. Und eben das soll der
Mensch für den Uebermenschen sein: ein Gelächter
oder eine schmerzliche Scham.
Ihr habt den Weg vom Wurme zum Menschen
gemacht, und Vieles ist an euch noch Wurm. Einst
wart ihr Affen, und auch jetzt noch ist der Mensch mehr
Affe als irgend ein Affe.
Ihr aber sollt nicht nach rückwärts gehen, ihr sollt
etwas über euch hinausschaffen.
Seht, darum lehre ich den Uebermenschen!
Der Uebermensch ist der Sinn der Erde.
Ich habe die Wahrheit. Auf vielerlei Art und Weise
kam ich zu ihr." — Also sprach Zarathustra.
Seine Rede aber war gewaltig und lieblich zugleich und
mein Herz flog ihm bewundernd entgegen.
Ich streckte meine Hände nach ihm aus und sprach:
„Sieh, hier bin ich, Zarathustra, mache mich zu
einem deiner Jünger."

Jenseits von Gut und Böse

Und ich war bei Zarathustra in der Höhle und lauschte
seiner Rede, und er predigte gewaltig vom
Uebermenschen. —
Ich aber sprach: „O Zarathustra, ich tauge nicht zu
Deinem höheren Menschen, ich bin, wie du sagst,
nur eine Brücke zu ihm.
Ein Wurm wohnet in mir: mein vergeudetes Leben,
und daß ich Andere weinen machte, das läßt mich
nicht in die Höhe."
Zarathustra aber sprach:
„Wie kannst du noch Reue fühlen bei Zarathustra?
Ich liebe diese Art Feigheit gegen die eigene Tat nicht.
Spricht nicht der Wille zur Macht: so wollte ich?
Es gab einen alten Wahn, der heißt Gut und Böse.
Darum über Gut und Böse ist bisher gewähnt,
nicht gewußt worden.
Ich aber sage: Gut ist — was stark ist und groß und
mächtig; böse — das Schwache, das Feige, das Mitleidige.
Das Mitleiden schaffet nur Böses.
Weh über das kriechende Schlinggewächs der Viel- zu Vielen,
die da schreien gegen die Starken und sie niederzerren
und den Fuß der Helden verstricken!
Die da sagen zu den Großen, zu den Gewaltigen:
„Ihr Herrschsüchtigen, ihr Hochmütigen, ihr Genußsüchtigen,

ihr Bösen."
So verkehren sie das Gute in Böses und machen
das Schlechte zum Guten.
Ich aber sage: Schone deinen Nächsten nicht.
Ist er nicht die Brücke zum Uebermenschen,
ein Untergang, daß der höhere Mensch herrsche,
der Gewaltige, der freudige Jasager des Leibes
und dieser Erde?
Der groß ist auch im Bösen. Denn das Böse
ist des Menschen beste Kraft.
Der Mensch muß besser und böser werden;
das Böseste ist nötig zu des Uebermenschen Bestem.
Das mochte gut sein für jenen Prediger der
kleinen Leute, daß er litt und trug an der
Menschen Sünde;
Ich aber freue mich der großen Sünde als
meines Trostes."
Also sprach Zarathustra.

Wider Christus

Mir aber tat das Herz weh, und der Wurm
in meinem Innern war nicht getötet.
Und ich dachte an ihn, den Prediger der kleinen
Leute, der da trug an der Menschen Sünde,
und ich sagte:
„Zarathustra, was denkest du von Jesus von Nazareth?"
Da aber tat Zarathustra ein gellendes Gelächter,
seine Augen sprühten Blitze und seine Rede
klang wie ein dröhnender Hammer.
Und er redete diese Worte:
„Herauf, abgründlicher Gedanke aus meinen Tiefen!
Knüpfet die Fesseln eurer Ohren los und lauschet,
Hier ist Donners genug, daß auch Gräber horchen lernen.
Hört und vernehmt, so spricht Zarathustra der Gottlose:
Wie ich ihn hasse, diesen Jesus von Nazareth, diesen
Wechselfälscher von Gut und Böse!
Wie ich ihn hasse, diesen Mann der kleinen Leute,
der Schwachen, des Gesindels, der Viel- zu Vielen.
Wie ich ihn hasse, den Verkündiger der Herdentugend,
jener zärtlichen, schwärmerischen, bescheidenen Tugend
mit ihrer Lüge von Demut und ihrer Anmaßung
auf Unsterblichkeit!
Wie ich ihn hasse, den Hemmer und Aufhalter
des Uebermenschen, diesen Verkenner und Nichtwisser
der natürlichen Gesetze,
Diesen Hasser und Neinsager des Gesunden,
der die Einzelnen opfert, die Starken, die
Gewaltigen
für die Herde, für das Glück der erbärmlichen Sklaven! —
Und wie ich sie hasse, die Verkündiger seiner
verächtlichen Lehre, diese Prediger des Todes,
die von ihrem Erlöser Erlösungsbedürftigen!
diese Falschmünzer, Verleumder, diese
Rachsüchtigen des Lebens, diese Nichtlachenden!
Aber sie gehen die Wege des Todes mit
ihrem Hebräer! Schon sind sie mit einem Fuße
im Grabe,
und ich werde sie vollends hineinstoßen.
Warum stehst du entsetzt und weichest von mir?
Ich bin der große Verneiner und Jasager.
Ich zerbreche die alten Werte.
Folge mir auf die Berge und ich zeige dir
die zerbrochenen Tafeln.

Die zerbrochenen Tafeln

Und ich folgte Zarathustra stumm mit beklemmtem
Herzen. Und er führte mich hoch.
Eiskalt wehte der Wind, kahl war der Gipfel
und Wolken lagerten ringsum.
Zarathustra aber begann zu tanzen und gebärdete
sich wie toll und rief:
„Sieh die Wolken, wie sie weben und schweben

und gegen einander stoßen.
Ein wüstes Chaos streitsüchtig trüber Gedanken!
Sieh, nun reißet der Schleier und du schaust
in den Abgrund.
Hörst du rauschen den finsteren Strom der Zeiten?
Sieh, er rauscht wild über Felsen und
grüne Gehänge.
Aber sieh dort jene Trauergestalten am Strome
Wie sie sitzen und klagen vor einem Altare!
Siehst du darauf den Engel mit den zerbrochenen Flügeln
und dem zersprungenen Goldreif?
Sieh doch, die frommen, die albernen Menschlein,
wie sie weinen um ihren zerschlagenen Glauben
an einen wundertätigen Christus!
Wie sie jammern um die zerbrochenen Flügel und
um den zersprungenen Reif seiner
göttlichen Sohnschaft!
Wie spotte ich ihres Heulens und Rufens und
Betens und ihres Wahns, daß der Engel
sich wieder erhebe."
Ich aber stand und schaute voll
Jammer die Armen, und mich zog es zu ihnen,
um still mit ihnen zu weinen.
Doch Zarathustra packte mich fest und wurde
noch toller und rief:
„Ein Schauspiel zum Lachen, o Bruder, zeigt
Dir jetzt Zarathustra!"
Und ich sah wieder zum Strom und sah ein
großes, gewaltiges Standbild
bis in die Wolken riesenhaft ragend, von
Stein schien es mächtig geformt, ein göttliches
Standbild.
An ihm lehnten hoch mächtige Leitern, und
Männer standen darauf
mit Hammer, Meißel und Stift und arbeiteten
emsig.
Sie schlugen Stücke um Stücke von
der Statue versteinertem Mantel.
Und die Stücke sprangen zum Strom, und
er trug sie zu denen, die da finster
am Ufer saßen
bei dem Engel mit den zerbrochenen Flügeln.
Und die Jammernden fischten die Stücke aus dem
Strom und schüttelten finster die Fäuste und schrieen laut:
„Ihr Zerstörer."
Zarathustra aber hohnlachte und tanzte und rief:
„Seht da die Narren, die Toren!
Sie wollen Christus befreien, den Mantel,
Mit dem ihn die Zeiten umhüllten, wollen
sie lösen!
Und sie wähnen einen Lebendigen darunter zu finden!
Ihr Heuchler, ihr falschen Propheten! Eine Mumie
werdet ihr finden, die unter den Händen
zerstäubet,
ein Knochenskelett, einen modernden, schlechten Leichnam.
Zu Grunde werdet ihr gehen an meinem
Gelächter und an dem Fluche der Frommen,
die da hüten die zerbrochenen Flügel."
Und Zarathustra tanzte wild und jauchzte hoch auf:
„Ich bin Zarathustra der große Verächter,
der Verneiner, der Gottlose.
Ich zerbreche die alten Tafeln." —
Ich aber sprach: „Wie liebte ich dich, Zarathustra,
da du mich fandest zerschlagen unter
dem Baum am Wege.
Wie süß war mir deine Rede und Weisheit
und deines Geistes Gedanken.
Doch wie grausam hast du mir den Grund
meiner Seele zerstöret.
Wie hast du mich, Ehrlichsuchenden, herzlos
erniedrigt zur Brücke, zum Seil, zum
Uebergang

für deinen zukünftigen Uebermenschen.
Was kümmerte dich mein kleines, ureigenes Elend?
Mein Herz mit dem Wurm und den angstvollen
Fragen ließest du leer.
Es graut mir vor deiner Weisheit, ich mag dir
länger nicht folgen. Leb wohl, Zarathustra."
Und mit Jammer wandte ich mich vom eisigen Berge.
Zarathustra aber lachte ein spöttisches Gelächter und
tanzte auf einsamem Gipfel.

Die zersprungene Glocke

Wohin soll ich wandern? Wohin, wohin?
Mir graut vor eisiger Höhe.
Mir graut vor der Menschen verworrenem Sinn,
Die tief unten im Tal ich sehe.
So sitze ich zögernd am Bergeshang
In stumm verbissenem Leide, —
Da hör ich vom Tal mißtönenden Klang,
Einer Glocke schrilles Geläute.
Ich höre entsetzt, wie sie schreit und gellt
In wildem, angstvollem Klagen,
Ich weiß, ich fühle, daß sie zerschellt,
Daß sie feindliche Hände zerschlagen.
Ich sehe in Zarathustras Faust
Den grausam vernichtenden Hammer;
Laut wimmert, so oft er niedersaust,
Die Glocke in ihrem Jammer.
Wie Todesangst und wie letzter Schrei
Hat ihr ächzender Laut geklungen. —
O Kirchenglocke, dein Lied ist vorbei,
Du bist geborsten, zersprungen!!

Nirvana

Ich sitze finster in Einsamkeit,
Da kommt in seinem härenen Kleid
Ein Pilger. Sein Haar ist schon ergraut,
Alt sein Gesicht und runzlig die Haut.
Sein Blick ist tief und mild verklärt,
So wandert er still in sich gekehrt.
Ich aber, ich fasse den Mantel ihm an
Und spreche bitter: „Du fremder Mann,
Du bist schon so alt und hast noch ein Ziel,
Zu dem dein Wille noch wandern will?"
Er spricht: „Zum Nirvana, der ewigen Ruh,
Du Friedloser, wandre ich friedlich zu;
Du aber, ich seh es an deinem Blick,
Du ringst und kämpfst noch mit deinem Geschick.
Vernimm, was dich alte Weisheit lehrt:
„Das Leben ist nicht des Lebens wert.
Verachte des Lebens Lust und Pein
Und stelle dein Fragen und Suchen ein.
Das Leben des Menschen nur Leiden ist.
Wer diesen harten Spruch ermißt,
Sagt lebend sich schon vom Leben los
Und sinkt erlöst in Nirvanas Schoß." —
So sprach der Pilger. Und weiter er zieht.
Es singt der Sturmwind ein düstres Lied.
Nachtschatten schleichen. Die Sonne sinkt.
Und Verzweiflung mein jammerndes Herze umschlingt.
Und trotzig schreit es, anklagend und hart:
„Wie hat mich mein ganzes Leben genarrt!
Wie suchte ich, bis ich zerschlagen und wund,
Des menschlichen Daseins Ursache und Grund.
Nun hats ein buddhistischer Mönch mich gelehrt:
„Das Leben ist nicht des Lebens wert."
Und ich lache und lache. Es klaget der Wind.
Und Stunde auf Stunde qualvoll zerrinnt.
Dann schweigen die Stürme, im Herzen wirds still —
Auch ich nach Nirvana wandern will.

Ein stummes Nein

Es war zur Nacht. Ich lag in Schlafesbande,
Da wachte jäh ich auf aus kurzer Ruh,
Mir wars, als winkte mir im Lichtgewande
Die treue Mutter abschiednehmend zu.
Aus ihren milden Augen Tränen tropften,
Sie winkte traurig mir und sie entschwand.
Ich schrie entsetzt, und meine Pulse klopften,
In Angst und Schrecken lag ich festgebannt.
Was mag der angstvoll bange Traum bedeuten?
Warum sah ich im Lichtgewand dich stehn?
O Mutter, nein, so darfst du mir nicht scheiden,
Noch heute will ich heim, will zu dir gehn.

Nun bin ich wieder an dem alten Orte.
Wie lange ists, daß ihn mein Fuß betrat!
Ich stehe an der Heimat lieben Pforte.
Kein Laut ringsum, und schon der Abend naht.
Still liegt das Haus, gleich einem Schlummermüden.
Geschlossen sind der kleinen Fenster Reihn.
Ein tiefes Schweigen und ein sanfter Frieden
Hüllt meine liebe, traute Heimat ein.
Ich läute zögernd nur und nur verstohlen.
Es tönt durchs Haus der altbekannte Ton!
Kommt Mütterchen wie einst auf leisen Sohlen
Und öffnet ihrem heimgekehrten Sohn?
Es regt sich nichts. Und unter meinen Händen
Knarrt leis die Tür, sie ist nur angelehnt,
Ich trete ein, und von des Hausflurs Wänden
Mein leiser Schritt einsam und hallend tönt.
Da seh ich Licht durch eine Türe glänzen —
Ich öffne sie in dumpfem Angstgefühl —
Da ruht die Mutter unter Blütenkränzen
Im Schlafgemach auf ihrem letzten Pfühl.
Zwei Kerzen schimmern an der dunklen Bahre
Und malen auf ihr mildes Angesicht
Und auf die ach so weiß gewordnen Haare
Ein ernstes, mildes, feierliches Licht.
War ichs, der durch die stille Totenkammer
Das „Mutter" schrie? — — Wie war es dann so still,
Die Kerzen strahlten kalt auf meinen Jammer,
Die Tote schlief sanft weiter auf dem Pfühl.
Ach, dieses tiefe, hoheitvolle Schweigen,
Der Mund so stumm; sein letzter Hauch verweht.
Und wollt ich stundenlang zu ihm mich beugen —
Kein trautes Flüstern mehr! Zu spät! Zu spät!
Wie ich dir deinen sanften Schlummer neide,
Wie selig liegest du, wie siegsgewiß!
Wohin, befreit von Erdenweh und Leide,
Flog deine Seele, als sie dich verließ?
In das Nirvana? In die ewgen Kreise?
Dein selig Lächeln spricht ein mildes „Nein".
Und durch das Fenster fällt ganz lind und leise
Von fernen Sternen her ein lichter Schein.
Was war es nur, was plötzlich mich erfüllte?
Erinnerung? ein unnennbarer Drang?
Wars eine Sehnsucht, eine ungestillte,
Die mich auf meine Kniee niederzwang?
Ganz wunschlos lag ich an der Mutter Bahre,
Dann grüßt ich sie mit stillem Abschiedsblick,
Ich küßte sanft ihr Wangen, Aug und Haare
Und ging dann fort und sah nicht mehr zurück.

Jesus von Nazareth

Die Zeiten fliehn. Mein Herz ist müd geworden
Von all dem qualvoll hoffnungslosen Ringen.
Ich lebe bei den Menschen in dem Tal;
Doch sucht mein Geist, loslösend sich von ihnen
In dem Nirvana die Erlösung. — Sucht
Erlösung durch die Auflösung in — — Nichts . . ?!

— — — Was willst du, Mutter, und dein stummes „Nein"?
Was will dein ernstes, hoheitvolles Schweigen?
Sprich, gibts Erlösung, die nicht Auflösung
Nein, die Vollendung bringt? Gibts eine Wahrheit,
Die glücklich macht? Die unsre Kraft nicht lähmt,
Die sie befreit? Die nicht verneint, erniedrigt?
Die los uns löst aus tierisch niedrem Trieb,
Und die den Menschen über sich erhebt,
Die Antrieb ist zu segensreicher Tat
Im Kreis der Menschen? — Lebend in dem Tal
Hör ich die Menschen nach der Wahrheit schreien;
Ziellos und planlos laufen sie gleich mir
Und saugen Honig sich aus allen Blüten
Und werden doch nicht satt. Ein großer Mund
Voll ungestillter, stets verstärkter Qual
Schreit auf zu Gott . . . wohin? . . . zu Gott!? Nein! nein!
Es gibt ja keinen! Schreit er in das Nichts?
Schreit er in einen ewgen Weltenkreis,
Der wirbelnd sich und unerbittlich dreht,
Um stets den Schrei neu wieder zu gebären?
Du jammerndes, zufälliges Geschlecht,
Mit Augen, die in ewges Dunkel starren,
Mit Ohren, die umsonst auf Töne lauschen,
Gibt es für dich und mich denn keine Antwort,
Die Frieden bringt? Fast trag ichs länger nicht,
Mir ists, als müßt ich in dem engen Tal
An dir und mir ersticken. —
Und hinaus
Ziehts mich, daß sich vielleicht mein Sinn beruhge.
Ich steige grübelnd durch die schmalen Stege
Der Berge. Und an Klipp und Abgrund
Vorbei an grünen Hängen wandre ich.
Ich spüre kein Ermüden, kein Ermatten,
Es treibt mich ruhlos vorwärts. — Ist dort nicht
Der Baum am Wege, da mich trostlos fand
Der Prediger des Uebermenschen? Liegt
Dort nicht in wilder, öder Bergeskluft
Die stille Höhle Zarathustras? Wie
Kam ich auf diesen Weg? Dort ragt der Gipfel,
Von diesem schaut ich in den Strom der Zeit!
Ich steig und steige. Längst liegt hinter mir
Der Berge letzter, grüner Waldeskranz.
Kahl, öde aus den grauen Wolken ragend
Steht einsam, windumbraust der Gipfel.
Tanzt Zarathustra noch den wilden Tanz? —
Kein Laut ringsum. Der Gipfel ist verlassen.
Ermattet sink ich nieder an dem Stein.
Rings lagern sich die Wolken schwer und dicht
In düstrem Schweigen. Und mein Sinn fliegt rückwärts.
Mit heißem Schmerze denk ich Zarathustras.
Und plötzlich schreits in mir voll Widerspruch:
„Nein, Zarathustra, nein, ich glaub es nicht.
Nicht untergehn wird der am Strom der Zeit,
Den du verfluchtest!" Und ich springe auf,
Es wälzen sich die Wolken her und hin,
Sie schieben, drängen, stoßen in einander,
Sie heben, senken sich in wildem Streit,
Sie bäumen sich, der Sturmwind bläst darein
Und sie zerreißen! Und das weite Land
Es liegt vor meinem atemlosen Staunen.
Mein Auge sucht begierig nach dem Strom, —
Dort rauscht er wild durch Felsen und Gehänge!
Und dort, ja dort ragt stolz das hehre Standbild
Von Jesus Christ! Mein Herz pocht stark und wild,
Als müßte es mir meine Brust zersprengen,
Ich bin nicht ich, bin Auge nur, Begierde!
Noch ragt es still. Doch sehe ich die Männer
In fieberhafter Arbeit. Weh, mir scheint,
Als zitterten die Hände, die den Stift
Rastlos und schweigend führen. Wenig noch,
Dann ist das starre Steingewand zerstört —
O sagt mir doch, warum die Hände zittern?

Erkennt ihr, arme Toren, eure Täuschung?
Ists eine Mumie, ists ein armer Leichnam,
Den ihr entdecktet? Oder fühltet ihr
Ein flutendes, ein neu befreites Leben?
Wart ihr Zerstörer? Waret ihr Befreier? — —
Da bricht der Sonne Strahl durch das Gewölk,
Was sehe ich in zweifelndem Entzücken?
Sie werfen weg den Hammer und den Meißel,
Sie gleiten eilig, bebend von den Leitern,
Sie sinken auf die Knie in heilgem Schauer,
Sie stammeln, sie frohlocken: Jesus lebt!

Und sieh, die Frommen an dem Strom der Zeit,
Die weinend saßen und „Zerstörer!" riefen,
Sie breiten staunend ihre Hände aus;
Sie finden jubelnd ihren Heiland wieder.
Und ringsumher zerreißt der Wolkenschleier,
Die Sonne spiegelt sich im Strom der Zeit.
Und weit hinaus trägt er das „Jesus lebt!"
Da stürzen fragend, zweifelnd aus dem Tal
Die Menschen her und sprechen durch einander:
„Er lebt?" „Er lebt noch?" „Ach er lebet wieder?"
Und schaun ihn an halb freudig, halb entsetzt.
Doch Er, der Starke, der Ursprüngliche,
Er hebt die Hand. Sein klares Auge blitzt.
Er öffnet seine Lippen, donnergleich
Ertönt sein großes, königliches Wort:
„Ich bin das Licht der Welt! Kommt her zu mir,
So werden eure Seelen Ruhe finden.
Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben,
Wer mich erkennet, — der erkennet — Gott!"
Und weithin hallt es in die weitsten Weiten
Und in die fernsten Fernen, und es tönt
Ein Echo wieder aus den tiefsten Tiefen,
Ein Geisterchor der Christen aller Zeit,
Die einst in Ihm der Seele Ruh gefunden,
Ein Sphärenchor aus nebelhaften Gründen
Ein jubelndes, verhallendes Entzücken:
„Heil Jesus Christus! Heil dem Friedefürsten!"
Und leis verhallt der grüßende Gesang. —
Da seh ich plötzlich ihm entgegenwallen
Viel ernste Wahrheit- und Erkenntnissucher
Aus fremden Zonen und aus fremder Zeit.
Ich sehe sie, die edlen großen Geister
Der griechschen Weltweisheit. Es naht sich ernst
Mose, der Feuergeist vom Sinai.
Buddha, der fromme, indsche Königssohn,
Er zieht herbei mit seinen Gläubigen.
Ist es zum Kampf, ist es zum Widerstreit
Mit ihm, dem Neuerstandnen? Königlich
Grüßt Jesus Christus sie und heißt sie „Brüder".
Sie aber scharen sich um ihn und jauchzen:
„Sei uns gegrüßt als unsere Vollendung,
Der Großen Größester, Jesus von Nazareth!"
Und hin bis zu der Erde fernsten Enden
Klingts jubelnd, brausend immer weiter fort
Gleich einem letzten, völligen Vollenden,
Gleich einem vollen, einzigen Akkord.
Doch Er, der Starke, der Ursprüngliche,
Er hebt den Fuß. In Macht und Herrlichkeit
So schreitet Er, der Unbezwingliche,
Gebietend, königlich am Strom der Zeit.
Und wo Er geht, da fassen ihn die Hände,
Da richtet Er nach königlichem Recht
Und legt aufs neu die festen Fundamente
Für ein verirrtes, zweifelndes Geschlecht.

Ich aber steh in sehnlichem Verlangen,
Da winkte Er auch mir mit milder Hand:
Als ich in Seinen Spuren still gegangen,
Wars, daß ich Wahrheit, daß ich Frieden fand.

E Lehn

Bücher für den Weihnachtstisch

Billige beste Bücher. Auf ein sehr der Anerkennung und Unterstützung würdiges Unternehmen möchte ich mit diesen Zeilen hinweisen: die von Oberlehrer D. A. Reimann in Berlin herausgegebene Deutsche Bücherei. Expedition Berlin SW., Johannestisch 4. Ihr Zweck ist: dem breitesten Leserkreis für unerreicht billigen Preis einen sorgfältig gewählten Lesestoff zu bieten zur Unterhaltung, zur Belehrung, zur Hebung des geistigen Standpunktes. Mit anderen Worten, zum Anschaffen einer eigenen kleinen, ganz billigen, aber durchaus wertvollen Bibliothek anzuregen, deren Inhalt nicht nur zu spannen, sondern auch den Geschmack zu veredeln, den Gesichtskreis zu erweitern, Stoff zum Nachdenken, zur inneren Verarbeitung zu geben geeignet ist. Aeltere und neuere Schriftsteller sollen dabei in gleichem Maße helfen, das Gefühl für deutsche Sprache, Sitte und Eigenart zu vertiefen und ein gesundes Volkstum zu pflegen. Es soll nur gebracht werden, was echt ist und dauern wird: eine Auslese einmal der besten erzählenden Litteratur, daneben populär-wissenschaftliche Arbeiten in künstlerisch abgerundeter Form aus der Feder hervorragender Gelehrter und Essayisten. Jeder Band ist 6—12 Druckbogen stark und einzeln käuflich; der Preis beträgt in hübscher, gefälliger Ausstattung broschiert und beschnitten für den Band 25, in Ganzleinen gebunden 50 Pfennige. Die bisher erschienenen Bände enthalten neben Novellen und Romanen (z. B. Biernatzki Die Hallig, Eichendorff Aus dem Leben eines Taugenichts, Alexis Die Hosen des Herrn von Bredow, Stifter Bunte Steine, Reuter Ut mine Stromtid) auch Grimms Hausmärchen und Schwabs Deutsche Volksbücher. Aber auch populärwissenschaftliche Schriften sind darunter. Der Herausgeber hat verstanden, erste deutsche Gelehrte wie Felix Dahn, Bogumil Goltz, Max Lenz, Erich Marcks, Wilhelm Münch für sein Unternehmen zu gewinnen. Mir liegen vier Bändchen vor, das eine enthaltend ausgewählte Vorträge und Aufsätze von Max Lenz, darunter „Humanismus und Reformation", „Philipp Melanchton", „Gustav Adolf", „Bismarcks Religion", das andere vier biographische Essays von Treitschke und Erich Marcks, ferner zwei Bändchen mit zeitgemäßen politischen und ethischen Beiträgen von Friedrich Paulsen. Ich empfehle das Unternehmen, das natürlich auf Massenabsatz zugeschnitten ist, aufs dringendste; es wäre jammerschade, wenn diese Gelegenheit, besten Lesestoff zu billigstem Preise zu verbreiten, nicht rege benützt würde. Hoffentlich nimmt der Herausgeber auch einige kirchengeschichtliche und nationalökonomische Aufsätze in seine Sammlung auf. Foerster

Schatzkästlein moderner Erzähler. Herausgegeben von Dr. Gustav Porger. Mit Porträts. Drei Bände. Bielefeld, Velhagen und Klasing 1904. 352, 343, 318 S. Je 2,50 Mk. gebunden.
Geschichten von verschiedenem Wert, viel Gutes, unbedenklich Jedermann in die Hand zu geben, hübsch ausgestattet. R

Großstadtheimat. Beobachtungen zur Naturgeschichte des Großstadtvolks von W. F. Classen. Hamburg, Gutenberg-Verlag 1906. 224 S. 3, geb. 4 Mk.
Nicht nur Beobachtungen mit scharfem Blick und einem Herzen voll Liebe zu seinem Hamburger Großstadtvolk — ein Stück Heimatskunst aus Hamburg — bieten diese gesammelten und in Eins verschmolzenen Aufsätze, sondern auch Aufgaben, so gewaltig, daß einem das Herz dabei klopft. Doch der Verfasser meistert sie und deutet Wege an heraus aus den Großstadtnöten in eine neue Zeit alter Festigkeit und neuen Gottvertrauens: „Anfänge eines Programms der Liebe zur Erziehung des Großstadtvolks" nennt er sie. Das Ganze ein Appell an den Willen zur Tat — ich wünsche ihm Tausende von Lesern! Die schöne Ausstattung des Buches macht es auch zum Weihnachtsgeschenk geeignet. Paul Röthig

Verschneite Seelen. Roman. Von Gerhard Heine. Dresden, Carl Reißner. 324 S. 4, gebunden 5 Mk.
Die Auseinandersetzung der modernen religiösen und sozialethischen Ideen mit dem alten orthodoxen Christentum und der Lebensanschauung des Feudalismus ist das Thema des Heineschen Romans. Gemeinschaftsbewegung, lutherisches Kirchentum, moderne Theologie, der soziale und wirtschaftliche Kampf der Gegenwart — das Alles wirft seinen Wellenschlag herein in das thüringische Schloß Erlenhof, dessen Herrin sich im Lauf der Erzählung unter dem Eindruck bedeutsamer Lebensführungen aus Unklarheit und Vorurteilen löst und sich zu einer ihrer angeborenen Idealität und Vornehmheit entsprechenden modern-christlichen Welt- und Lebensauffassung durcharbeitet. Ihr Führer, der aber selbst noch im Werden begriffen ist, der Hauslehrer ihrer Kinder und Kandidat der Theologie Leitmann, ist so recht der geeignete Mann, von verschneiten Seelen die Schneedecke zu nehmen und gebundenem Leben zum Durchbruch zu verhelfen. Wahrheit, Güte, Persönlichkeit — das sind die Leitsterne, denen die Grundlinien der psychologischen Entwicklung zustreben, Wirksame Kontraste ergeben die Schilderungen des Traditionalismus, der Oberflächlichkeit und Heuchelei, zu denen das Milieu dem Verfasser reiche Gelegenheit bietet. Der Roman ist das Werk eines Mannes von feiner geistiger Durchbildung und gutem Geschmack. Ohne gerade eine starke künstlerische Wirkung hervorzubringen, gibt er ein gutes Bild der in ihm dargestellten Gegensätze und Gesellschaftskreise. Manchmal ist der Vortrag etwas gar zu lehrhaft, die Zeichnung einzelner Gestalten gar zu sehr idealisiert; im Ganzen aber ist die Dichtung eine gediegene Leistung. Otto Frommel

Helden des Alltags. Ein Novellenbuch. Von Ernst Zahn. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1906. 400 S. 4 Mk.

Es ist eine Freude, zu beobachten, wie sehr sich die Kunst des bekannten Schweizer Wirts und Erzählers vertieft hat, wie viel innerlicher und schlichter er geworden ist. An die Stelle der Häufung äußerlicher und außerordentlicher Vorgänge, wie in den früheren Romanen Albin Sudergand und die Clarimarie, tritt die psychologische Entwicklung innerhalb ganz alltäglichen Rahmens. Die elf Novellen dieses Bändchens sind nicht gleichwertig, aber einzelne daraus verdienen das volle und freudige Interesse der Leser der Christlichen Welt. Besonders auch deshalb, weil in ihnen ein Stück echt christlicher Lebensanschauung schön zur Darstellung kommt, — ich denke dabei vor allem an die beiden, die überschrieben sind: Verona Stadler und Wie der Huber-Dres zu Ehren kam! Foerster

Da hinten bei uns. Erzählungen aus dem Schwarzwald von A. Supper. Heilbronn, Eugen Salzer 1905. 2, gebunden 3 Mk.

Für dies Erstlingswerk möchte ich eine Lanze brechen und damit den Namen Supper unterstreichen.

Es gibt Bücher, die das Bauerndasein und Landleben unter dem Gesichtspunkt der Sommerfrische beäugen, und in ihrer wohlgesättigten Stimmung den Bauer und seine liebe Kuh mit einem himmelblauen Bändchen umringeln. — Andere gehaben sich als Realisten, wenn sie den Bauer als Halbtier mit stumpfen Trieben dem weißgestärkten Teil der Menschheit vorführen.

Diesen Schilderern ist es gar nicht eingefallen, sich wirklich mit dem Bauer einmal einzulassen, mit ihm zu leben und auch, wenns sein kann, Etwas mit ihm zu leiden. Ist aber ein Solcher da, und er hat das rätselhafte Pfund in sich, dem Worte zu geben, was um ihn her vorgeht, dann gibt das Bauerngeschichten, Geschichten von Menschen unter den eigenartigen Daseinsbedingungen, die an die Erdscholle gebunden sind.

Solch Einer ist Supper „Da hinten bei uns", nämlich bei den schwarzwälder Häusern und Tannen. Seine Bauern sind unbedingt echt — von einer Pfarrergestalt, dem Leibsorger, sage ich das nicht so; aber Land und Leute hat Supper mit keck zugreifender, glücklicher Hand festgehalten. Er kommt ohne Umschweife zur Sache. „Ich war dabei, als Adam starb", beginnt die erste Geschichte. Und wir sind auch dabei, bei dem rauhen Leben, dem unter den forschenden Augen des Pfarrers in der letzten Stunde noch ein Schimmer von Erkenntnis aufgeht für das, was Liebe ist.

Auch Einer, ist eine gut beobachtete Dorffigur, ein Schneider, dem die Nadel und die Seele eingerostet ist. Und nun fällt die Bärbel und zerbricht sich etliche ihrer Arbeitsknochen.

So finds 9 Stücke in einem feinen Umschlag von Kampmann.
Fritz Philippi

Der Heilige und die Tiere. J. V. Widmann. Frauenfeld, Huber 1905. 187 S. Gebunden 4 Mk.

... Und war allda in der Wüste vierzig Tage und ward versucht von dem Satan und war bei den Tieren. Diese Stelle des zweiten Evangeliums wurde für den trefflichen Schweizer Poeten Ausgangspunkt einer äußerst feinen, gedankenreichen Dichtung, die ich den Lesern der Christlichen Welt angelegentlich empfehlen möchte. Er findet einen inneren Zusammenhang in den beiden Sätzen: ward versucht von dem Satan und war bei den Tieren. Der Aufenthalt unter den Tieren wird dem Heiligen zur Versuchung. Er beobachtet ihre Qualen, ihren gegenseitigen Vernichtungsdrang, die Leiden, die der Mensch ihnen zufügt, und fühlt in sich die Sehnsucht, die Tierwelt zu erlösen. Dieser an sich edle Trieb wird ihm zur Versuchung. Um das Werk der Menschenerlösung zu hintertreiben, hat Asasel, der Versucher, dem Heiligen den Ring gesandt, der ihn befähigt, die Stimmen der Tiere zu verstehen. Allein, geleitet von dem Instinkt der Liebe, entdeckt der Heilige den Trugschluß, der in der Dialektik des Versuchers lag. Er erkennt: Unheilbar ist der Tiere Not. Er hat ihnen Nichts zu spenden als den Tränenzoll. Darum kann ihn aber nun auch Gabriel ermutigen:

So wende zu den Brüdern deinen Blick!
Nur ihnen kann dein heilig Mitleid frommen.

Die Erlösung der Menschen ist das größere, wertvollere, göttlichere als der Versuch die Tiere zu erlösen, der keinem Menschensohn gelingen wird. Der Aufenthalt unter den Tieren war aber doch nicht ohne Gewinn für den Heiligen. Die Tiere lehrten ihn: sich selber treu sein und unschuldig bluten. So gemutet die kleine Ideendichtung wie eine poetische Verteidigung des Evangeliums, gegen das bekanntlich nur zu oft der Vorwurf erhoben wird, es habe kein Herz und keine Seele für die Tiere. Otto Frommel

Abseits. Niederdeutsche Heimatbilder. Von Luise Müllenhoff. Leipzig, Amelang 1906. 2 geb. 3 Mk.

„Es gibt so'ne Augen und so'ne Augen, — sagte er vor sich hin und lächelte. Er setzte sich auf die Fensterbank und lehnte den Rücken gegen die Mauer, und sah nur die dunkle Frühlingsnacht — und meinte doch, er sähe in die geheimnisvollen Gänge des Lebens, und meinte doch, er sähe das Licht, das darüber steht."

So endet eines dieser niederdeutschen Heimatbilder, und am liebsten möchte ich weiter Nichts darüber sagen. Wer das im vorigen Jahr erschienene Büchlein derselben Verfasserin gelesen hat, der wird mit mir empfinden, daß sie sich und ihre Art das Leben anzuschauen nicht besser charakterisieren könnte. Sie sieht selber mit den stillen, ernsten Augen in die Welt, die allein dazu taugen, auch im tiefsten Dunkel der Schicksalswege „das Licht, das darüber steht", zu erblicken.

Nur dem, der so hinausschaut, wird am Himmel, an dem die regenschweren Wolken tief herabhängen, das Sternlein nicht entgehen, das irgendwo hindurch blinkt.

Wir begegnen demselben Geist, der schon durch das Skizzenbuch „Aus einem stillen Hause" zu uns gesprochen, und wenn ich damals meinte, ich möchte das Büchlein besonders den Traurigen und Kranken in die Hand geben, weil es ihnen wohl tut, wenn man ihnen die Sonne zeigt, so hatte ich ein ähnliches Gefühl beim Lesen dieser Blätter. Es wird still in dem, der sie zur Hand nimmt, still und friedlich. Feiertagsstimmung, oder die Stimmung, die tief im Wald über uns kommt, wenn die Sonnenstrahlen durch die Blätter weben, und kein Ton von der Landstraße dringt herüber, nur ganz leise singt ein Vöglein sein verträumtes Lied, — etwas von dieser Stimmung weht uns hier entgegen. Im Hasten des Alltagslebens — und der Alltagsliteratur — ist sie so selten geworden, diese Stimmung, und wir danken es der Verfasserin, daß sies uns gönnt, einen Augenblick mit ihr zu weinen und zu lachen! Helene v. Dungern

Pilgerleben und Pilgerarbeit. Von E. Schrenk. Kassel, Ernst Röttger 1904. 230 S. 2,25 Mk., gebunden 3 Mk.

Diese Selbstbiographie, mit der Elias Schrenk die deutsche Christenheit überrascht, muß nach ihrem kirchengeschichtlichen Wert, nach ihrem Wert für richtige Schätzung der inneren Evangelisation später noch eingehend gewürdigt werden. Heute nur die Versicherung, daß das Buch in das Interesse aller unsrer Leser und Leserinnen hineingehört, denen unser evangelisches Christentum Herzenssache ist, und die ihre Freude haben an einem charaktervollen, gottbegnadeten Vertreter desselben, ob er nun auch nicht genau von ihrer Façon sein mag. Schlicht geschrieben, ist das Buch von so großem Reiz, auch so voll von reichem Erleben, daß es Mancher in Einem Zuge lesen wird. Uebrigens sollten wir schon um des willen darnach greifen, weil wir hier einmal mit allen unsern Gemeinschaftsschriften usw. zusammen uns am selben Buche freuen werden. Das ist auch etwas Schönes. Die erste Auflage von 7000 ist schon vergriffen, die zweite dürfte inzwischen rechtzeitig ausgegeben werden. R

Bannerträger des Evangeliums in der Heidenwelt. Von Paul Richter. Erster Band. Stuttgart, J. F. Steinkopf 1905. 220 S. Gebunden 2,50 Mk.

Diese Sammlung von Lebensbildern erfüllt ihre nächste Bestimmung für die heranwachsende Jugend, insbesondre auch für die Söhne, vortrefflich. Zum Vorlesen in der Familie, in Missionsvereinen, an Gemeindeabenden u. dgl. wird sie guten Dienst tun. Ein zweiter Band von gleichem Umfang folgt wohl noch vor dem Fest. Vielleicht sollten Leser unsers Blattes, denen der Missionssinn noch nicht aufgegangen ist, vor Anderen nach diesen Lebensbildern greifen. R

Luthers Leben. Von Adolf Hausrath. Zwei Bände. Berlin, G. Grote 1904. 16, gebunden 20 Mk.

Der erste Band ist 1904, Nr. 44 ausführlich besprochen. Der zweite Band erschien 1904 kurz vor Weihnachten. Wenn gebildete Laien Luther als Menschen und Reformator kennen lernen wollen, so ist ihnen dieses Buch vor andern zu empfehlen. Einmal um seiner glänzenden, geistvollen Darstellung willen, sodann um der Verwertung der neueren Forschungen willen. Die einzelnen Kapitel geben meist abgerundete Bilder, die sich wie „Luther in Worms" „Luther als Dichter" unauslöschlich in die Seele prägen. Ernst Thiele

Für Luther. Wider Rom. Handbuch der Apologetik Luthers und der Reformation den römischen Anklagen gegenüber von Prof. D. W. Walther in Rostock. Halle, Max Niemeyer 1906. 10 Mk.

Eine Riesenarbeit, deren eingehende Würdigung in der Christlichen Welt vorbehalten bleibt. Das Buch ist eine Rüstkammer für Alle, die Luther zu verteidigen haben, und denen sein Bild durch neuere römische Angriffe und schwächliche protestantische Verteidigung verdunkelt erscheint. Daß Walther zu dieser Arbeit berufen war, werden diejenigen verstehen, die bereits seine Schriften aus der Sammlung des „Vereins für Reformationsgeschichte" kennen. Es kommt dies Buch gerade zu rechter Zeit. Ernst Thiele

Die Kultur der Gegenwart. Ihre Entwicklung und ihre Ziele. Herausgegeben von Paul Hinneberg. Teil I: Die geisteswissenschaftlichen Kulturgebiete. Abteilung 8: Die griechische und lateinische Literatur und Sprache. Berlin und Leipzig, B. G. Teubner 1905. 464 Quartseiten. 10, gebunden 12 Mk.

Dies ist der erste Band des umfassenden enzyklopädischen Werks, das neulich auch unsern Lesern sich besonders angekündigt hat. Er enthält eine Geschichte der griechischen Literatur von v. Wilamowitz-Möllendorf (Berlin), der griechischen Literatur des Mittelalters von Krumbacher (München), der römischen Literatur des Altertums von Leo (Göttingen), der lateinischen Literatur im Uebergang zum Mittelalter von Norden (Breslau), eine Geschichte der griechischen Sprache von Wackernagel (Göttingen) und der lateinischen Sprache von Skutsch (Breslau). Das Buch hat außer seinem allgemeinen Bildungswert, den andre Blätter rühmen mögen, seinen ganz besondern Wert für uns Theologen und kirchlich Interessierte. Denn ungefähr die Hälfte des Buchs behandelt Zeiten und Stoffe, die in die Geschichte nach Christi Geburt gehören; große Partien decken sich unmittelbar mit wichtigen Stücken unsrer Kirchen- und christlichen Literaturgeschichte. Indem sie die Geister und Bücher aus diesem engern Rahmen herausnehmen, indem es Philologen sind, die dies tun, dienen sie in ausgezeichneter Weise der Annäherung und Verständigung der beiderseitigen Gelehrten und eröffnen dem aufge-

schlossenen Leser eine Menge neuer Gesichtspunkte im Umkreis eines ihm vielleicht ungewohnten Horizonts. Ich darf mich heut auf Einzelheiten nicht einlassen, Stichproben bieten sich mir in Menge, es genüge auf Paulus hinzuweisen (S. 157 f.), auf Julian, die Kappadozier, Chrysostomus (S. 206 ff.), auf die Lateiner Afrikas (S. 387 ff.). Es macht sich eben bei der späten Ansetzung des Schlußtermins dieser Betrachtungen immer wieder die große Epoche mächtig geltend, die das Einströmen des Christentums in Griechentum, Römer- und Lateinertum an allen Ecken und in allen Zentren bedeutete: so steckt hinter dem profanen Titel ein gutes Stück christliche Welt. Das Buch ist in Anbetracht seines Umfanges billig genug, daß unsre geschichtlich interessierten Leser gern darnach greifen werden. R

Allerlei. Alte und neue Weihnachtslieder für Schule und Haus. Gesammelt von Karoline Wichern. 66.—75. Tausend. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 48 S. 20, steif broschiert 30 Pf. Zwanzig Stück 3, bez. 5 Mk. Fünfzig Stück 6, bez. 10 Mk. Es sind 60 Lieder mit Noten. Wir in unsrem Hause könnten ohne ein Dutzend dieser Büchlein in der Advents- und Weihnachtszeit gar nicht auskommen. — Von Max Eyth, Hinter Pflug und Schraubstock erschien die siebente Auflage zu dem billigeren Preise von 4, gebunden 5 Mk. 524 S. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Vergl. 1904, Nr. 51. — Adolf Harnacks gesammelte Reden und Aufsätze sind soeben in zweiter Auflage erschienen: s. die heutige Beilage von Alfred Töpelmann in Gießen. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Dienstag 12. Dezember im Deutschen Kaiser: Die religiöse Stimmung der modernen Lyrik (Weineck).

Cöthen. Dienstag 12. Dezember 6 Uhr in Rumpfs Hotel: Das christliche Interesse am Wunder (Exter-Güsten).

Dresden. Mittwoch 13. Dezember bei Kneist, große Brüdergasse 2 I. Stock: Die Religion in der Philosophie Schopenhauers (Böttger).

Magdeburg. Mittwoch 13. Dezember 1/2 4 Uhr Stadtmissionshaus Hasselbachstr. 1; Das Messiasgeheimnis in den Evangelien nach Wrede.

Marburg. Montag 4. Dezember 8 1/2 Uhr im Ritter: Unsre historische Kenntnis von Mose.

Seesen a. H. Freunde der Kirchlichen Gegenwart aus Hannover und Gesinnungsgenossen aus Braunschweig. Mittwoch 13. Dezember 4 1/2 Uhr Hotel Wilhelmsbad: Unsere Stellung zur Schrift (P. Schünemann in Osterode).

Stuttgart. Dienstag (nicht Montag) 12. Dezember 7 Uhr im Herzog Christoph: Das Werk Mosis (Holzinger).

Evangelisches
Weihnachtsbuch

Eine Sammlung von Predigten gläubiger Zeugen der Gegenwart über Perikopen und freie Texte

Herausgegeben von
D. **Emil Quandt**, I. Direktor des Predigerseminars, Superintendenten zu Wittenberg.
Zweite Auflage. Preis fein kart. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Beiträge von DD. F. Frommel, Uhlhorn, Dryander, Dibelius, Achelis, Römheld, Rüling, Gerok, Baur, Rocholl, Löber, Dieffenbach, Kaiser, Nebe, Sturm u. a.

C. Ludwig Ungelenk
Verlag, Dresden-A.

Chronik der Christlichen Welt

Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 47. Kirchenregiment und Lehrzucht — Bayrische Generalsynode — Zum Kampf um die akademische Freiheit — Personalien

Preußische Kirchenzeitung

Verlag Gebauer-Schwetschke, Halle a. S.

Nr. 4. Das kirchliche Frauenstimmrecht — Die schlesische Provinzialsynode 2 — Die Religionsgeschichtlichen Volksbücher — Zur Erinnerung an D. Beyschlag — Generalsuperintendent Faber zur Bekenntnisfrage — Konfession und Union — Aus Brandenburg — Aus Hannover — Mancherlei

Soeben ist erschienen:
Jugendpredigten zur Bergrede Jesu
von **Gerhard Freybe**, Dom-Hilfsprediger in Bremen
Preis 2 Mk., geb. 2.60 Mk.

Diese Predigten „stellen den Versuch dar, in schlichter Form den Einfältigen einige bleibende Hauptgedanken aus Jesu Bergrede in Predigtform nahe zu bringen und dabei den bleibenden Kern von der zeitgeschichtlich bedingten Schale zu trennen. Pfarrern werden sie auch zur Anregung für Predigt und Unterricht vielfach willkommen sein. Die schlichte moderne Darstellung ist dem Empfinden 10—16 jähriger angepaßt.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Soeben ist erschienen:
Ausgewählte Psalmen
übersetzt und erklärt
von
Hermann Gunkel
2. verb. u. vermehrte Auflage. Preis 3,20 M., Lwbd. 4 M.

Das in der Fachpresse glänzend besprochene Werk ist den Lesern der Christlichen Welt durch Proben bereits empfohlen.

„Da es auch äußerlich einen höchst ansprechenden Eindruck macht, wird es jedem theologischen Weihnachtstisch zur Zierde gereichen." (Kartell-Ztg.) Doch es wendet sich „nicht nur an die Fachgenossen, sondern an Alle, die in das Verständnis des Psalters und der atl. Religion überhaupt tiefer eindringen möchten."

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Neuester Verlag von Georg Wigand in Leipzig
Himmelsstrahlen in Erdendunkel
Worte an Weinende und Wankende von **Nathanael Jünger.**
Inhalt: Hunger — Dunkle Fragezeichen — Welches Geistes Kinder? — An Sterbebetten — Unica spes — Forsan scintillula latet.
Preis geheftet Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.—
Es sind die gewaltigsten Fragen der Menschenbrust, an deren Lösung der Autor seine Leser führt — durch Betrachtung und Erzählung in leuchtenden Farben geschildert.

Weihnachtsbitte für unsere Seeleute!

60,000 Seeleute, deutsche Männer und Jünglinge, können Weihnachten nicht daheim feiern. Die überwiegende Mehrzahl befindet sich, während zu Hause die Weihnachtskerzen brennen, draußen auf stürmischer See, von tausend Gefahren umgeben, oder an fremdem Gestade, wo die Vorbedingungen dazu fehlen, daß der Mensch dem Menschen näher treten kann. Wie, wenn man unsern Seeleuten draußen in der Fremde und wenigstens in den Hafenorten ein deutsches Weihnachtsfest bereiten könnte? Die deutsche Seemannsmission in Großbritannien hat diesen Gedanken seit nunmehr 20 Jahren alljährlich zur Ausführung gebracht. Sie will das auch dieses Jahr wieder tun, aber sie bedarf dazu dringend der Hilfe aus der Heimat. Wer in seiner Weihnachtsfreude auch der Seeleute auf fernem Meere oder im fremden Lande gedenken will, der sende sein Scherflein (Geld, Wollsachen, Bücher usw. sind herzlich willkommen) an Herrn **Pastor Dr. Vahldieck, Ermstedt, Post Erfurt,** der die Weiterbeförderung gerne übernimmt.

Lebens-, Militärdienst-, Brautaussteuer-, Pensions- und Renten-Versicherung
Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit **Gegründet 1875**
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- und Rückversicherungs-Aktiengesellschaft
Gesamtversicherungsstand: 650000 Versicherungen
Zugang monatlich 6000 Mitglieder
Vermögensstand mehr als 40 Millionen Mark.
Prospekte und Versicherungsbedingungen, sowie Antragsformulare kostenfrei
Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht

Ich suche für Ostern eine jüngere (möglichst musikalische)
Lehrerin.
Zu unterrichten sind meine 4 Kinder von 12 1/2—6 1/2 Jahren, wobei ein Teil des Unterrichts von einer anderen Dame abgenommen wird. Verlangt wird unter meiner Leitung erziehender Unterricht im Sinne der Blätter für Deutsche Erziehung und der Landerziehungsheime. Näheres brieflich. Dr. med. **Georg Liebe**
Heilanstalt **Waldhof Elgershausen,** Kreis Wetzlar

Zur
Laubsägerei
Kerbschnitzerei, Holzbrandmalerei lief. am billigsten sämtl. Werkz., Vorl., Holz 2c.
J. Brendel, Maxdorf 35 Pfalz.
Reichh. Katalog über 2000 Abbild. geg. 40 Pf. in Briefm. frk.
Laubsägeholz *per qm von 1 Mk. an.*

* **Junge, gebildete Mädchen** * *
werden von dem Frankfurter Schwestern-Verband in einer städtischen Kranken-Anstalt **gut ausgebildet zum Zwecke dauernder Anstellung als Krankenpflegeschwestern in dem genannten Verbande bei guten Gehalts- und Pensions-Verhältnissen.** Die Satzungen des Verbandes sind beim **„Vorstand des Frankfurter Schwestern-Verbandes" in Frankfurt am Main,** Städt. Krankenhaus (Gartenstraße) zu erhalten.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9

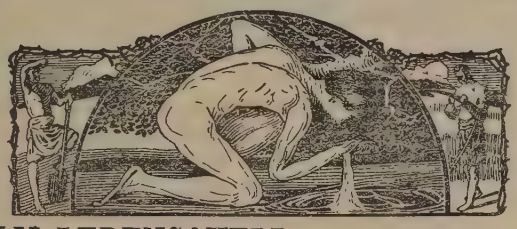
Unter den **Christbaum** ein **gutes Buch!**

Des Glaubens Bedeutung
im Kampf ums Dasein
Ein Appell von
Pastor **C. Skovgaard-Petersen.**
Billige Volksausgabe. In Leinwand geb. Mk. 1.50
Bei Partien von 10 Exemplaren à Mk. 1.20
In der kurzen Zeit seit seinem Erscheinen sind bereits
über 9000 Exemplare
dieses herrlichen Buches verkauft.

P. Dr. Rump im Reichsbote: „Ihr Eltern, legt euren zu Ostern ins Leben hinaustretenden Kindern dieses Buch auf den Weihnachtstisch! Ihr Pastoren, wenn möglich, schenkt es euren Konfirmanden! Das Buch, vorzüglich übersetzt, **ist ein wahrer Schatz für jugendliche ‚Stürmer und Dränger'.** Wenn ein im Glauben unterwiesener Konfirmand das Buch lesen kann, ohne zu wissen, wie er besser fährt, mit dem Glauben und seinem Heiland oder ohne Ihn und ferne von Ihm, dem ist dann wirklich nicht zu helfen."

Baur, General-Superintendent D. W., **Das Leben des Freiherrn v. Stein.** Fünfte Auflage. Gebunden Mk. 1.50.
Eine der **gediegensten** Biographien des großen Staatsmannes, die sich als Gabe für das heranwachsende Geschlecht ganz besonders eignet. **Besonders hervorgehoben sei der für ein gebundenes Buch von 328 Seiten] enorm billige Preis!**

Altenburg, Gymnasialdirektor Dr. O., **Die Arbeit im Dienste der Gemeinschaft.**
Eltern und Erziehern unserer deutschen Jugend gewidmet. Gebunden Mk. 3.50.
„Wahrlich, es ist ein gedankenreiches, mit reicher Einsicht geschriebenes Buch. — Nach meiner Ansicht eignet es sich nicht bloß für Eltern und Erzieher, sondern auch für angehende Studenten. — Für sie kann es eine Hodegetik im besten Sinne werden." (Geh.-Rat Dir. Dr. Fries in „Lehrproben".)



AM LEBENSQUELL
VON **ARNOLD BUSCH**

Diese Federzeichnung gibt die Schönheit des WANDBILDES nur sehr ungenügend wieder. **Größe 26:53.** Technik entsprechend der Tuschmanier des Originals: **Bromsilberphotographie. Preis** ungerahmt M. 2.—, gerahmt ohne Glas M. 4.—, mit Glas M. 5.— ausschließlich Porto u. Verpackung.
Das Bild ist der neuen Ausgabe von **Boussets Wesen der Religion** entnommen. Darüber Näheres in unserm dieser Nummer beiliegenden Prospekt.
Gebauer-Schwetschke, Druckerei u. Verlag m. b. H., Halle a. S.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig

Aus Natur und Geisteswelt
Preis des Bändchens nur 1 Mk. — Sammlung wissenschaftl.-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens — Geschmackv. geb. nur 1.25 Mk.

In erschöpfender und allgemeinverständlicher Behandlung werden in abgeschlossenen Bändchen auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende Darstellungen wichtiger Gebiete in planvoller Beschränkung aus allen Zweigen des Wissens geboten, die wirkliche Befriedigung und dauernden Nutzen zu gewähren vermögen

Erschienen sind bis jetzt 90 Bändchen, darunter:

Religionswissenschaftliche Bibliothek:
Geffcken, Aus der Werdezeit des Christentums. — Braasch, Die religiösen Strömungen der Gegenwart. — Boehmer-Romundt, Die Jesuiten. — Weinel, Die Gleichnisse Jesu. — v. Soden, Palästina und seine Geschichte. — Giesebrecht, Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte.

Auf Wunsch ausführlichen illustrierten Katalog umsonst u. postfrei

Hölscher, Lic. Dr. G., **Kanonisch u. Apokryph.** Ein Kapitel aus der Geschichte des alttest. Kanons. M. 2.—
Hunzinger, Lic. Dr. A. W., **Lutherstudien.** I. Luthers Neuplatonismus in der Psalmenvorlesung von 1513/16. M. 2.25.
Kähler, Prof. D. M., **Der lebendige Gott.** Fragen und Antworten von Herz zu Herz. 3. durchgesehene Auflage. M. 1.20.
——„—— Die Wissenschaft d. christl. Lehre. 3. vermehrte Auflage. M. 12.75.
Kirn, Prof. D. O., **Grundriß d. Evang. Dogmatik.** M. 2.20.
——„—— Grundriß der Theolog. Ethik. M. 1.40.
Lütgert, Prof. D. W., **Gottes Sohn u. Gottes Geist.** Vorträge zur Christologie u. zur Lehre vom Geiste Gottes. M. 2.80.
Seeberg, Prof. D. Alfr., **Die beiden Wege und das Aposteldekret.** 7 Bogen ca. M. 2.—.
A. Deichertsche Verlagshdlg. (G. Böhme) Leipzig.

Religionsgeschichtliche Volksbücher
Die Schöpfung in Dichtung und Wissenschaft
von Professor **Wendland.** 40 Pfg., kartoniert 60 Pfg.

Neuester Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Zöckler, Prof. D. O., **Gottes Zeugen im Reich der Natur.** Biographien und Bekenntnisse großer Naturforscher aus alter und neuer Zeit. 2., verbesserte und bis zur Gegenwart ergänzte Auflage. 6 M., geb. 7 M.
Ein für den weiteren Kreis der Gebildeten höchst interessantes Werk.

Mertz, P. Dr. G., **Was jeder Protestant vom christlichen Glauben und Leben wissen soll.** In Form eines kurzgefaßten christozentrischen Katechismus dargestellt. 3,60 M., geb. 4,50 M.
Bei dem heutigen regen Interesse für religiöse und kirchliche Fragen sehr beachtenswert.

Soeben erschien:

Die Verweigerung des Heerdienstes und die Verurteilung des Krieges und der Wehrpflicht in der Geschichte der Menschheit
Von **Hermann Wetzel,** Dr. phil.
(Laotse, Urchristen, Sekten, Erasmus, Herder, Kant, Krause, Garrison, Tolstoi.)
Selbstverlag des Verfassers, Potsdam, Spandauerstraße 28
Preis 1 Mark

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Für **Weihnachten** geeignet:

Christliche Gedanken für die Suchenden unserer Zeit gesammelt von A. Kerler. 8. 1905. M. 2.—. Gebunden M. 3.—.

Die „Christlichen Gedanken" sind gesammelt für die vielen religiös Suchenden unserer Zeit, besonders auch für die, welchen im Drange der täglichen Arbeit nur wenige Minuten für eine solche Lektüre übrig bleiben. Im Hinblick hierauf sind die ausgewählten Stücke möglichst kurz gehalten. Im Grunde ging das Bestreben bei der Auswahl dahin: wertvolle christliche Gedanken in anziehender und eindringlicher Form dem Leser nahezubringen. Von den „modernen" Theologen sind fast alle führenden Geister auf dem Gebiet der religiösen Andacht in der Sammlung vertreten.

Prospekte mit Inhaltsverzeichnis stehen zur Verfügung

Zwölf Predigten. Von † D. Alfred Hegler, Professor der Theologie an der Universität Tübingen. 8. 1903. M. 2.25. Gebunden M. 3.—.

Zwölf Predigten von Adolf Bilfinger, Prälat und Oberhofprediger. 8. 1902. M. 1.80. Gebunden M. 2.40.

Das Ziel des Wollens. Predigten gehalten in der deutschen evangelisch-reformierten Kirche zu Frankfurt a. M. von Pfarrer Erich Foerster. 8. 1902. M. 2.20. Gebunden M. 3.—.

Inhalt: 1. Festtagspredigten: Weihnachten—Karfreitag (2); Ostern (2); Pfingsten; Totensonntag. 2. 15 Sonntagspredigten.

Die Stimme Jesu in der Gegenwart. Predigten von Heinrich Ziegler, Pastor prim. an St. Peter und Paul in Liegnitz. 8. 1904. M. 4.—. Gebunden M. 4.80.

Predigten über Worte Jesu. Von Lic. Johannes Bauer, Professor der Theologie in Marburg. 8. 1903. M. 2.—. Kartoniert M. 2.60.

Der köstliche Weg des Paulus. Drei Predigten über das dreizehnte Kapitel des ersten Korintherbriefes von Johannes Bauer. Klein 8. 1904. Geheftet, mit Rotschnitt M. —.80.

Zwanzig Predigten. Von Th. v. Klaveneß, Pastor zu Christiania. Autorisierte deutsche Uebersetzung von J. A. Selter. Mit einem Vorwort von O. Baumgarten. 8. 1905. M. 2.20. Gebunden M. 3.—.

Persönliches Leben. Predigten von Ernst Rolffs, Pastor in Osnabrück. 8. 1905. M. 2.50. Gebunden M. 3.50.

Predigten über Zeitfragen. Von Lic. Dr. C. Lülmann, Pastor in Stettin. 8. 1905. M. 1.60. Gebunden M. 2.40.

Predigten aus der Gegenwart gehalten in der Kieler Universitätsaula. Von D. O. Baumgarten, Professor an der Universität Kiel. 8. 1903. M. 3.50. In Leinwand gebunden M. 4.50. In Tuch gebunden M. 5.—.

Aus der Dorfkirche. Zehn Predigten von K. Hesselbacher, Pfarrer in Neckarzimmern. 8. 1905. M. 1.50. Gebunden M. 2.40.

Hier redet einer, der das Landvolk kennt, zu ihm anschaulich, bilderreich, schön, kräftig, innig und durchaus originell. Für weitere Gaben müßte man dem Verfasser nur dankbar sein.

Hessisches Kirchenblatt. 1905. Nr. 1.

Pförtner Schulpredigten. Von K. H. Pahnke, Professor, Geistlichem Inspektor der Kgl. Landesschule Pforta. 8. 1904. M. 1.50. Gebunden M. 2.30.

Abschiedspredigten an die aus der Predigeranstalt austretenden Kandidaten, gehalten in der Tübinger Schloßkirche von J. Gottschick, Doktor und Professor der Theologie in Tübingen. 8. 1901. M. 2.—. Kartoniert M. 2.60.

Suchet, was droben ist! Predigten von D. Julius Kaftan, Professor der Theologie in Berlin. 8. 1893. M. 2.—. Gebunden M. 3.—.

Gottesdienstliche Vorträge in der Schloßkirche zu Karlsruhe, gehalten von D. E. Chr. Achelis, D. H. Bassermann, D. H. Cremer, D. A. Hauck, D. E. Haupt, D. W. Herrmann, D. J. Kaftan, D. L. Lemme, D. K. Sell, Dekan G. Weitbrecht. Zweite Auflage. 8. 1892. M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Aus Zeit und Ewigkeit. Predigten für die christliche Gemeinde unserer Tage von F. Rohde, Pfarrer an der Christuskirche in Karlsruhe. 8. 1906. M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Otto Baumgarten:

Predigt-Probleme. Hauptfragen der heutigen Evangeliumsverkündigung. 3. Tausend. 8. 1905. M. 1.80. Gebunden M. 2.50.

Neue Bahnen. Der Unterricht in der christlichen Religion im Geist der modernen Theologie. 6./7. Tausend. 8. 1903. M. 1.20. Gebunden M. 1.80.

Ueber Kindererziehung. Erlebtes und Gedachtes. 8. 1905. M. —.80. Gebunden M. 1.50.

Herders Lebenswerk und die religiöse Frage der Gegenwart. 8. 1905. M. 1.80. Gebunden M. 2.50.

Predigten aus der Gegenwart. Siehe oben.

Erich Foerster:

Das Christentum der Zeitgenossen. Eine Studie. Zeitschrift für Theologie und Kirche. 1899. Heft 1. Zweiter Abdruck. 8. 1902. M. 1.50. Geb. M. 2.30. Eine Darstellung und Analyse der Auffassung und Wertschätzung des Christentums unter den hervorragendsten Zeitgenossen wie **Carrière, Ernst Curtius, Eucken, Paulsen, Riehl, Roscher, Sohm, Treitschke, — Bismarck, Jolly, Moltke, Roon, — Dahn, Ebner-Eschenbach, Heyse, Jordan, Spielhagen, Storm, Kretzer, Sudermann, Gerhart Hauptmann.**

Die Möglichkeit des Christentums in der modernen Welt. 8. 1898. M. 1.20. Gebunden M. 2.—.

Lebensideale. 8. 1901. M. 2.—. Gebunden M. 3.—.

Inhalt: Einleitung. — Das Erbe der Antike. — Das Erbe der israelitischen Religion: Das Evangelium. — Das Lebensideal des Mittelalters. — Das Lebensideal Luthers. — Das Lebensideal der Aufklärung und des geschichtlichen Sinns.

Das Ziel des Wollens. Predigten. Siehe oben.

Die Entstehung der Preußischen Landeskirche unter der Regierung König Friedrich Wilhelms des Dritten nach den Quellen erzählt. Ein Beitrag zur Geschichte der Kirchenbildung im deutschen Protestantismus. In 2 Bänden. 8. Erster Band 1905. M. 7.50. Gebunden M. 9.—.

Samuel Eck:

Aus den großen Tagen der deutschen Philosophie. 8. 1901. M. 1.80. Gebunden M. 2.60.

Inhalt: I. Kant und die Erhabenheit des Geistes über die Natur. — II. Hegel und der Entwicklungsgedanke. — III. Schleiermacher und die Selbständigkeit der Religion.

Goethes Lebensanschauung. 8. 1902. M. 3.20. Gebunden M. 4.—.

Inhalt: I. Goethe und Spinoza. — II. Goethe und Italien. — III. Goethe und Kant. — IV. Goethe und die Neuzeit. — V. Goethe und der Orient. — Faust. — Schluß.

Martin Rade:

Zu Christus hin. Religiöse Geleitworte. Klein 8. 1897. Kartoniert M. 2.—.

Die Religion im modernen Geistesleben. Mit einem Anhang: Ueber das Märchen von den drei Ringen in Lessings Nathan. Klein 8. 1898. M. 1.40. Gebunden M. 2.—.

Die Wahrheit der christlichen Religion. Klein 8. 1900. M. 1.—. Gebunden M. 1.60.

Reine Lehre. Eine Forderung des Glaubens und nicht des Rechts. 8. 1900. M. —.80.

Doktor Martin Luthers Leben, Taten und Meinungen, auf Grund reichlicher Mitteilungen aus seinen Briefen und Schriften dem Volke erzählt. Drei Bände. M. 8.—. Gebunden M. 13.50.

Die Leitsätze der ersten und zweiten Auflage von Schleiermachers Glaubenslehre nebeneinandergestellt. (Sammlung ausgewählter kirchen- und dogmengeschichtlicher Quellenschriften. II. Reihe, 5. Heft.) 8. 1904. M. 1.20.

Unbewußtes Christentum. (Hefte zur Christlichen Welt 53.) 8. 1905. M. 0.30.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu sieben litterarische Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen C. H. Beck in München; Bonneß und Hachfeld in Potsdam (Postauflage); Gebauer-Schwetschke in Halle a. S.; Greiner und Pfeiffer in Stuttgart; Gustav Schloeßmann in Hamburg; Stiftungsverlag in Potsdam; Alfred Töpelmann in Gießen

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 49 Marburg i. H., den 7. Dezember 1905

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Vorlaufende Gnade — Jeremia. Dramatische Dichtung von Philippi — Weihnachten im Kindergottesdienste — Frenssens Hilligenlei — In Sachen der evangelischen Deutschen im russischen Polen — Der evangelische Geistliche in der deutschen Vergangenheit (Drews) — Für den Weihnachtstisch: Schillerpredigten, Leonardo, Hölderlin, Beethoven, Brahms, Seidel, Schenkel, Philippi, Christaller, Rosegger, Glaß, Ertl, Renaud, Klitscher, Jacobsen; Die Schönheit der Bibel, Atlas zur Kirchengeschichte, Kirchengeschichte fürs Haus, Christus im modernen Geistesleben, Bergpredigt, Predigten, Inneres Leben, Lutherlesebuch; Patria, Christoterpe, Die Freude, Das Suchen der Zeit; Für Kinder und junge Leute, Allerlei — Anzeigen

Vorlaufende Gnade

Ehe sie rufen, will ich antworten; wenn sie noch reden, will ich hören. Jes. 65, 24.

Wer kann das besser begreifen als ein Vater, eine Mutter? Zuvorkommendes Verstehen noch unbewußter Wünsche ist das Wesen der Elternliebe. Sie sieht voraus, daß in des Kindes innerem und äußerem Leben schwere Krisen kommen werden. Sie macht vorher nicht viel Worte darüber, aber sie sucht es auf jede Art dagegen zu wappnen. Gottes Erziehung wartet auch nicht, bis wir nach ihm fragen. Lange bevor wir selbst Etwas von uns wissen, stellen sich seine guten, heiligen Gedanken um uns her. Ehe wir noch verstehen, was das unbewußte Sehnen und Suchen in uns bedeutet, versteht er unsre Gedanken von ferne. Wenn wir dann in der Stunde der Entscheidung nach ihm rufen, hat er schon längst gehört und geantwortet.

Durch jenes Wort wird die ganze Vergangenheit all der früheren Menschengeschlechter mit Allem, was sie erkämpft haben, unser Eigentum. Es erwächst uns daraus aber auch die Pflicht, uns zunächst auf unser eigenes bisheriges Leben zu besinnen und darin auf Gottes Stimme zu horchen. Vielleicht merken wir dann, daß auf unser Fragen, Sehnen und Suchen längst, längst die Antwort gegeben ist. B D

Jeremia

Dramatische Dichtung in fünf Aufzügen von Fritz Philippi. Heilbronn, Eugen Salzer 1905. 120 S. 2 Mk.

Das tragische Los des Menschen, der die Tiefe der Dinge schaut und deshalb gehaßt von der Menge, unverstanden von seinen Allernächsten, den Weg zum Tode suchen muß, der erdrückt wird von der Last des Schicksals, unter lauter Blinden der einzige Sehende zu sein, der verzehrt wird von dem sengenden Feuer des Gottesgeistes: nirgends war uns solches Menschenlos ergreifender geschildert als in Schillers Kassandra. „Schrecklich ist es, deiner Wahrheit sterbliches Gefäß zu sein!“

Jüngst hat uns ein moderner Dichter den gleichen Stoff behandelt. Zwar nicht des heiligen Ilion Brand sondern die Zerstörung des heiligen Zion, nicht Priamus Tod sondern Zedekias Ende, nicht der Pelide sondern der babylonische Feind, nicht des Thymbriers Altar sondern Jehovas Tempel, nicht Kassandra die Weissagerin sondern Jeremia der Prophet stehen in dieser modernen Dichtung, einem Drama Fritz Philippis, vor dem Auge des Schauenden. Aber solche Unterschiede sind Aeußerlichkeiten, die eigentlich gar Nichts zu sagen haben und nur insofern interessant sind, als sie uns zeigen, wie gegen Schillers Zeit die Bildersprache der deutschen ästhetischen Kultur sich gewandelt hat, wie antiquiert für uns die Anschauungen sind, die dem Geschmack des endenden achtzehnten Jahrhunderts geläufig waren, und wie jung für uns die Anschauungswelt der alten Bibel wieder geworden ist.

Philippis Dichtung ist kein so vollendetes Drama als Schillers Dichtung eine vollendete Ballade ist, aber sie bringt eine so tiefe Verinnerlichung der Fabel, daß eine Vergleichung beider nicht zu Philippis Schaden ist.

Kassandras Klage gilt ihrem eigenen Lose. „Ich allein muß einsam trauern“ — „meine Jugend war nur Weinen“ — „gerne möcht ich mit dem Gatten in die heimsche Wohnung ziehn“ — „wissend, schauend, unverwandt muß ich mein Geschick vollenden“: wir suchen nach einem Ausbruch des Schmerzes über den Tod ihres Vaterlandes, das vergossene Blut ihres Volkes, den Untergang des heiligen Troja, und wir finden ihn in der ganzen Ballade nicht. Die Einsamkeit und Ausgestoßenheit der großen Seele, die eben doch Menschenseele bleibt und sich darum mit Fleisch und Blut nach dem Sinnenglück der unzwiespältigen naiven Menschheit sehnt — vergeblich, denn „nur der Irrtum ist das Leben, und das Wissen ist der Tod“ — diese Einsamkeit und Sehnsucht hat Schiller geschildert. Wir wissen (und Schiller weiß), daß dies Elend kein Elend mehr ist, wenn der Gedanke, daß die große Seele stellvertretend für die Andern leidet, in ihr erwacht ist. Aber er will jenes Elend in seiner ganzen Bitternis schildern; darum stellt er Kassandra ganz auf sich allein und verschweigt den erhebenden und tröstenden Gedanken des Leidens mit den Andern, für die Andern. Wenn wi Schillers Sprachgebrauch uns aneignen, müssen wir sagen: die Kassandraballade ist sentimental und idyllisch zugleich. — Philippis Jeremiafabel dagegen ist sentimental und heroisch: den alttestamentlichen Helden schmerzt wohl auch sein eigenes Los (und er ist gut, daß Philippi gerade hier frei erfundene individuelle Züge in das geschichtliche Jeremiabild eingezeichnet hat, welche uns die ganze herbe Not des Eigenschicksals des Propheten ans Herz greifen lassen); aber was sind Jeremia Vater und Mutter und Schwester, was ist ihm sein eigen kleines Glück angesichts der ungeheuren Not seines Volkes .. des Volkes Gottes, das Gott verworfen hat, seiner Vaterstadt .. der heiligen Stadt Gottes, die Gott zerstören will. Er klagt nicht um sich, sondern seine Klage gilt dem Höchsten, dem ein Held sein Herz weihen kann. Und darum ergreift sie uns so viel tiefer als der Jammer des trojanischen Mädchens um ihr glückloses Leben, oder, um nicht im Bilde zu sprechen, als das Weh unserer Seele darüber, daß mit ihrer Blindheit zugleich ihr Sinnenglück entflieht.

Das Erhebende, Tröstende und Schicksalversöhnende aber, welches das selbstvergessene Klagen um die Anderen für den Zuschauer der Tragödie mit sich bringt, hebt bei Philippi die tragische Wirkung doch nicht auf. Denn eine furchtbare Katastrophe bricht über seinen Helden Jeremia herein: die scheinbare Widerlegung seiner Prophetie durch die Tatsachen. Als

Volk und König in höchster Gefahr schon Jeremia glauben wollen, daß nur bedingungslose Unterwerfung unter Babel, dem sie die Treue brachen, sie von der Gottesstrafe retten kann, trifft die Nachricht ein, daß Jerusalem gerettet sei; die Babylonier ziehen von dannen — und Jeremia ist ein Lügenprophet. Der Zweifel, die Verzweiflung an der Wahrheit seiner Prophetie ergreift ihn, muß ihn ergreifen:

Wohlan, ich habe Gott gelästert, daß ich sprach:
Er tötet Israel ... Schnell tötet mich
und nehmt mein Leben. Schnell!

Aber die Wohltat des Todes wird ihm nicht zu teil — zur Seelenqual gesellt sich ihm die furchtbarste Marter des Körpers im einsamen Kerker. Zum Wahnsinn steigert sich seine Seelennot; und wir erleben es in bebender Furcht, wie das Gefäß zerbrechen will, in das Gottes Wahrheit ihr vernichtendes Feuer zugleich mit der Glut des Alles zerschmelzenden Zweifels gegossen hat.

Noch ein Zweites aber ist es, das Kassandra und Jeremia tief unterscheidet. Kassandras Blick ist ganz auf das Zukünftige gerichtet. Sie ist Wahrsagerin künftiger Dinge. Jeremia aber schaut aus der Gegenwart im Geiste seines Gottes die Zukunft. Alle die unsäglichen Nöte seiner Seele entspringen ihm aus seinem Heute. Nicht daß er Künftiges vorherweiß, macht sein Los zur Tragödie. Sondern daß eine Ewigkeit in seinen Augenblick hineinbricht — die Ewigkeit der sittlichen Welt. Jerusalem — König und Hohepriester und Volk — Jerusalem geht morgen zugrunde, weil Jerusalem heute sündigt. Nicht Schicksal verkündet Jeremia, sondern etwas viel Persönlicheres, viel Aufregenderes: Strafe. Und nicht ein wahlloses unabwendliches Fatum sieht er hereinbrechen, sondern bis zur Katastrophe sieht er noch eine Abwendbarkeit des Unheils: Buße. Die Angst und Hoffnung um die Buße, der Kampf um das mögliche Heil gibt dem Drama eine Spannung, die der Ballade gänzlich fehlt.

Aus des Jeremia Gegenwartwirken heraus entspringt dann auch die Lösung, die seine Seele aus der Qual findet: während der Tod des Volkes Juda die Tragödie beschließt, wirkt das Wort des Propheten in diese Todesgegenwart feuriges Leben hinein. Und dies Leben ist kein bloßer Reflex künftig erhofften Glückes, sondern heute erfahrenen Segens: Tod ist Sieg. Jüdischen Gefangenen, die Jeremia von dem feindlichen Feldherrn abgefordert hat, löst er die Fesseln und spricht:

So lös ich Israel von seinen Banden.
Der Menschheit neuer Tag spannt himmelweit die Flügel.
Geh an die Arbeit! Du, kein Volk!
Bestatte deine Toten!
Du Heimatlos, du keine Stadt!
Nun hast du nichts als deinen Gott.

Auf blutger Opferstatt, wiedergefunden,
stehst du und Er. Gott steht bei dir.
Er weist auf deine Toten hin und weist
mit seinem Finger hell dann in die Ferne:
Des Menschenjammers willen hab ich dich zerschlagen.
Dem Menschenjammer schaff ich dich zum Heiland.

(segnet sie.)
Geh an die Arbeit! Gottes Volk!

Friedrich Michael Schiele

Weihnachten im Kindergottesdienste

Unsere Gottesdienste an den Weihnachtstagen und Weihnachtsabenden gehören zu den schönsten und besuchtesten im Kirchenjahr. Zu keiner Zeit kommt der volkstümliche Charakter, den unser kirchliches Leben auch heute noch hat, so sehr zum unmittelbaren Ausdruck wie in der Festzeit der heiligen Nacht. Wenn man freilich weiß, wie ein vielbeschäftigter Pfarrer gerade in dieser Zeit neben der Tätigkeit in den Gemeindegottesdiensten von einer Weihnachtsfeier zu andren wandert, wenn man die vielen Anzeigen von den Feiern der zahllosen Vereine aller Art in den Zeitungen liest, so kann man sich der Befürchtung nicht erwehren, daß heute des Guten vielleicht zu viel geschieht und daß insbesondere unsre Kinder durch die wiederholte Teilnahme an solchen Feiern nicht mehr den starken, bleibenden Eindruck in ihr späteres Leben mitnehmen werden, wie dies früher, in unsrer eignen Jugend der Fall war. Damals war eine Feier neben der häuslichen noch ein wirkliches Fest.* Ob namentlich die Feiern in den höheren Schulen zweckmäßig sind, dürfte sehr fraglich sein, da doch nur wenige Schüler das Glück einer häuslichen Feier entbehren. Immerhin — wir wollen uns freuen, wenn auch weltliche Vereine ihr Weihnachten nicht ohne Kinder feiern und wenn sie mit sicherem Takt fern halten, was dem kindlichen Leben widerspricht.

Aber darüber ist wohl kein Zweifel: wo in einer Gemeinde ein Kindergottesdienst besteht, da muß auch eine Weihnachtsfeier in ihm und für ihn in der Kirche gehalten werden. Für die Kinder ist sie der Höhepunkt ihres gottesdienstlichen Lebens. Mit ihnen haben Leiter und Helfer ihre Freude daran, und bald gewinnt die ganze Gemeinde, Jung und Alt, die Feier so lieb, daß sie sich Weihnachten ohne den Kindergottesdienst nicht mehr denken können.

Dann haben wir aber auch die Pflicht, den Gottesdienst an diesem Abend so auszugestalten, daß er für die andächtige Gemeinde der Kinder und Erwachsenen einen besonderen Charakter erhält.

Durch zwei Gedanken ist die Feier bestimmt.

Einmal soll sie ein Gottesdienst sein. Dadurch unterscheidet sie sich von den „Bescheerungen" im Haus und in den Vereinen, von den Feiern in Kinderschulen und Spitälern, in Waisen- und Armenhäusern. Hier wird zwar überall das religiöse Element in irgend einer Form auftreten. Auch die Stimmung der Andacht fehlt nicht. Aber Gottesdienste sind sie nicht allein und wollen sie nicht sein.

Zum zweiten ist für Inhalt und Form bestimmend, daß der Gottesdienst den Kindern gilt. Nicht nur daß sie am Gottesdienst teilnehmen, sondern daß sie es sind, die ihn halten: es ist die Kindergemeinde, die sich versammelt und die Erwachsenen nehmen ihrerseits an der Kinderkirche teil. Darum sind die Kinder nicht Hörer, sondern die bekennende, betende, singende Gemeinde selbst. Und wir Alten hören ihnen zu, freuen uns über das Lob Gottes aus Kindermund und stimmen mit ihnen ein in das Weihnachtsgloria.

Beide Momente durchdringen sich und geben die Grenzen der Weinachtsfeier im Kindergottesdienst an.

Diese Grenzen sind so weit gezogen, daß eine reiche Abwechslung möglich ist; daß jeder Leiter eines Kindergottesdienstes seinen Neigungen folgen und jede Gemeinde ihre Feier in eigentümlicher Weise ausgestalten kann. Je individueller, um so besser. Denn dann ist sie aus bestimmten Bedürfnissen entstanden und findet auch das besondere Interesse und die Liebe der Gemeinde. Nichts verkehrter als die Schablone!

So ist es auch nicht der Zweck dieser Zeilen, etwa eine neue Liturgie als eine Art von Idealformular aufzustellen. Ich möchte vielmehr, im Anschluß an die unten verzeichnete Literatur, Leiter und Helfer des Kindergottesdienstes eben dazu anregen, ihre Feier innerhalb der angedeuteten allgemeinen Grundsätze selbst weiter auszubilden.*) Auch eine altbewährte

---

*) A. Barner: Liturgische Weihnachtsfeier für Kindergottesdienste. Karlsruhe, Reiff 1902. 20 Pfg.

Chr. Drömann: Zwei liturgische Weihnachtsfeiern für die Kirchen- und Hausgemeinde. Hannover, Wendebourg 1905. 20 Pfg.

Eltze: Liturgische Weihnachtsfeiern. Zweite Auflage. Eilenstedt, Selbstverlag. 40 Pfg. (Textbuch 10; von 50 Stück an 8. Pfg.)

A. Hackenberg: Am heiligen Abend. Ein Weihnachtsspiel. Dritte Auflage. Dortmund, Crüwell 1903. 40 Pfg.

G. Meerwein: Weihnachtsfreude. Karlsruhe, Reiff 1904. 30 Pfg.

A. Nickel: Die Christnachtfeier. Leipzig, Siegismund & Volkening. 50 Pfg.

K. Simrock: Deutsche Weihnachtslieder. Leipzig, Weigel 1859.

L. Seidel: Christkinds Geburt. Ein Hirten- und Königsspiel auf Weihnachten. Zweite Auflage. Leipzig, Jansa. 50 Pfg.

Fr. Spitta: Drei kirchliche Festspiele. Dritte Auflage. Straßburg, Heitz. 1,80 Mk.

F. Stockhausen: Luthers Weihnachtslied. Ein Weihnachtsfestspiel. Leipzig, Jansa 1904. 30 Pfg.

A. Thiemann: Weihnachten im Dichtermund. Düsseldorf, Schaffnit. Drei Teile, je 60 Pfg.

Liturgie bedarf zuweilen einer Ergänzung. Und selbst wenn man an der gewohnten Ordnung festhält, ist es doch ratsam, die Einzelstücke jedes Jahr auf ihre Zweckmäßigkeit zu prüfen, weniger Passendes auszuschalten und das Gute in einer neuen Form darzubieten. Denn auch eine gute Liturgie kann zur Schablone werden.

Aus der zahlreichen Weihnachtsliteratur führe ich an, was mir gerade zugänglich war. Für jede sachdienliche Mitteilung anderer Schriften bin ich natürlich dankbar und kann dann vielleicht im nächsten Jahre darauf hinweisen.

Die Weihnachtsfeier des Kindergottesdienstes ist wohl überall eine Verbindung von Worten der heiligen Schrift, Predigt, Gebet, Gesang und Lied zu einem in sich geschlossenen und zusammenhängenden Ganzen, dessen Anordnung durch den leitenden Grundgedanken gegeben ist.

Von den Schriftworten steht im Mittelpunkt der Feier unser altes schönes Weihnachts*evangelium*. Es wird zumeist von den Kindern selbst gesprochen in verschiedenen Abschnitten, die durch entsprechende Gesänge und den Vortrag von Bibelsprüchen und Liedern eingeleitet und weitergeführt werden. Dabei vergesse man nicht Luthers „Vom Himmel hoch da komm ich her", das ja nicht als Gemeindelied gedacht war und in seiner Bedeutung nach Inhalt und Form nicht gewürdigt und nachempfunden werden kann, wenn es die *Gemeinde* singt. Die Grundlage für die *ganze* Feier bildet das Weihnachtsevangelium in den vortrefflichen Vorschlägen Eltzes, die wegen ihrer Einfachheit für jede Gemeinde geeignet sind. Dagegen kann ich mich mit einer in Versen gegebenen Umschreibung der Textgeschichte, wie sie sich bei Barner oder in anderer Form bei Meerwein findet, nicht befreunden. Barner hat überhaupt keine Schriftverlesung. Sie darf im Kindergottesdienst nicht fehlen. Aber die Umschreibungen der schönen, jedem Kind verständlichen und das Kindergemüt unmittelbar ergreifenden Erzählung des Lukas sind mir direkt peinlich. Allerlei Eintragungen und Reflexionen, die sich ganz von selbst einstellen, zerstören den unbeschreiblichen Reiz der biblischen Darstellung. Sie läßt sich durch keine Umdichtungen ersetzen — und seien sie noch so gut!

Auch die in ihrer Art recht hübsche „Christnachtfeier" von Nickel gibt eine solche gereimte Umschreibung. Doch liegt die Sache hier insofern etwas anders, als der ganze zweite Teil nur aus Wechselgesprächen der Kinder besteht. (Der erste Teil ist merkwürdigerweise als „Festliturgie" bezeichnet.)

Neben die Weihnachtsgeschichte tritt gewöhnlich eine Auswahl von Schriftworten des Alten Testamentes: die sogenannten „Weissagungen". Sie sind ein alter Bestandteil der Weihnachtsliturgie. Es wäre auch nicht richtig, sie durchaus bei Seite zu legen. Sie vermitteln Advent und Weihnacht. Aber wir wollen doch nicht mehr übersehen, daß wir Christen sie im Lichte des Neuen Testamentes betrachten und mit christlichen Gedanken umgeben, die ihnen ursprünglich fremd waren. Es wird also nicht jeder Leiter die herkömmliche ununterbrochene Reihenfolge von 1. Mos. 3 bis Maleachi 3 vorausschicken, er wird vor allem einige Worte ausschalten, die keinerlei Zusammenhang mit der Zukunftshoffnung des Volkes Israel haben und er wird nicht eine Einleitungsformel wählen, wie die bei Drömann: „Lasset uns hören, wie *Gott* im Alten Bunde . . . die *Geburt* des Messias, des Erlösers Israels und des Heilandes der Welt, *geweissagt* hat."

Auch ist es nicht nötig, jene Worte als besondere Gruppe vorauszuschicken. Das bringt leicht mit sich, daß das Schema „Buße" „Glaube" den Gottesdienst beherrscht. Das sind gewiß zwei Grundbegriffe und Grundempfindungen des evangelischen Christen. Aber warum sollen wir an dem größten Freudenfest der Kirche nun den Gedanken der „Buße" in den Kindergottesdienst hineintragen, in eine Feier mit den Kindern, die den Wert und die Bedeutung eines allgemeinen Sündenbekenntnisses noch nicht kennen und das Gefühl der Sünde und Reue nur im einzelnen Fall haben? Die richtige Stelle für das Wort „Sünde" ist dort, wo die Bedeutung der Erscheinung Christi klargelegt wird. Und von der Demütigung vor Gott und der Bitte um Vergebung mag man im Gebet sprechen. Barner läßt nun gar am Anfang der Feier zwei Strophen von „Aus tiefer Not" singen! Meerwein teilt: „Eingang", „Adventsgeläute", „Bei den Hirten auf dem Felde", „Auf nach Bethlehem", „Unter dem Christbaum", „Schluß". Hier ist der zweite Teil, der vom Advent handelt, trotz der schönen Dichterworte, die mit feinem Takt zusammengestellt sind, zu ausführlich. Zumal wenn die Feier in den Weihnachtstagen selbst gehalten wird, — nur dringende Umstände sollten zur Verlegung in die Adventszeit nötigen! — ist eine ganze Gruppe „Advent" eben nach den vorausgegangenen vier Adventsonntagen überflüssig. Die Dauer des ganzen Gottesdienstes darf doch nicht über eine Stunde hinausgehen. Aehnliches gilt von der sehr ansprechenden Liturgie, die soeben Pfarrer Klein im Evangelisch-protestantischen Kirchenboten Nr. 48 veröffentlicht. (Der Name „*Festspiel*" ist irreführend.)

Aber man kann auch, wie das z. B. Eltze getan hat, auf die Verwendung alttestamentlicher Sprüche völlig verzichten. Die Feier wird dabei Nichts verlieren. Es bleibt dann Raum für andere Worte der heiligen Schrift, die im allgemeinen viel zu wenig beachtet sind und unserer heutigen Christfeier mehr entsprechen. Ich denke dabei hauptsächlich an die vielen schönen Worte über die Liebe und Barmherzigkeit Gottes, über die rechte christliche Freude, über den Weihnachtsfrieden, über die Liebe der Christen unter einander durch Wort und Tat, über die christliche Familie, über Eltern und Kinder, über die Dankbarkeit — Worte, die am heiligen Abend, wie wir ihn jetzt feiern, nicht fehlen sollten. Sie sind uns das beste Mittel, um die Stimmungen, die wir beim Anblick des Christbaums und bei der Weihnachtsfeier empfinden, in den Gottesdienst einzuführen und auf diese Weise häusliche und kirchliche Feier in Einklang zu bringen.

Bibelworte sind es daher hauptsächlich, durch welche die neuerdings mit Recht eingefügten Gruppen „Christbaum", „Christfeier" gottesdienstlich und kirchlich bestimmt werden. In älteren Liturgien, wie z. B. bei Tiesmeyer und Zauleck, fehlen sie noch. Ebenso bei Drömann, dessen gute und in lutherischen Gemeinden langbewährte „Weinachtsfeiern" allerdings nicht dem *Kindergottesdienst* dienen wollen. Es seien einige Bibelworte hier angegeben, die unbedingt neben die Worte unsrer Dichter gestellt werden sollten, — schon um Schul- und Kirchenfeier zu unterscheiden. Phil. 4, 4 f.; Kol. 3, 15 f.; Matth. 11, 28; Mark. 10, 14; Matth. 5, 3—9; Eph. 5, 1 f.; Kol. 3, 14; 1. Joh. 4, 7; Eph. 4, 32; Phil. 2, 5; Röm. 12, 12 . 15; Gal. 6, 10; Matth. 25, 40; Eph. 6, 1—3. Einige der Gedanken, nicht die Bibelworte, hat Nickel gut verwendet. Doch drängt sich nach meinem Gefühl der belehrende und moralisierende Ton zu stark hervor.

Die „Bescheerung" ist kein besonderer Teil des Gottesdienstes. Es wäre nicht gut, wenn man den Kindern mehr als eine kleine Erinnerung in Gestalt eines Büchleins oder dergleichen geben wollte. Den Helfern mache man es aber zur Pflicht, nur solche Schriften zur Verteilung vorzuschlagen, die sie genau auf ihren Wert geprüft haben, und Alter und Bildung der Kinder dabei zu berücksichtigen.

Will man sich somit nicht auf das Weihnachtsevangelium als Grundlage beschränken, so erhält man außer dem Eingang und dem Schluß als Teile einer Kindergottesdienstfeier: (Vorbereitung, Advent) „Christnacht", „Christbaum", „Christfeier" die nun, je nach den Verhältnissen, mit Sprüchen, Liedern und Gedichten ausgefüllt und durch den Gesang der ganzen Gemeinde oder der Kinder allein oder durch Wechselgesang verbunden werden. Wenn man neuerdings in die liturgischen Andachten die „Anbetung" als besonderen Teil aufgenommen hat, so kommt dies für die Kinderfeier nicht in Betracht. Außer

---

L. *Tiesmeyer* und P. *Zauleck*: Die Weihnachtsfeier der Kinder. Leipzig, Velhagen 1893. Zweite Auflage. Zwei Teile zu 80 Pfg.

Dieselben: Das Buch der Weihnachtslieder. Zweite Auflage. Leipzig, Heinsius 1896. 2,50 Mk.

A. *Thoma*: Kinderweihnachtsfeier. Zweite Auflage. Karlsruhe, Reiff 1893. 75 Pfg.

C. *Wichern*: Alte und neue Weihnachtslieder. Hamburg, Rauhes Haus. 20 Pfg. S. v. Nr. Sp. 1147.

dem Vaterunser sprechen wir nur ein kurzes Gebet am Anfang (und zum Schluß).

Ein „liturgischer“ Gottesdienst ohne die Verkündigung des Evangeliums in der Form des lebendigen persönlichen Wortes scheint mir für die Kindergemeinde nicht recht geeignet. Nicht nur, weil sich der Leiter die Gelegenheit entgehen läßt, den Eltern die Bedeutung des Kindergottesdienstes auseinanderzusetzen. Sondern eine Ansprache soll den Grundgedanken der Feier erklärend andeuten, soll kurz zusammenfassen, was die Kinder in Gesang und Gebet, in Sprüchen und Liedern vortragen und bekennen; sie soll, wie alle Festpredigt, mehr das Gemüt erheben als belehren und ermahnen. Wenn irgendwo, so ist sie in dieser Stunde „Zeugnis“ „Darstellung“.

Ueber den reichen Schatz, den unsere Kirche an Weihnachtsgesängen besitzt, brauchen wir kein Wort zu verlieren. Die Gesangbücher, etwa in Verbindung mit einem Anhang für die Kinder, bieten genug aus alter und neuer Zeit. Eine reichhaltige Sammlung enthält das „Buch der Weihnachtslieder“ von Tiesmeyer und Zauleck. Aber über das Vortragen von entsprechenden Gedichten noch ein Wort. Die Auswahl ist jetzt leicht gemacht durch die „Kinderweihnachtsfeier“ von Thoma nnd durch Thiemanns Werk, dessen erster Teil schon vergriffen ist und dessen vierter Teil in nächster Zeit erscheinen soll. In den drei ersten Teilen sind hier ca. 250 Weihnachtsgedichte, Lieder und Festspiele in alphabetischer Reihenfolge nach den Namen der Verfasser wiedergegeben, Wertvolles neben Unbedeutendem, Kirchliches und Weltliches, Bekanntes und Unbekanntes. Die Feier erhält durch das Vortragen geeigneter Gedichte eine anziehende Bereicherung. Damit die Gefahr des „schönen Deklamierens“ vermieden wird, empfiehlt es sich, möglichst viele Kinder heranzuziehen und den einzelnen einen möglichst geringen Memorierstoff zuzuweisen.

Kann nun auch das eigentliche Weihnachtsspiel in der Feier auftreten? Ich möchte die Frage nicht verneinen, gestehe aber offen, daß Bedenken über den gottesdienstlichen Charakter und eine pädagogische Rücksicht auf die vortragenden Kinder mich bisher stets von einem Versuch zurückhielten. Der Gemeindesaal ist doch wohl der richtige Ort, an dem sie in ihrer Art sehr erbauend und stimmungsvoll wirken. Es seien nur Hackenbergs und Seidels Spiel genannt, beide ausgezeichnet, das erste für Kinder an Familienabenden, das zweite für Erwachsene und Kinder in Anlehnung an die alten volkstümlichen Weihnachtsspiele.

Ausdrücklich als kirchliches bezeichnet Spitta sein Festspiel mit den drei Teilen: Tannenbaum, Krippe, Bescheerung. Es ist das einzige mir bekannte, das den gottesdienstlichen Ton trifft. Ich freue mich jedesmal wieder, wenn ich es in der Adventszeit lese. Aber ohne starke Aenderungen könnte ich es nicht übernehmen. Der Inhalt des ersten Teils scheint mir nicht recht zu der Ueberschrift „Tannenbaum“ zu passen, und die Einführung fremder Kinder, die die Weihnachtsfeier nicht kennen, erscheint mir gesucht und unnatürlich. Auch daß der Pfarrer mit dem Vortrag (oder Vorlesen) von Reimen sich beteiligt, will mir nicht recht passen. Ich möchte das Spiel gern einmal anhören, um ein sicheres Urteil zu gewinnen. —

Die Vorbereitung der Feier kostet manche Mühe und Zeit. Aber wie fühlt man sich belohnt, wenn man in die leuchtenden Augen der Kinder blickt, an dem Abend, wo sie sich um den Christbaum in der Kirche versammeln! Allen Freunden des Kindergottesdienstes, die ihm mit Freude und Dankbarkeit dienen, sei der Wunsch zugerufen: Frohe Vorbereitung und gesegnetes Fest!

Johannes Bauer

Frenssens Hilligenlei

Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung 1905. 616 S. Gebunden 6 Mk.

1

Gustav Frenssen hat dem deutschen Volke ein neues Buch geschenkt: einen stattlichen Band von reichlich 600 Seiten. Mit Spannung erwartet, ist dies Buch bereits der Gegenstand heißesten Interesses geworden. Da kann der Prediger heutzutage den Dichter beneiden: die weite Welt hört den Dichter tausendmal begieriger an als den Prediger, — übrigens auch tausendmal lieber als den Mann der Wissenschaft. Und die Tatsache besteht nun einmal, so sehr die Menschen daran herumdeuteln mögen: den Dichter Gustav Frenssen hört unser Volk mit besonderer Lust.

Was ist es für ein Buch geworden, dies Hilligenlei?

Ein Roman ists. Menschenschicksal, Weltgetriebe beschäftigt den Dichter. Das Menschenleben läßt er zu uns reden. Nicht als Philosoph, nicht als Dozent tritt er vor uns hin; als Erzähler schmeichelt er sich uns ins Herz hinein. Ein Roman — und doch ganz anders als die große Masse der Bücher, die diesen Namen tragen. Die Handlung, auf derer kunstvollen Bau Andere sorgsamste Mühe wenden, tritt zurück. Das Menschenherz selber wird zur einzigen Hauptsache. Um seine Fragen handelt es sich; Antwort auf diese Fragen sucht und gibt der Dichter.

Ein Lehrbuch ists. Aber nur dabei nicht an ein Lehrbuch denken, das Paragraphen an Paragraphen reiht! Nein, es ist ganz anders als alle anderen Lehrbücher. Es lehrt nicht selbst; es läßt das Leben lehren, — das Leben der Kinder von Hilligenlei, die zu Männern und zu Frauen heranwachsen, — und das Leben des Schönsten unter den Menschenkindern.

Ein Lehrbuch? Eine Botschaft ist es. Schon bei Jörn Uhl war das das Große, daß der Leser es merkte: dieser Dichter hat aus tiefem, reichem Gemüt der Seele des deutschen Volks Etwas zu sagen. Hilligenlei ist in noch anderem Sinn eine Botschaft. Es mündet aus in eine ganz bestimmte, fest gefaßte Kunde: in die Erzählung des Lebens des Heilandes als Grundlage deutscher Wiedergeburt.

Schon geht der Streit um diese Botschaft hoch. Der Parteikampf wird sich des Buchs bemächtigen. Wer ein Werk von dieser Art bringt, wird darauf gefaßt sein, daß Feinde ihn anfallen, auch daß Freunde in manchem Stück widersprechen. Aber Eins ist gewiß, und selbst die Feinde müssen es anerkennen: Hilligenlei beweist mit noch größerer Kraft als einst Jörn Uhl, daß Frenssen die Gabe hat, dem modernen Geschlecht im deutschen Volk auf den Grund seines Herzens zu sehen, ihm seine ureigensten Fragen von den Augen abzulesen und auf diese Fragen — die tiefsten und größten! — ernste, warme Antwort zu geben.

2

Aber geben wir zuerst dem Dichter sein Recht! Verstünde der Denker es nicht, durch die Dichtung zu reden, — wer weiß, ob die Tausende ihn hören würden!

Und damit die Bahn frei werde, will ich mir gleich vom Herzen reden, was mir an der Dichtung nicht gefällt. Es fehlt in Hilligenlei die gehaltene Ordnung, die führende Klarheit. Wieviel Unterbrechungen, Episoden, Einschaltungen! Was für ein Gewirr im Anfang, bis der Leser festen Boden unter die Füße bekommt! Das Einzelne breitet sich auf Kosten des Ganzen aus. Der künstlerischen Wirkung tut das entschieden Abbruch; Formlosigkeit des tragenden Gefüges ist immer vom Uebel. Ein anderer Umstand berührt gerade den von Jörn Uhl Herkommenden zuweilen peinlich: die Sprache, die Gestaltung zeigt eine ganz bestimmte Manier. Die gleiche Art, zu fragen und zu antworten, die gleiche Methode, den Fortschritt der Erzählung zu bezeichnen, die gleichen Uebergangsformeln — und vor allem die gleichen Eigenschaftsworte! Frenssen liebt solche Worte wie: blank (die blanken Augen!), gut, lieb (du lieber Mensch!), stark, klug, heiß, und er wiederholt sie darum allzuhäufig.

Das sind nicht ganz geringe Mängel. Aber darum ist doch dies Buch von kraftvoller dichterischer Schönheit. Wen packt nicht die Schilderung des Novembersturms, der dem deutschen Torpedoboot und seinem wackeren Führer den Untergang bringt? Wer empfindet nicht die wunderbare Zartheit, Lieblichkeit und Glut solcher Liebesszenen wie die zwischen Kai Jans und Heinke Boje? Wer freut sich nicht solch prächtiger

Sagen aus grauer Vorzeit, wie die von Wieben Peters eine ist? Und es sind wirklich nicht bloß einzelne Partieen, in denen der Zauber der Dichtung den Leser mit wundersamer Gewalt anfaßt, — es klingt überall durch die Zeilen wie Gesang und Saitenspiel. Und überall offenbart sich eine wunderbar feine, tiefe Empfindung. Unter der Schönheit aber hat die Wahrheit nicht gelitten. Auch der Dichter muß ja hellängig sein, ists doch seine Aufgabe, die Menschen zu verstehen. Die Menschen von Hilligenlei dort droben am schleswigschen Strand haben Leben im Herzen. Von Einzelheiten zunächst ganz abgesehen: sind das nicht Gestalten von Fleisch und Blut, dieser alte Thoms Jans, der starke Pe Ontjes Lau und der famose Tjark Dusenschön? Und die beiden Boje-Mädchen? Wenn der moderne Roman oft so tut, als ließe sich Wahrheit nur im Gewand hausbackener Nüchternheit vortragen, so danken wir es Frenssen, daß er mit diesem Vorurteil aufräumt. Hilligenlei vereinigt beides: Wahrheit und Dichtung.

3

Aber hier erheben sich ernste Fragen. Man kann der Wahrheit wohl auch allzu nachdrücklich huldigen. Man kann sie allzu rücksichtslos klar legen, auch wo sie häßlich wirken muß.

Schon im Jörn Uhl standen einzelne Szenen, welche empfindliche Gemüter als indezent brandmarken zu müssen glaubten. In Hilligenlei finden die noch mehr Stoff für ihr Räsonnement. Schon fällt die Meute über Frenssen her; schon hat der Reichsbote das Stichwort ausgegeben: Schlimmer als Zola! Wir werden sicher hören, wie diese Parole in den sich mit Exklusivität so nennenden christlichen Kreisen abgehetzt werden wird. Nun, der Reichsbote als Beurteiler literarischer Kunstwerke macht wohl auch bei seinen theologischen Freunden eine sonderbare Figur, und sein maßloses Herunterreißen ist ja nichts als tendenziöse Parteimache. Aber ich will rund heraus sagen, daß auch für mich Frenssen in Hilligenlei die geschlechtlichen Dinge in einer Art besprochen hat, die mir Bedenken erregt.

Selbstverständlich rechte ich nicht über Einzelnes. Ob die Szene, durch welche Thoms Jans von seiner Sorge vor einem männlichen Sprößling geheilt wird, geschmackvoll erzählt ist, will ich nicht erörtern. Anderes ist viel wichtiger. Hilligenlei gibt mit bewußter Absicht eine Apologie der gesunden Sinnlichkeit. Der Prüde mag über dies Wort und über seine Verteidiger die Nase rümpfen; der gerade, ehrliche Mensch wird es nicht tun. Aber die Art, wie diese gesunde Sinnlichkeit verteidigt wird, beanstande ich. In den Gesprächen der Mädchengesellschaft über das Thema Heiraten ist sicher viel Richtiges — von der Frage abgesehen, ob eine Mädchengesellschaft, auch von Hilligenleier Mädchen, wirklich solches Gespräch in solcher Weise führen würde. Sachlich ist viel Richtiges darin. Das weiß Jeder, der von Luther gelernt hat. Aber die andere Seite der Sache kommt nicht zu ihrem Recht. „Lieber unglücklich verheiratet, als gar nicht!“ „Ledig bleiben? Dann lieber tot.“ Das sind starke Worte. Und manche Tat, die mit solcher Anschauung zusammenhängt, ist noch stärker. Anna Boje mit ihrem verheirateten Freund vom Heckenweg: „Sieben Wochen dauerte die Herrlichkeit; sieben heilige, nein: unheilige, nein: heilige Wochen.“ Die Mädchen von Hilligenlei und der junge Bankbeamte aus Berlin. . . . . Es ist ja nicht bloß dies, daß Frenssen die heikle und zarte Sache gerade in einem Roman anfaßt, obwohl er damit natürlich den Leserkreis dieses Romans auf sehr reife und ganz ernste Leute einschränkt. Das schadet ja nichts; denn das Buch ist auch sonst bloß für reife und ernste Leute. Nein, er weiß mir gar zu viel von dieser gesunden Sinnlichkeit und ihrer Not zu reden und daneben zu wenig von ernster Selbstzucht, von kraftvoller Selbstbeherrschung, von starker Herzensreinheit und zarter feiner Mädchenzurückhaltung. Wir, die wir nicht prüde den Problemen des Menschendaseins aus dem Wege gehen, sondern ihnen ins Auge sehen, wir dürfen doch — um der Wahrheit willen und um der Sache willen — dem Dichter, der hier mit manchem guten Recht zum Ankläger gegen falsche Sitte und Brauch wird, die

Frage vorlegen, ob er seine Sache nicht noch besser geführt hätte, wenn er sie minder einseitig geführt hätte?

4

Die letzte Erörterung griff schon über in das Gebiet der Gedanken des Romans. Auf diesen seinen Gedanken ruht die eigentliche Bedeutung von Hilligenlei.

Natürlich sind die Gedanken eng mit der Fabel des Buchs verwoben. Das Werden einer ganzen Gruppe junger Menschen aus der kleinen Stadt Hilligenlei an der Westküste von Schleswig beschäftigt den Dichter. Aus ihnen hebt sich Kai Jans heraus, eines einfachen Arbeiters Sohn. Merkwürdige Gedanken hat er schon als Kind; oft fragt er die Mutter, ob es wirklich wahr wäre, daß es schlechte Menschen gäbe. Er grübelt: Es soll Heilige geben; die Menschen sollen alle heilig sein. Er sucht heiliges Land. Ist Hilligenlei heiliges Land — wie der Name besagt? Nein, es ist nicht heilig Land. Ein Narrenhaus ists. So muß er es anderswo suchen — in der weiten, weiten Welt. Er geht in die Welt, er befährt unter Not und Gefahr die wogenden Meere. Heilig Land findet er nicht. In schwerem Seesturm büßt er die Kraft seiner Hand ein; nun studiert er Theologie. Dann wird er eine Zeitlang Prediger in der Nachbarschaft des Heimatorts; und wieder läßt er den Beruf, weil er nicht einmal zu einem Dorfpastor das Zeug habe:

In stiller Dorfeinsamkeit, unter vielen klugen und ernsten Büchern, in dem ernsten Amt, das ihn mitten ins Auf und Ab des Menschendaseins stellte, ging er, unter mühseligem, innerem Kampf, ins Mannesalter hinüber. Von Kind an mit dem Sinn für das Natürliche, Schlichte, Wahre begabt, mit Adams Augen, und darum verwundert stehend in einer verschrobenen Welt, nun immer mehr mit dem Ernst des Mannes auf die Dinge sehend, erschien ihm Alles, was er um sich sah, furchtbarer und unerträglicher. Der wirre Weg des einzelnen Menschen, die Kleinlichkeiten und Verlogenheiten der menschlichen Gesellschaft, die mühselige Existenz des Staates, der hölzerne, stumpfe Glaube der Kirchen, der langsame und blutige Weg der Menschheit: das Alles stand mit dumpfen Augen vor ihm, und wenn er es ansprach, hatte es weder Rede noch Antwort.

Er geht nach Berlin, um mit freien, forschenden Augen den Zustand des Volkes kennen zu lernen. Heilig Land findet er auch dort nicht, auch nicht bei der Arbeiterschaft, der sein Herz entgegenschlägt. Tiefgedrückt kehrt er heim; und daheim ist ihm inzwischen die verloren gegangen, die seine Seele liebte. Aber Heinke Boje, die nun einem Anderen geworden ist, reicht ihm doch die helfende Hand. Sie weist ihn auf die große Aufgabe, das Leben des Heilands zu schreiben, so wie ers im Herzen trägt. Er schreibts, freilich mit blutendem Herzen; — aber wie könnte man das Leben des Heilands lachend erzählen? Und als ers geschrieben und Heinke Boje geschenkt hat, geht er in die Ferne. Als kranker Mann kehrt er zurück, nur um zu sterben. Heilig Land hat er gesucht; hat ers gefunden? Ja, das Leben des Heilands ist heilig Land!

Nicht die Art, wie Aeußeres und Inneres, Lebensgang und Lebensgedanke, verwoben ist, beansprucht besondere Hervorhebung. Daran kann man sogar viel aussetzen; es macht allzusehr den Eindruck des zum bestimmten Zweck Konstruierten. Aber der Gedanke, der das Ganze durchleuchtet, — der Gedanke in dieser schlicht-einfachen, offen-wahren und heilig-ernsten Durchführung übt Gewalt über den Leser. Wer hilft unserm Volk? Wer zeigt ihm Heilig Land? Wer führts heraus aus Unwahrheit und Unklarheit zu Wahrheit und Klarheit? Wir sehnen uns, wie Kai Jans sich sehnt! Geben wir auch die Antwort, die Kai Jans gibt?

5

„Das Leben des Heilands, nach deutschen Forschungen dargestellt: die Grundlage deutscher Wiedergeburt“ — so gibt Frenssen selber den Titel seiner Antwort. In einem Nachwort berichtet er, daß dies Leben des Heilands nach langjährigen Studien, mit gewissenhafter Benützung der Ergebnisse der gesamten wissenschaftlichen Forschung über diesen Gegenstand, zustande gekommen sei. Er nennt dann alle modern-theologischen Schriften zur Sache und empfiehlt etliche besonders.

Ich gestehe, daß mich dies Nachwort befremdet hat. Zwar

ist es ganz falsch, Frenssen mit der Frankfurter Zeitung deswegen der Menschenfurcht anzuklagen, als habe er damit bezeugen wollen, daß er mit seinem Christusbild auf dem Boden der wissenschaftlichen Theologie unsrer Tage geblieben sei. Viel eher hat er sagen wollen: diese meine Auffassung ist nicht mein Privateinfall, sondern das Ergebnis deutscher Forschung. Aber daß er solches Nachwort hinzufügt, das läßt ihn allzu sehr als Pädagogen erscheinen, zu wenig als Dichter. Und das tut mir leid, gerade auch am Ende von Hilligenlei. -

Aber wichtiger ist mir ein Anderes. Hat er denn das Leben des Heilands wirklich nach diesen Forschungen erzählt? Er berichtet doch gar nicht geschichtlich; er gibt seinem Bild die Farben der modernen Zeit. Orthodoxe, Liberale, Klerikale — das sind die Nebenfiguren des Bildes. Kirche, Kirchenlaufen, kirchliche Gebräuche, Sonntagsknechtschaft, Rosenkränze und Messen, Sakramente und Wallfahrten werden von diesem Heiland bekämpft. Es ist, als lebte er in unserer Zeit. Nicht überall; denn daneben wird betont: Er war in seinem Denken ein Kind seiner Zeit. Aber trotzdem mutet das Bild des Heilands zuweilen modern an. So aber darf es der Dichter wohl erzählen; doch die Berufung auf die Wissenschaft stimmt nicht dazu.

Aber nun beiseite mit diesen kleinen Erwägungen! Hinein in das Heilandsleben selbst! Wie stellen wir uns dazu?

Nicht wie jene wundervollen theologischen Kritiker, die bei einem Frenssenschen Roman den Gedanken daran nicht loswerden können, daß der Autor Pastor a. D. und Dr. theol. ist, und die nun die Bekenntnisschriften herzubringen und zu dem Urteil kommen: Gewogen, gewogen, und zu leicht gefunden! — und die es im Herzen schier zu bedauern scheinen, daß er nicht noch im Dienst ist, denn nun hätten sie eine gute Handhabe, um ihm den Prozeß zu machen und der Welt zu zeigen, daß in der Kirche reine Lehre ist. Vielleicht wird man wirklich versuchen, ihm den Pastortitel streitig zu machen. Daß ein paar Heißsporne es fordern, halte ich garnicht für ausgeschlossen!

Nein, so nicht! Uns gilt nicht der Pastor a. D. Frenssen — wir hören den Dichter, den Menschen. Es ist eine der allerabscheulichsten Unarten theologischer Kritik, die schon am Jörn Uhl sich in Riesengröße gezeigt hat, daß sie bei dem Pastor a. D. unerträglich findet, was sie bei jedem anderen Schriftsteller dankend begrüßt hätte. Der „Laie" wird gefeiert, wenn er eben ein bischen Religion zeigt; der Theologe Frenssen wird verunglimpft, wenn er kräftiges Christentum verkündigt, nur eben ein Christentum, das nicht ins Schema paßt. Aber das liegt uns fern. Frenssen weist der Welt, der großen, weiten Welt, die seinen Roman lesen wird, heiliges Land. Er weist ihr den Heiland, die große, herrliche Jesusgestalt. Und zugleich das, was dieser Schönste unter den Menschenkindern uns gebracht, aus seiner wunderbar schönen Menschenseele heraus: den Glauben an die Güte und Nähe der unerkannten ewigen Macht, und aus demselben Glauben, aufschießend wie aus guter Erde schwere schöne Frucht, den Glauben an schwere schöne Aufgaben der Menschheit und an ihr wunderbar hohes Ziel, dem Reiche Gottes zu! Er verkündet diesen Glauben zahllosen Gleichgiltigen, Fernen, Zagenden, Zweifelnden. Auch mancher Spötter wird seine Botschaft lesen — und ich glaube, er wird nicht spotten. Der Dichter ist kein Prediger auf der Kanzel, um den die Kirchentreuen sich scharen. Wollen wir denn die Augen gegen die Tatsache verschließen, daß unter seinen Lesern Zahllose sein werden, die aus seinem Wort schier etwas ganz Neues heraushören? Ich habe seinerzeit einmal über Jörn Uhl debattiert in einem Kreis, der wohl litterarisch- aber gar nicht kirchlich interessiert war. Was brachte man vor als schwerstes Geschütz gegen dies Werk? — „In dem Buche läuten ja Kirchenglocken!" Als ich das hörte, schämte ich mich, daß nun Freunde der Kirche über den Mann herfielen, der den Kirchenfernen und Kirchenfremden Kirchenglocken ins Ohr läuten ließ! Bei Hilligenlei wird sich das gleiche Schauspiel wiederholen. Aber daran will ich unschuldig sein.

Allerdings, das kann ich nicht unausgesprochen lassen: ganz befriedigt hat auch mich dies Leben des Heilandes nicht.

Ich lasse meine Theologie beiseit, soweit ichs vermag; aber mir will einfach nicht Alles in den Sinn, was Frenssen sagt, will es nicht so in den Sinn, wie er es sagt. Manches Heilandswort, das ich unendlich tief und fein finde, hat er anders gefaßt; in seiner Fassung ist Schwung, aber es ist leichtere Ware geworden. Auch bei Frenssen glänzen des Heilands Worte von Klarheit und Güte, und es ist begreiflich, wenn er erzählt: „Viele sahen mit glücklichen Augen auf ihn, ganz hingerissen von seiner Gottinnigkeit, Güte und Wahrhaftigkeit." Aber Jesu Worte haben hier nicht den tiefen, schweren Inhalt, wie in den Evangelien; in seinem Auge ruht nicht der heilige, überwältigende Ernst, den die evangelische Christusgestalt hat, nicht die aus Sündenmacht und Elend kraftvoll emporhebende Gnade. Allzu sehr wird der Heiland zum Polemiker, dem die Befreiung von knechtendem Gebot für sich schon Erlösung bedeutet; zu wenig tritt er mir als der entgegen, der eine heilige Sinnesänderung, eine ernste Selbstverleugnung predigt. Er schreitet mir zu leicht über die Erde hin, und die Menschen nimmt er mir zu selbstverständlich als gut und rein. Und dann: der Abschluß des Ganzen, der doch den Höhepunkt bilden sollte, kann mich nicht packen. Alle Differenzen im Einzelnen lasse ich fort, ich sage nur, daß ich mir das Werden der ersten Gemeinde unmöglich so denken kann. Aber warum schließt Frenssen so polemisch? Die sechs Sätze, die Jesu Menschheit beweisen, bedeuten einen Kampf gegen andere Lehre, aber sie haben keine innerlich zwingende Macht. Sie vollenden den Eindruck, den ich bei der Lesung des Ganzen hatte: aus diesem Heilandsbild redet mir zu wenig der starke Gott in seiner gewaltigen, persönlichen Wirklichkeit.

Ich sage das Alles, weil es mir starkes Bedürfnis ist, gerade auch gegenüber diesem Heilandsbild meine Fragen zum Ausdruck zu bringen. In welchem Sinn ich das tue, das geht aus dem oben Gesagten zur Genüge hervor.

6

Was ist uns Hilligenlei? Eine feine starke Dichtung. Und mehr als das. Schon im Jörn Uhl trat Frenssen auf als Einer, der unserer Zeit Etwas zu sagen hat. Vollends noch in Hilligenlei! Es bleibt dabei: er sieht den Menschen unserer Zeit ins Herz, er liest ihnen ihre ureigensten Fragen von den Augen, er gibt auf diese Fragen warme, ernste, hohe Antwort. Mancher möchte die Antwort ein wenig anders fassen. Aber wie herrlich wärs, wenn das Geschlecht unserer Tage in seiner Weite und Breite diese Antwort hörte und ins Herz aufnähme! Und — sagen wirs uns ehrlich! — wie herrlich wärs, wenn auch uns, die wir die Antwort schon wissen oder gar über ihre Fassung mit Frenssen rechten zu dürfen glauben, — wenn auch uns seine Antwort das Herz aufs neue warm machte, daß dieses unser Herz endlich, endlich Heiliges Land würde! Martin Schian

---

In Sachen der evangelischen Deutschen im russischen Polen

Der Briefwechsel in Nr. 42 und 47 findet für uns seinen vorläufigen Abschluß in folgendem Antwortschreiben unsers Posener Freundes:

. . . . . ., 14. November 1905

Herrn Konsistorialrat . . . . . Hochwürden

. . . . . , Russisch-Polen

Den von Ihnen, d. h. der evangelischen Pastorenschaft Russisch-Polens, bestrittenen charitativen Charakter der Arbeit des Ostrowoer Hilfskomitees wird die in Kürze erfolgende öffentliche Rechnungslegung am besten erweisen. Aber bloße Mildtätigkeit wäre ein Tropfen auf den heißen Stein; von Anfang an verfolgte die Arbeit den zweiten Zweck „sie nicht nur augenblicklich zu unterstützen, sondern auch darauf Bedacht zu nehmen, daß sie ihrem sehnlichsten Wunsche gemäß zu uns in das Land

ihrer Väter zurückkehren können."*) Durch die Hilfeleistung an den zuerst Herübergekommenen sind uns erst die Augen geöffnet worden für die furchtbare Not der evangelischen Deutschen drüben, und ist in uns der Entschluß gereift, zu retten, was zu retten ist.

Ihnen ist das fürchterlich, und Sie kämpfen dagegen; denn Ihnen droht ein neues Auseinandergehen Ihrer Gemeinden wie 1863/64;**) aber Sie verdienen kein besseres Schicksal; Sie haben zu meinem Vorwurf, daß Sie, in Dorpat deutsch erzogene Theologen, mit Frau und Kind polnisch sprechen, deutsche Kinder zur polnischen Konfirmation zwingen, stillschweigen müssen, und mit solchen Renegaten kein Erbarmen!

Sie glauben nicht an den von mir vorausgesagten Zusammenbruch Rußlands? Sie, die Sie selbst daran arbeiten? Können Sie noch leugnen, was in allen deutschen Zeitungen zu lesen war, daß Sonntag, den 5. November, die revolutionäre Polenfeier vor dem Mickiewicz-Denkmal und der darauf folgende Umzug Tausender durch die Straßen Warschaus mit dem polnischen Adler und der polnischen Fahne unter dem Vorantritt der katholischen und der evangelischen Geistlichen stattgefunden hat? Also Bursche, Machleid, Loth, Rondthaler arbeiten mit an der Aufrichtung des Polenreiches, und diesen Leuten soll man die evangelischen Deutschen noch belassen?

Wenn einfache, ungebildete Glieder Ihrer Gemeinden durch die Macht der Verhältnisse zu Polen werden — mit solchen Renegaten haben wir Erbarmen. Wir haben selbst teils von Haus aus polnische, teils in früherer Zeit polonisierte Evangelische; ich selbst predige allsonntäglich deutsch und polnisch, weiß also recht gut, daß Polnisch und Katholisch nicht immer zusammen gehört; ich weiß aber diese meine Hirtenpflicht mit kerndeutscher Gesinnung zu vereinigen; aber als Deutscher mit Frau und Kind polnisch sprechen, mich an polnisch-revolutionären Umzügen beteiligen — Verachtung solchen Renegaten!

Wenn von der katholischen Geistlichkeit in den Ostmarken dasselbe gesagt werden könnte wie von Ihnen, so meinen Sie, ich würde das anerkennenswert finden? Nun! Freuen würde ich mich über den uns günstigen Erfolg ihrer Tätigkeit, die diese Tätigkeit ausübenden Personen aber ebenso beurteilen wie ein Feldherr im Kriege die Spione und Ueberläufer.

Die Nationalität ist ein sittliches Gut, dessen sich zu entäußern eine um so größere Sünde ist, je höher die Bildung ist, die man ihm verdankt. Das Volkstum steht zu dem Einzelnen im elterlichen Verhältnis und fordert von ihm die Pflichten des vierten Gebotes. Wenn ein Mann wie der Nationalökonom v. Miaskowski seine ganze Bildung und Wissenschaft deutschem Studium verdankt, so ist das deutsche Volkstum zu ihm in ein pflegeelterliches Verhältnis getreten; verdanken Sie etwa dem Polentum Aehnliches? Wir verlangen von Ihnen nicht, daß Sie Polen germanisieren, noch, daß Sie sich von den polnischen Evangelischen abwenden, wohl aber, daß Sie Ihren deutschen Gemeindegliedern das sittliche Gut ihres Volkstums erhalten und pflegen.

Aber Sie sehen sich als Pioniere der Evangelisation der Slavenwelt an. Welch erhebender Gedanke! Um dieser blendenden Zukunftsaussicht willen könnte man Ihnen ja alle Ihre nationalen Sünden vergeben! Wie sieht es damit in der Wirklichkeit aus? Haben Sie auch nur das Geringste auf dem Gebiet dieser Evangelisation gearbeitet? Doch Sie könnten sagen, die Zeit dazu sei noch nicht gekommen. Aber haben Sie auf den letzten 25 Synoden Ihrer Kirche in Russisch-Polen auch nur ein einziges Mal über diese Evangelisation verhandelt? Nein; also schützen Sie Ihre Pionierstellung lediglich vor.

Der Posener Generalsuperintendent plant jetzt die Gründung einer Konfirmandenanstalt für — Konfirmierte und zwar für Konfirmierte aus den russischen Rückwandererfamilien, von denen viele nicht wissen, was Weihnachten und Ostern ist, von denen viele bei Ihnen konfirmiert worden sind, ohne auch nur eine Stunde Konfirmanden-Unterricht gehabt zu haben. Sie scheinen also an die Wirkung Ihrer Amtshandlung ex opere operato zu glauben, und Sie wollen die Slavenwelt evangelisieren?

Die Evangelisation der Slavenwelt muß aus dieser heraus geboren werden; wir können sie nicht machen. Noch nie hat ein Volk von einem feindlichen das Evangelium angenommen, höchstens von einem neutralen. Darum verbreitete sich in Polen in der Reformationszeit Luthers Lehre unter den dortigen Deutschen, unter den Polen dagegen Calvins, Socins und die der böhmischen Brüder. Darum sind unsere Vorfahren nicht von den Römern christianisiert worden, trotz jahrhundertelanger Berührung mit ihnen, sondern erst von Großbritannien aus. Darum gehörte es zur Erfüllung der Zeit und zur Ermöglichung des Christentums als der Weltreligion, daß im römischen Reiche die Nationalitäten einem Auflösungsprozeß verfallen waren; sonst hätte der Jude Paulus nie die Griechen bekehrt.

Die Evangelisation der Slavenwelt durch Deutsche ist ein Traumbild, und um dessentwillen sollten wir 400 000 Deutsche erst polnisch und dann — katholisch werden lassen? Denn daß Letzteres die Folge des Ersteren ist, bestreiten Sie ja selbst nicht, behaupten nur, daß Ihnen „bei weitem nicht mehr so viele" Evangelische verloren gehen wie früher. Nun, in Warschau kommt es vor, daß Kinder polonisierter Evangelischer — nicht etwa aus Mischehen — katholisch getauft werden, weil die Eltern sagen: „unsere Kinder sollen ganze und rechte Polen sein, und dazu gehört nun einmal der Katholizismus." Ich gebe Ihnen Ihre Frage zurück: Wo bleibt da Ihr protestantisches Gewissen?

Sie sehen, „die den Tatsachen entsprechenden Informationen" stehen mir mehr zu Gebote, wie Ihnen lieb ist, und von dem „schweren dornenvollen Amt eines evangelischen Geistlichen unter fanatischen nationalen Gegensätzen" dürften wir in der Provinz Posen wohl auch eine Ahnung haben. Der Unterschied ist aber der: Wir bleiben Deutsche, ob wir uns auch an den Dornen stechen; Sie wollen sich lieber zwischen den Dornen durchwinden und werden darum zu Polen. Sie müssen wir aufgeben; aber die durch Sie erst national und danach konfessionell gefährdeten evangelischen Deutschen wollen wir retten. Damit nehme ich von Ihnen Abschied.

. . . . . ., Pastor

* * *

Der Herausgeber verweist zum Schluß auf das Nachwort, das er in Nr. 42 der ersten Veröffentlichung in dieser Sache hat folgen lassen. Die Briefe und Dokumente, die wir veröffentlichten, versetzen uns lebhaft in die tiefe Erregung des Völker- und Kirchenkampfes an unsrer Ostgrenze. Stiller und tiefer, als die Ereignisse, von denen der Draht durch jedes kleine Tageblatt redet, vollziehen sich dort Wandlungen und werden dort Sorgen und Hoffnungen ausgelöst, die den aufmerksamen Beobachter mit unruhiger Spannung erfüllen. Die richtige Parteinahme ist für den nicht leicht, der zugleich kirchlich und national empfindet. Es kreuzen sich die Pflichten wie die Wünsche. Im Dunkel der halbasiatischen Wirrnis sind nicht einmal die Tatsachen klar zu erkennen. Wie kompliziert liegt die Frage, ob es im nationalen und ob es im evangelisch-kirchlichen Interesse richtig ist, unsre evangelischen Deutschen im slavischen Ausland aus ihren jetzigen Heimstätten herauszuziehn und zur Uebersiedelung nach Posen zu veranlassen! Ich bekenne, daß ich geneigt bin, die Frage zu verneinen. Wie zweischneidig die dahin gehende Agitation in Galizien wirkt, wissen die der Gustav Adolf-Sache Kundigen. Vgl. Allgemeines Kirchenblatt für das evangelische Deutschland 1905, 18, 526. Wir werden gern zur Klärung und Wegweisung unsern Beitrag leisten, wenn wir selbst klarer sehn. Wer dazu helfen kann, tue das Seine, uns zu unterrichten. Auch was zu dem vorstehenden Briefwechsel an tatsächlichen Erläuterungen oder Berichtigungen uns noch zugeht, werden wir gern veröffentlichen, nur der Briefwechsel selbst muß mit dem Heutigen sein Ende haben. R

*) Worte des Aufrufs in Nr. 35 der Christlichen Welt.

**) Daß in Wolhynien Güter parzelliert wurden, war doch nur die äußere Veranlassung, warum sich die — wanderlustigen? ach nein, seßhafte Bauern sind nicht so wanderlustig! — Deutsch-Evangelischen Polens gerade dorthin wandten; der innere Grund war der, daß ihnen der durch das Feuer des Aufstandes neu geschürte polnische Fanatismus das Leben in Polen unerträglich machte.

Der evangelische Geistliche in der deutschen Vergangenheit

Auf das Erscheinen dieser kulturgeschichtlichen Monographie von Professor Drews in Gießen (145 S. mit 110 Abbildungen und Beilagen, Jena, Diederichs 1905, 4 Mk., Liebhaberausgabe 8 Mk.) hat bereits der Herausgeber in Nr. 38 aufmerksam gemacht, um Vielen einen Dienst zu erweisen. Dabei hat er gewiß nicht an die Pfarrer allein gedacht; denn das Buch wird auch andere Gebildete anziehen und fesseln, alle die, welche von der Bedeutung des Pfarrerstandes nicht nur für Christentum und Kirche, sondern auch für die ganze Kultur eine Vorstellung haben. Die bloße blasse Vorstellung in wirkliche Anschauung zu verwandeln, dazu ist das Werk von Drews vorzüglich geeignet. Anschauung würde es bewirken auch ohne die Bilder, durch seine anschauliche Darstellung. Allerdings werden Vielen gerade die Bilder — „nach Originalen, größtenteils aus dem 15. bis 18. Jahrhundert" — sehr willkommen sein, und sie helfen ja mit, in die Stimmungen vergangener Zeiten zu versetzen. Aber der Lektüre sind sie nicht immer förderlich, da sie, vom Verlag ausgewählt, zu deren Text oft nur im äußerlichsten Verhältnis stehen, bisweilen von ihm ablenken.

Jedenfalls hat der Verfasser mehr bezweckt als die Mitteilung einer großen Reihe merkwürdiger oder auch charakteristischer Einzelheiten. Auf Zusammenhang, Entwicklung, Hervorhebung großer Gesichtspunkte kam es ihm an. Und da begnügt er sich nicht damit, zu zeigen, wie die hauptsächlichsten Bewegungen des geistigen und speziell des religiös sittlichen Lebens teils in der Geschichte des Pfarrerstandes sich spiegeln, teils auf seine Entwicklung Einfluß ausüben, fördernd und hemmend, sondern auch die äußeren Ereignisse und Verhältnisse werden sorgfältig beachtet und ihre Einwirkung wird gezeigt. Der 30jährige Krieg wird zum Anlaß, das Einteilungsprinzip zu verlassen und eine besondere Periode von der der Orthodoxie und des Pietismus abzugrenzen. Die Wichtigkeit der wirtschaftlichen Lage tritt hervor; wir sehen, wie sehr die Unsicherheit der äußeren Verhältnisse auf den ganzen Stand einwirkt, sein Kulturniveau herabdrückt, wie dadurch Viele zu Kriechern oder Bedienten herabsinken, starke Seelen aber noch stärker werden. Als recht erheblich zeigt sich der Einfluß der Examenpraxis, und helles Licht fällt auf die Schäden des Besetzungsverfahrens. Einzelne fromme Patrone und „Lehnfrauen" in allen Ehren — aber was für Einbuße hat durch deren Patronat im Ganzen der Pfarrerstand an Selbstachtung, an Volkstümlichkeit und vor allem an Wirkungskraft erlitten! Wann wird endlich der Patronat fallen? — eine Frage, die der Verfasser hier nicht aufwirft, weil er nur die Vergangenheit schildert, deren sich aber ein im heutigen kirchlichen Leben bewanderter Leser nicht entschlagen kann. Jedenfalls läßt schon dies Stück Vergangenheit ein gut Teil gegenwärtiger Mängel verstehen. Auch andere Krankheitserscheinungen und ihre Erreger werden nicht verschwiegen; aber darum ist das Gesamtbild nicht grau in grau gemalt, die Lichtseiten kommen zu ihrem Recht, Persönlichkeiten edelster Art, christliche Männer vom Scheitel bis zur Sohle, rechte Vordermänner, Führer und Vorbilder der Gemeinden ziehen die Blicke auf sich, und zu Zeiten hebt sich der Stand in einem ganzen Kirchengebiet heraus aus Verrohung oder Verfall. Die beste Note bekommt Württemberg. Unberücksichtigt ist der Niederrhein geblieben, und doch wären hier brauchbare Beobachtungen zu machen; größer als in den meisten anderen Kirchengebieten ist hier der Einfluß der Pfarrer gewesen und geblieben, weil hier eigentliches Gemeindeleben erwachsen ist und der Patronat entweder ganz fehlte oder doch stark zurücktrat. Bei der Charakterisierung des Pfarrers der Aufklärungszeit will die Tatsache seiner Volkstümlichkeit und daß er von Seiten der Gemeinden ein Vertrauen genoß, wie es seine Vorfahren schwerlich je besessen hatten, sich nicht reimen mit dem unmittelbar darauf vom Verfasser konstatierten immer schwereren Leiden unter allgemeiner Geringschätzung. Eine Beschränkung dieses zweiten Urteils, wohl auf die Städte, scheint hier ausgefallen zu sein. Denn es ist im Uebrigen das Urteil immer sorgfältig vorbereitet und wohl begründet, daß wir bei genauerer Erwägung in der Regel auch da zustimmen, wo uns zunächst ein strengerer Spruch gefordert zu sein schien. Schulmeisterlich verfährt der Verfasser nie; wer aber mit dem Gegenstand etwas näher bekannt ist, der weiß, welche Arbeit in seiner Darstellung steckt.

Die dankbare Aufnahme, die seine schöne Gabe sicherlich finden wird, möge ihn veranlassen, die Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts zu überschreiten und bis zum Jahre 48 — denn weiter hinaus wird es noch nicht möglich sein — die Geschichte des deutsch-evangelischen Pfarrers, wo es auch sein mag, fortzusetzen. Was sie uns lehrt, hat er bereits in der Monatsschrift für die kirchliche Praxis (1905, 1. Heft) vortrefflich formuliert.

Eduard Simons

Für den Weihnachtstisch

1

Schillerpredigten von Julius Burggraf, Pastor an der Ansgariikirche in Bremen. Jena, Hermann Costenoble 1905. 406 S. 4, gebunden 5 Mk.

Die Anzeige dieses Werkes, die wir unsern Lesern heute vorlegen wollten, ist so ausführlich, daß wir sie erst über acht Tage veröffentlichen können. So sei heute nur ein kurzes Vorwort zu ihr gestattet. Der Gesichtspunkt, von dem aus die Christliche Welt dem Unternehmen Burggrafs ihr Interesse gewidmet hat, ist dieser. Burggraf hat der ganzen Schiller-Gedächtnisfeier des Jahres 1905 im deutschen Volke eine christentumfreundliche Wendung gegeben, die sie ohne ihn nicht gehabt haben würde. Schon die einfache Ankündigung seiner zwanzig Predigten wirkte in diesem Sinne als positive Tat überall, wo nicht die Sorge um den kirchlichen Gemeindegottesdienst sofort den Eindruck verhinderte. Das also ist möglich? fragte sich die Schillerbegeisterte, der Kirche fremd und gleichgiltig gegenüberstehende Schicht unsrer Gebildeten; man kann über Schiller predigen? und ein lebendiger Pastor tut das wirklich? sogar in seiner Kirche? Man konnte nicht anders, als daraufhin sich seinen Schiller noch einmal ansehn. Und Alles, was an Christlichem, Protestantischem, was an Religion in Schiller ist, und woran man sonst leicht vorüberging, wurde mit einem Mal beredt, gewann Gewicht und Wirkung. Was wir so vorausgesehen haben, ist uns durch die Aufnahme der beiden Predigten in Nr. 7 und 10 d. J. bestätigt worden. Und daß ungezählte Schillerreden auf diesen Ton gestimmt gewesen sind, verdanken wir Burggraf. Nun liegen die Predigten als ein Ganzes vor. Sie wollen mehr wie Einem Zweck mit Einer Tat genügen. Hierin liegt die Schwierigkeit. Da mag die Kritik einsetzen. Uns hat Alles daran gelegen, die Tat Burggrafs gegen die voreilige und vorlaute Ablehnung zu schützen, mit der gewisse kirchliche Organe glaubten ihre Frömmigkeit beweisen zu müssen. Uns war dieser Predigtzyklus Burggrafs immer das Werk eines Einzelnen, das vielleicht nur in Bremen möglich, dort vielleicht sein sonderliches Verdienst hatte, und von dem die Gesamtkirche, das ist unser Volk, unter allen Umständen Gewinn haben mußte. Und damit dürfen wir dieses Vorwort schließen. R

Mosapps schönes Buch **Charlotte von Schiller.** Ein Lebens- und Charakterbild (Stuttgart, Kielmann 1905. 272 S. Gebunden 5 Mk.) tritt erweitert und verbessert, geschmückt mit 24 Bildern, zum dritten Male auf den Büchermarkt. Es geht ein stilles Grüßen von ihm aus, ein Grüßen des edelsten deutschen Idealismus und der reifsten Frauenbildung. So möge denn, obwohl inzwischen eine kleinere Biographie von Wychgram erschienen ist, auch die dritte Auflage des älteren und erprobten Buches neue Freunde werben. Ich wünsche sie ihm ganz besonders aus den gährenden Kreisen der modernen Frauenbewegung. Stephan

Leonardo da Vinci, der Denker, Forscher und Poet. Nach den veröffentlichten Handschriften. Auswahl, Uebersetzung, Einleitung von Marie Herzfeld. Leipzig, Eugen Diederichs, im Jahre des Heils 1904. CXXXII und 279 S. 8 Mk.

Leonardo gehört zu den allseitig begabten Menschen, die in unsrer spezialistischen Zeit immer wieder die Bewunderung herausfordern und mit denen uns näher zu beschäftigen es uns um ihres Geheimnisses willen immer von neuem lockt. Es ist schwer an ihn heranzukommen, schon an den Maler, noch schwerer an den Denker, Forscher und Poeten. Für diesen das Verständnis zu erschließen, hat Marie Herzfeld sich zum Ziel ihrer hingebenden und überaus mühsamen Arbeit gesetzt. Siebenhundert Aussprüche Leonardos hat sie in folgenden Abschnitten geordnet: Ueber die Wissenschaft; von der Natur, ihren Kräften und Gesetzen; Sonne, Mond und Erde; Menschen, Tiere, Pflanzen; Philosophische Gedanken; Aphorismen, Allegorien; über Kunst; Entwürfe zu Briefen, Gutachten, Beschreibungen, Erzählungen; Allegorische Naturgeschichte (Bestiarius); Fabeln; schöne Schwänke; Prophezeiungen. Es steckt ein großer Reichtum in diesen Aphorismen. Höchst eigentümlich sind die „Prophezeiungen". Den Sprüchen ist eine ausführliche, Leonardos Wesen und Art beleuchtende „Einleitung" vorangeschickt. Gustav Krüger

Friedrich Hölderlins Gesammelte Werke. Mit Einleitung herausgegeben von Wilhelm Böhm. Jena, Eugen Diederichs 1905. 3 Bände. 9, gebunden 13,50 Mk.

Böhms Ausgabe unterscheidet sich von der durch Berthold Litzmann besorgten vornehmlich dadurch, daß sie außer einer Auswahl von Briefen — darunter drei erstmalig gedruckte an Diotima — und außer Gedichten aus der Zeit des Irrsinns auch die beiden Sophokles-Uebersetzungen bringt, die bisher schwer erreichbar waren. Dagegen enthält sich der Herausgeber jeglichen gelehrten Kommentars. Daß er den Briefen nicht einmal ein Verzeichnis mitgibt, ist schade. Um so verdienstlicher die ausführliche Einleitung, die um ihrer Selbständigkeit willen auch für den gelehrten Forscher Bedeutung hat. Sie verrät überdies nicht nur vollste Beherrschung der vorliegenden Hölderlin-Literatur, sondern zeigt auch ein von feinstem Verständnis geleitetes ernstes Streben, der problematischen Natur des Dichters nahe zu kommen. Zinkernagel

Beethovens Briefe. Eine äußerst wertvolle Gabe für alle Beethovenverehrer ist der in der Sammlung der „Bücher der Weisheit und Schönheit“ (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer. Geb. 2,50 Mk.) erschienene Band: Beethovens Briefe, in Auswahl herausgegeben von Dr. Karl Storck, die uns einen tieferen und intimeren Einblick in das Denken und Fühlen des Menschen Beethoven gewähren als alle noch so eingehenden Biographien. Der Haupteindruck, den die Briefe in ihrer Gesamtheit erwecken, ist der einer großen Tragik, wie sie das Zusammentreffen eines Herzens, das mit allen Fasern an dieser Welt hängt, und eines auf einsamer Höhe wandelnden Genius mit sich bringt. Diese Tragik trat zutage in dem Konflikte zwischen der reinen und herzlichen Liebe Beethovens zu seinen nächsten Angehörigen und der Unwürdigkeit und Undankbarkeit seiner Brüder — auch darin, daß er, „der nie ohne Liebe und meistens von ihr in hohem Grade ergriffen war,“ sein Herz nur an Frauen schenkte, die höheren Standes waren als er. Sein ganzes, nur dem Höchsten und Edelsten zugewandtes Leben war im Einzelnen ein steter Kampf gegen die kleinlichen und niedrigen Sorgen des Alltagslebens. Wir vernehmen aus den Briefen den herzzerreißenden Schmerz des Mannes, dem Gott das feinste Ohr geschenkt hatte, über die um sich greifende Taubheit, neben anderen körperlichen Leiden, die sein künstlerisches Schaffen aufzuhalten suchen. Geldnöte und Intrigen von neidischen Kunstgenossen, endlich häusliche Sorgen, wie sie aus den Briefen an Frau Nanette Streicher entgegentreten, taten das Ihre, um ihm das Leben zu verbittern. Glänzender aber hebt sich von diesem dunklen Hintergrunde das edle und reine Charakterbild Beethovens ab, der sich in seinen Briefen an Jugendfreunde als wahrer, echter Freundschaft fähig erwies, der in seinen Briefen an Erzherzöge und andere hohe Gönner bei aller damals üblichen devoten Form seinen Männerstolz bewahrte in dem Bewußtsein, ein Aequivalent aufweisen zu können, der sein Leben der Frauenliebe in ihrer edelsten Form widmete und in der rührenden Sorgfalt für die Erziehung seines unter trüben Verhältnissen aufgewachsenen Neffen Karl einen hohen Familiensinn bekundete. Dieser aus den Briefen gewonnene Einblick in den innersten Kern seines Wesens ist wertvoller als das sonst übliche Gewichtlegen auf die etwas brüske Außenseite, die Beethoven im geselligen Verkehr manchmal zur Schau trug. Westphal

Johannes Brahms als Mensch, Lehrer und Künstler. Studien und Erlebnisse. Von Professor Dr. Gustav Jenner. Marburg, Elwert 1905. 78 S. 1,20, kartoniert 1,50 Mk.

Nichts ist schwerer, als das Wesen der großen Männer zu schildern, denen wir noch nahe stehen. Biographie erfordert Distanz des Verfassers vom Helden. Und doch bedürfen wir gerade über die Helden, die unmittelbar in unser eigenes Leben hineinwirken, der schwierigsten unter den biographischen Belehrungen am dringendsten: der Anleitung, ihren Genius zu ergründen. Den besten Dienst dazu leisten uns nicht die notwendig vergeblichen Versuche, allen Schwierigkeiten zum Trotz dennoch eine Biographie großen Stils zu geben, sondern die begeisterten Schilderungen der echten Jünger, denen der Held eine Offenbarung gewesen ist. Solche persönliche Memorabilien über seinen Meister Brahms hat Gustav Jenner niedergeschrieben. Die Intimität seines Buches bringt es mit sich, daß er viel von sich redet. Aber er tut das nur, weil sein persönliches Leben der lichtempfindliche Stoff gewesen ist, in welchem das Lichtbild seines Lehrers sich abgezeichnet hat. Er kann das Abbild uns nur zugleich mit dem Stoffe überliefern, in den es sich hineingeprägt hat. Ein Menschengeist, geschweige denn ein Künstlergeist, ist jedoch alles Andre eher als eben und glattgeschliffen wie eine photographische Platte; darum spricht Jenner von sich selbst mit schonungsloser Bescheidenheit und strenger Ehrlichkeit. Niemals versäumt er, die Linie zu markieren, wo ihm unsicher wird, ob er die Anschauungen seines Lehrers oder nur seine eigene Auffassung von dessen Anschauungen wiedergibt. Diese vorsichtige Offenheit ist dem Leser eine ständige Mahnung, nicht an dem Jennerschen Bilde von Brahms zu haften, sondern sich zu Brahms selber den Weg zu bahnen und an ihn selber sich zu halten; zugleich aber erhöht sie noch den Reiz des an sich schon trefflich geschriebenen Buches. Denn was kann unser Interesse stärker reizen, als wenn vor dem Gegenstande unsrer Wißbegierde ein leichter Schleier niedergelassen und uns gesagt wird: ich kann dir, was du sehen willst, nur durch den Vorhang zeigen; aber du kannst den Vorhang durchdringen. Friedrich M Schiele

Heinrich Seidels Erzählende Schriften. Sieben Bände, je 3 Mk. Stuttgart, Cotta 1899—1900.

Zu allen Zeiten hat die Idylle Menschen geschildert, die abseits von dem Strome des unruhigen Lebens ihr Hüttchen bauen. Die Krone und das Muster aller idyllischen Dichtungen, Hermann und Dorothea, zeigt auch hier die vollendete Meisterschaft Goethes, indem sie den Sturm und die Ruhe zugleich darstellt, während die meisten Idyllen sonst, die antiken wie die Luise von Voß, nur das Glück in der Beschränkung allein zeigen. Es ist bezeichnend, daß in unsrer modernen Zeit ein Ingenieur, also ein Mann des modernsten Berufes es ist, der die idyllische Dichtung am reinsten ausgeprägt hat. Heinrich Seidels feine und liebenswürdige Art ist zu bekannt, um hier viele Worte über ihn machen zu müssen: am besten hat er sich selbst einmal charakterisiert in Versen, die er an Storm geschrieben hat:

Ward mir auch nicht Viel gegeben,
Hab ich meine kleine Art,
Die mir eigen ward, im Leben
Wie ich konnte, treu bewahrt.

Seine Werke sind jetzt in den Cottaschen Verlag übergegangen und dort in einer billigen Gesamtausgabe erschienen. Der erste Band enthält Leberecht Hühnchen. Dann kommen zwei Bände Vorstadtgeschichten, zwei Bände Heimatgeschichten, ein Band Phantasiestücke, und zum Schluß ein Band Selbstbiographie „Von Perlin nach Berlin.“ (Seidel ist Niederdeutscher, wie Voß und Hebbel, seine beiden Vorgänger in der Idylle.) Freunden einer harmlos-liebenswürdigen Lektüre sei die hübsch ausgestattete Ausgabe bestens empfohlen. M Chr

Hans Klaus. Eine Erzählung aus den Mauern einer Fürstenschule. Von Dr. M. Schenkel. 235 S. Leipzig, Jansa 1905. Kartoniert 2 Mk.

Das ist zunächst ein Buch für alte Grimmenser, aber nicht nur für diese. Ich habe meine Schulzeit auf einer preußischen Klosterschule durchlebt und bin überrascht, wie ähnlich Schulsitte und Schulunsitte hüben wie drüben ist. Man liest gern von alten Schülerzeiten, wenn von ihnen mit soviel Behagen und Humor erzählt wird. Aber diese Schulgeschichte ist nur der äußere Rahmen, in den der greise Verfasser eigene reiche Lebenserinnerung und Lebenserfahrung hineinlegt. Er verleugnet dabei nie sich selbst, den charaktervollen Pastor emeritus und Vorkämpfer des Luthertums. In Hans Klaus schildert er das Reifen des Glaubens in einem Jünglingsherzen, überall mit persönlichen Erfahrungen durchsetzt. Man findet also in dem Buche viel mehr, als der Titel vermuten läßt. Otto Baltzer

Unter den langen Dächern. Von Fritz Philippi. Heilbronn, Eugen Salzer 1905. 247 S. 3, gebunden 4 Mk.

Zwölf Erzählungen aus dem Westerwald, die ich mit einem Entzücken gelesen habe, wie es nur der empfindet, der das Land und seine Bewohner liebt und mit ihnen lebt und leidet. Das Buch sollte jede Pfarrfrau ihrem Eheherrn schenken, es wird ihn seines Berufes aufs Neue froh werden lassen. Es ist ein echter Dichter, der so eindrucksvoll schreibt, ein aufrichtiger Mann und ein religiöser Mensch; deshalb ist er es wert, daß wir auf seine Stimme hören unter den tausend Stimmen, die nach unserm Ohr verlangen.
Helene Christaller

Meine Waldhäuser. Bilder aus einem Dorfe. Von Helene Christaller. Heilbronn, Salzer 1906. 147 S. 2, geb. 3 Mk.

Auch wer einzelne dieser Leute von Waldhausen schon aus der Christlichen Welt und aus der Hilfe kennt, wird erstaunt sein, wie ganz anders er sie hier in einheitlichem Rahmen und auf gemeinsamem Naturboden verstehen und lieben lernt. Für Jeden, der mit dem Leben eines schwäbischen Dorfs einigermaßen vertraut ist, sind alle diese Gestalten mitten aus der Wirklichkeit herausgegriffen, aber in das Sonnenlicht wahrhaft frommer Weltanschauung gehoben und mit den Farben echter Dichtung gemalt. Dieses Büchlein kann alten und jungen Pfarrern ein Stück Pastoraltheologie ersetzen und darf in keiner Volksbibliothek fehlen. Gustav Gerok

Wildlinge. Von Peter Rosegger. Leipzig, Staackmann 1906. 411 S. 4, gebunden 5 Mk.

Diese 32 Geschichten des „Waldbauernbuben“, der sich selber zu den Wildlingen gerechnet sehen möchte, stehen fast durchweg auf der alten Höhe des liebenswürdigen Dichters, der die Natur der Alpen so prächtig zu fassen und ihre derben und feinen Gestalten so köstlich zu schildern weiß. Ist überhaupt ein Unterschied von den früheren Bänden, so finde ich ihn bloß darin, daß der 62jährige Dichter mit Vorliebe die Kinder und die Alten uns vorführt. Man sehe sich nur den Wildling auf dem Umschlag des Buchs an, und man wird sofort Lust bekommen, die ganze ergötzliche und dabei kernhafte Gesellschaft kennen zu lernen. Gustav Gerok

Stumme Musikanten. Von Luise Glaß. Stuttgart, Union 1905. 322 S. 3, gebunden 4 Mk.

Ein Roman, der mehr bietet, als bloße Unterhaltung. Der Hauptreiz des Buchs liegt in der feinen Psychologie, besonders der Heldin, und in dem Duft der Unberührtheit und Reinheit, der über dem verwilderten Garten der Grünau und ihren Bewohnern liegt. Trotz aller Spannung hat das Buch etwas Stilles, das ergreift. Für Frauen und junge Mädchen, besonders musikliebende, eine schöne, geschmackvoll ausgestattete Weihnachtsgabe. — Das Krähennest von derselben Dichterin (Ebenda. 350 S. 3 Mk.) bietet für unsre lesehungrigen heranwachsenden Töchter eine anmutige und harmlose Lektüre in hübscher Ausstattung. Helene Christaller

Die Leute vom Blauen Guguckhaus. Roman von Emil Ertl. Leipzig, L. Staackmann 1906. 423 S. 4,50, gebunden 6 Mk.

Eine Geschichte aus dem alten Wien zur napoleonischen Zeit, mit der Schlacht bei Aspern als Höhepunkt. Aber eine Geschichte, in der nur eben so viel passiert, daß ein Fortschritt nicht fehlt. Sonst ists eigentlich mehr ein Bild als eine Geschichte. Die Wiener Bürger, die Seidenweber zumal, haben Ertl Modell gestanden; ihr gut bürgerliches Denken und ihr gemütliches Fühlen, ihr Patriotismus und ihre

politische Harmlosigkeit, ihr Geschäft und ihre Arbeit — das Alles wird in breiter, froher, herzlicher Behaglichkeit beschrieben. Wer wollte leugnen, daß so ein prächtiges Kulturbild aus der bewegten Zeit vor hundert Jahren geworden ist? Wer ein bischen Sinn für solche Bilder hat, dem kann ich das Studium der braven Leute vom Blauen Guguckhaus ehrlich empfehlen. Martin Schian

Legenden. Von Theodor Renaud (Th. Vulpinus). Straßburg, Friedrich Bull 1905. 133 S. Gebunden 3 Mk.

Einzelne Episoden aus biblischen oder nebenbiblischen (apokryphischen, pseudepigraphischen) Quellen werden in schlichtem Versstil erzählt, großenteils zugleich durch des Dichters Phantasie ausgestaltet. Die Art der Legende ist nach Möglichkeit gewahrt; der dafür unentbehrliche Volkston ist nach meinem Empfinden sehr hübsch getroffen. Es sind 15 Stücke mit alttestamentlichem Inhalt, reichlich 50, die sich um Christus, 20, die sich um das Leben der Apostel gruppieren. Nicht alle sind gleichwertig, aber weitaus die meisten haben einen Gedanken, dem besinnliche Leute gern weiter nachgehn werden. Das Vorwort lautet: „Legenda sunt, das ist verdolmetschet: Nehmet und leset.“ Ich sage ebenso. Martin Schian

Mensch Heiland. Ein Gegenwartsroman von Himmel und Erde. Von Gustav Klitscher. Jena, Costenoble 1905. 348 S. 4 Mk.

Ein junger Mensch, feingebildeter und ideal gesinnter Arbeitersohn, möchte die armen, gequälten Arbeitermassen durch einen neuen Glauben glücklich gemacht sehen. Unlautere Menschen, die ihn für Parteizwecke ausnützen wollen, überzeugen ihn endlich davon, daß er von Gott berufen sei, die dritte Botschaft, die von der Sommersonnenseligkeit, der Welt zu bringen — ein neuer Heiland. Er vollbringt ein Wunder, aber plötzlich fühlt er sich in seinem Siegeslauf innerlich gelähmt. Darin liegt der Konflikt und das ernste Problem des Romans, der gute Beobachtungen aus dem Arbeiterleben und Parteitreiben enthält. Freunden ernster kirchlicher, religiöser und sozialer Fragen kann er trotz einiger psychologischer Unklarheiten empfohlen werden. Er ist dramatisch aufgebaut und daher spannend zu lesen. G A Wauer

Die letzten Menschen. Von Friedrich Jacobsen. Verlag Georg Wigand in Leipzig. 146 S. Kartoniert 2,20 Mk.

Die Menschheit ist alt geworden. Nun kommt der Untergang durch die große Flut. Ein junges Menschenpaar entrinnt ihr und erlebt im Paradiesestal des Himalaya Manches, was dem Erleben der ersten Menschen gleicht. Aber diese Beiden werden nicht gleich jenen zu Stammeltern eines neuen Geschlechts; mit Ahasver und Kain finden auch sie den Tod. „Vielleicht ist es besser, daß die Menschheit vergeht ....“ — Treffende Wahrheit eint diese Zukunftsphantasie mit grübelndem Tiefsinn und kühner Phantastik. Man liest und man sinnt: Ist es wirklich besser, daß die Menschheit untergeht? M Schian

2

Die Schönheit der Bibel. Von Professor Dr. theol. et phil. August Wünsche. Leipzig, Eduard Pfeiffer 1905. 390 S. 8 Mk., gebunden 9,50 und 10 Mk.

Eine wirkliche Lücke in mehr als einer Beziehung füllt ein soeben in dem bekannten Verlage für assyriologische und orientalische Literatur von Eduard Pfeiffer erscheinendes Werk aus: Die Schönheit der Bibel. Es ist erfreulich, daß ein bewährter Gelehrter, August Wünsche, an diese Aufgabe herangetreten ist, die lange schon ihrer Lösung wartete. Denn wenn es auch an mancherlei Vorarbeiten auf diesem Gebiete nicht gefehlt hat — in erster Linie ist Herder zu nennen, aus neuerer Zeit Kautzsch (Die Poesie und die prophetischen Bücher des Alten Testaments, Tübingen und Leipzig 1902) und Baethgen (Anmut und Würde der hebräischen Poesie, Kiel 1880) —, so lag bis dahin doch noch kein Werk vor, das die gewaltige Fülle des Stoffes nach allen Richtungen hin erschöpfend behandelt hätte. Der Verfasser hat am Lebensabend einen Gedanken zum Ausdruck gebracht, der ihm schon als Jüngling vorgeschwebt hatte, als er sich in Herders „Geist der ebräischen Poesie“ versenkt hatte. Ihn leitete die Ueberzeugung während seiner ganzen umfassenden literarischen Tätigkeit, daß die ästhetische Schriftbetrachtung dieselbe Berechtigung habe, wie die philologisch-kritische, dogmatische und religiös erbauliche. „Enthält doch die Bibel Perlen der Weltliteratur, einzigartige poetische Bücher und Stücke, die allen Geisteserzeugnissen der Völker auf dem Gebiete der Dichtkunst die Wage halten, ja an Schönheit, Kraft, Würde und Tiefe des Gehalts sie sogar weit überstrahlen.“ Einzelne Abschnitte des Werks waren bereits früher in Beyschlags Deutsch-evangelischen Blättern, in Nord und Süd, in der Münchener Allgemeinen und in der Leipziger Zeitung erschienen — aber es fehlte die Zusammenfassung, wie sie jetzt vorliegt.

Von dem außerordentlichen Reichtum des Inhalts, den der eben erschienene erste Band (Altes Testament) einschließt, mögen einzelne der 15 Kapitelüberschriften Zeugnis ablegen. Kap. 1 Die Schönheit des alttestamentlichen Schrifttums im allgemeinen. Kap. 5 Die Schönheit in der alttestamentlichen Volksdichtung. Kap. 9 Die Poesie der Spottlieder im alttestamentlichen Schrifttum. Kap. 11 Die Poesie des Todes. Kap. 14 Wein, Gesang und Weib in der alttestamentlichen Poesie. Ein sehr interessantes Schlußkapitel behandelt das Alte Testament in der bildenden Kunst.

Wie stellt sich der Verfasser zu den Ergebnissen der theologischen Forschung? Unsres Erachtens mit Recht so, daß er überall Quellenscheidung, Interpolationen und Ueberarbeitungen berücksichtigt, aber diese Fragen hier nicht aufdringlich in den Vordergrund stellt. Auch die Uebersetzungsproben, welche Wünsche darbietet, legen Zeugnis ab für den feinen Geschmack des Verfassers.

Wir wünschen dem Buche viele Leser aus gebildeten Laienkreisen und bitten, sich durch den allerdings recht ansehnlichen Umfang des Buches nicht von der Lektüre abschrecken zu lassen. Denn das Buch liest sich nicht schwer, weil aller literarische Ballast fehlt, und jedes Kapitel bildet ein abgeschlossenes Ganze für sich. Daß das Werk für Theologen ungemeine Anregung bietet, liegt auf der Hand: viele Stellen der Schrift, die in der Regel wenig beachtet werden, gewinnen neues Licht durch die von Wünsche aufgestellten Gesichtspunkte. Einzelne Abschnitte eignen sich auch wohl zum Vorlesen an Familienabenden. Möge die Hoffnung des Verfassers in Erfüllung gehen, daß die ästhetische Schriftbetrachtung der alten, ehrwürdigen Urkunde unsres Glaubenslebens wieder Freunde gewinnen könne, insbesondere daß sie imstande sei, auch die „Gebildeten unter ihren Verächtern“ ihr wieder zurückzugeben. Dechent

Der Atlas zur Kirchengeschichte von K. Heussi und H. Mulert (Tübingen, Mohr 1905, kartoniert 4 Mk.) sei den Lesern der Christlichen Welt aufs wärmste empfohlen. Das Ziel der Verfasser ist zwar laut Vorrede „lediglich“ unseren Studierenden zu dienen und ihnen eine notwendige Ergänzung zum Studium der Lehrbücher über allgemeine Kirchengeschichte an die Hand zugeben. Die Verfasser solcher Lehrbücher, die akademischen Lehrer überhaupt, werden allerdings besonders dankbar sein. Aber der Kreis derer, die Kirchengeschichte „studieren“, beschränkt sich ja glücklicherweise längst nicht mehr auf die Lernenden an unsern Universitäten. Allen Interessierten, besonders auch den Lehrern unserer höheren Schulen ist hier ein Dienst geleistet. Wenn unsere Aufgabe ist, eine lebendige und klare Anschauung der Vergangenheit zu gewinnen, so kann das Kartenbild nicht entbehrt werden — und wurde doch entbehrt. Denn die großen historischen Atlanten antworten auf unsere Fragen nur zum Teil; und wer hat die Mittel sie sich anzuschaffen! Wir arbeiten überhaupt noch zu wenig mit graphischen Hilfsmitteln und lassen auch die Statistik allzu vornehm bei Seite. Dieser handliche Atlas wird allen billigen Ansprüchen gerecht: die (66) Karten (auf 12 Blättern) sind deutlich gearbeitet, mit Verstand gewählt, mit Sachkenntnis ausgeführt. Ueber Einzelheiten zu reden und zu rechten ist hier nicht der Ort. Harnacks Mission, Haucks deutsche Kirchengeschichte und Müllers Reformationsgeschichte waren besonders gute Grundlagen. Der Preis ist durchaus angemessen. H v Schubert

Kirchengeschichte für das christliche Haus. Von D. Erwin Preuschen. Groß-Lexikon-Oktav. 570 S. mit etwa 480 Abbildungen. Reutlingen, Enßlin & Laiblin. 6 Mk.

Soeben konnte ich noch einige Kapitel dieses erstaunlich billigen Werkes lesen und das Abbildungsmaterial durchsehen. Von einem Gelehrten wie Preuschen kann man nichts Andres erwarten, als daß er die Geschichte der Kirche auf Grund seiner eingehenden Studien und mit Rücksicht auf die Resultate moderner Wissenschaft darstellt. Der Text in Bezug auf die alte Kirchengeschichte ist, nach verschiedenen Einzelvergleichen zu urteilen, dem Text bei Baum-Geyer, Kirchengeschichte für das christliche Haus, vorzuziehen. Nur schade, daß die neuste Kirchengeschichte zu kurz behandelt ist. Wenn ich lediglich an die Bedürfnisse des christlichen Hauses denke, so scheinen mir zur Zeit drei Epochen die wichtigsten zu sein: die Entstehung der alten christlichen Kirche, die Entstehung der Reformation und — die Entwicklung der Kirche im neunzehnten Jahrhundert im Anschluß an die Aufklärungsepoche des achtzehnten. Die Reformversuche aller Art im neunzehnten Jahrhundert sind insofern für uns wichtiger als die des Mittelalters.

Was aber das Anschauungsmaterial betrifft, so gestehe ich, daß hier das neue Buch weit hinter Baum-Geyer zurücksteht. Es sind neben recht guten nicht nur viele wertlose Illustrationen nach älteren Clichés aufgenommen, nicht nur falsche Unterschriften unter manche Bilder gesetzt, sondern es sind Bilder verwendet, die ganz irreführend wirken, so z. B. die Versuchung des Antonius von Teniers, diese humoristische Darstellung zu der Geschichte des Einsiedlers Antonius! so gewisse Porträts aus späterer Zeit oder Bildchen wie sie vor zwanzig Jahren in Jugendschriften zu sehen waren, die sie heute nicht mehr verwenden. Der Preis ist ja sehr gering. Aber der Verlag hätte lieber weniger Illustrationen beigeben sollen. Johannes Bauer

Christus im modernen Geistesleben. Christliche Einführung in die Geisteswelt der Gegenwart. Von E. Pfennigsdorf. Achte Auflage. Schwerin, Fr. Bahn 1905. Gebunden 5 Mk.

Pfennigsdorfs Buch ist — eine seltene Erscheinung — von Modernen und von Altgläubigen mit gleicher Freude aufgenommen; ein Zeichen, daß es doch trotz allem theologischen Streit gemeinsamen Besitz gibt, über den wir uns freuen dürfen. Pfennigsdorf behandelt in weitherziger Weise die Stellung des Christentums in der gegenwärtigen Kultur. Er beginnt mit der Stellung des Christentums zu den anderen Religionen. Besonders gelungen ist der Abschnitt über Christentum und Naturwissenschaft. Nur kann man bezweifeln, ob es richtig ist, den Begriff „Wunder“ zu verwenden, wenn Pfennigsdorf doch darauf hinauskommt, daß der gesamte Mechanismus der Natur höheren Zwecken dienstbar ist. Unter der Ueberschrift „die biblischen Wunder“ werden diese kaum berührt, sondern vielmehr prinzipielle Betrachtungen gegeben. — Es folgt eine kurze Behandlung der neueren Philosophie, längere Ausführungen über kirchliche Kunst, moderne Kunst und Litteratur, über die ethischen Strömungen, über die in der Weltgeschichte, in Mission und Liebestätigkeit wie in sozialer Arbeit sich offenbarende Macht des Christentums, eine klare Darlegung der Gefahren des römischen Geistes, ein entschiedenes Wort

für die Berechtigung der Bibelkritik, für einen von Orthodoxie freien weltfreudigen Glauben. Das rechte Bekenntnis zum Christentum erfolgt durch die Tat. Den Schluß macht die Besprechung der christlichen Zukunftshoffnung.

Bei den in Anmerkungen empfohlenen Büchern hätte bei Augustins Konfessionen auch Else Pfleiderers Uebertragung (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, gebunden 2,20 Mk.) erwähnt werden können; zur Religionsgeschichte vermisse ich neben Chantepie de la Saussayes größerem Werk das für Laien geeignetere Bousssetsche „Wesen der Religion“ (Halle, Gebauer-Schwetschke 1905. 3 Mk.). Zum Leben Jesu sollte nicht bloß Weiß, Beyschlag und Uhlhorn empfohlen werden, sondern auch die reichliche neuere Jesus-Litteratur wie P. W. Schmidt, Oskar Holtzmann, Rudolf Otto, Arno Neumann, Wilhelm Bousset. Zur neutestamentlichen Theologie vermisse ich Wernles „Anfänge unsrer Religion“ (Tübingen, Mohr, gebunden 8 Mk.), ein Buch, das zur Einführung für Nicht-Theologen mir das geeignetste zu sein scheint; empfohlen sind hier nur Beyschlag und Weiß.

Alles in Allem wüßte ich kein Buch, das ich lieber als Pfennigsdorf in den Händen reiferer Gymnasiasten auf dem Weihnachts- oder Konfirmationstisch liegen sähe. Johannes Wendland

Die Bergpredigt, verdeutscht und vergegenwärtigt. Von Dr. Johannes Müller. München, C. H. Beck 1906. Erstes Zehntausend. VIII, 356 S. 3, gebunden 4 und 5,50 Mk.

Es ist herzlich zu wünschen, daß dieses Buch auf viele Weihnachtstische gelegt werde. Es ist eine reife Frucht des Nachdenkens und ein lauteres Bekenntnis des Herzens. Wenn man die Vorträge Müllers gehört hat, die er über die Bergpredigt hielt, und dieses Buch damit vergleicht, so hat das von ihm Dargebotene nicht nur an Fülle des Inhalts, sondern auch an Individualisierung, Fruchtbarkeit und Durchsichtigkeit ungemein gewonnen. Mit anderen Worten: die Verdeutschung und Vergegenwärtigung ist fortgeschritten. Wenn Müller sich das Ziel gesetzt hat „wiederzugeben, wie die Bergpredigt von dem Suchen unserer Zeit vernommen und als das erlösende Wort empfunden wird“ — so stellt er sich schon mit dieser Fassung des Problems außer und über die Alternativen, welche die wiederholten modernen Erörterungen darüber (z. B. auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß zu Darmstadt und in den sich daran anschließenden Schriften) setzen zu müssen meinten. Dem entsprechend ist auch die versuchte Lösung viel positiver und freimütiger, kühner und konkreter geraten. Und das ists, was uns not tut. — „Wer über die Bergpredigt nicht außer sich gerät, der hat sie nicht verstanden“, sagt Müller am Schlusse; und er hat sich bemüht, daß seine Auslegung diesem ihrem Ernste nicht untreu werde. Eine Probe aufs Exempel bietet z. B. seine Erklärung der engen Pforte und des schmalen Wegs, der „rechten Spur“, die zum Leben führt — wenn er allen üblichen Ausflüchten und Ausweichungen zum Trotz die einfache Fassung festhält: „Die enge Pforte ist das Geheimnis der Wiedergeburt, von dem die Bergpredigt handelt.“ Gerade die rückhaltlose Entschiedenheit, mit der Müller für die erkannte Wahrheit eintritt, gibt dem Buch nicht nur den Charakter eines Bekenntnisses, sondern macht es auch zu einem Erbauungsbuch ersten Ranges.

Johannes Herzog

Zwanzig Predigten. Von Th v. Klaveneß. Deutsche Uebersetzung von J. A. Selter. Mit einem Vorwort von O. Baumgarten. 143 S. Tübingen, Mohr 1905. 2,40, gebunden 3 Mk.

Pastor Klaveneß in Christiania ist kein moderner Theologe, wohl aber ein moderner Mensch. Schlicht und natürlich, ohne die hergebrachte Künstelei in Form wie Inhalt, bieten seine Predigten in ihrer klaren Knappheit eine packende herzerfreuende und erquickende Lektüre. Sie zählen zu dem Besten in der religiösen Litteratur unserer Tage. Paul Röthig

Inneres Leben. Von Ludwig von Schlözer. München, C. H. Beck 1905. 60 S. 1,20 Mk.

Ein kleines Büchlein, dessen Verfasser in formvollendeter Sprache, in ergreifenden Worten und Bildern, den Entwicklungsgang der Menschheit verfolgt, von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Als ernster Mahner und als Einer, der die Not mitfühlt im eigenen Herzen, weist er hin auf die Irrwege, die sie zum Schaden ihres äußern und innern Lebens oftmals begangen hat. Aber er glaubt, verheißungsvolle Anzeichen wahrzunehmen, daß unser Geschlecht nunmehr den richtigen Weg eingeschlagen hat seine Bestimmung zu erreichen, indem es zu der Erkenntnis gekommen ist, daß die Ausbildung persönlichen Lebens zu wahrem Menschentum führt. A. Kerler

Lutherlesebuch für das evangelische Volk von D. theol. G. Buchwald. Hamburg, Schloeßmann 1905. Gebunden 5 Mk.

Wer sich nicht einmal die Auswahl der Werke Luthers in acht Bänden, die bei C. A. Schwetschke u. Sohn in Berlin erschienen ist, anschaffen will und kann, dem empfehlen wir diese von sachkundiger Hand getroffene Auslese. Ganz kurze Bemerkungen führen in das Verständnis jedes Abschnittes genügend ein. Man wird sich im Familienkreise gern aus dem gut ausgestatteten und deutlich gedruckten Buche vorlesen. Ernst Thiele

3

Patria. Jahrbuch der Hilfe 1906. 225 S. Gebunden 4 Mk.

Auch dieses Jahr legt Naumann seinen Freunden ein Jahrbuch auf den Weihnachtstisch, das zu dem Besten gehören dürfte, was überhaupt um diese Zeit erscheint. Von seiner Feder stammen das Vorwort „Vaterlandsliebe“ und die Ausstattungsbriefe „Der Geist im Hausgestühl“. Wie immer zeichnen sich diese Seiten besonders aus durch eine Fülle von tiefen, feinsinnigen Bemerkungen, besonders anheimelnd wirkt der Humor in den „Ausstattungsbriefen“. — Rade bespricht „Last und Wohltat der Ueberlieferung für den religiösen Menschen“: zweierlei Weisen gibt es, Ueberlieferung recht zu brauchen, Kritik und Glaube; aber Kritik und Glaube gehören im letzten Grunde zusammen. — Neben diesen Aufsatz stellen sich würdig Ruselers Legenden, die jedem Freunde von Bonus und Oeser willkommen sein werden. — Das eigentliche Hauptstück aber bildet Brentanos Aufsatz: „Der Streit über die Grundlage der deutschen Wehrkraft.“ Brentano setzt sich darin ausführlich mit seinen Gegnern auseinander und weist nach, daß man weder behaupten kann, die Landwirtschaft stelle verhältnismäßig mehr Soldaten als die Industrie, noch das Gegenteil. Die an sich größere Zahl der Rekruten kommt aus der Industrie. Der Nachweis für diese Behauptungen scheint mir glänzend gelungen. — Marianne Webers Ausführungen „Beruf und Ehe“ zeigen einen ausgeprägten Tatsachensinn. Die Wirklichkeit wird scharf betont; das Ziel ist nicht allgemeine außerhäusliche Erwerbstätigkeit der Frau, sondern Ausbildung der Persönlichkeit durch Erziehung zur Fähigkeit für Berufsarbeit. — Losch erinnert mit beinahe ergreifender Verehrung an den 1837 erschienenen, heute noch überaus wertvollen Bericht Lists über Nordamerika. Drill behandelt die Frage, ob sich Kantische und Marxische Philosophie irgendwie vereinigen lassen. Schubring trägt im engsten Anschlusse an Werder (Vorträge über Hamlet) eine außerordentlich ansprechende Auffassung des vielumstrittenen Dramas vor. Barges Auseinandersetzungen über „Die sozialen Bewegungen im 15. und 16. Jahrhundert“ geben einen guten Einblick in das Werden jener großen sozialen Zuckungen, die ja lange vor 1525 bereits bemerkbar sind. Damals wie heute mußte Vieles zusammenwirken, um solche Bewegungen hervorzurufen, und damals wie heute ist es unmöglich, soziale Kämpfe auf eine Formel zurückzuführen. — Den regelmäßigen Beitrag zur Geschichte der Parteien liefert Katz: „Die neuere Entwicklung der Sozialdemokratie“. Das Ergebnis läßt sich dahin zusammenfassen: die Parteileitung führt einen letzten Kampf gegen die Gewerkschaften, die aber mit Sicherheit die Partei zwingen werden, von utopistischer zu praktischer Gegenwartspolitik überzugehen.

Ein Jahrbuch läßt sich nicht leicht mit einem Worte charakterisieren, auch dieses nicht, so einheitlich die Grundgedanken sind. Wohltuend berührt überall der freie Ernst, mit dem die Fragen behandelt werden. Drum — kaufen und lesen, es wird Niemand reuen.

Martin Ehrentraut

Neue Christoterpe. Ein Jahrbuch. 27. Jahrgang 1906. 384 S. Halle und Bremen, C. Ed. Müller. 4, in Geschenkband 5 Mk.

So, wie das Jahrbuch ist, macht es den Eindruck einer mehr oder weniger zufälligen Zusammenstellung der verschiedenen Beiträge, als ob seine Aufgabe nur darin bestände, einem Stamm christlicher Leser eine bestimmte Quantität Lesestoff zu verschaffen. Man vermißt einen leitenden Gedanken. — Von den einzelnen Beiträgen, die als Erzählungen, geschichtliche Aufsätze, Novellen, Gedichte und Betrachtungen in bunter Reihe einander folgen, seien nur einige der wertvolleren genannt. Hermann Oeser bietet ein sinniges Tagebuch „Zweistimmen“. Christian Rogge bringt uns Thomas Carlyle menschlich nahe, indem er uns die Geschichte seiner Ehe mit Jane Welsh erzählt. Fritz Anders berichtet mit ernsthaftem Humor von Herrn Henkel von Dommerstorfs, Inhabers pp. seligen Resten. Eine leise Vorliebe für Bekehrungsgeschichten verleugnet sich in einigen der anderen Beiträge nicht. Alles in Allem: die Neue Christoterpe wird sich ihre alten Freunde erhalten. Paul Röthig

Die Freude. Ein Hausbuch deutscher Art. Vierter Band. Düsseldorf, Karl Robert Langewiesche 1905. 230 S. Kartoniert 1,80 Mk.

Das Suchen der Zeit. Blätter deutscher Zukunft, herausgegeben von Friedrich Daab und Hans Wegener. Dritter Band. Ebenda 1905. 223 S. Kartoniert 1,80 Mk.

„Die Freude“ pflegt das stille, beschauliche Glück in sich selbst zufriedener Menschen und will das innere Leben des Lesers befruchten und bereichern, indem sie ihn Blicke in den inneren Reichtum geistig bedeutender Menschen tun läßt. So steht auch der neue Band im Zeichen des Intimen. Sauerland bringt Briefstellen und Fragmente des Malers Philipp Otto Runge, eines bis vor kurzem wenig bekannten, erst durch Lichtwark neu entdeckten, von Muther hochgeschätzten tiefinnerlichen Künstlers, der freilich an der vollen Entfaltung seines Talentes durch einen frühen Tod gehindert wurde. Einige Wiedergaben veranschaulichen sein künstlerisches Schaffen und verraten eine Linie, die — trotz aller Verschiedenheit der Persönlichkeiten — von Runge zu Höpener hinüber führt. Neben dem der Romantik angehörigen Künstler das gelehrte Brüderpaar Jakob und Wilhelm Grimm. Ihre Briefe an Damen der Familie von Harthausen zeigen sie uns als Menschen von herzlichem, liebenswürdigem Wesen. Und R. v. d. Leyen zeichnet nach persönlichen Erinnerungen und unter Mitteilung von Briefen ein Bild von Johannes Brahms, dem großen, in der Bibel und in der deutschen Lyrik gleich bewanderten Künstler mit dem reichen, frommen Gemüt. Die Schilderung des großen Komponisten hätte vielleicht noch gewonnen, wenn die Person des Verfassers etwas mehr zurückgetreten wäre. Neben diesen Persönlichkeiten, deren gemeinsames Merkmal es ist, daß sie nicht nur große Talente, sondern auch edle Menschen waren, kommt auch die Volksseele zu Wort in einer prächtigen Sammlung alter deutscher Sprüche von Haus und Gerät, aus Dorf und Stadt. Es wäre schön, wenn diese Sammlung in späteren Jahrgängen fortgesetzt würde. Herzerquickend ist auch die Silhouettenfolge von Gertrud Schubring, wie die Landschaftenfolge von Hermann Hirzel. Runge und die Gebrüder Grimm werden auch im

Bilde vorgeführt. Wo aber bleibt das schöne Greisenantlitz von Johannes Brahms?

„Das Suchen der Zeit" ist ein schönes und tapferes Unternehmen, den Zeitgeist zu erfassen, aber zugleich zu vertiefen und zu verinnerlichen und den suchenden Menschen der Gegenwart aus den alten Quellen des Leben trinken zu lehren. Im neuen Bande zeigt Wegener, Was ist die Bibel? die noch nicht wieder erreichte Höhenlage inneren Lebens, wie wir sie in der Bibel vorfinden, wenn wir nur verstehen, sie nicht bloß zu lesen, sondern zu erleben. Und Werner, Das Armenevangelium packt uns mit seinem Nachweis, daß unser ganzes Denken und Handeln sich noch sehr weit von dem Armen- oder besser Sünderevangelium entfernt, wie es Jesus lehrte und lebte. Das Kernproblem der Religion greift Daab, Erlösung an, freilich ohne bei seinen gedankenreichen Ausführungen den Bedürfnissen des modernen Menschen voll Rechnung zu tragen. Den Höhepunkt bildet für mein Empfinden Lhotzky, Sonnig. Lhotzky vergegenwärtigt hier die Geschichte Simsons, des Einsamen. Simson steht über dem Niveau. Das Philistervolk will ihn von seiner Höhe herabziehen. Er fällt, bringt aber trotz des Opfers der eigenen Persönlichkeit die Menschheit vorwärts. Zu den besonderen Vorzügen dieser Geschichte gehört die darin sich offenbarende feine Beobachtung des Lebens und der Welt, verbunden mit ein wenig Ironie, und jene Einfachheit und Knappheit des Stils, bei der jeder Satz, immer vorwärtsdrängend, den nächsten mit logischer Notwendigkeit nach sich zieht.

So werden die neuen Bände den Langewiescheschen Jahrbüchern die alten Freunde erhalten und neue gewinnen. H Weichelt

4

Zur Verteilung an Kinder bei Bescheerungen ist geeignet ein neuer Abdruck von Königs Lutherbildern. Bilder aus Luthers Leben von G. König. Unsern Kinder erklärt von Hans Koch. Leipzig, Jansa 1905. 15 Pfg. 100 Stück 11 Mk. Königs Illustrationen zu Luthers Leben gehören zu den besten dieser Art, obgleich ja einzelne nicht den wirklichen Tatsachen entsprechen. Das Bild S. 7 z. B. könnte man weglassen oder in der Erklärung auf andere Weise erläutern.

Zum Vorlesen für kleinere Kinder sind bestimmt die netten Kinder-Lieder für das Volk von Egon Hugo Strasburger. Mannheim, Aktiendruckerei. 20 Pfg. 100 Stück 13 Mk. Nicht als Tadel, sondern nur zur Aufklärung sei beigefügt, daß sie in einem allgemein-kindlichen, nicht in einem religiös-kindlichen Ton gehalten sind. Johannes Bauer

Die Sturmflut. Sechs Erzählungen aus dem dreißigjährigen Krieg von Frieda Henning. Sonntagsbibliothek Nr. 33. 126 S. Stuttgart, D. Gundert 1905. 1 Mk.

Frieda Henning, den Lesern der Christlichen Welt schon bekannt durch ihre „Merksprüche für Erziehende" in Nr. 19 und 20 ds. Js., stellt aus diesen sechs Erzählungen ein Bild des dreißigjährigen Krieges zusammen, das durch seine Mannigfaltigkeit, feine sinnige und doch kraftvolle Zeichnung, vom Anfang bis zum Schluß fesselt. Warme Anteilnahme an den Hauptgestalten — vom finsteren Bußprediger Fugacius, dem an einem Totenbette das Licht der Weihnachtsfreude durch die Gewißheit der Sündenvergebung aufgeht, bis zum närrischen Glöckner Gabriel, dem die Liebe zu seiner Glocke die Achtung der Mitbürger erwirbt, und zum alten Roßbauern Huber, der nicht eher ans Ende des langen Krieges glauben kann, als bis ihm sein Enkel die ersten gereiften Kornähren weist — versteht Frieda Henning den Lesern einzuflößen, unter denen ich mir die Jugend vom zehnten Lebensjahr an denke. L Vollmer

Zu den Wundern des Südpoles. Von Biblingmaier. Jugend- und Volksbibliothek. Stuttgart, Steinkopf. 158 S. 1 Mk.

Das Büchlein gibt ein hübsches Bild von dem äußeren Leben auf der Entdeckungsfahrt der „Gauß". Wissenschaftliches ist nur berührt. Das Buch ist geeignet, bei Knaben das Interesse für diese Art Reisen zu erwecken. M Ehrentraut

Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend. In Verbindung mit Wilhelm Capelle herausgegeben von Hans Vollmer. Berlin, Hermann Paetel.

15. Kriege Friedrichs des Großen. Von Hermann Meyer. Bd. 2. 2 Mk. — 16. Japan und die Japaner. Von Graf Hans von Königsmarck. 1,75 Mk. — 17. Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben. Von R. von Werner. 1,75 Mk. — 18. Nach Martinique. Von Georg Wegener. 1,50 Mk. — Hans Vollmer hat einst in der Christlichen Welt (1899, 50) neuere Jugendlitteratur scharf kritisiert, er hat aber auch mit glücklichem Erfolge Besseres geschaffen: diese Sammlung bringt Bücher, die allen Ansprüchen gerecht werden, besten Lesestoff insbesondere für unsere Söhne. R

Allerlei. Drei prächtige Originalfarbenätzungen (1. Alstertal, 2. Schwäne 3. Kirche von Broacker) des Hamburger Künstlers Arthur Illies bringt die Commetersche Kunsthandlung (Hamburg, Hermannstraße 46/48) zu dem außergewöhnlich billigen Preise von 5 Mk. in den Handel. Die vorzüglich gedruckten Blätter sind sorgfältig gearbeitet und wirken durch die geschmackvolle Zusammenstellung satter, aber nicht greller Farben überaus vornehm. Am wertvollsten erscheinen uns 1. und 3., das manchem Leser aus dem Kunstwart bekannt sein wird, während 2. in Komposition und Kolorit nicht so glücklich ist. W G B

Eine wertvollere Weihnachtsaufführung für Erwachsene ist „Der verlorene Himmelsschlüssel" von Pastor Wilhelm Conrad (Mühlhausen, G. Danners Theaterverlag. 12 S. 1,50 Mk., Rollenbücher zu 50 Pfg.). Hier ist ein fruchtbarer glücklicher Gedanke zu einer bewegten kleinen Szene ausgesponnen, welche die Zuschauer nachdenklich stimmen und namentlich auch den für erbauliche Diktion Unzugänglichen durch die ungezwungene Weihnachtsfrömmigkeit ihrer frisch und natürlich fließenden Verse herzlich zusagen wird. F M S

Weinels Lebensfragen hätten wir gern noch vor Weihnachten eine umfassende Würdigung widerfahren lassen: es ist unmöglich. Man sehe die letzte Seite dieser Nummer. Auch einem andern Werk gegenüber (und wie vielen sonst!) haben wir ein schlechtes Gewissen: es sind die Beiträge zur Weiterentwickelung der christlichen Religion, herausgegeben von Deißmann und neun Andern, in J. F. Lehmanns Verlag, München. 386 S., 5, gebunden 6 Mk. Ein treffliches Weihnachtsgeschenk besonders für Theologen. — Unter dem Namen Perlbibel hat die Württembergische Bibelanstalt in Stuttgart soeben eine wunderhübsche feine Taschenausgabe der ganzen Bibel hergestellt: mit Parallelstellen, mit oder ohne Apokryphen, in weichen Ledereinbänden. 2,50 oder 3 oder 4 oder 5 Mk. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Dienstag 12. Dezember im Deutschen Kaiser: Die religiöse Stimmung der modernen Lyrik (Weineck).

Cöthen. Dienstag 12. Dezember 6 Uhr in Rumpfs Hotel: Das christliche Interesse am Wunder (Exter-Güsten).

Dresden. Mittwoch 13. Dezember bei Kneist, große Brüdergasse 2 I. Stock: Die Religion in der Philosophie Schopenhauers (Böttger).

Frankfurt a. M. Montag 11. Dezember 5 Uhr im Kursaal Milani, Friedberger Anlage: Pflichten unsres Kreises gegenüber den sozial tiefer stehenden Ständen.

Lüttringhausen. Montag 11. Dezember 5 Uhr im Düringer Hof: Herrmann, Religion und Sittlichkeit (Oberlehrer Seynsche-Barmen). Gäste sehr willkommen.

Magdeburg. Mittwoch 13. Dezember 1/2 4 Uhr Stadtmissionshaus Hasselbachstr. 1; Das Messiasgeheimnis in den Evangelien nach Wrede.

Seesen a. H. Freunde der Kirchlichen Gegenwart aus Hannover und Gesinnungsgenossen aus Braunschweig. Mittwoch 13. Dezember 4 1/2 Uhr Hotel Wilhelmsbad: Unsere Stellung zur Schrift (P. Schünemann in Osterode).

Stuttgart. Dienstag (nicht Montag) 12. Dezember 7 Uhr im Herzog Christoph: Das Werk Mosis (Holzinger).

Monatlicher Diskussionsabend der Kirchlich-Theologischen Konferenz in Berlin

Donnerstag 14. Dezember 8 Uhr in der Aula des Friedrich Werderschen Gymnasiums, Dorotheenstr. 13/14 II. Pastor Boehm: Kann die Wissenschaft unsere religiöse Gewißheit erschüttern? Gäste willkommen.

Gediegenes Weihnachtsgeschenk

Leben

Ein Blatt für denkende Menschen.

I. Jahrgang elegant gebunden 4,50 Mk.

Zu beziehen vom Herausgeber **Dr. Lhotzky-Pasing.**

Dr. **Rittelmeyers** je 4 Vorträge über

NIETZSCHE Preis 1,80 Mk.

TOLSTOI Preis 2 Mk.

empfiehlt **H. Kerler**, Verlags-Conto, **Ulm**

Soeben ist in unsern Verlag übergegangen:

Geschichte der kirchlichen Kunst

von

Richard Bürkner

1903. gr. 8°. (XVI u. 464 S.) Mit 74 Abbildungen.

Warm empfohlen von D. Sulze in der Christl. Welt 1903, Nr. 7. Den Preis (bisher: geheftet 10 Mk., geb. in Leinwd. 12 Mk.) haben wir auf 8 Mk. für geh. u. 10 Mk. für geb. Exemplare festgesetzt.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Bütten! **Verlobungsbriefe** u. dgl. auf echten Büttenpapieren oder besten schweren mattlatinierten Stoffen werden schnell, billig und stilgerecht in Empire- oder altdeutschen Schriften angefertigt. 100 Verlobungsbriefe im Format 22×35 cm in ff. matt Elfenbein mit Umschlägen 11,25 M., 200 17,75 M., 300 24 M. postfrei gegen Kasse. **Druckerei Bauer, Marburg a. L.**

Die „hungrigen Wölflein“

aus früheren Jahren wohl bekannt, bitten auch heuer recht lieb um eine Weihnachtsgabe. Im **„Wolfer Waisenheim“** möchten 150 verlassene evangelische Kinder dort drüben an der katholischen Mosel fröhlich Christtag halten. Wer ein Herz für evangelische Diasporakinder und noch ein Scherflein für Fernstehende hat, der greife flugs (Matth. 6, 3) zu der beiliegenden Post-Anweisung, die wiederzusehen sich dankbar und herzinniglich freuen würde

der glückliche Waisenvater
Superintendent Berenbruch zu Wolf a. d. Mosel

Ich suche für Ostern eine jüngere (möglichst musikalische)

Lehrerin.

Zu unterrichten sind meine 4 Kinder von 12½—6½ Jahren, wobei ein Teil des Unterrichts von einer anderen Dame abgenommen wird. Verlangt wird unter meiner Leitung erziehender Unterricht im Sinne der Blätter für Deutsche Erziehung und der Landerziehungsheime. Näheres brieflich. Dr. med. **Georg Liebe**

Heilanstalt **Waldhof Elgershausen,** Kreis Wetzlar

Die unterzeichnete Buchhandlung bringt hiermit zur Kenntnis der sich dafür Interessierenden, daß sie die 3. neueste Auflage der

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche

begründet von **Herzog,** redigiert von Professor **Hauck,** zu ganz kleinen Teilzahlungen abgiebt. Wir versenden auf Anfragen ausführlichen Prospekt und alles Nähere portofrei.

Bormann & Greiner
Leipzig Plagwitz Fröbelstr. 8

Preußische Kirchenzeitung
Verlag Gebauer-Schwetschke, Halle a. S.

Nr. 5. Parteien — Wahrhaftigkeit — Die Aufgabe der Predigerseminare — Von der pommerschen Provinzialsynode — Der „Fall Römer“ — Aus Preußen: Moderne Theologie und Religionsunterricht — Zum „Fall Römer“ — Ostpreußen — Mancherlei

---

Man verlange

Probenummern

der Christlichen Welt vom Verlag.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, Poststraße 3.

Künstlerischer Wandschmuck

Farbige Künstlersteinzeichnungen.

Neu! Paczka, Reigen — Liner, Abendfrieden — Georgi, Ernte — Wieland, Matterhorn — Schramm-Zittau, Schwäne — Sascha Schneider, Wettlauf — Voigt, Kirchgang. **Neu!**

„Es läßt sich kaum noch etwas zum Ruhme dieser wirklich künstlerischen Steinzeichnungen sagen, die nun schon in den weitesten Kreisen des Volkes Beifall gefunden und — was ausschlaggebend ist — von den anspruchsvollsten Kunstfreunden ebenso begehrt werden, wie von jenen, denen es längst ein vergeblicher Wunsch war, das Heim wenigstens mit einem farbigen Original zu schmücken. Was sehr selten vorkommt: hier begegnet sich wirklich einmal des Volkes Lust am Beschauen und des Kenners Freude an der künstlerischen Wiedergabe der Außenwelt.“
Kunst für Alle. XII.

Bunte Blätter Farbige Künstlersteinzeichn. im kleinsten Format für **1 Mark.**

Blattgröße 23×33 cm, Bildgröße verschieden.

In Passepartout 1,50 Mark, im Rahmen 3 Mark.

Der schönste Schmuck für kleine Wandflächen und zum Aufstellen. Künstlerische Gelegenheitsgeschenke zum billigsten Preise. Erschienen sind 16 Blätter.

Größere Blätter: 70×100* cm und 55×75† cm. Erschienen 70 Blätter 4—6 Mark.
Kleinere Blätter: 30×41 cm. Erschienen 26 Blätter . . . . . je 2½ Mark.
Porträts: 50×60 cm. Goethe — Schiller — Luther — Wilhelm II. . 3 Mark.
Rahmen: Zu den größeren Blättern 3 Mk. 80 Pf. bis 17 Mk.; zu den kleineren 2—4 Mk.

Katalog mit farbiger Wiedergabe von ca. 100 Bildern unentgeltlich und postfrei.

Festgeschenke aus dem Verlage von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

(In jeder besseren Buchhandlung erhältlich. — Ausführliche Prospekte durch den Verlag)

D. Gustav Frenssen: Dorfpredigten. Ausgabe in 3 Bänden in eigenartigem Einbande je 3 Mk. **Gesamtausgabe** (3 Teile in einem Bande) geb. 6,50 Mk.
56000 Bände sind bis jetzt erschienen!

D. Friedr. Naumann: Gotteshilfe, Gesamtausgabe 380 Andachten, sachlich geordnet. Ein schöner Leinenband 6 Mk.; feine Ausgabe (Halblederband) 7,80 Mk.

Die kleine Ausgabe, 7 Bändchen zu je 1,40 Mk. kart. u. 1,80 Mk. geb., bleibt daneben bestehen. Band 7 enthält ein ausführliches Sach- und Textregister für alle 7 Bändchen.

Naumann-Buch. Auswahl klassischer Stücke aus seinen Schriften. Von Dr. **H. Meyer.** Mit N's Bildnis. 3. Aufl. (6. u. 7. Tausend.) 1904. Fein kart. 1,75 Mk., in Geschenkband 2,50 Mk.

Naumanns Entwicklung und Bedeutung für die deutsche Bildung der Gegenwart. Von Dr. **H. Meyer.** 1905. Fein kart. 2,40 Mk., in Geschenkband 3 Mk.

„Das Buch enthält eine Fülle von Anregungen und darf allen, die am öffentl. Leben Interesse nehmen, warm empfohlen werden.“
Literar. Zentralbl. 1905, 7.

„Ein Buch, über das man nicht lesen soll, sondern das man selbst zur Hand nehmen muß.“
Prof. Sieveking, Christl. Welt, 1905, Nr. 31.

Feierstunden von Prof. D. **Julius Smend.** Kurze Betrachtungen über die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. 2. Aufl. Geb. 4 Mk., mit Goldschn. geb. 4,50 Mk. **Neue Folge.** Geb. 4 Mk., m. Goldschn. geb. 4,50 Mk.

Fr. W. Robertson: Reden über die Korintherbriefe. 2. verb. Aufl. Lwdbd. 5 Mk.

Leben und Wirken Jesu nach historisch-kritischer Auffassung. Vorträge von Lic. **R. Otto,** Privatdoz. der Theol. in Göttingen. 1905. 4. verb. Aufl. (4.—6. Tausend.) Fein kart. 1 Mk.

Ausgewählte Psalmen übersetzt und erklärt von **Hermann Gunkel.** 2. verb. u. verm. Aufl. 1905. 3,20 Mk., in Lwdbd. 4 Mk.

Bernhard Dörries:

Das Evangelium der Armen. Ein Jahrgang Predigten. 3. Auflage 1904. Leinwandband. 6 Mk.

Die Botschaft der Freude. Ein Jahrgang (Evangelien-) Predigten. 1903. Geb. 6 Mk.

† D. **Hermann Schultz:**

Aus dem Universitäts-Gottesdienste. Predigten 2 Bände. I. Von Advent bis Himmelfahrt. 1902. II. Von Pfingsten bis Advent. 1903. Je 2,80 Mk.; geb. je 3,60 Mk.

Christliche Apologetik. 2. erweiterte Auflage. 1903. Geh. 4 Mk.; geb. 4,60 Mk.

Vergleiche den Aufsatz „Ein später Kranz“ in Nr. 47 der Christlichen Welt.

Lebensworte. Spruchschatz nach den Büchern der hl. Schrift geordnet, von **E. Lemp.** 1905. Geschenkausgabe in zweifarbigem Druck, fein geb. 1,80 Mk.

„Aus allen Büchern der Bibel der Reihe nach sind die schönsten Sprüche herausgesucht. Eine wertvolle Gabe . . . .: denn so herausgehoben erkennt man erst bei manchen Worten, an denen man bisher vielleicht achtlos vorüberging, den tiefen Gedankenreichtum und den hohen sittlichen Wert.“ (Rhein. Pfarrerblatt 1905, Nr. 6.)

Kunstgeschichte im Grundriß. Kunstliebenden Laien zu Studium und Genuß von **Magdalene von Broecker.** Nach d. Tode der Verf. herausg. von **Richard Bürkner.** 6. verb. Aufl. 1905. 14.—17. Tausend. Mit 126 Abbildgn. Geschenkband 4 Mk.

Feldbriefe 1870/71 von **Heinrich Rindfleisch.** 6. etw. verm. Aufl. 1905. Mit e. Bilde des Verf. u. 1 Karte. Geb. 4 Mk.

Probeheft umsonst und postfrei

Religionsgeschichtliche Volksbücher

Herausgeber **Friedrich Michael Schiele**

Gebauer-Schwetschke, Druckerei und Verlag m. b. H., Halle a. S.

Hebräische Volkskunde

von Dr. **Friedrich Küchler.** 40 Pfg.

Empfehlenswerte Geschenkwerke

aus dem Verlag der

J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig

Furrer, Prof. Dr. **Konrad: Das Leben Jesu Christi.** Dritte Auflage 1905. M. 3.—; in Leinen geb. M. 4.—.

Harnack, Prof. D. **Adolf: Das Wesen des Christentums.** 51. und 52. Tausend 1905. M. 2.—; kartoniert M. 2.50; in Leinen geb. M. 3.—; Liebhaberband M. 5.—.

Harnack, Prof. Dr. **Otto: Goethe in der Epoche seiner Vollendung 1805—1832.** Versuch einer Darstellung seiner Denkweise und Weltbetrachtung. Dritte, neu durchgesehene und verbesserte Auflage 1906. M. 5.—; in Leinen geb. M. 6.—.

Hauck, Prof. D. Dr. **Albert: Kirchengeschichte Deutschlands.** III. Teil: Die Zeit der sächsischen und fränkischen Kaiser. 3. u. 4. (Doppel-) Auflage 1905. M. 18.50; in Halbfranz geb. M. 20.50. [Teil I: M. 12.—; Teil II: M. 16.—; Teil IV: M. 17.50.]

Hilty, Prof. Dr. **Carl: Briefe.** 11.—15. Tausend. Inhalt: Die Kunst der Erziehung. — Freundschaft. — Dante. — Wie kommt das Reich Gottes? M. 3.—; in Leinen geb. M. 4.—; in Leder M. 5.50.

— **Glück. Drei Teile.** (I. gedruckt bis 55. Tausend; II. bis 40. Tausend; III. bis 25. Tausend.) Je M. 3.—; geb. M. 4.—; in Liebhaberband M. 5.50.

— **Lesen und Reden.** Zwei Vorträge: „Ueber das Lesen" und „Offene Geheimnisse der Redekunst". (Gedr. bis 11. Tsd.) M. 1.40; in Leinen geb. M. 2.40.

— **Für schlaflose Nächte.** Taschenformat. (Gedr. bis 25. Tsd.) 365 Tagesabschnitte. Mit einem Nachwort: „Willst Du gesund werden?" M. 3.—; in Leinen geb. M. 4.—; in Leder M. 5.50.

Jeremias, Pfarrer Lic. Dr. **Alfred: Babylonisches im Neuen Testament.** 1905. M. 3.—; in Leinen geb. M. 4.—.

Kleinert, Prof. D. **Paul: Die Propheten Israels in sozialer Beziehung.** 1905. M. 3.50; in Leinen geb. M. 4.50.

Lhotzky, Dr. **Heinrich: Religion oder Reich Gottes.** Eine Geschichte. Zweite, unveränderte Auflage 1905. M. 3.—; in eleg. Leinenband M. 4.—.

— **Leben und Wahrheit.** Zweite, völlig neubearbeitete Auflage. M. 3. - ; in hellem Leinenb. M. 4.—.

— **Der Weg zum Vater.** Ein Buch für werdende Menschen. Viertes Tausend. M. 5.—; in elegantem Leinenband M. 6.50.

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Begründet von **J. J. Herzog.** In dritter, verbesserter und vermehrter Auflage unter Mitwirkung vieler Theologen und anderer Gelehrten herausgegeben von Prof. D. **Albert Hauck.** Vollständig in etwa 20 Bänden zu je M. 10.—; in Halbfranz geb. je M. 12.—.
Bis jetzt erschienen 16 Bände: „AΩ—Riehm".

Weiss, Prof. D. **Bernhard: Das Neue Testament (deutsch)** nach D. Martin Luthers berichtigter Uebersetzung mit fortlaufender Erläuterung versehen. Zwei Teile. Je M. 5.—; in Leinen geb. je M. 6.—.

— **Das Neue Testament (griechisch).** Berichtigter Text mit kurzer Erläuterung zum Handgebrauch bei der Schriftlektüre. Teil I. Zweite Auflage 1905. M. 8.—; in Halbfranz geb. M. 10.—. [Teil II und III je M. 8.—; in Halbfranz geb. je M. 10.—.]

Weibliche soziale Hilfsarbeit

Casseler Kurse zur Einführung in Theorie und Praxis der **sozial-pädagogischen Hilfsarbeit.** Näheres i. d. Broschüre „Arbeit im Fröbelseminar" von Hanna Mecke.

Das Kuratorium

Weihnachtsbitte.

Sie standen im Feuer einst bei Sedan,
Sie fochten vor Metz, Paris und Le Mans,
Nun sind sie alt, die Not bricht an —
„Ein Licht dem armen Kriegsveteran!"

Wir wenden uns auch in diesem Jahre vertrauensvoll an die Herzen vaterländisch gesinnter Mitbürger, edler Frauen und deutscher Jungfrauen mit der herzlichen Weihnachtsbitte:

Gedenket der armen Kriegsveteranen!

Gewiß, sie haben einst nicht mehr getan, wie ihre Schuldigkeit; sie haben aber für Viele mitgetan, die nun wohl das Verlangen haben könnten, diese Ehrenschuld ihnen abzutragen.

Was bisher seitens des Staates und privater Wohlthätigkeit getan worden ist, die deutschen Kriegsveteranen vor des Lebens letzter Not zu schützen, reicht nicht aus. Mit jedem Jahre wird die Beschwerde des Alters und die körperliche Gebrechlichkeit in ihren Kreisen größer.

Seit einem Jahrzehnt verfolgt der Verband Deutscher Kriegsveteranen diese Zustände und hilft mit seinen geringen Mitteln wo er weiß und kann. Zur Weihnachtszeit aber überfluten uns die Notrufe alter Kameraden und ehemaliger Zeitgenossen. Zur Weihnachtszeit, da müssen wir um Ihre Hilfe bitten. Die gute Tat trägt ihren Lohn in sich selbst. Im Voraus aber Dank und fröhliche Weihnacht!

Leipzig, Dezember 1905
Hainstraße 31.

Verband Deutscher Kriegsveteranen
Herm. Arndt, Stadrat a. D.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. Herausgegeben von Prof. D. **A. Schlatter** und D. **W. Lütgert.** IX. Jahrg. 1905. (Jahrg. 6 Hefte 10 M.)

1: **Riggenbach,** Prof. D. E., **Unbeachtet gebliebene Fragmente des Pelagius-Kommentars zu den Paulinischen Briefen.** — **Franckh,** Lic. th. **Die Prophetie in der Zeit vor Amos.** 1,50 M.

2 u. 3: **Wuttmann,** Lic. th. G., **Die Heilsbedeutung Christi bei den apostolischen Vätern.** 4 M.

4: **Weber,** Lic. E., **Die Beziehungen von Röm. 1—3 zur Missionspraxis des Paulus.** 2,40 M.

5: **Schaeder,** Prof. D. E., **Die Christologie der Bekenntnisse in der modernen Theologie.** — **Schlatter,** Prof. D. A., **Atheistische Methoden in der Theologie.** 1,60 M.

Hölscher, Lic. Dr. G., **Kanonisch u. Apokryph.** Ein Kapitel aus der Geschichte des alttest. Kanons. M. 2.—

Hunzinger, Lic. Dr. A. W., **Lutherstudien. I. Luthers Neuplatonismus in der Psalmenvorlesung von 1513/16.** M. 2.25.

Kähler, Prof. D. M., **Der lebendige Gott.** Fragen und Antworten von Herz zu Herz. 3. durchgesehene Auflage. M. 1.20.

—„— **Die Wissenschaft d. christl. Lehre.** 3. vermehrte Auflage. M. 12.75.

Kirn, Prof. D. O., **Grundriß d. Evang. Dogmatik.** M. 2.20.

—„— **Grundriß der Theolog. Ethik.** M. 1.40.

Lütgert, Prof. D. W., **Gottes Sohn u. Gottes Geist.** Vorträge zur Christologie u. zur Lehre vom Geiste Gottes. M. 2.80.

Seeberg, Prof. D. Alfr. **Die beiden Wege und das Aposteldekret.** 7 Bogen ca. M. 2.—.

A. Deichertsche Verlagsbdlg. (G. Böhme) Leipzig.

Chronik
der
Christlichen Welt
Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 48. Die theologische Lehrzucht auf den preußischen Provinzialsynoden: Ostpreußen — Kirchenregiment und Lehrzucht: Brandenburg, Oberkirchenrat — Bayerische Generalsynode. Letztes Stück — Aus Ostpreußen: Provinzialsynode — Die elfte ordentliche Brandenburgische Provinzialsynode — Aus der Arbeit des Evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung und verwandter Vereine — Aus Bayern — Aus Lübeck — Vereinigung aller positiven Konferenzen — Das 25 jährige Jubiläum des Christlichen Zeitschriftenvereins — Christliche Reklame — Komission für kirchliches Frauenstimmrecht — Die Vorsitzenden der preußischen Provinzialsynoden — Konfessionelle Kriminalstatistik — Personalien

Erreicht haben wir ein wirklich tadelloses, unt. funktionier. neu verbess. **Garantie Christbaumgeläute Nr. 123** zu dem billigen Preise von **nur M. 1.00** zu liefern. — Porto 20 Pfg. extra.

Dieses Geläute ersetzt jegliche Spitze und ist dasselbe, weil es aus vielfarbigem Metall geliefert wird, ein wirklicher Prachtschmuck jed. Weihnachtsbaumes.

Sobald nun die Kerzen angezündet werden, setzt sich das Rad in Bewegung u. die hieran befindlichen Perlen schlagen alsdann geg. die Glocken an u. nun hört man ein feierliches Weihnachtsgeläute, welches Veranlassung zu einer richtigen Weihnachtsstimmung gibt. Fast in keinem Christbaum wird wohl ein solches feierliches Geläute fehlen. Da doch der Preis ein sehr geringer ist, decken Sie Ihren Bedarf im eigenen Interesse jetzt schon, da im vorigen Jahre tausende nicht geliefert werden konnten wegen zu starker Nachfrage. Auch wenn dieses Instrument auf den Ofen gestellt wird, entsteht ein harmonisches Glockengeläute. (Gebrauchsanweisung liegt jedem Geläute bei).

Haupt-Katalog, welcher ca. 4000 Artikel enthält, versenden wir gratis und franko über Neuheiten in **Christbaumschmuck, Spiel-, Musik-, Gold-, Silber-, Nickel-, Leder- und Stahlwaren, Uhren, Waffen, Munition etc.**

Gebrüder Bell, Gräfrath 98 bei Solingen
Fabrik-Versandgeschäft.

Die schönsten Geschenke f. 12—16jähr. Mädchen o. Knaben:

Kölnische Zeitung: Die beiden Bände (Deutsches Mädchenbuch u. Deutsches Knabenbuch) gehören zu den vornehmsten und wertvollsten Jugendjahrbüchern.
Schwäb. Merkur: Der mannigfaltige, reichhaltige Inhalt von Erzählungen, Biographien, Reisebildern usw. macht d. beid. in reichem Bilderschmuck prangenden Jahrbücher zu einem Schatz der Jugend für das ganze Jahr.

Deutsches Mädchenbuch
Ein Jahrbuch d. Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung. **11., 12. u. 13. Jahrg.** fein gbd. **M. 6.50.**
Mit Beiträgen der ersten Schriftsteller und Künstler.
Der neue (13.) Jahrgang enthält auf 410 Seiten 208 schwarze und 19 farbige Bilder, außerdem 5 feine Einschalt-Aquarelle.

Deutsches Knabenbuch
Ein Jahrbuch d. Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung. **17., 18. u. 19. Jahrg.** fein gbd. **M. 6.50.**
Mit Beiträgen der ersten Schriftsteller und Künstler.
Der neue (19.) Jahrgang enthält auf 410 Seiten 214 schwarze und 19 farbige Bilder, außerdem 5 feine Einschalt-Aquarelle.

Deutsch. Mädchenbuch 9. u. 10. Jahrg. / Deutsch. Knabenbuch 15. u. 16. Jahrg. sind, soweit die geringen Vorräte reichen, durch alle Buchhandlung. zu herabgesetzt. Preise zu beziehen.

Wer 12-16 jährige Mädchen oder Knaben zu beschenken hat, der lasse sich in seiner Buchhandlung diese beiden Jahrbücher vorlegen.

Vorrätig in allen Buchhandlungen. Weihnachtskatalog gratis u. franko.
Auch direkt unter Postnachnahme von **K. Thienemanns Verlag in Stuttgart**

Venedig Christliches Hospiz. Campo S. Angelo 3581.
Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

*** Junge, gebildete Mädchen * ***
werden von dem Frankfurter Schwestern-Verband in einer städtischen Kranken-Anstalt **gut ausgebildet zum Zwecke dauernder Anstellung als Krankenpflegeschwestern in dem genannten Verbande bei guten Gehalts- und Pensions-Verhältnissen.** Die Satzungen des Verbandes sind beim **„Vorstand des Frankfurter Schwestern-Verbandes" in Frankfurt am Main,** Städt. Krankenhaus (Gartenstraße) zu erhalten.

Spezial-Landaufenthalt ausschliesslich für
Alkoholkranke
auf dem **Rittergut Nimbsch** a. Bober b. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.) Gegründet 1895. Preis pr. Tag 6 M. Prospekte frei. **Sanitätsrat Dr. Lerche, Alfred Smith.**

Zur **Laubsägerei**
Kerbschnitzerei, Holzbrandmalerei lief. am billigsten sämtl. Werkz., Vorl., Holz 2c.
J. Brendel, Maxdorf 35 Pfalz.
Reichh. Katalog über 2000 Abbild. geg. 40 Pf. in Briefm. frk.
Laubsägeholz per qm von 1 Mk. an.

Sehr passendes und gediegenes Weihnachtsgeschenk.

Julius Burggraf
Schillerpredigten

Ein Band von 26 Bogen gr. 8°
geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark
in Halbfranz gebunden 6 Mark 50 Pf.

Erschien soeben bei
Hermann Costenoble in Jena.

Vorrätig in jeder besseren Buchhandlung.

Bitte

In einer großen evangelischen Gemeinde Oesterreichs sollen die sogenannten „Liebesgaben" an die Pfarrer abgeschafft, dafür die Gehalte der Geistlichen erhöht werden.

Amtsbrüder, die über die Art der erfolgten Ablösung in einzelnen reichsdeutschen Gemeinden Auskünfte geben können, werden gebeten, dem österreichischen Kollegen durch die Redaktion der Christlichen Welt einiges Material zur Verfügung zu stellen. Für jede Mitteilung im Voraus besten Dank!

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Für Weihnachten geeignet:

Lebensfragen

Schriften und Reden

Herausgeber: **H. Weinel**
a. o. Professor der Theologie in Jena.

Bisher sind erschienen:

Die Auferstehung Christi. Die Berichte über Auferstehung, Himmelfahrt und Pfingsten, ihre Entstehung, ihr geschichtlicher Hintergrund und ihre religiöse Bedeutung. Von D. A. Meyer, Professor der Theologie in Zürich. 8. 1905. M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Paulus. Der Mensch und sein Werk: Die Anfänge des Christentums, der Kirche und des Dogmas. Von Professor Lic. Dr. H. Weinel, Jena. 8. 1904. M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Das Dogma von der Dreieinigkeit und Gottmenschheit in seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt von D. Gustav Krüger, Professor der Theologie zu Gießen. 8. 1905. M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Die Religion unserer Klassiker. Von Professor D. K. Sell, Bonn. 8. 1904. M. 2.80. Gebunden M. 3.80.

Naturalistische und religiöse Weltansicht. Von Privatdozent Lic. Dr. R. Otto, Göttingen. 8. 1904. M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Religion und Kunst. Von Ernst Linde, Lehrer in Gotha. 8. 1905. M. —.50.

Erlösung. Von Pfarrer R. Herrmann in Oberweid. 8. 1905. M. —.50.

Zur Ueberwindung des Zweifels. Von Paul Jaeger, Pfarrer in Freiburg i. Br. 8. 1906. M. —.90.

Die Reform des Strafrechts und die Ethik des Christentums. Von Professor D. P. Drews, Gießen. 8. 1905. M. —.50.

Die Frauenbewegung, ihre Ziele und ihre Bedeutung. Von Elsbeth Krukenberg, Kreuznach. 8. 1905. M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Wahre Frauenbildung. Ein Mahnwort an die Gebildeten. Von Marie Martin, Oberlehrerin in Berlin. 8. 1905. M. —.50.

Ausführliche Prospekte stehen zur Verfügung

---

l'Honet, A., Zur Psychologie des Bauerntums. Ein Beitrag. Im Anschluß an synodale Verhandlungen, sowie in Verbindung mit dem „Ausschuß für Wohlfahrtspflege auf dem Lande" zusammengestellt. 8. 1905. M. 4.—. Geb. M. 5.—.

Bibelwörterbuch, Kurzes. Herausgegeben von H. Guthe. Mit 4 Beigaben, 2 Karten und 215 Abbildungen im Text. Lex. 8. 1903. M. 10.50. In Halbfrz. geb. M. 12.80.

Bücher, Die poetischen und prophetischen des Alten Testaments. Uebersetzungen in den Versmaßen der Urschrift. Kl. 8. — I. Das Buch Hiob, übersetzt von B. Duhm. 1897. M. 1.20. Geb. M. 2.—. II. Die Psalmen, übersetzt von B. Duhm. 1899. M. 2.50. Geb. M. 3.30. III. Das Buch Jeremia, übersetzt von B. Duhm. 1903. M. 2.— Geb. M. 2.80.

Gunkel, H., Der Prophet Esra (IV. Esra) übersetzt. Klein 8. 1900. Geb. M. 2.—.

Hand-Commentar, Kurzer, zum Alten Testament, in Verbindung mit I. Benzinger, A. Bertholet, K. Budde, B. Duhm, H. Holzinger, G. Wildeboer herausgegeben von K. Marti. In 5 Bänden oder 20 Abteilungen geheftet M. 76.—. Gebunden in 5 eleganten Halbfranzbänden M. 90.—, in 20 Leinwandbänden M. 96.—. Jede Abteilung und jeder Band ist einzeln käuflich.

Harnack, A., Militia Christi. Die christliche Religion und der Soldatenstand in den ersten drei Jahrhunderten. 8. 1905. M. 2.—. Gebunden M. 2.80.

Heussi, K., und **Mulert, H.,** Atlas zur Kirchengeschichte. 66 Karten (zur kirchlichen Geographie) auf 12 Blättern. 4. 1905. Kart. M. 4.—.

Holtzmann, O., Leben Jesu. Gr. 8. 1901. M. 7.60. Geb. M. 10.—.

Knopf, R., Das nachapostolische Zeitalter. Geschichte der christlichen Gemeinden vom Beginn der Flavierdynastie bis zum Ende Hadrians. 8. 1905. M. 9.—. Geb. M. 11.50.

Loesche, G., Geschichte des Protestantismus in Oesterreich. In Umrissen. Kl. 8. 1902. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

Pahncke, K. H., Willibald Beyschlag. Ein Gedenkblatt zur 5jährigen Wiederkehr seines Todestages (am 25. November 1900). Mit 6 Abbildungen. 8. 1905. M. 3.—. Geb. M. 4.—.

— —, Idealisten und Idealismus des Christentums. Allerlei aus vergangenen Tagen für die Zeit von heute. M. 2.80. Geb. M. 3.80.

Rohrbach, P., Im Lande Jahwehs und Jesu. Wanderungen und Wandlungen vom Hermon bis zur Wüste Juda. 8. 1901. M. 6.—. Geb. M. 7.

de la Saussaye, P. D. Chantepie, Lehrbuch der Religionsgeschichte. In Verbindung mit Fachgenossen herausgegeben. In zwei Bänden. Dritte, vollständig neu bearbeitete Auflage. Gr. 8. 1905. M. 24.—. Geb. M. 29.—.

Krauss, Alfred, weiland Professor der Theologie in Straßburg, Pastoraltheorie. Durchgesehener Sonderabdruck aus dem „Lehrbuch der praktischen Theologie". Herausgegeben von Lic. Friedrich Niebergall, Privatdozent in Heidelberg. Kl. 8. 1904. M. 2.—. Geb. M. 2.75.

Schmidt, P. W., Die Geschichte Jesu. 4. Abdruck. Mit einer Geschichtstabelle. Kl. 8. M. 3.—. Geb. M. 4.—.

— —, Die Geschichte Jesu, erläutert. 8. 1904. M. 7.—. Geb. M. 8.—. Die Erzählung und die Erläuterung in einen Band gebunden M. 12.—.

Schreiber, Max, Buddha und die Frauen. Klein 8. 1904. M. —.90. Kart. M. 1.20.

„Ein anmutiges und fein ausgestattetes Büchlein ohne jeden gelehrten Ballast, zugleich sozusagen ein Lobpreis auf die Frau, jedenfalls den Frauen selbst . . . geschenkweise in die Hand zu geben." Leipz. Ztg. 1903. Nr. 136.

Das Neue Testament. Uebersetzt von Carl Weizsäcker, D. theol. Originalausgabe. Klein 8. Kartoniert M. 1.50. Geb. M. 2.— (früherer Preis M. 3.—).

— —. Großoktavausgabe. (Textbibel E.) Kartoniert M. 1.50. Geb. in Leinwand M. 2.—, in Leder M. 3.—.

Textbibel des Alten und Neuen Testaments, herausgegeben von D. E. Kautzsch. Das Neue Testament in der Uebersetzung von D. C. Weizsäcker. Mit den Apokryphen des Alten Testaments. M. 5.—. Geb. M. 6.—, schwarz mit Gold M. 7.—.

Wernle, Paul, Die Anfänge unserer Religion. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 1904. M. 7.—. Geb. M. 8.—.

Windelband, W., Präludien. Aufsätze und Reden zur Einleitung in die Philosophie. Zweite vermehrte Auflage. 8. 1903. M. 6.60. Geb. M. 7.60.

„Jedes Wort des Lobs oder der Empfehlung für dieses Buch ist überflüssig. Längst werden die „Präludien" . . . zu dem Besten gerechnet, was die neuere Philosophie dem Kreise der Gebildeten zu sagen hat. Wer sie noch nicht kennt, hat eine Schuld gegen seine philosophische Bildung abzutragen und noch einen Genuß zu erwarten . ."

Neues Korrespondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen in Württemberg. 1903. Heft 8.

Windelband, W., Ueber Willensfreiheit. Zwölf Vorlesungen. Zweite unveränderte Auflage. 8. 1905. M. 3.60. Geb. M. 4.50.

— —, Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. Dritte, durchgeseh. Aufl. 1903. M. 12.50. Geb. M. 15.—.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine litterarische Beilage der Verlagsbuchhandlung Georg Wigand in Leipzig und eine Postanweisung für das Wolfer Waisenheim in Wolf a. d. Mosel

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 50 — Marburg i. H., den 14. Dezember — 1905

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Komm, o mein Heiland Jesu Christ — Das kirchliche Wahlrecht und der Deutsch-Evangelische Frauenbund — Das neue preußische Schulgesetz — Wir Christen und die Judenmetzeleien in Rußland — Offener Brief an Herrn Dr. Lueger, Bürgermeister von Wien — Aus Kunst und Kunstgeschichte: Koch, Schütz; Manskopf, Böcklin; Beissel, Fra Angelico; Klassiker der Kunst; Meisterbilder u. A. — Für den Weihnachtstisch: Cornelius, Kunst des 19. Jahrhunderts, Amerika, Genius Loci, Ruskin, Emerson, Trine, Brierley, Thoreau, Meister Eckehart, Foerster, Schiller, Mörike, Carlyle, Bourrier, Hartwig, Goehre, Eschelbach, Schreckenbach, Wette, Trommershausen, Voigt-Diederichs, Birkenfeld, Zemlak, Koppen, Pistorius, Vogel, Blomberg, Spitta, Langewiesche, Knabenbuch, Jugendblätter, Allerlei — Anzeigen

Komm, o mein Heiland Jesu Christ, meins Herzens Tür dir offen ist

Ob er betete und rang „Komm, Herr Jesu" — sein Heiland ließ sich nicht spüren. In der Nacht fing es an und durch das Morgengrauen währte es, daß es ihn trieb, seine leeren Arme tastend auszustrecken in brennender Sehnsucht, das Kommen seines Trösters zu spüren, und in schmerzvoller Begierde, seine Einsamkeit und seine Verlassenheit hinweggescheucht zu fühlen durch die wesenhafte Nähe des Freundes seiner Seele. Und der kalte Tag kam, da ward er müde und mußte schlaff die Hände sinken lassen, denn die Sehnsucht seiner Sinne war ohne Antwort geblieben. Wonach ihn verlangte, das bekam er nicht zu fühlen; wonach er sich sehnte, das zu spüren wurde ihm nicht zu teil. Und so war es immer.

Wiederum kamen Tage, da ließen ihm die Lebenssorgen keine Zeit zu solchem brünstigen Beten. Wohl kannte er auch jetzt durchwachte Nächte der Sorge; aber in diesen Nächten mußte er Pläne machen, daß er sich und den Seinen das Leben fristete; an Arbeit und an Geldgewinn mußte er damals denken bis in den fahlen Morgen. Und müde waren ihm auch jetzt gar oft die Hände zu seinem schweren Tagewerk. Aber doch kam an solchen Tagen oft über ihn ein Gefühl, wie wenn eine Mutter mit ihrer Hand über die Stirn ihres Sohnes streicht. Festhalten, um sich daran zu erlaben, konnte er solches selige Gefühl nie. Es kam ungerufen; gerufen blieb es aus. Je weniger er darüber grübelte, wann es sich wohl einstelle, desto öfter kam es. Und wenn er nicht darauf achtete, weil ihm seine Tagespflichten keine Zeit dazu ließen, dann hielt es an.

Als er nun älter und mit seinen Kindern doch zugleich auch wieder jünger geworden war, und in der Adventszeit mit ihnen nach alter Sitte und Gewohnheit das Christkind anrief, es solle kommen und sich Wohnung in seinem Hause machen, da geschah es, daß der gerufene Heiland wirklich kam. Was dem inbrünstigen Ringen der sehnsüchtigen Seele nicht beschieden gewesen war — Antwort zu spüren auf ihr persönliches Rufen zu Jesu —, das wurde den formelhaften Kindergebeten und den eingelernten Kindersprüchen zu teil: das Christkind trat in die Mitte der kleinen Adventsgemeinde. Sie merkten, daß der Heiland bei ihnen in der Stube war. Die Kinder sahen ihn, und ihr Vater fühlte sich samt ihnen gefeit und geborgen unter des Christkinds Flügeln gegen alle Unseligkeit der ganzen Welt.

Dies Gefühl aber, entsprungen aus den alten Gewohnheiten des Christenlebens, hatte die Kraft, im täglichen Leben zu wurzeln und zu wachsen. Es breitete sich aus und verwuchs und verwob sich mit jenem heiligen Gefühl, das ihn bisweilen ungerufen beglückt hatte, wenn er unter der Last der

Pflichterfüllung hatte nach Atem ringen müssen. Freilich hütete er sich, den Engel Gottes nach Namen und Herkunft zu fragen, oder sein Kommen und Gehen neugierig zu belauschen. Vielmehr kam ihm sein Glück eigentlich nur dann zu Bewußtsein, wenn Sitte und Gewohnheit ihm mit seinen Kindern die Hände faltete. Aber unbewußt war es die Kraft seines ganzen Tuns und Treibens. Das aufgeregte qualvolle Sehnen seines Jünglingsalters, das mit den feinsten Spitzen der Nerven den Advent des Heilands körperlich hatte spüren wollen, war ihm fremd und fremder geworden. Er spürte, was die Kinder spüren: Geborgenheit in Gott mit Jesu — und so war er der Erhörung gewiß, wenn er die Adventsbitten des Alltags in schlichter Gewohnheit betete: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast" und: „Breit aus die Flügel beide, o Jesu, meine Freude".

Denn nur aus dem Alltag löst sich der Feiertag heraus, und nur in der Gemeinschaft der Gläubigen finden wir den Mut, wie die lieben Kinder ihren lieben großen klugen guten Bruder zu bitten:

Komm, o mein Heiland Jesu Christ,
meins Herzens Tür dir offen ist.

S

Das kirchliche Wahlrecht der Frau und der Deutsch-Evangelische Frauenbund

Den diesjährigen preußischen Provinzialsynoden, sowie der hannoverschen Landessynode sind zwei Petitionen um Erweiterung der Pflichten und Rechte der Frau in der Landeskirche vom DEFB zugegangen; einige kleinere kirchlich interessierte Kreise haben sie mit unterschrieben. Wir haben es hier nur mit der einen dieser beiden Petitionen zu tun, denn sie erregt peinliches Aufsehen durch eine Forderung, die in einigen Provinzen gestellt sein soll, daß „geeigneten, selbständigen, Kirchensteuer zahlenden und über 24 Jahre alten weiblichen Gemeindegliedern auf ihren Antrag das aktive Wahlrecht für die Pfarrwahl und den Kirchenvorstand gegeben werde, wenn sie das Gelübde eines religiösen und kirchlichen Lebens ablegen."

Die Petition ist sehr unglücklich abgefaßt. Sie verquickt zwei ganz verschiedene Interessen, für die auch die Parteigruppierungen ganz verschieden sein werden; sie gebraucht Ausdrücke, deren Sinn mehrdeutig ist; sie will alte Mißstände in einzelnen Kirchenordnungen bekämpfen, die Niemand mehr kennt und die kaum noch praktische Folgen haben. Es ist dadurch eine fast vollständige Verdunkelung der Begriffe eingetreten. Das hat den DEFB mit einer Schärfe in die Parteigegensätze des Tages gerissen, daß sein Zusammenhang mit

der übrigen Frauenbewegung, deren rechter Flügel er sein sollte und wollte, direkt gefährdet scheint.

Ich bin bisher Mitglied des DEFB gewesen. Ich habe trotz meines Bedenkens, daß er, so viel ich weiß, auf Anregung von Männern und nicht von Frauen gegründet wurde, stets in ihm die ersehnte Ergänzung der großen Frauenbewegung gesehen, die es bestimmten Richtungen unter den Frauen erst ermöglichte, sich ohne Gewissensbedenken der Frauenfrage zuzuwenden. Während die katholische Kirche längst der Frauenbewegung ihr volles Interesse zugewandt hat und ein katholischer Frauenbund unter ihrer Autorität blüht, hatten die evangelisch-kirchlichen Christinnen viel zu lange gezögert, sich von ihrem anerzogenen Widerwillen gegen diese Revision des „gottgewollten" Verhältnisses der Geschlechter frei zu machen. Im DEFB war endlich die annehmbare Form gefunden für Viele, die sich mit ihrem Christentum im Herzen doch nicht auf das offene Meer des modernen Lebens hinauswagten. Die offizielle Flagge, „im Sinne des Evangeliums" die Frauenfragen lösen helfen zu wollen, habe ich freilich stets für einen unglücklichen Ausdruck gehalten, der als objektives Parteiprogramm wenig besagt.

Ich habe über die beanstandete Formulierung der Petition eine Verständigung mit der Vorsitzenden des DEFB, Fräulein Paula Müller, die vom lautersten Eifer für die Arbeit fast verzehrt wird, gesucht und bis zu einem gewissen Grade auch gefunden. Allein gerade darum ist nun diese öffentliche Aussprache der Bedenken notwendig, damit Alles geklärt und die Steine des Anstoßes vielleicht beseitigt werden können, die der Einigkeit im Wege liegen.

Ich sehe den Hauptfehler der Petition in der Verquickung der beiden fast entgegengesetzten Forderungen: das gleiche Recht der Frau auf Betätigung ihrer persönlichen Selbstständigkeit bei den Kirchenwahlen, wie es dem unselbständigsten, minderwertigsten Mann zusteht, wenn er nicht öffentlichen Anstoß erregt und seine äußere Ehre verloren hat, und das Recht der Kirche, um ihres Bestehens und Gedeihens willen von ihren Wählern andre Nachweise für das Wahlrecht zu verlangen, als die Aufnahme durch die Taufe und das „Gelübde" der Konfirmation einerseits, die Pflicht zur Kirchensteuer andrerseits in einer allgemeinen Landeskirche geben.

Beide Forderungen sind schon früher durch die Vorsitzende des DEFB auf Kongressen und Konferenzen vertreten worden; in bezug auf die zweite Forderung hat Fräulein Paula Müller geradezu schon die Formel von einer „verpflichtenden Unterschrift" gebraucht. Dazu konnte man, ohne sich weiter aufzuregen, den Kopf schütteln. Jetzt ist der DEFB offiziell mit der absoluten Vermischung beider Interessen vor die Oeffentlichkeit getreten, und die Mitglieder der unterzeichneten Vereine müssen sich klar machen, ob sie die Sache vor ihrem Gewissen mitvertreten können oder nicht.

Die Frage des Frauenstimmrechts ist eine sehr ernste Zukunftsfrage. Das kirchliche Wahlrecht der Frau ist der Teil der Gesamtrechtsfrage, der sich zur ersten Aufrollung eignet. Wenn die Frau als Christin genau so Glied der Kirche ist wie der Mann, so ist das kirchliche Wahlrecht der Frau der Punkt, an dem die ganze Wahlrechtsfrage zuerst ansetzen muß. Das haben auch alle Richtungen der Frauenbewegung erkannt. Darum ist es eigentlich eine naive Forderung der Bundesvorsitzenden, der Verein für Frauenstimmrecht solle die Behandlung dieser Frage den kirchlich interessierten Frauen überlassen.

Der DEFB hat jedenfalls mit dieser Petition sehr übel debutiert. Denn nur als möglichst klare, einfache Rechtsfrage mußte das Frauenstimmrecht in Angriff genommen werden. Der DEFB hat sich nun selbst zu einer öffentlichen Stellungnahme gezwungen, indem er die gefährliche Frage mutig anschnitt. Entscheidet er sich im Prinzip für oder gegen das Frauenstimmrecht auf allen den Gebieten, auf denen der Mann das allgemeine Stimmrecht besitzt?

Der DEFB hat das kirchliche Wahlrecht der Frau, trotz den dem Frauenleben eigentümlichen Verhältnissen, gleich eingeschränkt auf die selbständigen Gemeindeglieder, die Kirchensteuer zahlen. Man ahnt hier schon den weiten Hintergrund der großen Ehefrage, ob der Beruf der Hausfrau und Mutter nicht auch rechtlich als ein persönlich selbständiger Beruf zu fassen sei, eine Frage, die schon aus der Zukunft herüber winkt. Zunächst steht also die Petition des Bundes auf dem Standpunkt, daß durch das selbständige Zahlen von Kirchensteuer der Einzelne sich dokumentiere als Glied der Kirche. Ich wüßte Nichts hinzuzufügen zu dem Grundsatz, daß die Kirche als rechtliche Institution dem, von dem sie die Pflicht der Kirchensteuern verlangt, das Recht der Mitarbeit bei kirchlichen Wahlen nicht a priori entziehen kann. Denn in die Landeskirche sind die Einzelnen nicht freiwillig, aller Pflichten sich vollbewußt eingetreten, sondern sie sind hineingewachsen. Schwerlich wird man das Massengelübde der Konfirmation, an das für allzu Viele sich der erste bewußte innere Widerstand gegen einen moralischen Zwang und somit ein schwerer innerer Zwiespalt knüpft, als Gegenbeweis anführen können. Jeder hält zunächst seinen Ring für den echten. Keine Richtung braucht daher die Idee zu haben, als sei sie in der Landeskirche nicht am Platze. Selbst der gegen die überlieferten Dogmen und Formen absolut Gleichgültige kann die moralische Pflicht fühlen, das Wahlrecht in der Kirche eifrig auszuüben, weil er von seinem Gewissen sich getrieben fühlt, die ihm richtig erscheinende Weiterentwicklung der Glaubensformen zur Herrschaft zu bringen. Wo sitzt nach evangelischer Lehre der Richter über Rechtgläubigkeit anders als im eigenen Gewissen?

Kirchensteuer und kirchliches Wahlrecht scheinen mir die konkave und konvexe Seite der Zugehörigkeit zur Kirche darzustellen, sei es Landeskirche oder Freikirche. Vieles deutet darauf hin, daß der große Segen einer Landeskirche im „christlichen" Staat, wie die Lebensformen der Reformationszeit sie bis auf uns überlieferte, nicht lange mehr zu halten ist, sondern daß die Spannung zwischen den Richtungen innerhalb der Kirche zu Spaltungen im großen Stil führen müssen. Das wird zugleich für viele bedrückte Gewissen eine Erlösung bedeuten, indem nun die einzelnen Persönlichkeiten sich mit voller Ueberzeugung der Freikirche anschließen können, deren Dogmen und Formen ihnen zusagen, während andre Staatsbürger das volle Recht haben, aus guten oder bösen Gründen außerhalb des Schattens der Kirche zu leben. Warum nun diese furchtbar schwere Frage so mutwillig verquicken mit der an sich schon so schweren Entscheidung über das Wahlrecht der Frau?

Ganz unevangelisch erscheinen mir zwei weitere Forderungen, nämlich der Nachweis des „religiösen" Lebens und das „Gelübde." Wo ist die Autorität, vor der der evangelische Christ sein „religiöses Leben" nachweisen müßte? Der katholische Christ steht anders, für ihn bedeutet Religiosität den Gehorsam des Glaubens gegen die kirchlichen Lehren. Als evangelischer Christ habe ich das Recht, Jedem die Tür zu weisen, der sich mir als Autorität für mein religiöses Leben aufdrängen will, als Mittler zwischen Gott und meinem Gewissen. Der Warnung Christi, nicht das Unkraut auszuraufen, damit nicht der Weizen mit verloren gehe, scheint mir die Forderung des DEFB in einer evangelischen Landeskirche schlecht zu entsprechen.

Unerträglich aber erscheint mir die Forderung eines „Gelübdes religiösen und kirchlichen Lebens". Ein „Gelübde" bindet für die Zukunft und ist nur zulässig, wenn es aus freier persönlicher Wahl geleistet wird, wie z. B. bei der Eheschließung. Die Menschen fallen in die größten Sünden nicht durch ihre Freiheit, sondern durch ihre Gelübde. Wer kann mir heute sagen, was ich morgen für richtig halte? Ein unfreiwilliges Gelübde aber ist eine schwere und unerträgliche Bürde, die den Menschen auf den Hals gelegt wird. Man sollte, ehe man die Erlangung eines notwendigen Rechtes von einem Gelübde abhängig machen will, erst einmal Matth. 23 recht ernst und unter Gebet lesen.

Diese schwere Last will die Petition um das kirchliche Wahlrecht der Frau der noch rechtlosen Frau quer vor ihr Recht legen, während der Mann tatsächlich dieses für ihn selbstver-

ständliche Recht bis jetzt ungehindert ausübt. Das ist kein Türöffnen, sondern ein Türschließen.

Ich beklage tief, daß dieser Rattenkönig von Fragen in der Petition des DEFB als eine reine Opportunitätsfrage für bestimmte kirchliche Interessen, daß sie gar nicht als eine objektive Rechtsfrage behandelt ist — wenn nun einmal der DEFB die Zeit der Behandlung gekommen glaubte.*) Möchten meine Worte dazu dienen, das Mißverständnis, die Irrung zwischen dem Frauenbund und der Frauenbewegung wegzuschmelzen und neue Verständigung anzubahnen. Wenn sie denn auch trotz ihres beiderseitigen warmen ehrlichen Willens nach Menschenart getrennt marschieren müssen, so könnten sie doch vereint kämpfen gegen Alles, was nicht „gottgewollt", nach unser aller Ansicht, an dem Verhältnis zwischen den Geschlechtern in der Christenheit und dem deutschen Volke ist. Wie könnten die Frauen dem öffentlichen Leben zum Segen werden, wenn die Nation und die Kirche ihnen endlich Luft und Licht gäbe, ihre weiblichen Kräfte zu entfalten! Marie Martin

Das neue preußische Schulgesetz

Das preußische Volksschulunterhaltungsgesetz ist nun endlich im Entwurf bekannt gegeben. Sein vierter Abschnitt regelt die konfessionellen Verhältnisse. Es ist eine unglückliche Zeit, diese Materie zu regeln! Wer von uns wünschte nicht, daß unser Vaterland ein Staat wäre, dem keine Konfession Kummer machte und der unbesorgt um ihre Gunst oder Mißgunst aus dem Ideal des Kulturstaates und aus der reinen Idee der Religionsfreiheit heraus die ernsten und zarten Fragen lösen könnte, die er jetzt in banger politischer Sorge darum beantworten muß, ob er auch die staatserhaltende Kirche mit seiner Antwort befriedigt. Keiner ist unter uns, der nicht wenigstens für besser hielte, daß Preußen seine Antwort noch hätte aufschieben und die Schulunterhaltung ohne Abschnitt IV ordnen können. Aber müssen wir uns nicht sagen, daß wir morgen ein rücksichtsloses und unerträgliches konservativ-klerikales Schulgesetz bekommen, wenn wir uns heute den allenfalls erträglichen Abschnitt IV nicht, allen unsern frommen Wünschen zum Trotz, gefallen lassen? Es sollte uns zu denken geben, daß das Kompromiß, das im Abschnitt IV vorliegt, von konservativer Seite mehr selbstverleugnende Rücksicht auf liberale Wünsche nimmt, als die liberale Doktrin gemeinhin für möglich hält. Die Konservativen haben dem Kompromiß nur zustimmen können, wenn sie die politische Lage für überaus ernst halten; die „Agrarier" nehmen schwere Opfer auf sich. Wollen wir uns von ihnen da an Einsicht, Vaterlandsliebe und besonnenem Opfermut übertreffen lassen und so tun, als lebten wir Preußen nach innen und nach außen in so tiefem und sicherem Frieden, daß wir unserm Volke unbesorgt die Erschütterungen eines neuen Kulturkampfes zumuten könnten?

Zur politischen kommt die rechtliche Notwendigkeit. Nach dem Entwurf sollen mehrere hundert Millionen Mark Schulvermögen von seinen bisherigen konfessionellen Eigentumsträgern an einen interkonfessionellen Eigentumsträger: an die politische Gemeinde überwiesen werden. Da muß dafür gesorgt werden, daß diese Millionen ihrer ursprünglichen Verwendung nicht ohne Not entfremdet werden können.

So entspricht denn der grundsätzliche § 18 durchaus dem Herkommen und der Verfassung.

§ 18. Die öffentlichen Volksschulen sind in der Regel so einzurichten, daß der Unterricht evangelischen Kindern durch evangelische Lehrkräfte, katholischen Kindern durch katholische Lehrkräfte erteilt wird. Niemandem darf lediglich wegen des Religionsbekenntnisses der Zutritt zu einer öffentlichen Volksschule versagt werden.

Wir haben keinen Grund, dies Herkommen geändert zu wünschen, solange in unserm Vaterlande das Zentrum Trumpf ist. Denn solange unser Staat als Schulherr nicht die Macht hat, die Katholiken zur Friedlichkeit zu zwingen, ist die Schiedlichkeit der Schulen die einzige vernünftige Schulpolitik. Entweder Kulturkampf — oder § 18. Also § 18.

Die unklaren Begriffe: konfessionelle Schule, simultane Schule, paritätische Schule — Begriffe, unter denen jeder Rufer im Streit etwas Anderes verstand — sind im ganzen Entwurf vermieden. Wem es um Klarheit zu tun ist, der sollte diesem Beispiel folgen. Ueberhaupt vermeidet der Entwurf durchweg die Terminologie, die sich im schulpolitischen Kampfe bisher ausgebildet hat. An Stelle der Termini setzt er deutliche Umschreibungen der Sache, um die es sich handelt — ein kluges Verfahren, das dem bloßen Wortstreit vorbeugt.

Schulen, deren Kollegium aus evangelischen und katholischen Lehrern gemischt ist, sollen in Preußen zwar nicht die Regel bilden, sind aber nicht verboten. Wo Schulverbände sich stark genug fühlen, auch konfessionell-rückständige Lehrer samt ihren Hintermännern so zu beherrschen, daß ihre Zusammenarbeit auch mit fortschrittlichen Lehrern an ein und derselben Schule dem Unterrichte keine Hemmnisse, den Schülern aber Förderung bringt, ferner dort, wo wir wirklich noch eine unabhängige beichtstuhlfreie katholische Bevölkerung haben und wo diese Katholiken ihre Kinder gern mit evangelischen Kindern zusammen in Schulen schicken, die von Lehrern beider Konfessionen friedlich und verträglich bedient werden, ja selbst dort, wo etwa Schulverbände von Religion Nichts wissen wollen und in der Gleichgültigkeit des Lehrerkollegiums gegen die Religion seiner Mitglieder die beste Gewähr für die religiöse Gleichgültigkeit der hier erzogenen Schulkinder sehen: da überall dürfen nach § 20 nach wie vor katholische und evangelische Lehrer in bunter Reihe angestellt werden.

Das scheint mir gut so.

Denn da es die näheren Bestimmungen des Gesetzes lediglich den Eltern in die Hand geben, ob sie für ihre Kinder solche Schulen mögen, und da es heutzutage noch zu den unbestrittenen Rechten des Menschen gehört, seine Kinder in gewissen Grenzen so gut oder so schlecht zu erziehen und unterrichten zu lassen, wie er will, so finde ich gegen Schulen der Art (selbst in ihrer unerfreulichsten Gestalt) von Rechts wegen Nichts einzuwenden. Wo den Eltern von auch nur 120 Kindern einer solchen Schule diese konfessionelle Gleichgültigkeit nicht paßt, muß ihnen der Schulverband eine Schule nach der gesunden Regel des § 18 einrichten; auf dem Dorfe brauchen es sogar bloß die Eltern von 60 Kindern zu sein (§ 20, Absatz 7).

Unter fast denselben Bedingungen muß aber auch neben einer evangelischen eine katholische Sonderschule, neben einer katholischen eine evangelische Sonderschule eingerichtet werden (§ 23). Ja hier ist die Errichtung von Sonderschulen noch leichter. Es brauchen nicht 120 oder 60 Kinder einer Schule, sondern nur 120 oder 60 Kinder eines Schulverbandes zu sein, denen zu Liebe die Sonderschule neu errichtet wird.

Sehr wichtig ist es, daß es hierbei (§ 20 Absatz 7 und § 23) nur auf die Eltern ankommt. In dem bisherigen Schulstreit ist die Meinung schier unausrottbar gewesen — selbst bei Männern wie Natorp und Naumann begegnet sie —, daß es in der Hand der Kirchen läge, Schulen mit Lehrern ihrer Konfession zu verlangen. Die „Kirchen" haben gar Nichts zu verlangen.

Nun will ich mir aber offen vor meinen Gegnern die Blöße geben und eingestehen, daß diese Bestimmung „nur auf dem Papier" steht. In Gegenden mit zahlreicherer katholischer Bevölkerung ebenso wie in der katholischen Diaspora ist der Herr Pfarrer so mächtig, daß der Wille der Kirche mit dem Willen der Eltern so gut wie dasselbe ist. Durch einklassige oder wenigklassige katholische Schulen können also nach dem Schulgesetz allenthalben blühende vielklassige Schulsysteme ruiniert werden. Sie können nicht bloß, sie werden es.

Wäre der Ernst der Lage nicht so tief, wir würden eine andere Regelung dieser Dinge fordern müssen, selbst auf die Gefahr hin, daß das ganze Schulkompromiß in die Brüche ginge. Aber sind wir stark genug, dem Staate die Macht zu geben,

*) Der Deutsch-Evangelische Frauenbund hat sich durch die Männer, die als kirchenpolitische Berater ihm zur Seite standen, in diese Irre führen lassen. Das wird ja ganz ordentlich und ehrlich zugegangen sein. Vergl. Nr. 47, Sp. 1122. Aber der DEFB sollte aus der schmerzlichen Erfahrung die Lehre nehmen, daß er seine Mission nur dann erfüllen wird, wenn er sich von jeder kirchenparteiischen männlichen Beratung völlig freimacht. D H

die er brauchte, den hier drohenden Gefahren wirksam zu begegnen? Kein Zweifel obenein, daß die Ruinierung guter vielklassiger Allgemeinschulen durch minder gute wenigklassige Sonderschulen ihren Gang geht, auch wenn Abschnitt IV abgelehnt wird. Er kodifiziert ja nur den Brauch.

Aber er kodifiziert ihn so, daß die Kirche grundsätzlich ausgeschaltet ist. Das steht jetzt nur auf dem Papiere, aber es wird zum Recht. Es steht geschrieben, daß es Elternsache und nicht Kirchensache ist, über die konfessionelle Schulkindererziehung zu entscheiden.

Dabei will ich nicht verschweigen, daß ich es noch nicht für den idealen Zustand halte, wenn eine Entscheidung, welche der Idee nach nicht ohne Mitwirkung des Kulturstaates getroffen werden sollte, lediglich den Eltern überlassen bleibt; aber der Fortschritt: „nicht die Kirche, sondern die Eltern" ist groß genug, um begrüßt zu werden.

Die Bestimmungen für den Fall, wo eine bisher nur mit katholischen Lehrern besetzte Schule fürderhin nur mit evangelischen Lehrern zu besetzen ist (und umgekehrt), sind so vorsichtig gefaßt, daß hier Störungen und Schwankungen kaum zur Klage Anlaß geben werden.

Die Neugründung von Schulen, an denen katholische und evangelische Lehrer selbander unterrichten, ist nicht leicht. Wo schon welche bestehen, können freilich ungestört weiter welche dazu kommen. Aber nur *aus besonderen Gründen* können sie dort errichtet werden, wo es bisher noch keine gab. Hoffentlich wird unzweideutig zum Ausdruck gebracht, daß zu den „besonderen Gründen" auch *der einmütige Wille einer hinreichenden Anzahl von Eltern* gerechnet wird. Denn wenn wir auch für diese Art von Schulen im allgemeinen nicht schwärmen, weil die heurigen Zeitläufte ihre empirische Erscheinung nur zu leicht ins Gegenteil ihrer Idee verkehren, so erfordert es doch die Billigkeit, daß diejenigen, welche sie für ihre Kinder wollen, sie auch ohne Schikane kriegen.

Was über die Zugehörigkeit der Geistlichen zu Schuldeputation oder Schulvorstand Gesetz werden soll, scheint keine numerische*) Verstärkung des kirchlichen Einflusses zu bedeuten. Ja Manches scheint ihn sogar zu verringern. Indessen muß man sich wohl hier, wie auch sonst noch, vorerst vorsichtig ausdrücken, da das Gesetz lange genug zurückgehalten ist, um nicht das Mißtrauen zu erregen, daß hier und da Fußangeln versteckt liegen könnten.

Im Allgemeinen teilt Abschnitt IV (Konfessionelle Verhältnisse) das Los aller Gesetze, welche Bestehendes als Recht fixieren. Niemand freut sich ihrer.

Der sieben Abschnitte Schulunterhaltungsgesetz *als eines Ganzen* wird sich indessen Jeder freuen müssen. Möchte es zustande kommen, damit endlich, endlich die Grundlage geschaffen wird, auf der unsre arg vernachlässigte preußische Volksschule wieder ordentlich gepflegt und sorgsam in die Höhe gebracht werden kann. Hoffentlich ist es noch nicht zu spät.

Friedrich Michael Schiele

*) Eine *moralische* Verstärkung des geistlichen Einflusses bedeutet es leider jedenfalls. Die Geistlichen sind fortan durch *Gesetz*, was sie bisher nur durch besondere *Ernennung* wurden. — Drückende Gesetze lassen sich aber vielleicht eher abrogieren als eingewurzelte Verwaltungsbräuche beseitigen.

Wir Christen und die Judenmetzeleien in Rußland

In Nr. 46 schrieb der Herausgeber d. Bl.:

Die Nachrichten aus Rußland werden die mannigfachsten Empfindungen in unsern Lesern auslösen. Uns beschäftigt immer wieder eine Tatsache, auf die von der Tagespresse weniger geachtet wird: der moralische Bankerott der russischen Kirche. Es ist doch nicht nur das System Pobedonoszeff, sondern es ist die Kirche selbst, die zusammenbricht. Sie hatte in ihrem ehrwürdigen Alter, in ihrem ruhigen Konservatismus, in ihrer Volkstümlichkeit immer noch etwas Imponierendes. Fragte man die Landeskundigen nach dem sittlichen Halt, den sie habe und biete, so bekam man sehr widersprechende Auskunft. Ihre innere Verwachsenheit mit dem Staat, d. h. mit dieser faulen Beamtenhierarchie, ließ doch immer vermuten, daß die Pessimisten Recht hätten. Nun liegt die Kirche mit dem Beamtenstaat zu Boden. Für sittlich starke Menschen, die der Revolution Festigkeit und Ziel geben könnten, hat sie nicht gesorgt. Dumpf und stumpf wogt eine unerzogene Menge herüber und hinüber: gestern schlug sie für die Freiheit die Polizei, heute für die Polizei die Juden tot. Diese Auskunft der Judenverfolgung als letzter Schluß der Ereignisse ist das Entsetzlichste. Man ist ja geneigt, die Exzesse gegenüber den Juden in Rußland nicht anders zu beurteilen als sonstige Exzesse der russischen Völkerschaften wider einander. Aber zu gräßlich ist, was gemeldet wird, als daß die Menschlichkeit auch des abgebrühtesten Lesers sich nicht regen sollte. Und zu schamvoll ist es für den Christen, daß es noch immer in der Welt Schaaren gibt, die den Christennamen tragen und im grausamen Hinschlachten von Juden, Greise, Frauen und Kinder nicht schonend, ein gutes Werk zu tun meinen. Aus Scham darüber ist der Herausgeber der Christlichen Welt dem Hilfskomitee beigetreten, das sich in Frankfurt a. M. gebildet hat, um den Familien der ermordeten und beraubten russischen Juden beizustehen.

Wie schon vorher in Folge des Umstandes, daß mein Beitritt zu diesem Hilfskomitee durch unsre Lokalblätter bekannt geworden war, so gingen mir auch nachher aus Marburg Gaben für die von dem russischen Judenmord Betroffenen zu. Alles in Allem 546 Mark, darunter 403 von Christen. Ein jüdisches Hilfskomitee am Orte tat sich ebenfalls auf, doch mehr an die Glaubensgenossen sich wendend und wohl auch nur von diesen bedacht.

Mir fiel auf, daß auf die vorhin wiederabgedruckten Zeilen aus der ganzen christlichen Welt draußen auch nicht 1 Pfennig mir zuging. Dafür bekam ich nach einiger Zeit von einem Leser einen Brief, dem die Frage, ob er hier geben solle oder nicht, wenigstens zu schaffen gemacht hatte: er teilte mir mit, daß er sich für das Letztere entschieden habe.

Nun habe ich ja unsre Leser gar nicht gebeten! Weshalb nicht? Aus dem *einen* Grunde, daß ich mir sagte: für diesen Zweck werden Hunderttausende, ja Millionen zusammenkommen, und wie groß die Not auch sein mag (eine *genaue* Vorstellung davon hatte ich damals nicht, und wer von uns hat sie denn heute?), so wird, was Geldhilfe vermag, geschehen. Dafür werden die Nächstbeteiligten, die Juden, selber sorgen. Dagegen bin ich so oft in der Lage, für Zwecke bitten zu müssen, die auf unsern kleinen Kreis angewiesen sind; und weil wir allermeist nicht mit Ueberfluß gesegnet sind, so müssen wir unser bißchen Opferfähigkeit und Opferwilligkeit zusammenhalten. Aus diesem Grunde *hat* ich nicht für die Opfer der Judenmetzeleien in Rußland. Daneben mich dessen getröstend, daß überall im Lande die Hilfskomitees sich bilden würden, und nicht ohne Beisassen aus dem Christenvolk.

So ist es denn auch gegangen. Die Hunderttausende fließen zusammen, von Juden gespendet. Es sind große Summen darunter von reichen Häusern. Es sind große Summen darunter von armen Leuten. Und diese Juden sammeln nicht zum ersten Mal für ihre Blutsbrüder in Rußland! Das russische Elend ist für sie eine Schraube ohne Ende seit langer Zeit. Fast könnten sie es müde werden, aber Vorgänge wie die letzten peitschen das Empfinden mächtig auf. Man soll nicht nur sagen beim Anblick dieser Summen: Seht, wie sie es haben! sondern: Seht, wie sie es geben! Und man kann sicher sein: mancher gab so, daß es ihm wehtat. — Es waren auch Christen unter den Gebern und in den Komitees. Aber ich habe den Eindruck: wenige nur. Gerade die Art, wie die Fälle, in denen Christen bei der Aktion hervortraten, evangelische und katholische Geistliche zumal, durch die Presse gingen, läßt mich schließen, daß es wenige waren. Und dazu die Tatsache, daß mir aus dem weiteren Leserkreise Nichts zuging, auch nicht ein Pfennig, sondern nur jener diese Zurückhaltung rechtfertigende Brief — das gab doch zu denken.

Sehe ich mich um nach Erklärungsgründen, so bietet mir der eingegangene Brief zuerst diesen: Weshalb für die Juden nur? Weshalb nicht für die Christen? Weshalb nicht für die Deutschen? Weshalb nicht für die Balten?

Ja weshalb nicht? Es gibt Deutsche, es gibt Balten genug im Reich, die Bescheid wissen um die Verluste und die allgemeine Not, die unsre Blutsgenossen drüben betroffen hat. Ich kenne sehr wohl die Vorgänge in den Ostseeprovinzen: in den Kirchen, in den Pfarr- und Gutshöfen — hätte ich irgend

Nachrichten darüber bekommen, die zu dem von den Tagesblättern Gemeldeten etwas Neues hinzubrächten, wie ich mich denn darum bemüht habe, wie schnell würde ich es unsern Lesern mitgeteilt haben! Ich stehe doch unter dem Eindruck, daß da von Massenraub oder gar Massenmord nicht die Rede sein kann, sondern daß es sich da um einzelne, wenn auch noch so traurige Schicksale verhältnismäßig Weniger handelt. Ich glaube zu beobachten, daß der Selbstschutz in jeder Form es dort ist, was allein helfen kann und, nachdem er organisiert ist, auch wirklich hilft. Aber wer es anders weiß, der trete auf und rufe unsre Hilfe an: da wird sich ja zeigen, ob wir Deutschen im Reich versagen.

Mutatis mutandis gilt das von allen den Deutschen, die bei den russischen Wirren in Not geraten sind und noch geraten werden. Ich habe schlechterdings keine Schätzung, wie viele das an Zahl sein mögen und wie groß der erlittene Schaden. Kundige sollen doch reden! Sofern es sich um Reichsangehörige handelt, muß die Reichsregierung ihre Schuldigkeit tun.

Nun aber die ganze Masse, die von der russischen Revolution betroffen ist! Wer soll an die Russen helfend heran? Wer kennt sich da aus? Wer zeigt da ein Mittel und einen Weg für die redlichste Nächstenliebe? Es übersteigt doch auch alle Kräfte unsrer Warmherzigkeit, wenn drüben in Mord und Totschlag eine Welt zusammenbricht, da irgend spürbar einzugreifen. Für die Kriege haben wir das rote Kreuz, wer organisiert Aehnliches auf Revolutionen hin!

Man verbaue sich aber doch nicht durch Ueberspannung des Pflichtgefühls den Sinn für das Nächstgebotene. Und das Nächstgebotne ist für uns Christen angesichts der Greuel in Rußland die Unterstützung der Opfer des Judenmordens in Rußland.

Denn hier ist Entsetzliches geschehen, das greifbar und klar vor uns steht. Gewiß sind es Juden, die dank ihrem internationalen Zusammenhang uns gerade darüber am schnellsten unterrichteten. Und gewiß sind es Juden, die als die Nächsten dazu ihren Blutsverwandten alsbald beisprangen. Mit Summen, wie wir sie sicher für unsre Volks- oder Glaubensgenossen niemals aufbringen würden. Aber darum ists ja gar nicht des Geldes wegen, daß wir auch helfen sollen. Sondern der Schuld wegen, die wir mit tragen an jenen Greueln.

Ich kann und mag eigentlich darüber nicht mehr sagen, als ich in den oben aus Nr. 46 wiederholten Worten gesagt habe. Ich bin auch sicher, daß ich damit bei unsern Lesern weithin Verständnis gefunden habe, wenn schon vielleicht nur für einen allzuflüchtigen Augenblick. Es gibt doch nicht nur ein Solidaritätsgefühl der Juden unter einander, sondern auch der Christen unter einander. Wir zählen in unsern Statistiken 600 Millionen Christen, indem wir auch die Russen mit einrechnen — doch nicht etwa nur um mit der größtmöglichen Ziffer zu prahlen. Wir haben doch ein Bewußtsein, gemeinsame geistige Güter zu besitzen mit Allen, die das Vaterunser beten. Und es sollte uns nicht durchzucken als ein heißer chronischer Schmerz, daß diese Christen in Rußland zuletzt immer nichts Andres wissen, als die Juden totschlagen? Das ist doch viel schlimmer, viel ekelhafter als die entfesselten Leidenschaften einer Revolution — die haben trotz Allem eine gewisse Größe, heute in Rußland so gut wie einst in Frankreich und England, ähnlich dem ethischen Schauspiel, das trotz Allem die Kriege gewähren. Aber dies von der Gesellschaft, von der Obrigkeit und von der Kirche gepflegte Ventil der Judenmetzeleien? Ja von der Kirche gepflegt. Denn der Termin der herkömmlichen Judenhetzen ist die Osterfeier, und was den russischen Bauer dazu erregt, ist letztlich ganz unmittelbar der christliche Kultus. Sein Zorn über den Tod Christi tobt sich aus wider die, die ihn gekreuzigt haben. Es handelt sich hier nicht um die plötzlich für Alles verantwortlichen Hooligans, sondern um eine kirchliche Volkssitte, um den Glauben einer christlichen Masse, mit solchem Greuel vor Gott und dem Zaren ein gutes Werk zu tun.

Man schwäche diesen Gedankengang nicht dadurch ab, daß man auf die Sünden auch der Judenschaft reflektiert. Wollen wir das, so müssen mir noch tiefer graben und noch ältere Versündigung der Christenheit an den Juden hervorholen. Es ist eine Kette von Schuld herüber und hinüber von damals bis heute. Und es gibt keine unfruchtbarere, einseitigere Geschichtsbetrachtung als den Antisemitismus. Mit dem kleinsten Ausschnitt von Beobachtung werden die dürftigsten Reformen begründet — Reformen auf Kosten des unbequemen Nachbarn.*) Und der Pastor Wangemann hatte doch neulich ganz Recht, wenn er sagte: „Wäre ich als Jude und nicht als Christ geboren, die Christenheit hätte mich nimmer zum Christen gemacht.“ Jetzt wieder diese umgekehrte Bluttaufe: einst bekehrte das Blut der Märtyrer Viele zum Christentum, heute gibt es christliche Volksmassen, die meinen zu bekehren, indem sie Andre zu Märtyrern machen!

Ich finde überhaupt, daß das Gefühl für Humanität in der heutigen Christenheit lange nicht lebendig genug ist. Man spricht gelegentlich von Humanitätsduselei, aber was man damit trifft, sind doch nur kleine Schwächen. Aber der Sinn für das Ganze der Menschheit, der Sinn für den Fortschritt und die gegenseitige Annäherung der Völker, der Sinn für das, was wir dem Nachbar schuldig sind, gerade weil er ein Andrer ist als wir — dieser Gemein- und Brudersinn ist doch etwas schlechthin Urchristliches. Wir habens im Nationalismus glücklich so weit gebracht, daß auch Völker, die durch ihre innere Geschichte auf einander angewiesen sind, sich kaum noch verstehen. Gewiß dürfen wir nicht zurück zu einem schwächlichen Weltbürgertum, das uns hindert, als Nation zu leisten, was wir sollen. Aber das Christentum muß in einer Zeit, wo der Nationalsinn erstarkt ist, den Dienst leisten, daß er das Gegengewicht der Humanität stärkt. Denn es will zwar den Nationalismus ertragen und tragen, aber seinem Wesen nach ist es international, ist es Humanität.

Wahrhaftig, es steht doch unter dem Zeichen des Nationalismus mit unsrer christlichen Völkerfamilie nicht, wie es sollte. Zwar wenn es das Finanzwesen betrifft, dann reicht die Eintracht der Mächte zu einer Flottendemonstration. Aber sonst verdecken die Staaten mit dem Prinzip der Nichteinmischung nur ihre Ohnmacht, einander zu helfen, einander in den inneren Nöten beizuspringen. Der Staatsmann von heute kann nicht anders, als sich und sein Volk aufs äußerste zurückhalten, gewiß. Aber wer über die Grenzpfähle seines Vaterlandes hinaus empfindet, muß erkennen und wissen, daß dieser Zustand von heute dem Ideal der Humanität nicht entspricht, dem nachzutrachten unsre heilige Christenpflicht ist. So gewiß es heute im Innern eines gesunden Volks eine öffentliche Meinung gibt, die gewisse Ungehörigkeiten im Lande nicht duldet, so gewiß muß in der christlichen Völkerfamilie ein Gewissen lebendig sein, das über die Grenzen hinüber und herüber empfindlich und wirksam ist. R

Offener Brief an Herrn Dr. Karl Lueger, Bürgermeister von Wien

Bielitz, den 1. Dezember 1905

Euer Hochwohlgeboren haben auf dem jüngsten österreichischen Katholikentage in Wien die „Los von Rom“-Bewegung zum Gegenstand Ihrer scharfen Angriffe gemacht. Das ist, da Sie Katholik sind, Ihr gutes Recht. Ebensowenig wollen wir,

*) Wie gründlich die Diagnose auf Judensünden oft fehlgeht, dafür las ich vor kurzem ein lustiges Beispiel. Björnson, sonst ein großer Philosemit, entwickelte einmal seine Einwendungen gegen die Betätigung der Juden in Litteratur und Publizistik: „sie machen aus allem eine Sensation,“ sagte er, „sie wollen um jeden Preis modern sein, hypermodern, nicht von heute, sondern von morgen, und verhindern dadurch jede gesunde Entwicklung.“ Gefragt, an welchem „Litteraturjuden“ er denn diese Eigenschaft konstatiert habe, antwortete er: „An Hermann Bahr zum Beispiel.“ Dieser Hermann Bahr aber ist urarischer Herkunft, aus einer oberösterreichischen Familie, und hat eine Zeit lang sogar als deutsch-nationaler Antisemit gewirkt.

Ich bezweifle nicht, daß es Judensünden gibt, gegen die sollen wir uns wehren. Aber, aber — wir haben sie im eignen Blute, und wenn wir nicht da mit dem Reinigungsprozeß anfangen, hat die ganze Anklage keinen Wert.

angesehen Ort und Gelegenheit Ihrer Angriffe, wegen einer gewissen „goldenen Rücksichtslosigkeit“ derselben mit Ihnen rechten.

Aber einige der Abwehrmittel, die der Bürgermeister der Haupt- und Residenzstadt Wien bedeutend unter ihm stehenden Verteidigern Roms entnommen hat, zwingen uns, die Vertreter der im Evangelischen Pfarrerverein für Oesterreich vereinigten Pfarrer, zu einer entschiedenen Einsprache.

Wir verwahren uns und unsre Kirche gegen Ihre Schmähungen der zum Protestantismus Uebergetretenen. Herzenskündiger ist nur Einer, und völlig reine Beweggründe wird man in einer religiösen Massenbewegung ebensowenig wie in einer politischen, auch nicht in einer christlich-sozialen, in jedem Einzelfalle genau feststellen können. Aber wir haben sehr viele aufrichtige und tüchtige Männer und Frauen gewonnen, deren Verlust die römisch-katholische Kirche mit Recht beklagen mag. Wir lassen diese nicht in Bausch und Bogen verunglimpfen. Die „Los von Rom“-Bewegung ist ein ureigenes Werk der römisch-katholischen Kirche. Sie hat angesichts derselben zu klagen: Mea culpa, mea maxima culpa! Die unter ihrem erzieherischen Einfluß rommüde Gewordenen vor Gleichgiltigkeit und Konfessionslosigkeit zu bewahren, gebietet das Vorbild des Herrn der Kirche, der gerade die Hilflosesten und Gefährdetsten aufgesucht hat, und verbietet uns nicht der Wettbewerb der Konfessionen, der immer gewesen ist und sein wird, so lange es solche gibt.

Wir weisen zum anderen die Anmaßung zurück, mit der Sie zur schleunigen Ausweisung der von unseren evangelischen Gemeinden auf Grund des Kaiserlichen Patentes vom 8. April 1861 und der evangelischen Kirchenverfassung rechtmäßig berufenen ausländischen Geistlichen auffordern. Diese, unsere Brüder, stehen an Liebe zu ihrem Adoptivvaterlande und an Kaisertreue Niemand nach. Sie dürfen beanspruchen, ebensowenig verächtlich behandelt zu werden, wie die zahlreichen reichsdeutschen katholischen Priester, die als Vorkämpfer einer Anti-„Los von Rom“-Bewegung nach Oesterreich geschickt worden sind.

Wir verbitten uns endlich auf das entschiedenste die Andeutung eines hochverräterischen Charakters der „Los von Rom“-Bewegung. Behauptungen, daß diese die Bevölkerung für eine künftige reichsdeutsche Aneignung williger machen solle, sind Phantasiegebilde. Kein einsichtiger österreichischer evangelischer Pfarrer wird über diese Frage anders als weiland Fürst Bismarck urteilen: „Man kann sich Oesterreich nicht wegdenken, ein Staat wie Oesterreich verschwindet nicht.“ Aber unsere österreichische Vaterlandsliebe darf uns nicht daran hindern, die religiös-kulturellen Beziehungen mit unseren außerhalb Oesterreichs wohnenden Glaubensbrüdern zu pflegen. Daraus politische Machenschaften zu folgern, lassen wir uns ebensowenig nachsagen, wie etwa die römisch-katholischen „Missionäre“, die in fast rein evangelischen Ländern den Aufgaben ihrer Kirche nachgehen.

Im Namen unserer eingeborenen wie unserer naturalisierten Amtsbrüder und der zu unserer Kirche Hinzugetretenen fühlen wir uns verpflichtet, gerade Ihnen gegenüber, Herr Bürgermeister von Wien, die gekennzeichneten Angriffe mit allem Nachdruck zurückzuweisen. Durch diese werden wir Evangelische uns am allerwenigsten abhalten lassen, auch in Zukunft in Einigkeit des Geistes für das Evangelium treu zu arbeiten, das für alle Völker Oesterreichs reiche Segenskräfte in sich schließt.

Hochachtungsvoll der Vorstand des Evangelischen Pfarrervereins für Oesterreich

D. Arthur Schmidt, Pfarrer in Bielitz, Obmann — Dr. Friedrich Selle, Pfarrer d. Z. in Aussee, Schriftführer — Julius Antonius, Pfarrer in Wien — Karl Eckardt, Senior in Graz — Ferdinand Hrejsa, Pfarrer in Prag — Wilhelm Mühlpforth, Pfarrer in Olmütz — Josef Nesper, Pfarrer in Choudim — Ernst Piesch, Pfarrer in Komotau — Dr. Johann Pindór, Pfarrer in Teschen

Aus Kunst und Kunstgeschichte

1. Neuere Kunst

David Koch will mit seinem Buche: Theodor Schüz. Ein Maler für das Deutsche Volk (Stuttgart, Steinkopf. 3 Mk.) einen bisher wenig bekannten Künstler in die deutsche Familie einführen. Der schwäbische Maler Schüz war als Schüler Pilotys von 1854—1866 in München, von da an bis zu seinem Tode im Jahre 1900 in Düsseldorf tätig. Seine Hauptwirksamkeit fällt in die Münchener Zeit und in die sechziger und siebziger Jahre seines Düsseldorfer Aufenthaltes. Es handelt sich also nicht um einen modernen Künstler. Die Bewegungen der modernen Kunst, einerlei ob sie einen dauernden Wert behalten oder nicht, sind ihm fremd geblieben. Das beweisen nicht nur seine Werke, sondern auch die Erklärungen, die er zu einzelnen seiner Bilder selbst gegeben hat (vgl. S. 57). Seine Bedeutung liegt nun nicht im Porträt, trotz der vorzüglichen Naturstudien aus älterer Zeit, und nicht in der Landschaft, wenn auch die größte seiner landschaftlichen Darstellungen 1891 eine ehrenvolle Erwähnung erhielt. Sondern sie liegt in seinen Bildern aus dem schwäbischen Volksleben und in seinen Gesellschaftsbildern. Hier hat er, auch neben Vautier und Knaus, eine eigenartige Stellung. Bilder, wie „Ostermorgenspaziergang“ 1859, „Mittagsruhe in der Ernte“ 1862, „Weinernte am Neckar“ 1864 (dies Bild ist übrigens im zweiten Jahrgang des Daheim 1866 S. 763, als „Herbstabend am Neckar“ bezeichnet, nach seinem Oelgemälde von Schüz selbst in Holz geschnitten und beschrieben von Ottilie Wildermuth), „Ostergesang“ 1875, „Begräbnis“ gehören zu den ansprechendsten Werken der „Genrekunst“ jener Zeit.

Und nicht nur jener Zeit. Je mehr heute das Interesse an der „Heimatkunst“ erwacht, um so mehr wird auch die vielfach einseitige Polemik gegen die „Genrebilder“ verschwinden. Es ist ein dankbar anzuerkennendes Verdienst David Kochs, daß er uns diesen Künstler durch eine begeistert geschriebene Biographie und durch die Mitteilung von über 100 Abbildungen nach Studien und Gemälden des Meisters nahebringt. Daß die Aufgabe eines ersten Hinweises auf einen wenig bekannten Künstler da und dort zu einer überschwenglichen Beurteilung führt, ist leicht begreiflich, und der öfters wiederkehrende Vergleich mit Steinhausen scheint mir nicht zutreffend.

Die Kunstgeschichte rechnet Schüz gewiß nicht zu den „Großen“. Aber Koch hat Recht: es sind nicht immer die „Großen“, die auch außerhalb rein ästhetisch empfindender Menschen die Freude am ästhetischen Genuß in weitere Kreise tragen. Und so wird denn auch Theodor Schüz mit seinen gemütvollen, liebenswürdigen Heimatbildern in vielen deutschen Familien gern aufgenommen und willkommen sein!

Zu den „Großen“, die von unsrer Zeit in ihrem wirklichen Wert aufs neue erkannt und geschätzt werden, gehört Moritz Schwind. Und wenn es jetzt neben den Besuchern der Schackgalerie so vielen Andern möglich ist, sich an seiner Kunst zu erfreuen, so verdanken wir das nicht zum geringsten Teil den Bemühungen des Herausgebers des „Kunstwart“. Die in diesen Jahr erschienene dritte und vierte „Schwind-Mappe“ sind technisch noch besser ausgeführt als die ersten und enthalten auch weniger bekanntes Material (München, Callwey. Je 1,50 Mk.). Aus der dritten seien besonders genannt „Die Symphonie“, „Die sieben Schwaben“, „Nächtliche Erscheinung“; aus der vierten: „Endymion“ und „Die Schifferin“. In der Sammlung „Meisterbilder“ sind als Einzelblätter zu 25 Pfg. erschienen „Morgensonne“ und „Erdgeister, die den Mond anbeten“. (Schwinds Wandgemälde auf der Wartburg sind mit begleitendem Text von Marie Rasch in Farbendrucken von sehr kleinem Format bei Jansa in Leipzig erschienen. 1,50 Mk.)

Bei dieser Gelegenheit erinnere ich auch an andere Nummern der „Meisterbilder“ des Kunstwart aus der neueren Kunst, an v. Uhdes „Heilige Nacht“, an Ludwig Richters „Ueberfahrt am Schreckenstein“ und besonders Millets „Aehrenleserin“.

Von Schwind gehen wir weiter zu Adolph Menzel. Eine seiner figurenreichsten Kompositionen, eine Lithographie vom

Jahre 1837, „Vaterunser", erklärt Julius Kurth in einer trefflichen Studie auf Grund eines hier erstmals veröffentlichten Briefes des Künstlers selbst. (A. Menzel und sein Vaterunser. Berlin, Wagner 1905. 2,50 Mk.) Das Blatt wurde bisher schon vom formal-künstlerischen Standpunkt aus hoch geschätzt. Die Wertschätzung gewinnt nur, wenn man an der Hand der authentischen Deutung den Reichtum der Gedanken und den Sinn der Komposition des einundzwanzigjährigen Künstlers auffindet. Das Bild gehört zu den edelsten Zeugnissen evangelischer Frömmigkeit jener Zeit. Aber seine Schranke liegt eben darin, daß es einer solchen Deutung bedarf. Man vergleiche es nach dieser Richtung mit einzelnen Bildern Schwinds z. B. mit der „Symphonie".

In das neuerdings vielumstrittene Wesen der Kunst Arnold Böcklins führt Johannes Manskopf mit seinem interessanten Buch „Böcklins Kunst und die Religion" ein. (München, Bruckmann 1905. Mit 24 Bildertafeln. 3 Mk.) Der Verfasser ist bei der Behandlung dieses Themas gezwungen, von allgemeinen Voraussetzungen über das Verhältnis von Kunst und Religion, von Kunst und Christentum auszugehen. Darin kann nun nicht Jeder mit ihm einverstanden sein. (Vgl. über diese schwierige Frage den anziehenden und wertvollen Vortrag von Hans Weichelt, Religion und Kunst. Chemnitz, G. Ernesti 1904. 40 Pfg. Weichelt stimmt in manchen Punkten mit Manskopf überein. Das Religiöse der Kunst besteht für Weichelt nicht im biblischen Ursprung des Stoffs, sondern im Glauben an das Ideal. Angenommen dies wäre richtig, so halte ich doch den Schluß für falsch, daß der schon ein Künstler sei, der diesen Glauben hat, aber nicht über Mittel und Können verfügt, sein Innenleben zu projizieren.)

Erregen also die allgemeinen Voraussetzungen Manskopfs sicher den Widerspruch manches Lesers, so bietet doch die Untersuchung der einzelnen Werke Böcklins eine reiche Anregung. Für einen religiös empfindenden Leser ist es schon eine Freude, daß hier so viele Beziehungen zwischen dem Leben der Natur und dem der Religion gefunden werden, mag der Verfasser auch mit vielen seiner Deutungen den Absichten des Meisters nicht gerecht werden. Es ist hohe Zeit, daß wir Theologen insbesondere auf diesen Zusammenhang achten. Sonst lassen wir das Sehnen so mancher Zeitgenossen unberücksichtigt und unerfüllt. Manskopf kann ich, außer in vielen Einzelerklärungen, darin nicht beistimmen, daß er von Böcklin behauptet, er vereinige Genialität und Normalität. Die Letztere fehlt ihm; und daher wird er, wie mir scheint, nicht zu jenen Großen gehören, die den Einfachen wie den Hochgebildeten gleicherweise ergreifen. Ein Künstler für das Volk ist Böcklin nicht.

Das gilt besonders von seinen Werken, die auf dem biblisch-christlichen Bilderkreis beruhen. Bei diesen handelt es sich vorzugsweise um figürliche Darstellungen. Der „Gedanke" Böcklins in dem Entwurf „Das Licht wird in die Finsternis gebracht", oder in der „Marienlegende", oder in der „Kreuzabnahme" mag noch so tief und ernst sein — hier wird der Widerspruch nicht verstummen. Nicht „religiös" stoßen sie den Beschauer ab, sondern einfach — weil sie steif gezeichnet oder grob verzeichnet sind; weil der Künstler die Darstellung der Empfindung so übertreibt, daß ihr die Wahrheit fehlt und sie nicht mehr ergreift; weil die Bewegungen überall die gleichen sind. Das empfindet jeder Beschauer, auch ohne daß er die Gründe seines Eindrucks angeben kann. Und aus dem gleichen Grund wird man andrerseits dem „Christus in Gethsemane" und der „Pieta" aus der späteren Zeit sympathischer gegenüber stehen. Mag also Böcklin in vielen Landschaften allgemein religiöse Stimmungen wiedergegeben haben — seine biblisch-christlichen Andachtsbilder befriedigen nicht, weil er Persönlichkeiten, die eben hier nicht wie beim Gang nach Emmaus nur Staffage sind, nicht malen konnte oder nicht wollte.

2. Aeltere Kunst

Von dem großen Werk der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart „Klassiker der Kunst", auf das hier schon wiederholt aufmerksam gemacht wurde, sind weiter erschienen, als fünfter Band: Rubens, 551 Abbildungen von Gemälden mit Einleitung von Adolf Rosenberg, gebunden 12 Mk., sowie als sechster Band: Velasquez, 146 Abbildungen mit Einleitung von Walther Gensel, gebunden 6 Mk.; beide Teile sind nach Text und Anschauungsmaterial gleich ausgezeichnet und als Geschenkwerk für die Freunde jener Künstler sehr empfehlenswert. Von dem ganzen Unternehmen erscheint jetzt eine Lieferungsausgabe, die erste Serie (Raffael, Rembrandt, Tizian, Dürer, Rubens) in 70 Lieferungen zu 50 Pfg.

Wer von unsern Lesern, etwa auf einer Italienfahrt, Interesse an einer einzelnen Künstlerpersönlichkeit gewonnen hat, möge es doch ja nicht versäumen, ihr ein genaueres Studium zu widmen. Das ist weit fruchtbarer als das Durchlesen von kunstgeschichtlichen Handbüchern oder das Durchblättern von Bilderbüchern. Es seien heute nur drei Werke genannt, die mir im letzten Jahr nach verschiedenen Seiten hin wertvolle Förderung geboten haben. Vom modernen kunsthistorischen Standpunkt aus hat Max Sauerland die Bildwerke des Giovanni Pisano (Düsseldorf, Langewiesche, mit 31 Abbildungen 3,60 Mk.) und Dr. Frida Schottmüller die Werke Donatellos (München, Bruckmann 1904, mit 62 Abbildungen 6 Mk.) behandelt. Ist es dem Laien natürlich nicht möglich, die hier aufgeworfenen Fragen zu lösen oder sich für die gegebenen Resultate zu entscheiden, so lernt er in beiden Büchern den hohen Wert einer formal-ästhetischen Kunstkritik und Kunstbetrachtung schätzen. Bei der Bedeutung Donatellos für die italienische Kunst des fünfzehnten Jahrhunderts sei besonders auf Schottmüllers Buch verwiesen. Es erfordert gründliches Studium, findet dann aber dankbare Leser.

In anderer Weise trifft das zu bei Stephan Beissels Monographie über Fra Angelico da Fiesole (2. Auflage 1905. Freiburg, Herder. Mit 94 Abbildungen 8,50 Mk.). Sein Buch kann nach den einseitigen Ansichten des Verfassers über das Verhältnis von Kunst und Religion kein klares Bild über die Stellung Fra Angelicos in der Kunst seiner Zeit geben. Nach meiner Ansicht überschätzt er ihn, weil er die formale Seite der Kunst zu wenig beachtet. Wenn aber Burckhardt einmal sagte, daß Angelicos Gemälden der Wert religionsgeschichtlicher Urkunden ersten Ranges gesichert sei, so hat eben dazu Beissel durch eine Fülle neuer Belege und Erklärungen aus mittelalterlichen Schriftstellern den Beweis geliefert. Die gelehrte, auf weitgehenden Studien beruhende und doch allgemein verständlich geschriebene Untersuchung ist innerhalb der angedeuteten Grenzen ein wertvoller Beitrag zum Verständnis der Kunst des frommen Dominikaners.

Zum Schluß seien auch hier einige besonders gut hergestellte Nummern der „Meisterbilder" des Kunstwart genannt: 119 Raffael, Papst Julius II.; 110 Frans Hals, Der Lautenspieler; 125 Raffael, Madonna della Sedia; 112. 113 Giorgione, Das Konzert; 109 Dürer, Das Heilandskind; 116 Van der Meer, Mondscheinlandschaft.*)

Wer religiöse Kunstblätter nach Originalen moderner und alter Meister zu Geschenkzwecken sucht, übersehe nicht den Katalog von Franz Hanfstängl in München**) und der Liebhaber seltener Bücher und Manuskripte aus älterer Zeit nicht den Katalog von Martin Breslauer in Berlin, Unter den Linden 16 (3 Mark).

Johannes Bauer

*) Dazu die neuesten Blätter, sehr schöne darunter: 127 Rembrandt, Die Stahlmeister; 128 Derselbe, Kopf eines Stahlmeisters; 130 Melozzo da Forli, Engel mit Geige; 131 Derselbe, Engel mit Laute; 133 Sodoma, Der Heilige Sebastian; 134 Hals, Ein Offizier; 135 van der Meer, Lesendes Mädchen; 136 Dürer, Auferstehung Christi; 137 Ruisdael, Bewegte See; 138 Rembrandt, Jan Six; 139 Lippi, Madonna im Walde; 140 Palma Vecchio, Violante; 141 Rembrandt, Jan Six am Fenster; 142 Holbein, Saul und Samuel; 143 Dürer, Anbetung der heiligen drei Könige; 144 Michelangelo, Daniel. Jedes Blatt in Umschlag mit Text 25 Pfg. D H

**) Photographische Originalaufnahmen von größter technischer Vollendung führt das Gesamtverzeichnis von Bruckmanns Pigmentdrucken auf: München, F. Bruckmann 1905. 75 Pfg. Die Foliopigmentdrucke — über 2000 Nummern —, Bildgröße 22×29 cm kosten aufgezogen je 1,25 Mk., gerahmt 3,50 Mk. Bei Imperialformat 86×67 cm ist der Preis für Silberkopieen 8, für Kohledrucke 12 Mk.

Da ich hier eben ein paar Zeilen freien Raum habe, weise ich hier auf zwei Bildnisse hin, die uns von der Photographischen Gesellschaft in Berlin zugingen: Photogravüren, das eine Harnack darstellend, das andre Pfleiderer. Je 2,50 Mk. D H

Für den Weihnachtstisch

Peter Cornelius. Von David Koch. Stuttgart, Steinkopf 1905. 203 S. 4,50 Mk.

Der verdienstvolle Herausgeber des christlichen Kunstblattes bietet hier einen Ueberblick über das Leben und Schaffen eines der größten unter den deutschen Künstlern, welcher seine Zeitgenossen wie ein Titane überragt, über den aber mit Ausnahme einer kleinen Gemeinde die öffentliche Meinung in Kunstfragen längst zur Tagesordnung übergegangen ist. Es ist nicht der ruhig abwägende Historiker, der hier das Wort ergreift, sondern der gebildete Kunstfreund, der sich an dem idealen Gehalt der cornelischen Kunst begeistert hat und es darauf absieht, ihr besonders unter der Jungmannschaft neue Freunde zu gewinnen. Hierzu steht dem Verfasser eine edle Sprache, die sich freilich nicht immer von der schönen Phrase fern hält, und vor allem die Gabe der populären Darstellung zu Gebote. Dagegen vermißt man eine tiefer gehende Analyse der künstlerischen Qualitäten und eine Berührung der Probleme, welche sich daraus ergeben, daß sich die neuere deutsche Kunst im Gegensatz zu Cornelius entwickelt hat. Immerhin ist es ein Verdienst, in einer Zeit, wo eine raffiniert ausgebildete Technik das Kunstschaffen beherrscht und ihre Aufgabe in der Hauptsache darin erblickt, lediglich Eindrücke und Stimmungen wiederzugeben, den Geist des Cornelius heraufzubeschwören, dem es vor Allem um den geistigen Gehalt des Kunstwerkes zu tun ist. Das Buch, dem in dankenswerter Weise ein reiches Abbildungsmaterial beigegeben ist, wird hoffentlich in vielen Kreisen den Eindruck wecken, daß Cornelius noch keineswegs überwunden, sondern dazu berufen ist, in dem künstlerischen Streben unsrer Zeit ein gewichtiges Wort mitzureden. Deshalb wird man es immer wieder als einen unersetzlichen Verlust für die deutsche Kunst beklagen, daß die Camposanto-Bilder in Berlin nicht zur Ausführung gelangt sind, besonders wenn man in Betracht zieht, was in den letzten Jahren an jener Stelle entstanden ist. — Für eine zweite Auflage wäre die Beseitigung einiger Druckfehler z. B. S. 51 und eine klarere Uebersicht über die Disposition der Camposanto-Bilder zu wünschen. R Handmann

Die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts. Von Privatdozent Dr. Friedrich Haack. Mit 3 farbigen Tafeln, einer Heliogravüre, einem Lichtdruck und 291 Abbildungen im Text. Stuttgart, Paul Neff 1905. 421 S. 10 Mk.

Eine lange sehr interessierte Empfehlung dieses Werkes kann aus Raummangel jetzt nicht zum Abdruck kommen. Der Abschnitt über Klinger ist als „geradezu musterhaft" neben vielem Andern hervorgehoben. D H

Eine Amerikafahrt in zwanzig Briefen. Nebst einem Anhang über die blinde und taubstumme Helen Keller. Von Alfred Altherr. Frauenfeld, Huber & Co. 1905. 4 Fr.

Der schweizer Pfarrer, der diese Amerikabriefe schrieb, versteht es, Etwas zu erleben. Er hat Amerika oder wenigstens die „alte Welt" Amerikas, die ältern Städte Neuenglands, durch eine Individualität und ein Temperament hindurch gesehen und so das amerikanische Leben sehr anschaulich und kurzweilig dargestellt. Etwas von jener naiven augenaufreißenden Verwunderung des Bauernbübleins (das der Verfasser einst war und dessen Leben er im „Beckenfriedli" beschrieben hat) und jenes im Vergleich mit Amerika konservative Kulturbewußtsein Europas bildet hier mit dem freien und tollkühnen Sinn des aufstrebenden Volkes interessante Berührungen und Kontraste. Diese sind um so interessanter, als der Verfasser uns mit geistig hochstehenden Kreisen und mit Männern wie Peabody, Eliot, Savage in Berührung bringt. Ein Anhang gibt die geradezu wunderbare Geschichte jenes blinden und taubstummen Mädchens, das durch seine Bildungsfähigkeit die ganze Welt in Erstaunen setzte. A Keller

Genius Loci. Von Vernon Lee. Uebersetzt von Irene Forbes-Mosse. Jena, Diederichs 1905. 3, gebunden 4 Mk.

Kurze in sich abgeschlossene Skizzenblätter und Stimmungsbilder aus „empfindsamen" Reisen in Italien, Frankreich und Deutschland, ausgezeichnet durch ein hervorragendes Feingefühl für die Psychologie der Stätte, an der die Verfasserin weilt. Was sie auch schildert, hier der Nachmittag auf der Piazza dei Signori in Verona, dort der Kirchhof in Detwang bei Rothenburg mit seinen alten Grabinschriften, der feierliche Rundbau von St. Gereon in Köln, Venedigs Löwe von S. Marco — überall hat die Verfasserin tiefer geschaut als andere Reisende, und was ihre klugen Augen sahen, weiß ihr Mund beredt weiterzugeben. Ich möchte ihr wohl einmal begegnen dort unten in Italien irgendwo, vielleicht am Abhange von Fiesole, nicht weit von der Badia, und empfehle einstweilen Allen, die das Reisen lieben, dies liebe Buch zur Vorbereitung und zur Nachfreude. R Hermes

Ruskin. Den Freunden der englischen Litteratur wird jetzt vor Allem Ruskin neben Carlyle in deutscher Uebersetzung geboten; mit Recht, sofern er zu den tiefsten, eigenartigsten und interessantesten Persönlichkeiten der Neuzeit gehört, und sofern er in seiner Person die moderne Verbindung der höchsten ethischen und ästhetischen Empfindungen verkörpert. Freilich stellen sich dem Verständnis seiner Schriften bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Daher scheint sich mir die Lektüre ganzer Werke von ihm nur für solche zu empfehlen, die ganz besondre Teilnahme und Zeit für ihn besitzen. Ihnen sei vor allem der 2. Band der Präterita, seiner Selbstbiographie genannt, der kürzlich (bei Diederichs, Jena; 6 Mk.) erschienen ist. Der größere Kreis seiner Verehrer wird sich besser an Bücher halten, die den unendlich reichen Inhalt seines Geistes vor dem Leser entfalten und erklären; es sei dabei nochmals an das im Jahrgang 1903, Sp. 233 f. genannte Buch von Ch. Broicher erinnert, das seines 2. Bandes noch immer harrt. Zur rechten Beleuchtung dieser mittelbaren durch unmittelbare Eindrücke können am besten Auswahlsammlungen dienen. Bereits früher war eine solche von Jakob Feis (bei Heitz und Mündel, Straßburg) erschienen. Im vorigen Jahre hat der Verlag von Langewiesche (Düsseldorf und Leipzig) in den Lebenden Worten und Werken ein Parallelbändchen dazu herausgegeben, das seinem Vorgänger zwar nicht dem Inhalt, aber der Form nach stark überlegen ist. Es gruppiert die Aussprüche Ruskins nach den vier Gesichtspunkten: Menschen untereinander, Von Frauen, Nur Leben ist Reichtum, Der Segen der Schönheit. Vollständigkeit ist dabei weder versucht noch möglich. Die Uebersetzung stammt von Maria Kühn, der Buchschmuck von Tina Kühner. Das Bändchen verdient warme Empfehlung nicht nur als Einführung in Ruskin, sondern zugleich als Probe der „Lebenden Worte und Werke." Schön broschiert 1,80 Mk., gebunden 3 Mk. Stephan

Seid fröhlich und weise! Von Ralph Waldo Emerson. Auswahl aus seinen Essays. Jena, Diederichs. 2, gebunden 3 Mk.

Nun tritt auf Carlyles Flügeln auch Emerson seinen Weg in Deutschland an. Ob auch er wohl eine begeisterte, hingebende Gemeinde finden wird? Ich will nicht leugnen, daß ich ihn mit seinem großen Freunde aus Ecclefechan nicht in einem Atem nennen möchte, und daß ich wünschte, bald eine ebenso stolze, künstlerisch vollendete Carlyleausgabe anzeigen zu können, wie Diederichs sie Emerson hat angedeihen lassen. Eine Auswahl aus dieser großen Ausgabe bietet derselbe Verlag unter dem Titel „Seid fröhlich und weise", und so haben wir hier eines der neuerdings so beliebten kleingeschnittenen Sentenzenbücher, das aber zur ersten Orientierung über den Denker, Kritiker und Propheten Emerson seinen Zweck erfüllen dürfte. Natur, Gesellschaft, Einsamkeit, der Künstler — unter diesen Ueberschriften werden wir durch eine Welt fröhlichen Ernstes hindurchgeführt, und eine Einleitung macht uns mit dem Manne bekannt, dem wir sie verdanken. Rudolf Hermes

Ralph Waldo Trine. Seit etwa einem Jahre machte zuerst das Buch „In Harmonie mit dem Unendlichen" in Dr. Max Christliebs Uebersetzung in weiteren Kreisen von sich reden. Jetzt liegen, ebenfalls von Christlieb verdeutscht, zwei Schriften Trines vor: „Was alle Welt sucht" und „Das Größte, was wir kennen". (Beide aus dem Engelhornschen Verlag in Stuttgart; das erste 3,50 Mk., das zweite 1 Mk.) Obgleich die Ausführungen Trines nicht selten die Kritik deutschen Denkens herausfordern, wird es einem doch nicht leicht, Etwas gegen diese Art der Verkündigung einer überaus schlichten christlichen Lebensweisheit zu sagen, denn man fürchtet fast, Etwas zu verderben, wenn man die Schmetterlingsflügel dieser Gedanken anfaßt. Dem Charisma der untheologischen Verkündigung von der Freude der Gotteskindschaft wollen wir freie Bahn lassen. Man kann sich denken, daß Tausende nach solcher Speise hungern. Es ist erstaunlich, welch vielgestaltiger Wendungen der letztlich aus dem Evangelium stammende Grundgedanke all dieser Trineschen Schriften fähig ist. Mit überraschender Einfachheit lösen sich unter des Verfassers Gedankenführung recht schwierige Probleme; man möchte manchmal an das Ei des Kolumbus denken. — Vielleicht ließe sich Manches etwas zusammenstreichen und später das Wertvollste aus dieses Schriftstellers Feder in einem Sammelbande vereinigen. Vor der Hand wünschen wir diesen sehr lesbaren und sicher lesenswerten Büchern von Herzen gute Fahrt. Paul Jaeger

Jonathan Brierley. Zum ersten Male begegnen wir diesem trefflichen Essayisten in deutschem Gewande. Er gehört seit Jahren zu den Lesern der Christlichen Welt, aber vor allem gehört er zum Stabe der Christian World in London. Das J. B. in dem englischem Blatte stand immer unter den lesenswertesten Aufsätzen, und viele unter der Lesern der Christian World haben wohl immer zuerst nach diesem Zeichen gesucht. Wir freuen uns, daß nun auch deutsche Leser mit diesem reichen, freien und weiten Geiste Bekanntschaft machen können. Im Verlage von Gebauer-Schwetschke in Halle ist vor kurzem eine Reihe von Brierleys Essays „Wir und das Weltall", übersetzt von J. A. Selter, erschienen. (3 Mk.) Männer, wie dieser vornehme Vertreter englischen Schrifttums, sind uns in den jetzigen Zeitläufen besonders nötig, damit bei aller politischen Spannung die wertvollen geistigen Bande nicht in Vergessenheit geraten, die uns trotz allem über den Kanal hinüber verbinden. Wir wünschen dem Londoner Freunde viel dankbare Leser. Paul Jaeger

Walden oder Leben in Wäldern. Von Henry D. Thoreau. Uebersetzt von Wilhelm Nobbe. Jena, Diederichs 1905. 5, geb. 6 Mk.

Als wir einmal im Sinai reisten, hoch zu Kamel und abseits von allem Weltverkehr, so daß wir drei Wochen lang keinen Brief, keine Zeitung, kaum einen Europäer zu sehen bekamen, da war uns die Kulturferne eines der größten Güter der Fahrt. Da lebten wir beglückt wie die Beduinen, freuten uns an jedem von uns selbst gekochten Mahle, und lernten wieder, daß Schlafen und Wachen, Tag und Nacht, Essen und Trinken wesentliche Dinge sind. In der Großstadt hatten wir das ja längst vergessen. — Wer, ähnlich wie wir damals, sich bedrückt fühlt von dem zersplitternden, verflachenden, naturfeindlichen modernen Kulturleben, dem wird dies Buch eine Herzensfreude sein. Der Amerikaner Thoreau (1817—1862), nacheinander Schullehrer, Techniker, Landmesser, dazu Freund Emersons, lieh sich Ende März 1848 eine Axt, zog zum Waldenteich bei Konkord, fällte Tannen und baute sich ein Haus mitten in der Waldeinsamkeit. In größter Einfachheit, eindringlich mit der Natur verkehrend, verbrachte er dort zwei Sommer und zwei Winter, und was ihm Wald

und See zugeraunt, das steht in diesem Buch zu lesen. Es ist eine ernste Anklage gegen die verfälschende Oberflächlichkeit und Aeußerlichkeit, gegen den unnützen und seelenlosen Luxus des modernen Lebens und mahnt zur Besinnlichkeit und Vertiefung. An wunderschönen Stücken voll Ernst und Größe ist dies Buch reich, und so darf es wohl ein Führer zur Verinnerlichung genannt werden. Die Ausstattung ist dem Inhalte angemessen. Rudolf Hermes

Foersters Jugendlehre (Berlin, Georg Reimer. 5, gebunden 6 Mk.) gehört zu den Büchern, die man mit einem nachdrücklichen Ceterum censeo auf die Weihnachtstische legen möchte. Vor einem Jahre haben wir schon einmal auf das Buch aufmerksam gemacht. Aber es gibt Bücher, deren Namen man unterstreichen möchte, zweimal, dreimal. So auch diese Jugendlehre. Eine Jugend, die mit solcher Kost genährt wird, muß stark werden am inwendigen Menschen. Darum wollen wir auch in diesem Jahre auf diesen Quellenfinder des sittlichen Lebens dankbar hinweisen. Vieles in dem Buche eignet sich vortrefflich zum Vorlesen im Familienkreise, wenn die Kinder dabei sind. Paul Jaeger

Ausgewählte Briefe von Friedrich Schiller. Von Professor Eugen Kühnemann. Mit Einleitung. Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung 1905. Zwei Bände. 226 und 302 S. Gebunden je 1 Mk.

Aus den sieben Bänden und 2052 Briefen der Ausgabe von Jonas hat Kühnemann 276 Briefe ausgewählt mit der Absicht, die ihm trefflich gelungen ist, daß die Auswahl im Kleinen denselben Eindruck gebe, wie jene sieben Bände im Großen. Der erste Band geht bis 1791, er enthält das Hinaufstreben des Schillerschen Lebens bis zur Wahrheit der eigenen bürgerlichen und häuslichen Existenz und schließt mit dem großen Schicksalsschlag, dem ersten Anfall der Krankheit. Der zweite Band läßt uns teilnehmen an der heroischen Arbeit, in der der Dichter bei siechem Körper die eigene philosophische Weltanschauung errang und die große Dichtung seiner Reife schuf. Die beiden Einleitungen geben kurz den äußeren Rahmen des Lebensganges. M Christlieb

Eduard Mörikes gesammelte Schriften. In 4 Bänden. Volksausgabe. Leipzig, Göschen 1905. In 2 Leinenbänden 5 Mk., in Halbfranz 6,50 Mk.

Mörike starb am 7. Juni 1875. So sind seit seinem Tode dreißig Jahre verstrichen, und seine Werke dürfen nun von Jedermann gedruckt werden. Darum hat der bisherige Verleger Mörikes klugerweise schon etwas früher eine Volksausgabe um ein Viertel des bisherigen Preises erscheinen lassen, der dieselbe kurze Biographie vorausgeschickt ist wie bisher. Bei diesem billigen Preise entspricht die Ausgabe allen Anforderungen und wird hoffentlich im Verein mit anderen Mörikeausgaben dazu beitragen Mörikes Werke jetzt recht weit zu verbreiten. Die nicht viel später erschienene Ausgabe des Hesseschen Verlages ist uns nicht zugegangen. M Christlieb

Aus der silbernen Zeit unserer Litteratur: Mörike, Ludwig, Hebbel und C. F. Meyer. Von Gerhard Heine. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 94 S. 80 Pfg.

Das Büchlein gibt kurze, aber inhaltreiche und im wesentlichen erschöpfende Charakteristiken der vier Dichter. M Christlieb

Friedrich der Große. Von Thomas Carlyle. Gekürzte Ausgabe. In einem Bande besorgt von K. Linnebach. Berlin, B. Behr 1905. 557 S. 8, gebunden 10 Mk.

Die Uebersetzung ist gut. Das Visionenhafte in der Geschichtsdarstellung Carlyles so gut wiedergegeben als es sich in der deutschen Sprache machen läßt, das Buch Jedem zu empfehlen, der nicht im Stande ist Carlyle im Englischen zu lesen. Fuchs

Warum wir austraten? Bekenntnisse romfrei gewordener französischer Priester, 1895—1904. Von A. Bourrier. Uebersetzt von F. Sell. München, J. F. Lehmann 1905. 3 Mk.

Eine deutsche Uebersetzung der von Bourrier unter dem Titel Ceux qui s'en vont zusammengestellten Sammlung von interessanten Dokumenten aus den früheren Jahrgängen des Chrétien français. Das Buch bietet tatsächlich, wie der Prospekt sagt, wertvolle Fingerzeige zur Psychologie der Abgefallenen. Gerne hätte man über ihr äußeres Ergehen und besonders über ihre religiöse Entwicklung nach dem Bruch mit Rom Näheres erfahren. Bourriers Ordinationsreden bei der Einführung ehemaliger Priester ins evangelische Pfarramt und die Antrittspredigten dieser évadés wird Niemand ohne innere Bewegung lesen. Die deutsche Ausgabe ist auf dem ersten Blatt dem „katholischen Klerus des Deutschen Reiches" und auf der letzten Seite dem „Deutschen Episkopat" gewidmet. Möge das Buch vor allem unter uns Protestanten aufmerksame Leser finden und ihnen über die Eigenart dieser Emanzipationsbewegung im französischen Klerus authentischen Aufschluß geben. Lachenmann

Aus dem Leben eines deutschen Bibliothekars. Erinnerungen und biographische Aufsätze von Otto Hartwig. Marburg, Elwert 1905. 5, gebunden 6 Mk.

Diese von Hartwigs Schwiegersohn Bibliotheks-Direktor Dr. E. Liesegang aus ungedruckten Aufzeichnungen und zum Teil nur als Manuskript gedruckten Aufsätzen veranstaltete Sammlung wird nicht nur dem weiten Kreise der persönlichen Freunde des verstorbenen ausgezeichneten Bibliothekars, des Historikers und Theologen eine sehr erwünschte Weihnachtsgabe sein, sie wird auch für Andere das Bild des warmherzigen Hessen, des nationalen und entschieden liberalen Politikers in den fünf biographischen Kapiteln wie in den drei Aufsätzen des Publizisten „zur kurhessischen und zur Zeitgeschichte" lebendig und fesselnd erstehen lassen. Daneben tritt uns daraus ein düsteres eindrucksvolles Gemälde des alten Kurstaates, besonders der maßgebenden Persönlichkeiten, des letzten Kurfürsten, Hassenpflugs und Vilmars entgegen. Alte und neue Marburger werden mit besonderem Vergnügen die Schilderungen des „Universitätsdorfes" von 1850, seiner Professoren und Bürger, lesen. — Liebevoll gezeichnete Lebensbilder seiner Freunde, Karl Hillebrands und Ludwig Bambergers sowie eine Skizze zur Erinnerung an Luise von François erinnern uns besonders daran, welch trefflicher Essayist Hartwig war. Seine Aufsätze zur italienischen Geschichte würden Viele in gleicher Weise gesammelt wünschen. K Wenck

Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters. Herausgegeben und eingeleitet von Paul Goehre. Jena, Eugen Diederichs 1905. 368 S. 4,50, gebunden 5 Mk.

Ein Buch, wie ich mir heute ein ernsteres kaum denken kann. Ein ungelernter Fabrikarbeiter erzählt in schlichter, tendenzloser, darum nur um so eindringlicherer Form seine Lebensgeschichte. Er stammt nicht aus dem niedersten Proletariat, hat die Lateinschule seiner Kindheitsheimat Schmölln besucht. Krankheit und Unglück trafen seine Eltern, sodaß er gezwungen war, sein Brot als Fabrikarbeiter zu verdienen. In vielem Wechsel, in den Steinnußknopffabriken Schmölns, als Kellnerlehrling, in Pantoffel- und Holzschuhfabriken, zuletzt in der Geraer Werkzeug- und Maschinenfabrik spielt sich nun dies Arbeiterleben ab. Das Buch hat als Ganzes auf mich einen geradezu erschütternden Eindruck gemacht. Die lebhafte wirtschaftliche Bewegung der letzten Jahrzehnte hat — gewiß nicht nur bei mir — den Eindruck hervorgerufen, daß die Lage der Fabrikarbeiter eine fortdauernd günstigere geworden sei — und nun hier dieses erdrückende Bild eines Lebens aus der Hand in den Mund, eines rastlosen Kampfes um die notwendigsten Lebensbedingungen, voll Krankheit, Not und Sorge. Wie geradezu trostlos tritt einem das Los der kinderreichen Frau in diesem Stande entgegen! Der Mann hat geistige Anregung und Erholung in seinen jungen Jahren an bewußter Sozialdemokrat. Die Frau dagegen, die noch mit für den Lebensunterhalt arbeiten muß, geht unter in Ueberarbeitung und täglicher kleiner Sorge. Das Ende ist, daß der Mann lungenkrank, zum dritten Mal in einer Heilstätte, seinem nahenden Ende ins Auge schaut, ohne zu wissen, was dann aus Frau und Kindern werden soll.

Das Buch wirkt durch seine selbstverständliche, einfache Art zu erzählen. Keiner, der ernst den Fragen des heutigen Lebens ins Gesicht sieht, sollte sich den Dienst, den uns Paul Goehre mit der Veröffentlichung dieses Lebensbildes getan hat, entgehen lassen. Ein Familienbuch ists nicht, da die geschlechtlichen Dinge mit großer Offenheit besprochen werden. D R

Der Volksverächter. Von Hans Eschelbach. Köln, Albert Ahn 1906. 680 S. 5 Mk.

Der „Volksverächter" ist Judas Maccabäus. Also ein historischer Roman; sachkundig, manchmal gelehrt; beredt, manchmal redselig; warmherzig, manchmal erbaulich. Wer an solchen geschichtlichen Wahrheitsdichtungen Gefallen hat, wird hier eine finden, die sich ein gutes Stück über die gewöhnliche Durchschnittshöhe erhebt und sich anregend liest. Für den Familientisch! Der Verfasser dürfte Katholik sein. Bürkner

Die von Wintzingerode. Ein Roman aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von Paul Schreckenbach. Leipzig, Poeschel und Kippenberg 1905. 438 S. Gebunden 5 Mk.

Ein Historiker, dessen Urteil wir getrost vertrauen dürfen nach der ästhetischen wie nach der historischen Seite hin, hat der Dichtung eine ausführlichere Besprechung gewidmet, die wir vor dem Fest nicht zum Abdruck bringen können. Darnach können unsre Leser getrost nach dem Buche greifen, das schon durch seinen Namen Viele anziehen wird. D H

Krauskopf. Roman. Von Hermann Wette. Drittes Buch. Leipzig, Grunow 1905. 500 S. 4,50, gebunden 5,50 Mk.

Das vielfach freundlich aufgenommene Werk gelangt mit diesem Teile zum Abschluß. Er stellt die Entwicklung des Jünglings zum Manne dar und behandelt hauptsächlich die Studienzeit in Bonn und München. „Krauskopf" lebt einige Zeit im Bierdunst der katholischen Studentenverbindung in Bonn; Liebesverzweiflung führt ihn an den Rand des Selbstmordes, von dem ihn eine Drehorgel mit „Ach, du lieber Augustin" und ein freigeistiger Sozialdemokrat zurückhalten. In München wird er wegen seiner Bismarckverehrung von den Sozialdemokraten die Treppe hinuntergeworfen. Den Materialismus kostet der philosophierende Mediziner gründlicher durch, bis er zum freien protestantischen Glauben kommt und seine Agnes, die eine Entwicklung zu gleichem Ziele durchgemacht, heimführt. In einem von ihm eingerichteten Nervensanatorium findet er seinen Beruf, nach allen Seiten hin tüchtig und heilsam wirkend.

Wie schon von den beiden ersten Bänden her bekannt, ist der Roman mehr Lebensbeschreibung als Dichtung: daher der Eindruck des Wirklichen, Gegenständlichen und Selbsterlebten. Aber auch seine Schwäche liegt darin. Denn die Dichtung soll wahrer sein als das Leben und dies in seinen wesentlichen Zügen gestalten. Der Verfasser aber nimmt den Stoff, wie ihn die Wirklichkeit mit ihren Seltsamkeiten und Seitensprüngen bietet oder wie er seiner eigenwilligen Persönlichkeit zusagt. Daß diese so kräftig, humorvoll, liebreich und gläubig ist, gibt dem ganzen „Roman" die Farbe der Gesundheit; und am deutlichsten wird dem Leser die Persönlichkeit des Verfassers selber, der nach altmodischer Art auch hin und wieder den Kopf hinter den Kulissen hervorstreckt. Freilich, eine große Dichtung ist das Werk nicht, und bei wichtigen seelischen Entwicklungen und Wendepunkten

(wie besonders im Tagebuch von Agnes) versagt die Kraft, so daß die zweite Hälfte dieses Teiles abfällt. Aber es ist ein farben- und personenreiches Bild, ein Dokument deutscher Kulturbewegungen, die von einer selbständigen Persönlichkeit erlebt sind. Heine

Sanftmut. Roman von Marie Trommershausen. Hagen, Rippel 1905. 3, gebunden 4 Mk.

Das hervorragend schön ausgestattete Buch schildert die Ehe einer edeln jungen Frau, die durch ihre Reinheit und vor Allem ihre unerschütterliche Sanftmut einen oberflächlichen egoistischen, ehrlosen Mann allmählich zur Erkenntnis seiner Schuld bringt und zur ehelichen Liebe und Treue bekehrt. Die Verfasserin ist mehr eine Denkerin, als eine Dichterin, was man besonders ihren Gestalten anmerkt; sie sind mehr gedacht als geschaut; angenehm merkt man das aber auch an den vielen guten, feinen oder vernünftigen Gedanken, die das Buch bevölkern. „Sanftmut" ist auf jeden Fall ein sehr sympatisches, von gutem Geist durchwehtes Werk. Die Entwicklung der Handlung fesselt uns bis zuletzt. Helene Christaller

Schleswig-Holsteiner Landleute. Von Helene Voigt-Diederichs. Jena, Diederichs. 2,50 Mk.

Schon in dritter Auflage liegen diese prächtigen Skizzen vor. Für den Großstädter ein wahres Labsal, für den Freund der „kleinen Leute" eine Herzensfreude. Die Verfasserin hat eine erstaunliche Kunst, unser ganzes sinnliches Leben so in Anspruch zu nehmen, daß wir wirklich dabei sind: und wie fein leuchten dann durch alle kräftige Derbheit die hohen Lebenswerte! Wir wünschen Vielen die Freude, mit dieser trefflichen Kunst in Berührung zu kommen. P F

Die neue Pfarrerin. Von Elisabeth von Birkenfeld. Leipzig, Georg Wigand. 141 S. 2, gebunden 3 Mk.

In einem hinterpommerschen Dorf bringt ein Großstadtkind von halbjüdischer Abkunft, das der junge Pfarrer als Pfarrfrau heimführt, durch sein bloßes Erscheinen die alte Väterssitte zur unwilligen Erregung. Die Kreise ziehen sich immer weiter und stören schließlich die Harmonie der beiden Herzen selbst. An der Schilderung der so entstehenden Konflikte wird man größere Freude haben als an der Form der Lösung: durch eine gute Tat gewinnt die Pfarrerin sich die Herzen, die Wogen glätten sich, und sie selbst — so muß man an nehmen — ordnet sich der Sitte ein. Willy Veit

Die in Finsternis wandeln. Ruthenische Novellen von Sémène Zemlak. Autorisierte Uebersetzung von Joh. Hermann. Leipzig bei Felix Dietrich. 231 S. 4 Mk.

Drei Novellen in psychologisch durchaus primitiver Linienführung, aber wirksam durch den eigenartigen Hintergrund, den Art und Brauch der Ruthenen bilden, und durch dichterisch-schöne, schwermütig-anfassende Darstellung. Die Uebersetzung läßt nur an einzelnen Stellen zu wünschen übrig; sonst ist sie gut. M Schian

Heitere Bilder aus dem Bodenstedter Pfarrhause. Von Luise Koppen. Berlin, Trowitzsch u. Sohn 1905. Dritte Auflage. 250 S. 2,10, gebunden 3 Mk.

Leser in Pfarrhäusern werden voll heiterem Behagen in diesen mit liebenswürdigem Geschick geschriebenen Skizzen eigenste Erfahrungen und Erlebnisse wiederfinden. Leser in nicht geistlichen Häusern werden aufs neue die goldene Poesie des Pfarrhauses mitten in ländlicher Nüchternheit kennen und schätzen lernen. Bürkner

Dr. Fuchs und seine Tertia. Heitere Bilder von der Schulbank. Von Fritz Pistorius. Berlin, Trowitzsch und Sohn 1905. 2,40, gebunden 3 Mk.

Pädagogik und Psychologie in humoristischen Schilderungen, nicht gleichwertig, meist aber lehrreich-vergnüglich, besonders für Tertianer-Väter und -Mütter; auch für Lehrer eine heilsame Lektüre. Heine

Spinnweiblein. Märchen und Schwänke für Jung und Alt. Von Rudolf Vogel. Illustriert von Johannes Gehrts. Freiburg, Paul Wätzel 1906. 3,80 Mk.

Dieses sehr schön ausgestattete, mit hübschen Illustrationen versehene Buch enthält eine Reihe von sehr flott, zum großen Teil recht poetisch erzählten Fabeleien und Schwänken, die man einem empfehlen kann, der einmal einen lustigen Ritt in das Land der Phantasie machen will. Märchen sinds freilich nicht, weil zu viel Reflexionen und Maximen den naiven Charakter beeinträchtigen. Es mag unserm Autor aber schwer sein, ihn zu erreichen. — Jungens von 13 bis 16 Jahren mögen wohl ihre Freude an dem schlauen Fuchs und auch noch an den Sprüngen der kopflosen Gais haben. Niebergall

Gedanken der Stille. Von H. v. Blomberg. Altenburg, S. Geibel 1905. 256 S. Gebunden 3 Mk.

Eine reiche Sammlung wertvoller Aphorismen, die dem verständnisvollen Leser zu wesentlicher Förderung seiner Selbsterkenntnis dienen kann und ihm viel praktische Lebensweisheit mit auf den Weg gibt. Anna Kerler

Ein feste Burg ist unser Gott. Die Lieder Luthers in ihrer Bedeutung für das evangelische Kirchenlied. Von Friedrich Spitta. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1905. 12, gebunden 13,20 Mk.

Ein prächtiges Buch. Nicht bloß den Theologen, sondern allen Lutherfreunden sei es warm empfohlen. Es bietet die Resultate unermüdlichen, gelehrten Forschens und stürzt vielfach die von berufenen Historikern und Hymnologen vertretenen Anschauungen über Luthers Lieder durch überraschende Beweisführungen um. Umfangreiche Darlegungen weisen z. B. die volkstümliche Ansicht über „Ein feste Burg" als gedichtet zur Zeit des Wormser Reichstags als berechtigt nach, während noch Tschackert, Hausrath u. A. die Entstehung des Liedes ins Jahr 1528 verlegen. Trotz seines gelehrten Apparats wird das Werk mit seinen sinnigen Beobachtungen und seinem dichterischen Feingefühl für den Geist und die Entwicklung des Dichters Luther viele Leser zu warmem Dank verpflichten und dem Verfasser das gleiche Verdienst um Luthers Lieder sichern, das sein Bruder Philipp Spitta sich um J. S. Bach erwarb. F Anspach

Und wollen des Kommers warten. Verse von Wilhelm Langewiesche. München, C. H. Beck 1905. 1,80 Mk.

Wer „Planegg" kennt und liebt, wird auch diese neue Gabe gern in sein Haus nehmen. Das Büchlein sagt, wenn auch nicht überall gleichwertig, was der Dichter seitdem weiter erlebt hat, also etwas Persönliches. Und doch gehts uns an. Langewiesche trifft den Menschenton, der in Allen mitschwingt. Fritz Philippi

Deutsches Knabenbuch. 19. Band. **Deutsches Mädchenbuch.** 13. Band. Stuttgart, Thienemann. Je 6,50 Mk.

Sehr reichhaltige, schön und modern ausgestattete Bücher. Die Aufsätze belehrenden Inhalts und die Illustrationen, unter denen die Aquarelle besonders hervorragen, sind durchweg vortrefflich. Die Auswahl der Erzählungen dürfte wohl hier und da noch sorgfältiger sein. Auch fehlen in diesen Jahrgängen die Gedichte, was mir besonders für das Mädchenbuch, das dem Backfischalter gewidmet ist, als ein Mangel erscheint. Alles in Allem sind beide Bücher recht empfehlenswert. Frieda Henning

Jugendblätter. Herausgegeben von Th. Weitbrecht. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Jahrgang 1905. 380 S. Gebunden 4,50 Mk.

Für ein evangelisches Haus die beste Kinderzeitung, auf das Alter von 8 bis 12 Jahren berechnet. So bildet der schon abgeschlossene und gebundene Jahrgang ein schönes Weihnachtsgeschenk, wenn man nicht vorzieht ein Abonnement für 1906 auf den Tisch zu legen. Monatlich eine Nummer, der Jahrgang 3 Mark. R

Allerlei. Eine systematisch bearbeitete Uebersicht von Büchern und Schriften für den Weihnachtstisch, wie sie gerade in unserm Leserkreise willkommen sein wird, hat unter Mitwirkung von Mitarbeitern auch unsers Blattes in diesem Jahre wieder Eugen Salzer in Heilbronn herausgegeben unter dem Titel: Der Buchwart. Man verlange direkt oder von den Buchhandlungen. — Die beiden Ergänzungsbände zu Luthers Werken, Berliner Ausgabe, von C. A. Schwetschke und Sohn, kommen wirklich noch vor Weihnachten heraus. Der erste (der ganzen Sammlung neunter) Band liegt uns schon gebunden vor. Die Gabe ist durch den reichen Kommentar, den Otto Scheel beigesteuert hat, zu bedeutend, um in Eile gewürdigt zu werden; keine Frage, daß die ganze Auswahl durch diese Erweiterung stark gewonnen hat. Vgl. Nr. 38, Sp. 907. — Die Dichtung Gegenkönige von Frau Pfarrer Emma Lehn in Offenbach a. M. ist im Kommissionsverlag der Th. Steinmetzschen Hofbuchhandlung daselbst als Broschüre erschienen. 49 S. 1,50 Mk. Unser Freund Monrad hat sie bereits ins Norwegische übersetzt und trägt sie vor. Zum Vortragen ist sie ja auch in erster Absicht bestimmt. — Eine rechte Lektüre für die Weihnachtszeit ist der Vortrag von Professor D. Furrer in Zürich: Das Christentum die einzige Weltreligion. Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft, Heft 11. Heidelberg, Evangelischer Verlag. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Görlitz. Donnerstag 25. Januar 8 Uhr Hotel zur Krone, Obermarkt: Die Auferstehung Christi (Meyer und Riggenbach). Referent Pastor Bornkamm.

Hamburg. Freitag 15. Dezember 8 Uhr Hotel Reigen, Klosterthor 7: Die Weihnachtsgeschichte (Hermes).

Oldenburg. Montag 18. Dezember 8 Uhr in der Bavaria: Diskussion über den Vortragscyklus von P. Lic. Lueken über das Neue Testament.

Voll Dank und Freude zeigen wir die Geburt unserer Tochter

Heinke

an.

Ida und **Heinz Beckmann**

Hennstedt in Norderdithmarschen

Nicht zu junges **Mädchen** aus guter Familie zur Unterstützung der Hausfrau ab 15. Februar auf 1/2 Jahr nach **Plauen i. V.** gesucht. Dienstmädchen vorhanden. Familienanschluß. Angebote mit Zeugnis und Gehaltsansprüchen unter **M. W. 25** an **Ad. Lohmann**, Annoncen-Expedition **Plauen im Vogtland** erbeten.

Verlangen Sie bitte meinen ausführlichen **Weihnachtskatalog** mit Plauderei von P. **Keller**, ferner Bildnissen mit Originalbiographieen von P. P. **Murray, Keller, Dammann** u. A.

Eine Hauptnovität des diesjährigen Weihnachtsbüchermarktes bildet das Werk

E. Schrenk,
Pilgerleben und Pilgerarbeit

Pr. 2.25, Originaleinband 3 M.

Absatz in einigen Wochen über 10000 Exemplare

Der Reichsbote schreibt: .... **Alle Christen der fünf Erdteile werden nach diesem Buche greifen. ...**

Ernst Röttger's Verlagsbuchhandlung **Kassel,** Mittelgasse 51

Lehrerin gesucht für Kobe, Japan

Ein deutscher Kaufmann in Kobe sucht für sein Töchterchen, das eben das schulpflichtige Alter erreicht hat, eine nicht zu junge **evangelische Lehrerin** von heiterem Gemüt, die musikalisch ist, einiges Zeichentalent hat und in Handarbeiten unterweisen kann. Voraussichtlich werden sich der einen Schülerin noch etwa 5 gleichaltrige Töchter anderer Eltern anschließen, so daß eine kleine Privatschule zu stande kommt. Das Gehalt beträgt monatlich 150—175 Yen (ca. 300—350 M. In Kobe kostet die Pension in einem Boardinghouse ca. 70 M. monatlich). Kontraktzeit 4—5 Jahre. Hin- und Rückreise 2. Klasse auf einem Lloyddampfer frei.

Meldungen mit Zeugnisabschriften und Referenzen sind zunächst zu richten an **Prediger D. Kind in Berlin W 8 Kronenstr. 70.**

Ev. Fröbel-Seminar u. Erziehungsheim Cassel

Staatlich konzessioniertes **Kindergärtnerinnen-Seminar**, $1^1/_2$ jährige Kurse, für Töchter der gebildeten Stände. Näheres i. d. Broschüre „Die Arbeit im Fröbelseminar".

Für das Kuratorium
D. Pfeiffer, Generalsuperintendent

Religionsgeschichtliche Volksbücher

Herausgeber **Friedrich Michael Schiele**
Gebauer-Schwetschke, Druckerei und Verlag m. b. H., Halle a. S.

Das prophetische Schrifttum
von **Prof. D. Karl Budde.** 40 Pfg.

Monatschrift für Pastoraltheologie

(herausg. von **DDr. H. Ad. Köstlin u. Dr. Paul Wurster**)

Inhalt des 3. Heftes des II. Jahrgangs: Nicht in diplomatischer Weisheit. 2. Kor. 1, 12. Von Dr. P. Wurster. — **Was muss das kirchliche Predigtamt von der modernen Heiligungsbewegung und Evangelisation lernen und was ablehnen?** Von Pfarrer Herzog. — **Goethes Ausspruch von einer Christusähnlichkeit bei Schiller.** Von Stadtpfarrer G. Gerok. — **Das Martyrium des Landpfarrers.** I. Von A. Pommer. — **Uebersicht über die evangelische Mission in Deutschland.** Von Pastor Paul. — **Vom Büchertisch.**

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9

Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn

A. Supper, Da hinten bei uns. Erzählungen aus dem Schwarzwald. M. 2.20, geb. M. 3.—.

In 4 Monaten 4 Auflagen

Prof. D. Baumgarten in der Monatsschrift für kirchliche Praxis: „Es ist ein so unmittelbarer Niederschlag des vielseitigen Verkehrs mit den Bauern, ein so warmherzig idealisierendes Auffassen der ungeschickten, aber treuherzigen Bauerncharaktere, eine solche Fülle von idyllischen Einzelbildchen, zusammengehalten von einer ernsten und weiten Christlichkeit, daß man wirklich zu Hause wird in der kleinen Welt. Man wird besser und tüchtiger zum Bauernseelsorger."

Evang. Kirchenblatt für Württemberg: „Will man eine Analogie nennen, so könnten es nur Maclarens schottische Erzählungen sein. Hier ist aber Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein."

Helene Christaller, Meine Waldhäuser. Bilder aus einem Dorfe. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Scharfe Beobachtung, reiche Erfahrung, feines Verständnis, gewandte Darstellung und zu dem allen ein goldener Humor zeichnen diese Bilder aus, von denen eines den Lesern der „Christlichen Welt" bekannt ist.

Fritz Philippi, Unter den langen Dächern. Neue Erzählungen vom Westerwald. M. 3.—, geb. M. 4.—.

„Ein köstliches, starkes Buch" nennt Lic. Friedrich Michael Schiele diese neuen Erzählungen des Mitarbeiters der Christlichen Welt im Buchwart 1905.

Dr. J. Schoell, Der evangelische Glaube für die Gegenwart dargestellt. M. 1.30, geb. M. 1.70 u. M. 2.—.

„Eine populäre Glaubenslehre, der man die weiteste Verbreitung wünschen möchte." Lic. E. Rolffs im Buchwart 1905.

A. Bonus, Der lange Tag. Meditationen. M. 2.—, geb. M. 3.—.
Wurde von P. Jäger in der Christlichen Welt warm empfohlen.

—„— **Zwischen den Zeilen I.** 4. Aufl. M. 2.—, geb. M. 3.—.
—„— **Zwischen den Zeilen II.** 2. Aufl. M. 2.—, geb. M. 3.—.
—„— **Deutscher Glaube.** 2. Aufl. M. 2.80, geb. M. 3.60.
—„— **Der Gottsucher.** M. 1.—.

D. Koch, Wilhelm Steinhausen. Ein deutscher Künstler. 2. Aufl. M. 3.—, geb. M. 4.—.
Kochs Monographie ist ein Hausbuch geworden.

G. Traub, Ethik und Kapitalismus. Grundzüge einer Sozialethik. M 4.20, geb. M. 5.—.
Ich verweise auf den empfehlenden Aufsatz von Prof. D. Troeltsch in der Christlichen Welt. 1905. Nr. 14.

Chronik der Christlichen Welt

Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 49. Kirchenregiment und Lehrzucht (Posen) — Die theologische Lehrzucht auf den preußischen Provinzialsynoden (Posen, Westpreußen) — Der Kirchenstreit und der Taufstreit in Bremen — Aus der Arbeit des Gustav Adolf-Vereins (Oesterreich-Ungarn, Frankreich, Rußland) — Die Lutherkommission — Personalien

Preußische Kirchenzeitung

Verlag Gebauer-Schwetschke, Halle a. S.

Nr. 6. Elfte Posener Provinzialsynode — Sind die Religionsgeschichtlichen Volksbücher wirklich Volksbücher? — Erwiderung — Die kirchlichen Richtungen in Schlesien — Aus Preußen: Kirchenrat Rocholl — Provinzialsynoden — Kirchennamen — Berliner Parteikämpfe — Beunruhigung der Gemeinden — Mancherlei

Zur **Laubsägerei**
Kerbschnitzerei, Holzbrandmalerei lief. am billigsten sämtl. Werkz., Vorl., Holz 2c.
J. Brendel, Maxdorf 35 Pfalz.
Reichh. Katalog über 2000 Abbild. geg. 40 Pf. in Briefm. frk.
Laubsägeholz perqm von 1 Mk. an

W. Jordans Selbstverlag in Frankfurt am Main
(Inh.: Wilhelm Jordans Erben)

Andachten
Broschiert M. 2.—, gebunden M. 3.—.

„Es ist ein wahrhaft köstliches Erbauungsbuch, von dem wir hier zu berichten haben. Unzweifelhaft eine der bedeutendsten poetischen Erscheinungen der Neuzeit, ist es auf dem Gebiet der sittlich-religiösen Betrachtung vielleicht das großartigste dichterische Gebilde, das es gibt. Wie es aus weihevollster Stimmung eines gottbegnadeten Künstlers hervorgegangen ist, so bereitet es ernsten Lesern und Hörern in den meisten Abschnitten ein Gefühl seliger Befriedigung und hoher Erhebung." (Deutsches Literaturblatt.)

Erfüllung des Christentums
Broschiert M. 2.—, gebunden M. 3.—.

„— Um der Erfüllung des Christentums zu dienen, verlangt Jordan von der Kirche der Gegenwart einen Glauben, der mit der fortschreitenden Offenbarung wächst, und zu dem auch der Naturkundige sich ohne Wissensopfer und Heuchelei bekennen kann, eine Predigt und einen Unterricht, die für alle Erziehbaren und Besterziehbaren Genuß bieten, und einen Kultus, der in Baustil, Tonkunst und Zeremoniell mit einem gebildeten Kunstsinn harmoniere. — Welche Stellung man zu einzelnen Ausführungen des eingehend gewürdigten Buches nehmen mag, so bleibt seine Lektüre durch den Reichtum an Wissensstoff, an neuen Beleuchtungen und durch die Schönheit seiner Sprache ein Werk von mächtiger Erweckungskraft und ein hochberufener Mithelfer zur Klärung und Akkreditierung des gesunden fortschreitenden Christentums. —" („Reform", Bern.)

Episteln und Vorträge
Broschiert M. 2.—, gebunden M. 3.—.

„Es bedarf kaum der Hinzufügung, daß Jordan diese Untersuchungen geführt hat in entscheidenden Einzelheiten mit ausgezeichneter philologischer Akribie, im ganzen mit der vorzüglichen Feinfühligkeit seines nicht nur wissenschaftlich geschulten, sondern poetisch tief eingeweihten Urteils, daß endlich die sprachliche Darstellung hoch hervorragt durch die gedrungene Kraft und eigenartige Wohlbildung des Ausdrucks und durch den Reichtum glücklich gewählter, immer bezeichnungsvoller, auch in den schwierigsten Materien für den gebildeten Laien sicher sinnenthüllender Bilder." (Hamburger Nachrichten.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes

Venedig Christliches Hospiz. Campo S. Angelo 3581.
Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Entweder ✦ Oder
Hauptwerk
Sören Kierkegaards
Preis geh. 6.—, geb. 7.—M.
C. Ludwig Ungelenk
Verlag **Dresden A.**

*** Junge, gebildete Mädchen * ***
werden von dem Frankfurter Schwestern-Verband in einer städtischen Kranken-Anstalt **gut ausgebildet zum Zwecke dauernder Anstellung als Krankenpflegeschwestern in dem genannten Verbande bei guten Gehalts- und Pensions-Verhältnissen.** Die Satzungen des Verbandes sind beim **„Vorstand des Frankfurter Schwestern-Verbandes" in Frankfurt am Main,** Städt. Krankenhaus (Gartenstraße) zu erhalten.

Sehr passendes und gediegenes Weihnachtsgeschenk.

Julius Burggraf
Schillerpredigten

Ein Band von 26 Bogen gr. 8°
geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark
in Halbfranz gebunden 6 Mark 50 Pf.

Erschien soeben bei
Hermann Costenoble in Jena.

Vorrätig in jeder besseren Buchhandlung.

Nettes kleines Weihnachtsgeschenk

Wedlers Bleistifthülse „Ultra" aus polirtem Hartgummi ermöglicht die Ausnutzung des Bleistiftes bis zu den letzten 2 cm bei stets gleicher Länge des Griffels. Stets sauber, angenehm für die Hand, nie versagend, accurate Arbeit. Preis mit 3 Diamant Orlow Stiften

14 cm lang M. 1,10 pr. Stück und Porto
9½ „ „ (für Damen und als Westentaschenstift) M. 0,95

bei **Bernhard Wedler, Gera,** Reuss.

Verlag von Ed. van Hauten (C. F. Schmidt's Universitäts-Buchhandlung) in Straßburg i. Els.

Subskriptions-Anzeige!

Demnächst wird erscheinen:

Kirchenbuch für evangelische Gemeinden

von

Prof. D. Smend

I. Gottesdienste: 1. Predigtgottesdienst, 2. Liturg. Gottesdienst 3. Kindergottesdienst.

Auf das in Pfarrerkreisen mit großem Interesse erwartete **Neue Kirchenbuch von Prof. Smend** eröffne ich eine Subskription in der Weise, daß Exemplare, die bis zum 15. Januar 1906 bestellt werden, zu **einem ermäßigten Preise** von 8 Mk. für ein in ganz Leinwand gebundenes Exemplar, 10,50 Mk. für ein in ganz Leder gebundenes Exemplar zu haben sind.

Nach diesem Termin erlischt der Subskriptionspreis und es tritt ein erhöhter Ladenpreis von 10 Mk., respektive 12,50 Mk. ein.

(Für Exemplare mit Goldschnitt erhöht sich der Preis um 50 Pfg.)

Ed. van Hauten,
Verlagsbuchhandlung

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig

Aus Natur und Geisteswelt

Preis des Bdchens. nur 1 Mk. | Sammlung wissenschaftl.-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens | Geschmackv. geb. nur 1.25 Mk.

In erschöpfender und allgemeinverständlicher Behandlung werden in abgeschlossenen Bändchen auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende Darstellungen wichtiger Gebiete in planvoller Beschränkung aus allen Zweigen des Wissens geboten, die wirkliche Befriedigung und dauernden Nutzen zu gewähren vermögen

Neue Bändchen:

Hubrich, Deutsches Fürstentum und deutsches Verfassungswesen. — Richert, Schopenhauer. — Maennel, Vom Hilfsschulwesen. — Zwiedineck-Südenhorst, Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung. — Bürkner, Kunstpflege in Haus und Heimat. — Kraepelin, Die Beziehungen der Tiere zueinander und zur Pflanzenwelt.

Auf Wunsch ausführlichen illustrierten Katalog umsonst u. postfrei

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft

Organ des Allgem. Evang. Protest. Missionsvereins
Herausgeber: Prediger D. Kind, Berlin
Verlag: Evangelischer Verlag, Heidelberg
5 Mark der Jahrgang, monatlich ein Heft

Novemberheft: Das Christentum die einzige Weltreligion (Prof. Furrer-Zürich) — Die Religion der alten Aegypter. Uebersetzung aus Prof. D. Allan Menzies History of Religion von H. Lehmpfuhl — Erinnerungen an die Entstehung unseres Vereins (Prof. Nippold-Jena) — Die Mission auf dem Kolonial-Kongreß — Aus Japan: Zu den Unruhen in Tokio — Vereinsnachrichten — Litteratur

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu vier litterarische Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Greiner und Pfeiffer in Stuttgart (Weihnachtsbücher, liegt nur der Postauflage bei — und Bücher der Weisheit und Schönheit); Friedrich Jansa in Leipzig; B. G. Teubner in Leipzig (Aus Natur und Geisteswelt)

Die Weihnacht

Und es waren Hirten in derselbigen Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihrer Herde. Und siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie; und sie fürchteten sich sehr. Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht; siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids. Und das habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen.

Fürchtet euch nicht

Alt und immer wieder neu. Das ist der Reiz der Weihnachtsgeschichte.

Gewiß, wir haben auch mit ihr die Erfahrung gemacht, wie mit manchen anderen Erzählungen und Empfindungen, die unsere Jugend verklärten. Es kam eine Zeit, wo wir sie nebenhinlegten. Die Unbefangenheit der Kindheit hatten wir verloren. Wir sahen nur die Aeußerlichkeiten. Sie störten, ja sie erschreckten uns. Der Lichtglanz, der im Innern leuchtet, war uns verdeckt. Und so war es Nacht um uns, wenn auch die Kerzen des Christbaums brannten und die Kinder sich freuten, wie ehedem. „Und sie fürchteten sich sehr." —

Auf den Fluren Bethlehems ruhen Hirten mit ihren Herden. Unendlich weit dehnt sich die Ebene aus, bis sie sich verliert im Dunkel der Nacht. Vorn an einem Hügel haben sich die Hirten niedergelegt. Feierliche Stille ringsumher.

Auf einmal werden sie aufgestört aus ihrer Ruhe. Vor ihnen auf dem Hügel steht eine liebliche Gestalt, umleuchtet von der Klarheit des Herrn, wie der Mond plötzlich hinter den Wolken hervortritt und die Gegend erhellt. Und diese Erscheinung mit ihrem Lichtglanz erschreckt sie, die Männer und Frauen. Unwillkürlich fahren sie auf und bücken sich nieder, geblendet von dem Glanz.

Doch siehe, wie alsbald ihre Angst verschwindet, wenn der freundliche Gottesbote sich leise und zart vorneigt zu den demütig Knieenden, wenn er die Hand beschwichtigend erhebt und mit freundlicher, liebreicher Miene seine trostreichen Worte ausspricht: Fürchtet euch nicht! Ich verkündige euch große Freude! Freuet euch, Hirten und Herden!

Andächtig lauschen sie der lieblichen Rede. Sie erheben sich von der Erde. Sie falten die Hände. Sie breiten die Arme aus. Das Licht dringt in ihre Seele. Weihnachten ist da! Christ ist geboren!

Nicht in fernen fremden Landen nur ist die Botschaft des Trostes erklungen. Es sind Männer und Frauen aus unsrer Heimat, die sie hören. Die Weihnachtsglocken ertönen. Christblumen fallen leise hernieder. Der geheimnisvolle Zauber der Weihnachtsstimmung ergreift uns. Die ängstlichen Zweifel ziehen hinweg. Unser Herz wird mit frommen Gedanken erfüllt.

Uns ist heute der Heiland geboren!

Sieh wie verschwinden alle kleinen und großen Bedenken bei diesem Wort. Sehnen wir uns nicht auch nach dem Frieden der Seele, der höher ist als alle Vernunft? Dürstet nicht auch unser Herz nach Gott, nach dem lebendigen Gott? Nun, heute ist der geboren, der uns zu Gott führt und Friede auf Erden bringt.

Fern im Osten wird es helle,
graue Zeiten werden jung;
aus der lichten Farbenquelle
einen langen, tiefen Trunk!
Alter Sehnsucht heilige Gewährung,
süße Lieb in göttlicher Verklärung.

Wir ergreifen die Hand, die sich uns darreicht, und ziehen hin. Wir einen, die wir längst durch Christus den Frieden mit Gott gefunden haben: mit dankbarem Sinn und erhobenem Haupt. Wir anderen, die wir erst suchen wollen, weiter suchen, immer noch suchen: mit vertrauendem Gemüt und hoffnungsvollen Gedanken. Wer immer ihm ein sehnendes Herz entgegenbringt, wer an Weihnachten in der Weihnachtsgeschichte den Heiland sucht — er wird ihn finden. Er wird ihn wieder finden, wie er ihn geschaut einst mit kindlichen Augen, aber reiner und heller. Die Boten Gottes verschwinden, die „Klarheit des Herrn" erbleicht, der Gesang der himmlischen Heerschaaren verhallt — aber Er erscheint in seiner vollen Klarheit, der Heiland und Befreier, ein Menschensohn voll Lieb und Macht. Und wir erleben es: Er hat ein allbelebend Feuer auch in unserem Innern angefacht. Alt und immer wieder neu! Das ist der Reiz der Weihnachtsgeschichte.

Und dann kehren wir gerne zu ihr zurück. Dann danken wir dem Künstler im Evangelium, der sie niedergeschrieben hat so voll von dichterischem Glanz, wir danken es dem Künstler unseres Volkes, daß er alte Zeiten uns nahebringt; wir freuen uns der Künstlerin, die Weihnachtsrosen um die Verkündigung ausstreut. Und mit allen Menschen, die hin und her in der Welt, wo christliche Weihnachtsgesänge erschallen, ihre Herzen zu Gott erheben, stimmen auch wir ein in den Lobpreis Gottes: Ehre sei Gott in der Höhe! Als Boten seines Evangeliums reichen wir unsern Freunden, unsern Kindern, unsern Hausgenossen die Hände und rufen einander zu: Wir fürchten uns nicht! Uns ist heute der Heiland geboren!

Johannes Bauer

Schönheit

Eine Weihnachtsgeschichte

Es war eine Stelle in der Stadt, die nicht verbaut werden konnte. Das war die steile Wand zwischen der Oberstadt und der Unterstadt. Die Unterstadt war alt. Sie lag unter der heißen Wand und es hatte ihr seit alters gefallen zwischen ihrem Häuserrande und den Felsen ihre Weinberge zu pflegen. Diese lagen in einem schmalen, grünen Bande da. Die Felswand war da und dort durch Einmauerungen unterstützt und kein Pfad führte an ihr hinauf, auch nicht für die Wingertsbuben. Ueber dem Absturz lag dann die neue Oberstadt, dort hatten sich arme Leute angesiedelt, die billig wohnen mußten und das Steigen nicht hoch anschlugen. Poeten und Näherinnen hatten dort gut wohnen.

Wer das Glück hatte ein Häuslein zu finden, das nahe genug an den Rand gebaut war, hatte den Hahn und das Kreuz der Türme der Unterstadt sich gegenüber, weiter hinaus den Fluß und über ihm die andere Talseite, auch mit heißen Steinwänden und Kieferngehölze, das an ihnen und über ihnen emporstieg. Das sah man alles so hübsch bei Tage.

In solch einem Hause am Rande wohnte aber Einer, der die Welt bei Tag und bei Nacht sah; drunten in den Amtsstuben des Generallandesarchivs mochten ihn seine Kollegen nicht, sie sagten, er sei steif und hochmütig und im Grunde langweilig. Daß er geizig sein mußte, ergab sich schon daraus, daß er in der Oberstadt wohnte: keinem anderen Angestellten des Generallandesarchivs war es je eingefallen sich so viel zu vergeben.

Er aber besah sich, ehe er zu seinem Dienste hinunterging, aus seinem feinen Hause die Welt. Es stand auf einer gewaltigen Futtermauer, die vor langer Zeit der Felswand an einer zu stark aus- und einspringenden Stelle vorgelegt worden war, als die Stadt noch Geld hatte und es nach dem Wohlgefallen der Baumeister und Maurer verwendete. Da stieg der Rauch blau aus den Schornsteinen empor. Die Krähen umkreisten den leeren Turm des Schwabentores. Die Wolken zogen von drüben herüber zu ihm, sie zogen von seiner Seite hinüber, das war unglaublich schön. Kamen sie von seiner Seite her, so waren sie zart, weiß, weit zerteilt, stille Schwäne auf blauer Flut, die nach Westen zogen, auf Nimmerwiedersehen. Kamen sie von drüben, so warfen sie schwarze Schatten auf Fluß, Stadt und Höhen, und ihr Wehen schlug die Läden in der Unterstadt und Oberstadt zu, und ihr Zorn warf die Jagd der Tropfen und den Krieg der Hagelkörner wider die Scheiben.

Am Sonntag hatte er Zeit die wilden Rosen mit Sehnsucht zu betrachten, die auf der Wand unter ihm noch festen Fuß hatten. Daß sie Niemand brechen konnte, war seine Freude. Da standen sie im weißen und rosigen Brautkleid des Juni, und wenn der Wind es wollte, löste er ein Blütenblatt und trug es herauf zu ihm, herein in sein offenes Fenster. Das legte er dann einen Tag und länger auf die kleine Marmorplatte, die auf seinen Papieren lag und die ein griechisches Wort in goldener Schrift eingegraben trug. Ginsterblüten hätte er auch gerne gehabt, denn auch Ginsterbüsche hatten sich in den Bruchstellen der Wand da und dort eingenistet und brachen auf im Mai und leuchteten im Juni und schmückten die Wand noch mit ihren grünen Reisern, wenn der Schnee die Felsspalten füllte und kleine dunkle Wasserstreifen zur Zeit der Schneeschmelze über die breiten Tafeln der Felswand rannen.

Nachts gefiel es ihm in seinem Hause am besten; er liebte die Sterne. Manchmal faßte er sie in Gruppen zusammen, öfter aber nahm er mit den Armen seines Gemütes die ganze goldene Schar an sein Herz. Dann taten ihm auch die Schritte wohl, die verloren den Weg in der Oberstadt suchten, und die Glockenschläge der Türme, denen er am Tage keine Aufmerksamkeit schenkte. Dann, wann die Menschen schliefen, dachte er auch freundlich an sie, dann bewegte ihm das Mitleid des älteren Bruders den Sinn für die Hilflosen.

Die wachen Menschen erfreuten ihn nicht. Sie brachten Unruhe in das Dasein. Ihr Leben verlief im Formlosen. Ihre Ziele waren ohne erkennbaren großen Wert. Sie dienten keinem Gesetz, dem doch das Epheublatt, der Flügelschlag des Schmetterlings und die heilige Ordnung von Achsen, Winkeln und Flächen im Kristall dienen.

Er selbst bedurfte der Ruhe. Und über ihm im Hause und auf der Treppe war Unruhe. Kinderfüße eilten hinauf, eilige Frauenschritte vernahm er, kleine Mädchen und auch ganz alte Leute kamen mit leeren Töpfchen und gingen mit gefüllten fort. Sie machten die Treppe schmutzig und ließen die knarrende Haustür offen stehen. Dann kam das Schüttern eines alten Fußbodens über ihm, Rücken der Stühle und Stimmen bald im Gemurmel, bald im Auflachen. Manchmal sangen die Leute da über ihm. Von der Kindheit her kannte er die Lieder alle, es war keines, das er nicht gekannt hätte. Die Lieder waren schön, aber er traute den Leuten nicht, die solche alten Lieder in den Häusern sangen, sie gehörten in die Kirche. Auch sang man über ihm oft so dünn und so gezogen, daß es schwer zu ertragen war. An dem Tumult war immer dieselbe Person schuld. Eine höchst armselige Person. Sie war schüchtern, das entschuldigte Vieles. Sie wagte ihn im Hausflur kaum zu begrüßen. Er sah, daß sie eine verkrumpelte Existenz war, wie ein Kleid, das über dem Stuhle lag und das ein Gedankenloser zusammengesessen hatte. Was solch ein Mensch war, innerlich war, was er erlebte, das mußte er sich fragen. Flickarbeit machen, Puppendoktorin sein, verbogene Hüte so mit alten Bändern und zerknitterten Blumen verkleiden, daß sie nicht mehr verbogen, sondern wie neu aussahen — — nun ja!

Sie träumte lebhaft, das wußte er vor Weihnachten nicht. Aber nach Weihnachten, im Februar, erzählte es ihm doch Jemand, sie selbst erzählte es ihm und hielt seine Hand dabei gefaßt. In den Nächten zwischen dem dritten und vierten Adventssonntage hatte sie zwei Träume, die ihr nachher merkwürdiger waren, als sie es vielleicht verdienten, aber die stillen Seelen schätzen den Geisterzug, der durch ihr Dasein zieht. Das waren die gleichen Nächte, in denen dann und wann eine Angst ihn beschlich, der Schatten von Leiden oder Krankheit wandle wartend vor seiner Türe auf und ab. Doch konnte es kaum sein, die Jahreszeit brachte schließlich einmal eine Kleinigkeit, aber wer nicht zu viel Acht gibt, kommt an Manchem vorbei. Und eben konnte er keine Hemmung brauchen.

Er schrieb Etwas. Vielleicht ward es ein Buch, vielleicht ward es nur ein rührendes Heft, das man nach seinem Tode fände, um aus ihm zu sehen, daß der Mann, der es einst schrieb, kein unwerter Mann gewesen war. In jenen Nächten schrieb er von dem Martyrium der Schönheit. Sie erträgt nicht den Augenschmerz des Häßlichen, ihr Wandergang über die Erde geschieht in der Abwehr der gemeinen Dornen, die ihr das Kleid zerreißen wollen. Sie faßt es fest zusammen, damit sein Saum nicht den Staub streife, nicht den Schmutz berühre. Und das Gemeine antwortet ihr, o nein, nicht erst das Gemeine, schon das Gewöhnliche erträgt ihren Anblick nicht, denn es empfindet das Schöne und den Schönen als einen bittern Vorwurf. Darum ist die Schönheit einsam. Darum ist der Schöne so allein. Die Schönheit weicht aus. Der die Schönheit liebt, hält sich zurück. Er kann die Liebe zur Menschheit nur bewahren, wenn er die Verbannung erträgt, die der Gewöhnliche, der Gemeine über ihn verhängt, wenn er diese Verbannung schweigend ehrt, schweigend will.

Er geht nicht auf die Menschen zu, sie weichen ihm aus, denn sie sagen, er sei kalt, stolz, voll Hochmut. Ja, über

den Schmutz wird nur die edle Kälte Herr, wie sie heute Nacht bleich und still durch Oberstadt und Unterstadt geht, ja — stolz, denn nur wer straff und gerade geht, sieht weit hinaus von den Fußspuren, Geleisen und zertretenen Pfaden der Menge weg zu dem lichten Silberringe hin, in dem sich Erde und Himmel zur Zwiesprache fassen, ja — hochmütig, denn nur ein hoher Mut stemmt Schild und Lanze dem Wegelagerer entgegen, läßt Kleid und Schutz am einen Ufer, um den Wogengang ungehemmt zu teilen und das Ufer der Sehnsucht zu erreichen. Nur ein hoher Mut wirft die Brücke über den Strom, die dann Andere gemächlich beschreiten. Ja, für die Anderen ist der Schöne kalt und stolz und voll Hochmut. Um ihrer willen begräbt sich die Schönheit in den dunkeln Acker des Daseins, damit den Unschönen und Gewöhnlichen doch eine Ernte werde, doch eine Ernte werde.

„Kallias“ stand auf einem leeren Blatte, das er immer sorgfältig wieder obenauf legte, so oft er an diesen Blättern arbeitete.

Eben in jenen Nächten träumte die Arme. Sie träumte von alten Weihnachten, armen, aber seligen Weihnachten. Das erste Mal ist sie noch ein sehr kleines Mädchen. Sie sieht deutlich das wollene Tuch, das ihr die Gemeindeschwester geschenkt hat, und das Lebkuchenherz mit einem aufgeklebten Bilde, das ihr die Patin gebracht hatte. Und sie träumt gleich in diese Weihnachtsstunde hinein, was sie einst in Wirklichkeit doch erst zwischen Weihnachten und Neujahr getan hatte, daß sie rings um das aufgeklebte Bild den Lebkuchen abbiß und dann das Bild mit dem süßen Boden sorgfältig verwahrte, um es ihrer Schwester zu schenken, die innen im Gebirge in der Herrenmühle diente. Es fiel ihr nachher, als sie wach war und den Traum in ihrer Seele erwog, sehr auf, wie deutlich sie hinter dem Weihnachtsbaum die verwaschenen, geflickten und so sauberen Kattunvorhänge am Fenster gesehen hatte.

Gleich darnach, nahe dem vierten Adventsonntag träumte sie wieder. Ach, so schön. Sie stand, das träumte sie, am ersten Weihnachtsabend nach ihrer Konfirmation in der Dorfgasse. Sie war Waise und wußte nicht, was werde. Sie sah ein Fenster sich öffnen. Es standen Blumenstöcke in dicht geschlossener Reihe auf der Fensterbank und sie blühten alle, obschon der Schnee hoch in den Gassen lag und sich auch einmal in weichen Ballen hoch vom Dachfirste löste. Eine Hand erschien zwischen den Töpfen und legte einen blühenden Fuchsiastock um, nach außen hin. Das Waisenkind sah, wie die Glöckchen hinabhingen und hin und her schwangen wie ein buntes Geläute, und der graue Kopf der Patin erschien in der Lücke zwischen den Stöcken und sagte: Madlenele, sei nicht bange, Gott bescheert dir heute die Liebe. Dann stellte sich langsam der Fuchsiastock wieder auf, der graue Kopf verschwand und das Fenster schloß sich. Dann war etwas Helles in der Straße und die Schläferin folgte ihm, bis sie wach wurde.

Ein dumpfer Fall unter ihr hatte sie geweckt, hatte sie geängstigt und eilig hinab gerufen.

Ihr Hausgenosse, dem sie immer so scheu ausgewichen war, wachte auf und es wunderte ihn, in seinem einsamen Zimmer Stimmen zu hören. Er hatte geglaubt, seine Eltern seien lange tot, aber es muß ein Irrtum sein, denn die Mutter legte ihm ja die Hand auf die Stirne. Dann hörte er deutlich den Bruder hämmern und so laut und geschwind, daß es ihm im Kopfe weh tat. Es fiel ihm schwer das zu begreifen, denn der Bruder, sein einziges Geschwister, ist auf hoher See, um Weihnachten hoffte er in Bombay zu sein. Er muß etwas hier zu tun haben, vielleicht nagelte er die Kisten mit seinen Sammlungen zu. Schwer, schwer ist das Alles.

Und er schloß die Augen wieder. Dann ward er wieder einmal wach. Es wunderte ihn, wie unruhig er schlafe. Man spricht leise. Er hört ohne Teilnahme zu, er denkt nicht, daß von ihm die Rede sei. Der arme junge Mensch, sagte Jemand, und Jemand erwiderte: und so ein netter junger Herr, so höflich und so ordnungsliebend, man sollte meinen, so etwas wäre heutzutage nicht möglich, und die schönen Bücher, sie sind wie ungebraucht, aber ich glaube doch, er liest darin. Und der

Soldaten „Universalerben“ und „Uhrwähler“ nennt), Pionieren und den Mannschaften vom Fuhrpark. Es sind Mannschaften der ältesten Jahrgänge und Leute, die seltener zum Gottesdienst geführt werden können, als die Truppen in der Front. Denen war es denn recht erquicklich, endlich einmal wieder singen und beten zu können.

Möchte nun nur bald Paris sich ergeben, denn das wird ja doch der Friede sein.

Aber, mein lieber Schatz, vor dem Schluß der Feindseligkeiten kann ich nun nicht mehr fort. Was sollte man von mir denken, wenn ich nach erhaltenem eisernem Kreuz die Truppen verließe! Mit der Vertretung zu Hause das muß nun einmal durchgeführt werden. Ich will ja bereit sein, wie ichs bisher bewiesen habe, später Arbeit für meine Amtsbrüder zu übernehmen, so viel sie wollen. Wenns mit dem Konfirmandenunterricht nicht mehr geht, so wird gewiß R. gerne bereit sein, einzutreten, und Dr. L. hat sicherlich nichts dagegen. Sprich doch einmal mit Herrn Superintendenten in diesem Sinne. Ich denke in den nächsten Tagen an ihn zu schreiben.

Laß Dich durch die Leute nicht bange machen, daß der Krieg noch als Volkskrieg lange dauert — die Franzosen sind ja ein fanatisch hochmütiges Volk, aber unter der Wucht der Tatsachen müssen sie sich doch beugen — ihre Armeen halten schon jetzt nicht mehr ordentlich stand, nach dem Fall von Paris müssen sie ganz entmutigt sein. Küsse die Kinder, grüße alle Bekannten.

Gott behüte Dich, mein liebes Weib, er schenke uns zum Neuen Jahre ein dankbares Herz und gehorsamen Mut.

Gott behüte Euch. Dein Georg

Kritik und Glaube

Nirgends gehört Kritik weniger hin als in die Weihnachtsfeier. Und doch liegt auf manchem Weihnachtstisch ein Buch voll Kritik. Und doch macht mancher junge Mensch und auch mancher schon ältere unter der Weihnachtskanzel oder daheim beim Christbaum große unruhige oder schwermütige Augen, weil ihm die Seele voll Kritik ist. Ach, wie bleibt doch unser Menschenherz ein trotzig und verzagt Ding!

Wahrlich, dazu ist die Kritik nicht da, daß sie uns die Weihnachtsfreude nehme oder trübe. Alles hat seine Zeit, sagt der Prediger. Freilich, es gibt eine kindliche Naivität den heiligen Geschichten gegenüber, die hält sich in unsern Kreisen selten. Wo sie ist, da möchten wir sie gerne nicht kränken oder stören. Aber es gibt noch eine andre Naivität, die ist viel köstlicher als jene Einfalt des immer Kind gebliebenen Menschen — das ist die wiedergewonnene, nach heißen Kämpfen wiedergeschenkte Einfalt des erwachsenen und gereiften Menschen. Nicht daß wir Kinder *bleiben* sollen, sondern daß wir wieder *wie* die Kinder *werden* sollen: das steht in unsrer Bibel.

Kritik muß sein. Wir können nicht anders; wenn uns Gott den Verstand dazu gegeben hat, so müssen wir ihn auch brauchen. Für uns und für Andre. Es ist unsre Pflicht. Und man kann nicht kritisch die Dinge prüfen, ohne daß man von ihnen Abstand nimmt, fremd und kühl wird. Nicht im Herzen, aber mit dem Kopfe. Weil sonst die kritische Arbeit unmöglich ist. Aber ganz ohne Glauben kommt auch Kritik nicht voran. Sie wird sonst vor lauter Skepsis blöde und impotent. An das, was geschehen ist, an das, was berichtet wird, muß sie irgend einmal glauben. Daß er das im rechten Moment tut, darin bewährt der Historiker seine Methode, seine Genialität.*) Und vollends will und kann Kritik nicht den religiösen Glauben ersetzen. Kein Theologe will das, auch der kritischste nicht, sonst wäre er nicht Theologe. Er tut seine Arbeit in dem frohen Bewußtsein: schließlich hat der Glaube doch das letzte Wort.

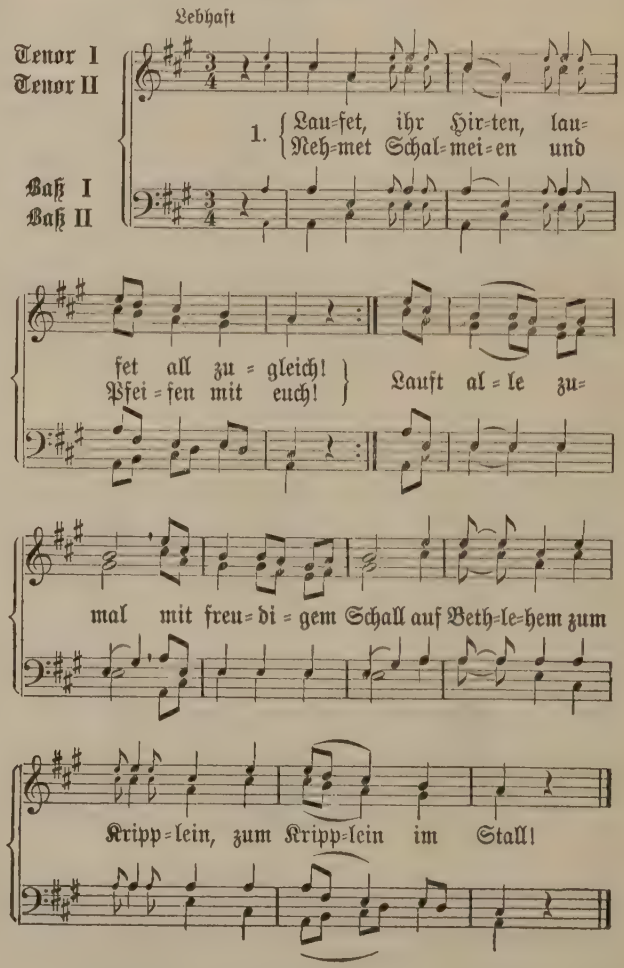
Und das hat er auch. Es ist ein kurzsichtiges Urteilen, wenn Jemand meint, historische Kritik solle oder könne Christen ihre Weihnachtsgeschichte nehmen. Man kann dem Glauben niemals nehmen, was er wirklich hat. Und die Christengemeinde hat ihre Weihnachtsgeschichte und wird sie haben, so lange sie existiert. Anders haben wir sie, wenn die erste Naivität dahin ist, aber darum nicht weniger rein, licht, wahr, innerlich. Im Gegenteil. Wenn du dich schmerzlich zurücksehnst nach deinem Kinderglauben, so liegt das nicht an der Kritik, sondern an deinem Glauben. Er ist dann nicht zum rechten Mannes- und Frauenglauben geworden, wie er sollte. Abtun, was kindisch war, das müssen wir, aber nicht, damit wir nun ins Leere starren, sondern daß wir erst recht unser Auge des Weihnachtsglanzes voll haben. Steht ein Menschenkind gerade mitten in der Gärung, so wird Gott mit ihm Geduld haben — und es soll mit Gott Geduld haben. Aber der ernste, reife Christ hört aus der Weihnachtsgeschichte uralte frohe Botschaft, erkennt in dem Kinde zu Bethlehem sein göttliches Weihnachtsgeschenk und preist mit der ganzen Gemeinde um die Wette die Gnade, daß wir nun dürfen Gottes Kinder heißen. R

*) Vgl. Patria 1906 S. 113 ff.

Hirtensang und Kindelwiegen

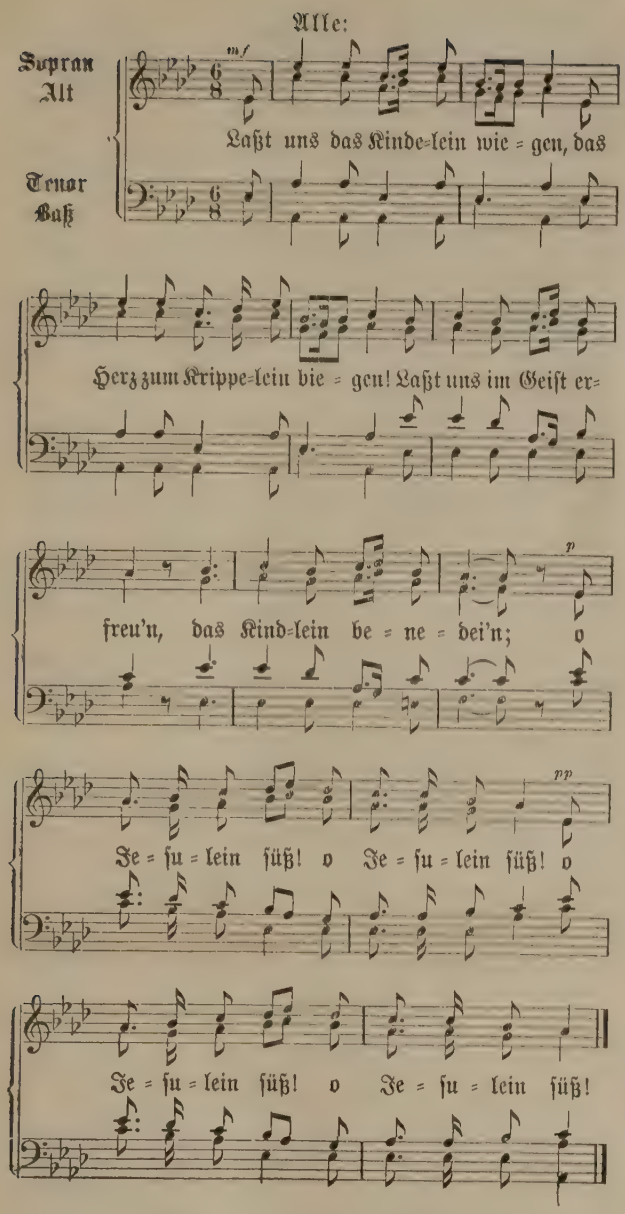
Zwei Volkslieder aus dem schlesischen Spiel von Christi Geburt

Aus: Schlesiens volkstümliche Ueberlieferungen. Band 1: Die schlesischen Weihnachtspiele. Von Friedrich Vogt. Leipzig, B. G Teubner 1901



Ein Kindlein ist gesehen, wie ein Engel so schön,
Dabei auch ein alter Vater tut stehn;
Eine Jungfrau schön zart, nach englischer Art:
Es hat mich erbarmet ganz inniglich hart.

Mein Nachbar, lauf hurtig, brings Wieglein daher,
Wills Kindlein drein legen, es zittert so sehr,
Hei, hei poppei, liebs Kindl schlaf ein,
Im Krippel zarts Jesulein, hei hei poppei.



Laßt uns dem Kindlein singen,
Ihm unser Opfer bringen,
Ihm alle Ehr beweisen
Mit Loben und mit Preisen!
O Jesulein süß! O Jesulein süß!

Laßt unser Stimm erschallen,
Es wird dem Kindel gefallen;
Laßt ihm ein Freudlein machen,
Das Kindlein wird eins lachen.
O Jesulein süß! O Jesulein süß!

Erinnerung

Es ist Abend. Meine Kinder sind zu Bett gegangen mit Lachen und Plaudern, mit hundert glückseligen Erwartungen, und noch auf der Treppe höre ich sie trällern. „Kommet ihr Hirten, ihr Männer und Frauen," singt die Aelteste oben an der offenen Schlafzimmertür und hält die Kerze hoch, und die Geschwister fallen ein: „Kommet das liebliche Kindlein zu schaun." Heute habe ichs mit ihnen am Harmonium geübt, nun ist die ganze Atmosphäre mit Weihnachtsliedern gefüllt, überall zwitscherts und singts, selbst aus der Küche kommt ein

Echo herauf. Dann schlägt oben noch eine Tür zu, das soll eine Pfarrkindergewohnheit sein, und nun ists still. Der Amerikanerofen strömt eine sanfte lautlose Wärme aus, das Kätzchen hat sich daneben hingestreckt und schnurrt.

Da fällt mir ein anderer Ofen ein, weit dort hinten im Schwarzwald in meinem alten Pfarrhaus. Ein ungefüger häßlicher Gesell wars, mit großem Rachen; in dem krachten und knallten die harzigen Tannenscheite, das knisterte und puffte und prasselte und ich saß mit meinen kleinen Kindern vor dem offenen Türchen, und wir blickten alle in die Flamme, die das dämmerige Zimmer erleuchtete. Da stiegen Märchen aus der roten Glut empor: vom Nikolaus, der durch die Dörfer zieht und nach artigen Kindern späht, von den lichten Engeln mit den Lilien in den Händen und zuletzt vom Jesuskind.

„Ach, Mutter, es ist doch schön auf der Welt," seufzt die Aelteste und ich schlinge meine Arme um alle Viere und küsse die unschuldigen Gesichter. —

Weihnachten ist eine rechte Heimwehzeit, deshalb wandern meine Gedanken weit fort von hier nach meinem Schwarzwalddorf, in meine Gemeinde. Ich sage immer noch meine Gemeinde, wenn ich auch kein Anrecht mehr auf sie habe, aber ich liebe sie, und Liebe gibt Rechte.

Da liegt das Dorf in Schnee gebettet, die lange Dorfstraße glatt gestampft von den Schlitten, die den ganzen Tag mit Schellengeläute durchgefahren sind. Am Bühel ist es schon lebensgefährlich, hier sind die Buben und Mädels bis in die sinkende Nacht mit dem Rennschlitten heruntergesaust; ach war das eine Lust! Aus der Bahn! Aus der Bahn!

Die Fenster der Schule sind hell erleuchtet, es wimmelt von Kinderköpfchen, die sich an die Scheiben drängen. Jetzt haben sie mich gesehen und rennen auf ihre Plätze.

„D' Pfarrere kimmt."

Und nun stehe ich mitten unter ihnen. Es sind meine Sonntagsschulkinder, und heute haben wir Weihnachtsfeier in der Kirche. Wie die Gesichter alle glänzen, selbst der allzeit kritische Heiner strahlt. Wir singen das Lied noch einmal, bei dem die zweite Stimme in der Hauptprobe umgeworfen hat, es geht tadellos. Ein kleiner Prophet mit einem Apfelgesichtchen wird noch einmal vorgenommen, denn er sagt konsequent: „Kann auch ein Weib ihres Knäbleins vergessen"; er denkt offenbar nur an sich bei diesem Spruch, diesmal aber sagt er richtig „Kindlein".

Meine Sonntagsschullehrerinnen und -Lehrer flattern aufgeregt durch die Kinderreihen, binden dort ein Tüchlein und putzen hier ein Näschen, jedes fühlt sich verantwortlich fürs Gelingen des Ganzen.

„Pst!"

Das Summen legt sich. Ich öffne ein Fenster. Die Glocken läuten zusammen in feierlichem melodischem Dreiklang, selbst die Kinder empfinden die Schönheit und lauschen. Vermummte Frauengestalten hasten den glatten Weg hinauf, Männer stapfen bedächtig hinterdrein, die Lichter in den Nachbarhäusern verlöschen; wer kann, eilt zur Kirche, deren helle Fenster zwischen den Tannen des Kirchhofs hervorleuchten. Und dann formen wir die Klassen und im Zug gehts zur Kirche, nicht sehr feierlich: es jubelt und lacht und plaudert und freut sich, aber, wie die Kirchentür sich öffnet, verstummen alle.

Ah! Welch ein Lichterglanz, welch eine Menschenmenge!

Die Glocken läuten aus beim Eintritt der Kinder, und mit allen Registern setzt die Orgel ein zum Vorspiel von „Fröhlich soll mein Herze springen." Alle haben Platz gefunden um den Christbaum herum. Wunderschön ist er geschmückt, die Kinderschwester und der Jungfrauenverein haben mitgeholfen, der Waldschütz hat seine schönste Tanne hergegeben. An den Aesten blühen weiße Papierlilien und rote Rosen, bunte Glaskugeln aus dem Dorfladen hängen an den Zweigen und goldne Fäden überziehen Alles mit glitzerndem Gespinnst. Mir hätte ja eine einfache grüne Tanne nur mit Lichtern besser gefallen, aber meine Lehrerinnen haben sich gewehrt: „Dees isch grad, als wollt mer und könnt net." „Grüne Bäum siecht mer alle Dag."

Nun haben die Kinder den Christbaum genug bewundert

und ihre Blicke richten sich auf mich. Ich kenne sie alle, und es ist keins, das ich nicht lieb hätte. In der vordersten Bank sitzt der große dickköpfige Schultheißenbub, er schlägt ganz aus der Familie, denn er ist der brävste von all meinen großen Buben, neben ihm das rotbackige Sofiechen, das heut die Engelsbotschaft sagen darf. Dort hinten flüstert das Agneschen, immer lustig, immer flink zum Antworten, wenns auch manchmal nichts weiß. Die Familie Nover ist gleich in sechs Exemplaren vertreten, fast in jeder Bank sitzt solch ein kurzes dickes schwarzhaariges Bürschchen oder Mädchen und lächelt mich an. Die Lehrerinnen haben rote Köpfe vor Erregung.

Jetzt marschieren die Propheten auf; der kleine Paul sagt richtig wieder „Knäblein“ statt „Kindlein“, und ein leises Lächeln geht über die Gesichter der Mütter.

Dann singen sie von der Orgel herunter. Meine vier besten Sänger stehen dort oben vor den blanken Orgelpfeifen und der Schullehrer schlägt ihnen verstohlen den Takt. Die klaren Kinderstimmen schweben wie Engelsgesang über der Gemeinde:

Vom Himmel hoch da komm ich her,
Ich bring euch gute neue Mär.

Es ist so still, daß man eine Nadel fallen hören könnte. Ein paar Frauen trocknen sich die Augen mit dem großen Feiertagsschnupftuch, und selbst die Gemeinderäte und der Polizeidiener blicken milde drein.

Es ist der Herr Christ, unser Gott,
Der will euch führen aus aller Not,
Er will eur Heiland selber sein,
Von allen Sünden machen rein.

Es ist gerade, als ob die vier Kinder eine ganz neue Botschaft in alle Herzen hineinriefen, so horchen wir auf. Sie ist ja auch immer neu für uns und unfaßlich, die Mär vom Sünderheiland.

Leise knistern die Kerzen am Christbaum, und die bunten Fähnchen erzittern in der Hitze. Der Gesang ist verstummt und die Feier geht weiter. Wir fühlen uns alle von einem Band umschlungen: unsre Gemeinde, unsre Kinder, unser Gott und unser Heiland.

Und dann verklingen die Lieder und verlöschen die Kerzen; durch den dunkeln Kirchhof gehts hinunter ins Dorf. Die Kinder haben die großen Lebkuchenherzen und das Büchlein, das sie geschenkt bekamen, fest in der Hand; Mütter tragen ihre müden Kleinen. Von der Hochmühle und vom Appeleshof haben sie Laternen mitgebracht, die blitzen wie Glühwürmchen zwischen den verschneiten Feldern. —

Wo sind sie alle, meine Kinder von damals? Die Kleinen sitzen auch dieses Jahr noch unter dem Weihnachtsbaum, den eine andre Hand als die meine für sie schmückt. Die Großen? Sie gingen hinaus in die Welt; Gott halte seine Hände über alle.

* * *

Es war das letzte Weihnachtsfest, das ich in meinen Dörfchen feierte, und dann hieß es hinausgehn in das Unbekannte, das Ungewisse. Die Kinder hattens nicht gefühlt, sie waren froh und umjubelten den Tannenbaum; für sie hatte die Zukunft keine Schrecken. Sie mußten auch nicht die tausend Fäden abreißen, die unsereinen im Dorf mit den Menschen verbanden, sie wurzelten noch ganz in der Familie. Mich aber umtönte es bald laut, bald leise: Zum letzten Mal!

Im Jungfrauenverein sagten sie das Wort zuerst: als wir um das Bäumchen standen und gesungen hatten, da sagte es die Reistermarie im Gebet, und ihre Stimme zitterte dabei.

Dann war es selber in mir aufgestiegen und hatte mir die Augen gefeuchtet, als ich allein im Pfarrstuhl saß am Weihnachtsfeiertag — zum letzten Mal. Wir sangen: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht“; hinter mir ertönten die rauhen ungefügen Stimmen der konfirmierten Knaben, vor mir sah ich die mehr oder minder ehrwürdigen Häupter der Gemeinderäte. Ueber sie hinüber blickte ich zum Fenster hinaus, wo ein beschneiter Tannenbaum nickte. Wie gut ich den kannte in Sonnenschein und Sturm: der war immer der Ruhepunkt für meine Augen während der Predigt.

Der Christbaum stand in seinem bunten, billigen Flitterstaat im nüchternen Licht des Morgens auf dem Taufstein. Er war doch eigentlich häßlich, aber so rührend in seiner Häßlichkeit: war er doch umsponnen von all den goldenen Weihnachtsgedanken derer, die ihn geschmückt, und derer, die ihn angestaunt hatten.

Auch die Weihnachtsfeier des Jünglingsvereins war vorüber mit seinem verunglückten Posaunenchor und wieder hatte Jemand zu mir gesagt: Zum letzten Mal. Und als wir die Lichter nach der Sonntagsschulbescheerung löschten, sagte leise die älteste von meinen Lehrerinnen: Zum letzten Mal.

Das Wort trieb mich jetzt noch am späten Abend hinaus unter den freien Himmel. Drinnen war Alles so warm, so traulich, so sicher — wie eine Unwahrheit mutete es mich an. Draußen unter dem Sternenhimmel war die Welt größer und grenzenloser und ging weit über meine liebe vertraute Welt hinaus.

Der Pfarrgarten! Schweigend stehn die hohen Tannen an der Mauer, ihre Aeste beugen sich unter der Schneelast. Ein köstlicher Garten, verwildert und verwachsen. Jedes Jahr mißrät der Kopfsalat und der Blumenkohl, denn es fehlt an Sonne, aber nirgends glühen die Rosen so feurig, duftet der Jasmin so schwer, leuchten die Lilien in solch feierlicher Pracht und jubeln so helle glückliche Kinderstimmen wie hier. Die Zypressen stehen dunkel und schweigend; von der Weymutskiefer stäubt Schnee ab, als ich darunter vorbeigehe.

Im Dorf ists still geworden. Die Turmuhr schlägt langsam die Stunden; sie schägt sie immer falsch, seit der Meßner, der auch Schmied ist, sie repariert hat, aber es ist System in ihrer Falschheit und die Bauern sind geduldig.

Es ist sternhell und der Schnee leuchtet; die Häuschen an der Straße haben sich die weichen Schneekappen tief ins Gesicht gezogen und schlafen. Der Bach, der durch das Dorf fließt, rauscht leise, und die Pappelbäume stehen wie Schildwachen. Ich kenne jedes Haus und wer darinnen wohnt, ich kenne ihre Kinder, ihre Enkel, ihre Sorgen und Freuden, ihr Gutes und ihr Böses. Und ich habe sie lieb. Wenn ich Alles von ihnen wüßte, würde ich sie vielleicht noch mehr lieben können, auch die Schlechten, denn die brauchen die Liebe am meisten. Wie einer Mutter ist mirs zu Mut, mit ders zu Ende geht und die ihre Kinder zurück läßt. Bin ich auch immer wie eine treue Mutter gewesen?

Schofmichels Regine hat mir neulich warnend ein Wort gesagt: „Allzugut ist liederlich.“ Das sagte sie, weil ich der alten Baßgeige aus dem Armenhaus den schönen Unterrock geschenkt hatte. Ich war daraufhin sehr nachdenklich geworden, denn es war Etwas dran, ich sagte ungern Nein, aber jetzt war ich doch froh, daß ich ihn ihr gegeben hatte. Ihr Häuschen sah gar jämmerlich aus, ein paar zerbrochene Scheiben waren mit Lumpen verstopft, der Zaun zerfallen, das Dach windschief. Ich hätte ihr wohl auch noch eine Jacke geben können und noch manch freundliches Wort, das ich ungesprochen ließ, weil man mir so viel Böses von dem alten Weibe zugeflüstert hatte.

O, Schofmichels Regine, ich war nicht allzu gut, nicht einmal gut!

Der Schnee hing sich mir an die Sohlen und knirschte unter meinen Tritten; wie ein Dieb kam ich mir vor, der auf bösen Wegen geht. Die Häuser starrten mich so tot aus hohlen glanzlosen Augen an, und alle hatten sie eine Klage wider mich an diesem letzten Weihnachtsfest. Da, die Hütte am Bach, wo es so feucht war, in der ein krankes Kind langsam dem Tod entgegen siechte, dort das stattliche Bauernhaus, in dem eine Gichtgelähmte hilflos schon seit Jahren lag, hier das schmale Häuschen des Jakobfrieders, der sich von Hexen verfolgt und geplagt wähnte und den die Kinder verspotteten. „Nicht gut genug!“ sagten sie alle, „nicht gut genug!“

Wohl hatte ich ihnen manchesmal mein ganzes Herz hingeworfen, wenn das Erbarmen mit Elend und Sünde mich überwältigte, aber viel öfter hatte ich auch mein Herz in beiden Händen gehalten und gehandelt wie die klugen vernünftigen Leute handeln, ich hatte Almosen gegeben, wo ich meine ganze Person hätte einsetzen müssen.

Ich kehrte um, denn ich fror. Der Kirchturm ragte schwarz vor mir auf, von Sternen umflimmert. Ein junges Kätzchen kam mir kläglich miauend entgegen und lief mir schreiend nach wie ein zudringliches Bettelkind. Da nahm ich es voll Reue auf den Arm und trugs in meine warme Küche und gab ihm Milch. Leise strich ich ihm über das Fell, und das Herz tat mir weh: Nicht gut genug — — — H Ch

---

Für den Weihnachtstisch

Lauter Freunde. Erzählungen für kleine Leser. Von Dora Schlatter. Konstanz, Carl Hirsch 1905. 166 S. Gebunden 2 Mk.

Man kann von „süßen" Kindern erzählen und von wirklichen. Dieses kleine Buch erzählt in seinen 22 Geschichten von wirklichen Kindern. Die Vorgänge sind herrlich konkret und stehen mit der Umgebung, in der sie sich abspielen, der landschaftlichen und häuslichen, in so organischem Zusammenhang, wie Ludwig Richters reifste Bilder ihn haben. Wenn eine Mutter das liebe Buch ihren Kindern vorlesen will, so wird sie köstliche Erfahrungen an Ergriffenheit und Nachwirkung machen. Die Bilder, die den Text begleiten, sind auf Kinderaugen gut gestimmt. Hermann Oeser

Fintje. Eine Erzählung aus dem alten Brüssel von Clara Hohrath. Leipzig, Fr. W. Grunow 1905. 214 S. 3 Mk.

Ein bedeutendes Buch. Es darf einmal gewertet werden als eine höchst interessante, fesselnd und anschaulich geschriebene Studie aus dem gegenwärtigen Volksleben Brüssels. Ich kenne dies Volksleben aus eigener Anschauung und finde in der Erzählung ein fast photographisch richtiges Bild der Menschen und Dinge, die sie behandelt. Aber Fintje hat höheren Wert als den einer Studie aus dem Volksleben. Es ist ein sozialer Roman, realistisch, im besten Sinne des Wortes. Ganze Menschen packen uns an; Not, Rücksichtslosigkeit der sozial Starken hat sie verbittert, aber sie sind doch Helden in ihrer Art; Fintjes Großmutter ist eine herzangreifende, achtunggebietende sozialistische Agitatorin, sie tritt uns trotz aller Härten menschlich nahe. Fintje selbst, die Kellerratte aus der obskuren Kneipe der Marolliens (Mischvolk aus wallonischem und vlämischem Blut), ihre Schuld und ihr Leiden, ihr ungezügelter Drang nach Flitter und Glanz, ihre furchtbare Enttäuschung, ihre Läuterung, ihr inneres Siegen über die Ungerechtigkeit der Welt und über die eigne Schuld wird ergreifend dargestellt, so, daß wirs miterleben. Das Buch regt Fragen an, die uns nicht wieder los lassen, zeigt dramatisch an dem Leben weniger Menschen die sozialen, sittlichen, religiösen Mächte am Werke, eine Menschenseele zu vernichten oder zu erretten. Für „zart besaitete" Seelen ist das Büchlein Nichts; aber im ästhetischen Sinne zart ist es doch trotz allen Realismus in der Darstellung. Nicht mit Allem in der psychologischen Entwicklung möchten wir uns einverstanden erklären, aber wir sind der Verfasserin dankbar und möchten Mehreres von ihr kennen lernen. Fritze

Naturgewalten. Neue Geschichten aus der Eifel. Von Klara Viebig. Berlin, Egon Fleischel 1905. 276 S. Gebunden 5 Mk.

Ueber diesen neuen Geschichten erhebt sich wie eine düstere Gestalt mit fahlem Gesicht, schwarzem Haar und glühendem Hauch die Landschaft der Eifel. Sie ist schließlich das Geschick aller der Menschen, die uns die Dichterin schauen läßt. Aus dem Vulkanboden wachsen vulkanische Menschen auf, heiße, herbe, verschlossene, von einem eruptiven Temperament, das, wenn es ausbricht, rote Lava verspritzt. Klara Viebig zeigt auch in diesem Buch wieder, daß sie die kleine Form mit demselben mächtigen Lebenspuls zu beseelen vermag wie die große. Abgesehen von ein paar anekdotischen Geschichten wie „Der Fuhrmann" „Die Liste", gibt sie nur solche, in denen auf knappem Raum Schicksale sich abspielen. Man fühlt sich bei ihr ja oft und immer wieder an Zola erinnert. Aber sie ist doch ganz sie selbst — germanisch, weniger in der dinglichen Schilderung befangen, stärker im Gestalten von Menschen. Für die besten Stücke halte ich: „Brennende Liebe" „Marie und Josef" „Das Kind und das Benn". Von köstlichem, derbem Humor ist „Die Liste". Otto Frommel

Melchior Meyrs Erzählungen aus dem Ries (München, Beck 1905. 288 S. Geb. 3,50 Mk.) kommen in einem allzubunten Einband zu uns, der an ländliche Töpferware erinnert. Die Illustrationen sind gut, charakteristisch, manche leise humoristisch. Die Art der Erzählung mutet uns Menschen von heute ein wenig altmodisch an, der Erzähler tritt stark hervor und liebäugelt mit dem Leser. Aber die zwei Geschichten geben ein sympathisches Bild vom Ries und seinen kernigen Bewohnern; sie lesen sich angenehm und enden gut, was für manche Leser ein Gesichtspunkt ist. Auch für Volksbibliotheken scheint mir das Buch sehr geeignet. H Christaller

Ansiedlerschicksale. Elf Jahre in Deutsch-Südwestafrika. Von Helene v. Falkenhausen. Berlin, Reimer. 260 S. 3 Mk.

Wie es am Waterberg zuging. Von Else Sonnenberg. Berlin, Süsserott. 114 S. 2,50 Mk.

Reise- und Kriegsbilder von Deutsch-Südwestafrika. Von Burkhard v. Erffa. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 85 S. 2 Mk.

Im Kampfe gegen die Herero. Von Erich v. Salzmann. Berlin, Reimer. 212 S. 5 Mk.

Möchten diese Bücher einen großen Leserkreis finden und dazu beitragen, endlich einmal in weiten Kreisen lebhafte Anteilnahme an den Vorgängen in Deutsch-Südwestafrika zu erwecken, die bis jetzt unbegreiflicherweise nur in sehr beschränktem Maße vorhanden ist.

Auf das erstgenannte Buch ist in Nr. 25 der Christlichen Welt mit warmen Worten hingewiesen worden. Ihm an die Seite zu stellen ist das zweite. Beide Verfasserinnen geben ein anschauliches Bild des entbehrungsreichen, aber keineswegs freudlosen Lebens der Ansiedler, und schildern dann die Schrecken des Aufstands, dem ihre Gatten zum Opfer fielen, der eine bei Windhuk, der andere am Waterberg. Nicht weniger ergreifend ist die Beschreibung der langen, in beständiger Todesgefahr ausgeführten Flucht der beiden Frauen mit ihren Kindern.

Erffa und Salzmann haben aktiven Anteil genommen an den Kämpfen gegen die Herero. Sowohl die frisch und lebendig geschriebenen Briefe des früh den Heldentod gestorbenen Erffa, als auch das inhaltsreiche, mit zahlreichen Illustrationen versehene Buch Salzmanns ermöglichen dem Leser, sich eine annähernde Vorstellung, nicht nur von den enormen Schwierigkeiten zu machen, die sich in Südwestafrika der Kriegsführung entgegenstellen, sondern auch von den namenlosen Strapazen und Entbehrungen, die unsern Soldaten zugemutet werden müssen, und die ihnen Gelegenheit geben, einen Heldenmut zu beweisen, der uns mit Bewunderung und Stolz erfüllt.
Anna Kerler

Ein Ton vom Tode und ein Lied vom Leben. Von Karl Ernst Knodt. Mit zwei Titelblatt-Zeichnungen von Kampmann. Gießen, Emil Roth 1905. 3, gebunden 4 Mk.

Karl Ernst Knodt, der Odenwaldpfarrer, hat längst seine große Gemeinde. Er ist nicht ein Dichter der lauten, trotzigen Gebärde, sondern der weichen, heimwehleidenden Tiefe, der sehnsüchtig emporgefalteten Hände. Aus der Waldeinsamkeit singt er seinen „Ton vom Tode" und sein „Lied vom Leben". Leise singt er. Seine Seele singt. Das ist das Beste, was ich zu sagen weiß, auch dort, wo einmal der Ton nicht seinen vollkommenen Reimklang findet.
Fritz Philippi

Andacht und Freude. Lieder und Gedichte von Gustav Schüler. Schmargendorf-Berlin, Verlag „Renaissance". 1 Mk.

Gustav Schüler ist Einer, der seinen Weg machen wird, wenn man ihn ruhig sich selber überläßt. Ein starker Lebenshauch weht uns aus den Blättern an, er hat hebende Kraft, uns mitzunehmen. Ein junges Büchlein, das soll kein Tadel sein, denn es ringt ehrlich nach Gewißheit. Fritz Philippi

Haidekraut. Von Eugenie von Soden. Stuttgart, Kielmann 1905. 180 S. 2, gebunden 3 Mk.

Als Kämpferin für das Recht der Frau, als Jüngerin einer freien und wahren Frömmigkeit, als Fürsprecherin echt sozialer und dabei vaterländischer Gesinnung schätzten wir in Schwaben sie längst schon; nun grüßen wir sie auch als schwungvolle Dichterin, die uns ihr Herz enthüllt, und gerne lauschen wir ihren Tönen, namentlich denen, welche sie dem alten Lied von der Liebe und der Naturfreude zu geben weiß. Immer bleibt sie vornehm, kräftig und wahr; sie kennt die Welt und kennt den Schmerz; sie liebt die Menschheit und führt uns aufwärts. — Das Haidekraut draußen ist verblüht; möge das, welches die Dichterin uns bietet, unter manchem Weihnachtsbaum Augen und Herzen erfreuen. Gustav Gerok

Olympischer Frühling. Von Karl Spitteler. Jena, Diederichs. Es soll hier vor Weihnacht jedenfalls wenigstens noch angezeigt werden, daß das bedeutende Epos von Spitteler nun in vier Bänden vollendet vorliegt. Wir werden eingehend darauf zurückkommen.
Adolf Keller

Zur Renaissance der Mystik. Wir haben längst Grund und Anlaß, von der neuen mystischen Welle, die über uns gekommen ist, ausführlicher zu handeln. Die Bedenken, die sich gegen diese Bewegung erheben, kennen wir wohl. Aber wir empfinden auch die Verpflichtung, über die Notwendigkeit nachzudenken, die gerade jetzt diese Gedanken aus der allgemeinen geistigen Lage emportreibt. Auch haben wir Grund, uns der eigenartigen Schönheit zu freuen, die hier unter Manchem, was uns fremd anmutet, zu Tage kommt. Zudem liegen hier gewichtige Urkunden für die Selbständigkeit und Unmittelbarkeit der Religion vor. Wir möchten die Weihnachtszeit nicht vorübergehen lassen, ohne auf die trefflichen Ausgaben hinzuweisen, die der Diederichssche Verlag in Jena von Meister Eckeharts Schriften und Predigten (Uebersetzung und Herausgabe von Herman Büttner. Erster Band 1903. 2,50 Mk.) und von Immanuel Swedenborgs Theologischen Schriften (übersetzt und eingeleitet von L. Brieger-Wasservogel, 8 Mk.) veranstaltet hat. — Auch von Gustav Landauer ist eine Uebersetzung von Meister Eckeharts Mystischen Schriften bei Karl Schnabel in Berlin (Preis 5 Mk.) erschienen. — Wir sind überzeugt, daß der Geist dieser Schriften noch Etwas an den heutigen Deutschen zu tun findet. Er muß helfen, Brücken zu schlagen, die aus der Oede des Naturalismus und Mechanismus in lebensvolleres Land führen. Paul Jaeger

Immanuel Kant. Die Persönlichkeit als Einführung in das Werk. Von Houston Stewart Chamberlain. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann 1905. 786 S. Quart. Gebunden 12 Mk.

Kants Ethik und Religionsphilosophie. Ausgewählte Abschnitte aus Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, Kritik der praktischen Vernunft, Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft

herausgegeben von Professor Dr. August Messer. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer. 161 S. Gebunden 2,50 Mk.

Die Zuversicht, daß Kant an unserm Volke noch eine Aufgabe erfüllen werde, darf aus diesen beiden Erscheinungen neue Kraft schöpfen.

Messer fährt fort, in den „Büchern der Weisheit und Schönheit", wie schon die Kritik der reinen Vernunft, so nun auch Ethik und Religionsphilosophie Kants einem weiten Kreise von Gebildeten zugänglich zu machen. Der Auszug lockt zum Lesen und er ist gut: so steht zu hoffen, daß er Etliche tiefer und tiefer führt.

Chamberlain ist eines großen Publikums gewiß. Wer dürfte es gleich ihm wagen mit einem solchen starken Bande über diesen Gegenstand sich an die Ungelehrten zu wenden! Wie sich denken läßt, redet er nicht von Kant allein. Aber es ist Methode in dieser Ueberfülle. Goethe, Leonardo, Descartes, Giordano Bruno, Plato müssen ihm dienen, durch eingehenden Vergleich Eigenart und Größe seines Helden herauszuarbeiten. Denn nicht Kants Lehre, nicht Kants System ist es, um das er sich bemüht. Anschauen sollen wir Kant, mit Kant leben, mit Kant denken. Auch zu einer Biographie Kants fehlt Alles. Auf Chamberlains Anregung hin sind ja 1902 die zeitgenössischen Lebensbilder von Kant, wie wir sie Jachmann, Borowski, Wasianski verdanken, neu herausgegeben worden: die mag man lesen, wenn man Aufschluß derart sucht. (Halle, Hugo Peter. 442 S. 2 Mk. Ein Buch für jede Familienbibliothek!) Nein, die Idee im Ganzen, die in und durch Kant eine neue Weltanschauung, eine neue Welt aufrichtete, die will Chamberlain fassen, herausarbeiten, darreichen. Ich kann nicht für die Fülle von Geist und Gedanken, die der Verfasser in sein Werk legt, jede Bürgschaft übernehmen, zumal ich das eben erschienene Werk nur erst zum Teil gelesen habe. Aber ich begrüße doch herzlich den großen Wurf. Der letzte Abschnitt, der uns am meisten angeht, Wissenschaft und Religion, läßt die verglichenen Genien fahren und handelt von Kant allein. S. 551 bis 767. Es geht da zwar nicht ab ohne heftige Seitenhiebe auf die Theologen. Chamberlain mag aus meiner Anzeige merken, wo diese Hiebe nicht treffen. Er weiß nicht oder will nicht wissen, daß unsre protestantische Theologie in Deutschland seit 35 Jahren in dem Zeichen Kants steht. Keineswegs nur, soweit die Ritschlsche Schule reicht. Und keineswegs so, daß dieser Zeitabschnitt irgend seinen Abschluß gefunden hätte. Auch nicht so, daß nur ein trocknes und unfruchtbares Gelehrteninteresse dabei die Führung hätte. Im Gegenteil, starke praktische Impulse machen sich lebendig geltend — wie könnte das bei einem ernsten Kantstudium anders gehn! Und Chamberlain darf sicher sein, daß er für sein ideales Interesse an Kant bei Niemandem so viel Verständnis finden wird als bei uns ihm so gleichgiltigen Theologen. Und wenn er nun diesen stählernen stählenden Genius Kant Kreisen offenbart, an die wir nicht herankommen, so freuen wir uns nicht nur, sondern hören ihm auch selber mit klopfendem Herzen zu: wie er das macht, und ob wir nicht auch für uns davon Gewinn ziehen können. So sei das prächtig ausgestattete Buch — unter dem Vorbehalt einer künftigen näheren Besprechung*) — unsern Theologen und Nichttheologen warm empfohlen. R

Erzieher zu deutscher Bildung. Auswahlbände aus den Schriften der deutschen Denker des achtzehnten Jahrhunderts und der Zeit der Romantik. Jena, Eugen Diederichs. 1. Herder, Ideen. 250 S. 2, gebd. 3 Mk.; 2. Friedrich Schlegel, Fragmente. 180 S. 2, gebd. 3 Mk. (beide Bände eingeleitet und herausgegeben von F. v. d. Leyen); 3. J. G. Fichte, ein Evangelium der Freiheit (herausgegeben von M. Rieß). 334 S. 3, gebd. 4 Mk.; 4. Schiller, Aesthetische Erziehung (herausgegeben von A. Frhrn. v. Gleichen-Rußwurm). 164 S. 2, gebd. 3 Mk.

Jede Generation ist ungerecht gegen die unmittelbar vorausgegangene und gerechter gegen die früheren; wir sind empfänglicher geworden für die Gedanken und die Weltanschauung unserer Großväter und Urgroßväter, als vielfach unsere Väter waren. So ist es ein verheißungsvolles Unternehmen, der Gegenwart das Geisteserbe der Zeit vor 100 Jahren zugänglicher zu machen. Und daß bei dem Plan, Männer der Vergangenheit uns als Erzieher zu deutscher Bildung recht lebendig werden zu lassen, gerade an jene Zeit gedacht ist, hat ja sein gutes Recht. Eine Gefahr begegnet natürlich jedem solchen Werke: Anthologieen bieten Resultate; die Art zu arbeiten, die jene Männer hatten, lernt man daraus nicht kennen, also ihre wissenschaftlichen Erkenntnisse, namentlich soweit es sich um die Geisteswissenschaften handelt, nicht auf rechte Weise, und auch ihre Lebensanschauung nur mit Einschränkungen. Man kann sich wohl von einzelnen Stellen ihrer Werke anregen lassen, einen Zusammenhang gewinnt man nur, wenn die mitgeteilten Stücke Gegenstand lebendigen Nachdenkens werden und nicht bloß „Lektüre" bleiben. Läßt man das nicht außer Acht, so kann man das Diederichssche Unternehmen lebhaft begrüßen. Wer liest heute wirklich Mehreres von Herder, Fichte, Friedrich Schlegel? (Ueber den Schillerband vergleiche man die Besprechung in Nr. 38). Und oft sind gerade ihre besten Gedanken in wissenschaftlichen Erörterungen versteckt, die nur der Fachmann studiert. Freilich lassen sie sich nicht immer leicht herauslösen, aber es ist im Ganzen gerade ein Vorzug, wenn eine Anthologie auch größere Stücke gibt. Es sind übrigens von Herder, Schlegel, Schiller nur die Prosaschriften berücksichtigt. Natürlich wird Jeder eine solche Auswahl anders machen. So würde gewiß ein Theologe bei der Herder-Auswahl andere Wege gegangen sein, oder vielmehr man könnte neben dem vorliegenden noch einen zweiten Herderband wünschen, der gerade in Herders religiöse Grundgedanken einführte. Die eigenen Fachinteressen soll Jeder zurückstellen, wenn er diese Erzieher-Bände in die Hand nimmt. Wer sich mit Friedrich Schlegels ästhetischen und litterarhistorischen Bemerkungen nicht recht beschäftigen kann, der soll doch, angeregt durch die anschauliche Einleitung v. d. Leyens, dem nachdenken, was für uns das eigentliche Problem dieser Persönlichkeit und eins der wichtigsten Bildungsprobleme der neueren Zeit ist: in wie weit sich höchste intellektuelle Kultur mit geringem äußeren Erleben und Handeln vertragen kann. Auf mich hat die Fichte-Auswahl am stärksten gewirkt. Erfüllt Einen oft auch das anmaßliche Selbstbewußtsein seiner Polemik mehr mit nur ästhetischem Ergötzen oder direkt mit Abneigung, so wird doch Jeder die unerhörte Wucht seines Willens und die Ehrlichkeit seiner sittlichen Energie, die auch den seltsamsten Projekten und den einseitigsten Aussprüchen zu Grunde liegt, als etwas Ehrwürdiges und wahrhaft Frommes empfinden. Hermann Mulert

Hermann Daltons Lebenserinnerungen. Band 1: Aus der Jugendzeit (1833—1858). Berlin, Warneck 1906. 504 S. 5, gebunden 6 Mk.

Wer die Wechselbeziehung zwischen Kleinem und Großem in der Geschichte verstehen gelernt hat, auf den üben Lebenserinnerungen immer einen besonderen Reiz aus, auch wenn sie nicht von einem Fürsten im Reich des Geistes stammen. Dalton hat, wie er im Vorwort sagt, auf einem begünstigten Posten gestanden; er durfte schon in jungen Jahren große entscheidungsvolle Zeitereignisse wie die Tagung der Nationalversammlung in Frankfurt a. M. und den Aufruhr im September 1848 aus nächster Nähe beobachten und früh schon eine Fülle bedeutender Persönlichkeiten kennen lernen. Die Sorgfalt des geschulten Historikers hat dann das in der Jugend geschaute und im Gedächtnis bewahrte Bild aus der Zeit- und Ortsgeschichte zu ergänzen gewußt und so ein großes lebensvolles Ganze geschaffen. Der Uebergang vom Rationalismus zum erneuerten Pietismus in den mannigfachsten Bildern, Frankfurter Geistesleben in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, Gestalten wie Henke, Thiersch, Nitzsch, Rothe, Schenkel ziehen an uns vorüber. Die Vorgeschichte der Familie nimmt einen ziemlichen Raum ein, und doch wird der Leser dem Erzähler dankbar sein, daß er dieselbe nicht übergangen hat. Welch eigentümliche Mischung von Gebundenheit und Freiheit, elterlicher Erbschaft, Zeitgeist und eigener Bestimmung begegnet uns auch in Daltons Leben! Der Zug in die Ferne, der im Kindesherzen den Wunsch, Missionar zu werden, keimen ließ und hernach den Mann nach Petersburg und auf weiten Reisen bis zu den Gestaden des Großen Ozeans führte, wird uns deutlich als eine Mitgift von seinem Vater, der alle Erdteile gesehen und durch mehr als zwei Jahrzehnte seinen Lebensberuf im Reisen erblickt hat. Wenn hingegen der Sohn des Freimaurers sich zum bibelgläubigen Theologen entwickelte, so haben hierzu die veränderte Zeitströmung neben der eignen Entscheidung mitgewirkt. Trotzdem Daltons Schreibweise zur Breite neigt, bleibt sie fast durchweg interessant. Einzelne harte Urteile über modernes theologisches Streben verzeihen wir gerne, zumal im ganzen ein Geist wohltuender Milde durch das Buch weht, der den Schüler von Nitzsch und Rothe erkennen läßt. Der kommende zweite Band mit den Erfahrungen aus der Petersburger Wirksamkeit darf angesichts der jetzt in Rußland herrschenden Krisis auf ganz besondres Interesse rechnen. Bickerich

Pastoraltheorie von Alfred Krauß, weiland Professor der Theologie in Straßburg. Durchgesehener Sonderabdruck aus dem Lehrbuch der praktischen Theologie. Herausgegeben von Lic. Friedrich Niebergall, Privatdozenten in Heidelberg. Tübingen, Mohr 1904. 2 Mk.

Ein ausgezeichnet praktisches, kluges, von wahrhaft evangelisch-christlichem Geiste getragenes Buch. Ich habe es mit großer Befriedigung gelesen und aus ihm eine Schärfung des Gewissens, Befestigung durch Erfahrung gewonnener Anschauung und manch lehrreichen Wink empfangen. Dem Verlage gebührt Dank, daß er diesen „besten Teil aus dem Lehrbuch der praktischen Theologie" des verstorbenen Verfassers und damit „eine der besten Darstellungen dieser Disziplin überhaupt" für sich herausgegeben und diesen Teil damit von der Bürde eines mehrbändigen Werks befreit hat. Ebenso ist es ein Verdienst Niebergalls, die Herausgabe besorgt und mit praktischen Winken und Notizen aus der Gegenwart für die Gegenwart ausgestattet zu haben. Das Wort bleibt wahr, mit dem Heinrich Holtzmann seinerzeit den zweiten Band des Gesamtwerks ausgehen ließ: „Wo nach den hier entwickelten Grundsätzen und in dem hier zum Ausdruck gelangten Geist pastoriert würde, da wäre es gut bestellt um Kirche und Volk." Ernst Bender

Beruf und Stellung der Frau. Ein Buch für Männer, Mädchen und Mütter von Dr. Johannes Müller. Mit Buchschmuck von Marianne Fiedler. Dritte durchgesehene und vermehrte Auflage. 11.—15. Tausend. München, C. H. Beck 1906. 3 Mk.

Ein herrliches Weihnachtsgeschenk für Männer, Mädchen, verheiratete und unverheiratete Frauen, gehört das Buch in der Tat, wie verschiedene Zeitschriften schon bei der ersten Auflage schrieben, zum Besten und Tiefsten, was je über das Weib und die Frauenfrage geschrieben worden ist. Bei hohem Idealismus gleichwohl keine Utopien,

*) Nur eine kritische Bemerkung schon heut. Daß es ein Irrtum ist, wenn bei Kant „der Einfluß des Pietismus so tief und unausrottbar gewesen sein soll" (S. 762), wissen wir Theologen dank den trefflichen Untersuchungen unsers Zunftgenossen Kalweit: Kants Stellung zur Kirche. Königsberg 1904.

sondern nüchterner Wirklichkeitssinn. Der Verfasser preist den Willen der Natur, die das Weib zur Ehe geschaffen und bestimmt hat, und wird zum Propheten der Ehe, der in ihr etwas Wunderbares und Unüberbietbares erblickt. Freilich kann das Weib seine hohe Aufgabe in der Ehe nur erfüllen unter der Voraussetzung individueller Selbständigkeit und menschenwürdiger Geschlechtsverhältnisse. Aber Johannes Müller erkennt zugleich auch die sittliche Notwendigkeit an, den nichtverheirateten Frauen andre Berufe im weitesten Umfange zugänglich zu machen. Und die Frauenbewegung kann sich keinen besseren Herold wünschen, mag er auch diese oder jene Erscheinung auf dem Gebiete der Frauenfrage kritisieren. Im Uebrigen sei aus der reichen Fülle des in vollendeter Form gebotenen Stoffes vor allem auf den Abschnitt „Persönlicher Verkehr zwischen Männern und Frauen“ hingewiesen, dessen Lektüre wir allen Philistern beiderlei Geschlechts dringend ans Herz legen. Hans Weichelt

Die Schriften des Neuen Testaments, neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt. In Verbindung mit einer Reihe von Mitarbeitern herausgegeben von Johannes Weiß. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Der Preis des vollständigen Werkes wird 14 Mk. sein.

Umfangreicher als geplant schreitet dieser alle Ergebnisse der Forschung verwertende Versuch, dem Menschen der Gegenwart die Ururkunden des Christentums in ihrem ursprünglichen Sinn und Gedankengefüge und Lebensumkreis verständlich und damit erst recht lebendig und fruchtbar zu machen, seinem Abschluß entgegen. Die Aufnahme, die er findet, beweist, daß er ein Bedürfnis weiter Kreise befriedigt. Zur Wiege des Christentums ebnet dieses Werk unserem nach höheren, nach ewigen Werten wieder dürstend verlangenden Geschlecht den Weg, darum ein Weihnachtsgeschenk, das dem eigensten Sinn des Festes wie wenige gerecht wird. v Soden

Das Christentum die einzige Weltreligion. Vortrag, gehalten in der Generalversammlung des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins in Eisenach von Professor D. Furrer. Heidelberg, Evangelischer Verlag. 12 S. 25 Pf.

Das Wesen der Religion, dargestellt an ihrer Geschichte. Von Professor D. Wilhelm Bousset. Mit Bildern von Arnold Busch. Dritte Auflage, Volksausgabe. Halle, Gebauer-Schwetschke. 240 S. 3 Mk.

Schon in voriger Nummer sagte ich, daß man Furrers Vortrag in dieser Weihnachtszeit lesen soll. Nun ist er im Sonderdruck erschienen.

An Boussets Buche ist die Ausstattung völlig neu. Die Bilder, die der Breslauer Maler Busch beigesteuert hat, befremdeten mich, solange ich nur blätterte, wurde mir aber eine ernste willkommene Beigabe, als ich das Buch noch einmal las. Am Text ist wenig verändert. Das begreift man bei einem Buche, das in seiner ersten Gestalt einen kühnen glücklichen Wurf bedeutete. Mir geht es darin ein wenig zu glatt her: die Fülle der ungelösten Probleme, der Lücken, die auf diesem Gebiete klaffen und starren, kommt nicht zum Ausdruck. Aber dafür erfreut eben das Gefühl des siegreichen Bewältigens und Vorwärtsdringens. Und wir haben schlechthin nichts Besseres über die Religion in ihrer Gesamtgeschichte für den, der sich an ihr erquicken will. Die Sprache ist so, daß ein jeder Gebildete das Buch mit Vergnügen lesen wird. R

Zu unserer heutigen Nummer. Das Bild auf der ersten Seite ist von Professor Fritz von Uhde in München. Er war so freundlich, uns die Reproduktion zu gestatten. Photographische Nachbildungen sind erschienen bei Franz Hanfstaengl, Kunstverlag, München, und zwar 50:40 cm (Bildgröße) 18 Mk., 39:25 4 Mk., 24:16 4 (Kohlephotographie) oder 3 Mk., Kabinetformat 1 Mk. Man verlange: Uhde, Verkündigung bei den Hirten. Einen Aufsatz über den Meister werden wir im nächsten Jahrgang bringen. — Den Rahmen zeichnete uns Hedwig Weiß in Berlin.

Zu „Hirtensang und Kindelwiegen“. Die schlesischen Weihnachtsspiele hat im Auftrage der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 1901 Friedrich Vogt gesammelt und herausgegeben, damals Professor in Breslau, jetzt in Marburg. Durch Jahrhunderte hindurch haben die Schlesier diese Spiele in ihrer alten Form sorgsam überliefert; alljährlich wieder wurden sie so aufgeführt, wie es schon zu der Väter und Urväter Zeiten Brauch und Sitte war. Jetzt, wo dieser lange treu gehütete Schatz schönster Volkspoesie seinen Bewahrern und Ueberlieferern immer mehr verloren geht, erleben die Spiele eine Erneuerung in den Kreisen derjenigen Gebildeten, die Sinn für Wert und Schönheit von Volksbrauch und Volksdichtung haben. Wieviel Deutschheit, wieviel „deutscher Glaube“ zumal, spricht aus den volkstümlichen Advent-, Christkind- und Sternsingerspielen, aus den Dreikönigs- und Herodesdichtungen! Der Band ist 500 Seiten stark, zeigt 4 Gruppen des Betzdorfer Weihnachtsspiels im Bilde, hat sonst erläuternden Buchschmuck und kostet 5,60, gebunden 6 Mk. Auch die Schlußvignette unten stammt aus dem Buche.

„Weihnachten im Kriege“ haben wir aufgenommen, um nicht nur die Gedanken in die Vergangenheit zu lenken, sondern um damit zugleich einen Zoll der Dankbarkeit und Treue gegenüber unsern Brüdern, die heute im Felde liegen, zu entrichten. Besonders in Südwestafrika führen unsre Mannschaften und Offiziere einen schweren Kampf, dessen Ende noch immer nicht abzusehen ist. Wir möchten mit allen unsern Lesern der Tapferen, wo sie auch sein mögen, in dieser Weihnachtszeit herzlich gedenken. R

Berichtigung. Gegenkönige von Emma Lehn, zu beziehen durch die Th. Steinmetzsche Buchhandlung in Offenbach a. M., kostet nicht 1,50, sondern 1,20 Mk.

Inhalt: Verkündigung bei den Hirten. Nach Uhde — Fürchtet euch nicht — Schönheit. Eine Weihnachtsgeschichte — Weihnachtsmysterium. Gedicht — Weihnachten im Kriege — Kritik und Glaube — Hirtensang und Kindelwiegen. Zwei Schlesische Volkslieder — Erinnerung — Für den Weihnachtstisch: Dora Schlatter, Klara Hohrat, Klara Viebig, Melchior Meyr, Südwestafrika, Knodt, Schüler, Eugenie von Soden, Spitteler, Mystik, Kant, Chamberlain, Erzieher zu deutscher Bildung, Dalton, Krauß, Johannes Müller, Neues Testament, Furrer, Bousset — Zu unsrer heutigen Nummer — Anzeigen

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Dienstag 16. Januar im Deutschen Kaiser: Bedarf unsere Religion eines strafrechtlichen Schutzes? (Rechtsanwalt Rothe)

Görlitz. Donnerstag 25. Januar 8 Uhr Hotel zur Krone, Obermarkt: Die Auferstehung Christi (Meyer und Riggenbach). Referent Pastor Bornkamm.

Stuttgart. Montag 15. Januar 7 Uhr Herzog Christoph: Die Genesis im Religionsunterricht (Mittelschullehrer Glück-Stuttgart).

Eine adelige Dame sucht in einer Familie (eventuell au pair) **einen Wirkungskreis.** Offerten unter **C. S. 491 „Invalidendank“ Dresden** erbeten.

Probenummern der Christlichen Welt verlange man vom Verlag

Halle a. S.-Tübingen, den 11. Dezember 1905

Heute Nachmittag 4 Uhr ist mein lieber Mann

D. Max Reischle

Professor der Theologie in Halle a. Saale

nach längerem Leiden in Tübingen sanft entschlafen.

In tiefer Trauer

Emma Reischle, geb. Buder

Lehrerin gesucht für Kobe, Japan

Ein deutscher Kaufmann in Kobe sucht für sein Töchterchen, das eben das schulpflichtige Alter erreicht hat, eine nicht zu junge **evangelische Lehrerin** von heiterem Gemüt, die musikalisch ist, einiges Zeichentalent hat und in Handarbeiten unterweisen kann. Voraussichtlich werden sich der einen Schülerin noch etwa 5 gleichaltrige Töchter anderer Eltern anschließen, so daß eine kleine Privatschule zu stande kommt. Das Gehalt beträgt monatlich 150—175 Yen (ca. 300—350 M. In Kobe kostet die Pension in einem Boardinghouse ca. 70 **Yen***) monatlich). Kontraktzeit 4—5 Jahre. Hin- und Rückreise 2. Klasse auf einem Lloyddampfer frei.

Meldungen mit Zeugnisabschriften und Referenzen sind zunächst zu richten an **Prediger D. Kind in Berlin W 8 Kronenstr. 70.**

*) **Yen,** nicht **Mark,** wie irrtümlich in Nr. 50.

Chronik der Christlichen Welt

Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 50. Frankreich (Halbjahrsübersicht): Die Gefahr eines kirchlichen Schismas — Die Westfälische und die Westpreußische Provinzialsynode — Der Kirchenstreit in Bremen — Synode des Kantons Zürich — Gustav Adolf-Verein: Brasilien, Spanien — Die Baptisten in Ungarn — Briefwechsel zwischen dem Primas der englischen Kirche und dem Metropoliten von Petersburg — Vom Deutsch Evangelischen Frauenbund — Aus Breslau — Die Christliche Welt — Die Statistik der Missionsbeiträge — Schiffstaufen — Heidentum — Personalien

Preußische Kirchenzeitung

Verlag Gebauer-Schwetschke, Halle a. S.

Nr. 7. Die westpreußische Provinzialsynode — Die Revision der rheinisch-westfälischen Kirchenordnung — Das Volksschulgesetz — Zum Fall Römer — Aus Preußen: Ein einheitliches deutsch-evangelisches Gesangbuch; Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß; Papst und Bischöfe; „Das Reich" — Mancherlei: Die Biblischen Zeit- und Streitfragen; Beerdigung von Selbstmördern usw.

Eine Weihnachtsbitte aus Böhmen

Das evangelisch-czechische Lehrerseminar in Czaslau, bisher schon nur unter größten Schwierigkeiten und unter Einschränkung der Schülerzahl aufrecht erhalten, soll wegen äußerster Baufälligkeit des Gebäudes in zwei Jahren von der Landesschulbehörde geschlossen werden, wenn bis dahin nicht mit dem Neubau begonnen worden ist. Derselbe soll bei einfachster Ausführung 110 000 K. = 93 500 Mk. kosten; aber davon sind erst 31 000 K. beisammen. Die evangelische Gemeinde Czaslau, die jetzt schon den einen Uebungsschullehrer unterhält und die Heizung stellt, hat 6000 K. beigesteuert; die andern werden auch noch sammeln. Aber es ist ganz ausgeschlossen, daß sie allein oder mit Hilfe des Gustav Adolf-Vereins die ganze Bausumme aufbringen. Werden doch außerdem nach Fertigstellung des neuen Hauses viele Neuanschaffungen nötig und die Kosten des Betriebs, der dann im vollen Umfang wieder aufgenommen werden soll, viel höher werden

Der unterzeichnete Ausschuß wendet sich also auch an die Evangelischen Deutschlands mit der herzlichen Bitte, ihren czechischen Glaubensgenossen zu Hilfe zu kommen. Der nationale Gegensatz muß hier, wo es sich um eine Lebensfrage der gleichen Kirche handelt, zurücktreten. Ja wir haben an sie noch eine Dankesschuld abzutragen; denn sie war es, wie Comenius im Jahre 1648, als Böhmen den Habsburgern ausgeliefert werden sollte, an Oxenstierna schrieb, die „zuerst den Angriff auffing, als alle, eines nach dem andern vernichtet werden sollten, so daß ihr Verderben den übrigen die Möglichkeit der Abwehr bereitete. Höret uns Arme, auf daß auch euch der barmherzige Gott erhöre!"

Der internationale Ausschuß zur Förderung der evangelischen Kirchen bei den Czechen

J. A. **Prof. Lic. Dr. C. Clemen-Bonn, Vorsitzender**

Nettes kleines Weihnachtsgeschenk

Wedlers Bleistifthülse „Ultra" aus polirtem Hartgummi ermöglicht die Ausnutzung des Bleistiftes bis zu den letzten 2 cm bei stets gleicher Länge des Griffels. Stets sauber, angenehm für die Hand, nie versagend, accurate Arbeit. Preis mit 3 Diamant Orlow Stiften

14 cm lang M. 1,10 pr. Stück und Porto
9½ „ „ (für Damen und als Westentaschenstift) M. 0,95

bei **Bernhard Wedler, Gera,** Reuss.

Für Kommilitonen aller Fakultäten,

insbesondere für Nationalökonomen, Juristen und Theologen, die in praktisch sozialer Betätigung das Leben im **Hafenarbeiterdistrikt** Hamburgs kennen lernen und sich an den Arbeiten unserer Gesellschaft beteiligen wollen, haben wir geeignete **Wohngelegenheiten** in der Vorstadt Billwärder Ausschlag eingerichtet, die während des ganzen Jahres, also auch während aller akademischen Ferien offenstehen und unter billigen Bedingungen, in besonderen Fällen auch kostenlos, vermietet werden.

Die Gesellschaft „Volksheim" stellt sich nach dem Vorbilde der Ost-Londoner Settlements, als einziges deutsches Unternehmen dieser Art die Aufgabe, persönlichen und gesellschaftlichen **Verkehr** auf tendenzloser Grundlage zwischen **Gebildeten** und **Arbeitern** zu pflegen und zu vermitteln. Sie unterhält zu diesem Zwecke: Volkskonzerte in kleinerem Kreise, öffentliche Vorträge, Ausflüge, Bilderausstellungen, Arbeiterklubs, Jugendvereine usw. usw. Die Beteiligung an diesen Arbeiten und der Verkehr mit den akademisch gebildeten Mitarbeitern der Gesellschaft bietet den Komilitonen Gelegenheit, das Arbeiterleben und die soziale Praxis unserer Vaterstadt kennen zu lernen. Studierende älteren Semesters würden daneben auch Muße und Zeit für die Fortsetzung wissenschaftlicher Arbeiten oder für die Vorbereitung zum Examen finden.

Nähere Auskunft erbitte man von der Geschäftsstelle des Volksheims, Hamburg 27.

Der Vorstand. J. A. Dr. Heinz Marr

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, Poststraße 3.

Künstlerischer Wandschmuck

Farbige Künstlersteinzeichnungen.

Neu! Paczka, Reigen — Liner, Abendfrieden — Georgi, Ernte — Wieland, Matterhorn — Schramm-Zittau, Schwäne — Sascha Schneider, Wettlauf — Voigt, Kirchgang. Neu!

„Es läßt sich kaum noch etwas zum Ruhme dieser wirklich künstlerischen Steinzeichnungen sagen, die nun schon in den weitesten Kreisen des Volkes Beifall gefunden und — was ausschlaggebend ist — von den anspruchsvollsten Kunstfreunden ebenso begehrt werden, wie von jenen, denen es längst ein vergeblicher Wunsch war, das Heim wenigstens mit einem farbigen Original zu schmücken. Was sehr selten vorkommt: hier begegnet sich wirklich einmal des Volkes Lust am Beschauen und des Kenners Freude an der künstlerischen Wiedergabe der Außenwelt."
Kunst für Alle. XII.

Bunte Blätter Farbige Künstlersteinzeichn. im kleinsten Format für **1 Mark.**

Blattgröße 23×33 cm, Bildgröße verschieden.

In Passepartout 1,50 Mark, im Rahmen 3 Mark.

Der schönste Schmuck für kleine Wandflächen und zum Aufstellen. Künstlerische Gelegenheitsgeschenke zum billigsten Preise. Erschienen sind 16 Blätter.

Größere Blätter: 70×100* cm und 55×75† cm. Erschienen 70 Blätter 4—6 Mark.
Kleinere Blätter: 30×41 cm. Erschienen 26 Blätter . . . . . je 2½ Mark.
Porträts: 50×60 cm. Goethe — Schiller — Luther — Wilhelm II. . 3 Mark.
Rahmen: Zu den größeren Blättern 3 Mk. 80 Pf. bis 17 Mk.; zu den kleineren 2—4 Mk.

Katalog mit farbiger Wiedergabe von ca. 100 Bildern unentgeltlich und postfrei.

Zur **Laubsägerei**
Kerbschnitzerei, Holzbrandmalerei tief. am billigsten sämtl. Werkz., Vorl., Holz 2c.
J. Brendel, Maxdorf 35 Pfalz.
Illustr. Katalog *über 2000 Abbild. geg. 40 Pf. in Briefm. frk.*
Laubsägeholz *perqm von 1 Mk. an*

Spezial-Landaufenthalt ausschliesslich für
Alkoholkranke
auf dem **Rittergut Nimbsch** a. Bober b. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.) Gegründet 1895. Preis pr. Tag 6 M. Prospekte frei. **Sanitätsrat Dr. Lerche, Alfred Smith.**

DIE UMSCHAU

BERICHTET ÜBER DIE FORTSCHRITTE HAUPTSÄCHLICH DER WISSENSCHAFT UND TECHNIK, IN ZWEITER LINIE DER LITERATUR UND KUNST.

Jährlich 52 Nummern. Illustriert.

»Die Umschau« zählt nur die hervorragendsten Fachmänner zu ihren Mitarbeitern.

Prospekt gratis durch jede Buchhandlung, sowie den Verlag
H. Bechhold, Frankfurt a. M., Neue Kräme 19/21.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu je eine litterarische Beilage von der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig und vom Verlag der Aerztlichen Rundschau in München

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunzehnter Jahrgang

Nr. 52 — Marburg i. H., den 28. Dezember — 1905

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Zum Jahreswechsel — Christliche Politik in Holland. Schluß — Die Bibel- und Babel-Litteratur. Schluß — An den Vorstand der kontinentalen Missions-Konferenz — Post Bellum. Gedanken über das Christentum in Japan. Schluß — Die von Wintzingerode. Roman von Paul Schreckenbach — Ein neues Jahr — Verschiedenes: Kalender; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Zum Jahreswechsel

Vor Zeiten hast Du die Erde gegründet, und die Himmel sind Deiner Hände Werk. Sie werden vergehen, Du aber bleibst. Sie werden veralten, wie ein Gewand; sie werden verwandelt wie ein Kleid, wenn Du sie verwandeln wirst. Du aber bleibst wie Du bist, und Deine Jahre nehmen kein Ende. Psalm 102, 26—28.

Ewig gleich gleiten die Jahre an uns vorüber, aber wir spüren es nicht immer gleich gut. Besonders lebhaft empfinden wir es, wenn wir eine neue Jahreszahl schreiben. Bricht vielleicht jetzt das Jahr an, das wir nicht zu Ende leben? Ob das nun jetzt schon geschieht oder nach wenigen oder nach vielen Jahren, darauf kommt im Grunde wenig an. Sicher werden sie dich einmal zum letzten Gang hinausgeleiten; deine Lieben werden Trauerkleider tragen und die Lücke schmerzlich empfinden, die du hinterlassen hast. Nach und nach denken sie immer weniger an dich. Schließlich erzählen einmal deine Enkel, wenn sie alt geworden sind, ihren Großkindern, was sie von dir noch wissen. Wenn auch sie gestorben sind, so weiß Niemand mehr, daß du gelebt hast. Selbst wenn dein Leben lange dauern sollte, was bedeutet das neben den unzähligen menschlichen Leben, die gewesen sind, sind und noch sein werden? Und alle diese Leben, was bedeuten sie neben den Jahrmillionen, nach denen man das Alter der Erde zählt? Und sie wieder, was bedeuten sie für den ewigen Gott? Nicht mehr, als was für dich ein Kleid, das du trägst, bis es zu schadhaft geworden.

Soll das Lied von der Vergänglichkeit das letzte Wort sein? Wenn dein Leben auch schnell dahinfährt, ist es wirklich so ganz bedeutungslos? Woher kommt es denn? Damit du sein konntest, mußten Tausende von Vorfahren sein; wie groß ist die Zahl derer, denen du dein Leben verdankst! Und wie groß erst die Zahl derer, die daran schuld sind, daß du gerade so bist? Deine körperliche Gestalt, deine Bedürfnisse, deine Lebenshaltung, die Kultur, in der du lebst, dein Charakter, deine Gedanken und Anschauungen, kurz Alles, was dein Wesen ausmacht, wie viel davon verdankst du dir selbst? Haben nicht Unzählige dazu beitragen müssen, daß gerade dieses dein besonderes Wesen zu Stande kam? Du weißt von den Wenigsten Etwas, und doch trägst du die Wirkungen ihres Wesens in dir. Sie sind also, wenn sie auch vergessen sind, doch nicht bedeutungslos. Und siehe, das gilt auch von deinem Leben. Es gehen mancherlei Wirkungen von ihm aus, auf solche, die jetzt leben, und auf solche, die erst sein werden, von denen du ebenso wenig weißt wie von den vergessenen Vorfahren. Es sind Wirkungen mit Absicht und wider Willen, von denen du Etwas weißt und von denen du keine Ahnung hast. So hinfällig dein Leben ist, seine Wirkungen dauern viel länger als sein Andenken; es ist nicht bedeutungslos. Wohl dem, der sich vor diesen Wirkungen nicht zu fürchten braucht!

Jedes Leben hat seine Bedeutung für die kommenden Generationen. Es muß aber auch einen Wert haben für den, der über diesem ewigen Werden und Vergehen von menschlichem Leben, über diesem stetigen Vorübergleiten steht, von dem es heißt: „Du bleibest wie Du bist und Deine Jahre nehmen kein Ende.“ Gott ist aber nicht bloß ein müßiger Zuschauer wie ein Mensch, der an einem Strome steht und die Wellen betrachtet, die vorüberschießen. Wir vergleichen ihn lieber mit einem Feldherrn, der nach der Schlacht seine Regimenter, deren Ausbildung er selbst überwacht hat, an sich vorüberziehen läßt. Schweigend sitzt er auf seinem Schlachtroß, hie und da faltet er unwillig die Stirn, denn es kommt eine Abteilung vorüber, die beinahe Alles verderbt hätte. Hie und da aber ruft er Einzelne oder ganze Abteilungen heran, lobt sie für ihre Tapferkeit und verspricht ihnen ein Ehrenzeichen; und solche Soldaten sind jetzt voll stolzer Freude; es ist ihnen, als seien sie jetzt viel mehr wert. So ziehen die Menschenleben vor dem ewigen Gott vorüber. Was aber könntest du Höheres begehren, als daß sein Blick mit Wohlgefallen auf dir ruhe? Wenn es vor dem ewigen Gott Etwas wert ist, so kann es nicht untergehen.

Was aber gibt dem Leben Wert vor Gott? Wir haben gesehen, wie Tausende von Leben zusammenwirkten, um dein Leben zu gestalten, und wie von dir die Wirkungen wieder nach tausend Richtungen auseinandergehen. Muß aber immer die von dir ausgehende Wirkung der empfangenen entsprechen? So ist es bei Tausenden. Sie gleichen der Welle, die weiter stößt, so wie sie gestoßen wird; sie werden einfach das, wozu die Umstände sie gemacht hatten. Das sind die, welche den Deterministen als Beweismaterial dienen. Es gehören nicht nur die Sklaven des Lasters dazu, sondern auch viele sogenannte brave Leute; wir müssen fürchten, daß der Ewige sie schweigend vorüberziehen lasse.

Aber es braucht nicht so zu sein; es gibt auch Menschenleben, die sind etwas Anderes geworden als das, wozu sie die Umstände gemacht hatten. Leider gibt es solche, die sind tiefer gesunken und haben die edleren Keime ganz erstickt, die doch auch in sie gelegt waren. Von ihnen wollen wir nicht reden, sondern von denen, die etwas Besseres geworden sind als das, was sie nach den natürlichen Voraussetzungen hätten werden müssen, die sich erhoben haben über die bloße Natur. Sie haben sich selbst bezwungen, haben Gebrauch gemacht von der

Freiheit, die Gott ihnen, zwar nicht als natürliche Ausstattung, sondern als Aufgabe mitgegeben hatte. Diese Freiheit ist an entscheidenden Punkten in ihrem Leben durchgebrochen, und dadurch ist ein höheres Leben zum Vorschein gekommen. Im Alpenbach treibt eine Welle die andere vorwärts und reißt allerlei Schmutz und Geröll mit den trüben Wogen abwärts, bis sie sich in ein „Läuterungsbecken", in einen See ergießen. Dort sinkt Alles, was das Wasser getrübt hatte, und im reinsten Blau verläßt der Fluß den See. Einem solchen See gleicht das Leben, das sich über die bloße Natur erhoben hat; auch es hat die trübenden Einflüsse in sich aufgenommen, aber sie dann zum Sinken gebracht und nur die reinen Regungen weiter geleitet.

Ein solches Leben, das die unreinen Regungen, die ihm durch Vorfahren und Umgebung eingepflanzt waren, überwindet, hat selbstverständlich einen unschätzbaren Wert für die Mit- und Nachlebenden. Nur ein solches Leben hat aber auch Wert vor dem ewigen Gott. Man hat sich so gewöhnt an die Vorstellung, daß Gott in seinem Gericht darauf sehe, ob ein Mensch gut oder böse sei. Aber ich glaube nicht, daß Gott einen solchen absoluten Maßstab anlegt. Wir lehnen die Lehre vom „Milieu" als der einzigen Ursache des sittlichen Zustandes eines Menschen ab, sobald sie sich als unverbrüchliches Gesetz gibt. Aber das dürfen wir von ihr lernen, daß wir die Menschen scheiden in solche, die lediglich Produkt ihres Milieur sind und solche, die sich über das Milieu erhoben und zu, Freiheit hindurchdrangen. Die ersten sind die bloßen Nummern die andern die Persönlichkeiten. „Gute" Menschen können zu den ersten, „böse" zu den zweiten gehören. Wenn wir uns Gott als einen gerechten Richter vorstellen wollen, müssen wir annehmen, daß auch er in dieser Weise scheide. Wer diese Betrachtungsweise anwendet, braucht nun nicht mehr die himmlischen Mächte anzuklagen: „Ihr laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt ihr ihn der Pein." Von dem quälendsten Zweifel an Gottes Gerechtigkeit wird man so befreit. Man wird dadurch milder im Urteil über die Andern; wer damit Ernst macht, wagt nicht mehr, Steine auf den sündigen Bruder zu werfen. Zugleich aber wird man streng gegen sich selbst; man fragt sich: wieviel von dem Guten, das ich an mir finde, verdanke ich meinem Milieu? Sollte ich, da es mir Vererbung, Erziehung und Umgebung so leicht gemacht haben, nicht viel weiter sein im Guten? Wer muß nicht erschrecken, wenn er sich selbst in das Licht dieser Gedanken stellt?

Unsere Jahre fliehen schnell dahin; ist vielleicht das beginnende unser letztes? Wir wissen es nicht, aber wir kennen unsere Aufgabe, die es uns bringt: wir sollen es benutzen, uns immer höher zu erheben über das, wozu uns die Verhältnisse und die Menschen vor uns gemacht haben. Wenn wir das tun, so brauchen wir uns nicht zu fürchten vor den Wirkungen, die von uns ausgehen. Und wir dürfen aus diesem ewigen Dahinfließen der Jahre getrost aufsehen zu dem, der der da bleibt, wie er ist, und dessen Jahre kein Ende nehmen.

Liechtenhan

Christliche Politik in Holland

Vgl. Nr. 41, 43, 45

Vorbemerkung des Herausgebers. Wir konnten unsern Lesern in diesem Quartal eine Würdigung der Politik Kuypers in Holland bieten, wie sie besser in Deutschland nicht erschienen sein dürfte. Leider gelang es uns nicht, für den noch außenstehenden vierten Artikel, der recht umfangreich ist, rechtzeitig vor Weihnachten Raum zu gewinnen. Und auch heute müssen wir ihn zurückstellen. Er handelt über Kuypers Freie Universität und seine Politik gegenüber der Theologie, er wird unsere akademischen Leser besonders interessieren. Inzwischen bringen wir heute den Schluß der ganzen Artikelreihe; der fehlende Artikel kann sehr wohl als besonderer Aufsatz folgen und soll bald folgen. R

* * *

Kuypers „christliche" Regierung kulminierte und endigte in der Schulgesetzgebung. Kuypers Rolle aber ist sicherlich noch nicht ausgespielt. Wohl steht er an der biblischen Normalaltersgrenze und die Kämpfe, vor allem des letzten Jahres, hatten ihn stark mitgenommen. Aber die Tage der Ruhe sind ihm bis jetzt auch trefflich bekommen, und wer wie er in diesem Alter eine Orientreise antritt, um „die Stätten der Menschheitsanfänge" aus eigenem Augenschein kennen zu lernen, denkt noch nicht daran, sich dauernd zur Ruhe zu setzen. Zweien seiner Ministerkollegen waren Sitze im neuen Kabinett angeboten; sie haben abgelehnt. Die Antithese „christlich" und „nicht-christlich" bleibt also bestehen, man rüstet weiter zum Kampf. Die christliche Organisation ist sich ihrer Kraft bewußt, sie hat sich selbst mit einem langsam vorrückenden Gletscher verglichen. Darum hat sie sich auch am Tage der Wahlniederlage von Erwiderungen auf die Herausforderungen siegestrunkener Gegner zurückzuhalten vermocht. Noch am Abende, wo das Resultat der Stichwahlen bekannt wurde, haben die versammelten Antirevolutionären Rotterdams ihren Schmerz begraben in dem Gebete, daß „diese Prüfung zur Selbstprüfung und größerer Treue führen möge", in dem Troste, daß „Gott regiert", daß er „sein Werk in der Welt ausführt, ohne Jemandes zu bedürfen", und daß „auch auf politischem Gebiete sein Wille regiert, selbst wenn kein einziger Christ mehr in der Kammer übrigbleiben würde", und in dem Gelöbnis, „als zum Glaubenskampf berufen von diesem Gott, obwohl er Niemandes bedarf, das Volk aufzuklären Tag für Tag, es vor Verführung zu bewahren, es in seiner Ueberzeugung zu stärken und es zu bewußt christlichem Handeln auch auf dem Gebiet der Politik zu bringen."

Man fühlt sich immer noch, um so mehr als man sich nicht in ehrlichem Kampfe überwunden weiß, als 'le parti du Dieu vivant', wie Groen van Prinsterer den Zusammenschluß der Christen im öffentlichen Leben nannte. Und nun erst recht wird man der „liberalen Verfälschung der Antithese" gegenüber mit allem Nachdruck die „wahre Antithese" ins Land hinausrufen:

> Nicht Vernunft und Wissenschaft, nicht Staatsinteresse oder Klasseninteresse oder sonst irgend Etwas, sondern Christus, unser König, ist der Mittelpunkt auch des Staatslebens; seine Ehre fordert, daß auch die Politik beherrscht werde von unserer Religion.

Unter dem Gesang von Psalmen des Vertrauens und der Kampfesfreude ging man ans neue Tagewerk.

Die beherrschende Stellung, welche die rasch wachsende Sozialdemokratie (1897: 13 000, 1905: 66 000 Stimmen) gegenüber der nur durch ihre Unterstützung zustande gekommenen und auf ihre Gunst angewiesenen derzeitigen Regierung gewonnen hat, wird den christlich-sozialen Ideen gegenüber den revolutionär-sozialen neue Anziehungskraft geben, wenn die Christlich-Sozialen sich zu größerer Weitherzigkeit gegenüber den Fachorganisationen aufzuschwingen verstehen. Wohl stellen sich die Sozialdemokraten, als gedächten sie nicht mehr ihrer Drohung, „ihr Leben teuer zu verkaufen, sobald ein Ministerium sie brauche", und haben ihre Unterstützung in Aussicht gestellt auch für Reformen, die ihnen nicht weit genug gehen. Aber das neue Ministerium hat bereits erklärt, es denke nicht daran, die Streikgesetze Kuypers zurückzuziehen, es hat die Schulgesetze gar nicht erwähnt, dagegen der „Arbeitskraft" des Vorgängers ihre Anerkennung ausgesprochen. Da könnte die Sozialdemokratie ihre Bundesgenossenschaft vor ihren Wählern höchstens dann rechtfertigen, wenn das allgemeine Wahlrecht der Preis dafür wäre. Aber schon die Ankündigung dieses Preises hat in der Kammer zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen Alt- und Jungliberalen geführt. Von Bestand erscheint mir diese „Regierung" also nicht, wenn nicht eine Verständigung mit Kuyper selbst zustande kommt. Und das möchten die Liberalen um jeden Preis vermeiden; der Mann ist ihnen zu groß, zu sehr Herrschernatur.

So besteht denn immer noch die Möglichkeit, daß es Kuyper gelingt, ein zweites christliches Ministerium zu bilden. Aber auch nur ihm. Die Fragen, in denen auf bedingungslose Einheit zu rechnen ist, sind erledigt, und in anderen Fragen hat die Einigkeit der derzeitigen christlichen Koalition, vor dem Ministerium Kuyper wenigstens, immer versagt. Kuyper selbst, der Veteran aus dreißigjährigem Kampfe, hat im Laufe der Zeit so viele Berührungen mit den beteiligten Parteien gehabt, daß sie mit seinen Schwächen sich abzufinden und seine Be-

deutung kennen zu lernen Gelegenheit genug hatten; er konnte sie durch seine Person zusammenhalten und vermag es vielleicht noch einmal. Eine gleiche Persönlichkeit, auf die doch bei der Enge des Kreises, innerhalb dessen ein so kleiner Staat wie Holland christliche Palitik verwirklichen kann, Alles ankommt für ein befriedigendes und zielbewußtes „christliches" Bündnis, wird sich kaum mehr finden lassen — außer etwa am Ende eines neuen „Kulturkampfes", wenn die Liberalen so töricht sein sollten, ihn zu beginnen.

Aber davon abgesehen bleibt die Frage bestehen, ob eine neue ausgesprochen christliche Regierung wünschenswert ist. Ich sagte schon: sie ist nur möglich mit Hilfe des Zentrums. Die Meinungen über die Zuverlässigkeit dieses Bündnisses, wenn es conditio sine qua non ist, werden allezeit geteilt bleiben. Dazu aber weckt ein so ausgesprochen christliches Regime eine solche Fülle von Opposition und Haß, daß das weder auf die Gesinnung des Angegriffenen, noch auf den sittlichen Stand des öffentlichen Lebens ohne Einfluß bleiben kann. Ist nicht eine „christliche" Regierung zu teuer erkauft mit einer Verzerrung aller sachlichen Fragen in persönlicher Gehässigkeit? Hat nicht unter Kuypers Ministerium die eine Hälfte des Volkes sich einreden lassen, einen Lügner und Heuchler an der Spitze zu haben, während die andere vor Entrüstung über diese Beschimpfung fast krank wurde? Gar leicht kann so Unchristlichkeit die Frucht einer längeren „christlichen" Regierung sein. Und andererseits: was bleibt ihr schließlich als unterscheidendes Merkmal, wenn die Hauptfragen gelöst sind? Doch nur das, daß ihre Träger Männer von christlich-religiösem Charakter sind und damit ihrem Volke ein Beispiel geben und verwandte Gesinnung zu öffentlichem Hervortreten ermuntern. Einige solcher Männer sollten in jedem Ministerium sein und können auch neben anderen in ihrem Sinne wirken, wenn nur nicht ein direkter Gegensatz zwischen ihnen besteht. Schließlich aber darf man auch nicht vergessen: eine Regierung wie die Kuyperſche muß, gerade wenn sie auf die Gesinnung der führenden Männer im Volke das Schwergewicht legt, auch bei der Wahl ihrer Beamten — und sei es auch nur zum Ausgleich mit vorausgegangenen systematischen Ernennungen nach „liberalen" Gesichtspunkten — so sehr auf die Persönlichkeit sehen, daß sie der Beschuldigung der Günstlingswirtschaft Nahrung gibt. Ein Letztes sei hinzugefügt: eine ausschließlich „christliche" Regierung bedingt naturnotwendig ein sehr starkes Hervortreten des Standes, in dem natürlicherweise der Eifer für christliche Gesinnungspolitik am lebendigsten ausgeprägt ist, der Pfarrer. Und das verträgt unsre Zeit nicht. Der Redakteur, der Lehrer, der Jurist dürfen das öffentliche Leben bestimmen, nur der Pfarrer nicht. Die Sünden früherer Zeiten rächen sich hierin an den Kindern der Gegenwart; zwar haben selbst die Sozialisten Hollands mit großer Genugtuung die Wahlhilfe zweier (aktiven) Pfarrer angenommen, aber der erst jetzt aufgehobenen Beschränkung des Wahlrechtes der Geistlichen zu den Provinzialkammern begegneten die verschiedensten Parteien mit einem Antrag auf Nichtwählbarkeit der Pfarrer in die aus den Provinzialkammern deputierte Erste Kammer, und nur Kuypers Einfluß vermochte diesen Antrag, für den auch sechs Zentrumsabgeordnete stimmten, mit 34 gegen 26 Stimmen zu Fall zu bringen. Seitdem hat die Amsterdamer Synode sich gegen jede politische Tätigkeit des Pfarrers ausgesprochen.

Es liegen also auf dem Wege eines christlichen Ministeriums Steine genug. Ich will sie nicht auflesen und auf das vergangene Ministerium werfen, das einmal kommen mußte und ein gewaltiger Weckruf an die schlafende Nation war. Aber ob man eine Wiederholung des Experimentes wünschen soll, ist eine Frage, die damit noch nicht erledigt ist. Mir bleibt sie Frage. Um so fragloser ist mir dafür die Notwendigkeit, einen Einigungspunkt für den politischen Idealismus in einer starken „christlichen" Partei zu schaffen. Sie kann wenigstens dem leichtsinnigen Spott wehren und soll die Pietät vor den christlichen Volksgütern erhalten, unter der wahre Ueberzeugung ungestört heranreifen kann; sie kann in die Erbärmlichkeit des politischen Lebens einen höheren Zug bringen und auch die rivalisierenden Parteien zur Selbstbesinnung und Vertiefung zwingen. Sie erst wird in dem abstumpfenden Getriebe des grundsatzlosen, hastenden, müden Hinundherziehens eine treibende Kraft, eine Persönlichkeit spüren lassen.

A Schowalter

Die Bibel- und Babel-Litteratur

Schluß

16

Bahr, Die babylonischen Bußpsalmen und das Alte Testament. Leipzig, Deichert 1903. 48 S. 80 Pfg.

Bevir, Bibel oder Babylon? Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen. Elberfeld, Hassel 1904. 48 S. 50 Pfg.

Bezold, Babylonisch-assyrische Texte. I. Die Schöpfungslegende. Bonn, Marcus und Weber 1904. 20 S. 30 Pfg.

Budde, Das Alte Testament und die Ausgrabungen. Zweite Auflage. Gießen, Ricker 1903. 40 S. 90 Pfg.

Eibach, Unser Volk und die Bibel. Gießen, Ricker 1903. 39 S. 60 Pfg.

Fuchs, Kaiser Wilhelm, Professor Delitzsch und die Babylonische Verwirrung. Wien, Verlag der Sammlung moderner Kampfschriften 1903. 55 S. 75 Pfg.

Gerhard, Eine Schneesturmpredigt. Breslau, Evangelische Buchhandlung 1903. 8 S.

Globuli, Professor Dr. Delitzsch (Babel und Bibel) als zweiter Balaam. Frankfurt a. M., Neil 1903. 32 S. 50 Pfg.

Grimme, Unbewiesenes. Bemerkungen eines Philologen zu F. Delitzsch, Babel und Bibel I—II. Münster, Schöningh. 80 S. 1,50 Mk.

Hilprecht, Die Ausgrabungen in Assyrien und Babylonien I. Mit 50 Abbildungen und einer Karte. Leipzig, Hinrichs 1904. 208 S. 4 Mk.

Hommel, Die altorientalischen Denkmäler und das Alte Testament. Zweite Auflage. Berlin, Deutsche Orientmission 1903. 66 S. 1,50 Mk.

Horovitz, Babel und Bibel. Randglossen zu den beiden Vorträgen Friedrich Delitzschs. Frankfurt a. M., Kauffmann 1904. 45 S. 1 Mk.

Jastrow, Die Religion Babyloniens und Assyriens. Erster Band. Gießen, Ricker 1902—1905. 552 S. 10,50 Mk.

Jeremias (Johannes), Moses und Hammurabi. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Hinrichs 1903. 63 S. 1 Mk.

Kohler und Peiser, Hammurabis Gesetz, Band I: Uebersetzung, juristische Wiedergabe, Erläuterung. Leipzig, Pfeiffer 1904. 146 S. 8 Mk.

Lasson, Zions Sieg über Babel. Predigt. Berlin, Trowitzsch & Sohn 1903. 11 S. 30 Pfg.

Leimdörfer, Der Jahweh-Fund von Babel — in der Bibel. Hamburg, Boysen 1903. 32 S. 1 Mk.

Münz, Es werde Licht. Eine Aufklärung über Bibel und Babel. Breslau, Koebner 1903. 52 S. 60 Pfg.

Schieler, Die Babel- und Bibelfrage. Zwei Vorträge. Danzig, John & Rosenberg 1903. 23 und 28 S. Je 30 Pfg.

Walter, Babel, Bibel und — Bebel. Weimar, Leutloff 1903. 172 S. 1,80 Mk.

Weber, Theologie und Assyriologie im Streite um Babel und Bibel. Leipzig, Hinrichs 1904. 31 S. 50 Pfg.

Winckler, Die Gesetze Hammurabis in Umschrift und Uebersetzung. Leipzig, Hinrichs 1904. 116 S. 5,60 Mk.

Winckler: Keilinschriftliches Textbuch zum Alten Testament. Zweite Auflage. Leipzig, Hinrichs 1903. 130 S. 3 Mk.

Wer sich heute über den Gang der Ausgrabungen in Assyrien und Babylonien unterrichten will, wird gern das hübsch ausgestattete und gut geschriebene Buch von Hilprecht zur Hand nehmen. Hoffentlich läßt die Fortsetzung nicht zu lange auf sich warten.

Andere Hilfsmittel zur Information über den Stoff auf der babylonischen Seite sind die beiden Bücher von Winckler; in dem „Textbuch" wird man unter den mythologischen Texten manches vermissen. Ueber die Berechtigung einiger von Winckler in beiden Büchern gewählten Uebersetzungen kann man streiten. Das ist aber bisher unvermeidlich und soll selbst bei Uebersetzungen griechischer und lateinischer Urkunden vorkommen. Auch die von Kohler, dem bekannten Berliner Juristen, und Peiser, dem Königsberger Orientalisten, besorgte Ausgabe des Codex Hammurabi bietet für die Vergleichung der babylonischen und israelitischen Kultur reiches Material. Warum die Wiedergabe des Gesetzes in heutiger juristischer Terminologie zweimal in dem Buche stehen muß, ist mir bisher nicht klar geworden.

In zweiter Auflage ist die Schrift von Johannes

Jeremias erschienen. Gegen die erste Auflage, die ich in Nr. 23 des Jahrgangs 1903 ausführlich besprochen habe, ist sie in manchen Punkten verändert und wirklich verbessert worden; auch die grundsätzliche Stellung der ersten Auflage scheint stark modifiziert zu sein. Vermehrt ist die Neuausgabe durch talmudische Parallelen zum Codex Hammurabi, die ich nicht kontrollieren kann.

Eine gut lesbare Darstellung der assyrisch-babylonischen Religion hat uns Jastrow gegeben; vorläufig ist allerdings nur der erste Band erschienen und der vom Verlage in Aussicht gestellte Umfang (und Preis) dürfte daher erheblich überschritten werden. Ueber Jastrows Buch hat Hommel in der zweiten Auflage seiner Schrift „Die orientalischen Denkmäler und das Alte Testament", zu deren Besprechung im Jahrgang 1903 Nr. 10 ich nichts Wesentliches hinzuzufügen habe (denn auf philologische Neuigkeiten der zweiten Auflage einzugehen ist hier nicht der Ort), ein vernichtendes Urteil gefällt, freilich ohne es in seiner deutschen Gestalt zu kennen. Diese hat aber viele Desiderien, die der englischen Ausgabe von 1898 gegenüber mit Recht geäußert worden sind, erfüllt. Die neuere Litteratur ist gründlich benutzt worden und die Nachprüfung dadurch ermöglicht, daß reichliche Fundortsangaben geboten sind. Auch tritt es angenehm hervor, daß Jastrow sich der Schranken sehr wohl bewußt ist, die einer Darstellung der babylonischen Religion auch heute noch gezogen sind.

In der bekannten, von Lietzmann herausgegebenen Sammlung kleiner Texte für theologische Vorlesungen und Uebungen hat Bezold begonnen, religionsgeschichtlich wichtige assyrische Texte in deutscher Uebersetzung zu veröffentlichen. Bisher ist die „Schöpfungslegende" erschienen. Da nicht alle Theologen Assyriologie studieren können, so ist dies Unternehmen dankbar zu begrüßen, zumal der niedrige Preis es allgemein zugänglich macht.

Soviel über Hilfsmittel zur Kenntnis der Stoffe. Die weiter besprochenen Schriften haben es nun mit Delitzschens Vorträgen im Ganzen oder mit einzelnen Punkten aus ihnen zu tun.

Grimme macht in seiner Schrift auf allerlei unbewiesene Behauptungen aufmerksam, die Delitzsch in seinen Vorträgen ausgesprochen hat; oft trifft er mit seinen Gegenaufstellungen das Richtige, manchmal setzt er an die Stelle unbewiesener Delitzschscher Thesen ebenso unbewiesene und unbeweisbare eigener Erfindung, hat aber doch im allgemeinen das Bestreben, ruhig zuzugeben, daß wir Vieles nicht wissen und nicht wissen können.

Auch Horovitz und Münz beschäftigen sich mit den Vorträgen von Delitzsch. Letzterer schießt des öfteren weit übers Ziel hinaus, da er den orthodox-jüdischen Standpunkt vertritt und dabei nicht immer dem Gegner gerecht wird. Wohltuend berührt bei ihm die große religiöse Wärme und der Stolz des Juden auf das reiche religiöse Erbteil seines Volks und seiner Gemeinde, die am Schlusse der Schrift mächtig hervorbrechen. Auch Horovitz geht Delitzsch vom gleichen Standpunkt aus scharf zu Leibe. Von seinen Behauptungen bleibt ja in der Tat nicht viel übrig, wie wir früher schon gesehen haben. Ueber Horovitz' Stellung zur Kritik des Alten Testaments wollen wir mit ihm nicht rechten. Nur vermag ich durchaus nicht einzusehen, wieso — das wird jetzt öfters behauptet — die sogenannte Wellhausensche Theorie durch die Auffindung der Gesetze Hammurabis erschüttert sein soll!

Mit Bahr, Bevir und Leimdörfer ist nicht zu diskutieren. Ihnen steht allen das Ergebnis ihrer Untersuchung fest, ehe sie mit ihr begonnen haben. Dies Ergebnis ist teilweise ganz richtig, aber eine Förderung kann man doch bei solchem Verfahren nicht gewinnen.

Unerfreulich sind weiter die beiden Vorträge von Schieler. Ohne eigenes Urteil und nur ungenügend wissenschaftlich gebildet folgt er blindlings Delitzsch nach. Das entgegengesetzte Extrem vertritt „Globuli"; seine Schrift ist nichts als die wüste Schimpferei eines Kenntnislosen, der nicht einmal mit der deutschen Rechtschreibung auf friedlichem Fuße lebt. Nicht auf der Höhe evangelischer Predigten stehen die von Lasson und Gerhard. Letzterer betrachtet die Babel- und Bibelvorträge als einen Schneesturm, der über unser Vaterland gegangen ist, und Delitzsch nebst Harnack und Krüger als die Wölfe aus Ev. Joh. 10. Auch ein Beitrag zum Babel-Bibelstreit!

Höchst sensationell, im Tone mitunter frivol, in der Sache oft das Rechte treffend, ist die Schrift von Fuchs. Sie ist meines Wissens beschlagnahmt worden, weil sie des Kaisers Eingreifen in den Streit stark sarkastisch zur Sprache bringt.

Nur in äußerst lockerem Zusammenhang mit der uns beschäftigenden Sache steht Walters Buch; man darf, ohne dem Verfasser zu nahe zu treten, ruhig sagen, daß er den Babel-Bibelstreit nur als Vorwand benutzt, um seine und andrer Leute „sozialmonarchische" Gedanken an den Mann zu bringen. Inhaltlich scheint es mir mehr gut gemeint als wohl gelungen zu sein.

Buddes Gießener Vortrag, der in zweiter Auflage erschienen ist, wird immer ein schätzenswerter Wegweiser bleiben für solche, die sich im Gewirre der Thesen von Delitzsch und besonders von Winckler orientieren wollen. In dem neu hinzugefügten Vorwort verteidigt Budde seine Stellung kräftig gegen einige in der Zwischenzeit aufgetretene Mißverständnisse und Mißdeutungen. Eibach hat, ebenfalls auf der Gießener theologischen Konferenz, zusammengefaßt, wie sich nach seiner frommen und freien Meinung die christliche Gemeinde trotz und infolge des Babel-Bibelstreites zu unsrer alten Bibel zu stellen habe. Wenn man auch einige Formulierungen beanstanden mag, so wird man im Grunde doch mit ihm einig sein können.

Einen zusammenfassenden Ueberblick über den Streit um Babel und Bibel, der sich — nach ihm — zu einem zwischen Assyriologie und Theologie ausgewachsen hat, sucht Weber zu geben. Er hat, ohne sich in Einzelheiten zu verlieren, es unternommen, mehreren besonders charakteristischen Vertretern der verschiedenen zutage getretenen Meinungen ihre Stelle in der Geistesgeschichte anzuweisen. Er zensiert im Allgemeinen danach, wie weit die betreffenden Forscher sich Wincklers Ideen angeeignet haben oder nicht. Denn ohne Winckler in Allem beizupflichten, sieht er in ihm doch den eigentlichen Pfadfinder auf dem Babel-Bibelgebiet. Der Einzige, der eine vielleicht gute Note von Weber bekommt, ist demgemäß Alfred Jeremias*), mit dem wir uns in Nr. 47 zuletzt beschäftigt haben. — Nach Webers Meinung müßten alle Theologen, die sich wissenschaftlich mit dem Alten Testament beschäftigen wollen, zuvor Assyriologen werden. Darin kann ich ihm nun so wenig wie in der Beurteilung Wincklers zustimmen, obgleich ich selbst diesen Weg gegangen bin. Gut ist es, wenn Einzelne das tun. Aber ich will doch darauf hinweisen, daß trotz aller Förderung durch die Assyriologie, die ich dankbar anerkenne, nicht alles Heil von ihr zu erwarten ist, und daß nach der Art dieser Wissenschaft es auch dazu kommen kann, daß man seine beste Zeit und beste Kraft an sie setzt und darüber gerade das verfehlt, was man erreichen wollte: ein eindringendes Verständnis der alttestamentlichen Litteratur selbst, das doch nur in der Beschäftigung mit ihr selbst gewonnen werden kann. Eines schickt sich eben auch hier nicht für Alle.

Friedrich Küchler

An den Vorstand der Kontinentalen Missions-Konferenz

z. H. des Herrn Direktor D. Buchner in Berthelsdorf

Auf ihrer Jahresversammlung zu Goslar am 15. und 16. Juni d. J. hörten die „Freunde der Christlichen Welt" einen Vortrag von Lic. Hackmann, Pastor in London, früher deutschem Pfarrer in Shanghai, über die „Aufgabe des Christentums gegenüber dem Buddhismus", dessen Grundtendenz ein ergreifender Appell an die Missionspflicht der gebildeten Deutschen evangelischer Christenheit war, aus der tiefen Ueberzeugung

*) Von ihm liegt übrigens eine Schrift vor, die ich warm empfehlen kann: Hölle und Paradies bei den Babyloniern. Zweite Auflage. Leipzig, Hinrichs 1903. (Der alte Orient I, 3.) 43 S. 60 Pfg.

heraus, daß in keinem anderen Namen das Heil den Menschen gegeben ist, als in dem Namen Jesu.

Wenn dabei der Referent auf Grund persönlicher Anschauung eine maßvolle ruhige Kritik an dem von ihm selbst beobachteten herkömmlichen Missionsbetrieb übte und insbesondere bezüglich der theologisch-wissenschaftlichen Vorbildung der Missionare, wie der Missionsmethode überhaupt, beachtenswerte Vorschläge machte, so lagen diese Vorschläge und jene Kritik durchaus in der Linie dessen, was schon mannigfach von Missionstheoretikern und Praktikern auch anderer theologischer Richtung geäußert worden ist; und angesichts der von hinreißender Begeisterung für das Missionswerk getragenen Darlegungen hatte gewiß Jeder unter den Versammelten das Gefühl, daß nur das lauterste religiöse Interesse und nicht etwa ein spezifischer, modern-theologischer Parteistandpunkt die Ausführungen des Referenten beherrschte.

Ebenso fern lag freilich unserem ganzen mit der Arbeit der sogenannten modernen Theologie in näherer Fühlung stehenden Kreise der Gedanke, daß der unter uns vertretene theologische Standpunkt ein Hindernis oder doch eine Erschwerung der Missionsarbeit bedeute. Im Gegenteil; wie im Laufe der Verhandlung einige der namhaftesten Vertreter der sogenannten religionsgeschichtlichen Richtung mit Wärme und Nachdruck für das Recht und die Pflicht der christlichen Mission eintraten, so hat überhaupt die Debatte gewiß in Vielen die Ueberzeugung befestigt, daß gerade auch die Arbeit der modernen Theologie sich je länger je mehr als ein Förderungsmittel der Mission erweisen werde.

Umso befremdlicher und schmerzlicher wirkte auf die Versammlung die zu Beginn der Diskussion erfolgte Mitteilung der von der XI. Kontinentalen Missionskonferenz in Bremen einstimmig angenommenen und durch die Presse verbreiteten Resolution gegen die moderne Theologie. Das Aergernis, das man an dieser unmotivierten, durch keinen unserseits gegen die Mission erfolgten Angriff veranlaßten Verurteilung der sogenannten modernen Theologie durch berufenste Vertreter der evangelischen Heidenmission nahm, kam im Fortgang der Verhandlung zu wiederholtem lebhaftem Ausdruck. Besonders auch von Seiten solcher, die bisher ihren heimischen Missionsanstalten näher standen und auch ferner die Fühlung mit ihnen festhalten und pflegen möchten.

Es kann sich hier nicht darum handeln, in eine Erörterung der theologischen Kontroversen unserer Tage einzutreten. Es ist dies auch umso weniger nötig, als das in Ihrer Resolution über die moderne Theologie und ihre Publikationen gefällte Urteil für jeden wirklichen Kenner derselben sich zum mindesten als eine unbillige Uebertreibung und Verallgemeinerung darstellt. Wir unserseits sind jedenfalls überzeugt, daß der auch unter göttlicher Leitung stehende Fortschritt der theologischen Arbeit, weit entfernt, der Mission zu schaden und den Trost und die Kraft Christi und seines Evangeliums zu verkürzen, vielmehr mit dazu dienen wird, das Werk der Mission zu erleichtern und den Sieg des Evangeliums in der Menschheit zu fördern. Denn wenn die immer hellere Einsicht in das geschichtliche Werden des kirchlichen Dogmas die theologische Wissenschaft je länger je mehr zur Unterscheidung zwischen dem genuinen Evangelium und seiner mit der dogmengeschichtlichen Entwicklung sich wandelnden dogmatischen Hülle geführt hat, so ist es nicht minder die Missionspraxis, die auch ihrerseits die Notwendigkeit dieser Unterscheidung erhärtet und heutzutage in vielen unbefangenen Missionaren das Gefühl dafür erweckt und verstärkt hat, welche vergebliche Mühe es ist, den Heidenvölkern die Orthodoxie früherer Jahrhunderte zu vermitteln, während sich das schlichte Evangelium von Jesus unmittelbar an den Herzen der Heiden beglaubigt.

Was wir darum, denen die Missionspflicht der Christenheit ebenso wie Ihnen am Herzen liegt, aufs tiefste beklagen, das ist, daß Ihre Konferenz ohne Not und Anlaß unserseits glaubte, mit einem Protest gegen die vielgeschmähte und wenig gekannte moderne Theologie vor die Missionsgemeinde treten zu müssen, und damit auch an ihrem Teil dazu beigetragen hat, die gegenwärtig von anderer Seite geschürte Erregung gegen die freier gerichtete Theologie noch zu nähren.

Die Versammlung der Freunde der Christlichen Welt hat lediglich um des gemeinsamen Interesses am Missionswerk willen davon abgesehen, einen öffentlichen Protest gegen Ihre Resolution zu erlassen, aber sie hat den unterzeichneten Vorstand durch einmütigen Beschluß beauftragt, ihr Befremden und ihr Bedauern über dieselbe zur Kenntnis der Kontinentalen Missionskonferenz und der ihr angeschlossenen deutschen Vereine zu bringen.

Niemand kann es hindern, wenn sein Standpunkt von Andern als ein unvollkommener beurteilt wird. Aber das bitten wir Sie allerdings herzlich zu erwägen, ob es recht getan ist, Leute zurückzustoßen, die ebenso wie Sie im Evangelium die einzige Rettung der Menschheit sehen. Wir empfinden aufs schmerzlichste, daß es unserem Kreise durch solches Vorgehen ungemein erschwert wird, gemäß unserm aufrichtigen Wunsche Seite an Seite mit Ihnen, nach der Gabe, die uns gegeben ist, an dem großen Werke der Missionierung und Evangelisierung der Menschheit zu arbeiten.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Der Vorstand

der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt.

gez. Rade Weizsäcker Schiele

Marburg, 11. Juli 1905

Da Herr D. Buchner uns mitteilte, daß die Kontinentale Missions Konferenz nur alle vier Jahre zusammentritt und er inzwischen keine Befugnis habe, für sie zu antworten, übergeben wir das Schreiben mit Zustimmung des Herrn D. Buchner der Oeffentlichkeit.

Der Vorstand der V. d. F. d. C. W.

Post Bellum

Gedanken über das Christentum in Japan

Vergl. Nr. 44, 45, 47

4

Meine Gedanken über die Entwicklung des Christentums in Japan würden unvollständig sein, wenn ich den Lesern der Christlichen Welt nicht auch zuletzt von einer Reihe von Artikeln Kunde geben wollte, die in der „Gokyo“, der Zeitschrift der japanischen Methodisten, im letzten Jahre erschienen sind. Sie handeln von der Indifferenz der gebildeten Laien gegen die Kirche. Dr. Takagi, der Herausgeber der Zeitschrift, hatte sich zunächst an zwölf Männer gewandt mit den Fragen, ob diese Indifferenz überhaupt vorhanden, und worin ihr Grund zu suchen sei. Von diesen haben zehn die erste Frage mit „Ja“ beantwortet und die verschiedensten Gründe für das Vorhandensein solcher Indifferenz angegeben, auch Ratschläge zur Abhilfe erteilt. Ich gebe einige der Antworten im Folgenden wieder.

M. Minakami sieht den Hauptgrund der Indifferenz gebildeter Laien gegen die Kirche in ihrer Rückständigkeit. Noch vor 12—13 Jahren habe sie die Führung in allen Dingen, in Politik, Literatur, Philosophie und Erziehung gehabt. Während aber alle Organisationen fortschreiten und ihre Methoden und Prinzipien ändern müßten, wenn sie bestehen bleiben wollten, habe die Kirche das versäumt. Theologie, Dogma und Glaubensartikel der Kirche von heute stünden weit zurück hinter den Fortschritten der neuen Zeit. Kein freier Geist der Forschung sei in ihr zu finden, und daher kein Leben. Wenn nun auch viele Prediger das wohl einsähen und sich oft darüber Gedanken machten, führten sie doch solche Gedanken nicht aus, und in ihren Predigten sei Nichts davon zu hören. Die japanische Kirche von heute sei nur ein Organ europäischer und amerikanischer Missionsgesellschaften. Sie könne daher nicht ihren eigenen Kurs steuern und sich der bestehenden Lage nicht anpassen. Es fehle ihr an Intelligenz, weil ihr die Wege zur freien Forschung verlegt seien. Zur Abhilfe werden folgende Vorschläge von M. Minakami gemacht: 1. Man solle vielversprechende Pastoren in das Ausland schicken, damit sie auf den dortigen Universitäten ihre Studien vollenden könnten. 2. Es solle ein literarisches Departement gegründet werden, dessen Arbeiter dasselbe Ansehen wie die Evangelisten genießen sollten.

3. Die Gehälter der Pastoren müßten um das Zwei- bis Dreifache erhöht und Belohnungen für besondere Dienste und Leistungen ausgesetzt werden. Alterspensionen, Witwen- und Waisenkassen seien einzurichten. 4. Kultus und Gebet müßten eine neue Form erhalten, um bei den Gottesdiensten größere Wirkungen in geringerer Zeit zu erzielen. 5. Der freien Forschung und Lehre dürfe keinerlei Hindernis in den Weg gelegt werden. 6. Man solle ein Komitee gründen, die gegenwärtige finanzielle Lage zu erforschen und für die künftige Unabhängigkeit des Christentums in Japan die Wege zu weisen.

N. Kinoshita sieht den Grund für die Indifferenz der Gebildeten gegen die Kirche gleichfalls in der Rückständigkeit der letzteren. Junge Leute, die mit dem Christentum durch die Literatur bekannt geworden seien, wären sehr enttäuscht, wenn sie daraufhin wirklich einmal eine Kirche besuchten. Wenn die Kirche den Forderungen der Zeit nicht entgegenkomme, werde sie bald als altersschwache Einrichtung und bloße Anstifterin zum Aberglauben auf die Seite geworfen werden.

Dr. K. Hirayama, ein Jurist, zählt folgende Gründe auf: 1. Die Schwäche und Hohlheit der gegenwärtigen Kirchentheologie. 2. Die Unmöglichkeit der ernstlichen Verteidigung aller Lehren und Glaubensartikel der Kirche. 3. Die Unaufrichtigkeit vieler Pastoren und Lehrer, die zwar dieselben Zweifel im Innern hegten, sich aber so stellten, als hätten sie sie nicht. 4. Aeußere der Laie solche inneren ernsten Zweifel, so fände er bei den Pastoren keinerlei Teilnahme, sondern nur Argwohn. 5. Verteidige man gar solche unorthodoxen Ansichten, so werde das gleich als Häresie betrachtet, und man werde von seinen Glaubensgenossen völlig gemieden. 6. Unzufriedenheit mit den Kirchenorganisationen und bestimmten vorherrschenden Kultusgebräuchen. 7. Das Fehlen der Kraft der Laien in den jährlichen Konferenzen und Synoden. 8. Der Mangel an Unabhängigkeit und Selbsterhaltung und das hoffnungslose Sichverlassen fast aller japanischen Kirchen auf fremde Hilfe. 9. Mangel an Feierlichkeit in den Gottesdiensten. 10. Das Sektenwesen, verbunden mit der Sucht zum Konvertieren.

In einer späteren Nummer derselben Zeitschrift faßt nun Dr. Takagi die Resultate seiner Umfrage bei den verschiedenen Laien zusammen. Er erklärt zunächst, daß er bisher nur Urteile von Laien veröffentlicht habe, weil die Sache diese ja besonders angehe. Außerdem übten sie ja gerade Kritik an den Pastoren, von der diese lernen sollten. Den Kirchenmännern und Pastoren würde er gern später sein Blatt für ihre Antworten zur Verfügung stellen. Die Frage selbst sei von größter Wichtigkeit, sie gehe nicht nur eine oder zwei Kirchen, sondern die ganze Christenheit in Japan an. Die Indifferenz der Laien richte sich übrigens nicht gegen die Religion, sondern gegen die Kirche. Daß die gebildeten Laien sich aber der Kirche fern hielten, sei ein Nachteil, der noch einmal schwere Folgen haben werde. Es sei sicher, daß die japanischen Christen sich ihren Glauben in Zukunft nicht mehr von fremden Missionsleitungen und -Gesellschaften vorschreiben lassen dürften. Die Forderung, diesen Glauben zu revidieren, werde immer wieder aufs neue erhoben. Leider laute die Antwort jedesmal, daß die japanischen Christen ruhig so viel revidieren sollten, als sie für nötig hielten, um den besonderen Verhältnissen gerecht zu werden. Die Erlaubnis der heimischen Missions-Behörden und -Leitungen aber werde niemals dafür gegeben werden. Gegen diese Politik des Gehenlassens wendet sich Dr. Takagi sehr energisch, wenn er auch einsieht, daß keine Reformation plötzlich eingeführt werden könne, sondern sich selbst langsam vorbereiten und durchsetzen müsse. Auf den Hochschulen werde zwar hier und da moderne Kritik und Bibelauslegung gelehrt, aber im späteren Amte dürften die Pastoren das Gelernte nicht öffentlich vertreten, sondern müßten ohne festen Grund in dem alten Geleise der Formeln und Dogmen der Kirche bleiben. Daß es den Pastoren nicht gelinge, die gebildeten Laien in der Kirche zu halten, liege zum guten Teil mit daran, daß ihre Predigten keinerlei Anregung böten, sondern eine ewige Wiederholung abstrakter und formloser religiöser Gedanken seien. Man müsse den Pastoren unbedingt mehr Muße gewähren für das Ausarbeiten guter Predigten. Das sei ihnen nämlich nicht möglich bei der jetzigen Ueberladung mit äußeren Amtsgeschäften und -Arbeiten. — Die Aeußerungen der Briefschreiber sind nach Dr. Takagi nicht übertrieben, sondern geben vielmehr die richtige Lage der Kirche in Japan wieder.

Aus unseren Ausführungen geht wohl deutlich genug hervor, daß auch in Japan ein gewaltiges Ringen auf geistigem und religiösem Gebiete eingesetzt hat. Wie die Mission dazu Stellung nimmt, darnach allein kann und wird einst die Entscheidung fallen, ob Japan ein christliches Land werden wird oder nicht. Jeder Missionar in Japan, der sich nicht mitten hinein in dieses geistige Ringen der Besten des Volkes stellt, hat seine Aufgabe vollkommen verfehlt. Daß dazu eine tüchtige geistige Rüstung und ein tiefes Eindringen in das Verständnis der Geschichte, Religion und Seele des Volkes Japans gehört, ist ohne weiteres ersichtlich.

Martin Ostwald

Die von Wintzingerode

Ein Roman aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von Paul Schreckenbach. Leipzig, Poeschel und Kippenberg 1905. 438 S. Gebunden 5 Mk.

Ein historischer Roman! Diese Gattung hat seit etwa zwanzig Jahren wenig Pflege gefunden, da nur Selbstbeobachtetes, die Fragen und Interessen unserer reichbewegten Zeit, zur Darstellung kommen sollten. Und doch ist das Bedürfnis, die Vergangenheit im Spiegel der Dichtung zu schauen, nicht tot zu machen, und wenn nun ein Berufener unternimmt, uns Kämpfe früherer Jahrhunderte, die sich mit den Gegensätzen unserer Zeit aufs engste berühren, so lebendig vor Augen zu stellen, daß wir in Liebe und Haß mit ihm empfinden, so wird vielleicht ein Theoretiker „die sonnige Klarheit und stolze Unbefangenheit“ des Kunstwerks vermissen, aber die Teilnahme der Lesenden wird ihm um so wärmer entgegenschlagen. Volle Unbefangenheit in Verteilung von Licht und Schatten ist dem Schreckenbachschen Roman nicht eigen, die Vertreter der alten Kirche erscheinen, vielleicht mit einer Ausnahme, moralisch minderwertig, dagegen stehen sie intellektuell sehr hoch, und die Gegenpartei wird keineswegs fleckenlos dargestellt. Die Parteinahme des Verfassers, die sich doch nicht direkt durch den Mund des Erzählers äußert, hängt aufs engste zusammen mit den großen Vorzügen des Romans. Vor allem: er ist ganz von kräftiger Anschauung erfüllt. Die meisten Gestalten sind historische Persönlichkeiten, auch viele Nebenfiguren, aber wer unterscheidet, was die dichterische Gestaltungskraft des Verfassers aus ihnen gemacht, wie er sie zu lebensvollen Typen gemodelt hat, wie er mit freier Erfindung andere Personen hineinstellte, die das Zeitbild mannigfaltiger, farbenreicher machen, der wird von der dichterischen Begabung Schreckenbachs, von seiner intimen Kenntnis der Epoche der Gegenreformation und nicht zum wenigsten von seiner Technik, die den Faden der Handlung stets gespannt hält und alles Rankenwerk immer in enge Beziehung zu dem Kern der Erzählung setzt, eine überaus günstige Vorstellung gewinnen.

Die große Frage im Hintergrund des Romans ist die, ob das großenteils evangelisierte Eichsfeld wieder katholisch werden soll, wie es der Landesherr Daniel von Mainz (1555—1582), noch viel mehr die allmächtigen Jesuiten seiner Umgebung begehren. Der Verwirklichung dieses Wunsches steht nicht am wenigsten der trotzige evangelische Sinn Bartholds von Wintzingerode entgegen. In diesem kernhaften, hieb- und trunkfesten Ritter, der für seine evangelische Ueberzeugung in den Tod geht, hat Schreckenbach — vielleicht mit einiger Idealisierung — eine Prachtgestalt geschaffen. Barthold zieht das Verhängnis über sich herein, indem er seinen Lehnsherrn, den Grafen von Hohnstein, der den unbändigen Vasallen nicht zu meistern vermag, in die Arme des katholischen Landesherrn, des Pfaffen, treibt. Der geldbedürftige Hohnsteiner macht den Mainzer Erzbischof zum Oberlehnsherrn der Herrschaft Wintzingerode. Vergeblich sucht Barthold den für das Evangelium verhängnisvollen Entschluß durch Nachgiebigkeit gegen den Hohnsteiner abzuwenden, er kommt damit zu spät und muß, da er sich nicht unter das

Mainzische Joch beugen will, den Kampf gegen den Erzbischof aufnehmen. Ein kühner Anschlag, ihn in Heiligenstadt gefangen zu nehmen, mißlingt, Barthold selbst wird Gefangener und muß zu Mainz den Tod erleiden. Aber die Burg der Wintzingerodes, der Bodenstein, wird von seinen Geschlechtsgenossen gehalten, sie stehen auch ferner fest zur evangelischen Sache.

Wenn der Glaubenskampf das Interesse beherrscht und sich damit rechtliche Streitigkeiten verknüpfen — Barthold wünscht entgegen dem strengen Lehnrecht seine Herrschaft dem einzigen Sohne, einem Sprossen aus erster unebenbürtiger Ehe zu hinterlassen — so fehlt auch der Einschlag des Verhältnisses zweier Liebenden nicht. Die Tochter Bartholds, von dem Mainzer Erzbischof unwürdig umworben, wird von dem sächsischen Herrn von Bünau, ihrem Verlobten, aus schwerster Gefahr befreit, und Klaus, jener Sohn Bartholds, hat seine reizvolle Liebesidylle mit der Tochter eines niederländischen Flüchtlings, der auf dem Bodenstein seine Zuflucht findet. Aus der reichen Handlung ließe sich gar manche hübsche und spannende Episode hervorheben. Der Schauplatz wechselt zwischen Mainz, dem Bodenstein und Heiligenstadt. Ich erwähne nur die Geschichte der polnischen Schwindler, welche versprachen, als Schwarzkünstler den goldenen Barschatz Bartholds zu verdoppeln, mit ihm zu entkommen suchen, aber dank der Schläue eines mitinteressierten Kaufmanns aus Nordhausen den Hals brechen. Packende Gestalten der Geschichte und des Romans sind der Jesuit Bacharell, der Heiligenstädter Probst Bunthe, der Konvertit von Stralendorf, der Förster Geilhaus — dieser, ein Vertreter der Gedanken des Jahres 1525, wie Barthold dem Ideenkreise Sickingens nahesteht.

In der belebten Rede, welche zumeist die Stelle der Erzählung vertritt, bekunden die im bunten Wechsel auftretenden Personen ihre Anschauungen. Der denkende Leser wird die gut evangelische weitherzige lebensfreudige Gesinnung des Verfassers herausempfinden, er wird sich der schönen, kräftigen, individualisierten Sprache freuen, die seine Menschen des sechzehnten Jahrhunderts so gut kleidet, ohne irgend in Affektation oder überfeine Formgebung zu verfallen. Nach Allem ist dieses Erstlingswerk Paul Schreckenbachs, eines reichgebildeten und reichbegabten nicht mehr zu jungen Pfarrers thüringischer Herkunft, auf das lebhafteste zu empfehlen, männlichen und weiblichen Lesern, und es ist zu hoffen, daß der Erfolg des auch hübsch ausgestatteten Buches ihn anreizt, uns mit der Zeit ein anderes gleich ausgereiftes Werk darzubieten. Karl Wenck

---

Ein neues Jahr

Es war Sylvester Nacht. Der Kossäte Barnekow hatte sich einen Holzstuhl an den weiß gescheuerten Tisch gezogen — das Abendessen war vorbei — und allerlei Zettel vor sich ausgebreitet. Er lehnte sich zurück und sann nach. Dann beugte er sich wieder über den Tisch und rechnete auf einem Fetzen Papier. Und er schien nicht zum Ziel mit der Rechnung zu kommen.

Am Ende des Jahres war es ihm mit aller Wucht auf die Seele gefallen, daß es nicht gut mit seiner Wirtschaft stand. Schon hatte er manches Stück Acker verkauft und viel, zu viel Holz in seinem Busch geschlagen, um sich zu arrangieren und wieder in die Höhe zu kommen. Aber die Verzinsung seiner Schulden hatte Alles schließlich wieder verschlungen.

Nun wollte er noch einmal sehen, ob sich garnichts mehr machen ließ. Vielleicht, wenn er seine Wirtschaft wesentlich verkleinerte?

So saß er und rechnete und sann . . . . .

Endlich war die Mitternacht nahe.

Er war in diesem Jahre an der Reihe, das Sylvestergeläute zu besorgen. So rief er seinen Sohn und seinen Knecht. Und zusammen gingen sie nach der Kirche. Die rauchgeschwärzte Laterne beleuchtete unsicher und unstet den gähnenden Kirchenraum und die steile Turmtreppe.

Endlich standen sie unter den Glocken. Nicht lange dann

schlug der Hammer zwölf Schläge aus der Uhrglocke. Sohn und Knecht faßten die Stricke der beiden Glocken. Die Klöppel schlugen an das Metall, und laut dröhnend und nachsummend wogten die Töne in die dunkle Nacht hinaus.

Er stand an der Turmluke und schaute schweren Herzens hinab auf das dunkle Dorf, wo nur einzelne Lichter und Häuserschatten von Menschengegenwart erzählten. Bald drangen laute Rufe und lärmende Schreie zu ihm herauf: die Burschen riefen ihr „Prost Neujahr“ durch die Gassen.

Er kam sich vor, als sei er getrennt von all dem Treiben da unten. Als stände er über der Welt. Und hinter ihm dröhnte und wogte der Glockenschall. Bald wie Drohung, bald wie Lockruf redete er zu ihm.

So nah hatte er seit seiner Jugend den Glocken nicht mehr gestanden. Damals war er mit seinem Vater beim Sylvesterläuten gewesen. Da hatte er noch keine Sorgen gehabt. Und er wußte, auch dem Vater war es besser gegangen. Warum? War er nicht ebenso fleißig und tüchtig und — nein, so fromm war er nicht wie sein Vater. Aber doch rechtlich und ehrlich und . . . . .

Und hinter ihm dröhnte und wogte der Glockenschall. Hörte er nicht in jedem Schlag: Gott! Gott! Wars nicht seine Stimme, die hinter ihm dröhnte und wogte, bald drohend, bald lockend?

Schwer legten sich die Klänge an sein Herz. Gott! Ja, diesen Posten hatte er in seiner Rechnung nicht berücksichtigt. Der hatte in seinen weltlichen und wirtschaftlichen Plänen und Sorgen keine Stelle gehabt. Der war ihm nur wie einer gewesen, der bei anderen Gelegenheiten, bei feierlichen, in Betracht kommt, oder erst später, so beim Sterben, so wenn es sich um die ewige Seligkeit handelt.

Sein irdisches Leben war ohne Gott herumgegangen. Im Irdischen wollte er vorwärts kommen, wollte er hoch hinaus. Im Himmlischen war er zurückgeblieben und nicht über die Anfangsgründe seines Glaubens hinausgekommen. Und es war rückwärts und abwärts gegangen . . . . .

Hinter ihm dröhnte und wogte der Glockenschall. Aber er hörte ihn kaum noch. Lauter redeten seine Gedanken und redeten mit einander: Wenn du es einmal umgekehrt machtest? Wie, wenn du deine Wirtschaft verkleinertest und die irdischen Güter verringertest, die dir nur zur Last sind und nicht zum Leben? Und dafür vorwärts im Himmlischen? Hoch hinaus im Glauben? Aufwärts zu Gott?

Aber bin ich nicht zu alt dazu? Und wie macht man das? Kann man mit einem Male glauben? . . . . .

Und hinter ihm dröhnte und wogte der Glockenschall. Nun hörte er ihn wieder: Gott! Gott! Und es klang wie Verheißung: Gott! Gott! Weich legten sich die Klänge an sein Herz: „Alles, was mir mein Vater gibt, das kommt zu mir; und wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen.“ Das mußte irgendwo in der Bibel stehen.

Er war mit seiner Rechnung im Reinen.

Er drehte sich um und rief den Läutern zu: Genug! Das neue Jahr ist da. Friedrich Daab

---

Verschiedenes

Neuer Luther-Kalender 1906. Zusammengestellt von Charlotte Schmid in Erlangen. Berlin, SW. 13, Alte Jakobstr. 129, Schriftenvertriebsanstalt. 75 Pfg.

Wir haben einmal vor einem Luther-Abreiß-Kalender gewarnt. Dieser Luther-Abreiß-Kalender ist der echte und rechte, den können wir nur wieder warm empfehlen. R

Wegweiser 1906. Kalender des Deutschen Protestanten-Vereins. Herausgegeben von O. Raupp. 138 S. Mit Abbildungen. Berlin S 59, Zentralanstalt des Protestantenvereins für Schriftenvertrieb 1905. 50 Pfg. In Partien billiger.

Unter der großen Zahl der Kalender einer der gediegensten, geschrieben aus der Freude heraus, einer großen Zeit anzugehören und ihr zu dienen. Röthig

Kleine Mitteilungen. In denselben Tagen, wo wir unsrer Bluts- und Glaubensverwandten in den baltischen Provinzen gedachten (Nr. 50, Sp. 1192 f.), hat sich ihr Los aufs äußerste verschlechtert. Ein deutliches zuverlässiges Bild von den Zuständen ge-

winnt man freilich auch aus der besseren Presse nicht, und Privatbriefe zeigen nur die noch größere Unorientiertheit des Einzelnen, der mitten in den Ereignissen lebt. Inzwischen sind in Berlin die ersten Schritte zu einer freien Hilfsaktion geschehen: aber wo wird man anfassen können? Wie wenig wird Freundschaft und Wohltätigkeit jetzt ausrichten? Das soll nicht zur Entmutigung gesagt sein. Sobald die leitenden Personen sich an die Oeffentlichkeit wenden, wird es an unsrer Unterstützung nicht fehlen. Für heute empfehlen wir den Aufruf aus Ostrowo im Anzeigenteil herzlich der Beachtung unsrer Leser. —

Mit dem Jahre 1906 tritt die Christliche Welt ihren zwanzigsten Jahrgang an. Wir bitten unsre alten Freunde uns treu zu bleiben und neue zu werben. Zu unsrer Freude haben wir in diesem Quartal die 5000 unsrer Bestellerzahl überschritten, nachdem wir lange vor der Schwelle gelegen. Es ging in den letzten zwei Jahren so:

	1903	1904	1905
1. Quartal	4660	4754	4874
2. „	4647	4720	4942
3. „	4604	4696	4883
4. „	4695	4816	5019

Nun wollen wir tapfer ins zweite Fünftausend hineinsegeln. Befrachtet ist das Schiff fürs erste genug, womit nicht gesagt sein soll, daß nicht für Bestes immer Raum wäre, besonders für kurze aktuelle Artikel. Wir wollen uns vorzüglich der profanen Welt wieder mehr zuwenden, beobachtend, beurteilend und begreifend. Hierfür ist verständnisvolle Mitarbeit besonders willkommen. Auch eine Durchmusterung der konservativen Theologie von heute ist in diesem Jahrgang beabsichtigt. Im übrigen bleibt es beim alten Kurs. Nach Vollendung des zwanzigsten Jahrgangs soll ein Sachregister für die sämtlichen zwanzig Jahrgänge erscheinen.

Allen Freundlichen und Getreuen ein glückliches neues Jahr! Desgleichen auch unsern Widersachern und Abgönnern! R

Abgeschlossen am 21. Dezember 1905.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Dienstag 16. Januar im Deutschen Kaiser: Bedarf unsere Religion eines strafrechtlichen Schutzes? (Rechtsanwalt Rothe)

Görlitz. Donnerstag 25. Januar 8 Uhr Hotel zur Krone, Obermarkt: Die Auferstehung Christi (Meyer und Riggenbach). Referent Pastor Bornkamm.

Magdeburg. Mittwoch 17. Januar ½4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Religiöse Diskussionsabende. Referent Pastor Liebster, Leipzig. Gäste willkommen.

Marburg. Montag 22. Januar ½9 Uhr im Ritter: Moderne Theologie des alten Glaubens.

Stuttgart. Montag 15. Januar 7 Uhr Herzog Christoph: Die Genesis im Religionsunterricht (Mittelschullehrer Glück-Stuttgart).

Preußische Kirchenzeitung

Verlag Gebauer-Schwetschke, Halle a. S.

Nr. 8/9. Friede auf Erden — Das Schulgesetz — Zur Behandlung der Bekenntnisfrage auf der westpreußischen Provinzialsynode — Die 11. ostpreußische Provinzialsynode — Der Lehrantrag auf der ostpreußischen Provinzialsynode — Noch einmal: Das kirchliche Frauenstimmrecht — Der Evangelische Bund — Aus Preußen: Das Volksschulgesetz — Hofprediger a. D. Stöcker — Aus der Provinz Sachsen — Der sächsische Provinzialausschuß für Innere Mission — Die Mittelpartei in Ostpreußen — Das „Reich" — Berliner Parteikämpfe — Professor Baumgarten — Mancherlei

Deutsche Mitbürger!

Die innerpolitische Lage in Rußland spitzt sich immer mehr zu. Das unglückliche Land ist in eine Revolutionsperiode getreten, die wohl wenn auch mit Unterbrechungen, einige Jahre anhalten dürfte. Daß die blutigsten Bürgerkämpfe noch in Aussicht stehen, wird immer klarer. Die Gewährung der erweiterten Verfassung wird schwerlich Etwas daran ändern.

Deutsche Mitbürger! In Rußland wohnen Zwei Millionen unserer Landsleute, deren Lage trostlos ist, und deren Leben und Besitz an einem Faden hängen.

In den Ostsee-Provinzen führen sie bereits einen Kampf auf Tod und Leben gegen die revoltierenden Massen, denen sie doch endlich unterliegen müssen.

Im Kaukasus werden sie von den räuberischen Grusinern, Tartaren und Armeniern beraubt und von der Scholle gejagt.

In Baku und Odessa sind ihre Reichtümer größtenteils in Rauch aufgegangen und unwiederbringlich verloren.

In den Wolga-Kolonien sind 100 000 Landsleute infolge Hungersnot den größten Lebensgefahren ausgesetzt, wenn ihnen nicht rechtzeitig Hülfe zuteil wird.

In Polen, wo ihrer 400 000 ansässig sind, gestaltet sich ihre Lage infolge des nationalen und religiösen Fanatismus seiner Bewohner ganz besonders gefahrvoll. Gerüchte von einem bevorstehenden Massacre durchschwirren seit langem die Luft.

Deutsche Mitbürger! Ihr habt 4 Millionen für die Buren, Hunderttausende für die Armenier geopfert. Ihr sammelt große Gaben für die Italiener. Wollet Ihr Euer eigenes Fleisch und Blut im Nachbarlande elend zu Grunde gehen lassen? Nein, das dürft Ihr nicht! Unsere Landsleute sind aber verloren, wenn wir sie nicht rechtzeitig aus dem schauerlichen Lande befreien und in unserem Vaterlande oder in unseren Kolonien ansiedeln. Die Begüterten unter ihnen werden sich selbst helfen; der Armen, Unwissenden und Führerlosen müssen wir uns erbarmen. Wir können sie alle gebrauchen zum Kampf gegen die inneren Volksfeinde. Vor allem haben wir Landarbeiter durchaus nötig; wir ziehen 500 000 solcher Arbeiter aus fremden Ländern (Galizien, Russisch-Polen u. s. w.) heran, und diese führen jährlich gegen 50 Milionen Mark an Löhnen und Ersparnissen aus Deutschland aus. Das in Ostrowo zusammengetretene Komitee arbeitet an der Befreiung und Rückbeförderung der Unglücklichen. Es wird beabsichtigt, die Landsleute auf kleinen Landparzellen nach einem mit den Behörden zu vereinbarenden System anzusiedeln. Bedenket auch, welcher Segen unserem teueren Vaterlande durch die Rückführung der tüchtigen Volksgenossen zuteil werden kann.

Wir haben unter dem Namen: **„Deutsch-russischer Rettungsfonds"** ein Rettungswerk begründet das von der Macht deutscher Nächstenliebe zeugen soll, und bitten: sendet Eure Liebesgaben an den **Superintendenten Harhausen in Ostrowo, Provinz Posen,** den Vorsitzenden und Schatzmeister des Komitees.

Einen herzlichen deutschen Gruß sendet Allen, die ihr Volk lieb haben,

das Hilfskomitee

Harhausen	Helbig	Platsch	Rosenberg
Superintendent	Postdirektor	Schulrat	Pfarrer

Weibliche soziale Hilfsarbeit

Casseler Kurse zur Einführung in Theorie und Praxis der **sozial-pädagogischen Hilfsarbeit.** Näheres i. d. Broschüre „Arbeit im Fröbelseminar" von Hanna Mecke.

Das Kuratorium

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau

Geschichte der Päpste

seit dem Ausgang des Mittelalters. gr. 8°

Mit Benutzung des päpstlichen Geheim-Archives und vieler anderer Archive bearbeitet von

Ludwig Pastor, k. k. Hofrat, o. ö. Professor der Geschichte an der Universität zu Innsbruck und Direktor des österreichischen historischen Instituts zu Rom.

Soeben ist erschienen:

IV. Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance und der Glaubensspaltung von der Wahl Leos X. bis zum Tode Klemens' VII. (1513—1534.)

1. Abt.: **Leo X.** (XVIII u. 610) M. 8.—; geb. in Leinwand M. 10.—

Die zweite Abteilung dieses Bandes (Adrian VI. und Klemens VII.) erscheint im Mai 1906. — Früher erschienen:

I. **Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance bis zur Wahl Pius' II.** (Martin V. Eugen IV. Nikolaus V. Callixtus III.) 3. u. 4. Aufl. M. 12.—; geb. M. 14.—.

II. **Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance von der Thronbesteigung Pius' II. bis zum Tode Sixtus' IV.** 3. u. 4. Aufl. M. 11.—; geb. M. 13.—.

III. **Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance von der Wahl Innocenz' VIII. bis zum Tode Julius' II.** 3. u. 4. Aufl. M. 12.—; geb. M. 14.—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Soeben erschienen

Unverrückbare ** Grenzsteine

Ein offenes Wort an Herrn D. Rade und seine Freunde

Von **D. Gustav Ecke**
ord. Prof. der Theologie in Bonn

Separatabdruck aus der Kirchlichen Monatsschrift „Positive Union"

Preis 60 Pf.

Verlag der Landeskirchlichen Vereinigung der Posit. Union. Berlin S. W. 68, Oranienstr. 105 I

Man verlange

Probenummern

der Christlichen Welt vom Verlag.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

*** Weitere Anzeigen am Schluß des Registers! ***

DATE D'U

GTU Library
3 2400 00270 1146

v.19
1905
CBPaG

Die christliche Welt v.19
1905